4° Per.
7 Cf (1846,2
Konversations
blatt

Digitized by Google

Frankfurter

Konversationsblatt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Jahrgang 1846.

Zweites Halbjahr von Nr. 179—360.

Frankfurt am Main.
Verlag der Fürstlich Thurn und Taxisschen Zeitungs-Expedition.

4° Per.
7 Cf (1846,2
Konversations
blatt

Digitized by Google

Frankfurter

Konversationsblatt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Jahrgang 1846.

Zweites Halbjahr von Nr. 179—360.

Frankfurt am Main.
Verlag der Fürstlich Thurn und Taxisschen Zeitungs-Expedition.

Inhalts-Verzeichniß zum Frankfurter Konversationsblatt.

Zweites Halbjahr 1846. N° 179—360.

I. Poesie.

1) Gedichte.

Aus Indien. Von W. Hamm. Nr. 204.
Was ist das Lächeln? Von A. Schirmer. 214.
Nachtmesse. Von demselben. 215.
Olga. Von J. E. Braun. 239.
Ein Lied vom König Wein, Anno 1846. Von J. E. Braun. 283.
Waldlied. Von F. Otte. 351.
Ein Märchen. Von W. Hamm. 354.

2) Romane, Novellen und Erzählungen.

[illegible] Zürbach. Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart. Von W. H. Riehl (Forts.). 179—184. —190. 238—247.
[illegible]erhaltungen. A. d. Wanderbuch eines fahrenden [illegible]ers. Von J. W. Appell. 185.
[illegible] Silhouette. Novellette von W. H. 186—187.
[illegible] geraubte Kind. Eine nordamerik. Skizze. 191—196.
[illegible]. Eine Erzählung v. F. Becher. 197—228.
Der Leichenmaler. Novelle von W. Hamm. 229—235.
Das blaue Kleid. Von ***. 236 u. 237.
Des Räubers Sohn. Eine indische Erzählung. 248—257.
Die Somnambule. Von E. B. 258. 260.
Der Bildhauer von Venedig. Eine Künstlernovelle. 261—263.
Das bezauberte Schloß. Von A. Esquiros. 264—275.
Ulstern. Von W. Hamm. 276—284.
Die Hochzeitreise. Von E. Becher. 282 u. 283.
Der Schweißhund. Von Mengen. 284—293.
Eine Begegnung. Von J. W. A. 294.
Die Wette. Von F. Geldner. 295—302.
Eine russische Colonie. 303—307.
Die Benediktiner von San Nikola il Vecchia. Von E. S. 308—311.
Aus Diderot's Leben. 312—317.
Die Glockenstube. Von O. N. 318—326.
Das Märchen von den zwei alten Gardinen. 327—328.
Der Heimat. 329—332.
Des Försters Schatz. Eine Dorfgeschichte von W. Hamm. 333—336.
Im Kriegsgericht. Von C. G. 337—339.
Der weiße Reiter. 340—347.
Marie. Ein Roman von Otto Müller. 348—360. (Fortsetzung folgt im nächsten Jahrgang.)

II. Kunst und Literatur.

1) Abhandelnde Aufsätze.

Gentz, Börne und Heine. Von Prof. Hildebrand. Nr. 179—184.
Literarisches Bestreben in Belgien. Von Fr. Schütz. 194—201.
Ueber Hartmanns v. d. Aue Iwein mit dem Löwen. Von Dr. F. Zimmermann. 212—217.
Zur [illegible] 221—
Hafis.
Die Ung[illegible] 263. 264.
Die Rolandsage in Italien. Von Dr. F. Zimmermann. 275—283. 297—304.

2) Kritik.

a. Kunstkritik.

Bellinische Musik.
Die Wiener Kunstausstellung. Von J. Antony. 195—200.
Einige Worte über die diesjährige Dresdner Gemälde-Ausstellung. 244.
Architektur. Ueber Ludwig Lange's „Werke der höheren Baukunst". Von J. 269.
Der Wiener Männergesangverein. 273—274.
Mathilde Wildauer und E. Devrient. Von J. Antony. 295—302.
Eine musikalische Petition von W. H. Riehl. 359.

b. Literaturberichte.

Aus Literatur und Leben der Gegenwart. Von Dr. F. Diefenbach. 193—194.
Der moderne Eulenspiegel. Von Tschabuschnigg. 205. 206.
Texas. Von Carl, Prinzen zu Solms-Braunfels. Vor H. 224.
Eine Kunstreise und ihre Folgen. 224.
Erzählungen und Novellen von Deinhardstein. 22[illegible]
Reise u. d. scandinav. Norden. Von Ida Pfeiff
August Schnezlers Gedichte. 224.

Digitized by Google

Skizzen von Julian. Von J. W. A. 260.
Prima vera von S. Köhler. 260.
Der Patriot. Von E. Ernst. 261.
Der letzte Band von Hillebrands „Deutscher Nationalliteratur." 264.
Die Verbreitung des deutschen Volks über die Erde. Von Dr. Stricker. 273.
Badisches Sagenbuch. Von A. Schnezler. 280.
Homers Ilias, übers. v. H. Monjé. 285.
Einige Aeußerungen Schinkel's ꝛc. Von Waagen. 295.
Rhein. Taschenbuch. 1847. 296.
Dr. Glaser's Schulatlas. 307.
Novellen von L. Schücking 317.
Byron's Frauen. Von J. v. Düringsfeld. 317.
Die Naturlehre des Schönen von Oersted. 318.
Gedichte von J. N. Vogl. 324.
Iris. Deutscher Almanach. 328.
Die lustigen Geschichten des Struwwelpeters. 2. Aufl. 341.
Rheinfahrt. Von Wolfg. Müller. 348.
Hans Jürgen und Hans Jochem. Von W. Alexis. 357.

c) Dramaturgische Aufsätze.

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen. Von Dr. E. Sattler. Nr. 203—209.
Die Musketiere der Königin. Oper von Halevy. 208.
Ein frommer Wunsch für das Frankfurter Stadttheater. Von .. 226.
Göthe's Egmont. 242.
Mozart's Idomeneus. 245- 246.
Gottsched und Gellert von H. Laube. 248. 249.
Das Käthchen von Heilbronn. Von Kleist. 252.
Die Musketiere der Königin von Halevy. Von W. H. Riehl. 354.
Der „alte Magister" und der „Vetter" von R. Benedix. 296—297.
Romeo und Julie von Shakespeare. 322.
Treue Liebe von E. Devrient. 338.
Bürgerlich und Romantisch von Bauernfeld. 338.
Der arteusische Brunnen. 338.
Faust von Göthe. 355.

III. Völker- und Länderkunde.

Der periodische Nilaustritt. Nr. 184.
Palmyra. (Aus Lady Esther Stanhope's Reisen.) 186.
Die blaue Grotte auf Capri. Von Erwin Spectter. 187.
Portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach W. Kingston von M. B. Lindau. 188 u. 189.
Eine Fahrt nach Elba. Von Dr. St. 202.
Untersuchungen über die Lage der Auswanderer in den Vereinigten Staaten. Von Van der Straeten-Ponthoz. 219—220.
Der Hella. Von J. Pfeiffer. 227.
Häusliches Leben im Orient. Nach Mistreß Poole von E. S. 229—235.
Der Pnyx. Von S—s. 233.
Scenen aus Marokko. Von H. Drummond Hay. 236—238.
Die Guarayos. 240.
Ein Begräbniß in Algier. Von S—s. 247.
Ueber die Höflichkeitsgebräuche bei den alten Römern. Von S—s. 248.
Vier und zwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru. Von Tschudi. 251—253.
Ein Franzose über den Taunus. 255.
Ein Deutscher in den Felsenbergen. 256.
Siena. Von St. 257.
Schilderung des französischen Volkes von Th. Schacht. 258.
Reise von Palermo über Catania nach Messina. Von St. 258—263.
Die Bukowina. Nr. 281 u. 282.
Auf dem Maelstrom von Edgar Poe. 284—290.
Sitten und Gebräuche in Frankreich. 291—293.
Abenteuer auf den Marquesas-Inseln. 304—310.
Der Bremer Freimarkt. 312.
Die Thugs. Von C. Rößler. 313—317.
Die Frauen in Lima. Von S. 326.
Schleswig-Holsteinische Sagen. 329. 330.
Die schwimmenden Gärten in Kaschemir und Mexiko. 337.
Ueber den innern Zustand des russischen Reiches vor zweihundert Jahren. 338—339.
Eine russische Hochzeit. 343.

IV. Charakteristiken, Biographien und Nekrologe.

Louise Aston. Nr. 185.
Karl Wilhelm Jerusalem und die Leiden des jungen Werther. Von J. Steinmann. 191—193.
Sir Robert Peel. 192.
Die englischen Minister. 211.
Da Ponte, der Dichter des Don Juan. Von J. W. A. 219.
Christian Heinrich Rinck. Von R. 225—228.
Georg Forster. Von Hillebrand. 265 268.
Friedrich Bechelde und das Schill's-Denkmal. 286.
A. L. Freiherr von Preuschen. (Nekrolog.) 308.
Lord Byron und Percy Bysshe Shelley. Von Dr. D. R. 344—353.

V. Aufsätze vermischten Inhalts.

Vergiftungen en gros. Nr. 182.
Eine moderne Gespenstergeschichte. 183.
Der Pariser Temple. 187.
Ein Sohn Napoleon's. 190.
Stylproben eines Frankfurter Theatercorrespondenten in den „Jahreszeiten". 190.
Ein Besuch beim Cardinal Mezzofanti. Von Dr. St. 210.
Einige Nachrichten über weibliche Krieger. Von Dr. St. 218.
Gräber in Göttingen. Von J. W. A. 224 u. 225.
Eine deutsche Schauspielerin und König Louis Philipp. 228.
Schnupfen, Rauchen, Kauen. 231.
Briefe des Ritters Zimmermann. 238—243.
Ein Mordanfall auf das Leben Napoleons. 244 u. 245.
Eine Pariser Gesellschaft. 249.
Die Ueberschwemmung von Petersburg 1824. 250—251.
Luftfahrt des Herrn Green. 250.
Zwei Briefe des Großherzogs von Frankfurt. 254.
Ein Besuch auf Hohenzollern. 256.
Die erste öffentliche Sitzung der Germanisten-Versammlung. Von R. 266.
Die zweite öffentliche Sitzung der Germanisten-Versammlung. 270. 271.
Richelieu als Tragödien-Dichter. 271.
Die Versammlung der Naturforscher in Kiel. 272.
Die Walhalla und ihr Album. 272.
Festgruß an die deutschen Sänger in Brüssel. Von Dr. Loremans. 274.

Digitized by Google

Englische Sitten auf der französischen Bühne. 275.
Der deutsch-vlämische Sängerbund bei dem Septemberfest in Brüssel. 277 u. 278.
Der Todtentanz in Clusone. 288 u. 289.
Wie der Teufel die Frau von Terentius O'Flaherty geholt hat. 294. 295.
Der Tod des Schauspielers Ball. 306.
Die erste Perrücke. Von J. W. A. 309.
Londoner Begräbnißart. 310.
Abschaffung der Todesstrafe. 312.
Der Possesso der Kirche des Laterans. Von G. Römer. 313—315.
Achter Jahresbericht des Verwaltungs-Ausschusses der Mozartstiftung. 316.
Ein anderes Fräulein von Kynast 318.
Ueber die Stellung der deutschen Schriftsteller zu denen des Auslands. Von Dr. H. Künzel. 319—320.
Cromwell im Bunde mit dem Teufel. 321.
Ein Dichtertod. (Alwin Reinbold.) 325.
Die Geschichte vom mexikanischen Stier und dem französischen Tiger. 326.
Die Pest in Moskau. 1770—72. Von Dr. St. 327—328.
Kraft des Willens. 329.
Ein weiblicher Kaspar Hauser. 331.
Culturgeschichte des Tabaks. 332.
Thee und Opium. 333.
Entzifferung der großen Inschrift des Darius. 333.
Blue stocking. 335.
Ermordung des Bischofs von Sion in der Südsee. 336.
Zwei eigenthümliche amerikanische Gewerbe. 339.
Das mexikanische Kriegswesen. 340.
Verbesserung des elektrischen Telegraphen. 340.
Genrebilder aus dem Literatenleben, von W. H. 342.
Deutsche Sprache im Norden. 342.
Ueber Vampyre. 343.
Das Dorf Brook in Holland im Jahr 1808. 344.
Wanderungen eines alten Soldaten. Von Baron v. Rabben. 345—349.
Mein Aufenthalt bei J. Kerner in Weinsberg. 353—358.
Der Katzen-Raphael. 359—360.

VI. Correspondenzen.

Aus Aschaffenburg. Nr. 185.
Aus Baden. 209. 294.
Aus Brüssel. 213.
Darmstadt. 291.
Aus Hamburg. 323.
München. 265.
Aus Paris. 331.
Pariser Briefe. 211—223.
Vom Rhein. 243.
Aus Rom. 335—336.
Aus Wien. Von J. Autony. 321—325. 332.
Aus Wiesbaden. 203.

VII. Feuilleton, Literarisch-artistischer Tagesbericht, Correspondenz-Notizen.

Durch alle Nummern laufend.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 179. Mittwoch, den 1. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Marie schlich sich, während die beiden Männer noch tief in's Gespräch versenkt waren, sacht die Treppe hinauf in ihr Kämmerlein. Sie hatte einen Brief, den ihr Richard bei'm Abschied zur Besorgung an seinen Vater übergeben, zwei Wochen lang sorgfältig aufgehoben; denn sie sollte ihn persönlich überbringen. Morgen war Sonntag, da wollte sie ganz frühe, wenn es noch dunkel ist, aufbrechen, um den weiten Weg nach Hohenrode und zurück in Einem Tage zu bewältigen. Sie legte sich jetzt ihren Sonntagsanzug zurecht und wartete dann am Fenster ab, bis der Nachtwächter vorüberging, dem sie zurief, er möge sie um drei Uhr wecken. Da man auf dem Dorfe wenig Geheimnisse hat, so mußte sie ihm erst noch über ihre Reise Rede stehen, ehe er zusagte. Dann legte sie sich getrost zur Ruhe.

Es träumte ihr, sie sähe Richard an Engenia's Seite, vermählt mit ihm, reich gesegnet mit überschwenglichem Glück, sie sah beide im glänzenden Saale, wie auf einem Throne sitzen, sie selbst aber saß ganz unten an den Stufen desselben, wie eine schlichte Magd angethan und fühlte sich selig, daß sie jezuweilen die Augen aufschlagen durfte und den theueren Mann, in so viel Pracht und Herrlichkeit strahlend, anschauen. Und auch Richard blickte dann mild und freundlich, ja, wie es ihr dünkte, fast wehmüthig lächelnd zu ihr herab und da sie es einmal wagte ihn recht lange, recht liebegesättigt anzuschauen, beugte er sich nieder, reichte ihr die Hand und flüsterte leise aber vernehmlich: Marie!

„Marie! Marie!" rief David und faßte die Schwester an der Hand, die sie ihm im Traume von selber entgegenstreckte. „Wach' auf! Bald ist es drei Uhr!"

Marie schlug die Augen auf und seufzte. So war es also nur ein Traum!

„Du bist schon so frühe auf, David? Wir hatten ja verabredet, daß ich mich sachte aus dem Hause schleichen wollte, um Dich nicht zu wecken."

Da erwiederte David etwas verdrossen:

„Es hat mich gar nicht gefreut, als ich hörte, daß Du Dir gestern Abend den Nachtwächter bestelltest, der Dir klopfen sollte. Ich kann auch pünktlich wach sein, und wenn Du immerhin den kleinsten Liebesdienst nöthig hast, dann sollst Du eher ihn von Deinem Bruder fordern, als von dem Nachtwächter."

Marie gab ihm einen Kuß und dankte ihm gar freundlich, und weil denn auf dem Lande jeder in allen Stücken mehr für sich selbst einstehen kann als in der Stadt, so ging der Schullehrer jetzt hinunter in die Küche, zündete ein lustiges Feuer an und kochte ganz heimlich einen Kaffee, während Marie sich anzog. Diese zarte Zuvorkommenheit freute und rührte Marien sehr, und nachdem sie noch versprochen hatte, sich ja recht warm zu halten, doch auch nicht allzu schnell zu gehen, und wenn es ja sein müßte, zumal gegen den Wind, vorsichtig ein Tuch vor den Mund zu halten, damit die scharfe dünne Luft nicht ganz unmittelbar in die erhitzten Lungen einströme (ein Schullehrer kann sich niemals enthalten, Vorsichtsmaßregeln zu predigen) — begab sie sich so heiter und wohlgemuth, als sie lange nicht gewesen, auf den beschwerlichen Weg.

Wie sie in der tiefen Dunkelheit des winterlichen Frühmorgens durch die unheimlichen beschneiten Tannenwaldungen schritt, begann es ihr ein wenig zu grauen; denn sie war doch so ganz allein, ein schwaches Mädchen, und durch ihren langen Aufenthalt in der Stadt der ländlichen Unverzagtheit ein wenig entfremdet, aber als sie ihres Traumes von heute Nacht plötzlich gedachte, und an demselben zu deuten und auszulegen begann und dadurch Richard's Bild immer lebhafter vor sich schaute, fühlte sie sich wunderbar gestärkt und schritt immer rüstiger vorwärts über den knarrenden Schnee in den allmälig aufsteigenden lichten Tag hinein.

Kurz vor Mittag kam sie nach Hohenrode, ohne daß ihr irgend etwas Erhebliches begegnet wäre.

Das Pfarrhaus sieht jetzt, von Schnee bedeckt, freundlicher aus als im Sommer. Im Inneren hat sich seit einem halben Jahre gar viel verändert. Eine entfernte Verwandte besorgt die Haushaltung und pflegt die Kinder; — der Vater hat nicht mehr die innige Freude an ihnen, wie ehedem, obgleich er sie immer noch väterlich liebt, aber er hat beschlossen, sein Herz nie wieder an irdisches Glück zu hängen, er, der kräftige, geistesgesunde Mann, sonst voll Lebenslust, mit so viel practischem Blick begabt, ist — Pietist geworden. Das ist zumeist die Rache für eine halbe Bildung, daß dieselbe zwar im gewöhnlichen Lauf der Dinge unserer Persönlichkeit inneren Halt, Selbstgewißheit gibt, aber sobald ein außerordentliches Ereigniß stürmisch hereingebraust kommt in unser bequem alltägliches Leben, uns im Stiche läßt, und um so rathloser uns hinausstößt in den Kampf, je mehr wir vorher glaubten, fest und unerschütterlich aushalten zu können. Da tritt dann oft der Fall ein, daß Alles zu extremer Ueberspannung umschlägt, wie solche Leute fast immer Pietisten werden, oder qualificirt leichtsinnige Vagabunden oder sonst etwas dergleichen.

Man nahm Marie gastfrei auf, (das ließ sich im Pfarrhause erwarten) und nöthigte sie zu Tische dazubleiben, obgleich sie zum ersten Male und ganz fremd die Schwelle betreten hatte.

Seit Richard's plötzlichem Verschwinden, seit dem Tode der Pfarrerin hatte der alte Johannes Zürbach keine Nachricht von dem „entarteten" Sohne erhalten, und es bangte ihm in der That sehr, er möge über kurz oder lang etwas

Digitized by Google

wirken zu können, wie ernst man es rügen darf, daß ein solcher Mann das Leben bis zum Mißbrauch brauchte und sich in ihm verbrauchte — jedenfalls verdiente er nicht, gemein geschmäht zu werden, am wenigsten von denen, welche Görres den antinationalen Jesuitismus (der uns jetzt in Politik und Religion gleich groß Verderben bringt) an die Stelle des Patriotismus treten ließen. Genz war kein Mann der Tugend noch, wie es uns scheint, der politischen Wahrheit; allein niemals hat er auch die dürftige Heuchlermaske in beiden Hinsichten vorgenommen, seine menschliche Schwäche offen eingestehend und seine politische Gesinnungslosigkeit mit keinem Gedankendunste bemäntelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Hyltons Menagerie war kürzlich in Prdruth angelangt; Abends warrn an die zwei tausend Menschen in der Bude und eine noch größere Anzahl stand vor derselbrn. Da reizten zwei Knaben eine blinde Hyäne, welche hierauf mit einer andern, die sich in demsrlben Käfig befand, Lärm anfing. Das Beißen und Schreien der Brstien versetzte die Zuschauer in Schrrcken. Zugleich fing der Löwe an zu brüllen. Da schrie jemand: „Drr Löwe ist los!" und wie besessrn stürzte Alles nach der Thür. Das Gedränge war gräßlich. Endlich wurde die eine Budenwand gesprengt. Jetzt stürzte die ganze Menschenmasse in die Häuser. Der Löwe war aber nicht los; der Schreck hatte jedoch schweres Unheil angerichtet. An zweihundert Leute waren zu Boden getreten worden, manche hatten schwere Arm-, Bein- und Rippenbrüche erhalten, andere waren mit Beulen und Wunden bedeckt. Das Lrben hat niemand dabei ringebüßt, doch der Ort wird noch lange an diesen Angstabend denken. Mainz. Unterhdl.

*** Die Sentenz der k. Tafel gegen ungefähr 20 vor kurzem in Pesth ertappte Hazardspieler ist — wie die „Pesther Zeit." berichtet — sehr streng ausgefallen. Jeder Schuldige wurde mit 100 Ducaten gestraft, und hat bei Zahlungsunfähigkeit srchs Monate Arrrst mit zweimaligem wöchentlichen Fasten zu erwarten, außerdem soll er dreißig Mal die Früchte der Haselstaude verkosten.

*** Wien. Am 16. Juni hatte die Enthüllungsfrierlichkeit des von dem k. k. Hochstatuarius Pompeji Marchesi verfertigten, in der Gießerei des G. J. B. Biscardi zu Mailand gegossenen Kaiser-Monumentes auf dem ehmaligen Burg-Franzens-Platz statt. Auf einer länglich viereckigen granitenen Unterlage von 38—40 Schuh erhebt sich ein großes Piedestal, auf diesem ruht ein zweiter Granit-Block mit vorspringenden Würfeln, welche der kolossalen 10½ Schuh hohen in sitzender Stellung angebrachten Statuen, nämlich dem Frieden, der Religion, der Stärke und Gerechtigkeit zur Stütze dienen. Auf dem Mittelwürfel ist eine achtseitige Säule aufgesetzt, in deren Seiten 8, neun Schuh hohe Basrelifs: die Wissenschaft, den Krieg, die christliche Kunst, die Viehzucht, Landwirthschaft, Bergbaukunde, Industrie, den Handel darstellend eingesenkt sind. Auf zwei dieser achtseitigen Säule getragenen Sockeln befindet sich das kolossale Standbild srlbst. Letzteres hat eine Höhe von 17½ Fuß, ist in stehender Stellung, die rechte Hand ausstreckend, die linke hält das Scepter. Das ganze Monamrnt ist aber 50 Fuß hoch. Derselbe Berichterstatter glaubt an dem Monumente in rein-artistischem Betrachte ausstellen zu müssen, daß das Verhältniß des Kopfes zu dem kolossalen Körper zu klein, das der Füße jedoch unverhältnißmäßig groß erschrine. Insbesondere scheine der rechte Oberschenkel sich viel zu doch gegen die Brust zu erhrben, wobei zugleich die Drapperie fast wie naß anliegend anzusehen sei. In den Gesichtszügen vermißt man (wohl nur aus Gründen, die in der Idealität der plastischen Formen überhaupt zu suchrn sein mögen) die vollkommene Porträtähnlichkeit. Was den rrsten Vorwurf betrifft, so ist drrselbe fast allen modernrn Kolossrlstatuen grmein, da sie in drn Proportionen an und für sich richtig grarbeitet aber meistens nur auf die Effekte des Modells oder der Zrichnung nicht aber auf die ganz andere perspektivische Verkürzung für den von unten hinaufblickenden Beschauer berrchnet sind.

*** Clajus wähnte seinem ländlichen Grdichtr: die Pegnitzschäferei eine besondere Schönheit zu geben, wenn er die Natur folgendermaßen abcopirte:

Es dirdlitir-dirdilir-dirdilirliret die Lerche;
Es klappern und dappern und plappern langbeinige Störche;
Es krecken, krerecken und quecken grüngrüblichr Frösche;
Sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedräsche;
Es lispeln und wispeln und frischpeln krystallene Brünnrn,
Und spritzen und schwitzen und nützen mit bräunlichen Rinnen.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 29. Juni.)

Die Nachricht von Bonpland's Tode bestätigt sich. — Bonpland hat die Botanik mit einer Unzahl in Südamerika neu entdeckter Pflanzenarten brrrichert. Als Schriftsteller hat er an der botanischrn Abtheilung des großen Humboldt'schrn Reisewerkrs den Hauptantheil, dann ist er Verfasser einer sehr wichtigen botanischen Monographie über den Garten zu Malmaison, die er als Vorsteher dieses botanischen Institutrs schrieb. Seit 1829 hatte er mit Humboldt in fortdaurrndem Briefwechsrl gestanden, allein vergebens forderte ihn der deutsche Freund auf, nach Europa zurückzukehren. Er scheint in den Pflanzungen am Paraná, wo er krinerlei Umgang mit gebildeten Menschen hatte, förmlich verbauert zu srin, so daß ihm die Rückkehr in die gelehrte Welt oder auch nur in die civilisirte Gesellschft Europas wie eine Aufgabe erschien, welcher er nicht mehr gewachsen sei. —

— Herr Capellmeister H. Dorn in Köln hat uns in Betreff unserer Notiz über die Theilnahme der Kölner Gesangvereine am vlaemisch-deutschen Sängerfest eine Berichtigung zugesandt, die dahin lautet, daß der Dorn'sche Verein wirklich als solcher sich an drm Feste betheiligt habe, was dann auch durch das von dem Centralkomite ausgegebene gedruckte Verzeichniß bestätigt wird. Wir freuen uns also, zu Ehren der Kölner Vereine, unsere erste Mittheilung als unbegründet widerrufen zu können. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 30. Juni. Das bemoos'te Haupt, oder: Der lange Israel, Lustspirl in 4 Abtheilungen, von R. Benedix. (Gastrolle) Aledorf: Herr Gunlau, vom Stadt-Theater zu Augsburg.

Donnerstag, den 2. Juli. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Auber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 180. Donnerstag, den 2. Juli **1846.**

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

15.

Der Polizeidirector von Hülse war insgeheim dem Obristen spinnenfeind geworden. Er sah jetzt ein, daß dieser Mensch für ihn zu pfiffig war. Der Obrist hatte ihn benutzt, um die eigenen Plane zu verfolgen, um den schon lange rege gewordenen Verdacht des Fürsten gegen seine Gattin auf die Spitze zu treiben, aber er hatte keine Rücksicht genommen auf seines Verbündeten sehnlichsten Wunsch — Aussöhnung mit Eugenia; denn der Polizeidirector wollte nur die Entfernung Richard's. Allein in dieser kalten Welt der Convenienz, die so schneidend contrastirt mit dem freundlich gemüthlichen Leben, welches in dem armen Stübchen des Präceptors so anmuthig waltet, verbirgt man seinen Groll, wenn es der Vortheil heischt, und der Polizeidirector gewann das über sich, obgleich im Grunde kein Meister in der Verstellung.

Der Obrist hatte die Intrigue ausgesponnen, der Polizeidirector hatte die Beweise beigebracht. Es war ein großes Glück, daß die beiderseitige Stellung, die aristocratischen Verhältnisse überhaupt einen offenen Bruch zwischen Beiden nicht duldeten; denn, sei es nun im Guten oder im Bösen, etwas Außerordentliches können Beide leisten, wenn sie sich nur hübsch zusammenhalten. Der Obrist, der nie in seinem Leben etwas gearbeitet, aber viel gesehen, viel gehört, scharf aufgefaßt hat, der vom Glücke hierhin und dorthin geschleudert wurde, ohne jemals unter's Wasser zu kommen, der aber auch keine drei Tage in Einer Situation standhaft ausharren kann, ist wahrhaft genial, wenn es gilt, rasch einen kecken Plan zu entwerfen, die Punkte aufzufinden, an denen man ein feines Gewebe anheften kann. Allein ausführen kann er nicht. Geduld, Ruhe, Consequenz, der Blick auf das Kleine fehlt ihm. Der Polizeidirector dagegen hat fürchterlich viel gearbeitet. In vier beißen Studienjahren hat er auf der Universität dreiundachtzig Collegia gehört und ein musterhaftes Staatsexamen bestanden — summa cum laude hieß es in dem öffentlichen Zeugniß, und die kleine Seele beliebäugelte damals diese magischen drei lateinischen Worte, wie man die Schriftzüge des ersten Briefes einer Geliebten beliebäugelt. Zwar war sein Fleiß immer so äußerlich wie möglich gewesen und wenn nur einmal Bücher und Mappe in den Winkel geworfen waren, dann war er der Wildeste auf der Kneipe, ein Corpsbursche mit Leib und Seele, der auf die nicht behänderten Studiengenossen genau mit dem nämlichen wegwerfenden Blick schaute, mit dem er jetzt einen Subalternen oder gar einen „Unangestellten" anzusehen pflegte. Betrachtet einmal diese Helden der Schreibstube, des Medizinalkollegiums, des Pfarramtes, der Schulsäle genau, die über den ordentlichen, fleißigen, ehrwürdigen Bürger, den tüchtigen Industriellen und Kaufmann, den Privatgelehrten beinahe stolpern, so klein und unbedeutend erscheint er ihnen, betrachtet sie aufmerksam: — das waren meistens die größten Helden der akademischen Freiheit, demüthige Sklaven vor dem Catheder und dem Compendium und wahre Jakobiner vor dem Karcerdiener und dem Universitätsrichter! Diese glatte Lippe, die jetzt so zweideutig zwinkert, hat einst der stolzeste radicale Schnurrbart beschattet, die breiten Schlagerschmarrn auf Stirn und Wange sind kaum ganz vernarbt, Ehrenzeichen einer ehemaligen trotzigen Opposition gegen das Gesetz, während derselbe Mann jetzt nur da noch Trotz zeigen kann, wo er keine Opposition mehr zu befürchten hat! — Der Polizeidirector war scharfsichtig im Kleinen, ausdauernd in der dürren trockenen Arbeit, er verstand es, sich nach Umständen groß oder klein oder ganz unsichtbar zu machen, bis er zum Zweck gelangte — nein! der Obrist und der Polizeidirector müssen sich zusammenhalten, und sie werden es thun, sie werden wie treue Freunde fortan ihren Champagner gemeinsam trinken und wie Todfeinde während des Trinkens sich hassen; was sie bis jetzt gethan haben, ist nur sein Anfang, ist nicht der Rede werth; behalten wir einstweilen diese Gestalten im Gedächtniß, mir däucht, sie werden sich noch sehr selbstständig geltend zu machen wissen, denn die Prosa und das Raffinement behält immer Recht in unsern Tagen. Unterdessen müssen wir eine Weile den bisherigen Schauplatz unserer Geschichte verlassen, eine neue Scene rollt sich auf, vielleicht um freundlichere Bilder vorerst vor unsere Augen zu bringen. — — — —

16.

Die Schwaben sind entsetzlich theilnahmlos gegen alles Ausländische, tritt dasselbe aber in einer äußerlich frappirenden Weise auf, dann wird ihr höchstes Interesse rege. Man kann der bedeutendste Mann sein und wird vollkommen ignorirt; geht man aber in Stuttgart nur mit einem recht seltsam geformten Hut, mit einem etwas genial geschnittenen Rock über die Straße, so darf man sicher sein, von Stund an in seinem ganzen Thun und Lassen auf's scharfste beobachtet zu werden.

So erregte in Tübingen im Winter 1842 ein junger Mann, dem Anscheine nach kaum achtzehn bis neunzehn Jahre alt, großes Aufsehen — weil er den ersten Sackpaletot trug, den man jemals in Tübingen gesehen. Ging er, was freilich selten geschah, spazieren oder zeigte er sich in einem Wirthshause, dann steckten die Leute alsbald die Köpfe zusammen. „Drs ischt a nett's Bürschel," sagten die Mädchen, wenn sie das zarte, edelgeformte Gesicht anschauten, „er hat nur gar so a adelig's Röckle an!" Der jugendliche Bursche hatte fast immer einen älteren, etwa fünfundzwanzigjährigen jungen Mann zum Begleiter, der wohl ein sehr vertrauter Freund sein mußte; Andere

Digitized by Google

meinten aber, es sei sein Hofmeister, noch Andere, sein Bruder, doch dafür sahen sich Beide gar zu unähnlich. Obgleich der Jüngere mit dem Paletot eine studentische Mütze trug, und Beide sehr fleißig in den Collegien hospitirten, waren sie doch keine immatriculirten Studenten, sie hatten sich zwei Zimmer mit der schönsten Aussicht in das Ammer- und Neckarthal oben auf der Burgsteige gemiethet, und öffneten bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise den neugierigen Tübingern ein äußerst ergiebiges Feld für die wunderlichsten Conjecturen. Da die beiden Fremden im ersten Gasthause, im „Lämmle", ihren Mittagstisch hatten, so wäre es vielleicht ein Leichtes gewesen, gesprächsweise der Sache allmälig auf den Grund zu kommen, allein man hatte bemerkt, daß sie „norddeutsch", d. h. hochdeutsch sprechen, und dies ist von vornherein ein schlechter Empfehlungsbrief bei den Schwaben, da dieselben theilweis gar seltsame Begriffe von den „Norddeutschen" haben, zu denen sie übrigens auch schon die Frankfurter, ja was ächte Altschwaben sind, sogar die Karlsruher rechnen. Das junge Bürschchen im Paletot versuchte es sogar öfter, ein Gespräch einzuleiten, allein die Tischgesellschaft ging niemals recht darauf ein; wenn ein Schwabe erst einmal recht in Zug kommt, dann kann er wohl furchtbar gesprächig sein, aber es dauert auch sehr lang, bis die erste starre Zurückhaltung überwunden ist, namentlich jedoch beim Mittagsessen im Lämmle ward gar wenig geredet, und man hörte fast nur das Geklapper der Messer und Gabeln, wenn aufgeschöpft und zurechtgeschnitten wurde, und dann a tempo eine Todtenstille, sobald die eigentliche Manipulation des Essens begann.

(Fortsetzung folgt.)

Gentz, Börne und Heine.

(Fortsetzung)

Börne und Heine.

In Börne personificirt sich der ganze Prozeß der politischen Kritik und zwar unter engster Beziehung zur Literatur. Es ist der Prozeß des Liberalismus gegen den dynastischen Konservatismus. Der Staat soll in sich selbst sein eigen sein mit Leib und Leben und ebenso die Literatur mit ihm und durch ihn. So wollte es dieser Mann, der nur für die Kritik geboren schien. Börne ist ein politischer Absenker von J. Paul, wie L. Scheser ein sentimental-humoristischer. Er prägt seines Meisters Freiheitssinn nur scheoffer, demokratisch-revolutionärer hervor, steht aber bei allem Zürnen auf demselben Grunde nationaler Liebe. Börne ist ein tragischer Charakter, der sich selbst zur Tragödie ausgedichtet hat; und, wenn Aristoteles Recht hat, daß der echt tragische Charakter weder rein schwach noch rein vollkommen sein darf, so hat unser Mann auch in dieser Beziehung die tragische Urbedingung an sich. Börne war ein hochbegabter Geist, in intellektueller Hinsicht wahr und scharf, in sittlicher voll Ernst und gutem Willen. Allein er stand unter der Macht der Leidenschaft, nicht der tobenden, sondern der krankhaft wühlenden. Er stellte sich auf den Punkt ausschließlicher Einseitigkeit, reiner Negativität, wodurch er gemach verzehrt ward. Börne krankte am Guten; dies war sein Schicksal, dies das Motiv seiner Lebenstragödie. Aber diese Tragödie ist eine rein nationale; wir haben kaum eine deutschere, als die dieses Mannes. Was könnte Deutschland sein, wenn es frei sein dürfte, und was ist es, da es unfrei sein muß? — diese Frage ließ dem Patrioten keine Ruhe und trieb ihn in Verbannung, in das Geburtsland der neuen Freiheitslehre, allein er nahm die Heimat mit, er trug sie trotz des scheinbaren Hasses so liebevoll an dem hoffnungslosen Herzen, daß es ihm darüber brach. „Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: ich danke Herr Gott, ich will ein Deutscher bleiben, mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen."

Börne's Pariser Briefe sind prosaische Messeniennen, so tief von Patriotismus und Weltschmerz durchdrungen, wie die poetischen des Franzosen Delavigne, die fast gleichzeitig erschienen. Börne trat überall für die Freiheit in die Schranken, wo er sie gefährdet sah; so auch als die Freisinnigkeit eines Gans mit der philosophischen Herrschaftslust eines Hegel den Bund wissenschaftlich-keitischer Ausschließlichkeit stiften wollte. Wenn ihn der Konservatismus verworfen, wenn ihn der Liberalismus oft zu hoch erhoben, so war solches der Parteistellung zu Gute zu halten; wenn aber ein Heine ihn, den Todten, schmähen mochte, so setzte er sich selbst, dem Lebendigen, nur ein Denkmal eigener Schmach, und Gutzkow that eine gute That, daß er sich des Todten gegen den Lebendigen annehmen wollte. Wir sind nicht gewillet, Börne's Art und Weise zu der unsrigen zu machen. Wir müssen tadeln, daß er in zu großer Schwarzsichtigkeit das Gute übersah, was die Zeit und ihr Geist auch in unserm Deutschland schuf, daß er das Vaterland in leidenschaftlicher Zorn-Liebe bei seinen Feinden, bei den Fremden lästerte, daß er im absoluten Demokratismus sein Ich zum ausschließlichen Maßstabe des Wahren und Vollkommenen zu machen suchte; wir verwerfen die einseitige Befangenheit, womit er die Literatur an die politische Tendenz fesseln mochte, womit er Göthen verdammt und J. Paul bis in den höchsten der sieben Himmel erhebt (in Allem diesem zum Theil Wolfgang Menzeln begegnend;) wir mögen an seiner literarischen Kunst nicht billigen, daß sie nur in negativer Spannung sich gebärdet, so wenig wir in dem Drange und Gedränge des Witzes überall den höheren Humor finden können, der beruhiget, indem er erregt; ja, selbst sein oft gerühmter Styl kann uns nicht durchweg als klassisch gelten, weil er (abgesehen von der hin und wieder J. Paulisirenden Manier) zu oft in ungemäßigter Unruhe forttreibt und sich im Tumulte seiner Wellen selber überströmt — wir tadeln dies Alles und behaupten doch, Börne war ein bedeutsames Meteor am Firmamente unserer Literatur, das, wenn auch grelle, doch treffende Lichter auf unsere nationalen Zustände und vornehmlich auf die literarische Umgebung fallen ließ. Börne hatte in Politik und Literatur Gesinnung, worin er Viele übertraf, am meisten Heine, mit dem er sonst oft den Witz der Darstellung theilt. Beide sind jüdischer Abkunft, sie tragen Beide das Erbe ihrer Nationalität, die Schärfe der Reflexion in der Schale des Witzes. Saphir, der (fast gleichzeitig) den Ernst der Idee und Wissenschaft an die Unmündigkeit der bartlosen Jugend verrieth, gehört demselben Stamme an und handelt literarisch mit gleicher Waare; nur ist diese weniger echt, weniger stoffhaltig und gut gearbeitet. Saphir hob bei seinem ersten Auftreten zum Theil die Knaben auf den Stuhl des literarischen Richteramts, die dann nicht ermangelten, mit ihrer Bubenpeitsche die Männer der Arbeit zu verletzen. — Börne's eigentliche Zeit war das Vorstadium der Juli-

Digitized by Google

reformation, mit dem Eintritte dieser selbst schloß er seine rechte Bahn. Er verlor sich an den Radikalismus und übertrieb den ursprünglichen edlen Zorn in einem Grade, daß er oft in sein Gegentheil umschlagen mußte. Die „Briefe aus Paris" (1831) bilden den Grenzstein seiner wahren Literaturstellung. Sie sind, wie wir soeben bemerkt, prosaische Zorngedichte, voll der treffendsten politischen, socialen, literarischen Wahrheiten, aber zu bunt verwebt mit killerhaftem Witze, der nicht aushält vor der Strenge des Gedankens. Börne begann sein eigenthümliches Schriftthum in Frankfurt. Die „Zeilschwingen" (1818 ff.) stehen am Anfange; ihnen folgte bald darauf die „Waage" (1820 ff.), eine Zeitschrift, die ihn mit der Hyder der Reaktion in den bedrohlichsten Gegensatz führt. Das Jahr 1829 brachte seine „gesammelten Schriften," in denen die literarische Kritik mit der politischen nahe vereint steht. Die „Dramaturgischen Blätter" (1829 ff.), sind voll schlagender Bemerkungen, aber auch nicht frei von flach und schief treffenden Streichen. Er nennt sich selbst einen „Natur-Kritiker," und gerade dieser Naturalismus ohne feste Idee verführt ihn oft zu Sprüngen, welche der echten Kritik nicht wohl ziemen. Was er über den Charakter unseres nationalen Dramas in der Vorrede ausspricht, ist leider zu war; wie wir denn selbst oben auf diese Mangelhaftigkeit nachdrücklich hingewiesen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Professor Libri in Paris besitzt eine merkwürdige Sammlung von Jugendarbeiten Napoleon's, über die er vor einigen Monaten in der „Revue de deux Mondes" einen kurzen Bericht erstattet hat. Ein Korrespondent der „Allg. Ztg.", welcher diese Schriften einzusehen Gelegenheit hatte, gibt über dieselben folgende nähere Auskunft: Es scheint, daß der junge Bonaparte, von seinem Knabenalter in Korsika an bis zum Beginn seiner militärischen Laufbahn, wie in den ersten Jahren der Revolution viel geschrieben, wie später in Klubbs viel geredet hat. Das Merkwürdige dieser Produkte ist nicht ihr innerer Werth, sondern vielmehr die zahlreichen Charakterzüge, von denen sie strotzen, und welche den künftigen Ehrgeiz selbst in den unschuldigsten Jugendversuchen überall hervorstrahlen lassen. Er selber hielt sehr auf Bewahrung aller dieser Produkte. Er hat sie fleißig etikettirt, sorgsam zusammengebunden, nach Jahren gesondert. Wie er erster Konsul geworden, war er über die revolutionären Ideen, von denen seine Klubbreden überströmten, besorgt; da er aber doch nichts zerstören wollte, schickte er den Koffer mit allen Papieren an seinen Oheim nach Lyon, den Abbé, späteren Kardinal Fesch. Dieser achtete nicht darauf, und als die Bibliothek des Kardinals nach Ankunft der Bourbonen und Rückzug der Familie Napoleon versteigert wurde, kam der Koffer mit vielen andern Dingen in die Hände eines Sekretärs des Kardinals, welcher zu Lyon blieb, wo ihn endlich Herr Libri ersteigerte. Napoleon hatte als Knabe in Korsika einen Benediktiner zum Lehrer gehabt und fleißig sich in römischer, italienischer, korsikanischer und französischer Geschichte umgesehen, zahlreiche Auszüge aus geschichtlichen Büchern gemacht, wie sie ihm unter die Hand fielen. Es ist merkwürdig, daß, sogar auf der Schule von Brienne noch, in dem jungen Manne der Korse ausschließlich vorherrschte und lobte, wie er damals die Partei Paoli's mit Leidenschaft ergriff, die französische Herrschaft haßte und vernichten wollte, was freilich später in das gerade Gegentheil umschlug, als seine Familie sich wider Paoli erklärte und der Kampf zwischen den Familien Bonaparte und Pozzo di Borgo in Korsika begann. Noch merkwürdiger ist der hartnäckige Ehrgeiz des jungen Knaben, der seinem Lehrer, dem Benediktiner, im dreizehnten Jahre seines Alters, einen politischen Aufsatz zuschickte, welcher an Necker adressirt war und eine Konstitution für Frankreich enthielt. Der Benediktiner lobte den Knaben, rieth ihm aber, die Thorheit zu lassen, das unreife Gerede an den Minister absenden zu wollen, in dessen Hände es niemals kommen würde. Napoleon aber hielt fest, der Aufsatz wurde abgesandt, aber der Knabe erhielt, wie natürlich, keine Antwort. Er hat bekanntlich Necker niemals ausstehen können und ihn für einen sehr seichten Kopf erklärt. Die geographischen Exzerpte des Knaben haben das Merkwürdige, daß sie mit St. Helena enden; „kleine Insel", sagt er! Wie bekannt, war der Mann Napoleon tief fatalistisch gesinnt, wie ein wahrer Muslmann. Solcher Fatalismus war noch allen großen Gewaltmenschen eigen, die sich nicht zur Klarheit und Milde des Christenthums haben erheben können. Ein Aufsatz über den „Contrat social" Jean Jarques Rousseau's ist auch in mancher Hinsicht merkwürdig. So revolutionär Bonaparte zur Klubbzeit sich aussprach, so war ihm doch das vollkommen Abstrakte, das radikal Falsche im „Contral social", so wie der konsequente Materialismus des Condorcet zuwider. Uebrigens war der junge Napoleon ganz Jakobiner, heftiger, wilder Klubbredner, Demagog— aus Ehrfurcht, denn eben der Jakobiner in ihm war der Keim zum künftigen Despoten.

*** Ein englisches Blatt erzählt aus Ibrahim Pascha's Aufenthalt in London folgende komische Episoden, für deren Wahrhaftigkeit wir indeß nicht einstehen möchten: Ein Kellner, Namens Abraham Parker, wagte es (unbekannt mit den türkischen Sitten) seine christlichen Hände an die heiligen Papoochis (Pantoffeln) Seiner Herrlichkeit Ibrahim Pascha's zu legen, um solche vom Staube zu reinigen; kaum hatten Dieß die im Gefolge des Pascha befindlichen Sklaven bemerkt, als sie mit Blitzesschnelle auf dessen Befehl dem erschrockenen Kellner die Schuhe auszogen, um ihm wegen dieses Vergehens augenblicklich die Bastonade zu ertheilen. Nur die Hilfrufe „Mörder" und „Feuer" retteten den armen Abraham Parker vor den Schlägen, da ein im Hause zur Dienstleistung befindlicher Polizeiinspektor hinzueilte und die gute Lehre gab, daß man in England nicht nach dem türkischen Kodex richten dürfe. Wie der Donner auf den Blitz, so folgte jetzt von Seiten Ibrahim's, der sich vor Wuth nicht kannte, ein Schlag mit dem Kurbash (Peitsche) über die Schulter des Polizeiinspektors, worauf zahlreiche Polizeimannschaft herbeigerufen und der Pascha mit Gewalt zur Ruhe gewiesen werden mußte. Man wird den Fall nicht vor Gericht bringen, ansonst dem hohen Gast ein unfreiwilligee längerer Aufenthalt in England zu Theil werden könnte. — Bei dem Besuche des Tunnels ließ Ibrahim den Billetabnehmer fragen, was der Zweck des Tunnels sei, worauf dieser verlegen erwiderte: „um über den Themsefluß zu setzen, Ihro Hoheit!" — »Meshallah!« (ein ägyptischer Fluch) erwiderte Ibrahim seinem Dolmetscher, „frage den Jiaur (Christenhund) ob sie denn nicht schon Brücken und Schiffe genug hätten?" — Am Unzufriedensten war Ibrahim Pascha mit dem Gouverneur der Bank von England. Dieser gemüthliche Mann legte eine Papierrolle von Banknoten in die Hand Sr. ägyptischen Hoheit, mit der Bemerkung, daß der Werth davon eine Million Pfund Sterling betrüge. Se. Hoheit war gerade im Begriff, mit herzlichem Gelächter diese Banknoten in seine faltenreichen Beinkleider zu verbergen, als der Bankgouverneur schnell darnach schnappte und mit verneinender Kopfbewegung sie ergriff und wieder in die Schublade verschloß. Der Dollmetscher hatte nun große Mühe, dem Pascha begreiflich zu machen, daß man sie nur zeigen

und nicht auch schenken wollte; Ibrahim hatte den festen Glauben, diese zwölf Millionen Gulden hätten ein »Bakkshish« (Ehrengeschenk) sein sollen, und ging weg mit der Aeußerung: „Es sei ein derber Spaß gewesen, den man sich mit ihm erlaubt habe." N. Korresp.

*** Stockholm. Ein schreckliches Unglück hat die schwedische Kriegscorvette Karlskrona betroffen, welche seit einigen Monaten in den westindischen Gewässern kreuzte und eben nach Europa zurückkehren sollte. Das schöne Schiff ist zu Grunde gegangen, und der größte Theil der Besatzung hat sein Grab in den Wellen gefunden. Der König bekam gestern einen Bericht, welchen der zweite Befehlshaber des verlornen Schiffs, Capitän Teesmeden, an Bord des amerikanischen Schiffes Swan am 9. Mai geschrieben und aus Philadelphia abgesandt hat. Man ersieht daraus, daß der Befehlshaber der Corvette nebst 115 andern Personen umgekommen, und nur Capitän Teesmeden nebst 2 andern Officieren, 4 Unteroffizieren und 10 Mann gerettet sind. Die Corvette, welche am 30. April früh Havana verlassen hatte, wurde am nämlichen Tage von einem Orkan so plötzlich überfallen, daß sie binnen drei bis vier Sekunden umgeschlagen mit dem ganzen Takelwerk im Wasser lag und in einer oder zwei Minuten versunken war. Keine Barrasse konnte losgemacht werden; nur die Schaluppe wurde in See gewälzt; diese enthielt anfangs nur acht Personen, nahm aber nach und nach neun Schwimmer auf. Diese 17 Personen trieben nachher ohne Kleider, weil sie daraus eine Art Segel gebildet hatten, ohne Nahrung und ohne Wasser, von einer brennenden Sonnenhitze des Tages, von Regen und Kälte des Nachts gepeinigt, auf dem Meere herum, bis sie von dem amerikanischen Schiffe Swan, Cap. Snel, bemerkt und aufgenommen wurden. — Nach Stockholmer Blättern vom 10. war die Zahl der an Bord befindlichen Officiere 16, worunter 14 junge Marinelieutenants von ausgezeichneter Fähigkeit. Nur 3 Officiere sind gerettet, also 13 umgekommen. Eine halbe Stunde nach dem Ausbruch des Orkans war alles wieder still und das Meer ruhig. A. Z.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 30. Juni.)

Die Berliner Oper hat ihre Vorstellungen wieder begonnen und zwar ächt deutsch mit: „Les diamants de la couronne," die nächste Oper war „L'elisire d'amore" und die erste neue Oper wird sein: „Les trois mousquetaires de la reine." So berichten die „Gränzboten" und fügen hinzu: „Das sind die Thaten der ersten deutschen Oper Preußens!" Mittlerweile ist die Sophoklesmedaille vollendet, Abdrücke in Gold sind für Tieck, Mendelssohn und H. v. Küstner bestimmt, Bronze-Abdrücke für die Schauspieler, welche mitgewirkt. Für die deutsche dramatische Kunst werden zur Stunde noch keine Medaillen geschlagen, wohl aber hat man die Aufführung einer ihrem Grundwesen nach ächt deutschen (wenn auch im Detail etwas an Pariser Formen kränkelnden) Oper, der Hugenotten in Karlsruhe polizeilich untersagt. Das Alles läuft auf eine alte Klage hinaus, und doch muß man sie noch einmal und immer wieder auf's Neue erheben. Wenn sich die Theaterdirektionen jetzt zusammenthun, um die äußeren Verhältnisse der Schauspieler und Direktionen zu ordnen, um das immer noch etwas vagabundenhafte Treiben bei der Bühne zu organisiren, dann sollten sie auch einen Band zu Ehren der Kunst schließen; denn am Ende ist es doch fast nur ihre Schuld, wenn das deutsche Theater sich nicht entwickeln kann, weil man dem schöpferischen Talent nicht vergönnt, seine Kraft für die Bühne zu erproben. Meint ihr denn etwa, diese französischen Werke seien wirklich besser oder anziehender, als das was ein deutscher Künstler zu leisten vermöchte? Es ist gerade umgekehrt. So sahen wir vorgestern eine Novität auf hiesiger Bühne, und das sonst so kunstrichterliche Frankfurter Publikum nahm sie ganz geduldig hin, eine von den zahllosen Uebersetzungsfabrikaten Heinrich Börnstein's „Reich an Liebe, oder: Nur fünf Gulden." Dieser H. Börnstein, den die bessere Kritik schon oft genug gegeißelt hat, ist wahrhaft unermüdlich darin, alles, was die Pariser Farce nur von grober Mittelmäßigkeit aufweist, ins Deutsche zu übertragen. Dadurch, daß er die feinen französischen Witzpointen plump macht, werden sie für's deutsche Publikum genießbar! Nur einer herumziehenden Truppe könnte man's verzeihen, daß sie solche Dinge aufführt, und doch schämen sich die ersten deutschen Bühnen dessen nicht. Hätte ein deutscher Autor dieses „Reich an Liebe" geschrieben, man würde es hier und anderwärts ausgepfiffen haben. Was soll man zu einem langen Lustspiel sagen, dessen Mittelpunkt der Handlung darin liegt, daß Jemand auf einem Balle den Chapeau einer Dame spielen, sie bewirthen und nach Hause fahren will, allein kein Geld hat, und deßhalb aus einer Verlegenheit in die andere fällt? — O, du bist unendlich langmüthig, gutes, geduldiges deutsches Publikum! —

— Das neue Drama von Prutz „der Bauernkönig Erich" ist bis jetzt nur auf Einer deutschen Bühne gegeben worden und zwar auf — der Kölner! —

— Ein neuer Roman aus der aristokratischen Sphäre „Heinrich Buckart von Therese" erregt vielfach Aufsehen. Die Gegensätze der adeligen Dame und des schlichten Bürgermädchens scheinen den Kern des Inhaltes zu bilden, weßhalb man wohl auch den Roman einen communistischen genannt hat. — Ueber eine Verwandtes anstrebende Schriftstellerin, die Gräfin Hahn-Hahn, deren Clelia Conti jetzt viel besprochen wird, fällt Levin Schücking folgendes bezeichnende Urtheil: *)

„Gräfin Ida Hahn ist ein großes dichterisches Talent, aber sie ist keine dichterische Größe. Sie hat nie die Poesie erkannt, welche in den Ideen der Pflicht und der Duldung unter den Geboten der ewigen Sittengesetze liegt. Wenn die Sand für die ursprünglichsten Berechtigungen des Menschenherzens kämpft, so sehen wir Ida Hahn-Hahn nur zu oft für die Ansprüche aristokratischer Launen in die Schranken treten. Abstoßend ist ihre durch und durch plebejische Art, zu denken. Nur der emporgekommene Plebejer nämlich läßt die unter ihm Stehenden seine Vornehmheit empfinden, der geborene Aristokrat thut dies nie, wie er auch nie auf den ganzen Etageren-Plunder der Frau Gräfin Werth setzt. Aber vergessen wir darüber nicht, daß Ida Hahn-Hahn uns manche treffliche, lebenathmende Schilderungen gegeben hat, welche eine Zierde unserer Literatur sind, und daß sie ihren Schriften ein Element einzuverleiben weiß, welches der literarische Dilettantismus von heute trotz aller Anstrengungen nie hervorbringen wird — wahre Leidenschaft." R.

*) Durch ein Versehen ist dieses Citat gestern in einem Theil der Auflage allein abgedruckt und in's Feuilleton gesetzt worden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 2. Juli. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Auber.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 181. Freitag, den 3. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Eines Abends um sechs Uhr saßen die beiden Fremden, wie gewöhnlich in der Vorlesung des Professor Vischer über Aesthetik. Dieses Colleg wurde damals noch im alten Stift gelesen. Es war ein langer, garstiger, altmodischer Saal mit massiven, vielfach von der Langeweile zerschnittenen, durchbohrten, mit Dinte bekleckten und bemalten Subsellien, die großen Fenster gingen auf den stillen Klosterhof. In den Abendcollegien herrschte gewöhnlich ein mystisches Helldunkel, weil man damals noch die löbliche alte Sitte beobachtete, in den Hörsälen Tabak zu rauchen.

Die beiden fremden Hospitanten saßen etwas versteckt auf der hintersten Bank, allein sie waren nicht die Einzigen, welche hospitirten. Wissenschaft zu stehlen ist am Ende der verzeihlichste Diebstahl, obgleich der geistreiche Professor vor zwei Tagen erst, da er den Begriff des Komischen definirte, als erläuterndes Beispiel angeführt hatte, komisch sei etwa, wenn achtzig Zuhörer für ein Collegium unterzeichnet hätten, und an zweihundert beständig anwesend seien. Allein in dem nebelhaften Zwielichte des spärlich erleuchteten Saales (denn Jeder mußte sein Licht mitbringen, wobei dann der Eine immer auf die Beleuchtung des Andern rechnete) bemerkte man noch eine weit auffallendere Klasse von nichtzahlenden Zuhörern, als jene ewigen Hospitanten; dies waren Studenten in Schlafröcken oder wenigstens in Pantoffeln, die meist statt eines Wachsstümpfchens eine förmliche Studirlampe mitbrachten, welche auf der schmalen Kante der Subsellien schwindelerregend balancirte. Wer früher in Tübingen bekannt war, der wird errathen, was das für Leute sind: es sind die beklagenswerthen Bewohner des Hauses, die „Stiftler", je zu fünfen oder sechsen in Eine Zelle klosterartig eingepfercht, in ihren Studien von Stunde zu Stunde überwacht, Studirende auf Staatskosten, meist frische, rothe Gesichter, äußerst fleißige Leute — es muß sich im achtzehnten Jahre recht behaglich leben in solcher mönchischen Absperrung! wenigstens gedenkt mir's, daß im Laufe eines Jahres nur Einer derselben sich erhängte und nur zwei oder drei nach Straßburg entwichen sind zu den Algier'schen Truppen. Herwegh war auch seiner Zeit ein „Stiftler", auch Hegel, Hölderlin, Friedrich David Strauß!

Vischer sprach heute Abend über das Tragische in Göthe's Wahlverwandtschaften. Er redete von dem Geiste der grandiosen Sittlichkeit, der dieses vom Unverstande so oft angefeindete Dichtwerk durchwehe, er kam auf den tiefsittlichen Inhalt der Ehe zurück. Wo in's Geheim, wo still und nur halbbewußt die Subtilität des Eheverhältnisses angetastet wird, da rächt sich dieser Frevel am schwersten, nicht die offene Treulosigkeit mag leicht zum tragischen Ausgang führen, sondern das unbemerkten Unterwühlen des sittlichen Grundpfeilers, der rein geistige Ehebruch, der Ehebruch in der Idee ist der furchtbarste. So waltet auch nirgends die freie, offene That in jenem wunderbaren Gebilde des Dichtergeistes, ruhig schleicht das Verderben heran und in die stille, oben spiegelglatte Tiefe, nicht in den reißenden Strudel versinken die Schuldigen.

Ihr hättet den Tübinger Professor sehen müssen: er hat immer gezeigt, daß man ein Gelehrter sein könne und doch eine Persönlichkeit, ein Mann! Aber heute war sein Vortrag noch ganz besonders hinreißend, so scharf eindringend, so überzeugend, ohne alle Phrase, so frische Gedanken im maßvoll-kräftigen Ausdruck!

Der ältere unserer beiden Hospitanten schaute so aufmerksam nach dem Katheder hinüber, als wolle er jeden Ausspruch buchstäblich dem Gedächtniß einprägen — man begeistert sich wohl nicht leicht für eine academische Vorlesung, doch für diese konnte man sich völlig enthusiasmiren, und bei den besten Jünglingen war das der Fall — aber zugleich schien es fast, als rede der Professor diesem Zuhörer wahrhaft in's Gewissen, denn seine Wange ward glutroth, seine Hand zitterte im Nachschreiben, sein Blick ward immer ernster, nachdenklicher, es war zuletzt ein schmerzlich banger Blick. Der jüngere Genosse zur Seite dagegen schaute so freundlich im Saale, gewiß, ihn affirirte nicht persönlich, was er eben hörte, obgleich er augenscheinlich sehr aufmerksam war.

Vischer nahm Anlaß weiter auf die ethische Bedeutung der Ehe überhaupt überzugehen, sofern sie namentlich ihre Stelle in der Tragödie und in der ächt politischen Tragödie behaupte. Er zeigte, wie das nicht im Belieben des Einzelnen stehe, zu sagen, wie lieben uns, also sind wir vereinigt kraft unserer Liebe und Treue von Gottes Gnaden, aber die kirchliche und gerichtliche Legitimirung des Bundes kümmert uns nicht, darüber setzt sich der freie Geist des modernen Menschen hinaus, — sondern wie die Ehe die Grundlage des Staates bilde, und es also sträflich sei, daß das Individuum in solcher Weise vom Ganzen sich ablöse, ja den Begriff des Staates in seiner Person aufheben und vernichten wolle.

War bisher der ältere der beiden Zuhörer sehr ernst und nachdenklich gewesen, dann ward es auch der jüngere; er blickte mit seinen schönen dunkeln Augen zu dem Freunde auf, fast vorwurfsvoll fragend und seufzte leise.

Wer mit Ideen an Ideen appellirt, der wird eindringlich reden, wer uns den freien Gedanken tief und wahr ausspricht, der wird uns begeistern, die Wahrheit wirkt jetzt geheimnißvoll gleich einem galvanischen Strom auf unsere feinsten Nerven, wie es sonst nur die Schönheit gethan, Bilder und Vorstellungen entzünden nicht mehr in uns den Enthusiasmus der sittlichen That. — So kann es kommen, daß ein Professor der Aesthetik fruchtverheißend das Herz uns rührt, wie es sonst nur der Priester konnte!

Digitized by Google

Die beiden fremden Jünglinge drückten sich die Hand unter dem Subsellium, gleich als wollten sie sich gegenseitig beruhigen. Sie müssen sich, der Himmel weiß weßhalb, in einer peinlichen Situation gefühlt haben. In solchen Momenten werden wir manchmal wie auf Gottes Geheiß durch die Schlagwirkung eines äußeren Ereignisses einem gefährlichen Brüten entrissen — so geschah es auch hier.

Die Lampe eines Stiftlers, der zur Seite saß, hatte schon lange gefahrdrohend auf dem kaum zwei Zoll breiten Rande geschwankt, jetzt aber bekam sie das Uebergewicht und fiel mit einem dröhnenden Schlage zu Boden. So etwas erregt natürlich große Sensation in einem Collegiensaale; alles lachte, der unglückliche Stiftler, dessen Lampe zertrümmert, dessen Schlafrock mit Oelflecken besudelt war, lachte auch, die beiden Hospitanten lachten mit — es braucht nicht viel, um junge Leute plötzlich wieder heiter und glücklich zu machen!

Der räthselhafte Jüngling im Paletot schraubte sogleich den eigenen Leuchter aus und steckte ihn vor das Heft des emsig nachschreibenden Lampenbesitzers. So viele Zuvorkommenheit von einem „Norddeutschen" frappirte und rührte den Schwaben augenscheinlich sehr; denn wenn seine Landsleute schon gegen den Bekannten sehr zuvorkommend sind, dann sind sie es doch um so weniger gegen Fremde. Er rückte sogar ein bischen näher zu den Beiden, bedankte sich, etwas linkisch, wie sich denken läßt, und suchte ein leis geflüstertes Gespräch anzuknüpfen, was ihm sonst gewiß nicht eingefallen wäre und hätte er auch noch zwei Jahre jeden Abend neben den Fremden gesessen.

Er beklagte sich über das üble Herkommen, wonach jeder Student sein eigenes Licht mitbringen müsse, und pries die Noblesse des Professor Vischer, der sich dadurch gar sehr die Herzen der Studirenden gewonnen habe, daß er selber ihnen für Beleuchtung hätte sorgen wollen, aber die Verwaltungsbehörde des Stiftes hatte Einsprache gethan.

Nun da dem Stiftler einmal die Zunge gelöst war, schien er auch ganz redselig zu sein. Die Vorlesung war zu Ende und er lud die beiden Fremden ein, noch eine Weile mitzugehen auf sein Zimmer; denn nach der Hausordnung durfte er nach einbrechender Dunkelheit die alten Klosterräume nicht mehr verlassen.

Man willigte ein. Sie schritten die langen, dunklen Gänge entlang an den Thüren der einzelnen Zellen vorbei, deren jede einen theologischen Namen hatte, welcher neben der Nummer angeschrieben war: so heißt die Eine Eisleben, die Andere Zion, die Dritte Wittenberg u. s. w. denn das Stift nimmt nur Theologen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Gentz, Börne und Heine.

(Fortsetzung)

Am nächsten zu Börne steht Heine, der, obgleich er später an jenem die demokratische Idiosynkrasie zu verspotten geneigt ist, doch in der That ursprünglich mit ihm gleiche politische Sympathien theilte, die er in dem „Wintermährchen" von 1844 noch laut genug ausspricht, freilich mit weniger Gesinnung und größerer Frivolität. Was Börne (der ja Heine hauptsächlich wegen seiner frivolen Ueberzeugungslosigkeit tadelte) in seinen Pariser Briefen mit bitterm Humor hinschleudert, wird hier zu spaßhafter Witzbelustigung herabgesetzt. Auch in der Anwendung der Politik auf die Literatur sind sie sich verwandter, als es nach spätern Aeßerungen Heine's scheinen möchte. Die Julirevolution führt Beide auf demselben Punkte zusammen, wiewohl sie von da aus in verschiedenen Richtungen operirten, Börne mit radikaler Ausschließlichkeit vordringend, Heine mit dem Justemilieu Louis Philipp's und seines Ministers Casimir Perier kokettirend. Heine wollte sein idealisirendes Deutschthum in's Französische übersetzen und ließ seine Verzweiflung am Mißlingen in der Hingabe an den absoluten moralischen Nihilismus aus, Börne wollte das Franzosenthum nach seinem politischen Prinzipe in's Deutsche übertragen und starb, als er seinerseits an seinem Werke verzweifeln mußte. Dieser übte die Kritik im Dienste der Wahrheit, während sie bei jenem mehr ein Spiel prickelnden Gelustes ist. Doch wir wollen Heine's romantisirende Freibeuterei in der Kritik und Literaturanschauung jetzt nicht weiter berühren, da wir ihm unsere Aufmerksamkeit unter produktiven Vermittelungsgliedern näher zuzuwenden haben. Dagegen müssen wir Menzeln hier seine Stelle geben, insofern er in der Vermittelungskritik seine rechte literarische Bedeutung für die Gegenwart behauptet. Wenn dieser wohlbegabte Literator jetzt mit geringerer Achtung genannt wird, als er durch Geist und kühnere literarische Thätigkeit verdienen könnte; so hat er sich darob nur selber anzuklagen; indem er durch anmaßliche und absprechende Machtkritik sowie durch denunciatorische Eiferei in politischer, religiöser und moralischer Hinsicht zum Theil selbst die Besten im Vaterlande entfremdet hat. Wir wissen, wie er anfangs, als er seine „Streckverse" (1825) schrieb, voll begeisterten Strebens mit den gesellschaftfeindlichen Mächten kriegte, wir erinnern uns, wie er gleich darauf in den „Europäischen Blättern" die Waffen des freien Geistes in weiterem Kreise nicht ohne Muth und Glück zu führen wußte, auch vergessen wir nicht, daß er mit den jugendlichen Talenten, die eine neue Phase der Literatur erobern wollten, in Verbindung trat und in mehr als einer Hinsicht die Einweihung in die Bahn des jungen Deutschlandes übernahm — Alles dieses hat ihn aber nicht gehindert, in die Reihe der Freunde romantischer Historik und des überstrengen Protestantismus einzutreten, um in der Umgebung von allerlei mittelalterlichem Rüstzeug das Wort der mystischen Verdunkelung zu ergreifen und damit die größten Geister unserer Literatur zu verdächtigen. Wir wollen nicht zu lebhaft an die Beschuldigung „der Franzosenfresserei" denken, die Börne gegen ihn vorbeingt, noch die Invektiven, welche Gutzkow in der Fülle des Unwillens gegen ihn, von dem er sich verrathen sah, herausprudelt, des Weiteren erwähnen; auch die Strafreden, womit Heine in der Schrift „Der Denunciant" über ihn hinfährt, lassen wir unberührt, sowie wir es überhören wollen, wenn Schwenck ihn in der Haller Allgemeinen „einen abgestandenen Literaten" nennt, „den Cotta als Portier vor die Thür des Justizpalastes der Unsterblichkeit gestellt" und der „eifrig bemühet sei, die flaumansetzende Jugend zu seiner Ansicht (von der poetischen Kraft der Schnurrbärte) zu werben," während er „die hauptumlockten Achäerhelden der Literatur als Zopfträger verschreie" — an dieserlei Beseindungen gehen wir vorüber, um des Mannes eigenthümliches literarisches Verhältniß und Wirken mit wenigen Worten zu bezeichnen. W. Menzel blieb im Grunde zwischen der Romantik und der Julirevolution eingeklemmt und hängt so nach der einen Seite hin an mittelalterlichen Ideen fest, während er nach der andern mit dem Geiste der Gegenwart Freundschaft halten möchte. Da aber solcher Zwiespalt ihm kein

Digitized by Google

rechtes Eintreten in den Gang der neuen Geistesrichtung gestatten kann; so hat er sich gemach auf den Punkt des doktrinären Konservatismus zurückgezogen, um von hier aus seine oppositionelle Energie gegen die Macht der liberalen Jugend und des literarischen Liberalismus in das Feld zu führen. Menzel's Bedeutung fällt hiermit außerhalb der eigentlichen Gegenwart und liegt gerade in dem Wendepunkte zwischen dieser und der Romantik. Damals griff er, wie wir kurz vorhin bemerkt, mit der Stärke seines kritischen Wortes in die Bewegung des Zeitgeistes nicht ohne schönen Freimuth ein, um die Sache unseres Volksthums in socialer wie literarischer Hinsicht zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wir sehen ihn hier in den vordersten Reihen derjenigen, welche mit allen Waffen eines begeisterten Patriotismus und einer vernunftfreien Ueberzeugung den dunkeln und reaktiven Gewalten den Krieg entgegentragen. Sein lebhafter Geist, sein kühner Angriff, seine kritische Schärfe sammt der Kunst beredter Sprache haben nicht wenig beigetragen, die junge Bewegung, welche in dem dritten Jahrzehnte den Gefahren des Rückganges den Muth des Fortschrittes entgegensetzte, zu beleben und zu treiben. Außer den schon angeführten Schriften aus jener Zeit ist vornehmlich eine journalistische Kritik zu beachten, welche, wennauch nicht überall durch das Gewicht wissenschaftlicher Gründlichkeit, doch durch die Kraft lebendiger Ueberzeugung und treffender Bezeichnung nachdrücklich wirkte. Das Cotta'sche Literaturblatt giebt dessen in den Jahren 1825—1828 manch rühmliches Zeugniß. Allein seine nun hervortretende „Deutsche Literatur" zeigte bereits, daß er dem Geiste echt klassischer Nationalkunst nicht befreundet war und die wahre Bedeutung des Fortschritts nicht erkannt hatte. Prediger des mittelalterlichen Deutschthums, Verfechter des dämmerlichen Romanticismus, einseitig-politischer Patriot, warf er hier mit der Keckheit anmaßlicher Worte, mit der Zudringlichkeit grundloser Phrase das Edelste nieder, dessen wir uns rühmen mögen, um das Mittelmäßige zu preisen oder doch das Zweite über das Erste zu erheben. Wir enthalten uns, die Schmähreden zu widerholen, die er über Göthe's Geist und Dichtung ausschüttet, um Tieck und J. Paul, um Novalis und andere Dämmerlinge mit klassischem Anstrich zu umgeben. Den Mangel an Gediegenheit, an durchdringender geschichtlicher Sachkenntniß, an Wahrheit des Urtheils kann der Glanz des Ausdrucks, die oft geistreiche Auffassung, die Menge schaef treffender Pointen nicht ersetzen. Man muß die deutsche Literatur anderweitig hinlänglich kennen gelernt haben, um dieses Buch ohne Gefahr und mit Nutzen zu gebrauchen. Mit einer absoluten Ueberzeugungslosigkeit wird hier gelobt, was dort getadelt wird, findet hier der Fortschritt, dort der Rückschritt, bald der religiöse Liberalismus, bald der theologische Zelotismus seine Vertheidigung. Mit einer oft beispiellosen Dreistigkeit wird über Alles gesprochen und abgesprochen, je nachdem es der ganz subjektiven Anschauung des Verfassers gefällt oder nicht gefällt. Seitdem fiel Menzel mehr und mehr von der Partei ab, welche er einst mit angeführt. Das junge Deutschland, bei dem er selbst Hebammendienst geleistet, wurde von ihm den deutschen Amphiktyonen denunzirt, wofür es sich freilich durch die schärfsten Angriffe zu rächen suchte. Daß Menzel auch (wie sein schon erwähnter Namensvetter C. A. Menzel) eine „Geschichte der Deutschen" schrieb (1825,) welche sich des Beifalls eines größeren Publikum's in nicht geringem Grade erfreuen durfte, ist schon berichtet worden. Aber auch hier waltet oft mehr das räsonnirende Wort als der thatsächliche Inhalt. Anderes, was Menzel kritisch und literar-historisch geleistet, wollen wir unberührt lassen. Seine poetischen Versuche sind so ziemlich in Tieck's Geist und Form gehalten, sowohl die lyrischen als auch die dramatisirten Mährchen („Rübezahl," „Narcissus"). Begabung finden wir bei Menzel überall, aber sie allein reicht nicht hin, den Preis der Kunst zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Der elektrische Telegraph zwischen Washington und Baltimore ist in voller Thätigkeit, und die Verwaltung desselben hat kürzlich eine merkwürdige Probe abgelegt, indem sie die Botschaft des Präsidenten, womit dieser die an die Vereinigten Staaten ergangene Kriegserklärung dem Congreß mittheilte, so wie sie verlesen wurde, nach Baltimore berichtete; die Verlesung war in Washington kaum zu Ende, so war auch schon die Botschaft gesetzt, abgezogen und an die Einwohner in Baltimore vertheilt. Das auf solche Weise in einer Entfernung von 30 Meilen stenographirte Aktenstück nimmt zwei Colonnen des in Baltimore erscheinenden Journals ein, und wenn man die Zahl der Buchstaben, aus dem es besteht, mit der Zeit vergleicht, in welcher es nach Baltimore berichtet wurde, so ersieht man, daß der Telegraph in jeder Minute etwas über 80 Zeichen machte. Der Leiter der Telegraphen ist Herr Morse. (Verhandlung der französischen Akademie vom 15. Junius.)

*** St. Petersburg, 20. Juni. Die Smolenskische Gouvernementszeitung erzählt folgenden bemerkenswerthen Vorfall: Am 6. April traf es sich, daß in einem Bauernhause des im Kreise Juchow belegenen Dorfes Bolschiny zwei Knaben, ein achtjähriger Dmitrij, und sein zweijähriger Bruder Iwan, deren Mutter und Schwester Geschäfte halber hatten ausgehen müssen, allein zurückgeblieben waren. In der Einsamkeit mochte dem älteren die Zeit lang werden. Er machte sich Arbeit zu schaffen, ging auf den Hof und begann daselbst mit einem vorgefundenen Beile Holz zu hacken. Sein kleiner Bruder stand neben ihm. Da gleitete das Beil dem älteren Knaben aus der Hand, traf mit der Schneide gegen die Backe Iwans und verursachte zwar eine starke, aber nach dem späteren Urtheile der Aerzte keineswegs gefährliche Wunde. Dmitrij ergriff darauf seinen Bruder und führte ihn in die Stube, wo er ihn auf die Diele setzte und sich alle Mühe gab, den laut Weinenden zu beruhigen. Da dieser aber der heftigen Schmerzen wegen nicht aufhörte zu schreirn, ergriff jener ein auf dem Tisch liegendes Messer, warf den Kleinen zu Boden und brachte ihm sodann mehrere Messerschnitte am Halse bei, so daß beinahe das Haupt vom Rumpfe getrennt wurde. Betroffen über seine That, führte Dmitrij das Messer nun gegen sich selbst und schnitt mit demselben einige Male in seinen Hals. Er traf aber nur den vorderen Knorpel und verletzte ein wenig die Luftröhre. Nun dachte er, das Messer wäre zu stumpf und begann dasselbe gegen einen Stein zu wetzen und nachdem dies geschehen, brachte er sich von Neuem zwei Wunden bei. Als er aber auch so sich nicht tödten konnte, versuchte er sich mit einem Stricke zu erdängen. Er mußte aber auch davon abstehen, weil er die um den Hals gelegte Schlinge nirgend befestigen konnte. Um, was er gethan zu verbergen, lief er darauf zu den benachbarten Bauernhöfen und schrie dort, daß Diebe bei ihnen eingebrochen wären, seinen Bruder ermordet hätten und auch ihm ein Gleiches hätten thun wollen. Als nun die Nachbarn zusammenliefen, auch die Mutter mit ihrer Tochter herbeigerufen war, versteckte sich der Uebelthäter anfänglich, gestand

Digitized by Google

aber, als man ihn auffand, die That ein. Nach den Aussagen der Mutter hat Dmitrij seinen bösen Charaktee schon bei früherrn Gelegenheiten offenbart.

*** In diesen Tagen war in öffenttichen Blättern zu lesen, daß Freiligrath nach London gehen würde. Die Nachricht ist richtig. Freiligrath hat eine ihm von London aus angetragene Correspondeatenstelle in einem angesehenen Handelshause angenommen und wird diese schon im Laufe des Juli d. J. antreten. Die Stelle beschäftigt ihn 6 bis 7 Stunden täglich und läßt ihm also für Porsie und Studium noch Zeit genug übrig. Gehalt füe den Anfang 200 Pfund Sterling (nahe an 2400 fl. rhein.), mit Aussicht auf Verbesseeung.

*** In einem Jagdrevier bei Temesvar wuede kürztich ein Mensch auf dem Anstande getroffen und ats Wilddieb festgenommen. Da er voe dem Gericht leugnete, daß er habe raubschießen wollen, so fragte man ihn, was er denn atso mit dem geladenen Gewehre vorgehabt habe. Er besann sich eine Weite und eewiederte dann: „Ich habe mich selbst todtschießen wollen," und bei dieser Ausrede blieb ee.

*** Was ist ein Schauspieler? — Diese Frage beantworteie eine Breimee Höterin folgendermaßen: „Jott, son Schauspieter is en herrtiher Mensch! Wie dralle die schlanke Manneperschon anjezogen is, und wie schern ihm Alles steht; seht mal, mit jedem Tritt hat ee ne andere Stellung, un eene is immer scheener ats de andre. Un wat führt son Jingling nicht vorn Leben! Der lebt, wie Jott in Paris! Det Morjens jeht er int Weinhaus, det Mittags ißt er sich un de Tabetdodt halb dodt, det Nachmittags macht er en Schlöfken von drittehalb Stunden, und det Abends jeht er uf de Bretter rum, un eedt, was ihm vorgeschrieben is, un zappelt mit Händen und Füßen; heite is et en Hofmann, morjen en Stiebelputzer, übermorjen en Advoeate, un dann en Spitzbube; en andermal stellt er en Dichter vor un dann wieder en Wasserträger, und so immer zu! Alle Daje is er wat anderesch, und eijentlich is er gae nischt. Uag.

*** Die „Europa" meldet aus Berlin: Ein Kueiosum ist, daß ein Sänger, Namens Mucker, der hier gastiren wollte, unter diesem fatalen Namen nicht dazu gelassen wurde, sondern mit einee wohtklingenderen Pseudonymität sich auf dem Theatezeittel ankündigen lassen mußte, weil ihm bedeutet wurde, daß er sonst schwerlich dem hiesigrn Publikum gefallen würde.

*** Im „Elbinger Anzeigee" liest man folgende Drohung: „Wena der Schauspieler, Herr Kehl, welchee zwei Monate bei mie gewohnt, mie nicht binnen 14 Tagen seine Schuld bezahlt, so werde ich seinen Namen öffentlich nennen." Holzer, Schuhmacher.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 1. Juli.)

Es dürfte unsern Lesern nicht uninteressant sein bei dem allgemein günstigen Eindrucke, den das Gastspiel der Madame Fischer-Achten hier zurückgelassen hat, über den früheren Entwicklungsgang dieser ausgezeichneten Sängerin, etwas Näheres zu vernehmen. Bevor sie sich der Bühne widmete, wandte sie unter Plötz's Leitung ihre Studien voezugsweise dem Kiechengesang zu; dies bedingte vielfach die Art, wie sie auch jetzt noch singt, und mag wohl überhaupt wesentlich zu dem eigenthümlichen Charaktee ihres Organes beigetragen haben. Denn wenn auch ihre Stimme nicht mehr den vollen breiten Klang eines jugendtichen Soprans haben kann (Mad. Fischer-Achten singt schon nahe an zwanzig Jahre auf der Bühne) so ist es doch vornehmtich die grosartige Tonfülle im getragenen Gesang bei entschiedenee Koloraturgewandtheit (Kirchenmusik erfordert weit mehr Koloratur ats die dramatische) die sie, wenn schon sehr ökonomisch, im rechten Momente mit groser Wirkung anzuwenden weiß. Röckel, Damer, Gottdank und Cleelmara bildeten Fräulein Achten nachgehends für den dramatischen Gesang aus. Lange Zeit soll hiee jedoch die Einseitigkeit der seltheren Schule mit den Anforderungen des Operngesanges zu kämpfen gehabt haben. Erst dadurch, daß unsere Sängerin andaeend in Soubrettenparthieen sich bewegte, erlangte das bereits zu sehr erstaekte Orgaa die nöthige Elastieität und Biegsamkeit, wie auch erst ziemtich spät Mimik und äußere Darstellung deamatisch sich soll gestaltet haben, obgleich die wunderbare Schönheit und Glockenreine der Stimme an sich der jungen Sängerin vom ersten Auftreeen an fortdauernd den ungetheiltesten Beifall errungen haben soll. Ein sehr berufener musikalischer Schriftsteller sprach sich im Jahre 1836 folgendermaßen übee Madame Fischer-Achten aus: „Die ganze Kraft der Tonkunst, wie sie durch den Klang an sich schon wirkt, entfaltet sich in ihrem Gesange, aber sie weiß diese Kraft nicht stets nach ihrem Willen und den Umständen des Augenblickes zu benützen. Schön ist daher ihr Adagio und Cantabile, schön ihr Gesang in Stellen, wie z. B. in „Robert der Teufel", wo sie als Alice am Kreuze zur Maria steht, — etwas wahehaft katholisch-Inniges spricht dabei aus ihren Tönen; abee zur dramatischen Darstellung, namentlich nach den Anforderungen, die die italienischen Componisten jetzt an ihee Sängerinnen machen (?), ist er noch viel zu wenig ausgebildet, und ihre heerliche, wohlthuende Stimme offenbar falsch behandelt." — Dieses Urtheil dürfte jetzt nicht mehr vollauf Geltung haben; denn wenn wie schon von jenee Innigkeit in der Partie dee Konstanze die schönsten Proben abgelegt sahen, so dünkte uns doch die ächt dramatische Darstellung der Susanna im Figaro fast noch bedeutender und charakteristischer für Madame Fischer-Achten, für die neben den ächt lyrischen Rollen gewiß auch das soubeettenartige Genre ein dankbares Feld ist. Wenigstens war das partirende Singen im Figaeo so meisterhaft, wie wie es im musikalischen Conversationstone der Oper kaum je gehört. Außerdem beherrscht die Sängerin gegenwärtig ihre Mittel mit höchst erfreulichee Sicherheit, die schwierigsten Koloraturen der Konstanze entquollen so natürtich und angezwungen der Kehle, wie dies wohl bei wenigen Sängerinnen der Fall sein dürfte. Mad. Fischer-Achten besitzt immer noch in den höheren Tönen eine außerordentliche Kraft und Frische, und sind die mitteeen jetzt auch etwas spitz und schneidend, so haben sie doch einen ganz originellen Charakter, den wie fast mit einee noch nicht ganz reifen Mädchenstimme vergleichen möchten, so daß sie keineswegs störend wirken. Da Mad. Fischer-Achten ein wunderschöaes Piano hat, so wäre wohl zu wünschen gewesen, daß unsee Orchester sich hierbei dieeetee gezeigt und zartee aecompagnirt hätte, allein fast bei allen Piaostellen gab es, oft trotz dee Winke des Kapellmeisters, die besten Proben, wie man nicht aecompagniren soll. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 2. Juli. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Auber.

Samstag, den 4. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheilungen. Jäger: Herr Reichee, als erster theatralischer Versuch.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 182. Samstag, den 4. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Erst als sie auf der Stube angelangt waren, fragte man sich gegenseitig, wie man heiße. Der Stiftler war der Studiosus Veitle aus Reutlingen. Der ältere von den beiden Gästen sagte, er heiße Richard Zürbach, sei ein Literat, und sein Begleiter im Paletot sei sein Vetter Karl, den man vor einem Vierteljahre in Göttingen relegirt habe, und der daher ein bischen geheim gehalten werden müsse, weil es die Polizeibehörden der Universitätsstadte bekanntlich nicht dulden dürfen, daß anderwärts relegirte oder conciliirte Studenten sich längere Zeit in den Mauern einer solchen Stadt aufhalten.

Der Studiosus Veitle schüttelte ihnen herzlich die Hand. „Wir führen hier, wie Sie sehen, ein etwas eingeschränktes Leben, aber ich bin es seit lange her gewohnt, denn bereits ehe ich die Universität bezog, war ich Jahrelang in einer Klosterschule. Und zudem müssen Sie ja nicht glauben, daß wir nicht wenigstens ein Zipfelchen academischer Freiheit an uns zu reißen wüßten! O nein! Nach Tisch sind ein paar Freistunden — sonst dürfen wir das Haus nicht willkürlich verlassen — zum Spazierengehen bestimmt, wie es in den Gesetzen heißt; ein Stiftler von ächtem Schrot und Korn geht aber niemals spazieren, sondern auf die „Lenzei", oder in's „Waldhorn", oder in's Bierhaus an der Neckarbrück „bei'm goldige Gu'chtele" und da kneipen wir so flott am hellen Nachmittage, wie die „Stadtstudenten" des Abends! Ein Stiftler hat Selbstbeherrschung wie kein Anderer. Punkt drei wird in corpore wieder hier eingezogen, dann muß sich Jeder im Vorsaal beim Director melden, der aber merkt Keinem an, wo er gewesen ist. Die Nüchternsten werden in's Vordertreffen geschoben und geben Red' und Antwort, wer noch halbwegs fest auf den Beinen ist, der hält sich an den Andern und steht kerzengrade wie ein Gardist, wer aber gar nicht mehr recht stehen kann, der wird von Freundeshand in die hinterste Perspective geordnet und wider die Wand gestellt. Manchmal gibt es auch Nachts eine Zecherei: trotz dem tiefen Graben, der dieses verwünschte Kloster umgibt, trotz der Brücke, deren Thor man nicht öffnen kann, kommt man doch hinaus und in der dunklen Frühstunde wieder hinein, denn wenn's einen lustigen Burschen mit der Allgewalt ächter Liebessehnsucht zur Kneipe zieht, dann ist kein Fenster zu hoch und kein Graben zu tief — wir kommen doch hinunter, hinauf und gute Engel geleiten den Taumelnden wieder zurück, daß er nicht falle!"

Karl fuhr begeistert auf bei dieser Erzählung. „Großer Gott, da habt Ihr ja am Ende die Poesie allein in Eurem Gefängniß und die feinen Stadtstudenten haben die Prosa. Nein, solche Romantik ist bei uns in Göttingen niemals erhört worden. Aber wie steht es bei Euch mit dem Fechtboden und den Paukereien?"

Nun änderte der Stiftler den Ton.

„Ich kann nicht schlagen," sprach er, „solche Dinge kümmern mich nicht. Aufrichtig gesprochen, ich bin auch zu hochmüthig für diese Kindereien. Ich schreibe eben," hier ward sein Wesen so altklug, sein Gebahren so arrogant, daß es sehr unerfreulich mit der studentische Ausgelassenheit von vorhin contrastirte, die einem jungen Burschen immer gut steht, „ich schreibe eben an einer Kritik der Hegel'schen Religionsphilosophie," er hielt eine Weile ein, um zu sehen, welchen Eindruck das prahlende Geständniß mache, „ich glaube selbstständig und mit Förderung der Sache auf diesem Gebiete gearbeitet zu haben."

Richard wunderte sich nicht über diese Rede, da das abgeschlossene, im strengsten Fleiß geregelte Leben dieser jungen Leute nicht selten eine Frühreife erzeugt, die keineswegs ganz Nichtiges producirt, wenn man es schon nichtsdestoweniger beklagen muß.

Der Studiosus Veitle war etwas unangenehm davon berührt, daß die Gäste gar nicht näher auf seine religionsphilosophische Arbeit einzugehen Lust zeigten. Das muß so ein irrlichtelirender Literat sein, dachte er bei sich, ein Belletrist ohne Ernst, ohne Wissen, ein Novellendichter, ein Feuilletonschreiber, dem muß ich einmal auf den Zahn fühlen und nöthigenfalls tüchtig zu Leibe gehen. — Allein die kargen Antworten, welche ihm Richard auf seine neugierig forschenden Fragen gab, flößten dem Studiosus doch einige Achtung ein.

„Aber ist es nicht niederdrückend," fragte er, „mit der geheimsten, heiligsten Thätigkeit des Geistes zu taglöhnern? Zu wissen, daß man, um der Existenz willen, nur im Sturme, im Fluge die besten Gedanken hinausschleudert, vielleicht zu gleicher Zeit von der gewaltigsten Sehnsucht gemartert, seine Ideen recht langsam ausgähren, die Form der Production recht durch und durch sich zeitigen zu lassen?"

„Der Eine ist so gebaut, der Andere anders," sprach Richard lässig, das Gespräch ablehnend, „es gehört freilich nicht geringe Ausdauer und Entsagung dazu, Literat zu sein, aber warum soll man nicht um der guten Sache willen einer tieferen Befriedigung des eigenen Ich entsagen. Ich dachte mir, es sei großartig, in dieses Literatenthum voll Schmach und Schande, voll Erbärmlichkeit, voll Egoismus, voll Halbwissen und Arroganz zu treten und zu zeigen, sollte man auch darüber verhungern, was ein wahrer, ehrenhafter Schriftsteller, ein Schriftsteller voll Begeisterung sei, ein Schriftsteller, der ein festes, großes Ziel unverrückt im Auge zu behalten weiß, allem Elende des literarischen Proletariates zum Trotz! Der moderne Literat kann vor vielen Anderen ein tragischer Held sein!"

Der Studiosus drückte dem also Sprechenden gerührt die Hand.

Digitized by Google

„Wenn Sie's erlauben," sprach er dann herzlich, „so besuche ich Sie einmal in den Freistunden, und des Sonntags können Sie zuweilen mit mir hinüber nach Reutlingen geben zu meinen Eltern, das sind immer meine vergnügtesten Nachmittage, und der kleine Vetter geht auch mit, er scheint ein gar stilles Bürschle zu sein. Nehmen Sie meine Zudringlichkeit nicht übel, aber ich habe Sie heute Abend recht lieb gewonnen."

Richard dankte auf's freundlichste. Sie mußten jetzt fortgehen; denn die Thore des Stiftes werden später nicht mehr geöffnet. Das war die erste Bekanntschaft, welche Richard in Tübingen machte, obgleich er sich schon mehrere Wochen daselbst aufhielt. — — —

Es ist gut, daß ein Paletot nicht knapp anschließt und den Unterschied einer weiblichen Taille von einer männlichen nicht bemerken läßt.

Eugenia schmiegte sich enger an Richard's Seite, als sie von dem Stifte die abschüssige Straße hinunter nach dem Neckar gingen. Sie schwiegen beide, sie fühlten es wohl zu lebendig, in welche Conflicte mit sich und der Welt sie getreten waren, die Zukunft trat zu bang vor ihr Auge und die Gegenwart war am Ende doch nur in der Illusion erfreulich.

Der Neckar ist bei Tübingen ein noch sehr kleines Wasser, aber desto strudelnder und reißender fließt er an der Stadt vorbei. Da ist denn oberhalb derselben ein schmaler Holzsteg, der gar malerisch über die wilde Strömung sich schlägt. Namentlich in der sternhellen Winternacht, wo die Ufer mit Schnee bedeckt sind und die glitzernden kleinen Wellen neckisch den schmalen Strand entlang tanzen, schaut sich das Thal mit der Stadt und den hohen Linden auf der Neckarau, und der Berg zur Seite mit dem alten Schloß Hohentübingen gar herrlich an von diesem Punkte. Richard und Eugenia standen lange auf dem Steg und schauten, über das schwanke Geländer gebeugt, in die tobende Fluth.

„Ich sah, wie Dich die Worte dieses hinreißenden Redners heute Abend niederbeugten, Eugenia, und doch hätte es nicht so sein sollen. Ihr habt gut theoretisiren und Eure scharfsinnig gerechtfertigten Beweise aufstellen, die Ihr in dem ruhigen Gange eines behaglichen Lebens Euch wohl befindet! Es ist ein fürchterlicher Satz, der zu schrecklichen Consequenzen führen könnte, aber er ist wahr: Das Unrecht des Glücklichen ist gar oft das Recht des Elenden! Der Sturm des Mißgeschickes erfaßt uns, reißt uns fort, es gilt, zu retten, was zu retten ist — da klammert sich der Verzweifelnde an das, was die Willkür des Augenblickes ihm entgegenwirft, er raubt sich seine Rettung! Ihr habt gut reden über die ausschließliche Geltung der vom Staate anerkannten, den Staat bedingenden Ehe; denn was Ihr sagt ist wahr und einleuchtend. Aber uns, Eugenia, war die Wahl nicht gelassen, zu fragen, was recht, was unrecht sei. Der Verfolgte schließt ohne Trauschein und Aufgebot seinen Bund mit dem Weibe, das er beschirmen, die ihn aufrecht halten soll in der Noth, während der Mann in Reichthum und Ehren eine solenne Hochzeit hält und spricht: der Staat und die Kirche muß die Ehe sanctioniren oder sie ist ein Verbrechen!"

(Fortsetzung folgt.)

Gentz, Börne und Heine.

(Fortsetzung)

In mehr als einer Hinsicht nun war Heine, den wir jetzt in Absicht auf seine produktive Literaturstellung vorzugsweise betrachten wollen, Menzeln geistverwandt. Wir finden in ihm gleiches oppositionelles Gelüst bei gleichem Widerspruche in der oppositionellen Haltung, gleiche Keckheit in der Besprechung aller Dinge bei gleicher Oberflächlichkeit in den meisten, gleiche Selbstgefälligkeit in der Handhabung der Satire und des Witzes bei gleicher Zerfahrenheit in der Anwendung dieser Waffen auf die gegebenen Zustände, Strebungen und Erscheinungen der Zeit, endlich selbst eine ähnliche Vorliebe für die Spiele der Romantik bei allem Hintreiben auf die Gegenwart und ihre Ziele. Beide stehen auf derselben Linie der Vermittlung dieser mit der Romantik und begegnen sich in der Mission, den Vorurtheilen, welche den Geist des Jahrhunderts bedrohten, die Schärfe kritischen Schwertes entgegenzuhalten, Beide sind Strafredner der Reaktion und Restauration sowie Verkündiger der neuen Revolution, Beide haben aber auch ihre eigentliche Sendung erfüllt, nachdem die Julitage das Thor der Gegenwart geöffnet. Fragen wir nun aber, was Beide unterscheidet; so können wir sagen, ihr ganzes Wesen. Heine ist vor Allem ein Dichter, was Menzel nicht ist. Heine spielt mit den höchsten Ideen und Interessen der Menschheit, während Menzel sie nur mißversteht und im Mißverständnisse mißbraucht. Aus diesem Unterschiede erspross denn auch der Dämon des Hasses, welcher gemach in schroffster Befeindung Beide auseinander trieb. Doch wir lassen die Parallele, um Heine's literarischen Stand und Charakter an ihm selber in flüchtigen Zügen anzudeuten.

Heine, welcher 1799 in Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren wurde, vereint in sich die Elemente des Geistes seiner nationalen Abkunft mit den lokalen und volksthümlichen Eigenheiten seiner Heimat. Geistesiebendigkeit ohne bedeutsame Tiefe, Scharfsinn und Witz ohne ideale Ueberzeugung weisen auf die erste hin, während die naturfreundliche Gemüthlichkeit, die frische Lebensauffassung, die verständig-realistische Beweglichkeit an den Rhein, an Düsseldorf's hofluftige Gesellschaftlichkeit und an Frankreich's nahe Nachbarschaft erinnern. Durch alle diese Elemente zieht das Band einer echt poetischen Phantasie, durch welches sie zu der Macht produktiver Wirksamkeit zusammengehen. Damit verbindet sich eine Bildung, welche zwischen romantischer Phantasieanschauung und französisch-freigeisterischer Weltauffassung herüber- und hinüberschwankt. Der Aufenthalt in Paris hob ihn vollends über den Ernst deutscher Gesinnung und Wissenschaft hinweg und stachelte seine Weltsucht zu frivoler Verachtung Alles dessen, was im Leben auf Bestand und Wahrheit Anspruch macht. „Paris ist ihm das neue Jerusalem und der Rhein der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." (Nachträge zu den Reisebildern.) Von Börne, mit dem er, wie schon bemerkt, die nationale Abkunft und Geistesrichtung theilt, scheidet ihn seine frivole Selbstbespiegelung, vor der ihm nichts heilig ist, als sein eigener Witz, den er selbst gegen seine Gemüthlichkeit vernichtend walten läßt, während Börne Ernst macht in seinem Scherze und Treue hält der eigenen Ueberzeugung. Dieser starb an patriotischem Heimatsweh, indeß Heine an den Freuden

Digitized by Google

Paris zu Grunde geht *). Heine möchte ein Stern
: Größe sein in den Pariser Salons wie in der fran-
hen Akademie, und da ihm Beides nicht gelingt, ver-
elt er seinen Weltschmerz in der Trunkenheit der
tlust und an der Hand eines gemein gewordenen Wi-
Heine verdarb an dem Widerstreite deutschen Gemüths
französischer Welt. An dieser mag sich ein deutscher
a erfreuen, aber nimmer mit ihr vermählen wollen. Der
d ist wider die Natur und darum ein unmöglicher **).
erhaupt aber möchte nicht leicht die schöne Blume der
sie so oft in Liederlichkeit verkümmern, als es bei
ne geschehen. Die zartesten Saiten weiß er anzuschla-
, aber meistens nur, um ihre süßen Töne im Fratze kal-
Ironie erstarren zu lassen; die edelsten Gestalten baut
auf, um sie im Vollenden frevelnd zu zerschlagen. Heine
ein Dichter, dem das rechte Herz der Dichtung fehlt,
: Gesinnung — der Mensch. Was ist's, das uns die al-
n Meister Griechenland's so theuer macht, was ist's, wa-
im wir in Göthe ewige Erquickung finden, an Schiller's
Werken den Geist erstarken fühlen — es ist der Mensch
nd die Achtung vor seinem Wesen, was diese unsterbliche
Nahrung schafft. Heine spielt mit dem Menschen und sei-
nen heiligen Dingen, er spielt mit seinen eigensten Gaben
schöner Menschlichkeit, er lästert den Geist durch seine Gei-
stigkeit und fühlt sich groß in der Kleinheit der Verachtung;
hierin allerdings ein zweiter Voltaire wie jemals Einer
Mit Allem treibt er Hohn, nur nicht mit der Eitelkeit sei-
nes Hohns. Ueber Religion und Kunst, über Wissenschaft und
Leben tanzt seine leichtfertige Muse hin, um mit verachten-
dem Fuße die Spitzen zu berühren und die Blüten nieder-
zutreten. Selbst die Freiheit, deren Lobgedicht er überall
zu singen scheint, ist nicht sicher vor der Parodie, welche
er auf Alles macht. Heine schämt sich fast des Adels mensch-
licher Empfindung und darum beschmutzt er ihn. Er han-
delt mit der Kleinwaare des Witzes auf allen Märkten und
findet Käufer, die den Witz für Humor nehmen, weil sie
den edleren Stoff nicht kennen. Heine ist eine Art per-
sönliche Faustkomödie, nur daß Mephistopheles in ihm stär-
ker ist als Faust. Man hat Heine mit Byron vergleichen
wollen, weil in ihm Töne weltschmerzlicher Zerissenheit sich
vernehmen lassen; allein nicht leicht möchten zwei Dichter
weiter aus einander stehn. Byron war tief zerrissen, weil
er das Menschenthum tief in seinem Busen trug, Heine
scheint zerrissen, ohne es zu sein, weil ihm die ideale
Theilnahme fehlt. Byron klammerte sich mit seinem Skep-
ticismus an das Höchste an, Heine tanzt mit ihm um das
Höchste herum, damit es mit dem Gemeinsten in Gesell-
schaft komme. In Byron waltet die Uemacht dämonischer
Genialität, in Heine spielt das Talent mit dem Schimmer
seiner Farben. Dort ist Urschöpfung und Urtriebsamkeit,
hier steht die Reflexion am Born der Phantasie und hemmt
ihren reinen Strom. Kurz, Heine will sein Ich in Allem
sichern und das Gefühl dass nur an der Hand dieser Gau-
kernante im Freien wandeln. „Der Genuß des genialen
Beliebens," um mit Ruge zu sprechen, ist ihm Prinzip
und Gesetz. Daß unser Dichter (denn Dichter ist er trotz
alledem) der Zeitmißstimmung seinen Tribut gezahlt, ist
nicht zu übersehen, und wir glauben, daß eine höhere
Schwingung, ein freieres Erheben der Nation und ihrer
Kräfte vielleicht auch seinem Geiste eine bessere Richtung
würde gegeben haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Leider vergißt Heine mehr als billig, was er selbst so ehrlich in sich fühlt, daß er nämlich ein deutscher Dichter sei:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man dir besten Namen,
So wird auch der meine genannt."

**) Wenn Heine noch in späterer Zeit singen mochte:

„Deutschland, du meine ferne Liebe,
Gedenk' ich Deiner, mein' ich fast,
Der Himmel Frankreich's wird mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last;

so liegt darin wohl mehr Wahrheit, als man von Heine's Leichtigkeit erwarten kann.

Vergiftungen en gros.

Unter diesem schrecklichen Titel enthält eine der letzten Nummer der „Times" den Bericht von einer furchtbaren Entdeckung, dem Ergebnisse genauer amtlicher Untersuchung, — der Entdeckung nämlich, daß in einem Dorfe von Raesolk eine Reihe von Jahren hindurch ein Mordsystem im Großen gewüthet hat, von dessen Umfange man jetzt kaum je mehr genaue Rechenschaft wird geben können. Ein Tagelöhner, fast 80 Jahre alt, vergiftet eines seiner Kinder, mindestens acht seiner Enkel und seine Frau, wahrscheinlich auch seine Eltern; er begeht diese Greuelthaten ohne verdächtig, ohne gestört zu werden, er erscheint in geziemlicher Fassung am Sterbebette, am Grab seiner Opfer; zuletzt nimmt er selbst Gift, bittet daß man ihm eine Reliquie in den Sarg lege, sagt seiner Umgebung ein herzliches Lebewohl, bemerkt, er habe seinen Frieden mit Gott geschlossen und stirbt dann mit einem Anschein von Frömmigkeit und Ergebung, der einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer macht. Man sollte denken, ein solches psychologisches Ungeheuer sei ohne Annahme des Wahnsinns nicht zu erklären; aber der Verbrecher zeigte in seinem sonstigen Thun und Lassen nicht nur durchaus keine Spuren von Geistesverwirrung, sondern vielmehr ungewöhnliche Umsicht und Selbstbeherrschung. Obwohl er so sehr auf die Unwissenheit seiner Opfer zählte, daß er „das weiße Pulver" vor den Augen des Mädchens, welches davon trinken sollte, in den Theetopf schüttete, so nahm er sich doch vor intelligenteren Nachforschungen sehr in Acht. Er kaufte das Gift mit großer Vorsicht, er suchte die Leichen möglichst schnell unter die Erde zu bringen, er widersetzte sich jeder Herbeiziehung eines Arztes oder eines Todtenbeschauers, und sein eigner Tod scheint beschleunigt worden zu sein durch den Entschluß einer durch ihn kinderlos gewordenen Mutter, sich an einen ärztlichen Rathgeber zu wenden. Merkwürdig ist, daß sich bei allen diesen Verbrechen kein Motiv irgend plausibler Art nachweisen läßt; die verschiedenen Todesfälle machten ihn um keinen Heller reicher; seine kleinen Enkel wohnten fern von ihm bei ihren eigenen Eltern, und er benutzte die Gelegenheit eines freundschaftlichen Besuches, um sie nach der Reihe zu vergiften. Er lebte im besten Einvernehmen mit Jedermann; von Zorn oder Bosheit war keine Rede. Obwohl er Unterstützung vom Kirchspiel erhielt, litt er doch nie eigentlichen Mangel. Es scheint demnach, daß er zu seinem ersten Morde durch ein gewöhnliches selbstisches Motiv geleitet ward und später aus purer Wollust vergiftete. Fünfzehn bis zwanzig Jahre lang hat er ungestraft und unentdeckt diese entsetzliche Macht über das Leben seiner Nachbaren ausgeübt, und man erinnert sich jetzt zahlreicher Fälle, daß Leute, die mit ihm verkehrten, plötzlich starben. Es ist fast

Digitized by Google

unglaublich, daß dies geschah ohne irgend eine Untersuchung zu veranlassen, und doch ist dem so: zwanzig Personen, welche schnell hintereinander unter denselben verdächtigen Umständen verschieden, wurden ohne Weiteres beerdigt, obwohl die Spuren der Vergiftung so deutlich waren, daß sie noch jetzt nach Jahren ohne Schwierigkeit zu entdecken sind. Ja, noch mehr: eine der Töchter des verruchten Greises starb, wie man glaubte, von der Hand ihres Mannes: wahrscheinlich war auch diesmal der Vater der Mörder; aber obwohl das ganze Dorf überzeugt war, daß ihr Mann sie umgebracht habe, ward doch ohne alle und jede Untersuchung die Leiche ganz ruhig begraben. Man umging die Berufung von Tadlenjuries so viel wie möglich aus Sparsamkeit; sonst würde wahrscheinlich die Besichtigung des ersten Opfers unzählige andere gerettet haben. Dem Psychologen ist dieser Fall ein neuer Beleg für die Erfahrung, daß allerdings Beispiele vorkommen, wo Verbrechen von so natürlicher scheußlicher Art, daß zuletzt ihr bloßer Gedanke den Verbrecher selbst zu Tode hetzt, als tägliches, berechnetes Geschäft bloß um ihrer selbst willen betrieben werden, ohne besonderen Beweggrund, ohne Zweck und ohne Ziel. Wes. Ztg.

Feuilleton.

⁂ Bremen, 29. Juni. Am 25. d. gab Herr Brener vom Frankfurter Theater seine letzte Gastrolle an der hiesigen Bühne, Shakespeare's „Othello". Ungeachtet der Hitze hatte sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden, bei weitem der Mehrzahl nach, — ein charakteristischer Zug! — Damen. Unsere Damen waren von dem wahren und seit der Uebersiedelung nach Frankfurt sehr veredelten Spiele des beliebten Künstlers hingerissen, aber auch der Beifall der anderen Zuschauerhälfte bildete sich am Schlusse zu einem Sturme des Enthusiasmus. Brener begann in einer wohlgesetzten Rede zu danken und zu scheiden, wurde aber inmitten der schönsten Periode so von innerer Bewegung übermannt, daß er inne halten und sich mit einem stummen Lebewohl und dem Bekenntnisse, „daß er kein Redner sei", von seinen Verehrern trennen mußte. †8†

⁂ Die kolossale Statue Sir Walther Scott's von Steel ist jetzt so weit gediehen, daß man zuversichtlich erwartet, sie werde am 15. August, dem Jahrestag der Geburt des Dichters, in der Prinzessinstraße zu Edinburgh aufgestellt werden.

⁂ Der berühmte Baron spielte noch im 80. Jahre den Rodrigo im „Cid". — Der englische Schauspielkünstler Macklin aber spielte noch in seinem 100. Jahre den Shylock in Shakespeares „Kaufmann von Venedig". Er starb 1797 im 107. Jahre. A. Thz.

⁂ In London gibt es unter andern Wohlthätigkeitsanstalten auch eine, die sich der armen Brustkranken und Schwindsüchtigen annimmt. Woher aber erhält sie den größten Theil der Mittel, deren sie bedarf? — Von Bällen! Man tanzt also, man walzt und polkt für die Schwindsucht, erhitzt sich und ißt dann Eis zum Wohle armer — Brustkranker. —

⁂ Bei der ersten Aufführung der „Undine" von Lortzing, in welcher Oper der Mond bedeutend zu scheinen hat, ging im Theatre zu L. durch einen heftigen Luftzug die Lampe aus, durch welche der Mond sein Licht erhält. „Jeses", rief der Maschinenmeister bestürzt, „was is mich denn das? bläst mich der Wind den Mond aus?"

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 2. Juli.)

Herr Demunque, Violoncellvirtuose, Professor des Brüsseler Conservatoriums, beabsichtigt in Kurzem hier ein Concert zu geben. Da wir Gelegenheit hatten, ihn bereits in einem Privat-Concerte zu hören, so können wir sein Spiel vorläufig als sehr tüchtig empfehlen. Wir erlauben uns, bei dieser Gelegenheit einen frommen Wunsch auszusprechen. Wenn Virtuosen anderer Instrumente nothgedrungen oft nur höchst unbedeutende Compositionen vortragen können, da es an tüchtigen Solowerken fehlt, so ist grade für Violoncell so viel Klassisches für's Concert geschrieben worden, daß die ausschließliche Wahl reiner Modecompositionen hier keineswegs entschuldbar erscheint, und es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß uns hier wieder einmal ein Concert von Bernhard Romberg oder etwas Aehnliches geboten würde.

— Marchesi läßt eine Abbildung seines Monumentes in einem Prachtwerke erscheinen. 15 Folioblätter enthalten die Gesammtdarstellung. 45 Blätter den erklärenden Text in italienischer, französischer und deutscher Sprache. Hierdurch wird also auch den auswärtigen Kennern Gelegenheit gegeben werden, über das Werk ein Urtheil zu fällen. Pompeo Marchesi ist 1789 zu Salterio bei Coma geboren. Seine künstlerische Ausbildung begann in Mailand und ward in Rom vollendet.

— Der in England hochgehaltene Geschichtsmaler B. R. Haydon hat am 22. Juni in seinem Atelier zu London seinem Leben mit eigener Hand ein Ende gemacht, überwältigt von dringender Geldverlegenheit. Sir R. Peel hat der Wittwe und den Kindern des Unglücklichen sogleich eine nachdrückliche Unterstützung angedeihen lassen. R.

Frankfurt a. M. Am 12. d. M. steht den Freunden der Natur, des Gesanges und des deutschen Volkslebens überhaupt ein großer erhebender Genuß bevor. Es haben nämlich bereits viele Gesang- und Turnvereine beschlossen, an jenem Tag gegen 10 Uhr auf dem Gipfel des Feldberges zusammenzutreffen, um einen Tag gemeinsamer Lust in einfach deutscher Weise in Gottes freier Natur mit einander und mit Gleichgesinnten zu verleben. Der Frankfurter Liedermusikverein hat es übernommen, die drei schönen Lieder: „Brüder reicht die Hand zum Bunde", „Herbei, herbei, du deutsche Turnerschaft" und „Was ist des deutschen Vaterland" (letzteres nach der einfacheren Cotta'schen Weise) zu begleiten. — Auch für Speise und Trank wird bestens gesorgt sein und wo auf diese Weise in jeder Hinsicht ein kräftiger Anstoß gegeben ist, da wird sich schon auch ohne Programm ein geordnetes und tüchtiges Leben gleichwie in früheren Jahren von selbst bilden.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 4. Juli. Ueber die Periodicität des großen Kometen von 1843, nach einer handschriftlichen Mittheilung des Hrn. Professor v. Boguslawski. — Ueber das Phänomen vom 21. Juni, so wie über Feuerkugeln im Allgemeinen.

Für den Fall heiteren Wetters, Sonntag von 11—12 Uhr Demonstrationen durch das Sonnenmikroscop.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. Juli. Das Nachtlager in Granada. Oper in 2 Abtheilungen. Jäger: Herr Reichner, als erster theatralischer Versuch.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 183. Sonntag, den 5. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Richard und Eugenia haben noch lange auf dem schmalen Holzsteg gestanden, der über den Neckar führt, und während sie zu den hellen ruhig niederblickenden Sternen aufschaute, hat er unverwandt in die dunkle ungestüme Fluth hinabgesehen. Die Welt würde Eugenia die Schuldigere genannt haben, aber Richard fühlte nur zu wohl, daß er schuldiger sei. Er dachte an Marien, während er in die Strömung schaute — ach, wie sehnte er sich manchmal (und doch kämpfte er's so standhaft nieder) nach ihrem ruhigen, milden Wesen, das recht geschaffen war, Friede zu bringen! Eugenia berauschte, betäubte seine Phantasie, ihre Liebe war eine heiße Liebe, aber heiß zum Austrocknen, heiß zum Verbrennen. Da stand Eugenia an Richard's Seite; hätte sie, die ruhig in den Sternenhimmel blickte, ahnen können, was in des Geliebten Seele vorging! Sie hat sich ihm jetzt ja so ganz hingegeben, sie hat ihr ganzes Leben auf seine Treue gesetzt, aber ein Mann weiß selten, welch' ein großes Wagestück in gläubigem Vertrauen ein Weib begeht, die ihm in ihrer Liebe ihre ganze Zukunft zu eigen gibt! Eugenien's Schuld war doch mehr eine Schuld der Verhältnisse als des eigenen Willens —— und Richard, der schuldlose Richard, konnte eben jetzt in den ungestümmen Strom schauen und — das Bildniß Marien's so friedlich, so beschwichtigend, aber auch so strenenhaft über die Wellen schweben seben? — —

17.

Wir wollen über die Schwelle eines deutschen Literaten schreiten. In der Stube ist grade nicht viel zu sehen; stören wir Richard nicht, der tief in eine Lectüre versenkt erscheint. Eugenia hat ihr Lebtage nie so fleißig gearbeitet, wie eben, sie nähete, ordnete, wirthschaftete wie die beste Hausfrau. Das Alles hatte noch den Reiz der Neuheit; die aus den höchsten Regionen der Gesellschaft herabgestiegene Dame fand Poesie in diesem Treiben, aber die Zeit muß doch sicherlich kommen, wo ihr solche Dinge alltäglich und unausstehlich werden geworden sein.

Auch Richard war mächtig begeistert für seinen Beruf, er hatte sich auf die höhere belletristische und gelehrte Journalistik geworfen, das hat für's Erste gar viel Spannendes. Schon daß er oft in den Themen, noch öfter in dem halbkünstlerischen Gewande der Fassung wechseln mußte, gewährte einen eigenthümlichen Genuß. Es war, wie wir schon erwähnten, im Winter 1842. Ein großer Enthusiasmus hallte noch nach in der periodischen Presse, der Liberalismus hatte seine Triumphe gefeiert, obgleich Herwegh gerade im Augenblicke an dem Wendepunkte der seinigen angekommen war. Es war ein kurz andauerndes, aber wahrhaft jugendliches, mitunter auch etwas kindisches Auflodern, welches damals durch alle Gemüther zog. Ja, bei einer solchen Zeitstimmung kann es noch eine Weile befriedigen, Journalist zu sein, aber bei einer öffentlichen Stimmung, wie etwa die gegenwärtige, bei einem niederdrückenden Mangel bedeutenderer Facten, wie heute, wo man sich statt durch die Stimmung der Zeit, durch Furcht und Hoffnung oder statt durch die energische That selber, durch Kaffee, Thee, Wein oder Punsch zum Schreiben begeistern muß, da liegt eine entsetzliche Selbstquälerei in dem Berufe des Zeitschriftstellers.

Eugenia hatte ein bescheidenes Vermögen sich gesichert, welches Beide wohl vor eigentlicher Noth schützen konnte, allein im Augenblicke war noch nicht Alles in ihren Händen, und Richard mußte schon wenigstens um die Hälfte der Existenz arbeiten. Wenn in dem anständigen, aber nicht allzu prachtvollen getäfelten Stübchen im dritten Stock gequellte Kartoffeln auf einer zinnernen Schüssel aufgetragen werden sollten, dann klingelte Eugenia der Magd des Hausherrn mit einer silbernen Schelle, und so gewiß sie die anmuthige Seite ihrer gegenwärtigen Lebensweise verstand, würde sie sich doch höchst unglücklich gefühlt haben, wenn sie die Magd durch Klopfen oder Rufen hätte zu sich bescheiden müssen.

Richard pflegte mit besonderer Vorliebe auf den Entwicklungsgang Eines unter den lebenden Schriftstellern Deutschland's zu blicken, wenn er sich beruhigen, über die Zukunft orientiren wollte; es war dies Gutzkow. Schon als junger Student war Richard auf eigenthümliche Art diesem Manne nahe geführt worden. In seinem ersten Semester war nämlich Richard noch sehr theologisch kirchlich gewesen. Er liebte es, wenn auch nicht mit allzuviel Gründlichkeit, dann doch mit desto mehr Eifer die vom Hause mitgebrachte Richtung zu vertheidigen und namentlich auf die Frivolität der modernen Literatur zu schmähen. Da geschah es nun, daß er sich eines Abends in einem Kreise älterer Studenten befand, die sehr stark mit Liberalismus und jungem Deutschland kokettirten. Richard ergriff die Gegenpartei, und weil ihm der Name gerade in den Mund kam, fiel er auch mit einigen anderswo aufgerafften Phrasen über Gutzkow her, von dem er beiläufig in seinem Leben niemals eine Zeile gelesen hatte. Ein alter Bursche merkte das und examinirte ihn wie ein Criminalinquirent auf die Gutzkow'schen Bücher, und so schlau sich auch Richard lange Zeit zu wenden und zu drehen wußte, mußte er doch endlich eingestehen, daß er jenen Autor nur von Hörensagen kenne. Die alten, parteiwüthigen Burschen aber wurden so entrüstet über dieses Schlußgeständniß, daß sie den vorlauten Fuchs vor die Kneipe warfen und Richard nahm sich den Schimpf so zu Herzen, daß er von Stund' an Gutzkow las, und niemals wieder über Dinge zu sprechen gelobte, die er nicht kenne.

Digitized by Google

Er hatte sich mit den Büchern jenes Schriftstellers ganz gut befreundet, und die Entwicklungsgeschichte Gutzkow's schwebte ihm immer als der Typus einer glücklichen Literatenearriere vor, obgleich er sehr wohl wußte, daß mehr das Streben als das Vollbringen jenes Mannes Ruhm bedinge.

(Fortsetzung folgt.)

Gentz, Börne und Heine.

(Fortsetzung)

Heine steht neben Menzel an der Wiege des jungen Deutschlands, dessen emancipative Grundsätze er auch bereits in seinen „Reisebildern", namentlich in den späteren Theilen, deutlich verkündiget. Die Blasphemien gegen das Christenthum (zu dem er sich seit 1819 bekennt) laufen hier schon unter der Menge anderer satyrischer und ironischer Ein- und Ausfälle dreist genug herum. Die Rehabilitation der Religion des Fleisches hat aber Keiner unter den Jüngern der neuesten Poesie so laut und keck verkündiget als er außer Anderm z. B. in der Schrift „Die romantische Schule" gethan, welche nur eine Erweiterung seines früheren Werkes „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" bildet. Ueberhaupt gibt's für Heine keine Heiligkeit, und Gutzkow hat Recht, wenn er von ihm sagt, „daß er auf sogenannte heilige Gegenstände ein mainächtliches Hexenkreuz schreibt." Auch seine Gedichte athmen vielfach den triebsamen Bewegungsgeist, desgleichen die lust- und freiheitssüchtigen Sympathien, wie sie das junge Deutschland an den Tag gelegt, mit welchem Heine daher auch von Seiten des Bundestages solidarisch in Strafe genommen und in Bann gelegt wurde. Als 1825 in Hamburg die pseudonyme Lockschrift „Volksfrühling und seine Verkündiger" erschien, war es wohl vornehmlich Heine, den Campe als Hauptfrühlingssänger in seinen Verlagskäfich einzufangen suchte. Kaum hatte die Julirevolution die Freiheitspforten Europa's neu erschlossen, so eilte er an ihre Geburtsstätte hin, voll Begeisterung für die That des neuen Geistes. Er fühlte sich selber wiedergegeben. „Ich weiß jetzt wieder, was ich will," rief er aus, als ihm das Juliereigniß gemeldet wurde, „was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den geseiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen." Seitdem aber ging sein wahrer poetischer Stern mehr und mehr unter, während die politischen und socialen Fragen bei ihm in den Vordergrund traten. Mehr oder minder ist aber Heine gewissermaßen in Allem, was er geschrieben, Dichter. Auch seine Prosa ist von musikalischer Bewegung getragen und von den Anschauungen der Phantasie erfüllt. Seine „Reisebilder," vornehmlich die zwei ersten Theile, dürfen in dieser Beziehung als Zeugniß und Beweis vor Anderm hervorgehoben werden. Sie geben gleich sehr eine poetische Auffassung der gesellschaftlichen Dinge wie der Natur, bald in lyrischen Ergüssen, bald in ironisch-kecker Laune. Was immer sie aber bieten, es spriagt in freier Gestalt vor uns hin, leicht und leichfertig, ernstmild und tollausgelassen, gemüthlichzart und scharfschneidend, in dreister Ungebühr verletzend und mit phantasiefreundlichen Blicken versöhnend. Ueberall hat man Talent und Geschick zu bewundern, womit die Welt an des Dichters individuellen Bezügen zur Widerspiegelung gebracht wird. Die Kunst, alle Zustände nach der schwächsten Seite hin treffend zu beleuchten, hat er hier geübt wie Keiner vor ihm. Der erste Theil kann außerdem als ein national-literarisches Ereigniß betrachtet werden. Bereits hatte die reaktive Wendung der Dinge in Deutschland die alte Zufriedenheit des Spießbürgerthums zurückgeführt. Die Politik stand am Thore der Krähwinkelstadt, um keinerlei Großstädterthum einzulassen, indeß der soeiale Quietismus sanft an dem Busen der französischen Restauration schlummerte. Die Literatur erging sich in mancherlei Mittelmäßigkeit, trotz dem daß der Fatalismus auf dem Theater großsprecherische Reden hielt und Clauren nebst Andern schlaffe Novellen schrieb. Da pochten jene kecken Bilder (1826) unvermuthet an die Thüren unserer Schlafgemächer, und Alles taumelte auf, rieb sich die Augen und fragte erstaunt, wie man nur wagen möge, so verwegen die bequeme Ruhe zu stören und das Licht des Tages in die süße Dämmerung hereinzulassen. Doch fühlte man bald, daß der ungebetene Wecker manch schönes Morgenlied zu singen wußte, und daß sein Tagesruf zu rechter Zeit erschollen. Heine's eigenstes Dichterwesen bekundet sich überhaupt in der Kunst der Lyrik. Hier hat er seine poetische Heimat, nur Schade, daß er sie nicht immer mit reiner Liebe liebt und pflegt. Heine ist eine Art lyrisches Genie, ursprünglich, selbstständig, aller Töne Meister, der innigsten wie der schärfsten, der hohen wie der tiefen. Die Zauberklänge des Herzens wie die Stimmen der Verzweiflung, des Zornes, der spottenden Satire stehen ihm gleichmäßig zu Gebote. Fast in Allem ist Musik, Geist und Bewegung. Heine hat eine Art, die nur ihm gehört und die oft selbst in ihren Mängeln noch Reiz genug hat, um diese zu vergessen. „Unser Dichter," sagt Varnhagen von ihm, „hat den in unserer Zeit wahrscheinlich ungeheuren Vorzug, daß er keine Phrasen macht," und wir stimmen gern in dieses Urtheil ein. Je größer aber die Talente Heine's sind, um so mehr muß man bedauern, daß er sich nicht überwinden konnte, sie in dem Dienste, welchem er sie gewidmet, mit reiner Kunstabsicht zu verwenden. Die Reflexion der Eitelkeit verfälscht die ursprüngliche Unmittelbarkeit, und das charakterlose frivole Spiel, das er in der Poesie mit der Poesie selber treibt, die Verhöhnung der Idee in ihrem eigenen Reiche, kurz, der ewige Selbstmord des Schönen gestattet nicht, daß sich der Heine'schen Dichtung das Siegel der höheren Weihe aufdrücke. Man betrübt sich, man erzürnt, wenn die tiefsinnigsten Gefühle, die zaubervollsten Gebilde plötzlich durch ein widerwartiges Mephistogelust verdorben werden. Man fühlt sich nicht sicher im Genusse und das verdirbt den Genuß. Heine ist nur Heine in der Zerstörung seiner selbst. Er haßt, indem er liebt, er lacht, indem er weint, er zerknickt die Blume, welche er gepflanzt, spottet des Geistes, dessen er sich rühmt, spielt französisch, indem er deutsch-heimisch fühlen möchte. Daß Heine Einiges in voller Reinheit durchgeführt, läßt um so schmerzlichee empfinden, deß ee so Vieles in eitler Laune verunreinigt.

(Schluß folgt.)

Eine moderne Gespenstergeschichte.

Der Todtenkopf-Korrespondent der „Allg. Ztg." (Fürst Pückler-Muskau?) erzählt in einem Aufsatz: „Aus dem Thüringer Wald" folgenden abenteuerlichen Spuk, den ihm der Commandant der Wartburg selbst mitgetheilt haben soll.

Digitized by Google

In einer Nacht wo ein so heftiges Gewitter tobte, daß der wüthende Sturm alle Fenster zu zertümmern, wo nicht die ganze Wartburg wegzublasen drohte, ward dem H. von S . . . . . in seiner entfernt gelegenen Thurmwohnung sehr für seinen lieben Rittersaal bange, dessen jetzige geordnete Aufstellung mit so manchen nöthigen Reparaturen seiner mühevollen Sorge hauptsächlich zu danken ist. Besorgt sprang er daher aus dem Bette, warf einen Mantel um, zündete eine Nachtlaterne an und stieg, da im Hause alles schlief, ganz allein die Treppe hinab Er mußte durch mehrere offene Zimmer gehen, und doch, ehe er an die stets verschlossene Thür des Saales gelangte, glaubte er ein lautes Klirren zu vernehmen, wodurch er immer mehr in der Besorgniß bestärkt ward, daß ein oder das andere Fenster den fürchterlichen Stößen des Windes nicht zu widerstehen vermocht habe, und irgend ein Schaden angerichtet worden sei. Er holte daher schnell die zu sich gesteckten Schlüssel aus der Tasche, um die Thür zu öffnen, als er diese nicht ohne Verwunderung bei seiner Annaherung, wie von einem Windstoß getrieben, aufschlagen sah. Ohne sich jedoch in dem Augenblick besondere Rechenschaft über das Eigenthümliche dieses Umstandes zu geben, schritt er hastig hinein, und fand im Anfang, wo er auch hinleuchtete, alles in der gewohnten Ordnung. Wohl hörte man den Sturm draußen in den Wipfeln der uralten Buchen furchtbar brausen und um die Zinnen heulen mit gellendem Ton, fühlte aber kaum einen Luftzug im Saale, von dem der Schein seiner Laterne nur einen kleinen Theil auf einmal zu erhellen vermochte. Ganz beruhigt, wollte er sich daher schon wieder entfernen, um, von der feuchten Kälte, die hier herrschte unangenehm berührt, sein warmes Bett wieder aufzusuchen, als er, am Ende des Saales angekommen, mit Erstaunen bemerkt, daß der Ritter, welcher dort auf einem schwarzbehangenen Turnierpferde in gleichfarbiger Trauerrüstung die Reihe der übrigen schließt, verschwunden war, und das Pferd allein ohne Reiter dastand. Unheimlich begann es ihm bei diesem Anblick über den Rucken zu rieseln, aber man denke sich wie ihm zu Muth ward, als er sich umdrehend, den auf dem Pferde fehlenden Reiter ganz gemächlich in der nächsten Fensternische sitzen sieht, die Hand auf die Steinlehne gestützt und die gläsernen Augen starr auf ihn gerichtet, wahrend in demselben Moment mit gräßlichem Gekrach ein blendender Blitz niederfährt, und eine Secunde lang den ganzen Saal mit allen seinen todten Masken in schwefelgelber Beleuchtung aufflammen läßt. Mit dem gesteigerten Entsetzen seiner aufgeregten Phantasie glaubt er jetzt jeden Ritter schon den Fuß heben zu sehen, um von seinem Piedestal herabzusteigen, und seiner selbst nicht mehr mächtig, entflieht er bewußtlos dem grausen Schauspiel einer lebendig werdenden Geisterwelt. Keiner von uns, glaube ich, würde es anders gemacht haben.

So findet er sich wie instinctmäßig in seinem Bette wieder, halb ungewiß, ob Wirklichkeit oder ein Traum ihn geschreckt, bis der Erschöpfung ein kurzer aber tiefer Schlaf folgt. Wie er nun am Morgen bei hellem Sonnenschein erwacht, und alle Schauer der Nacht vor dem beruhigenden nüchternen Tageslicht weichen, fühlt er nur Aerger über sich selbst, sich immer lebhafter einredend daß ja Wunder zu glauben heutzutage bloß in die Kinderstube gehöre, und also nothwendig alles natürlich zugegangen sein müsse. Um sich diese Gewißheit gleich zu verschaffen, klingelt er seinem Diener, kleidet sich an und begibt sich in dessen Begleitung von neuem in den bei seiner übereilten Entfernung gestern offen gelassenen Saal. Doch findet er diesen, wie gewöhnlich, doppelt verschlossen, und als er die Thüre öffnet und eintritt, vergolden vor ihm die morgendlichen Strahlen anmuthig jeden der glänzenden Harnische; kein Stück derselben, keine Waffe ist nur verschoben, und fest im Sattel nach wie vor sitzt der schwarze Ritter, mit ruhender Lanze wie angenagelt auf seinem Turniergaul. Doch entdeckt, nach genauester Untersuchung, der Commandant eine kleine Veränderung. Der Zügel des Pferdes ruht nur noch zum Theil in des Ritters Hand, denn der linke Theil des Riemens ist zerrissen von des Pferdes Hals herabgesunken Einem alten morschen Zügel kann solches indeß wohl auch ohne äußere Berührung arriviren, und ich bedaure dem Leser sagen zu müssen, daß eine weitere natürliche Erklärung der Begebenheit sich, trotz aller angewandten Mühe, bis jetzt nicht hat ermitteln lassen. Der Commandant hat sich zwar völlig zu überführen gesucht, daß ihn nur ein mehr als gewöhnlich lebhafter Traum geäfft, was er für um so wahrscheinlicher hält, da er bald nachher in ein hitziges Fieber verfiel. Dennoch möchte ihn, glaube ich, außer dem Gebot der Pflicht nicht leicht etwas vermögen, die Rüstkammer der Wartburg nochmals um Mitternacht zu inspiciren.

Feuilleton.

*** Odessa. In dem neuesten Hefte von A. Erman's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland" befinden sich einige statistische Notizen über Odessa, welches, obgleich es 1843 erst den fünfzigsten Jahrestag seiner Existenz feierte, doch schon mit Einschluß der Vorstädte 77,778 Einwohner zählt und den dritten Platz unter den russischen Städten einnimmt. Seine Bevölkerung zeichnet sich durch ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Nationalitäten aus, wie man es in diesem Grade wohl in wenigen Städten antreffen mag. Außer Russen findet man dort Griechen, Bulgaren, Illyrier, Serben, Italiäner, Deutsche, Engländer und Juden, so wie auch einige Spanier, Armenier und Walachen. Die Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntnisse geht aus dem Umstande hervor, daß bei den städtischen Wahlen ein griechisch-katholischer, ein armenischer und ein römisch-katholischer Priester, ein lutherischer Pfarrer, ein kalvinistischer Prediger, ein talmudischer Rabbi und der karaitische Chacham oder Lehrer gegenwärtig sein müssen, um den Kandidaten den Eid abzunehmen. Der Handelsstand theilt sich in zwei Klassen — in die russische und die ausländische Kaufmannschaft, wovon aber ersterr großentheils aus Deutschen, Griechen, talmudischen und karaitischen Juden besteht. Es ist eine merkwürdige Thatsachr, daß in den letzten zehn Jahren die Zahl der christlichen Kaufleute allmälig abgenommen, die der jüdischen aber sich in eben dem Maße vermehrt hat. Seit einiger Zeit nehmen auch viele Kleinrussen und Polen an dem Handel Odessa's Theil, und die Küstenfahrzeuge werden fast sämmtlich von Abkömmlingen der Saporoger Kosaken geführt, deren Vorfahren sich bereits im 16ten und 17ten Jahrhundert durch ihre kühnen Seezüge auf dem Schwarzen Meere bis an den Bosporus und die Küsten von Anatolien hin auszeichneten.

*** Nach dem „Fayettroille Observer" starb kürzlich in Bladen County, N. C., ein Dr. William Prigden in dem hundert und vierundzwanzigsten Jahre seines Alters. Er hatte, obgleich damals schon ein alter Mann, den ganzen Revolutionskrieg als Freiwilliger mitgemacht und hat Urenkel hinterlassen, die mehr als 40 Jahre zählten. — Ueber einen vielleicht noch merkwürdigeren Fall berichtet in einem längeren Artikel der N. O. „Picayune". Nächst dem Dog River, wenige Meilen vom „Ost Pascagala Hotel" entfernt, lebt

Digitized by Google

eine hochbetagte Negerin, deren Alter von den Einen auf hundert und fünfunddreißig, von Andern jedoch bloß auf hundertundzwanzig Jahre geschätzt wird. Sie hat 14 Kindern gehabt und es sei ein eigenes Bild, diese, fünf Generationen in sich vereinigende Familie (deren Glieder sämmtlich der französischen Kirche angehörige, eifrige Katholiken sind) vereinigt zu sehen; von der ältesten Tochter, die beinahe so alt wie ihre Mutter aussieht, und noch mehr als diese die zweite Kindheit darstellt, bis zu den munteren Kindern, die zu den Füßen der Matronen spielen. Diese merkwürdige Greisin hat niemals in ihrem Leben das Bett gehütet und eben jetzt hat sie zum ersten Male eine Krankheit befallen, doch ist man nicht ohne Hoffnung, sie zu erhalten. Dr. Luxenberger von Neworleans hat sie besucht und die Beobachtung, welche dieser ausgezeichnete Arzt bei dieser Gelegenheit mit großer Aufmerksamkeit angestellt hat, werden der Wissenschaft hoffentlich nicht verloren geben. Marie Jeanne, so heißt sie, war nicht Sklavin, ihr Herr emancipirte sie wegen ihres musterhaften Betragens und hinterließ ihr ein kleines Eigenthum, auf welchem sie mit den Ihrigen ihre alten oder vielmehr älteste Tage sorgenfrei verbrachte und sie war noch in dieser letzten Zeit, trotz ihrer ersten und vielleicht letzten Krankheit, bei gutem Verstande und vollem Gebrauch ihrer Sinne. Brem. Z.

*** Ein Londoner Journal bringt frohlockend die Nachricht, daß die Gräfin Rossi (vormals Dem. Sonntag) sich wieder der Bühne widmen und im Juli in der Italienischen Oper zu London singen werde. Man nennt sogar schon ihre Antrittsrollen; man versichert, sie werde als Desdemona in „Othello" und als Donna del Lago debutiren.

*** Der französische Dichter Sallustre du Bratas nannte den Donner: „den Tambour Gottes;" die Winde: „Postillons der Windsbraut;" die Sonne: „den Fürsten der Lichter;" den Mond: „die Fürstin der Laternen;" die Sündfluth: „die große Wäsche der menschlichen Geschlechter."

*** Das Biertrinken galt noch vor einem halben Jahrhundert als Charakteristikum eines tapfern deutschen Burschen. Die Studenten wußten aus dem Tacitus, daß ihre Ahnen unsterbliche und unüberwindliche Bierstoffvertilger gewesen waren. Bald sah man, wer das größte Talent hatte, und wie bei der Jugend immer der Fähigste auch zugleich der Herrschende ist, so wurde auch hier der Fähigste im Biertrinken als Fürst begrüßt. Der Fürst konnte vom Theon getrunken werden; ein einziger Krug mehr gab die Oberherrschaft über Alle, und so heiß auch gekämpft, so viele Lanzen auch gebrochen wurden, es floß dabei kein anderes Blut, als das des theuren Hans Gerstenkorn, den der treffliche Schette Burn schon so schön besungen hat. Das berühmteste war wohl das Fürstenthum Lichtenhain bei Jena, dessen Fürst Tus XXXVII., der edle Karl August von Weimar, sogar in freundlicher Laune als einen regierenden Fürsten anerkannte. Dieser Fürst von Lichtenhain wurde nämlich einmal auf Wilddieberei ertappt und ihm von dem Revierjäger die Büchse genommen. — „Wie kann er sich das unterfangen," fuhr er denselben an — „weiß er, wer ich bin?" — „Nein!" war die Antwort. — „Ich bin der Fürst Tus XXXVII. von Lichtenhain," hieß es nun. Verdutzt gab ihm der Jäger die Büchse wieder, in der Meinung, irgend einen wirklichen kleinen Fürsten vor sich zu haben, meldete aber doch die Begebenheit pflichtschuldigst höhern Orts. Da sendete der hochselige Großherzog von Weimar, dem der kecke Streich gefallen hatte, einen Leibhusaren an jenen Studenten und Fürsten, und ließ ihm sagen: „Eine Empfehlung vom Herrn Großherzog an Seine Liebden, den Fürsten Tus XXXVII. von Lichtenhain. Serenissimus hätten beschlossen, künftig nur auf ihrem Reviere zu birschen und bäten, daß der Herr Fürst auch auf dem Ihnen eigenthümlichen Reviere blieben, wenn Sie wieder zu jagen geruhten. A. Thl.

*** Der neueste Geniestreich, der von den Pariser Chevaliers d'Industrie ersunnen, und seit Kurzem mehrmals mit gutem Erfolg ausgeführt worden, besteht darin. Wohnungen in den elegantesten Quartieren der Stadt zu miethen, und daselbst allerhand Unfug anzustellen, bis die Hauseigenthümer ihnen eine Summe Geldes anbieten, damit sie ausziehen. Bei einer solchen Gelegenheit erhielten sie auf diese Art vierzig Pfund; bei einer andern wurden sie jedoch von dem Hausherrn, der weniger ceremoniös war, und sich zwanzig starke Kerls bestellte, mit Sack und Pack aus dem Hause geworfen. Ein äußerst elegant gekleideter junger Mann kam jüngst zu einem Herrn Emslie, der ein Haus in dem schönsten Theile der Stadt besitzt, und miethete den ersten und zweiten Stock desselben. Kaum war er jedoch eingezogen, als große Anschlagzettel an den Fenstern erschienen, ankündigend, daß Affen, gelehrte Hunde, Flöhe und dergleichen Naturwunder daselbst für den Eintrittspreis eines Penny zu sehen sein würden. Der Hauseigenthümer rechtete natürlich mit seinem Miethsmann, welcher sich jedoch weigerte, das Haus zu verlassen, wenn ihm nicht 50 Pfund ausbezahlt würden. Nach vielem Hin- und Herreden wurde die Sache für 10 Guineen arrangirt.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 3. Juli.)

(Frankfurt.) Der schwedische Tenorist Hr. Günther aus Stockholm, der 6 Jahre mit Jenny Lind die ersten Partieen am dortigen Theater sang, und in Hamburg großen Beifall fand, wie er auch hier beim Liederkranz wahre Sensation erregte durch die Anmuth seines Vortrages, wie die Gediegenheit seiner Schule, wird sicherem Vernehmen nach nächstens in einem Conzert im Costüm im hiesigen Theater singen. Wir machen hierbei die Verehrer der Jenny Lind auf dessen Vortrag schwedischer Lieder vorläufig aufmerksam.

— Der um die vlämische Literatur hochverdiente Willems zu Gent ist vor kurzem gestorben.

— Auber arbeitet an einer neuen fünfaktigen Oper „Kosziacko", die ein Seitenstück zur „Stummen von Portici" werden soll. Ob es der Individualität Auber's, die doch vorzugsweise zum leicht und zart Anmuthigen berufen ist, angemessen sei, den einmal gelungenen kühnen Wurf eines tragischen Sujets noch einmal zu wagen, muß der Erfolg lehren. Der greise Meister selber will, daß diese Oper seine letzte Arbeit sei, nach welcher er für immer zu feiern gedenkt.

— B. Auerbach's Dorfgeschichten sind von Meta Taylor in's Englische übersetzt worden. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. Juli Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheilungen. Jäger: Herr Reichner, als erster theatralischer Versuch.

Sonntag, den 5. Juli. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von R. Benedix. (Gastrolle) Wellstein: Herr Gumkau, vom Stadt-Theater zu Augsburg.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 184. Montag, den 6. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte im Grunde wissen," sprach Richard eines Tages zu Eugenien, „ob denn wohl dieser merkwürdige Autor in dem ewigen Drängen, sich überstürzen, in der Hast des Producirens, die gerade den modernen Literaten characterisirt, doch wohl wieder seine Bernhigung gefunden hat. Denn gerade die Masse des Producirten, das Schlaghafte und Unermüdliche seiner Wirksamkeit bedingt ja seine Bedeutung: So ist's bei einem ächten Literaten. Erschien ein Werk, das von der Kritik hart angefochten wurde, dann war auch Gutzkow schon, lange bevor die Debatte zum Abschluß gediehen war, mit einem neuen da, und schlug solchergestalt die Angriffe der Kritik auf das erste nieder. Er hat sich überall versucht und ist doch nicht eigentlich zerfahren geworden. Diese gepichte Natur, die trotz alledem und alledem fast zusammengehalten hat, erhebt ihn über den Kreis seiner ehemaligen literarischen Parteigenossen, die fast alle mittlerweile verschwunden, vergessen sind. Ich glaube, wenn Gutzkow einmal aufhört zu schreiben, dann wird er auch bald sterben müssen! Malt man sich selber aber eine solche Laufbahn des endlosen literarischen Fleißes vor, dann befällt uns ein Schwindel und man ist in Gefahr alles aufzugeben und sich lieber auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf zu schießen!"

„Ich kann nicht darüber hinauekommen, auch in solchen Dingen vielleicht allzu weiblich zu denken," sprach Eugenia und schaute lächelnd auf ihren Paletot und ihre Beinkleider. „Es dünkt mir eine Unmöglichkeit, daß ein Mann sich in dieser unaufhörlichen Misère des Schriftstellerlebens, das tiefer als gewöhnlich betrachtet, gerade für eine Frau etwas furchtbar düsteres und unheimliches hat, dauernd frisch bewahre, wenn nicht ein äußerer Gegendruck ihn gleichsam mit Gewalt dazu zwingt, seine Lebenskraft beständig im Extrem der Spannung zu erhalten. Mir wenigstens will es scheinen, daß gerade die Ungunst der äußeren Umgebung Gutzkow's, die man so oft beklagt hat, sein Heil gewesen sei. Hätte er nicht gerade wechselweise in zwei großen Handelsstädten, die von der Literatur wenig und von den Schriftstellern noch weniger wissen wollen, isolirt gelebt, er würde sich vielleicht niemals so energisch zusammengerafft haben. Aber wenn der talentvolle, strebsame Mann sieht, wie er von jedem bildungsarmen Teufel, der nichts weiter, als höchstens ein paar Millionen besitzt, über die Achsel angeschaut wird, in einer Zeit, wo es immer stärker zum allgemeinen Bewußtsein kommt, daß die Intelligenz mehr und mehr die erste bewegende Potenz in der Weltgeschichte wird, dann muß ihn wohl auch der gerechte Stolz und Ehrgeiz rastlos anspornen, jener hohlen Arroganz etwas inhaltreicheres entgegenzusetzen."

Richard und Eugenia fühlten das Wagniß sehr wohl, auf welches sie sich eingelassen, allein es war ein wunderbar frischer Lebensmuth über Richard gekommen, seit er wieder arbeitete, seit er sich wieder frei fühlte, wohl auch seit er die alte Gegend mit einer unbekannten neuen vertauscht hatte. Nur manchmal wünschte er sich verstohlen statt beständiger geistiger Anstrengung auch einmal eine recht geistlose, rein körperliche Arbeit. Wer nicht bis zur äußersten Ermüdung mit Geistesarbeit sich befaßt hat, der begreift diese Sehnsucht nicht, die es uns als den süßesten Genuß erscheinen lassen kann, den Tag eine Stunde Chausseesteine zu klopfen, oder Holz zu sägen, nur um auch einmal Arbeit zu haben, bei der man nichts zu denken braucht. Ein Hufschmied wohnte Richard gegenüber. Wenn da des Morgens die Pferde beschlagen wurden, wenn die rüstigen Schmiedgesellen mit ihren von der schweren Arbeit straff und fest gewordene Muskeln die gewichtige Hämmer schwangen, die unbändigsten Pferde fest und sicher an dem widerstrebenden Fuße packten, oder auch mit äußerster Anstrengung ein hölzernes Rad in den glühenden Eisenreif zwängten, dann schaute Richard oft lange nachdenklich zu und beneidete die rußigen Schmiedegesellen! —

Doch heute wollten sich die beiden Leidgenossen einen frohen Tag machen. Es war eine Bauernhochzeit im Steinachthal. Da herrscht noch der schöne alterthümliche Brauch, daß jeder Fremde, so lange das Zimmer des Wirthshauses, worin man die Hochzeit feiert, Raum bietet, als Gast eintreten kann. Er braucht nur zwölf Kreuzer zu zahlen für die Musik und sich der Braut vorstellen zu lassen, dann übergibt ihm dieselbe ein kleines Blumensträußchen, welches er im Knopfloch trägt, und von nun an wird er als ein alter Bekannter betrachtet und bewegt sich ebenso frei in der muntern Gesellschaft, wie irgend einer der andern Gäste.

Die Mädchen des Steinachthales sind durch ihre Schönheit berühmt in ganz Schwaben. Dazu kommt eine gewisse Feinheit des Benehmens, eine Anmuth der Haltung, die im Verein mit der höchst malerischen Landestracht die Bewohnerinnen dieses kleinen Thales sehr vortheilhaft von den Dirnen der Umgegend unterscheidet. Freilich die ächten Steinachthaler des alten Schlages sind auch immer seltner geworden durch die unwiderstehlichen Einflüsse der modernen Kultur. Vergleicht man die auffallende Aehnlichkeit der Mädchen dieses Thales untereinander, wo sich immer die nämlichen hellblauen Augen und hellblonden Haare wiederholen bei sehr starkem Körperbau und der breiten, offenen nordischen Gesichtsbildung, dann möchte man fast an die Sage glauben, nach welcher sich zu Ende des dreißigjährigen Krieges eine versprengte schwedische Truppenabtheilung hier colonisirend niedergelassen haben soll, wodurch diese freundlichen scandinavischen Gesichter mitten in die umgebende schwäbische Bauernwelt hinein improvisirt wurden.

Digitized by Google

Es ging sehr lustig zu auf der Hochzeit. Eugenia, der zarte, niedliche Jüngling erregte die Bewunderung aller Mädchen, denn auf dem Lande halten diese ein glattes, weibliches Männergesicht weit eher für schön als in den Städten. Man tanzte wacker, und Eugenia hatte ihre ausgelassene Freude daran, den Herrn dieser schönen Bauerdirnen zu spielen. Das war wieder eine neue Situation für sie, sie fand sich aufgeregt, zu wildem Jubel begeistert, und leider hatte sie sich insgeheim schon oft mit Schrecken gestehen müssen, daß bei ihr Ruhe jederzeit Abspannung, Uebersättigung sei. Auch Richard mischte sich allmälig in die Reihen der Tanzenden, aber er ward wenig beachtet über dem netten, kleinen Studenten, der auch wirklich äußerst liebenswürdig auf die Hochzeitsfreude der Bauern in neckischer Weise einzugehen wußte.

Bei der früh einbrechenden Dammerung des Wintertages verließen Richard und Eugenia schon um vier Uhr die fröhliche Hochzeitsgesellschaft. Sie hatten ein paar erträglich lahme Miethpferde aus Tübingen, auf denen sie hingeritten waren und nun etwas rascher zurücktrabten. Sie blieben schweigsam und ihre Gedanken waren in der That sehr verschieden und wenig zur gegenseitigen Mittheilung geeignet. Eine starke halbe Stunde vor Tübingen steht ein einsames Wirthshaus an der Landstraße „zum Waldhörnle", von dort her glänzten ihnen bereits durch das Zwielicht alle Fenster hellerleuchtet entgegen; denn der Verein für Pferdefleischessen hatte heute ein großes Pferdefleischdiner gehalten, und die Mitglieder waren weniger zwar beim Pferdefleisch als beim Champagner bis in die Dunkelheit sitzen geblieben. Ein Schwarm von Weinbauern zog rechts und links zur Seite der Landstraße, und der Sang und Jubel der Pferdefleischesser schallte bereits so vernehmlich zu den beiden Reitern herüber, daß Eugenia nicht mehr recht auf das Pferd und den Weg blickte, als plötzlich ein Schatten vor dem Kopfe ihres Thieres vorüberhuschte, worauf das müde, geduldige Thier wie eingewurzelt stehen blieb. Eugenia wußte gar nicht, was geschehen war, allein das Geschrei der herbeieilenden Landleute klärte sie bald auf. Ein alter tauber Weinbauer mit einer Kufe voll Erde auf dem Rucken war vor das Pferd gekommen und mehr aus Schrecken über den plötzlich hinter sich erblickten Pferdekopf umgefallen, als daß er umgeworfen worden wäre. Die Bauern aber verstehen in solchen Fällen wenig Spaß; sie deuteten es sogleich für studentischen Uebermuth und fielen wüthend über den unschuldigen Reiter her.

„Wenn Ihr schon Rechtsgelehrte von Tübingen seid, wollen wir Euch doch zeigen, was Rechtens ist," rief eine gewaltige Mannesstimme aus dem Haufen, und alsbald war die Unvorsichtige aus dem Sattel gehoben und festgehalten.

In demselben Momente jedoch drängten sich Studenten von der andern Seite herbei und als der Vorderste sah, um wen es sich handle, griffen sie — das Pferdefleischessen hatte ihren Muth erhöht — die erzürnten Bauern an, und nach einer kurzen Gegenwehr waren dieselben in die Flucht geschlagen. Der Studiosus Beitle — er war es, der Eugenia sogleich erkannt hatte — trat nun vor, und führte das gerettete Bürschchen im Paletot im Triumph zu den Festgenossen. Man schmaus'te und zechte nun noch die halbe Nacht hindurch, die Stiftler hatten heute einen freien Tag und vor dem Anbruch des neuen dachte man nicht an's Nachhausegehen. Eugenia war, namentlich nach dem kleinen Abenteuer ganz in der Stimmung, sich allen äußeren Eindrücken offen und frei hinzugeben, und so schwärmte sie sich denn heute Abend in studentische Ideen hinein und schloß Freundschaft mit all den exaltirten Geistern. Das sollte bedeutende Folgen für die Zukunft haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gentz, Börne und Heine.

(Schluß.)

Als er 1822 zuerst mit seinen „Lyrischen Gedichten" hervortrat, begrüßte ihn Deutschland sofort als einen Dichter eigener Weise. So reine Herzensmelodien hatte man, seit Göthe's Leier verstummt, nicht mehr vernommen; obgleich auch jetzt schon Mephistopheles mitunter das Wort der Verneinung in den Gesang der Seele hineinsprach. Die vorhin erwähnten „Reisebilder" boten die schönsten Gaben seiner Gesangesmuse, welche hier nur selten in gewohnte Ungezogenheiten und frevelhafte Launen ausschreitet. Wir können Einzelnes nicht hervorheben, sonst würden wir an „Sonnenuntergang" und an den „Gesang der Okeaniden" erinnern. Hier ist Leben, ist Anschauung, ist Frische und Unmittelbarkeit. Der dritte Theil mischt das Heiterste, das Herzlichste unter das Schnödeste, was jemals der freche Mund eines aristophanischen Humors ausgesprochen. Ueber Platen wird ein hochnothpeinliches Halsgericht gehalten, wobei ein Viertel Gerechtigkeit von Dreiviertel Ungerechtigkeit unter grausamster Lust an fremder Qual überwogen wird. Das „Buch der Lieder" erschien 1827 und hob den Dichter auf die rechte Höhe des Beifalls, indem man nun in übersichtlicher Einheit vor sich fand, was bisher vielfach zerstreut gestanden hatte. Wennauch nicht viel Neues hinzugekommen war, so gab die Vereinigung selbst ein poetisches Bild, welches mit neuem Reize das Auge entzückte. Hier steht nun Heiteres und Düsteres, Liebe und Zorn, Scherz und Hohn, Leid und Lust, Gemüth und Frivolität auf's nächste bei einander und bildet so den vollen Spiegel für des Dichters Weise und Wesen. Späteres erschien im „Salon," einer Sammlung gemischter Aufsätze mit eingeschobenen lyrischen Partien. Es ist darunter Vieles, was aus der Schmutzkammer stammt, neben vielem Schönen von geistvoller Ansprache. 1843 schrieb Heine den „Atta Troll," welches Gedicht er selbst „das letzte freie Waldlied der Romantik" nennt. Es enthält eine Fülle von Satire, namentlich auf Deutschland's Zustande, ganz in altheine'scher Manier. Es ist ein Epos der Betrachtung seines Vaterlandes, zu dem sein jüngstes Musenwerk „Deutschland, ein Wintermahrchen" das Seitenstück bildet, eine Sammlung treffender und trefflicher, aber auch gemeiner und gemeinster Witze, Späße und Satiren, vor Allem keine Dichtung. Die Trivialität, welche, wie wir bereits bemerkt, Heine nicht missen konnte, treibt hier ihre freieste Wirthschaft. Daß unser Dichter den Rhythmus und seine Rechte niemals besonders geachtet, haben ihm bereits Andere nachgewiesen. In dem letztgenannten Produkte nun herrscht wahre Verhöhnung desselben, die freilich in der Absicht zu liegen scheint. Die dramatischen Versuche Heine's (Ratcliff, Almansor,) welche er schon 1823 unter dem Titel „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" herausgab, zeugen von origineller Auffassung und seltener Kunst in der Behandlung, sind aber bei aller dramatischen Beweglichkeit ohne diejenige Konsequenz und Stetigkeit in der Handlung, die dem Drama seine eigenthümliche Bedeutung geben muß.

Digitized by Google

— Ueber den Prosastyl Heine's streiten sich die Meinungen. Zuvörderst ist er selbst der bescheidenen Ansicht, daß er es zu einer „göttlichen Prosa" gebracht. Wir rühmen vor Allem die freie musikalische Bewegung, welche auch Heine's Prosa durchzieht und sie gewissermaßen zu poetischer Bedeutung erhebt, wir freuen uns an der frischen Färbung, die aus vielen Darstellungen, namentlich in den Reisebildern, so warm und stärkend spricht, wir bewundern den Glanz seiner sprachlichen Dialektik, die helle Durchsichtigkeit wie die plastische Sinnlichkeit ihres Ausdrucks; allein, wenn wir Einzelnes klassisch in seiner Art zu nennen haben, so ist doch das Ganze schon darum ohne Musterhaftigkeit, weil das Spiel stylistischer Kunstfertigkeit zu oft sich selbst zum Zwecke hat, der Styl mit sich selber gar zu freundlich thut und in seine eigene Manier verliebt erscheint. Die Nachlässigkeit des Negligé zeigt sich oft zu nachlässig, um zu gefallen, zu kokett, um zu reizen, der Gang vielfach zu taumelig-sprunghaft, um schön zu sein. Heine's Styl ist nicht der Styl „des reinen Inhalts, welcher seine höchsten Gesetze nur von den darzustellenden Gedanken empfängt und mit denselben niemals willkürlich zu schalten wagt" (Mundt,) er ist der Styl des subjektiven Belieben's, der substanziellen Leerheit. Auch Gutzkow weiß an demselben die Schwächen, die ihn drücken, wohl zu merken. Wie Heine seine kecken Launen gegen namhafte Schriftsteller ausließ, besonders gegen Platen (in den „Reisebildern") und Schlegel (in der „romantischen Schule",) gegen Menzel, und die schwäbischen Dichter (gegen Letztere in dem „Schwabenspiegel" 1839,) haben wir zum Theil schon berichtet und mag überhaupt nur als literar-historische Notiz hier Andeutung finden. Wo er sich über wissenschaftliche Gegenstände, z. B. über deutsche Theologie und Philosophie (im zweiten Theile des Salons) verbreitet, zeigt er, daß er in diesem Gebiete ebenso leichtfertig und ohne Wahrheitssinn sich herumtummelt, als er auf dem Felde der Politik ohne feste Gesinnung, auf dem der Poesie ohne reine Liebe zur Idee sich darstellt. Wie dem aber auch sein möge, Heine hat überall, selbst da, wo er das Wagniß der frivolen Keckheit auf das Höchste treibt (z. B. in den „Nachträgen zu den Reisebildern") in der Regel so viel Geist und geistiges Ferment hinzugemischt, daß ein freier Sinn sich meistens daran erquicken wird.

Der periodische Nilaustritt.

Dr. Rossi spricht sich in dem zu Kairo erscheinenden Spettatore Egiziano in folgender Weise aus: „Wer sich den Nil als einen reißenden, während der Sonnenwende seinen Ufern entstürzenden, sämmtliche Felder und Gärten Aegyptens mit Macht überfluthenden Wildstrom denkt, hat nur einen sehr falschen Begriff von diesem auf das Gedeihen des ganzen Landes so wohlthätig einwirkenden Flusse. Zur Zeit des Kalifen Omar konnten die Verbindung zwischen Dorf und Dorf während der Ueberschwemmung freilich nur mittelst Barken unterhalten werden; allein seitdem haben sich die Ufer durch Schlammanlagerung erhöht, und der heutige Nil steigt periodisch und so stufenweise, daß der Landmann zeitlich genug nachtheiligen Wirkungen entgegenarbeiten kann. Dieser Fluß füllt die bei der höheren Lage ihres Bettes ausgetrockneten und zur Besenchtung der umherliegenden Aecker untauglich gewordenen Kanäle. Hat er eine angemessene Höhe erreicht, so leitet der Landmann das Wasser nach verschiedenen, selbst entfernten Punkten hin, die sonst wegen Mangel an gehöriger Bewässerung völlig brach bleiben müßten. Die Naturforscher haben bisher noch keinen genügenden Grund für diesen periodisch wiederkehrenden Austritt des Nils angeben können. Die Araber schreiben ihn dem in Sennaar während des Monats Juni regelmäßig eintretenden Regen zu; sie können aber nicht erklären, warum die Ueberschwemmungen in Kartum, an der Mündung des weißen Flusses in den blauen schon im April erfolgen. Der Regen in Sennaar beginnt freilich im April und dauert bis Ende Juni, allein er kann unmöglich eine Ueberfluthung herbeiführen, da er das Wasser kaum über das Niveau bringt. Eben so ist eine andere Meinung, daß die Stürme auf dem indischen Ocean Dünste nach den abyssinischen Gebirgen treiben, und dort einen die Ueberschwemmung verursachenden Regen hervorbringen, nur als Vermuthung anzusehen. Der regelmäßige Austritt des Nils ist vielmehr ein noch nicht gelöstes Naturgeheimniß. — Im April beginnt die Anströmung in Kartum, und zeigt sich erst in der zweiten Hälfte des Monats Juni in Kairo. Das braucht also ungefähr drei Monate, um diese Strecke von 1440 englischen Meilen zurückzulegen, während dieß durch des Stromes Gewalt in einem Monate geschehen sollte, indem das Wasser des Nils 3 Meilen bei den höchsten und zwei Meilen bei der niedrigsten Fluth durcheilt. Die Nordwinde, das sich in die Kanäle verlierende Wasser u. s. w. hemmen aber den schnellen Lauf. Beim Beginn des Austrittes hebt sich das Wasser allmälig bis 24 Fuß über das Niveau. In diesem Falle ist die Ueberschwemmung vollkommen. Das Wasser ergießt sich in die Kanale, Seen und endlich durch die beiden Nilarme ins Mittelmeer. Bei niederm Wasserstande entladen sich in 24 Stunden durch die Mündung bei Damiette 71,033,840,640 und bei Rosette 79,352,551,728 Kubikmeter Wasser; in der Zeit der höchsten Fluth aber bezüglich 227,196,828,480 und 478,917,838,960 Kubikmeter. Manche betrachten die Nilüberschwemmung für eine dem Lande wohlthätige und zugleich jede Epidemie entfernende Naturerscheinung; wir glauben jedoch hier bemerken zu müssen, daß die Pest gewöhnlich aufhört, ehe das Wasser in Kairo noch die zur Wegschwemmung der in Fäulniß übergegangenen animalischen und vegetabilischen Stoffe, erforderliche Höhe erreicht hat. Andere wieder sehen die, vielen Schlamm zurücklassende Ueberschwemmung als Ursache verschiedener im Laufe des Jahres in Aegypten einheimischen Krankheiten an. Auch diese Behauptung wird durch Bulards richtige Bemerkung widerlegt, daß der Austritt jährlich, die Pest aber in weit längeren Zeiträumen wiederkehre, diese aber gerade in den Jahren 1829 und 1836 als die Ueberschwemmung am stärksten war, gar nicht zum Vorschein gekommen ist. Wir glauben noch außerdem beifügen zu sollen, daß der periodische Flußaustritt nur eine dem Nil eigenthümliche Erscheinung, die Pest aber nicht nur in Aegypten, sondern auch in Syrien, Smyrna und Konstantinopel endemisch ist. Das Nilwasser ist trüb und gelblich, klärt sich aber in dem Verhältnisse ab, als die Bewegung des Flusses abnimmt und je entfernter der Zeitpunkt der Ueberschwemmung ist. Die Klärung kann übrigens auch durch Beimischung von etwas Alaun oder gestoßenen bittern Mandeln bewirkt werden. Klares Nilwasser ist sehr angenehm, der Gesundheit überaus zuträglich, und die Verdauung befördernd. Ein Tourist hat die gelbliche Farbe des Wassers den mit Miasmen geschwängerten Maremmen zugeschrieben. Wir fragen, in welchem Theile Aegyptens diese sich denn eigentlich befinden?

Digitized by Google

Unſeres Wiſſens gibt es deren niegends. Der vom Waſſer herbeigeführte Schlamm befruchtet Aegypten. Aus der mit demſelben vorgenommenen Analyſe geht hervor, daß er nicht, wie man glaubte in Fäulniß übergegangene animaliſche und vegetabiliſche Stoffe enthalte."

Feuilleton.

*** Am 28. Juli 1832 ſtand ein ehrlicher Deutſcher auf dem Concordienplatz in Paris, hörte die Muſikanten ſpielen und die „Pariſienne" ſingen — bei den Worten: „Lafayette aux cheveux blancs," begann ein Herr neben dem Deutſchen heimlich zu lachen, dieſer fragte nach der Urſache; „der gute Delavigne," lächelte der Herr, „hat meine Perücke in ein weißes Haar verwandelt, ſehen Sie hier!" Es war General Lafayette.

*** Der Londoner „Chartvari" meint, die Urſache, warum geliehene Bücher häufig nicht zurückgegeben würden, wäre wohl die, daß es weit leichter ſei, die Bücher ſelber als deren Inhalt zu behalten.

*** Der „Stuttg. Beob." erzählt: In einem Orte in der Nähe Tübingens war ein Kind mit Klumpfüßen, das von den Eltern benutzt wurde, an der Straße zu betteln. Einige Tübinger Frauen legten Geld zuſammen, um das Kind nach Cannſtadt zu thun, indem der Chirurgus erklärte, in ein paar Wochen laſſen ſich die Füße heilen; allein das gemeinſchaftliche Amt, dem das Geld zugeſchickt wurde, bezeugte keine große Luſt; die Eltern aber erklärten, ſie gäben das Kind gar nicht her: es trage ihnen ſo mehr ein.

*** Man hat kürzlich zu Sakkara in Aegypten eine große Anzahl Ochſenmumien gefunden, in derſelben Stellung einbalſamirt, wie man gewöhnlich die Sphinx abbildet. Leider haben die Araber dieſe Mumien zerſtört, ſie ſollen mit vergoldeten Zierrathen bedeckt geweſen ſein.

Literariſch-artiſtiſcher Tagesbericht.

(Frankfurt, 4. Juli.)

Es maß doch noch recht übel ausſehen bei den deutſchen Schriftſtellern, da alle Welt ſich ſo aufrichtig freut, daß die Stuttgarter Schriftſtellerverſammlung nicht zu Stande gekommen iſt. „Der Kelch einer Schriftſtellerverſammlung", ſchreibt ein würtembergiſches Blatt noch einmal nachträglich, „wie ſie durch Herrn Dingelſtedt ausgeſchrieben worden war, iſt an Stuttgart vorübergegangen und nun Weimar dieſes Glück zu Theil geworden. Bei den eigenthümlichen Verhältniſſen, wie ſie Stuttgart bietet, wäre ſicherlich gleich ein halb Dutzend junger litterariſcher Abenteurer hier hängen geblieben, um ſein Glück durch Mittel zu verſuchen, welche nicht eben ſehr ſchwer zu errathen ſind." Das iſt ächt ſchwäbiſch gedacht!

— Kuranda's Buch über „Belgien ſeit der Revolution" wird in's Franzöſiſche überſetzt. Das Werk hat ſich einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen gehabt, ſowohl was das Intereſſe des Stoffes betrifft, als auch um der erwärmenden Liebe willen, mit welcher derſelbe behandelt iſt. Ueber den gegenwärtigen Stand der belgiſchen Malerei und namentlich über das Verhalten von Volk und Regierung zur Kunſt bemerkt Kuranda u. A. folgendes: „Der belgiſche Staat betrachtet den Farben- und Formenſinn des Volkes (faſt jeder Gebildete in Belgien iſt ein kleiner Profeſſor der niederländiſchen Kunſtgeſchichte, was Malerei und Bauſtyl betrifft, ja Leute ohne alle Bildung haben dort nicht ſelten für die unterſcheidenden Merkmale eines guten Gemäldes und ihrer eingebornen Meiſter ſcharfe Augen), ſowie die ruhmvollen Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, als ein koſtbares Nationalgut, das ihm anvertraut iſt, und das zu bewachen und zu vergrößern ihm ſo ſehr am Herzen liegt, wie die Verwaltung des Staatsſchatzes. In dem Bewußtſein, daß jedes Element, welches dem Geiſte der Nationalität Nahrung und Aufſchwung geben kann, ein Gewinn für den jungen Staat iſt, pflegt die Regierung dieſen Genius mit eifrigen Händen. In keinem Lande der Welt gibt es auf einem ſo kleinen Raum eine ſo große Anzahl von Kunſtſchätzen. Nicht weniger als dreiundvierzig Akademien und öffentliche Lehrſäle für Malerei, höhere Zeichnenkunſt und Architektur hat Belgien aufzuweiſen; die Zahl der Zöglinge beläuft ſich auf ſechs bis ſiebentauſend. Unter den Akademien nimmt die Antwerpener, der heerd ſchon der Rubens'ſchen Schule, den erſten Rang ein unter Wapper's Führung; die Brüſſeler, deren Direktor Navez noch zum Theil der franzöſiſchen Schule angehört, wetteifert mit ihr durch die Maler Verbroekhoven, Madou, Lauters, de Bieſve und Gallait, die Bildhauer Geefs, Jehotte und Simonis, lauter Matadore der jungen belgiſchen Kunſt. Die Akademien von Gent und Brügge (der Heimathſtätte der van Eyk) nehmen den zweiten Rang ein, ihnen folgen die von Mecheln (zur Provinz Antwerpen gehörig), Löwen, Lüttich, Ypern, Aloſt, Bergen und andere. In keinem Land der Welt findet übrigens auch der junge Künſtler ſo viel Ermunterung und, bei verdienſtvollen Leiſtungen, ſo wirkſame Unterſtützung wie in Belgien, dem „kleinen Staate." R.

Feldberg.

Die Theilnahme, deren ſich die im Jahre 1844 und 1845 veranſtalteten größeren Gebirgsausflüge, verbunden mit dem Beſuche des Feldbergs, zu erfreuen hatten, und vielfache, in Bezug auf den bevorſtehenden Sommer an die unterzeichnete Commiſſion geſtellte Anfragen laſſen keinen Zweifel darüber, daß eine Wiederholung jener heiteren Gebirgspartie von ſehr Vielen gewünſcht wird. Wenn nun gleich die Commiſſion nicht im Stande iſt, den auf dem Feldberge eintreffenden Taunusfreunden ein gaſtliches Obdach zu eröffnen, da die Summe, welche ſie bis zu dieſem Augenblicke, einſchließlich eines ſehr dankenswerthen Beitrags Seiner Hoheit des Herzogs von Naſſau, in Händen hat, erſt etwa 1400 fl. beträgt, ſo wird ſie doch Vorkehrung treffen, daß

Sonntag, am 12. Juli

auf dem Feldberge in gewohnter Weiſe für den Empfang und die befriedigende Bewirthung zahlreicherer Gäſte geſorgt ſein wird. Sie hofft, daß bei dieſer Veranlaſſung dem Baue eines Hauſes auf jenem großartigen Höhenpunkte neue Freunde, neue Theilnahme und auch vielleicht ein neuer Zuwachs von Mitteln gewonnen werden wird.

Frankfurt a. M., den 6. Juni 1846.

Die Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberg.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 5. Juli. Doctor Wespe, Luſtſpiel in 5 Abtheilungen, von R. Benedix. (Gaſtrolle) Wellſtein: Herr Gumtau, vom Stadt-Theater zu Augsburg.

Druck von Auguſt Oſterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№. 185. Dienstag, den 7. Juli 1846.

Federzeichnungen.

Aus dem Wanderbuche eines fahrenden Schülers.

Von J. W. Appell.

— — — Der Himmel blaute so lachend und rein. Auf goldig heiteren Wölkchen, wie in Nachen zogen die ersten Frühlingsgeister über den traurigen, grauen Dächern der Stadt hin und segelten schlummernd weiter. Da ergriff mich ein mächtiges Heimweh, da frühlingte es auch in meiner Brust und sie wurden wieder wach die alten lange vermißten Regungen, hinauszuschweifen aus dem farblosen, staubigen Gewirre über Felder und Auen, durch Berg und Thal zu steigen und mich zu schaukeln auf den warmlichen Sonnenstrahlen, singend und träumend, harmlos, fröhlich und frei.

„Flieh! auf hinaus in's weite Land!"

rief ich mit Faust, meinen Stab ergreifend und wanderte so lange fort, bis ich vor einem einsamen Gehöfte mich wiederfand, das auf einem etwas abschüssigen Grasrain zwischen Bäumen und Grün verschattet lag.

Es war schon dämmerig geworden; tiefe heilige Stille webte über der Landschaft, deren Farben und Formen allmälig in ein duftiges Grau zusammenflossen; ohnweit meiner schlief ein Gänsejunge mitten unter seinen Pflegbefohlenen. Dem Schornstein des zweistöckigen Hauses aber entwirbelten leichte Rauchwölkchen und einladend war die Thüre offen, so daß ein freundliches Feuer aus der Küche zu mir herleuchtete, wo eine Frau von mittlerem Alter am Heerde stand. Sie kam heraus, um den kleinen schiefbeinigen Köter zu beschwichten, der mich diensteifrig anbelferte, und sich gar nicht zufrieden geben wollte. Dann wieß sie mich auf die Frage, ob ich einen Imbiß und Nachtlager haben könne, in ein leeres Gemach, dessen Decke Einem fast auf dem Scheitel lag.

„Ich bin allein im Hause, sagte sie, mein Mann und mein Sohn bringen Haser in die Stadt, allein wollen Sie hier nur ein wenig warten."

Ich blickte nun in der Stube umher, aus der mich eine patriarchalische Einfachheit gar wohlthuend anheimelte. Runde Fensterscheiben, durch die man in ein kleines, von Hecken umfriedetes Gärtchen sah, das sich an's Haus lehnte. Mit dem gemüthlichsten Ansehen von der Welt schaute ein breitarmiger, verschabter Großvaterstuhl aus der einen Ecke, eine schwarzwälder Uhr pickte in der anderen und an der Wand waren neben einem Christusbildchen mehrere saubergeschriebene Neujahrswünsche unter Glas und Rahmen zu schauen, von dem ältesten Sohne des Hauses. Dazu prasselte trotz des Maiwetters ein Feuer in dem großen altfränkischen Ofen, an dem ich, mein Abendbrod verzehrend, saß, als ich aus diesem behaglichen Geschäft mit einem Male durch ein gewaltiges Gepolter hinter mir aufgeschreckt ward; denn ich darf mich nicht rühmen, wie ein gewisser deutscher Kriegsmann im vorigen Jahrhundert eine hinter meinem Rücken versteckte Kanone unerwartet losbrennen hören zu können, ohne daß ich zusammenfahre. Es war diesmal freilich etwas weit Geringeres als der Knall einer Kartaune — ein junger Mensch hatte eine Schicht Holz neben den Ofen plötzlich niedergeworfen. Er kauerte sich dann in einen Winkel und stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand, ohne mich weiter zu beachten. Es war ein barfüßiger Mensch in einem groben Leinenkittel, der aber schlanken und schmächtigen Wuchses, sonst Nichts von den gewöhnlichen Bauernburschen hatte. Seine ganze Erscheinung hatte vielmehr was rührend Anziehendes und trug die Spuren einer großen Zerstörung, welche das Schicksal hier geübt. Fahlblondes Haar beschattete ein geistig-blasses Antlitz, über dem düstere Schwermuth brütete; die tiefliegenden blauen Augen starrten fast unheimlich und glanzlos vor sich hin.

Still hatte ich den räthselhaften Fremden so eine Weile beobachtet, da trat die Wirthin herein. Sie raffte das Holz zusammen und kümmerte sich nicht um den armen Menschen, der sich langsam erhob und aus der Stube schlich. Dies befremdete mich um so mehr; ich fragte, was das für ein Mensch sei.

„Man nennt ihn den stillen Heinrich," sagte sie, „er ist seit einiger Zeit nicht ganz richtig im Oberstübchen und besorgt uns die grobe Hausarbeit."

„Und weiß man nicht, wodurch er so geworden ist?" forschte ich weiter.

„Ach, lieber Herr, das ist eine traurige Geschichte. — Sehen Sie," sprach sie, auf meine Bitte sich zu mir zu setzen und mir das Nähere mitzutheilen, indem sie mit der Hand die Schürze glatt strich. „Sehen Sie, der Heinrich ist der Sohn eines Mannes aus dem nahen Dorf, sein Vater war Schulze und stand sich einst recht gut. Heinrich zeichnete sich schon früh in der Schule so aus, daß unser seeliger Herr Pfarrer dem Alten anlag, einen Geistlichen aus ihm zu machen. Dieser wollte anfangs nichts davon wissen, aber auf vieles Zureden des Pfarrers, der ihm begreiflich machte, daß er kein Recht habe, einen so guten Kopf dem Dienst der Kirche zu entziehen, willigte er endlich ein. Heinrich kam in die Stadt und wurde ein sehr gelehrter, artiger Mensch, so daß ihn Jedermann gerne hatte, sich freuend, wenn er in den Ferien heimkam, obgleich sich jetzt Niemand mehr um ihn bekümmert und er wohl verhungern müßte, wenn wir ihn nicht im Hause hätten. Er gab dann gewöhnlich den Kindern eines Pachters Unterricht in der Musik. Darunter war ein sehr schönes Mädchen, Namens Marie und wie das so geht — die jungen Leutchen sahen sich gerne und hatten bald einander zu tief in die Augen geguckt. Heinrich wußte sehr wohl, daß er Marie nicht heirathen könne; er mochte sich aber anfangs keine weitere Rechenschaft darüber geben. Als indeß kurz darauf sein Vater starb, entschloß er sich dem geistlichen Stand zu entsagen und hielt bei dem Pachter um Marien

Digitized by Google

an. Dieser machte keine Schwierigkeiten; er war vielmehr froh, einem so guten Menschen seine Tochter zu geben. Die Hochzeit ward angesetzt und da Heinrich das Priestergelübde noch nicht gethan, so konnte Niemand was dagegen haben. Den geistlichen Herren in der Stadt und unserem Pfarrer war es aber keineswegs recht und sie schrieben Heinrich's Bruder, als er zum Erstenmale aufgeboten war. Dies war ein böser Mensch. Er konnte es nicht verdauen, daß sein Bruder heirathen und er dadurch genöthigt sein sollte, mehr von der Erbschaft herauszugeben. Er wußte also Heinrich zu sich zu locken, ohne daß Jemand es erfuhr. Bald darauf hieß es, Heinrich sei seiner Braut untreu geworden und davon gegangen in die weite Welt. Anfangs wollte es Niemand glauben, aber zuletzt bestätigte sich das Gerücht doch. Marie wurde von allen Leuten sehr bedauert; sie sagte indeß, es sei nicht möglich und wartete eine Woche und drei Wochen und einen Monat, im festen Glauben, daß ihr Bräutigam kommen werde; aber Heinrich blieb aus. Da wurde auch sie einst vermißt und war mehrere Tage nicht zu finden. Endlich schiffte man ihren Hut in dem großen Bache bei . . . auf; sie selbst etwas später an der nämlichen Stelle."

Hier hielt die gute Frau gerührt inne, bis sie nach einer Weile in gedämpftem Tone fortfuhr.

„Vor einem halben Jahre gerieth Heinrich's Bruder mit einem seiner Knechte in Streit. Dieser versetzte ihm einen tödtlichen Streich mit der Axt und entfloh. Der Getroffene lebte nur etliche Stunden; alles, was er noch hervorstammeln konnte, war, das hätte er an seinem Bruder verdient, den er in einem kleinen abgelegenen Stübchen eingesperrt gehalten. Man sah nach dem Unglücklichen und fand ihn im elendesten Zustand. Hunger und Kummer hatten ihn schrecklich abgemattet und entstellt. Als man ihm sagte, sein Bruder wäre gestorben, erwiederte er kein Wort, das Haß oder Unwillen verkündet hätte; er weinte nur. Man hielt ihn besser und setzte ihn in Freiheit, aber als er sich wieder einigermaßen erholt, war er eines Tages weg. Jedermann glaubte, er habe sein Leben freiwillig geendet, bis man ihn einige Zeit darauf in zerlumptem Aufzug in den Feldern herumirren sah. Bald nachher kam er hier in's Haus. Er antwortete auf keine Frage und ist immer betrübt und tiefsinnig, spricht Nichts, sondern verrichtet still und ungeheißen seine Arbeiten, nicht einmal einem Thier was zu Leide thuend. Die Frau seines bösen Bruders hat schon wieder einen anderen Mann, der sich aber auch um Heinrich nicht kümmert und wo kein Kläger, da ist kein Richter; sonst hätte er wohl noch so viel, daß ihm eine bessere Pflege werden könnte. Wir thun, was in unsern Kräften steht, aber man kann nicht immer, wie man will!"

So schloß die Wirthin.

Als ich am andern Morgen weiter ziehen wollte, war Heinrich mit Fütterung der Hühner beschäftigt; ich trat zu ihm heran und drückte ihm ein paar Thaler in die Hand, um sich Schuhe und bessere Kleider zu kaufen.

Er lächelte wehmüthig; ich aber verließ den Hof mit andern Gefühlen, als die, womit ich ihn betreten hatte.

Louise Aston.

Die „D. A. Ztg." gibt über die bereits von uns erwähnte Dichterin folgende nähere Auskunft: Louise Aston, von ihren Freunden und Verehrern häufig, wenn auch sehr uneigentlich, die „deutsche George Sand" genannt, ist die jüngste Tochter eines durch Charakter und Rang gleich ausgezeichneten protestantischen Geistlichen im Halberstädtischen. In fast ländlicher Stille und Zurückgezogenheit erzogen, zeigte sich bei ihr der Hang zum Exzentrischen, Romanesken und Abenteuerlichen erst, als sie in ihrem 19. Lebensjahre dem wohlhabenden Besitzer einer Maschinenfabrik in Magdeburg, Samuel Aston, einem Engländer, die Hand reichte. Durch ihre Schönheit, ihren natürlichen Verstand, ihren Witz und den Luxus, den sie, und mit Geschmack, um sich zu verbreiten wußte, zog sie nicht nur in Magdeburg, sondern auch in den größern Städten Deutschlands und in den Bädern, die sie in Begleitung ihres Gatten besuchte, die Augen der Männerwelt auf sich, und zwar zu des Gatten nicht geringem Verdrusse. Es erfolgten manche heftige häusliche Scenen, die endlich durch gerichtliche Trennung des Paares ihren Schluß fanden. Doch nach zweijährigem Getrenntsein wurde zuerst eine Versöhnung und dann sogar eine Wiederverheirathung eingeleitet, aber nur, um nach kurzem Zusammenleben eine abermalige gerichtliche Trennung herbeizuführen. Reich an den mannigfachsten Erlebnissen und Abenteuern waren für Mistreß Aston die Jahre der Ehe wie der Trennung. Nach ihrer zweiten Scheidung von Herrn Aston verweilte sie nebst ihrer kleinen, aus der zweiten Ehe mit demselben entsproßenen Tochter zuvörderst an mehreren kleinen Orten im Dessauischen und Preußischen, und endlich kam sie nach Berlin, wo sie bald in den bekannten Kreisen Zutritt erhielt, wo jene subversiven Tendenzen, jene krankhafte Richtung der Absichten von Emanzipation der Frauen, jene Ideen von Schädlichkeit, ja Unmoralität der Ehe, wo Atheismus, Kommunismus und wie alle die taurigen Auswüchse einer Art moderner, sogenannter Philosophie heißen mögen, sich Geltung verschafft hatten. Hier in Berlin war es, wo nach den Berichten öffentlicher Blätter Mistreß Aston, ganz konsequent mit ihren Ansichten, in Begleitung einiger gleichgesinnter Damen und deren Freunde in den baierischen Bierstaben Grog und Bier trank und, Cigarren rauchend, in wilder Lieder Chorus einstimmte; wo der damals in Berlin lebende junge Dichter Gottschall seine Gedichte unter dem Titel: „Madonna und Magdalena, zwei Liebes-Dithyramben," an sie richtete; wo sie durch die Hauptstraßen der Residenz in Männerkleidern, Sporen an den Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, die brennende Cigarre im Munde und einen Hut mit einer Straußfeder auf dem Kopfe, promenirte. Ihre Verhältnisse, ihre politischen, religiösen und socialen Ansichten wurden nun Gegenstände näherer Nachforschung, deren endliches Resultat eine förmliche Verweisung der Mistreß Aston aus der Residenz war, weil sie, wie es in dem Reskripte heißt, in Atheismus befangen sei und ihre freien Ansichten über Ehe die bürgerliche Ordnung in der Residenz gefährdeten. Sie hatte mehrere Unterredungen mit dem Polizeipräsidenten v. Puttkammer, in denen sie ihre Ideen über Religion, Ehe und namentlich über Emanzipation der Frauen mit seltener Naivetät zu Protokoll gab. In Folge dieser Unterredungen nun erhielt sie am 1. März die Weisung, Berlin zu verlassen und nie dorthin zurückzukehren. Gesuche bei dem Minister des Innern und bei dem König um Zurücknahme dieser Verfügung blieben nicht nur fruchtlos, sondern das Polizeipräsidium wendete sich auch im Auftrage des Ministers des Innern an das Vormundschaftsgericht, und trug darauf an, ihr die Erziehung ihrer Tochter zu nehmen. In der That hat das Vormundschaftsgericht jetzt Mistreß Aston

Digitized by Google

aufgefordert, ihre Tochter dem Vater gütlich zu überliefern, ein Verlangen, dem sie aber nicht entsprochen hat, weßhalb ein Prozeß gegen sie eingeleitet ist. Was die literarische Thätigkeit der Mistreß Afton betrifft, so hat sie, unterstützt, ja mit thätigster Beihilfe ihrer literarischen Freunde — denn ihr mangeln die Grundlagen einer wissenschaftlichen Bildung — einen Band Gedichte unter dem Titel „wilde Rosen" drucken lassen. Es erhielten diese Gedichte die Druckerlaubniß im Manuskripte von Seiten eines Berliner Censors, wurden aber, als 700 Exemplare bereits gedruckt waren, mit Beschlag belegt und in Preußen verboten. Beendet hat sie ferner einen komischen Roman: „Der schwarze Prinz," und einen ernsten: „Drei Tage aus dem Leben einer Frau." Gegenwärtig schreibt sie eine Broschüre über ihre Verweisung aus Berlin, die sie vor dem Publikum rechtfertigen soll und die demnächst erscheinen wird.

Aschaffenburg.

Es gibt schwerlich eine Stadt, welche im Sommer mehr Schatten und im Frühjahr früheres Grün bietet, als Aschaffenburg. Dasselbe hat durch seine Anlage einen grünen Weg voll Schatten von einer Stunde Länge, ohne die Nebenwege und dicht daran stößt der Wald des Gettelsbergs. Seine frühen grünen Lauben macht nicht das Klima, obwohl es eins der gesundesten und wärmsten ist, sondern die Wahl der Bäume. Ganz früh knospende Bäume, welche am 3. April in guten Jahren, wie heuer, ganz grün sind, hat Deutschland sehr wenige. Es sind die Syringen, die Traubenkirschen, die babylonische Weide (Trauerweide), der Pfeifenstrauch, Roßkastanien, Rosen, Geißblatt, Schneeballen und Daphne. Daß man nun dafür sorgt, daß diese Pflanzen zusammenstehen, macht frühes Grün. — Man fehlt seit einigen Jahren auch hier sehr dagegen. Am Mainabhang hat man viele sehr spät ausschlagende Pflanzen gesetzt. Unter diese, nach den Buchen, welche regelmäßig zwischen dem 26. und 30. April grün werden, meistens den 10. und 15. Mai grünwerdenden Bäumen gehören: die Akazien, die am spätesten kommen, einige Ahornarten, Maulbeeren, Mispeln, Ulmen, Cytisus. Vor allem wäre daher für Ausrottung dieser, hauptsächlich der Akazien zu sorgen, wogegen sie an andern Plätzen, welche im Herbste lange grün bleiben sollen, gute Dienste leisten könnten, mit Ahornarten, rothen Kastanien Cytisus, Bignonien, Tulpenbäumen, Platanen.

Ferner ist schade für Aschaffenburg, daß so viele schöne Gesträuche in den Anlagen ganz fehlen und nicht als Bouquette 5, 10 und 15 auf einem Platze eine Stelle haben, denn nichts schadet Anlagen mehr als kunterbunte Mischung. Dahin gehören der Ailanthus, Erdbeerbäume, Catskanthus, Ceeris, Clematisarten, die blühenden Mispeln, Ginsterarten, Eschen, Gleditschien, manche Lonizeren, Eleagnus, Rhamnen, manche Hollunder, Tamarisken, Leechen, manche Linden, Ulmen und Schneeballen. Meistens sind das spätgrünende Bäume. Sie stehen in den Baumschulen oder vereinzelt.

Endlich hat man versäumt, in dem ganz in Gärten liegenden Orte einen Platz zu gründen, in welchem es auch im Winter grün bleibt. Statt der schlechten Akazien und Pappeln auf dem Schloßplatze, an den Kirchen und sonst, sollte man immergrüne Hölzer pflanzen, deren Aufkommen jetzt durch Ruß und Asche so leicht gemacht ist.

Dahin gehören der dort ganz ausgerottete Taxus, der baumartige Buxbaum, die beiden einzigen immergrünen Bäume nebst der Stechpalme, die in jedem Klima gedeihen. Die herrlichen Stechpalmen sind die schönsten immergrünen Bäume; die Tuiearten, die Pinusaeten, die Wachholderarten und Erdbeerbäume, Myrika, Kalmien, Laurus, Epheu ꝛc.

Warum gründet man, da man es bei den so trefflich besetzten Baumschulen so leicht könnte, nicht einen solchen Winteregarten? Aus Oekonomie? An einem Lustort des Königs?

Ein weiterer Mißstand ist mit den Alleen. Aschaffenburg hat deren viele; aber lauter linienartige. Sollte man nicht endlich dieser abstrakten Alleen Südeuropa's müde sein? Könnte man nicht statt lauter Pappeln, Ulmen, Platanen: Baumgruppen wählen, z. B. Fichte, Platane, Birke, dann Pappel, Cytisus Aller oder babil. Weide, Pappel, Syringe? Ist denn nicht das Gradlinige der Architektur unschön in der Natur? Jede Allee, die über eine Viertelstunde lang ist, ist die Langeweile selbst. Warum geht der Geschmack so langsam? Weil man stets nachahmt, nie selbst schafft.

Feuilleton.

*** Die berühmten Weinberge von Beaune bieten jeden Sommer ein meteorologisches Phänomen dar, welches der Aufmerksamkeit der Gelehrten wohl würdig ist. Wird eine Wolke, die über diesem Landstrich schwebt von einem Blitz durchzuckt, so fällt sogleich Hagel, manchmal trocken, meistens von Regen begleitet und immer gefährlich. Vom Morgen eines solchen Tages an bemerkt man von der Höhe aus einen dicken, weißlichen Nebel, der die Ebene überdeckt, und in dem Maße, als die Sonne über den Horizont emporsteigt, verdunstet. Am Abend durchbricht die angesammelte Elektricität die atmosphärische Hülle, und öffnet sich mit einem dumpfen fortlaufenden Donner einen Weg. Diese furchtbaren Scenen sind die Verzweiflung der Weinbergbesitzer, die den ganzen Sommer hindurch bei der geringsten Wolke, die am Himmel sich sammelt, zittern. In einem Jahr unter zehn werden die Weinberge von Beaune so verwüstet, daß sie gar keine Ernte geben, und manchmal ist es sogar im nächsten Frühjahr unmöglich die Reben zu schneiden, weil keine hinlänglichen Schossen getrieben sind. Ausl.

*** Das Grabmal Abälards und Heloisens befindet sich am Cimetière de l'Est ou du Père-Lachaise, außerhalb der Barrière de Mont Louis und innerhalb der neuen Festungswerke zu Paris. Es erscheint im gothischen Styl aus dem 13. Jahrhundert, bildet ein Parallelogramm von 14 Fuß Länge, auf 11 Fuß Breite und 24 Fuß Höhe. Vierzehn Säulen von 6 Fuß Höhe, mit verschiedenen Kapitälen geziert, tragen 10 Bogen, über welchen sich Karnisse mit Blumen verziert, zeigen. Vier Baldachine tragen Sculpturen von Rosen, Figuren und Medaillonen der beiden Liebenden. Ueber der Mitte des Daches erhebt sich eine Spitze von 12 Fuß Höhe, und vier kleinere sind an den Ecken angebracht. In diesen Kapellen ist das Grab Abälards, welches von Petrus Venerabilis, Prior von St. Marcel, errichtet wurde. Abälard ist liegend dargestellt, mit gefalteten Händen. Neben ihm Heloise. Die Basreliefs um den Sarkophag herum stellen Kirchenväter dar; die Inschriften beziehen sich auf die Geschichte des Monuments. Es ist unter den zahlreichen Denkmälern dieses berühmten Begräbnißplatzes das interessanteste.

*** Auf das Leben spanischer Schauspieler im sechszehnten Jahrhundert wirft die 1602 geschriebene „unterhaltende Reise" des Augustin de Rojas Villandrando grelle Streiflichter. Man erfährt

Digitized by Google

daraus, daß es acht verschiedene Arten von Schauspielern und Truppen gab, die im Lande umherzogen, vom Bululn bis zum Cambaleo, von der Compañia bis zur Bogiganga. Der Bululn ist ein Schauspieler, der allein und zu Fuß reist: sobald er in ein Dorf kommt, geht er zum Pfarrer und sagt ihm, er wisse eine Komödie und einige Loas; wenn doch der Barbier und der Sakristan käme, und sie etwas Geld für ihn zusammenschössen, womit er weiter reisen könne, so wolle er sie ihnen hersagen. Die Genannten kommen zusammen, der Schauspieler steigt auf einen Kasten und führt sein Stück auf, indem er immer bemerkt: jetzt tritt der und der auf und sagt das und das; jetzt die Dame ꝛc. Unterdessen sammelt der Pfarrer in seinem Hut Almosen für ihn, und bringt vier oder fünf Kupferstücke zusammen; zuletzt bekommt unser Komödiant noch ein Stück Brot und eine Schüssel Suppe, und setzt seinen Weg fort bis ihm das Glück anderswo wohl will. Gewiß ein charakterisches Stück spanischen Lebens jener Zeit! Ein Cambaleo dagegen ist schon eine größere Gesellschaft; er besteht aus einer Frau, welche singt, und fünf Männern, welche heulen; diese führen mit sich eine Komödie, zwei Autos, drei oder vier Entremeses und einen Pack mit Kleidern, so leicht daß ihn eine Spinne transportiren könnte. Sie tragen die Frau mit jener Galanterie, welche allen Klassen der Spanier angeboren ist, bisweilen auf dem Rücken, bisweilen auf einem Tragsessel; lassen sich auf den Maierhöfen mit Naturalien abfinden, und nehmen in den Städten und Dörfern sechs Maravedis, ein Stück Schlackwurst, ein Bündel Flachs, und Alles was man ihnen geben will, ohne auch das geringste zu verschmähen. Sie schlafen in der Küche der Posada u. s. w. In dieser Art werden die einzelnen Arten von Schauspielergruppen weiter geschildert, mit einem Anflug von Humor, den man in der Prosa aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nicht erwarten sollte, und der augenscheinlich der Vater jener leichten und anmuthigen Schreibart ist, welche Le Sage so vortheilhaft sich anzueignen wußte. Man sieht übrigens wie verbreitet im spanischen Volk schon früh die Vorliebe für das Schauspiel gewesen sein muß, daß sich so viel Gruppen von Menschen zusammenfinden konnten, um diese Vorliebe auszubeuten. Z. f. P.

*** Amerikanische Blätter, die sich bekanntlich durch unglaubliche Wahrheitsliebe auszeichnen, berichten über eine neue Erfindung zur Vertreibung der Gicht. Der Gichtbrüchige setzt einen Hut auf, der mit Kupfer eingefaßt ist, und zieht ein Paar mit Zink eingefaßte Stiefel an, die sofort mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt und durch einen Metalldraht, der in der Naht der „Unaussprechlichen" läuft, mit dem Kupfer des Hutes in Verbindung gesetzt wird. Kaum ist dies geschehen, so läuft der Gichtbrüchige, getrieben durch die Entwicklung der galvanischen Kraft, im Galopp davon, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, bis nach Zurücklegung einer Strecke von 100 bis 150 Meilen die Schwefelsäure erschöpft ist und er sich hinsetzt, um in seine Heimath zu schreiben, daß er von der Gicht geheilt sei. Die amerikanischen Blätter rathen Jedem, der's nicht glaubt, das Mittel an sich selbst zu erproben.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 5. Juli.)

Ignaz Moscheles, einer der letzten Repräsentanten der gediegenen älteren Schule des Pianofortespieles wird nach fast 25jährigem Aufenthalte in London nach Deutschland zurückkehren, um die Stelle eines Professors des Pianofortespieles am Leipziger musikalischen Konservatorium anzunehmen, wo er im Verein mit Mendelssohn und Hauptmann gewiß den wohlthätigsten Einfluß auf die musikalische Ausbildung der kommenden Generation ausüben wird. Seine praktische Wirksamkeit in England war von der höchsten Bedeutung, sein Abschiedskonzert, in welchem auch Pischek mitwirkte, soll namentlich, wie die „Times" berichten, durch die Aufführung des Bach'schen Konzertes für Piano und zwei Flöten interessant gewesen sein.

— Der geniale Genremaler Becker aus Worms, Professor am hiesigen Städel'schen Institute hatte eine höchst ehrenvolle Berufung nach München an Schnorr's Stelle erhalten, allein da es den Bemühungen der Administration des Instituts gelungen ist, den trefflichen Künstler Frankfurt zu erhalten, so wird derselbe in seiner bisherigen Stellung und Wirksamkeit verbleiben. —

— In Pesth wurde Schiller's Don Carlos zum erstenmale in ungarischer Uebertragung aufgeführt. Das ungarische Theater leidet an exclusivem Scheinnationalismus! Darüber bemerkt ein Pesther Korrespondent in der „Weser Zeitung": „Die dramatische Poesie ist freilich die Manifestation der höchsten geistigen Blüthe eines Volkes; daß es uns Magyaren daher an dramatischer Poesie fehlen müsse, läßt sich leicht begreifen. Was uns aber fehle, könnten wir durch gute Uebertragungen klassischer fremdländischer Schriftsteller ersetzen . . . Das läßt wieder unsere gränzenlose Eitelkeit nicht zu. Wir begnügen uns mit dem schlechtesten Machwerke, wenn es den Anschein von Originalität hat. Doch was ist das für eine traurige, armselige Scheinoriginalität! Die Dichter nehmen ein Stück ungarischer Geschichte her, hängen ihm einige bunte Lappen der Gegenwart um, schneiden das Ganze auf Victor Hugo'sche Weise zu — und nennen das dann ein Original-Stück. R.

Feldberg.

Die Theilnahme, deren sich die im Jahre 1844 und 1845 veranstalteten größeren Gebirgsausflüge, verbunden mit dem Besuche des Feldbergs, zu erfreuen hatten, und vielfache, in Bezug auf den bevorstehenden Sommer an die unterzeichnete Commission gestellte Anfragen lassen keinen Zweifel darüber, daß eine Wiederholung jener heiteren Gebirgspartie von sehr Vielen gewünscht wird. Wenn nun gleich die Commission nicht im Stande ist, den auf dem Feldberge eintreffenden Taunusfreunden ein gastliches Obdach zu eröffnen, da die Summe, welche sie bis zu diesem Augenblicke, einschließlich eines sehr dankenswerthen Beitrags Seiner Hoheit des Herzogs von Nassau, in Händen hat, erst etwa 1400 fl. beträgt, so wird sie doch Vorkehrung treffen, daß

Sonntag, am 12. Juli

auf dem Feldberge in gewohnter Weise für den Empfang und die befriedigende Bewirthung zahlreicherer Gäste gesorgt sein wird. Sie hofft, daß bei dieser Veranlassung dem Baue eines Hauses auf jenem großartigen Höhenpunkte neue Freunde, neue Theilnahme und auch vielleicht ein neuer Zuwachs von Mitteln gewonnen werden wird.

Frankfurt a. M., den 6. Juni 1846.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Conversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 186. Mittwoch, den 8. Juli 1846.

Die Silhouette.

Novellette aus einem ungedruckten Roman: „Die Studenten".

Von W. H.

Sonntag Abend war gekommen, und die Stunde klang, in welcher das Elysium sich den Geweihten öffnete. Elysium war der Name einer kleinen, fröhlichen Studentengesellschaft, welche nur aus sieben Mugliedern bestand. Jeden Sonntag Abend um sieben Uhr versammelte sich dieselbe in dem Zimmer eines Mitglieds; derjenige, welcher Präses oder Basileus war, eröffnete die Sitzung, und es begann die tollste, lustigste Unterhaltung, welche man sich nur zu denken vermag. Ein edler Niersteiner Wein, welchen der immer bereite „Adler" auf Borg lieferte, war feierlich zum Nektar erwählt worden, und ward aus Gefäßen, an Größe der Götter würdig, in vollen Zügen geschlürft. Jeder der Bewohner Elysiums hatte seinen eignen elysischen Namen, seine Charge, seine Verpflichtung, ja seine eigenthümliche Kleidung, welche gewöhnlich auf die barockste und abenteuerlichste Weise zusammengesetzt war; Jeder führte sein elysisches Wappen und wußte einen Stammbaum von Noah an aufzuweisen; jeder endlich mußte ein Instrument, gleichviel welches, spielen, und hatte der Reihe nach durch einen humoristischen Vortrag in Prosa oder in Versen die Gesellschaft zu ergötzen. Das war im Ganzen die Natur des Elysiums der Universität G., und der hauptsächlichste Inhalt der Statuten dieser höchst verehrungswürdigen Gesellschaft.

Heute versammelte sich nun das Elysium wie gewöhnlich in dem geräumigen, mancherlei Vortheile darbietenden Zimmer des alten Jams, eines schon ziemlich bejahrten, aber noch frischen, kraftigen Burschen, von welchem zuerst die Idee der elysischen Verbrüderung ausgegangen war. Mit dem Glockenschlage sieben hatten sich auch die sieben Elysianer um den Tisch geruppirt; Hermann, der flinke Adlerkellner, hatte die gewöhnlichen vierzehn Flaschen postirt, und die Sitzung begann mit einem rauschenden Allegro sämmtlicher Instrumente; diese aber bestanden aus Guitarre, Trommel, Kindertrompete, Mundharmonika, Schellenbaum, Waldhörnlein und Triangel, nach Laune und Phantasie geblasen und gespielt, und bildeten so gewiß das allertollste und seltsamste Concert. Dann sprangen die Propfen, dann klangen die Gläser, dann sprühten die Funken des Witzes und der ausgelassensten Laune, Gelächter, Rufen, Klatschen, Musik, Gesang und Gläserklang tönten und wiedertönten ohn' Aufhören. Endlich aber hatte sich der alte Jams erhoben, begünstigt durch das Machtwort Stümpers, des heutigen Basileus, eines prächtigen Burschen, dessen Nase drei Viertheile seiner Gestalt einnahm, und begann seinen statutengemäßen Vortrag. Höchst ernsthaft gab er seine Jugendgeschichte zum Besten; sein langes Manuscript entwickelte ab ovo auf höchst ergötzliche Weise das Lustspiel eines fingirten Lebens. Reflexionen in der Wiege, erste Bestrebungen in der Grammatik, Aushalten einer Reihe von pädagogischen Experimenten, waren aber noch lange nicht so interessant, als die späteren, dargestellten Erlebnisse. Da fing eine lange Aufzählung von Liebschaften an, eine immer unglaublicher und abgeschmackter als die andere; aus einer großen Mappe zog Jams Hunderte von großen Silhouetten hervor, mit der Gartenscheere ausgeschnitten, welche hinter das Licht gehalten, riesige abenteuerliche Schattengestalten an die Wand warfen, und den jubelnden, lachenden, tobenden Zuschauern und Zuhörern die beschriebenen Heldinnen auf das Anschaulichste vergegenwärtigten. Lange spann sich so die Geschichte fort; schon begann Lust und Aufmerksamkeit nachzulassen, und die Gläser klangen lauter. Da erschien plötzlich an der Wand ein Schatten, welcher ein lautes Ah! der Bewunderung hervorrief. Nach so vielen häßlichen Fratzen in scharfen Conturen das reizende Profil eines jungen Mädchens, so edel, so rein, so antiker Schönheit, daß eine allgemeine Stille eintrat. Jams, verwundert, wußte dies Phänomen Anfangs nicht zu erklären; plötzlich seinen Mißgriff bemerkend, schob er rasch die ziemlich große Silhouette mit einem leisen Fluch und offenbarem Verdruß wieder in die Mappe. Nun Neugierde, Fragen, allgemeine Bestürmung! Wer ist es? Wo lebt sie? Nenne sie! Kennst du sie? Und hundert dergleichen Ausrufungen bedrängten den Studenten, der still und in ärgerlicher Hast einen großen Humpen leerte. Besonders dringend frug aber von Fuchs, ein Brandenburger, unstreitig der schönste Junge und liebenswürdigste Genosse des Elysiums. Fast flehentlich bat er den Freund um Auskunft, um Nennung des Originals, ja um das Geschenk des Schattenrisses. Niemand achtete auf den eigenen Ausdruck, mit welchem er bat; jeder war neugierig, jeder beschwor den alten Jams, so daß dieser, gedrängt von allen Seiten, endlich ausrief:

„Sie lebt in Koblenz und ich kenne sie; jetzt aber genug!"

Sie beschwichtigten sich, ein furchtbares Beifallsgeschrei erhob sich, dann begann von Neuem das tumultuarische Zechgelage, die ohrzerreißende Musik, und währte bis spät in die Nacht. Dann zog man in den Masken und mit den Instrumenten noch aus, in den Straßen umher, brachte Ständchen und Charivaris, störte friedliche Bürger in ihrer Nachtruhe, und war endlich froh, als man von den Pedellen verfolgt, unerreicht seine Lagerstätte gewonnen hatte.

Jams lag noch in den Federn und kämpfte mit wirren Träumen, als sich das Zimmer öffnete, und Fuchs eintrat. Nach einigen Präliminarien frug derselbe abermals nach der gestrigen Silhouette. Jams, etwas verwundert, wußte nicht was er sagen sollte. Als Fuchs aber fast feierlich dringend ward, so ersann er schnell die unwahrscheinlichst

Digitized by Google

Geschwüre, wie er in Koblenz das schöne Mädchen die Krone eines Balles kennen gelernt, mit ihr getanzt, aber nicht zu erfahren vermocht habe, wie sie heiße.

„Aber wie kommst Du zu der Silhouette?"

Neue Verlegenheit, neue Lüge.

„Sie stand vor mir, ihr Schatten warf sich scharf und günstig auf die gelbe Wand, ich, geübt in derlei fuhr mit einem Bleistift rasch und richtig den Conturen nach, zeichnete dieselben später zum Angedenken des fröhlichen Abends auf Papier glacé durch, und fertigte bei Gelegenheit mit dem Storchschnabel die Silhouette."

Fuchs schien befriedigt, nun begann er wiederum um die Silhouette zu bitten. Jams verweigerte sie ärgerlich, gab aber endlich nach, als sein Freund sie nur noch einmal zu sehen verlangte. Er sprang auf und eilte mit demselben in das Nebenzimmer. Aber wie greulich wüst sahen heute in der Morgensonne Schein die lustigen Räume des Elysiums aus! Ein Parfüm, Wein- und Cigarrendünste erfüllte das Gemach, auf dem Boden lagen in der verwirrtesten Mischung Stuhle und leere Weinflaschen, Degen und Guitarren, Mäntel und Manuscripte; die Mappe lag unter dem Tisch und schwamm in einem Niersteiner See, die Silhouetten waren zum großen Theil herausgefallen, aufgeweicht, von den Füßen zerstampft, total in Papiermaché verwandelt. Bestürzung von beiden Seiten. Man sucht, — umsonst! Endlich entdeckt Jams einen Theil des Halsausschnittes und Fuchs gleichzeitig den Hinterkopf mit der Frisur, beide Stückchen zusammengebogen, angebrannt, offenbar Ueberreste eines Fidibus. Komische Verzweiflung bemächtigte sich des Jams, ernste des Fuchs, mit einem Fluch sich vor die Stirne schlagend, die beiden Reste festhaltend, sprang er aus der Thüre, nicht achtend der Nachrufungen seines Freundes. Dieser, nachdem er mehrmal den Kopf geschüttelt, und etwas von „Verrückt" gemurmelt, machte gelassen Toilette zum Frühstück.

Mehrere Tage waren verschwunden, einzelne Elysianer hatten sich hier und da gesehen, gesprochen, nur Fuchs war unsichtbar. Jeder, welcher auf einer deutschen Universität studirte, weiß, daß ein jeweiliges Verschwinden eines Studenten auf einige Tage ohne Anstalten, etwas allzu Gewöhnliches ist, als daß man sich darüber in Muthmaßungen verlieren könnte. Aber Fuchs blieb lange aus, kam nicht wieder. Sein Hauswirth konnte weiter keine Auskunft geben, als, er sei mit einem kleinen Koffer Abends weggegangen, wie er gesagt, um eine Suite zu machen. Niemand sonst wußte etwas von dem Studenten, seine elysischen Freunde wurden unruhig, und mancherlei Gerüchte fingen an, sich zu verbreiten. Jams war am Besorgtesten; wenn er an seine letzte Scene mit dem Freunde dachte, kam ihm unwillkürlich der erschreckliche Gedanke, derselbe sei wahnsinnig geworden.

Auf dem nächsten Casinoballe vermißten alle Damen den schönen interessanten Herrn von Fuchs. „Wo ist ihr Freund?" „Was macht Herr von Fuchs?" „Weiß man, warum er sich entfernt?" „Haben Sie Nachricht von Herrn von Fuchs?" Solchergestalt bestürmten die Schönen den alten Jams, der sich durch das reizende Gedränge durchwindend, da die Achsel zuckte, da bedeutsam lächelte, dort den Finger auf den Mund legte, kurz allen Fragen genügte, ohne zu reden. Aber seine Geberden riefen einen wahren Sturm unter den jungen Damen hervor. „Er hat sich duellirt!" „Er hat eine Liaison!" „Er hat sich

Meinungen. „Und sagte ich es nicht immer, er hatte einen so melancholischen Zug, so schwermüthige Augen; schade um den schönen bescheidenen Menschen," war der Refrain. Die Elysianer aber wurden immer unruhiger.

(Schluß folgt.)

Palmyra.

(Aus Lady Hester Stanhope's Reisen.)

Um ein Uhr kamen wir zu einigen Sandhügeln und befanden uns jetzt zur Seite des weißen Gebirgs (Gebel-el-Abyad), in einer Entfernung von zwei Meilen und in nördlicher Richtung davon. Jene Sandhügel erstreckten sich eine Meile weit und darüber. Sodann betraten wir eine ungeheure Ebene, El Mezah genannt, welche links vom weißen Gebirg und rechts vom Berg Ayan begrenzt wurde. So ungeheuer sie war, täuschte doch ihre außerordentliche Ebenheit das Auge und ließ scheinbar die genannten Begrenzungen zur Bildung eines Thales zusammentreten. Es schien als berührten wir fast den Fuß des Gebirgs, welches Palmyra überragt und auf welches Hassan zeigte. „Wir haben nicht über anderthalb Meilen zu gehen," sagt' ich. — „Jeschallah," war seine Antwort nach arabischer Weise; „wenn Gott will"; und da ich aus Erfahrung die Zweideutigkeit jenes Ausdrucks kannte, so machte ich mich auf eine doppelte Entfernung gefaßt. Hassan's Pferd war sehr angegriffen und man mußte seinen Reisesack daher mit auf das meinige legen. Während der ersten Meile hatte die Ebene einige Rasenflecke, hernach aber zeigte sie nur eine dürre, ausgetrocknete, öde Oberfläche, welcher alle Vegetation mangelte. Es scheint, daß der Boden von Salz durchdrungen ist, wie in der Ebene, welche ich später östlich von Palmyra besuchte. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir ihr Ende und gelangten zwischen zwei Bergen in ein Thal, wo man die Reste eines Wasserhälters sehen konnte, der eine Quelle umfaßte und aus welchem einst durch einen Aquädukt das Wasser nach Palmyra geleitet wurde. Er heißt Abu-el-Fawares und wird von Wood und Dawkins, in deren trefflichem Werke über die Ruinen von Palmyra, erwähnt. Dieser Aquädukt erstreckt sich eine Meile weit und endigt im Thal der Gräber, wohin wir bald gelangten. Dies Thal wird auf zwei Seiten von niedrigen Bergen eingeschlossen. Der Mond war jetzt aufgegangen und breitete eine düstere Feierlichkeit über diese alten Denkmäler der Todten, die sich etwa eine Meile weit ausbreiteten. Als wir uns der Ecke näherten, wo uns (wie ich vermuthete), die ungeheure Ruinenmasse in die Augen springen sollte, bebte mein Busen vor Erwartung. Wir kamen herum und ich strengte meinen Blick an, suchte jedoch vergebens die großartigen Gegenstände, die ich erwartet hatte; denn die einzelnen Säulen der Colonnade, an einem niedrigen unvortheilhaften Orte hingesunken, waren kaum zu erkennen. Andere Empfindungen, welche jene Hoffnung für den Augenblick übertäubt hatte, traten wieder in den Vordergrund bei mir. Ich erinnerte mich, daß ich zwölf Stunden zu Pferde gesessen, daß ich hungrig und durstig war. Ich folgte meinem Führer zwischen hohen Steinmassen, Pfeilern und Trümern von Gebäuden, nach dem Sonnentempel und wir kamen zur Pforte, die wir geschlossen fanden. Auch wurde sie nicht eher geöffnet, als bis sich Hassan zu erkennen ge-

Digitized by Google

geben hatte. Dann wandten wir uns ein schmutziges Gäßchen hinab und erreichten die Lehmhütte, die meine Wohnung in Palmyra sein sollte. — Mit der Sonne stand ich auf und, begierig den ungünstigen Eindruck gut zu machen, den der Anblick der Ruinen im Dunkel des Abends in mir zurückgelassen hatte, bat ich Hassan, mich wieder dorthin zu führen. Ich setzte mich jedoch wieder hin, wie vorher in meinen Erwartungen getäuscht. So weit ich mich darauf besinnen konnte, fand ich die Abbildungen in Woods und Dawkins Werke treu, und ich begann zu überlegen, wie es käme, daß dieselben, treu in ihren Umrissen, von den Resten Palmyra's einen günstigern Begriff gäben, als die Wirklichkeit. Es ist bereits angeführt, daß der Boden, wo sie stehen, unvortheilhaft ist. Gebäude verlangen, um gut ins Auge zu fallen, eine erhabene Stelle, und vielleicht ist es manchen Reisenden aufgefallen, daß unter allen Spuren des Alterthums, die man in der modernen Türkei zu sehen bekommt, das Parthenon in Athen und der Theseustempel zu Sunium das imposanteste Ansehen haben, weil sie auf der Höhe eines Hügels stehen. So ist es nicht mit Palmyra. Es liegt im Gegentheil am Fuße hoher Berge, deren Höhe alle Werke der Kunst verkleinert; seine Säulen, wenn man sie in Entfernung einiger hundert Schritte sieht, schwinden zur Größe von Kerzen zusammen. Dies ist, abgesehen von den benachbarten Bergen, noch mehr der Fall durch die Farbe des Steins, woraus sie gemacht sind: denn er hat das Ansehen gelben Ockers und der Boden ringsumher hat genau dieselbe Färbung. Farben müssen einen Gegensatz bilden, um von einander abzustechen, und weil dieser Kontrast mangelt, so sind die berühmten Ruinen, die auf dem Papiere so ansehnlich erscheinen, dort, wo sie stehen, kaum sichtbar. Und obwohl die beiden Künstler das Recht hatten, dieselben in bestmöglicher Weise darzustellen, so haben sie sich doch jener Art von Täuschung schuldig gemacht, welche Gegenstände im falschen Lichte darstellt, indem sie dieselben mit einem Ansehen der Frische umgibt, worauf sie längst ihren Anspruch verloren haben. Erinnern wir uns indeß an das ungeheuere Material, welches hier inmitten einer Wüste angesammelt worden, so müssen wir in höchstem Grade erstaunen. Da gibt es Granitpfeiler aus einem Stück, die (nach der Angabe von Männern, welche Forschungen über den Gegenstand angestellt haben), aus Oberägypten herbeigeschafft worden sein müssen. Alle diese Gebäude waren aus Steinen von ungeheuerer Größe erbaut, und es sind noch Decken vorhanden, die aus einer einzigen Steinplatte bestehen. Fragmente von Säulen und deren Bedachung bedecken den Boden und sind so zahlreich, daß man glauben möchte, alle Bewohner hätten in Palästen gelebt. Das Gebäude, welches die Reisenden den Sonnentempel nennen, enthält zwischen seinen Wänden allein mehr Raum, als für die heutigen Bewohner Palmyra's hinreichen würde.

Feuilleton.

*** Zriny's Gattin. Diese heldenmüthige Frau, welche in dem Trauerspiel Körner's bei dem Tode ihres Gatten in dem verzweifelten Kampfe mit den Türken sich selbst und die Burg Szigeth in die Luft sprengt, stammte aus dem ersten adeligen Geschlechte Böhmens, war eine Tochter des Herrn Jost von Rasenberg und wurde 1537 in Krummau geboren. Im Jahr 1564 wurde sie mit dem Grafen Nikolaus Zriny, „Sr. Majestät des römischen Kaisers Rath und oberstem Hauptmann in Szigeth", vermählt. Zwei Jahre später fiel Zriny bei dem ewig denkwürdigen Kampfe. Zriny's Gemahlin sprengte sich jedoch keineswegs in die Luft, sondern kehrte nach dem Heldentode ihres Gatten mit ihrem kleinen Sohne Johann nach Böhmen zurück und wohnte in Krummau bei ihrem Bruder, bis zum Jahr 1577, sie sich zum zweiten Male an einen Grafen Paul van Gasoldo aus Italien verheirathete. Wenzel Brezan, der Geschichtschreiber des Rosenberger Hauses, schreibt aus Anlaß dieser zweiten Heirath über sie Folgendes: „Am 16. Septembris, d. J. am Dienstage nach dem Feste der Kreuzerhöhung, ließ in Böhmisch-Krummau der regierende Herr (des Hauses Rosenberg, Wilhelm) das Hochzeitsfest seiner Frau Schwester Eva Gräfin von Serini, welche sich zum zweiten Male mit einem wälschen Grafen vermählte, feiern. Obwohl sich um sie viele ehrenwerthe Männer im Lande und auch aus der Ferne, wie auch aus Polen bewarben, so hielt sie es doch für gut, auf ihrem Willen zu beharren und mit Hintansetzung (des Rathes) des regierenden Herrn keinen andern als den Wälschen zu nehmen. Sie brachte ihm mehr als 30.000 Meißner Schock als Heirathsgut mit, blieb mit ihm einige Jahre in Mantua und kehrte dann, als das Vermögen durchgebracht war, im Jahr 1589 nach Böhmen zurück, woselbst sie mit ihrem Manne bei dem regierenden Herrn lange Zeit blieb, bis sie ihm zur Last wurde. Sie gab zu verstehen, daß sie gern ein Gut in Böhmen kaufen möchten, nur fehlte es ihnen leider am Gelde. Aber weil diese Frau nicht früher schon daran gedacht hatte und es ihr dann im Vaterlande nicht gefiel, so mußte sie sich neuerdings an den wälschen Salat gewöhnen, bis sie in Italien ihr Leben beschloß. Auch weiß man, daß sie durch ihren ersten Gemahl, den Herrn Nikolaus Grafen Serini, zum evangelischen Glauben sub utraque verleitet wurde, den sie in Italien wieder verließ, um zur römischen Kirche zurückzukehren." Sie starb im Jahr 1591 in Mantua. Von ihrem Sohne aus der ersten Ehe geschieht im Jahr 1592 bei dem Begräbnisse seines Oheims, des Herrn Wilhelm von Rosenberg Erwähnung. Korresp.

*** In Nordamerika macht gegenwärtig ein Schmidt, Elihu Burrit, das ungeheuerste Aufsehen. Er wird nächstens Europa besuchen und deßhalb richten wir die Aufmerksamkeit auf ihn. Er wurde 1811 in Connecticut von armen, aber braven Eltern geboren und besuchte bis zu seinem sechszehnten Jahre die Sonntagsschule. Da starb sein Vater und er trat bei einem Schmidt in die Lehre. Die Bibel war das Buch, das er ernsthaft las und bald auswendig konnte. Im einundzwanzigsten Jahre las er die englischen classischen Schriftsteller. Im darauf folgenden Winter begann er unter der Leitung seines Schwagers das Studium der Mathematik, dann lernte er Lateinisch, Französisch, Griechisch und Deutsch, und da er mit merkwürdiger Leichtigkeit die fremden Sprachen sich zu eigen machte, erlernte er auch die schwierigsten und am wenigsten bekannten, z. B. Gaelisch, Altsächsisch, Isländisch, Armenisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Sanskrit ꝛc. Schon 1838 sagte der Gouverneur Everet öffentlich, Burrit habe ohne irgend einen Lehrer fünfzig Sprachen erlernt. Und dabei ist der merkwürdige Mann durchaus nicht geneigt, sein Handwerk aufzugeben, dem er täglich regelmäßig acht Stunden Zeit widmet; acht andere Stunden wendet er aber auch eben so regelmäßig dem Studium zu und acht der Ruhe. In Folge dieser Regelmäßigkeit besitzt er auch bei seinem gesunden Geiste einen vollkommen gesunden Körper. Uebrigens behält er die Schätze des Geistes, die er sich erworben hat, nicht für sich, sondern theilt bereitwillig seinen Mitbürgern davon mit. Er hat viele Aufsätze für Zeitungen geschrieben und erfreut sich dabei der Ehre, die ihm wahrscheinlich kein anderer Schriftsteller in der Welt streitig macht, daß seine Aufsätze regelmäßig von

Digitized by Google

*** Napoleons Stammland. Der Constitutionnel theilt aus dem Propagador Balear einen Artikel mit, worin aus Dokumenten dargethan wird, daß zu Palma, der Hauptstadt der balearischen Inseln, hinter der Pfarrkirche von San-Jame ein sehr prachtvolles Haus steht, das seit undenklichen Zeiten Casa Bonaparte heißt. Es ist das Stammhaus der berühmten Familie. Im Jahre 1418 ward Dr. Hugo Bonaparte von der Insel Mayorka durch Martin I., König von Aragonien, als Regente (Präsident und Chef des Gerichtswesens) nach der Insel Corsica versetzt und siedelte mit seiner Frau Juana de Saveis und seinen Kindern dahin über. Die drei Söhne dieses Hugo hießen: Stephan, Ferdinand und Andreas, die gleichfalls angesehene Leute wurden. Jener Hugo Bonaparte ist also der Stammvater der corsischen Linie; die mayorker Linie starb bald aus. Mainz. Ubl.

*** Welche raschen Fortschritte gegenwärtig die europäische Civilisation auch in Aegypten macht, indem sie dasselbe mehr und mehr aus dem langen Schlafe rüttelt, geht aus einem Schreiben hervor, in welchem es unter andern heißt: — Seit längerer Zeit scheint Mehemed Ali mit dem Plane umgegangen zu seyn, die Bauart der Dörfer in Aegypten zu verbessern, und gegenwärtig ist es zur Ausführung dieses Planes gekommen. Drei Commissionäre sind nach Unteraegypten gesendet worden, um den Neubau dreier Dörfer, die künftig als Muster dienen sollen, zu leiten. Die fraglichen Dörfer sind: Ghesak, Neghile und Kafr-Saat. Nach dem neuen Plane soll der Begräbnißplatz fern von den bewohnten Gebäuden angelegt werden; auch das Schlachthaus soll sich in einiger Entfernung befinden; der Boden soll längs eines Abhanges nach dem Nile zu erhöht und geordnet werden; alle Straßen sollen in einer Richtung, die entweder dem Flusse parallel oder in rechtem Winkel mit demselben läuft, angelegt werden; ein geräumiger, freier und mit Bäumen bepflanzter Platz wird als Markt dienen und in jedem Dorfe sollen eine öffentliche Schule, Bäder, ein Hospital und andere nützliche Gebäude eingerichtet werden. Bl. a. d. G.

*** Vor kurzem erschien eine sehr elegant gekleidete junge Dame in dem Laden eines der ersten Ausschnitter in Glasgow und wählte verschiedene Artikel, etwa zum Betrag von achtzig Pfund Sterling aus. Als sie bezahlen wollte und den Inhalt ihrer Börse untersuchte, fand sie nur fünfzig Pfund darin, es fehlten also ziemlich dreißig Pfund. Was war zu thun? Sie schlug dem Herrn des Geschäfts vor, er möchte einem von seinen Ladenburschen erlauben, sie in ihrem Wagen, der vor der Thüre hielt, nach Hause zu begleiten, wo sie ihm das fehlende Geld einhändigen wollte. Der Kaufmann willigte ein und die Dame fuhr mit dem ihr zugesellten Begleiter davon, aber keineswegs nach ihrer Wohnung, sondern, man denke sich das Erstaunen des Ladenburschen, in eine — Irrenanstalt! Das hier angestellte Dienstpersonal, von der Betrügerin, die es aber nicht kannte, sondern für eine vornehme Lady hielt, zum Voraus unterrichtet, daß sie dem Asyle einen geisteskranken Verwandten zuführen würde, bemächtigte sich ohne Weiteres des ganz verblüfften Commis und sperrte ihn trotz alles Protestirens und Sträubens in ein zu seiner Aufnahme bereits vorbereitetes Zimmer ein, mit der Drohung, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen werde, wenn er sich nicht ruhig verhielte. Erst nach einigen Tagen klärte sich die Sache auf, aber mittlerweile war die Diebin mit ihrer Beute spurlos verschwunden.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 6. Juli.)

Die Deutsche Musik hat sich in Paris seit kurzer Zeit ein bedeutendes Terrain erobert, ja Deutschland selbst hat schon von Paris aus wohlthätige Rückwirkungen auf die eigenen heimischen Kunstverhältnisse erfahren. Es lohnt sich daher der Mühe, auch aus weiterem als dem rein nationalen Gesichtspunkte, die deutschen Kunststrebungen in Paris aufmerksam zu verfolgen. Ein Deutscher, der sich in Paris durch Compositionsunterricht, wie durch Gründung eines großen deutschen Sängervereines unter dem Namen „Mozartverein" bereits rühmliche Verdienste dieser Art erworben hat, Herr Nageller aus Tyrol, weilt gegenwärtig in unserer Stadt, auf einer Reise nach Norddeutschland begriffen, um die dortigen Musikverhältnisse näher kennen zu lernen, wie auch in Leipzig eine Ausgabe seiner Compositionen zu veranstalten. Von seinen Werken, die außer Paris zum Theil in Köln unlängst zur Aufführung kamen, wird namentlich eine große Symphonie gerühmt, die auch Herr Kapellmeister Guhr in einem schriftlich gefällten Urtheil, welches uns zur Einsicht vorlag, mit größter Anerkennung den Meisterwerken dieser Gattung zur Seite stellt. Eine Aufführung jenes Tonwerkes im Museum des kommenden Winters hat Hr. Guhr gleichfalls zugesagt. Ein Streben, welches so ernste Ziele im Auge hat, bedarf wohl bei unsern damaligen Musikverhältnissen am meisten der Unterstützung von Außen her. —

— Bei der zweiten Geburtstagssäcularfeier Leibnitz's von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin hielt Trendelnburg (durch sein originelles Werk „Logische Untersuchungen" bekannt) seine Antrittsrede (er ist neu aufgenommenes Mitglied,) worin er folgende höchstinteressante Punkte berührte: „Der Akademie, welche in der kurfürstlichen Stiftungsurkunde als eine deutschen Societät hingestellt worden, sei es mit der deutschen Philosophie eigen ergangen; denn während ihr La Mettrie mit seinem „der Mensch eine Maschine, der Mensch eine Pflanze" aufgedrängt worden, habe sie die großen deutschen Geister, Fichte, Solger und Hegel, welcher letztere, wie man auch sonst urtheilen möge, immer noch in der Philosophie gähre, nicht zu den Ihrigen gezählt! Der älteste Secretär der philosophisch-historischen Klasse, Hr. Böckh, beantwortete diese Rede in feiner und geistvoller Weise. Er deutet darauf hin, wie die Akademie das Bestreben gefühlt, der Speculation ein Feld zu eröffnen, wie sie einen hochberühmten Philosophen, noch ehe er seinen Wohnsitz hieher verlegt, zu ihren Mitgliedern gezählt, und sie nun fortwährend bedacht sei, sich auch nach dieser Seite zu ergänzen, sie jetzt also, ohne verletzt zu werden, den Vorwurf anhören könne, jene drei Großgeister nicht aufgenommen zu haben. Schließlich zeigte er, wie die Akademie ganz Körperschaft und ganz wissenschaftlich sei. — R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 7. Juli. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach Bayard und de Valli, von W. Friedrich.

Mittwoch, den 8. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. Nevers: Hr. André.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 187. Donnerstag, den 9. Juli 1846.

Die Silhouette.

Novellette aus einem ungedruckten Roman: „Die Studenten".

Von W. H.

(Schluß.)

Einmal schon war des Balles wegen das Elysium ausgesetzt woeden. Da die Statuten ausdrücklich bestimmten, daß auch ohne die Vollständigkeit der Mitgliederzahl der Verein stattfinden solle, so zogen die fünf Brüder Sonntag Abends der Wohnung des alten Jams zu. Schon Außen hörten sie ein sonderbares Geräusch. Sie stürmten in die Stube, und fanden ihren Genossen auf dem Sopha liegend, ein Blatt Papier in der Hand, convulsivisch lachend, und sich hin und her wälzend; uud nicht eher hörte der seltsame Lachkrampf auf, als bis sie ihm die Flasche in den Mund zu stecken drohten. Mit dicken Thränen im Auge, hervorgepreßt durch des Lachens Anstrengung, hielt er das Papier, einen Brief empor, und rief:

„Der Narr, der Erznarr!"

Darauf brach er wieder in seine Convulsionen aus.

Ahnend rissen sie ihm den Brief aus der Hand.

„Von Fuchs!" schrie einstimmig der Freudenchorus.

Parrer sprang auf einen Stuhl; Silentium! Er las folgendes Schreiben vor:

„Geliebte Brüder!

„Ein seltsames Schicksal hat mich auf den Wendepunkt „meines Lebens geführt. Hinter mir liegen die glücklichen „Tage, welche ich in Eurer Mitte verlebt, ich habe den „Wissenschaften Valet gesagt; ich bin nicht mehr Student. „Aber vor mir öffnet sich die reizendste Perspective einer „höhern Seligkeit, als ich jemals theilhaftig war, als ich „nur würdig bin, zu genießen. Dir, Jams, Dir bester mei„ner Freunde, verdank ich dies Glück. Gedenke unseres „letzten Gespräches. Mehr sag' ich für jetzt nicht; erst, „wenn ich ganz glücklich bin, werdet Ihr wieder von mir „hören. Vorerst nur so viel noch: Mit Beistimmung mei„ner Mutter werde ich Landwirth, und gedenke mir bald „ein Haus zu gründen. Bei liegt ein Wechsel, welcher ge„nügen wird, meine Angelegenheiten in G. zu berichtigen. „Dich, Jams, beauftrag' ich mit dem Geschäft. Und nun „lebt wohl, seid Alle, Alle herzlich und innig gegrüßt von „Eurem F. — Koblenz."

„Was soll das heißen?" frugen alle.

„Der Narr, der Erznarr!" lachte Jams noch fortwährend.

Man begehrte Auskunft, er lachte; man erschöpfte sich in Vermuthungen, ee lachte. Sein Lachen war ansteckend; man vergaß die Trauer über des Beuders Verlust, der Gesang, der Tumult begann, und die tollste Orgie feierte den Abfall des so sehr Geliebten, welche ihre Spitze erreichte in der Leichenrede, die Parrer auf dem Tisch dem für das Elysium Gestorbenen hielt.

Geraume Zeit floß hin. Fuchs war vergessen; nirgends schließt und löst man leichtee Freundschaftsbande, als auf der Universität. Nur Jams gedachte noch zuweilen seiner; der Name war gewöhnlich schon hinreichend, ihn in jenen unerklärlichen Zustand der Lachlust zu versetzen. Das Elysium näherte sich seinem Ende. Ostern rückte heran, Examina sollten gemacht, Schulden sollten bezahlt, und die Brüder dahin und dorthin von dem unerbittlichen Schicksal, genannt Philisterium, verschlagen werden.

Noch einmal, zum letztenmal, wollten sie aber noch ihre festliche Zusammenkunft halten. Große Anstalten waren zu dem letzten Elysium gemacht worden.

Als die fünf Freunde eintraten, fanden sie Jamsens Zimmer glänzend erleuchtet; die elysianischen Wappen und Abzeichen schimmerten herab von den Wänden, eine große Standarte flatterte vom Ofen herab, darauf das siebenfeldrige Wappen der Verbeüderung, garnirt mit zahllosen Weinflaschenetiquetten; der Tisch trug wohlmontirte, mächtige Flaschenbatterien. Der alte Jams, der letzte Basileus, trug die elysische Krone, eine lustige Schellenkappe, und sein berüchtigtes Landitencostüm. Jubelnd warfen die Andern die Mäntel ab, und es erschienen die wunderbarsten Karrikatueen. Unter Lachen und Jauchzen setzte man sich.

„Für wen der schwarzbehangene Stuhl?" frug Stümper.

„Für unsern frühverstorbenen Bruder Fuchs," entgegnete Jams sehr feierlich, schenkte die Gläser voll, und stellte auch eines der gefüllten auf den leeren Stuhl. Nun klangen sie zusammen, nun schallten die Toaste dem Elysium, der Verbrüderung und ihrer ewigen Fortdauer, den Einzelnen. Aber die Freude wollte nicht die alten, langgewohnten Gleise einschlagen, sie hatte sich in eine fast wehmüthige Herzlichkeit verwandelt, denn schwer auf allen Gemüthern lag das nahe Scheiden. Heute zum letztenmal in Elysium! Heute zum letztenmal unter lieben, treuen Freunden, und in wenigen Wochen weithin zerstreut in der kalten, fremden Welt! Immer einsylbiger wurden die Freunde, sie vermochten kaum ihee Rührung zu veebeegen. Parrer erhob sich und sein großes Glas.

„Den Manen unseres Dahingeschiedenen!" lautete sein Toast, in welchen Alle mit Hoch und Gläserklingen einstimmten. Da pochte es stark an der Thüre. Alle fuheen auf. — „Herein!"

Es war nur der Postbote, ein Brief für Herrn Jams. Dieser besah die Aufschrift und machte einen ellenhohen Satz.

„Deus ex machina, lupus in fabula!" schrie er, „Ein Brief von Fuchs!"

Wie electrisirt sprang die ganze Gesellschaft auf.

„Lese, lese!" hieß es einstimmig.

Jams erbrach das Siegel und las:

Digitized by Google

„Geliebte Freunde!

„Verzeiht, daß ich Euch so lange keine Nachricht von „mir gegeben, höret aber heute dafür Wunder. Mein Glück „ist groß über alle Maaßen, und Ihr seid die Ersten, de„nen ich es zurufe, damit Ihr es theilen möget, Ihr, de„nen ich es größtentheils verdanke. Seit gestern bin ich „verheirathet, bin Gatte des liebenswürdigsten, schönsten „Weibes der ganzen weite Erde. Ihr kennt meine Frau, „Ihr habt sie gesehen. Lachet nicht, wenn ich Euch die „Geschichte erzähle. Ihr wißt, daß ich fast gegen den Wil„len meiner verwittweten Mutter studirte. Sie wünschte „leise, ich möchte Landwirth werden, und die Einsamkeit „ihres Gutes mit ihr theilen, mich bald verehelichen. Aber „das lustige Studentenleben hielt mich mit magischer Kraft „in seinen Fesseln. Zudem graute mir vor dem Ehestand. „Ich hatte noch kein Mädchen gesehen, das mir ganz ge„fallen. Ihr habt mich oft überspannt gescholten, ich war „es insofern, als ich mich beständig mit Idealen trug, „welche zu suchen und zu finden, ich als meine Lebensauf„gabe betrachtete. So auch in Hinsicht einer dereinstigen „Lebensgefährtin. Da kam der ewig denkwürdige Elysium„abend, an welchem Jams seine Silhouetten auftischte. „Ihr erinnert Euch, daß nach den abscheulichsten Zerrbil„dern er plötzlich den Schatten eines wunderschönen Mäd„chenkopfs an die Wand zauberte. Ich weiß nicht, wie es „mich packte, aber es war mir, als sage Jemand: Die „muß es sein, und keine andere. Ich preßte aus Jams „das Geständniß ihres Wohnorts. Die ganze folgende „Nacht schlief ich nicht, der Morgen brachte mir statt der „Nuchternheit noch brennenderen Rausch. Das Abenteuer„liche, Hirnverrückte der ganzen Sache reizte mich bis zum „Krankwerden, ich packte ein und reiste ohne Abschied nach „Koblenz. Das Profil der Silhouette hatte sich meinem „Gedächtnisse fest eingeprägt. Nach wenigen Tagen fand, „sah ich das Original, ein himmlisch schönes Mädchen, „das ihren Schatten noch bei weitem übertraf, auf einem „Ball. Gestehen will ich, daß ihr idealischer Haarputz, „dessen Conterfei ich mit dem Rest der Silhouette aus „dem damaligen Schiffbruch rettete, mich zuerst auf die „Spur gebracht. Ich tanzte mit ihr, machte ihre Bekannt„schaft, fand Geist, Gemüth und tausend andere Vor„züge, — was soll ich weitläufig sein, sie ist meine Gattin. „Und Dir, Dir edler, treuer, geliebter Jams, Dir vor „Allen hab' ich dies unsägliche Glück zu danken. Es ist „fast ein Wunder zu nennen, dieses Ereigniß, und blick' „ich zurück darauf, ist es mir noch, wie ein Traum. Son„derbarer Weise will aber mein Weibchen an die ganze „Geschichte nicht glauben. Sie erinnert sich durchaus nicht, „mit Dir, Jams, getanzt zu haben, ja, sie sagt, sie habe „noch nie mit einem Fremden getanzt, außer mit mir. „(Hier läßt sie gewöhnlich einige kleine Schmeicheleien ein„fließen, die ich Euch verschweige.) Nun, ein junges Mäd„chen vergißt leicht die flüchtige Erscheinung eines Abends „und ich weiß die Sache besser. Jetzt bin ich denn ein „wohlhabender Gutsbesitzer, lebe liebend und geliebt mit „meiner theuersten Mutter und Weib in ländlicher Zurück„gezogenheit und schaue zurück auf mein wildes, schönes „Burschenleben, wie auf ein altes, reizendes Meisterbild. „Eurer aber und Elysiums gedenke ich oft, und bewahre „an Euch die Erinnerung als heiligstes Gut. Und nun, „Ihr Lieben, lebt wohl! Ich lade Euch Alle, ganz Ely„sium, zur ersten Kindtaufe, und Ihr müßt kommen. Ist „der erste Sprosse ein Mägdlein, so soll es Elise, ist es „ein Männlein, so soll es Gottfried heißen, nach dem ehr„lichen Jams."

Die Freunde sahen sich, als der Brief zu Ende war, stille an; Jams kämpfte wieder mit dem Lachreiz.

„Das ist aber doch höchst wunderbar," riefen Alle.

Jams aber wälzte sich schon unter Lachconvulsionen auf dem Sopha. Endlich ermannte er sich.

„Und glaubt Ihr denn wirklich an die Fabel von der Silhouette?"

„Wie sollten wir nicht?"

„Nun, so laßt Euch sagen, Ihr Leichtgläubigen, ich habe gelogen, kein wahres Wort von Koblenz und dem Mädchen, und der Schattenriß war derjenige meiner längst verstorbenen Tante!"

Consternation, dann brausender, toller, unwiderstehlicher Lachsturm. Lust und Jubel war wieder in Elysium und hundertmal wohl klangen die Nacht hindurch die Gläser.

„Es lebe die Silhouette!"

Die blaue Grotte auf Capri.

In den nachgelassenen Papieren von Erwin Speckter aus Hamburg (Brockhaus 1846) findet sich nachstehende hochpoetische Schilderung der bekannten blauen Grotte auf Capri: „Alles war blau; die Wasserfläche so hell, so licht, wie der heiterste Himmel, nur nicht so duftig weich, sondern wie der Glanz eines Edelsteins, krystallner, brillanter. Sonst scheint das Meer auch wohl wunderbar blau oder grün, aber die Farbe trägt immer nur mehr den Schein eines dunkleren Spiegelbildes; sie ist motivirt durch die Bewegung des Wassers, durch Schatten und Licht, durch die Einwirkung der Spiegel anderer Gegenstände und in den verschiedensten Tönen und Abstufungen nüancirt. Hier aber mitten in Nacht und Dunkel scheint es nicht Spiegelbild, sondern der durch diesen Wogenschleier viel strahlender verklärte Liebesblick eines reinern Himmels, der von unten uns entgegenblinkt. Das muß der Himmel jener Zauberwelt da unten sein. Bewegt ist die Wasserfläche gar nicht, aber das von unten strahlende Licht nimmt ihr auch alle Spiegelkraft; nur ganz nahe am Eingang spiegeln sich die Felsen noch ganz zart, als ob sie schüchtern kaum ihr Antlitz zu sehen wagten. Jede leise Bewegung im Wasser, jeder Ruderschlag zieht brillante, leuchtende, weißblaue Kreise und Furchen in die blaue Fläche und silberleuchtend wie das Licht des Blitzes oder funkelnde Diamanten, oder Leuchtkugeln oder wie Sterne sind alle Wassertropfen, die durch Ruderschläge aufspritzen. Von dieser Fläche nun strahlt auch ein ganz blaues Reflexlicht durch die Höhle, die eine Tropfsteinhöhle ist, und dieses Licht sieht fast noch zaubervoller aus, als die Wasserfläche, da es reicher nüancirt ist. Je tiefer in der Höhle, desto goldbraun nächtlicher läßt ihre ursprüngliche Farbe sich ahnen, aber ein dunkles Blau verschleiert sie. Die Oeffnung, durch die man eintritt, sieht man nur von einigen Stellen der Grotte, und da erscheint sie ganz lichtweiß, ohne alle Farbe, nur Licht. Alles was man in das Wasser taucht wird, sobald es unter die Wasserfläche kommt, silberblau und lichtvoll erscheinen. Der nackte Leib eines badenden Menschen sieht wie von durchsichtigem Silberkrystall aus, heller noch als die blaue Helle des Wassers und zwar auch ganz blauweiß; er verliert ganz die Fleischfarbe.

Digitized by Google

Zwei badeten sich, leider konnte ich es nicht, da ich nicht schwimmen kann und hier kein Grund ist. Ach wie gern hätte ich mich in dieser Zauberfluth gebadet! Es war hier so mährchenhaft stille; so unauflöslich räthselhaft; nur von fern hörte man fast verklungen das Brüllen des Meeres, in der Höhle selbst verursachte die Bewegung des Wassers einen mystisch murmelnden Klang, wie die gebrochenen Töne eines Kindes, das im Schlafe lächelnd spricht. Das war der Klang des leisen Anschlagens der Fluth hier innen an den Felsen. Dann tropfte es rings, als ob einzelne Tropfen in ein klingendes, silbernes Becken fielen, vom Tropfstein herunter und sowie die Tropfen die Wasserfläche berühren, spritzen stets Juwelenfunken auf und ein singendes Echo läuft leise an den Felsen hin. Hier ist der magische Verein von Melodie und Farbe, Schatten und Licht, Tag und Nacht, Erde, Meer und Himmel, Alles scheint sich hier in eine wehmuthig blaue, verklärte Melodie aufzulösen. Die Felsen scheinen nur versteinerte Wellen, die in Tropfen wieder niedertränfeln, die Wasserfläche nur von vielem Weinen aufgelöste Felsen. Ein schwermüthiger, schwärmerischer Schimmer hüllt Alles ein, und in diesem blauen Wunder verschmilzt Liebe, Kunst und Natur. Diese blaue Grotte ist der volle, übervolle Nektarkelch der Phantasie Seliger Arion — indem du deiner schönen, feuchten Geliebten dich ganz hingabst, konntest du dich, da beide Eins waren, zugleich auch ganz deiner Kunst weihen und so Beiden opfernd dich auflösen, um als süße Melodie ins Jenseits hinüberzuschweben! — Tiberius, sagt man, habe Mädchen sich hierher bringen lassen und sich hier mit ihnen gebadet. Man zeigt noch in der Grotte einen unterirdischen, dunkeln Gang, der einige hundert Schritte in den Felsen hinein und aufwärts führt und, wie man glaubt, bis zu einer Villa des Tiberius geleitet haben soll; jetzt ist er großentheils verschüttet. Es gibt in diesem Felsen noch tiefer liegende Nebengrotten, in denen auch Wasser, was man durch einige Gänge und Oeffnungen sehen, aber noch deutlicher rauschen, murmeln und plätschern hören kann — geistartige, seltsam schöne Melodien aus tiefem geheimnißvollem Dunkel."

Der Pariser Temple.

Wie es heißt, beabsichtigt die Regierung, den Temple, diesen alten berühmten und größten Trödelmarkt der ganzen Erde, aufzuheben, d. h. ihn in einzelne Abtheilungen zu zerlegen und dieselben in verschiedenen Quartieren der Stadt unterzubringen; man will dadurch die Controle der Polizei erleichtern, während andere Vernünftige meinen, daß sie dadurch eben recht erschwert werde.

Der Temple, wie wir ihn selbst vor zwei Jahren zum Oeftern gesehen, hat ohngefähr folgendes Aeußere.

Es besteht derselbe aus vier Haupttheilen, welche in unzählige Gänge zerfallen. Das Ganze wird etwa von 1400 Buden gebildet, deren jede wöchentlich gegen 10 Ngr. Standgeld, wenn wir so sagen dürfen, bezahlt. Die beiden viereckigen Plätze rechts vom Mittelgange heißen die rothe Reihe, die beiden auf der linken Seite die schwarze Reihe. Die erste Abtheilung, zugleich die schönste, wird das „Palais Royal" genannt. Die Verkäuferinnen dieses „Palais Royal" sind nicht ganz wild, beinahe etwas cultivirt — sie nennen ihre Waaren „Frivolitäten." Es bestehen diese Waaren in alten, jedoch ziemlich rein gewaschenen Handschuhen, in Spitzen, Fransen, Schmucksachen u. s. w. Nach diesem Platz, dem herabsteigenden Range nach, kommt der „Flora-Pavillon;" hier kauft man Wäsche, Matratzen, Kleider u. s. w.

Die dritte Abtheilung heißt der „fliegende Floh," und das nicht mit Unrecht. Hier sieht man ungeheuere Vorräthe von Eisen und anderm alten Metall, Lampen u. s. w. mehr Lappen, als man an irgend einem Orte sonst sehen kann. —

Auf diesen „fliegenden Floh" folgt endlich etwas, von dem der Pariser Gamin nicht einmal anständiger Weise in seinen Soireen sprechen kann; dies Etwas heißt der „Schwarzwald", und besteht aus einem Gebirge himmelanstrebender Haufen — alter Schuhe und zerrissener Stiefeln.

So viel vom Temple als Platz, jetzt zu seinen Bewohnern.

Es wäre interessant, wenn man den Temple und die Börse an Einem Tage besuchte. Diese beiden Dinge haben übrigens mehr Zusammenhang, als man wohl annehmen sollte. Mehr als Einer, dessen Wort und Geld auf die Börse gewaltigen Einfluß hat, ist ein Zögling des Vuce-Volant oder der Forêt-Noire, und Mancher, der früher auf der Börse regierte, wird wiederum eine untergeordnete Persönlichkeit im Reiche des Temple.

Der bedeutendste Unterschied zwischen der Börse und dem Temple ist der, daß auf letzterem keine Banquerotte ausbrechen; alle Geschäfte werden nur gegen Baar abgeschlossen. Tritt man ein in den Temple, so verfällt man jenen Weibern, welche jeden Vorübergehenden mit lautschallender Stimme anrufen und weder mit Schmeicheleien — wenn auch immer etwas derber Art — noch mit Schimpfworten sehr geizen. Daß man von diesen Weibern aber nicht sagen kann, sie seien die Zierde der Schöpfung, versteht sich wohl von selbst.

Sobald sich Jemand zeigt, erkennen sie schon aus ziemlicher Ferne die schwachen Seiten seines Oberrockes, seiner Hosen, seiner Stiefeln, seines Huts. So lange er bei dem Stande der Einzelnen noch nicht vorüber ist, ist er ein schöner, ein liebenswürdiger, ein reicher Herr, hat er aber den Raum überschritten, so geht eine gewaltige Veränderung mit ihm vor, und dann ist er sicher ein Lump, ein Kerl geworden. Will das Unglück, daß er häßlich ist, dann wehe ihm! Die Weiber des Temple sind unerschöpflich in Sticheleien, die ziemlich scharfe Spitzen haben. — Hat der Käufer endlich gefunden was er suchte, so geht der Handel von Neuem los und er hört die ganze Legion von Spott- und Schimpfnamen aller Art von Neuem an, ohne gerade große Abwechselung darin zu finden. Triumphe feiert er sicher auch bei seinem Weggange nicht.

Für den Physiologen ist es übrigens höchst interessant, den Temple zu besuchen.

Ueberall interessante Persönlichkeiten, lauter Leute des Volks, erwachsen auf einem Boden der Leidenschaften, welche die haute volée nicht kennt. Es hat bei meinem Aufenthalt in Paris zu meinen angenehmsten Genüssen gehört, den Temple zu besuchen und mich in die Wogen des Volks zu mischen. — — — Wandelst.

Digitized by Google

Feuilleton.

⁂ Dr. Wiest hat im akademischen Universitätssaale zu Würzburg eine humoristisch-musikalische Akademie vor einer sehr zahlreichen Gesellschaft und mit großem Beifall gegeben. Seine erste Production im Kursaale zu Kissingen ist für Freitag den 10. Juli bestimmt. In dieser Vorlesungs-Akademie Wiest's wird auch der rühmlichst bekannte Tenorist Bretting großh. hess. Hofopernsänger mitwirken, der ebenfalls vor einigen Tagen in Kissingen ein sehr besuchtes Concert gab, und noch immer zu den tüchtigsten Sängern in der deutschen Künstlerwelt gezählt werden muß. Von Kissingen gedenken die Herren Wiest und Bretting sich nach Homburg zu wenden, um daselbst zwei Concerte zu arrangiren.

⁂ Das Talent des bekannten Wiener Komikers Weidmann ward durch folgenden Witz entdeckt, den er als Statist in einem Trauerspiele als Beisitzer eines Gerichts machte. Nachdem der Gerichtspräsident das Factum vorgetragen, hat er nämlich an die Beisitzenden die Frage zu richten: „Nun, was sagen sie dazu?" — Der Schauspieler, an den sie gerichtet war, machte eine Pause, zufällig heftete der Präsident seinen Blick auf Weidmann, dieser antwortete unberufen ganz trocken: „Ja! was kann man denn für einen Zehner noch viel sagen!" (Jeder Statist erhielt nämlich für die Vorstellung ein Honorar von 10 Kreuzern). Alles lachte; man ward aufmerksam auf ihn und von dieser Zeit an begannen die vortrefflichen Leistungen, die sogar Iffland entzückten. Abendz.

⁂ Hamburg. Heinrich Heine wird nicht hieherkommen; seine Krankheit hat so zugenommen, daß er die Reise in die Pyrenäenbäder nicht länger verschieben kann. Der Buchhändler Julius Campe hier, sein Freund und Verleger, hatte bisher mit der Taufe seines Sohnes auf ihn gewartet. Die Pariser Aerzte meinen, daß die Lähmung, welche Heine betroffen, nun über den ganzen Körper kommen wird.

⁂ Das erste Buch mit Kupferstichen ist ein 1481 in Florenz gedruckter Dante. Von Montag den 5. Januar 1665, datirt die erste Nummer der ersten kritischen Zeitschrift, „Journal des sçavans," und das erste darin recensirte Buch ist eine Ausgabe zweier afrikanischer Bischöfe des 5. Jahrhunderts, Victor Vitensés und Vigilius Tapsensis, von Pater Chiflet, einem Jesuiten. Die Zeitschrift war Kleinoctav und erschien wöchentlich; jede Nummer hatte 12 — 16 Seiten.

⁂ Eine Mittheilung der Agram. Zeit. aus Otoschatz in der österreichischen Militärgränze enthält Folgendes. Am 29. Mai hütete der Gränzer Philipp Dmitrasinovic sein Hornvieh in der öden Gegend Homolitak. Als er schon spät um Abend des gedachten Tages das Vieh zur Tränke trieb, packte ein Wolf zwei seiner Ochsen. Der Gränzer erhob ein Geschrei, um den Wolf zu verscheuchen, allein dieser wandte sich schnell gegen ihn selbst, und da D. dem Raubthier nicht ausweichen konnte, packte dieses seinen linken Vorderarm mit den Zähnen und hielt ihn fest. In dieser verzweiflungsvollen Lage steckte D. seine rechte Hand in den Rachen des Wolfes, faßte seinen Unterkiefer nach abwärts, bis der Wolf von der linken Hand etwas nachließ, mit welcher D. den Unterkiefer des Wolfes fest hielt, und dadurch seine rechte Hand befreite, sich sofort mit unglaublicher Behendigkeit auf den Rücken des Wolfes schwang, und in dieser reitenden Stellung sein Taschenmesser mit der rechten Hand aus dem Leibe holte und damit dem Wolfe die Kehle entzwei schnitt, so daß dieser in Folge dessen und an der Verblutung verendete. An demselben Tage hatte dieser Wolf 12 Stück Rindvieh, 1 Schwein und 3 Hunde in der benachbarten Banischanee Compagnie angebissen. Dieses Ereigniß zur Sommerzeit und der Umstand, daß der Wolf auch bei der ärztlichen Oeffnung allen Anzeichen nach als höchst wuthverdächtig erkannt wurde, ließen keinen Zweifel übrig, daß derselbe wirklich wüthend gewesen sein mußte. D. wurde daher am 2. Juni in das Regimentsspital nach Otoschatz gebracht, und bat dringend, da er den Ausbruch der Wuth fürchtete, man möchte zu dem Lehrer Lalic, der bekanntlich ein Mittel gegen die Hundwuth besitzt, schicken. Dieser kam und übernahm den Gränzer am 9. in die Behandlung, nachdem sich dieser unruhig und furchtsam zeigte, und einen nahen Ausbruch der Wuth besorgte, welches auch Lalic selbst bestätigte; aber schon am 15. erklärte Lalic den Patienten außer aller Gefahr und derselbe wurde am 17., als am neunten Tage seiner Behandlung, ohne Besorgniß nach Hause entlassen, indem Lalic für jeden Rückfall gut stehen will.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 7. Juli.)

Das englische „Athenaeum" äußert über Schlosser's „Geschichte des 18 Jahrhunderts unter Anderm: „Schlosser's Sympathien seien mit dem Volke, nicht mit den Herrschern; die Unerschrockenheit, womit er seine Gedanken über die Niederträchtigkeit und Verworfenheit an hohen Plätzen ausspreche, erscheine besonders merkwürdig an einem Deutschen, dessen Landsleute im Allgemeinen schreiben, als wäre die Welt für den Kaiser geschaffen." Schlosser's Offenherzigkeit und Unerschrockenheit ist freilich vielfach zu rühmen, allein ebenso sehr hätte auch gerade einem englischen Beurtheiler die Kurzsichtigkeit Schlosser's, in Auffassung verwickelter welthistorischer Thatsachen und Motive in der neuern Geschichte, seine verständig hausbackene Ansicht über die Kobinationen des modernen Handels- und Finanzwesens u. dgl. auffallen müßen, wie auch die Verbitterung, mit welcher er, bei aller Trefflichkeit vieler Einzelpartihien, manchen großen, meinetwegen auch nur in seinen Schwächen großen Geist beurtheilt, daß man fast versucht ist, Jeden, der uns auf der Straße begegnet, für einen Spitzbuben zu halten, wenn wir eben recht uns vertieft hatten in die Lektüre des Schlosser'schen Buches. —

— Einer der bedeutensten jetzt lebenden Linguisten Deutschlands ist August Pfitzmayer aus Wien. Nach den „Blättern für literarische Unterhaltung" soll mit Ausnahme des Magyarischen wohl keine neuere europäische Sprache, keine der wichtigeren Sprachen des Alterthums und des Morgenlandes sich finden, deren Pfitzmayer nicht mächtig wäre. Neuerdings hat sich derselbe namentlich um die Erforschung der japanesischen Sprache große Verdienste erworben, das vollständigste Wörterbuch derselben ausgearbeitet und die österreichische Regierung zur Anfertigung japanesischer Lettern veranlaßt, so daß nunmehr in wenigen Wochen die erste Druckprobe eines japanesischen Romanes die Presse verlassen wird. Dabei ist Pfitzmayer Autodidakt im besten Sinne des Wortes. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 8. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. Nevers: Hr. Anveé.

Donnerstag, den 9. Juli. (Neu einstudirt) Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen, Charakter-Gemälde aus dem 15. Jahrhundert in 5 Abtheilungen; nach einem englischen Plan von Dr. Carl Töpfer. (Gastrolle) Stephan Foster: Herr Pock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 188. Freitag, den 10. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

18.

Wie ist es doch lächerlich, daß wir uns selber martern im innern Widerstreit der Ideen, Tendenzen, daß Jeder für die Schuld des Jahrhunderts privatim eine Strafe abtragen zu müssen glaubt! Da steigt eben der alte ehrwürdige Mennonit, Richard's Großvater, am Wanderstabe die westlichen Abhänge des „Schönbuchs" herab, um nach Tübingen zu pilgern; er betrachtet die Felder, die Saaten, die Obstbäume, freut sich des Gedeihens, oder ist auch wohl im Stillen stolz darüber, daß sein Pachtgut besser stehe, als die Besitzungen, auf die er eben seinen prüfenden Blick wirft: auch er hat ja am Ende die Ahnung von der unberechenbaren nationalen wie culturgeschichtlichen Wichtigkeit des großen Grundeigenthümers, und während Andere für die Idole der Zeit all' ihren Frieden opfern, kann er denselben seinen Tribut zahlen, doch ohne der Harmonie seines Innern zu nahe zu treten. Wenn der greise Patriarch vorgegeben hatte, daß er aus Geschäftsgründen die beschwerliche, weite Fußreise antreten wolle, so lag in dieser Motivirung des alten Sectirers ein kleiner Jesuitismus; denn dafür, daß er nicht lügen durfte und mochte, hatte er die Wahrheit — zur Hälfte verschwiegen. Er wollte Frieden stiften zwischen dem Sohne und dem Enkel — ein Vorhaben, welches unter den vorliegenden Verhältnissen jeden Andern wohl aus seiner Ruhe gerissen haben würde. Auch dem Alten bangte es sehr, Richard wiederzusehen, aber seine Natur war gleichsam so eingerostet in der gewohnten grundfriedlichen Stimmung, daß ihn nicht einmal dies hatte erschüttern können.

Zum Reisegefährten hatte sich der Mennonit einen rüstigen sechzehnjährigen Burschen aus seiner Familie mitgenommen, der mit dem Quersack wortkarg neben ihm herschritt. Ihr letzter Rastort vor Tübingen war das „Einsiedel", ein großartiger herrschaftlicher Oekonomiehof. Der alte Mennonit betrachtete die großen Stallräume und bewunderte die Klugheit, mit der man sich bei dem Futtermangel (die Gluthitze des Sommers 42 hatte bekanntlich alle Vegetation verdorren lassen) zu helfen wußte und einen schönen feinen Sand statt des Strohes dem Rindvieh streute.

„Das ist eine Freude," sprach er zu sich selbst, „so stattliche Thiere in Reih' und Glied aufgestellt zu sehen, wohlgenährt, kräftig, rein gehalten! Wie sie mich so neugierig freundlich mit den großen, starren Augen anblicken, sich belecken, mit dem Schweife wedeln! Und doch wird mir's leidmüthig, wenn ich bedenke, wie dies unheilvolle Jahr auch für diese frommen, nützlichen Thiere verderblich gewesen ist. Habe ich nicht ein Viertel meines Viehstandes verkaufen und schlachten müssen, weil kein Heu, kein Grummet, kein Stroh für sie gewachsen war? Der alte Gott hat uns verlassen in diesem heißen, heißen Jahre! O meine gute, arme Tochter, die jetzt selig, und mein und ihr armer Richard, der jetzt so elend ist!"

Meint Ihr, es habe etwas lächerliches oder etwas allzu massives, daß der ehrwürdige Greis also im Stalle gesprochen, daß die Betrübniß über das Verderben seines Viehstandes zur Trauer über Tochter und Enkel überleitete? O nein, Ihr zarten Seelen! Dieser derbe, harte und doch so weiche Mann mit dem heiligen, weißen Barte hat seine treuen Hausthiere liebgewonnen, es thut ihm weh, wenn er einen Ochsen muß niederstechen lassen, der so viele Jahre lang der Genosse seiner Arbeit, seines Schweißes gewesen ist, mit dem er das Feld gepflügt, dem er so vergnügt und zufrieden am Abend zugeschaut, wenn das frische Futter dem müden, hungrigen Thiere recht gut schmeckte. Weint Ihr doch auch über den Tod eines müßigen, verhätschelten Schooßhundes und vergeßt darüber die Freunde, die Euch nahe gehen, warum sollte der Bauersmann bei der Erinnerung an seine täglichen getreuen Begleiter nicht auch seiner Freunde gedenken?

In einem kleinen Seitenhofe des Einsiedels, von altem verfallenem Mauerwerk umgeben, steht ein knorriger uralter Weißdornstamm, der noch immer neue Zweige und Blätter treibt. Das soll jener Weißdorn sein, den Graf Eberhard als Reißlein auf seinem Helme aus Palästina mitgebracht und in die heimische Erde gepflanzt, wie es Uhland besungen hat. Auf die Steinbank unter diesem Baume setzte sich der Mennonit eine Weile und ließ das Kinn auf den beiden Händen ruhen, die gekreuzt über dem fest in die Erde gestoßenen Wanderstabe lagen.

„Es ist gut, daß ich mich selber auf den Weg gemacht habe," sprach er, „es hat ohnedies Mühe gekostet, den Pfarrer zur Versöhnung zu stimmen, wär' er aber dem jungen Trotzkopfe sogleich wieder gegenübergetreten, dann würde ein neuer Riß schlimmer geworden sein als der alte. Ich verstehe die ganze Sache nicht recht, aber ich möchte doch versöhnen! Wie hat doch die gute Marie, die sich in so kurzer Zeit so ein großes Verdienst um unsere Familie erworben, bitten, flehen, überreden und beweisen müssen, bis ihr gelang, dem schwergekränkten Vater die erste Thräne wieder zu entlocken über den unglücklichen Sohn? Aber wenn es mir jetzt glückt, mit des Vaters Verzeihung ihn in das elterliche Haus zurückzuführen — großer Gott was für eine Freude wird das geben! Wie wird sich auch Jungfer Marie freuen, sie ist dem wilden Jungen gar so gut!"

Der Mennonit machte sich mit dem Buben, der ihn begleitete, rasch auf den Weg; es ist nur noch eine kurze Strecke bis Tübingen. Die Luft ist scharf, und der Wind pfeift ungestüm durch die entlaubte Waldung, aber unser Fünfundsechzigjähriger schreitet noch so kräftig und unver-

Digitized by Google

drossen aus, trotz der halbgefrorenen, ziemlich unwegsamen Pfade, daß es eine Lust ist. Der silberhaarige Greis war so wenig geschwächt an Nerven und Muskeln, daß er noch vollauf die Wonne eines rüstigen Fußgängers fühlte, der, ganz seiner Glieder Herr, jeder Ungunst der Witterung und des Weges Trotz bietet, und ganz und gar nur auf die eigene Kraft angewiesen, um so mehr der besiegten Hindernisse sich freut. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Portugiesische Land- und Sittenbilder.

Nach William Kingstons Lusitanian Sketches v. M. B. Lindau.

Von allen Ländern Europa's ist in neuerer Zeit keines mehr übersehen, von neugierigen sowohl als empfindsamen Reisenden weniger besucht und ausgebeutet worden als Portugal, als das schöne Lusitanien mit seinem ewigblauen Himmel, seinen „orangeduftigen Winden", rebenumgrünten Bergen, mit seinem zauberfüßen Reiz und seiner kindlichen Andacht, das schon die Römer „den Garten der Erde" nannten.

Und doch haben einst seine Bewohner auf den rollenden Wasserbergen des Oceans geherrscht von Indien bis Afrika und Brasilien; und doch waren einst alle die Reichthümer in Portugals Hauptstadt, welche jetzt London besitzt. Aber die Emanuels, die Vasco de Gamas, die Camoneses, die Pombals sind ausgestorben. Portugal ließ die Standbilder von Heiligen in Silber gießen und die Laffetten der Kanonen, welche die überseeischen Besitzungen vertheidigen sollten, verfaulten, es hat Klöster erbaut statt Schulen und im Wahne, das Glück gefesselt zu haben, mit einer Kurzsichtigkeit, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht, seine ungeheuren Reichthümer hingegeben für Reliquien sowie für Erzeugnisse der Industrie nach England, das mehr als fünfzehnhundert Millionen in fünfzig Jahren zog. Da liegt es nun wie ein alter König, dessen prächtigreicher Mantel verschlissen durch die Zeit und der nur manchmal die Augenbrauen finster zusammenzieht und — träumt. Wohl mag bisweilen ein Ton der alten Größe aus ferner Vergangenheit klagend zu ihm herüberklingen, ein Strahl des alten Glanzes vor seinem Auge dämmern — es sind nur Träume. —

Auf dem neuen Boden konstitutioneller Freiheit erspricht zwar ein neues Leben allmählig emporzukeimen, das aus der dumpfen Trägheit aufrüttelt, aber das einst so mächtige Portugal, dem auch noch Brasilien entrissen wurde, ist ein Land fast ohne alle Gewerblichkeit und ohne allen Handel; seine üppigfruchtbaren Fluren werden so schlecht bebaut, daß England und Deutschland Getraide in Menge zuführen. Sonst auf den Meeren gebietend, beschränkt sich seine Schifffahrt nunmehr auf die Besitzungen in Afrika und die Inseln im atlantischen Ocean; seine Kaufleute, die früher den Welthandel in Händen gehabt, sind jetzt nur die Factoren der Britten. So wurde es denn auch von der Reiseliteratur gänzlich hintenangesetzt und seit dem vorigen Jahrhundert, in dem Link und Murphey über Portugal schrieben, hat das übrige Europa keine nähere Kunde erhalten, außer vielleicht durch J. F. v. Weech („Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata Stromes").

H. G. Kingston schrieb seine lusitanischen Skizzen, nachdem er Portugal vorher mehrmals durchreist, während eines fast zweijährigen Aufenthaltes im Norden des Landes. Sie schildern zum Theil die Hauptstadt Oporto, die in zehn Jahren sich überraschend verschönt und vergrößert haben soll, zum Theil Streifzüge in die Provinzen, vom Minho, dessen Thälern insbesondere obiger Ausspruch der Römer gilt, bis zum Mondego und nach Spanien hinein bis Salamanka.

Der Verfasser hat dabei an fast allen Thüren gepocht; sich unter das Volk gemischt, bald dem liebenswürdigen Geplauder einer portugiesischen Dame gehorcht, bald von einem alten Mütterchen sich die schöne Wambasage erzählen lassen; mit dem Urtheile eines Weltmannes, der gereist ist und vergleichen kann, Mönche und Matrosen, Klubhäuser und Gesellschaften, Lustbarkeiten und Leichenbegängnisse, Kirchen und römische Alterthümer, Gallegos und französische Putzmacherinnen, Cigarrenmädchen und Kinderschulen, Buchdruckereien und Zeitungswesen, öffentliche Bibliotheken und Friedhöfe, weltliche und geistliche Statthalter, Politik, alte Volksbräuche u. s. w. beobachtet und alle diese Momente sauber und gewissenhaft, in einer nicht sehr farbreichen aber durchsichtig klaren Manier festgehalten. Freilich ist sein Beobachtungsblick nicht tiefeindringend und scharferfassend; aber Lebenstreue wird man ihm nirgend abstreiten können. Das Buch bleibt ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß portugiesischer Zustände und wir sehen dem zweiten Theile der im Allgemeinen guten Uebersetzung mit freudiger Erwartung entgegen.

Namentlich sind Kingston's Mittheilungen über den Volksglauben in Portugal, der reich ist an abenteuerlichen und hochromantischen Zügen, wo Dämonen geheimnißreich finster walten und eine dunkelflammige Gluth der Phantasie hervorbricht, von großem Interesse. Wir können nicht umhin, unseren Lesern einige derselben auszuheben und nehmen gleich die unheimlichste Ausgeburt: die Bruxa (sprich Brucha), ein Wesen, das in den meisten Theilen des Landes als zweifellos vorhanden, gefürchtet wird. „Sie erinnert, sagt unser Gewährsmann, in ihren Neigungen an den morgenländischen Ghoul oder Vampyr, von welchem sie wahrscheinlich eine Ableitung ist. Während des Tages ist sie wie jedes andere Weib und erfüllt musterhaft ihre häuslichen Pflichten. Sie kann die Tochter rechtschaffener, braver Eltern sein, sie kann heirathen und Kinder haben, sie kann selbst für liebenswürdig gelten, ja sie kann oft schön sein — obgleich in ihrem Auge ein gewisser wilder Ausdruck, auf ihrer sonst schönen Stirn eine bedeutungsvolle Runzel liegt, die der Zweifler für das Merkmal von Sorge und Kummer hält. Niemand weiß zu sagen, welche Frauen Bruxas sind oder nicht. Sie hüten sich, daß es ein Sterblicher entdecke und wehe dem Unglücklichen, der es wagen sollte, in ihre Geheimnisse zu dringen. Sie sind eine vom Himmel verstoßene Schwesterschaft — ihre Seelen sind durch einen Vertrag, der jede Nacht erneuert wird, dem Fürsten der Finsterniß verfallen. Zuweilen werden auch ihre Töchter Bruxas, wenn sie zufälliger Weise der kindesmörderischen oder vampyrartigen Leidenschaft ihrer Mütter entgehen, sonst aber erhalten sie ihre Zahl durch Verführung eines unglücklichen Mädchens, deren Herz von dem rechten Pfade abgelenkt worden und welche die heilige Religion der Kirche verlassen hat, um zu ihrem furchtbaren Bunde zu treten. Die Betrogene weiß nicht, wohin man sie führt oder welches Schicksal ihr bevorsteht, bis es zu spät zum Umkehren ist, und ist einmal der Vertrag mit ihrem Blute besiegelt, dann — unglückliches Mädchen — ist ihr Jammern und Schreien vergebens, Reue unmöglich

Digitized by Google

— selbst die Heiligen können oder wollen sie nicht mehr retten.

Diese teuflische Macht beherrscht die Brura vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne, denn bei Tage kehrt sie zu ihrer Familie zurück, ohne daß Jemand von der furchtbaren Wahrheit eine Ahnung hat. Wenn sich die Erde in Finsterniß gehüllt und die bösen Geister ihr Treiben beginnen, erheben sich die Buras von ihrem Lager und verlassen, wenn sie verheirathet sind, ihre sterblichen und arglosen Gatten, um zu ihren teuflischen Buhlen zu fliehen. Sie werden dann, vielleicht zur Strafe für ihr Verbrechen, in schädliche Nachtvögel verwandelt — in riesenhafte Eulen oder Fledermäuse. So fliegen sie in ungeheuerer Menge weit hinweg von ihrer Heimath über Berge und Thäler, besonders aber über stehende Wässer, Sümpfe und Teiche, um in deren Spiegel, wider ihren Willen und ihres Schicksals sich völlig bewußt, ihre häßliche Gestalt zu sehen. Begegnen sie auf diesen nächtlichen Streifzügen zuweilen einem Freunde oder Verwandten, der seine bestimmte Richtung verfolgt, so bringen sie ihn entweder durch Verlockungen, wie Ariel sie auf Prosperos Insel übte, oder durch Gewalt nach einem entgegengesetzten Punkt, weit entfernt von jenem, den er zu erreichen wünschte; dieselbe Gewalt haben sie über jeden Anderen, wenn er nicht unter dem besonderen Schutze der Heiligen steht.

Auf diese Weise wurde schon mancher arme Teufel mitten durch's Land, über rauhe Berge und durch dorniges Gestrüpp geschleppt, das ihm sein Gesicht zerkratzte und seine Kleider zerriß, bis er endlich zum Tode erschöpft, naß und blutig nach Hause kam, wo sein Weib die höllischen Buras verwünschte, die ihn so gemißhandelt und irre geführt hatten. Die Weinschenken haben jedenfalls weniger zu verantworten als die Buras; denn es ist nicht möglich, daß er sich das Gesicht an dem neben der Thüre aufgehängten Weinkranze zerkratzt habe oder betrunken in eine Gosse gefallen sei. O nein, der gute Mann ist in seinem Leben nicht betrunken gewesen — er ist bleich von ganz natürlicher Furcht — alles haben die teuflischen Buras gethan.

Nach diesen dämonischen Geschäften eilen sie in der häßlichen Gestalt die ihnen zuertheilt ist, mit vampyrartigem Hunger zu ihrer friedlichen Heimath zurück, wo ihre von einem sterblichen Vater gezeugten unschuldigen Kinder im süßen ruhigen Schlummer liegen. Noch fühlen sie vielleicht einen menschlichen Abscheu gegen die furchtbare Aufgabe, aber ihr verfluchtes Gelüst siegt über die Mutterliebe; sie erfassen ihre Kindlein, fächeln sie mit ihren schwarzen Flügeln zur Ruhe und saugen das Lebensblut aus ihren Adern — mit dem steten Bewußtsein, daß sie die einzigen Wesen vernichten, welche ihnen auf Erden theuer sind. Hierauf dringen sie in die Hütten ihrer Nachbarn und Freunde, um auch deren schlafenden Kindern auf gleiche Weise das Leben zu nehmen, und oft, wenn ein Kind todt, schwarzblau und mit kleinen Strichen bezeichnet gefunden wird, flüstern sich die weisen Weiber mit Furcht und Zittern in's Ohr: „das hat eine Brura gethan" — und sehen mit furchtbarem Argwohne einander an, denn keine kann wissen, welche von ihnen die Brura ist. Sobald das erste graue Licht des Tages erscheint, erhalten diese Unglücklichen ihre sterbliche Gestalt zurück und erwarten, immer ihres Schicksals eingedenk, die Zeit, welche sie zu ihren entsetzlichen Orgien ruft. — (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Basel. Der letzthin berichteten Erfindung des Hrn. Pro. Schönbein, welcher der Baumwolle die Entzündbarkeit und Explosionsfähigkeit des Schießputvers mittheilte, reiht sich eine andere Erfindung des Hrn. A. Löw von Basel an. Schon voriges Jahr legte derselbe von hier mehrere sehr beachtenswerthe Proben mit einem Scheibenstutzer ab, an dessen Visir und Zeiger ꝛc. einige Abänderungen vorgenommen sind, welche bis dahin noch Geheimniß des Erfinders bleiben. Mit gewöhnlicher Ladung schoß und traf er auf eine Entfernung von 500 bis 1000 Fuß im Visirschuß mit solch enormer Kraft, daß auf erstere Distanz die Kugel einen eichenen Balken von 4 Zoll Durchmesser durchbrochen und auf letztere Distanz eine 2 Zoll durchmessende an der Scheibe angebrachte, harthölzerne Stange durchbohrt wurde, und die Kugel mit noch immer furchtbarer Kraft an einem nahe liegenden Felsen abprallte. Diese Erfindung hat nun derselbe auch auf gewöhnliche Perkussionsgewehre, an welchen bloß einige unbedeutende Aenderungen getroffen werden, ausgedehnt, und dieser Tage in Gegenwart des russischen Gesandten, Hrn. Baron von Krudener, auf der Basler Schützenmatte die überraschendsten Resultate geliefert, indem er auf eine Distanz von circa 2500 Schweizerschuh mit wunderbarer Kraft, Sicherheit und Schnelligkeit geschossen und sich die vollste Anerkennung erworben hat. Die Tragweite ist so groß, daß eine feindliche Kolonne sogar auf 3000 Schuh beunruhigt werden kann und die Kugel noch auf diese Distanz den Mann niederstreckt. N. Z. Ztg.

*** Als ein Beispiel der tiefen Unwissenheit der Muhamedaner erzählt Friederike H. London in ihrem Reisewerk „die Berberei," folgende Anekdote: „Die Uhr der „Jamaa Nebier," der großen Moschee zu Tangier, bedurfte eines geschickten Meisters, um reparirt zu werden. Aber keiner der Gläubigen war des Unternehmens fähig, und sie konnten selbst nicht einmal herausfinden, welcher Theil der Maschinerie beschädigt sei, obwohl Viele ihre Meinungen mit großer Autorität gaben. Unter andern erklärte Einer, daß ein Jin, oder böser Geist, aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Wohnort in der Uhr aufgeschlagen habe. Verschiedene Beschwörungen wurden demnach hergesagt, genügend, wie jeder der wahren Gläubigen dachte, eine Legion böser Geister auszutreiben. Aber Alles vergebens! Die Uhr blieb stumm. — Ein christlicher Uhrmacher, ein „Nazarener," war nun ihre einzige Zuflucht, und ein solcher befand sich glücklicher Weise in Tangier — in der vom Herrn beschützten Stadt. — Es war ein Genueser, ein frommer Christ. Wie sollten es nun aber die gläubigen Nachfolger des Propheten anfangen, Gebrauch von ihm zu machen? Die Glocke war in der Wand eingemauert, und es war ja unmöglich, dem Kaffer zu erlauben, Gottes Haus durch seine entweihenden Schritte zu entehren. — Der Zeithalter, Moakkied, brachte die Verlegenheit vor den Kadi und verwirrte den graubärtigen Juristen durch die Schwierigkeit des Falles so sehr, daß dieser nach mehreren Stunden tiefen Denkens endlich eingestand, er könne zu keiner Entscheidung kommen ꝛc." Es wurde eine große Versammlung anberaumt und man konnte immer noch nicht auf's Reine kommen. „Da bat ein graubärtiger Moadsan, der bisher geschwiegen hatte, um Erlaubniß, sprechen zu dürfen. Der Kadi und der Kadi nickten ihm Bewilligung zu. Wenn, sagte der ehrwürdige Priester, die Moschee der Ausbesserung bedarf, und Leim und Ziegel, zum Gebrauch der Bauleute, in das Innere gebracht werden müssen, tragen nicht Esel die Lasten, und betreten sie nicht die Moschee beschuht? — Du sprichst wahr, war die allgemeine Antwort. — Und, fuhr der Moadsan fort, glaubt der Esel an den Einen Gott oder an Muhamed, den Propheten Gottes? — Nein,

Digitized by Google

in Wahrheit, erwiederten Alle. — Nun so lasset den Christen in die Moschee gehen, wie einen Esel."

*** Man hat, schreibt die „Hamb. N. Ztg." von der Ursache, aus welcher Jenny Lind Bremen so schnell verlassen, mancherlei geschwatzt; es hat sich jetzt aber zur Genüge herausgestellt, daß Frl. Lind von allem niedrigen Eigennutz durchaus fern ist und nur deshalb in Bremen nicht wieder auftreten wollte, weil das Benehmen des Direktors ihr nicht gefiel, und daß sie sogar ihr Benefiz im Stiche gelassen. Einen Beweis ihrer Uneigennützigkeit lieferte sie aber im vorigen Jahre, und dieser Zug dürfte Wenigen bekannt sein! Der Direktor eines Theaters in einer benachbarten Stadt bat sie, bei ihm zu singen, bemerkte aber, daß er ihr nur 36 Louisd'or geben könne, weil das Theater sehr klein und selbst bei erhöheten Preisen die Einnahme nicht besonders groß sei. Frl. Lind wollte jedenfalls das Theater erst sehen, weil sie gegen die Bühne einer kleinen Stadt allerdings Vorurtheile hatte und nicht überall auftritt. Darauf sagte sie zum Direktor, daß sie singen werde, ließ ihn aber über die Bedingungen durchaus in Zweifel. Sie sang, die Bewohner jener Stadt, von denen doch immer nur ein Theil sie hier gehört hatte, waren ganz überglücklich. Schüchtern kam am andern Tage der Direktor zu ihr und brachte ihr 36 Louisd'or, sie nahm davon nur 20 an, weil, wie sie sagte, das Haus zu klein sei und sie nicht mehr nehmen dürfte. Dann bat sie ihn, von den 20 Louisd'oren die Hälfte von ihr anzunehmen, um sie den dürftigen Mitgliedern seiner Bühne zu vertheilen, und die übrigen 10 Louisd'or wollte sie behalten, um sie selbst zu vertheilen. Das ist doch wahrlich kein Eigennutz. —

*** Aus Mozarts Leben. In Leipzig verkehrte Mozart oft und gern im Hause des berühmten Cantors Doles, von welchem er natürlich sehr gern gesehen und gut aufgenommen wurde. Mozart befand sich daselbst sehr wohl und war in seinem Betragen ganz ungenirt, weil er überzeugt war, daß man ihm hier nichts übel nehme. Von Leipzig aus wollte er eine Reise nach Dresden machen und nach Rückkehr von da noch einige Tage bei seinem Freunde Doles zubringen. Am Abend vor der Abreise war Mozart bei Doles und ungewöhnlich heiter und munter. Aber seine Freunde waren desto trauriger als er aufbrechen wollte. — „Wer weiß, sagte Doles, ob wir uns je wiedersehen. Geben Sie uns doch eine von Ihrer Hand geschriebene Zeile." Mozart, dessen ganzes Leben ein immerwährendes Kommen und Gehen war, war gegen Abschiednehmen ziemlich gleichgültig geworden. Darum machte er sich über die Traurigen lustig und wünschte lieber zu schlafen als zu schreiben. Das „Pinseln," wie er die Aeußerungen seiner Freunde nannte, überließ er ihnen. Endlich sagte er doch: „geben Sie ein Stückchen Papier her." Man gab es ihm und er schrieb ungefähr 5 Minuten. Eine Hälfte gab er dem Vater Doles, die andere dem Sohne desselben. Auf der ersten stand ein dreistimmiger Canon in langen Noten, ohne Text, in sehr wehmüthigen Tönen. Auf der anderen Hälfte stand ebenfalls ein dreistimmiger Canon in Achtelnoten, ohne Worte, und die Töne waren sehr drollig. Man bemerkte, daß man beide Canon zusammen singen konnte und sie ein sechsstimmiges Ganze bildeten. Daß man sich darüber freute, bedarf wohl keiner Aeußerung. Aber die Worte, sagte Doles. Mozart nahm das erste Blatt und schrieb: „Lebt wohl, wir sehen uns wieder" und auf das andere Blatt: „Heult nicht gar wie alte Weiber." So wurde dieser Canon zusammengesungen und es ist nicht zu sagen, welch eine lächerliche aber auch tief einschneidende Wirkung dieser Gesang hervorbrachte. Alle, und selbst Mozart, waren tief erschüttert. Mozart eilte hierauf mit den Worten; „Adieu Kinder," zu Thüre hinaus. Jahrez.

*** Jemand saß einst neben einer als bedeutend anerkannten Sängerin in einem Theater des deutschen Vaterlandes bei der Aufführung von Shakspeare's „Romeo und Julie", da sagte sie nach langem Stillschweigen zu ihrem Nachbar: „Das ist ja ganz der Oper „Montecchi und Capuletti" nachgebildet."

*** Berlin. Unsere hiesigen Blätter enthalten folgendes auffallende Inserat: „Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, ein Darlehen von sechshundert Thalern suchen zu müssen, und bitte deshalb Einen oder auch Mehrere, wenn sie zusammenschießen wollen, mir dasselbe auf fünf Jahre in dem Falle zu gewähren, daß sie mir persönlichen Credit zu geben geneigt sind. M. Stirner."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 8. Juli.)

Die unter Hegel gegründeten, einst so berühmten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" sollen jetzt nicht mehr 150 Abnehmer haben und werden trotz der jährlichen Subvention von 1500 Rthlr. im künftigen Jahre eingehen. Das ist das gerechte Gottesgericht über ein so tief gesunkenes Organ, bei welchem man sich vor wenigen Jahren förmlich mit Gewalt des Ansinnens besser zu werden, erwehrt hat! —

— Ludolf Wienbarg, der sich durch seine „ästhetischen Feldzüge" einen so schönen Namen gemacht hat, und zur Zeit des jungen Deutschlands als einer der gediegensten und energischsten Vertreter der Richtung begrüßt wurde, dann aber lange fast wie verschollen war in unserer Literatur, geht, zufolge einer Nachricht der „Tierischen Zeitung," nach Amerika. Er lebte in den letzten Jahren in Altona, von wo aus er mit Niebuhr gemeinschaftlich die „literarischen Blätter" redigirte, von denen er seinen Antheil käuflich an einen Hamburger Literaten abgetreten hat.

— Von Humboldt's Kosmos sind bereits zwei Drittheile des zweiten Bandes gedruckt, der im Laufe dieses Jahres noch erscheinen wird. Ebenso sieht man jetzt dem zweiten Bande von Droysen's trefflichen Vorlesungen über die Freiheitskriege entgegen. Ein anderer zweiter Band dürfte, wie die „Grenzboten" meinen, nicht zu lange auf sich warten lassen, der zweite Band nämlich von Fürst Pückler's „Rückkehr", da die breite Exposition des ersten rasch wieder gut gemacht werden müsse; was aber aus dem seit Jahren versprochenen zweiten Band des List'schen Werkes werden soll, das sei bei den nunmehrigen Redaktionsveränderungen des Zollvereinsblattes eine große Frage. Wahrscheinlich wird es auch noch viele Zeit brauchen, bis sie gelöst ist. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 9. Juli. (Neu einstudirt) Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen, Charakter-Gemälde aus dem 15. Jahrhundert in 5 Abtheilungen; nach einem englischen Plan von Dr. Carl Töpfer. (Gastrolle) Stephan Foster: Herr Hock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Samstag, den 11. Juli. (Neu einstudirt) Das Leben ein Traum, Drama in 3 Abtheil.; nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Herr Hock.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 189. Samstag, den 11. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

In Tübingen war heute Abend großer Lärm auf der „Lenzei", dem damals am besten accreditirten Bierhause. Eine bedeutende Zahl von Studenten aller Farben, auch einige heimlich herübergeschlichene Stiftler, darunter der Studiosus Veitle, hatten sich zur Debattirung der Reformfragen zusammengefunden, die damals eben das alte Studententreiben zu erschüttern begannen und weiterhin tiefergreifend und geläuterter sich geltend gemacht haben.

Man decretirte heute Abend in einem Sturm der Verhandlungen, die einer gefahrlosen Miniaturcopie französischer Revolutionsscenen glichen, die Einheit der Studentenschaft, die Auflösung der Einzelverbindungen, die Abschaffung der Duelle und Constituirung eines Ehrengerichtes.

Es war eine Feuerbegeisterung in diese jungen Leute gefahren, die sich schwer beschreiben läßt. Das Gefühl, zum erstenmale in einer öffentlichen Sache zu wirken, den Tendenzen und Ideen, welche die Zeit bewegen, in den Kreisen des umgebenden Lebens unmittelbare Geltung und Anerkennung verschaffen, das stolze Bewußtsein, welches in so jungen Jahren noch so berauschend wirkt, mit einemmale selber zu den Trägern des Zeitgeistes, was sage ich? zu den Trägern der Weltgeschichte zu zählen, — und der Student glaubt ja, auf der Burschenkneipe werde vornehmlich die Weltgeschichte gemacht und manchmal hat er nicht ganz Unrecht — dies stolze Bewußtsein riß die Jünglinge aus dem mechanischen Wesen des Collegien- und Wirthshausbesuches heraus — sie hatten eine Idee, für die sie schwärmten! O wie glücklich, wer für eine Idee recht sehr schwärmen kann!

Eugenia und Richard waren auch zugegen. Richard hörte achtsam zu; er war bereits abgestumpft für diese Dinge, die ihn einst, wenn auch nicht in solcher Gestalt, nicht minder als die neue Generation enthusiasmirt hatten. Aber Eugenia war ganz Feuer und Flammen. Der Studiosus Veitle hatte ihr neulich an dem Abende nach dem Pferdefleischessen die tiefe Bedeutung der Reformstrebungen so hinreißend auseinandergesetzt, daß sie mehr als einmal wünschte, wirklich ein Student zu sehen, um sich mit ganzer Seele dieser heiligen Sache weihen zu können. Nur Eines gefällt ihr nicht, — die Abschaffung des Duells. In ungefährlichen Zweikämpfen liegt so viele Romantik für die Damen, sie hören so gern von ihnen reden, sie begreifen so wenig, wie das, was ihnen blos von seiner chevalereskt graziösen Seite erscheint, den ganzen Ernst eines Jünglingslebens vernichten kann, daß wir uns über die Opposition Eugenien's, die kaum jemals Blut gesehen, nicht wundern dürfen.

„Ich hätte etwas ganz anders für unsere Gemeinschaft vorzuschlagen," rief erzürnt über die entgegengesetzte Meinung Eugenien's Veitle, aus dem plötzlich der gelehrt-blasirte Stiftler hervorzuschielen begann. „Suchen wir lieber, statt nach solchen, die sich schlagen oder nicht schlagen wollen zu fragen, die Freiheit des Denkens, die Alleinherrschaft der Wissenschaft in unsere Pricipien aufzunehmen! Ausschließung allen denen, die es mit den Theologen, mit der Orthodoxie, mit Stockjuristen und römischem Recht halten, die keine Philosophie bei ihrer Medicin zu Rathe ziehen, die keine Preßfreiheit wollen, die zu Schelling schwören, Strauß nicht gelesen haben — Ausschließung aus der Studentenschaft allen Obscuranten, denn nur wer der Freiheit des Wissens huldigt, wer den Glauben an die Macht des Geistes hat, wer da weiß, daß nichts zu hoch und nichts zu tief ist, daß es sich dem Denker nicht zur Anschauung und zum Genusse geben müsse, — nur der ist ein wahrer Student!"

Diese Worte riefen einen ganzen Strom von Entgegnungen hervor, in welchem immer eine von der andern verschlungen wurde. Namentlich erhoben sich einige katholische Theologen des Conficte mit höchster Entrüstung gegen den Redner. Geschrei, Beweisführungen, die der Sprechende selber nicht hören konnte, erfüllten die Luft, man sprang von den Stühlen auf, stellte sich auf die Tische, um sich verständlicher zu machen. Wäre Eugenia nicht begeistert gewesen für die neuen Ideen, sie würde es keine drei Minuten lang haben aushalten können in dieser tabaksdampfigen Bieratmosphäre, in diesem wilden Gelärme. Die Streitenden wurden mit dem zunehmenden Eifer — und wo streitet sich der Student hitziger über theologische Gegenstände als in Tübingen? — immer populärer im Ausdrucke und es fielen scharfe Worte über das „antiquirte Christenthum", die „antediluvianische Dogmatik" u. dgl., daß sich die Zöglinge des Conficte eben in lautlosem Zorne entfernten.

Auch Richard mischte sich in die Debatte.

„Lassen wir dem Mittelalter, was ihm gehört: die neue Zeit braucht neue Götter! Gläubig hoffen, wie ein Kind, nannte man sonst Religion, schweigend verzichtleisten, wie ein Mann, ist die Religion von heute. Fromm sein hieß sonst, über den Idealbildern des seligen Lebens die nackte Wirklichkeit dieses unseligen vergessen; fromm ist jetzt, wer dieses arme Leben sich reich macht, indem er im Allerheiligsten seines individuellen Wesens jenes mystische Jenseits findet, die Totalität unsers Geistes ist der moderne Olymp, in welchem die denkende Vernunft thront als Zeus Olympios, mit dem Donner gewaffnet, der die Erde erbeben macht und die Träumer aufrüttelt, und mit dem Blitze, der am liebsten in das trockne Sparrenwerk alter, morscher Gebäude einschlägt und in gothische Thürme, den

Digitized by Google

stolzen Adler als Boten aussendend — heil dem, der das Rauschen seiner Fittige vernommen hat!"

Als Richard in wachsender Begeisterung dies gesprochen hatte, und Alle allmälig ihm zu lauschen begannen, warf sich Eugenia entzückt an seinen Hals. Wie hatte ihr der geliebte Freund doch aus der Seele gesprochen!

Aber in demselben Momente erhob sich im Hintergrunde des Zimmers eine seltsame Gestalt, bisher unbemerkt von den Meisten. Ein ehrwürdiger silbergelockter Greis, mit langem schneeweißem Barte hatte schweigend den ganzen Streit angehört, doch Richard's Stimme, wie es schien, machte ihn emporspringen vom Sitze. Wie ein alttestamentlicher Prophet anzuschauen, reckte er die Hand aus und ging mit einer imponirenden patriarchalischen Würde, die ihm Natur zu sein schien, aber durch den Moment noch erhöht, ein paar Schritte näher, auf die Streitenden zu, daß ihn Alle nun in scharfer Beleuchtung sehen konnten.

Richard schaute auf, bebte zurück und blieb erstarrt, unverwandten Blickes stehen.

„Richard! mein armer, unglücklicher Richard!" rief der Alte. „Dies hätte ich nicht zu erleben gedacht, da ich Dich als kleinen Knaben auf den Knieen schaukelte, die Händchen falten und beten lehrte! Da ich mich mit Dir in dem Garten in die Laube setzte, um Dich die Bibel lesen und verstehen zu lehren. Ihr verirrten Jünglinge, was sitzt Ihr hier zusammen, um in frevelhaften Reden Gottes Zorn herabzubeschwören? Ich will Euch ein Exempel zeigen von den Folgen Eures Evangeliums, Eurer Weisheit vor der Welt, die Thorheit vor Gott ist! Seht hier diesen jungen Mann," — er faßte Richard bei der Hand und Thränen rannen seit langer Zeit zum erstenmale aus den alten vertrockneten Augen, und seine Stimme ward milder, — „er ist mein Enkel, gemeinschaftlich mit seinen frommen Eltern habe ich ihn erzogen, gut und rein ging er aus unserer Hand hervor! Aber eine hoffärtige Weisheit berauschte ihn, er hat seinen Gott vergessen und mit dem Glauben ist der Friede und das Glück von ihm gewichen; er irrt in der Welt umher zum Herzeleid seines armen Vaters! Das sind die Früchte des Abfalles und der Lästerung! Richard, Du theuerer verlorener Sohn, sei wieder fromm und gut, bescheide Dich, laß ab von stolzen Planen, die Sünde sind! Marie, das stille, reine Mädchen, das Dich beweint mit uns, hat das Herz Deines Vaters erweicht und Dir seinen Segen wieder gewonnen: — kehre mit mir zurück nach Hohenrode! Wir können es ja dereinst im Himmel nicht verantworten, daß wir Dich so in der Irre haben gehen lassen. Sei wieder unser, Richard, armes, theures Kind meiner verklärten Tochter. Sieh, Richard, wenn Deine Mutter jetzt von droben herabschaut auf Dein Treiben, muß sie ja Kummer fühlen mitten in ihrer Seligkeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Portugiesische Land- und Sittenbilder.

Nach William Kingstons Lusitanian Sketches v. M. B. Lindau.

(Schluß.)

Fast nicht minder furchtbar ist das Loos der Lobishomes, nur geht es, so viel ich habe erfahren können, nicht über dieses Leben hinaus und ist nicht die Folge eines Vergehens. Die Lobishomes sind unter einem günstigen Stern geboren und ihr Schicksal wird von einer schweren Nothwendigkeit gelenkt. — Wenn in einer Familie sieben Söhne oder sieben Töchter geboren werden, so ist gewöhnlich der siebente dem teuflischen Einfluß verfallen, jedenfalls einer von den jüngeren. Das einzige Schutzmittel gegen dieses Schicksal besteht darin, daß man einen von den sieben Adam tauft; wird dieß unterlassen, so ist es fest entschieden, daß die Familie davon heimgesucht wird.

Bei Tage sind die Lobishomes von ihrem bösen Zauber befreit, obgleich in ihren Zügen beständig ein eigenthümlich schwermüthiger und schmerzlicher Ausdruck liegt. Sie sind träumerisch, schweigsam und zurückhaltend. Die geringeren sitzen mit wildem abschreckenden Antlitz, mit langem verfetzten Haar und Bart, mit liederlichen und schmutzigen Kleidern, stumm und abgeschlossen in einem Winkel am Heerde. Wenn aber die Nacht kommt, verlassen diese unglücklichen Geschöpfe ihre Wohnung, die vornehme Jungfrau ihr Gemach, der edle Jüngling sein adeliges Schloß oder der schmutzige Bauer seine Hütte. Keine menschliche Macht kann sie zurückhalten. Der böse Geist ist in sie gefahren. Sie suchen einen einsamen, wilden Ort, von keinem menschlichen Fuße betreten; hier legen sie ihre Kleider ab und werden augenblicklich in Rosse verwandelt mit langen wehenden Mähnen, wallenden Schweifen, feuerschnaubenden Nüstern und wüthenden Augen. Es ist Furcht, die sie von dannen treibt, und so brausen sie, flüchtig wie der Wind, über rauhe Gebirge und tiefe Thäler, über Ströme und Winterfluthen, durch Eis und Schnee, durch Regen und leuchtende Blitze. Meilen durchlaufen sie in ebenso vielen Sekunden; alle anderen Thiere fliehen vor ihnen. Sie wiehern von fern, aber sie haben die Macht nicht, ihren stürmischen Lauf zu hemmen. Vorwärts! Vorwärts! Ihre Pulse pochen schneller, der Athem stockt, aber sie können, sie dürfen nicht rasten. Sie machen einen weiten ungeheuren Bogen von einigen hundert Meilen, doch bevor es tagt, müssen sie wieder an der Stelle sein, von wo sie aufgebrochen und nachdem sie ihre menschliche Gestalt wieder erlangt, ihre Kleider wieder angelegt haben, kehren sie bleich, matt und elend in ihre Heimath zurück.

Es ist kein Wunder, daß nach einer solchen nächtlichen Anstrengung der gesellige Verkehr nicht behagt. Oft werden um Mitternacht die Hüttenbewohner entlegener Bezirke durch überirdische Töne, wie das Geschrei eines gepeinigten Pferdes, aus ihrem Schlafe geschreckt; sie hören schallenden Hufschlag, ein Geräusch, als ob der Sturmwind plötzlich vorüberbrauste und rufen dann: „Es ist ein unglücklicher Lobishome! Die Heiligen seien ihm gnädig!" Zuweilen sehen auch die Hirten, wenn sie auf den Gebirgshöhen ihre Heerden hüten, ein wildes Roß, flüchtig wie ein feurig Meteor durch die Ebene jagen, während die Schaafe und Ziegen scheu auseinander stieben.

Die Lobishomes halten dieses furchtbare Dasein höchstens sieben Jahre aus; am Schlusse dieser Frist, häufig auch noch früher, macht ohne Ausnahme der Tod ihren Leiden ein Ende.

Ich habe gehört, daß es nur eine einzige Möglichkeit gäbe, diesem Schicksal zu entgehen oder von der Bezauberung befreit zu werden. Es soll nämlich, während die Lobishomes in vollem Laufe sind, irgend ein Muthiger ihnen entgegentreten und sie an der Brust leicht verwunden, so daß es blutet. Sobald der rothe Strom den Boden erreicht, nehmen die Verzauberten ihre natürliche Gestalt

Digitized by Google

wieder an. Der böse Einfluß hat fernerhin keine Macht über sie, und sie werden wie andere Sterbliche."

Außerdem erzählt Kingston noch von einer dritten Klasse Teufelsbesessener, dies sind die „Feiticeiras" oder Wahrsagerinnen. Wie die Bruxas zu einer Schwesterschaft gehörend, haben die Feiticeiras dem Fürsten der Finsterniß ihre Seele verkauft und diesen Vertrag nach dem allgemein üblichen Ceremoniell mit einem Tropfen Blutes aus ihrem kleinen Finger besiegelt, wofür er die Fähigkeit verleiht, in die Zukunft zu sehen und Alles zu erforschen, was in irgend einem Theile des Landes sich zuträgt. — „Aber trotz den unerlaubten Mitteln, wodurch sie ihre Kenntniß erlangte, benutzt sie dieselbe nicht immer zu übeln Zwecken. Sie hilft dem Bauer sein gestohlenes Eigenthum wiederzuerlangen; sie führt zärtliche Liebespaare zusammen, heilt durch Zaubereien das Vieh ihrer Freunde oder derjenigen, die sie bezahlen, und läßt unter dem Vieh ihrer Feinde die Seuche ausbrechen. Sie wird in Krankheit und Unglück zu Rathe gezogen und Jeder bemüht sich, bei ihr in guter Gunst zu stehen. Sie besitzt ein magisches Knäul, wie das der Parzen, mit dessen Hilfe sie das Schicksal des Menschen verkündet; je nachdem sie schnell oder langsam spinnt, wird sein Leben dauern. Die Feiticeira ist nicht immer ein altes Weib, obgleich ihre Kunst gewöhnlich nicht eher bekannt wird, als bis sie hoch in Jahren steht."

Auch Spuren eines Glaubens an die Seelenwanderung werden in Portugall bei dem gemeinen Volke entdeckt. Dieses glaubt, daß die Seelen der Todten in die Körper der noch lebenden Personen übergehen und die rechtmäßigen Eigenthümer einstweilen verdrängen, um während ihrer Lebenszeit Versäumtes zu erfüllen. „Die einzige Benennung, sagt Kingston, die ich für diese wandernden Seelen habe auftreiben können, ist „Almas d'outro mundo" — Seelen aus der andern Welt, und man hält es für eine besondere Vergünstigung, wenn sie auf solche Weise vielen Qualen und Strafen des Fegefeuers entgehen dürfen. Stirbt Jemand, der einem Anderen eine Summe Geldes schuldet, so wird er in den Körper eines Dritten versetzt, der den Betrag erwirbt und bezahlt und die Seele kehrt hierauf zufrieden in die Welt der Geister zurück, ohne daß derjenige, dessen Leib sie benutzte, von dem Vorgefallenen eine Ahnung hat. Die Landleute deuten häufig auf einen Menschen und sagen: „das ist nicht der Mann, der er scheint, es ist nur sein Körper, die Seele gehört dem — und sie nennen den Namen eines Wesens, das schon seit Wochen oder Monden zu den Todten gehört."

Kingston hat die Absicht ausgesprochen, für ein künftiges Werk alle Züge und Ueberlieferungen der Art zu sammeln, die er unter dem Landvolke Portugals aufstreiben kann.

J. W. A.

Feuilleton.

*** Die Litter. Gaz. vom 20. Junius entlehnt aus dem Jewish Chronicle Bruchstücke eines Briefes von Sir Moses Montefiore aus Warschau vom 20. Mai, aus denen wir nachstehendes ausheben: „Wir waren elf Tage in Wilna und ich kann zu meiner Freude versichern, daß Tausende von Juden bereit sind, dem Wunsch des Kaisers sich zu fügen und das Land anzubauen. Viele talmudistische Schulen haben angefangen, die Kinder in der Landessprache, in Arithmetik, Geographie u. s. w. zu unterrichten. Die Peitsche ist in Wilna fast verschwunden, und diese Costümänderung wird meiner Ansicht nach bald von unsern polnischen Brüdern gleichfalls befolgt werden. Die Bevölkerung von Wilna besteht aus 80,000 Seelen, darunter 45,000 Juden. Ihre Schulen sind vortrefflich: viele Knaben von neun bis zehn Jahren verstanden Hebräisch und waren gut mit dem Talmud bekannt. In mehreren Mädchenschulen fanden wir Kinder, die vier verschiedene Sprachen lesen und schreiben konnten. In Polen, wo der vierte Theil (!) der Bevölkerung Juden sind, ist noch sehr viel zu thun. Doch haben mir viele Chadsidim versprochen, ihre Kleidung gegen die deutsche zu vertauschen, und der Fürst Statthalter hat kürzlich den Termin, in welchem dieser Wechsel geschehen muß, um drei Monate verlängert. Auch hier sind viele bereit, sich Land zu kaufen, und den Bau desselben zu beginnen. An Handwerkern unter ihnen fehlt es ohnehin nicht, nur finden viele als solche nicht einmal Beschäftigung. Zu Warschau sind unter einer Bevölkerung von 90,000 Menschen 40,000 Juden." Ausld.

*** Für das edle Grüneberger Gewächs tritt ein Mitarbeiter der Leipziger „Illustrirten" (vom 20. Juni) in die Schranken. „Nicht leicht" — ruft er aus — „ist eine Sorte Wein so von Spott verfolgt worden als der Grüneberger. Keine Flasche mit der ihn bezeichnenden Etikette prangt auf irgend einer Tafel, und doch wird eine große Menge davon erbaut, denn in guten Jahren beträgt die Moststeuer daselbst 20,000 Thaler. Nach allen Gegenden Deutschlands versendet Grüneberg sein Gewächs, und doch will in keiner Weinhandlung Deutschlands Jemand etwas von dem Grüneberger Ausbruch wissen. Wie an vielen andern Orten wird er jetzt gleich häufig an Ort und Stelle in Champagner umgewandelt, aber auch dann meist sein Ursprung verleugnet und behauptet, er sei von jenseits des Rheins eingewandert. Der Grüneberger Wein zeigt am besten, wie etwas durch Reiser veredelt werden kann und wie der gute Deutsche bis heut noch ausländische Produkte und Fabrikate höher schätzt als die einheimischen. — Wir machen bei dieser Gelegenheit den Vorschlag, daß es sich Männer, deren Handlungsweise von Einfluß auf die öffentliche Meinung ist, besonders diejenigen, welche bei öffentlichen Festlichkeiten den Ton anzugeben berufen sind, zum Vorsatz machen, moussirenden Wein unter deutscher Etikette zu trinken. Die Fabrikanten werden dann nicht mehr nöthig haben, ihre Weine unter fremden Namen in die Welt zu schicken, und die Verbraucher können nur gewinnen. Gelegenheit und Ausführung dieser Ideen bieten sich fast täglich dar — es gilt nur ein kräftiges Zusammenwirken." — Das läßt sich hören, und hier ist ein neues Feld, das sich den patriotischen Bestrebungen unserer Zweck-Esser eröffnet!

*** Als Göthe im Jahre 1775 in Karl August's Dienste trat, ward überall das Murren der Uebergangenen und die Kabale über die schnelle Beförderung laut; der Herzog selbst gab folgende schöne Erklärung zu den Akten: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Ich werde nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anrienniität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben." Trotz dieser Erklärung blieb Göthes Stellung am Weimarischen Hofe bis zu seiner italienischen Reise eine so eigenthümliche und mißliche, daß man in Weimar lange bezweifelte, ob er von Italien wieder zurückkehren werde.

*** Folgender außerordentliche Fall von Magnetismus soll unlängst in Virginien sich begeben haben.

Digitized by Google

Personen: ein Magnetiseur, ein Knabe und Zuschauer. Magnetiseur: Sie haben gesehen, meine Herren, daß ich diesen Knaben auf's Gerathewohl aus der Menge herausgenommen habe. Sein Arm ist jetzt an die Wand gelehnt, und er kann ihn nicht wegnehmen, noch herunterlassen, ohne meine Einwirkung. — Zuschauer: Gib den Arm herunter, Junge! — Knabe: Ich kann nicht! — Zuschauer: Herunter mit dem Arm, Du sollst einen Neunpence haben. — Magnetiseur: Er kann den Arm eben so wenig herunterlassen, als er einen Mühlstein aufzuheben vermag. Sie können so viel Geld als Ihnen beliebt vor ihm auf den Boden legen, und alles was er davon aufliest will ich vergüten. — Hier legten mehrere von den Zuschauern Geldstücke bis zum Betrag von zwei bis drei Dollars nieder. — Die Zuschauer: Nun, Junge, alles das gehört Dir; nimm es und mache Dich davon. — Augenblicklich sank der Arm des Jungen. Seine Hand fiel gerade auf den Geldhaufen, den er mit gelenken Fingern zusammenraffte und hurtig trugen ihn seine magnetisirten Füße vom Schauplatze weg. Der gelehrte und gründliche Magnetiseur blieb ganz verblüfft über die Grundlosigkeit seiner Kunst, über die Schlechtigkeit der Menschen, über den Mangel an Treu und Glauben unter den Leuten stehen, während die Zuschauer unter furchtbarem Gebrüll die Erstattung ihres Geldes verlangten, das der Knabe so geschickt wegmagnetisirt hatte. Bohem.

*** Mehrere Blätter erzählen, daß man den Gewinn, welchen der Hofbuchhändler Decker an dem Druck der Werke Friedrichs des Großen macht, auf 100,000 Thaler schätzt; schon der Einband der 200 Prachtexemplare, welche der König für sich abziehen läßt, soll über 50,000 Thaler kosten.

*** Charakteristisch ist folgende, uns zum erstenmal begegnende muhamedanische Legende. „Im Anfange schuf Gott die See, und schuf sie in seiner Güte süß, süß wie das Wasser der Lebensquelle. Und Gott bestimmte einen weiten Raum für ihr Gebiet, und begabte sie vor allem andern Erschaffenen mit wunderbarer Macht. Da erhob die See ihr Haupt zu den Sternen, und fürchterlich brausend peitschte sie die Grenzen des Landes. Der Mensch und alle andere Geschöpfe Gottes mit Ausnahme der Fische, suchten vergebens eine Zuflucht, und ertranken im Wirbel ihrer Wuth. Da sprach Gott zur See: Höre, o See! Du hast deines Schöpfers gespottet, und du sollst wissen, daß ich dein Herr und dein Gott bin. So schuf Gott die Mücke, und Mückenwolken verfinsterten die Oberfläche der Erde. Und Gott sagte zu den Mücken: Setzet euch auf die Oberfläche der See und trinket sie; und die Mücken tranken, und die See wurde trocken, ja, die furchtbare See wurde zu Nichts in dem Magen der Mücken. Und Gott sprach zur See, als sie in dem Magen der kleinen Mücken lag: Wisse o See! daß ich der Herr über Alles bin. Und die See bereute, und erkannte Gott als den Herrn an. Und Gott sprach zu den Mücken: Bringet nun wieder herauf aus euren Magen das Wasser." Und die Mücken thaten, wie Gott ihnen befahl. Und die See kehrte wieder in ihr Bett zurück; aber ihre Wasser wurden salzig, in Folge der Mückenmagen."

*** Der Orgelbälgetreter von Sebastian Bach in Leipzig pflegte öfter zu sagen: „Heute haben wir uns wieder hören lassen. Ich bin herzlich müde davon, aber was soll man thun? Ich kann doch den Herrn Bach nicht im Stiche lassen!"

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 9. Juli.)

Damit alle Tendenz-Fragen der Gegenwart dramatisch behandelt seien, ist nun auch ein fünfaktiges Schauspiel erschienen, das sich den Deutsch-Katholicismus zum Gegenstande nimmt: Rosalie Werner von F. Rosmäneck. Die Charaktere kann man im Voraus errathen: ein verkappter Jesuit ein höchst freisinniger Edelmann u. s. w. — Ton und Entwicklung sollen, wie das bei allen Tendenzdramen kaum anders möglich ist, recht gemeinprosaisch sein. So heißt es Akt 1, Sc. 9.:

Pfarrer: „Es ist mir sehr erfreulich, Fräulein Braut,
Daß Sie zu sprechen mir die Ehre wird."
Rosalie: „Sie sind sehr gütig; nehmen Sie doch Platz;
Die Frau Baronin wird sogleich" — (Sie setzen sich)

Wie lange wird es noch dauern bis die Tendenzdramatik sich selber todtgeschlagen hat? —

— Es ist eine — Vorrede von Schelling erschienen! — Das Ereigniß muß sehr bedeutend sein, wenigstens bringt das „Morgenblatt" eine durch mehrere Nummern gezogene lobpreisende Korrespondenz über dieses Vorwort! Dasselbe ist 69 Seiten lang und jede Seite enthält 19 Zeilen, das ganze Werk also ein tausend dreihundert und elf Zeilen. Die vielbesprochene Vorrede gibt aber nur die Gedächtnißrede, welche Schelling am 22. April 1845 für Steffens gehalten mit „Erweiterungen." In Betreff des Rumors dieser Vorrede bemerken die „Berlinischen Nachrichten:" „Wahrlich, wenn ich Schellings Name trüge, wenn ich mir bewußt wäre, meinem Jahrhundert einmal die Fahne auf dem Wege der Forschung vorangetragen zu haben, ich würde mich gescheut haben, nachdem die Welt seit Jahren mit Recht auf meine Werke wartet, nochmals ein Vorwort zu erlassen; Schelling dürfte auch allem, was geschehen ist, nicht mehr mit kleinlicher Waare den Markt des Tages beziehen". . . . . „In der ganzen Vorrede ist auch nicht ein Satz, der nicht von Anderen schon längst und kräftiger und besser und reiner von Redenwerk und hintenhaltigen Gedanken gesagt worden wäre, die stets das erste Zugeständniß im Nachsatze wieder aufheben". . . . . „Jede Partie wird mit einem Schlagworte oder einem Entscheidungssatze abgefertigt. Solche aphoristische Worte müßten wissenschaftlich neu begründet werden, wenn sie für den Fortgang der Entwicklung der Epoche etwas bedeuten sollten. . . . . „Hat der Verfasser nun seine Stellung in der Entwicklung der Zeit markirt? Er hat Allen den Fehdehandschuh hingeworfen; Keiner besteht vor seinem Richterstuhl, nur Er besteht vor sich, und alles wird geschehen, wie es die Philosophie der Offenbarung verkündigt, oder vielmehr bis jetzt noch nicht verkündigt hat!" — R.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 11. Juli. Ueber die Bereitungsweise und die Bestandtheile des Urari-Giftes der Macusi-Indianer in Guiana. — Ueber die Entstehung und Darstellung des Chlorstickstoffs auf galvanischem Wege.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing. (Gastrolle) Czaar: Herr Clement, vom Theater zu Grätz.

Sonntag, den 12. Juli. (Neu einstudirt) Das Leben ein Traum, Drama in 5 Abtheil.; nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Herr Pock.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 190. Sonntag, den 12. Juli 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Die Studenten hatten anfangs gelächelt über die auffallende Erscheinung des Mennoniten, aber das Lächeln hatte schnell einer instinctiven Ehrerbietung vor dem zürnenden Prediger Platz gemacht.

Richard warf sich dem geliebten Großvater in die Arme. Er wußte kein Wort zu sprechen und verbarg sein Gesicht an der Brust des Greises. Alle standen sprachlos, Eugenia konnte sich nicht enthalten, dem Alten die Hand zu küssen.

Da blickte der Mennonit eine Weile verwundert auf sie herab, es war, als schwebe eine schwankende Erinnerung vor seinem Gedächtnisse auf und nieder, die er nicht recht festzuhalten vermöge, plötzlich aber zog er mit kräftigem Arm das zarte Bürschchen im Paletot ein wenig in die Höhe gegen das Licht hin und zitternd rief er aus:

„Ich erkenne Sie, Sie sind das Weib, das uns unser Kind verlockt hat, ich erkenne Sie trotz Ihrer Vermummung, Fräulein Mengholi; ich habe Sie nur Einmal gesehen, aber Ihr Bild ist mir im Wachen und Träumen so oft wieder vor die Seele getreten! ich wollte es so oft verfluchen und konnte nicht, weil wir ja stille Dulder sein sollen, und Gottes allein die Rache ist! O, Ihre Züge werden mir nie wieder verloren gehen! — Komm' Richard, komm' mit mir, wir gehen zum Vater nach Hohenrode, oder auf den Pachthof, wohin Du nur willst, aber schnell, daß Du Dich vor dem Anblick dieser Frau rettest! Komm' mit, Richard, bei uns wird Dich ja unser Herrgott schützen vor ihrer unheimlichen Gewalt!"

Die Studenten drängten sich staunend näher bei diesen Worten.

„Dieser Karl Zürbach ein Frauenzimmer!" rief Veitle. „Ein relegirter Göttinger Student, der auf die Beibehaltung des Duells anträgt und für die Abschaffung der Religion stimmt — Eugenia! Wahrhaftig, das ist ein Frauenzimmergesicht, ein Damenwuchs — Eugenia! Mir wird ganz schwindelig!"

Eugenia blickte nur eine Sekunde fragend zu Richard auf, dann schlug sie die Augen nieder.

„Großvater, reiße mich nicht weg von ihr! Wir wollen nach Hohenrode gehen, uns dem Vater zu Füßen werfen, aber Eugenia geht mit uns. Vor Gott ist sie ja meine Gattin, wenn auch nicht vor den Menschen!"

„Die Sache wird immer interessanter," rief Veitle. „Bravo, Freund Zürbach! Es lebe der practische Liberalismus, die Emancipation, es lebe die Freiheit! — o Gott — jetzt muß ich wieder zurückschleichen in die Mauern des Stiftes, aber auch für mich kommt noch ein Erlösungstag!"

Richard stieß den Vordringlichen, der keine Ahnung des Verständnisses der Sache und kein Zartgefühl hatte, weil er das Leben nur hinter seinen Klosterwänden beobachten konnte, entrüstet zurück, er faßte Eugenia und den Großvater am Arm und verließ rasch die Gesellschaft, die noch die ganze Nacht hindurch zechte, weil man nicht fertig werden konnte mit Muthmaßungen über die wunderliche Scene; Duellabschaffung, Ehrengericht, allgemeine Studentenschaft war vergessen, der jugendliche Leichtsinn knüpfte bald seinen Humor an den erschütternden Auftritt und unzähligemale ward angestoßen auf das Wohl des Fräulein Eugenia Mengholi und der Madame Zürbach.

19.

In Tübingen herrscht noch die schöne Sitte der Vorfahren, daß die Kinder der Armenschule mit ihren Lehrern des Morgens früh vor den Häusern reicher Leute mehrstimmige Lieder und Motetten singen, ganz nach Art der alten Currenteschüler. Der Gesang klingt leidlich rein und es ist immer manche kräftige hohe Kinderstimme darunter, daß es einen seltsamen, wohl auch einen wahrhaft ergreifenden Eindruck macht, durch Choräle und andere fromme Lieder aus dem Munde unschuldiger armer Kinder zu seinem Tagewerk gerufen zu werden.

Eugenia schlummerte noch halb, als diese Klänge heute wieder zu ihrem Fenster aufstiegen. Im Zustande des aufdämmernden Bewußtseins fühlte sie sich zuerst peinlich von ihnen berührt, dann allmälig beruhigt, versöhnt, feierlich erhoben — sie hatte gestern Abend noch einen harten Kampf mit dem alten Mennoniten zu bestehen gehabt, sie war aus dem Taumel, in welchen sie die kurze Komödie des Studententreibens gestürzt, erwacht, sie hatte tief empfunden, wie unweiblich sie gehandelt und schreckliche Folgen ihres verbrecherischen Leichtsinns waren in düsterer Ahnung vor ihre Phantasie getreten. Der feierliche Chorgesang dieser Kleinen machte ihr das Herz erzittern; hatte sie sich auch eine gewisse Unschuld bewahrt, nämlich die, welche in Character und Willenskraft aus Princip die Schuld zur Unschuld stempelt, so war ihr doch die Naivetät der unbewußten Schuldlosigkeit schon lange verloren gegangen, die grade das Weib am schönsten schmückt. Sie bog sich aus dem Fenster und warf den kleinen Sängern die wohlverdiente bescheidene Gabe hinab. — Wie die Kinderchen so anmuthig in ihren niedlichen uniformen Mänteln dastanden, zitternd vor Frost und mit den Füßchen ungeduldig auf dem kalten Pflaster hin- und hertrappelnd und doch so von Herzen erfreut über ihren gelungenen Gesang und die Spende, von der ihnen auch ein Antheil später zufloß!

Das ist das Glück der Seligen, dieses kindische Glück, welches kleine Ursachen, aber große Folgen hat und um so mehr schwinden muß, als wir die Höhen und Tiefen des Lebens erkennen; Seligkeit paßt für Kinder und alte

Digitized by Google

Leute, der Mann muß zu stolz sein für die Seligkeit, aber das Weib darf sich manchmal nach ihr, als nach dem verlorenen Paradiese sehnen.

Eugenia fühlt, da sie jenen Gesang hörte, daß ihr Stolz gebrochen ist. Vielleicht geht Richard mit ihr nach Hohenrode. In Tübingen können Beide nicht länger bleiben.

So lange das Weib in den feineren, aristocratischeren Sphären des Lebens sich bewegt, darf sie die Grenzlinien ihres Geschlechtes sehr weit hinausrücken, das wird dann höchstens allzupikant, nicht völlig anstößig erscheinen, aber wenn sie in den Kreis der Mittelklassen, wenn sie in ein wahreres, gesunderes, kernhafteres Leben herabsteigt, schwindet jene parfürmirte Genialität, und man nennt sie — Unehrbarkeit, Frivolität, Verbrechen, Laster. Eine Fürstin darf halb Mann sein und sie wird uns weniger unausstehlich erscheinen, als eine Bürgersfrau, die es nur zum zehnten Theile ist. Hierin liegt eigentlich die beste Lobrede auf den ehrensesten Mittelstand. Eugenia empfand es jetzt gar tief, daß sie für diese Sphäre der Gesellschaft viel zu weit gegangen war, aber sie empfand noch mehr: — — wäre ihr jemals eine so treue Seele entgegenkommen, wie dieser so tolle, excentrische, aber auch eben so charaktertüchtige Richard, sie würde niemals in solch einen unentfliehbaren Strudel der Verirrungen gerathen sein! Allein es gibt kein größeres Unheil, als wenn man sich mit Fug und Recht besser und bedeutender weiß als Alles, was uns umgibt, und Niemand in unserer Nähe ist, zu dem wir bewundernd aufblicken können. — —

Richard trat an des Großvaters Hand in Eugenia's Zimmer.

„Unser Plan muß geändert werden," sprach er, sichtbar bemüht, ja recht freundlich, recht liebevoll zu erscheinen. „Auf dem Pachthofe wirst Du sicher und unentdeckt sein, der Großvater wird Dich dorthin geleiten. Ich aber kann für's Erste nicht mit Euch gehen. Aber bald, recht bald, Eugenia, werden wir wieder zusammen sein — — für immer, hoffe ich!"

Eugenia begann bei dieser Rede zu zittern. Allein eine tiefe Schaam, die aus der vorhin so furchtbar scharf vollzogenen Autokritik ihres bisherigen Wandels entsprang, machte es ihr unmöglich, nach den Gründen zu fragen, denn sie dachte, er möge sich vorerst ihrer Gegenwart vor seinen Verwandten schämen.

Aber es war etwas ganz Anderes, was ihn von Hohenrode fern hielt, was ihm die Aeußerung seines Vorhabens noch peinlicher machte, als dieselbe für Eugenia anzuhören gewesen. Er fürchtete Marien's Nähe und nun um so mehr, da ihm seit der Anwesenheit des Mennoniten Eugenia's Wesen von Stunde zu Stunde unnatürlicher, krankhafter, ja in Augenblicken, wo ihn eine geheime Beschämung durchrieselte, fast widerwärtig erschienen war. Und doch wollte und durfte er nicht mehr von ihr lassen. Nun aber dachte er, wenn sie eine Zeitlang verborgen in der friedlichen Umgebung Hohenrode's, in Marien's fördernder, heilender Nähe lebte, würde auch ihre ursprüngliche innere Gesundheit wieder siegen, während ihn die Einsamkeit, das rastlose Verfolgen der kaum begonnenen Plane im stählenden Drange des practischen Lebens auf's Neue kräftigen müsse.

So weit es sich thun ließ, setzte Richard seine Plane und ihre Motivirung Eugenien auseinander. Eugenia sah die Nothwendigkeit der Vorschläge ein, sie begann wieder zu hoffen.

Richard gedachte sich in eine großen Stadt Norddeutschland's zu begeben — er wollte sich recht kopfüber in den Journalismus stürzen. — Vielleicht konnte dies — scheinbar etwas Günstiges — ebenso unglücklich für ihn werden, als Eugenia im Frieden des Pfarrhauses und des Pfarrhofes vollends sich selber verlieren konnte! Denn oft sehnen wir uns zwar in verzweifelten Lagen nach Erlösung im offenen Gegentheile des Bisherigen, aber selten mag die Erfüllung einer solchen Sehnsucht zum Guten führen! —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sohn Napoleon's.

Furchtbar und unversöhnlich scheint das Schicksal, welches den Cäsar des neunzehnten Jahehunderts noch in allen seinen Nachkommen verfolgt, nachdem es ihn selbst in seinen letzten Lebensjahren so schwer heimgesucht hat.

Seit der letzten Revolution haben die französischen Blätter wiederholt von einem Grafen Leon gesprochen und notorisch nachzuweisen versucht, daß derselbe ein Sohn Napoleon's sei. Heute herrscht über die Wahrheit dieser Behauptung kaum noch ein Zweifel. In den jüngsten Tagen erschien nun dieser Graf Leon in Paris vor den Schranken des Gerichts, gegen seine Mutter, die Gräfin von Lurbourg, Ansprüche erhebend auf eine Pension, die er zu seinem Lebensunterhalt bedürfe. Die Gräfin von Lurbourg hat gegen diese Forderung eingewendet; daß sie nicht die Mutter des Grafen Leon, eventuell, daß der Kläger ein im unerlaubten Umgang erzeugtes Kind sei. Der Thatbestand, wie er von dem öffentlichen Ministerium vor dem königlichen Gerichtshof dargestellt wurde, ist folgender:

„Am 13. December 1806 kam, rue de la Victoire, in dem Hause, welches Napoleon verließ, um den Staatsstreich des 18. Brumaire auszuführen, ein Knabe zur Welt, dessen Existenz lange Zeit ein Geheimniß blieb, dem aber von seiner Wiege an die zartesten Sorgen, der mächtigste Schutz zugewendet wurden. Dieses Kind wuchs zu demselben Graf Leon heran, welcher heute vor den Stellvertretern der Gerechtigkeit erschienen ist, um die ihm nothwendige Lebschaft zu erhalten, und der diese von der Gräfin Lurbourg mit der Erklärung verlangt, daß er ja deren leiblicher Sohn sei. Madame von Lurbourg stellt Behauptungen und Ansprüche des Klägers entschieden in Abrede, und der ganze Proceß dreht sich nun um die Frage, ob sie die Mutter des Grafen Leon ist.

„Nach einer gerichtlichen Urkunde wurde Graf Leon von Eleonore Denuelle einem damals abwesenden Vater geboren. Jedoch erhielt er bei seiner Geburt eine Schenkung, die ihm eine glänzende Zukunft versprach; es wurde ihm eine Rente von 36,000 bis 40,000 Livres zugesichert. Schon, da er noch ein Säugling war, legte die kaiserliche Familie die lebhafteste Theilnahme für ihn an den Tag; mit seiner Amme wurde er in den Gemächern des Elysée zugelassen, und dort überhäufte ihn Napoleon's Schwester, die Prinzessin Karoline, mit Zärtlichkeiten. Später, im Jahr 1812, erhielt er in Mauviere, dem Schwiegervater des kaiserlichen Secretärs, einen Vormund.

„Das allmächtige Auge, welches über Leben und Erziehung des jungen Grafen wachte, hat ihn erst in der Todesstunde aus dem Gesicht verloren. Das Kaiserreich

Digitized by Google

war zusammengestürzt und Napoleon schmachtete auf dem versengten Eiland, als er am 24. April 1821 mit äußerster Kraftanstrengung und eigenhändig noch einen letzten Willensakt aufsetzte. Zwei Codicille, mit denen er sein Testament ergänzte, dünkten ihm die Erfüllung einer Pflicht. Er hat dieß selbst ausgesprochen und verschied mit der Hoffnung, daß man getreulich thun werde, was er noch in seinen letzten Stunden schriftlich verfügt hatte.

„So fand der Graf Leon in allen Epochen seines Lebens bei den hochgestelltesten Personen der Kaiserzeit Theilnahme und Hochachtung. Briefe liegen vor vom Prinzen Louis, vom König Joseph, vom Cardinal Fesch, vom General Bertrand, die Zeugniß ablegen von der Fürsorge des Kaisers, dem die Zukunft des jungen Grafen sehr am Herzen lag, so wie er auch über dessen Laufbahn besondere Bestimmungen getroffen zu haben scheint.

„Mit Bedauern muß man es aber aussprechen, daß der Graf Leon heute in den kümmerlichsten Verhältnissen lebt. Die auf die Kaiserin und den Prinzen Eugen angewiesenen Legate sind nicht eingezogen und die ihm am Tage seiner Geburt verschriebenen 40,000 Livres Rente sind thörichter Weise vergeudet worden. Graf Leon hat freilich seine dermalige Lage meist selbst verschuldet; weise, ihn zur Sparsamkeit ermahnende Rathschläge mochte er nicht hören, wiegte sich in Illusionen, verkannte in seiner übergroßen Eitelkeit, wie auch das Größte und Beste auf Erden dem Wechsel unterworfen bleibt, und ist auf diese Weise ein Opfer seiner Verirrungen geworden, ein Opfer, dem nun die Wohlthaten einiger alten Freunde sein armseliges Leben fristen.

„In dieser beklagenswerthen Lage appellirt er nun an die Bande des Blutes und soll sie nachweisen. Madame von Lurbourg bestreitet dieselben. Bevor wir ihre Vertheidigung hören, wollen wir uns mit ihr selbst bekannt machen.

„Louise Katharine Eleonore Denuelle von Laplaigne wurde von armen Eltern geboren und zu St. Germain in dem Hause der Madame Campan erzogen. Sechzehn und ein halbes Jahr alt, heirathete sie 1805 einen gewissen Revel, einen alten Dragoneroffizier, der bald nachher wegen Schriftenfälschung zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt wurde. Am 11. April 1806 wurde auf das Verlangen der Madame Revel die Scheidung dieser Ehe ausgesprochen. Sie war damals Vorleserin der Madame Murat.

„Zwei Jahre später, im Jahr 1808, da der Graf Leon schon geboren war, ging sie die zweite Ehe ein und vermählte sich dem Infanterie-Lieutenant Augier de la Sauffaye. Dieser Verbindung entblühte indessen kein Kind und gegen Ende December 1812 starb Augier bei dem denkwürdigen Rückzug aus Rußland in dem Hospital zu Marienburg.

„Seine Frau hatte nicht sobald Gewißheit über diesen Todesfall erhalten, als sie am 23. Mai 1814 eine dritte Verbindung knüpfte; ihre Trauung mit dem Grafen von Lurbourg fand zu Seckenheim bei Mannheim nach protestantischem Ritus statt und wir können die beglaubigte Urkunde über diese Feier dem Gerichtshof vorlegen.

„Ohne die Parteien persönlich gekannt zu haben, wissen Sie meinen Herren, von den Processen, welche später von dem Grafen Leon und der Gräfin von Lurbourg geführt wurden, kennen die Anklage, welche Graf Leon mit Unrecht bei dem Zuchtpolizeigericht anhängig machte, wissen, daß er die Anklage dort wieder zurückgenommen, und zuletzt auf dem Wege des Civilprocesses die Gräfin von Lurbourg um eine ihm eigenthümlich zukommende Rente von 22,000 Fr. belangt hat.

„Im Verlauf dieses letzteren Processes wurde ein zwischen dem Grafen Leon und der Gräfin von Lurbourg zu Stande gekommener Vergleich bei dem Notar Casimir Noel niedergelegt. Da aber dieser Vergleich die Zustimmung des Grafen von Lurbourg nicht erhielt, demgemäß nicht ratificirt wurde, so konnte sich der königliche Gerichtshof nicht weiter um dieses Aktenstück kümmern, und da er überdieß anderweitige Beweismittel für den Klagepunkt des Grafen Leon vermißte, so hat er dessen Ansprüche für unstatthaft erklärt und die Gräfin von Lurbourg im Besitz und Genuß von 22,000 Fr. lebenslänglicher Rente aufrecht erhalten. Sie ist demgemäß reich geblieben und ihr Gegner hat nichts mehr."

Der Gerichtshof hat indessen die Gräfin von Lurbourg verurtheilt, dem Grafen Leon eine Lebichaftspension von 4000 Francs zu bezahlen. †††.

Stylproben eines Frankfurter Theatercorrespondenten in den „Jahreszeiten".

Die Nr. 28 der „Jahresz." bringt einen Bericht aus Frankfurt a. M., aus welchem wir, selbst wenn Buffon mit seinem: le styl est l'homme nicht recht haben sollte, doch der Erheiterung halber einige Auszüge mittheilen müssen:

— „Das war eine Hitze! ... viele fürchteten, der liebe Gott habe uns eine Sündürre gesendet. ... Alles wurde schachmatt, die Literatur und Journalistik am Ersten und so mußte ich die Abfassung meines Briefes auf minder heiße Tage verschieben, welche uns denn auch durch wohlthuende Gewitterregen seit Kurzem geworden, wie es scheint, aber nur vorübergehend (!) ... Unser Theater ließ sich aber durch die Hitze nicht beirren. Nachdem die Podiumsarbeit mit Ende Mai für 4000 fl. so weit zu Ende gebracht war, daß das Podium gefahrlos die classische Wucht der Bühne wieder tragen konnte u. ... Zu allem Ueberfluß der mißlichen Umstände fehlt's unserm Schauspiel auch an einem jugendlichen Liebhaber. ... Jetzt ist ein Herr L. vom N-r. Stadttheater uns als jugendlicher Liebhaber in Aussicht gestellt und es scheint der junge Künstler gleich sich und das Publikum auf eine harte Probe stellen zu wollen. ... Von Novitäten brachte das Schauspiel in diesem Monat nur das Lustspiel: „Johanna und Hannchen" von B. A. Hermann, nach (!) dem Französischen übersetzt, das, so wenig auch daran ist, doch sich Beifall erwarb und bereits zweimal wiederholt wurde (!) ... Gestern wurde das einactige von Börnstein nach (!) dem Französischen übersetzte Lustspiel „Reich an Liebe, oder nur fünf Gulden" zum ersten Male gegeben. Die Hitze hielt mich aus dem Theater entfernt, doch (!) soll das Stück gefallen haben, wie man sich denn auch an geringere Kost (!) gewöhnt, wenn man keine bessere erhält. ... Unsere Oper ist schon im Stande, mehr zu liefern, da sie hinreichende Kräfte, strenggenommen (!) freilich noch keine Primadonna besitzt. ... Fräul. Capitain — zeigte in der Rolle der Emeline — daß ihre Stimme nicht gelitten und ihr hervorragendes dramatisches Talent unbekümmert geblieben ist. Sie fand auch die alte Gunst des Publikums in vollem Maße wie-

Digitized by Google

der. Eine günstige Aufnahme fand auch das Gastspiel der Madame Fischer-Achten vom Braunschweiger Hoftheater, doch ohne Furore und volle Häuser zu machen. . . . Ihr Gatte gastirte zugleich mit, ist aber in den zehn Jahren, daß wir ihn nicht gehört, kaum bedeutender geworden — seine breite Gesangsaussprache ist nichts weniger als nobel . . . . . Dagegen war die Leistung unsers sonst tüchtigen Bassisten C . . . als Don Juan eine verfehlte, und das Publikum ließ es dem so beliebten Sänger nicht unzweideutig fühlen, was ihn sehr verstimmt hat. Es ist aber auch eine unbegreifliche Eitelkeit eines Bühnenkünstlers, in verschiedenen Fächern glänzen zu wollen . . . . Herr Caspari gastirt — in diesem Monate noch an dem Kärthnerthor in Wien. Er besitzt einen hohen Tenor, ist ein musikalisch gebildeter Sänger, aber gar zu süßlich im Gesang, zu unbeholfen im Spiel. Er kann (!) dessenungeachtet Erfolg in Wien haben und gefällt auch hier, wenn gleich nicht in allen Partien . . . . . Die Versammlungen der Lichtfreunde scheinen unter dem Einflusse der Hitze zu leiden, denn (!) es wird wenig mehr davon gesprochen... Das Projekt der Bildung eines großen Bürgercasinos dahier scheint eingeschlummert zu seyn und sein Erzeuger, Ludwig Wihl, will nach Berlin, wo ihm eine so glänzende Aufnahme geworden seyn soll übersiedeln . . . . . auch ist das Interesse am Deutsch-Katholicismus etwas erkaltet. Daran ist offenbar die Zunarbungspolitik schuld . . . . ꝛc. ꝛc.

Dies der Styl unsers Mannes. Man muß den „Jahreszeiten" Dank wissen, daß sie uns „unter diesem Ueberfluß von mißlichen Umständen" zu der Bekanntschaft eines Kritikers verhelfen, der wegen der Unfreiwilligkeit seines Humors alle Anerkennung verdient, „wie man sich denn auch „„streng genommen"" an geringere Kost gewöhnt, wenn man keine bessere erhält." Denn vermißt man auch an unserm Kritiker so ziemlich alles, was zu einem Kritiker gehört, so „kann er dessenungeachtet Erfolg in Wien haben und gefällt auch hier, wenn gleich nicht in allen Partien."

†††.

Feuilleton.

⁂ Pompeo Marchesi, der Bildner der poetischen Majestät Göthe, jetzt im untern Stockwerke des Frankfurter Bibliothekgebäudes aufgestellt, und der kaiserlichen Majestät Franz II. von Oesterreich, dessen Aufstellung vor Kurzem mit großem Pomp in Wien erfolgte, ist im Jahr 1789 in Saltrio, einem Dorfe nächst Como, geboren. Seit 1811 lebt er in Mailand mit Bildhauerarbeit beschäftigt und als Professor an der dortigen Akademie der Brera angestellt. Vom Jahr 1825 bis 1830 stellte er an 120 größere und kleinere Werke aus. In der Nacht des 27ten Mai 1834 verbrannte das Atelier des Künstlers, in welchem alle seine Modelle und mehrere bereits in Marmor ausgeführte Stücke zu Grunde gingen. Romani's (Verfasser der „Norma" u. s. w.) „Ode auf den Brand des Ateliers" ist berühmt geworden und wurde von Marchesi durch eine gelungene Büste des Künstlers erwiedert. Der Bau des Ateliers wurde begonnen und seinem Ende fast nahe gebracht; da stürzte die Wölbung wieder ein, der Künstler hatte kaum die Halle verlassen. Indessen arbeitete Marchesi rüstig fort und seine Arbeiten brachten ihm Ruhm und ansehnlichen Gewinn. Ebensowenig fehlen ihm ansehnliche zeitliche Ehren, welche nicht immer mit Ruhm Hand in Hand gehen. So schmücken seine Brust: die große goldne Medaille von Oesterreich mit der Kette, das Kreuz der Ehrenlegion, des St. Lazarus- und Mauritius-, des Konstantin-, des Christusordens und des Stanislausordens von Rußland; Marchesi ist Mitgied von nicht weniger als 17 Kunstakademien und führt den Titel eines „Hofstatuarius." Auch von seiner äußern Erscheinung wird ansprechendes gemeldet. Er sei in seiner Erscheinung kräftig, Auge und Stirn geistvoll, sein Benehmen heiter, ungezwungen und gewinnend. Für das Bild des Kaisers Franz II. erhält Marchesi ein Honorar von 100,000 fl. Conventionsmünze. Bltd.

⁂ In Folge einer Sammlung, welche Dr. Franki, August Schmidt und Gustav Barth veranstalteten und des Ertrags eines Concerts von Alexander Dreyschock ist am 4. d. M. das Monument für den berühmten Tondichter Christoph Ritter von Gluck an die Stelle des alten im Matzleinsdorfer Friedhofe aufgestellt worden.

⁂ In einer großen Stadt war unlängst eine merkwürdige Menagerie zu sehen. Ein Löwe, der keine Schulden hat; eine Tigerin, die sich nicht den ganzen Tag putzt; ein Rhinoceros, das das Horn nicht auf der Nase, sondern auf dem Kopfe trägt; ein Elephant, der zugleich als Vorstehhund zu gebrauchen ist; ein Wolf, der sich zum tobenden Kritiker herangebildet und sowohl Schafe als Künstler anfällt; ein Eichhörnchen, das Klaviervirtuose wird, — herumspringen auf den Tasten kann es bereits; ein weißer Rabe, der gut Tenor singt — ein sehr seltenes Stück, denn man weiß, daß die guten Tenoristen selten wie weiße Raben sind; eine Schlange, die seit Jahren sich schon auf eine Stufe hinaufbringen will, und es mit allem Kriechen doch nicht so weit gebracht hat; ein sehr seltener Vogel, dessen Vorsatz ist, nicht das Lied zu singen, deß Brod er ißt — — und noch viele andere merkwürdige Thiere. Standespersonen, denen dieses Alles weniger neu sein kann, zahlen nach Belieben. Hmst.

⁂ Jemand sagte zu einem Kellner in einem Kaffeehaus: „Lieber Freund, Sie müssen heirathen!" — „Warum?" fragte der Kellner. — „Weil Sie als Garçon gar nichts taugen."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 10. Juli.)

Jules Janin hat den alten, einst so viel gelesenen Richardson'schen Familienroman Clarissa Harlowe französisch bearbeitet, oder vielmehr auf die Grundlage von dessen Fabel einen neuen Roman gebaut, der denselben Titel wie der Richardsonsche führt, und von J. Janin selbst für sein bestes Werk gehalten wird. Namentlich soll der berühmte französische Journalist, dessen Styl auch sonst schon so hoch gerühmt wird, hier in der Schreibart seine höchste Vollendung erreicht haben. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing. (Gastrolle) Czaar: Herr Clement, vom Theater zu Grätz.

Sonntag, den 12. Juli. (Neu einstudirt) Das Leben ein Traum. Drama in 5 Abthell.; nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Herr Hock.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 191. Montag, den 13. Juli **1846.**

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

Ich fuhr auf dem Dampfboot „la Feliciana" den Mississippi hinab; es war zu Anfang December 1825. Wir hatten die Höhen von Hopefield in der Grafschaft Hempstead im Angesicht. Da stieß eines unserer Räder wider einen großen Baumstamm, wie sie zu Tausenden die Ströme Amerika's hinabtreiben, und zerbrach. Durch diesen Unfall sahen wir uns gezwungen anzuhalten und an's Land zu steigen.

Hopefield ist ein elender Marktflecken auf dem rechten Ufer des Mississippi, ungefähr sechshundert Meilen oberhalb Neuorleans und fünfhundert unterhalb der Mündung des Ohio. Es besteht aus etwa fünfzehn Strohhütten, deren zwei mit den Titeln Wirths- und Handelshaus beehrt sind, was heißen will, daß man da Whisky finde, zwei oder drei Dutzend Messer und Gabeln, eine kleine Auswahl ostindischer Taschentücher, einige Töpferwaaren, Schießpulver und Rauchtabak.

Unsere Gesellschaft bestand aus zehn Damen, aus einer gleichen Anzahl junger Herren und einigen Männern reifern Alters. Man kann sich an den Ufern des Mississippi kaum einen angenehmeren Zeitvertreib denken, als einen Ausflug in das Innere des Landes. Uns hielt kein Geschäft in der „Stadt" zurück; so wurde denn der von einem der Unserigen gemachte Vorschlag, einen Gang in den Wald zu unternehmen, mit Acclamation auf- und angenommen.

Der Sohn eines der Wirthe bot sich als Führer an. Jeder von uns versah sich mit einer Flinte und mit einer Flasche Wein oder Liqueur als nothwendigem, von der Vorsicht gebotenen Mittel gegen die Dünste, welche aus dem Marais aufsteigen; unser Führer wurde außerdem noch mit einem gewaltigen Schinken und einem Vorrath Schiffszwieback beladen, den uns der Capitain als gemeinsames Eigenthum überlassen hatte. So ausgerüstet und verproviantirt machten wir uns auf den Weg, und ließen unsere Damen, die uns viel Glück wünschten, am Eingang des Waldes zurück. Nicht lange und wir kamen an ein ausgedehntes Sumpfland, an dessen östlichem Rand ein Wald von Zwergpalmen Dambirschen, Bären und selbst Panthern eine sichere Zuflucht bot. Indem wir den Weg dorthin einschlugen, war unser Hauptzweck, diese Landstrecke genauer zu erforschen.

Wir sonderten uns in zwei Abtheilungen; die erste, von dem Führer begleitet, sollte nordwärts um das Moorland herumgehen, während wir in entgegengesetzter Richtung dasselbe thun wollten. So mußten wir uns auf der andern Seite des Marais auf einem Pfad wieder treffen, der durch ein dichtes Gehölz von wilden Pflaum- und andern Bäumen gehauen war. Die Bezeichnung des Weges, die uns gegeben wurde, war nicht recht klar; da aber vieles Fragen nur dazu gedient hätte, unsern Führer in Harnisch zu bringen, so entschlossen wir uns kurz und gut, drauflos zu wandern, und verließen uns für den Fall, daß uns genauere Zurechtweisung fehlen sollte, auf unser eigenes Urtheil und auf unsere Compasse.

Wenn man ein paar Schwärme von Holztauben und einige Eichhörnchen nicht zählen will, so schritten wir lange Zeit fürder, ohne andern lebendigen Wesen als Nattern zu begegnen, die sich an den letzten Strahlen der Sonne erwärmten und bei unserer Annäherung unter den Haufen dürrer Blätter verschwanden, oder Klapperschlangen, welche sich langsam in sich selbst ringelten und das ihnen eigenthümliche, zur Vorsicht mahnende Geräusch vernehmen ließen. Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir das südliche Ende des Marais erreicht. Wir wanderten nun wieder aufwärts nach Norden und hatten jetzt das Wasser zu unserer Rechten, die Zwergpalmen auf unserer Linken. Der Boden, auf dem wir wanderten, war fest und mit ziemlich hohem Gras bewachsen. Die Baumwollenbäume, jene Riesen des Waldes in diesen Landstrichen, hatten das fahle Kleid des Herbstes angelegt; wenige Sonnenstrahlen, die durch das durchbrochene Laubwerk hereinfielen, übergossen alles mit einem gelblichen Grün, und das Gemälde schien nun wie durch Zauber in lieblich glänzenden Farben hervorzutreten. Wurzeln und Buschwerk, das überall an den Aesten der Bäume hing, zeugte von der Gewalt des Stromes, der zuweilen bis zu zwanzig und dreißig Meilen weit aus seinem Bette tretend, den überschwemmten Ländereien das Aussehen eines ungeheuern Sees verlieh. Hier und da gewahrte man eine Magnolia mit ihren weißen Blüthen, oder einen indischen Feigenbaum mit langen glänzenden Blättern, auf welchen sich bald mit Purpur übergossene Cardinalsvögel, bald in den buntesten Farben schillernde Papageien wiegten.

Noch eine Marschstunde und wir sahen uns plötzlich durch die Spitze eines neuen Sumpflandes aufgehalten, welches mit dem ersten fast zusammenhing und fünf Meilen im Umfang haben mochte; in der Mitte dehnte sich ein große, durchsichtige Wasserfläche aus, ein herrlicher Spiegel, der das Blätterwerk der Bäume, die ihn von allen Seiten einschlossen, in seiner reichsten Mannigfaltigkeit zurückstrahlte. Eine Menge von Wasservögeln, Schwänen, Pelikanen, wilden Gänsen badeten sich in den kleinen Buchten, welche sich durch die unregelmäßige Contur des Marais bildeten, ließen uns bis auf zwanzig Schritte nah kommen und stiegen mit einem Mal, ihre silberglänzenden Fittige ausbreitend, in die Luft empor.

Nachdem wir auch dieses Hinderniß glücklich überwunden hatten, setzten wir unsere Wanderung in nördlicher Richtung fort, als ein Geräusch, das immer deutlicher wurde, unsere Aufmerksamkeit erregte; es schien etwas an den Palmen hinaufzustreifen: es kam uns langsamen Schrittes

Digitized by Google

entgegen und wir waren nun auf unserer Hut. Vielleicht hatten wir einen Damhirsch, einen Panther, — wahrscheinlicher einen Bären zu erwarten. Wir luden unsere Flinten und gingen mit vieler Vorsicht etwa noch fünfzehn Schritte vorwärts, als ein dumpfes Brüllen, allsogleich von einem Sprung und dann von einem Krachen der Aeste gefolgt, dessen Geräusch sich bald in die Ferne verlor, uns unwillkürlich erbeben machte. Einer meiner Gefährten, der ehedem oft auf der Bärenjagd gewesen war, stürzte unerschrocken den Spuren des unbekannten Thieres nach und verschwand im Nu inmitten der Zwergpalmen. Leider hatten wir keinen Hund bei uns, bahnten uns eine halbe Stunde lang einen Weg durch das Holz und mußten uns zuletzt überzeugen, daß Zeit und Mühe verloren sei. Ueberdies sahen wir, als unsere Uhren zu Rath gezogen wurden, daß wir schon an dem Ort hätten eintreffen müssen, wo wir nach der Verabredung unsere Freunde wiederfinden sollten. Aber unser Bärenjager, der sich wieder an uns angeschlossen hatte, versicherte, der Zwergpalmenwald sei nach dieser Seite von wilden Pflaumen- und anderen Fruchtbäumen so dicht verwachsen, daß es unmöglich scheine, durch diesen Wald eine Bahn zu brechen.

Wir mußten uns bald von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen und befanden uns nun um so mehr in Verlegenheit, als wir über die acht Stunden, die uns bewilligt waren, schon weitere vier verloren hatten. Wir glaubten nichts besseres thun zu können, als wieder umzukehren; ehe wir jedoch diesen verzweifelten Entschluß faßten, wollten wir einen letzten Versuch wagen, den Pfad aufzufinden, von welchem unser Führer gesprochen hatte, und schlugen zu dem Zweck verschiedene Richtungen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Wilhelm Jerusalem und die Leiden des jungen Werther von Göthe.

Von Friedrich Steinmann.

Ah! welch' Angedenken faßt
Beim Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebein mir kracht und meine Wange erblaßt!
Nein — der geliebte Nam' entschlüpfet nie der Lippe,
Sei heilig meinem Schmerz in dunkler Einsamkeit,
Sei von dem Pöbel unentweiht! —
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden.

Dieses kleine, aber treffliche Denkmal setzte Gotter *) dem unglücklichen Jerusalem, als er freiwillig geendet hatte. Würdig stehen diese Worte an der Spitze der nachfolgenden kurzen biographischen Charakteristik eines Mannes, der zwar ein Mitstrebender Göthe's und seiner Jugendzeit, ihm aber ferner stand und fremder als die Uebrigen, aber insoweit von großem Einflusse auf Göthe und seine poetische Wirksamkeit war, als sein herbes Schicksal dem Genius Göthe's den letzten Impuls zu einer seiner ausgezeichnetsten literarischen Productionen, zu seinem unerreichbaren Roman: die Leiden des jungen Werthes gab.

*) In seiner Epistel über die Stammbuchschreiberei.

Karl Wilhelm Jerusalem war der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten, Abts Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem zu Braunschweig, woselbst er im Jahre 1745 geboren ward. Während Göthe beim Reichskammergerichte zu Wetzlar seinen juridisch-praktischen Lehrkursus machte, hielt sich auch der junge Jerusalem dort auf als Secretär des herzoglich braunschweig-lüneburg'schen Subdeligaten bei der für das Reichskammergericht angeordneten Visitationscommission, von Hösler. Seine Gestalt war nach Göthe's Schilderung gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut, mit mehr rundem als länglichem Gesichte, weichen, ruhigen Zügen und was sonst noch einem hübschen, blonden Jüngling zukommen mag, mit blauen Augen, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen in Nachahmung der Engländer hergebrachte: blauer Frack, lederegelbe Weste und Unterkleider und Stiefeln mit braunen Stolpen. Göthe hat ihn — wie er berichtet — nie besucht, auch nicht bei sich gesehn; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren maßig, aber wohlwollend; er nahm an den verschiedenen Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Geßner'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An den sonst stattfindenden geselligen Vergnügungen nahm er wenig oder keinen Theil, lebte sich und seinen Erfindungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes; öffentlich sah man sie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige. Jene unglückliche Neigung zu der Gattin seines Freundes machte dem jungen Jerusalem das Leben zur Last und Qual, dem er durch einen Pistolenschuß im Herbst 1772, kurz nach Göthe's Entfernung von Wetzlar, ein Ziel setzte. Dieses tragische Ende Jerusalems war die letzte Veranlassung der Entstehung der Leiden des jungen Werther von Göthe, welche er in gänzlicher einsamer Zurückgezogenheit binnen vier Wochen beendete.

Wenn auch in andere Richtung als Göthe und die um ihn näher versammelten Jugendgenossen, gehörte Jerusalem, jenem engeren Kreise nicht angehörend, dennoch zu den Mitstrebenden jener Zeit, und sein Wahlspruch war: Vorwärts! Wie jene ihre Bestrebungen der Poesie hauptsächlich zuwandten, so war ihm die Philosophie Hauptgegenstand seiner Forschungen. Was Jenen die Phantasie, das war ihm der Verstand. In seinem Nachlasse fanden sich fünf philosophische Abhandlungen. Es sind folgende: 1) Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann. 2) Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe. 3) Ueber die Freiheit. 4) Ueber die Mendelssohn'schen Theorie vom sinnlichen Vergnügen, und 5) über die vermischten Empfindungen.

Mit Lessing innig befreundet, mit dem er während seines Aufenthaltes zu Braunschweig viel und innig verkehrte, sind diese Abhandlungen als Folgen freundschaftlicher Uneinigkeiten in philosophischen Materien, welche in Unterredungen darüber zwischen Beiden entstanden waren, anzusehn. Lessing achtete sie wie den Verfasser gleich hoch; und wirklich sind die Materien selbst von Interesse, welches durch die sich in den Abhandlungen entwickelnde Verstandesschärfe, die helle Auffassung des Gegenstandes und Klar-

Digitized by Google

heit der philosophischen Darstellung erhöht wird. Lessing, der klare, scharfe, kritische Genius würdigte sie in dem Maaße, daß er sie beim Publikum nach des Verfassers Tode einführte. Sie erschienen zu Braunschweig im Verlage des Waisenhauses 1776 unter dem Titel: Philosophische Aufsätze von K. W. Jerusalem, herausgegeben von G. E. Lessing, mit einem Vorworte des Letzteren.

Was könnte Gediegeneres, was den Verfasser und seine Geistesproducte Würdigenderes gesagt werden, als Lessing sagt! Seine Worte mögen hier ihre Stelle finden, womit er Jerusalem's Schriften einleitet.

Der Verfasser dieses Aufsatzes war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den Alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig. Der junge Mann, als er in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich meines Bedünkens so viel auf alle übrigen schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässigt. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung, aber ein warmer Geist und so viel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte, nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwegen vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

(Schluß folgt.)

Bellinische Musik.

Es muß ein eigener Zauber in Bellini's Melodieen liegen. Tiefe der Erfindungsgabe hat dieser Tondichter nirgend gezeigt, der dramatische Charakter ist überall dem lyrischen untergeordnet, seine Harmonieen sind keineswegs großartig, die Instrumentation bietet wenig Pikantes — und dennoch umziehen uns seine Klänge mit unsichtbaren Banden und halten uns fest, nachdem wir sie gehört und wieder gehört haben. Es ergreift uns dabei ein Gefühl, wie die Erinnerung an weit entlegene sanfte Seelen-Trauer, an die Trennung von lieben Wesen, welche aber durch die Zeit das Herbe verloren hat, eine Sehnsucht und Hoffnung des Wiedersehens — aber die Sehnsucht kann nicht klagen und die Hoffnung kann nicht lächeln, sondern das Herz gibt sich ganz der unbestimmten Wehmuth hin, die schweigt und traumt. — Sind es die Anklänge und Romanzen, welche unsere Frühlingszeit mit ihren bunten Fittigen umflogen; ist es des Componisten subjectives Gefühl, welches in seiner Tonsprache redet, und mit uns sympathisirt, ich weiß es nicht: die Wirkung ist da, und Tausende haben sie mit mir empfunden, vielleicht auch das Räthselhafte dieser Wirkung. Opern von bei weitem gediegenerem Character erfreuen, spannen, rühren uns, steigern uns bis zur Bewunderung; aber diese heimliche stille Gemuthssaite in unserm Innern klingt nicht so davon an, wie von den schmelzenden Tönen der Bellinischen Syrene getroffen, welche alle schwärmerische Luft an der Thräne hervorruft und uns wie eine freundliche Stimme aus dem Grabe hinunter zu locken strebt. Es geschieht, daß wir über ein triviales Motiv lächeln müssen, wie über das des Chores an Julien's Sarge, wir sehen so oft den Geist des Tragischen entfliehen, wo die höchste Würde ihn fest bannen müßte, diese Fehler sollten uns störend berühren; sie thun es nicht Es sind die Fehler eines Kindes, eines Freundes, die man auch in ihren Schwächen liebt und kaum haben wir einen gerügt, so schlingt sich der Arm wieder um unsern Nacken und wir sind gefangen, wie wir früher waren.

Sollte nicht Bellini's Persönlichkeit zu dem unbeschreiblichen Reize, der aus seinen Werken uns umweht, den Schlüssel geben können? Ich weiß es, wie gewagt es ist, aus einem Gedicht auf den Dichter schließen zu wollen, auf diesen Dichter scheint es mir weniger gewagt. Er ging hinüber, da sein Lebensbaum in der Blüthe stand, da die Sonne seines Daseyns noch mit Frühlingsmilde die Landschaft malte, er hörte auf im Anfange. Dies Aufhören gegen den gewöhnlichen Lauf der Natur bedingt einen frühen Todeskeim und dieser eine Todesahnung im Gemüthe, welche bei phantasiereichen Menschen sich gern in Liedern verkörpert. — Daher vielleicht die tiefe und doch sanfte Schwermuth in seinen Melodieen, der unaussprechliche Schmerz in seiner Wonne, die tröstende Freude in seiner Trauer. Die Todesahnung läßt ihn sich keiner Lust ganz hingeben, er muß scheiden; sie hindert ihn, sich ganz dem Schmerze zu überlassen — der Engel der Kühlung ist ihm nahe. Wenn ich seine Musik mit etwas Körperlichem vergleichen sollte, so kommt sie mir vor, wie ein junger blasser Mann mit schwärmerischem Auge, dem die Aerzte hinter seinem Rücken schon lange sein Leben abgesprochen haben. Er ist schön und gebildet, gutherzig, vielleicht zu weich. Er leidet, aber er seufzt nur und auch dabei lächelt er; lustig ist er nie, aber mit Innigkeit umfaßt er die, die ihn lieben und Gottes Natur. Alles was er thut, geschieht mit Grazie, und alle, welche ihn kennen, weihen ihm eine verborgene Zähre. — Ob Bellini selbst diesem Bilde glich, ich weiß es nicht. Vielleicht schildern seine Biographen in ihm ganz das Gegentheil. Aber die Biographen schildern oft nur den Menschen der Straße und der Gesellschaft, nicht den Mann in der stillen Mondnacht, mit sich allein und Gott.

Feuilleton.

*** Eine ganz eigenthümliche Reise beabsichtigt ein Dänischer Dichter St. Blicher. Er ist von einem Gutsbesitzer in Westmoreland, in England, der sogar jütisch sprechen kann, eingeladen, jene Provinz zu besuchen, deren Bewohner das unverkennbare Gepräge der dänischen Abkunft an sich haben, und in Sprache, Tracht und Sitte mehr Aehnlichkeit mit den Jüten als mit den Engländern zeigen. Blicher macht bekannt, daß er mehrmals vergebens um Reisegeld nachgesucht habe, und wendet sich nun an das dänische Volk, um zu fragen, ob Jemand, der Lust habe, eine Sommerreise nach England zu machen, ihn mitnehmen wolle. Vielleicht könne er auch auf Actien nach England gehen, in welchem die Actionäre ihre Procente in der Reisebeschreibung, zu der sie das Verlagsrecht

Digitized by Google

erhalten würden, suchen müßten. Er verspricht sich eine gute Ausbeute von alten Sagen und Liedern aus den Zeiten, wo die tapferen Vorfahren der jetzigen Dänen sich mit Streitäxten durch Britaniens Wälder und entartete Bewohner durchhauten. Morgenz.

*** Die „Neue Züricher Ztg." schreibt: Den hiesigen Kunstfreunden wird während der Tagsatzung ein neuer Kunstgenuß zu Theil werden. Die berühmten Schwestern Milanollo werden nächstens hier eintreffen, um Zürich's Kunstfreunde mit einem Konzerte zu erfreuen. Der Name dieser Künstlerinnen ist so bekannt, daß wir es für höchst überflüssig hielten, der freudigen Anzeige, daß sie bald hier sein werden, weiteres beizufügen. Gegenwärtig sind sie in St. Gallen, wo sie den 5. d. in einem mit Blumen bekränzten, von vier Pferden gezogenen Wagen ihren Einzug hielten.

*** „ Inventeur de la poudre " ist der Titel eines einaktigen Vaudevilles von Lefranc, Labiche und Ryon, das jetzt im Palais-Royal zu Paris Glück macht. Der Stoff ist artig genug. Hektor XXXIV., Fürst von Piombino, betet eine Herzogin an, deren Haare ihn ganz besonders in Ketten und Banden legten. Aber das Haar der Herzogin ist im Grunde nicht so schwarz, wie es scheint; es verdankt seine bezaubernde Elfenbeinfarbe einer fremden Hand denn von Natur ist es — roth. Da stirbt jählings der Erfinder und Inhaber jener schwarzen Kunst, der Friseur, und nimmt sein Geheimniß mit in's Grab. In jetziger Zeit brauchte die schöne Herzogin nur unter gepriesenen Haarschwarzkünstlern zu wählen; aber im 17. Jahrhundert, wo sie lebte, war die Sache so leicht nicht. Was jetzt also beginnen? Sie läßt den Neffen des Verstorbenen, den Friseur Formoso, den sie im Besitze des Geheimnisses wähnt, entführen. Aber bald zeigt sich's, daß Formoso nicht im Besitze der heimlichen Schwarzkunst ist. Neue Verlegenheit! Indeß der Neffe ist gleichfalls ein erfinderisches Genie, er erfindet das Pulver, d. h. das Puderpulver! Durch diese blendende Erfindung rettet er die Herzogin aus der Gefahr, des Fürsten Liebe zu verlieren, da sie demselben nun täglich etwas — weiß machen kann. Mit vollen Händen streut diese neue Mode aller Welt Staub in die Augen, und selbst dem Parterre, das bei jeder Vorstellung seelenvergnügt ist. Pmrst.

*** Ein Neger, Namens Tahtu Duari, vom Gredostamme in der Nähe des Cap Palmas, stammte von einem ganz schwarzen Vater und einer ziemlich gelben Mutter. Im 21sten Jahre wurde er von einem Fieber befallen, in Folge dessen seine sehr dunkle Hautfarbe gelb wurde. Einen Monat später wiederholte sich das Fieber und jetzt wurde er fast weiß. Diese Veränderung war aber von einer großen Empfindlichkeit gegen Hitze begleitet, und wenn er sich der Sonne aussetzte, erfolgte Aufregung und selbst Entzündung. Nach drei Monaten zeigten sich zahlreiche kastanienbraune Flecken zuerst an den Handgelenken, dann an den Armen, dem Nacken und Kopf, so daß er bald wie gesprenkelt aussah. Allmälich bekam das Schwarze wieder die Oberhand, die weißen Flecken wurden kleiner, und während dieser Rückkehr zur natürlichen Farbe war seine Gesundheit auffallend gut. Ausld.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 11. Juli.)

Im hiesigen Städel'schen Kunstinstitute sind drei große landschaftliche Bilder des französischen Malers Tanneur ausgestellt, die uns die schwachen Seiten der modernen französischen Materei in sehr grellem Lichte zeigen, ohne durch die Vorzüge jener nationalen Richtung hinreichend dafür zu entschädigen. Das Eine, ein Marinestück — brennendes Dampfschiff bei Mondbeleuchtung hat outrirte Effekte, das weiße Mondlicht und die rothe Feuersgluth kontrastiren zu schroff und gewaltsam und bilden obnedies in ihrer Spiegelung in den Wellen eine unschöne, steife Parallele. Die beiden andern Bilder, eine venezianische Canal-Perspektive und ein Londoner Hafenbild sind sehr hart gemalt, monoton bläulich in der Färbung, ohne Wärme des Kolorits, namentlich des lokalen Tones ermangelnd, der doch bei einer venezianischen Ansicht im Kontraste mit einer Londoner sehr bemerklich hervortreten müßte. Erfreulich nehmen sich hiergegen zwei neue anspruchslose kleine Bilder von Gleim aus, Morgen- und Abendlandschaft, weil aus ihnen deutsche Gemüthswärme spricht und eine bescheidene, flunige Naturanschauung statt jener kalten, effekthaschenden Manier der Franzosen. Ebenso ist ein halblandschaftliches Genrebild, Herbstmorgen im bayrischen Gebirge, von Melchior in München sehr anerkennend zu erwähnen. Die Menschen- und Thierfiguren des Vordergrundes sind mit jener Poesie des Details gemalt, die an die gute Zeit der alten Holländer erinnert.

Aus Wien schreibt man der „A. Ztg.": Der 4. Juli ist ein für die Musikwelt im Kalender roth angestrichener, es ist das einhundertzweiundvierzigste Geburtsfest Glucks. Eine kleine Marmortafel, zerbrochen und kaum mehr leserlich, erzählte auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe bei Wien: „Hier ruht ein rechtschaffener deutscher Mann, ein eifrigee Christ, ein treuer Gatte, Christoph Ritter Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. Nov. 1787." Zwei hiesige Zeitschriften forderten gleichzeitig im verflossenen Jahre zu Beiträgen für ein würdiges Denkmal Gluck's auf. Der Claviervirtuose Dreyschock gab ein Concert, und so sammelte sich eine Summe an, die es möglich macht, am heutigen Tage den Grabstein aus geschliffenem Granit, mit dem ehernen Bildniß des Meisters gezlert, zu enthüllen. Der Aufstellung der Büste Glucks in Paris wird sich eine zweite in Wien gesellen: die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats beabsichtigt den Ertrag mehrerer schon vor Jahren gegebenen Concerte zur Errichtung eines Denkmals für Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven in der Karlskirche, wo der Dichter Heinrich v. Collin ein kleines Mausoleum hat, zu verwenden. Bereits liegen mehrere Entwürfe vor, und so wird es geschehen, daß man in Wien den mächtigen Gluck mehr sehen als hören wird, denn seit Jahren wurde keine seiner Opern hier gegeben. Eigen aber ist es, daß zu gleicher Zeit dem großen Meister drei monumentale Ehren zugedacht werden. Da ich von Denkmalen berichte, muß ich auch erwähnen, daß das auf dem Burgplatze (jetzt Franzensplatz genannt) befindliche Monument des Kaisers Franz I. von einem sehr zierlichen gußeisernen Geländer umgeben werden wird, welches der Staatskanzler Fürst Metternich, nach huldvoller Bewilligung Sr. Maj. des Kaisers, auf seine Kosten anfertigen läßt. Das Geländer wird in der Mitte das kaiserliche, an den vier Ecken das fürstliche Wappen schmücken. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 12. Juli. (Neu einstudirt) Das Leben ein Traum, Drama in 5 Abtheil.; nach Calderon, von G. West. (Gastrolle) Roderich: Herr Hock.

Montag, den 13. Juli. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Fräulein Babnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. (Gastrolle) Figaro: Herr Clement vom Theater zu Grätz.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 192. Dienstag, den 14. Juli **1846.**

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung)

Ungefähr eine Stunde lang drangen wir mühsam durch lauter Dickicht vorwärts, als uns ein donnerndes „Hurrah!" verkündete, daß der verwünschte Weg aufgefunden war. In großer Eile ging es nun auf den Ort los, wo sich das Signal hatte vernehmen lassen. Einer unserer Gefährten hatte wirklich eine Entdeckung gemacht; nur war es, anstatt eines Pfades, eine Kuh, die er angetroffen! Wie bitter auch unsere Enttäuschung sein mochte, wir begrüßten diese Entdeckung doch als ein glückliches Anzeichen. Es kam indessen noch darauf an, ob diese Kuh ein verirrtes Thier, oder besser eine civilisirte Creatur und als solche gewohnt war, jeden Abend ehrbar ihren Stall wieder aufzusuchen. Ein guter Bürger aus Ohio löste diese Frage, indem er uns die Versicherung gab, die Kuh sei erst heute Morgen gemolken worden. Eben so fanden wir auch das Mittel, eine bedenklichere Schwierigkeit zu unserer Zufriedenheit zu beseitigen, das Thier nämlich zu zwingen, uns als Führer zu dienen; dieses, man muß gestehen, etwas gewaltsame Mittel bestand darin, daß er sich hinter die Kuh stellte und ihr eins auf's Fell brannte. Das verwundete Thier that einen Sprung, und stürzte sich dann, den Kopf zwischen den Beinen, durch das Dickicht, als wenn eine ganze Meute hinter ihm her wäre. Wir rannten ihm nach und Dank seiner Localkenntniß gelangten wir bald an einen schmalen Pfad, auf welchem wir viel leichter fürbaß konnten, und lenkten endlich in den Weg ein, der uns an den Ort unsers verabredeten Zusammentreffens führen mußte.

Wir mäßigten nun unsere Eile, und nachdem wir dem Weg etwa eine Meile weit gefolgt waren, bemerkten wir, wie der Wald sich lichtete, woraus wir den Schluß zogen, daß wir uns einer Ebene näherten. Bald darauf sahen wir in der That einen Zaun von Pfählen und Getreidefelder, dann jenseits derselben eine nach der Art des Landes aus dicken Holzstücken construirte Wohnung; der Rauch, welcher aus dem Kamin emporstieg, kündete uns überdieß die Anwesenheit des Eigenthümers. Das Haus lag auf einer sanften Anhöhe, an dasselbe stießen eine Scheune und die andern Gebäulichkeiten, wie man sie in der Regel neben den Wohnungen nur irgend wohlhäbiger Ansiedler zu finden pflegt; seine von Pfirsichbäumen und Myrthen beschattete Vorderseite gewährte einen ländlichen, wohlthuenden Anblick.

Wir waren auf dem Punkte, über die Barriere, die als Verzäunung diente, zu steigen, als eine Koppel gewaltiger Doggen auf uns losstürzte, durch ein furchtbares Gebell die Stille dieser Einsamkeit störte, und noch andere drohende Demonstrationen machte. Während wir uns nun bemühten, sie im Respect zu erhalten, öffnete ein Mann die Thüre der Scheune, schloß sie aber sogleich wieder. Einige Augenblicke später erschien er von neuem, von zwei Negern begleitet, welche an den Hörnern die nämliche Kuh zogen, mit der wir so cavaliermäßig verfahren hatten. Wir boten ihm einen „Guten Tag"; anstatt ihn zu erwiedern, warf er uns einen düstern, mißtrauischen Blick zu. Der Mann war von hohem Körperbau und musculösen Formen, seine Gesichtszüge hart und abstoßend; doch lag in seinen Mienen etwas Unruhiges, Bekümmertes, was auf den ersten Blick überraschte.

„Das ist ein schöner Morgen!" sagte ich, ihm entgegengehend.

Keine Antwort. Er hatte die Kuh an beiden Hörnern gefaßt und betrachtete unverwandt den Schweif des Thieres, an welchem noch einige Tropfen Blutes herabrannen.

„Sind wir weit von Hopefield?" fragte ich.

„Weit genug, um nie hinzukommen, sofern Ihr es seid, der auf meine Kuh geschossen hat," antwortete er in drohendem Ton.

„Und wenn wir sie nun wirklich verwundet hätten, so wäre es nicht recht von Euch, uns darüber zu grollen. Das ist ein reiner Zufall."

„Derartige Zufälle sind etwas ungewöhnlich. Man schießt nicht nach Kühen, wenn man nicht Lust hat, fremder Leute Fleisch zu schmausen."

„Wenn Ihr uns solche Absichten unterlegt," bemerkte unser wackerer Kamerad von Ohio mit Mäßigung, „so seid Ihr im groben Irrthum. Wir sind Passagiere der „Feliciana"; eines unserer Bootsräder ist gebrochen, wir mußten in Hopefield vor Anker gehen und so kommt es, daß Ihr uns hier seht."

Der Ansiedler erwiederte nichts, und wir gingen auf sein Haus zu. Dort befand sich seine Frau allein. Ihre Physiognomie war eben so finster, obgleich minder widerwärtig, als die ihres Mannes; ein Ausdruck tiefer Betrübniß schien unauslöschlich auf diesem Gesicht zu sein.

„Könntet Ihr uns wohl etwas zu essen geben?" fragte ich die Frau.

„Wir haben keine Herberge," lautete ihre Antwort.

„Unsere Freunde können nicht weit sein," bemerkte einer der Unserigen; „man darf ihnen nur ein Signal geben, und wir werden sie schnell genug hier bei uns sehen."

Mit diesen Worten trat er hinaus und ging auf ein Baumwollenfeld zu.

„Halt!" rief der Ansiedler und versperrte ihm den Weg, „Ihr thut keinen Schritt mehr, bis Ihr mir gesagt habt, woher Ihr kommt und was Ihr wollt."

„Woher ich komme und was ich will?" wiederholte unser Gefährte, ein junger Arzt aus Tennessee. „Das wer-

Digitized by Google

det weder Ihr, noch sonst Jemand erfahren, wenn Ihr mir in solchem Tone kommt. Wir sind in einem Lande der Freiheit, wenn ich nicht irre."

Und mit diesen Worten feuerte er seine Flinte in die Luft.

Der Knall des Schusses wurde von den vielen Echos des Waldes, der uns umgab, so überraschend schön, ja furchtbar erhaben wiederholt, daß zwei Andere aus unserer Gesellschaft sich anschickten, einen zweiten Versuch zu machen. Aber auf ein Zeichen, das ich ihnen gab, entsagten sie diesem Gedanken. Obgleich wir weder Angst noch Furcht hatten, war es doch gut, auf jedes Ereigniß gefaßt zu sein.

Nach einigen Minuten hörten wir einen Schuß fallen — es war die Erwiederung auf unser Signal.

„Macht Euch nicht vergebliche Mühe," sagte ich zu dem Ansiedler. „Unsere Freunde haben das Signal gehört und werden in wenigen Augenblicken hier sein. Was Eure Kuh betrifft, so solltet Ihr Verstand genug haben, um einzusehen, daß es fünf Reisenden kein sonderliches Vergnügen machen kann, auf ein Thier Jagd zu machen, von dem sie gar nicht wüßten, was damit anfangen."

(Fortsetzung folgt.)

Sir Robert Peel.

Robert Peel ward im J. 1788 zu Tamworth in Staffordshire geboren, in welcher Grafschaft sein Vater, ein durch seine Gewerbthätigkeit reich gewordener Fabrikant, bedeutende Güter erworben hatte. Sowohl durch die eigne Neigung als durch den Wunsch der Familie ward der junge Robert für das öffentliche Leben bestimmt, und er bezog demnach auch die Universität Oxford, wo er vermöge eines außerordentlichen Fleißes und seines ihm dabei sehr zu Statten kommenden ungewöhnlichen Gedächtnisses bald zu den ausgezeichnetsten Zöglingen gehörte, so daß er früh schon große Erwartungen auch in weiteren Kreisen erregte. Der Einfluß seines Vaters, der unter Anderem einmal zur Fortführung des Krieges gegen Frankreich 10,000 Pfd. Sterl freiwillig dargebracht hatte und der im J. 1801 zum Baronet erhoben wurde, bewirkte es, daß der junge Peel bereits 1810, noch nicht 22 Jahr alt, in das Parlament gewählt wurde, und schon zwei Jahre darauf ernannte ihn Lord Liverpool zum Unter-Staatssecretair für Irland. Seine von dem Vater auf ihn übergegangene Vorliebe für die alten Institutionen des Landes, seine Abneigung gegen jede politische Neuerung, hatten ihm hauptsächlich die Gunst des Premier-Ministers erworben, und in der That trat er auch in Irland jedem Versuche, die dortigen Zustände zu verändern und zu verbessern, mit Ernst und Entschiedenheit entgegen.

So war das erste Auftreten des Mannes, der nachmals, als größere Erfahrung und tiefere Einsicht ihn belehrt hatten, daß es nicht ein eigensinniges Festhalten am Bestehenden, sondern das ruhige Fortschreiten auf fester Grundlage sei, wodurch ein Land und ein Volk immer größer und mächtiger werden, die wichtigsten Neuerungen durch seinen Namen sanctionirte. In den ersten Jahren seiner politischen Wirksamkeit galt er inzwischen für eine so kräftige Stütze des unbeugsamsten Toryismus, daß ihn die Universität Oxford im J. 1817 zu ihrem Parlaments-Vertreter erwählte, welches Mandat sie ihm zwölf Jahre später, als der jetzt Minister des Innern gewordene Robert Peel erklärte, er könne den Katholiken Großbritaniens die bürgerliche Gleichstellung unmöglich länger vorenthalten, auf eine eklatante Weise entzog, um es dem stationären Hochkirchenmanne Sir Robert Inglis zu übertragen.

In der inneren Verwaltung, namentlich was die Rechtspflege (die Kriminalgesetzgebung, die Geschwornen, die Einrichtung der Gefängnisse) und den Volksunterricht betraf, war übrigens Peel sehr früh schon mit Verbesserungen vorangegangen; nur an die politischen Institutionen glaubte er in keiner Weise rühren zu dürfen. Als im J. 1827 Lord Liverpool vom Schlage gerührt wurde und der strebsame, Alles mit sich fortreißende Canning an die Spitze der Verwaltung trat, nahm Peel seine Entlassung und stellte sich an die Spitze der Tory-Opposition. Aber was Canning, dem es nur kurze Zeit vergönnt war, am Ruder des Staates zu bleiben, und sein Nachfolger Goderich vergebens erstrebt hatten, das erreichte bald darauf Robert Peel, der mit dem Herzoge von Wellington zusammen ein neues Kabinet zu bilden übernommen hatte — nämlich die Emancipation der Katholiken, welcher die Zurücknahme der sogenannten Test- und Corporations-Akte vorangegangen war. Es war sein ausgesprochener Grundsatz, dem er auch bis jetzt treu geblieben, daß es edler und zugleich weiser sei, sich scheinbar im Widerspruche mit seiner Vergangenheit zu zeigen, als durch einen zu unrechter Zeit und darum unnützerweise stattfindenden Widerstand die Gemüther aufzuregen und in einem Theile des Landes an die Stelle des friedlichen Fortschrittes Anarchie und Bürgerkrieg hervorzurufen.

Durch den Tod seines Vaters war er eben Baronet und Besitzer eines großen Vermögens geworden, als der Eindruck, den die französische Juli-Revolution auch in England machte, das Wellington-Peel'sche Kabinet stürzte und das Reform-Ministerium, an dessen Spitze Graf Grey stand, an das Ruder brachte. Der Reformbill widersetzte sich Sir Rob. Peel zwar, weil er von ihr eine zu große Erschütterung des parlamentarischen Organismus befürchtete, aber auch bei dieser Gelegenheit trat er immer nur als Staatsmann, nie jedoch als Parteimann dem entgegen, was eine geordnete Verwaltung als dem Wohle des Landes förderlich ansah und dem Parlamente empfahl; ja, als er gewahrte, daß die Maßregel die Zustimmung des Landes habe, stellte er alle Opposition ein und ließ sich das, was einmal vollendete Thatsache war, ruhig gefallen. Als er 1833 in das reformirte Unterhaus eintrat, fand er allerdings nicht mehr die alte unbeugsame Tory-Phalanx wieder; aber er trug auch nach dieser gar kein Verlangen. Ihm war es vielmehr um jene Nuance der „Konservativen" zu thun, die zwar alles das Gute zu erhalten wünschen, das die Vergangenheit uns überlieferte, die darum jedoch keineswegs des Besseren Feind sind, blos deshalb weil es der Vergangenheit nicht angehört hat. Und diesen „Konservativen" Peel's schlossen sich auch viele der alten Whigs an, die vor den Konsequenzen eines radikalen Reformverfahrens erschraken. So lange indessen Graf Grey an der Spitze des Reform-Ministeriums stand, genoß Englands Regierung nach Außen hin wie im Innern große Achtung, und erst als dieser Staatsmann abgetreten war, da zeigte sich der Mangel an imponirenden Persönlichkeiten unter den leitenden Whigs. Ein Versuch, den Wilhelm IV. 1834 machte, die Tories wieder in das Kabinet zurückzurufen, gelang zwar nicht, indem diese Combination sich im Jahre 1825

Digitized by Google

wieder auflöste, doch die nunmehr unter den Lords Melbourne, Althorp, Russel und Palmerston folgende Administration hatte nach 5jähriger Dauer keine andere Folge, als nach Innen ein bedeutendes Defizit und nach Außen ein so gespanntes Verhältniß mit Frankreich, daß daraus leicht ein europäischer Krieg hervorgehen konnte.

Unter solchen Umständen trat Peel wieder im Jahr 1841 an die Spitze der Verwaltung. Eine seiner ersten Maßregeln war die Einführung der Einkommensteuer (Incometax), durch welche nicht allein das vorhandene Defizit beseitigt wurde, sondern auch den ärmeren Volksklassen ein Theil der auf ihnen lastenden Abgaben erlassen werden konnte. Mit Frankreich wurde durch den Vertrag vom 13 Juli 1841 das unterbrochene Verhältniß wieder hergestellt und mit China der unter dem vorigen Ministerium begonnene Krieg auf eine glorreiche Weise beendigt. In Ostindien wurden bald nach einander drei Reiche bezwungen; Afghanistan, Scind und das Pendschab, so daß die Macht Großbritaniens dort gefürchteter und anerkannter ist als jemals. Im Innern des Landes wurden die Arbeiteraufstände in den Fabrikdistrikten, das Unwesen der Rebecaiten in Wales und die Repealbewegungen in Irland beseitigt — zum Theil durch die vermehrte Thätigkeit, die überall in der Industrie und im Anbau des Bodens geweckt worden war. Einen neuen Impuls hat diese Thätigkeit allerdings durch die in den letzten Jahren über das ganze Land sich ausbreitenden Eisenbahnen erhalten; nicht minder hat jedoch eine zuerst unter dem Peel'schen Ministerium gewagte Maßregel, die von Rowland Hill vorgeschlagene Porto-Herabsetzung, indirekt dazu beigetragen. Am nachhaltigsten, besonders auf die arbeitenden Klassen, dürften aber die letzten großen Reformen Peel's wirken: die Aufhebung der Korngesetze, durch die den Armen das Brod vertheuert wurde, und die Erleichterung des Handels mit ausländischen Gewerbserzeugnissen, durch welchen die Ausfuhr der irländischen Fabrikate um so mehr befördert werden wird. Diese Maßregeln sind es indessen, welche ihm die Gunst seiner bisherigen Freunde, der konservativen Landbesitzer, gekostet; denn nicht sowohl ein Sieg der Antiministeriellen, von denen Viele dem bisherigen Premier die glänzendste Anerkennung zu Theil werden lassen, als die Defection der Ministeriellen hat das Ministerium zur Auflösung gebracht.

Noch niemals aber ist in einem constitutionellen Lande ein gefallener Minister unter so allgemeiner Anerkennung und Bewunderung vom Schauplatze seines Wirkens abgetreten, als in diesem Augenblicke Sir Robert Peel. M. s. d. L. d. A.

Feuilleton.

*** Der „Moniteur des Arts" gibt über Verfälschung von Alterthümern nachstehende merkwürdige Einzelnheiten: „In Rom bestehen geheime Werkstätten von Bildhauern, wo man zerbrochene Arme, Götterköpfe, Satyrfüße und zerbrochene Torsos von — Niemand verfertigt. Durch eine hier gebräuchliche Flüssigkeit gibt man dem Marmor die schönste Alterthumsfarbe. Im Lande umher sind Ziegenhirten zerstreut, welche ihre Heerden in der Nähe von Ruinen weiden, und nach Fremden spähen. Diesen sprechen sie gelegentlich von den in der Nachbarschaft bei nur wenige Fuß tiefem Graben aufgefundenen Schätzen vor. Die Engländer namentlich sind die Opfer solchen Betrugs, und spenden ihr Geld reichlich den Hirten, welche die Agenten der Generalassociation künstlicher Alterthümer sind, und wohl wissen, wo sie mit der Haue einschlagen sollen. Schon verwenden sie viel Zeit und Arbeit auf fruchtlose Nachforschungen, bis sie endlich den Schatz finden, welchen der Fremde willig zahlt. England ist voll von solchen sechs Monate alten Alterthümern. Auch die Münzliebhaber verlassen Rom nicht mit leeren Händen. Denn in dieser Stadt werden täglich ohne Scheu vor dem Gesetz Münzen von Cäsar, Hadrian, Titus, Heliogabal und allen Antoninen geprägt, gefeilt und auf künstliche Weise angefressen, so daß sie ein altes Aussehen erhalten. Paris war, wenigstens in Vergleich mit London, bisher frei von dieser epidemischen Wuth nach jungen Alterthümern von Bronze und Marmor, ist aber dafür von Fälschern mittelalteriger Alterthümer heimgesucht. Es ist notorisch, mit welcher Geschicklichkeit und Unverschämtheit gewisse Kunstischler Stühle, Tische, Schemel u. s. w. aus dem 15. Jahrhundert machen, und wie schnell sie leichtgläubige Käufer finden. Ein junger Alterthümler zeigte kürzlich einem ihm befreundeten Künstler ein schönes gothisches Möbel, das er so eben um einen hohen Preis gekauft hatte. „Es ist sehr schön," sagte sein Freund nach einer Prüfung, „und wird lange halten, denn es ist ganz neu." Ausl.

*** Eine Prophezeiung, die in dem zu Recklinghausen erscheinenden Wochenblatte mitgetheilt wird, macht jetzt die Runde durch die rheinischen Blätter: „In den Jahren 1828–1832, erzählt der Einsender jenes Artikels, stand ich in Diensten des Kammerherrn Freiherrn v. Bodelschwingh-Plettenberg als Verwalter der Oekonomie zu Bodelschwingh. In dem nahe dabei gelegenen Dorfe Deinighausen wohnte ein gewisser Colon Jasper, der von prophetischem Geiste begabt sein wollte. Mit diesem alten ehrwürdigen Manne traf ich eines Morgens im Wirthshause zu Bodelschwingh zusammen, wo die Rede auf Voraussagungen kam. Ich werde es nicht erleben, sagte Jasper im Laufe des Gespräches — allein Sie werden es noch erfahren. Von Westen nach Osten wird in unserm Staate eine große Heerstraße gebaut, die ihre Richtung durch die zum Gute Bodelschwingh gehörigen Waldungen nehmen wird. Auf dieser Straße werden nur Wagen laufen, ohne mit Pferden bespannt zu sein, welche ein fürchterliches Gerassel verursachen. Mit dem Beginn der Arbeit an dieser Straße wird eine Theuerung entstehen, so daß die Arbeiter von ihren Arbeiten verschwinden müssen. Nach Vollendung der Arbeit und sobald die Straße fertig, wird ein blutiger Krieg entstehen, wobei er auf die Worte des Propheten Ezechiel 28. Kapitel, 23. Vers, hindeutete. Noch lebende Zeugen können darthun, daß der Prophet Jasper ihnen in loco die Richtung schon gezeigt hat, welche jetzt die Eisenbahn wirklich durch die Holzungen des Freiherrn von Bodelschwingh nimmt.

*** Die türkischen Schulmeister werden von den Gerichten nicht zu Zeugen in Streitsachen zugelassen, weil sie der gesetzlichen Annahme nach durch ihren fortwährenden Umgang mit den Kleinen selbst zu Kindern werden.

*** In China wählt man sich einen Hausarzt und bezahlt ihn, wenn man sich vollkommen wohl befindet. Es wird ihm eine kleine Summe für jeden Tag ausgesetzt, den man ohne Krankheit oder Unpäßlichkeit verlebt; sobald aber eine Krankheit oder Unpäßlichkeit eintritt, bekommt der Arzt nichts bis zur vollständigen Heilung. Seine Börse leidet von unserm Kopfschmerz und bleibt leer von unserm verdorbenen Magen. Der chinesische Arzt hat also ein Interesse daran, daß alle seine Kranken sich vortrefflich befinden. Er behandelt sie mit der größten Zärtlichkeit, sorgt für sie bei den geringsten Leiden, überzeugt, daß einige Tage Krankheit seine Einnahme verringern. Sein Vermögen nimmt zu mit unsrer Leibes-

Digitized by Google

stärke, und seine Umstände sind stets eben so blühend wie unsre Gesundheit.

*** Von einem Landgerichts-Scribenten ist uns ein artiges Stückchen mitgetheilt worden. Derselbe mußte ein Wanderbuch ausfertigen. Eben als er an die Körperbeschreibung des Gesellen kam, der ein Hutmacher war, überfiel ihn Zerstreutheit, und er schrieb in's Buch: Gewerb: Hutmacher. Gesicht: schwarz. Augen: ohne. Nase: blond. Mund: 5 Schuh 3 Zoll. Haare: militärfrei. Der Schreiber merkte seinen Irrthum nicht, sein Vorgesetzter, vertrauend auf seinen sonst sehr accuraten Ausfertiger, ebenfalls nicht, und so pilgerte unser verunstatteter Hutmacher in die Welt hinaus, — ohne daß er in das Buch nur einen Blick warf. Erst ein entferntes Gericht merkte den Irrthum. A. Th. Z.

*** Drei junge Leute in einem Dorfe des Oise-Departements hatten sich in drei junge Mädchen verliebt, welche sich seit längerer Zeit durchaus spröde gegen die Anwerbungen derselben gezeigt hatten. Die Verschmäheten schlossen nun einen Bund zur Rache. Als bald darauf in einem benachbarten Orte ein Fest gefeiert wurde und auch die drei Spröden dort zugegen waren, wurden sie von den Verschwornen zum Tanze aufgefordert. Nach einem Contretanze wurden ihnen einige Erfrischungen angeboten; sie tranken und wunderten sich zwar über den eigenthümlichen Beischmack des Getränks, doch da die Hitze sehr groß und der Ort nicht zu langen Bedenklichkeiten gemacht war, so tranken sie sich satt. Alsbald bekamen sie heftiges Leibweh und Spuren der Vergiftung zeigten sich. In Kurzem hatte das eine Mädchen ausgerungen, am andern Morgen waren auch die beiden andern todt. Sie waren durch Cantharіden vergiftet worden.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 12. Juli.)

Ueber den unlängst verstorbenen belgischen Schriftsteller Johann Franz Willems, den man „den Vater der flämischen Sache" nannte, nehmen wir folgende Notizen aus einem größeren Aufsatze der A. Z.:

Willems (1793 geboren) hat sich durch widerstrebende Einflüsse (er war ursprünglich für den Posten eines Küsters und Landmessers bestimmt) hindurchwinden müssen, um sich autodidaktisch in die literarische Welt einzuführen. Sein erstes veröffentlichtes Produkt war ein Gedicht, durch welches er 1812 in Gent einen Preis gewann. Mehrere Jahre darauf begann er eine „Geschichte der niederländischen Literatur in Belgien" herauszugeben, begleitet von einem poetischen Aufrufe „an die Belgen", voll Vaterlandsbegeisterung und dichterischem Feuer. Zugleich machte er sich in einer Monographie über die holländische und flämische Schreibweise des Niederdeutschen als gründlicher Sprachkenner geltend. Da zu jener Zeit die politische Opposition Haß und Gleichgültigkeit gegen das flämische Idiom zu nähren suchte, war Willems der kräftigste Kämpfer für das väterliche Erbgut. Damals war es Mode, sich unter den Oppositionsmännern zu stellen, als ob man gar kein Niederdeutsch verstünde. Um ihnen trotzdem beizukommen, machte Willems in französischer Sprache die Rechte der heimischen geltend. Dafür aber ließen ihn seine Gegner bei der Staatsumwälzung von 1830 ihre Macht auf kränkende Weise fühlen, und verbannten ihn ans Antwerpen in einen abgelegenen ostflämischen Distrikt. Hier aber fand er Muße, sich der altflämischen Literatur zu widmen und veranstaltete eine moderne Uebersetzung des alten flämischen Textes von „Reinecke Fuchs." Vor dem Gedicht ließ er einen Aufruf an die Flamingen drucken, der die ganze Kraft seiner Gesinnung und den vollen Schwung einer edlen vom Unglück des Vaterlands tief ergriffenen Seele athmete. Das war der erste laute Schrei zu den Waffen des Geistes, um den Rückschlag gegen das vordringende und niederdrückende französische Element zu beginnen. Alsobald erhoben sich nämlich in den vornehmsten Städten von Flämisch-Belgien Jünglinge, die mit kräftiger, begeisterter Stimme das Feldgeschrei Willems beantworteten. So war diese bedeutsame Bewegung eingeleitet.

Willems hat von da an ununterbrochen durch gelehrte und schöngeistige Schriften, wie durch ein periodisches Werk „Belgisch Museum" rastlos für seine Sache gewirkt. Noch wenige Tage vor seinem Verscheiden erhielt er eine Einladung von J. Grimm, um der Versammlung der Germanisten zu Frankfurt im September beizuwohnen, und schon bereitete er sich ernstlich darauf vor — denn gern hätte er seinem Freunde Grimm, den er von Angesicht zu Angesicht nicht kannte, die Hand gedrückt, als der Tod diese und andere Pläne durchschnitt.

Ein Ausschuß ist ernannt, um das Andenken an Willems zu verherrlichen. Sein marmornes Brustbild wird in dem öffentlichen Büchersaale der Universität aufgestellt, ihm ein Denkmal in seinem Geburtsort errichtet werden; auch soll zu seiner Ehre eine Gedenkmünze geschlagen werden.

— Die Verwandten Lenau's beabsichtigen, wenn es sein Zustand gestattet, ihn in eine nahe bei Wien befindliche Anstalt bringen und durch die Gerichte ihm einen Curator stellen zu lassen. Die Wiener „Sonntagsblätter" brachten dieser Tage einen Aufsatz: „Gespräch mit Lenau in Salzburg," das seine Ansichten über den Ausbau des Kölner Doms ausspricht; interessanter sind die Strophen, die er dem Freunde, mit dem er die Unterredung hatte, in ein Exemplar der Albigenser schrieb:

„Das Aug' der Liebe weiß im Freudensaale
Durchs Tanzgewühl, durch der Gestalten Flucht
Den Liebesblick zu finden den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.

Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen,
Die feuersprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hirr, dort, verirrte Funken Gottes tanzen."

— Graf Auersperg, der seinen unglücklichen Freund wieder besuchen will, wird auf der Durchreise in Wien erwartet. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 13. Juli. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Fräulein Babnigg, vom königl. sächs. Hoftheater zu Dresden. (Gastrolle) Figaro: Herr Clement vom Theater zu Gräz.

Dienstag, den 14. Juli. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag". Nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Bertrand: Herr Pock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Druck von August Osterrieth.

Feierabend-Unterhaltungsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 193. Mittwoch, den 15. Juli 1846.

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung)

Ich sprach noch, als unsere Freunde aus dem Wald hervortraten, voran der Führer, auf dessen Rücken zwei fette wilde Hühner hingen. Er redete den Wirth wie einen alten Bekannten an, wir aber waren überrascht über seine zuthunliche und doch so zurückhaltende Weise, die mit der natürlichen Rauhheit seiner Manieren ganz sonderbar contrastirte.

„Nun, Herr Clarke," fragte er, „nichts Neues? — Das thut mir wahehaftig sehr leid."

Der Ansiedler gab ihm keine Antwort. Seine Gesichtszüge hatten den trotzigen Ausdeuck verloren; aber es kam mir vor, als wenn eine Wolke über sein Antlitz zöge; auch glaubte ich Thränen in seinen Augen zu sehen.

„Misteeß Clarke," fuhr unser Führer fort, indem er sich an die Frau, die eben aus dem Hause gekommen war, wendete, „diese Herren möchten gern hier speisen. Wir sind ziemlich lange im Wald umhergelaufen, und bringen einen tüchtigen Appetit mit. Es fehlt uns nicht an Proviant, wie Ihr seht. Wolltet Ihr wohl so gütig sein, uns etwas zuzurichten."

Die Frau stand unbeweglich und brachte kein Wort hervor. Ihr Mann war ebenfalls stumm. Man las auf ihren Gesichteen etwas Gezwungenes, Unwirthliches, wie man es unter den Ansiedlern dieser Gegenden nicht anzutreffen pflegt.

„Hättet Ihr vielleicht die Gefälligkeit, uns ein wildes Huhn zu braten," wiederholte der Führer, „das mit Eiern und Schinken unsere Mahlzeit sein soll?"

Kein Wort. Der Mann stützte sich mit der Hand auf die Hörner seiner Kuh und heftete düsteeen Blickes die Augen an den Boden. Die Frau sah unverwandt ihren Mann an.

„Wohlan," rief der Arzt, „es ist klar, wie der Tag, daß wir hier auf nichts zu warten haben, und es hieße Zeit veelieren, wollten wir auf unseeer Foederung bestehen. Ich schlage vor, wir setzen uns da auf diesen Baumstamm und wagen einen Angriff auf unsern Schinken und Schiffszwieback."

Der Führer gab mir durch ein Zeichen seine Absicht zu verstehen, trat dann zu der Feau und sprach leise mit ihr; aber diesen neuen Versuch begleitete kein besserer Erfolg, als die früheren.

„Liebe Frau," nahm der Doctor wieder das Wort, „Ihr und Euer Mann habt einen Kummer, dessen Ursache wir nicht kennen. Wir sind freilich Fremde, aber glaubt nicht, daß wir deßhalb auch gefühllose Leute sind. Sagt uns, was Euch fehlt; es wäre ja möglich, daß wir für Euer Uebel ein Heilmittel fänden."

Der Ansiedler betrachtete uns mit ungläubigen Mienen, seine Frau schüttelte den Kopf.

„Wohlan," sagte ich theilnehmend und ging auf sie zu, „vertraut uns Euer Leid an. Man findet zuweilen geeade da den meisten Trost, wo man ihn am wenigsten erwartete."

Ohne ein Wort zu sprechen nahm die Frau einen Theil unserer Vorräthe aus den Händen des Führers und kehrte damit in das Haus zurück.

Wir folgten ihr dahin, und nachdem wir Platz um den Tisch genommen, holten wir unsere Flaschen hervor. Der Mann beachte Gläser, wir schenkten ein und forderten ihn auf, uns Bescheid zu thun; aber er lehnte alle unsere Einladungen ab und wir mußten ihn am Ende in Ruhe lassen. Unsere Gesellschaft bestand, wie ich schon gesagt habe, aus zehn Peesonen. Zwei Flaschen waren schon geleert und die Unteehaltung begann lebhaft zu werden, als unser Wirth in dem Winkel des Kamins, wo er bisher gesessen hatte, sich erhob und an den Tisch trat.

„Meine Herren," redete er uns an, „legen Sie mir meine Bemerkung nicht zum Schlimmen aus, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich das Lärmmachen in meinem Hause nicht zugeben kann. Glauben Sie mir, hier ist nicht der Ort, an welchem man sich schicklich der Freude hingeben kann; — nein, beim Himmel nicht!"

Nach diesen Worten setzte er sich wieder an das Kamin, stützte den Kopf in beide Hände und verfiel in düstere Schwermuth.

„Entschuldigt mich," bemerkte ich, „aber wir dachten wahrhaftig nicht daran, daß Euch unsere Heiteekeit empfindlich berühren könnte."

Er erwiederte nichts, und wir verbrachten fast eine Viertelstunde, mit einander flüsternd und vielen Vermuthungen Raum gebend.

Eine schwarze Selavin trug das Essen auf. Unser Wieth und seine Frau gaben endlich unsern dringend wiederholten Bitten nach und entschlossen sich, an unserer Mahlzeit Theil zu nehmen. Sie saßen mit uns am Tisch; wir forderten den Mann auf, unsern Branntwein zu versuchen, und er leerte sein Glas in einem Zug. Es wurde ihm auf's Neue eingeschenkt und der brennende Saft verschwand mit deeselben Schnelligkeit. Wir erneuerten zum drittenmal das nämliche Manöver, mit demselben Erfolg. Dann riß sich ein schwerer Seufzer von der Brust unseres Mannes und es war kein Zweifel, er fühlte sich jetzt etwas leichter und wohler.

„Meine Herren," begann er, „als ich vorhin mit Ihnen zusammentraf, da sie nach meiner Kuh schossen, mußte ich Ihnen mürrisch und grob erscheinen; aber nun sehe ich, mit was für Leuten ich's zu thun habe. — Ha, dieser

Digitized by Google

Räuber! — Fiele er mir nur in die Hände, ich schwöre Ihnen, er sollte keine Kinder mehr stehlen!"

„Kinder stehlen!" rief ich aus. „Was wollt Ihr damit sagen. Hätte Euch vielleicht Jemand einen Eurer kleinen Neger geraubt?"

„Einen meiner Neger, fragt Ihr? — Meinen Sohn, meinen einzigen Sohn! — Ihr einziges Kind!" Und damit deutete er auf seine unglückliche Frau. „Man hat uns unsern Knaben gestohlen, sage ich Euch, den einzigen, der uns von fünf Kindern geblieben war, die alle das Fieber weggerafft hat; — einen Jungen, so stark, so munter, so verständig, — das schönste Kind, welches man jemals in diesen Wäldern gesehen hat. Wir haben uns noch nicht lange in dieser Einöde niedergelassen, haben Tag und Nacht gearbeitet, die mannigfachsten Gefahren bestanden, Leiden und Entbehrungen aller Art erduldet, Hunger und Durst, Hitze und Kälte, — und für wen? Nun sind wir allein, verlassen, ohne Kinder, verleben Tage und Nächte unter Weinen, Bten und — Fluchen. Aber was hilft's?... O, ich könnte toll darüber werden! — Wenn er todt wäre — ja, todt! — wenn er hinter dieser Anhöhe begraben läge neben seinen Brüdern und Schwestern, so wüßte ich mich in mein Schicksal zu fügen. Der Herr hatte ihn mir gegeben, er hatte ihn mir genommen! Aber, großer Gott! —"

Und er stieß einen Schrei aus, einen Schrei so durchdringend und fürchterlich, daß alle seine Schwarzen, Männer und Frauen, in das Zimmer herein stürzten; uns selbst fielen Messer und Gabeln aus den Händen und schweigend sahen wir ihn an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Literatur und Leben der Gegenwart.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

H. König hat sich in seinen jüngst erschienenen „Stationen" aufs Neue als einen Lebenswanderer gezeigt, dessen Jugend trotz einer guten Zahl bereits zurückgelegter Stationen Viele seiner äußerlich jüngeren Wander- und Kunstgenossen beschämt. Bei gar manchem Dichter unserer „Gegenwart" ist es schwer zu entscheiden, in welcher Lebenszeit eigentlich sein Individuum steht. Bei Vielen dauerte der wahre Frühling nicht viel länger, als von ihrem Geburtstage bis zu dem ihrer Taufe oder Confirmation. Sehr bald darnach begann Erziehung oder Verziehung ihr Walten und führte den Zögling so glücklich über die gefährliche Jugendzeit weg, daß er ihrer erst gewahr wurde, als ihn das Heimweh nach der nur geahnten, nie gewesenen ergriff. H. König hatte auch und zwar im stärksten Maße das Unglück, seinen Frühling bis in den Sommer hinein zu verlieren, darnach aber das Glück eines american summer, eines tiefbehaglichen, von milder Sonne beschienenen Spätfrühlings in anderer Leute Herbstzeit. Seine Subjectivität tritt ganz besonders in diesen „Stationen" hervor, weil sie größtentheils von ihm persönlich-äußerlich und innerlich Erlebtes und Beobachtetes schildern. In diesem Umstande liegt denn zugleich die Verbindung der einzelnen, sonst nicht zusammenhängenden Abschnitte. Der erste gibt einen Geschichtsabriß von Königs Geburtsstadt und jetzigem Wohnorte Fulda. Die Stadt ist bekanntlich klein und wird nach den jetzigen Eisenbahnprojecten noch weiter in den Hintergrund der bekannten Welt treten, bis dereinst eben diese Lage, durch landschaftliche Reize unterstützt, sie zu einem Wallfahrtsziele der Touristen machen wird. Denn bald wird in den civilisirten Ländern nichts Neues mehr zu erwandern sein, als das Alte, Weltverborgene, in wenigen Thälern dadurch aus der alten Zeit Gerettete, daß keine Feuerstraße durch sie lief, ein umgekehrtes Pompeji. Fulda besitzt indessen eine verhältnißmäßig früh beginnende, bedeutsame und wechselreiche Geschichte, in deren verkleinerten Verhältnissen sich ein Stück Weltgeschichte zeichnet und spiegelt. Unsere Skizze hat sie in dieser Bedeutung dargestellt und die ernste Geschichte mitunter leichtfertigen Witz und Anekdotik eingemischt, hinter deren lächelnden Mienen freilich gewöhnlich wieder ein sinniger Ernst sich verbirgt. Wir sind dies bei König gewohnt, er ist eben Humorist. Wie er dem Kleinen und Einzelnen durch Anknüpfung an Größeres und Allgemeines höhere Bedeutung verleiht, so verflicht er in die ernsteste Weltbeobachtung Seitenblicke auf das Kleinleben, hier das Dürftige des Philisters, dort das Reiche, Selbstgeschaffene des privatisirenden Halbgottes, des Lyrikers. Den weiteren Inhalt des Buches bilden Aufsätze über Graf Benzel-Sternau, diesen ehrwürdigen Weisen; das Gutenbergfest zu Mainz 1840, ein lebensvolles Bild; eine Pfingstfeier in dem schönen, den Reiselustigen noch zu wenig bekannten Rhöngebirge, eine Skizze mit vielen Wortwitzen, aber auch nicht minder voll Sinnes und Poesie; eine Mainfahrt, die gewiß jeden Leser zur Nachfolge lockt und ihm einen Schatz voll Ideen mitgibt oder von allen Ufern des Mains wie Leuchtkugeln herüber aufs Dampfschiff wirft. Ich las sie zugleich mit L. Braunfels Prachtwerke über denselben Gegenstand, die Mainufer, dessen treffliche Stahlstiche mit dem inhaltreichen Texte vielen deutschen Augen und Herzen einen noch viel zu wenig bekannten Schönheitsreichthum des deutschen Vaterlandes erschließen werden. König's letzte Station bringt Bilder aus Belgien, darin vortreffliche Humoresken über belgische Bilder. Ihr folgt eine sehr kurze Novelle „Geisterpfand", ein Fragment, dessen spukhafte Dämmerung dem Referenten durchaus nicht zusagt; er hat schon in früheren Kritiken anatomische Untersuchungen über des sonst in jeder Beziehung dem Lichte so zugewandten Dichters heimliche Liebe zur ahnungsvollen, wunderschwangeren Dämmerung angestellt. Zur Romantik führt jedoch diese Neigung unsern Dichtern nie; dazu wurzelte er zu tief in der Gegenwart. Letzterer gehört denn auch völlig ein Nachtrag zu dem erwähnten Aufsatze über Fulda an, in welchem König gleichsam mitten in dem Städtchen eine weit über den Horizont desselben hinaus schallende Bußpredigt hält, wiewohl nicht nach den herkömmlichen Regeln der Homiletik. —

(Schluß folgt.)

Karl Wilhelm Jerusalem und die Leiden des jungen Werther von Göthe.

Von Friedrich Steinmann.

(Schluß.)

Da wir einander selten oder nie als unter vier Augen sprachen, so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Nährste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man

Digitized by Google

sich lieber jetzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm im Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindung irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen gibt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was thut das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit, die blos daher entsteht, daß Jeder der Wahrheit auf einer anderen Stelle auspaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwicklung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im Mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann rohe Regeln daraus abstrahirt, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder wird selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denkt, die unumgänglich befolgt sein wollen, da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl unhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler, aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen Alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen und es bei diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben, daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und kalter Asche auch wieder Nahrung an sich zog, daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höheren Kräfte beschäftigt war, und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten?

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu runden, wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen? — Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Ueberbleibsel mich nicht auch bei denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die jetzt blos den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich mehr auf meine, als auf seine Gefahr ihn mache.

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmals der Stoff unserer Gespräche gewesen. Wenn ich mich auf Alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden, so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern, Zusätze, welche weder dem einen, noch dem andern, sondern Beiden gehören würden, so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen versteht, die kein Socrates anspinnt und heimlich leitet.

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, hat müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächsten kommt. Abendz.

Feuilleton.

*** Mrs. Gore sagt in ihrem Buch: »Sketches of English Character:« Man findet bei uns schwerlich einen Lakeydiener, welcher nicht die beiden letzten Gesänge von „Childe Harold" (Lord Byron's bekannte Dichtung) Zeile für Zeile durchgelesen, der nicht Lilien auf dem Drachensteine gepflückt und bei Mondschein den Eulen in Cäsar's Palast oder im Colliseum gelauscht hätte . . . So lange als es noch einer halben Lebenszeit bedurfte, um das rothe Meer zu erreichen, war dem Abenteurer nach seiner Heimkehr gestattet, sich während der andern Hälfte an seine Reise zu erinnern und Andern davon zu erzählen. Aber jetzt ist das rothe Meer zu so etwas Gewöhnliches, wie Chelsea Reach . . . . Damals hatte sich noch nicht fast Jedermann durch eigene Anschauung überzeugt, daß das schwarze Meer blau und das weiße Meer grün ist. Gegenwärtig macht man Partien nach dem Nordpole, um Wallrosse zu schießen, mit demselben kalten Blute, als ob es einer Entenjagd auf Whittesea Meere gälte. — Märtyrer für Länder- und Völkerkunde lassen sich in den Sandwüsten von Timbuktu rösten . . . Ein unternehmender Capitän ist auf einem Strauße über die Pampas galoppirt und was die Ueberlandreise von Indien nach Europa anlangt, so ist sie zu einem so alltäglichen Ereignisse geworden, daß Niemand mehr darnach frägt.

*** Kopenhagen. Die „Berl. Ztg." rühmt die Operation, welche mit einem lahmen dänischen Schneidergesellen, Namens Due, den man hier früher auf den Straßen umherwanken sah, von dem berühmten Dieffenbach in Berlin vorgenommen worden ist. Das eine Bein des Unglücklichen war dermaßen schief, daß es über eine halbe Elle kürzer als das andere zu sein schien, während das Knie unbeweglich war und sich nach hinten in eine Richtung wandte, die es unmöglich machte, ein hölzernes Bein anzubringen, oder auf andere Weise seinen mühseligen Gang zu unterstützen. Vermittelst einer sehr eingreifenden Operation hat nun Dieffenbach das Bein in eine beinahe natürliche Stellung gebracht und auf diese Weise den beschwerlichen Gang dieses Menschen so sehr erleichtert, daß er dabei seinen Körper im Gleichgewicht halten kann. Due ist 21 Wochen lang in Dieffenbach's Hospital unentgeldlich behandelt, ja selbst noch von da aus mit Reisegeld versehen worden, um hierher zurückkehren zu können. Auch hat Dieffenbach, wie man vernimmt, dem hiesigen pathologischen Museum einen Gips-Abguß dieser in ihrer Art seltenen körperlichen Verbildung zugesandt.

*** Kürzlich hatte ein bei der Dundee nad Perth-Eisenbahn beschäftigter irländischer Arbeiter das Unglück, daß ihm durch einen Wagen die eine Hand gänzlich vom Arme geschnitten wurde. Der Verstümmelte hob die auf die Bahn gefallene Hand auf, betrachtete sie einen Augenblick und rief mit einem Fluch: „Du bist mir nichts mehr nütze, fort mit dir!" worauf er sie in den Fluß warf. Die Anstrengung erschöpfte jedoch seine Kraft, denn unmittelbar nach dem Wurf sank er ohnmächtig nieder. Hätte der Mann vor 2000 Jahren gelebt und in griechischer Sprache gesucht, so würde sein Name noch heute in den Gymnasien mit Ruhm genannt werden. Bl. a. d. G.

Digitized by Google

*** Als General Jackson zum zweiten Male Präsident geworden war, machte er eine Reise nach Cincinnati. Hier empfing ihn das Volk, welches sich zu Tausenden auf dem Werfte versammelt hatte, mit ungeheurem Jubel. Jackson stand während dieser Zeit auf dem Boiler-Deck des Dampfbootes, mit dem er angekommen, in tiefem Gespräch mit einem jungen Artillerie-Lieutenant. Dieser theilte nicht die politische Meinung des Präsidenten. Das Gespräch wird lebhaft und artet zuletzt in einen förmlichen Wortwechsel zwischen Beiden aus. Dabei vergißt sich der junge Lieutenant so weit, daß er dem Präsident der vereinigten Staaten, im Angesichte von über tausend Menschen eine derbe Ohrfeige verabreicht. Wie ein losgelassener Tiger stürzt das Volk auf's Dampfschiff los, um die seinem geliebten Jackson angethane Schmach zu rächen. Dieser stemmt sich jedoch der Volkswuth entgegen und hält die Menge zurück, bis der junge Mann Zeit zum Entkommen gewonnen hatte. Hätte ihn das Volk erreicht, so wäre er im buchstäblichen Sinne des Wortes zerrissen worden. Hmrst.

*** Der auf der Osner Seite gelegene Bloksberg bot in den letzten Tagen ein gar seltsames Schauspiel dar, welches an die von Cooper so glänzend geschilderten Waldbrände in Nordamerika gemahnen konnte, da plötzlich, durch eine weggeworfene Cigarre entzündet, das durch die sengende Sonnenhitze ausgedörrte Gras auf eine weite Strecke hin in Rauch und Flammen aufging und in der nächsten Umgegend keinen geringen Schrecken verbreitete. Doch bald gewann die Stimme der Besonnenheit die Obeehand, und man eilte zur Löschung herbei; da es aber an Wasser gebrach und die Hülfe schnell eintreten mußte, so griffen die Bauern auf den originellen, aber ganz praktischen Einfall, den Wiesenbrand mit Deeschlegeln zu ersticken, und so sah man denn einige Viertelstunden hindurch die wackern Leute ganz emsig Feuer dreschen, das auch bald erlosch und später durch Wasserbeschüttung vollends getödtet ward. K. Z.

*** Die Pedanterie ist keine ausschließliche Domaine der deutschen Gelehrsamkeit, obwohl sie bei uns in Folge von Umständen, die bis zur letzten Zeit alles frische naturgemäße Weben und Leben niederhielten, besonders angebaut worden ist. Jedes Volk hat mehr oder weniger solche Käuze, denen Staub und Schimmel lieber ist als das Grün am goldnen Baum des Lebens. Man weiß, daß dergleichen Leuten die licentiae poetarum längst ein Gräuel gewesen sind. Gewöhnlich haben die zahlreichen Verstöße gegen Zeitrechnung, Geschichte, Erd- und Himmelskunde, welche sich die Dichter haben zu Schulden kommen lassen, Gegenstand der Anklagen und Angriffe von Seite dieser Leute gebildet. Aber damit scheint die Sache noch nicht abgethan zu sein. Denn vor kurzem ist ein englischer Schutsuchs, Herr R. Newell, aufgestanden und hat ein eigenes Werk: »The zoology of the english poets, corrected by the writings of modern naturalists,« erscheinen lassen, worin er alle die Stellen der englischen Dichter aufsucht, in denen sich Irrthümer in Beziehung der Thierwelt finden. Schade um die unverdrossene Mühe, die es sich der arme Mann hat kosten lassen; schwerlich wird ihm sein Vaterland oder die Welt großen Dank dafür wissen. Bl. f. l. U.

*** Eine Gesellschaft fordert unlängst einen Improvisator auf, über eine gerade am Tisch befindliche Paradiesapfel-Sauce ein Gedicht zu machen. Ohne Umstände deetamirte der Aufgeforderte:

„Meine Damen, meine Herr'n,
Dem Befehle folg' ich gern.
Alle Soffen, die Sie kennen
Haben mit so mancher Schönen
Nur das Einzige gemein . . . . .
Daß sie fade Soffen sein!
D'rum nur diese, diese, diese
Ich zur Königin erkiese;
Denn, wem wäre es wohl neu,
Daß die Paradei-
Säpfel-Soff' die beste sei! —

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 13. Juli.)

Mendelssohn's Paulus ist am 29. Juni in Florenz aufgeführt worden. Das Auditorium war spärlich, die Hitze im Saale reichlich, die Theilnahme lau. Das ist keine Musik für die neuen Italiener. Dagegen wird der „Allg. Ztg." über Verdi geschrieben: „Das italienische Opernfeld behauptet Verdi, der junge Meister. Mag man ihn stark mitnehmen, mag man sagen, was man wolle, Verdi behauptet sein Feld. Im Süden will man ihm nicht wohl, im Norden hat er auch seine Feinde; auch hier ist nur die Majorität für ihn. Man lächelt, wenn man von seinen Effecten spricht, von seinen Crescendos, man spottet über seine Vorliebe zu den Blechinstrumenten, man nennt ihn einen Plagiarius. Die Effecte sind aber, obwohl er sie manchmal mißbraucht, immer original, seine Instrumentation ist voll und reich und dem Stoffe seiner Textbücher mehr entsprechend als die Musik anderer Componisten. Wenn er Plagiarius ist, so ist er ein höchst discreter und zunächst wohl nur sein eigener." (Für einen sehr jungen Componisten ist dieses Lob doch wohl sehr zweideutig!) „Eines aber ist wahr: er ist italienischer Tonsetzer. Wenn die militärischen Banden seine Märsche spielen, dann schließt sich das Volk in doppelter Schaar an. Wenn ich mein Lämpchen lösche, um Mitternacht, um 1 Uhr, da schreien noch zehn heisere Kehlen Verdi'sche Refrains unter meinen Fenstern, und wo man tanzt, da tanzt man nach Verdi'schen Motiven. Sehen Sie das italienische Opernrepertoir an, so finden Sie überall Verdi'sche Opern genannt." — Hierin liegt das Geheimniß ausgesprochen, welches den fremden Meistern Siege in der Musik erobert, die es den deutschen verwehrt. Ein Operncomponist muß vor Allen populär sein, darum können sich nur die Erfolge des volksthümlichen Weber mit denen eines Rossini, Bellini, Donizetti messen; bis aber ein deutscher Musiker dahin gelangt ist, eine eigene Oper aufführen lassen, ist längst die Naturfeiche der Productivität bei ihm ertödtet, und wenn ihm ja ein Glück lächelte, dann ist er bereits ein geehrter Hofkapellmeister geworden. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 14. Juli. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag". Nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Bertrand: Herr Hock, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Mittwoch, den 15. Juli. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abtheil., von Friedrich Halm. (Gastrolle) Griseldis: Fräulein Damböck, vom königl. Hoftheater zu Hannover.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 194. Donnerstag, den 16. Juli 1846.

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung)

„Gott allein weiß es!“ fuhr er mit sich selbst redend nach einer Pause fort, und ließ den Kopf schwerfällig auf die Brust sinken; aber rasch richtete er ihn wieder auf, und stürzte schnell nach einander zwei Gläser Branntwein hinunter.

„Und wie hat sich das schreckliche Ereigniß zugetragen?“ fragten wir.

„Meine Frau wird's Ihnen erzählen,“ war seine Antwort.

Diese hatte den Tisch verlassen und sich neben das Bett gesetzt, wo sie schluchzte und weinte. Der Doctor stand auf, ergriff sie bei der Hand, redete ihr mit Trostesworten zu und brachte sie wieder an unsern Tisch. Alle Augen waren auf sie gerichtet, und da sie sah, wie wir ungeduldig ihrer Erzählung harrten, um etwas Näheres über die ungewöhnliche Begebenheit zu erfahren, da wischte sie sich die Thränen ab und begann also:

„Gestern sind es vier Wochen gewesen. Clarke war in dem Holze und ich überwachte unsere Leute, welche auf dem Felde arbeiteten. Der Morgen war herrlich, es war der schönste, den man noch in dem Mississippithal gesehen hat, und da die Dienstboten, wie Sie wissen, nicht sonderlich gern arbeiten, wenn sie sich davon losmachen können, so blieb ich lange Zeit bei ihnen. Es war nach dem Stand der Sonne bereits eilf Uhr, als ich mich erinnerte, daß es nun Zeit sei, nach Haus zurückzukehren, um die Mahlzeit für unsere Leute zu bereiten, und ich machte mich also auf den Weg. Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen, wie es geschah; aber als ich durch das Feld hineilte, däuchte es mich, als riefe mir eine Stimme zu: „Eile Dich! Eile Dich!“ Schrecken erfaßte mich und alle meine Kräfte zusammenraffend rannte ich auf mein Haus zu. Als ich hinkam, sah ich Cesi, unsern kleinen Negersklaven, allein auf der Thürschwelle sitzen und spielen. Indessen hatte ich da noch keine Ahnung von dem, was über mich ergehen sollte. Ich trat in das Haus und ging in die Küche. Hier erst, als ich nach irgend einem Gegenstand um mich herumsuchte, fiel mir mein Dougal ein. Ich warf meine Töpfe und Pfannen hin und eilte nach der Thüre. Der kleine Cesi kam mir entgegen.

„Missi,“ sagte er, „Dougal ist fort.“

„Dougal fort?“ wiederholte ich; „fort, und wohin?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Cesi. „Er ist fort mit einem Mann zu Pferd.“

„Mit einem Reitersmann!“ rief ich aus. „Um des Himmels willen, Cesi, wo kann er denn hin sein? Was soll das bedeuten?“

„Ich weiß sonst nichts,“ war Cesi's Antwort.

„Und mit wem ist er fort, Cesi? Hat er fort gewollt?“

„Nein, Missi, er nicht. Der Mann ist von seinem Pferd gesprungen, dann hat er Dougal darauf gesetzt, sich nachher hinten aufgeschwungen und ist im Galopp mit ihm fortgeritten.“

„Im Galopp!“ wiederholte ich mechanisch; „und Du kennst diesen Mann nicht?“

„Nein, Missi, ich kenne ihn nicht.“

„Aber war denn der Mann ein Weißer oder ein Schwarzer?“

„Ich weiß nicht,“ antworte Cesi.

„Wie! Du hast sein Gesicht nicht gesehen?“

„Er hatte ein großes Stück rothen Flanell vor dem Gesicht,“ versetzte das Kind, Thränen in den Augen.

„Aber,“ fragte ich weiter, „hast Du denn nicht Acht gegeben, lieber, kleiner Cesi, was für eine Art von Mann es war?“

„Er hatte einen Rock an und saß auf einem Pferd.“

„Und Du weißt seinen Namen nicht? War es vielleicht unser Nachbar Symmer, oder Banks, oder auch Medling? Oder vielleicht Barnes?“

„Nein,“ erwiederte Cesi schluchzend.

„Großer Gott,“ rief ich aus, „was ist aus meinem armen Kinde geworden? Ich rannte fort, ohne zu wissen, wohin, kehrte wieder um, eilte in den Wald, dann auf das Feld hinaus, suchte, mich in Thränen badend, hier und da und dort; aber je mehr ich weinte, desto größer wurde meine Angst. Zuletzt eilte ich zu unsern Leuten und holte Cesi's Mutter herbei. Es war mir nämlich der Gedanke gekommen, sie vermöge vielleicht etwas mehr aus ihrem Knaben heraus zu bringen als ich. Sie fragte den Jungen nach dem Mann, der Dougal mitgenommen habe, und wie er ausgesehen; sie versprach ihm Kuchen, eine neue Jacke — alles, was er nur wolle. Das Kind weinte, aber genauere Mittheilungen konnte es uns nicht machen. Da kam Clarke nach Haus.“

Hier schloß die beklagenswerthe Mutter ihre einfache, aber rührende Erzählung.

„Als ich in das Haus trat,“ fuhr jetzt der Ansiedler fort, „fand ich meine Frau in einem so furchtbar aufgeregten Zustand, daß ich mir sogleich dachte, es müsse sich ein Unglück zugetragen haben; aber ich war weit entfernt, die ganze Größe desselben nur zu ahnen.

„Nachdem sie mir erzählt hatte, was vorgefallen war, suchte ich sie damit zu trösten, es sei zuverlässig einer unserer Freunde oder Nachbaren gewesen, der den Jungen mitgenommen habe; — indeß glaubte ich selbst nicht daran. Unter allen unsern Bekannten wußte ich keinen, der sich eine solche Freiheit herausgenommen haben könnte — eine Freiheit, für die ich ihm wahrhaftig schlimmen Dank ge-

Digitized by Google

wußt hätte. Ich nahm den Cesi von Neuem in's Verhör und fragte ihn, ob der Mann einen schwarzen oder einen blauen Rock trug.

„Schwarz," sagte Cesi.

„Was für eine Farbe hatte sein Pferd?"

„Braun," gab das Kind zur Antwort.

„Welchen Weg hat er eingeschlagen?"

Der Knabe deutete nach der Richtung des großen Marais hin.

„Sogleich schickte ich alle meine Neger, Männer, Weiber und Mädchen, zu allen meinen Nachbarn, um sie von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen, und wo möglich Erkundigungen über meinen Knaben einzuziehen. Ich selbst schlug einen Pfad ein, auf welchem ich die Spuren von Pferdetritten entdeckt hatte. Diesen Spuren folgte ich bis zu einer Bucht, wo sie mit einmal aufhörten. Der Mann mußte mit Pferd und Kind in ein Schiff gestiegen sein; er war vermuthlich über den Mississippi gesetzt — vielleicht auf dem jenseitigen Ufer den Strom hinab geritten. Auf welchem Punkt hatte das Schiff angelegt? Das mochte allein Gott wissen! Es konnte ja zehn, zwanzig, fünfzig, hundert Meilen abwärts gelandet sein. Meine Angst war furchtbar. Ich speengte nach Hopefield. Man hatte von meinem Jungen nichts gesehen, nichts gehört. Aber alle Leute des Fleckens stiegen zu Pferd, um mich in meinen Nachforschungen zu unterstützen; alle unsere Nachbarn waren herbeigeeilt; wir suchten den ganzen übrigen Tag, die ganze Nacht hindurch — aber umsonst — wir fanden nicht die geringste Spur, die uns auf die Fährte hätte bringen können. Niemand hatte einen Knaben, Niemand den Mann gesehen, der ihn mitgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

Von Fr. Schütz.

Als der Name Belgien, bedeutungsvoll nur noch durch historische Erinnerung, plötzlich aus der Revolution von 1830 in die Wirklichkeit hervortrat, fragte man allgemein in Europa: „Besitzt denn auch die Bevölkerung dieses Landes die moralischen Elemente, um das große Wagniß zu bestehen? werden die Bewohner eines so vielfach zersplitterten Landes einen Einheitspunkt entdecken, an den alle Theile sich in lebendiger Harmonie anschließen können?

Beherrscht während so langer Jahrhunderte von fremden Mächten, wird diese Bevölkerung die Kraft, die Einsicht, ja selbst die bloß materiellen Kenntnisse besitzen, um als selbstständiges Volk den Bedürfnissen eines nationalen Lebens zu entsprechen?

Die Freunde der erstehenden Nation zweifelten, — die Feinde verneinten entschieden.

Die Zeit hat diese Fragen beantwortet. Die Befürchtungen der freundlich Gesinnten sind längst in gebührende Achtung, in frohen Beifall übergegangen.

Der Wirklichkeit gegenüber verstummen die Gegner: in ihrer Ohnmacht dem jungen Staate materielle und geistige Lebenskraft abzusprechen, versuchen sie drohend den Blick des aufrichtigen Bewunderers von der Gegenwart nach dem unbekannten Dunkel der Zukunft abzuwenden.

Was wird aus Belgien werden, — fragen sie, — wenn ein europäischer Krieg dessen schwache Selbstständigkeit in Frage setzt?

Ueberlassen wir der Zukunft die Lösung ihrer schwierigen Fragen. Ist doch übrigens im Grunde diese Hinweisung auf die befürchtete Krisis Europa's von Seiten der Feinde der belgischen Selbstständigkeit nur ein letzter Appell an die bloß materielle Gewalt.

Allerdings kann Belgien, das Loos so manchen edlen Volkes theilend, in dem feindlichen Zusammentreffen der großen Mächte zersplittert werden; seine Selbstständigkeit kann bei einer neuen Völkertheilung verschwinden. Verschwände aber auch damit die Erinnerung seines glücklichen Versuches der Unabhängigkeit? Bleiben nicht in jedem Falle die Jahre seines nationalen Lebens als Beweis dafür, was es wollte und konnte?

In der bereits fünfzehnjährigen Periode seiner wiedererrungenen Selbstständigkeit hat Belgien Großes verwirklicht.

Der Staat und dessen Verwaltung sind geordnet. Für alle Bedürfnisse des öffentlichen Lebens boten sich gleich in den ersten, so schwierigen Tagen der Revolution die kräftigsten geistigen Elemente dar und seitdem ist es nicht der Mangel an Fähigkeiten für die Staatsämter, woran Belgien leidet. Die Diplomatie, die Magistratur, die Ministerien, die Volksvertretung, die ganze Hierarchie der öffentlichen Verwaltung, ein großer Theil der Unterrichtsanstalten, das Kriegswesen, mit einem Worte die ganze Organisirung des Staates ist das Werk der Landeseingebornen.

Ueberall herrscht reges, kräftiges, eigenthümliches Leben.

Trotz des hemmenden Kampfes der Parteien, trotz so manchen inneren, socialen Leidens, erbliche Uebel der ganzen europäischen Civilisation, hat der junge Staat sowohl im Gebiete der geistigen als materiellen Entwicklung Bedeutendes errungen, Großes und Neues geschaffen und in mehr als einer Beziehung den alten Staaten Europa's ein glänzendes Beispiel gegeben.

Belgien ist für Europa nicht mehr eine bloße Vormauer gegen Frankreich, es hat bereits in dem Staatenleben eine geistige Bedeutung errungen. Durch die Eigenthümlichkeit seiner politischen, industriellen, künstlerischen Elemente bleibt die junge Nation nicht ohne sichtbare Einwirkung auf die europäische Civilisation.

Nach Ausgleichung vieler Wirren und Mißverständnisse endlich durch besonnenes Handeln und Fortschreiten von dem Auslande gewürdigt glaubt Belgien jetzt selbst an seine persönliche Bedeutung. Seine Nationalität erscheint ihm nicht mehr bloß als das seinen Wünschen und Strebungen vorgestellte Ideal, sondern als eine Wirklichkeit, unter deren kräftigendem und belebendem Einfluß alle Aeußerungen des individuellen Geistes, der individuellen Thätigkeit eine höhere Richtung gewinnen.

Nicht mehr wie früher mit dem einzigen Gedanken persönlicher Auszeichnung strebt der Belgier jetzt nach dem Siege in dem Wettkampf der geistigen und materiellen Erzeugungen: der Ruhm seines Vaterlandes, der Glanz des belgischen Namens ist sein erhabenes Ziel.

Man ist stolz die, Produkte der Industrie in der Hauptstadt des jungen Landes auszustellen; mit noch edlerem, frohem Selbstgefühl öffnet man feierlich die Säle, in denen die belgische Kunst mit gerechter Zuversicht die Bewunderung der herbeieilenden Fremden erwartet. — Wenn Servais, Batta, Vieuxtemps und noch so manche andere

Digitized by Google

ruhmvoll Bekannte bis in die neue Welt den unwiderstehlichen Reiz ihrer musikalischen Leistungen ausstreuen, so empfängt der Belgier mit Stolz die Berichte dieser glanzvollen Kunstfahrten, denn Jedermann freut sich, daß der Name des Vaterlandes ruhmvoll in der weiten Ferne ertöne.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Literatur und Leben der Gegenwart.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

(Schluß.)

In räthselhaftem Gegensatze zu ihrer vorwiegenden Beschäftigung unmittelbar mit sich selbst cultivirt unsere Zeit auch sehr fleißig die historische Forschung. Ich meine nicht die zu den Zeitbestrebungen selbst, als natürliche Reaction, gehörende Cultur der politischen und kirchlichen Dogmatik und Dogmengeschichte; sondern die tendenzlose, unbefangene Erforschung alter Sprache, Sitte und Literatur, nicht selten gerade von Männern der Bewegung gepflogen. In den meisten Fällen sucht diese Forschung den organischen Zusammenhang der rasch in die Zukunft übergehenden Gegenwart mit ihren Vorzeiten zu ergründen und namentlich die bisher in Mundarten, Dichtungen, Glaubensbildern und Sitten des Volkes verborgenen Reliquien des Alterthums einer vernünftigen und gemäßigten Verehrung auszustellen. Oft scheint sie durch die Sorge hervorgerufen, ein nivellirender Lavastrom oder vielleicht richtiger ein üppiger Savannenwuchs neuer Ideen und Thaten möge bald die reizende Mannigfaltigkeit der älteren Gefilde und Gebilde so tief bedecken, daß später kaum noch eine Spur ihrer Umrisse, geschweige denn ihr Farbenreichthum durch die Hülle, durch die neue Schöpfung durchblicken dürfte.

In das Gebiet der schönen Literatur hinein, welcher zunächst die literarischen Notizen dieser Blätter gewidmet sind, reichen namentlich die Bearbeitungen alter deutscher Sagen, von welchen im Augenblicke zwei Versuche dem Referenten vorliegen. Besondere Würdigung verdient das „Nibelungen-Lied, Urtext mit Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch" von Dr. L. Braunfels. Frankf. Literar. Anstalt. Der Uebersetzer hat seine kunstreiche Handhabung unserer lebenden (neuhochdeutschen) Sprache schon mehrfach bewährt. Hier hat er sie geflissentlich, soweit es die Verständlichkeit zuließ, der mittelhochdeutschen Sprache der Urschrift genähert, um eben das alte Epos als solches den gegenwärtigen Menschen zur Anschauung zu bringen. Sollten ihm allzu gegenwärtige Menschen, wie einst dem seligen Voß, den Vorwurf machen: die Uebersetzung bedürfe bisweilen des Originals, um verstanden zu werden, so ist das vortreffliche angehängte Wörterbuch zur Hand, in welchem alle mittelhochdeutschen Wörter durch die neuesten und gebräuchlichen hochdeutschen erklärt sind. Wir glauben übrigens in der That, daß Braunfels seine Aufgabe mit großer Kunst gelöst hat, und daß seine Uebersetzung sowohl für Literaturfreunde, als für Schüler einem durch seine Vorgänger nicht hinlänglich erledigten Bedürfnisse abhilft. Die rein sprachliche Redaction der Ueschrift und des Wörterbuchs hatte der Herausgeber mit der glücklichsten Wahl der Hand des ausgezeichneten Gelehrten Franz Roth (zu Frankfurt a. M.) anvertraut. — Eine ganz populäre Bearbeitung der Nibelungensage in Prosa enthalten C. F. Lauckhard's bereits in vorigem Jahre herausgegebene „deutsche Sagen", in welchen mehrere der ältesten deutschen, (nordische und angelsächsische eingeschlossen) Volkssagen und Geschichten bis auf die drollige moderne von des Teufels Tabakspfeife und ähnliche bunt zusammengestellt sind; auch der ewige Jude hat sich eingeschlichen. Wir lernten anderwärts den Herausgeber als (pseudonymen) talentvollen Romantiker der Gegenwart kennen und erfreuten uns an den Schöpfungen seines eigenen Dichtergeistes im Ganzen mehr, als an diesen „Sagen", obgleich wir seine Grundansicht des wirklichen Lebens nicht immer theilen. —

Wir erlauben uns, der Sagenliteratur noch ein drittes, obwohl der Form nach nicht dazu gehörendes Werk anzureihen. Es ist „Paul in der Heimath" von A. v. Sternberg, zugleich als der dritte Band seines schon früher in diesen Blättern besprochenen Romans „Paul" zu betrachten. Diese höchst geistreiche, aber oft eben so bizarre Schrift verhandelt die Geschichte „von dem hohen Adel deutscher Nation". Daß der Leser viel Interessantes in dem Buche finde, dafür bürgt des Verfassers Name. Alte und neue Zeit verknüpft er u. A. in dem Entwurfe eines modernen Cavalierklosters.

Offenbach a. M.

Feuilleton.

*** Capitain Kennedy erzählt in seinem Reisewerke seinen Besuch bei dem französischen Befehlshaber in Medea, dem General Marey, wo der englische Reisende und seine Begleiter in das Leben unter den Beduinen und die wilden Ergötzlichkeiten des Atlas eingeweiht wurden. Dabei wird eines zahmen Löwen gedacht, den der General in seinem Hause hielt. „Der Löwe," wird berichtet, „trat in das Gemach, worin wir uns befanden, von dem Diener blos leicht an der Mähne gehalten, die, obwohl nur einen Fuß lang, dem Thiere ein respektables Aussehen gab. Er schien sich wenig daraus zu machen, daß wir Fremde waren, denn indem er wie ein großer Hund im Zimmer umherlief, litt er es, daß wir uns kleine Freiheiten mit ihm herausnahmen, indem wir ihm auf den Rücken klopften, uns eine Pfote geben und seine Klauen und Zähne zeigen ließen. Jedoch zeigte er besondere Vorliebe für seine alten Bekanntschaften; denn er legte sich vor sie nieder und zeigte ihnen, daß er auf dem Rücken gekrant sein wollte. War ihm dies ein paar Mal geschehen, so begann er zu gähnen und schickte sich an einzuschlafen, als man ihm den Rauch einer Cigarre in's Gesicht blies, was ihm augenscheinlich gar nicht zu gefallen schien. Er sprang schnell auf, zog die Nase ein und wies ein paar Reihen scharfer Zähne, — ein sicheres Zeichen, daß ihn das Ding verdrossen. Ein herzliches Niesen schien jedoch schnell seine gute Laune wiederherzustellen; ohne ferner zu grollen, gab er dem Capitain Mortenot, seinem Beleidiger, die Pfote, indem er liebkosend seinen Kopf gegen dessen Knie rieb." Bl. f. l. U.

*** In der jetzigen Zeit der Sommerhitze und des — Eises ziemt es sich wohl, denen eine dankbare Erinnerung zu widmen, deren Kunst zuerst mit kühlenden Getränken der leidenden Menschheit zu Hilfe kam. Es sind nun ungefähr zweihundert Jahre, daß man in Europa Eis ißt. Die Italiener, welche fast alle Erfrischungen erfunden haben, erdachten die kühle Limonade unter Papst Urban VIII., die bald allgemein beliebt wurde, über alle Länder sich verbreitete und nicht weniger dazu beitrug, die Lebensweise völlig umzugestalten als der Kaffee, der ungefähr zu derselben Zeit in

Digitized by Google

Gunst kam. Es entstanden Häuser, in welchen Limonade und Kaffee verkauft wurden, die Leute giugen dahin, um sich an diesen neuen Getränken zu erquicken und so war die erste Veranlassung zu dem Heraustreten der Männer und Frauen aus dem engen Familienkreise und zu dem Wirthshausleben gegeben, das von so großen Folgen in Europa gewesen ist und die neue Richtung der Zeit bestimmt hat. Einige Zeit nach der Erfindung der Limonade erfand der Florentiner Prorop in Paris das Eis, wie man es jetzt genießt; aber wird man jetzt glauben, daß die Behörde damals den Genuß des Eises nur in drei Monaten des Jahres gestattete? Erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an darf Eis zu jeder Jahreszeit verkauft werden. Uebrigens wird in unsern Tagen in Paris das bisher gewöhnliche Eis durch den — Granit verdrängt. Der Granit — woher der seltsame Name kommt, wissen wir nicht — ist übrigens nicht etwa etwas Hartes, Festes, sondern im Gegentheil ein Eis, das weicher, schmelzender und flüssiger ist als das, welches man bis jetzt genoß. Man macht den Granit mit allen Früchten und Essenzen, sehr gern mit Champagner; der beste ist aber der andalusische Granit mit Respaldiga-Wein, einem feurigen spanischen Rebenblute, das die Königin Christina zuerst in die Mode brachte, nachdem es schon lange das Lieblingsgetränke ihres Freundes Munnoz gewesen war. A. M. Z.

o*o Auf der Königsberger Bühne wurde vor Jahren die Oper „das Kästchen mit der Chiffre" auf eine drollige Weise gestört. Der Prinz sang soeben mit seiner Geliebten das zärtliche Duett und auf einem Hügel des Hintergrundes harrte der furchtbare Eber, der nach Beendigung des Musikstückes sich auf die Dame stürzen soll, um vom Prinzen erlegt zu werden. Der Eber war ein in eine Schweinshaut eingenähter Soldat, welcher großes Vergnügen an Musik hatte. Um nun den Gesang zu hören, näherte er sich dem Waldflügel so viel als möglich und vergaß dabei, daß sein wilder Schweinskopf einen bedeutenden Vorsprung vor der eigenen Physiognomie bildete. Da der Kopf von einigen Zuschauern gewahrt und darum ein leises Zischeln bemerkbar wurde, stürzte der Inspizient, den Grund der Störung gewahrend, wie ein Rasender hinter den Eber-Soldaten und rief ihm zornig zu: „Will er gleich zurück!" Darüber erschrack der arme Thiermensch so sehr, daß er einen Fehltritt that, über das deckende Versetzstück seines Gerüstes herunterfiel und nun zum Ergötzen der Zuschauer bis an den Soufflierkasten kugelte. Das Duett, so unerwartet zum Terzett umgewandelt mußte aufhören, lautes Lachen erstickte auch die stärkste Trompete; erst als Ruhe wieder eintrat, richtete sich der arme Eber hoch empor: „Wat is da zu lachen, ick habe mir beinahe de Beene zerbrochen" — rief er unter Schluchzen und ging ab unter dem Jubel der Versammlung. Orig.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 14. Juli.)

Ueber Auber's „schwarzen Domino," der am 1. Juli zum erstenmale im Theater an der Wien aufgeführt und mit mäßigem Beifall aufgenommen wurde, gibt A. Schmidt folgendes summarische Urtheil: „Die Oper ist immerhin reich an jenen den Franzosen eigenthümlichen melodischen Pikanterien in der Behandlung der Singstimme, so wie sie nicht minder in der Instrumentation sehr viele wirksame Einzelheiten enthält; allein dem Ganzen fehlt ein bestimmt ausgesprochener musikalischer Charakter; während z. B. die Partie der Angela, die allein bevorzugte, mitunter ganz im italienischen Style gehalten ist, affectirt die Instrumentation bisweilen (freilich wohl nur auf kurze Momente) deutsche Gediegenheit; der Hauptcharakter aber bewegt sich in der leichtfertigen Manier der neuen französischen Schule. Wer in den Charakteren dieser Oper eine konsequente Durchführung, in den Chören und Ensembles die Kraft des musikalischen Ausdruckes anzutreffen meint, wird sie vergebens suchen. Die Instrumentation verbirgt ihre Gehaltlosigkeit hinter einem Anstrich von Eigenthümlichkeit und Ernst, die jedoch nichts weiter als gesuchte Instrumental-Effekte sind. Am gelungensten erweisen sich jene Stellen, wo der Componist den nationalen Charakter durchschimmern und den Humor in den Vordergrund treten läßt."

— Die diesjährige Wiener Kunstausstellung scheint vorzugsweise an Genrebildern und Landschaften reich gewesen sein. Dagegen wird über den Mangel an Kupferstichen geklagt. Die meisten Wiener Kupferstecher sollen unbeschäftigt sein. Werfen wir einen auch nur flüchtigen Blick auf die Novitäten der deutschen Kunsthandlungen, so werden wir eine Regsamkeit bei den englischen und französischen Kupferstechern bemerken, die nur durch die große Theilnahme des gebildeten Publikums jener Länder an solchen Werken erklärlich sein kann. Warum findet gerade in Deutschland das sonst so gründliches in der Kunst erstrebt, der solide Kupferstich keine hinreichende materielle Unterstützung mehr, der leichtfertigeren Litographie gegenüber? — Die Bildhauerkunst soll dagegen in Wien jetzt wieder einen erfreulicheren Aufschwung genommen haben im Vergleich mit früheren Jahren. Hierüber sagt das „Kunstblatt zu den Sonntagsblättern" sehr treffend: „Wäre die Apathie gegen die Plastik, der Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums noch länger wie in der letzten Jahren fortgeschritten, so wären wir bald in Gefahr, daß zu jeder Gartenverzierung oder jeder Büste aus Paris oder Italien ein Künstler nach Wien berufen werden müßte. Es liegt im Interesse der Künstler wie der Kunst, einen starken Damm gegen das Ueberwuchern der plastischen Fabrikarbeiten aufzubauen. Letztere bedrohen die Plastik als Handwerk und korrumpiren den Geschmack des Publikums. Denn die Plastik beruht auf einem tüchtigen Handwerkerstande, den Steinmetzen, Stukkaturarbeitern und Holzschneidern. Wir wünschen daher, daß unsere Bildhauer eine ihren Kräften angemessene Unterstützung erhalten möchten, und daß diese sich nicht schämen möchten, nebst achtbaren Künstlern auch tüchtige Handwerker zu sein. Wahrlich, wie die Kunst dem Handwerke noth thut, so und fast noch mehr thut es noth, daß der Künstler zum Handwerker hinabsteige." Bei allen in Wien ausgestellten Bildhauerarbeiten — und es scheinen ganz erfreuliche Erscheinungen darunter zu sein — wird übrigens getadelt, daß ihnen das Modell noch zu sehr anklebe, und hier ist freilich der wundeste Fleck unserer ganzen modernen Plastik. — R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 15. Juli. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abtheil., von Friedrich Halm. (Gastrolle) Griseldis: Fräulein Damböck, vom königl. Hoftheater zu Hannover.

Donnerstag, den 16. Juli. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini.

Montag, den 20. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Neu einstudirt: Titus, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 195. Freitag, den 17. Juli 1846.

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Fortsetzung)

„Wir durchsuchten den Wald in einem Umkreis von dreißig Meilen, wir setzten über den Mississippi, gingen wieder bis Memphis aufwärts, stiegen bis nach Helena und den Jasonstrom zu Thal — nichts, immer nichts! Wir kehrten heim, wie wir ausgezogen waren, ohne Nachrichten von meinem Jungen.

„Als ich hier in's Haus trat, fand ich alle Bewohner der Umgegend versammelt. Wir machten uns insgesammt zum zweitenmal auf und durchsuchten den Wald nach allen Richtungen. Nicht ein Strauch, nicht ein hohler Baum blieb von unsern Nachforschungen unberührt. Wir stießen auf eine Menge von Damhirschen, Bären und Panthern, aber meinen Jungen fanden wir nirgends. Nach sechs Tagen eines jammervollen Lebens kehrte ich in mein Haus zurück; aber die Verzweiflung lagerte sich an meinen Herd, Alles, was ich sah, schmerzte mich, und mit Schrecken dachte ich immer an meine Heimkehr.

„Meine Wangen fielen ein, meine Beine waren wie zerschlagen: aber die Leiden des Körpers waren nichts im Vergleich zu denen des Gemüths. Krank, das Herz von Bitterkeit getränkt, streckte ich mich auf's Lager. Am folgenden Tag besuchte mich einer meiner Nachbarn. Er hatte zu Hopefield von einem Mann aus der Grafschaft Miller erfahren, daß sich auf den Straßen von Neumadrid ein Individuum hatte sehen lassen, dessen Signalement genau auf den Räuber meines Kindes paßte; er trug, so erzählte man, ein schwarzes Kleid, ritt ein braunes Pferd nnd hielt einen Knaben vor sich auf dem Sattel. Sogleich vergaß ich Erschöpfung, Leiden, — Alles, sprang aus dem Bett und verschaffte mir ein feuriges Roß — das meinige war ermattet zum Umfallen. Ich jagte Tag und Nacht, unanhaltsam, — es sind von hier bis nach Neumadrid dreihundert Meilen, — dort fand ich den Mann, das Pferd und den Knabrn, aber — es war nicht mein Kind! Der Mann war ein Bürger aus Neumadrid selbst, und vor kurzem mit seinem Söhnchen von einer Reise heimgekehrt, die er in die Grafschaft Miller gemacht hatte. Wie ich wieder hierher gekommen, das weiß ich nicht. Unweit Hopefield wurde ich von einigen Leuten aufgefunden, die mich nach Hause brachten. Vierzehn Tage lang lag ich im Fieberwahnsinn.

„Indessen hatten meine Nachbarn den Hergang dieses schrecklichen Kinderraubs in allen Zeitungen von Arkansas, Tennessee, Mississippi, Missouri und Louisiana bekannt machen lassen. Meine Freunde und ich hatten einige hundert Meilen durchstreift — und das Alles vergebliche Mühe!"

„Nein," rief er in herzzerreißenden Tone aus, „wenn mein Kind von einem Bären oder Panther erwürgt worden wäre, so hätte mich das tief gebeugt — es war mein einziger Sohn. Aber geraubt, guter Gott! mein Kind, mein armes Kind geraubt!"

Mit großen Schritten maß er das Zimmer, die Hände krampfhaft zusammengeballt und weinend wie ein kleiner Knabe. Sogar der Schmerz seines Weibes, der gewiß nicht weniger überwältigend war, verrieth sich äußerlich nicht durch so heftige Symptome.

„Morgens," fuhr er schluchzend fort, „morgens, wenn ich an die Arbeit gehe, kömmt es mir vor, als sei mein Dougal da, stehe vor mir, und meine Arme lasse ich unthätig sinken, als wären sie von Blei. Abends, wenn ich mich niederlege, ziehe ich sein Bettchen neben das meine und rufe ihn beim Namen — aber es ist kein Dougal da! Mit einem Wort, ich mag wachen oder schlafen, unaufhörlich steht mir Dougal vor den Augen. Wollte Gott, ich wäre todt! Ich habe geflucht und gelästert, ich habe geschworen und gebetet, ich habe geweint und geklagt, aber der Himmel will sich meiner Leiden nicht erbarmen!"

Der herben Schicksale und des Jammers habe ich in meinem Leben viel gesehen, aber niemals ist mir ein Mann vorgekommen, den sein Schmerz so zu Boden gedrückt hätte! Hier hatte ich wirklich einen maßlosen, unsäglichen Gram von mir. Wir suchten ihn mit Trostgründen aufzurichten, einige Hoffnung in ihm anzuregen, aber sein Auge blieb starr, sein Geist war abwesend und ohne Zweifel verstand er nicht ein Wort von dem, was wir ihm sagten.

Innerlichst erschüttert, drückten wir diesen Unglücklichen die Hand, und nachdem wir ihnen angelobt hatten, nach allen Kräften mitzuwirken, daß sich der Schleier, welcher dieses geheimnißvolle Ereigniß verhüllte, lüfte, und ihnen nach Möglichkeit beizustehen, damit das Kind wieder aufgefunden werde, eilten wir, aus diesem Hause der Trauer hinauszukommen.

Ich hatte seitdem oft an diesen unglücklichen Vater gedacht und in Uebereinstimmung mit meinen Freunden vielfältige Schritte gethan, um dem Urheber seiner Leiden auf die Spur zu kommen; aber alle unsere Bemühungen blieben ohne Erfolg. Indessen war der Raub dieses Kindes von allen öffentlichen Blättern erzählt und in allen großen und kleinen Kreisen der Hauptgegenstand der Unterhaltung geworden. Man bot Belohnungen an, man nahm sogar einige Verhaftungen vor; aber der Faden, der auf die Spur des Schuldigen führte, war nirgends zu finden.

Sechs Wochen waren verstrichen, als mich Geschäfte nach Natchez riefen, wo ich an einem schönen Mittag des Januar eintraf. Kaum hatte ich den Fuß an's Land gesetzt und stieg mit einem meiner Freunde den Kalkhügel hinan, der aus der untern Stadt in die obere führt, als ein wirrer Lärm unser Ohr traf. Etwas weiter hinauf erblickten wir ein großes Gedränge vor dem Hause des Richters Burr. Wir beflügelten unsere Schritte, um zu sehen, was es da gebe.

Digitized by Google

Die Versammlung bestand aus dem bessern Theil der Einwohnerschaft von Natchez — aus Männern, Frauen und Kindern; die Männer bildeten indessen die Mehrheit. Stille Angst malte sich auf den meisten Gesichtern, auf denen man zugleich einen Ausdruck des Mitleidens las, der mit dem gewöhnlichen Tosen und Toben einer solchen Menschenmasse seltsam contrastirte. Ich sah Mütter, welche instinktmäßig ihre Kinder an die Brust drückten, und dieselben umklammerten, als fürchteten sie, sie möchten derselben beraubt werden. Ich zog Erkundigungen ein und vernahm, daß man endlich den Kinderräuber gefunden, oder wenigstens einen Mann festgenommen habe, der dringend verdächtig sei, den Sohn Clarke's in der Grafschaft Hempstead geraubt zu haben.

Diese Nachricht machte mir nicht wenig Freude, denn ich hatte mir die Sache zu Herzen genommen. Ich versuchte, durch die Menge zu dringen, aber diese war so compact, daß ich meinen Vorsatz aufgeben mußte. Die Frauen insbesondere behaupteten ihre Stellung mit bemerkenswerther Ausdauer, denn der Kinderraub interessirte sie im höchsten Grad, aber, die Wahrheit zu sagen, so fühlten sich alle Glieder der Gesellschaft in gleichem Maße betheiligt, daß eine so maßlos freche Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze nicht ungeahndet bleibe.

Wir warteten etwa zwei Stunden und während dieser Zeit wuchs die Menge unaufhörlich an. Alle Fenster waren mit Köpfen besetzt.

Endlich ging die Thüre auf, und der Gefangene von zwei Konstablern geführt und von dem Sheriff gefolgt, trat aus dem Hause des Richters, um in den Kerker gebracht zu werden.

„Da ist Er! Da ist Er!" ging es mit dumpfer, ängstlich schneller Stimme wie ein Lauffeuer durch alle Frauen, indem sie ihre Kinder enger an die Brust schlossen und mit Fingern auf den Verbrecher zeigten.

Und sicherlich, wenn jemals die äußere Erscheinung einen innern Menschen verrathen hat, so müßte der da der Kinderräuber sein. Man konnte sich kein abstoßenderes Gesicht als das seinige denken, — eine harte, widerliche Physiognomie, von einem zugleich düstern, gehässigen und spöttischen Ausdruck. Wenn man ihn ansah, wurde einem zu Muth wie bei dem Anblick mancher giftiger Thiere; man empfand eine Art Ekel. Seine grauen Augen heftete er an den Boden, oder, wenn er sie zuweilen aufschlug, einen Blick auf die Menschenmenge zu werfen, so machten sich Bosheit und Frechheit diese Blicke streitig. Man erkannte ihn auf der Stelle für einen Irländer. Er war von mehr als mittlerer Größe, sein Gesicht hatte einen rohen Schnitt, seine Wangen waren hohl, seine Lippen aufgeworfen: in der ganzen Erscheinung des Mannes lag etwas Wildes, Unbändiges. Sein blauer Rock und seine Hose waren eins wie das andere stark abgetragen; der Hut hoch und schmutzig, seine Fußbekleidung zerfetzt und demnach ganz zu seinem übrigen Kostüm passend.

Bei seinem Anblick durchzuckte es die ganze Masse wie ein electrischer Funke; aber dieser erste Eindruck des Schauders wich bald einem Gefühl innerster Seelenangst und Verzweiflung.

„Wenn der das Kind gestohlen hat," sagten einige Männer, „so ist es verloren für immer."

(Schluß folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

Von Fr. Schütz.

(Fortsetzung.)

Belgien muß aber nun auch in der Literatur seine Nationalität und Selbstständigkeit erringen. Dies ist jetzt unser Wahlspruch. —

Sogleich beim Eintritt in die Untersuchung dieser wichtigen Erscheinung begegnen wir aber der Frage:

Welches von den beiden in Belgien herrschenden Idiomen ist dazu bestimmt, das Organ dieser Volksliteratur zu werden? Ist es die französische Sprache, — ist es die flamändische Mundart? —

Ohne Zweifel, — antwortet der französische Stamm, — ist es unsere Sprache. Kaum vermögen die großen Völker Europa's ihr den hohen Rang streitig zu machen, auf den der Ruhm und Glanz von Jahrhunderten sie erhoben haben. Wie sollte ein roher Volksdialekt, unbekannt im Auslande, die Ehre in Anspruch nehmen können, unser literarisches Organ zu werden?

Im Besitze einer vollkommen ausgebildeten, ruhmvoll bekannten Sprache, deren Reichthum, Klarheit und Schönheit unserm wissenschaftlichen und poetischen Genius das herrlichste Instrument darbieten, sollten wir den thörichten Gedanken fassen, sie einem Dialekte aufzuopfern, der erst noch mit seiner bloß materiellen Ausbildung beschäftigt ist, dessen glänzendster Erfolg nur die Erzeugung einer unbedeutenden Lokalliteratur eines kleinen Stammes sein kann, während das französische Wort unserer Gelehrten, unserer Denker, die französischen Laute unserer Leier über den ganzen Erdkreis hin ertönen?

Uebrigens besitzt sie schon die Herrschaft in unserm Vaterlande: während das flamändische Idiom, ohne höhere Ausbildung, ohne ihren Kreis zu erweitern, in der Sphäre des gewöhnlichen Alltagslebens eingeschränkt bleibt, bedienen sich die Künste, die Wissenschaft, die höhere Welt, die Regierung, die Volksvertretung unserer Sprache allein. Ihre Herrschaft ist so mächtig, so anerkannt, daß jeder Denker des flamändischen Stammes selbst dieselbe anwenden muß, wenn er zu dem ganzen Lande sprechen will. In ihr allein können wir also das den geistigen Bestrebungen so nöthige Einheitsprinzip finden. Sie enthält daher alle Elemente eines sichern glänzenden Erfolges. Sie allein kann und darf das Organ unserer Nationalliteratur werden.

So sprechen die Bewohner des französischen Belgiens. Ihnen erwiedern die Flamänder:

Es ist wahr, ihr seid im Besitze einer längst ausgebildeten glänzenden Sprache, aber ihr habt Nichts für ihren Ruhm gethan, ihr habt sie nicht geschaffen, ihr könnt euch derselben nicht frei bedienen, sie ist für euch ein Gesetz, dem ihr blinde Unterwerfung schuldig seid. Durch sie gehört ihr einem fremden Volke an; statt in derselben ein Prinzip der Einheit für unsere Nation zu erblicken, sehen wir, daß durch sie eure Selbstständigkeit, eure Eigenthümlichkeit verschwindet. Allerdings könnt ihr durch sie zu Europa sprechen, aber die Völker werden eure schwachen Laute nicht von der mächtigen Stimme Frankreichs unterscheiden. Ihr hört auf Belgier zu sein, um euren Tribut einer fremden Literatur zu bringen.

Nur durch die Selbstständigkeit ihrer Idiome haben die verschiedenen Völker ihren literarischen Namen in die Weltgeschichte eingeschrieben.

Digitized by Google

Uns gehört daher das große Werk der Gründung einer Nationalliteratur in Belgien. Denn wir besitzen eine freie, selbstständige Sprache. Durch sie unterscheiden wir uns vollständig von unserm Nachbarvolke des Südens, in dessen große Einheit man uns euretwegen so oft irrthümlich einschließt. Ist auch unser Idiom ein Glied der großen germanischen Familie, so verschwindet es dennoch ebensowenig in derselben, als die Eigenthümlichkeit der schwedischen, holländischen, dänischen Sprache. Der Ruhm, den wir erringen können, wird daher unser alleiniges Eigenthum sein. Wirft man unserer Sprache vor, noch in einfacher Rohheit sich in dunkler Sphäre zu bewegen, so freuen wir uns dessen, denn da, wo Alles noch zu schaffen ist, bleibt auch das Errungene das ungetheilte Eigenthum des Schöpfers.

Van Eyck, Hemmling, Van Dyck, Rubens und so manche Andere noch sind im Pantheon der Künste die Vertreter Belgiens: sie alle sind Flamänder. So werden einst Männer unseres Stammes allein den Namen des Vaterlandes in die Annalen der Literatur einschreiben.

Wer von den beiden um die Herrschaft Streitenden hat Recht?

In ihren ausschließlichen Ansprüchen weder der Eine noch der Andere, aber Beide enthüllen in diesem Streite die schwache Seite des Gegners.

So groß auch der unverkennbare Vorzug der französischen Sprache vor dem flamändischen Dialekte sein mag, so offenbar auch deren Herrschaft über den flamändischen Stamm stets fühlbarer, einflußreicher sich erweist, so wenig kann dieselbe als ausschließliche Nationalsprache Belgiens betrachtet werden; selbst der Fortschritt der französischen Bildung in der flamändischen Bevölkerung wird nie deren Ursprache vertilgen; dieselbe ist im Gegentheil, seitdem das Streben nach einer Nationalliteratur sich geltend macht, in eine neue Ausbildungsperiode getreten.

Wir werden später Gelegenheit haben, deren Bedeutung und Wirken hervorzuheben, vor der Hand halten wir es für genügend, dieselbe anzudeuten, um den Beweis zu vollenden, daß die französische Sprache nicht allein die geistige Herrschaft in Belgien besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Anton.

2. Die Kunstausstellung.

Unser Kunstsalon ist vor einigen Tagen geschlossen worden. Eine detaillirte Analyse der ausgestellten Werke ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Da es für die auswärtigen Leser ohnehin wenig Interesse haben kann, zu erfahren, wie sich die, oft höchst subjektive Meinung über den Werth oder Unwerth eines Bildes ausspricht, und man sich von der Richtigkeit eines gefällten Urtheils doch nur durch die Autopsie überzeugen kann, so ist es am besten, das mißliche und undankbare Geschäft der Detailkritik den Lokalblättern zu überlassen, denen damit zugleich ein schöner Vorwurf gegeben wird, mit den prosaischen und endlosen Beschreibungen jedes, nur einigermaßen hervortretenden Bildes die manuscripthungrigen Spalten für einige Wochen und darüber hinaus zu füllen. — Ich werde daher unsere Ausstellung am Ende dieses Aufsatzes ganz kurz skizziren, und zwar bloß zu dem Zwecke, um meinen übersichtlichen Bemerkungen über unsere Kunstzustände, die ich vorausschicke, dadurch eine gewisse Folie zu verleihen. Ich will daher keine Steckbriefe für Gemälde schreiben, sondern Künstler und Kunstverhältnisse schildern, wenn auch nur fragmentarisch, skizzenhaft, wie es eben in dem Rahmen eines kurzen Berichtes möglich sein kann.

Oesterreichische Kunst und Literatur hatten von jeher das traurige Loos, nicht blos von dem außerösterreichischen, sondern sogar und oft noch mehr von seinem einheimischen Publikum über die Achsel angesehen zu werden; bisweilen verdient, oftmals unverdient. Die Literatur hat sich von diesem gewissen bagatellmäßigen Ignoriren, das früher jedes österreichische Kunstprodukt mehr oder weniger getroffen hat, und von diesem regelmäßigen Unterordnen ohne Ausnahme schon längst emanzipirt; ja sie hat sich in vielen Literaturzweigen als vollkommen ebenbürtig und in mancher Branche sogar als berechtigt gezeigt, dem ganzen übrigen Deutschland die Fahne vorzutragen. Die österreichische Literatur hat sich in den letzten Decennien mit Riesenschritten ein weites Terrain erobert, aus dem man sie nicht so leicht zu verdrängen im Stande sein wird, während ihre Stiefschwester, die Kunst noch immer innerhalb ihrer vier engen Mauern verlassen seufzt und sehnsüchtig schwärmt: „in die Ferne, ach so gerne", dabei eine alte Jungfer wird und sitzen bleibt. Die gute Dame kennt aber auch ihr eigenes Interesse nicht; sie ist zu sittsam und lebt zu eingezogen. Bei den Musen ist aber in Beziehung auf die Oeffentlichkeit das Verhältniß ein ganz anderes, als bei einem gewöhnlichen soliden Frauenzimmer, bei welchem das Renommée hauptsächlich davon abhängt, so wenig als möglich in's Gerede zu kommen und überhaupt der argen Welt ganz unbekannt zu bleiben; bei diesen „freien Frauen" findet das Gegentheil Anwendung — je ausgebreiteter die Connaissancen, je populärer der Name, — desto preiswürdiger. Aber unsere Kunst ist in dieser Beziehung das tugendhafteste Frauenzimmer, das man sich nur denken kann, zum größten Leidwesen ihrer Verehrer und zu ihrem eigenen Schaden. — Zwar haben schon einige Werke eines berühmten Thier- und Landschaftmalers sogar den Weg über den Kanal gefunden und geben Zeugniß von den Fortschritten deutscher Kunst, stolz prangend in den Villen reicher Britten, allein leider sind das nur Ausnahmen von der Regel, und haben selten eine Einwirkung auf die Kunst im Allgemeinen. — Sonst hält unsere Kunst mit ihren Erzeugnissen eben so hinterm Berge, als sich die Erzeuger derselben mit wenigen Ausnahmen entschließen können, den Fleck, auf dem sie geboren wurden und gelernt haben, zu verlassen und hinauszustreifen in die weite Welt und „Menschen und Gegenden" nicht aus Büchern, sondern durch die frische, freie und lebendige Anschauung zu studiren und im Kunstwerke zu reproduziren. Unsere gute Kunst hat auch überhaupt eine so schwache Konstitution und so reizbare Nerven, daß sie jedes lebhafte Gespräch über ihre guten und schlechten Eigenschaften, jede Debatte über ihre Zukunft fürchtet, den leisesten Tadel nicht verträgt, und daher lieber in ihrer engen Stube sitzen bleibt, um nur von der scharfen Zugluft, die draußen im Freien weht, keinen Gliederschmerz davonzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Der als Physiker rühmlichst bekannte Direktor Dr. August theilt in der „Vossischen Zeitung" folgende Bemerkungen über den Einfluß der Eisenbahnen auf die Witterung mit: „Wenn ein ausgedehnter Theil der Erdoberfläche durch ein Netz von Eisenbahnschienen in elektrisch-leitende Verbindung gebracht ist, so wird die örtliche Anhäufung der Elektricität in der untern Luft gehindert, dadurch, daß die Eisenbahnschienen fortdauernd eine Ausgleichung der Elektrizität mit entfernten Gegenden bewirken. Es ist daher die Entstehung eines heftigen Gewitters erschwert, und ein entstandenes erleidet unausgesetzte, wenn auch geringe Abschwächung. Wie unsicher bis jetzt auch die Theorie der Gewitter sein mag, so ist doch so viel gewiß, daß der Ausbruch derselben eine Ausgleichung entgegengesetzter Elektricitäten und um so heftiger ist, je größer die vorher durch chemische Prozesse, welche die Verdunstung begleiten, hervorgerufene Spannung des Gegensatzes war. Findet daher ein Theil dieses Gegensatzes, nämlich die Elektrizität der unteren Luftschicht, eine Ableitung nach andern Gegenden hin, so wird die Spannung geringer und daher auch die Heftigkeit in der Ausgleichung schwächer. Es wird aber durch diese Ableitung auch der Einfluß gemindert, den die Elektrizität der untern Luft sonst auf die Wolken ausübt, indem sie ihren Gegensatz anzieht und dadurch Gewitterwolken an der elektrischen Stelle häuft. Das Gewitter wird sich daher im flachen Lande, wo Eisenbahn-Netze sind, nie zu derjenigen Anhäufung der Massen ausbilden können, welche da möglich ist, wo diese Leitungen fehlen. — Schon seit Jahren glaubt der Unterzeichnete eine Veränderung in den Gewitter-Erscheinungen hiesigen Ortes wahrzunehmen und macht daher die Physiker auf die Prüfung seiner Voraussetzungen aufmerksam. Als Faktum steht fest, daß in Berlin, seit hier der Brennpunkt mehrerer Eisenbahnstrahlen ist, heftige Gewitter noch nicht vorgekommen sind und alle Gewitter, die sich zeigten, einen raschen und gelinden Verlauf gehabt haben.

*** Erdbeben in Griechenland. Seit dem 8. Juni ist die Provinz Messenien von wiederholten Erdbeben heimgesucht worden. Aus den verschiedenen, zum Theil einander widersprechenden Nachrichten läßt sich der wahre Thatbestand schwer heraus finden, aber an manchen traurigen Ereignissen ist leider nicht zu zweifeln. Der Marktflecken Mikromani ist völlig zerstört worden; mehrere Dörfer hat dasselbe Schicksal getroffen. In der Stadt Nisi sind viele Häuser, welche den heftigen Erschütterungen widerstanden, von den Einwohnern verlassen worden. Calamata hat ebenfalls gelitten; die meisten öffentlichen Gebäude sind eingestürzt. Auf dem Lande sind die Verwüstungen noch schrecklicher. Mehrere Pflanzungen sind durcheinander geworfen (?) Die Erde hat sich an mehreren Punkten aufgethan, und Schlamm ausgeworfen. Bis jetzt ist nur eine geringe Anzahl von Getödteten oder Verwundeten namhaft gemacht worden; aber die Bestürzung ist unbeschreiblich, ganze Gemeinden haben ihre Wohnsitze verlassen, und leren von Ort zu Ort. Am 16. Juni dauerten die Erdstöße, wenn auch schwächer und seltener, noch fort, und die Gemüther waren noch keineswegs beruhigt. Die Regierung hat schnelle Anstalten getroffen, um den unglücklichen Messentern Hülfe zu leisten. Mehrere angesehene Personen entschlossen sich, Athen zu verlassen, um durch ihre Gegenwart den trostlosen Messeniern einigen Muth einzuflößen. In Athen sind Sammlungen veranstaltet worden, um den Unglücklichen schnelle Hülfe zu leisten. A. Thz.

*** Von den Ersparnissen, welche während der Intendantur des Herrn von Küstner bei dem Berliner Hoftheater gemacht wurden, schenkte der König Herrn von Küstner 1000 Thaler. Dieser machte davon einen durchaus rühmenswerthen Gebrauch, indem er darum nachsuchte, dieselben unter das niedere Theaterpersonal, die schlecht besoldeten Proletarier des Theaters, vertheilen zu dürfen. Ein Plan des Herrn von Küstner, durch kleine Einlagen der angestellten Theatermitglieder eine Kasse für das niedere Personal des Theaters zu bilden, scheiterte an mangelnder Theilnahme Seitens der Bühnenkünstler. Hmrst.

*** Bei seinem Aufenthalt in Birmingham ließ Ibrahim Pascha sich durch die Neugier verleiten, das Skelett eines Wallfisches, welches jetzt dort gegen einen Penny Eintrittsgeld gezeigt wird, zu sehen. Er trat mit seinem Gefolge in die Bude, und ließ sich von dem Besitzer herumführen. Als er aber wieder heraus wollte, war der Führer verschwunden. Dieser hatte nämlich einen Augenblick benutzt, um zu entwischen, und rief nun draußen aus Leibeskräften der Menge zu: „Jetzt ist's Zeit, meine Herren und Damen, einzutreten. Ibrahim, der König von Egypten, und alle seine Offiziere sind in meines Wallfisches Bauch, und können ohne mich nicht wieder heraus. Bald war der Wallfischbauch trotz des im Nu verdoppelten Eintrittsgeldes mit Menschen vollgepfropft, und Ibrahim war froh, durch einen endlich gefundenen kleinen Ausgang aus dem Labyrinthe zu entkommen. Corr..

*** Rosas, der bekanntlich an der Spitze der argentinischen Republik steht und nach übereinstimmenden Berichten einer der blutdürstigsten und grausamsten Tyrannen ist, welche jemals die Erde befleckt haben, hat nach einer Flugschrift von Indarte, die 1845 in Montevideo erschien und welche die Namen der vornehmsten Opfer des Tyrannen, so wie ihre Todesart aufzählt, folgende Anzahl von Personen, blos ihres politischen Glaubens wegen, umbringen lassen, nämlich 4 durch Gift, 3765 durch Kehlabschneiden, 1393 durch Erschießen und 722 auf verschiedene andere Art, im Ganzen fünftausend achthundert und vierundachtzig Personen!

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 15. Juli.)

Am 17. vorigen Monats hat Herr von Bandel den Schlußstein zum Unterbau seines Armins-Denkmals mit eigener Hand gefügt. Die Energie dieses Künstlers ist in der That zu bewundern, denn trotz der großentheils mangelnden äußeren Unterstützung, läßt er doch nicht ab, das einmal gesteckte Ziel fest zu verfolgen. So hat er, obgleich doch eigentlich nur Bildhauer, den an 90 Fuß hohen Unterbau selbst aufführen lassen und überall thätig Hand angelegt. — Daß der Vollendung der Statue selbst noch pekuniäre Hindernisse im Wege stehen, ist freilich zu beklagen, wenn man aber, wie es von Arndt geschehen ist, und von Anderen nach ihm, deßwegen die Theilnahme der Nation an andern Werken der bildenden Kunst verdammt, die doch am Ende ein weit höheres ästhetisches Interesse haben, so ist dies eine Einseitigkeit, welche zwar dem historischen Vorkämpfer des nationalen Prinzips, einem Arndt, wohl ansteht, aber den Andern nicht. — R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 16. Juli. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini.

Montag, den 20. Juli (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Neu einstudirt: Titus, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 196. Samstag, den 18. Juli **1846.**

Das geraubte Kind.

Eine nordamerikanische Skizze.

(Schluß.)

Sobald sich die Menge wieder verlaufen hatte, eilte ich zu einem meiner Bekannten, der bei der richterlichen Behörde war und mir nun folgende Aufschlüsse gab:

Etwa einen Monat nach unserer Excursion in die Grafschaft Hempstead hatte Clarke durch die Post einen mit „Thomas Tutti" unterzeichneten Brief erhalten, der den Stempel von Natchez trug. Man unterrichtete ihn in dem Briefe, daß sein Sohn noch lebe, daß Schreiber desselben wisse, was aus ihm geworden sei, und daß man ihm in dieser Beziehung, sofern er seiner Antwort ein Billet von fünfzig Dollars beilegen wolle, nähere Mittheilungen machen würde. In letzterem Falle, war hinzugefügt, müsse sich Mistreß Clarke allein an einen bezeichneten Ort verfügen, weitere zweihundert Dollars mitbringen, und wenn sie diese baar und richtig ausbezahlt, dann solle ihr der Sohn wieder zurückgegeben werden.

Kaum hatte der unglückliche Vater diesen Brief empfangen, mit dem ihm ein neuer Hoffnungsstrahl aufgegangen war, als er dem Rathe einiger seiner Nachbarn folgend, eiligst an den Postdirector in Natchez schrieb. Er erzählte ihm genau den Vorfall, und bat ihn, das Individuum, welches seine Antwort reclamiren würde, sogleich festnehmen zu lassen. Vier Tage nach Empfang von Clarke's Schreiben erschien der verhaftete Irländer am Schalter der Post und fragte, ob kein Brief unter der Adresse Thomas Tutti angekommen sei. Der Director wußte den Mann unter irgend einem Vorwand aufzuhalten und ließ einen Konstabler holen, mit dem vorher Verabredung getroffen war. Dieser stellte sich eiligst ein und verhaftete den Elenden.

Aus dem Verhör, welches man ihn bestehen ließ, ergab sich, daß er sich seit einiger Zeit in Natchez und der Umgegend umhertrieb und daß er sogar versucht hatte, dort eine Schule zu errichten. Aber da man nichts von seinen Antecedentien wußte und da sich überdieß etwas Seltsames, Geheimnißvolles in seinem Benehmen zeigte, so wollte seine Institut keinen rechten Fortgang haben, und viele Personen, die ihm ihre Kinder anvertraut hatten, nahmen sie bald wieder aus der Anstalt zurück.

Er war um diese Zeit unter dem Namen Thomas Tutti bekannt. Jetzt aber leugnete er, daß er so heiße, und stellte auch in Abrede, daß er der Verfasser des Briefes sei, dessen Schrift, ohne gerade merkwürdig zu sein, doch eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Feder bekundete. Man machte auch die Entdeckung, daß ihm alle Wege zwischen Natchez und Hopefield genau bekannt waren und so auch der Pfad, welcher von letzterem Flecken nach Clarke's Niederlassung führte. Nicht minder kannte er alle Buchten, Marais, Flüsse, ihre Tiefe, und ihr Fahrwasser. Diese verschiedenen Umstände zusammengenommen waren eben so viel starke Verdachtgründe gegen ihn und die Behörde hatte für gut befunden, ihn vor die Assissen zu schicken, als und weil er die Antwort auf den an Clarke gerichteten Brief reclamirte.

So stand die Sache. Indessen hatte man den Vater des geraubten Kindes eiligst von der Verhaftung des Gefangenen und von dem Resultat des ersten Verhöres in Kenntniß gesetzt. Fünf Tage später traf er mit dem kleinen Cesi in Natchez ein. Die ganze Stadt bezeugte ihm für sein Unglück die lebhafteste Theilnahme und die ausgezeichnetsten Advocaten boten ihm unentgeltlich ihre Dienste an. Der Irländer mußte zum zweitenmal vor dem Magistrat erscheinen; dort wurden ihm seine früheren Antworten vorgelesen und man suchte einige Mittheilungen über den dermaligen Aufenthaltsort des Knaben aus ihm herauszubringen; aber auf alle Fragen beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen.

Der kleine Cesi wollte den Angeklagten nicht wieder erkennen. Dieser jedoch, immer mehr in's Gedränge kommend und wahrscheinlich in der Hoffnung, die Hauptanklage von sich abwälzen zu können, wenn er gestehe, was er nicht länger zu leugnen vermochte, gab endlich zu, daß er den Brief wirklich geschrieben, fügte aber bei, daß er es nur gethan habe, um von dem Vater Geld zu erpressen. Während der Protocollführer dieses Geständniß niederschrieb, wendete er sich gegen Clarke und sagte mit einem satanischen Hohnlächeln halblaut zu ihm:

„Ihr habt mir einen bösen Streich gespielt, aber ich weiß Euch doch noch unglücklicher zu machen, als ich es bin;" und bezeichnete ihm zugleich Ort und Stelle, wo er die Kleider finden könne, die sein Sohn getragen.

Von einem Konstabler begleitet, begab sich der Vater an den bezeichneten Ort, fand dort in der That die Kleider seines Kindes und kehrte damit nach Natchez zurück. Der Angeklagte wurde auf's Neue vor die Schranken geführt und gestand nach einer Menge von Ausflüchten und widersprechenden Angaben, daß das Kind noch lebe, daß es aber Hungers sterben müsse, wenn man ihn länger im Gefängniß sitzen lasse. Mehr anzugeben weigerte er sich hartnäckig.

Die Zeit des Assissengerichts war gekommen. Eine ungeheuere Menschenmenge, durch das Interesse und die Eigenthümlichkeit dieses Criminalfalles angezogen, war von allen Seiten herzugeströmt. Alle Mittel wurden angewendet, um den Angeklagten zu vollständigeren Geständnissen zu vermögen; man ging so weit, ihm die Freiheit zu versprechen, ja ihm eine Belohnung zuzusichern; er beharrte auf seinem Schweigen. Schwere Verdachtsgründe, überwältigende Indicien schienen moralisch keinen Zweifel mehr aufkommen zu lassen über seine thätige Mitwirkung bei dem Raub des Knaben; aber es fehlten positive Beweise wie sie das amerikanische Gesetz fordert. Viele und bedeu-

Digitized by Google

tende Rechtsgelehrte sprachen die Ansicht aus, daß dieser Mann, von äußerster Noth getrieben und in der Verzweiflung, den Brief wirklich nur zu dem Zweck geschrieben haben könne, Geld zu erpressen. Der Angeklagte hatte das Gesetz für sich und wurde nur als Schreiber des Briefes und als Landstreicher zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die Entscheidung der Jury befriedigte weder den Richter, noch die Anwälte, noch das Publikum. In der Ironie des Angeschuldigten, in der wilden Freude, mit der er den Gram eines Vaters durch die peinlichsten Gefühle und den Schauder einer großen Menge bis zum Uebermaß steigerte, lag etwas so Scheußliches, so Teuflisches, daß sich Niemand des Bedauerns erwehren konnte, warum das Gesetz unmächtig sei, ihm die Züchtigung aufzuerlegen, die er so wohl verdient zu haben schien. Die Mitglieder des Barreau's machten in bittern Worten ihrem Unwillen Luft, von dem sie durchdrungen waren. Mit einem Wort, der Abscheu, welchen dieser Elende einflößte, war allgemein.

Die Bewohner von Natchez, besonders die der obern Stadt, bilden eine respectable Bürgerschaft und nehmen sogar in politischer wie in literarischer Beziehung eine höhere Stellung ein. Aber dießmal siegte bei ihnen die Leidenschaft über die Klugheit und einem überströmenden Rechtsgefühl nachgebend machten sie sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig, welche nur durch die Furchtbarkeit des Verbrechens einigermaßen entschuldigt werden kann. Am Abend des 31. Januar rotteten sie sich zusammen, in der wohl überlegten Absicht, der Unzulänglichkeit des Gesetzes abzuhelfen und vermittelst einer summarischen, wirksameren Procedur die Revision des Urtheils vorzunehmen. Einige der vornehmsten Bürger holten den Gefangenen aus seinem Kerker und stellten ihn vor seine neuen Richter. Man entblößte ihm den Rücken und mehrere Neger, mit ledernen Riemen bewaffnet, begannen ihn aus Leibeskräften zu geißeln. Die Wuth seiner improvisirten Henker schien sich bei jedem Streich zu verdoppeln. Lange Zeit bestand der Unglückliche hartnäckig auf seinem Schweigen; endlich aber vom Schmerz übermannt, versprach er Alles zu gestehen.

„In einem Marktflecken am Mississippi," erzählte er, „fünfzig Meilen oberhalb Natchez (er nannte den Ort mit Namen) wohnt eine Familie, deren Haupt es weiß, wo das Kind versteckt ist."

Der Sheriff hatte, wie man sich denken kann, an dieser Anwendung des Lynchgesetzes oder der Volksjustiz keinen Antheil genommen, und ohne die Sache an sich zu mißbilligen, die Augen zugedrückt und sich von dem, was vorging, nichts wissen gemacht. Aber er war nicht sobald von dem neuen Geständniß des Eingekerkerten unterrichtet worden, als er noch in derselben Nacht mit dem unglücklichen Vater nach dem bezeichneten Marktflecken abreiste. Dort langten sie am Morgen des folgenden Tages an und fanden eine sehr achtbare Pflanzerfamilie, die wie Jedermann von dem Raub eines Kindes gehört hatte, mehr aber nicht wußte. Nur der Gedanke, daß man sie einen Augenblick für schuldig halten konnte, bei einem solchen Verbrechen betheiligt zu sein, schien die rechtschaffenen Leute aufs Tiefste zu verwunden. Der Gefangene hatte noch einmal die Leichtgläubigkeit des Volkes zum Besten gehabt.

Diese traurigen Vorgänge und die vielfach getäuschten Hoffnungen äußerten bald einen höchst bedenklichen Einfluß auf die Constitution des armen Clarke. Von einem hitzigen Fieber befallen schwebte er mehrere Tage lang zwischen Tod und Leben. Indessen war die öffentliche Meinung mit ihrer gewöhnlichen Beweglichkeit allmälig aus großer Erregtheit in Indifferentismus übergegangen und der Tag der Freilassung des Irländers trat ein. Man hatte sich mittlerweile noch vielfach und wiederholt bemüht, ihm neue Geständnisse zu entlocken, aber vergebens — anstatt aller Antwort erreichte man nichts, als ein spöttisches, beleidigendes Hohnlächeln. Seine Haft weiter auszudehnen war unmöglich und er wurde in Freiheit gesetzt.

Dem Vater hatte man eingeredet, das Einzige, was er jetzt noch thun könne, sei, einen Vergleich mit dem Irländer zu versuchen. Er suchte ihn auf, wollte ihn rühren, flehte, warf sich ihm zu Füßen. Das Ungeheuer wandte sich mit eisiger Unempfindlichkeit ab und antwortete nichts weiter, als:

„Ihr habt mich unglücklich machen wollen; wohlan! es kommt Jeder an die Reihe!"

Bei diesen Worten stand der beklagenswerthe Vater auf und bedeutete dem nun der Haft Entlassenen, daß er ihn begleiten müsse. Sie setzten über den Mississippi. Jenseits Concordia angelangt, wiederholte Clarke zum letztenmale seine Bitte, aber mit dem feierlichen Schwur, wenn der Irländer auf seiner Weigerung bestehe, ihm den Ort zu bezeichnen, wo sein Kind versteckt sei, so solle er nicht lebendig seinen Händen entrinnen.

Der Irländer fragte, wieviel Bedenkzeit ihm gegeben werde.

„Eine Stunde," versetzte der Vater.

Einige Minuten lang schritt der Elende neben ihm her, er schien in Gedanken versunken; — da plötzlich fiel er über Clarke her, entriß ihm ein Pistol, welches dieser im Gürtel trug, hielt es ihm vor die Stirne und drückte ab . . . .

Der Schuß ging nicht los. Der Mörder rannte wie ein Verzweifelnder auf eine nahe Bucht zu, und stürzte sich hinein. Das Wasser schloß sich über ihm und er kam nicht wieder zum Vorschein. Eine Stunde später fand man seinen Leichnam.

Von dem kleinen Dougal hat man nie mehr etwas gehört.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Anton y.

(Fortsetzung.)

Ja, unsere Kunst ist ein äußerst häusliches Frauenzimmer; das ist zwar eine schöne, echt deutsche, und höchst lobenswerthe Eigenschaft, allein bisweilen ist es denn doch gut, wenn die Leute auch etwas davon wissen; besonders, wenn man berücksichtiget, daß der letzte Zweck eines Kunstwerkes doch meistens, wie bei einem Frauenzimmer darin besteht, es einmal an den Mann zu bringen, und dieß ohne ein bischen Oeffentlichkeit nicht leicht möglich wird. Ich glaube das ist wohl zu begreifen. — Indessen scheinen unsere Künstler von einem andern Gesichtspunkte auszugehen. Sie scheuen die Oeffentlichkeit und das große Publikum, statt daß sie demselben mit freudiger Begeisterung ihre Werke vorführen; oder sie halten vielmehr dasselbe nicht würdig ihre gottentstammten Produkte in Augenschein zu nehmen, und malen daher nur für eine Koterie gleichgesinnter Freunde und unbedingter Verehrer. Das gilt zwar nicht von Allen, aber von Vielen. — Was übrigens die große Masse des Publikums anbelangt, die liegt unsern

Digitized by Google

Künstlern nicht so sehr im Magen, denn sie lächeln höchstens über den vorlauten Unverstand, mit dem ein Laie sich eine Aeußerung oder gar ein Bedenken gegen ein Produkt ihrer Schöpferkraft erlaubt; aber die Kritik, die sich kein Blatt vor den Mund nimmt, und ohne Verblümung sagt: das ist schlecht, das ist mittelmäßig, — diese natürliche, biederbe und ungenirte Kritik genirt sie bedeutend. Viele meinen, es solle eine Kunstkritik überhaupt gar nicht existiren, und um diese unmöglich oder doch wenigstens unschädlich zu machen, haben sie vor ein paar Jahren Schritte gemacht, die man am besten mit Stillschweigen übergeht. Andere haben sich in ihrer Noblesse zurückgezogen, und da sie glaubten, die Kritik habe ihnen nicht genug Weihrauch gestreut, ihre neueren Werke der Ausstellung gänzlich entzogen, und sich dadurch auf eine auffallende Weise an der Kritik rächen und zugleich dem Publikum ihren höchsten Zorn fühlen lassen wollen. — Sonderbare Leute, diese Herren Künstler! Wollen sich von der Kritik emancipiren, und bedürfen derselben gerade am meisten. Wollen ein Privilegium haben, eine Art Monopol, als wären ihre Leistungen unantastbar und unfehlbar!

Warum soll man die bildenden Künste nicht eben so gut ästhetischen Prinzipien unterordnen, und ihre Produkte unter diese Normen subsumiren können, wie die Werke anderer Kunstzweige? Was müssen sich die Schauspieler, der dramatische und lyrische Dichter, der Schriftsteller überhaupt und der Tonkünstler von den Vertretern der Kritik sagen lassen! Welch' eine Menge verschiedener, richtiger und auch unrichtiger Aussprüche müssen sie ertragen, und bisweilen in welcher Fassung! Wo steht es denn geschrieben, daß der Zeichner, der Maler, der Bildhauer davon eximirt sey, oder auf was soll sich denn diese Spezialität gründen? Sind die tönenden und sprechenden Künste den bildenden vielleicht nicht ebenbürtig? — Uebrigens wird der wahre Künstler von was immer für einer Branche, der echte Künstler, dem es um sein Werk und nicht um bloße Lobhudelei zu thun ist, nie so unbescheiden, so arrogant seyn, und der Stimme einer aufrichtigen und verständigen Kritik eine hartnäckige Opposition um jeden Preis entgegensetzen. Ist sein Werk gut, gelungen, so muß es zuletzt, auch jeder feindlichen Kritik zum Trotz, durchdringen; ist die Kritik aber eine gerechte und begründete, so wird sie ihm zur Vermittlung mit der öffentlichen Stimme, manchmal auch zur Lehre dienen, und auf sein Vorwärtsschreiten stets den wirksamsten Einfluß haben. — Es ist eine arrogante und vage Behauptung, welche die meisten von den Herren Künstlern gegen die Kritik ins Feld führen, daß der Laie nicht im Stande sey, ein künstlerisches Werk genügend zu beurtheilen, weil er den Pinsel nicht selbst zu führen im Stande sei. — Ist denn zwischen Farbenkleren und Ideen, zwischen Conception und Ausführung kein Unterschied? Meinetwegen, ich will zugestehen, daß das Technische gewissen Schulregeln unterliege, die derjenige nicht so leicht inne hat, der nicht praktisch geübt ist, obwohl jedes natürlich organisirte Menschenkind, das seine gehörige Dosis Hausverstand besitzt, recht gut zu unterscheiden weiß, wo der Maler aufhört und der Färber anfangt. Aber daß der Laie deßwegen nicht zu beurtheilen verstände, ob die künstlerische Durchführung irgend einer gefaßten Idee, die Interpretation durch Gestalten gelungen oder verfehlt sey, ob der bezweckte Eindruck, den die Idee in der Erscheinung machen soll, erreicht werde oder nicht, und dieß oft besser als der Maler selbst, der von seinen Ideen eingenommen, nur für das Formelle Sinn hat und die Harmonie beider oft aus dem Auge läßt, daß ferner die Kunstkritik von ästhetischen Principien ausgehend, nicht auch ein Wort drein reden könne, wo es sich um allgemeine Schönheitsbegriffe und ideale Auffassung, um künstlerische Anordnung und Gruppirung, um harmonische Ausführung und richtige Charakteristik u. s. w. handelt, daß dieß Alles nur der zu beurtheilen im Stande sey, der den Pinsel selbst führt, das ist eine lächerliche und anmaßende Behauptung, die man keinem echten Künstler, sondern nur einem phantastischen und aufgeblasenen Pinsel zu gute halten kann.

Als vor ein paar Jahren bei Gelegenheit einer sehr unbedeutenden Exposition die Kritik mit trockenen Worten die Wahrheit zu sagen sich erlaubte, veranlaßte dieß eine förmliche Revolte unter unsern Kunstjüngern. Sie kamen dadurch mit einem Male zur Erkenntniß und zu dem merkwürdigen Resultate, daß eine Kritik für die bildende Kunst gar nicht existiren solle, oder wenn man ihr schon das Leben schenken wollte, sie doch nur von Männern vom Fache, d. i. von Kunstgenossen gehandhabt werden dürfte. Gerade wie der Schullehrer, der die Censa seiner Scholaren korrigirt; welch' eine profane und kindische Vorstellung haben unsere s. g. Künstler von der Kritik als Wissenschaft. — Als nun damals eine ganze Klique von diesen Revolutionairs in ihrem beleidigten Stolze mit den Erzeugnissen ihres Genies zurückhielt und dieselben nicht ausstellte, da rächten sich einige unserer Journale am besten dadurch, daß sie ihr Referat über die damalige Kunstausstellung auf eine kleine halbe Spalte redneirten und nichts als die Namen der Ausstellenden anführten; während sie sonst in unbeschränkter Ausdehnung Wochenlang die Spalten ihrer Blätter mit den Skizzen der ausgestellten Bilder, bandwurmartig in Anspruch nahmen und ausfüllten. Wer war nun da im Nachtheil; die Journalistik, die sich höchstens um einen Stoff zu andern Artikeln umsehen mußte, oder die Kunstwelt, deren Ausstellung damals so unbemerkt und theilnahmlos am Publikum vorüberging, wie keine andere; was gewiß nicht geschehen wäre, hätte die Lärmtrompete der Journalistik damals ihr kritisches Rondo geblasen wie sonst. Wahrscheinlich würden auch alle diese überstolzen und kritikscheuen Kunstjünger später zur Erkenntniß gekommen sein, und den doppelten Nutzen, den ihnen die Kritik gewährt, einerseits rücksichtlich des Einflusses auf ihre künstlerische Ausbildung vielleicht, andererseits aber als Vermittlerin mit dem Publikum gewiß eingesehen haben, wenn unsere Journale so viel Konsequenz gezeigt, und dieses bloß oberflächliche Besprechen der Künstler und ihrer Produkte, oder gänzliches Ignoriren derselben, ihnen zum Trotz, einige Jahre fortgesetzt hätten. Allein Konsequenz ist für unsere Tagesblätter eine zu seltne und fremdartige Erscheinung. Vielleicht haben auch andere Mittel hier eingewirkt. Kurz, unsere Journale verließen ihren eingeschlagenen Weg, fielen in den alten Schlendrian zurück, und brachten in dem nächsten Jahre wieder ihre unendlich breiten, redseligen und monatelang durch die Blätter sich hindurch windenden Referate über die exponirten Bilder, lobhudelten wie zuvor, sprachen auch wirklich bisweilen leichtfertiges Zeug durcheinander, um nur die Spalten zu füllen, und so ist es noch heutigen Tages. — Auch das unfreundliche Verhältniß der Kunstwelt zur Journalistik hat sich seitdem kaum geändert, obwohl sich einige unserer Journale, und hierunter besonders die „Sonntagsblätter" in einer den Kunstinteressen eigens gewidmeten Beilage Mühe gegeben haben, einerseits ebenso

Digitized by Google

der Kunst und ihren Repräsentanten die gebührende Anerkennung zu zollen, als auf der anderen Seite ihr für eine würdige und gehaltvolle Kritik künstlerischer Produkte die erforderliche Achtung abzuringen. Allein den Mohren weiß zu waschen, ist vergebne Müh!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Von der Lahn, 15. Juli. Gymnastik und Musik sind in Platons Staat die Mittel der Erziehung, so will der Philosoph das Strenge mit dem Milden paaren, so Leib und Seele stählen und zugleich für die Harmonie empfänglich machen; die Philosophie soll dann das Selbstbewußtsein dieser ebenmäßigen humanen Bildung sein. Betrachten wir, wie seit einigen Jahren in unserm Vaterland die Turn- und Gesangvereine entstehen und einander die Hand bieten, so sehen wir unser Volk die Bahn einschlagen, die der größte Denker des Alterthums als die einzig heilvolle bezeichnet hat; an Gedanken sind wir ohnedem nicht arm, es fehlt mehr der Boden für ihre Saat und der scheint ihr nun bereitet zu werden. Der Staat konnte den Sinn für Gymnastik und Musik nicht hergebieten, aber er kann ihn pflegen und fördern, er kann ihn leiten und für das öffentliche Leben Gewinn daraus ziehen. Namentlich aber kann die Turngemeinde in einer Beziehung einflußreich werden, wenn sie den sittlichen Geist hütet, der sie von Anfang an beseelt. Gerade im Bürgerstand ist der frühe Uebergang aus der Zucht des elterlichen Hauses und der Schule keineswegs gefahrlos, und wenn jene hier dem werdenden Jüngling zur Seite steht, wie sie wachend, ermahnend, beispielgebend ihm die Hand reicht, so kann sie wesentlich dazu beitragen eine Lücke auszufüllen und eins der Momente zu sein, durch die im Vereine mit Kunst und Religion sich eine allgemeine Volksbildung in Deutschland zu gestalten hat.):(

*** Berlin, 11. Juli. Der Maler Kretschmer, welcher seit seiner Rückkehr aus dem Orient unter uns wohnt, hat nun das Album, welches Se. Majestät der König für die Königin Victoria bei genanntem Künstler bestellte, vollendet. Dasselbe enthält die Darstellung der Festlichkeiten, welche während der Anwesenheit der Königin von England am Rhein diesem hohen königlichen Gast dort veranstaltet worden sind. Besonders treu sind die herrlichen Rheingegenden in diesen Kunstblättern wiedergegeben.

*** Außerordentliche Depesche aus Paris vom 2. Juli. — Herr Redacteur! Donnerstag den 25 Juni war ein großer Tag für die Pariser; die Luft war voll electrischer Wolken, alle Geschäfte stockten, die Börse war geschlossen, und einige Leute behaupten sogar, die Sonne sei stehen geblieben; dies hat sich zwar nicht mit Bestimmtheit ermitteln lassen, gewiß aber ist es, daß an diesem Tage halb Paris in der Rue Valois stehen blieb und ängstliche Blicke nach einem Hause richtete, über dessen Thor eine große dreifarbige Fahne wehte und eine große Tafel mit der Aufschrift Le Constitutionnel hing. Die Menschenmenge wuchs immer immer mehr an, Kopf an Kopf drängte sich in der Rue Valois, bis endlich die Thüren des Hauses aufgingen, die dreifarbige Fahne sich grüßend senkte, ein allgemeines Ah! erscholl und die Träger des Journals, 64 an der Zahl, mit schweren Paketen beladen zum Thore herausschritten. An diesem Tage des 25. Juni gab der Constitutionnel das erste Kapitel von „Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners" von Eugene Sue aus. Hut ab! wenn ich bitten darf. Alle Lesekabinette waren gedrängt voll und die Caffeehäuser wurden mit Sturm genommen. Im Café Fraceati hatte man sich Abends vorher schon einschreiben lassen, um zum Lesen des Constitutionnel zu gelangen, und vor allen Lesekabineten bivouakirten Detaschements der Munizipalgarde zu Fuß und zu Pferde. Um 2 Uhr Nachmittags fuhr Herr Eugène Sue incognito durch verschiedene Stadtviertel, um das Thermometer des Enthusiasmus und den Stand der öffentlichen Meinung zu beobachten. Im Marais wurde er erkannt, das Volk wollte ihm die Pferde ausspannen, er entkam jedoch in einer Verkleidung. Abends war das Geschäftslokal des Constitutionnel illuminirt und bei dem Verleger war großer Ball. Die Behörden hatten alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, und kein Unfall störte die Freude des Tages. Der „Martin" des Herrn Sue wird 36 Bände umfassen und sein Erscheinen drei Jahre dauern. Herr Kollmann in Leipzig wird immer einen Bogen — schuß voraus sein. Jemand, der sich das erste Bändchen der Kollmann'schen Uebersetzung durch die Briefpost kommen ließ und der versammelten Menge am 25. vorlesen wollte, was am 26. im Constitutionnel erscheinen würde, wäre als Verläumder und Zälscher von den Sueisten beinahe zerrissen worden. So geht es. Adieu. Felix Cito, bürgerl. Uebersetzer. N. S. So eben verbreitet sich hier das Gerücht, „Martin" sei eigentlich von Herrn Weschè, und Hr. Sue übersetze ihn nur in das Französische. Der Eindruck, den diese Nachricht macht, ist schrecklich. Alexander Dumas sagt nichts als: „Haha!" N. S. II. Man sucht Herrn Weschè überall — mehrere hungrige Verleger haben einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Muß dieser heitere Tag so schrecklich enden?! F. C.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 16. Juli.)

Ueber das unten bezeichnete Werk des jungen hiesigen Gelehrten Dr. H. B. Oppenheim schreibt uns ein sachkundiger Mann folgendes: „Als H. B. Oppenheims Völkerrecht (Frankf., liter. Anstalt) erschien, wünschten wir der kecken Felsche des geistvollen Verfassers einen tüchtigen Läuterungskampf auf dem Felde der Wissenschaft; derselbe kann ihm nun werden, da Mohl nah Kaltenborn das Buch einer scharfen Kritik unterworfen haben, dabei aber vieles Neue und Bahnbrechende unerkennen mußten. Uebrigens sind die Praktiker mit ihm besser zufrieden. Nicht blos lesen wir in deutschen politischen Zeitungen beifällige Urtheile, auch in der Revue du droit français et etranger hat der Minister H. Wheaton die Schrift sehr lobend besprochen, und von Francis Grund, dem Nordamerikanischen Consul, wird sie für die Amerikanische Rechtsschule und Praktiker in's Englische übersetzt." — R.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 18 Juli. Ueber freie und gebundene Wärme, so wie über Anwendung der Wasserdämpfe, unter Vorzeigung und Zugrundlegung der hierauf sich beziehenden im physikalischen Cabinete befindlichen Apparate.

Für den Fall heiteren Wetters, Sonntag von 11—12 Uhr Demonstrationen durch das Sonnenmikroscop.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing. (Gastrolle) Czaar: Herr Clement, vom Theater zu Gräz.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 197. Sonntag, den 19. Juli **1846.**

Leila h.

Eine Erzählung von Elisabeth Becher.

In einer schwülen, sonndurchglühten Julinacht hatten sich drei Abendländer, welche erst jüngst in der Stadt Salonich angelangt waren, auf das Belvedere ihrer unweit des Hafens gelegenen Wohnung zurückgezogen. Abgemattet von der Tageshitze lagerten sie lange in schweigsamer Ruhe auf den zerstreut umher liegenden Polstern und Strohmatten. Bald fesselte ihren Blick die schwarz-blaue Aethertiefe, wo im Orient die Sonnenwelten gleich einer Juwelensaat blendend hervorstrahlen, bald die vom Mondlicht silberbeglänzte Meeresfläche, deren taktmäßig plätschernder Wellenschlag wie ein Ruf lockender Syrenen zu ihnen heraufschallte.

„Ach," rief endlich Merville, den erquicklichen Seehauch mit voller Brust einathmend, „was würde ich nicht geben, mich mit einem Sprung über diese morschen Festungsmauern in die kühle Umarmung der Fluthen werfen zu können."

„Und vielleicht einer zweiten Hero entgegen zu schwimmen?" fragte Lord James gähnend.

„Bah, noch habe ich der ersten griechischen Schönheit zu begegnen, die mir solch' übermenschliche Floßfedern anwachsen lassen könnte," erwiederte der junge Franzose in keckem Tone; „es ist wahr, sie haben Augen zum Versengen feurig und ihre Züge sind meist von klassischer Reinheit; aber dann, welche unförmliche Gestalt, was für indolente Bewegungen und erst die barbarische Tracht! Ma foi, vivent les françaises mit der zierlich feinen Taille, mit ihren belebten Geberden, mit der anmuthigen Koketterie ihrer Kleidung —"

„Und," fiel der etwas sarkastische Britte dem rebseligen Freunde in's Wort, mit der bezaubernden Flatterhaftigkeit, die Ihre Landsmänninnen vor dem übrigen schönen Geschlecht so ganz vorzüglich auszeichnet."

„Bien," fuhr Merville lächelnd fort, „ich will diese Verleumdung für einen Augenblick als Wahrheit gelten lassen, wenn Sie eben so bereitwillig eingestehen wollen, daß diese Unbeständigkeit unterhaltender für uns Männer ist, als die unwandelbare Treue jener sentimentalen Engel, die einem einzigen, oft recht undankbaren Gegenstande, ihre Zärtlichkeit ausschließlich zuwenden."

„Ja, und hauptsächlich, wenn uns das Glück, dieser auserwählte Gegenstand selbst zu sein, nicht geworden ist," entgegnete Lord James, ihm bedeutsam zunickend.

„Der Himmel erspare mir eine solche überschwengliche Seligkeit," rief Merville in komischem Tone, „ihre tugendsame Monotonie würde mich sicher noch vor dem Ende der ersten Flitterzeit in den ewigen Schlaf eingewiegt haben!"

„Soll es eine Bowle Punsch gelten, daß unser träumerischer Fernand hier der entgegengesetzten Meinung ist?" fragte der wettsüchtige Inselsohn, auf den Gefährten deutend, der hingestreckt auf die Marmorplatten, das Kinn in die eine Hand stützte und mit der andern den Schattenriß einer vor Anker liegenden Fregatte gedankenvoll in sein Skizzenbuch aufnahm.

„Und ich biete Ew. Lordschaft sechs Flaschen Eischampagner, daß er kein Wort von unserm Gespräche vernommen," erwiederte Merville und klopfte dem vertieften Künstler mit der langen Pfeifenröhre sachte auf die Schulter.

„Was willst Du?" fragte Fernand zerstreut zu ihm aufblickend.

„Dich zu einem Punsch einladen, der Dir, wie dem Gerechten, im Schlafe beschеert worden ist."

„In dem Falle muß ich auf die edle Gabe verzichten, denn ich bin die ganze Zeit hindurch mit Augen und Sinnen vollkommen wach gewesen," entgegnete der Künstler, indem er nachlässig fort zeichnete.

„Jedoch nicht ohne die Gedanken schlummern oder wenigstens weit von uns in der Ferne schwärmen zu lassen," bemerkte der Lord mit gutmüthigem Lächeln.

„Verzeihen Sie, Mylord," erwiederte Fernand, das Buch bei Seite legend, „ich lebte im Geiste die genußreichen Tage noch einmal durch, die wir vereint in diesem Lande zugebracht und dachte mit innigem Bedauern daran, daß jenes Kriegsschiff uns vielleicht Ew. Lordschaft auf immer entführen wird."

„Nicht doch," tröstete dieser ernst und mild, der weit ausgestreute Samen für Griechenland's Befreiung soll uns hoffentlich zu seiner Blüthezeit hier nochmals versammeln; bis dahin gelobt mir aber, meine jungen Freunde, bei Euren Kunstwanderungen nach den verschütteten Alterthümern von Hellas, den glimmenden Freiheitsfunken im Busen seiner unterjochten Söhne immer mehr anzufachen; auch ich werde im Abendlande die warme Theilnahme für ihre Wiedergeburt, wie für unser begonnenes Werk, auf der jüngst errichteten Schule in Athen die reifere Jugend zur würdigen Behauptung ihrer Nationalrechte heranzubilden, nicht erkalten lassen."

„Es lebe Mylords edle Freiheitschimäre!" rief Merville und schlürfte ein Glas von dem so eben herbeigebrachten Punsch hastig hinunter, der wie flüssiger Bernstein in dem mit Eis belegten Silberbecken blinkte, „das ist köstlich wie Jupiters Göttertrank, kommt Freunde," fügte er, den Becher von neuem anfüllend, scherzhaft hinzu, „laßt uns ein Lebehoch bringen Allem, was zu leben verdient. Zuerst: der wenigst häßlichen von den Schönen in diesen Mauern!" Damit ließ er sein Glas an dem der Freunde erklingen.

„Pst!" sagte Fernand halb leise, „wir stören die Nachbarn; ein Fenster ist hinter uns geöffnet worden."

„Vielleicht von der reizenden Jungfrau selbst, deren Gesundheit unser Freund eben ausgebracht," bemerkte Lord James neckisch.

„Parbleu, das verdient ergründet zu werden," entgegnete der muntere Franzose, auf den Zehen nach der Rich-

Digitized by Google

tung des vernommenen Geräusches hinschleichend. Er beugte sich einen Augenblick über die Brustwehr und winkte dann mit der Hand die Gefährten an seine Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

(Fortsetzung)

An ein gewaltsames Unterdrücken des flamändischen Idioms, selbst nur an eine ausschließliche Begünstigung der französischen Sprache und eine absichtliche Vernachlässigung des ersten von Seiten der Regierung ist nicht zu denken. Die Gesetze des Landes verbieten jeden Zwang in dieser Beziehung und die Einsicht der belgischen Staatsmänner erfaßt zu klar den wahren Zustand, das wahre Interesse der geistigen Entwickelung, um einen ebenso ungerechten als schädlichen Gedanken fassen zu wollen. Das gleichzeitige Bestehen, die fortdauernde Entwickelung und die Theilnahme des flamändischen Idioms an der Bildung der Nationalliteratur ist demnach eine entschiedene Thatsache. Es ist dies eins der innigsten Elemente der belgischen Volksthümlichkeit: wer dasselbe mit verächtlichem Stillschweigen übergehen wollte, würde nur eine Seite der belgischen Physiognomie auffassen.

Bedurfte es aber eines etwas ausführlicheren Beweises, um den Anspruch der französischen Sprache auf die ausschließliche Herrschaft im Gebiete der erstehenden Literatur zu beseitigen, so verdiente dagegen die Behauptung der überspannten Vertheidiger des flamändischen Idioms keine ernste Widerlegung. Vergebens werden sie dasselbe als das alleinige Organ der vaterländischen Literatur anbieten. Belgien wird stets und vorzüglich durch den Gebrauch der französischen Sprache seine geistige Entwicklung fortzuführen haben.

Die unvermeidliche Theilnahme der beiden in Belgien lebenden Idiome an der Schöpfung der Nationalliteratur bleibt daher ein unvertilgbares Element dieses geistigen Strebens.

Das erste, so wichtige Element einer Volksliteratur, das Einheitsprinzip der Sprache fehlt demnach Belgien. Bei Erwägung dieses in der Geschichte noch nicht gekannten Dualismus tritt eben so natürlich als nothwendig der Zweifel an die Möglichkeit einer Nationalliteratur hervor. Kann man sich deren Entstehen, deren Ausbildung ohne das Element eines gemeinsamen Idioms denken? Kann man besonders an die Schöpfung derselben in einem Lande glauben, dessen einer Theil einer Sprache angehört, die längst eine selbstständige, glänzende Ausbildung errungen hat, die durch Meisterwerke so verherrlicht ist, daß Viele glauben, es sei nichts Höheres mehr in ihr zu erreichen? Daneben besitzt der andere Theil der Bevölkerung nur einen rohen Dialekt, der nie im Falle selbst der glücklichsten Ausbildung in Europa einer hohen Bedeutung sich zu erfreuen hoffen kann.

Im Bewußtsein dieses inneren Mangels weißt mancher Denker in Belgien selbst das Bestreben der jungen Generation, die schwierige Frage glücklich zu lösen, mit entschiedenem Unglauben weg, ist es daher zu wundern, wenn der Fremde dasselbe als eine Chimäre mit spöttischem Lächeln behandelt? Auch verdienen in mancher Beziehung die ausschweifenden Ansichten mancher Enthusiasten der jungen Schule dieses peremtorische Urtheil: in jedem Falle hat dieselbe noch ernster und gründlicher Erwägung der wahren Elemente der möglichen belgischen Literatur nöthig, um nicht durch eine tolle Einbildungskraft auf Irrwege geleitet und für immer von dem wahren, von dem allein erreichbaren Ziele entfernt zu werden. Besonders ist dies dem wallonischen Theile der aufstrebenden jungen Generation anzurathen, denn für ihn ist der Irrthum viel näher als die Wahrheit. So entfernt auch von uns der Gedanke ist, den dem Beginnen eines so schwierigen Unternehmens ganz natürlichen Irrthum mit allzustrengem Tadel hervorheben zu wollen, so können wir unmöglich denselben mit Stillschweigen übergehen. Nur aus der Kenntniß des Falschen und Wahren geht die Einsicht in den Werth der geistigen Richtung des jungen Belgiens hervor. Unumwunden erklären wir daher, daß bei seinem ersten Auftritt das Bestreben, eine Nationalliteratur zu gründen, in der That mehr eine enthusiastische, kenntnißlose Aufwallung, als der Erfolg eines kräftigen klar aufgefaßten Gedankens war. Ohne über die Elemente und das erreichbare Ziel des Bestrebens ernst nachgedacht zu haben, rief man das große Wort „Nationalliteratur" aus.

(Fortsetzung folgt.)

Intermiliet-Stimmen aus Wien.

(Fortsetzung.)

Ich meinestheils spreche die Ueberzeugung aus, daß die österreichische Kunst nicht auf ihre goldene, sondern auf ihre silberne Aera so lange wird warten müssen, bis ihre Jünger nicht den Vortheil einer Kunstkritik wohlweislich eingesehen, mit derselben eine freundliche Allianz zum Erringen eines gemeinsamen Zieles geknüpft und sich entschlossen haben werden, ihr Mekka zu verlassen und Karavanenweise hinauszuwandern, nicht bloß in die „deutsche Ferne", sondern in alle Welt, wo die Kunst blühte und noch gedeiht, um in dem Anschauen fremder Erzeugnisse vergangener Zeiten wie der frischen Gegenwart ihre künstlerische Auffassung durch Vergleichen und Paralellisiren zu bilden und zu reifen, im Anblicke großer und erhabener Werke verflossener Jahrhunderte, die nicht wie de Bièfre und Gallait halb Europa durchwandern, sondern aufgesucht werden wollen, ihren Genius anzuregen und zu entflammen, und auch in technischer Hinsicht den alten Meistern, wie den neueren Kunstgrößen die Geheimnisse der Farbe abzulauschen. Kurz gesagt, so lange die österreichische Kunst nicht die Kritik in ihrem Hause mit offenen Armen empfängt, und sich nicht entschließt, ihre getreuen Diener als Wanderburschen für sie aufs Freien hinauszusenden, so lange hat sie auch keine Hoffnung an den Mann zu kommen, sondern wird als eine ehrsame Jungfrau sitzen bleiben und vertrocknen und verkümmern, statt ein blühendes und zeugungsfrisches Weib zu werden, das viele und kräftige Kinder zur Welt bringt, die in derselben ihren Namen weit und breit zur Ehre und Anerkennung bringen. Die österreichische Literatur ist in dieser Beziehung schon viel früher zur Raison gekommen, und der junge Nachwuchs weiß recht gut, daß zu seinen Coriphäen gerade diejenigen gehören, die nicht am heimathlichen Herde sitzen geblieben, sondern frisch und frei hinausgezogen sind in die weite Gotteswelt, und dem Ruhme österreichischer Poesie in nächster wie in weiter Ferne eine Geltung erworben haben. Das weiß unsere junge Literatur recht gut, und denkt sich dabei, es steht geschrieben: „Gehet hin und thuet deßgleichen." —

Digitized by Google

Das sind so einige, theils nothwendige, theils vielleicht auch überflüssige Bemerkungen, die sich mir bei meinen öfteren Wanderungen durch die Säle unserer Kunstausstellung gleichsam aufgedrängt haben. Ich weiß zwar, daß diese Bemerkungen, denen ich hier Raum gab, nicht mehr ganz neu und vielleicht auch etwas zu herbe gefaßt sind. Ich nannte sie daher theilweise überflüssig; allein ich habe sie doch nicht unterdrücken mögen, weil ich die Ueberzeugung habe, daß in ihnen manch' Körnlein Wahrheit verborgen liege, und man den guten Kern der bittern Schale wegen nicht vernichten solle. Auch weiß ich recht gut, daß dergleichen bittere Wahrheiten recht oft wiederholt werden müssen, bevor man sich die Hoffnung machen kann, daß sie eine nachhaltige Wirkung haben werden. — Wie gerne wollte ich sie ganz zurücknehmen, und reumüthigen Sinnes bekennen, daß ich Unrecht habe, hätte mir der heurige Kunstsalon nur einen kleinen Beweis geliefert, daß unsere Kunst im Fortschreiten begriffen sei; aber gerade die gegenwärtige Ausstellung, die eine der unbedeutendsten und interesselosesten ist, die ich seit Jahren gesehen habe, hat diese Bemerkungen in mir hervorgerufen und bestätigt.

Indem ich nun zu einer kurzen Skizze des dießjährigen Salons selbst übergehe und die Erscheinungen derselben nach den verschiedenen Fächern der Historie, des Genre und Landschaftlichen zusammenfasse, will ich es mir angelegen sein lassen, als Lichtseite zu der ersten Hälfte meines Aufsatzes das Bemerkenswerthe zu würdigen und keinen Namen unerwähnt zu lassen, der entweder schon einen Anspruch darauf oder doch wenigstens Hoffnung hat, dereinst auch außerhalb der österreichischen Staaten mit Achtung genannt zu werden. — Das historische Feld liegt seit Jahren brach, oder ist vielmehr so unkultivirt, daß sich schwerlich mehr auf eine Ernte hoffen läßt. Ich will über den gänzlichen Verfall der Historienmalerei bei uns keine neue Jeremiade anstimmen. — Wo liegt denn die Ursache, warum sie bei uns nicht gedeiht? und wer trägt die Schuld? das Publikum meint die Künstler, denen die historische Auffassung und der Spiritus fehlt, die Künstler — das Publikum, dem der Sinn für's Großartige mangelt, und das die Kunst nur als ein amüsantes Intermezzo passiren lassen wolle. Ich gebe Beiden Recht und entschuldige die Künstler nach damit, daß Oesterreich überhaupt kein Boden ist, auf welchem die Historie frei in die Höhe schießen und gedeihen kann, sei's im Gemälde, im Drama oder in der strengen Wissenschaft. Ein paar unglückliche Versuche im historischen Fache machte heuer der Ritter Anton von Perger mit seinem „Kapistran, der Belgrad befreit" und „Karl V. an der Küste von Algier, der seine Flotte durch einen Sturm vernichtet sieht." Der Ritter von Perger schreibt auch Kritiken über die Werke seiner Genossen und ist daher als Mann vom Fache ein Recensent, wie sich ihn unsere Künstler wünschen. Leider sind aber seine Kritiken nicht besser als seine Gemälde; nur erscheinen sie noch prätentiöser. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Wir vernehmen soeben, daß Herr Wesche, der eigentliche, aber spurlos verschwundene Übersetzer des neuen Sue'schen Romans: „Martin, das Findelkind", den Herr E. Sue nur ins Französische übersetzt hat, glücklich wieder aufgefunden worden ist. Bei der in unserer gestrigen Nummer angezeigten höchst bedenklichen Aufregung der Pariser Bevölkerung hatte sich nämlich Herr Wesché, der für seine Person Gefahr besorgte, um unkenntlich zu bleiben, schleunigst in die Kutscher-Livree des Herrn Eugene Sue geworfen, und fuhr selbst seinen gefeierten Uebersetzer durch verschiedene Theile der Hauptstadt, als derselbe sich incognito von dem Thermometerstand des Enthusiasmus, den das Erscheinen des „Constitutionnel" vom 25. Juli bei der Pariser Bevölkerung hervorgerufen hatte, überzeugen wollte. Begreiflicher Weise ahnte Niemand in dem blassen Kutscher auf dem Bock, mit dem tief in die Stirne gedrückten Hut, den Herrn Wesché und er blieb selbst unentdeckt, als Herr Eugene Sue im Marais von dem Volke erkannt wurde.

⁂ Daß die Londoner Bettler ihr Geschäft verstehen, ist bekannt. Das „Morgenblatt" berechnet, daß im Durchschnitt jeder Bettler 20 Schillinge = 7 Thlr. — die Woche empfängt, und es fall das auf solche Weise ausgegebene Almosen im Jahre 2 Mill. Thlr. betragen. Glaublich ist dies bei der Weichherzigkeit des Londoners, zumal Beweise genug vorliegen, daß die Tageseinnahme eines Bettlers meist über einen Thaler beträgt. Neulich stand ein vierzehnjähriger Knabe, der Sohn eines rechtlichen Handwerkers, zum eilftenmale wegen Bettelns vor'm Polizeigericht. Bereits zehnmal war er dafür bestraft worden, und kam auch jetzt wieder auf zwei Wochen nach Bridewell. Er hatte vor einer Kirchthür gesessen, ein Papier auf der Brust mit den Worten: „A poor orphan boy" — ein armer verwaister Knabe — und räumte ein, daß er an keinem der fünf Tage, während welcher er den Polizeidienern entgangen, weniger als zehn Schillinge erhalten habe. Dasselbe war früher der Fall gewesen, und bettelte er ganz allein aus unbezwinglicher Liebe zum Theater. Jeden Abend mußte er in's Theater, und reichte seine Kasse, so nahm er einen oder einige Kameraden mit. — Eine Frau, die ein volles Vierteljahrhundert in der Nähe von Charing-Cross einen Kreuzweg gekehrt, hinterließ ein Vermögen von 3500 Pfund, über 23,000 Thalrr. Allerdings hatte sie das nicht mit dem Besen allein erworben. Ihre Genossenschaft und andere Leute kannten sie unter dem Namen „der Bankier." Sie lieh auf Zinsen; aber das Anlagekapital hatte der Besen erfegt und ein Paket werthpapier, jedoch sorgsam aufbewahrter Beschreibungen ließ keinen Zweifel, daß ihr Wucher ihr manchen Kapitalverlust zugezogen. — Eine andere Frau, die lange Zeit einen Kreuzweg der Kenistraße gereinigt, vermachte kurz vor ihrem Tode einem Commis der englischen Bank, „weil er mir jedesmal einen Penny geschenkt," baare 1500 Pfund, das Uebrige — ungefähr 70 Pfund — „dem dicken Bäcker Morton, weil er mir nie etwas gegeben, was ich ihm verzeihe, und damit er künftig den armen Straßenkehrer bedenke." — Das Augustheft von »Blackwood's Magazine« 1837 erwähnt einen Neger, der in dreißig Jahren sich von milden Gaben 8000 Pfund gesammelt, die bei seinem Tode in seiner ärmlichen Wohnung sich baar vorgefunden. — Seiner Zeit machte es die Runde durch die englischen Tagesblätter, daß ein alter, einäugiger Mann mit schneeweißem Haar, der Jahr lang auf dem Kreuzwege von der Ludgate- nach der Fleetstraße den Besen gehandhabt, der Tochter des Aldermann Waithman 70 Pfund vermacht, und zwar, weil sie nicht blos öfter als irgendwer ihm einen ganzen oder halben Penny geschenkt, sondern ihn auch stets freundlich angelächelt. — Ein Neger kehrte vor zwei oder drei Jahren mit erbettelten 1800 Pfund nach Westindien, seiner Heimath, zurück.

⁂ Das „Elberfelder Kreisblatt" erzählt folgende Wundergeschichte: Vor einiger Zeit kam Einsender nach Vaibert, einem evangelischen Kirchdorfe am Fuße des Ebbegebirges im Kreise Altena. Die ganze Gemeinde war in Aufregung wegen einer dort angeblich vorgekommenen Begebenheit, die ich, als zu den Seltenheiten unserer Zeit gehörig, hier so mittheile, wie sie mir von Mehreren übereinstimmend erzählt wurde. Eine Magd des Pfarrers W. daselbst ist eines Tages in einem zur Pfarre gehörigen Busche in Arbeit. Sie bekommt Durst und trinkt aus einer nahe liegenden

Digitized by Google

Quelle. In demselben Augenblicke steht vor ihr eine nackte Frauengestalt, sie unter Darreichung einer eiskalten Hand bittend, ihr zur Gnade zu verhelfen, indem sie wegen grober Sünden seit ihrem Absterben nun schon zwölf Jahre auf der Erde umherwandele und zwei Kinder suche, die sie auf den rechten Weg führen müsse, bevor sie zur ewigen Ruhe eingehen könne. Seit sie gestorben, habe sie täglich aus dieser Quelle getrunken und in dem Umstande, daß die Magd ebenfalls daraus getrunken, das Wahrzeichen gefunden, daß diese zur Helferin bestimmt sei. — Eines andern Tages erscheint diese Gestalt den beiden Mägden des Pfarrers auf derselben Stelle und wird von ihnen als eine namhafte vor zwölf Jahren verstorbene alte Frau erkannt. Sie, die Todte, verabredet sodann mit der einen (ersten) Magd die Ausführung ihres Erlösungswerkes und bestimmt, daß sie in einer der folgenden Nächte durch das offen zu lassende Fenster in's Pfarrhaus kommen, sie, die Magd, abrufen und gemeinschaftlich mit ihr zum Gottesacker gehen wolle, woselbst sie das Nähere erfahren werde. Dann verschwindet sie unter einem donnerähnlichen Knalle, und an ihrer Stelle steht eine Erscheinung so fürchterlich, daß beide Mägde die Flucht ergreifen. Der Pfarrer, der Kenntniß von dieser Sache genommen hat, läßt sein Haus mit Wache umstellen. Nichts desto weniger holt die Todte die Magd in der Nacht ab, führt sie durch die Küche, deren Thüren sich von selbst öffnen, zum Gottesacker, wo bei brennenden Kerzen eine in Trauer gehüllte Menschenmasse und das geöffnete Grab sich zeigt, in das sie nun mit den gefundenen Seelen der beiden Kinder unter gewissen Feierlichkeiten niedersteigt, sich in den dort befindlichen Sarg legt und ihn über sich zumachen läßt. Nächstdem geht die beherzte Magd nach erhaltener Anweisung durch die Kirche wieder zurück ins Pfarrhaus und ins Bett. Die das Haus umgebende Wache aber hat von dem ganzen Auftritte nichts vernommen, als ein wenig Geräusch und Fenstergeklirr. Soweit die Erzählung. Was soll man dazu sagen? — Die Sache ist zur Volkssache geworden, und von allen Seiten erwartet man Aufschluß durch den Pfarrer W., den die Sache so nahe berührt.

⁂ Eine ungeheure Windhose ähnlich der, welche im vorigen Jahre die Thäler von Monville und Malaunay zerstörte, hat in der Stadt Granada (Vereinigte Staaten) großes Unglück angerichtet. Sie brach am 7. Mai 2 Uhr Nachmittags los, und zog über die Stadt hin, wo sie sämmtliche auf ihrem Weg befindliche Häuser, darunter auch die Kirche der Wiedertäufer, in einen Schutthaufen verwandelte. Mehrere Familien sind ohne Ausnahme eines einzigen Mitgliedes umgekommen. Noch kennt man die Zahl der Opfer nicht. Das Blatt, welches die Nachricht mittheilt, Courrier de la Louisiane vom 15. Mai, bemerkt: so viel man jetzt wisse, seien 29 Personen todt und 20 verwundet, vermuthlich sei aber die Zahl viel größer. Auold.

⁂ Ein englischer Soldat, James Brian, ward in der Schlacht bei Waterloo von einer Kugel getroffen, die ihm unter der linken Schläfe in den Kopf drang. Er stürzte nieder und wurde für todt weggetragen. Allmälig aber erholte er sich wieder, und lebte seither in London. Alle Versuche, die Kugel, welche ihm endlose Qualen verursachte, herauszuziehen, mißlangen. Am 16. Juni 1846 nun, zwei Tage vor dem 31. Jahrestage der Schlacht, kömmt auf einmal die Kugel von selbst durch den Mund heraus; nachdem sie fast ein Menschenalter in seinem Kopfe geruht. Auf einer Seite war sie ganz platt gedrückt. Hmest.

⁂ Ein Hufschmied curirte auf nachfolgende Weise das sogenannte „kalte Fieber" in einer Gebirgsgegend: er schrieb auf drei Brotrinden die Worte: Rabi, Rabi, Gabi. Er gab zuerst dem Kranken Brot mit dem Worte Rabi, kam das Fieber noch ein Mal, dann das mit Rabi wiederholte es sich aber zum dritten Male, so mußte der Kranke die Brotrinde mit dem Worte Gabi nehmen. In ersteres schnitt er 1, in das zweite 2, in das dritte Stückchen Brot 3 Kerbchen. — Kam jedoch der Anfall wieder, so jagte er den Patienten mit der Krankheit davon.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 17. Juli.)

Als eine stillschweigende und doch sehr laut redende Kritik nicht sowohl ausschließlich der Frankfurter, als überhaupt der deutschen Theaterverhältnisse, möge folgendes Rechenexempel dienen: —

— Vom 1. Januar bis zum 1. Juli 1846 wurden in Frankfurt aufgeführt: zwei klassische Tragödien, nämlich Maria Stuart und Othello (Letzterer zweimal); dagegen sahen wir zweiunddreißigmal Schauspiele, Lustspiele und Possen nach dem französischen, darunter allein den ewigen Juden siebenmal, Marie Anne fünfmal; — von besseren älteren und neueren deutschen Dramen wurden beiläufig fünfe gegeben und Eine deutsche Novität von literarischer Bedeutung, dagegen ging das Zug- und Tendenzstück „keine Jesuiten mehr" viermal, die marionettenhafte neue Farce „der Weltumsegler wider Willen" gleichfalls viermal über die Bretter, Charlotte Birchpfeiffer stand viermal auf dem Theaterzettel, einmal sogar Clauren; neben diesem hatten wir aber auch noch zwanzigmal ältere deutsche Lustspiele der flachen bedeutungslosen Gattung zu sehen, Kotzebue'sche, Feldmann'sche, Töpfer'sche ꝛc. Stücke! — Opernvorstellungen aus der neueren italienischen und französischen Schule fanden dreiunddreißigmal statt, von neueren deutschen Meistern (Meyerbeer eingeschlossen) nur zehnmal; Mozart'sche Opern wurden elfmal gegeben, (und hierin könnten sich allerdings auch größere Bühnen Frankfurt zum Muster nehmen,) Beethoven's Fidelio zweimal, Werke eines Gretry, Spontini, Dittersdorf, Mehul, Weigl siebenmal, gute alte komische Operetten von Dellamaria, Kauer, Wenzel Müller u. s. w. elfmal. Gegen das Schauspielrepertoire gehalten, macht sich also das Opernrepertoire noch sehr glänzend. — Wir aber sprechen und schreiben und träumen von einer Nationalbühne der Gegenwart, kritisiren an Dichtern und Schauspielern, am Publikum, an uns selber, statt daß wir an nackten todten Zahlen kritisiren sollten: — zwei gute Tragödien — und zweiunddreißig schlechte französische Versionen in einem halben Jahr! das ist die Grabschrift, welche man der deutschen dramatischen Kunst auf den Leichenstein schreiben muß, und die Kritik sollte realistisch genug sein, um zu merken, wo eigentlich nach den Wurzeln des Uebels zu graben ist! R

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing. (Letzte Gastrolle) Czaar: Herr Clement, vom Theater zu Grätz.

Sonntag, den 19. Juli. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon. Schauspiel mit Gesang in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Gastrolle) Marie: Fräulein Damböck, vom königlichen Hoftheater zu Hannover. André: Herr Franzmüller, vom Stadttheater zu Aachen.

Montag, den 20. Juli (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Neu einstudirt: Titus, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 198. Montag, den 20. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Im ersten Stockwerke der gegenüberliegenden Wohnung gestattete das offene Fenster einen Blick in das hellerleuchtete Zimmer; hier schien sich eine junge Frau von bezaubernder Schönheit eben jetzt auf dem hochrothen Divan niedergelassen zu haben. Der reich gewirkte Cascheмir, der von ihrem Scheitel wie ein Schleier auf beiden Seiten herabfiel und mit dem einen Ende ihren Hals in reiche Falten hüllte, deutete auf eine soeben stattgefundene Heimkehr; ihr gesenktes Auge ruhte mit unaussprechlicher Zärtlichkeit auf dem lächelnden Kinde, welches sie ungeduldig aus den Armen der Wärterin empfing.

„Parole d'honneur," flüsterte Merville den Freunden zu, „ein Raphaelisches Madonnenbild, und bei den Manen des großen Meisters, dort kömmt auch schon der heilige Joseph herangeschritten sammt seinem Esel," fuhr er lauter fort und deutete auf eine hohe männliche Gestalt im Hintergrunde des Gemaches.

„Den schwarzen Lippenbart des Armeniers und die Löwenmähne seines vierfüßigen Begleiters abgerechnet," versetzte Lord James, das Lorgnon mit erstickтem Lachen an seine Augen haltend.

Die stattliche Figur verweilte einen Augenblick ernst vor der lieblichen Gruppe, aber das schüchterne Anschmiegen des Kindes an den Busen der Mutter und deren eigene zaghafte Blicke verriethen es deutlich, daß der Eingetretene mit mehr Scheu als Freude empfangen ward. Im Zimmer umherspähend, gewahrte dieser plötzlich den geöffneten Fensterflügel, eine Wolke des Unmuths überzog seine hochgewölbte Stirn und mit ungestümer Hand ließ er sogleich die schweren damastenen Gardinen rauschend niederfallen.

„Schade, daß der neidische Vorhang uns gerade in dem Augenblick die Bühne verhüllen mußte, wo das Schauspiel ein besonderes Interesse gewann," bemerkte Merville getäuscht, „dieser Armenier scheint mir den Tyrannenrollen unsrer Melodramen nicht übel gewachsen zu sein."

„Vielleicht übt er einstweilen sein Talent auf den Brettern der häuslichen Scene," meinte Lord James, und warf einen letzten Blick nach dem verschlossenen Fenster. „Was halten Sie davon, Fernand?"

„Es war eine überraschende Erscheinung!" rief dieser begeistert.

„Wie, der Melodramatyrann?" lachte sein muthwilliger Kunstbruder. „Nun, so sei dies letzte Glas auf dessen Wohlergehen geleert, ehe wir den Doppelrausch von der himmlischen Erscheinung und diesem Nektar behaglich zu verschlafen suchen."

Fernand folgte zerstreut den beiden Gefährten in das Schlafgemach, doch hielten ihn auftauchende Erinnerungen einer schmerzlichen Vergangenheit die ganze Nacht fieberhaft erregt auf seinem Lager wach.

Am andern Abend befanden sich die drei Freunde in einer zahlreichen Gesellschaft bei dem französischen Consul, Herrn F . . . Nach flüchtiger Begrüßung seiner Bekannten, zog sich Lord James mit Fernand, für welchen er eine besondere Vorliebe hegte, zu vertrauten Mittheilungen über seinen Reisezweck in ein stilles Nebenzimmer zurück, indeß Merville ein belebtes Gespräch mit Florina, der jungen Schwägerin des Hauswirthes, anknüpfte.

„Ma parole, da kömmt ja unsere Madonna von gestern Abend," rief er plötzlich, die Erzählung eines Reiseabenteuers unterbrechend und richtete forschend sein Glas auf zwei eintretende Damen.

„Kennen Sie die beiden Griechinnen?" fragte Florina verwundert.

„Nur die Jüngere, deren Bekanntschaft ich gestern Abend in einer Zauberlaterne machte."

„Ihre Worte sind räthselhaft wie das Orakel von Delphi selbst, dessen prophetische Quelle Sie eben wieder aufgefunden zu haben behaupteten," versetzte das heitere Mädchen und horchte lächend auf Merville's Bericht von der nächtlichen Begebenheit, dem er schließlich angelegentliche Erkundigungen nach dem Namen und Rang der neu erschienenen Gäste beifügte.

„Ihre Madonna," sagte sie dann schalkhaft, „ist hier allgemein unter dem Namen: die schöne Leilah bekannt und wurde trotz ihrer Jugend bereits vor drei Jahren mit dem reichen Armenier Vaselaiki vermählt."

„Ha, dem Melodramatyrann"?

„Wir nennen ihn den Löwenbändiger," versetzte Florina lachend.

„Ah so, wegen des furchtbaren Königthieres, das ich Anfangs für einen buld'amen Esel hielt."

In demselben Augenblick öffneten sich die Flügelthüren nochmals und ernst und stolz trat der Armenier in den Saal, von seinem Löwen gefolgt.

Während er mit edlem Anstande die Hauswirthe begrüßte, blickte sein unstetes Auge mit einer Mischung von Strenge und Zärtlichkeit forschend nach der Gattin hinüber. Sichtbar zufrieden, dieselbe nur von Frauen umringt zu sehen, gesellte er sich dann zu den um einen Spieltisch versammelten Zuschauern, wo er mit einer leidenschaftlichen Theilnahme dem Wechsel der Karten folgte.

Leilah's Benehmen, seit der Ankunft ihres Gatten minder frei und unbefangen als vorher, veranlaßte Merville, sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Nehmen Sie sich in Acht," flüsterte Florina ihm leise zu, „unser Löwenbändiger ist eifersüchtig wie ein Tiger."

„Das habe ich ihm schon gestern abgemerkt," versetzte der Gewarnte lächelnd, „aber wenn die schöne Ehehälfte seine mißtrauische Wachsamkeit in der That rechtfertigen sollte, so ist sie jedenfalls reizend genug, um es für sie mit allen Löwen und Tigern Afrika's aufzunehmen."

Digitized by Google

„Das würde nur eitle Verschwendung Ihres Heldenmuths sein," erwiederte sie mit schalkhafter Miene, „denn Leilah, wie die böse Welt behauptet, liebt bereits."

„Diable, das verleiht meiner Madonna einen sehr pikanten Heiligenschein," sagte der junge Künstler, sein Glas hastig mit dem Taschentuch klar reibend, um die Griechin noch genauer zu betrachten.

„Ernstlich gesprochen, ersparen Sie der schönen Leilah einen neuen Verdacht des allzu argwöhnischen Gatten; das arme Kind hat viel zu leiden, seitdem er weiß, daß sie ihm nur durch den Vater gezwungen, ihre Hand reichte, während ihr Herz schon längst mit aller Macht der ersten Liebe einem Fremden angehörte."

„Ah, ein sentimentaler Engel," murmelte Merville, das Auge mit vermindertem Interesse von ihr abwendend. „Wer aber ist die lange hagere Gestalt an ihrer Seite?"

„Cocuna, oder wenn es Ihnen harmonischer lautet, Signora Carilas, des Armeniers Schwester," antwortete das schalkhafte Mädchen, zwischen den schlanken Stäbchen ihres Fächers versteckt nach ihr hinschielend.

„Und ist Ihre Cocuna der unvermeidliche Trabant jener Sonne?"

„Unvermeidlich, wie der Schatten dem Lichte, und dem Ruf nach aus sehr entzündbarem Stoffe gebildet; ja, die Stadtchronik bezeichnet selbst manchen arglosen Jüngling in unserm Kreise, dessen Bemühungen, sich Leilah anzunähern, die Schwägerin zu ihren Gunsten auslegte, und dem sie dann bei Entdeckung ihres Irrthums den Rückzug nicht ohne Widerstand erlauben wollte."

Während dem war Lord James mit Fernand in den Saal zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

(Fortsetzung)

Neben der glänzenden Literatur Frankreichs glaubte man ohne weiteres eine belgische zu gründen, aus dem Nichts hervorzurufen, gleichsam als könnte man das geistige Gebiet mit derselben Leichtigkeit abgrenzen, wie man Länder trennt durch die Aufstellung eines Grenzsteines, auf dessen eine Seite man Frankreich, auf die andere Belgien schreibt.

In mehr oder weniger gut französischer Sprache setzten damals junge, zu sehr eilende Dichter das Publikum in Kenntniß von allen ihren unendlichen überirdischen, unbegreiflichen Seelenleiden, — traurige, gehaltlose Nachahmung der französischen Tagespoesie. Ohne eigenthümliche Richtung, ohne wahres Gefühl, ohne eine Spur volksthümlichen Geistes waren alle jene ersten Versuche nur eine schwache Umschreibung der französischen Romantik. Und diese unreifen Früchte einer verirrten Phantasie gab man für Produkte der erstehenden Nationalliteratur aus! Dünkelvolle Vorreden von drohender Länge klagten dann das belgische Volk der Gleichgültigkeit, der Undankbarkeit, des schmählichsten egoistischen Materialismus an und sie, die verkannten leidenden Arbeiter an dem Bau des literarischen Pantheons Belgiens appellirten an das Gericht der Zukunft. Der Wahn war groß, er war gefährlich für die junge Literatur, denn er war lächerlich. Glücklicher Weise traten kräftigere Geister hervor; eine naturgemäße Richtung sprach sich nach und nach in der aufkeimenden Poesie Belgiens aus. Das Bessere machte bald das Schlechte vergessen, an die Stelle falscher Parodien traten Versuche, belebt von eigenthümlichem Denken und Fühlen.

Die Anziehungskraft, welche der mächtige, glühende Geist Frankreichs auf das belgische Sein äußert, wird dessen Eigenthümlichkeit noch so lange mit einer vollkommenen Auflösung in die französische Einheit bedrohen, als die Kenntniß der wahren Elemente einer selbstständigen Literatur Belgiens die junge Generation nicht kräftig in eine eigne Sphäre versetzt. Aus dem klaren Erfassen dieser Prinzipien kann allein Licht auf die im Dunkel sich noch verlierende Bahn der aufstrebenden belgischen Literatur strömen.

Von der Natur gezwungen, sich einer Sprache zu bedienen, deren Gesetze sie stets sich unterwerfen muß, sind die Belgier des wallonischen Theiles genöthigt, auf die Originalität der Form Verzicht zu leisten; darum muß der innere Gehalt, der Geist ihrer Produkte um so freier und selbstständiger sein.

Die Wahl des Instrumentes ist ihnen versagt, — daher muß die Begeisterung um so wahrer, um so reiner, um so kräftiger aus der eignen Natur hervorbrechen. Von der Nachahmung des französischen Geistes müssen sie sich losreißen, nicht bereits Vorhandenes wiederholen, sondern selbst Gedachtes, selbst Empfundenes aussprechen!

Aber besitzt denn auch wirklich der belgische Stamm solche Elemente der geistigen Eigenthümlichkeit? Allerdings: die wahre Natur seiner Bevölkerung, deren historische Erinnerung und die gegenwärtige geistige Bildung entfalten reiche Prinzipien, aus denen eine selbstständige und kräftige Literatur sich entwickeln kann. — Das germanische Element, bei der französischen Nation völlig aufgelöst in dem gallischen, tritt in dem belgischen Volke unverkennbar hervor. Dessen Charakter ist ein Gemisch südlichen und nördlichen Einflusses. Von dem gallischen Prinzipe blieb ihm ein Theil des leichteren, beweglicheren klarheitliebenden Sinnes: Die schwärmerische Unbestimmtheit, das abstrakte Träumen und Bilden des germanischen Geistes ist ihm fremd, aber dessen Ernst, Gründlichkeit und arbeitliebende Standhaftigkeit macht sich in ihm noch geltend. Weder rein französisch, noch vollkommen deutsch ist derselbe gleichsam ein Uebergangspunkt dieser beiden so verschiedenen Genien. In dem Denken und Fühlen des belgischen Volkes können sich gemildert die so entgegengesetzten Ausdrücke des germanischen und gallischen Stammes zu einem neuen, eigenthümlichen Produkte vereinen.

Statt daher in eine andere große Nationalität zu verschwinden, ist der belgische Charakter vielmehr ein Bindungsglied zwischen beiden und offenbar dazu bestimmt, Werke des Geistes hervorzubringen, welche sich in der großen Schöpfung des europäischen Genius harmonisch zwischen den Norden und Süden stellen.

Sobald daher der Belgier, frei von eitler Nachahmung in die Tiefe seiner eignen Nation hinabsteigen will, wird er daselbst reiche, lebendige Quellen des geistigen Schaffens finden. Alle Unsicherheit, alles Falsche wird verschwinden, sobald er der wahren Stimme seines eigenen Wesens Gehör geben will. Die Kenntniß des angeborenen Talentes ist daher die erste Bedingung alles Erfolges für die aufkeimende Literatur. Es ist ohne Zweifel schwer für ein kleines Volk aus dem Attraktionskreise eines mächtigen Nachbarstaates zu treten, mit dem man so lange gelebt, gedacht hat. Natürlich wird sich die gewohnte geistige Unterwerfung noch lange nachtheilig auf das Bestreben Belgiens fühlbar machen. Doch ist schon der Gedanke

dieser Trennung erwacht: — die junge Literatur nähert sich dem belebenden Wärmepunkt, den jedes Volk im Innern trägt und mit Zuversicht kann man erwarten, daß dieselbe endlich ganz in die eigenthümliche Sphäre des belgischen Seins treten wird. (Forts. folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

(Fortsetzung.)

Das Genre überfluthete vor einigen Jahren die Säle der Kunstausstellung alljährlich wie ein angeschwollener Bergstrom. Aus jeder Ecke lachten dem Besucher diese karessirenden Rauchfangkehrer, diese slovakischen Zwiebelkrämer entgegen; von jeder Wand sah ein helmuthloser Kesselflicker herab, und diese Unzahl netter Bilderchen, welche Scenen aus Küche, Haus und Garten, die kleinen Leiden und Freuden des Philisterlebens ohne Poesie, mit nackter Wahrheit und fertigem Pinsel behandelten, nahmen kein Ende. Das Genre war damals sehr Mode; jetzt ist die Landschaft wieder mehr an der Tour. Aus dieser glänzenden Periode des Genre sind einige getreue Mannen übrig geblieben, welche, ungeachtet das Publikum von seiner Vorliebe für diese Bilderchen, die die Hausfreuden und den Familienjammer zum Gegenstand haben, theilweise zurückgekommen ist, das Genre fortwährend kultivirten, und daher dieses Fach auch jetzt würdig repräsentiren. — Vor Allen verdient da genannt zu werden, der Professor an der hiesigen Akademie, J. G Waldmüller. Seinen Bildern, die meistens aus der Sphäre des Mittel- und des Bauernstandes ihre Themen und auch ihre handelnden Personen entlehnen, wohnt ein wahres Gemüth, eine echt österreichische Gutmüthigkeit und ein schalkhafter Humor inne, der besonders in seinen Kinderscenen, in denen er eine rührende und herzige Naivetät entwickelt, einen fein komischen Eindruck hervorbringt. Dabei sind seine Gemälde mit einem Fleiße und einer Farbenvollendung ausgeführt, die ihres Gleichen sucht. Wenn ich Eines bei Waldmüller vermisse, so ist es eine gewisse Harmonie in der Ausführung, die das Ganze wie aus einem Gusse erscheinen lassen soll. Es kommt mir so vor, als wenn Waldmüller auf seinen Bildern jede einzelne Figur ebenso wie jedes andere Objekt, einzeln bis ins kleinste Detail ausführe und rein fertig mache, und dann erst zu einem Andern übergehe, und dort eben so minutiös verfahre. Dadurch geht aber die Totalität des Eindrucks verloren, das Bild erscheint zerstückt, wie eine Mosaik; und das ist das Einzige, was ich gegen diesen vortrefflichen Genremaler einzuwenden habe. Seine heuer ausgestellten Bilder: „Ave Maria", „Kindlicher Schmerz" und „eine Mutter mit ihren Kindern" zeigen schon dem Titel nach, daß er seinem gewählten Fache treu geblieben ist. —

Eduard Ritter malte zwei umfangreiche Bilder: „die Vorbereitung und das Ende eines Kirchtags" die mit voller Gruppirung, lebendiger Darstellung und drastischer Komik ausgeführt sind; nur scheinen beide Tableaux zu viel in Roth gemalt.

M. Ranftl, einer von den oft genannten und vorzüglichen Genremalern hat nichts als „Hunde" ausgestellt, die er zwar trefflich, aber doch gar zu oft malt.

Eine bekannte Judenwinkelbörse in Wien ist von Eduard Swoboda mit vielen, aus dem Leben gegriffenen Figuren, die jedoch etwas an Karrikatur streifen, mit lebendiger Farbe und komischem Effekte ausgestattet worden. Natürlich ist hier immer eine Masse von Zuschauern versammelt, und gäbe dieß einen kritischen Maßstab, so wäre es das vortrefflichste Bild des ganzen Salons. Allein um einen solchen Vorwurf wahrhaft künstlerisch zu behandeln, muß man erst bei Hogarth in die Lehre gehen. —

Noch ist Friedrich Toeml zu nennen. — Drei der bedeutendsten Genremaler sind in den letzten zwei Jahren gestorben: Peter Fendi, Joseph Danhauser, der durch seinen „Prasser", seine „Klostersuppe" und „die Testamentseröffnung" wahrhaft populär geworden ist, und ein junges Talent, Karl Schindler, das besonders für Scenen aus dem Soldatenleben eine schöne Auffassung bewährte. — Ein anderes junges Talent liegt zwar noch nicht im Erdenschooße, ist noch nicht gestorben, aber todeskrank — in geistiger Beziehung. Ich nenne es: Karl Herbsthoffer; ein Namen, der zu schönen Erwartungen berechtigte, und sich so schnell und frisch entwickelte. Leider sind die reichen Hoffnungen seiner Freunde Lügen gestraft und dieß hoffnungsvolle Talent auf einen Abweg gelenkt worden, von dem es ihm nur mit der größten Anstrengung und Ueberwindung zurückzukehren möglich sein wird. An diesem Talente nagt der Wurm einer forcirten Genialität und einer frühreifen aber kranken Fantasie. Die Conceptionen Herbsthoffers sind schon in der Idee krankhaft. Was sendet er aus Paris, seinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, für unsern Salon? Zwei in wollüstiger Abspannung und körperlicher Erschlaffung liegende Odalisken; einen fanatischen Mönch, der Kirchenschätze in den Katakomben zusammengerafft, gegen andringende Feinde vertheidiget; und einen rohen, freibeuterischen Schweden, der Kirchengeräthe stiehlt. Sind das Vorwürfe für ein junges, lebensfrisches und in Vollkraft strebendes Talent? Solche Ausgeburten einer verrückten Einbildungskraft, ebenso barok ersonnen als ausgeführt! Das sind auch keine menschlichen Physiognomien mehr, sonden Larven und Frazzen, die auf diesen verzerrten Bildern hingepinselt sind. Ich wollte, daß man sagen könnte, diese vier Bilder seien bloß Produkte einer affektirten Bizarrerie, einer überreizten Fantasie, einer krankhaften Sucht nach Originalität; das läßt sich Alles noch ändern, und so wäre für Herbsthoffers Zukunft noch nicht jede Hoffnung verloren. Ich wollte, daß man dies sagen könnte und wünsche es herzlich. (Forts. folgt.)

Feuilleton.

*** Von glaubwürdiger Seite wird einem Berliner Blatte folgender Auszug aus einem Schreiben aus Hagen in Westphalen vom 3. d. mitgetheilt: Ein Maurermeister, der bei der bergisch-märkischen Bahn in Wetter beschäftigt ist, erhielt aus Essen, wo er wohnt und Frau und Kinder hat, die Nachricht, daß seine Frau am Nervenfieber erkrankt sei; er eilt nach Hause, und da er nach einiger Zeit ihre Besserung sieht, reist er wieder ab. Acht Tage darauf wird ihm von zwei Aerzten angezeigt, daß sich der Zustand seiner Frau verschlimmert habe und sie plötzlich gestorben sei. Er fährt schnell nach Essen, so daß er schon acht Stunden nach empfangener Nachricht ankommt, da erklärrn ihm die zwei Aerzte einstimmig, die Frau wäre todt, sie habe kein Blut mehr, der Körper ist auch schon ganz steif, sie hätten bereits brennenden Siegellack auf ihre Brust geträufelt, doch Alles wäre vergeblich, ein kaltes Fieber, das zuletzt noch hinzugetreten, habe der Frau den Tod gebracht. Der Mann, ein ganz einfacher schlichter Handwerker, kann sich aber gar nicht denken, daß seine Frau todt sei, er erinnert sich eines Bekannten, der Arzt in Styrum (bei Mühlbach a. d. Ruhr) ist, eines Dr.

Digitized by Google

Scheerer, der ihm einmal erzählt, wie er Jemanden vom Scheintode errettet habe. Er läßt diesen schleunigst kommen und derselbe erklärt sofort nach seiner Ankunft im Beisein der anderen Aerzte, daß die Frau nicht todt, sondern nur von einem Starrkrampf befallen sei, also noch gerettet werden könne. Die anderen zwei Aerzte sind ganz empört über die Ansicht, einen todten Menschen wieder lebendig machen zu wollen; der Dr. Sch. läßt sich aber nicht irre machen, wendet alle von ihm für recht befundenen Versuche an, läßt die scheinbar Gestorbene fortwährend mit Bürsten frottiren, wendet Sturzbäder und warme Essigbäder wiederholt an und wirklich — die Haut wird elastischer, die Glieder können sich bewegen und so gelingt es in Folge rastlaier Bemühungen dem verständigen, menschenfreundlichen Arzte, nach fünfzig Stunden die Frau dem Starrkrampfe zu entreißen und so dem Leben wieder zu geben. Die Scheintodte sah sich, als sie zu sich kam, erstaunt um, indem sie gar nicht gewußt und gefühlt hatte, was mit ihr vorgegangen war. Sie ist nun, da jener Krampf eine Krisis in ihrer Krankheit bildete, wieder ganz wohl bis auf eine noch zurückgebliebene Schwäche, übrigens erst 35 Jahre alt und Mutter von 5 Kindern. Die Freude des Mannes über diese Rettung seiner Frau ist nicht zu schildern, die Freude des vortrefflichen Arztes aber, der wieder nach Hause zurückreiste, über die ihm gelungene Rettung eines Menschenlebens von der gräßlichsten Gefahr, ihm gewiß der schönste Lohn für seine edle That.

*** Elisabeth im Jahre 1598. Vielleicht war nie ein Frauenzimmer eine größere Freundin eines mannichfaltigen und reichen Kostüms als Elisabeth. Sie zeigte sich fast jeden Tag in einem andern Anzuge und war so verliebt in ihre Kleider, daß sie sich nie von denselben trennen konnte; nach ihrem Tode fand man in ihrer Garderobe alle die verschiedenen Anzüge, die sie in ihrem Leben getragen, an der Zahl über 3000! — Paul Hentzer, ein Deutscher, der im J. 1598 England bereiste, spricht von Elisabeth in folgenden Ausdrücken. „Zunächst kam die Königin (wie man uns sagte in dem 65sten Jahre ihres Alters,) sehr majestätisch; ihr Gesicht war länglich, schön, aber voll Runzeln. Sie trug Ohrgehänge von Perlen, falsches und zwar rothes (?) Haar, auf ihrem Haupte eine kleine Krone. Sie hatte ein weißes seidenes Kleid an, mit Perlen besetzt, groß wie Bohnen und darüber einen Mantel von schwarzer Seide, mit Silberfäden durchwirkt. Das Ende ihrer äußerst langen Schleppe ward von einer Gräfin getragen. Statt einer Kette hatte sie ein Halsband von Gold und Juwelen. Wer immer zu ihr spricht, muß es knieend thun, dann und wann hebt sie einige mit ihrer Hand empor. Als wir bei ihr waren, reichte sie Slavator ihre Hand, die von Ringen und Juwelen blitzte, zum Küssen — ein Zeichen vorzüglicher Gunst. Wo immer sie während ihres Ganges die Blicke hinwarf, da sei Jedermann auf sein Knie." Jahrb.

*** Hamburg, 7. Juli. Der allgefeierten Jenny Lind sind dieser Tage aus Petersburg durch Hrn. Staatsrath von Struve und den Intendanten des kaiserlichen Theaters die glänzendsten Anerbietungen gemacht worden: 40,000 Rubel Silber, außer 1000 Rubel Papier Spielhonorar für jede Vorstellung, wenn sie auf fünf Monate, 10,000 Rubel wenn sie nur auf die Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten nach Petersburg kommen wolle. Die Sängerin hat aber sowohl dieses Anerbieten ausgeschlagen, als eine Einladung nach Paris. Leon Pillet hatte ihr geschrieben: nur in Paris könne ihr der Kranz der Unsterblichkeit geflochten werden; bescheiden antwortete sie: ihr genüge der Ruhm, im Vaterlande Mozart's und Beethoven's unter den deutschen Sängerinnen genannt zu werden. Hier ist der Beifall, den die liebenswürdige Sängerin erntet, so groß," daß das Haus überfüllt ist und man selbst auf der Bühne Plätze einrichten mußte.

*** Ueber den jetzigen Geistes- und Gemüthszustand des durch seine dichterischen Werke und mehr noch durch die Beschreibung seiner Gefangenschaft auf dem Spielberg (le mie prigioni) bekannten Grafen Silvio Pellico von Saluzzo finden sich in der „Augsb. Postz." interessante Aufschlüsse von einem Reisenden, der denselben im verflossenen Jahre zu Rom gesprochen hat. Er erzählt u. A.: Ich begrüßte den Grafen als unsern längst befreundeten Landsmann, indem so viele deutsche Versionen seiner Schriften, namentlich der mie prigioni, das fortwährende Interesse bewiesen, welches Deutschland an seinem Geiste und Geschicke genommen. Er aber erwiederte mir auf Das, was ich von seinen Werken sprach: „O, das Alles achte ich gering; ich schäme mich am Ende der Sache. Was der Mensch gewinnt im Leben, läuft zuletzt einzig auf den Seelenfrieden hinaus, und den habe ich, Gottlob! mir errungen." Auf meine deutsche Frage, ob er nicht weiter dichte? erwiederte er: „Ich bin nun alt geworden und überlasse Das den Jüngeren." Er ist jetzt sechsundfünfzig Jahre alt, sieht aber sehr kränklich aus. Er ist klein von Person, sein Haar ergraut; das Leiden hat so furchtbar in seiner Physiognomie gearbeitet, daß man ihn wohl für einen tiefen Sechziger halten möchte. Man sieht es ihm an, er hat den schweren Sieg über sich selbst errungen, und ist der Leidenschaften Meister, die sonst den Menschen quälen. Gleich erhaben über Ehrgeiz und Hochmuth, Groll und Rachsucht, ist er nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, einer langen Schule der Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen, als ein ächter Christ aus den Gefängnissen des Spielbergs hervorgegangen.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 18. Juli.)

Vielfach machen sich jetzt die Bestrebungen geltend, in unsern Geräthschaften, Möbeln udgl. ein ästhetisch schönes Ornament zu vindiziren. Namhaftes Verdienst hat sich hierfür besonders der bekannte Architekt Prof. Karl Heideloff in Nürnberg erworben, indem er nicht nur angemessene Motifikationen des gothischen Styles, bei dem modernen Häuserbau einzuführen suchte, sondern auch die Ornamentik des Hausrathes bis in's Kleinste hinab auf gothische Motive zu gründen trachtet. Sind wir auch nicht der Ansicht, daß in dieser Weise etwas wahrhaft Durchgreifendes zu Tage gefördert werden könnte, da jede Zeit ihr eigenen Geist hat, der selbst den Tischen und Stühlen und Töpfen ihre Form vorschreibt, so wird ein solches Beginnen unserem vernüchterten Sinne gegenüber, doch jedenfalls gute Früchte tragen. Dies hat selbst eine englische Zeitschrift „Art Union-Journal," die vorzugsweise der deutschen Kunst Gerechtigkeit widerfahren läßt, anerkannt und eine ausführliche Charakteristik gegeben zu einer Tafel Zeichnungen gothischer Möbel und Geräthe von Heideloff. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 19. Juli. Mutterfegen, oder: Die neue Fanchon. Schauspiel mit Gesang in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen des G. Lemaine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Gastrolle) Marie: Fräulein Damböck, vom königlichen Hoftheater zu Hannover. André: Herr Franzmüller, vom Stadttheater zu Aachen.

Montag, den 20. Juli (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Neu einstudirt: Titus, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 199. Dienstag, den 21. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Merville winkte den Freund zu sich.

„Sieh' da, Deine überraschende Erscheinung," sagte er lachend, auf den Armenier deutend.

Der junge Künstler wandte sich nach der gegenüber sitzenden Griechin. Es war die Geliebte. — Seine dunkle Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Auch Leilah blickte einen Moment starr nach dem Fremdling hin; tiefer Purpur überhauchte plötzlich ihr blasses Antlitz, worauf sie eben so schnell wieder erblich und mit der Hand nach dem Herzen zuckend, sank sie bewußtlos auf die Polster.

„Es ist ihr gewohnter Brustkrampf," sagte Caritas, ihren Bruder herbeiwinkend.

Vaselaiki eilte, ein nahes Fenster zu öffnen; der hereinströmende kühle Luftzug rief die Ohnmächtige bald in's Leben zurück. Als sie ihre Augen wieder aufschlug, entfernte sich Fernand in heftiger Aufregung aus der Gesellschaft.

Dies überraschende Zusammentreffen hatte wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel die schwer erkämpfte Ruhe seines Herzens vernichtet.

Nach der Abreise des Lord James fanden sich beide Künstler fast jeden Abend bei dem Consul ein; auch Vaselaiki's Familie gehörte zu dem vertrauten Kreise des Hauses, und während Merville vorzugsweise mit der muntern Florina sich unterhielt, träumten sich Fernand und Leilah, schweigsam und unbeachtet in ihre frühere Liebe zurück. Niemand von ihrer Umgebung ahnte die Seligkeit, in welcher ihnen mehrere Wochen in raschem Fluge dahin schwanden. Nur Caritas bemerkte des Fremdlings Neigung, an ihrer Seite zu verweilen; sie legte dies zu ihren Gunsten aus, bis ihr ein neidischer Zufall diesen Glauben mit Einemmal in die empfindlichste Enttäuschung verwandelte.

Eines Morgens begegnete die zuversichtliche Jungfrau im Vorsaale Rifat, dem türkischen Blumenhändler, der, wie gewöhnlich, seine frisch duftende Waare feil zu bieten kam.

„Ah! weiße Moosrosen!" rief sie, auf einen zierlich gewundenen Strauß zeigend, „das ist eine Seltenheit, die ich zum erstenmale bei Dir sehe."

„Auch kommen sie nicht aus meinem Garten," versetzte Rifat mit geheimnißvoller Miene.

„Da, Freund, dieser Piaster wird Dich wohl nichts an Deinem Einkaufe verlieren machen," sagte Caritas und streckte schon begierig die Hand nach dem vollen Blumenkorb aus.

„Signora," rief der Gärtner betreten, „diese seltenen Knospen sind mir nicht feil."

„Ah, ich verstehe, alter Schelm, Du treibst noch immer Deine Nebengeschäfte als zärtlicher Botschafter," lächelte die Jungfrau verschämt; „nun, befürchte meinen Unwillen nicht, gestehe mir nur unverhohlen, wer mir diese sinnige Begrüßung zusendet."

Rifat schwieg mit gut erkünstelter Verlegenheit.

„O, es bedarf nicht Deiner Worte, um den Uebersender des zarten Symbols zu errathen," fuhr Caritas mit steigendem Entzücken fort, „da, eile ihm diese aufgeblühte Anemone als Zeichen meiner Gegenliebe zu überbringen."

„Wenn nun aber die Botschaft nicht an Euch ginge?" fragte der Blumenhändler zögernd.

„Du fabelst, guter Rifat," erwiederte sie und bemächtigte sich des Straußes mit eben so viel Ungeduld als Zuversicht.

Ein feines Papier fiel aus einem der halbgeöffneten Kelche in ihre Hand.

„Fernand an Leilah!" schrie sie, die Aufschrift erkennend mit heller Stimme. „Der schändliche Betrug soll nicht ungestraft bleiben. Was hat man Dir für diese heimliche Sendung gegeben?" fragte die Empörte nach einer Pause flammenden Auges den Gärtner.

„Zwanzig Zechinen, Signora," antwortete dieser bestürzt.

„Ich verdoppele die Summe, wenn Du mir in meinem Vorhaben behülflich sein willst; wird es glücklich ausgeführt, so ernenne ich Dich zum Obergärtner auf meinem Gute Zitza, Du weißt, die Stelle ist einträglich!"

„Und das Anerbieten ist nicht zu verwerfen," murmelte Rifat in seinen struppigen Bart, indem er ihrem Wink, sie in ein entlegenes Gemach zu begleiten, bereitwillig gehorchte.

Dort angelangt, entrollte die enttäuschte Jungfrau begierig das geheimnißvolle Blättchen. Es enthielt nur die Worte: „Am Jahrestag unserer Teennung."

„Ah," rief sie mit einem seltsamen Lächeln, „Signor Fernand ist also der frühere Geliebte von unserer schönen Schwägerin, derselbe, dem mein Bruder schon so lange vergeblich nachgeforscht hat; wahrlich, die saubere Entdeckung hätte mir nicht gelegener kommen können; aber noch muß sie verschwiegen bleiben, wie Alles, was ich Dir, lieber Rifat, nun anvertrauen werde."

Der Blumenhändler vernahm hierauf mit gespannter Aufmerksamkeit die Befehle seiner künftigen Gebieterin.

Mehrere Wochen waren seitdem verflossen. Vaselaiki hatte in der Zwischenzeit eine Reise unternommen. Am Vorabend des Tages, an dem er zurück erwartet wurde, stand Fernand, die Stirne sinnend an seine Staffelei gelehnt vor Leilah's vollendetem Bilde. Seine Kunst hatte die angebeteten Züge mit unnachahmlichem Liebreiz auf die Leinwand gezaubert; denn unter dem Vorwande, ihren Bruder damit an seinem Namenstage zu überraschen, war es Caritas gelungen, die schüchterne Gattin öfters in die Wohnung des jungen Malers zu führen. So eben hatte die letzte Sitzung stattgefunden und der Gedanke, nun bald auf immer von dem geliebten Bilde scheiden zu sol-

Digitized by Google

len, erfüllte ihn mit Trauer und Groll gegen das Schicksal, ein verzweifelter Entschluß nach dem andern drängte sich in seine Seele.

So vertieft in düsteres Nachsinnen hatte er Merville's Rückkehr von einem Spaziergange nicht bemerkt, bis dieser, ihm auf die Schulter klopfend, erstaunt ausrief:

„Ma parole, angehender Raphael, Deine Madonna ist göttlicher Schönheit! Ja, von göttlicher Schönheit," wiederholte er silbenweise, sein linkes Auge zudrückend und mit dem rechten das Gemälde durch die hohle Hand prüfend. „Coeuna Caritas wird Dir sicher großen Dank wissen, den höchsten Grad Deines Talentes auf ihr Geschenk für den Bruder verwandt zu haben. Auch sollte es mich nicht wundern, wenn sie Dir eine würdige Belohnung zudächte."

„Lassen wir die Neckereien," entgegnete Fernand, wenig gestimmt, in die Scherze des Freundes einzugehen.

„Wie Du willst; aber Du wirst weder mich noch Andere überzeugen, daß Du nicht schon längst der hagern Signora liebedürftiges Herz gewonnen hast, und es nur von Dir abhängt, den Preis ihrer schönen Hand und des noch schöneren Vermögens davon zu tragen."

„Die Närrin!" murmelte Fernand, seine Palette abputzend.

„Und wie man sagt," fuhr sein Gefährte ernsthaft fort, „ist sie nicht weniger zum Haß als zur Liebe geneigt, wenn sie ihre Gunst an einen Undankbaren verschwendet hat. Darum sei auf Deiner Hut, Fernand, falls Du ihre Neigung nicht zu erwiedern gedenkst, oder," fugte er mit Nachdruck hinzu, „dieselbe vielleicht gar einem Gegenstand zuwendest, über welchen Jene immer eine bedeutende Macht hat." (Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

(Fortsetzung)

Die Vorzeit Belgiens ist ebenfalls ein reicher, herrlicher Schatz für die geistige Entwicklung der jungen Nation. Das stets rege, oft stürmisch aufbrausende Leben seiner freien Städte, die so kräftige Eigenthümlichkeit jeder dieser zahlreichen, mächtigen Gemeinden, das freie Nebeneinanderbestehen aller dieser Provinzen, verschieden an Geist und Gewohnheit der Bewohner, verschieden durch die Art ihrer Regierungen, haben in die Natur der Gesammtbevölkerung Belgiens eine unendliche Masse von unähnlichen Elementen niedergelegt. Noch hat die dem Geiste, der Einbildungskraft so tödtliche Einförmigkeit nicht das mannichfaltige vielseitige Leben des wahren Volkssinnes vermischt. Bruges, Gent, Brüssel, Antwerpen, Lüttich sind heute noch für den Fremden selbst offene Bücher einer glorreichen Vergangenheit. In ihren Mauern fühlt man bei jedem Schritte die Vorzeit um sich her aufleben, jedes Gebäude ist ein redender Zeuge der Großthaten früherer Generationen. Und der Belgier sollte nicht die Sprache seiner so herrlichen, so eigenthümlichen Vorzeit vernehmen? Sie sollte nicht ihm Gedanken, Gefühle erwecken, die ihm eigen wären? — Gewiß, er hört und versteht diesen Ruf der hingeschwundenen Jahrhunderte, denn gerade das ist die besondere Eigenschaft dieses Volkes, mit der Vergangenheit noch in lebendigem Verkehr zu stehen. Jeder Theil des Landes bewahrt seine ursprüngliche Physiognomie: in keiner Provinz ist das Gepräge der Vorzeit verwischt. Aus dieser reichen, aus dem Innern des Landes hervorspringenden Quelle muß daher die junge Literatur schöpfen. Kein anderes Volk besitzt ein so reiches, so mannichfaltiges Element in der Erinnerung seiner Vergangenheit. Belgien kann daher Neues, Eigenthümliches schaffen und seiner Literatur einen wahren Volkscharakter geben. —

Endlich wird die geistige Bildung, unter deren Leitung die junge Generation heranwächst, in nicht ferner Zukunft diese Selbstständigkeit des belgischen Sinnes gegen den Einfluß des französischen Prinzipes stärken. In dem kräftigsten, lebensfähigen Theile des höheren Unterrichts herrscht jetzt der Geist der deutschen Philosophie und Gelehrsamkeit. Die freie Universität von Brüssel ist besonders eine eifrige Verbreiterin des deutschen wissenschaftlichen Gedankens. Durch ursprüngliche Verwandtschaft mit dem germanischen Stamm für dessen Denk- und Fühlart empfänglich, erhält und entwickelt die belgische Jugend diesen Samen mit Leichtigkeit und glücklichem Erfolge. Derselbe keimt schon vielversprechend und die Früchte werden reich und herrlich sein, denn es ist nicht eine ganz fremde Erde, welche den Keim aufgenommen hat — Unsere Prinzipien der Geschichte, der Philosophie, der Dichtung gehen bereits in den belgischen Geist über. Die Umwandlung, welche das germanische Element natürlich durch seine Vermischung mit dem belgischen erfahren wird, wird den wahren eigenthümlichen Charakter der jungen Literatur bestimmen.

Leider tritt dieser glücklichen Entwickelung noch hemmend die Geistlichkeit entgegen, denn in keinem andern Lande stellt sich dieselbe so unbedingt, so allgemein der Entwicklung der menschlichen Vernunft entgegen. Dieses spanische System der geistigen Unterwerfung tödtet manchen herrlichen Keim des hiesigen Lebens. Der Kampf, der jetzt zwischen dem Prinzip der Freiheit und der Unterwerfung der Vernunft besteht, zersplittert theilweise die Kraft der jungen Generation und wendet sie oft von der Verfolgung des erhabenen Zieles ab. Man möchte vielleicht glauben, daß dieser Kampf in Belgien der Literatur eine lebendige Thatigkeit einflößte und so zu einer raschen Entwicklung beitrüge. Eine solche Annahme wäre Irrthum. Einige polemische, — mehr politische als theologische Schriften — abgerechnet, bringt derselbe nichts hervor. Dieser Streit wird in der belgischen Literatur keine Spur hinterlassen, man müßte denn die Fastenanweisungen der Bischöfe einer solchen Ehre würdig halten. Die belgische Geistlichkeit bedient sich in ihrem Kampf gegen die Gedankenfreiheit nicht der Waffen des Verstandes, sondern der Bande des unbedingten Glaubens. Man sucht nicht zu beweisen, — man gebietet. Der ganze literarische Streit der katholischen Organe beschränkt sich auf die Wiederholung einiger alten Formeln des Mittelalters oder auf Anatheme gegen den Rationalismus.

Wäre die Behauptung dieser Partei, daß Belgien in ihrem Prinzipe das einzige Element eines Nationalgeistes besitze, Wahrheit, so müßte man an dessen Zukunft verzweifeln, sicher würde nie eine blühende, kräftige Literatur aus ihr sich erheben. Geschichte, Philosophie und Wissenschaft, statt durch freies Forschen belebt zu werden, würden zu todten Formeln herabsinken und der denkende Geist des Volkes würde in der Gruft des blinden Glaubens dahinmodern. Könnte dann Belgien, wie die glücklichen Regionen des Südens, durch den wollustvollen Genuß einer stets blühenden Natur sich begeisternd, in seiner Phantasie allein eine Quelle der Literatur finden? Nein! Der Italiener kann wohl aus seiner wollustbewegten Brust Ge-

Digitized by Google

fänge der Freude ertönen lassen, der Bewohner des Nordens muß denken, um dichten zu können.

Glücklicher Weise besitzt Belgien andere Elemente, — wir haben sie erwiesen und wir sind überzeugt, daß deren Kraft siegreich den feindlichen Einfluß bekämpfen und endlich das Bestreben der jungen Generation in lebenspendender Harmonie vereinigen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

(Fortsetzung.)

Im Uebergange vom Genre zur historischen Auffassung ist der Schlachtenmaler Fritz L'Allemand als eine bedeutende Erscheinung zu klassifiziren In seinen Bataillen herrscht eine leichtvolle Anordnung und eine vollständige Gruppirung. Die verwickeltsten Massen theilen und lösen sich im Anschauen des Tableaus leicht von einander, die einzelnen Gruppen sind im Zusammenhange mit den Hauptpersonen natürlich und ungezwungen verbunden, und im Ganzen herrscht eine wohlthuende Symmetrie trotz der Verwirrung, die auf einem Schlachtenbilde den ersten Hinblick befangen macht. L'Allemand's ausgestelltes „Gefecht zwischen den vereinten Oesterreichern und Sachsen mit einer Division Russen bei Biala im Jahr 1812" läßt nichts zu wünschen übrig, als daß der Künstler weniger in Grau malen möchte. —

Der Venetianer Natale Schiavoni beschickt die hiesige Ausstellung schon seit mehreren Jahren mit weiblichen Studienköpfen, die verschiedene Gemüthszustände charakterisiren sollen. So sahen wir jetzt „eine Schmachtende, eine Traurige und eine Nachdenkende." Charakteristik ist seinen Köpfen nicht abzusprechen, auch ist Schiavoni ein gewandter Maler. Allein ein gewisses schmutzig-graues Colorit, das er seinen Köpfen gibt, um dadurch den Ton einer alt-italienischen Schule nachzuahmen, nimmt seinen Bildern alles Leben, und gibt ihnen ein trauriges, leichenhaftes Ansehen. — Welche lebensfrischen, reizenden Mädchenköpfe, mit einer warmen, rosigen Inkarnation und schwellenden Formen und in den sanftesten Wellenlinien malt dagegen Anton Einsle, ein geachteter Name, der auch im Portrait mit den Ausgezeichnetsten dieses Faches, mit Franz Schrotzberg, Franz Eibl und J. Aigner rivalisirt. Schrotzberg ist der fashionable Maler der Aristokratie, Eibl des reichen Bürger- und Beamtenstandes, und Aigner conterfeit die Dichter und Schauspieler. —

Das Landschaftliche ist von unsern Künstlern immer mit besonderer Zuneigung gepflegt worden, und erscheint daher in unserm dießjährigen Salon vorzüglich, aber numerisch betrachtet, und mit den andern Fächern verglichen, auf eine wirklich überzählige Weise vertreten. Oesterreich und besonders Wien besitzt eine wohlgeordnete Reihe der ausgezeichnetsten Landschafts- und meistens zugleich Thiermaler, unter denen ein Name, der auch der heurigen Ausstellung das meiste Lüstre verleiht, in ganz Europa einen guten Klang hat: Friedrich Gauermann, ein Künstler, von welchem auch in den Gemälde-Gallerien Deutschlands, Englands und Rußlands Werke mit derselben Achtung gezeigt werden, mit der die Wiener Kunstfreunde auf sie stolz sind. — Gauermann's Bilder aus dem Jäger-, Hirten-, mit einem Worte aus dem Landleben entnommen, sind in jeder Beziehung, man betrachte das Landschaftliche oder die Staffagen, Meisterstücke. Er idealisirt die Natur, aber genau nur so viel, als nothwendig ist, um sie in künstlerischer Hinsicht immer als groß, erhaben und schön erscheinen zu lassen. Er malt mit einer überraschenden Wahrheit, zugleich mit einer Reinheit und Vollendung im Farbentone, mit einem Effekte, der um so wirksamer ist, als der Künstler jedes forcirte Mittel verschmäht, und ihn gerade nur durch ein getreues Festhalten an der Natur, seiner einzigen Meisterin, auf die ungesuchteste aber sicherste Weise erreicht. Seine Scenen aus dem Thierleben sind mit einer Poesie componirt und ausgeführt, die ihn mit dem Engländer Landseer vollkommen gleichstellen. Seine letzten Leistungen: „ein heranziehendes Gewitter", „eine Schafweide am Chiemsee", „eine Viehweide" und „das Innere einer Schener" vermehren die Zahl der Meisterstücke, mit denen er seit Jahren unsern Kunstsalon geschmückt hat. An Gauermann reihen sich die trefflichen Landschafte: Jakob und Rudolf Alt, Franz Barbarini, J. Canella in Mailand, Thomas Ender, Joseph Feid, Johann Fischbach in Salzburg, Anton Hansch, Joseph Heicke, von Haanen, und Steinfeld. Von diesen ist besonders Feid in der Baumstudie unübertrefflich, und von Haanen der ausgezeichnetste Maler von Winterlandschaften, die an Naturtreue noch von keinem seiner Nachahmer erreicht, und nur mit Hasenpflug in Halberstadt zugleich genannt werden können, wobei übrigens der Unterschied zu bemerken ist, daß Letzterer meistens schneebereifte, melancholische Klosterruinen zum Gegenstande wählt, während van Haanen offene, weite und freie Winterlandschaften mit spiegelglatten Eisbahnen vorzieht. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Bekannt ist die Geschichte des Maulbeerbaums, welchen Shakspeare im J. 1609 neben seinem Wohnhaus in Stratfort am Avon pflanzte. Er gedieh herrlich, bis ein fühlloser späterer Besitzer dieses Hauses, der Geistliche Jeanels Gastrell, welchen die vielen Fremdenbesuche verdrossen, im J. 1756 ihn umhauen ließ, und durch diese Handlung der Impietät allgemeinen Unwillen erregte. Ein Uhrmacher des Orts, Namens Thomas Sharp, rettete den zerstückten Baum vor dem Verbrennen, und schnitzte daraus mancherlei Shakspeare-Reliquien, welche reißenden Absatz fanden. Sein schönstes Stück war aber der Becher, welchen der Mayor von Stratford im September 1769 bei dem von Garrick daselbst veranstalteten Shakspeare-Jubiläum diesem berühmten Schauspieler verehrte. Der Becher ist 11 Zoll hoch, mit vergoldeten Silberreifen eingefaßt, auf dem Deckel mit Früchten und Blätteen des Maulbeerbaums verziert. Garrick hielt den gefüllten Becher beim Festmahl empor, und sang dazu folgenden von ihm verfaßten Vers:

„Behold this fair goblet, 'twas carved from the tree,
Which, my sweet Shakspeare, was planted by thee,
As a relic I kiss it, and bow at thy sheine:
What comes from thy hand must be ever divine!
All shall yield to the mulberry tree,
Bend to thee, blest mulberry,
Matchless was he who planted thee,
And thou like him immortal be."

Nach Garricks Tod gelangte der Pokal für 121 Guineen in den Besitz eines Hrn. Johnson in London. Jetzt, nachdem Hr. Johnson gestorben, hat ihn Hr. Isaes für 40 Pf. 8 Sh. 6 P. in der Auction erstanden, vermuthlich auf Speculation, wie der Name des Käufers anzudeuten scheint. A. Z.

Digitized by Google

*** Mit Hülfe des Riesenteleskops, welches Lord Rosse auf seinem Schlosse in Schottland nunmehr mit seinen Accessorien zur Benützung aufstellte, ist den Astronomen ein großes Feld zur Berichtigung früherer irriger Ansichten über den gestirnten Himmel eröffnet. Während z. B. noch vor Kurzem die gelehrte Welt der Meinung beipflichtete, der Mond sei bewohnt, meldet nun ein Bericht Lord Rosses im Londoner »Observer« darüber Folgendes: In Betreff dieses Himmelskörpers ist es mir nun gegönnt, jeden Gegenstand von der Höhe von nur 100 Schuh auf seiner Oberfläche deutlich auszunehmen, ja unter gewissen Umständen ist dies schon bei Gegenständen von 60 Schuh Höhe möglich. Auf der Oberfläche des Mondes erblickt man Krater von ausgelöschten Vulkanen, Felsen und fast unzählige Steinmassen. Ein gewöhnliches Gebäude auf der Mondoberfläche müßte mit Hülfe meines Fernrohrs deutlich sichtbar sein. Allein es ist kein Zeichen von Wohnungen gleich den unsrigen, keine Spur von Bauüberresten zu bemerken, aus denen hervorginge, daß der Mond von einer Gattung Vernunftwesen je bewohnt worden sei. Auch bietet sich nichts dem Auge dar, was auf die Vermuthung führen könnte, daß es dort grüne Felder und eine der unsrigen gleiche üppige Vegetation je gegeben habe. Kein Wasser ist dort sichtbar, kein See, kein Fluß, und kein Teich: Alles sieht wie ausgestorben aus. A. Th. Z.

*** Das „Morgenblatt" berichtet eine drollige Geschichte, die wir ihm auf guten Glauben hin nacherzählen wollen. An den Statuen im Garten von Sanssouci wurden bekanntlich in neuerer Zeit verschiedene Unbilden verübt, ohne daß der Thäter, aller Maßregeln ungeachtet, entdeckt werden konnte. Besonders empörte es, als man einer der bessern Statuen den zierlichen Finger abgebrochen fand. Man renovirte ihn, aber der Dirbstahl ward ein- oder mehreremal wiederholt. Besonders verdroß es den Gartendirektor Lenné, welcher die Erhaltung und Verschönerung des königlichen Gartens sich zur besondern Aufgabe gesetzt. Eines Tages geht derselbe mit einem andern dort spazieren, und der Gegenstand ihres Gesprächs ist gerade der unbegreifliche Statuenraub, als sie ihr Weg zu der betreffenden Figur führt. Lenné will dem Begleiter das wieder ergänzte Corpus delicti zeigen, als es zu seinem Verwundern in seinen eigenen Fingern haften bleibt. Entweder hatte der Bildhauer den Finger nicht gehörig befestigt, oder der Dieb hatte sein unnützes Werk schon wieder begonnen und war, ehe er es vollendet, darüber gestört worden. Doch im Augenblick, wo Lenné verwundert den Finger in der Hand betrachtet, tritt die hinter einem Gebüsch verborgene Schildwache vor und faßt ihn am Kragen: „So haben wir doch endlich den Dieb!" Vergebens sind alle Protrste, daß er ein Recht habe, die Sache zu betrachten, daß er der Vorsteher des Gartens sei, daß auf seinen Antrag die Belohnung ausgesetzt, der Dieb verfolgt, die Schildwache auf diesen Posten gestellt, kurz, daß er kein Dieb, sondern Lenné sei. Der Soldat meint, das könne Jeder sagen; Lenné und sein Begleiter werden als Gefangene erklärt. Der Gefangene fordert, daß man ihn wenigstens auf der Stelle auf die Wache vor den Offizier führe. Das geht nicht an, der Soldat darf seinen Posten nicht verlassen, und der Gartendirektor muß mit seinem Begleiter die Ablösung in — dem Schilderhaus abwarten! — Das Gerücht will nun gar, daß auch der Lenné wohl befreundete Kommandirende ihn nicht kennen wollte und zur Krönung des Scherzes die Patrouille den in flagranti ertappten Dieb zum König selbst, natürlich zu dessen großer Belustigung, habe führen lassen.

*** Eine Stelle aus einem neuen Roman lautet wie folgt: „Edvard ritt bis an den Garten, sprang vom Pferde, kroch durch den Zaun; flog nach der Laube, wo Kunigunde ruhte, schlich zu ihr hin und kiel zu ihren Füßen. Freudig hob sie ihn auf, er setzte sich an ihre Seite, sank an ihre Brust und — schwamm in einem Meere von Seligkeiten." Chariv.

*** Während des letzten schweren Gewittersturmes (erzählt ein englisches Journal) fiel ein Regen von Fröschen aus einer der überladenen Wolken über dem Humber; einige fielen auf die Verdecke der auf dem Flusse befindlichen Fahrzeuge, und ein Theil der Küste bei Killingholme Lights war eine Zeitlang von Myriaden der seltsamen Ankömmlinge bedeckt.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 19. Juli.)

Die „Allg. Ztg." gibt, aus Berlin datirt, folgenden interessanten Beitrag zur Geschichte der modernen dramatischen Dichtung: „Schon vor zwei Jahren bringt Heinrich Laube ein neues Drama „Struensee" auf die Bühne, und obwohl es Glück macht, so hört man doch bald, daß es an einigen Hauptorten Schwierigkeiten finde. Zu diesen Hauptorten gehört der unsrige nicht, wir sind nicht so im Vordertreffen bei neuen Stücken, und die Direction muß bei bedeutenden Sachen sehr vorsichtig verfahren, um nicht die nahe an der Oberfläche wohnenden unzähligen Gnomen und Geister des Widerspruches zu wecken. Die Schwierigkeiten finden sich in Dresden und München, und zwar sind es nicht politische, sondern familienhafte. Wie? Will die Familie Struensee ihren Ahnherrn nicht verherrlicht sehen? Nein, eine andere Familie nimmt diesen Helden für sich allein in Anspruch. Vor einigen zwanzig Jahren hat Michel Beer, der Bruder Meyerbeers, auch ein Stück Struensee geschrieben und nur in München zur Aufführung gebracht. Dieß Stück soll nicht beeinträchtigt werden durch ein neues von einem andern Verfasser! So setzt die Familie ein literarisches Interesse auf. Daher die unerwarteten Schwierigkeiten in genannten Orten. Das Recht der Gegenwart siegte; in Dresden entgegnete man dem brüderlichen Advocaten, die lebende Literatur dürfe nicht zurückgesetzt werden zum Vortheil eines Stücks, dessen man ohne das neue gar nicht gedacht hätte, und das neue sei auch ein wirksameres Bühnenstück. In München war die Entschuldigung noch leichter. Man sagte dem Advocaten: das Stück des Bruders ist ja hier aufgeführt, warum soll denn das neue nicht aufgeführt werden? Kurz, an beiden Orten wurde das neue gegeben, und zwar mit dem günstigsten Erfolge, der in München denn allerdings dahin ausschlug, daß das neue ein beliebtes Repertoirstück wurde, was das Michel Beer'sche nicht geworden war. Jetzt erst, nachdem das Laube'sche Stück die Runde auf allen Theatern gemacht hat, kommt Berlin an die Reihe, und der zweimal verlorene Prozeß wird von der Familie in der Stille wieder aufgenommen. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 20. Juli (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Neu einstudirt: Titus, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Servilia: Fräulein Steinebach. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 21. Juli. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abtheil., nach dem Französischen des E. Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Gaetschmidt. (Gastrolle) Adriene von Cardoville: Fräul. Dumböck, vom k. Hoftheater zu Hannover. Jakob Rennepont: Hr. Franzmüller, vom Theater zu Aachen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 200. Mittwoch, den 22. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Fernand reichte dem besorgten Rathgeber schmerzlich lächelnd die Hand. Er war von dem Zartgefühl gerührt, das den sonst so unbesonnenen Freund zurückhielt, seine Muthmaßungen über ein ihm vorenthaltenes Geheimniß deutlicher auszusprechen.

„Wenn Du willst," sagte er endlich mit halb erstickter Stimme, „so treten wir nächste Woche unsere Reise nach Athen an."

„Und warum nicht früher?" fragte Merville freudig überrascht. „Ein guter Vorsatz, pflegte mein seliger Onkel zu sagen, soll niemals die Sonne untergehen sehen; wie, wenn wir die im Hafen bereitliegende Felucke benutzten? Ihre Ladung ist eingenommen und sobald der Wind günstig ist, wird sie die Anker lichten."

„So sei's denn!" sagte Fernand in dem gelassenen Tone, der bei festeren Characteren einen ebenso schmerzvollen als unwiderruflichen Entschluß andeutet.

Merville, schon seit Leilah's geheimen Sitzungen zu ihrem Bilde von dem dunkeln Vorgefühl der Möglichkeit eines daraus entstehenden Unglücks ergriffen, eilte sogleich den Kapitän des kleinen Fahrzeugs aufzusuchen. Unter dem Thorwege begegnete er Rifat.

„Wohin, verdorrter Blumenstiel?" rief er dem Gärtner lachend zu.

„Die schöne Leilah bei dem Maler anzumelden."

„Nun, dann kehre nur zurück, ihr zu sagen: das Bild sei vollendet und den Signor Fernand brauche sie nicht weiter zu bemühen," erwiederte Merville dem Boten die Thüre sperrend.

„Aber Coeuna Caritas wünscht eine leichte Aenderung an den Augen; sie folgt mir mit der Schwägerin auf dem Fuße," versetzte Rifat, und die Reihen seiner gelben Zähne erblinkten bei dem grinzenden Lächeln, womit er diese Worte begleitete.

„Verdammter Zwischenträger!" murmelte Merville halblaut und eilte rasch an ihm vorüber.

Der Blumenhändler rückte ruhig seinen durch den ihm gegebenen Ellenbogenstoß verschobenen Turban zurecht, dann ging er dem Künstler die Ankunft der beiden Frauen zu melden.

Diese Nachricht überraschte Fernand auf's Aeußerste und seltsam ergriff ihn der Gedanke, daß vielleicht etwas mehr als bloßer Zufall ihm die Geliebte, die er nicht wieder zu sehen beschlossen, nochmals zuführe; alle früheren Wünsche, alle thörigten Entwürfe stiegen mit erneuter Kraft und Bedeutung in seinem Busen auf. Ohne den Botschafter weiter zu beachten, blieb er lange, den Kopf auf die Brust gesenkt in Schweigen verloren. Endlich sagte Rifat, sich der Staffelei nähernd:

„Dieses Bild wird den Signor Vaselaiki sehr überraschen; doch hältet Ihr vielleicht klüger gethan, es verschleiert darzustellen."

Fernand beantwortete den albernen Witz mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Ich meine nur so," fuhr der Gärtner ruhig fort, „weil der Armenier ein bischen eifersüchtig auf die schöne Gattin ist, und er es daher dem Maler leicht verargen könnte, dieselbe so genau in's Auge gefaßt zu haben."

„Das," erwiederte Fernand, der jetzt in Rifat's Tone eine geheime Absicht zu erkennen glaubte, „wird seine Schwester schon hinlänglich zu verantworten wissen."

„Ja, wenn Ihr Coeuna Caeitas zur Fürsprecherin nehmen wollt, da würde freilich Alles zu Eurem Besten ausfallen," versetzte Rifat, den Kopf bedeutend hin- und herwiegend.

„Ich bin wenig aufgelegt, den Sinn Deiner räthselvollen Worte zu errathen, alter Thor."

„Das thut mir leid, Signorino, denn es könnte Euch großen Nutzen bringen. Kommt, wendet mir statt Eurer verächtlichen Geringschätzung eine Börse mit hundert Zechinen zu und Ihr sollt wichtige Entdeckungen von mir erfahren."

„Behalte Du Deine Geheimnisse, Freund, wie ich mein Geld," entgegnete der Künstler.

„Ist das Euer letztes Wort, Signor?"

„Unwiderruflich."

„Nun, nach Eurem Belieben," sagte Rifat und entfernte sich bei dem Geräusch herannahender Fußtritte trotzig aus dem Zimmer.

Es war Caritas, die sich allein bei dem jungen Maler einfand.

Die Schwägerin, von Bekannten auf der Straße zurückgehalten, sagte sie entschuldigend, würde nicht zögern, ihr bald nachzufolgen.

Noch von dem Eindruck beherrscht, den die Anspielungen des Freundes auf sein Gemüth geübt hatten, fühlte Fernand sich um so befangener, da die sichtliche Bewegung der Signora Merville's Warnungen in der That zu begründen schien. Er bemühte sich vergebens, ein Gespräch in Gang zu bringen. Ihre Antworten blieben zerstreut, ihre Blicke irrten verlegen umher, bis endlich die Nachricht seiner baldigen Abreise sie wie aus einem beängstigenden Traume aufweckte.

„Wie, Signor Fernand, Ihr gedenkt uns zu verlassen?" rief sie im Tone der höchsten Verwunderung.

„Wir Künstler müssen stets neuen Verlockungen entgegen ziehen," versetzte Fernand mit gezwungener Artigkeit.

„Ah, Ihr gesteht auch hier welche aufgefunden zu haben?" fragte die Jungfrau seltsam lächelnd.

Fernand blickte unwillkürlich nach dem Gemälde. Dieser Blick brachte sie aus aller Fassung.

„Ha, ich verstehe," fuhr sie kreischend auf, „diese gleißnerische Schönheit hat Euch unempfindlich gemacht für

Digitized by Google

andere Reize. Euch wie schon so vielen andere Jünglinge in ihr ausgeworfenes Netz gezogen, — aber, bei den Pforten des Paradieses, die Strafe soll Euch Beide schrecklich ereilen —"

Hier ließ ein krampfhaftes Lachen sie nicht weiter reden, allein die Blitze ihrer Augen, das Zucken ihrer Lippen, verriethen den höchsten Grad ihrer Wuth und ihres Rachedurstes.

So stand sie stumm und regungslos vor dem bestürzten Jüngling, dann erschlafften plötzlich die gespannten Muskeln ihres Antlitzes, der beklommene Busen fing an, sich ungestüm zu heben, ein schwaches Zittern umspielte die fest geschlossenen Lippen, die aufgerissenen Augenlieder senkten sich langsam und bald entstürzte ihnen ein heißer Thränenstrom.

Durch diese an Wahnsinn grenzende Leidenschaft in die angstvollste Verlegenheit gesetzt, suchte Fernand die gereizte Jungfrau durch gütige, einschmeichelnde Worte zu besänftigen; auch dauerte es nicht lange und seine zarte Besorgniß hatte ihre Eifersucht in ein ganz entgegengesetztes Gefühl umgewandelt. Ein Ausdruck großer Zärtlichkeit begann allmälig die Strenge ihrer Züge zu mildern, des Zornes Purpurröthe schmolz in sanfte Gluth, und verschämt niederblickend stammelte sie:

„Ah, Fernand, warum habt Ihr mir Eure Gesinnungen so lange verborgen?"

Sprachlos vor Staunen und Schrecken trat der Künstler einige Schritte zurück.

„O, fürchtet nicht, daß ich Eurer verschwiegenen Neigung zürne," fuhr Caritas immer bewegter fort, „ich allein habe ja durch das Mißdeuten Eures Blickes eine Zurückhaltung verursacht, die ich im Stillen so oft beweinte, nun aber laßt mich dieses Verschulden durch das Geständniß meiner heißen Gegenliebe reuevoll abbüßen."

Sie streckte bei diesen Worten dem erstarrten Jüngling die lange magere Hand schmachtend entgegen.

Fernand befand sich in der größten Verwirrung. Mit Schaudern gedachte er ihrer verschiedenen Versuche, sich gewaltsam einen Gatten zu erringen, wovon man ihm öfters erzählt hatte, und dennoch wagte er nicht, ihren Wahn muthig zu vernichten, aus Furcht, sie von neuem gegen Leilah aufzureizen. Für einen Augenblick schienen ihm ferne Schritte Erlösung zu verheißen. Das Geräusch verlor sich jedoch, ohne den gehofften Freund herbeizuführen und Caritas, die auch jene Schritte vernommen hatte, bestürmte nun aus Angst, die klug vorbereitete Zusammenkunft vor dem gewünschten Erfolg beendigt zu sehen, immer dringender Fernand's Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

(Fortsetzung)

Die belgische Nationalliteratur wird ihrem Ursprung getreu bleiben, denn der freie Geist arbeitet an ihrer Schöpfung: ihm allein gebührt die Ehre der großen Unternehmung und des schon Errungenen. — Und das hohe Ziel wird erreicht werden, wenn stets der Gedanke an die eigenthümlichen Elemente der belgischen Literatur jedem Denker, jedem Dichter der Nation vorstrahlt. Sobald dieser Einheitspunkt einmal Allen klar erscheint, werden sich mit raschem Erfolge die bisher isolirten und darum fruchtlosen Versuche zu einem großen Ganzen vereinen.

Nie fehlte es Belgien an Männern, welche im Gebiete der Geschichte, der Wissenschaft, der Philosophie sich auszeichneten. Gerade dieser ernstere, mühevolle Theil des geistigen Strebens findet in dem Geiste der Nation die kräftigsten Elemente und Niemand zweifelt daran, daß in diesen Fächern die Selbstständigkeit der belgischen Literatur eine hohe Stellung einnehmen wird. Den Gebilden der Dichtung aber spricht man Leben und Gedeihen auf dem belgischen Boden ab. „In der industriellen Atmosphäre dieses Landes werden keine poetischen Blüthen glänzen; der Belgier ist zum Denken, zum glorreichen Kampfe mit der Materie geboren; auf der Erde besitzt er Kraft und Geist, aber in die ätherischen Regionen der Fantasie kann er sich nicht erheben, ohne rasch und jämmerlich herabzustürzen." — So glauben und sprechen Viele.

Besser als wir es vermögten, hat diesen Zweiflern Wacken, einer der hoffnungsreichsten jungen Dichter Belgiens geantwortet:

Pourquoi n'aurions-nous pas de lyre?
Sommes-nous sans foi, sans espair?
Un doux regard, un doux sourire
Ne peuvent-ils nous emouvoir?
Quoi! n'aimons-nous donc rien au monde?
Quoi! les forêts, les fleurs et l'onde,
Les merveilles des cieux ouverts,
Pour nous n'ont-elles point de charme?
Ah! partout où brille une larme
Peut étinceler un beau vers.

Findet nun aber die junge Literatur in den inneren Verhältnissen des Landes Unterstützung und Ermuthigung oder stellen sich dieselben ihr hemmend entgegen?

Die politische Form des Staates öffnet hier jedem Streben, so auch dem schriftstellerischen, die freiste Laufbahn. Nirgends auf dem europäischen Continente kann der Gedanken des Menschen in jede Richtung sich so frei ausdehnen. Wir haben die so ungehinderte Preßfreiheit nicht als ein eigenthümliches Element erwähnt, weil mehr oder weniger die andern Völker dieselben besitzen, oder doch wenigstens auch einst ihrer sich erfreuen werden. Dennoch darf man deren hohe Bedeutung, deren einflußreichen Werth für die junge Literatur nicht übersehen.

Das Gefühl der vollständigsten Freiheit kann ihr Wirken beleben und das Bewußtsein, die unendlichen Regionen des Gedankens ungehindert durcheilen zu dürfen, erleichtert den Flug des aufstrebenden Geistes. In dieser Beziehung erfreut sich demnach die junge belgische Literatur eines besonders günstigen Zustandes. Dagegen hat sie andere mächtige Hindernisse zu bekämpfen. Vor Allem klagt die junge Literatur, weniger aber deren wissenschaftlicher als poetischer Theil, — das belgische Volk einer grob materiellen Gleichgültigkeit, einer tödtenden Kälte für die Geistesprodukte des Landes an. Es enthält dieser schwere Vorwurf etwas Wahres, aber auch viel Uebertriebenes.— In der That beschäftigt sich die Nation vorzugsweise mit dem großen Gedanken der Industrie und des Handels: die so wichtigen Tagesgeschäfte gewöhnen den allgemeinen Volkssinn mehr an das materielle Schaffen, als an das poetische Bilden der Phantasie.

Ist das aber nicht wirklich die hohe Aufgabe Belgiens? ist das nicht übrigens der große Gedanke unserer Gegenwart? Darauf eine Anklage des groben, geistlosen Materialismus gründen zu wollen, wäre ungerecht, selbst wenn in diesem Wirken der menschliche Geist bis zu den äußer-

Digitized by Google

sten Grenzen sich hinreißen läßt; denn dahin führt natürlich jeder mächtig-herrschende Trieb, bis er die Vollendung seiner Bestimmung erlangt. Trotz dem ist der Sinn für Schönes und Erhabenes nicht in dem Belgier gestorben. Malerei und Musik erfreuen sich einer allgemeinen Theilnahme und einer bedeutenden Ermuthigung, denn in ihren Erzeugungen sucht der gebildete Theil der Nation einen ihr theuren Genuß. Der wissenschaftliche Theil der Literatur findet aber gerade in der positiven Richtung des öffentlichen Geistes eine kräftige Unterstützung.

(Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

(Schluß.)

Unter den Blumenmalern excelliren Franz X. Petter durch eine brillante Technik in seinen reich und geschmackvoll zusammengestellten Blumentableaux und Rosalie Amon durch eine sinnige Symbolik und ungemein zarte Ausführung von Blättern und Blüthen. Für die Blumensprache wäre Rosalie Amon ein eminentes Talent; in ihrem „Muttergottesbilde, mit Rosen umkränzt" liegt mehr religiöse Andacht und frommer Aufschwung, als in einem Dutzend der gewöhnlichen Heiligenbilder. Der poetischeste Bumenmater ist aber Franz Gruber; er malt mit Vorliebe einzelne Species. Seine „Disteln", die er bald blühend, bald verwelkt, bald in tiefer Einsamkeit, bald in Gesellschaft von vertrocknetem Gesträuche, kriechenden Insekten und Spinnweben, mit ausgezeichneter Technik hinstellt, kommen mir vor wie die Misanthropen in der Blumenwelt.

Als Bildhauer hat sich dießmal Emanuel Max einen Namen gemacht, durch „die als Märtyrin erwürgte Herzogin Ludmilla", und die für die alte Theinkirche in Prag bestimmte „Gruppe von St. Cyrill und Methud," die zuerst das Christenthum unter den Slaven einsüheten. Beide Arbeiten sind in Marmor ausgeführt. — Im Stiche und der Lithographie sind die bedeutendsten unter den jüngeren Künstlern Eduard Mahlknecht und Xaver Sandmann, von denen sich Ersterer die Feinheit und scharfe Nüancirung in Licht und Schatten der englischen Stahlstichmanier, und der Letztgenannte das Weiche und Abgerundete der französischen Kreidezeichnung mit Glück eigen gemacht hat. Als Portraiteur am Steine ist Joseph Krinhuber renommirt, der alle unsere einheimischen und fremden Notabilitäten, Dichter, Schauspieler, Virtuosen u. s. w seit Jahren mit seinem Kreidestifte verewigte und seit einiger Zeit auch mit gut ausgeführten Baumstudien in Aquarell debütirt. —

Ein Stern erster Größe in unserer Kunstwelt hat dießmal gefehlt — Friedrich Amerling — Auch von fremden Künstlern sahen wir Werke im heurigen Salon, und zwar von: Benno Adam in München, Karl Blaas und Maes in Rom, K. Morgenstern in Frankfurt am Main, und Rustige in Stuttgart. — Was das Numerische anbelangt, so zählte unsere dießjährige Ausstellung im Ganzen über 500 Pieren, darunter 400 Oelgemälde, und 20 plastische Werke. —

Unter den Kritiken, die die Journalistik über unsere heurige Kunstausstellung brachte, steht jene der „Sonntagsblätter" oben an, sowohl ihres Werthes als ihrer Unpartheilichkeit wegen. Ich habe bereits erwähnt, daß diese Blätter den Interessen der bildenden Künste und Künstler eine eigene Beilage widmen, und diesen Kunstzweig mit Vorliebe behandeln und vertreten. So wenig mir sonst der witzelnde Styl und die wegwerfende Manier behagt, mit welcher der musikalische Referent dieser Blätter auftritt, und womit er sich besonders in seinen Referaten über die schwedische Sängerin blamirte, da man ungeachtet sein Schild „blank" war, dennoch in dem verkappten Ritter unserer Primadonna ihren Gesponsen erkannte, um so mehr muß ich die würdige, gehaltvolle und gerechte Kritik über die Kunstausstellung anerkennen, die diese Blätter liefern. Sie ist ein Leitfaden für die Künstler, deren Werke sie beurtheilt, und verdient nicht bloß gelesen, sondern auch befolgt zu werden, während die sogenannten Kritiken der andern Blätter, nichts weiter als Professionsarbeiten, in gewöhnlichster Form und handwerksmäßigem Style gehalten sind.

Feuilleton.

⁂ Berlin. Nachdem die Wissenschaft ihres Irrthums überführt worden, daß Sprosser von Nachtigallen nicht wohl zu unterscheiden wären, indem die Sprosserfreunde ihre Liebtinge auch in der bestäubten und abgeblaßten Hülle auf dem zoologischen Museum heraus erkannt, hatten jene gehofft, daß die grausame Steuer, der die Nachtigallen im Käfig unterworfen worden, die Sprosser verschonen werde. Die Stadtverordneten hatten indeß anders beschlossen, und vom 1. Juli ab sind Sprosser wie Nachtigallen einer Abgabe unterworfen, welche deren Unterhaltung so gut wie unmöglich macht. Kann man mit dem Wunsche, der dem Gesetz zum Grunde liegt, auch einverstanden sein, daß nämlich die Wälder und Büsche nicht ihrer Gesangvögel ganz beraubt werden, und mag es deßhalb auch für die Zukunft günstig wirken, so wirkt es zur Zeit doch grausam. Nachtigallen werden meist nur von Schneidern und andern zu einer sitzenden Lebensart verurtheilten Handwerkern gehalten. Ihr Gesang ist ihnen der Hauch der Freiheit, die ihnen fehlt, der Repräsentant der Natur. Sie natürlich können die Abgabe von 10 Thalern jährlich nicht entrichten; sie mußten darum ihre Liebtinge mit dem 1. Juli in Freiheit setzen, aber diese Freiheit ist deren Tod. Von allen bis da gefangenen Nachtigallen dürften nach dem Urtheil der Sachverständigen kaum eine sich an die Freiheit der Wälder gewöhnen; selbst der Instinkt, Nahrung zu finden, sei durch die lange üppige Sklaverei ertödtet. Der zoologische Garten kauft inzwischen Nachtigallen an.

⁂ Australien ist jetzt noch das einzige Land, das man zum allergrößten Theile nicht kennt und wo die Reisenden noch Entdeckungen aller Art machen können. Auch wenden sich die abenteuersuchenden Engländer jetzt meist dahin und sie erzählen wirklich von dem seltsamen Lande allerlei, was man für Fabel halten könnte. So berichtet Lord Stokes, der eine Expedition dahin leitete, sie wären an der Küste an einen Punkt gekommen, wo sie eine unermeßliche Anzahl von todten Schildkröten gesehen hätten die wahrscheinlich sich dahin begeben, um zu sterben. „Die Stelle sah aus wie ein Gottesacker und erinnerte mich an eine Stelle am Gallegos in Patagonien, wo die Guanacos (eine Art Lama) sich versammeln, um ihre Schuld der Natur zu bezahlen. Bei dem Anblicke dieses seltsamen Schauspieles gedachte ich des wunderbaren Elephanten-Gottesackers, den Sindbad der Schiffer beschreibt. Sollte nicht eine ähnliche Erscheinung die Phantasie der Dichter von „Tausend und eine Nacht" auf jene Schilderung gebracht haben? A. M. Z.

⁂ Die Industrie der Ankündigung hat seit einigen Jahren zu London eine solche Ausdehnung genommen, daß die Riesen-Zeitungen

und die Anschlagzettel nicht mehr hinreichen. Man hat daher Wagen von großer Höhe und Länge gebaut; die ganze Oberfläche dieser Fuhrwerke wird mit Ankündigungen beklebt, und sodann das ganze Monstrum durch die Straßen der Stadt gezogen. Alle vier Seiten eines solchen ungeheuren Bretterkastens sind mit Ankündigungen bedeckt. Letztere werden durchschnittlich mit 25 Schilling für eine Woche bezahlt. Solcher Wagen gibt es jetzt gegen tausend, und es fehlt nie an Liebhabern, welche die vier Seitenflächen dieser großen wandelnden Kasten mit Zettel bedecken. Diese großen schwerfälligen Wagen, welche nur im Schritt geführt werden, und selbst oft Stunden lang an einer Stelle halten, veranlassen nicht selten Stockungen im Verkehr, und selbst Unglücksfälle. Eine der Stadtgemeinden Londons hat daher an den Lord Kanzler eine Deputation gesendet, mit der Bitte um Abschaffung dieser Ankündigungs-Wagen. Der Lord Kanzler scheint sich aber darauf beschränken zu wollen, diesen Fuhrwerken die breitesten Straßen anzuweisen, in welchen die öffentliche Sicherheit duech dieselben nicht gefährdet wird. A. Th. Z.

*** Das sogenannte Blüthenschmeißen besteht darin, daß ein listiger Gauner einen unter fingirtem Namen geschriebenen Brief mit legend einer beliebigen Adresse, in welcher er einen den echten Goldstücken ähnelnden Rechenpfennig legt, auf die Chaussée wirft, damit er von einfältigen Landleuten gefunden werde; geschieht dieses, so drängt sich der Blütenschmeißer an den sich glücklich wähnenden Finder, und bietet sich diesem an, das gefundene Goldstück auf folgende Weise zu theilen: der Finder solle das Goldstück behalten, und ihm (dem Blüthenschmeißer) als Partsmann die Hälfte herauszahlen. Thut der Finder dieses, so wird er, da das Goldstück immer falsch ist, um das herausgegebene Geld betrogen.

*** Das Theaterpublikum hat überall mit Schrecken bemerkt, daß, wie alle Preise, auch die Theaterpreise gestiegen sind. Freilich konnten sie nicht wohl zurückbleiben, da die Forderungen der Künstler immer größer werden. Die Gage beträgt ja für eine Saison von zwei bis drei Monaten 5 — 10,000 Thaler und das Honorar für eine Vorstellung 50 bis 60 Friedrich'sdor, ja sogar für die Lind 100 und darüber. Wo aber bezahlt man die höchsten Theaterpreise? In London und Petersburg, denn es kostet im italienischen Theater in London bei gewöhnlichen Vorstellungen ein Lehnstuhl 7 Thlr., ein Parterrebillet 2 Thlr. 10 Ngr., bei erhöheten Preisen dagegen der erstere 14 Thlr., der zweite 4 Thlr. 20 Ngr. In Petersburg kostet bei gewöhnlichen Vorstellungen der erste Platz 3 Thlr. 6 Ngr., bei erhöheten Preisen 8 Thlr. 16 Ngr. — In Deutschland finden sich die höchsten Preise in Wien im Theater an der Wien, wo bei außerordentlichen Vorstellungen der erste Platz 5 Thlr. 18 Ngr kostet. Dann folgt Hannover, wo bei erhöheten Preisen ein Sperrsitz 2 Thlr. und ein Parterrebillet 1 Thlr. kostet.

*** In Prag kündigt Jemand einen gänzlichen Ausverkauf von 150 Eimer Tinte an. Hundertfünfzig Eimer Tinte! Wie viel Leihbibliotheken voll Romane können darin stecken! Selbst Alexander Dumas schreibfertigen Andenkens könnte mit hundertfünfzig Eimern Tinte für seine noch ungebornen Romane und Dramen fast auskommen. Wie viel Journalläugen, wie viel Anfeindungen liegen neben den schönsten, herrlichsten Gedanken und neben trockenen Ziffern noch als Embryos in diesen hundertfünfzig Eimern! Boh.

*** Die Zeitungen rechnen Hrn. Pischeck nach, er habe sich bei seinen letzten Gastspielen in Wien und England circa 33000 Fl. ersungen. Wohl ihm, wenn es wahr ist!

*** Der Schauspieldirektor als Spitzenhändler. Ein früherer Schauspieldirektor in Sachsen, Namens Hofmann, legte das Theaterscepter nieder, da er gar zu schlechte Geschäfte machte. An Thätigkeit gewöhnt, fing er einen kleinen Spitzenhandel an, trug seine Waare auf dem Rücken feil und vergrößerte von Jahr zu Jahr sein Geschäft so, daß er jetzt zu den reichsten Spitzenfabrikanten im Erzgebirge gehört und viele Leute beschäftigt. Dabei vergißt er aber auch seine früheren Collegen nicht und gibt jedem bei ihm einsprechenden aemen Schauspieler einen Thaler als Viaticum. Daß unser Spitzenhändlee namentlich im Laufe des Sommers auf diese Weise eine hübsche Anzahl von Thalern los wird, bedarf wohl kaum der Bestätigung! Th. Chr.

*** Als vor einigen Jahren Nikolaus Becker die Welt erfüllte und Aller Blicke nach dem Rhein gerichtet waren, da erfaßte es einen jungen Dichter in Kassel und in wenigen Tagen war sein „Neues Rheinlied" fertig. Es lautete:

Zum Rhein nicht ergehens
Bald werden zu bezeugen
Deutschland kräftig Widerstehens
Franzosen zurückweichen.
Achtzehnhundert dreizehn d'ran denkens
Schanen in Mienen,
Leipziger Schlacht kränkens,
Wieder eben so bedienen.

Rheinlied zu singen; also erfinden,
Bundesarmee gerüstet,
Niemals zur Besiegung umwinden,
Franzosen umsonst gedrüstet.

(Aus einer Kasseler Korresp. in der Hannov. Morg. Zeit.)

Frankfurt.

Nächsten Freitag, den 24. d. M., wird der Liedeskranz im Verein mit den übrigen Sängerbünden unserer Stadt auf der Mainlust ein

Conzert zum Besten der Mozartstiftung

veranstalten. Lieder, von einem Gesammtchor von nahe an 400 Sängern vorgetragen, und von einem tüchtigen Orchester unterstützt, dazwischen die Leistungen der einzelnen Vereine, festliche Beleuchtung des Gartens, Feuerwerk auf dem Main, — das ist ein Programm, welches einen höchst frohen, genußreichen Abend verspricht. Küche und Keller der Mainlust sind wohl bestellt; möge nun der Himmel einen recht freundlichen, milden Sommerabend bescheeren, und es wird dann an frohen Gästen nicht fehlen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. Juli. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abtheil., nach dem Französischen des E. Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt. (Gastrolle) Adriene von Cardoville: Fräul. Damböck, vom k. Hoftheater zu Hannover. Jakob Rennepont: Hr. Franzmüller, vom Theater zu Aachen.

Donnerstag, den 23. Juli. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow. (Gastrolle) Alessandeo: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 201. Donnerstag, den 23. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

„Signora," sagte Fernand endlich mit fester Stimme, „ich darf Euch nicht länger verschweigen, daß meine Verhältnisse in der Heimath mir keine Ansiedlung in Eurem Lande gestatten; glaubt jedoch, die Erinnerung alles Guten und Schönen, was mir hier begegnet, wird mich überall hin begleiten."

„Ist denn die Heimath der Liebenden nicht an jedem Orte, wo sie vereint zusammen leben können?" fragte Caritas mit sanftem Vorwurf.

Sie nahm Fernand's Schweigen für ein unbedingtes Zugeständniß und fuhr mit steigender Zärtlichkeit fort:

„Auf meinem Gute Zitza sollt Ihr eine neue Heimath finden und die in der Alten zurückgelassenen Freunde im neuen Familienkreise wieder aufleben sehen."

„Aber, Signora," erwiederte der Künstler ungeduldig, „eine betagte Mutter, sowie mehrere unmündige Geschwister, für die ich am Sterbebette des Vaters zu sorgen gelobte, erlauben mir nicht, an die Begründung meiner eigenen Wohlfahrt zu denken."

Diese bestimmte Erklärung, weit entfernt ihren Zweck zu erreichen, erweckte in ihrem entflammten Herzen nur den Entschluß gänzlicher Selbverleugnung.

„Wohlan denn, Fernand!" rief sie aus, „wenn Euch in der That solch' heilige Pflichten in das Vaterland zurückrufen, so seht mich bereit, an Eurer Hand freudig in die Fremde zu ziehen."

Diese Betheuerung kündete eine allzu unbezwingbare Hartnäckigkeit an, um Fernand noch länger in seinem schonungsvollen Widerstand beharren zu lassen.

„Hört, Cocuna," nahm er ernst und streng das Wort, „ich kann, ich darf meiner Mutter kein Weib von Eurem Glauben zuführen, darum gestattet mir —"

Ein Blick nach der Thüre, mit dem er diese Worte begleitete, verrieth Caritas nur zu deutlich seinen Wunsch, sich von ihrer Gegenwart befreit zu sehen; sie konnte sich nun über den fehlgeschlagenen Angriff auf sein Herz nicht länger täuschen und das beschämende Gefühl, ihrer Frauenwürde ohne den ersehnten Erfolg entsagt zu haben, verbunden mit dem Stachel der Eifersucht und der verschmähten Liebe, erhöhten den frisch angefachten Zorn bis zur tobenden Raserei.

„Ah," schrie sie ungestüm vom Divan aufspringend und dicht an ihn herantretend, „Ihr dürft keine Fremde in das väterliche Haus einführen, und dennoch habt Ihr einst um Leilah's Hand geworben. O, erspart Euch die Mühe," fuhr sie höhnisch fort, da Fernand antworten wollte, „ich bin scharfsichtiger gewesen als mein Bruder, er träumt den einstigen Verlobten seiner Gattin in weiter Ferne, mir aber konnten Eure verstohlenen Blicke, Eure erstickten Seufzer nicht so leicht entgehen. Leilah's Ohnmacht bei Eurer ersten Erscheinung ließ mich sogleich argwöhnen, daß sie in Euch den Menschen wieder erkannte, der ehemals ihr Herz besessen, und jetzt dem Gatten unbekannt bleiben sollte und Nisat's Nachrichten bestätigten, trotz Eurer gut erkünstelten Verstellung, meinen längst gehegten Verdacht. Nun aber will ich die Binde von Vaselaiki's Augen reißen und dann wehe! wehe! über Euch und die falsche Schwägerin!"

Bei dieser furchtbaren Drohung bedeckte sie rasch das erglühte Antlitz mit dem blauen Caschemir, aus welchem ihre Blicke gleich einem flammenden Blitzstrahl durch Gewitterwolken hervorleuchteten und verschwand dann, ehe noch Fernand ein Wort der Beschwichtigung stammeln konnte.

Auf der Thürschwelle begegnete ihr Leilah, die, der Abrede gemäß, sich einzufinden kam. Caritas stieß die Schwägerin hohnlachend in das Zimmer und eilte, die Thüre heftig hinter sich zuschlagend, die Treppe hinunter.

Leilah blieb einige Augenblicke in rathlosester Verwirrung stehen; sie zog den weißen, duftigen Schleier noch dichter um die erröthenden Wangen, und das gesenkte Auge wagte den ihr entgegen tretenden Künstler mit keinem Blick anzusehen.

„Warum so furchtsam, Leilah," sagte er mit bewegter Stimme, „wollt ihr mir nicht vergönnen, diesem Bilde den letzten Abglanz Eurer Schönheit zu verleihen?"

Leilah sah lauschend nach der Thüre.

„Wird Caritas bald wiederkommen?" fragte sie ängstlich.

Fernand antwortete, daß sie, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, gegangen sei, frische Luft zu athmen, — aber," fügte er flehend hinzu, „laßt ihre Abwesenheit mir nicht das Glück rauben, Euch noch einmal, wie in den Tagen unserer Liebe frei und ungezwungen zu bewundern."

„Diese Zeiten sind in ihren Knospen dahingewelkt, lassen wir sie wie einen geliebten Todten unentweiht im Grabe schlummern," erwiederte Leilah mit kaum vernehmbarer Stimme.

Fernand barg seufzend das Antlitz in die Hände.

„Entschuldigt," fuhr sie, seinen innern Kampf bemerkend mit festerem Tone fort, „entschuldigt, wenn ich Euch ersuche, die gewünschte Veränderung an dem Gemälde so schnell als möglich zu vollenden; ich kann jeden Augenblick abgerufen werden."

Fernand nahm schweigend die Palette, ergriff den Pinsel und stellte sich zerstreut und aufgeregt vor die Staffelei. Nachdem seine Blicke eine kurze Zeit sinnend auf dem Bilde verweilt hatten, wandte er sich zu dem reizenden, ihm gegenüber sitzenden Originale und eine Thräne glänzte in seinen langen schwarzen Augenwimpern.

„Leilah," rief er, seine Geräthe von sich schleudernd und zu ihren Füßen niedersinkend. „Leilah, auch Du beweinst das Glück, das wir so früh verloren?"

Digitized by Google

Sie senkte das Haupt auf seine Schulter und brach, von der Macht lang verhaltener Gefühle überwältigt, in ein leises Schluchzen aus.

So blieben sie im stummen Schmerz versunken, bis die Erinnerung sie allmälig aus der strengen Gegenwart in die Gefilde einer seligen Vergangenheit, einer noch seliger geträumten Zukunft hinübertrug.

Leilah erwachte zuerst aus dem Rausche der allzuverführerischen Träumereien. Fernand's zärtliche Beredtsamkeit, sein liebetrunkenes Auge, die glühenden Küsse, womit er ihre Hände bedeckte, erfüllten sie mit dunkler, unsäglicher Bangigkeit.

„Laß uns scheiden, Fernand," sagte sie, ängstlich sich von ihm wendend. „Mein längeres Ausbleiben könnte Vaselaki's Diener befremden."

„O, warum mich an die verhaßten Bande erinnern, welche Dich meiner Liebe entrissen!" versetzte der Jüngling, mit geballter Hand sich vor die Stirne schlagend.

Er durchschritt einigemal in heftiger Bewegung das Zimmer. Sein Blut pochte fieberhaft in den aufgeschwollenen Adern der Schläfe, flimmernde Funken kreuzten sich vor seinen Augen, es war ihm, als wolle sein Kopf zerspringen, oder eine Verwirrung sich seiner Sinne bemächtigen. Endlich blieb er mit verschränkten Armen vor Leilah stehen und sagte hastig mit gedämpfter Stimme:

„Liebst Du den Armenier, Leilah?"

„Er ist der Vater meines Kindes," erwiederte sie stockend.

„Und wenn Du nicht Mutter wärest?" fragte Fernand gespannt weiter.

Leilah schlug tief erröthend die Augen nieder.

Nach einer Pause stummen Nachsinnens fuhr der Künstler, sanft ihre Hand ergreifend, bewegt fort:

„Meine arme, aufgeopferte Leilah! Du bist nicht glücklich, und kannst auch mit Deinem gebrochenen Herzen den Gatten nicht beglücken, warum demnach Euch Beide zu einer langen Reihe qualvoller Jahre verdammen? Höre, Geliebte, in zwei Tagen verlaß' ich diese Gegend, sage, willst Du mich begleiten, mit mir vertrauensvoll in die Ferne ziehen und an meinem Herzen der uns einst geschwornen Liebe selig leben?"

Ein heftiges Zittern durchschauerte Leilah's zarten Körper, ihre Blicke hefteten sich starr auf den Jüngling und als habe ihr reines Gemüth den Sinn der letzten Worte nicht fassen können, stammelte sie dumpf und klanglos:

„Wie, Fernand, in zwei Tagen sollen wir geschieden sein?"

„Oder uns nie wieder von einander trennen," entgegnete Fernand mit flehendem Tone.

Vaselaki's Gattin, als wolle sie einen Gedanken rasch zurückdrängen, zog, mit bescheidener Würde sich von dem Divan erhebend, die Hand lebhaft über ihre sanft erglühende Stirne, und sagte mit bebender Stimme:

„So lebt denn wohl, auf ewig lebt wohl, Fernand."

Aber sein verzweifelter Blick erschütterte sogleich ihre schwer errungene Festigkeit; mit thränenvollen Augen reichte sie ihm zum Abschiede die Hand.

„Leilah," rief der Jüngling, mehr noch von ihrem stillen Schmerz als von seinen eigenen Gefühlen ergriffen, „verurtheile uns nicht, den herben Trennungskelch noch-mals zu leeren, zu lange schon hast Du geduldet, zu lange schon habe ich gelitten, laß' uns nun das geraubte Glück wieder erringen. Ueberlaß mir, meine Geliebte, vertrauungsvoll die Sorge für Dein künftiges Lebensglück."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bestreben in Belgien.

(Schluß.)

Beklagt sich dagegen die junge Poesie, so ist dieß ein gewagter, unbedachter Vorwurf, auf den das Publikum mit vollem Rechte erwiedern kann: Wollt ihr, daß wir uns an den Gebilden eurer Poesie erfreuen, wollt ihr, daß wir dem Klange eurer Leier lauschen sollen, so gebt uns Gutes, Erhabenes, Schönes. Lasse sich unter unsern Dichtern ein neuer Orpheus hören und wir werden nicht unempfindlicher, nicht rebellischer sein als die Zuhörer, welche derselbe besänftigend, ergötzend um sich herlockte.

Gegründeter ist die Klage der belgischen Dichter, wenn sie ihren Mitbürgern vorwerfen, ihre geistige Nahrung fast ausschließlich in dem stets offenen Laden von Alexander Dumas u. Comp. zu suchen und mit verwöhntem Geschmack für die gesunden Früchte der Poesie keine Neigung mehr zu haben. Was ist aber dagegen zu sagen, zu thun? Es ist dies nun einmal die Lieblingsnascherei der gegenwärtigen Lesewelt. Der Belgier nicht allein ist diesem Gelüste hingegeben. Das Leben und die Thaten des nie endenden Grafen von Monte Christo sind Weltgeschichte geworden. Vergebens würden die jungen belgischen Dichter sich der Befriedigung dieses europäischen Bedürfnisses in ihrem Lande widersetzen. Das Beste ist, das große Lesekind, Publikum genannt, sich bis zum Ekel an diesen Leckereien ergötzen zu lassen. Bleiben doch immer noch auserwählte Geister und Herzen edlerer Natur übrig, welche sich an dem Wahren und Schönen erfreuen! —

Klagten daher die belgischen Schriftsteller nur gegen den geistigen Einfluß der französischen Literatur, so würden wir ihnen ganz einfach erwiedern: Stellt dem Schlechten Besseres, dem Guten gleich Gutes an die Seite und ihr werdet euren Platz im Lande behaupten. Im Gebiete des Geistes ist diese Konkurrenz ein herrliches Element des Erfolges. Aber vernichtend sind für die junge Literatur die materiellen Folgen dieser Ueberschwemmung Belgiens durch die Werke der französischen Schriftsteller. Der Nachdruck ist eine ungeheure Schleuße, aus der täglich über das ganze Land ein Strom von Bänden und Bändchen, Zeitungen, Revuen, alle voll von französischen Produkten, sich ergießt. Unter diesem jämmerlichen Druck der materiellen Hindernisse erstickt mancher erhabene Gedanke, welkt manche schöne Dichtungsblüthe, ohne am Sonnenlicht der Oeffentlichkeit ihre Blätter ausbreiten zu können.

Die Poesie ist eine ewige Pflanze der geistigen Welt, aber wie alles Menschliche bedarf auch sie eines irdischen Bodens —; der fehlt ihr aber in Belgien, denn die französische Fluth bedeckt ihn. Zum Reichthum, ja nicht einmal zum Gewinn des nöthigen Lebensunterhaltes führt in Belgien die literarische Laufbahn nicht. Diese so ganz materielle Ursache hält die Entwicklung der jungen Literatur zurück. In einem Lande, wo in jedem Fache die Thätigkeit und das Genie des Menschen so glänzende Erfolge haben können, ist es natürlich, daß eine

Digitized by Google

Beschäftigung vernachläßigt, verachtet wird, durch welche, wie man hier sagt, der junge Mensch sich keine Position machen kann.

Das Verbot des Nachdrucks ist in Belgien eine schwerzulösende Frage, an die sich so wichtige Interessen anschließen, daß man die Regierung nicht tadeln kann, wenn sie zögert. Die Untersuchung und Ausführung dieser Maßregel muß deren und der Kammern Weisheit überlassen bleiben. Vielfach aber klagt man die Regierung einer schuldvollen Gleichgültigkeit und Unthätigkeit in Bezug auf das Streben der jungen Generation an.

Ohne uns zum Vertheidiger der verschiedenen Ministerien aufwerfen zu wollen, glauben wir dennoch bemerken zu müssen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Regierung erst die Entwicklung der jungen Literatur zu einer gewissen Bedeutung habe herankommen lassen wollen, ehe sie ihre Theilnahme äußerte; eine Regierung kann sich nicht bloßen noch unsichern Versuchen anschließen. Der Augenblick ist aber jetzt erst gekommen, wo die junge Literatur mit Recht auf die Unterstützung der Regierung Anspruch machen kann. Und gewiß wird ihr dieselbe nicht fehlen. Schon hat vor einigen Jahren Herr Rogier, während seines leider! so kurzen Ministeriums, den jungen Schriftstellern eine lebendige und ehrenvolle Theilnahme bewiesen. Der jetzige Minister des Innern, Herr van de Weyer besitzt und verdient in dieser Beziehung das volle Vertrauen der aufkeimenden Literatur. Selbst Schriftsteller von tüchtiger Gelehrsamkeit und glänzendem Geiste, hat derselbe in der hohen Stellung, auf welche ihn die Ereignisse seines Vaterlandes erhoben, nicht seine, der Wissenschaft und Literatur gewidmeten Jugendjahre vergessen. Auch dient in seiner Hand die Feder nicht blos zur Unterzeichnung diplomatischer Akte, und wir werden später Gelegenheit haben, in dem Gesandten den geistreichen Schriftsteller wiederzufinden.

Bleibt daher Herr van de Weyer noch längere Zeit an der Spitze der Regierung und erlaubt es ihm die oft irrende, launenhafte Sparsamkeit der Kammern, so wird ohne Zweifel die Bahn der jungen Literatur, wenigstens theilweise von den materiellen Hindernissen befreit, geebnet und dann erfolgreicher werden *).

Es gebührt uns nicht, der Regierung des Landes Maßregeln andeuten zu wollen, doch glauben wir zur Vervollständigung unserer Untersuchung einige Gedanken äußern zu müssen, die zum Theil der öffentlichen Meinung, zum Theil uns angehören.

Vor Allem verlangt man für die Theaterstücke die gebührenden Honorarien, welche in allen andern Ländern die Direktoren der Bühne den Schriftstellern schuldig sind. Fände dies statt, so würden wohl nicht wie bisher herrliche Talente nach Paris auswandern, um dort den Lohn ihrer Arbeit zu suchen.

Die von Herr van de Weyer ausgeführte Reorganisation der Akademie zu Brüssel ist schon ein Gewinn, sie kann der der Literatur fehlende Mittelpunkt werden. Aber bis jetzt fördert deren günstiger Einfluß mehr diejenigen, welche bereits durch ihre Talente und sociale Stellung der Noth entrissen sind. Die junge literarische Generation aber muß von ihr Unterstützung, Aufmunterung erhalten. Preisaufgaben für die wissenschaftlichen Gegenstände bestehen, für die poetische Werke sind sie noch zu verlangen. Eine dem Gegenstande und Zwecke angemessene Belohnung und der von der Regierung veranstaltete Abdruck der gekrönten Schriften würde dem Dichter materielle Hülfsmittel und den Vortheil der Publizität verschaffen.

Die Gründung oder wenigstens kräftige Unterstützung literarischer Zeitschriften, in denen jeder junge Schriftsteller sich der Nation bekannt machen könnte, würde ebenfalls ein erfolgreiches Werk sein. Natürlich müssen diese Maßregeln in gerechter Gleichheit für die beiden Idiome stattfinden. Brüssel könnte durch zweckmäßige Einrichtungen von Seiten der Regierung ein Mittelpunkt für den französischen Theil der belgischen Literatur werden, so wie Gent für den flamändischen. Ohne in eine weitere, nicht zu unserm Gegenstande eng gehörige Auseinandersetzung eingehen zu wollen, erklären wir, daß es die Aufgabe der Regierung ist, der Pflanze der jungen Nationalität einen fruchtbringenden Boden zu bereiten. Sie allein kann die in ihrer Isolirung schwachen Arbeiten an dem literarischen Pantheon Belgiens zu kräftigem Vereine führen.

Für eine vollständige Würdigung des literarischen Strebens in Belgien genügt es aber nicht, die allgemeinen Prinzipien hervorgehoben zu haben, die Prüfung des schon Geleisteten muß dieselbe ergänzen.

Diese Untersuchung wird der Gegenstand einiger folgenden Artikel sein. —

Brüssel.

*) Wir bemerken dem Leser, daß dieser Aufsatz im Februar geschrieben wurde. Red.

Feuilleton.

*** Haydn erzählt bei seinem Aufenthalt in London, daß die Leute, die ihn kannten, auf der Straße Platz für ihn machten und ihn mitten hindurch gehen ließen; daß ein andermal ein ganz gemeiner Mensch ihn stier ansah, als ob er seine Gestalt und Gesichtszüge sich auf ewig merken wollte, und daß er dann und wann im Vorübergehen flüstern hörte: „That is Haydn!“ Unter einem Volke, das seiner Laune freien Zügel schießen läßt, war es natürlich, daß ihm zeitweise kurzweilige Vorfälle begegneten. Es war in London, als eines Tages ein vornehmer Mann zu ihm kam, um bei ihm den Contrapunkt zu lernen und versprach ihm für die Stunde eine Guinee zu zahlen. Haydn willigte ein und fügte nur noch die Frage hinzu: Wann Se. Herrlichkeit den Anfang machen wollten? Den Augenblick, sagte der Lehrling, zog ein Haydn'sches Quartett aus der Tasche, und sagte mit etwas anmaßendem Tone: „Erklären Sie mir diese Tonfolge; auf welchen Grundsätzen beruhet sie denn? Sie ist ja ganz wider die Regeln!“ Haydn, der schon seit fünfzig Jahren seine Bücher bei Seite gelegt hatte, wußte keine anderen Regeln anzugeben, als seine eigene Begriffe von Harmonie. Dieß war kein Beweis für den Lord; er ging das ganze Quartett durch, und behauptete, daß eins der schönsten Tonwerke, die es nur geben kann, nach den Regeln beurtheilt, ganz falsch ist. Haydn konnte aber weiter nichts antworten, als daß er seinem eigenen Urtheil von Wohlklang gefolgt wäre, wollte aber gern jetzt den Schüler machen, ob es gleich zuviel Ehre für ihn wäre, einen so vornehmen Lehrer zu haben. Hiermit wurde der Handel auf beiden Seiten aufgehoben und der Lord entfernte sich. — Eines Morgens kam wieder ein Schiffskapitän zu ihm und fragte: „Sind Sie Hr. Haydn?“ Ja! „Können sie mir einen Marsch zur Erheiterung meines Schiffsvolkes componiren? Ich zahle Ihnen dreißig Guineen für Ihre Mühe, allein ich muß ihn noch heute haben, weil ich morgen nach Calcutta abreise.“ Haydn ver-

Digitized by Google

sprach es. Als der Seefahrer sich entfernt hatte, setzte sich Haydn zum Clavier und in einer Viertelstunde war der Marsch fertig. Er hielt aber eine so große Summe (!) für eine solche Kleinigkeit zu anbillig, ging Abends bei Zeiten nach Hause und schrieb noch zwei Märsche, um dem freigebigen Capitän entweder die Wahl zu lassen, oder sie ihm alle drei zu geben. Der Capitän kam erst am Morgen des andern Tages. „Wo ist mein Marsch?" Hier. „Spielen Sie mir ihn doch einmal vor." Haydn spielte ihn. Der Capitän zählte dreißig Guineen auf das Fortepiano ab, nahm seinen Marsch, empfahl sich und ging die Treppe hinunter Umsonst rief ihm Haydn nach: Ich habe noch zwei andere Märsche für Sie componirt, welche meiner Ansicht nach besser sind. Kommen Sie herauf, sie zu hören, und zu wählen. „Ich bin mit meinem Marsche zufrieden," donnerte der Capitän herauf und kehrte nicht um. Ich will sie Ihnen schenken, schrie Haydn. Der Capitän ging desto schneller und ließ Haydn auf der Treppe stehen. Was that Haydn? Er ging auf die Börse, erkundigte sich nach den Namen des Schiffes, welches nach Calcutta gehen sollte, rollte seine Märsche zusammen, und schickte sie mit einem höflichen Briefchen an den Capitän desselben. Bald darauf empfing er das Päckchen unerbrochen von dem phlegmatischen Engländer wieder zurück. Der Componist zerriß also gleich die Papiere in Stücken. Haydn wurde auch bei Hofe freundlich angenommen. Uebrigens trug er aus England fünfzehntausend Gulden weg. Mit der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" allein verdiente er sich beinahe tausend Pfd. Sterling. B. Th. (Musik-Z.)

*** In Konstantinopel lebt ein vornehmer reicher Türke, ein Bey, der eine einzige, zärtlich geliebte, sehr schöne Tochter hat. Seit einiger Zeit bemerkte man, daß das Fräulein zu kränkeln anfing; man wußte nicht, warum. Man zog einige berühmte dortige Aesculape zu Rath, aber vergebens. Die Fruchtlosigkeit aller andern Mittel bewog aber endlich doch, ein wenig weiter zu forschen. Man nahm das arme Kind in scharfes Verhör, und es gestand, aufrichtig, die Krankheit habe ihren ganzen Grund nur in der brennenden unbesiegbaren Liebe zu einem dunkelängigen, schwarzlockigen, rothbackigen, armen armenischen Schneiderjungen. Dies Geständniß setzte den alten Moslim natürlich in große Verlegenheit. Er wendet sich abermals an die Aerzte und legt die Frage vor, ob denn eine solche Liebes-Krankheit wirklich den Tod bringen könne, und als dies bejaht wird, siegt das väterliche Gefühl, und er beschließt, wo möglich, seiner Tochter zu helfen Er geht daher eines Tages in die Schneider-Bude, wo der Angebetete seines geliebten Kindes Scheere und Nadel führen lernt, und bestellt sich ein neues Kleid, das an einem bestimmten Tage fertig sein und von dem schwarzlockigen Schneiderlehrling ihm ins Haus gebracht werden sollte. Der junge Armenier brachte auch zu bestimmter Stunde das Kleid; der Türke gab ihm ein bedeutendes Geschenk, hieß ihn noch bleiben, und ging aus. Als er weg war, kamen ein Paar Schwarze und hießen den jungen Don Juan ihnen folgen. Er that's, und wurde in das Harem geführt. Als beim Eintritt in ihr Gemach die Tochter des Hauses ihn erblickte, stürzte sie außer sich vor Entzücken auf ihn los, warf sich ihm an den Hals und überhäufte ihn mit allen erdenklichen Zärtlichkeiten. Ihre unabläßigen feurigen Liebkosungen hatten endlich auch so wirksamen Erfolg, daß der nicht unempfindliche junge Mann zuletzt Himmel und Hölle vergaß und in den Armen der Schönen lag. — Indessen kehrte der Vater zurück. Man ergriff den Verletzer des Harems, und erklärte ihm, auch diesem Vorgange müsse er, wie solches die bestehenden Gesetze vorschreiben, entweder Muselmann werden und das Mädchen heirathen, oder seinen Kopf verlieren. Man zweifelte natürlich nicht im mindesten, daß der arme armenische Herkules am Scheidewege bei der Wahl zwischen Halsabschneiden und dem Glück, in den Armen eines liebenswürdigen Weibes ein reicher vornehmer Türke zu werden, sich nicht besinnen, sondern unverzüglich sich für letzteres entscheiden werde. Man hatte sich aber verrechnet. Unverhofftermeise weigerte sich der junge Armenier standhaft, Muselmann zu werden. Was nun machen? Man hielt ihn vorerst noch einige Tage eingesperrt. Durch Vermittelung des Mädchens entwischte er endlich, man griff ihn jedoch bald von Neuem auf und brachte ihn nun vor das hohe Gericht. Hier machte der Junge geltend, daß man, was im Hause des Türken geschehen, eigentlich ihm gar nicht zur Last legen könne, weil er gewissermaßen dazu genöthigt worden sei. Der Scheich öl Islam befahl, die junge Mitschuldige herbeizubringen. Das türkische Fräulein erschien, und bestätigte ohne weiteres die Aussagen ihres Geliebten. Obgleich nun der junge Mann sich fortwährend standhaft weigerte, durch Uebertritt zum Islam das Doppelverbrechen zu sühnen, so getraute sich bei dieser Lage der Dinge der Scheich öl Islam doch nicht, das vom Gesetz in solchem Fall vorgeschriebene Todesurtheil über das schuldige Paar auszusprechen, sondern verschob die Entscheidung bis zur Ankunft des Sultans, dem die Sache nun vorgelegt werden soll. (Die gemischte Ehe ist seitdem als gültig anerkannt worden.)

*** Als sich die Franzosen über die Gesinnungslosigkeit ihrer Zeitungen unter Ludwig XVIII. lustig machen wollten, stellten sie den Moniteur und andere Pariser Blätter zusammen, worin die Nachrichten von der Rückkehr Napoleon's aus Elba gemeldet wurden: Erste Nachricht. März 1815. Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen, er ist aus Elba entwischt. Zweite Nachricht. Der korsische Wehrwolf ist beim Kap Juan an's Land gestiegen. Dritte Nachricht. Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er eilet damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht. Vierte Nachricht. Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach Grenoble entkommen. Fünfte Nachricht. Der Tirann hat in Lyon verweilt. Entsetzen lähmte Alles bei seinem Anblicke. Sechste Nachricht. Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf 60 Stunden zu nähern. Siebente Nachricht. Buonaparte nähert sich mit starken Schritten, aber niemals wird er bis Paris gelangen. Achte Nachricht. Napoleon wird bis Morgen unter den Mauern von Paris sein. Neunte Nachricht. Der Kaiser Napoleon ist in Fontainebleau. Zehnte Nachricht. Gestern Abend hielten Se. Majestät der Kaiser und König ihren Einzug in den Palast der Tuillerien. Alles ist in unaussprechlichem Jubel. Sonntagsbl.

*** Paul Féval, bekanntlich einer der beliebtesten französischen Romantiker der Gegenwart, hat in seinem Roman le fils du diable einige deutsche Worte als französische gebraucht, ein Verfahren, welches einen merkwürdigen Eindruck beim Lesen macht. Unter Anderm sagt er: le Schloss, la Hölle, le Graf, la Jungfrau, les Landsmannschaften u. s. w.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. Juli. Alessandro Steadella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow. (Gastrolle) Alessandro: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 202. Freitag, den 24. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Leilah richtete das thränenfeuchte Antlitz zum Himmel und blieb, indem sie sich sanft den Armen des Geliebten entwand, mit gefalteten Händen flehend vor ihm stehen.

Tief erschüttert von der frommen Duldung, die ihre bleichen Zügen ausdrückten, wagte Fernand keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Sein Auge folgte in stummer Verzweiflung ängstlich ihren Bewegungen, als sie aber Haupt und Schultern in den Shawl gehüllt, langsam der Thüre zuwankte, und ihr Blick noch einmal mit dem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihm verweilte, da konnte er den Kampf nicht länger bestehen; er stürzte, ihre Knie umfassend, leidenschaftlich vor ihr nieder. In demselben Augenblick trat Merville aus einem Nebenzimmer in das Gemach; überrascht von dem unerwarteten Anblick wollte er sich zurückziehen, aber Leilah winkte ihm wehmüthig lächelnd näher zu treten und verschwand dann mit einer stummen Verbeugung durch die Thüre.

„Ma foi, mon cher!" rief jener neckend aus, Deine Madonna weiß ihren Glorienschein, selbst in den zweideutigsten Momenten, so zuversichtlich strahlen zu lassen, daß sie am Ende dennoch den argwöhnischen Löwenbändiger in einen gläubigen Joseph umwandeln wird."

Fernand ergriff mit schmerzlichem Lächeln die Hand des scherzenden Freundes und zog ihn auf die Polster an seine Seite nieder.

„Deine unbesonnenen Worte, Merville," sagte er mit kraftloser Stimme, „vermögen mich weder zu erzürnen, noch zu kränken. Beides würde die Reinheit des himmlischen Wesens beflecken, das ich längst angebetet und hier in diesen Mauern auf so überraschende Weise wieder gefunden habe."

Merville blickte verwundert auf.

„Ja," fuhr Fernand bewegt fort, „damals als wir uns in der Morea begegneten und Du mich, den erkrankten Franken, so aufopfernd verpflegtest, damals unterlag ich dem Schmerze einer grausam zerrissenen Liebe. Mein Körper genaß unter Deiner unermüdlichen Sorgfalt, das Herz aber blieb seinem nagenden, verborgenen Grame getreu; daher meine düstere Gemüthsstimmung, meine Unempfänglichkeit für jede Lebensfreude, die Deinen Frohsinn so oft in Erstaunen gesetzt und seit drei Jahren allen Deinen freundlichen Bemühungen mich aufzuheitern, so hartnäckig widerstanden haben. Ich wollte Dich nicht mit mir trauern machen, Dein freies Herz nicht mit der Bürde meines Kummers beschweren, darum, Freund, habe ich Dir stets die Ursache meiner Seelenleiden vorenthalten."

„Armer Fernand," sagte Merville mit einem warmen Händedruck. „Aber welche unselige Gewalt hat Dir die reinste Erdenliebe rauben können?"

„Ehrgeiz, Geldsucht und Eigennutz, diese drei mächtigen Tyrannen der civilisirten Menschheit," entgegnete der Gefragte mit Bitterkeit. „Bei meiner Ankunft in Smyrna, vor ungefähr vier Jahren," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „bemühte ich mich sogleich einen Sprachlehrer aufzufinden, der mir in den Dialecten der verschiedenen Provinzen, die ich zu durchreisen gedachte, Unterricht ertheilen könne. Meine Wahl fiel auf den talentvollen Dolmetscher Foïty, ehemaliger Dragoman bei der britischen Gesandtschaft in Konstantinopel, damals aber durch Glückswechsel und Altersschwäche genöthigt, sich mit seinen vielseitigen Sprachkenntnissen einen kümmerlichen Unterhalt zu gewinnen.

„Ich brachte täglich mehrere Stunden in seinem Hause zu, wo bald die unvergleichliche Schönheit seiner einzigen Tochter, den Kinderjahren kaum entwachsen, ihr bezaubernder Liebreiz und die rührende Sanftmuth ihres Characters mein Herz entflammten. Auch in dem übrigen hatte die zarte Knospe der Liebe sich entfaltet und Foïty willigte freudig ein, mir nach Beendigung meiner projectirten Reise die Hand der Tochter zu gewähren.

„So verlebten wir einige Monate in einer seligen Vorahnung unseres Glückes. Dann aber mußte ich die Geliebte verlassen. Es war die erste Wolke, die den heitern Horizont ihres Lebens verfinsterte, doch der Gedanke, daß ich mit jedem Schritte, der mich von ihr entfernte, dem Ziel unserer Wünsche näher kam, ließ sie den Schmerz der Trennung standhaft ertragen.

„Lange Zeit erhielt ich die zärtlichsten Briefe von ihr. Zuletzt aber verflossen Wochen auf Wochen, ohne mir ein Zeichen ihres Andenkens zu bringen, meine eigene Schreiben blieben unbeantwortet; dieses seltsame Verstummen brachte mich zur Verzweiflung. Ich vermochte die qualvolle Ungewißheit nicht länger zu ertragen und trat schleunig meine Rückreise an. Nach vielen Beschwerlichkeiten in Smyrna angelangt, begab ich mich sogleich in Foïty's entlegene Wohnung. Er begegnete mir auf der Hausflur.

„Führt mich zu Leilah!" rief ich die Hand ihm reichend ungeduldig.

„Sie ist verreist," stotterte mein ehemaliger Lehrer sichtlich verwirrt.

„Verreist, und wohin?"

„Nach Athen," war die zögernde Antwort.

„Allein?" fragte ich mit steigendem Staunen.

„Foïty gab mir ein stummes Zeichen, ihm in sein Zimmer zu folgen.

„Eine dunkle Ahnung machte mich erbangen. Im Gemache angelangt, eröffnete er mir, daß Leilah mit einem reichen Armenier vermählt sei, der ihm nicht allein eine einträgliche Dolmetscherstelle verschafft, sondern auch seine Schulden, welche ihn über kurz oder lang in den Kerker gebracht hätten, großmüthig bezahlt habe.

Digitized by Google

„Ein Blick tiefer Verachtung war meine Antwort. Den Tod im Herzen verließ ich noch denselben Tag die Stätte, wo mein ganzes Lebensglück zertrümmert worden war. Ohne Plan, ohne Rast irrte ich lange wie ein Wahnsinniger von Provinz zu Provinz, bis ich durch geistige und körperliche Erschöpfung in die gefährliche Krankheit verfiel, von welcher ich nur durch Deine liebreiche Verpflegung genesen bin."

Hier legte Fernand bewegt die Hand in die des theilnehmenden Freundes, indem er hinzufügte:

„Es bedurfte, glaube mir, einer unsäglichen Ueberwindung, meine Gefühle bei dem ersten so unerwarteten Wiedersehen mit Leilah zu bewältigen, aber jedes neue Zusammentreffen fachte in meinem Busen die alte Gluth immer mächtiger wieder an, und heute als mir das seltsamste Ereigniß zum erstenmale eine Unterredung mit ihr ohne Zeugen verschaffte, da konnte ich dem Herzen nicht länger Schweigen gebieten."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt nach Elba.

Es war am 8. Februar 1844, als wir uns von Genua nach Civita vecchia einschiffen wollten, um noch die letzte Woche des römischen Carnevals mitzumachen. Das Gepäck war auch bereits an Bord des „Dante", als wir aber Abends selbst anlangten, hieß es, das Wetter erlaube keine Abfahrt und wir wurden auf Morgen vertröstet. An diesem Tage fuhr das Schiff wirklich, und sattsam gerüttelt und entnüchtert lagen wir am andern Morgen in dem von Nebel umzogenen Hafen von Livorno, an dessen Eingang ein in Grund gefahrenes griechisches Schiff halb versenkt und unheildrohend lag. Nicht tröstlicher lauteten die Reden der Landsleute, welche uns an Bord lagen, die Schiffer aus Königsberg und Rostock, die von dem großen Seeverlust im verflossenen Winter und von der Unsicherheit des Hafens von Livorno erzählten. Diesen Hafen verließen wir denn auch am Abend bei grauem Himmel und unheimlich gelber, bewegter See, während die freundlichen Landsleute zum Gruß die vaterländischen Flaggen aufzogen. Immer stärker wurde der Gegenwind und immer heftiger die Bewegung der See; so fuhren wir in die Nacht hinaus. Ich will hier keinen Sturm zu schildern versuchen, zumal ein Seemann auf einem guten Schiffe vielleicht den Wind keinen Sturm genannt hätte, — auf einem guten Schiffe, aber der „Dante" ist ein altes und kleines Schiff. Bald machte hier die Seekrankheit, dort die stärkere Todesangst ihre Rechte geltend. Seekranke sprangen auf und stürzten aufs Verdeck, kamen vom Verdeck in die Kajüte herab, wo zum Verdruß der Aengstlichen eine Gruppe ruhiger Reisender saß, in ihren Reisehandbüchern auf Rom sich vorbereitend, wenige Worte wechselnd und dem Sturm nur dann einen Augenblick der Aufmerksamkeit schenkend, wenn eine kräftige Welle das Schiff erschütterte, daß die Kielbalken laut krachten. Besonders zu beklagen war ein französisches Ehepaar, das des Landwegs müde, weil ein stätisches Pferd ihres Kutschers auf der gefährlichen Straße von Nizza nach Genua sie oft in Lebensgefahr versetzt hatte, den Seeweg gewählt hatte und jetzt das feste Land zurückwünschte. Die Lage des Schiffes war keineswegs gefahrlos; im engen Kanal von Piombino einem Winde entgegen, der das Schiff so auf die Seite legte, daß man sehr häufig die raschen Umschwünge des einen Rades hörte, das außer Wasser sich ohne Widerstand zu finden, umdrehte, beruhte die Hoffnung derer, welche noch eines klaren Gedankens fähig waren, auf dem Hauptmann des Schiffes, einem durchwetterten Genuesen, der seit mehr als zwanzig Jahren das Mittelmeer und seit acht Jahren auf diesem Schiffe befuhr. Mit seemännischer Tüchtigkeit vereinte er eine biedere Höflichkeit und antwortete stets mit Scherzen auf die ängstlichen Fragen der Reisenden. Um 11 Uhr kam er in die Kajüte herab und fragte bei den Reisenden an, ob es ihnen zusage, wenn er, in ihrem Interesse, um eine mühselige Fahrt (mare strapazzoso, senza pericolo) zu ersparen, in Elba einlaufe. So viele Stimmen noch hörbar waren, so viele stimmten bei; und da er erklärte, nur eine Stunde zu dieser schwierigen Wendung nöthig zu haben, hob sich die Stimmung der Gesellschaft, da nun doch ein Ende der Leiden vorauszusehen war. Wirklich lagen wir in einer Stunde im dunkeln Umkreis des Hafens von Porto Terrajo und nun begann die kurze Nachtruhe. Mit Tagesanbruch war Alles auf dem Verdeck, um die berühmte Insel zu beschauen, aber ehe man ihren Boden betreten durfte, mußte erst die Gesundheitsbehörde abgewartet werden, welche um 9 Uhr an Bord ruderte und uns nach kurzen Förmlichkeiten freigab. Nun ruderten uns die Boote des Schiffs ans Land, wo wir auf dem Hafendamm von Marmorplatten ausstiegen und durch ein enges Thor die Stadt betraten. Der Empfang hatte nichts mit dem Gedräng und Geschrei in andern italienischen Häfen gemein; man sah daraus die Abgeschiedenheit der Insel. Die Stadt Porto Terrajo hat einen durch Natur und Kunst vortrefflichen Hafen, den die Berge der Insel schützend umgeben. In seiner Mitte erhebt sich ein fester, alter Wachthurm; einen großen Theil seines Randes bildet das lange Seelazareth; dahinter erhebt sich stufenförmig die Stadt, gekrönt von einer Reihe von Festungswerken, an denen alle Jahrhunderte der neuen Zeit und alle Völker von Südeuropa mitgearbeitet haben.

Wir stiegen auf steilen Straßen und Treppen zum Gasthofe der „vier Nationen" hinauf, dessen Garten, zu dem man aus dem zweiten Stocke gelangt, sich bis zum Fuß der Festungswerke hinzieht. Vier oder fünf Nationen waren hier bei dem frugalen, aber fröhlichen Mahle unter den Leidensgefährten vertreten. Nach Tische galt es natürlich Napoleonischen Erinnerungen. Die Elbaner, ein kühner, kräftiger, schöner Menschenschlag, zu dem alle Seeräubervölker des Mittelmeers ihren Beitrag gestellt haben mögen, sind gute Seefahrer, und haben noch eine große Anhänglichkeit an Napoleon, unter dessen Regierung sie sich in dem ewigen Kaperkrieg gegen England besser befanden, als unter dem friedlichen Toscana. Unser Führer aber, der uns für Franzosen halten mochte, welche am häufigsten die Insel besuchen, trug, trotz unsrer Versicherung des Gegentheils, eine höchst lärmende Begeisterung in ewig wiederholten italienischen und französischen Ausrufungen und Flüchen zur Schau, und nicht zufrieden mit den großen Werken, die Napoleon in der kurzen Zeit seines Aufenthalts hier aufgeführt, ließ er ihn fast alle Menschenwerke der Insel geschaffen haben. Er führte uns zuerst an seinem einfachen Palast und den Kasernen seiner Leibwache vorbei nach dem Thore, von dem ein steiler Felsenweg hinabführt. Dort erwarteten uns einige unbequeme Karren, nach Art der Corricoli, welche uns rasch genug auf holprigem Weg durch wohlgebautes Land nach der andern Seite der Insel an Napoleon's einfaches Landhaus brachten. Dies Haus

bewohnt jetzt ein Gärtner, der es verfallen und den Garten, soweit er nicht mit Suppenkräutern bestellt ist, verwildern läßt; die Gegend, über einem feuchten Thal, ist jetzt durch Mangel an Anbau ungesund geworden. Schon ist der Bewurf von der Decke des Vorsaals gefallen, in dem der einzige Schmuck des Gebäudes sich findet: ein schönes Kamin von Mosaik und die Büsten von Elisa und Bajiocchi. Die übrigen Zimmer, so weit sie der Gärtner nicht benutzt, stehen öde; aus den Fenstern übersieht man die kleine versteckte Bucht, aus der die kühne Einschiffung nach Frankreich stattfand. Wir pflückten Blumen im Garten, welche nebst schönen Eisenerzen das Wahrzeichen des Eilands bilden, und fuhren nach der Stadt zurück

Als wir uns aufs Schiff begeben mußten, das weit draußen im Hafen lag, hatte sich schon wieder der Wind erhoben und die kleinen Boote tanzten gefährlich auf den Wellen. Um 8 Uhr Abends fuhren wir ab, und hatten am andern Morgen nach einer kaum weniger stürmischen Nacht die Thürme von Civita vecchia vor uns. Als wir uns zum Einlaufen anschickten, lief der französische Dampfer „Sully" aus dem Hafen nach Neapel. Dieser war mit uns von Livorno abgefahren und nur wenige Stunden vor uns hier angekommen. Da er die ganze Zeit über See gehalten hatte, so waren seine Reisenden fast 20 Stunden länger dem Sturm ausgesetzt gewesen. Zur Erholung erwarteten uns in Civita vecchia päpstliche Paß- und Mauthleiden, doch gelang es uns, unsern land- und wassermüden Franzosen einen Dienst zu erweisen. Wir nahmen sie nämlich in den Wagen auf und brachten sie den Abend glücklich nach Rom; der Extrawagen aber, mit dem sie fahren wollten, ging spät und mit carnevalslustigen Reisenden überfüllt ab, und schlug um, wobei mehrere Passagiere beschädigt wurden und unsre Pechvögel gewiß nicht zu kurz gekommen sein würden. (18.)

Feuilleton.

*** **Michael Haydn und die 7 Worte.** Allbekannt ist der geniale Schöpfer der Musik zu den sieben Worten des Heilandes am Kreuze, weniger dürfte aber dieß der Fall sein mit dem Antheil, den Joseph Haydn's Bruder, Michael, daran hat. Nachdem nämlich jene Musik durch ganz Europa sich verbreitet hatte und überall bewundert wurde, gerieth der fürstl. salzburg. Hofrath Friedberg auf den Gedanken, daß mit der Instrumentalmusik, wie sie es ursprünglich nur war, auch Gesang mit Text verbunden werden möchte. Er wendet sich daher an Joseph's Bruder, der in Salzburg Hofmusiker war und lieferte einen Text. Michael setzte wirklich einen vierstimmigen Gesang zur obigen Musik und schickte das Ganze in seiner neuen Gestalt dem Bruder. Dieser hatte nicht nur nichts dagegen eingewendet, sondern bildete es sogar gerne, daß der Gesang eben so für ein Werk seiner Hand angesehen wurde, wie die von ihm herrührende Musik. Auf diese Weise hatte Michael wenigstens für diesen Fall seinen einstigen Ausspruch: „Gebt mir gute Texte und ich will nicht weit hinter meinem Bruder zurückbleiben," in hohem Grade gerechtfertigt P. Musik Ztg.

*** **Der Name Grillparzer.** Herr von Hotley schreibt: Meine Liebe für diesen Mann war vom ersten Augenblicke näherer Bekanntschaft an überschwenglich. Nichts fand ich an ihm auszustellen, als seinen Namen, der mir abscheulich klang, bis er selbst mir einmal die Bedeutung desselben auseinander gesetzt. Seitdem lieb ich auch den Namen und find' ihn herrlich: nomen et omen! „Parz," hergeleitet von Parzelle, heißt bei österreichischen Landleuten so viel als: ein Grundstück, ein abgetheiltes Feld, zunächst eine Wiese. Daher Mühlparz, Dorfparz, Bergparz u. s. w. Grillparzer's Ahn hat sicherlich eine Wiese an seinem Häuschen gehabt, die von Grillen wimmelte und deshalb „Grillenparz" genannt wurde. Er hieß dann der „Grill'parzer." Und wenn auch jene Wiese und jenes Häuschen nicht, so kam doch jener Name an unsern Franz, der so häufig in seiner Ecke sitzt und „Grillen fängt," dem aber auf seiner Wiese, in smaragdenem Grün, von silbereinen Bächen durchflossen, der duftigste Frühling erblühte. Junge jetzt, Du mein geliebter Freund, wo auch Dir der Herbst naht, immer Grillen. — Dein Frühling lebt in vielen deutschen Herzen!

*** Der betrübende Selbstmord des geschätzten Malers Robert Haydon, welchen die Zeitungen vor Kurzem anzeigten, gibt dem »London Observer« Veranlassung, über die Lage der Künstler in England einige Bemerkungen zu machen, welche den Kunstsinn der Briten im Allgemeinen (mit einigen ehrenvollen Ausnahmen) eben nicht von der glänzendsten Seite darstellen. „Ein Künstler, sagt das genannte Journal, hat in England fast immer eine sehr mißliche Stellung. Dies gilt vorzüglich von den Malern. Sie haben meistens keinen Verkehr unter einander, und bleiben von dem Publikum, welches nur wenige Kunstkenner zählt, unbeachtet. Auch von oben herab finden sie keine Unterstützung und Ermuthigung. Die englischen Künstler haben also kein anderes Mittel, ihr Talent nutzbringend zu verwenden, als die Protection einiger hochgestellten Kunstfreunde. Diese Protection hängt aber oft weniger von wahrer Schätzung der Kunst, als von andern zufälligen Verhältnissen ab. Es kommt vorzüglich darauf an, den Launen der Mode zu huldigen. Ein Künstler, der dies verschmäht und nach einem höheren Ziele strebt, findet, wie Robert Haydon, am Ende seiner Laufbahn nur Elend und Verzweiflung . . . Man muß bei dieser Gelegenheit den Edelmuth des Sir Robert Peel bewundern. Der Minister, welcher dem Künstler erst vor Kurzem eine nicht unbeträchtliche Summe nebst einem eigenhändigen Schreiben übersendet hatte, schickte auf die Nachricht von dem Tode Haydons, der hinterbliebenen Wittwe sogleich 200 Pf. St. (bei 2000 fl. C. M.,) und einige Tage später noch 100 Pf. St. aus seiner Privatkasse, und erwirkte ihr von der Königin eine Pension von jährlich 50 Pf. St. Das Beispiel des Ministers hat den hohen Adel zur Eröffnung einer Subscription bewogen, welche bereits ein glänzendes Resultat geliefert hat." A. Th.

*** In Schweden und Norwegen hat man schon lange Dächer von getheertem Papier, das auf schlechte Bretter genagelt ist. Man glaube nicht, daß das Papier bei Regen oder Sturm zu Grunde gehe, sondern wenn es gut aufgelegt und dick getheert ist, so hat es die Dauerhaftigkeit des Eisenbleches. Es braucht blos alle zehn Jahre wieder frisch überstrichen zu werden und ist bedeutend billiger als Ziegeldach.

*** Die „Spener'sche Zeitung" enthielt folgendes drollige „Eingesandt." — Sollte die lange Tänzerin, so ziemlich die größte im Chor, fortfahren wollen, während des Tanzes in der vordersten Reihe, in der sie gewöhnlich zu stehen, ihrem Consors im Parterre oder Loge zuzunicken, wie es am vorigen Sonntage geschehen, bleibt nichts anders übrig, als die betreffenden Vorgesetzten zu ersuchen, die blickewerfenden Augen für bessere Richtungen erziehen zu lassen, oder sie einmal einige Zeit hindurch unter den Schleier der Vestalinnen zu stecken, um die Würde des Tanzes in deren Gegenwart wieder herzustellen."

Digitized by Google

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 21. Juli.)

Sechzehn österreichische Redakteure haben eine Erklärung unterzeichnet, die dieser Tage in vielen deutschen Zeitschriften besprochen wurde.

„Die deutschen Zeitschriften," heißt es, „und selbst die geachtetsten aus ihnen bringen gewöhnlich aus jedem Land richtigere Korrespondenzen als aus Oesterreich, und man darf behaupten, daß kein einziges deutsches Journal sich freihielt von Unwahrheiten, österreichische Verhältnisse oder Personen betreffend, wenn auch in den meisten Fällen ohne unmittelbare Schuld der Redaktion. Einige Tagesblätter füllen zwar ihre Spalten absichtlich mit unverschämten, boshaften Lügen über was immer für Verhältnisse und Personen in Oesterreich, lediglich in der Absicht, Skandal zu machen, weil sie darin die einzige Möglichkeit sehen, Abonnenten zu erhaschen: aber die große Mehrzahl der deutschen Blätter bemüht sich in redlichster Absicht, gründliche und gesinnungsvolle Berichte aus Oesterreich zu bringen, und gelingt ihr dieses Streben nicht, so trifft sie nur die Schuld, sich nicht an den rechten Mann gewendet zu haben. Die Uebernahme von Korrespondenzen über Oesterreich war jedoch bis zur Stunde aus bekannten Ursachen ein so unangenehmes Geschäft, daß sachkundige Inländer nur sehr schwer sich dazu herbeiließen; die Wahl der Berichterstatter fiel sonach nothwendig auf Ausländer, die nur in seltenen Fällen die Lage der Dinge richtig erfassen können, aber auf solche Inländer, die mit einer Lüge wenig wagen, da ihre Stellung und somit auch meistens ihre Sachkenntniß in jeder Beziehung eine gänzlich unbedeutende ist. In dem Maße als eine freiere Besprechung österreichischer Zustände auch in österreichischen Blättern beginnt, halten es die Vertreter der periodischen Presse Wiens für ihre Pflicht, jenem Unwesen unfähiger und übelwollender Berichterstatter — insofern es in der Macht und im Bereiche jedes Einzelnen liegt — mit aller Kraft entgegen zu treten. Die Unterzeichneten stellen demnach an alle auswärtigen Redaktionen hiermit das kollegiale Ansuchen, ihre Sorgfalt in der Wahl der Korrespondenten über Oesterreich zu verdoppeln, und jede einzelne Nachricht genauer zu prüfen, ob sie nicht schon in sich selbst Zeichen der Unwahrheit und Gehässigkeit trage. Wir werden in Zukunft jeder Redaktion uns auffallende, offenbare grobe Persönlichkeiten oder Unwahrheiten bekannt geben, und zwar brieflich, da es nicht unsere Absicht ist, Skandal zu machen." (Folgen die Unterschriften.) —

Diese Erklärung ist in der That etwas seltsam. Schlechte Korrespondenzen gibt es überall, nicht blos in Oesterreich, was aber den österreichischen Korrespondenzen vorzugsweise gebricht, das ist der freie universelle Blick, der weiter schaut als bis an die Schlagbäume des Landes, der wissenschaftliche Sinn, die tiefere gründlichere Bildung. Daher kommen auch viele jener Lügen, Entstellungen, denn die Bildung verscheucht wenigstens die bezeichnete „grobe, unverschämte Lüge," wenn sie auch oft die feinere hervorrufen mag. Unpraktisch ist aber gewiß das Projekt, durch beliebige Mittheilungen an die Redaktionen die Korrespondenzen zu kontrolliren. Irrige Fakta bleiben nicht lange unwiderlegt, schiefe Auffassung aber fällt meist mit der Verantwortlichkeit einer Redaktion für das Prinzip und den Tendenzen des Blattes zusammen, und will vom objektiven Standpunkte des Prinzipes selbst vertheidigt oder verworfen sein. Die Korrespondenten aus Oesterreich würden sich aber in diesem Betrachte bessern, wenn erst die dortigen Literatur-Verhältnisse überhaupt einen energischen Aufschwung nehmen. R.

Programm des Concertes

zum Besten der Mozartstiftung auf der Mainlust.

Freitag, 24. Juli 1846.

Erste Abtheilung.

1. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: „Hör' uns, Allmächtiger", von Klein, mit Orchesterbegleitung.
2. Chor, vorgetragen von dem Verein „Frohsinn": „Jäger-Chor aus Euryante", mit Horn- und Posaun-Begleitung.
3. Chor, vorgetragen von dem „Hermanns-Verein": Walzer von Abt.
4. Chor, vorgetragen von dem „Liederverein von Sachsenhausen": „Wer ist unser Mann".
5. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Vaterlandslied, von Marschner, mit Orchester-Begleitung.

Zweite Abtheilung.

1. Doppel-Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen „Hattet Frau Musica in Ehren", von Rochlitz, mit Orchester-Begleitung.
2. Chor, vorgetragen von dem Verein „Arion": Hessisches Volkslied.
3. Chor, vorgetragen von dem Verein „Orpheus": „Gute Nacht, allen Müden sei's gebracht."
4. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder", von Marschner, mit Orchester-Begleitung.

Dritte Abtheilung.

1. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: „Wohlan heran", von Spamer.
2. Chor, vorgetragen von der „Liedertafel": „O Isis" von Mozart.
3. Chor, vorgetragen von dem „Liederkranz": „Gesang und Kuß und Rebenblut", von Mangold.
4. Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: „Was ist des Deutschen Vaterland", von W. Speyer.

Die Mainlust wird um 4 Uhr geöffnet. Die Gesänge beginnen um 7 Uhr.

Eintrittskarten à 30 kr. sind bei Herrn C. A. André auf der Zeil, bei Heren J. C. Quilling auf dem Liebfrauenberg, und Abends an der Kasse zu haben

☞ Bei ungünstiger Witterung findet das Concert Samstag den 25. Juli statt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. Juli. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow. (Gastrolle) Alessandro: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Samstag, den 25. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Fräulein Babnigg, vom königl. sächsischen Hoftheater zu Dresden. Richard: Herr André.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 203. Samstag, den 25. Juli **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Merville, den Schmerz des Freundes ehrend und durch seine Mittheilung noch mehr von der Nothwendigkeit einer schnellen Abreise überzeugt, suchte still die auf den Tischen zerstreut umher liegenden Zeichnungen und Papiere zusammen und legte sie sorgsam in einen kleinen Reisekoffer.

Nach einer Weile blieb Fernand wie aus einem Traume erwachend vor ihm stehen.

„Wozu diese Vorbereitungen?" fragte er mit gereizter Stimme; denn es liegt in dem Menschen, die innere Unzufriedenheit gern einem Andern Schuld zu geben, und Fernand war noch nicht einig mit sich selbst, ob er einen neuen Versuch, Leilah zur Flucht zu überreden, wagen solle.

„Zu unserer Abreise," antwortete Merville ruhig. „Ich habe Alles mit dem Schiffskapitän besprochen; sobald der Wind sich dreht, segeln wir in das blaue Meer."

„Du bist sehr eilig zu Werk gegangen," entgegnete sein Gefährte mit steigendem Unwillen.

Der Gedanke an Vaselaïli's Abwesenheit bestärkte ihn in dem Vorsatze, seiner Hoffnung nicht so leicht zu entsagen. Nach einer Weile ergriff er, wie von einer plötzlichen Eingebung beseelt, rasch seinen Hut.

Merville, der dem Mienenspiel des Freundes argwöhnisch gefolgt war, hielt ihn bei'm Arme zurück.

„Wohin so eilig?" fragte er, ihm scharf in's Auge blickend.

„Zu Leilah, bei meiner Rückkehr sollst Du Alles wissen, jetzt laß' mich," versetzte Fernand, sich ungeduldig losreißend.

„Nun, dann kannst Du zugleich Abschied von dem Armenier nehmen," bemerkte Merville gleichgültig.

„Du irrst Dich, er wird erst morgen zurückkehren."

„So muß es sein Geist gewesen sein, das ich vorhin bei dem Löwen an einem Fenster im lebhaften Gespräch mit Cocuna Caritas gesehen. Ma parole," fügte der muntere Künstler hinzu, „die Gruppirung war grauenhaft schön und würde Dich gewiß auch begeistert haben."

„Du machst mir Lust, sie in der Nähe zu betrachten," sagte Fernand, unwillkürlich nach dem Dolche in seinem Busen fühlend, und eilte dann rasch aus dem Zimmer.

In Vaselaïli's Wohnung angelangt, wurde er von dem Diener, unter dem Vorwande, seine Herrschaft sei ausgegangen, abgewiesen.

Als Leilah aus des Malers Wohnung trat, befand sich Vaselaïli mit dem Blumenhändler lauernd in einer dunkeln Seitenstraße, von wo aus er die Ein- und Ausgehenden unbemerkt beobachten konnte. Beim Erscheinen der Gattin faßte er einen Augenblick, wie von Schwindel ergriffen, den Arm seines Begleiters, sich aber sogleich wieder kraftvoll ermannend, flammte sein Auge Blitze des furchtbarsten Zornes und zähneknirschend griff er ohne Bewußtsein nach dem Herzen, das in diesem Augenblicke wie von tausend Dolchen zerfleischt wurde. Er wollte vorwärts eilen, allein die Glieder versagten ihm den Dienst; seine Füße blieben gefesselt am Boden, die nach dem Dolch zuckende Hand fiel erschlafft nieder und zwei starre Thränen rollten langsam auf die sonngebräunten Wangen herab. Denn unter der kalten Rinde gefühlloser Strenge liebte der Armenier das junge Weib, dessen Schönheit seinem Stolz und seiner Eitelkeit schmeichelte, mit aller Macht einer ungestümen, feurigen Leidenschaft.

Einige Minuten blieb der starke Mann wie vernichtet, das stolze Haupt auf die Brust gesenkt, in stummer Verzweiflung stehen, dann richtete er sich mit eiserner Miene in die Höhe, streichelte die gefurchte Stirn des klug zu ihm emporblickenden Löwen und murmelte mit erstickter Stimme, den Weg nach seiner Wohnung einschlagend:

„Rache über sie! Blutige Rache über ihren schändlichen Buhlen!"

In dem erhebenden Gefühle, einen schweren Kampf siegreich bestanden zu haben und fest entschlossen, nicht von dem Weg ihrer Pflichten abzuweichen, kam Leilah, das Kind im Arme, mit ungeheuchelter Freundlichkeit dem eintretenden Gatten entgegen. Seine Todtenblässe und die finstern, argwöhnischen Blicke, mit denen er sie betrachtete, machten die zaghafte Mutter erschrocken zurückbeben, indeß Vaselaïli sich schweigend auf ein Polster niederließ; Hussan, der Löwe, streckte sich auf die gewohnte Weise zu den Füßen seines Gebieters hin; eine unheimliche Stille herrschte in dem großen Saal, den das Abendroth schwach beleuchtete. Leilah wagte lange nicht das Schweigen zu unterbrechen. Endlich nahte sie sich ihm leise und legte das liebliche Töchterchen furchtlos auf Hussan's breiten Rücken. Die kleinen Aermchen um des Löwen Nacken geschlungen, sein rosiges Gesichtchen bald in der vollen Mähne versteckt, blickte das Kind schelmisch lächelnd nach den Eltern hin.

Ein heftiges Zucken bebte um des Vaters erbleichende Lippen.

„Du scheinst bekümmert, Vaselaïli," sagte Leilah im sanften Tone, den Arm schüchtern auf seine Schulter stützend.

Der Laut dieser milden melodischen Stimme, sonst in Momenten der stürmischsten Erregung besänftigend auf ihn wirkend, durchschnitt heute sein Herz wie ein Todespfeil. Er stieß ihre liebreiche Berührung mit solcher Heftigkeit von sich, daß sie taumelnd einige Schritte zurückschwankte.

Sie beugte sich zu ihrem Kinde nieder, um es aufzunehmen. Hussan aber, von dem magnetischen Blick seines Herrn aufgefordert, schlug die mächtige Tatze um der Kleinen Hals und verweigerte sie loszulassen. Da konnte Leilah, ungeachtet des erprobten Zahmheit des Thieres, sich eines Schreis des Entsetzens nicht erwehren.

Digitized by Google

Caritas und Agrigou, die Amme, stürzten bei diesem Ruf aus den Nebenzimmern herbei.

„Nehmt das Kind hinweg!“ befahl Vaselaki dieser Letztern streng.

Der Löwe ließ es ohne Widerstand geschehen.

Als nun die Wärterin sich entfernt hatte, flüsterte Caritas ihrem Bruder einige Worte in's Ohr, und ehe noch Leilah von dem Schrecken über des Gatten seltsam unheimliches Wesen sich erholt hatte, waren Beide aus dem Gemache verschwunden. Betreten wollte sie ihnen nacheilen, aber sie fand zu ihrer Bestürzung die Thür verriegelt.

Am Abend begaben sich die zwei Freunde wie gewöhnlich in den Salon des französischen Consuls, wo ihre Mittheilung von der schnell beschlossenen Abreise ein allgemeines Bedauern erregte. Florina besonders stellte Merville über den heimtückisch ausgebrüteten Vorsatz, wie sie es nannte, ernstlich zur Rede. Es war vergebens, daß Fernand ihm in seiner Vertheidigung beizustehen versuchte; das eigenwillige Mädchen wollte keinen der angeführten Gründe gelten lassen, und bestand darauf, daß sie wenigstens bis zu Vaselaki's Namenstage bleiben müßten, welchen Leilah auf dem Gute Zitza glänzend zu feiern gedächte.

Während des Wortstreites näherte sich der eben angekommene Armenier begrüßend Florina.

„Wir sprachen von Leilah, Signor,“ sagte sie lächelnd. „Hoffentlich werden wir sie doch heute bei uns sehen?“

„Es ist nicht wahrscheinlich,“ entgegnete Jener düster und einsylbig.

In der Hoffnung, die Geliebte, wie öfters geschah, noch später erscheinen zu sehen, ließ Fernand den Freund zur letzten Vorbereitung der Reise allein heimkehren, und blieb so, vergeblich harrend, bis zum Aufbruche der Gesellschaft. Vaselaki, der sich zu gleicher Zeit mit ihm entfernte, schritt schweigend an seiner Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

Stoffen, Grillen und Pillen.

Von Eduard Sattler.

Es ereignen sich ganz merkwürdige Dinge in diesen Sommertagen und die Zeit ist reich an Zeichen und Wundern. Man denke nur, Ibrahim Pascha, des Aegyptierkönigs Sohn, bereist die Hauptstädte Europa's, um die Feuilletons aller deutschen, französischen und englischen Blätter füllen zu helfen, und hat zuvor eine starke Quantität Hitze unerhörter Sorte aus der lybischen Wüste über das Mittelländische Meer schaffen lassen, damit er sich an der Nordluft nicht erkälte. — Steine fallen in Gestalt feuriger Flammen aus dem Himmel, und man behauptet, der letzte sei dem verkannten Poeten Friedrich Wilhelm August Schmidt vom Herzen gefallen, als sich im Elysium das Gerücht verbreitete, auch die märkischen Bauern schritten endlich mit dem Zeitgeist voran: sie wollten ihrem Dichter zu Ehren in Wernenchen ein Standbild aufrichten, und einstweilen einen tüchtigen Ochsen mästen zum Festessen. — Eine Tochter des freien deutschen Rhein hat mit vieler Koketterie viel Tausend Gäste geladen und sich dann recht wie eine knickerige alte Jungfer benommen. Der alte Vater ist über eine solche Behandlung seiner guten Germanen außer sich gerathen und wollte schon, um die unwirthliche Tochter nicht mehr zu sehen, von der Schweiz aus eine neue Straße ziehen; und die Frauen, Töchter und Bräute der deutschen Saugesbrüder haben auf einem großen Congreß — mirabile dictu — mit Stimmeneinheit beschlossen, von nun an niemals mehr in Ohnmacht zu fallen, damit der Handel mit Kölnischem Wasser zu Grund gehe. Wer mag ihnen Unrecht geben, zumal ein berühmter Antiquarius in seinen neuesten Forschungen herausgebracht haben will, daß schon die elftausend Jungfrauen, welche in Köln begraben liegen, nicht durch der Hunnen Schwerter gefallen, sondern an der Kölner Gastlichkeit verhungert sind. — Gewiß, wird einmal die Limburger Chronik fortgesetzt, so müssen alle diese Ereignisse, in kurzweilige Verse gebracht, ihren Platz darin finden. Die Nachkommen werden sich dann verwundern, was wir Unerhörtes erlebt; das ist ganz natürlich. Aber maßlos wird ihr Staunen sein, wenn sie zuletzt gar lesen, daß das Halbrund des Frankfurter Theaterparterre's in den Julitagen des Jahres 1846 just ausgesehen hat wie ein Nachthimmel.

Woher mit einem Mal alle die großen und kleinen Lichter der dramatischen Kunst, die sonst an den Himmeln von Aachen, Braunschweig, Dresden, Gratz, Hannover, Karlsruhe, Riga u. s. w. zu glänzen pflegen! Was wollen eure Sterne erster, zweiter und unbekannter Größe bei uns, ihr Städte Augsburg, Coburg, Hamburg, Oldenburg, Regensburg? Verwandeln sich in der Garderobe die Herrlichkeiten von Lumpen und Pappendeckel allnächtlich in Doppelthaler, wächst hier der Lorbeer wie Kopfsalat? Oder hat ein grauses Naturereigniß alle die Fixsterne und Unsterne, die Planeten und Kometen so plötzlich an unsern Horizont geschleudert? Fixsterne, die in alle Ewigkeit da stehen bleiben, wo sie der liebe Gott an ihrem Schöpfungstage hingestellt, einen Platz auszufüllen und ihr Licht leuchten zu lassen, mag es nun der Welt gefallen oder nicht; — Planeten, die sich immer und ewig um ihr eignes Selbst und oft in unabsehbarer, selten in geringer Ferne um die Sonne der Kunst bewegen, Wärme und Licht von derselben borgend, ohne ihr je einen Fuß breit näher zu kommen und von Trabanten begleitet in Gestalt von Recensenten und Kritikastern, die von der Wärme und dem Licht auch ein Stückchen abholen wollen, zumal in so theuern Zeiten; — Kometen, deren Erscheinen sich nach Decennien, oft nach Jahrhunderten berechnet, am eignen Licht zu erkennen und an dem langen Schweif, welchen Theaterunternehmer, Kunstfreunde, Seelenverkäufer, Dramaturgen, Hungerleider, Poeten, Claqueurs hinter ihnen her bilden. — Es ist ein eigenthümlicher Anblick, solch ein gestirnter Himmel, zumal wenn man ihn aus der Nähe sieht und von der Astronomie mehr versteht, als mancher Frankfurter Correspondenzenschreiber vom deutschen Styl. Eine alte Sage geht, daß die Sterne, während sie im endlosen Universum nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen ihre Bahnen durchlaufen, in wunderbaren Melodien ertönen. Noch keines Sterblichen Ohr hatte diese Harmonie der Sphären vernommen, aber Geister, die sich auf den Flügeln des Wissens und der Phantasie hoch empor geschwungen über den Staub der Erde in lichte, die Augen blendende Regionen, haben ein fernes Klingen gehört; zu ihnen drangen einzelne Accorde von dem erhabenen Lied der Welten; sie harrten und lauschten, und kehrten sie wieder zurück auf die Scholle, an welche die Natur sie gefesselt hielt, dann wurden ihre Sinne umdüstert, ein nicht zu stillendes Weh erfüllte ihre Brust, und mancher von ihnen hat geendet wie Faust. Ob es auch in dem Mikrokosmos der Künstler, Dichter, Kriti-

Digitized by Google

ler, Recensenten, wie er sich im Frankfurter Theaterparterre mir darstellte, eine Harmonie geben mag? So fragte ich mich und lauschte lang. Da trat ein alter Mann an meine Seite. Er war groß und hager, seine Wangen vielfach gefurcht, seine Schultern von langen weißen Haaren umflossen und etwas gebückt schritt er unter der Last der Jahre und Erfahrungen, aber in den Augen war ein Feuer noch nicht verglommen, das einst hell geflammt haben mußte. „Du findest nicht, was Du suchst," sprach er zutraulich zu mir. „Als der Himmel der Kunst auf die Erde niederfiel, ist er in Stücke gegangen, und alles Flicken auf den Brettern und in den Blättern ist verlorene Mühe. Das muß ich wissen, denn ich bin ein alter Komödiant. Kein Stück will mehr an das andere passen und Schaitzeln und Schneiden hilft zu nichts. Die Harmonie ist verloren gegangen, sie treffen den rechten Ton nicht mehr, weil Eitelkeit, Empfindelei, Selbstüberhebung, Eigennutz, Bestechlichkeit, Neid und Intrigue die Octave bilden, aus welcher sie eine Musik zusammensetzen, die Einem das Ohr zerreißt, das Herz zerschneidet. Das muß ich wissen, denn ich hab's erfahren. Hier siehst Du sie zusammengeschwemmt, die stolzen vornehmen Leute, aus allen Richtungen der Windrose. Wage es nur, ihnen zu sagen, daß sie die unvollkommenen, eckigen Stücke eines großen, aber unheilbar zersplitterten Ganzen sind: Du wirst für den Segen, den du gesäet, nur Fluch ernten. Wage es nur, denen, die das Regiment führen, den Vorhang von einer alten Vergangenheit wegzuziehen, damit sie sehen, wie es ehedem gewesen, und vergleichen, wie es heute ist: man wird dein Urtheil verlachen, deine Gesinnung verdächtigen.

Eine feste Burg auf der Höhe der Zeit sollte das Theater sein, in die man sich aus dem Gedränge des Lebens, aus dem Lärm des Marktes flüchtet, um es da oben behaglich zu finden, und in sich selbst und in der Welt aufzugehen, wenn sich von den Zinnen herab eine weite, klare Aussicht in das Walten der Natur und der Menschheit eröffnet. Statt der festen Burg erblickt man eine traurige Ruine; Pforten und Fenster sind von Moder verschüttet; mancherlei Ungeziefer hat in den recht unwirthlichen Räumen seine Netze gewoben, oder lauert in Höhlen seiner Beute, und nur dann und wann erhebt sich noch ein guter Geist aus den Trümmern, erinnernd an die frühere Herrlichkeit und mahnend zum neuen Aufbau. Noch scheint Der nicht gekommen, der Fenster und Thüren lüften und das Gezücht und Gewürme hinausfegen soll, um die Stätte wieder einzurichten, zu dem sie bestimmt ist. Aber er wird kommen, er muß kommen, dieser St. Georg, der den vielköpfigen Drachen bändigt, um die jungfräuliche Kunst zu retten; er muß kommen, wenn auch noch viele zuvor nicht sieghaft aus dem Kampfe heimkehren. — Ich selbst bin in die Reihe der Fechter getreten; siehe zu, was ich in meinem Tagebuch über die letzten Wochen unsers Theaters niedergelegt habe."

Ich nahm und las. (Fortsetzung folgt.)

Wiesbaden.

(20. Juli.)

Am 15. d. M. fand in dem großen Saale des Kurhauses ein Vokal- und Instrumental-Concert zum Besten der hiesigen Kleinkinder-Bewahranstalt statt. Herr Hofkapellmeister Rummel hatte mit dankenswerther Gefälligkeit das Arrangement und die Leitung dieses Concertes übernommen, und eröffnete dasselbe vor einem sehr zahlreichen Auditorium mit dem ersten Satze der Beethoven'schen A-dur-Symphonie. Später folgte der zweite, und am Ende der Schlußsatz dieser Symphonie. Dieselbe wurde, ebenso wie die Ouverture zur „Lenore" von Beethoven, womit die zweite Abtheilung des Concertes eröffnet wurde, mit jener Wärme und Präzision ausgeführt, wie wir sie von dem hiesigen, anerkannt tüchtigen Orchesterpersonal, geleitet von seinem wackern Direktor, erwarten durften.

Hierauf: Deutsche Lieder, vorgetragen von den Herren Reinhardt und Jaskewitz. Beiden Künstlern wurde ebenso wie kürzlich in den „Puritanern", die volle und verdiente Anerkennung des Publikums zu Theil. Ein Concertino für die Posaune von David, vorgetragen von Herrn Reinhardt, so wie eine Romanze aus der Oper „Joseph in Egypten" variirt für zwei Violinen und Violoncello von Maurer, ausgeführt von den Herrn Stoll, Reyer und Schappler, zeigten uns, welch schöne Talente unser Orchester zu seinen Mitgliedern zählt. Eine Tenor-Arie aus „Don Juan," und später schwedische und deutsche Lieder wurden von Herrn Günther, Hof-Opern-Sänger aus Stockholm, mit ebensoviel Gefühl als Geschmack vorgetragen, und mit lebhaftem Beifalle aufgenommen. Wie wir hörten, wird Herr Günther d. 25. d. M. ein Concert im Reunionssaale geben, worauf wir die Freunde des Gesanges aufmerksam machen. Herr Eberius mit seiner jugendlich-frischen Stimme, zur Unterstützung guter Zwecke stets bereit, sang eine Romanze aus Euryanthe und erwarb sich Beifall. Der Glanzpunkt des Concertes war jedoch unstreitig die von Frl. Rummel vorgetragene Arie von Donizetti. Die Sicherheit, Reinheit und ungemeine Biegsamkeit der Stimme der Frl. Rummel, verbunden mit der Eleganz, dem Schmelz und der Wärme ihres Vortrages, welche sowohl eine vorzügliche Schule, als auch sehr fleißige Studien beurkunden, entzückten die Anwesenden in hohem Grade, und es gab sich dieses Entzücken in rauschendem, lange anhaltendem Beifalle kund.

Für die hiesige Kleinkinderschule, deren Vorstand bei der gegenwärtigen Theurung der Lebensmittel, mit vermehrten Schwierigkeiten in Betreff der Ernährung und Pflege von beinahe 200 Kindern zu kämpfen hat, ist es ein ehrendes Zeichen der Anerkennung, daß solche bedeutende Künstlerkräfte die edlen Zwecke der Anstalt auf die gemeinnützigste Weise unterstützen. Möge dies Asyl der Unschuld sich des Wohlwollens und Schutzes edler Menschenfreunde auch ferner erfreuen!

Feuilleton.

⁂ Der mexikanische Ranchero. Ranchero's heißen sowohl die Landleute Mexiko's, wie die Bewohner der Pampas in Südamerika. Rancho heißt Farm, Landgut — Ranchero der Bewohner davon. In ihrer Abstammung halb indianisch, halb spanisch — hager, verschrumpft, obgleich muskulös an Gliederbau, mit dunkeln und gebräunten Gesichtern, sind diese Menschen die Araber des amerikanischen Kontinents. Die Hälfte ihrer Lebenszeit bringen sie im Sattel zu und sind unübertreffliche Reiter. Mit dem Lasso in der Hand reiten sie über die ungeheuren Flächen, um den Büffel und das wilde Pferd zu suchen, die in zahllosen Heerden darauf herumschweifen. Das Tödten dieser Thiere und die Zubereitung und der Verkauf ihrer Häute ist ihr einziger Lebensberuf und liefert ihnen ausschließlich den Lebensunterhalt, wenn sie nicht dann und wann irgend einem Parteigänger in den Bürgerkriegen, die beständig um sie her vorfallen, ihren Beistand zuwenden. Ihre Kleidung besteht gemeiniglich aus einem Paar rothgegerbten Fellhosen mit Sandalen von demselben Stoffe, durch lederne Riemen zusammengebunden. Dieses Kostüm bedeckt ein Blanket, in dessen Mitte sich ein Loch befindet, das gerade groß

Digitized by Google

genug ist, um den Kopf durchzustecken, so daß das Blanket nicht ohne Anmuth über ihre Schultern hängt und für den Gebrauch ihrer Waffen reichlichen Spielraum gestattet. Fügt man hierzu einen breiten Stroh-Sombrero und den zum Gebrauch am Gürtel bereit hängenden Lasso, so ist das Bild des Ranchero, wie er sich in Friedenszeiten oder bei Verfolgung seines Lebensberufes darstellt, vollendet. Will man sich den Ranchero als das Glied einer Truppe Banditen oder als Soldat in einer Cavallerie-Abtheilung denken, so muß man noch eine lange Lanze mit einer scharfen Speerspitze, ausgeschmückt mit einem Streifen rothen Zeugs, beifügen, ihn auf ein Pferd, eben so wild und unbezähmbar, wie er selbst ist, setzen und seinen Gürtel mit Pistolen und Messern reichlich versehen sein lassen. Im offnen Felde sind sie gemeiniglich große Feiglinge, aber in dem Kampfe zwischen dem Chapparel Mexiko's, oder im Hinterhalte lauernd, bewähren sie sich als gewaltige Gegner. Ihre Fähigkeit, Strapazen zu ertragen, ist fast unerschöpflich, und ein armseliges Mahl von mürbgeschlagenem Rindfleisch und Plantain, täglich einmal genossen, genügt ihnen für ganze Monate. Dies sind die Ranchero's. Unter disciplinirter Kontrolle würden sie die besten leichten Truppen auf Erden liefern. Gegenwärtig bilden sie die Hauptmasse der mexikanischen Cavallerie, und für die Armeen Mexiko's sind sie das, was die Kosacken für Rußland sind — stets auf dem Sprunge, nie unerwartet zu überfallen und unermüdlich in der Verfolgung des Feindes, wenn etwas, sei es auch noch so unbedeutend, gepländert werden kann. Wes. Z.

*** Willibald Alexis hat mit seinem neuesten „vaterländischen" Romane bekanntlich das Unglück gehabt, daß der eine Theil in der Druckerei verbrannte. Nachdem derselbe jetzt wieder hergestellt ist, wird in diesem Sommer nun „Hans Jürgen und Hans Jochem, oder die Hosen des Herrn von Bredow" erscheinen. Der Roman hat die ersten Regierungsjahre Kurfürst Joachims I. zum Gegenstande und den Kampf des jugendlichen Fürsten gegen den märkischen Adel.

*** München, 16. Juli. Gestern wurde auf unserm Theater ein schon im Voraus dirtbesprochenes neues Stück zum erstenmal aufgeführt: Plinganser, vaterländisch-historisches Drama in fünf Akten von Christian Knorr. Der Dichter, ein noch junger, bei der Polizeidirektion hier angestellter Beamter, der sein Talent schon früher beurkundet hat, ist auch bei der Lösung dieser Aufgabe in so fern glücklich gewesen, als es ihm gelungen ist, seinem Werk, namentlich in den ersten drei Akten, eine das größere Publikum gewinnende patriotische Färbung zu geben, um deren willen viele Schwäche gerne ungerügt, wenn nicht ganz unbeachtet gelassen werden. Wo das Stück diesen lokalen Reiz verliert, wird es natürlich mit größern Hindernissen kämpfen müssen.

*** Die Kaukasier haben den Glauben, daß eine Quelle in Schiras in Persien die Wunderkraft besitzt, den Murad Kuschi, einen Vogel, anzulocken, welcher die Heuschrecken frißt. Da nun in diesem Jahre die Heuschrecken die Felder bedrohten, so sandte die Behörde, um zu zeigen, daß sie kein Mittel zur Abwendung des Unheils unversucht lasse, eine Gesandtschaft nach Schiras, um von dort Wasser zu holen. Die Gesandtschaft mit dem Wasser ist heimgekehrt, und gleich darauf, am 18. Mai Morgens, kamen die Murad Kuschi, und fraßen die Heuschrecken auf!! So steht es im Kawkas. Die Vögel würden aber gewiß auch ohne das Wasser gekommen sein, denn sie nähren sich von den Heuschrecken, und suchen die Züge derselben auf.

*** Unlängst ereignete sich an der Table d'hôte im „Waldhorn," einem der besten Gasthöfe Stuttgarts, folgender ungemein komische Vorfall. Der Kellner reichte eben die Suppe herum, als ein kleines, buckliges Männlein eintrat, bei dessen Erscheinen sämmtliche Gäste (es waren ihrer über dreißig) anfingen zu niesen anfingen. „Teufel," rief einer der Gäste, woher kommt es, daß wir Alle in einem und demselben Momente haben niesen müssen." — „Ich bin die Ursache, meine Herren," sprach das kleine Männlein, das sich auf dieses Kunststückchen etwas einzubilden schien. — „Herr," rief ein anderer Gast, „sind Sie ein Hexenmeister? — „Ich bitte um Entschuldigung, ich bin ein einfaches Menschenkind und Commis voyageur für eine Magdeburger Schnupftabakhandlung. Sie haben Gelegenheit gehabt, sich von der Güte unserer Waare zu überzeugen; wem von Ihnen, meine Herren, ist ein Päckchen gefällig?" — In einem Nu verkaufte das Männlein 50 Pfund von seinem Tabak, und verfügte sich gleich darauf in ein anderes Hotel, wo ihm dasselbe Kunststückchen gelang. Hmrst.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 22. Juli.)

Der englische Historienmaler Benjamin Robert Haydon, über dessen tragisches Ende wir gestern berichteten, ist wie es scheint als ein neues Opfer der schiefen sozialen Stellung des modernen Künstlers und Gelehrten gefallen. Haydon war ein begabter, fleißiger Mann, er hat sich um die Aufrechthaltung einer strengen Kunstrichtung in England namhafte Verdienste erworben, er war ein anerkannter Künstler und doch — konnte seine Arbeit in dem reichen, mit Kunstgönnerschaft prahlenden England seine Existenz nicht mehr sichern! Da er sein letztes Bild, auf welchem die letzte Hoffnung ruhte, ausgestellt hatte, mußte er einsam vor demselben sitzen und vergebens auf Besuche warten, weil die Menge in einem benachbarten Lokal einen widerlichen possenhaften Zwerg angaffte! Haydon hätte existiren können (er war bereits 60 Jahre alt) wenn er, was der Philister also nennt, sich hätte einschränken wollen. Aber dies geht bei dem Künstler nicht mehr an. Das Bewußtsein zu den Ersten der Nation, zu der höchsten Aristokratie — der Aristokratie des Geistes — zu gehören, treibt zum Streben nach all jenen heiteren Lebensgenüssen, die den Gebildetsten am ersten — versagt sind! Die Zeiten sind vorüber, wo Dichter und Künstler sich damit begnügten, etwa wie Dante von Eiern und Feigen zu leben, oder wie Masaccio auf einem Strohsack zu schlafen. — Erst wenn die Feindseligkeit des büreaukratischen Prinzipes gegen die freie, unbesoldete, autonome Bildung im Staate schwinden wird, werden solche Ereignisse wie der Tod Haydon's gesühnt sein. — Im Laufe dieses Jahres erschienen noch von Haydon Briefe über kunsthistorische und ästhetisch-kritische Gegenstände, wobei die eindringende Kritik und die Originalität des kräftig denkenden Geistes gepriesen wird. R.

Physikalischer Verein.

Samstag den 25. Juli. Ueber die polare Ablagerung der Metalle, und die Zersetzung des Chlor-, Jod-, Brom- und Schwefelammoniums mittelst der Volta'schen Säule. — Ueber magnetische und diamagnetische Körper nach der Ansicht Faraday's.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 25. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Fräulein Babnigg, vom königl. sächsischen Hoftheater zu Dresden. Richard: Herr André.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 204. Sonntag, den 26. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Es war eine dunkle sternlose Nacht; aus dem Meere stiegen Nebel auf und bedeckten die Ufer und Straßen, nur Hussans große Augen flammten wie zwei unheimliche Irrlichter in der nächtlichen Finsterniß.

„Ihr habt da einen seltsamen Fackelträger, Signor," sagte endlich Fernand zu dem stummen Begleiter, dessen Schweigsamkeit ihn zu befremden anfing.

„Ich bedauere, Euch nicht länger Gesellschaft leisten zu können," entgegnete der Armenier. „Hier an dieser Ecke trennt sich unser Weg Ich muß noch einen Freund aufsuchen; gelangt indessen wohl nach Haus," und mit diesen finster ausgesprochenen Worten bog er rasch in ein Nebengäßchen ein.

Fernand blickte ihm einige Augenblicke verwundert nach. Die dunkle Gestalt, welche bald darauf aus einem niedern Thorwege zu Vaselaiki trat, ließ ihn ein Rendezvous muthmaßen und er wandte sein Auge mit Widerwillen von Leilah's unwürdigem Gatten ab.

„Ihr habt lange auf Euch warten lassen, Signor," sagte die Gestalt im Tone eines Untergebenen, der die Wichtigkeit des von ihm erwarteten Dienstes völlig erwogen hat.

„Solltest Du meine Börse nicht schwer genug finden, Deine Zeit und Geduld zu vergüten, Rifat?" fragte der Armenier mit rauhem Stolze.

„Ohne Zweifel," erwiederte Jener, „und Eure Versprechungen wiegen noch schwerer in der Wagschale meiner Ergebenheit; aber seht, Sarulla, mein Weib, ist furchtsam wie ein Kaninchen und eifersüchtig wie eine Katze auf ihre Jungen, und wenn ich nun durch mein allzulanges Ausbleiben ihre Galle in Aufruhr bringen sollte, was leider viel häufiger vorkommt, als ein Wunder Allah's geschieht, so würde sie sich, mir zum Trotze, lieber die Zunge abbeißen, als in Euren Plan eingehen."

„Hm, dafür will ich schon Sorge tragen," antwortete Vaselaiki mit Nachdruck. „Du wirst bald von mir gelernt haben, auf welche Weise man mit pflichtvergessenen Frauen verfahren muß."

Unter diesem Gespräche waren die nächtlichen Wanderer durch Nebenstraßen bis zu einem der Behausung des Künstlers gegenüberliegenden verwilderten Gärtchen gelangt. Kaum hatten sie hinter der hohen Cactushecke ihren Standpunkt genommen, als nahende Schritte ihnen Fernand's Ankunft verkündigten.

„Aufgepaßt, Hussan!" rief der Armenier mit gedämpfter Stimme.

Das mächtige Thier richtete sich auf den Hinterfüßen in seiner ganzen Länge an ihm empor, zeigte die fürchterlichen Zähne und schaute mit weit aufgerissenen Augen unverwandt vor sich hin.

Die Schritte kamen näher und näher. Endlich erschallte der Thürhammer.

„Pack an!" schrie Vaselaiki dem Löwen grimmig zu.

Hussan zog katzenartig die Füße unter sich zusammen, um einen gewaltigen Satz zu thun; da fesselte ihn plötzlich der Blitz einer Feuerröhre wie eingewurzelt an den Boden, und eine Kugel sauste hart an Vaselaiki's Kopfe vorüber.

„Pack an!" rief dieser nochmals.

Das gehetzte Thier erreichte in einem Sprung die eiserne Gitterthür, aber in demselben Augenblick schlug das halb geöffnete Thor rasselnd zu, und Hussan, ein dumpfes Gebrüll ausstoßend, kehrte mit blutriefender Stirn zu seinem Gebieter zurück.

„Fluch über diese unselige Stunde!" murmelte der Armenier zwischen den Zähnen, indem er, von seinen beiden Begleitern gefolgt, den Schauplatz der so schrecklich ausgedachten und vereitelten Rache raschen Schrittes verließ.

Fernand hatte die wunderbare Rettung dem Freunde zu verdanken, der, seine Heimkehr erwartend, sich an's offene Fenster gesetzt hatte, wo die geladenen Reisepistolen zufällig auf dem Gesimse lagen. Das leise Geflüster im Gärtchen war in der stillen Nacht deutlich zu ihm gedrungen, er entdeckte mehrere dunkle Gestalten und gleich darauf ließen ihn Hussans feurige Augen die Gegenwart seines Gebieters errathen; der Gedanke an Leilah's letzte Zusammenkunft mit dem Gefährten, ihres Gatten bekannte Eifersucht, und dessen auffallendes Betragen in der Abendgesellschaft, flößten ihm unwillkürlich für den Freund Besorgniß ein. Mit verdoppelter Kraft strengte er daher seine Sehnerven an, um in der Finsterniß die Bewegungen der geheimnißvollen Gruppe zu beobachten, und als endlich der schreckhafte Ausruf: Pack an! zu seinen Ohren drang, drückte er auf geradewohl den gespannten Hahn der Pistole ab.

Am andern Morgen bestiegen die beiden Künstler mit dem ersten Sonnenstrahl einen schlechten Fischerkahn, um unbemerkt das segelfertige Schiff im Hafen zu erreichen. Vorher aber hatte unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit Merville Florinen das nächtliche Abenteuer in einigen flüchtigen Zeilen mitgetheilt. Sie eilte besorgt in Leilah's Wohnung, fand aber nur die Amme mit dem Kinde. Der Armenier war noch vor Tagesanbruch mit Gattin und Schwester nach Zitza abgefahren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

(Fortsetzung.)

Unter den Gästen, die uns in der letzten Zeit vorgeführt wurden, waren es vorzugsweise zwei, die ihre Hände in die Wundenmale unsers Schauspiels legten, aufs neue an den trostlosen Zustand desselben zu mahnen. Es sei zugegeben, daß man die Erschlaffung, welche durch die fabrikmäßige Dramenmacherei nach der Mode des Tages dies- und jenseits des Rheins herbeigeführt wurde, bei dem deutschen Theater überhaupt beklagen muß. Indessen trifft doch die hiesige Bühne noch der besondere Vorwurf, daß sie das Gute der früheren Zeit in einem Grad ignorirt, der es ihr unmöglich macht, sich mit Würde und Hoheit zu umgeben, wenn sie ja einmal einen alten Dichterheroen über die Bretter schreiten läßt. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß man allmonatlich nur zwei bis drei der guten klassischen Stücke aufführen möge, damit die Kräfte des Schauspiels sich an wahren Kunstschöpfungen üben, damit der Geschmack des Publikums sich wieder veredle, und es sei wiederholt: bekennt man sich nicht zu diesem Glauben, so werden immer die Jünger und Apostel der dramatischen Kunst, wenn sich einmal der heilige Geist eines göttlichen Dichters über die Bühne ausgießen soll, vergebens darnach ringen, in fremden Zungen zu reden. Mit einem wehmüthigen Lächeln muß man vielmehr zusehen, wie sie, die gewohnt sind, ihre Sprache dem allergewöhnlichsten Leben zu entlehnen, den Wahnsinn in seiner nacktesten Häßlichkeit vorzuführen, das Bild der Trunkenheit auf den Kneipen der Proletarier zu suchen; wie sie, die gewohnt sind, Verhältnisse, die niemals, schon um ihrer Gemeinheit willen, vor die Oeffentlichkeit gezogen werden sollten, in einem Zerrbild wiedergeben zu müssen, noch abscheulicher, als es sich in der Wirklichkeit darstellt; wie sie sich abmühen, auf das hohe Pferd zu kommen, wenn einmal das Programm des Theaters Göthe, Calderon oder Shakespeare verspricht. Ueber festem Boden durch eine schöne Landschaft schreitend, wo der Blick sich frei erheben und der Geist des Herrlichen viel in sich aufnehmen soll, um es selbstständig umzuschaffen, glauben sie immer noch, durch Sumpf und Moor zu waten; der Schritt ist unsicher, das Auge an den Boden geheftet, den Fuß zu bewachen, und ehe man sich's versieht, ist einer oder der andre über die eignen Füße gestolpert, und wer es von dem Publikum noch vermocht hat, sich über die nächsten Unzulänglichkeiten hinauszusetzen und in seinen Gedanken zu ergänzen, was seinen Blicken fehlt, der wird aufgerüttelt aus seinem süßen Traum, und lacht — muß lachen, vielleicht gerade da, wo der Dichter wollte, daß er weine.

Nicht durch Beispiele aus früheren Monaten soll diese Behauptung erhärtet werden; man könnte es: nur an die jüngste Aufführung von Calderon's „Das Leben ein Traum" sei erinnert. Wer kennte sie nicht, diese Dichtung sonder Gleichen, worin der tragische Gedanke der Griechen, andern als antiken Verhältnissen mit Meisterhand angepaßt, noch einmal in seiner ganzen Großartigkeit in unsere Zeit hereinragt? Wer wurde nicht innerlichst ergriffen, gehoben und niedergeschmettert, wenn er hier sah, wie der Mensch in seiner Selbstüberhebung durch Witz und Trotz dem Schicksal vorzugreifen wähnt, während es wie ein furchtbar Gewitter über seinem Haupt zusammenzieht. Jeder Gedanke ein Stern, aus welchem uns die Göttlichkeit der Poesie anlächelt; jedes Wort eine Blume, einem Zaubergarten entsprossen, und alle Sinne bestrickend; jedes der vielen Bilder eine herrliche Wahrheit, so daß alle sich zusammenfügen zu einer heiligen Schrift.

So hat euch Calderon dieses Gedicht neulich geliehen, und wie habt ihr es wiedergegeben? Zerpflückt und zerknickt und in den Staub getreten; und Wohl dem Dichter, daß er es nicht hat erleben müssen! Keiner von allen Mitwirkenden hat sich auf den Flügeln dieser gewaltigen Poesie über die Alltäglichkeit des Lebens erheben können, keiner schien ein Verständniß zu haben von dem, was er zu sagen, wenige nur von dem, was sie zu thun hatten. Und doch, darf man's ihnen hoch anrechnen? Nein. Woher sollten sie es denn wissen, wie man ein solches Drama aufführt? Die meisten haben eben nur die Anlagen und Kräfte, ihre Aufgabe zur Zufriedenheit zu lösen, aber sie haben nicht Gelegenheit gehabt, diese Kräfte und Anlagen auszubilden und fortwährend in Uebung zu erhalten. Man gehe nur drei Tage zurück, oder drei Tage weiter, da sah man „die Gebrüder Foster" und „das Weib aus dem Volke" von beinahe allen Mitwirkenden in einer Weise durchgeführt, die nur Anerkennung verdient. Warum? Weil diese Stücke so zu sagen auf einem guten Krautacker wachsen und täglich zu Markte gebracht werden, nicht exotische Pflanzen sind, die der sorglichsten Pflege des Kunstgärtners bedürfen, und ohne Gefahr von einer rauhen Hand nicht berührt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Prinz Carl zu Solms-Braunfels erzählt in seiner soeben bei J. D. Sauerländer erschienenen Schrift „Texas ꝛc.": In Texas habe ich durchweg die Neger nur mit Rohheit und Grausamkeit behandeln sehen; die natürliche Folge davon ist, daß sie entlaufen, sobald sich ihnen die Gelegenheit dazu bietet. Um sie nun wieder einzufangen und die Dickungen am Brazos und Colorado, in welchen sie sich verstecken, gehörig durchjagen und durchtreiben zu können, haben einige Unternehmer eine Meute großer Parforce-Hunde gekauft, welche auf die Neger abgerichtet sind. Ich würde dieses Factum nicht geglaubt haben, wenn ich nicht dieser Meute von einigen 20 Koppeln zwischen Jacksonville und Washington am 24. Januar 1841 selbst begegnet wäre. Ich erfreute mich an der Schönheit der Hunde und fragte, ob sie vielleicht auf den Wolf gebraucht würden, oder ob man den Hirsch mit ihnen forcirte. Lächelnd gaben mir die Begleiter zur Antwort: „keines von beiden; sie sind nützlicher und bringen uns manchen Dollar für entronnene Neger (run-away niggers) ein, welche wir mit ihnen fangen." — Die gemüthlichen Amerikaner trösten sich freilich damit, daß diese Hunde den Negern eigentlich nichts thun, sie selten wirklich packen, sondern sich begnügen, sie zu stellen, wie eine Meute einen Keiler stellt, wenn dieser nahe am „Hallali" ist; — den Frevel, die Schande jedoch, Menschen, die Gottes Ebenbild sind, wie das wilde Thier des Waldes zu jagen, — das freilich fühlen sie in dem freiesten der Länder, wo, nach ihren Reden zu urtheilen, allein Menschenrechte gelten, — nicht im geringsten; denn — — es sind ja nur Neger, mit denen man so umgeht!

*** Ein Engländer hat eine Abhandlung über Phrenologie für Damen geschrieben und eine eindringliche Vorrede beigefügt, in welcher er alle Jungfrauen beschwört, sein Buch erst gründlich durchzustudiren, ehe sie sich verliebten und verheiratheten, da es sonst ihre eigene Schuld wäre, wenn sie unglücklich würden. Ein schönes Bild kann man sich da ausmalen. Der Liebende stürzt der

Digitized by Google

Auserwählten seines Herzens zu Füßen und fleht um ihr Ja. Sie aber betastet ganz kaltblütig seinen Kopf -- dann natürlich muß sie all ihren Verstand zusammennehmen, zieht wohl auch, wenn sie nicht recht taktfest in der Wissenschaft ist, das natürlich im kleinsten Taschenformat gebundene Büchelchen hervor, consultirt es aufmerksam, und kann dann mit wissenschaftlich begründeter Ueberzeugung ihr Ja oder Nein abgeben.

*** Eine Karrikatur. Nr. 46 der „Fliegenden Blätter" enthält unter der Aufschrift: „Die Kornwucherer für die Tit. Spektanten eine köstliche Gabe. Die Zeichnung stellt einen Theil eines reichen Kornfeldes mit seinen so fatalen schweren und schönen Aehren vor, welchem zwei Figuren den Rücken kehren. Die eine dieser respektablen Figuren, mit einem sogenannten konfiszirten Gesichte, aufgebürstetem Hut mit viersach herumgewundener Goldschnur, eine volle Geldgurte um den Leib geschnallt, hält in beiden zornig geballten Fäusten abgerissene volle, schwere Kornähren, und läßt den unmuthigen Spruch aus seinem rohen und struppichten Munde vernehmen: „Wenn doch nur der Teufel ein recht tüchtiges Hagelwetter über die Felder führte!" — Die andere Figur, mit einem dicken, sinnigen und eben so konfiszirten Gesicht, geziert mit einem alten langschweifigen Stadtfrack, faltet andächtig die dicken Hände und intonirt, ergriffen wahrscheinlich von dem frommen Wunsche seines ehrbaren Kameraden den salbungsreichen Spruch: „Ach ja! darum bitte ich auch den lieben Herrgott tagtäglich in meinem Gebete!" — Diese treffliche Zeichnung sollte in eigenen Abdrücken herausgegeben, und zur ehrenden Anerkennung der Herren Kornspekulanten in allen Wirthshäusern unter Glas und Rahmen zur Beschauung aufgehängt werden!

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 23. Juli.)

Von unserm Wilh. Speyer sind vor Kurzem drei Hefte kleiner, schlichter Liedchen erschienen, die, so bescheiden sie sich ausnehmen, doch unsers Erachtens fast ein höheres Interesse in Anspruch nehmen dürften, als selbst viele der größern Compositionen dieses Meisters. Speyer hat in diesen „Gesellschaftsliedern" ein Genre wieder geltend zu machen gesucht, das in der jüngsten Zeit mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist. Es ist die sinnige heitere Naivetät des Liedes, die hier angestrebt wird, die Gefühlsinnigkeit, im Gegensatz zu der schwülstig exaltirten Gefühlsmystik. Man freut sich oft über das, was man Wärme, Tiefe, duftiges Kolorit in der modernen Liedercomposition nennt, was seit Beethoven und Schubert das gesungene Lied zuerst den Poesieen der Romantiker, dann des jungen Deutschlands wahlverwandt machte, man blickt dabei wohl etwas über die Achsel auf die „Kälte und Leere" der alten, namentlich Wiener Meister, und erwägt nicht, daß jene Wärme und Tiefe von Tag zu Tag gemachter und erheuchelter wird, daß sie das gute deutsche Lied bereits mit der verzerrten Manier der französischen Romantik befreundet hat und allmählig den ächten kräftigen Liedersang auf's gründlichste zu vernichten droht. In der unverkennbaren Reaktion gegen diese Tendenzen erblicken wir die höhere Bedeutung des Speyer'schen Werkes. In der Kraft einer originellen Rhythmik, in der Energie der Modulationen sucht Speyer hier das Pikante, nicht in geschraubter Melodie und renommistischer Harmonisirung. Diese Weisen sind ganz einfach und durch den Totaleffekt, die plastische Rundung — neu. Sie gemahnen in ihrer Wirkung an die kindliche Freundlichkeit, das warm Beruhigende des Haydn'schen Humors. Das Geheimniß, weßhalb Speyer hier mit scheinbar geringen Mitteln doch zu bedeutenden Effekten gelangt, liegt vornehmlich in der Selbstständigkeit seiner Rhythmik, in den draftischen Accent-Points und in der wohldurchdachten Deklamation. Diese Lieder sind daher geeignet, Volkslieder zu werden, so wie manche ihrer Hauptschönheiten aus dem Studium des Volksgesanges hervorgegangen sein mögen. Zur Vermeidung der Monotonie mischen sich keck launige Nummern mit Gesängen zart anmuthigen Charakters oder auch mit Liedern von liebenswürdig einfacher, volksthümlicher Sentimentalität. Die Texte sind sämmtlich von J. N. Vogl. — Vogl dichtet so günstig für den Komponisten wie Wenige; denn seine Gedichte haben viel Form, während sie den Inhalt dem Tonsetzer freigeben und ihm eine tiefere Motivirung gestatten, weil dieselbe bei meist ganz glücklichem Grundgedanken, doch den Dichtungen fehlt. Diese graciös spielende Oberflächlichkeit Vogl's wird ihm noch lange Musiker befreunden, denn an den Producten der tiefen, ächten ganzen Poeten hat noch selten ein Componist sein Glück gemacht. Unter den interessanten musikalischen Ereignissen der jüngsten Zeit ist für unsere Stadt namentlich eine soirée musicale zu nennen, von dem Pianisten E. Pauer und dem Violoncellisten J. Mentee im Saale des Hauses „Mozart" veranstaltet. Hr. Menter ist ein Meister seines Instrumentes wie Wenige, durch Energie und Gediegenheit des Vortrages auszeichnet; H. Pauer, noch von vorigem Jahre her bei uns in freundlichem Andenken, hat sowohl in seinen Konzertkompositionen wie im Spiele eine Kunstbegabung bekundet, die innerhalb des Virtuosenthums doch auch das Künstlerthum zu retten bemüht ist. Der Baritonist H. Ant. André wirkte in jenem Concert mit, und schon um der Anspruchlosigkeit willen, mit welcher dieser Sänger zweimal auf unserer Bühne aufgetreten ist, verdient es hervorgehoben zu werden, daß Stimmmittel, wie Studium und Talent ihm ein günstiges Prognostikon stellen lassen, da sich Herr André namentlich von Manierismen und Ueberbietung fernhält und eine bescheidene aber reine Wirkung erstrebt, was bei den meisten Bühnensängern immer schmerzlicher vermißt wird, mehr freilich verschuldet durch die Blasirtheit und prätentiöse Unbildung des Publikums als durch die Künstler selbst. — Wahrscheinlich zum erstenmale in Deutschland ist am 9. d. M. bei der Todtenfeier für den verstorbenen Pabst im hiesigen Dome das Requiem für Männerstimmen von Chernbini aufgeführt worden. Messe leitete die Aufführung, die mit viel Sorgfalt einstudirt war. —

R.

Aus Indien.

1.

Des Parta schönes Kind hat ihn berückt,
Und ihn mit ihrer süßen Gunst beglückt.
Als den Brahmanen kund es war geworden,
Verstießen sie ihn aus dem heiligen Orden
Und jagten ihn, mit Gottes Fluch beladen,
Fort von des Ganga heiligen Gestaden.
Er irrt, wohin kein Menschenfuß gedrungen,
Urwälder durch, Lianen dicht verschlungen,
Und in dem Dickigt findet er sein Weib.
Sie lag, entstellt von Gram der schöne Leib,
Im Schatten hoher, wölbender Mimosen,
Wie eine weiße unter rothen Rosen.
Er stand vor ihr, von Freude jäh erschreckt,
Bis sie sein schwerer Athem aufgeweckt.
Sie blickt ihn an, und traut den Sinnen kaum;
Sie liegt in Armen ihm, und hält's für Traum;
Sie fühlet seiner Thränenküsse Glut
Und zur Erwiederung hat sie nicht Muth,

Digitized by Google

Bis süßes Liebernehmen, Liebegeben
Den Traum ihr wandelt in ein schön'res Leben.
„So komm Geliebte! Laß uns wandeln fort!
Wohl kenn' ich einen heimlich stillen Ort,
Dort laß' uns eine kleine Hütte bau'n,
Dort leben wir, Eins von des Andern Schau'n."
Und Hand in Hand, auf nie betretnen Wegen,
Ziehen sie der neuen Heimath froh entgegen.
Doch plötzlich hält die Gattin an und lauscht:
„Vernimmst du nicht, was durch das Dickigt rauscht?
Vernehmlich klang's wie Menschenstimmenrufen
Und wie Getös' von vielen Rossehufen."
Sie wirft sich zitternd an des Gatten Brust:
„O laß' uns fliehn, du meiner Augen Lust,
Eh' Menschen und Verfolger uns erreichen!"
Sie fliehn, doch ihr beginnt die Kraft zu weichen.
Da faßt er sie in seinen starken Arm,
Küßt ihr die kalten Lippen wieder warm,
Und trägt die rosenduft'ge Lilienbleiche,
Gleich einer rothdurchglühten Marmorleiche,
In rascher Flucht durch Dornen und Gezweige.
Der grimme Tiger, von der Jagd gehetzt,
In jähem Sprung vorüber ihnen setzt,
Die Boa, ringelnd sich auf ihrer Bahn,
Entweicht und windet sich am Baum hinan,
Der wilde Eber flüchtet vor den Beiden —
Die Bajas singen traurig ihre Leiden.
Weh, dem Braminensohn entflieht die Kraft!
So oft er sich auf's Neu' emporgerafft,
So oft ist er, zum Tode matt gesunken;
Der Boden hat sein rothes Blut getrunken.
Und näher, näher schallt der Jagd Geschrei,
Des Zinkhorns Ton, der Cymbeln Melodei,
Der Jäger Lachen und der Treiber Rufen,
Das Zwiggeklack von Elephantenhufen.
„Mein Weib, mein Weib, erheb', ermanne dich,
Ein Augenblick kann retten dich und mich,
Ich kann nicht mehr, schlag' auf die Augenlieder!"
Umsonst, ohnmächtig sinken Beide nieder.
Da öffnet sich der Tamarinden Thor,
Der Rajah sprengt aus dunklem Laub hervor.
In wirrem Drange folgen die Trabanten
Zu Fuß, zu Roß, auf hohen Elephanten.
„Ha sieh! Sieh dort! Ein Abgefallner ist's!
Du Tempelschänder, Bramaläugner bist's?
Du wagst's, noch einmal vor uns zu erscheinen,
Aussätziger du, vor uns, den dreimal Reinen?
Hinweg von ihr, die dir mit Zaubertrank
Die schwache Seele machte liebekrank
Reißt ihn hinweg von dem verfluchten Weib!
Spannt Eure Bogen! Euer Ziel — ihr Leib!"
„Erbarmen! Gnade! Laßt, o laßt sie mir,
Mein süßes Weib! Nehmt mich, mein Leben! Hier!"
Er riß umsonst vom Busen sein Gewand,
Wie eisern hielt ihn fest der Ketris Hand.
Die Sehnen klangen, graue Pfeile flogen —
Aus weißer Brust sprang hoch ein rother Bogen.
D'rauf sind die Krieger jauchzend fortgezogen;
Und aus der Ferne schallte noch ihr Lachen
In eines Unglückseligen Erwachen. —

2.

Herbei, ihr Gläubigen, aus Ost und West!
Heut' ist des Brama herrliches Lieblingsfest.
Aus Tschaggarnat's hochragender Pagode
Ertönt der Ruf zu dem geweihten Tode.
Nun schlagt die Tamtams und die Cymbeln, singt
Ihr Hindumädchen, Bajaderen schlingt
Der üppigen Glieder Pracht in buntem Reigen,
Bedeckt den Weg mit Kränzen und mit Zweigen!
Hoch laßt des Sandels Opferdüfte steigen!
Es kommt der Gott! Heil, Heil! — Dann tiefes Schweigen
Des Brama Schreckbild nahet, hoch getragen,
Auf einem riesigen Pyramidenwagen;
Die Augen rollt der Gott, als ob voll Hohn
Er seiner Welt Vernichtung wolle drohn;
So finster reih'n um ihn sich die Braminen, —
Ein Todesurtheil spricht aus Jedes Mienen.
Grauvolle Stille eines Augenblicks —
Da tönen die Drommeten des Geschicks,
Und es beginnt der Riesenräder Rollen,
Zerdrückend Menschen gleich des Weges Schollen.
„Zum Tod, Fakire! Gläubige herbei!
Heut' werden wir im Tod von Fehlern frei!"
Zum Himmel jauchzt der Sterbenden Geschrei,
Der Instrumente Wogen überlönen
Der Schädel Krachen, der Zerquetschten Stöhnen,
Wie vor des Schnitters Sichel reife Halmen,
So fallen Tausende dem Radzermalmen,
Und über Blut und rauchendes Gebein
Zieht Brama im Triumph zum Tempel ein.
Wie in's Portal der dichte Zug sich zwängt,
Wer ist's, der sich zum Todeswagen drängt
So heißbegierig? In den Armen hängt
Ihm eine schöne, blasse Frauenleiche.
Die Paria ist's! Verfluchtes, fort, entweiche!
Tod ihm, dem Abgefallnen, der es wagt,
Dem Gott zu nahen, der sich ihm versagt.
Tod ihm! — Zu spät! Die schweren Räder haben
Schon tief sich in des Armen Brust gegraben.
— Weh uns! Entweiht, befleckt das Gottesbild!
Seht ihr's im Aug' ihm blitzen, gräßlich wild?
Euch Allen, die ihr nah, Tod und Verderben!
Entweiht das Heiligthum! Wir Alle sterben!
Des Brama Schmach lilgt Feuer nur und Blut;
Wehrloses Volk erliegt der Krieger Wuth,
Furchtbar erschallen der Braminen Klagen;
In Flammen qualmet auf der heilige Wagen,
Die Gläubigen flieh'n entsetzt nach Ost und West:
— Das war der Paria herrlich Leichenfest.

W. Hamm.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 25. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Fräulein Babnigg, vom königl. sächsischen Hoftheater zu Dresden. Richard: Herr André.

Sonntag, den 26. Juli. (Neu einstudirt) Endlich hat er es doch gut gemacht. Lustspiel in 3 Abth., von Albini. (Gastrolle) Mengler: Herr Koch, vom Hoftheater zu Cassel. Hierauf folgt: (Zum Erstenmale) Der Dachdecker, Posse in 1 Akt und vier Tableaux von Angely. (Gastrolle) Petzold: Herr Koch.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 205. Montag, den 27. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Dreizehn Jahre waren seit dieser Begebenheit dahin geflossen. Die stillen Fluthen von Salonich's Hafen erglänzten purpurn und golden in den Strahlen der niedersinkenden Sonne; am fernen Horizont zeigten sich die Gebirgsketten, das Thal Tempe umgürtend, wie blaue duftige Nebelwolken und aus ihren sanften Wellenlinien stieg Hellas zertrümmerter Götterthron in kühnern Umrissen gen Himmel empor.

Mehrere vornehme Muselmänner saßen schon geraume Zeit in dem auf Pfeilern errichteten Kiosk am Strande, den Rauch ihrer Tschibucks vor sich hindampfend, in stummer Anschauung des friedlichen Bildes versunken. Bei jeder Erschöpfung des rothen goldverzierten Thonkopfes brachten die Diener, welche im kärglichen Schatten einiger versengten Platanen standen, ihren Gebietern kleine Becher Kaffee, die bis zur Rückgabe der frisch angefüllten Pfeifen in langsamen Zügen ausgeschlürft wurden.

Gegen Abend verkündete eine emporwirbelnde Staubwolke auf der Landstraße das Herannahen einer Karavane. Sie bestand aus ungefähr fünfzig Kameelen, die mit lautlosen Schritten in langer Reihe hinter dem sie leitenden Esel einherzogen.

Zwei der Reisenden zeichneten sich durch ihre reiche Kleidung und die edlen arabischen Saumthiere vor dem übrigen Gefolge aus. Sie trugen Beide den rothen Fez mit blauer Quaste, um welchen ein weißer Caschemir den breiten faltenreichen Turban bildete; die offene goldgestickte Weste von blauem Tuch war auf beiden Seiten und an den knappen Aermel bis zum Ellenbogen aufgeschlitzt, mit Knöpfen von demselben Metalle verziert, und ließ auf der Brust und am Vorderarme das feine weißwollene Untergewand sichtbar werden; blaue reichbesetzte Tuchkamaschen, bis zur Hälfte von den rothen Saffianstiefeln bedeckt, schlossen sich eng an die gleichfarbigen bauschigen Beinkleider an und aus dem bunt gestreiften, mehreremale um die Hüfte geschlungenen Gürtel funkelte die kostbar in Silber gearbeitete Scheide des Yatakans und der Griff werthvoll eingelegter Pistolen.

Der ältere dieser Wanderer war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren; auf seinem edlen Gesicht lag das Gepräge unbiegsamer Strenge und heftiger Leidenschaft.

Sein Reisegefährte schien kaum in das reifere Jünglingsalter getreten zu sein und ohne eine gewisse Festigkeit in seinem Benehmen würden die frische blühende Gesichtsfarbe, seine zarte schlanke Gestalt, und der sanfte Ausdruck seiner großen schwarzen Augen ihm ein fast mädchenhaftes Aussehen verliehen haben.

„Wo seid Ihr wieder einmal mit Euren Gedanken herumgestreift, guter Oheim?“ fragte nach einer langen Pause der Jüngling, dem wie allen frohsinnigen, mit des Lebens Ernst noch nicht vertrauten Gemüthern ein allzu anhaltendes Schweigen lästig war, „sehr, während Ihr so in die Nachtwolken Eurer Seele hineinschautet, habe ich einstweilen von meiner Begegnung mit Leilah geträumt. Werde ich ihr wohl willkommen sein?“

„Leilah!“ murmelte der Gefährte, seine Hand auf die finster umschattete Stirn pressend. „Ja, gewiß,“ fügte er dann laut hinzu, „wird sie Dich freundlich empfangen, Anastasius.“

Jubelnd trillerte der Jüngling den Refrain einer albanesischen Romanze und sprengte dann im vollen Galopp an die Spitze des Zuges.

Die Kanone hatte schon zum drittenmale von Salonich's Zinnen das Versinken der Sonne und den nahen Thorschluß verkündet, als die Karavane vor dem östlichen Stadtthore an der Fontaine Halt machte.

Während, trotz der langen Entbehrung, die duldsamen Lastthiere ruhig abwarteten, bis die Reihe, das klar sprudelnde Wasser einzuschlürfen, an sie kommen würde, gelangten auch die Muselmänner aus dem Kiosk an die Ringmauer der Festung; umgeben von Janitscharen, die mit den silberbeschlagenen Stöcken das Gedränge aus dem Wege trieben, ritten sie langsam durch die enge Pforte im Gefolge einer zahlreichen Dienerschaft, welche theils am Zaume der Rosse einherging, theils die langen umhüllten Tschibucks nachtrug.

„Wer sind denn diese hohe Herrschaften, die den Weg nur für sich gebahnt glauben?“ fragte Anastasius einen bis an den Fuß der Mauer demüthig vor Jenen zurückweichenden Israeliten.

„Der Gott meiner Väter verzeihe Euch den Uebermuth, edler Signor,“ entgegnete der Jude furchtsam um sich blickend. „Es war unser gnädiger Statthalter, der Pascha Youseuf mit seinem Hofstaate; möget Ihr niemals mehr von ihm zu sehen bekommen!“ fügte er leiser hinzu, nachdem sein spähendes Auge keinen Muselmann in der Nähe wahrnahm.

„Nun, sein vertrocknetes Pergamentgesicht gibt mir eben kein großes Verlangen, näher mit ihm bekannt zu werden. Warum aber sollte ich seinen Anblick scheuen?“

„Weil sein Zorn so giftig ist wie die Natter und sein Yatakan so scharf wie ein Crocodilszahn,“ versetzte der Sohn Abrahams und entfernte sich bei der Annäherung eines Muselmanns eilig aus dem Gewühle.

Nachdem die Wanderer ein stummes Gebet für das Seelenheil des wohlthätigen Stifters der Springquelle verrichtet hatten, zogen auch sie ihren verschiedenen Herbergen entgegen.

In dem fränkischen Quartiere angekommen, ritten die bei-

Digitized by Google

den Gefährten durch mehrere schmale holperige Straßen bis sie, in dem engsten Sackgäßchen angelangt, vor einem düstern unansehnlichen Hause still hielten. Der Aeltere klopfte an die Pforte.

„Das ist Signor Vaselaiki," hörte man von Innen rufen und sogleich öffnete sich das Nebenthor, durch welches die Saumthiere von einem herbeieilenden Diener in den hintern Theil des Gebäudes geführt wurden, indeß die Reisenden durch eine eiserne Gitterthüre in den anstoßenden Hof eintraten. Anastasius wurde von dessen freundlichem Anblick eben so überrascht, als ihm das Aeußere von des Armeniers Wohnung anfangs mißfallen hatte.

Ein zierlicher Springbrunnen, dessen hohe Wasserstrahlen wie ein Silberregen auf die ihn umgrünenden Granat- und Rosengebüsche herniederfielen, vereint mit den bunt bemalten Pfeilern, auf welchen die offene Gallerie ruhte, nach der die Thüren und Fenster der Gemächer hinausliefen, gaben dem freien Raume ein gar heiteres anmuthiges Ansehen, auch zeigten die an verschiedenen Stellen errichteten Sitze, daß er den Bewohnern des Hauses zum Versammlungsort diene.

An der Marmortreppe, die auf die Gallerie führte, begegneten die Ankömmlinge einem ungefesselten Löwen. Beim Anblick Vaselaiki's erhob er sich auf die Hinterfüße, legte die riesigen Vordertatzen vertraulich auf seine Schultern und schlug das sinnige kluge Auge ernst, bewillkommend zu ihm auf.

„Ho, ho, alter Gesell!" rief der Gebieter, den Schrecken von Anastasius bemerkend. „Wir Beide sind wohl gute Freunde, aber meinem jungen Begleiter hier ist Deine Gegenwart weniger erwünscht; d'rum zurück, Hussan, zurück!"

Das edle Thier, als wolle es dem erblaßten Jüngling alle Furcht benehmen, legte sich ruhig vor diesen hin und ließ sich von ihm streicheln.

Dann stand Hussan langsam auf und schritt majestätisch nach einem hohen vergitterten Käfig in dem Hintergrunde des Hofes.

„Ihr seid ein beherzter Jüngling," sagte Vaselaiki, dem Gefährten die Hand reichend, „und nun, da das erste Zusammentreffen so gut abgelaufen, könnt Ihr fortan dem alten Hussan, wie ich selbst, Gut und Leben anvertrauen."

Bei diesen Worten waren sie auf die Gallerie gelangt; der Hauswirth geleitete den Gast an die Thür der ihm bestimmten Gemächer und begab sich dann, der Ruhe bedürftig, in sein eignes Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

(Fortsetzung.)

Wie oft soll es noch wiederholt werden: findet sich bei der Ankündigung eines unserer guten alten Stücke in der That nur ein kleines Publikum ein, — und wir möchten selbst dieß nicht in allen Fällen zugeben — so geschieht es nicht etwa deßhalb, weil man diese Stücke hier nicht sehen *will*; nein, weil man sie dermalen auf unserer Bühne nicht sehen *kann*. Dieß ist eine Wahrheit, wenn auch eine bittre, und sie soll hier weniger als Vorwurf, denn als Aufmunterung stehen, dem alten Krebsschaden unsers Schauspiels endlich einmal wirksam abzuhelfen. Drängt man sich massenhaft in das Theater, um ein Weib aus dem Volke excelliren zu sehen, wo läge der Grund, dieß bei einer vollendeten Jungfrau von Orleans oder einer Donna Diana nicht zu thun? Vielleicht einzig und allein darin, daß sich diese Rollen nicht von selbst spielen. Hat jemand verlangt, den Wollmarkt von Clauren wieder einmal zu sehen, da er neu einstudirt wurde? Es ist schwer zu glauben, und man muß bedauern, daß diese Ehre nicht lieber einem Schiller'schen oder Shakespeare'schen Stück widerfahren ist. Unter den Herren unsers Schauspiels wirkt seit langen Jahren ein Charakterdarsteller, welcher in dem goldnen Zeitalter unsrer Bühne, die Fama müßte denn lügen, die feinsten und edelsten und schwersten Partien seines Faches mit vollendeter Meisterschaft gegeben haben soll: heute kann er nur noch Lumpen und Proletarier mit Erfolg spielen. Warum? — Soviel ist gewiß, ehe man dem ganzen Publikum gegenüber mit einer Entschuldigung auftritt, durch welche unserm Geschmack ebenso wenig ein Compliment gemacht wird, als sie an sich wenigstens bis jetzt durch nichts gerechtfertigt werden kann, sollte man doch zuvor ernstlich zu Rathe gehen und das Mögliche aufbieten, um dann erst, seines Sieges gewiß und die Hand auf dem Herzen, sagen zu können: „Wir haben das Unsrige gethan, thut ihr das Eure." *Müssen* wir uns denn an Allem den Magen verderben, was uns den französischen Sudelküchen den Parisern aufgetischt wird, und diese oft selbst nicht verdauen können? — Hätten die Franzosen eine so schöne reichhaltige Dramenliteratur, wie wir, der dabei durch classische Uebertragungen noch ein bedeutender Zuwachs aus England, Spanien ꝛc. zugeführt wäre, wie bei uns; hätten sie ferner nicht die vielen Theater, deren jedes auf den Geschmack eines andern Publikums speculiren muß, schwerlich würden sie so viel des Schlechten, oft Gemeinen in die Welt hinausschicken. Sie würden sich begnügen, wenn nicht froh sein mit dem, was sie haben, und getrost abwarten, bis die bessern Zeiten im eignen Land wieder einträten. Diesseits des Rheins haben wir es anders gemacht zum eignen Schaden: vielleicht tragen die französischen Zufuhren von Schwindelhaber nicht den kleinsten Theil der Schuld, daß das Feld unsrer dramatischen Literatur heute so wenig ergiebig ist.

Die beiden Gäste, auf welche oben hingedeutet worden, sind Herr Hock und Fräulein Damböck. Herr Hock, Charakterdarsteller vom Hoftheater in Karlsruhe, fand die Stücke, in welchen er sich auszeichnen soll, als den Wallenstein, Tell, Lear u. s. w. nicht auf dem Repertoire unserer Bühne; ja es scheint sogar, daß auch nur auf seine Veranlassung Calderon's „Leben ein Traum" wieder einmal aus dem Staub der Theaterbibliothek an das Licht des Tages gezogen worden ist; wenigstens muß das Drama über Hals und Kopf einstudirt gewesen sein, sonst ließe sich über die Aufführung Rühmlicheres sagen. Auf den Prinzen Roderich des Herrn Hock durfte man freudig gespannt sein, nachdem dieser Darsteller im Stephan Foster eine schöne Probe seiner Meisterschaft abgelegt hatte. Dieser Charakter, der scheinbar aus den schroffsten, unversöhnlichsten Gegensätzen componirt ist, war tief aufgefaßt und zum sprechenden Bild eines Menschen umgeschaffen, wie er uns oft im Leben begegnet, voll Leichtsinn und Unbändigkeit, aber das Herz ein fruchtbarer Boden für alles Edle, dessen Keime bei einiger Pflege schnell die starre Kruste durchbrechen, mit welcher Umgebung und Verhältnisse, oft sogar ein unverdientes Schicksal denselben überzogen haben. Herr Hock hat alle die verschiedenartigen Momente Stephans richtig begriffen und lebenswahren wie-

Digitized by Google

dergegeben. Dagegen hat sein Roderich an dem Zusammenspiel etwas Noth gelitten. Die Mitwirkenden vergaßen nämlich, daß die Verse, welche sie zu sprechen hatten, Verse Calderon's sind, und verkehrten deßhalb im Conversationston, etwa so, wie wenn der Zettel den Steffen Langer oder die Marquise von Villette ankündigt. Da waren in dem ganzen Theater kaum zwei Gränchen Pathos zu finden und die bilderreiche Sprache wurde herabgehaspelt, als thue es Noth, nur recht schnell fertig zu werden. Unter diesen Umständen wußte denn auch Herr Hock seinen Prinzen nicht in die rechte Stimmung zu bringen, er konnte den Ton nicht finden, und Roderich war nicht das Bild aus Einem Guß, das man in Stephan Foster zu bewundern Gelegenheit hatte. Daß es dem Darsteller an dem Verständniß seiner Rolle nicht fehlt, hat er in allen den Momenten gezeigt, in welcher er allein spielte; die beiden Monologe möchten kaum schöner zu hören sein. — Die Frankfurter Hausmütter weinen sich fast zu Tode, wenn sie das Weib aus dem Volke so unsäglich leiden sehen, und sie finden ein göttliches Behagen in ihrer Thränenfluth. Marianne hatte auf unsrer Bühne einige Wochen lang nicht gelitten; das ist für eine so unglückliche Frau gar nicht ihrem Schicksal angemessen, sie muß immer leiden, und so hat sich denn Herr Hock aus Gefälligkeit als Bertrand mit ihr vermählen lassen. In dieser Parthie hat uns der Gast gezeigt, wie man auch das Unbedeutende, Nebensächliche so herrichten kann, daß es als Hauptsache in die Augen springt. Die Rolle des Bertrand ist von den Verfassern des Stückes nicht nur stiefmütterlich behandelt: es sind auch bedenkliche Mängel an derselben nachzuweisen, es fehlen überall die vermittelnden Uebergänge aus einer Stimmung in die andere, und der Mime hat nun in dieser Nebenrolle (denn mehr ist der Bertrand doch nicht!) das undankbare Geschäft; diese Mängel durch gewandtes Spiel zu beseitigen. Diese Aufgabe hat denn Herr Hock besonders rühmenswerth gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbericht.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Der moderne Eulenspiegel. Roman von Adolph Ritter von Tschabuschnigg. 2 Bände. 1846. Pest, Heckenast.

Ob dieß Buch streuggenommen, laut dem Titel, ein Roman zu nennen sei, oder eine geistreiche Olla potrida, mag uns hier gleich gelten. Die Einheit, welche seine mannigfaltigen Theile zu einem Ganzen verbindet, besteht nicht in geschichtlichem Zusammenhange, indem seine novellistischen Partien fragmentarisch und großentheils ohne äußere Verbindung unter einander auftreten, die ausgeführteste im zweiten Bande. Aber auch die Person des modernen Till Eulenspiegels steht kaum im ersten Bande als Hauptträger jener Einheit da, von Anfange an enge mit der des Famulus Lanzelot verbunden. Schon frühe umschwirrt diese beiden Personen ein ganzer Carneval, dessen bunte Masken alle an dem großen karrikirenden Hohlspiegel der modernen Zustände tragen, welchen das ganze Buch bildet. Der karrikirenden Gewalt dieses Spiegels erliegen indessen nur die Gestalten, welche in der Wirklichkeit schon an Verzerrungen leiden und hier ihre Krankheiten in extremer Ausbildung erblicken. Ueber das Gesunde, rein Menschliche hat der Hohlspiegel keine Gewalt und will sie nicht haben; es tritt vielmehr um so reiner und schöner der Mißgestalt gegenüber. Doch ist es in manchen Fällen schwer, die tiefste Grundansicht Tills oder des Verfassers bei dem Kreuzfeuer der dialogisirten, oft mit gleichem Erfolge sich wechselseitig negirenden Ideen zu erkennen, deren Kämpfe uns an jenen Löwenkampf erinnern, in welchem nur die zuckenden Schweife auf der Wahlstatt blieben. Bekanntlich kann oft eine Krankheit nur durch eine andere geheilt werden, so daß endlich beide verschwinden und die befreite Gesundheit zurückbleibt; das Gegengift muß zum Heilen selbst Giftkraft besitzen und sein eigenes Dasein in dem bekämpften Gifte aufgehn lassen, nicht dem geheilten Körper hinterlassen. Bei solchen Wechselkämpfen lebensfeindlicher Gewalten erfreut sich der Zuschauer an jedem Streiche, welchen der Kämpfer erauch treffe. Der Zauberstab des Humoristen, der nicht minder die kühnen Ausfälle, als die letzten Todeszuckungen der streitenden Dämonen zu burlesken Bajazzobewegungen travestirt, erhöht natürlich das Behagen des Zuschauers, der nun am Ende seiner eigenen Thorheiten schmerzlos, ja mit Lachen, ledig wird.

Den Schauplatz unseres Buches bilden die Harzgegenden, in welchen Till, ein humoristischer Ahasver, auf seinen Kreuzzügen ohne letztes Wanderziel unter eine Truppe vagirender und vacirender Mater tritt, um einen großen Kunstverein zu schaffen. Die universelle Tendenz dieses Kunstvereins läßt auch die in den äußersten Sonnenfernen der Kunst stehenden Individuen hinreichenden Raum unter Patronen und Clienten finden. Tills Scharfsinn bei der Organisirung des Vereins und besonders bei der Unterbringung der Vereinsartien ist unerschöpflich und sehr ergötzlich. Tills eigenes Zerrbild ist jener Lanzelot, ein encyclopädischer Famulus, wie dagegen sein Herr ein encyclopädischer Meister; ein Ideal von Dilettantismus und Mittelmäßigkeit, das an die Stelle der Größe oder der Tiefe die Breite der ganzen Lebensoberfläche besitzt und deshalb an jede Stelle hin paßt, an welcher der hohle Boden keine gewichtigen Menschen verträgt. Nicht die intellectuelle und sittliche Tiefe, sondern die Vielseitigkeit Tills fesselt Lanzelot an dessen Fußtapfen und läßt ihn unermüdet dem Meister nach durchschwärmten Abenden zur Seite stehn, während „die Andern sich in der Ueberschwänglichkeit der letzten Stunde erschöpft hatten, Pegasus entflogen war, und hinter seinen Hufen eine wässerige Quelle in's Thal schlich.“ Lanzelot ist auch Dilettant in allen Zweigen der Poesie und gibt in begeisterten Momenten einige Proben dieses Talentes zum Besten; wir excerpiren folgende Stellen. Leonidas spricht u. A.

Hoch über mir erschließt sich des Olympos Glanz,
Es winkt der Nachruhm mir mit einem Lorbeerkranz,
Und in der fernsten Zeit, wohl nach dreitausend Jahren
Spricht ein Professor noch zu der Disziple Schaaren
Vom Thermopylenkampf und von Leonidas;
Drum sterb' ich heut getrost, ich weiß ja doch für was.

Aus Marins Scaevolas Rede an seine melodramatisch verkohlte Hand:

Ha, du Fünffingerbraut, der Schulter eingeboren,
Du Strom in Bächen fünf getrennt und auch verloren,
Du Bot' der Freundschaft, du der Liebe Kupplerin,
Du Fehdebrief ans Schwert, wie starbst du elend hin!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** In einer historisch-kritischen Abhandlung über die Jungfrau von Orleans und über die poetischen Verherrlichungen derselben sagt Herr Chartes Louandre (Revue des deux Mondes vom 1. Juli), daß es im mittelalterlichen Frankreich, wo man die Königin durch ihre Salbung aus der, wie der fromme Glaube annahm, vom Himmel heruntergekommenen heiligen Ampulla in Rheims mit der Gottheit unmittelbar in Verbindung setzte, eben so Märtyrer des

Königthums wie der Religion gegeben habe. Unter Anderem erzählt Herr L. Folgendes: „Im Jahr 1369 hatte ein Bürger von Ponthieu, Ringois, einen Aufstand gegen die Engländer erregt, die das Land besetzt hielten. Er wurde in dem Aufstande festgenommen, und die englischen Hauptleute des Königs Eduard III. stellten an ihn das Verlangen, daß er, um der Strafe zu entgehen, seinen Einfluß geltend mache, um in seiner Provinz die Herrschaft der Engländer zur Anerkennung zu bringen. Auf seine Weigerung brachte man ihn nach der Festung Dover hinüber, wo man ihn auf die Galerie eines Thurmes hinaufführte, von welchem er das Meer und die gegenüberliegende Küste Frankreichs überschauen konnte. Hier sagte man ihm, daß er zu wählen habe zwischen der Anerkennung Eduard's von England oder dem Tode in den Wellen. Ich erkenne Niemanden als Herrn an, antwortete der heldenmüthige Ringois, als Johann von Valois, und augenblicklich wurde er von der Höhe des Thurmes in das Meer hinabgestürzt.“ M. f. d. L. d. A.

*** Was an Arbeiten bei den amerikanischen Eisenbahnen vorkömmt, wird äußerst leichtfertig gebaut. Der Prinz Carl zu Solms-Braunfels erzählt hierüber in seiner bereits erwähnten Schrift: „Texas“ „Die Bahnen sind ohne Zauneinfassung, Vieh und Wild hat freien Zutritt. Brücken über Schluchten, Flüsse, Sümpfe, See'n, Meeresarme bestehen aus hölzernen Unterlagen, auf denen die Schienen angebracht sind. Man legt auf jene nicht einmal Bohlen, wie auf einer gewöhnlichen Brücke, sondern läßt die Arbeit à jour (durchsichtig). Sicherheit ist freilich nicht die Haupteigenschaft dieser Einrichtung, aber: »go-ahead!« (vorwärts) ist das große Wort des Amerikaners. In Europa würde jede Regierung dergleichen lebensgefährliche Bauten verhindern; in Amerika denkt Niemand daran. Sie fahren darüber hin, — es geschieht ein Unglück, einige Personen verlieren ihr Leben dabei, man stellt Alles so schnell als möglich wieder her, — »go-ahead!« heißt es dann, und unbekümmert um das Geschehene geht es weiter: der Gewinn bleibt ja doch der nämliche, ob einige Leute dabei umkamen oder nicht.

*** Der Dichter Zachariae, der Verfasser des Renomisten, hatte sich eine glänzende Equipage angeschafft, welche den Neid vieler seiner Collegen erregte. Einst fuhr er über die Straße, als Lessing mit mehren Begleitern vorüberging, welche spöttelnd auf das große goldene Z am Kutschenschlage hinwiesen. „Lasset den nur fahren,“ sprach Lessing, „er hat sein Z nicht ohne Grund dahingesetzt; damit nämlich Jeder gleich sehe, daß nichts weiter dahinter sei.“

*** Zur Charakteristik von Lessings Zeitgenossen gehört jedenfalls auch das Epigramm, dessen Werth an Gesinnung und Poesie gleich tief steht, und welches gewisse fromme Leute bei des freisinnigen Mannes Tode in Umlauf brachten:

Der Teufel kam auf Erden,
Und wollte Klempner werden;
Da hatt' er keinen Messing:
Und holt' den Hofrath Lessing.

*** Goethe äußerte einst, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauchen werde, und daß auch Lessing gewiß nie geraucht hätte. Als Ebert noch Bibliothekar zu Wolfenbüttel war, lag es ihm sehr am Herzen, sich über Goethes Vermuthung Auskunft zu verschaffen. Auf Anrathen einiger Freunde wandte er sich an eine alte Frau, welche im Gotteslager, einer Vorstadt von Wolfenbüttel, wohnte, und einst Lessings Aufwärterin gewesen war. Die Alte erwiederte auf Eberts Anfrage ihm treuherzig: „Ja smöken un schrieben konne wohl; aber tau wieder was bei nich tau bruken.“ (D. h. „Ja rauchen und schreiben konnte er wohl; aber zu etwas Anderem war er nicht zu gebrauchen.“)

*** Lessings giftigster Feind, der Hauptpastor Göze zu Hamburg, rühmte sich, nie die Pflanzschule des Teufels, das Theater, besucht zu haben. Um ihm einen Streich zu spielen, rief Lessing beim Schluß einer Hamburger Theatervorstellung seinen Kutscher verabredeter Maßen mit den Worten herbei: „Hauptpastor Göze!“ Der Wagen fuhr vor, Lessing sprang schnell ein, und am folgenden Tage war halb Hamburg in Allarm darüber, daß der Hauptpastor die Komödie besucht habe. Hannöv. Moegenz.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 24. Juli.)

Auf Anlaß der Ernennung des Dr. G. Thanlow zum Professor der Philosophie an der Universität Kiel ist die Frage mehrfach in Anregung gebracht worden, ob ein akademischer Professor seine Befähigung wie seine wissenschaftliche Stellung nicht bereits durch Schriften documentirt haben müsse, und das Morgenblatt bemerkt: „Es wäre schlimm, wenn die Sitte einrisse, daß jedes zu einem Amte beförderte Individuum erst vor dem Publikum seine Verdienste nachzuweisen hätte.“ Wir meinen, gut wäre es immer, wenn es nur geschehen könnte, bei einer akademischen Professur aber, dünkt uns, solle und müsse es geschehen. Denn der deutsche Professor ist eben nicht blos Lehrer, nicht blos Staatsdiener, er ist auch der geschworene Kämpe der Wissenschaft, es ist die Ehre der deutschen Universitäten, daß sie ihrem Grundwesen wie ihrer historischen Entfaltung nach Institute der freien Wissenschaftlichkeit sind und bleiben werden, so oft ihnen auch die Bureaukratie diese Ehre hat rauben und sie zu Beamten-Erziehungsanstalten verkürzen und verkümmern wollen. Wer aber öffentlich als einer der Geoßwürdeträger der freien Wissenschaftlichkeit vor der Nation auftreten will, der muß auch Angesichts der Nation bekundet haben, daß er solcher Ehre werth sei. —

— Interessante Rubriken eines deutschen Journals. Die „Wiener Allg. Theaterz.“ die übrigens von nichts seltener als vom Theater handelt und trotz ihres großen Formates fast nur aus Notizen besteht, rubricirt ihren journalistischen Kleinhandel in No. 171 folgendermaßen: I. Miscellaneum; II. Feuilleton, 1. Buntes aus der Zeit, 2. Gasthofzeitung. 3. Gemeinnütziges, 4. Geographisches, 5. Handelszeitung, 6. Hofzeitung, 7. Industrie, 8. Kunstwelt, 9. Literarisches, 10. Mechanisches, 11. Militärisches, 12. Musikalisches, 13. Tagesbegebenheiten, 14. Theaterbeobachter, III. „Geschwind, was gibt's in Wien Neues?“ IV. „Geschwind, was gibt's auswärts Neues?“ V. Korrespondenzen. VI. — aus der Kunstwelt! — Heine's Ideen, die mit grünem Leder überzogen, sind tiefsinnige Logik gegen diese Klassifizirung. Eigentlich sollte man aber nicht lachen, sondern weinen über die Gesunkenheit der Journalistik und des Publikums, die sich in diesen Ueberschriften, in dieser Unordentlichkeit, in diesem Mangel an ernster Haltung bekundet! — R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. Juli (Neu einstudirt) Endlich hat es es doch gut gemacht. Lustspiel in 3 Abth., von Albini. (Gastrolle) Mengler: Herr Koch, vom Hoftheater zu Cassel. Hierauf folgt: (Zum Erstenmale) Der Dachdecker, Posse in 1 Akt und vier Tableaux von Angely. (Gastrolle) Petzold: Herr Koch.

Montag, den 27. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Raoul: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger. Nevers: Herr André.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 206. Dienstag, den 28. Juli **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen saß ein junges Mädchen in nachlässiger, anmuthiger Stellung auf dem gelbseidenen Divan in dem Speisesaale; eine ältliche Dienerin ordnete das lange schwarze, bis auf den bunten Teppich des Fußbodens herabwallende Haar der Gebieterin in glänzende Flechten, und als sie das Geschäft beendigt hatte, holte sie eine angefüllte Blumenvase herbei. Die ländliche Jungfrau wählte zwei aufgeblühte Rosen aus und steckte sie selbst mit anmuthiger Koketterie auf die linke Seite des kleinen Turbans von veilchenblauem Flor, so daß die herabgesenkten Blüthen von dem zarten Purpur ihrer Wangen höher zu erglühen schienen.

„So," sagte sie mit einem lächelnden Blick in den vorgehaltenen Spiegel: „nun bin ich schön geputzt;" und schlang zur Vollendung des geschmackvollen Anzugs den grünen Kaschemir um die schlanke geschmeidige Taille, daß dessen beide Enden bis über die Knie auf das weiße silberdurchwirkte Gewand herabfielen. „Komm' nun, gute Agrigou, und setzte Dich mit Deiner Kunkel auf das Polster, um mir einstweilen etwas zu erzählen bis der Vater kommt, mir den Vetter vorzustellen."

„Willst Du die Geschichte von der verzauberten Nachtigall oder dem Prinzen hören, der in eine Demantsäule verwandelt wurde?" fragte die Dienerin, indem sie, den Faden ihrer Spindel entwirrend, sich neben ihr niederließ.

„Ach, laß' diese Kindermährchen," versetzte die jugendliche Gebieterin, „und sprich mir lieber von der Mutter. Du bist aber immer so spärlich mit Deinen Worten, wenn Du ihrer erwähnst."

„Ja freilich, nun da Du groß bist, möchte ich Dir wohl etwas mehr von ihr erzählen, als daß sie schön und sanft und gut, wie ein Engel des Paradieses gewesen, allein Du weißt es, Leilah, der Vater hat mir verboten, Dich viel von meiner verstorbenen Herrin zu unterhalten."

„Er that's wohl nur, um mich nicht zu betrüben," bemerkte die Tochter wehmüthig lächelnd, „und dennoch steht sein kaltes strenges Benehmen im Widerspruche mit dieser zärtlichen Besorgniß. Noch gestern Abend, als ich bewillkommend ihm entgegen eilte und er mir schon die Arme geöffnet hatte, wandte er sich plötzlich unwillig von mir ab, und dennoch hatte ich, ihn zu erfreuen, die einfache Kleidung angelegt, in welcher Du mich immer der Mutter so ähnlich findest."

„Armes Kind!" seufzte die Wärterin und wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge.

„Ist die Mutter lang krank gewesen?" hub nach einer Pause das bewegte Mädchen von Neuem an.

„Nein," erwiederte Agrigou, „begleitet von Deinem Vater und der Tante Caritas verließ sie eines Tags die Stadt ganz gesund, um, wie uns Dienstboten gesagt wurde, das Gut Zitza zum Sommeraufenthalte einzurichten; ich sollte in kurzer Frist mit Dir nachfolgen, aber noch vor dem festgesetzten Tage unserer Abreise war mein Gebieter schon mit der Schwester zurückgekehrt. Ach, er war gekommen, den plötzlichen Tod der Gattin an der Wiege des Kindes zu beweinen. Aber Dein Anblick schien seinen finstern Gram noch zu erhöhen und ich mußte Dich stets von ihm entfernt halten. Auch Caritas konnte sich nicht entschließen, ihre Trauer um die Schwägerin durch Deine Verpflegung zu mildern; sie wurde allmälig trübsinnig und verfiel zuletzt in die Geisteszerrüttung, in welcher Du sie immer gesehen hast."

„O, warum hast Du mir nicht früher die Ursache ihres traurigen Zustandes anvertraut?" fragte Leilah mit schmerzlichem Vorwurfe, „dann hätte ich gewiß, trotz meiner kindischen Unbesonnenheit, das kranke Gemüth der armen Tante nicht so gleichgültig behandelt; von nun an will ich sie aber auch lieben und pflegen, wie einen theuern heiligen Nachlaß der von ihr so tief betrauerten Mutter."

In diesem Augenblicke trat oder schlich vielmehr eine lange hagere Gestalt herbei; auch sie trug die griechische Frauentracht; allein das röthliche Haar hing aufgelöst um ihre Schultern und der schmale grellrothe Turban war auf beiden Seiten mit welken Blumen verziert, die ihre blassen, eingefallenen Wangen, gleichsam ein Sinnbild ihres geistigen Daseins, zur Hälfte beschatteten.

Sie ging einigemal im Zimmer auf und ab; dann stand sie plötzlich mit einem eignen klanglosen Lachen vor Leilah still.

„Du bist heute sehr schön," sagte sie zu dem mitleidsvoll aufblickenden Mädchen; „aber auch ich bin schön, o ja, viel schöner als Du und Deine Mutter."

„Gute Caritas," versetzte Leilah, ihre Hand freundlich ergreifend, „Du denkst noch oft an die liebe Mutter. Nicht wahr?"

„Ei freilich, sie kömmt ja jede Nacht an mein Bett," entgegnete sie geheimnißvoll und durchschritt dann wiederum das Zimmer.

„Bis jetzt empfand ich immer in Tantens Gegenwart einen geheimen Schauer," flüsterte Leilah der Amme zu, „allein nun, da ich die Quelle ihres Wahnsinns kenne, möchte ich sie mit inniger Liebe an mein Herz drücken."

„Liebe!" rief Caritas, die beiden Frauen mit leuchtenden Augen betrachtend. „Wer spricht von Liebe? Ich allein bin die Liebe, ich bin aber auch der Haß; ja, wir sind schon längst vermählt und haben viele Kinder, die Mädchen beißen Thränenperlchen und die Knaben lachen sie aus. O, das ist recht lustig anzuhören."

„Beruhigt Euch, Cocuna," sagte Agrigou in strengem Tone, was der Irrsinnigen stets eine augenblickliche Schüchternheit einflößte, „ich höre die Tritte Eures Bruders und Ihr wißt, daß solche unvernünftige Reden ihm sehr mißfallen."

Digitized by Google

„Ach so, Vaselaiki ist zurückgekommen? Ja, dann muß ich freilich schweigen; ich habe ihm geschworen, zu schweigen, aber es war eine schwarze Wolke am Himmel, die hat den Eid aufgefangen und Niemand ihn vernehmen lassen?"

Vaselaiki stellte seiner Tochter den Reisegefährten als Sohn eines jüngst verstorbenen Verwandten in Belgrad vor, der mit wichtigen Geschäften beauftragt sich längere Zeit in Salonich aufzuhalten gedenke. Als nach kurzer Zeit der Hauswirth von einem Diener abgerufen wurde, näherte sich Caritas ihrer Nichte und fragte neugierig, auf Anastasius hinweisend:

„Wer ist denn dieser schöne Jüngling?"

Anastasius blickte fragend auf Leilah.

„Es ist meine Tante," sagte sie bewegt zu ihm, „für deren harmlose Geisteszerrüttung ich Euch um Nachsicht bitte."

„Nein, nein," rief Caritas heftig, „ich bin nicht, wie Sie sagen, krank im Kopfe. Leilah ist eifersüchtig, weil Du mich schöner findest als sie; aber laß' Dich das nicht von mir abwenden; Du bist ja Thränenperlchens Gemahl, das schöner ist wie die kleinen Thautropfen im Rosenkelche; komm', wir wollen es verstohlen durch die Mauer anblicken."

Auf den Zuruf der stets wachsamen Amme, sich schnell zurückzuziehen, weil Rifat der Blumenhändler schon in der Vorhalle sei, entschlüpfte sie gleich einem Schatten durch eine Seitenthüre, während der kleine mißgestaltete Araber, dessen Erscheinung sie zu fürchten schien, auch wirklich in den Saal eintrat und sich vertraulich auf die Matte zu Leilah's Füßen niedersetzte.

Erfreut, durch seine Gegenwart Caritas entfernt halten zu können, hörte sie seinen Bericht von den Stadtneuigkeiten mit größerer Geduld als gewöhnlich an und vernahm nicht ohne Mitleid, daß Fatme, des Statthalters Gattin, die bis jetzt dessen Liebe allein besessen, sie nun mit einer eben angekommenen circassischen Sclavin zu theilen habe, während Anastasius sich höchst empört zeigte über das strenge Verbot, auf den Straßen die Gewehre in die Luft abzufeuern, was, sagte er, einer der beliebtesten Gebräuche unter den Griechen sei.

„Was kann aber Yousouf zu dieser demüthigenden Maßregel veranlaßt haben?" fragte Leilah, ihr niedliches Köpfchen trotzig in den Nacken werfend.

„Hm, da die Zahl der Aufrührer sich auf eine beunruhigende Weise vermehrt, so will Yousouf wahrscheinlich versuchen, ihnen allmälig die Waffen abzugewöhnen," erwiederte Rifat mit einem argwöhnischen Blick auf den Jüngling.

Hier wurde das Gespräch durch Vaselaiki's Rückkehr unterbrochen.

„Seht, Gebieter," rief ihm der Gärtner bedeutsam zu, „die Blumen auf Zitza sind in Eurer Abwesenheit nicht abgestorben."

„Da, nimm' diese Belohnung für Deine sorgfältige Pflege," versetzte der Hausherr, und warf ihm mit düsterer Miene eine Börse zu.

Rifat wog sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit einigemal auf der Hand, barg sie dann zufrieden in die Falten seines Gürtels und verließ nach einer leisen Unterredung mit dem Armenier, das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

(Fortsetzung.)

Auch das Gastspiel der Fräulein Damböck vom Hoftheater in Hannover ist für den aufmerksamen Beobachter in der Geschichte unserer Bühne in vieler Beziehung ein Ereigniß gewesen. Wie Hock gegen das Repertoire des hiesigen Theaters, so hat diese Dame gegen Geschmack und Urtheil der größeren Masse unseres Publikums ein Zeugniß abgelegt. Fräulein Damböck ist kein schöpferischer Genius, aber ein entschiedenes Talent, welches in einer tüchtigen Schule gelernt hat wie man seinen Dichter verstehen und wiedergeben soll. Dieß zu begreifen, hat Manchen Zeit und Mühe gekostet; Viele haben es vielleicht heute noch nicht begriffen, und wir wollen deßhalb versuchen, unsre Behauptung durch unabweisbare Gründe zu erhärten.

Die Zahl der hervorstechenden weiblichen Charaktere, die uns seit Monaten im Schauspiel vorgeführt wurden, beschränkt sich auf zwei; sie heißen Adrienne von Cardoville, im ewigen Juden, und Marie Anne, das Weib aus dem Volke. Bei beiden Parthien hat man nicht erst nöthig, sich mit dem Publikum zu verständigen; es sind Charaktere, dem alltäglichen Leben entnommen, und jeder weiß, was sie sollen und wollen. Wer wird sich aber wundern, wenn er hört, Madame A. hat in B. und Fräulein C. in D. diese Rollen mit ungeheurem Erfolg gespielt? Wäre es nicht so, dann sollte man sich wundern. Adrienne hat schon von vorn herein die Zuschauer dadurch auf der Seite, daß sie, mit Schätzen der Welt, des Geistes und des Herzens reichlich ausgestattet, voll aller Entschiedenheit, die man von einem Weibe erwarten kann, den Jesuiten den Krieg erklärt, und von diesen, um sie unschädlich zu machen, in das Irrenhaus gebracht wird. Hier läßt sie nun der Bearbeiter des Stückes als Märtyrin einer gerechten Sache auf schwache und starke Nerven wirken; hier wird geweint, gefleht, geschrien, getobt, gerast, bis der Augenblick der Befreiung mit dem Ende des vierten Aktes kommt. Die Masse triumphirt über den Sieg der Unschuld, Adrienne wird stürmisch gerufen und erscheint, um im Namen der Sache, im Namen der Tendenz, in den seltensten Fällen aber als Darstellerin den endlosen Applaus und die Kränze des Ruhms von der elektrisirten Masse hinzunehmen, von der Masse, die nicht ein Kunstgebilde bewundern, sondern durch politische und religiöse Conflicte aufgeregt sein wollte.

Nicht anders verhält es sich mit Marie Anne. Sie ist nicht reich, nicht vornehm, sondern ein Weib aus dem Volke, ein gutes, edles Weib, wie sie das Leben nicht oft aufzuweisen hat; und vertritt — gewiß mit Unrecht! — eine ganze Masse, indem sie einen Blick in das widerlich nackte Leben der Proletarier gestattet, um das schon hoch angewachsene Interesse unserer Zeit an dieser Volksklasse wo möglich auf die Spitze zu treiben. Aber noch weit stärkere Mittel werden hier angewendet, noch dickere Hebel angesetzt, auf die Thränendrüsen zu wirken, als im ewigen Juden. Nach furchtbaren inneren und äußeren Kämpfen, welchen Marie Anne ihr mütterlicher Heroismus nicht unterliegen läßt, und nachdem alle Gefühle der Zuschauer stundenlang auf Schraubstöcken bearbeitet worden sind, finden wir auch diese Unglückliche im Irrenhaus wieder. Adrienne benimmt sich in diesem Arsenal der französischen Dramenschreiber noch einigermaßen mit Fassung, wie es sich für eine Frau von Stande schickt, aber das arme Weib

Digitized by Google

aus dem Volke muß alles Maaß überschreiten, wenn die Eindrücke der vorhergehenden Akte noch gesteigert sein wollen. Wir sind jedoch erst am vierten Aufzug angelangt, unsre Herzen sind noch nicht gebrochen, unsre Augen haben noch Thränen; wohlan, mit einem Va banque wird im fünften Akt eine scheußliche Raub- und Mordscene eingesetzt, aus welcher denn endlich — endlich — endlich, — wir wiederholen es tief Athem holend, um zu sehen, ob der Mörder nicht etwa uns selbst an der Kehle gefaßt hat — aus welcher denn endlich das arme Weib aus dem Volke als Siegerin über den Schurken hervorgeht. Es ist wahrhaft ergötzlich, mit welcher Gewandtheit man in jedem Akt dieses Stückes einen ohrenzerreißenden Schrei anzubringen gewußt hat. Deutlich hört man die Worte durchklingen: „Der Sieg ist mein, das Publikum muß rufen!" Aber wiederum ist es weniger die Darstellerin, welche oft drei — ja viermal hervorgerufen wird, als der Gedanke, den sie zur Geltung bringen will, von der Menge mit Beifallssturm an- und aufgenommen wird? Freilich. Man sondere jedoch, was bis jetzt vergessen worden ist, die Sache und den Darsteller, damit auch der Kunst als solcher Gerechtigkeit widerfahre. Seit Marie Anne auf den deutschen Bühnen umherwandert, sind selbst die unbedeutendsten Komödiantinnen große Künstlerinnen geworden. Warum? Und ob sich dieses Wunder auch ereignete, als Marie Stuart neu war?

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbericht.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Der moderne Eulenspiegel. Roman von Adolph Ritter von Tschabuschnigg. 2 Bände. 1846. Pest, Heckenast.

(Schluß.)

Mit dem ersten Bande schließt die Geschichte des Kunstvereins oder bricht vielmehr ab. Der zweite Band führt Till mit Lanzelot in eine vornehme und geistreiche Gesellschaft, in welcher die Emanzipation der Frauen ein Hauptthema bildet, in das sich Bilder und Gedanken aus allen Lebensgebieten hineinranken, oft als ganz fremdartige Arabesken. Die Weiblichkeit erringt bei den Hauptpersonen den Sieg über die falsche Emanzipation bei zweien Schwestern in zwiefacher Weise. Die Eine emanzipirt sich von ihren eigenen Emanzipationsideen durch einen Schritt in der Form der letzteren, der zugleich dem Inhalte nach der erste und entscheidende auf echt weiblicher Bahn ist: durch die freiwillige Erklärung ihrer hingebenden Liebe an den Mann und Herrn ihres Herzens. Die zweite Schwester trotzt ihrem Herzen und dem edlen Geliebten, den sie in den Tod gehen läßt. Die Art und Weise jedoch, in welcher diese Entscheidung erfolgt, paßt durchaus nicht zu dem Charakter des Geliebten, der sein werthvolles, der Wahrheit geweihtes Leben gegen eine Donquixotade Lanzelot's setzt und hingibt. Die Komik spielt hier zur Unzeit in die ernste Episode herein. Wiederum in gebührendem Ernste gestaltet sich die Buße und Wandlung der Emanzipirten. Ihr hingeopferter Geliebter hatte einst für das Weib nur die Alternative: Mutter oder graue Schwester zu sein, als Berufserfüllung aufgestellt. So frei und hoch sie Anfangs über dieser allzu engen Wahl stand, so wird ihr doch jetzt das farblose Gewand der soeur grise ebensowohl zur Sühne für den Geopferten, als zur einzigen noch möglichen Bedingung, unter welcher sie als Weib wirken und das Leben ertragen kann, ohne stumpfer Entsagung zur Beute zu werden. Weit über ihr steht Sophie, der Schutzengel des so traurig Untergegangenen, ein Frauenbild, das minder durch Originalität, als durch treffliche, feine Ausführung unsere ganze Anerkennung verdient. Aus den in diese Erzählung eingeflochtenen Reflexionen heben wir eine der bedeutungsvollsten aus: „Es gibt Menschen, denen die irdische Laufbahn vom Geschicke einfach und sicher ausgesteckt wird, denen, möchte man sagen, das Leben sehr leicht gemacht wird. Mit hinreichendem Verstande und mäßiger Leidenschaft nehmen sie, was ihnen geboten wird, zufrieden hin; sie lassen das gewaltige Webschiff des Schicksals um sich rollen und greifen nur ordnend oder verwirrend in die Fäden; sie tragen ruhig ans Schwäche, was ihnen aufgelegt wird, sie handeln geregelt aus Unkraft, und wo zu Schweres von ihnen gefordert, wo ihnen zu Viel zugemuthet wird, da unterliegen sie fast ohne Streit, ohne qualvolles Verlängern bitterer Momente. Andern wird eine verwickelte Aufgabe gestellt oder sie selbst geben sie sich. Scheinbar Unbedeutendes erregt Kämpfe und Stürme in ihrem Innern, mit aller Kraft kommen sie oft über Geringes nicht hinaus; dafür erliegen sie auch dem Ungeheuern nicht, und nicht selten gelingt ihnen dessen Bewältigung."

Die dritte Schwester ist noch jung genug, um schmerzlos von ihrem Emancipationsschwindel geheilt zu werden. Ein selbstgeschaffenes Abenteuer bezeichnet den Eintritt ihrer Heilung; sie entführt, als freier Mann verkleidet, ein unheilbar freies Weib. Die Schilderung dieser Entführung ist mit einigen allzu üppigen Farben geschmückt, während die humoristische Licenz des Buches sonst im Ganzen die zarte Grenze nicht überschreitet. Die Reize der Natur außerhalb des Menschen kennt, empfindet und schildert der Verfasser als wahrer Dichter; am Schönsten wirken solche Schilderungen auf das Gemüth des Lesers, wo ihn die bisher gespannte Aufmerksamkeit auf die rasch wechselnden Gruppen und Verschlingungen der Menschenbilder und Gedanken einen Moment ruhiger Labe wünschen läßt. Einige Bizarrerien in Wortformen und Rechtschreibung fallen wie sonderbare Schlagschatten in den sonst klaren und anmuthigen Styl des Buches. Wenn sein Gesammtinhalt in keiner kurzen Angabe sich concentriren läßt, so besitzt dafür fast jede Seite einen besondern Inhalt, der das Lesen lohnt.

Offenbach a. M.

Feuilleton.

*** Dem britischen Museum ist jetzt ein Sammlung Manuscripte von dem Verfasser der famosen Junibriefe durch die jetzigen Besitzer Herren Payne und Foß zum Kauf angeboten worden; man hofft durch diese Handschriften einem der merkwürdigsten literarischen Räthsel des vorigen Jahrhunderts auf die Spur zu kommen. Unter den Manuscripten befinden sich auch Verse auf den Herzog von Grafton und seine Maitresse Nancy Parsons, voll Mark und Energie, aber zu derb für die Veröffentlichung, interessant indeß als Beleg daß der große „Libeller," wie er ein Meister in der Prosa war, so auch in gebundener Rede effectvoll zu schreiben verstand.

*** Ich besuchte in London eines Morgens, erzählt ein Reisender, meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Concerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser Herein trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines, blasses, etwa 7 bis 8jähriges Mädchen an

Digitized by Google

der Hand führend, ein. — Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen? fragte er in einem gebrochenen Französisch. — Da ist er, sagte ich, auf meinen Freund deutend. — Ich habe eine Bitte, fuhr er schüchtern fort. Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit geboten würde, sich öffentlich hören zu lassen. — Das kann nicht sein, sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetscht, ich habe zu viel Nummern. — So, so! versetzte der Alte langsam und traurig. Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe? — Ja, entgegnete Strauß zögernd, meine Violine habe ich natürlich hier. — Er legte zögernd das gute Instrument in die begierig darnach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lange zu stimmen, ihr Spiel. — Strauß und ich sahen uns mit immer größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendet, klatschten wir uns die Hände wund. — Sie können heute Abend spielen! rief Strauß enthusiastisch, und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Concerte gebe. Wie heißen Sie, mein Kind? — Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden Hände und fragte schmeichelnd: Wie heißt Du, Kleine? — Theresa Milanollo, sagte sie leise. A. Th. Ch.

*** Im obersten Stock des Hauses der Gemeinen hält seit geraumer Zeit der Quaker Bellamy eine Restauration, wo sich die Redner stärken mit Beefsteaks, Coteletts, Kalbspastete, Torte und feinen Weinen. „Wir speisten," erzählt Gardiner, „in der Küche und wurden von Bellamy und seinen beiden Töchtern bedient. Die eine war beschäftigt, auf einem silbernen Roste ein Beefsteak zu braten; wenn es fertig war, wurde es mit einer silbernen Zange aufgetragen. Alles war sauber und vortrefflich, die Weine von der reinsten Qualität. Man findet dort ein kleines Kabinet, zu welchem nur Parlamentsmitglieder Zutritt haben, und in einem Durchgangszimmer saßen die Reporters, welche ihre Abschriften für die hin und her laufenden Zeitungsjungen zustutzten. Zwanzig Jahre später aß ich dort wieder und fand Alles noch unverändert, ausgenommen die Damen, welche etwas von den sanften Schönheitslinien verloren hatten, und den Bordeauxwein, der wo möglich noch ausgezeichneter geworden war."

*** Diese Woche starb in Pesth ein gewisser Kohn, ein Sonderling von jener Art, die in England zuweilen vorkommen und deren Leben fast fabelhaft klingt. Der Mann hinterließ die bedeutende Summe von dreimalhundert siebenzig Tausend Gulden C. M., meist in Baarem, theils in Staatspapieren und Obligationen, während er Zeitlebens meist trockenes Brot aß. Man erzählt von dem Manne seltsame Dinge. — Er soll gewöhnlich altgebackenes Brot gekauft haben, welches um eine Kleinigkeit billiger ist, als das frisch gebackene. — Wenn er sich ein Gutes anthun wollte, kaufte er für seinen meist kalten Herd bei den Fleischern sogenanntes „Hundefleisch," welches gewöhnlich von den Hundebesitzern gekauft wird. Er schlief ohne Hemd, um seine Wäsche zu schonen, putzte sich allein die Stiefel, und ließ sich in einer Caserne von einem Soldaten rasiren. — Er lebte in Pesth ganz einsam, aber in Polen hatte er Verwandte. Einmal kam ein Bruder zu ihm hergereist und bat ihn um einen Beitrag zur Aussteuer seiner Tochter. Der Geldmann schlug es ihm nicht ab, gab ihm aber nur 10 fl. zur Heimreise, die 1000 fl. aber zur Aussteuer schickte er mit der Post dahin, aus Furcht, der Bruder könnte, im Bewußtsein eine solche Summe bei sich zu haben, unterwegs etwas mehr verzehren. Der Baron Sina, bei dem er Geld angelegt hatte, fragte ihn einmal, warum er sein Geld nicht bei Andern zu höheren Zinsen anlege? Er aber sagte: Ich will ruhige Nächte haben, und suche darum das sicherste Haus. Aus demselben Grund lieh er nie auf Wucher, denn der sichere Besitz war ihm mehr als ein großer Gewinn, bei dem das Capital auf dem Spiel stand. — Unverheirathet lieh er nie, denn, sagte er, sie könnten auf einer Reise sterben, wodurch das Geliehene gefährdet würde. — Schon vor einem halben Jahre wollte er sein Testament machen, schob es aber immer hinaus, weil ihm das Geld leid that, welches der Notar kosten würde. — Als er in Wien lebte, soll er sich darum haben taufen lassen, um die Aufenthaltkarte nicht bezahlen zu müssen. — Er nahm keine Einladungen zu Tische an, um nicht die Lust für bessere Speisen in sich erwecken zu lassen. — Seine Erscheinung verrieth den Geizigen: eine lange, hagere Figur, ein mageres ängstliches, grübelndes Gesicht, eine uralte fadenscheinige Kleidung, ein zerbrochener abgeschabter Hut auf dem kahlen Schädel. Sein Tod war seinem Leben entsprechend; er starb vom Schlage getroffen in dem Mineralbade am Fuße des Blocksberges, wo meist nur Bettler baden. Er war aus Polen gebürtig und brachte es auf ungefähr 60 Jahre. An lachenden Erben ist kein Mangel! Ungar.

*** Die Kuh gilt bei den Sikhs für ein heiliges Thier. Als (im Mai) eine britische Schildwache in Lahore den Eintritt einer Rinderheerde in eine mit Gepäck gefüllte Straße verhindern wollte und bei dieser Gelegenheit eine Kuh an der Nase verwundete, erhob sich alsbald ein Volkstumult. Läden und Häuser der benachbarten Straßen wurden geschlossen und die Braminen schleuderten von den Dächern herab Steine und ähnliche Gegenstände auf die britischen Offizire und Soldaten, welche die Ruhe herzustellen suchten. Indeß wurden einige der Rädelsführer ergriffen und am folgenden Tage knüpfte man ein Paar Braminen auf. „Und Alles um eine Kuh!" Bl. a. d. Gegnw.

*** Die „Ulmer Chronik" erzählt: Als kürzlich vor dem versammelten Stadtrathe zu Stuttgart die Vorsteher des Bäckergewerbs in Wehklagen wegen der beschlossenen Preisermäßigung des Brodes ausbrachen und behaupteten, wenn es so fortgehe, müßten sie bald dem Bürgerhospital zur Last fallen, entgegnete ein Stadtrath: „dort könnten die Herren nicht unterkommen, weil es an den für ihre Equipagen nöthigen Ställen und Remisen fehle."

*** Auf den Cantor zu Wolfenbüttel, welcher Alles, nur kein großer Sänger sein mochte, verfertigte Lessing folgendes Epigramm:

Uns Menschenkindern prophezeiht
Des Leichhuhns Schrein Verderben;
Jedoch wenn unser Küster schreit,
Muß selbst das Leichhuhn sterben! —

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 27. Juli. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Raoul: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger. Nevers: Herr André.

Dienstag, den 28. Juli. (Neu einstudirt) Der Vater der Debütantin, Posse in 4 Abtheilungen von B. A. Herrmann. (Gastrolle) Tanne-Windmüller: Herr Koch, vom Hoftheater zu Cassel. Vorher geht: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt von Wages.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 207. Mittwoch, den 29. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Anastasius staunte nicht wenig, in dem Wechsler Ischariot, auf welchen ihm ein beträchtlicher Credit eröffnet war, den ärmlich aussehenden Juden wieder zu erkennen, dem er bei seiner neulichen Ankunft am Stadtthore begegnet war.

„Gott meiner Väter," rief der Israelite verwundert, „Ihr, der Sohn des reichen Demetrius, seid der junge Mann gewesen, mit dem ich jüngst an der Ringmauer gesprochen? Kommt, daß ich Euch führe in die Gemächer meiner Frauen."

Und mit diesen Worten zog Ischariot den Jüngling aus dem dunkeln Stübchen, wo er den ganzen Tag über an einem wurmstichigen Geldtisch Wechsel eintauschte und Goldmünzen sortirte, durch eine künstlich verborgene Seitenthür, die sich geräuschlos in das mit weichen Strohmatten belegte Vorzimmer öffnete. Auf sein leises Händeklatschen eilten zwei reich gekleidete Diener, die schweren golddurchwirkten Vorhänge ehrerbietig aufzuhalten, die den Eingang des anstoßenden Saales verschlossen. Anastasius trat mit seinem Führer ein und stand wie geblendet von der prachtvollen Ausschmückung des Gemachs.

In der Mitte auf einem Säulenfuß von grünem Porphyr erhob sich die silberne Bundeslade mit ihren zwei Cherubinen in gediegenem Golde. Kristallene Schmuckkästchen, goldene Vasen, Becken, Trinkbecher und Weinkrüge von antiker Form zierten die Wandpfeiler von Ebenholz, und die purpurfarbenen Draperien an den Thüren und Fenstern warfen auf den mattweißen Atlas der an den Wänden sich hinziehenden Divane den sanften Wiederschein der Morgenröthe. Was aber die Blicke des überraschten Jünglings am mächtigsten fesselte, war die überirdische Schönheit eines weiblichen Wesens, das sich bei seinem Eintritt von den Kissen erhoben hatte und ihnen entgegenging.

„Esther," sagte dieser, die welken Lippen auf ihre Stirn drückend, „hier bringe ich Dir den Sohn eines alten Freundes, mit dem ich bis zu seinem Absterben manch' gutes Geschäft gemacht habe. Unterhalte ihn, indeß ich in meiner Schreibstube die Sendschreiben durchlese, die er mir eingehändigt hat."

Nachdem Esther, die Hände über die Brust gekreuzt, den Hausherrn bis an die Thüre begleitet hatte, nahm sie wieder Platz auf den Polstern.

Die hochthürmende Haube, mit großen Goldmünzen schuppenartig belegt, und der lang herabfließende, in Goldstoff verhüllte Haarwuchs verriethen ihm, ungeachtet ihres fast noch kindlichem Aussehens, daß die reizende Hauswirthin schon aus dem Kreise der Jungfrauen getreten sei, und er lauschte erwartungsvoll den herannahenden Schritten, die vielleicht des Gatten Ankunft verkündeten. Da wurde von einer unsichtbaren Hand die Thüre sachte aufgethan und zwischen den Vorhängen blickte ein rosiges Engelsgesicht von lichtbraunen Locken umflossen, schalkhaft hervor, das sogleich mit noch unsichern Schritten in Esther's ängstlich ausgestreckte Arme lief.

„Grüße den Fremdling, Judith, holder Stern meiner Augen," sagte die junge Mutter, zärtlich stolz auf das Kind niederblickend.

Die kleine Judith ergriff Anastasius Hand, legte sie an die Stirne, drückte dann einen Kuß darauf und lallte mit ihrem Silberstimmchen:

„Sei uns willkommen, schöner Jüngling."

„Das Kind ist hold und reizend, wie Ihr selbst, Signora," rief der Jüngling, von dessen Wesen auf das angenehmste überrascht, und hob das niedliche Geschöpf zu sich empor.

„Es ist die Sonne meines Lebens," erwiederte Esther, mit einem melancholischen Lächeln ihren Liebling an die Brust drückend.

Die ältliche Dame, welche dem Kinde nachgefolgt war, ließ sich auf dem Divan nieder. Ihr schwarz seidnes Gewand und die lange Kette von zusammengereihten Goldstücken, die bis auf ihre Schuhspitzen klirrend herabfiel, bezeichnete die hohe Rangstufe, welche sie in dem Hause einnahm.

Anastasius begrüßte sie als Ischariot's Gattin, wurde aber von der gesprächigen Matrone zu seinem unaussprechlichen Staunen belehrt, daß sie dessen Schwiegermutter sei. Weitschweifig erzählte sie ihm nun, wie nach dem Tode seines einzigen Bruders der großmüthige Wechsler die hinterlassene Familie aus großer Noth erlöst, ihre Töchter ausgestattet, den Söhnen vortheilhafte Stellen verschafft, sie selbst aber mit dem jüngsten Mädchen, noch im zarten Kindesalter, in die durch den Tod seiner Ehefrau Rebecca verödete Wohnung aufgenommen habe. Sie schilderte ihm, wie Esther's aufblühende Schönheit allmälig eine jene tieferen Neigungen in dem Greise erweckte, die bei gewissen Naturen sich in spätern Jahren gleich Herbstblumen entfalten, kräftiger an Gluth und Dauer wie in der Jugendzeit, aber auch gleich diesen des lieblichen, berauschenden Duftes entbehrend, der den Frühlingsblüthen ihren unwiderstehlichen Zauber verleiht.

So erfuhr der Gast, daß anfangs die heranreifende Jungfrau dem Wohlthäter instinctmäßig die Hand verweigert, allein die Vorstellungen der Mutter, Ischariot's unbegrenzte Güte und das eigne Gefühl von der ihm schuldigen Erkenntlichkeit endlich die warnende Eingebung ihres Herzens besiegt hatten, und das unbefangene Mädchen so im dreizehnten Jahre die Gattin eines Mannes wurde, der beinah fünfmal so alt war, als sie. Judith's Geburt hatte sie mit unsäglicher Wonne durchdrungen, die Einöde ihres Innern belebt, den erwachenden Durst des Herzens gestillt.

Digitized by Google

Auf diese Weise, in ihrer reinen Unschuld kein höheres Glück ahnend, waren Esther die frühsten Jugendjahre an der Seite des sie leidenschaftlich liebenden Gatten ungetrübt dahin geflossen. —

Bald kam der Hauswirth den Gast wieder aufzusuchen und hatte die armselige Kleidung gegen prachtvolle Gewänder umgetauscht.

„Nun wollen wir ein heiteres Nachtmahl genießen," rief der Israelite beim Eintreten, sich vergnügt die Hände reibend. „Ihr müßt uns viel erzählen, Signor, von den Freunden in Belgrad; das wird meine Esther erfreuen, die immer in großer Einsamkeit leben muß. Wir Kinder Moses dürfen hier im Lande nicht viel Umgang mit der Welt pflegen, damit dem gierigen Muselmann die Frucht unsers Fleißes verborgen bleibe, nach welcher er lechzet, wie das Kameel in der Wüste nach einer Wasserquelle."

„Ihr habt doch wohl nichts für die eignen Schätze zu besorgen?" fragte Anastasius mit einem Blick auf die seltene Pracht des Zimmers.

„Der Gott meiner Väter sei gepriesen! bis jetzt hat noch Niemand den Segen Abraham's geahnt, der über mich ausgegossen, nun aber, da uns der Bey von Ceres verlassen hat, welcher gut und gerecht war wie der weise Salomon, nun kann ich nicht mehr in Ruhe schlafen, denn Yousouf, sein Nachfolger für die nächsten drei Jahre, sinnt den ganzen Tag nur auf Mittel sich zu bereichern und den Rajahs und Israeliten das schwer erworbene Geld abzupressen. Auch fehlt es ihm nie an einem Vorwand dazu; noch gestern hat er einen Albanesen, der zur Begrüßung eines Freundes die Pistole in die Luft feuerte, zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

(Fortsetzung.)

Nicht als Adrienne von Caedoville, Marie Anne, ja nicht einmal als Griseldis wollte Fräulein Damböck in Frankfurt auftreten: in Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Minna von Barnhelm u. a. sich selbst, nicht eine Tendenz zur Geltung zu bringen, das war ihre Absicht. Hier trat nun einerseits das Repertoire, andererseits der Gesundheitszustand des Herrn Breuer hindernd dazwischen und sie spielte als erste Gastrolle, wenn auch nach ihrer eignen, sehr bezeichnenden Aeußerung: „mit einigem Widerwillen", die Griseldis. Wie tief sie diesen Charakter durchdacht, wie richtig erfaßt, wie edel und ächt sie ihn wiedergegeben hat, darüber herrscht bei Allen, denen durch das seitherige Toben zwischen den Coulissen noch nicht Hören und Sehen vergangen ist, nur Eine Stimme. Man hat die Griseldis hier und anderwärts mit einem bedeutenden Aufwand von Mitteln darstellen sehen und das Köhlerkind geht gewöhnlich mit Sturmschritten, eine Thränenzwiebel in der Hand, auf die Zuschauer los; Fräulein Damböck spielte nicht mit dem Publikum, sondern stand wie ein schönes plastisches Gebilde auf der Scene, in äußerlicher Ruhe die Unbill hinnehmend, durch welche an ihr gesündigt wird, in einer Ruhe, die nur um so tragischer wirkt.

Sieht man davon ab, welche Ausstellungen die Kritik seiner Zeit an Geiselds hat machen müssen, als dieser Erstling eines jedenfalls bedeutenden Dichters mit ungemeinem Erfolg in die Welt trat, so viel ist gewiß: die Heldin dieses Dramas sollte nur eine Incarnation jener idealen, christlich-germanischen Anschauung vom Weibe sein' wie sie sich, im Alterthum unerhört, in unsrer nüchternen Zeit nur Wenigen begreiflich, durch die oft unheimlichen Baethien des Mittelalters als ein goldner Faden fortspinnt. Fromm und gut, keusch und gehorsam steht Griseldis neben Percival, einer Verkörperung der alten ächten Ritterlichkeit, die unter rauher Schale den edelsten Kern birgt. Unter rauher Schale, denn Percival ist leidenschaftlich; wo er sich im Recht glaubt, wird er Herren und Königen gegenüber wild, ungebärdig, fährt mit der Hand ans Schwert; nur vor Griseldis, in der sich ihm das erste und letzte Princip der Göttlichkeit, endlose unbezwingliche Liebe, darstellt, beugt er wie vor einer Madonna die Kniee. —

Hierin liegt denn der Grund, warum bei der Darstellung der Griseldis das Madonnenhafte entschieden vorwalten muß. Das Herbste, Furchtbarste, was über sie ergehen kann, erträgt sie mit himmlischer Geduld; das Größte, was der Liebe zu ihrem Gemahl wie zu ihrem Vater abverlangt werden kann, ist sie voll stiller Entsagung hinzugeben bereit; allem Leid, welches ihr aufgebürdet wird, unterzieht sie sich voll übermenschlicher Ergebung als einem Gottesurtheil. Nie bricht der Schmerz in wilden Lauten hervor, nie zeigt sich Griseldis durch bewußtlose Verzweiflung als ein schwaches Weib; sie erscheint gerade dadurch, daß sie leiden will, weil sie nach göttlicher Fügung, wie sie wähnt, leiden soll, als ein Charakter von seltner Größe und Hoheit, und dieser Charakter ist nur consequent durchgeführt, wenn zuletzt ein zürnender Blitz durch die ewige Liebe leuchtet, als Griseldis, die Göttliche, erfährt, daß Alles ein „Mummenschanz und Fastnachtsspiel" verblendeter Menschen gewesen ist. Nur so die Griseldis aufgefaßt, konnte der stolze Percival eine bedenkliche Wette für sie wagen, gewiß nur so hat sie der Dichter verstanden wissen wollen, und die vollste Anerkennung verdient Fräulein Damböck, daß sie die Rolle in diesem Sinn von Anfang bis zu Ende meisterhaft dargestellt hat. Der Beifall, den die Künstlerin gefunden, war ein ehrlich errungener, und er würde noch ungleich größer gewesen sein, wenn man hier Gelegenheit hätte, solche Leistungen öfter zu sehen, um sein Urtheil daran zu bilden. Es gibt Leute, die sich in Thränen baden können, wenn ein Hund geprügelt wird, und wenn sie die Fratzen eines Geisteskranken sehen, sich todtlachen wollen. Dieser Vergleich hinkt, aber man wird uns verstehen. Gegen sich hat Fräulein Damböck da, wo sie zum erstenmal auftritt, ihre Sprache. Es stört mehr, als man meinen sollte, wenn man in Stücken, die unserer Zeit so fern liegen, und namentlich in so pathetischen, wie Griseldis ist, mit einem Mal wenn auch nicht reinen Dialekt, doch die Anklänge eines solchen sprechen hört. Indessen ist der Ton der Darstellerin so seelenhaft und so viel Innerlichkeit abspiegelnd, daß man diesen Mangel sehr bald und gern übersieht. Wenn aber Fräulein Damböck in den letzten Akten des Stückes, wo sie aus der Ritterburg Percivals in die Köhlerhütte ihres Vaters zurückgekehrt ist, in einem fast schweizerischen, reichen Anzug erscheint, so ist dieß nicht nur ein Verstoß gegen die Anordnung des Dichters, die Darstellerin schadet sich auch selbst an ihrem Erfolg. „Ziehe dein graues, grobes Wollenröckchen wieder an und kehre in deinen Wald zurück", spricht Percival zu Griseldis; man erwartet nun den erschütternden Moment, wo die Unglückliche im ärmlichsten Gewande erscheinen

Digitized by Google

soll; das Köhlerkind kommt — im feinen schwarzen Röckchen mit Streifen von Roth und Silber, und eine blendend weiße Florschürze vorgebunden. Wie sehr dadurch der Eindruck bei den Zuschauern paralysirt werden kann, wollen wir der Darstellerin selbst zu bedenken geben.

Ein gewisser Heroismus in Erscheinung und Spiel tritt Fräulein Damböck bei der Rolle der neuen Fanchon etwas hindernd in den Weg, kommt jedoch ihrer Adrienne von Cardoville trefflich zu statten. Letzteren Charakter zeichnet diese Darstellerin ganz anders und gewiß mehr im Sinne Eugen Sue's, als wir sie von Madame Thomas zu sehen gewohnt sind, der wir deßhalb unsre Anerkennung in dieser Partie nicht geradezu versagen wollen. Madame Thomas führt uns eine gutmüthige, emancipationslustige Pariserin vor, die Wohlthaten erzeigt, weil es ihr einmal so angeboren ist, die Alles im Leben leicht nimmt, weil das Gegentheil kein Vergnügen gewährt, die ihren Feinden den Krieg macht, weil sie ganz unabhängig sein will. Die Adrienne der Fräulein Damböck sagt und thut dagegen nichts ohne entschiedenes Bewußtsein; sie ist eine Dame von Welt und von Grundsätzen; mit Haß und Verachtung straft sie ihre Feinde, welche sie durchschaut, deren Complott sie ahnt; und nicht um ihrer selbst willen, sondern um einer guten Sache zu dienen, wird von ihr gehandelt und gelitten. Diese Auffassung verleiht der Rolle einen ethischen Werth, und Fräulein Damböck führte sie wie die vorhergehenden mit großem Erfolg durch.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Darmstadt, 25. Juli. Während man noch vielfach in Deutschland den Journalismus mit einem geringschätzigen Seitenblicke betrachtet, und, weil in der That viele windige und ungesunde oder unaare Geister sich der Tagesschriftstellerei widmen, in ihr im Allgemeinen keinen würdigen Lebensberuf sehen will, freut es uns auf das Urtheil eines Mannes hinzuweisen, der sein Lebenlang im strengen Dienste höherer Wissenschaft gearbeitet hat, und immer mehr zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit allgemeinverständlichen volksthümlichen Wirkens gekommen ist. Wir lesen in Hildebrands Geschichte der neuesten Literatur folgende beherzigenswerthe Stelle: „Der Staat muß zur Nationalität und diese zum Staate werden, das Leben des Volkes muß sich zum Prinzipe der politischen Organisation erheben, das Höchste und Gewöhnlichste frei seine Sprossen treiben in dem organischen Ganzen, wenn die Literatur sich einer echten Wiedergeburt erfreuen soll. Die literarische Gegenwart arbeitet nicht nur in der Vielseitigkeit ihrer Produktion diesem Standpunkte eifrig zu, sondern sucht ihn vornehmlich auch durch die Macht des Journalismus zu erreichen, eine Macht, welche um so unbezwingbarer ist, als sich in ihr gerade das Bewußtsein der Social- und Nationalgemeinschaft, das Recht der göttlichen Volksstimme unwidersprechlich zu bekunden sucht. Soll Deutschland nicht zurückbleiben im großen Wettlaufe der Civilsation und Weltcultur, soll seine Literatur sich zu dem erheben, was ihr mehr als billig mangelt und was die Fremde mit stolzem Selbstbewußtsein an ihr vermißt, die Haltung objektiver Gemeinbildung, so wird ihr vor Allem die freie journalistische Politik auf der Grundlage rein volksthümlicher Gemeinsamkeit zu gewähren sein. Nur so werden sich die widerwärtigen Koterien, die verschrobenen Excentricitäten, welche gegenwärtig in derselben noch vielfach herrschen, zum Frommen des echten Volksbewußtseins wie der literarischen Tüchtigkeit aus ihr verdrängen lassen. Die Gegenwart wie sie ist, bildet nur noch die Vorschule einer neuen classischen Zukunft unserer Literatur." — „Hillebrands Buch scheint uns besonders wegen des hohen und freien Standpunktes wichtig, von welchem es die Dinge betrachtet, und wenn solche echte Liberalität unter den Universitätslehrern herrschend wird, so kann es nicht fehlen, daß sie immer mehr alle Schichten der Gesellschaft durchdringt, und wir gleichsam von Demagogie wie von stabilem Philisterthum rüstig voranschreiten. ⊙

*** Wiesbaden. Unsre Conzertsaison hat durch die musikalische Soiree der zwei künstlerischen Notabilitäten Max Bohrer und Breiting ein schönes Resultat gewonnen; nicht was den äußern Erfolg anlangt, der unter den hiesigen Verhältnissen selbst für Künstler ersten Ranges kein allzu lohnender ist, sondern in Beziehung auf die vortrefflichen Leistungen, die den Versammelten vorgeführt wurden. Bohrer hat sein europäisches Renommé bis über den atlantischen Ozean getragen und die Bewunderung der neuen Welt geerntet; rüstig, kunstreich und genial tritt er nun eine deutsche Kunstwanderung von neuem an und wer ihn hört, begreift, daß Rossini ihn den Paganini seines Instrumentes nennen mußte. Sein Vortrag der Elegie von Rombeeg, seiner eigenen Variationen über ein steierisches Thema und seiner merikanischen Phantasie erfüllt jeden Hörer mit Entzücken: es ist die warme und tiefe Begeisterung einer Künstlerseele, mit hinreißendem Ausdruck dem Cello eingehaucht. Breiting, dessen Tenor am Rhein wie an der Themse, an der Donau wie an der Newa Celebrität errungen, war ein würdiger Genosse dieses Conzertes; in seinen Nummern zeichnete er sich durch gediegenen Gesang und durch den Vollgehalt seines seltenen kunstgepflegten Organs aus. Der Beifall, der den Leistungen beider Künstler folgte, war ein wahrhaft enthusiastischer und ging von der Elite der hiesigen Fremdengesellschaft aus. Fräulein Rummel verschönte das Concert durch den Vortrag zweier Lieder und zeigte auch diesesmal, daß die Wiesbadener Bühne Ursache hat, sich zum Besitze einer so lieblichen und kunstgebildeten Sängerin Glück zu wünschen. ♂

*** Leipzig, 24. Juli. Der Vorstand des Schillervereins veröffentlicht soeben folgende Aufforderung: „Fünf Jahre lang haben wir das Schillerfest in Leipzig gefeiert und uns dabei der bereitwilligsten Unterstützung von Dichtern und Componisten erfreut; die Mittel des jungen Schillervereins gestatteten aber nicht, den geehrten Mitwirkenden etwas Anderes als unsern innigsten Dank zu bieten. Können und wollen wir nun auch ferner uns freundlich gebotene Unterstützung nicht belohnen, so sind wir doch im Stande, Denen, welche durch die Gaben ihres Geistes das Fest verherrlichen, wenigstens ein Andenken zu bieten. Dies geschieht denn hiermit, und wir geben von dem nächsten Feste an: für jeden bei der Feier gehaltenen Vortrag und für jede dabei ausgeführte Composition eine schöngebundene Prachtausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken; für jeden Aufsatz, welcher eingesendet und von einem Andern vorgetragen wird, jedes zur Declamation verwendete Gedicht und jedes angenommene Tafellied eine schöngebundene Prachtausgabe von Schiller's Gedichten oder eine silberne Schillermedaille. Mögen denn Dichter und Componisten unser Andenken nicht verschmähen und auch ferner ihre Kräfte unserm Feste widmen. Einsendungen werden unter der Adresse der Buchhandlung von Robert Friese erbeten."

*** Ein Hr. Bain ist Erfinder einer elektrischen Uhr, welche ihre bewegende Kraft durch elektrische Strömungen in der Erde erhält. Er hat aber noch eine andere Art von Uhr erfunden, deren Gehwerk in Glasgow und deren Pendel in Edinburgh ist. Vermittelst des von ihm längs der Eisenbahn geführten elektrischen Telegraphen ist die Verbindung hergestellt. Die Uhr ist in dem Stationshause zu Glasgow, der Pendel im Stationshause zu Edinburgh

Digitized by Google

— eine Entfernung von 46 (engl.) Meilen — und die Maschinerie der Uhr in Glasgow geht ganz genau nach den Schwingungen des elektrischen Pendels in Edinburgh. So könnte, bemerkt Hr. Bain, durch einen einzigen elektrischen Pendel im Observatorium zu Greenwich England und Schottland zu einem chronometrischen Bunde vereinigt werden, denn der Pendel zu Greenwich würde die astronomische Zeit genau durch das ganze Land angeben. Ausld.

*** Daß die Hand ein treffliches Mittel sei, Dem, was wir sagen, noch genauern mimischen Ausdruck zu geben, ist eine allgemein bekannte Sache. Allein es gab auch einzelne Redner, die durch üble Angewohnheiten Eindruck zu machen hofften. Wie mancher Kanzelredner namentlich, und dann Schulmänner besonders, suchen, wenn das Gedächtniß versagt, ihre Verlegenheit durch Husten und Räuspern zu verbergen, bis am Ende, was erst Sache der Noth war, zu einer häßlichen Angewohnheit wird, die sich auch bei Andern wieder in anderer Weise äußert. Jedoch im 16. Jahrhundert war das Husten auf der Kanzel in Frankreich völlig zur Modesache geworden. Einer der beliebtesten Prediger war damals Olivier Maillard (gest. 1502,) ein Kapuziner, von welchem zwei Bände Predigten nach seinem Tode 1511 und 1513 erschienen, ungerechnet einzelne, die er drucken ließ. In einer der Letztern, aus dem Jahre 1500, ist genau mit einem Hmi-Hm! am Rande angegeben, wo er seinem Vortrage durch Husten den rechten declamatorischen Reiz verlieh. Spottend sagte in jener Zeit ein Abt Boisrobert. „Ein guter Kanzelredner muß zur rechten Zeit zu husten, zu niesen und auszuspucken verstehn: dadurch zieht er sich aus mancher Verlegenheit.“ Und diese Bemerkung gilt noch heute von einer großen Menge. Bl. f. l. U.

*** Das lustigste Original Hamburgs war seiner Zeit der Handelsherr Jastram. Dieser stets frohsinnige fand großes Behagen an Wenzel Müllers Oper: „Das Sonnenfest der Braminen;“ und besonders liebte er eine Stelle im Gesange des komischen Barzello, wo derselbe, als Priester verkleidet, klagend ausruft: „Ach in meinen jungen Jahren, soll ich schon zum Brama fahren?“ — Seit Jastram diese Oper gehört hatte, sagte er nie von einem Schwerkranken oder Abgeschiedenen: Der und der liegt ohne Hoffnung, oder der und der ist gestorben; sondern es hieß bei ihm immer: Er wird vermuthlich zum Brama fahren; oder der und der ist endlich zum Brama gefahren. — Nach einem ziemlich langen und immer heiteren Leben erkrankte Jastram endlich und zwar sehr bedenklich. Er mochte wohl sein Ende selber fühlen und sagte scherzend zu seinen Freunden; „'t schall my doch wunnern of ick nich to Brama fahr'n warr? — Er war indeß auch jetzt stets von Freunden umgeben, die mit ihm lustig zechen mußten. — Eines Tages sagte er zu ihnen: „Kinners! sall ick ju mal wat seggen? ick glöv, dat ick hüül nah Brama fahr; hüüt mööt wy 'n goden Punsch drinken.“ — Gesagt gethan. — Ein köstlicher Punsch dampfte gar bald in der Terrine und die Gläser klangen auf's Wohlsein hier und jenseits. Jastram wurde immer schwächer und immer fröhlicher nach jedem genossenen Glase Punsch, und endlich lallte er: „Up vergnöögtes Wedderseh'n by Brama!“ seine letzten Worte aber waren: „Adjüs Kinner! — Nu fahr ick to Brama“ — und entflohen war die unverwüstlich lustige Seele.

*** Die Türkei wird immer europäischer, wenigstens dem Aeußern nach; sogar die Harems erleben Neuerungen, wie die, deren die Times in einem Schreiben aus Konstantinopel vom 27. Juni erwähnen. Die Odalisken des Sultans haben im Palaste des Beierbeg ein Stück aufgeführt; es war eine Uebersetzung von einem französischen Vaudeville, und machte den Türken außerordentlich viel Vergnügen. — Viele vornehme Türkinnen tragen jetzt unter dem türkischen Schleier lange europäische Kleider, ein schlechter Tausch für ihre schöne einheimische Tracht! M. Unterhbl.

Ansari.

Am Morgen färbte den Säbel ihm des Perserfürst's Blut,
Am Abend er im schattigen Zelt im Arme Sulamiths ruht;
Am Morgen flog auf dem Rappen er durch der Wüste sonnigen Glanz,
Am Abend wand er sich um das Haupt den duftigen Rosenkranz;
Am Morgen ee zu den Gläubigen das Wort der Verheißung sprach,
Am Abend sann er des schönsten Lieds harmonischem Wollaut nach;
Am Morgen wusch er im Wüstensand von Sünden und Fehl sich rein,
Am Abend bracht' ihm der lockige Schenk den dunklen Schiraswein.

So schwand ihm seelig das Leben hin gleich einem glücklichen Traum,
So lag er seelig, zum Tode wund, beim Brunnen am Palmenbaum.
Die Genossen rings, in der Ferne verrieth der Staub des Feindes Flucht;
Er lag, von Sulamiths Arm umfaßt, in ihres Schooßes Bucht;
Mit den Nüstern schnob ihm der treue Rapp' in das bleichende, braune Gesicht,
Ein Sonnenstrahl durch das Palmenzelt umwob sein Haupt mit Licht;
Ihm kündete des Ulema Spruch des Propheten hohen Empfang,
Vernehmlich klang aus der Siegenden Mund seines schönsten Liedes Sang;
Ihm wusch mit der Quelle kühlem Naß die Sklavin Brust und Haupt,
Ihm reichte der weinende Schenk den Wein, den Becher mit Rosen umlaubt.

„So hab' ich gelebt, so stiebt sich's frei! Für den Glauben fiel ich durch's Schwert,
Nun umgibt an der dunklen Pforte mich All' was mir lieb und werth,
Nun trägt mich hinüber in's goldne Reich was mich hienieden trug!
Ich fürchte die kühnen Schwingen nicht, schon flog ich hohen Flug!
Nicht fürcht' ich droben des Richters Wort, ich habe gefehlt und gelebt,
Ich hab' mir auf Erden das Paradies durch Lieder und Thaten erstrebt.
Wie helle Klänge durchbeben mich, wie würzige Luft mich umweht! —
Allah' ist groß! Allah ist gerecht! Gelobt sei der Prophet!“

W. Hamm.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 28. Juli. (Neu einstudirt) Der Vater der Debütantin, Posse in 4 Abtheilungen von B. A. Herrmann. (Gastrolle) Tanne-Windmüller: Herr Koch, vom Hoftheater zu Cassel. Vorher geht: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt von Wages.

Mittwoch, den 29. Juli. (Zum Erstenmale) Köck und Juste, Vaudeville-Posse in 1 Akt, nach dem Französischen von Friedrich. Musik von verschiedenen Meistern. (Gastrolle) Juste: Fräulein Boden, vom Theater zu Magdeburg. (Gastrolle) Köck: Herr Koch. — Vorher geht: Der verwunschene Heinz, Schwank in 3 Abtheilungen, von J. v. Plötz. (Gastrolle) Eychen: Fräulein Boden.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 208. Donnerstag, den 30. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Anastasius, um zu hören, ob des Blumenhändlers Ansicht allgemein im Publikum verbreitet sei, befragte ihn über die Ursache dieses grausamen Verfahrens des Statthalters.

„Ei nun," versetzte der Greis, „man munkelt viel von den Griechen, die ihre Freiheit wieder erringen wollen, da hält man für klug, ihre Gewehre verrosten zu lassen."

„Eher soll jeder Muselmann den eignen Cimeterre hinunterschlucken, als daß wir uns einer solchen schimpflichen Behandlung unterwerfen!" rief der Jüngling empört.

„Gott Abrahams und Jakobs, solltet Ihr auch zu den tollkühnen Aufwieglern gehören, die das Volk bethören, und uns Alle in's Unglück stürzen werden? Seid auf Eurer Hut, junger Mann. Es ist besser zu beugen den Nacken in's Joch des Muselmanns als unter die Klinge seines Schwertes."

„Und noch besser, das drückende Joch abzuschütteln und zur Erringung der Freiheit das Schwert zu ziehen," versetzte der griechische Jüngling mit hochglühendem Antlitz.

Esther schlug das schöne Auge beifällig lächelnd zu ihm auf, während ihre Mutter tadelnd den Kopf schüttelte. Ischariot aber, nachdem er von Anastasius vernommen, daß dessen unumschränkter Credit größtentheils zu diesem Zwecke verwandt werden solle, berechnete schnell seinen Antheil Gewinnst bei dem gefährlichen Unternehmen, und schien mit den Aussichten dieser Speculation zufrieden.

Erst spät am Abende kehrte Anastasius in des Armeniers Wohnung zurück. Alle Bewohner, außer seinem treuen Diener Kolkas, hatten sich schon zur Ruhe begeben, bald entließ er auch diesen seiner Dienste; er selbst aber, noch unter dem Zauber von Esthers lieblicher Erscheinung, fühlte sich wenig zum Schlafe geneigt, öffnete leise die Thüre seines Gemachs und setzte sich in der Gallerie auf eine Marmorbank nieder.

Träumerisch blickte er lange in die dunkle Nacht. In seinem Innern war eine neue Welt aufgegangen, so weit, so unbegrenzt, so voll von namenlosen seligen Gefühlen, daß er einem jeden auf ihn herabfunkelnden Stern das ungekannte, seine Brust beklemmende Glück hätte zujubeln mögen. Noch war er in diesen Schwärmereien eines zur ersten Liebe erwachenden Herzens versunken, als er sich plötzlich am Arm gefaßt fühlte. Es war Caritas, die, ein Licht in der Hand, ihn mit sich fort zu ziehen suchte.

„Komm', Fernand, ich will Dich zu Thränenperlchen führen, tritt aber sachte auf, damit der Bruder Dich nicht wahrnehme."

„Und warum sucht Ihr Euch vor ihm zu verbergen?" fragte er, die Wahnsinnige bei der Hand nehmend.

Caritas brach in ihr klangloses Lachen aus.

„Was stimmt Euch so heiter, Cocuna?" fuhr der Jüngling theilnehmend fort.

„O, siehst Du, Fernand, das sind so Gedanken, die in meinem Kopfe sich wie Kreisel herumdrehen," erwiederte sie, die Hand fest an ihre Stirn drückend. Dann zeigte sie in die Höhe: „Siehst Du dort oben am Himmel den blauen Juwel? Das ist Thränenperlchens Auge, welches Dir zulächelt."

Anastasius folgte dem Wink ihrer Hand und erblickte den Abendstern, dessen Glanz ihm noch eben Esthers Blick in's Herz zurückgestrahlt hatte, und ein banger Schauer durchrieselte ihn.

„Wo ist denn Dein Thränenperlchen?" fragte er mit bewegter Stimme.

„St! St! es liegt tief unter der Erde begraben, und muß nicht aufgeweckt werden."

„Geleitet mich zu ihm," sagte der Jüngling in der Hoffnung, sie dadurch zur Rückkehr in ihre Gemächer zu bestimmen.

Sie ergriff geheimnißvoll seine Hand und zog ihn mit sich fort bis zu einem kleinen Kiosk am Ende der Gallerie. In demselben Augenblick trat ihnen Vaselaiki mit dem Löwen aus der Thüre entgegen.

„Mein Bruder, o, mein Bruder will mich erdolchen!" rief die Wahnsinnige mit gellender Stimme und floh rasch davon.

Anastasius erklärte dem staunenden Hauswirth, wie er zu der nächtlichen Begegnung gekommen sei.

„Alle Mitgenossen meines Hauses — und erlaubt, daß ich Euch ihnen zuzähle — müssen früher oder später mit dem beklagenswerthen Zustand meiner Schwester bekannt werden," entgegnete Jener ernst und fügte nachdrucksvoll hinzu: „Es wird auch Euch nicht lange verborgen bleiben, daß alle ihre seltsamen Reden nur den fantastischen Einbildungen eines zerrütteten Geistes zuzuschreiben sind; gewiß werdet Ihr dann mit uns vermeiden, sie durch Ausfragen oder unüberlegte Theilnahme in ihrem Wahne zu bestärken."

Mit diesen Worten hatte der Armenier den Gast in sein Schlafgemach zurückgeführt. Bei'm Hinaustreten machte er Hussan ein gebieterisches Zeichen, sich vor der Schwelle niederzulegen.

Die Ankunft der von Nisat erwähnten Circassierin hatte in Yousouf's Palast eine große Bewegung verursacht. Ungeachtet seines rohen grausamen Characters zeigte der Pascha dennoch zum großen Aergerniß seiner Glaubensgenossen eine so offenbare Vorliebe für die Sitten des Abendlandes, daß er bis jetzt in Mitten eines zahlreichen Harems, der einzigen angetrauten Gattin treu geblieben war. Seine plötzlich erwachende Neigung für eine der sie umgebenden Dienerinnen verletzte daher um so empfindlicher zu gleicher Zeit den Stolz der Fürstin und die Eitelkeit des Weibes.

Digitized by Google

Dieses Gefühl erzeugte bei ihr, wie bei den meisten Frauen, qualvolle Eifersucht und niedere Rachbegier. Yousouf ertrug indeß die Erstere mit echt türkischem Gleichmuth und gab sich unbekümmert seiner aufkeimenden Leidenschaft hin; als aber derselben gewaltsam Einhalt auferlegt wurde, durch das heimliche Verschwinden der ex-Favoritin, da beschloß der gereizte Gatte diese Beleidigung streng zu strafen, indem er Ali, seinem vertrauten Eunuchen den Auftrag gab, ihm in Konstantinopel eine der schönsten Sclavinnen einzukaufen.

Am Tage von dessen Rückkehr saß Fatme, die verstoßene Gemahlin, bleich, das Auge von Thränen getrübt, auf ihrem Divan in tiefes Nachsinnen verloren. Eine fast unheimliche Stille herrschte unter den sie umgebenden Dienerinnen.

Endlich erweckte das Geräusch nahender Schritte Fatme aus ihrem düstern Nachsinnen. Sie warf ihr gesenktes Haupt stolz in den Nacken, trocknete schnell die feuchten Augen und harrte, nachdem sie ihren Frauen gewinkt, sich zurückzuziehen, mit kaltem aber lächelndem Antlitz dem Eintritt des Gatten. (Fortsetzung folgt.)

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

(Fortsetzung.)

Noch ist von den Gästen, welche uns im Verlauf der letzten Wochen im Schauspiel vorgeführt wurden, des Hrn. Häser vom Hoftheater in Oldenburg zu gedenken. Er hat den Rolla in Dorneu und Lorbeer, den Bolingbrock in der Marquise von Villette, Ludwig XIV. im Urbild des Tartüffe gespielt und sich in diesen drei Partien als einen Mimen voll schöner Anlagen und ernsten Strebens bekundet, der noch während der Intendantur und unter den Augen des Herrn von Gall einen soliden Grund gelegt hat, auf dem er nur rüstig fortbauen möge. Die Natur hat ihm alles erforderliche Material mitgegeben, den redlichen Willen und guten Geschmack bringt er selbst bei, nunmehr nur auch gutes Glück, und man darf ihm eine schöne Zukunft versprechen.

Seit unsere Bühne ihren ersten jugendlichen Liebhaber entlassen, — die Fama hatte ihn mittlerweile sterben lassen, aber er lebt und soll den Pragerinnen außerordentlich gefallen — haben sich die Candidaten dutzendweise eingefunden, berufene und unberufene. Wer's Glück hat, führt die Braut heim, sagt ein altes Sprüchwort; Herr Franzmüller vom Stadttheater in Aachen war der Glückliche. Als André in der neuen Fanchon und als Jakob Rennepont im ewigen Juden hat er sich vorgestellt und den Vätern muß er gefallen haben, denn am 26. Juli war er schon nicht mehr auf dem Zettel am Ehrenplatz der Gäste zu sehen, sondern mitten unter den Familiengliedern. Die gut erzogene Kritik ist immer etwas schüchtern, wenn die Bekanntschaft noch so kurz ist. Hat sie sich erst von ihrer Ueberraschung erholt, so wird sie es offen bekennen, wie ihr der neue Liebhaber gefällt.

Wir schließen unsern Bericht über das Schauspiel mit dem ergötzlichen Sonntagsabend des 26. Juli ab, an welchem Albini's „Endlich hat er es doch gut gemacht" neu einstudirt, Angely's „Dachdecker" den Frankfurtern eine Novität, und drei Stunden hindurch das Lachen an der Tagesordnung war.

Der Dachdecker ist ein höchst unbedeutendes Produkt, an welchem der Komiker, der es in einigen abgenutzten Situationen zu Markte bringt, nicht schwer zu tragen hat. Indessen man lacht einmal darüber, und das ist zuweilen auch schon genug. Albini's Lustspiel kann dagegen eine verdienstliche Schöpfung seines Verfassers, ein Probierstein der Spielenden und, wenn gut zugerichtet und aufgetischt wird, ein allerliebster Genuß für das Publikum genannt werden. Vier bis fünf komische Charaktere, weit auseinandergehalten, sämmtlich nach der Natur gezeichnet, oft zum Todtlachen gruppirt, und zu einer Handlung verbunden, die den Zuschauer in beständiger Spannung erhält, zeugen für ein Talent, welches dem deutschen Lustspiel hätte ein Heiland werden können, wenn es nicht zu früh untergegangen wäre. Noch weit mehr als das belobte Stück spricht für diese Behauptung „die gefährliche Tante" desselben Verfassers, an welche wir unsere Theaterdirektion hiermit freundlichst erinnert haben wollen. —

Ueber Herrn Koch vom Hoftheater in Kassel, den Träger der Hauptrolle, bleibe eine Besprechung noch vorbehalten; nur so viel sei hier erwähnt, daß sein pensionirter Fleischsteuer-Kassenschreiber Mengler und sein Dachdecker Peter Petzold von dem vollen Saale mit ungemeinem Beifall aufgenommen und mit wiederholtem Hervorrufen belohnt wurden.

Herr Reger war als Hauptmann von Schlögel höchst ergötzlich. Gemüthlichkeit und Humor, wie sie diesem Mimen von Natur zu eigen scheinen, leisten ihm immer bei komischen Charakteren ganz vortreffliche Dienste, treten ihm aber bei seinen Intriguanten und Schurken manchmal in den Weg. Die Natur läßt sich nun einmal schwer verleugnen und zwischen deutsch-derber Gradheit, welche Herr Reger in seinen polternden Alten getreu aus dem Leben auf die Bühne zu übertragen versteht, und südländischer Verschmitztheit und Arglist, die nur die krummen Wege sucht, liegt eine so ungeheure Kluft, daß auch der Begabteste die Brücke nicht wird bauen können, die es ihm möglich machte, sich in beiden Extremen mit gleicher Leichtigkeit zu bewegen. Vielleicht daß sich demnächst einmal Gelegenheit bietet, diesen Punkt näher zu beleuchten. —

Neben Herrn Reger war es besonders noch Fräulein Albini, welche, als Jettchen, in des Hauptmanns Hause, den ihr gegebenen Stoff wie immer wieder meisterlich verarbeitet hatte. Daß wir diese schon vielfach besprochene, ebenso bedeutende als bescheidene Künstlerin verlieren sollen, bleibt sehr zu beklagen; unsre Bühne wird durch ihren Abgang nicht nur um eine Zierde, sondern auch um eine Stütze ärmer; denn Fräulein Albini war und ließ sich überall, im Schauspiel wie in der Oper verwenden. Und wenn sie uns wirklich nicht erhalten werden kann, wer soll sie ersetzen, diese lebenslustige Chouchon, diesen unbändigen Herzog von Richelieu, diesen liebenswürdigen Pariser Tangenichts und wie alle die Titel heißen mögen, denen sie immer so viel Ehre gemacht?

In unserer Oper hat wohl seit langer Zeit kein so frisches, fröhliches Leben gewaltet, wie in den letzten Monaten. Da wurden aufstrebende Talente bei dem Publikum eingeführt, Gäste erschienen in Menge aus der Nähe und Ferne; größere Mannigfaltigkeit kam in das Repertoire, halb vergessene gute Opern wurden wieder an's Licht gezogen, anderes Alte ist mit Neuem demnächst zu erwarten. Alle gangbaren Opern Mozart's, der lange für uns nicht mehr da zu seyn schien, sind in den jüngsten Wochen, zum Theil vortrefflich aufgeführt, über unsere Bühne gegangen, während Donizetti im Monat Juli ganz in den Hintergrund getreten ist und von Bellini nur zwei Opern gegeben

Digitized by Google

worden sind, die uns wieder einmal neu waren, weil sie längerr Zeit geruht hatten: Puritaner und die Montecchi und Capuleti. Auch das Orchester läßt sich seinen alten Ruhm nicht nehmen und erntet oft lauten Beifall, besonders wenn es gute Meister exerutirt. Wird auf diesem Wege fortgefahren, wird namentlich bei der Gesellschaft, die unter andern so tüchtige Milglieder zählt, wie man sie unter den hiesigen Verhältnissen nur immer bieten kann, das Fehlende noch schicklich ergänzt, dann dürfen wir vielleicht demnächst wieder ein Zeitalter erwarten, ähnlich dem, welches vor zwei Decennien die Ehre und den Ruhm unserer Oper weit über das Weichbild dieser Stadt hinaus verbreitet hat.

Das Gastspiel des Herrn Fischer vom Hofthealer in Braunschweig auf der hiesigen Bühne betreffend, lasen wir neulich in einem auswärtigen Blatt, „dieser Sängrr sey in zehn Jahren kaum bedeutender geworden." Dirse Kritik ist kurz und zwrizüngig, wie weiland die Orakelsprüche von Delphi oder Dodona. Eben so kurz, wahr, aber viel verständlicher hätte man sagen können: „Jede Rolle, welche dieser Gast hier gesungrn, war ein Sieg unsers Bassisten Conradi." Herr Fischer steht in Spiel und Stimme weit hinter diesem Sänger zurück und würde deßhalb unserm Publikum gegenüber einen schweren Stand gehabt haben, hätte nicht seine Gemahlin, die vortrefflichr, in dirsen Blättern bereits besprochene Madam Fischrr-Achten nebrn ihm gastirt. Die Gesangspartien des Gastes konnten noch einigermaßen befriedigen, aber Rollen, die zugleich ein schönes lebendiges Spiel erfordern, wußte er nicht zur Geltung zu bringen. Dieß gilt namentlich vom Figaro (in der Mozart'schen Oper) und vom Leporello, zwei Figuren, die nicht nur ein ganz klares Verständniß, sondern auch geistige und körperliche Springkraft nothwendig voraussetzen. Wer hier die feine Komik nicht bieten kann, drm wird es mit der vierschrötigen, die Herr Fischer stellenweise angewandt hat, gewiß nicht gelingen.

Höchst überraschend in seinem Erfolg war das Debüt des Hrn. Kelchner als Jäger in dem Nachtlager von Granada. Mit allen Gaben und Gnaden ausgerüstet, welche der dramatische Sänger für seinen Beruf braucht, hat dieser junge Mann mit seltener Unbefangenheit den ersten Schritt auf der Bahn des Künstlers gethan. Seine Stimme, hoher Bariton, zeichnet sich besonders durch schöne Mittelröne aus, die höheren Register waren am Abend seines Auftretens etwas bedeckt. Der Vortrag der einzelnen Nummern ließ für einen ersten theatralischen Versuch kaum etwas zu wünschen übrig, und des Debütanten Spiel hätte einem vollendeten Künstler zur Ehre gereicht. Wird sorglich hausgehalten mit den dargebotenen Talenten, so darf man dem jungen Künstler eine schöne Zukunft versprechen.

(Schluß folgt.)

Berlin.

(24. Juli.)

Die Musketiere der Königin, Oper in 3 Akten von Halevy. Seit dem 13. Februar ist in Paris die neueste Oper Halevy's neunundachtzig Mal bis jetzt gegeben worden, und zwar immer vor gefülltem Hause, immer mit steigendem Beifall, und wenn auch der Pariser Enthusiasmus für die deutsche Kritik kein Norm abgeben kann, so ist es doch wenigstens ein Beweis, daß diese musikalische Schöpfung viel Interessantes und Spannendes enthielt, das die flatterhaften Pariser während einer ganzen Saison fesseln konnte. Da nun in Berlin diese Oper zuerst unter allen andern deutschen Bühnen zur Aufführung gekommen ist, so dürfen wir hier, was sonst nur selten der Fall ist, den Reigen der gewiß zahllosen Beurtheilungen eröffnen und freuen uns um so mehr, daß diese durchaus günstig ausfällt, da wir hier nur zu oft die traurige Gelegenheit gehabt haben, dem an vielen Orten schon erworbenen Lorbeerkranze einige Blätter und Blüthen entreißen zu müssen. Die Kritik Berlins wurde fast immer gefürchtet und für allzubedenklich, ja beinahe für ungerecht streng ausgeschrien, und wir haben nun die Genugthuung, aus vollem Herzen ein lautes Bravo! Bravo! dem Meister zuzurufrn, der in srinen Tondichtungen mehr deutsche als französische Elemente, mehr Tiefe, als modernen Leichtsinn und doch bei alledem eine liebenswürdige Gewandtheit, eine heitere Laune und das Talent humoristischer Charakteristik offenbart. Der Inhalt des Libretto, das von den besseren Arbeiten dieses Genres ist, entspricht vollkommen der musikalischen Interpretation, und Wort und Klang sind zu einer seltenen, durchaus wohlthuenden Harmonie, zu einer in sich vollendrten Einhrit verbunden. Die Ouverture gehört nicht zu dea mit dem Werke selbst ganz unzusammenhängenden Gelegenheitsarbeiten. Sie ist ganz im Geist des ganzen Werkes gehalten und in der That eine glänzende Vorrede zu der nachfolgendea dramatisch musikatischen Dichtung. Die Hauptmotive der Oper klingen schon in derselben wider und namentlich sehr effertvoll ist die Anwendung des Marche nacturne, der das Finale des ersten Aktes bildet. Die Introdurtion führt uns mitten in das frohe Leben, in die an Ausgelassenheit grenzende Lustigkrit, die das Zeitalter der Königin Anna charakterisirt, ein Zeitalter, in das nur die ernsten Gestalten Ludwigs XIII. und Richeliens einige dunkle Schatten werfen. Dieser Ton und Typus ist durch die ganze Oper festgehalten. Zum vollen, freien Ausdruck kommt er schon in der Arie Hectors von Byron, welcher den Chor unterbricht und worin sich die sorgtose Hrirerkeit mit dem leisen Zug einer schwermüthigen Sehnsucht paart. Erstere klingt aus dem Allegro (F-dur ⅔ Tact) dieser Arie, so wie in dem Meno mosso H-dur, Letztere in dem Andantino Des-dur namentlich bei den Wörtern hervor „dort vom Gebüsch umlaubt, tief in des Waldes Schatten, wird mancher Kuß auf Wang und Mund gedrückt." Nach der Sopran-Arie der Bertha (F-due C) die etwas schalkhaft gehalten ist, und mit der anmuthigsten Grazie gesungen wurde, erwirbt sich die Arie der Athenais von Solange (E-dur $^{12}/_{8}$ Tart) besonders großen Beifall. Sie erinnert an die heitere Romantik des Landlebens und ist frisch und klar wie die Welle des Baches, der durch die sonnigen Fluren sich schlängelt. Schön gesungen wie hier bei uns durch Frl. Marr, muß sie bald überall ein Lieblingsstück der singendrn Damenwelt werden. Der Preis des ersten Aktes gebührt aber dem Sextett (2 Tenore, 2 Bässe und 2 Soprane (D-dur C Tart) das von fast majestätisch festlicher Wirkung ist. Auch die Begleitung ist reizend. Das Finale des ersten Aktes ist der erwähnte Marche nocturne B-dur ⅔ Tart, energisch, eigenthümlich und sehr pikant. Aus dem zweiten Akte heben wir besonders das Quartett für 2 Soprane und 2 Tenore hervor (D-dur C) und den Masken-Chor (G-dur ⅔ Tact.) Hier hat Halevy den ganzen Reichthum an Metodie und die Kunst charakteristisch-dramatischer Malerei aufgeboten, im dritten Akt aber muß dem leidenschaftlich bewegten Duett zwischen Otivier und Athenais (E-dur C Tact) die Palme gereicht werden. Man könnte höchstens eine zu auffallende Reminiscenz an die Hugenotten hinweg wünschen. Es ist eine große Wirkung und für die Darsteller und Sänger eine gleich schöne und schwere Aufgabe. Beifall wurde fast jeder Nummer und mit Recht gespendet, und es steht zu erwarten, daß die Oper in Berlin wie in Paris stets volle Häuser machen und ihre Anziehungskraft auch hier tüchtig bewähren werde. —

Digitized by Google

Was die Aufführung betrifft, so hat der General-Intendant Herr v. Küstner sich aufs Neue Anerkennung durch die geschmackvolle Wahl der Kostüme und Dekorationen unter der umsichtigen Leitung des K. Regisseurs Herrn Louis Schneider erworben. Die fünf Rollen waren durch die Damen Tuczek und Marr (2 Soprane) und die Herren Mantius und Pfister (Tenore) und Zschiesche vortrefflich besetzt. Der zweimalige Hervorruf der königl. Sängerin Frl. Tuczek und der allgemeine Hervorruf am Schluß der Oper dokumentirte den glänzenden Erfog des Werkes

Feuilleton.

*** Field und Hummel. Im Jahre 1823, wo der Kapellmeister Hummel Rußland bereiste, begab er sich auch, nachdem er durch seine Virtuosität auf dem Pianoforte in Petersburg den allgemeinsten Beifall errungen hatte, nach Moskau, in welcher Stadt damals der berühmte Field wohnte. Die beiden Virtuosen hatten sich noch nie gesehen, ob sie gleich einander dem Ruhme nach sich recht wohl kannten. Eines Morgens ging Hummel mit seiner einfachen Art und Weise in Kleidung und Haltung zu Field, der in einem kleinen Miethquartiere wohnte. Er fand den Künstler im Schlafrocke mit der Pfeife im Munde, wie er einem Schüler Unterricht gab. „Ich wünsche zu Hrn. Field zu kommen," sagte Hummel. — „Der bin ich," entgegnete Field; „was steht Ihnen zu Diensten?" — „Ihre angenehme Bekanntschaft zu machen. Ich bin ein Liebhaber der Musik — aber ich sehe, daß Sie beschäftigt sind; lassen Sie sich nicht stören; ich kann warten." Field hieß ihn ohne Umstände sich niederlassen, und fragte dies, ob ihn der Rauch nicht incommodire. „Keineswegs" erwiderte Hummel, „ich rauche auch." Die Gegenwart eines Fremden verschüchterte den Zögling, dieser empfahl sich also bald. Während der Zeit beobachtete aber Field seinen Besuch sorgfältiger, und fand dessen Aeußeres sonderbar und fast auffallend. Die Unterhaltung begann dann. „Was treiben Sie denn in Moskau?" Hummel antwortete, daß er eigentlich in Handelsgeschäften hierher gekommen sei, als großer Musikfreund aber von den ausgezeichneten Talenten des Herrn Field vernommen habe, und daher die Stadt nicht habe verlassen wollen, ohne ihn gehört zu haben. Field setzte sich also an's Pianoforte, um seinem Gaste dieses Vergnügen zu gewähren. Ob er gleich seinen Zuhörer für einen Midas hielt, so improvisirte er doch eine seiner Capricen, die er stets so hinreißend auszuführen wußte. Hummel dankte ihm sehr für seine Gefälligkeit und versicherte, daß er nie noch das Piano mit solcher Fertigkeit und Präcision habe spielen hören. Field entgegnete nun seinerseits mit spöttischem Tone: „Da Sie Liebhaber der Musik sind, müssen Sie mir auch etwas vorspielen." Hummel machte einige Umstände, sagte, daß er bloß dann und wann die Orgel in seiner Vaterstadt gespielt habe, und nach Field es nicht wagen könne, sich an's Piano zu setzen. „Das ist ganz einerlei! Ein Musikliebhaber weiß immer etwas auswendig." Und dabei lachte Field schon ganz heimlich über das, was er zu hören bekommen werde. Sogleich aber begann nun Hummel, ohne weiteres Präludium dasselbe Motiv, das Field ihm eben vorgespielt hatte, und variirte es auf eine so kräftige und staunenswerthe Art mit der geistvollsten aller Improvisationen, daß Field einen Augenblick lang versteinert blieb. Nicht lange aber währte es, so ließ er seine Pfeife fallen, trocknete sich die Augen, nahm Hummel von hinten beim Kopfe, küßte ihn derb ab und rief voll Rührung: „Sie sind Hummel! Nur Hummel kann in der ganzen Welt so improvisiren." Hummel hatte alle Mühe, sich aus den Händen seines Bewunderers zu befreien, um sich in dessen Arme zu werfen. So machten diese beiden seltenen Menschen Bekanntschaft mit einander. Einige Tage darauf sollte Hummel sein Concert geben, Field versprach ihm also dazu eine Musik für zwei Pianoforte zu componiren und sie führten sie am bestimmten Tage mit einem Erfolge auf, der leichter zu begreifen als zu beschreiben ist. Komet.

*** Die „Zeitschrift für Erziehung und Bildung" von Dr. Rotteis bringt in ihrem Maihefte Folgendes: Seite 275 in dem erwähnten Journale von diesem Jahre liest man: „Es gibt zwei Hauptsonnensysteme: 1) das von Kopernicus. Er wurde geboren zu Thorn, einer alten preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel 1473 und starb im Jahre 1543. Dieses System ist nur den Gelehrten begreiflich, weil nach demselben sich Alles anders verhält, wie es uns der Augenschein zeigt; 2) das von Tycho de Brahe. Er wurde zu Knud-Strup in Dänemark 1546 geboren und starb 1601. Dieses System ist nach meiner Meinung das für den Bürgers- und Bauersstand und also auch für die Volksschule, weil nach demselben Alles sich wirklich so verhält, wie es die Anschauung uns darstellt. Beide Systeme sind nur Hypothesen. Der Gelehrte studirt beide; für den gemeinen Mann mag das einfachere, das anschaulichere genügen." Fügen wie nun für den nicht ganz kundigen Leser noch hinzu, daß Tycho de Brahe lehrte, die Erde stehe still und die Sonne bewege sich um dieselbe!

*** Der „Curgast" erzählt: Die Anekdote, daß auf der Berliner Eisenbahn ein Esel, bei nicht vorhandener Taxistaxe, als Passagier erster Klasse expedirt worden, geht durch alle Zeitungen. Ein Seitenstück dazu hat sich erst jüngst auf unserer Taunuseisenbahn wirklich ereignet. Für einen Frankfurter Herrn wird ein Esel mit Sattel und Riemzeug in Wiesbaden angekauft und soll auf der Eisenbahn nach Frankfurt spedirt werden. Allgemeine Verlegenheit, denn auch hier gibt der Tarif keine Auskunft über die Transportgebühr eines Esels! Den kürzlich gelesenen Berliner Witz will man nicht auch hier in Erfüllung gehen lassen; man debattirt; endlich zündet ein Gedanke: Ochsen expedire man häufig genug auf der Eisenbahn; zwischen einem Ochsen aber und einem Esel sey kein großer Unterschied. Alles pflichtet dieser Ansicht bei und der Esel wird als Ochs taxirt und als solcher nach Frankfurt expedirt.

*** Ein alter Enthusiast befang die Elßler in der „Gisella" auf folgende Weise:

Um ewig nur um Dich zu sein
Beglückt zu Grab' zu gehen,
Möcht' ich mit dir bei Mondesschein
Im Tanze todt mich drehen.

Oesterr. Morgenbl.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 29. Juli. (Zum Erstenmale) Köck und Juste, Vaudeville-Posse in 1 Akt, nach dem Französischen von Friedrich. Musik von verschiedenen Meistern. (Gastrolle) Juste: Fräulein Boden, vom Theater zu Magdeburg. (Gastrolle) Köck: Herr Koch. — Vorher geht: Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abtheilungen, von J. v. Plötz. (Gastrolle) Cochen: Fräulein Boden.

Donnerstag, den 30. Juli. (Neu einstudirt) Der Postillon von Lonjumeau, komische Opee in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Fr. Ellmenreich. Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou: Herr Röer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 209. Freitag, den 31. Juli 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Yousouf verweilte einen Augenblick auf der Thürschwelle, um dem ethiopischen Frauenwächter einige Worte zuzuflüstern, und ließ sich dann mit strenger Miene an der Seite seiner Gattin nieder. Eine der Sclavinnen eilte sogleich, ihm den angezündeten Tschibuck darzubieten; sie berührte das Mundstück mit ihren Lippen und überreichte dann die Pfeife dem Gebieter.

„Ich wünsche Dich ohne Zeugen zu sprechen, Fatme," sagte er, nachdem er einige Züge gethan und dem Kräuseln der Rauchwolken nachgeblickt hatte.

Sie winkte den Sclavinnen sich in das Vorzimmer zu entfernen.

Hierauf sprach Yousouf:

„Eine junge Circassierin, frisch und lieblich wie die aufbrechende Rosenknospe, anmuthig wie die schüchterne Gazelle auf Afrika's Fluren wird von heute an den Platz der verschwundenen Sclavin in meinem Harem einnehmen, und gleich Jener die Zahl Deiner Dienerinnen vermehren."

„Ich besitze der Frauen genug," versetzte Fatme mit stolzer Kälte, „und Ihr, Yousouf," fügte sie drohend hinzu, „werdet nicht vergessen, daß die Tochter einer der mächtigsten Familien im Reiche, die Euch Rang, Ansehen und Vermögen zur Mitgift brachte, Eure gesetzmäßige Gattin ist."

Eine düstere Röthe bedeckte bei diesen Worten Yousoufs gelbblasse Wangen, seine Hand machte eine Bewegung nach dem Yatakan im Gürtel. Doch schnell seinen Zorn niederkämpfend, entgegnete er ruhig:

„Mächtiger als Dein Vater, des Sultans Günstling, mächtiger als Deine Drohungen, mächtiger als Dein Uebermuth ist Mahomets weises Gesetz, welches dem Manne mehrere Weiber zugesteht."

„Und dennoch hatte Yousouf bis jetzt die Weisheit des Propheten unbeachtet gelassen? Was werden Eure Schützlinge, die Giaurs, zu diesem Abfall von ihren Gebräuchen sagen?"

„Sie werden wahrscheinlich in ihm erkennen, daß ich Dir, wie allen Verläumdern, die mich der Abtrünnigkeit unsers Glaubens beschuldigen, meine muselmännische Gesinnungsart unverweislich beweisen will," versetzte der Pascha, und sah dabei Fatme mit einem durchdringenden Blick an.

Nach einer kurzen Pause rief dann der Pascha mit dreimaligem Händeschlag Ali in seine Gegenwart.

„Geh, alle Frauen des Harems in diesen Saale zu bescheiden," gebot er ihm rauh.

Ali entfernte sich schweigend und nach wenigen Minuten, in welchen die stolze Fürstentochter nur mit Mühe das Gefühl ihrer Demüthigung bemeistern konnte, füllte sich das Zimmer mit den übrigen Sclavinnen.

Gulnare, die reizende Circassierin erschien in deren Mitte, schlank und geschmeidig wie eine junge Palme ihrer fernen Heimath. Das tief blaue Auge war von langen glänzenden Wimpern beschattet und goldene Locken umflossen üppig das holde Antlitz und den blendenden Nacken. Ihr offenes purpurfarbenes Uebergewand enthüllte die weißen golddurchwirkten Unterkleider, welche faltenreich bis über die Füße herabfielen und durch einen bunt gestreiften Caschemir um die Hüfte befestigt waren.

Die Hände ehefurchtsvoll in den weiten Florärmel verbergend, stellte sie sich mit den übrigen Frauen des Harems an die Hinterwand des Gemaches. Einige männliche Sclaven trugen die gewöhnlichen Erfrischungen herbei, um sie von den Frauen der Herrschaft dareichen zu lassen. Gulnare nahm einen kleinen goldnen Becher und hielt ihn der Herrin unterwürfig hin. Mit einem schnöden, verächtlichen Blick wieß Fatme die neue Sclavin dem Pascha zu.

Nachdem dieser die Tasse geleert hatte, sagte er zu dem erröthenden Mädchen, ihr die Wangen streichelnd:

„Nimm die Zitter, Gulnare, und erfreue uns durch Deinen Gesang. Man sagt, Deine Stimme sei schön, wie die der Frauen im Abendlande."

Sie folgte des Gebieters Befehl, setzte sich zu seinen Füßen nieder und sang eins jener arnautischen Lieder, die ebenso wohl durch das Rührende der Klage, wie durch die Einfachheit der Melodie den Hörer ergreifen und selten den Eindruck verfehlen.

Von früher Kindheit an in die Geheimnisse ihrer Bestimmung eingeweiht, heftete Gulnare nach beendigtem Gesange die Augen schmachtend auf den Beifall lächelnden Gebieter. Und der liebetrunkene Blick, welcher ihr entgegen strahlte, ließ ihr keinen Zweifel, daß sie durch ihre Anmuth sein Herz besiegt hatte.

Einen Augenblick war Fatme bei dem Triumphe der Sclavin erblaßt, bald aber röthete die Zornesgluth ihre Wangen und nachdem sie die Begrüßung des sich entfernenden Gatten mit kalter Ruhe erwiedert hatte, befahl sie Zulaika, ihr Rifat, den Blumenhändler heimlich zuzusenden.

Anastasius hatte nun schon mehrere Monate in Vaselaiki's Familie zugebracht, allein seine Neigung für die schöne Israelitin ließen ihn wenig über Caritas steigende Gemüthsunruhe und ihres Beuders düsteres verschlossenes Wesen nachdenken; selbst die Veränderung in Leilah's sonst so unbefangenem Benehmen wurde von dem zerstreuten Jüngling nicht bemerkt; Agrigou aber, die treue, erfahrene Amme, schüttelte oft bedenklich den Kopf und Florine, welche an der Tochter ihrer verlorenen Freundin mit mütterlicher Zärtlichkeit hing, wurde für das stille, blasse und doch für Jedermann so liebevoll waltende Kind ängstlich besorgt.

„Du mußt suchen, einige Bekanntschaften mit Gespielinnen Deines Alters anzuknüpfen," wiederholte sie häufig

Digitized by Google

im traulichen Gespräche; Deine zurückgezogene Lebensweise macht Dich zu still und nachdenklich."

„Und dennoch habe ich mich niemals so heiter und glücklich gefühlt, als gerade jetzt," versetzte Leilah erröthend. „Seit ich nach Agrigous Mittheilung die Tante wegen ihrer Liebe zu meiner Mutter verehren muß, und in des Vaters kaltem Benehmen nur den Gram über deren Verlust erkenne, bin ich völlig ausgesöhnt mit meiner einsamen Lebensweise und der Entfernung vom gesellschaftlichen Umgang; und dann," fügte sie stockend hinzu, „verbreitet ja auch des Vetters Gegenwart so viel Frohsinn über unsere stille Umgebung, daß ich nach keiner andern Erheiterung Verlangen fühle."

Anastasius gesellte sich in diesem Augenblick zu den Freundinnen. Er überbrachte eine Einladung von Esther für den folgenden Tag, wo sie die erste Bekanntschaft seiner gastlichen Wirthe durch ein festliches Mahl zu feiern gedachte.

Entzückt über die Befriedigung ihres längst gehegten Wunsches, endlich einmal die von Anastasius ihr als so reizend geschilderte Jüdin zu sehen, ward Leilah nicht müde, des Vetters Erzählung von Ischariot's seltsamer Lebensweise und der bezaubernden Schönheit seiner Gattin abermals mit gespanntem Interesse zuzuhören.

„Auch ich will sie bewundern und mich ihres Umgangs erfreuen, wie Ihr, Anastasius," versicherte sie mit freundlichem Lächeln den Jüngling.

In diesem Augenblick zog sie lautes Pferdegetrappel an das Fenster. Yousouf Pascha ritt so eben mit einem glänzenden zahlreichen Gefolge, worunter sich auch einige Franken befanden, am Hause vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Das Frankfurter Stadttheater in den jüngsten Wochen.

(Schluß.)

Einen andern Novizen der Oper, der ebenfalls zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt, haben wir in Herr André kennen gelernt. Der Name hat in der musikalischen Welt große Geltung, denn ihn trägt eine Familie, aus welcher in den letzten Generationen Komponisten, Pfleger und Förderer der Musik in Menge hervorgegangen sind, die in vielfacher Beziehung nach allen Seiten hin wohlthuend und nachhaltig für Veredlung und Verbreitung dieser Kunst schon gewirkt haben oder noch wirken. Diese Familie bietet uns nun auch einen Bühnensänger; schon der Name ist ein gutes Omen für den aufstrebenden Künstler. Mit dem Grafen in der Nachtwandlerin hat Herr André in der hiesigen Oper debütirt, und dieser Parthie den Nevers in den Hugenotten und den Richard in den Puritanern folgen lassen. Sein Spiel wird noch eine Zeit lang auf Nachsicht Anspruch machen müssen, das läßt sich nicht anders erwarten, indessen verdient sein Gesang alle Anerkennung; die Stimme ist klangvoll, energisch, und schön ausgebildet und der Vortrag zeugt von gutem Geschmack.

Herr Clement, von Graz, hat als Gast den Barbier von Sevilla und den Czaaren gesungen, und zwar mit solchem Erfolg, daß er die letztere Parthie wiederholen mußte. Wir müssen gestehen, seit Pischek's Abgang von unsrer Bühne haben wir einen so schönen Bariton nicht wieder gehört, und bleibt Herr Clement hinter jenem Gefeierten als Sänger zurück, so übertrifft er ihn doch durch sein Spiel, so zwar daß er der Stolz einer jeden Bühne sein wurde. Dies scheint auch die Ansicht des Herrn Baison zu sein, der sich zwei oder drei Tage in unsrer Stadt aufhielt, nicht zwar als Künstler, sondern als Theaterdirektor auf einer Entdeckungsreise. Er hat auf Herrn Clement gefahndet, und, wie man wissen will, nicht ohne Erfolg; wenigstens wäre ihm ein Gastspiel auf dem Hamburger Stadttheater zugesagt, von dem dann das Weitere abhinge. So viel ist gewiß, wir, die wir hofften, haben wieder einmal das Nachsehen. Uebrigens sollte sich, beiläufig bemerkt, die deutsche Gelehrsamkeit einmal gründlich über die Frage hermachen, unter welchen historischen, klimatischen, tellurischen u. s. w. Verhältnissen die silber- und goldhaltigen Kehlen am meisten vor- und fortkommen. Es muß doch irgend ein Geheimniß dahinter stecken, daß z. B. Oesterreich das deutsche Vaterland so reichlich mit Singvögeln versieht. Und verläßliche Aufschlüsse in dieser Beziehung könnten gerade jetzt von großer Bedeutung sein, da die Finken und Nachtigallen tagtäglich im Preise steigen, während concertirende Wundervögel immer wohlfeiler werden. Durch die Erfindung einer Maschine, auf welcher man alle Clavier- Violin- und andere Virtuosen, deren Einbildung größer ist, als ihr Verdienst, zu ersten Sängern umdrechseln könnte, wäre der dermaligen Noth und Theurung freilich am wirksamsten abgeholfen.

In diesem Augenblick hält der herzogl. sächs. Kammersänger, Herr Réer aus Gotha, das hiesige Theaterpublikum im Athem. Das ist fürwahr ein Tenor von ächtem Schrot und Korn, wie man ihn selten wieder finden durfte. Nicht eine dünne, weinerlich-süße, ängstlich auf Stelzen gehende oder halsbrechend hinaufgeschraubte, — nein, eine ächt männliche, markige, sich in der Tiefe wie in der Höhe leicht und schön bewegende Stimme, dramatischer, — nicht concertmäßiger — von Verstand und Empfindung durchdrungener Vortrag, das sind die Vorzüge dieses Opernsängers, der nach dem übereinstimmenden Urtheil der Kenner unter den Tenoristen Deutschlands einer der Ersten ist. Wäre die Aussprache aller unserer Sänger und Sängerinnen eine Sylbe für Sylbe so deutliche, wie in dem Gesange des Herrn Réer, — ein Vorzug, der bekanntlich auch Jenny Lind so hoch angerechnet wird — dann würde der Verleger der Textbücher verzweifelt schlechte Geschäfte machen. Da sich aber einzelne Herren und Damen unsrer Oper, die wir hier nicht nennen wollen, wirklich darin auszeichnen, daß sie den Zuhörer immer im Zweifel darüber lassen, ob sie deutsche oder italienische Worte singen, so thut der Theaterzettel ganz recht daran, wenn er täglich darauf hinweist: „der Text der Gesänge ist am Eingang für 12 Kreuzer u. s. w" Noch einen andern Vorzug hat Herr Réer vor Vielen voraus, und dieser ist vielleicht der verdienstlichste von allen, weil er damit dem Hörer ein besseres Verständniß der einzelnen musikalischen Theile der Oper beibringt und gerade dadurch dem Componisten eine gerechtere Würdigung von Seiten des Publikums sichert: er singt nicht bloße Noten, wie sie in der Rolle stehen, er singt Recitative, singt Arien, beide weit auseinander gehalten, er weiß den Dialog im Gesang hervorzuheben; mit einem Wort: er singt, wie man spricht. — Das Spiel des Herrn Réer, seinem Gesang ganz entsprechend, ist überlegt, lebendig und wahr. — Bis jetzt hat er den Alessandro Stradella, und in den Hugenotten den Raoul mit dem entschiedensten Beifalle gesungen. In seinem Stradella ist indessen nach unserm Ermessen eine kleine

Digitized by Google

Ausstellung zu machen. Sie betrifft die Scene des dritten Aktes, wo der Sänger aus einem Heft eine Parthie einstudirt, die er zu Rom in der Kirche vortragen soll. Unser gewöhnlicher Träger dieser Rolle, Hr. Caspari, pflegt bei dieser Handlung unbeweglich in der Mitte der Vorbühne zu stehen, die Augen auf das Notenblatt geheftet, und nur zuweilen andächtig nach dem Himmel emporblickend. Die Seelenruhe des Sängers, die sich auch äußerlich offenbart, hat etwas Rührendes, ja sogar Erschütterndes, wenn man plötzlich die beiden Banditen mit dem Vormund in böslicher Absicht hereinschleichen sieht, unbemerkt von Stradella, der, in Andacht versunken, ihnen den Rücken zukehrt. Die Frevler selbst werden allmälig durch den frommen Gesang wankend in ihrem Vorhaben, stehen unbeweglich und sinken zuletzt in die Kniee; damit ist eine schöne dramatische Gruppe hergestellt. Unser Gast schreitet bei dem Einstudiren seiner Parthie auf der Bühne umher, und der Arm, welcher das Notenheft hält, ist herabgesunken. Man meint, er müsse die ihm drohende Gefahr sehen, und es geht dadurch viel von einer schönen Illusion verloren. Wir glauben deßhalb, daß die andere Weise des Spiels die hübschere, wenn nicht die richtigere ist. Herr Röer wird zunächst noch im Postillon von Lonjumeau, Robert und Fidelio auftreten.

Neu einstudirt waren seit der Wiedereröffnung unsers Theaters, am 1. Juni, die Schweizerfamilie und der Titus. Erstere Oper ging im Einzelnen wie im Ganzen recht gut, aber es kann nicht geleugnet werden, unser Publikum hat heute von dem Geschmack an dieser ehedem so beliebten Composition Weigl's viel eingebüßt. Dieß ließ sich bei der ersten Aufführung nicht weniger deutlich erkennen, als bei der Wiederholung. Dagegen wurde Mozart's Titus, wenn auch weniger gut gegeben, doch mit Begeisterung hingenommen. Diese Oper ist eben ein Strahl des Lichtes, das in alle Zukunft nicht aufhören wird zu glänzen. Von den Mitwirkenden ist es nur Fräulein Oswald, welcher besondere Anerkennung nicht versagt werden kann. Sie spielte, wie einige Tage zuvor den Romeo, ihren Sextus, sehr schön und sang ihn noch schöner. Seit diese Künstlerin der hiesigen Oper angehört, es ist noch kein volles Jahr, hat sie nach allen Seiten hin bedeutende Fortschritte gemacht. Sie besitzt heute ein schönes, reichhaltiges Repertoire und die entschiedene Gunst des Publikums, und weiß das eine wie die andere zu behaupten durch rühmliches Wirken und Streben, dem es an den Erfolgen nicht fehlt, die neben dem Beifall der Menge das Ziel und die Befriedigung der ebenbürtigen Kunst sein sollen.

Baden.

(25. Juli.)

Die Saison wird bald ihren Höhepunkt erreicht haben und noch ist nichts von dem Glanze früherer Jahre zu sehen, der unserm reizenden Badeorte eine europäische Berühmtheit verschafft hat. Obschon die Zahl der täglich hier eintreffenden Personen auf 2 bis 300 und darüber sich beläuft und es auf unsrer schönen Promenade ziemlich geräuschvoll hergeht, so ist doch verhältnißmäßig wenig Leben in der Gesellschaft. Es scheint fast als geschehe uns durch den großen Andrang von Menschen des Guten zu viel. Die vornehme Welt, die in der Regel überall, in Baden aber ganz besonders den Ton angibt, sucht sich größtentheils von dem bunten Gewirre fern zu halten und zieht es vor in kleinern Kreisen Zerstreuung und Erholung zu suchen. In diesem Sichabsondern und Isoliren mag auch der Grund liegen, warum reisende Künstler in neuerer Zeit hier so wenig Anklang finden. Ein Concert z. B. zu Stande zu bringen ist eine der schwierigsten Aufgaben geworden, weil die sogenannte Haute-volée gewöhnlich nicht Lust hat es zu besuchen und nur, wenn derselben besondere Reizmittel geboten werden, ist einiger Erfolg zu erwarten. Dies war vor wenigen Tagen der Fall und ich freue mich, Ihnen hierüber etwas Genaueres berichten zu können, da es für viele Leser Ihres geschätzten und weitverbreiteten Journals nicht ohne Interesse sein wird. Es waren die Schwestern der so rühmlich bekannten Hermine Rudersdorff, jetzt Kirchenmeister in Mannheim, welche unter Mitwirkung mehrer bedeutender Künstler im Blumensaale des Conversationshauses ein Concert veranstalteten. Se. Majestät der König von Würtemberg, der unter dem Namen eines Grafen von Teck schon seit einigen Wochen sich hier aufhält, beehrte dasselbe mit seiner Gegenwart und überraschte die freie und vornehme Gesellschaft, die sich in dem glänzend erleuchteten und mit blühenden Orangebäumen geschmückten Saale versammelt hatte, durch sein Erscheinen auf das Angenehmste. — Hr. Kreuzer, erster Tenor vom Hoftheater in Darmstadt, eröffnete das Concert mit einem Liede „das Bewußtsein" von Fr. Lachner, das er mit seiner klangvollen Stimme so meisterhaft vortrug, daß die Zuhörer den lautesten Beifall äußerten. Ein gleiches Applaus ward ihm in dem Liede „der Jäger" von Zimmermann zu Theil und wir müssen bekennen, daß Hr. Kreuzer mit vollem Rechte den ersten Tenoristen Deutschlands an die Seite gestellt werden kann. — Herr Cossmann aus Paris, unstreitig einer der trefflichsten lebenden Violoncellisten, entlockte in den zwei von ihm gespielten Schaberl'schen Melodien seinem Instrumente wahrhaft bezaubernde Töne. Was sein Spiel charakterisirt, ist Einfachheit und Wahrheit seines Vortrags, dessen Reiz durch eine vollendete Technik und Reinheit noch erhöht wird. Fräulein Agnese Rudersdorff, eine der besten Schülerinnen des berühmten Gesanglehrers Cavalier Micheroux in Mailand, sang, als sie die Arie »or là sull' onda« aus „il Giuramento" von Mercadante vortrug, in dem anerkennenden Bravorufe einer hohen Person den schönsten Lohn für ihre Leistung. Aber auch das Publikum klatschte ihr Beifall zu, der sich noch steigerte, als sie mit Hr. Bregenzer aus Carlsruhe das »Duetto buffo tenza tanti complimenti« aus der Donizetti'schen Oper »il Borgomastro di Sardam« sang. — Hr. Bregenzer hat eine vorzügliche Baßstimme und verräth viel Talent; da er noch jung ist und fleißig studiren soll, so steht zu erwarten, daß sein Ruf in wenigen Jahren weit verbreitet sein wird. — Der Vater der Concertgeberinnen, Hr. J. Rudersdorff, ist als ausgezeichneter Violinspieler aus der guten, alten Schule allgemein bekannt, es freut mich indeß, Ihnen melden zu können, daß er hinter den Fortschritten der neuen Zeit nicht zurück geblieben ist. — Fräulein Mathilde Rudersdorff, ebenfalls eine Schülerin von Micheroux, hat eine herrliche, umfangreiche Sopranstimme und einen ausgezeichneten Vortrag, der viel Effekt macht; überdies ist sie eine so liebliche und liebenswürdige Erscheinung, daß wir ihr eine glänzende Zukunft voraussagen zu dürfen glauben. — Endlich wollen wir noch des Pianisten, Hr. Fried. Krug erwähnen, der Hofschauspieler und Sänger in Carlsruhe, auch als Componist rühmlichst bekannt, einer der besten Accompagnateure ist, die man weit und breit finden kann. Sein Accompagnement trug nicht wenig dazu bei, daß das Ganze so trefflich und zur vollen Zufriedenheit der Zuhörer zu Ende geführt wurde.

Digitized by Google

Feuilleton.

**. Petersburg, im Juli. Auch Rußland besitzt gleich Italien sein merkwürdiges altes Herkulanum in der Stadt Saray im heutigen Gouvernement Saratow, die einst während der 200jährigen Tatarenherrschaft in diesem Reiche die Hauptstadt ihrer sogenannten goldnen Horde war. Hier wurden auf Anordnung des Ministeers des Innern in den letzten drei Jahren angeordnete Nachgrabungen angestellt, die sich auf viele Orte des bereizten Gouvernements, hauptsächlich aber auf das Gebiet ausdehnten, welches das große alte Saray eingenommen hat. Manche merkwürdige Gegenstände wurden durch diese dreijährigen Nachgrabungen aufgefunden, die darthun, daß jene bisher völlig wild geglaubten asiatischen Horden der Cultur und socialen Constitutionen nicht ganz fremd waren. Zu den aufgefundenen Gegenständen gehören: eine Menge wasserleitender Röhren, zu zerstörten Gebäuden, zum Theil auch zu Wasserreservoirs führend, Brunnen mit noch in ihnen steckenden Röhren und zerbrochenen Fontainen, Trinkgefäße verschiedener Größe, Kochkessel, eingemauerte Wasserkufen, Oefen mit Rauchfängen, Gypsfiguren mit goldenen Zierrathen, auf vielen waren noch arabische Worten bezeichnet; unter ihnen befanden sich auch abgebrochene Stücke eines silbernen Leuchters, umgeben mit einer tatarischen Inschrift, bunte Trinkgeschirre, Trümmer von Fayence und Glasgeräth, Steine zur Farbenreibung, Marmortafeln und Säulen, allerlei Hausgeräth, Spielwerke, Kirchengefäße, Maße und Gewichte, verschiedenartiges Getreide in Gruben aufbewahrt, versteinertes Holz, Knochen von verschiedenen Thieren, Schmelztiegel mit noch darin liegenden Metallstücken, Dinte- und Sandfäßer, zerbrochene Ringe, Seiden- und Sammetstoffe, durchbranntes Papier, einzelne beschriebene Blätter in tatarischer Schrift. An Münzen fand man überhaupt 4446 Stück auf. Bei Aufgrabung der Erdhügel stieß man immer nur auf Mauer- und Dielenwerk, mit verbrannten Balken und Kohlen bedeckt. Außer vorerwähnten Gegenständen wurde nichts Bemerkenswerthes gefunden. An vielen aufgegrabenen Stellen fand man nur eine völlig glatte Erde, woraus hervorgeht, daß die einst dort vorhandenen Gebäude ganz verschwunden sind. Auch die Wasserbehälter und die nach verschiedenen Richtungen gehenden Kanäle wurden untersucht; man fand in ihnen nur Trümmer von Röhren und Wasserleitern. Letztere, von Thon ausgeführt, hatten sich noch sehr gut erhalten. Arbeiten aus edlem Metall, aus seltenen Steinen mit Verzierungen gefertigt, wichtig in geschichtlicher oder archäologischer Beziehungen, hat man bis jetzt nicht gefunden, so groß auch die Bemühungen dafür waren. Unbezweifelt waren sie hier in Menge vorhanden, wurden aber schon in frühen Zeiten entwendet. Schon um die Mitte und den Ausgang des vorigen Jahrhunderts siedelten sich in den Umgegenden Sarays theils Russen, theils andere Volksstämme an, die, von vermeinten Schätzen hier träumend, absichtlich deshalb von der Gebirgsseite der Wolga, ja von dem an 490 Werste abgelegenen Astrachan herüberkamen. Sie ließen in den Ruinen Sarays kein Plätzchen übrig, das ihre Raubgier nicht durchwühlte. D. A. Z.

**. Eine merkwürdige Reliquie. Der Schleier, mit welchem die unglückliche Maria Stuart auf dem Schaffotte sich das Haupt bedeckte, als der Henker sie an der Schulter verwundete, ist, wie englische Blätter neuerdings behaupten, noch vorhanden. Er ward jüngst Eigenthum Sir Hippisleys, der mütterlicher Seits von Maria abstammt. Die reizende Königin hatte den Schleier selbst gestickt und mit Goldstreifen eingefaßt und durchflochten. Später wurde er anders gefaßt und folgende Worte in goldenen Buchstaben darauf eingewoben: »Veinm serenissimae Mariae Scotiae et Galliae regina martyris quo indnebatur, dum ab heretica ad mortem injustissimam condemnata fuit. Anno Sal. 1586 a nobilissima matrona anglicana diu conservatum et tandem Deo et Societati Jesu consecratum.« — Diese kostbare Reliquie des Hauses Stuart gehörte dem letzten Sprößlinge dieser Familie, dem Kardinal York, welcher den Schleier mehrere Jahre hindurch, in seiner Privatkapelle unter andern werthvollen Erinnerungszeichen aufbewahrte, und ihn bei seinem Tode dem obengedachten Sir Hippisley vermachte.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 29. Juli.)

Heinrich Erhardt, in den drei letzten Jahren Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler hat in dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel eine sehr scharfe Kritik des zwischen Preußen und England kürzlich abgeschlossenen Vertrages über internationales Verlagsrecht gegeben, die in den Hauptpunkten auf Folgendes hinausläuft:

Die Verbreitung der deutschen Literatur in England ist unverhältnißmäßig gering gegen die der englischen in Deutschland. Die englischen Buchhändler drucken kaum ein deutsches Buch nach, weil sich das nicht rentirt, bei uns ist es umgekehrt. England begibt sich daher eines Rechtes, welches ihm keinen Vortheil brachte, Preußen dagegen entzieht seinen Buchhändlern einen höchst bedeutenden Gewinn. Dies ist also nur dem Wortlaute nach volle Gegenseitigkeit. Englische Werke werden sich, sollte der Vertrag auch in den übrigen Zollvereinsländern angenommen werden, kaum mehr bei uns verleiten können wegen der enormen Preise der Originalausgaben. Wir werden die englischen Kupferwerke nicht mehr in Nachbildungen benutzen können (was für Technologie und namentlich Maschinenbau u. dgl. von größtem Nachtheile ist) — wer aber bildet in England deutsche Stiche nach? Wer braucht sie? Die englischen Gerichtsporteln sind so hoch, daß ein deutscher Verleger schwerlich einen englischen wegen Nachdruck verklagen dürfte, während die deutschen verhältnißmäßig so gering sind, daß es den Engländern leicht wird, ihre Rechte zu wahren. Wenn man nun alles dieses abzieht, welches sind denn eigentlich die literarischen und merkantilischen Vortheile jenes Vertrages für Deutschland? —

— Die vielfach verbreitete Nachricht, daß H. Heine sich im Irrenhause befinde, wird als unbegründet widerlegt. — R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 30. Juli. (Neu einstudirt) Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Fr. Ellmenreich. Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Montag, den 3. August. (Zum Vortheil des Sachsen-Coburg-Gotha'schen Kammersängers Herrn Réer): 2r Akt der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Herr Réer. Belisar: Herr Basse. — Hierauf folgt: Fidelio, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Herr Réer. Im Zwischenakt: Ouvertüre zur ersten Bearbeitung des Fidelio.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 210. Samstag, den 1. August **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Leilah und Anastasius sahen dem Zuge bis an Ischariots Hause nach. Der alte Jude stand in seiner dürftigen Kleidung demuthsvoll unter dem Thorweg, und der Pascha, der schon längst eine Gelegenheit zu bekommen wünschte, dem reichen Hebräer, wie er zu sagen pflegte, die Pulsader zu öffnen, ritt so hart an der Judenwohnung vorbei, daß ein hervorragender Balken ihm den Turban vom Kopfe warf. Eine solche Entweihung der heilig gehaltenen Kopfbedeckung sollte auf der Stelle an dem Eigenthümer des schuldigen Gegenstandes gestraft werden.

„Ergreift den Judenhund und führt ihn in's Gefängniß," rief der Statthalter seinen Janitscharen zu.

Anastasius eilte bei diesem Befehle auf die Straße, aber schon war der Wechsler von einer zahlreichen Schaar umringt.

„Gott meiner Väter," schrie verzweiflungsvoll der Gefangene beim Anblick des jungen Freundes, „ich bin verloren, das Unglück Hiobs ist gekommen über mich, man wird mir rauben das Gold, man wird mich lassen verschmachten im Kerker; sagt meiner Esther, sie solle nicht weinen, aber ihr schönes Haupt mit Asche bestreuen und zerreißen die Gewänder, die sie umhüllen, empfehlt Sarah die Wechsel —" mehr konnte Anastasius nicht vernehmen, denn Ischariot wurde von den Janitscharen mit lautem Hohngelächter und Drohungen weggeführet.

Mit schwer verhaltenem Unwillen begab sich nun der aufgeregte Jüngling in das stille friedliche Gemach der israelitischen Frauen, wo sein Bericht von dem so eben stattgehabten Auftritt, wie sich denken läßt, den größten Schrecken hervorrief.

Esther war allein; von der drückenden Mittagsschwüle überwältigt, lag sie schlummernd auf dem Divan, die blendenden Schultern von den schwarzen Locken umwallt, die der herabgesunkene Kopfputz in reicher Fülle entfesselt hatte; der rechte Arm ruhte halbentkleidet unter dem Haupte und ein reizendes Traumeslächeln spielte um den süßen halbgeöffneten Mund.

Lange stand der junge Grieche in stummer Bewunderung vor dem lieblichen Bild, endlich aber, von seiner Leidenschaft hingerissen, sank er vor dem holden Weibe nieder und berührte mit den Lippen bebend ihre Hand, die sie in diesem Augenblick auf das hoch pochende Herz drückte.

„Anastasius," flüsterte Esther kaum hörbar im Traume.

Fieberhafte Feuergluth durchströmte den Jüngling beim Laut seines Namens. Er beugte sich lauschend über das holde Antlitz, sein Hauch berührte die Stirn der Schlafenden.

Esther schlug erschrocken die Augen auf; sie glaubte sich im ersten Moment noch unter dem Zauber ihres Traumbildes, als sie aber Anastasius Stimme vernahm, da gebot ihm ihr strenger Blick, sich zu entfernen; er blieb jedoch mit gefalteten Händen auf den Knien liegen und wagte mit stammelnden Worten das Geständniß der lang verborgenen Liebe; gesenkten Auges lauschte Esther dem Bekenntnisse einer Neigung, welche auch in ihrem Busen still gekeimt, und nun durch die begeisterten Worte der Liebe sich auf einmal zur vollen Blüthe entfaltet hatte.

Noch ehe Anastasius im Taumel seiner Leidenschaft des schrecklichen Ereignisses gedachte, das ihn hierher geführt hatte, wurden die Vorhänge der Thüre heftig aufgerissen und Sarah stürzte laut schluchzend an die Seite ihrer Tochter.

„Gott Israels erbarme sich unser, wer wird uns beistehen, wer wird den Zorn des Statthalters zu besänftigen suchen?" rief sie ein über das anderemal die Hände ringend.

Esther blickte erbebend von ihrer Mutter auf Anastasius.

Dieser unterrichtete sie nun auf schonende Weise von Ischariots Verhaftung, indem er sich zu gleicher Zeit erbot, sogleich die erforderlichen Schritte zu dessen Befreiung einzuleiten.

Tief erröthend dankte die Gattin dem theilnehmenden Freunde und bat ihn dringend, den großmüthigen Entschluß ohne Zeitverlust auszuführen.

„Nein," fiel die Matrone, durch des Jünglings Anerbieten etwas getröstet, bedächtig ein, „heute hat der Ramadan angefangen, laßt, ehe Ihr Euch zu dem Pascha begebt, zuerst den Kanonenschuß beim Sonnenuntergang das Ende der Fasten verkünden."

„Erinnert Ihr Euch irgend eines Umstandes, der Youssouf's Mißgunst Eurem Schwiegersohne hätte zuziehen können?" fragte Anastasius nach kurzem Nachdenken.

„Gott Israels, wie sollte sein demüthiges Betragen dem Pascha ein Dorn im Auge gewesen sein?" entgegnete Sarah, „nein, glaubt mir, es muß irgend Jemand der Habsucht des Türken das Geheimniß unserer Schätze verrathen haben."

Hier kam die kleine Judith in's Zimmer gelaufen.

„Mama," jubelte sie, „Risat kömmt, Dir schöne Blumen zu bringen."

„Führt ihn herein," sagte Sarah zu der Wärterin, „vielleicht kömmt er aus Youssouf's Harem, wo ihm sein Handel freien Zutritt gestattet und jedenfalls kann er uns die schicklichste Stunde angeben, in der wir vor dem Pascha erscheinen dürfen."

Der Gärtner trat mit seinen Sträußen ein und kauerte sich in die Mitte des Zimmers.

„Wo kommst Du her?" fragte die Matrone mit beklommener Stimme.

„Von dem Gute Ziza, wohin mir Ischariot gestern die Botschaft sandte, der schönen Gattin zu dem morgenden Festmahle die auserlesensten Blumen zu bringen."

Digitized by Google

Esther schlug die Augen nieder; sie fühlte sich durch diese zarte Aufmerksamkeit des in Gefahr schwebenden Gatten tief ergriffen und reiche Thränen, als wollten sie die sträfliche Flamme in ihrem Herzen auslöschen, flossen auf die glühenden Wangen herab; denn nur in den Momenten, wo wir den Verlust der Freunde zu befürchten oder zu beweinen haben, enthüllt sich uns ihr voller Werth, und das nagende Bewußtsein oft undankbar, lieblos, beleidigend gegen sie gehandelt zu haben, erfüllt unsere Brust mit qualvoller Reue.

„Hast Du nichts von dem uns widerfahrenen Unglück vernommen?" fragte die Matrone den Alten.

„Ich komme eben vom Lande und bin keinem Bekannten auf meinem Wege begegnet; aber Mahomed verhüte, daß Euch ein Unfall betroffen," erwiederte der Muselmann, die Augen scheinheilig gen Himmel richtend.

Sarah setzte ihn hierauf von dem Vorfall mit dem Pascha in Kenntniß.

„Das scheint mir fast ein ebenso schlimmer Handel, wie der von Nathiel, Eurem Eheherrn," entgegnete der Blumenhändler, sich hinter dem Ohre kratzend, „möge Allah dießmal einen bessern Ausgang schenken"

„Hier, der Sohn eines Freundes von Ischariot will sich bei dem erzürnten Statthalter für uns verwenden," sagte die Schwiegermutter mit gerührter Stimme.

Rifat warf einen durchdringenden Blick auf den Jüngling, dann auf Esther, drückte den weißen Turban noch tiefer in die kupferfarbene Stirn und bemerkte mit seinem widrig grinsenden Lächeln:

„Schade, daß Euer Fürsprecher ein Grieche ist; Yousouf scheint seinen Landsleuten eben nicht sehr gewogen; sie werden ihm zu trotzig; ihre ehemalige Unterwürfigkeit nimmt täglich ab; und noch gestern hat er, wie Suleiman, mein Freund im Harem, mir erzählte, den Schwur gethan, er wolle an dem ersten Uebertreter seiner Gebote mit eigner Hand ein Beispiel statuiren, und," fügte er bedeutsam hinzu, „unser gnädiger Pascha weiß den Yatakan mit großer Geschicklichkeit zu handhaben."

Obschon dieser Wink Anastasius nicht einzuschüchtern vermochte, so konnte er sich doch nicht verbergen, daß unter solchen Umständen seine Vermittlung schwerlich Erfolg haben werde; allein in Ermangelung eines geeigneten Beschützers der verlassenen Judenfamilie wollte er wenigstens den Versuch wagen und sobald der Sonnenuntergang von dem donnernden Geschütze angekündigt worden war, verließ er deßhalb die bekümmerten Frauen und begab sich nach dem Palast des Statthalters.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch beim Cardinal Mezzofanti.

Obgleich die Italiener Mezzofanti unter ihre ersten Gelehrten zählen, ist doch über seine frühere Laufbahn wenig bekannt. Das übrige Europa erhielt zuerst Kunde von diesem neuen Mithridat durch eine Notiz in Zach's Correspondance astronomique von 1820, wo ihm die geläufige und gründliche Kenntniß von 32 Sprachen, worunter auch des Wallachischen und der Zigeunersprache zugesprochen wurde. Das Wunder wurde vermehrt durch den Umstand, daß er nie fremde Länder besucht, sondern in seiner Vaterstadt Bologna, wo er bis 1830 Lehrer der abendländischen Sprachen an der Hochschule war, die Sprachen von den verschiedenen Besatzungen Bologna's während des Königreichs Italien erlernt hat. Den Anfang der Erlernung wenig verbreiteter und bekannter neuerer Sprachen machte er mit dem Polnischen, um kranken Polen den Trost der Kirche ertheilen zu können. 1831 wurde er bei Gelegenheit des Aufstandes in der Romagna von seiner Vaterstadt nach Rom geschickt als Gesandter an Gregor XVI., der ihn zum Monsignore ernannte. Im folgenden Jahre siedelte er als Custos der vatikanischen Bibliothek nach der Hauptstadt des Kirchenstaats über und wurde 1833 an Angelo Mai's Stelle Sekretär der Propaganda, und als solcher erlernte er im chinesischen Kloster zu Neapel als Schlußstein seines Wissens diese schwierigste Sprache. Einige Jahre darauf wurde er zum Cardinal erhoben und sucht seitdem in einer freien Richtung das Untrrrichtswesen zu verbessern.

Es kann nicht genug gerühmt werden, mit welcher Freundlichkeit dieser berühmte, hochgestellte und dabei kränkliche Greis jedem Fremden, der ihn bewundern, oder auch — auf die Probe stellen will, zugänglich ist. Natürlich unterläßt das Gerücht nicht, das schon hinreichend Außerordentliche noch zu vergrößern, z. B. ihn nicht nur fast alle Sprachen, sondern auch die Dialekte derselben sprechen zu lassen. Solche scherzhafte Uebertreibungen erzählt man auch in Rom, z. B. er habe einen Hamburger mit den Worten empfangen: „Nu, min leewer Jonge, wie geit di dann?" — Ich hatte von dem gefälligen würtembergischen Geschäftsträger ein paar deutsche Zeilen zur Empfehlung an den Cardinal erhalten, womit ich mich nach seiner Wohnung am Fuß des Quirinal hinbegab, zunächst natürlich, um zu fragen, wann ich Se. Eminenz würde sprechen können. In den geräumigen Vorzimmern trieb sich eine zahlreiche Dienerschaft umher; man bedeutete mich zu warten, da der Cardinal in seiner Hauskapelle gerade die Messe höre, ich konnte aber nicht recht erfahren, ob ich nachher angenommen werden, oder ob ich nur die Stunde erfahren würde, wann ich wiederkommen sollte.

Plötzlich trat der Cardinal selbst in das Zimmer, gefolgt von zwei Priestern, eine ehrwürdige, etwas gebeugte Gestalt, das Haupt von weißem Haar umflossen und mit dem scharlachenen Käppchen bedeckt. Er führte mich in ein Sprechzimmer, ich überreichte meine Empfehlung und sogleich begann der Cardinal eine deutsche Unterhaltung in vollkommen fließender Rede und ohne alle fremdartige Betonung, nur daß er bessere Perioden baute, als man in der deutschen Unterhaltung pflegt und daß er das h mit einiger Anstrengung hervorbrachte.

Da die, wenn auch nicht ausgesprochene, jedoch ihm wohlbekannte Absicht meines Besuchs war, mich von seiner Sprachgewandtheit zu überzeugen, so war es das Natürlichste, über Sprachen selbst sich zu unterhalten, um ungezwungene Uebergänge von einer zur andern zu finden. Da ich die ersten Worte Italienisch an ihn gerichtet hatte, so ergaben sich leicht einige Gemeinplätze über den romanischen Ursprung des Italienischen und die Leichtigkeit es zu lernen für die der lateinischen Sprache Mächtigen. Ich knüpfte daran die Bemerkung, daß, so leicht es sei, eine verwandte Sprache verstehen und zur Nothdurft reden zu lernen (z. B. für Italiener französisch und umgekehrt), es fast unmöglich sei, sie vollkommen rein zu sprechen, weil gerade die Aehnlichkeit, welche die rohe Kenntniß erleichtert, auch fortwährend Worte, Wendungen und den Accent aus der Muttersprache in die erlernte überfließen läßt. Er gab dieß zu, wandte diesen Satz auch auf das Französische und Spanische an und kam so auf Don Quixote, den er als

Digitized by Google

ein unnachahmliches Meisterwerk pries. Er sprach von den deutschen, englischen, italienischen und französischen Uebersetzungen desselben und erklärte die von Florian für die beste.

Dies leitete ihn auf französische Uebersetzungen der Classiker und auf die Gewohnheit der Franzosen, die Treue gegen die Urschrift dem Bestreben, sich alles mundgerecht zu machen, zu opfern. Dagegen hub er rühmend deutsche Uebersetzungen griechischer Dichter hervor, und so war wieder der Weg gebahnt zur griechischen Sprache.

Mezzofanti erwähnte bedauernd, daß durch die neugriechische Aussprache des Homer alle Prosodie verloren ginge und recitirte zum Beweis den Anfang der Ilias in reuchlin'scher und neugriechischer Aussprache. Ich ergriff nun wieder das Wort, ging auf Plattdeutsch und Holländisch über, die ich als lingua franca der nordischen Meere von Calais bis Petersburg bezeichnete, und sprach über ihr Verhältniß zum Hochdeutschen. Das leitete den Cardinal auf die nordischen Sprachen im Allgemeinen, und er führte eine Stelle aus Ulfilas an. Ich fragte, wie wohl das Wort läkare (Arzt), von dem durchaus keine germanische Wurzel zu finden ist, in die skandinavischen Sprachen gekommen sei, worauf er es von dem slavischen läk (Glied, Gelenk wie arthos) ableitete. So war eine Viertelstunde verflossen und ich hielt es für unbescheiden, ihn länger abzuhalten, als ich aber aufstand, fing der Cardinal an englisch zu sprechen, machte einige Bemerkungen über die englische Aussprache und erwähnte der Art, wie die Chinesen das Englische erlernten, nämlich bloß durch Uebung und das Gedächtniß; bei der Verschiedenheit beider Sprachen könnte das grammatische Erlernen erst später folgen und diese Art des Unterrichts sei auch in dem chinesischen Kloster in Neapel eingeführt. Nun waren etwa fünf Minuten weiter verlaufen und der Cardinal verabschiedete mich mit den Worten: „Ich empfehle mich gehorsamst und hoffe Sie bald wieder bei mir zu sehen." Ich nahm diese Worte für das, was sie waren: eine freundliche Redensart und entfernte mich durch das, mit Geistlichen jeden Rangs angefüllte Vorzimmer, indem ich dachte:

Es ist doch schön von einem großen Herrn,
Mit einem armen Teufel so human zu sprechen.

Noch füge ich einige Worte hinzu über das mehrmals erwähnte chinesische Kloster zu Neapel, dessen Besuch den Fremden sehr zu empfehlen ist, obgleich die Reisebücher nichts davon melden. Es liegt an der Calata di San Severo di Capo di Monte, wohl zu unterscheiden von der C. di S. S. di Napoli und gehört zu der Propaganda, welche eine Anzahl junger Chinesen ausbildet, um sie als Missionäre in ihr Vaterland zu senden. Man hat hier die sonst so seltene Gelegenheit, Individuen dieses merkwürdigen Volks in größerer Anzahl beisammen gesehen, und außer den Lebenden noch eine Anzahl Bildnisse. Diese stellen frühere Zöglinge der Anstalt dar, welche zum Theil als Märtyrer ihrer Sendung gefallen sind, und mit den breiten Gesichtern und schläfrigen schiefen Augen in der Jesuitentracht sich seltsam ausnehmen. Die Zöglinge, mit denen man sich in lateinischer oder italienischer Sprache unterhalten kann, erweisen den Fremden gern den Gefallen, ihren Namen, den man mit einzelnen Buchstaben ihnen aufschreibt, mit chinesischen Charakteren wiederzugeben. (18)

Feuilleton.

*** Erdbeben nennt man die Bewegung elastischer Theile der festen Erdoberfläche, welche durch zur Zeit noch keineswegs vollkommen erkannte Ursachen bewirkt wird. Dieselbe erfolgt auf die verschiedenste Weise in verschiedenen Graden der Stärke; bisweilen gleicht das Erdbeben einem Schwanken oder einer in horizontaler Richtung gleichsam wellenartig fortschreitenden Bewegung; bisweilen hat sogar diese Bewegung etwas Drehendes und Wirbelndes. Manchmal ist sie schnell vorübergehend, manchmal länger anhaltend, oder sich in Perioden von Tagen, Wochen, ja Monaten wiederholend. Zu Zeiten beschränkt sie sich auf einen kleinen Bezirk, ein anderes Mal verbreitet sie sich über große Landstrecken. Oft ist sie kaum bemerkbar, dann wieder so heftig, daß sie nicht nur Gebäude umstürzt, sondern auch wohl die Gestalt des Bodens selbst verändert. Zuweilen bleibt bei solchen Bewegungen die Oberfläche unverletzt und geschlossen, ein anderes Mal zerreißt sie, es bilden sich Spalten und Schlünde, und sie ist dann zuweilen mit Ausbrüchen von Gasarten, auch wohl Entzündungen und Auswürfen von Wasser, Schlamm und Steinen begleitet, die den vulkanischen gleichen; bisweilen erfolgt indeß dieses Zerreißen auch ohne solche Ausbrüche. Den Ausbrüchen der Vulkane gehen in der Regel Erschütterungen des Bodens voraus. Diese Wahrnehmungen begründen den Schluß, daß solche Erschütterungen der Erdrinde, die eigentlichen Erdbeben, nicht von äußern Ursachen herrühren können, sondern daß sie durch gewisse, im Innern des Erdalls wirkende Kräfte hervorgebracht werden. Es zeigt sich aber bei allen den Erdbebn angehörenden Erscheinungen eine Aehnlichkeit mit den Phänomenen der Vulkane, welche es fast außer Zweifel setzt, daß beide durch einerlei Ursachen bewirkt werden und nur verschiedene Aeußerungen derselben sind. Zu den bedeutendsten Erdbeben der neuern Zeit gehören das in Lima im J. 1746, das in Lissabon am 1. Nov. 1755, welches sich von Grönland bis Afrika, ja bis Amerika ausdehnte; das in Calabrien am 28. März 1783, in Caracas am 26. März 1812, in Valparaiso und Chile am 19. Nov. 1822, in den span. Provinzen Murcia und Valencia im J. 1829, in Syrien im J. 1840, auf Haiti am 7. Mai 1842 und in Guadeloupe und in Ragusa im J. 1843.

*** Kronberg am Taunus, 29. Juli, Abends 11 Uhr. — Hier verspurte man allgemein am heutigen Abend um 9 Uhr 31 Min. mittler Zeit eine wellenförmige Erderschütterung in Dauer von 5 bis 6 Sec. Referent saß gerade lesend auf einem Stuhle, tiefe Stille herrschte, als der Stuhl anfing zu zittern, nebst Gegenständen im Zimmer, so daß in Mitte der Dauer dieser Erscheinung die zitternde und erschütternde Bewegung am stärksten war und so allmälig abnahm. Bürger in der Abendstunde auf der Straße sitzend, sprangen erschrocken von ihren Sitzen bei gleicher Erscheinung auf; wer zufällig ein Geländer gefaßt hielt, bemerkte dasselbe zittern; in hiesiger Apotheke wurden die Gefäße gerüttelt und die Wageschalen hoben und senkten sich wechselnd, und eines Hauses Bewohner sagen, daß Thüren aufgegangen seien, so wie auch der Schetterzug erklang. Allgemein theilte einer dem andern seine Wahrnehmung mit. Der Barometer zeigte unmittelbar darauf 329.0 bei 0° R. Gestern zeigte der Barometer um 7,t und 10h im Laufe des Tages 331,6, 331,3 und 330,5 hin, und heute um dieselben Stunden 329,5, 329,5 und 329,1 Paris. hin bei 0° R. Gestern war um bemerkte Stunden die Windrichtung NNO,NNO und N. heute NO,NO,NO, so daß um diesen Mittag ein starker Wind wehte. Ungewöhnlich erschien mir gegen alle Regel, daß der Barometer bei nord- und nordöstlicher Windrichtung während der letzten zwei Tage sank. †

Digitized by Google

*** Der Hofrath Dr. Mädler, Direktor der Sternwarte in Dorpat, glaubt, wie wir bereits erwähnt, die Zentralsonne ermittelt zu haben, um welche sich auch unser gesammtes Sonnensystem bewege. Er sagt darüber wörtlich: ich bezeichne die Plejadengruppe als die Zentralgruppe des gesammten Fixsternsystems bis in seine äußersten durch die Milchstraße bezeichneten Grenzen hin und Alcyone als denjenigen einzelnen Stern dieser Gruppe, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, die wahre Zentralsonne zu sein." Die ferneren Ergebnisse der interessanten Untersuchung sind, daß diese Zentralsonne 34 Millionen Sonnenweiten von uns entfernt ist (also 34,000,000 mal 21,000,000 Meilen, das ist 714,000,000,000,000, oder in Worten 714 Billionen Meilen.) Der Lichtstrahl braucht, um diesen Raum zu durchfliegen, 537 Jahre. Unsere Sonne umkreist die Zentralsonne in 18 Mill. 200,000 Jahren. Der aufsteigende Knoten der Sonnenbahn liegt auf der Ekliptik von 1840 in 236° 58' Länge, und die Sonne wird ihn mit uns im Jahre 154,500 nach Christus passiren. Die Neigung der Sonnenbahn gegen die Ekliptik ist 84°. Korresp.

*** Dieser Tage fand in Paris bei Chevet eine Versammlung von Gastronomen Statt. Der ganze Heerbann von Leuten, welche die Kunst des Essens besitzen, wurde zusammenberufen. Man bildet sich gewöhnlich ein, daß um zu essen, es hinreiche, den Mund zu öffnen und die Zähne auseinanderzuthun, nach der Regel der Sprachmeister, wenn man das A aussprechen soll. Das ist aber ein großer Irrthum, die Gastronomie versähet nach einem andern Alphabet. Es handelte sich bei dieser Versammlung darum, ein von einem Reisegefährten des Hrn. Lagrenée aus China mitgebrachtes und nach der Appert'schen Methode konservirtes Schwalbennest zu kosten. Die Versammlung bot einen sehr ehrwürdigen Anblick dar, wenigstens die Hälfte der anwesenden Mitglieder hatte graue Haare, denn nichts bleicht so sehr das Haar als die Meditationen und die Nachtwachen über die Gastronomie. In dem Momente, als man den Deckel von der Blechbüchse wegnahm, welche die kostbare Speise enthielt, bemächtigte sich der ganzen Versammlung eine ungewöhnliche ängstliche Unruhe. Man fürchtete eine Mystifikation: die schalkhaften Mandarine konnten anstatt eines Schwalbennestes hundert Maikäfer in die Büchse eingeschlossen haben, oder einen alten Pantoffel, oder irgend ein lebendes Ungethier. Leere Furcht! Es war wirklich ein Schwalbennest, welches auf sehr zarte Weise herausgenommen, in kleine Schnitten zertheilt, und jedem Gastronomen einer gegeben wurde. Wozu es verheimlichen? Die chinesische Speise wurde über die Maßen bitter gefunden. Ein Dichter hätte sie mit dem Dasein verglichen, wenn man es aller Täuschung entkleidet, und nach einer Art Appert'schen Verfahrens aufbewahren möchte. Eine halbe Stunde nach dem Verzehren des Nestes, und während man über die Eigenschaft desselben diskutirte, zeigten sich an der Gesellschaft Symptome, jenen ähnlich, welche durch die Wirkungen des Hatschisch entstehen. Sämmtliche Gastronomen verfielen in eine Hallucination, in welcher sie sich einander für Küchengeräthe oder Eßwaaren hielten. Zwei hielten sich für Hummern und kochen auf allen Vieren. Einer meinte, er sei ein Koch, packte einen andern, den er für einen Hasen ansah, und drehte ihn herum, als wollte er ihn braten. Ein dicker Mann glaubte, eine Kasserolle zu sein u. dgl. Dieser Zustand währte eine Stunde, worauf dann Alle wieder zu sich kamen. Hmrst.

*** Die Schauspielerin Wohlgeboren-Wohlbrück erzählt in ihren „Reise-Erinnerungen" von Moskau ein interessantes Mährchen: „Diese Säule wurde (ehemals, versteht sich) dazu gebraucht, Staatsverbrecher, Hochverräther, Demagogen und Revolutionäre zum Geständniß zu bringen. Die Procedur, welche man dabei vornahm, war folgende: Bei der grimmigsten, bittersten Kälte wurde der unglückliche Angeklagte in einer ganz dünnen, luftig leichten Sommerbekleidung, halb entblößt an die Säule angekettet. Hatte er dort eine Weile gestanden ohne sein Verbrechen zu bekennen, so wurde von einer auf der Spitze der Säule angebrachten Gallerie aus auf ein Zeichen des verhörenden Richters ein großer Eimer voll eiskalten Wassers dem Armen über den Kopf und Leib gegossen; das Wasser wurde sogleich zu Eis und beraubte den Inquisiten der Besinnung und Empfindung. Sogleich wurde dieser durch Wärme und andere Mittel ins Leben zurückgerufen und bei wiederkehrender Vernunft noch einmal befragt. Hatte er noch die Kraft und den Muth, das Geständniß zu verweigern, so wurde die erste Procedur wiederholt, und dieß so oft, bis er bekannt hatte oder unter den Qualen gestorben war, was übrigens in der Regel schon bei der ersten oder höchstens bei der zweiten Wiederholung erfolgte. Der Leichnam wurde dann noch so lange begossen, bis eine dicke Eisrinde sich um denselben gebildet hatte, und in diesem Zustande blieb er bis Sonnenuntergang ausgestellt als eine Scheuche und Warnung Allen denen, welchen es einfallen sollte, der rohesten und despotischen Gewalt gegenüber ein Recht der Einzelnen zu glauben und zu vertreten." Das konnte wohl einmal unter Iwan Basiliewitz dem Grausamen vorgekommen sein, war aber wohl nie die Regel.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 30. Juli.)

Von dem Inhaber eines lithographischen Institutes, Herrn B. Dondorf dahier ist ein Aufruf zur Subscription für eine Unterstützung der zwei hinterlassenen Töchter Sennefelder's, des Erfinders der Lithographie, ergangen. Die gezeichneten Beiträge lieferten bereits in wenigen Tagen ein ganz erfreuliches Resultat. Sennefelder hat den besten Theil seines Lebens der Vervollkommnung und Weiterbildung seiner Erfindung geopfert, und es war ihm dadurch nicht vergönnt, seiner Familie ein kleines Vermögen zu hinterlassen, ja selbst der Geldmangel hatte ihn eigentlich schon von vornherein zu den lithographischen Experimenten getrieben. Es ist daher gewiß eine Ehrensache für alle Diejenigen, die sich an den Resultaten der Bemühungen Sennefelder's erfreuen oder Nutzen von ihnen ziehen, sich bei jenem humanen Beginnen zu betheiligen. Die passendste Art der Verwendung des Gesammtbetrages zu dem oben erwähnten Zwecke soll unterdessen noch specieller erwogen werden und mit Beginn des Jahres 1847 unter Mitwirkung eines Münchner Banquierhauses entsprechend realisirt werden. R.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 1. August. Besprechung und Entgegennahme von Notizen über die am 29. Juli Abends 9½ Uhr stattgefundene Erderschütterung. — Ueber eine absichtlich eingeleitete ziemlich gefahrlos erfolgende Zersetzung des auf galvanischem Wege sich bildenden Chlorstickstoffs. — Ueber ein neues Glühphänomen des Palladiums.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 1. August. Maria, oder: die Regimentstochter, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Toni: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 211. Sonntag, den 2. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Nach strenger Beobachtung der vorgeschriebenen Faststunden hatte Yousouf das durch die lange Enthaltsamkeit noch höher gewürzte Abendbrod mit vieler Behaglichkeit eingenommen.

Die aufwartenden Sclaven waren entlassen; Gulnare allein sollte bei ihm verweilen.

Er saß neben ihr auf dem Divan, das Haupt an ihren Busen geschmiegt und den kühlen Rauch des lange schwer entbehrten Nargilehs wollüstig einsaugend.

„Strenger Gebieter," unterbrach nach einer langen Pause die verwöhnte Circassierin das Schweigen, indem sie die kleine schmale Hand liebkosend über seine Stirn zog, „Du hast mir schon längst einen Shwal versprochen, gib mir diesen hier, der Deinen Turban bildet."

„Und warum nicht lieber einen andern," fragte Yousouf zärtlich.

„Weil er mich besser kleiden würde, wie Deine Hoheit, sieh nur, wie schön sich das Blond meiner Locken auf dem zart grünen Grunde ausnimmt," entgegnete das muthwillige Mädchen.

Bei diesen Worten nahm sie die faltenreiche Kopfbedeckung, breitete das feine kostbare Gewebe auf seinem Schooß aus, und ließ über des Gebieters nackten Scheitel schäckernd den üppigen Haarwuchs wie einen Goldstrom glänzend herabrieseln.

„Diese Farbe, Du weißt es, darf nur das Haupt der Nachkommen Mahomed's bedecken," erwiederte der Pascha unter dem von Wohlgeruch duftenden Schleier, der ihn den schelmischen Ausdruck von Gulnaren's Gazellenaugen nicht wahrnehmen ließ.

In diesem Augenblick trat Suleiman, der Eunuche, in das Gemach und meldete dem Pascha, daß ein vornehmer Grieche in einer wichtigen Angelegenheit ihn zu sprechen verlange.

„Geh', Ungeheuer," rief das ausgelassene Mädchen, mit ihrer kleinen Hand Yousouf den Mund verschließend, dem Sclaven zu. „Sage dem Griechen, daß in diesem Augenblick Gulnare sehr wichtige Geschäfte mit Deinem Herrn zu verhandeln habe und er daher bei gelegenerer Stunde wiederkommen möge."

Der Maure zog sich schweigend zurück.

„Du verwechselst die Rollen und thust, als seist Du hier die Herrin, ich der Sclave," bemerkte Yousouf halb im Scherz, halb im Aerger über der Sclavin Keckheit.

„Sind Dir die Fesseln meiner Liebe schon zu schwer geworden?" fragte Gulnare, ihr Haupt sanft an seine Brust schmiegend und mit schmachtenden Augen zu ihm aufschauend; und der von dem Zauber ihres Liebreizes umstrickte Pascha drückte zum Zeichen der Versöhnung einen feurigen Kuß auf ihren Mund; da erschien Suleiman abermals, um zu berichten, daß der Grieche wegen Ischariot's, des verhafteten Juden gekommen sei und sich durchaus nicht abweisen lassen wolle.

„Thue ihm kund," rief der Pascha erzürnt, „daß ich diesen Abend weder mit Juden noch mit Rajahs etwas zu schaffen haben will."

Der Sclave wollte sich von neuem zurückziehen, als die Favoritin ihm nachrief:

„Führe den Griechen nur herein, Ungeheuer, Dein Gebieter will ihm Gehör geben. Nicht wahr, Sclave meines Herzens?" fragte sie Yousouf mit dem Zauber ihres unwiderstehlichen Lächelns.

Der Statthalter nickte ihr verstimmt seine Einwilligung zu.

„Nicht so mürrisch, strenger Gebieter," fuhr nach des Dieners Entfernung die reizende Circassierin schmeichelnd fort. „Vergönne mir, Eure Unterhaltung hinter dem Vorhange des Kabinetts anzuhören, und wenn Du etwas sagst, das mir mißfällt, will ich leise in die Hände klatschen."

Bei diesen Worten berührte sie mit ihren Lippen schalkhaft des Paschas finstere Stirn und entwand sich behende seinen Armen.

Kaum hatte Gulnare die seidenen Thürgardinen hinter sich zugezogen, als Anastasius, von dem schwarzen Sclaven geleitet, bescheiden und sicher vor den Statthalter trat.

„Was ist Dein Begehren?" fragte ihn Yousouf in barschem Tone. „Wer bist Du, was geht Dich der Jude an?"

„Seine Mutter und Gattin sind in der größten Besorgniß," erwiederte Anastasius.

„Was kümmert Dich das?" herrschte der Türke ihn an.

„Die Israelitinnen," fuhr der Jüngling ruhig fort, „haben mich beauftragt, über des Gefangenen Loslassung mit Euch zu unterhandeln."

Yousouf, den schwarzen Schnurrbart wohlgefällig durch die Finger ziehend, schien diese Antwort zu behagen.

„Laß' hören; ich weiß, der Judenhund ist reich genug, um seinen Kerker mit einem schweren goldnen Schlüssel aufzuschließen."

„Ischariot's Reichthum besteht im Geldhandel; beraubt Ihr ihn der Mittel, denselben fortzusetzen, so muß sein Geschäft bald zu Grunde gehen," entgegnete Anastasius.

„Nun, dann kann er sich, wie seine Glaubensbrüder, zum Lastthiere umwandeln."

„Gut," versetzte der griechische Jüngling mit Schlauheit, „allein wenn der reiche Geldwechsler genöthigt sein wird, die bedeutenden Vorschüsse einzustellen, welche hauptsächlich den Handel mit den Franken in Euren Hafen gezogen haben, befürchtet Ihr dann nicht die ausländischen, dem Zoll so einträglichen Waaren in andere Seehäfen gesandt zu sehen? Ihr tödtet mit einem Schlage das Huhn, welches Euch zu jeder Stunde goldne Eier legt."

„Hm, das ist in der That nicht übel berechnet," erwiederte der habsüchtige Muselmann; „ich will gelind mit

Digitized by Google

dem Juden verfahren; bring' mir 10,000 Zechinen und Du kannst ihn sogleich mit Dir wegführen."

„Diese Summe übersteigt weit sein baares Vermögen," versicherte Anastasius.

„Nun, dann will ich mich diesmal mit der Hälfte begnügen," entgegnete Yousouf.

Ein Pistolenschuß, hart unter den Fenstern des Palastes in diesem Augenblick abgefeuert, verhinderte des Jünglings Antwort.

Der Statthalter sprang im höchsten Zorne auf und verschwand schnell wie ein Blitz aus dem Gemache.

Noch ehe Anastasius sich nach ihm umsehen konnte, war Gulnare aus ihrem Versteck zu ihm geschlichen.

„Sage der reizenden Esther, sie solle die Freiheit des Gatten mit ihrem Rubinenschmuck erkaufen," flüsterte die Circassierin. „Ist Ischariot schön und jung wie Du?"

„Der Jahre schwere Bürde hat sein Haupt gebeugt und die Zeit seinen Zügen tiefe Furchen eingegraben," erwiederte Anastasius, verwundert auf die liebliche fremde Erscheinung blickend.

„Ja, dann wird sie freilich das kostbare Geschmeide nicht aufopfern wollen," meinte die Favoritin lächelnd. „Es ist sehr langweilig, von einem alten Manne geliebt zu sein; Du, holder Jüngling, mußt ihr gewiß besser gefallen; darum laß nur den Graubart in seinem Kerker, ich will schon den Meinigen überreden, daß er ihn nicht sobald in Freiheit setzt."

„Du irrst Dich, schönes Kind," sagte der Grieche lächelnd, „Esther ist sehr besorgt um ihren Gemahl und wird seine Befreiung mit jedem Opfer willig erkaufen."

„Deine Jüdin muß ein seltsames Wesen sein," rief Gulnare, ihr Köpfchen ungläubig schüttelnd; „ach, wäre doch auch einmal mein Pascha in Verhaft genommen, ich würde ihn gewiß mit keinem Fingerreif loskaufen; aber doch gefällt mir ihre Großmuth und wenn es Dir Vergnügen macht, will ich Deine Verwendung für sie bei Yousouf unterstützen: solltest Du späterhin irgend eine andere Gnade von ihm zu erflehen haben, so übersende mir zuvor diese Armspange."

Mit diesen Worten überreichte sie ihm den künstlich gearbeiteten Reif, der in Schlangengestalt ihren Arm glänzend umspannte.

„Wenn aber Yousouf jetzt zurückkehrte, und mich bei Euch fände," rief Anastasius in großer Angst.

„Ja, dann müßte ich wohl im Sack zu den Fischen schwimmen," erwiederte Gulnare scherzend, „denn der Gebieter ist grausam wie ein Pantherthier. Horch! ich glaube seinen Schritt auf der Straße zu erkennen! Gewiß hat er, wie schon gestern, den Pistolenschuß mit seinem Yatakan gerügt!"

Einen Augenblick lauschte sie noch, legte dann den rosigen Finger auf ihre Lippen und enteilte mit anmuthiger Leichtigkeit in ihren Schlupfwinkel.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Minister.

Das „Sonntagsblatt zur Weserzeitung" theilt nach dem Vorgang der „Britannia" eine Charakteristik der bedeutenderen Minister Englands mit, woraus wir folgendes entnehmen.

An der Spitze der Verwaltung steht als Premier Lord John Russell, erster Lord des Schatzes oder Finanzminister, wie man auf dem Continent sagen würde. Lord John Russell ist der Sohn, jetzt Bruder des Herzogs von Bedford und seine Familie gehört zu den erlauchtesten der Whigaristokratie. Einer seiner Ahnherrn blutete unter Karl I. für die Glaubensfreiheit auf dem Schaffotte. Lord John ist gegenwärtig 53 Jahre alt, fünf Jahre jünger als Peel, seine öffentliche Thatigkeit erstreckt sich etwa auf ein Vierteljahrhundert zurück. Ein kleiner lebhafter Mann, vieles versuchend, aber selten mit voller Ermessung seiner Kräfte, daher immer großartig in seinen Programmen, oft kleinlich und unglücklich in der Ausführung. Seine echtenglische Ernsthaftigkeit und Eifrigkeit hat doch — seltsam genug — etwas von französischer Windbeutelei, nicht der Form, sondern dem Wesen nach, und sein keckes Selbstvertrauen hat etwas von der normannischen Waghalsigkeit. Das gerade Gegentheil von der angelsächsischen Kaltblütigkeit seines großen Vorgängers In seiner Jugend war Lord John ein Schöngeist, für einen englischen Staatsmann ein nicht so gefährliches Prädicat wie für einen festländischen. Man hat aus seiner Feder einen rührenden Roman und eine Tragödie „Don Carlos", aber zugleich eine gute Geschichte der hannover'schen Erbfolge. Seine parlamentarische Laufbahn begann er mit der Bekämpfung der unduldsamen Testakte, zu deren Abschaffung er nicht wenig beitrug, und seit der Zeit hat er im Unterhause als angesehenes Mitglied der Opposition, hernach als Minister des Innern und zuletzt als Führer der sol-disant Liberalen, eine hervorragende Stelle behauptet. Seine Beredsamkeit ist einfach aber eindrucksvoll; eine gebildete Sprache und Schärfe des Ausdruckes haben ihm die Aufmerksamkeit des Hauses immer gesichert. Niemand zweifelt an seiner Ehrenhaftigkeit, seinem guten Willen, seiner Einsicht, aber manche an seiner Kunst der rechten Mittel.

Neben ihm steht als eigentlicher Generalissimus der Whigs, aber durch Alter und Kränklichkeit und ein wenig auch durch seine Pairswürde gelähmt, der Marquis von Lansdowne. Er hat das verhältnißmäßig mühelose Amt des Conseilspräsidenten (Vorsitzer des Staatsraths) übernommen. Dieser Edelmann bekleidete schon vor 40 Jahren ein Amt im Ministerium Fox, denn von seinem Vater, dem Grafen Shelburne ausdrücklich zum Staatsmanne erzogen, erwarb er sich so früh einen bedeutenden Ruf unter seiner Partei, daß man ihm, ähnlich wie Pitt, fast noch an der Grenze des Knabenalters den schwierigen und verantwortlichen Posten eines Kanzlers der Schatzkammer übertrug. In allem, was die öffentlichen Einkünfte angeht, ist der Marquis von Lansdowne ausgezeichnet bewandert; er ist zugleich ein Mann von klassischer Gelehrsamkeit und ein Redner wie er für's Oberhaus paßt, klar, eindringlich und doch ruhig. Wenn er am Tage des Kampfs wenig hervortritt, so kann man doch versichert sein, daß der am Vorabende verabredete Schlachtplan größtentheils sein Werk ist.

Kein Mann ist so viel geschmäht worden wie der gegenwärtige Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Viscount Palmerston. Aus einer vornehmen irischen Adelsfamilie entsprossen, hat er den Vortheil, allen Ansprüchen einer wählerischen Aristokratie gut zu entsprechen, ohne sich an das minder dankbare Kampffeld des Oberhauses gefesselt zu sehen. Seine lebhafte rhetorische Redeweise verweist ihn in das Unterhaus, seine feinen weltmännischen Manieren, seine vornehme Haltung, seine Eleganz im Aeußeren, welche ganz nahe an die Grenze der Uebertreibung hinstreift, befähigen ihn zur freiesten Bewe-

Digitized by Google

gung auf höfischen und diplomatischen Parquets. Die Diplomaten bedauern freilich ziemlich allgemein den Rücktritt des Grafen Aberdeen, mit dem sich so angenehm verhandeln ließ, aber man thut doch Palmerston Unrecht, wenn man ihn geradezu als einen rücksichtslosen Heißsporn schildert. Seine vielgeschmähte Expedition nach Syrien hatte das Verdienst trefflicher Ausführung und glücklichen Erfolgs, und Lord Palmerston's Ansicht war schwerlich eine ganz irrige, wenn er es für zweckmäßig hielt, den Franzosen und Amerikanern einmal aus der Ferne die Zähne des britischen Löwen zu zeigen. Die Folge war der Sturz eines kriegerischen Kabinets in Paris und die friedliche Ausgleichung schwieriger Differenzen in Washington. Lord Palmerston war weiland ein großer Protocollfabrikant, und seine Fruchtbarkeit in Hervorbringung dieser formidablen Papiere bildete häufig bei fremden Diplomaten den Gegenstand maßlosen Erstaunens, indeß kurzweilte er sich mit dergleichen Dingen nur bei gutem Wetter. Bei ernsteren Anlässen wirft er seine Feder bei Seite, macht Linienschiffe zu seinen Gesandten und Bomben und Granaten zu seinen Protokollen, — aber sicherlich nicht aus purem Vergnügen am Kriege.

Lord Palmerston's persönlicher Gegner, wenn auch für jetzt mit ihm versöhnt, ist Graf Grey, der älteste Sohn und Nachfolger des „Vaters der Parlamentsreform", früher unter dem Namen Lord Howick als Mitglied der Melbourne'schen Verwaltung und als bedeutender Redner im Unterhause bekannt. Graf Grey, gegenwärtig Colonialminister, ist der Sohn eines Aristokraten vom allerreinsten Wasser und seine eigne äußere Erscheinung verkündet den vollkommenen „Nobleman"; aber in seinen Grundsätzen ist er dem reinen Whigthum seiner Familie sehr untreu geworden. Sei es angeborne Richtung, sei es Berechnung, sei es beides vereinigt, — kurzum, der edle Graf ist in der Politik ein Radikaler und beleidigt das Oberhaus des britischen Parlaments von Zeit zu Zeit durch Reden, die ihn hundert Jahre früher leicht auf das Blutgerüst hätten liefern können. Da er in dieser Beziehung in jener erlauchten Versammlung ziemlich einsam dasteht, so hat seine ganze Weise einen Zug von Gereiztheit und Verbitterung angenommen, welcher ihn zum unbeliebtesten aller Lords macht. Die Nothwendigkeit einer Auflösung des bischöflichen Kircheneinstands und einer abermaligen Wahlreform im demokratischen Sinne hat Graf Grey mit einer Bestimmtheit geltend gemacht, welche selbst die Whigs mit Schrecken erfüllt. Aber seine Talente, seine Beredsamkeit und seine Geschäftserfahrung machen ihn einer Whigverwaltung unentbehrlich.

Die vier eben genannten Lords sind ohne Frage diejenigen Minister, von denen die Regierung Charakter und Richtung erhält. Was die letztere anlangt, so steht dem Grafen Grey am nächsten Hr. Macaulay, Generalzahlmeister, früher unter Lord Melbourne Kriegsminister, im Unterhause Vertreter für Edinburgh, wo er unter den Auspicien der vereinigten Whigs und der schottischen „Heiligen" zuerst ins öffentliche Leben eingeführt ward. Herr Macaulay aber ist weder ein reiner Whig noch auch ein Heiliger; er hat für die Maynoothbewilligung gestimmt und hat in manchen politischen Fragen die alten Whigs durch die Kühnheit seiner Forderungen nicht wenig allarmirt. Wie alle Schotten ist er ein Stück von einem Juristen, und er ist sogar im Auftrage des letzten Whigcabinets in Indien als Gesetzgeber aufgetreten. Aber seine eigentliche Stärke liegt in seiner Beredsamkeit. Herr Macaulay ist gegenwärtig ohne Frage der beste Parlamentsredner in England, die Gewalt seiner Worte ist unbeschreiblich, und er hat die Discretion, sie sparsam zu benutzen. Trockne Fachgegenstände überläßt er gern berufneren Sprechern, aber bei Verhandlungen von allgemeinerem Interesse ist er der olympische Juptter, dem keiner an die Schultern reicht. Damit ist nicht gesagt, daß er seine Gegner immer besiegt, aber er verdunkelt sie, und eine politische Partei kann auch den Bühneneffekt augenblicklicher Triumphe nicht entbehren.

Lord Morpeth gehört zu den Zierden der Verwaltung; ein allgemein beliebter und liebenswürdiger Mann, ein jüngeres Mitglied der erlauchten Familie Howard, deren Chef, der Graf von Carlisle, sein Vater ist, und wie alle Howards ausgestattet mit allen Schätzen eleganter literarischer Bildung. Er ist ein Verwandter Byron's. Lord Morpeth ist oder war Mitarbeiter des Edinburgh Reviews, und seine „Reise in den Vereinigten Staaten", deren Lobredner er geworden ist, gilt in England für ein „Standardwork". Trotz einer politischen Laufbahn von ziemlicher Dauer hat Lord Morpeth fast nie von Angriffen der Presse zu leiden gehabt, und selbst als Secretär für Irland — vielleicht das dornenvollste Amt in der britischen Verwaltung — entging er dieser in England so allgemeinen Plage öffentlicher Charaktere. In den Debatten des Unterhauses, in welchem er den reichen und bevölkerten Westbezirk von Yorkshire vertritt, hat er bis jetzt keine bedeutende Rolle gespielt, wenn er aber einmal spricht, so fesselt er die Aufmerksamkeit des Hauses, und seine Reden sind nicht allein elegant und gewinnend, sondern auch belehrend. Lord Morpeth ist „Commissar der Wälder und Forste" oder Minister der Staatsbauten, wie man in Frankreich sagen würde.

Generalpostmeister ist ein Schwiegersohn Cannings, der Marquis v. Clanricarde, ein Staatsmann, von dem bis jetzt mehr gehofft als gerühmt wird. Viscount Melbourne ward im Oberhause auf seine Talente aufmerksam und hatte es nicht zu bereuen, daß er ihm trotz seiner Jugend den Botschafterposten in Petersburg anvertraute.

Der Graf v. Clarendon, ein Bruder des berühmten Charles Villiers, jetzt Vorsitzer des Handelsamts, gehört durchaus zu der alten oligarchischen Whigcoterie, obgleich sein Oheim und Vorgänger in der Grafenwürde ein College und persönlicher Freund Pitt's war. Der jetzige Graf bekleidete früher einige Jahre die Stelle eines Obersecretärs in Irland, wo er sehr beliebt war, und fungirte später in den schwierigen Zeiten des Bürgerkrieges als Gesandter in Madrid. Er gehört zu den besseren Rednern des Oberhauses.

Seeminister oder erster Lord der Admiralität ist der Graf v. Auckland, welcher denselben Posten schon unter der Melbourne'schen Verwaltung bekleidete, bis er ausersehen ward, als Generalstatthalter nach Ostindien zu gehen. Aber in diesee Stellung war er unglücklich und er brachte den Vorwurf zurück, Schuld zu sein an der blutigen Katastrophe in Afghanistan. Auch er stammt aus einer Ministerfamilie und ist für die Staatsgeschäfte erzogen worden.

Eine literarische Celebrität ist wieder Sir John Cam Hobhouse, Lord Byrons Reisegefährte in Griechenland und Kleinasien, der „Wagner" jener faustischen Dichternatur und Verfasser eines durch und durch John-Bullischen Commentars zum Childe Harold. Aber Sir J. C Hobhouse ist sehr reich und er ist, was die Engländer „an accomplished gentleman" (wohl zu unterscheiden vom „finished gentleman") nennen, er ist seit mehr als 25 Jahren ein Parlaments-

Digitized by Google

mitglied und er entzückt dann und wann die älteren Zuhörer mit wohlgesetzten Reden voll von glücklichen Anführungen aus Horaz und Virgil. Aber alle klassische Eleganz hinderte es nicht, daß unter seine Verwaltung des ostindischen Controlamtes (denn er bekleidete diesen Posten schon unter Lord Melbourne) das Unglück der britischen Waffen in Affghanistan fiel — ein Makel, welcher schwerer auf ihm lastet, als er es verdient, der aber doch einmal an seinem Namen haftet. —

Feuilleton.

*** Brief aus Sibirien. Vor einiger Zeit erhielten der Kaiser und die Kaiserin einen aus den entlegenen Steppen Sibiriens an sie gerichteten Brief, der sich einer besondern Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte. Er ist von einem durch die englische Mission zum Christenthume bekehrten Buriäten aus dem Stamme der Kabdeten, Namens Schagdur, geschrieben worden und schildert in schlichten und rührenden Worten die Gefühle der Trauer, welche die betrübende Kunde von dem Hinscheiden der geliebten Großfürstin Alexandra bei diesem einfachen Sohne der Natur erweckt hat. Die Kaiserin hat die Aufbewahrung des Originals in der Sammlung merkwürdiger und seltener Dokumente befohlen und die Uebersetzung und Veröffentlichung des Briefes genehmigt. Der Brief lautet in wörtlicher Uebersetzung so: „Hochgeehrter und angebeteter Weißer Czaar und unsere angebetete Czaarin! Auf Euch Beiden ruhe der Segen Gottes unseres himmlischen Vaters! Vor Kurzem habe ich erfahren, daß Eines Eurer verehrten Kinder der Tod getroffen und bin dabei von tiefem Kummer durchdrungen worden. O! der Kummer um Todte ist ein vernichtendes Ding und lastet schwer auf dem fühlenden Herzen; doch haben wir die von unserm Heilande und Herrn Jesus Christus uns gegebene Verheißung, die in solcher Trübsal Trost gewährt. Er sprach: Ich bin das Thor; wer durch mich eingehrt, wird gerettet. O, wenn alle Freuden des Himmels durch den Herrn Jesus Christus geboten werden, so ist, wer durch den Glauben der Erlösung und des ewigen Lebens theilhaftig wird, wahrhaft glücklich zu nennen. Doch der Tod ist schrecklich! Gott, unser Vater, gab mir drei Söhne, und hat sie wieder zu sich genommen. Unlängst starb mir ein Knabe von drei Jahren, und jetzt fließen täglich Thränen in meiner Jurte. Der Tod der Kinder bringt den Aeltern Schmerz; er ist wahrlich eine schwere Heimsuchung, und jetzt, da unser Kaiser und unsere Mutter, die Kaiserin, diesen Kummer erfahren, möge der allmächtige Gott in Seiner namenlosen Gnade Ihnen reichen Trost gewähren! Obgleich der Tod ein harter Schlag ist, so ist doch für die, so an Jesum glauben, Hoffnung und Trost. Unter unsern Buriäten aber werden viele unsterbliche Seelen verloren, die noch nicht vom christlichen Glauben erleuchtet sind! Möge Christi Erlösung eifrig und bald denen kund gethan werden, die ihn noch nicht kennen. Ich wünsche sehnlichst, daß wenn dieser Brief zu den Füßen unseres hohen Kaisers und unserer hohen Kaiserin gelangen wird, Sie einen solchen von einem Ihrer treuergebenen Buriäten nicht ungnädig aufnehmen mögen. Und so möge denn der Segen des Gottes des Himmels und der Erden und unseres Herrn Jesu Christi auf Euch ruhen und Euch trösten. — Aus der Provinz Sibirien, der Mongol-Buriäte aus dem Stamme der Kebdaten, getreuer Unterthan Schagdur, Sohn des Kinni. Am 10. Oct. 1844." Jahrsz.

*** Am 19. Juni d. J. in den ersten Nachmittagsstunden hatte man in Zoppot in Sachsen des Schauspiel, den dortigen Cholera-Friedhof plötzlich in hellen Flammen zu sehen. Das dort angepflanzte Gesträuch, welches durch die Hitze des diesjährigen Sommers ganz ausgetrocknet ist, soll durch Kinder, die daselbst mit Zündhölzchen spielten, entzündet worden sein. Augenblickliche Hülfe machte jedoch der Flamme bald Einhalt. A. Thz.

*** Allgemeine Bewunderung erregte während der Beschießung von „Fort Brown" die Frau eines Soldaten, eine Indianaerin (nicht Indianerin) von Geburt, welche während des stärksten Kugelregens mit der größten Gleichmüthigkeit und Heiterkeit der Erquickung der gesunden, der Pflege der verwundeten und kranken Krieger nachging. Diese heldenmüthige Tochter des Westens, eine Frau von riesenhafter Gestalt, wird jetzt von ihren dankbaren Pflegekindern nicht mehr anders als mit dem ehrenden Beinamen „Great Western" bezeichnet.

*** In einer Londoner Taverne neckte man Sir Sidney Smiths Kutscher, weil sein Herr Napoleon nicht gehindert habe, aus Egypten nach Frankreich zurückzukehren. Zwei Tage lang borte der brave Kutscher für die Ehre seines Herrn, am dritten Tage aber erklärte er dem Admiral: Sir, ich bitte um meinen Abschied, ich habe alles Mögliche gethan, um Ihre Ehre zu retten, aber es ist unmöglich.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 31. Juli.)

Ein Hr. Otto Friedrich Wehrhan hat die Stadt Dresden auf 210 Seiten in vierundzwanzig Gesängen und obendrein in Hexametern besungen! Topographische Poesie ist freilich nichts Neues; denn bereits vor hundert Jahren hat der alte Triller eine Topographie Wiesbadens in Verse gebracht, derselbe Poet, der auch ein gereimtes Handbuch der Diätetik geschrieben. Die „Leipziger Zeitung" meint ganz ernsthaft, jenes Hexametergedicht „eigne sich recht gut zu einem Fremdenführer durch Dresden, denn kein namhafter Punkt in wie außer der Stadt dürfte vergeblich darin aufgesucht werden." — Was wohl eine härtere Strafe seyn mag: — vierundzwanzig Gesänge solcher topographischer Hexameter abzufassen oder sie lesen zu müssen? —

— Ein Bericht der „Wiener Allgem. Musikzeitung" spricht sich sehr günstig aus über die Leistung unsers am Kärnthnerthortheater gastirenden Tenoristen Hrn. Caspari als Tamino in der Zauberflöte. Namentlich findet A. Schmidt, der den Sänger vor mehreren Jahren in Frankfurt hörte und sein Urtheil über ihn in den „musikalischen Reisemomenten" niederlegte, denselben bedeutend vorgeschritten in der Darstellung dieser Rolle, ein Urtheil, mit welchem man auch in Frankfurt einverstanden sein wird. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 1. August. Maria, oder: die Regimentstochter, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Toni: Herr Réer, herzogl. Sachsen-Coburg-Gotha'scher Kammersänger.

Sonntag, den 2. August. (Neu einstudirt): Die Schleichhändler, Possenspiel in 4 Abtheilungen, von Raupach. (Gastrolle) Schelle: Herr Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: (Neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt, von Göthe.

Montag, den 3. August. (Zum Vortheil des Sachsen-Coburg-Gotha'schen Kammersängers Herrn Réer): 2r Akt der Oper Belisar von Donizetti. Atamir: Herr Réer. Belisar: Herr Basse. — Hierauf folgt: Fidelio, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Herr Réer. Im Zwischenakt: Ouvertüre zur ersten Bearbeitung des Fidelio.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblat.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 212. Montag, den 3. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Moment erschien der Pascha, den Dolch in der Hand; er nahte sich schweigend einem Spiegeltischchen, untersuchte bei dem Lichte der Wachskeezen prüfend die Klinge seiner Waffe und murmelte vor sich hin:

„Bei Mahomed! Der Waffenhändler aus Damaskus hat mich nicht betrogen; sein Stahl ist schaef wie ein geschliffener Edelstein."

Nach diesen Worten nahm er wieder auf dem Divan Platz und wollte, als habe gar keine Unterbrechung stattgefunden, das Gespräch mit dem Griechen wieder fortsetzen.

Anastasius aber, von dem Gedanken an den so eben stattgefundenen Mord erschüttert und noch voll von dem Eindruck der seltsamen Begegnung mit Gulnare, die ihnen Beiden eine ähnliche Bestrafung hätte zuziehen können, beurlaubte sich unter dem Vorwande, Ischariot's Familie von der Summe des verlangten Lösegeldes zu unterrichten.

Des Vermittlers verstörtes Aussehen, sein Bericht von dem schreckhaften Ereignisse, welches Yousouf's grausamen Character immer mehr bestätigte, steigerte noch die Angst der trostlosen Frauen.

Esther befahl, ihre werthvollsten Kleinodien herbei zu holen, während Sarah die Goldstücke der langen Halskette eins nach dem andern hinzufügte und Anastasius dringend bat, noch denselben Abend dem Pascha die reiche Gabe für des Schwiegersohns Befreiung zu überbringen.

Ein flehender Blick von der flüchtig erröthenden Gattin bestimmte ihn, trotz seiner Abneigung, den gewagten Auftrag zu übernehmen; allein ehe noch Daniel, der Diener, welcher ihn begleiten sollte, herbeigerufen war, stürzte Ischariot schon bleich und verwirrt, mit zerrauftem Barte in ihre Mitte.

„Gott Israels sei gepriesen, daß er hat zerrissen meine Kerkerbande, und mich geführet über die Schwelle des Hauses, um das Antlitz meiner Lieben wieder zu sehen!" rief er athemlos aus, und drückte bald Esthee's Hände, bald die Stirn der kleinen Judith an seine Lippen. „Aber Sarah," fragte er plötzlich betroffen, „warum schmückt Euch denn nicht die Kette von portugiesischen Doublonen, die ich Euch an meinem Hochzeitstage gegeben habe und heute zum erstenmale an Eurem Putze vermisse?"

Mit lautem Wehklagen vernahm der Sohn Moses, dessen Geldliebe sich auch nicht in den rührendsten Ergießungen seines edlen Herzens verbergen konnte, die Bereitwilligkeit der Frauen, ihn mit Aufopferung so vieler werthvoller Gegenstände aus dem Gefängnisse zu befreien.

Gelobt seien Abraham und Jakob, daß ich mit größerer Weicheit gehandelt habe," sagte er dann tiefathmend.

„Aber auf welche Weise ist es Euch gelungen, aus Eurem Verhaft zu entkommen?" fragte Anastasius noch immer verwundert.

„Nun, es ist wie ein Wunder Mosis in der Wüstenei. Der Richter kam, mir ein Lösegeld von 10,000 Piastern abzufordern. Gott meiner Väter, sagte ich, mir die Brust zerschlagend, wo soll ich armer Mann, der nicht so viel Paras besitzt, das viele Geld hernehmen? — Wir wollen es Dir schon aus den Fußsohlen münzen lassen, erwiederte drohend der Beamte, und befahl dem Kerkermeister, mich zu einer Bastonade auf die Folterbank zu legen, da kam in demselben Augenblick ein schwarzer Sclave mit einem Befehl von dem Pascha, mich sogleich frei zu lassen."

Die beiden Frauen blickten staunend und fragend auf den Jüngling, der ihnen, nach einigen scherzhaften Neckereien, seine Abenteuer mit Kaukasiens schöner Tochter in allen seinen Einzelheiten mittheilte.

Ungeachtet der Einwendungen ihres Gatten beschloß Esther, der schönen Sclavin den von dieser so sehnlichst gewünschten Rubinenschmuck zu übersenden. —

An demselben Abend begab sich auch der Blumenhändler in des Statthalters Palast, um Fatme seinen Bericht über die ihm anvertraute Botschaft abzustatten.

Der Himmel war mit Wolken überzogen, und mühsam hatte Rifat in der finstern Straße den Weg zum Thore gefunden, als ihm ein Mondstrahl den Leichnam des am heutigen Tage von des Paschas Hand Ermordeten neben der Treppe entdecken ließ. Neugierig näher tretend sah er an der Hand der Leiche einen Ring.

„Ha, das Kennzeichen der Aufwiegler! Dieser vortreffliche Fund kann mir großen Vortheil bringen," sagte er, den Ring näher prüfend.

Bei diesen Worten zog er das Kleinod von dem erkalteten Finger ab und verbarg es in eine blecherne Kapsel.

Zulaika, Fatme's vertraute Dienerin, führte Rifat in den Harem, wo die verschmähte Gattin von ihren Frauen abgesondert ein entlegenes Zimmer bewohnte.

„Du hast viele Zeit auf Deine Reise verwandt," redete Fatme den Blumenhändler an.

„Der Weg nach Uskub ist unsicher; ich mußte die Bergschluchten umgehen, wo sich viele Banditen aufhalten," versetzte Rifat.

„Hast Du meinen Bruder, den Bey Mehemed, dort angetroffen?" fragte die Fürstentochter in sichtlicher Spannung.

„Ich fand den Prinzen im Begriff, nach Stambul abzureisen und habe ihm Eure Botschaft Wort für Wort überliefert. Er läßt Euch mit seinem treuen Brudergruß sagen, daß er die Mittheilungen über Yousouf's Benehmen nach Eurem Begehr dem Sultan machen werde. Bis dahin möchtet Ihr aber gegen Euren Gemahl, dessen Neigung für die Franken ihm nicht unbekannt wäre, den Anschein der Eintracht beibehalten."

Ein Funke brütenden Zornes erglühte in Fatme's mattem Auge; sie schüttelte trotzig das stolze Haupt und fragte nach einer Pause:

Digitized by Google

„Weiß Mehemed, daß er ihre verdächtigen Wanderungen in dem Lande begünstigt und ihnen Schutz in seiner Provinz zugesteht?"

„Alles dies hatte Euer Bruder schon aus andern Quellen vernommen."

„Was hast Du Näheres über den fränkischen Verein in Athen erfahren?" forschte die Prinzessin weiter.

„Die Anzahl seiner Mitglieder," versicherte der Berichterstatter, „soll durch den Beitritt einflußreicher griechischer Familien täglich zunehmen."

„Und diese schändlichen Aufrührer sind von Yousouf geduldet, geliebt, verehrt!" rief Fatme.

„Man munkelt selbst unter den Janitscharen," fügte Rifat leiser hinzu, „daß der Pascha mit mehreren andern unzufriedenen Befehlshabern zur Beförderung des Aufruhrs bedeutende Summen Geld geliefert habe."

„Ach, wer mir den Beweis hiervon bringen könnte!" murmelte die beleidigte Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

Iwein mit dem Löwen.

Eine Erzählung von Hartmann von der Aue, übersetzt und erläutert von Wolf Grafen von Baudissin *).

Von Dr. Friedrich Zimmermann.

Die poetische Literatur des deutschen Mittelalters, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer wahrhaft mythischen Dämmerung lag, ist durch die zusammenwirkenden Kräfte neuerer, vorzüglicher Forscher so nach allen Seiten aufgeschlossen, daß das Bedürfniß einer allgemeinen Theilnahme des gebildeten Publikums sich in der jüngsten Zeit ganz natürlich einstellte. Nachdem man längst einen Ariost, Tasso, Camoens in Uebersetzungen gelesen, und beiher nun die Nibelungen in neudeutscher Gestalt kennen gelernt hatte, sind durch gelungene Bearbeitungen des Parcival, der Gudrun, von Tristan und Isolde u. s. w. der literarischen Bildung neue Provinzen erworben, nicht weniger merkwürdig in ihrer Art als jene, wenn auch an Schönheit und fortreißender Anmuth ihnen ungleich. Zum Erstenmale erscheint nun auch der Iwein in einer so lobenswerthen Gestalt, wie sie von der kunstgeübten Hand des rühmlich bekannten Uebersetzers zu erwarten war. Sie verdient alles Lob wegen ihrer zierlichen Leichtigkeit, Frische und Treue. Indem wir unsere Leser auf dieselbe aufmerksam machen, werfen wir mit ihnen einen Blick auf den Inhalt dieser „Rittermäre", um uns alsdann mit ihnen über deren Geist in der Kürze zu verständigen.

Die Erzählung hebt mit dem Lobe des Königs Arthur an. Ein großes Pfingstfest an seinem Hofe zu Karidol verbreitet allgemeines Behagen, Jeder treibt sich mit seiner Liebhaberei herum. Der zanksüchtige Ritter Key legt sich schlafen, indeß bei ihm vier Ritter vom Kalogreant mit einer romantischen Mähre unterhalten werden. Die Königin, welche mit ihrem Gemahl sich zur Ruhe begeben hatte, erwacht darüber und schleicht herbei um zuzuhören. Nachdem sich über ihre Begrüßung durch Key Unfriede entsponnen hat, muß der Erzähler auf ihr Geheiß fortfahren. Man erfährt Folgendes. Vor zehn Jahren zog er auf Abenteuer in den Wald von Brezilian, fand unterwegs freundlichen Empfang in einer Burg und ritt alsdann weiter, bis er im Walde ein Ackerfeld ohne Arbeiter antraf, auf welchem sich wilde Thiere herumtummelten. In seiner Angst erblickte er einen Mann von scheußlichem Aussehen, den Hüter derselben, welcher ihn unbesorgt sein hieß, und nach seinem weiteren Begehr fragte. Kalogreant gab den Bescheid, er reite auf Abenteuer und bat, ihn zu der Stelle zu führen, wo er ein solches bestehen könne. Darauf erhielt er Auskunft wie folgt: (Hier sei es vergönnt, eine Stelle von einigem Umfang einzuschalten, zumal da der Gegenstand eine große Rolle spielt.)

Hier ist ein Bronnen nahe bei,
Etwa kurzer Metten drei;
Getraust du dir's den zu erspäh'n
Und täffest ihm sein Recht geschehn,
Und sind'st hernach die Wiederkehr
Ohne große Schmach und Unehr',
So bist du in Treu'n ein tapfrer Mann,
Und zweifeln will ich nicht daran.
Was hilft dir's, wollt' ich mehr dir sagen?
Ich weiß, du pflegst nicht zu verzagen:
So siehst du denn in kurzer Frist
Selber, wovon die Rede ist.
Noch höre, was sein Recht denn sei:
Eine Kapelle steht nahe dabei,
Die ist schön und zierlich, aber klein.
Kalt und viel rein
Ist derselbe Bronne;
Ihn treffen nicht Regen noch Sonne,
Noch trüben ihn die Winde:
Deß schirmt ihn die schönste Linde.
Ihre grünen Zweige, breit und flach,
Sind sein Schatten und sein Dach:
Sie ist mächtig hoch, und also dick,
Daß nicht Regen noch Sonnenblick
Nimmer je hindurch sich dränget;
Ihr schadet der Winter nicht, noch kränkt
An ihrer Schönheit er ein Haar,
Sie grünt und blüht das ganze Jahr.
Ueber dem Bronnen steht ein
Wunderzierlicher Stein,
Unterstellt mit vieren
Marmorgehauenen Thieren,
Durchlöchert hin und wieder.
Von einem Ast hernieder
Hängt ein Becken von lauterm Gold:
Ich traue daß Niemand haben sollt
Gold so fein gepräget.
Die Kette, so die Schale trägt,
Die ist aus Silber geschlagen.
Willst du nun nicht verzagen,
So thu' dem Becken nicht mehr als dieß:
Auf den Stein, der da stehet, gieß'
Von des Bronnens Wasser ein Theil;
Und wahrhaftig, du hast Glück und Heil,
Ziehst du mit Ehren von der Stelle.

Unser Ritter fand auf dem vom riesigen Waldgesellen angegebenen Wege die Linde, welche von überaus wonnigem Vogelgesang belebt war, den Brunnen, den Stein und das Becken. Kühn goß er Wasser auf den Stein, worauf die Sonne erlosch und ein schauderhaftes Wetter den Wald verheerte. Nach kurzer Weile verzog es sich

*) Berlin, Duncker. 1845. XIV und 300 Seiten 8. Preis 2 fl. 42 kr.

Digitized by Google

wieder und der helle Tag kehrte zurück. Da fühlte sich Kalogreant wie im zweiten Paradies, schon wähnte er aller Noth entgangen zu sein, als er unsanft aus seiner Täuschung gerissen wurde durch das Ansprengen eines mächtigen Ritters, der ihn nach einer zornigen Strafrede vom Roß warf und es mitnahm, ohne ihn nur anzusehen. Der Besiegte machte sich auf den Rückweg, nachdem er vorher noch seinen Harnisch abgestreift hatte.

Auf diesen Bericht entschloß sich Iwein, seinen Verwandten zu rächen; ja Arthur, welcher sich das Abenteuer erzählen ließ, schwur nach 14 Tagen auf Johanni mit dem ganzen Hofe nach dem Brunnen auszuziehen. Dem kam Iwein insgeheim zuvor, damit ihm die Ehre ungetheilt zufiele, erreichte den Brunnen, zog durch Ausgießen des Wassers Ungewitter herbei und maß sich mit dem fremden Ritter. Zuletzt schlug er ihm eine tödtliche Wunde und verfolgte den Fliehenden bis zu seiner Burg, wo sich ein Fallthor befand, das, wenn es niederfiel, selbst Eisen zerschnitt. Iwein jagte jedoch mit Verlust seines Pferdes hindurch, dem Ritter nach. Hierauf floh der Burgherr durch ein zweites Fallthor, welches niederfiel, ehe es Iwein erreichte, so daß er eingesperrt war. Da erschien ihm zum Heil durch ein Pförtlein die Jungfrau Lunete, welche ihm meldete, er habe den Herrn erschlagen, aber aus Dankbarkeit für einen früher geleisteten Dienst Rettung schuf durch einen unsichtbar machenden Ring. Durch dessen Tugend schützte er sich gegen die wiederholten Nachstellungen des rachedürstenden Hausgesindes. Unter seinen Augen wurde die Leiche seines Feindes Askalon auf der Bahre getragen, dessen wunderschöne Wittwe folgte unter Zeichen des unbegrenzten Schmerzes. Ihr Anblick machte auf Iwein augenblicklich den stärksten Eindruck, so daß die Frau gerächt wurde ohne es zu wissen; denn die Hand der Minne schlug ihm eine tödtliche Wunde. Die Leiche wurde zum Münster getragen. Iwein genoß indessen Sicherheit durch seinen Ring und die beste Pflege durch Lunete's Fürsorge, ja sie übernahm es, als Laudinen's Vertraute, ihm zur Hand ihrer Herrin und zur Herrschaft über den ertedigten Besitz behülflich zu sein.

Obgleich Laudine fortwährend um den verlorenen Gemahl jammerte, so wußte ihr Lunete die Nothwendigkeit, daß ihr ein Ritter Brunnen und Land schütze, einleuchtend zu machen, zumal man Botschaft von Arthur empfangen hatte, er werde binnen zwölf Tagen zum Brunnen ziehen. Nach einigem Schwanken überzeugte sich Laudine dasoa, dem Lande einen Schirmherrn geben zu müssen, weigerte sich aber denselben zum Manne zu nehmen. Darauf suchte ihr die Vertraute darzuthun, daß der Besieger ihres Mannes noch tapfrer sein müsse als dieser vortreffliche Ritter, wurde aber dießmal unwillig bedeutet, sich nicht mehr vor ihrer Herrin sehen zu lassen. Doch Laudinen gereute dieses Verfahren, sie erwog, daß Iwein die Gegenwehr nicht zu verübeln sei, schon am andern Morgen empfing sie Luneten wieder in Gnaden und verstand sich zur Ehe mit dem Sieger, falls er ein tugendhafter Ritter wäre und sie dem Vorwurf der Leute entgehen könne. Auf die Kunde, Iwein sei der Mann, trieb sie schon die Ungeduld ihn zu sehen, und nachdem sie ihre Mannen herbeschieden hatte, wie ihr Lunete rieth, gönnte sie andern Tags dem fremden Ritter eine Unterredung. Da kostete es wenig, um ihr Herz zu erwetchen, und weil auch die Mannen sich Herrn Iwein gefallen ließen, so wurde die Hochzeit gefeiert.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Von der äußersten Spitze des Faro bei Messina bis zur nächsten italienischen (calabrischen) Küste sind zwar 3 Miglien (1 M. = ¼ deutsche Meile), doch könnte ein rüstiger Schwimmer wohl hinüberkommen, wenn er die Fluth im Canal zu benützen verstände. Das Wagestück ist wirklich von vier hannöver'schen Soldaten unternommen worden. Sie waren in der französischen Zeit unter ein westphälisches Regiment gesteckt worden, das in Reggio stand, sahen täglich die befreundete Küste der Insel, erfuhren endlich, daß Hannoveraner von der englisch-deutschen Legion in Messina lagen, und vertrauten sich in einer mondhellen windstillen Sommernacht der Fluth an. Drei wurden von ihren Kräften verlassen und sanken; der Vierte erreichte glücklich das Ufer und ward von seinen Landsleuten freudig aufgenommen. (Parthey, Wanderungen durch Sicilien und die Levante.)

*** Aus Norddeutschland. Seit Jahren sind unsere Nordseebäder nicht so belebt gewesen als im Laufe dieses Sommers. Nicht die Vorliebe des Publikums oder die Mode hat das eine oder andere Seebad bevorzugt. Ostende und Scheveningen sind europäische Badeplätze geworden, in denen sich die vornehme Welt ein Stelldichein giebt, wie in Baden, Wiesbaden oder Ems; nach Norderney, Wangerooge, Helgoland und Föhr gehen hauptsächlich nur Deutsche aus der nördlichen Hälfte unseres Vaterlandes. Norderney gilt für ein sogenannt vornehmes Bad; dort hält besonders der hannover'sche Adel seine Sommerfrische. Dagegen ist Wangerooge eine durchaus bürgerliche Düne. Das Baden selbst thut sich hier nicht so bequem, wie in Norderney, aber die Badegäste sind lebendiger, die Unterhaltung mannigfaltiger. Aber theuer ist der Aufenthalt auf beiden Inseln; ein sehr bescheidenes Zimmer, wenn es überhaupt zu haben ist, kostet auf Wangerooge wöchentlich sieben Thaler, während man zum Beispiel in dem anmuthigen Fischerstädchen Blankenberghe in Westflandern (drei Stunden von Brügge) im ersten Gasthofe, dem europäischen Hotel, höchstens sechs Francs täglich für Wohnung, Frühstück und Mittagmahl bezahlt; ich habe wenigstens die Preise dort so gefunden. In Belgien drängt sich Alles nach dem modischen aber langweiligen Ostende; ich zog, nicht blos der Billigkeit wegen, das saubere und freundliche Blankenberghe an der Düne, die immer einen erfrischenden Spaziergang gewährt, jener Stadt vor. Das Poetische, das über den Küsten des Mittelmeeres liegt, geht freilich allen unseren nordischen Bädern ab, selbst dem einsamen Felsen Helgoland, der jetzt in den Sommermonaten in eine Berliner Kolonie umgewandelt zu sein scheint, und wo der ächte Sprechdialekt das einheimische Friesisch oder Plattdeutsch ganz in den Hintergrund drängt. Nichts ist ergötzlicher, als ein Berliner Kind, etwa einen vierundzwanzigjährigen Sohn wohlhabender Eltern, auf den Seehundsfang ausfahren zu sehen. Er weiß vorher, daß er keiner Robbe auch nur ein Haar krümmen wird, denn die Thiere sind seltner geworden und vorsichtig dazu; aber der junge Mann aus der Residenz ist darum doch wie ein Jäger gekleidet, er trägt seine geladene Flinte, um in Ermangelung von Seehunden aus den Tausenden von Möven eine herauszuschießen, die dann, als Trophäe ausgestopft, mit nach Hause genommen wird. Ich sah neulich einen solchen Seenimrod, der schon etwa ein Dutzend stehen hatte, um sie seinen Freunden zu schenken. Auf den bei stürmischem Wetter gefährlichen, jedenfalls unbequemen Hummerfang wagen sich Jäger dieser Art schon seltener. Vom Felsen segeln sie bis zur Düne, und von da wieder zurück: weiter geht die Fahrt nicht. Korresp.

*** Am 22. Juli ist Freiligrath von Zürich nach England abgereist, um dort in seine neue Stelle einzutreten. Seine Familie wird ihm in einigen Wochen dahin folgen.

Digitized by Google

*** Ein Chemiker in Schottland soll ein Papier erfunden haben, das die schönste und reinste Farbe besitzt, durch bloßes Anhauchen aber roth wird, letztere Farbe einige Secunden beibehält, und dann wieder wie zuvor weiß wird. Es soll übrigens noch die Eigenschaft besitzen, daß es auch stundenlang in der Wärme, und somit bei der rothen Farbe erhalten wird, doch gleich wieder zur weißen Farbe zurückkehrt, wenn es abgekühlt ist. Im Wasser soll es sich nicht so leicht wie das gewöhnliche Papier auflösen und im Feuer blos verglimmen, ohne eine Flamme zu geben. Jedenfalls eine Erfindung, die, wenn sie sich als wahr darstellt, die volle Aufmerksamkeit aller Kunstverständigen auf sich ziehen wird.

*** Die Zigeuner in England. Eine ganze Menschenklasse verschwindet allmälig vom Boden Englands; dieß sind die Gipsies oder Zigeuner. So oft einer dieser geheimnißvollen Nomaden von sich reden macht, füllen die Journale darüber her und besprechen ihn, wie man einen Wolf oder ein anderes Thier bespricht, das sich nur noch in einer Menagerie findet. So haben sie den in der Mitte des März erfolgten Tod der Dove Burton, der sogenannten Zigeunerkönigin, einregistrirt, welche in dem Alter von 95 Jahren in der Umgegend von Salisbury starb. In welchem Palast hat diese Königin ihre letzten Seufzer ausgehaucht? In einer der Bastillen der öffentlichen Mildthätigkeit, welche das neueste Armengesetz ins Leben gerufen. Die Königin der Wanderstämme hat, besiegt von Alter und der Civilisation, in einem Arbeitshause eine Zuflucht angenommen. Ihr Gemahl, so alt wie sie, hat in gleicher Weise abgedankt; er verließ in Begleitung einiger seiner Unterthanen sein freiwilliges Gefängniß, um die Gefährtin der Wanderungen seiner Jugend auf den Kirchhof, einen christlichen Kirchhof, zu begleiten. Das ist, wie Thomas Carlyle sagen würde, gewiß ein ernstes Zeichen der Zeit. Ausld.

*** Hamburg. Jenny Lind hat die Norma ohne Honorar, zum Besten des Orchester-Pensionsfonds, gesungen, und dadurch diesem wohlthätigen Institute eine reiche Spende zugewendet. Wir erkennen dies um so lieber öffentlich mit dem gebührenden Lobe an, da man von Bremen aus bemüht gewesen ist, die Gesinnung der trefflichen Künstlerin, in Betreff der Pietät und Gefälligkeit, zu verdächtigen. Es mag sich wohl ereignen, daß man in einer Stadt lieber unentgeltlich klagt, als in der anderen — wo das Publikum mit einem der Leistung angemessenen Enthusiasmus seine Freude über die Erscheinung unverholen ausdrückt, folgt man gern den Eingebungen der Humanität; nicht ganz so willig zeigt man sich dort, wo das »nil admirari«, als eine stille Verabredung, den Beifall in ein dürftiges Almosen verwandelt. Dem. Jenny Lind hat in Hamburg schon mehr als einmal ihre Bereitwilligkeit, aus Gefälligkeit zu singen, wo es angebracht erscheint, dokumentirt, wir wollen sie also gegen allerlei Insinuationen vom Gegentheil hiemit in Schutz genommen haben. Freilich wird sie auch von den Hamburgern mit wahrhaft italiänischem Furore aufgenommen, aber dies kann nirgends, wo reges Kunstgefühl herrscht, anders sein.

*** Dieser Tage erschien Jemand vor Gericht, und verlangte Satisfaktion für eine erhaltene Ohrfeige. Auf die Frage der Veranlassung der Beleidigung, erwiederte der Klägee: „Zu einer Beleidigung wäre gar kein Grund vorhanden gewesen, der Angeklagte habe nur mit ihm gewettet, er werde, ehe nicht Tage vergehen, ein schmerzliches Ereigniß erleben.“ Der Richter ist der Meinung, an dem Thäter müsse ein Exempel statuirt werden, sonst wäre kein Mensch der natürlichen Farbe seiner Wangen sicher. Hmrst.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 1. August.)

Theodor Mundt hat in einem energischen Artikel „das deutsche Feuilleton und der französische Vetter Michel“ in der Vossischen Zeitung wieder einmal auf die Schmach der Vernachlässigung hingewiesen, welche die deutsche Original-Novellistik in unsern periodischen Blättern über sich muß ergehen lassen. Er spricht unter anderm folgende beherzigenswerthe Worte: Nur wenige Zeitungsredaktionen, sind noch so ehrenwerth, ihr Feuilleton der einheimischen und originalen Produktionen offen zu erhalten. Die Deutsche Allgemeine Zeitung, nachdem sie ihren politischen Credit verloren, machte sich aus Eugene Sue's Ewigem Juden eine von hinten vorwärts stoßende Lokomotive, und suchte damit von Neuem das gelobte Land der Abonnenten zu erreichen. Die von einem tüchtigen Streben erfüllte Redaktion der Leipziger Novellenzeitung erklärt in ihrer neuesten Nummer, daß sie keinen Vortheil davon gehabt, eine Zeit lang zu Gunsten der deutschen Original-Produktionen von den Uebertragungen und Illustrirungen des französischen Feuilletons abgestanden zu haben, sie tröstet sich mit dem Gedanken, daß wir in den Zeiten der Volksliteratur (!) leben, und greift darauf felsschweg zu Martin dem Findling, welcher der neueste Aufguß der französischen Feuilleton-Romantik ist, und der nun ebenfalls in allen möglichen Gestalten und Formen auf den deutschen Büchermarkt umhergeboten und ausgehökert wird. Es kommt uns bei dieser Betrachtung nicht auf den Werth der französischen Feuilleton-Produktion an sich an, sonst würden wir auch bei diesem Martin l'enfant trouvé vor Allem Sue's großes und meisterhaftes Darstellungstalent wieder anzuerkennen haben, obwohl wir dieser Criminal-Romantik nur in der socialen Bedeutung, mit der sie sich in den Geheimnissen von Paris verbunden, einigen höheren Werth zugestehen können. Wir wollen hier nur bemerken, wie sich jetzt in Deutschland Literatur, Volk und Gesellschaft dermaßen von dem französischen Feuilleton haben überfruchten und drängen lassen, daß für unsere deutsche nationale Produktion nur noch stille Gemeinden oder kleine Lücken, die bei der gerade nicht anders in Anspruch genommenen Lesewelt von ihr ausgefüllt werden können, übrig geblieben scheinen.

— Von Gutzkow's gesammelten Werken (Frankfurt, Literarische Anstalt) sind die beiden letzten Bände erschienen. Von Levin Schücking wird ein neuer Roman ausgegeben: Eine dunkle That. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 2. August. (Neu einstudirt): Die Schleichhändler, Possenspiel in 4 Abtheilungen, von Raupach. (Gastrolle) Schelle: Herr Koch, vom Hoftheater zu Kassel. Vorher geht: (Neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt, von Göthe.

Montag, den 3. August. (Zum Vortheil des Sachsen-Coburg-Gothn'schen Kammersängers Herrn Réer): 2r Akt der Oper Belisar von Donizetti. Atumir: Herr Réer. Belisar: Herr Basse. — Hierauf folgt: Fidelio, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Herr Réer. Im Zwischenakt: Ouvertüre zur ersten Bearbeitung des Fidelio.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 213. Dienstag, den 4. August **1846.**

Lellah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Der schlaue Blumenhändler fuhr, ohne wie es schien, auf ihre Worte weiter zu achten, in seinem Berichte fort: „Die Namen der Verbündeten sollen auf einer schwarzen Marmorsäule in goldner Schrift eingegraben sein; auch tragen sie, um sich unter einander zu kennen, einen Siegelring, wie diesen hier."

Bei diesen Worten zog Rifat das blecherne Döschen aus seinem Busen und überreichte es Yousouf's Gemahlin.

Fatme betrachtete neugierig den Fingerreif.

„Das Siegel trägt ein sonderbares Gepräge," bemerkte sie. „Kennst Du seine Bedeutung?"

„O," erwiederte Rifat mit einem verächtlichen Achselzucken, „es ist eine von den gelehrten Erfindungen der Abendländer. Seht, dieser runde Kopf und dicke Bauche von den zwei dünnen Beinchen gestützt, soll eine Nachteule vorstellen, welche vor alten Zeiten Athen's Schutzvogel gewesen sein soll und dort noch immer in großen Ehren gehalten wird."

„Auf welche Weise bist Du in den Besitz dieses Ringes gekommen?" fragte Fatme mit schlecht erkünstelter Gleichgültigkeit.

„Ein Landsmann, dem ich bei Jetib begegnete und der unsere Stadt zu umgehen wünschte, ersuchte mich, denselben einem hiesigen Armenier einzuhändigen," versetzte Rifat mit dreister Unverschämtheit; „aber ich wollte diese Merkwürdigkeit nicht aus meinen Händen geben, ehe ich sie Euch, Prinzessin, vorgezeigt habe."

„Ha! ich verstehe," rief Fatme, bei seinem schlauen Blick wie von einer lichten Eingebung durchdrungen, „Du verkaufst wohl das Kleinod für seinen vollen Werth?"

Rifat schien die Frage gänzlich überhört zu haben; er verschloß schweigend den Ring in das Büchechen.

„Wähle zwischen dieser goldnen Kapsel, den heiligsten Spruch des Allorans enthaltend, und diesem werthvollen Edelstein an meiner Hand," fuhr Fatme dringend fort, dem Gärtner Amulet und Juwel hinhaltend.

Dieser betrachtete die kostbaren Kleinodien mit geübtem Kennerauge, wog beide auf seiner flachen Hand, legte sie dann neben sich auf die Strohmatte, zog abermals den Siegelring aus dem Döschen und überreichte ihn Yousouf's Gemahlin mit jener gleichgültigen Miene, unter welcher ein geschickter Käufer die Wahl der ihm anstehenden Waaren klug zu verbergen weiß.

„Du überschätzest Dein Gut, Selave," sagte Fatme, entrüstet über des Gärtners freche Habsucht.

Rifat jedoch, welcher wohl errathen hatte, daß sie seinen Wink verstanden und den Ring zu ihrer Rache gebrauchen wollte, ergriff die Kleinodien und sagte trocken: „Wählet, Sultana."

Mit verbissenem Unwillen ließ Fatme den Ring über die Perlenschnur gleiten, von welcher sie den geweihten Talisman abgelöst hatte und verbarg ihn sorgfältig unter den ihren Busen verhüllenden Seidenflor.

„Wer ist der Armenier, den Du aufsuchen solltest?" fing nach einer Pause die Herrin des Harems das Gespräch wieder an.

„Er stammt aus einer angesehenen Familie in Missolunghi, und ist ein entfernter Verwandter von Vaselaïki, dem Löwenbändiger," versetzte Rifat.

„Ah, aus dessen Gärten Du mir die schönen Blumen lieferst? Man hat mir so oft die reizende Lage dieses Gutes geschildert, daß ich schon längst das Verlangen empfand, eine Lustfahrt dahin zu unternehmen. Kannst Du mich dort in der Abwesenheit Deines Gebieters mit meinen Frauen empfangen?"

„Obschon der Signor Vaselaïki dieses Landhaus nie bewohnt, so ist es mir dennoch unmöglich Eurem Wunsche zu willfahren," entgegnete der Blumenhändler in sichtlicher Verlegenheit.

„Und aus welchem Grunde?" fragte Fatme im scharfen Tone.

„Der armenische Signor hat mir bei dem Verluste meiner Stelle streng verboten, irgend Jemand, außer meinem Weibe Sarulla, in seiner Besitzung aufzunehmen; und bei Allah, mein blinder Gehorsam hat mir bis jetzt einen zu reichlichen Lohn eingetragen, um ihn nicht fortan mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu beobachten."

„Es scheinen seltsame Dinge in dieser Familie vorzugehen," bemerkte Fatme, verstimmt ihrem Wunsche entsagen zu müssen. „Ist Caritas, die Wahnsinnige, welche ich zuweilen im Bade antreffe, nicht eine Schwester des Armeniers?"

„Ja," entgegnete trocken der Gärtner, indem er sich rasch, wie von einer Springfeder emporgeschnellt, auf seine schiefen Beine erhob.

„Nun, was eilst Du? Ich wünschte wohl noch etwas Näheres über dieses sonderbare Geschöpf zu hören," sagte die Türkin.

„Man findet häufig bei den Wahnsinnigen, daß sie gerade für die Personen eine Abneigung empfinden, welche sie im gesunden Zustande mit besonderm Wohlwollen behandelten," sagte Rifat ausweichend.

„Sollte ihre Geisteszerrüttung durch äußere Ereignisse veranlaßt worden sein?" fragte Fatme weiter.

„Ihre Gemüthskrankheit wird allgemein dem plötzlichen Tode ihrer Schwägerin zugeschrieben," versetzte Rifat.

„Ist die selbe schon lange todt?"

„Seit ungefähr vierzehn Jahren," versetzte ihr wortkarger Gegenredner.

„Starb sie hier in der Stadt?"

„Nein, auf dem Gute Zitza, wo sie die heißen Sommertage hinzubringen gedachte," erwiederte Rifat, sich allmälig der Thür nähernd.

Digitized by Google

„Ah, nun begreife ich, warum Dein Gebieter diesen Aufenthalt flieht; er muß seine Gattin sehr lieb gehabt haben," sagte Fatme seufzend vor sich hin, und versank in Nachsinnen, so daß der Blumenhändler endlich unbemerkt aus dem Zimmer schleichen konnte.

Ziza, Vasilaiki's Landgut, beherrschte von seiner sanften Anhöhe eine der reizendsten Ansichten in der Umgegend. Die weite von Reis-, Tabak- und Kornfeldern durchschnittene Ebene erstreckte sich bis an den Fuß der waldgekrönten Berge, deren dunkle Gipfel sich scharf an dem lichtblauen Horizonte abzeichneten und die grauen, von einem kleinen Bache durchschlängelten Fel enhügel im Vordergrunde waren mit der Rebe zart grünem Laube üppig umrankt. Das wohlerhaltene, im byzantinischen Style ausgeführte Wohngebäude erhob sich mit seinen vier Eckthürmen, die leicht und schlank, wie zierliche Minarets, über die hohe Kuppelbedachung emporragten, in einem großen, von dicken Mauern eingeschlossenen Raume, dessen vergittertes Thor mit schweren Vorlegschlössern und Riegeln versehen war. Die außerhalb gelegenen Nebengebäude hatten in ihrer leichtern Bauart dem zerstörenden Hauche der Zeit nicht Trotz bieten können, ihre halb zerfallenen, mit Moos und Epheu überwachsenen Mauern standen in dem hohen Grase wie zertrümmerte Grabmäler der einstigen Bewohner dieser verödeten Burg; die tiefen unterirdischen Gewölbe und Gänge waren theils eingestürzt, theils durch den Schutt des Mauerwerks unzugänglich gemacht. Selbst in dem Schloßhofe wucherten zwischen den eingesunkenen Pflastersteinen ungestört Disteln und wilde Schlingpflanzen und der in seiner Mitte befindliche Springbrunnen gab nur noch die verborgene Quelle seines ehemaligen Silberstrahls durch einige feuchtgrüne Flecken in dem verschütteten Marmorbecken zu erkennen.

Mit Wohlgefallen wandte sich das Auge von diesem Anblick der Verwüstung auf die freundliche Oase der sorgfältig gepflegten Obst- und Blumengärten, welche sich in weiter Ferne hinter dem Schlosse ausdehnten. Hohe Cactusgewächse, deren stachliche Blätter eine dichte, undurchdringlichen Einzäunung bildeten, trennten die Weinberge von diesen mannigfaltigen Anpflanzungen, wo wechselsweise die duftende Blüthe und goldne Frucht der Orangen- und Zitronenbäume aus dem dunkeln Laub hervorprangten, der Jasmin seinen hellen Silberstern durch den Flor der purpurnen Granatblumen erzittern ließ und die blasse Lilie von dem Wiederschein der glühenden Rose umspielt, sanft erröthend ihren würzigen Duft aushauchte.

Rifat's Weib hatte so eben die letzten Blumen begossen und setzte sich zum Spinnen an den Fuß des östlichen Thurmes nieder, indem sie unter dem eintönigen Gesang ihrer zitternden Stimme den fein gezogenen Faden emsig um die Spindel zu drehen begann. Von Zeit zu Zeit hielt sie einen Augenblick inne, legte lauschend das Ohr an eine vergitterte Maueröffnung und fuhr dann wieder kopfschüttelnd in ihrer Beschäftigung fort.

(Fortsetzung folgt.)

Iwein mit dem Löwen.

(Fortsetzung.)

Kurz darauf erschien Arthur am Brunnen, begoß den Stein und erregte dadurch das Ungewitter, worauf Iwein zum Schutze des Brunnens ansprengte und seinen ersten Gegner, Key, aus dem Sattel warf. Als er sich aber zu erkennen gab, verkehrte sich der Kampf in fröhliche Wirthschaft auf der Burg. Nach sieben Tagen, da man sich zum Abzug anschickte, bewog Gawein seinen innig geliebten Iwein, sich aus dem reizenden Liebeleben aufzuraffen, und ritterlichen Thaten nachzugehen. Laudine gönnte ihrem Gemahl nur ungern Urlaub und nahm ihm das Versprechen ab, spätestens nach einem Jahre wiederzukehren, wenn ihn keine Ehrhaft hindere; dabei gab sie ihm einen Ring mit, welcher den Inhaber selig machte. Iwein aber hing, durch seinen treuen Waffenbruder Gawein verführt, so seinen Heldenthaten nach, daß er des Gelübdes nicht gedachte und die ihm gesetzte Frist überschritt. Bei einem Feste, welches Arthur zu Karidol gab, schlug ihn Reue und Traurigkeit über seinen Wortbruch. Da erschien Lunete, schalt ihn einen Verräther und treulosen Mann, nahm ihm Laudinen's Ring und ritt ihres Weges. Von den quälendsten Empfindungen durchkreuzt, fiel Iwein in Wahnsinn und rannte nackt in den Wald. Dort fristete er sich mit dem Wilde, das er erlegte. Das Ungefähr führte ihn zu einem Einsiedler, der sich anfangs vor ihm entsetzte, dann in einen Verkehr mit ihm trat, indem er ihm Brod reichte und dafür Wildpret empfing. Iwein setzte sein Wildnißleben fort, bis er am ganzen Leibe wurde wie ein Mohr. Schlafend fanden ihn drei Frauen, von welchen ihn die Eine erkannte und ihrer Herrin von diesem Ritter Hülfe gegen ihren Feind verhieß, wenn er gesundete. Da ritten die Frauen zurück; die ihn erkannt hatte, kehrte mit einer magischen Salbe wieder, bestrich ihn damit und legte Ritterkleider neben ihn. Iwein erwachte mit gesundem Verstande und zog die Kleider an, doch dünkte ihm sein Ritterthum und sein früheres Leben wie ein Traum und er wand sich nur schwer von dem Wahne los, daß er ein Bauer sei. Die Wohlthäterin hatte sich versteckt, so daß er nicht wußte, wem er dies Alles verdanke. Als sie sich aber vor ihm zeigte, gab sie dem Bittenden ihr Pferd und brachte ihn zu ihrer Frau, wo er sich erholte und seine vorige Schönheit wieder erlangte.

Darauf besiegte er den Grafen Aliere und nahm ihn gefangen, schlug aber die Hand der hohen Dame aus und zog weiter. Er fand auch sogleich ein neues Abenteuer — einen Löwen mit einem Lindwurm im Kampfe. Nach kurzem Besinnen half er dem Löwen und schlug den Drachen todt. Da nahte ihm der Löwe, bezeigte ihm seine Liebe und war von der Zeit an sein treuer Gefährte, welcher auf der weiteren Fahrt ihn mit Wild versorgte und Nachts bewachte. So führte ihn denn der Weg wiederum zu der wunderbaren Gegend des Brunnens. Hier übermannte ihn der Schmerz dergestalt, daß er vom Pferde sank und sich dabei mit dem Schwert verwundete. Wieder zu sich gekommen, überließ er sich seinen lauten Klagen, wurde aber darin durch die Stimme einer Jungfrau unterbrochen, welche in der Kapelle gefangen lag und um ein weit größeres Unglück trauerte. Es war Lunete. Man hatte sie des Verrathes angeklagt, weil sie ihrer Herrin zu dem treulosen Gatten gerathen, sie hatte vergebens sich bemüht, Gawein und Iwein als Vorkämpfer zu erlangen, und sollte Morgen früh zum Tode geführt werden. Da gelobte ihr Iwein, gegen die drei Ritter, welche ihr Kämpfer zu bestehen hatte, am Mittag des andern Tages zu fechten, und wenn er siege, sich selbst zu tödten, um Laudinen zu versöhnen. Die grausame Laudine hatte aber Luneten im Stiche gelassen. Als Iwein fürder zog, wurde er in der Burg eines hart bedrängten Herrn freundlich

Digitized by Google

aufgenommen. Sein Wirth litt schweres Ungemach vom Riesen Harpin, welchem er seine Tochter versagt hatte. Dafür war ihm vom Riesen sein Land bis zur Burg verheert, seine sechs Söhne gefangen und zwei derselben getödtet, morgen wollte der Riese den vier andern dasselbe Loos bereiten und die Tochter, wenn er sie in seiner Gewalt habe, dem geringsten Knechte geben. Von Arthur's Hofe konnte aber der Burgherr keine Hülfe erlangen, weil man dort mit der Verfolgung eines Ritters beschäftigt sei, welcher die Königin meggeführt habe. Iwein verstand sich um so bereitwilliger, da sein Wirth eine Schwester Gawein's zur Frau hatte, mit Harpin zu kämpfen, wenn er früh erschiene, weil seiner am Mittag ein andrer Strauß warte. Wirklich stellte sich der Riese zur rechten Zeit ein und wurde von Iwein mit Hülfe des braven Löwen gefällt. Nun war für Iwein keine Zeit zu verlieren, beim schleunigen Abschiede bat er den Ritter mit Weib und Kind zu Gawein zu ziehen und ihm seine hülfreiche That zu melden; wenn aber der Freund nach seinem Namen frage, so sollten sie sagen, daß der Löwe mit ihm sei. Lunete schwebte in Todesnoth, schon brannte der Scheiterhaufen, als Iwein ankam und ihre Gegner herausforderte. Er sah auch Laudinen und empfand darob schweres Herzeleid. Der ausführlich beschriebene Kampf, in welchen sich der Löwe wieder einmischte, obgleich er weggeführt war, endete mit dem Siege Iwein's und mit Lunete's Rettung. Darauf bat Laudine, trotz des Ausgangs, den Iwein sich zu verweilen, er aber verschwieg seinen Namen und nannte sich blos den Ritter mit dem Löwen, erklärte ihr, erst wenn sein Glück seinem Herzen und Muth gleich käme, verdiene er, daß sie ihn erkenne, und zog von dannen. Selbst verwundet hob er seinen hart zugerichteten Löwen vor sich auf's Pferd und erreichte eine Burg, wo die beiden Kampfgenossen verpflegt wurden. Schon bereitete sich ihm ein neues Abenteuer zu. Der Graf vom schwarzen Dorne hinterließ zwei Töchter, von welchen die ältere ungerechter Weise nach dem Gute der jüngeren trachtete. Diese erklärte, am Hofe Arthur's einen Kämpfer suchen zu wollen, wurde aber von ihrer Schwester überflügelt, da diese vor ihr den Gawein für sich gewann, welcher die Königin glücklich dem Entführer abgejagt hatte. Die Jüngere, hülfeverlassen, sehnte sich nach dem Beistande des auch dem Gawein unbekannten Löwenritters. Da vierzig Tage als Frist für den Kampf anberaumt waren, reiste sie nach ihm aus, fand ihn aber nicht und erkrankte. Also übernahm sie die Tochter eines Verwandten das Botenamt. Diese erhielt Nachricht von Iwein, als sie in der Burg einkehrte, deren Herr durch ihn von Harpin erlöst worden war. Hierauf traf sie mit Lunete zusammen und wurde von ihr bis zu der Stelle geführt, wo Iwein, den sie eine Strecke begleitet hatte, von ihr Abschied nahm. Dann kam sie ihm ganz nahe auf die Spur in der zuletzt von ihm betretenen Burg, fand zwar das Nest leer, holte ihn aber ein und stimmte ihn leicht für ihr Anliegen. Beide fanden auf ihrer weiteren Reise ein hemmendes Abenteuer. Ein grober Pförtner ließ sie in eine Burg ein, in welcher gegen dreihundert anständige Damen zu harter Arbeit angehalten wurden. Iwein hörte von ihnen, daß ihr Herr sich in einen unglücklichen Kampf mit zwei Teufelsknechten auf der Burg eingelassen und seine Freiheit nur gegen das Versprechen eines jährlichen Zinses von dreißig Mädchen gewonnen hätte; wer die zwei Riesen besiege, mache sie frei. Weiter fand Iwein in einem paradiesischen Baumgarten der Burg ein altes Paar und dessen Tochter, welche ihn sehr freundlich empfingen und beherbergten, aber ohne ihm den Argwohn zu benehmen. Als er am andern Morgen sich verabschieden wollte, gebot ihm der Alte den Kampf mit den zwei Riesen, wobei er ihm seine Tochter und das Land als Siegespreis verhieß. Der Löwe mußte eingesperrt werden, sowie er aber seinen Herrn durch die Wand im Hofe hart bedrängt sah, kratzte und biß er sich durch eine Schwelle und die Riesen unterlagen. Iwein verschmähte auch dießmal aus treuer Liebe die Tochter des Hauses, obgleich sie sein Herz gerührt hatte, erwirkte die Lösung der dreihundert Frauen und führte sie in ihre Heimath. (Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Brüssel, 24. Juli.

Unserer Hauptstadt einen ganz ungewöhnlichen Genuß zu bereiten, ist in unserm großen Theater das Alltags-Repertoire für einige Wochen bei Seite gelegt worden und die deutsche Operngesellschaft unter der Leitung der Herren Pirscher und Löwe hat ihren Einzug gehalten. Dieselbe besteht für die Hauptparthien sowohl wie für die Nebenrollen aus sehr tüchtigen Kräften und wir sind hoch erfreut, in dem Kapellmeister Franz Lachner einen Mann kennen zu lernen, der wie Wenige geeignet ist, uns die Schöpfungen von Mozart, Beethoven, Weber und andern deutschen Meistern vorzuführen. Nachdem sich Lachner in den Vorstellungen des Freischütz, der Hochzeit des Figaro, des Don Juan und des Fidelio als tüchtigen Dirigenten bei uns schon bewährt hat, werden mir auch demnächst Gelegenheit haben, mit seinen Compositionen bekannt zu werden. Die Aufführung seiner Catarina Cornaro steht uns bevor, und da wir Halvey's Oper, die sich denselben Gegenstand zum Vorwurf genommen, bereits kennen, so sind wir gespannt, ob sich die Wage zum Vortheil des deutschen oder des französischen Maestro neigen wird. Man hält hier in musikalischer Beziehung große Stücke auf den deutschen Geschmack; Lachner's Oper hat in München, Berlin und auf andern bedeutenden Bühnen Deutschlands Glück gemacht: kein Wunder also, daß sich das hiesige Publikum mit großen Erwartungen trägt. Die Hauptparthieen, durch Madame Pirscher und die Herren Reichel und Biberhofer besetzt, werden, so weit wir diese Opernsänger bereits kennen gelernt haben, nichts zu wünschen übrig lassen.

Mad. Pirscher hat uns schon vielfach Gelegenheit geboten, ihren correcten und schönen Gesang zu bewundern. Im Freischütz, Don Juan und Fidelio, den unvergänglichen Denkmalen dreier großen und originellen Geister Deutschlands, hat es diese Sängerin immer trefflich verstanden, uns durch ihren seelenvollen Vortrag die Inspirationen des Componisten zum klaren Verständniß zu bringen. — Herr Reichel ist einer jener seltnen Bassisten, deren Stimme sich besonders in der Tiefe durch festen, runden und vollen Ton auszeichnet; das hat er uns in der Zauberflöte bewiesen. Die Rolle des Kerkermeisters im Fidelio scheint fast eigens geschrieben für diesen herrlichen Künstler. — Derselbe Beifall den wir Herrn Reichel, spenden, kommt zum Theil auch Herrn Biberhofer zu, bei dem es in Hinsicht auf Gesangsmethode nur noch einigen Studiums bedarf, um ihn unter den tüchtigen Baritonisten Deutschlands in erster Reihe zu sehen. Wir würden noch der Fräulein Wetretbaum und andrer Kräfte der deutschen Oper gedenken, müßten wir nicht fürchten, zu weitläufig zu werden. Das beste Zeugniß für unsere Gäste ist der zahlreiche Besuch der Brüsseler Gesellschaft, an den herrlichen Sommerabenden, die man unter andern Verhältnissen sicherlich nicht in den dumpfen Räumen des Theaters zubringen würde.

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Ein so eben aus Schweden zurückkehrender achtbarer Reisender erzählt folgendes Faktum, welches unsere Theilnahme im hohen Grade verdient. Ein Sturm überraschte uns bei unserer Ueberfahrt von Calmar aus über die Ostsee. Das Dampfschiff, der Sautschan (?), kämpfte mit Mühe gegen die Wellen, die hoch das Verdeck überspülten. Wir geriethen in die augenscheinlichste Gefahr. Da bemerkt der Steuermann etwas Auffallendes im wogenden Meere. Ein Schifflein, winzig klein, tanzt wie eine Eierschale auf den schäumenden Wogen. Eine Welle wurf es der andern zu, eine Woge nach der andern rauschte darüber hin; das Schifflein jedoch, mit einem Deck versehen, kam stets wieder zum Vorschein. Unser Dampfschiff näherte sich, so daß wir es höchst gespannt betrachten konnten. Es schleppte hinter sich einen Handkahn, der ganz mit Wasser gefüllt war. — Das Steuer mit kräftiger Hand gefaßt, sitzt darin ein Greis. Die Wellen überspülen ihn; der Sturm peitscht sein weißes, triefendes Haar — der Steuermann sitzt ruhig da und trotzt den Stürmen und Wogen. Uns alle ergreift bei diesem Anblick Entsetzen. Unser Kapitain ruft den kühnen Segler an, und wer ist es? „Kapitain Roß!" trägt der Sturm aus als Antwort herüber. Ja, ja, er ist's, der kühne Brite, der Weltumsegler, dem die Wissenschaft so viel verdankt, der ein halbes Jahr den Eisbergen des Nordpols, die ihn furchtbar umringt hielten, trotzte; Capitain Roß ist's, der Greis, der in einem winzigen Schifflein Ost- und Nordsee, nur von einem etwa sechzehnjährigen Burschen begleitet, allein zu durchschiffen wagt, um von einem hohen Posten in Schweden nach England zurückzukehren. Wir luden ihn ein, auf unserem Schiffe Schutz zu suchen, er that's nicht und bat nur, ihn ins Schlepptau zu nehmen. Auch einen Schöpfer warfen wir ihm zu, mit dem er das einströmende Wasser aus seinem Fahrzeuge schöpfte. Mit einer wahren Bewunderung blickten wir auf den großen Mann hinab. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht; die Brandung nahm zu, das Tau, an dem sein Schifflein uns folgte, zerriß, wir sahen von ihm nichts wieder. Glücklich möge der kühne Held in England landen! C. Mücke. *)

*** Im vorigen Monate faßten zwei Mädchen von 17 und 18 Jahren, welche zu Hull in Dienst standen, den Entschluß, nach Liverpool zu reisen und als Matrosen oder Lehrlinge zur See zu gehen. Die hübschen Kinder, deren Entschluß dadurch bestärkt wurde, daß ihre Geliebten ebenfalls zur See waren, schnitten ihre schönen Locken ab, zogen Mannskleider an und wurden nach einigen vergeblichen Versuchen in Liverpool wirklich von dem Kapitain eines Kriegsschiffes als Lehrlinge aufgenommen. Als sie der Prüfung des Schiffsarztes unterworfen werden sollten, sahen sie sich genöthigt, diesem ihr Geschlecht zu gestehen, und zu ihrem Leidwesen weigerte man sich nun, sie in den Dienst der Königin aufzunehmen. Man behandelte sie zwar sehr freundlich, sendete sie aber doch am nächsten Morgen in Frauenkleider nach Hull zurück. Bl. a. d. G.

*** Nächsten Winter wird man die Zimmer nicht mehr durch Wachs-, Stearin- oder andere Lichter beleuchten, sondern durch Crocodilfettwachslichter. Bisher wußte man die Alligatoren und Crocodile, die in manchen südlichen Ländern bekanntlich so häufig sind, zu gar nichts zu brauchen; jetzt hat man aber gefunden, daß sie viel Thran enthalten und dieser das schönste Material zur Beleuchtung ist. Er wird farblos hell und brennt vortrefflich. So tritt denn auch der Alligator in die Reihe der nützlichen Thiere ein und es läßt sich nur besorgen, daß sein Geschlecht bald von der Erde vertilgt werden wird, nachdem man entdeckt hat, wozu es gut ist. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir eine andere neue Erfindung, die namentlich diejenigen Herren erfreuen wird, welche sich selbst rasiren. Man hat nämlich gefunden, daß der Diamantstaub eine eigenthümliche Kraft auf Stahl ausübt und ihm die schärfste Schneide giebt, die bisher zu bewirken gewesen ist. Dies hängt wahrscheinlich von einer noch unbekannten Eigenschaft des Diamanten ab. Man weiß zwar, daß der Diamant bisweilen die Kraft des Magneten lähmt, man weiß auch, daß ein Diamant, den man in ein Gefäß mit geschmolzenem Eisen wirft, dies in Stahl verwandelt, aber Niemand hat dies noch zu erklären vermocht, genug, Diamantstaub ist das sicherste Mittel zum Messerschärfen. A. M. Z.

*** Auf dem Dampfer „Stephan" hatten die Reisenden bei Szekesö ein ganz außergewöhnliches Schauspiel. Zwei Araber saßen auf dem Dampfschiffe, der eine ungefähr 50, der andere beiläufig 36 Jahre alt. — Der Aeltere schien der Vorgesetzte des Jüngeren, da ihm dieser allerhand Dienste erwies. Als nun der Dampfer bei Szekesö ankam, wo eine alte Ruine zu sehen ist, standen die beiden Araber, die bis dahin ruhig, nur manchmal leise ein ein Paar Worte zischelnd, da saßen, von ihren Plätzen auf und sprangen mit Blitzesschnelle, der Aeltere voran, in die Donau. — Der Altere kam wahrscheinlich unter das Rad des Dampfschiffes und ertrank, der Jüngere aber wollte nicht recht an das Ertrinken, er schwamm auf der Oberfläche des Wassers fort; als er die ihm nacheilenden Matrosen im Rettungsboot erblickte, da stieß er ans Land und drohte sich mit einem blinkenden Dolch zu ermorden, ließ es aber doch bleiben; sprang abermals in die Donau, wurde nach langem Hin- und Herhetzen endlich todtmüde doch an Bord des Dampfers gebracht, dort, um ihn zu verhindern, Hand an sich zu legen, festgebunden, wo er die Füße der Umstehenden unter heftigem Schmerzgeschrei küßte und ausrief: „Christ, Christ!" — In ihrem Paß stand: „Zwei arabische Pilger nach Osen." Sie hatten 1200 fl. C. M. theil in Gold, theils in österreichischen Baarsorten bei sich. Der Beweggrund ihrer That ist noch unergründet.

*) Die Nachrichten aus Kopenhagen vom 24. d. geben folgende Erläuterungen zu dem obigen: der Kapitain John Roß bekannt durch seine vielen Reisen im nördlichen Eismeere zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt, ist vorgestern auf seinem Kutter „Mary", von nur 4 Lasten Trächtigkeit, von Stockholm in Helsingör angekommen. Die ganze Mannschaft bestand außer dem Kapitain selbst nur aus 1 Mann. Mit diesem Fahrzeuge gedenkt er weiter nach England zu gehen. Capt. Roß war 4 Jahre als englischer Consul in Stockholm angestellt und hat jetzt als solcher seinen Abschied genommen, um noch (in seinem 70sten Jahre) eine abermalige Reise nach dem Nordpole zu unternehmen. Er gedenkt aus England gegen Ende des Sommers mit zwei Segelschiffen und einem Dampfboote, die zu dieser Reise gebaut sind, abzugehen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 3. August. (Zum Vortheil des Sachsen-Coburg-Gotha'schen Kammersängers Herrn Réer): 2r Akt der Oper Belisar von Donizetti. Alamir: Herr Réer. Belisar: Herr Basse. — Hierauf folgt: Fidelio, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Florestan: Herr Réer. Im Zwischenakt: Ouvertüre zur ersten Bearbeitung des Fidelio.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 4. August. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abtheilungen von Töpfer. (Gastrolle) Louis: Fräulein Boden, vom Stadt-Theater zu Magdeburg.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 214. Mittwoch, den 5. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

„Still, still, wie die Todten im Grabe," murmelte Sarulla nach einer Weile vor sich hin; „doch wäre es ja besser für das arme Geschöpf unter der Erde zu liegen, als langsam in dem Kerker zu verschmachten. Cocuna! Cocuna!" rief sie niedergebückt, „der Sonnenuntergang naht heran, erhebt Euer Herz zu Allah und seinem Propheten."

Ein schwacher Laut, wie das Ersterben eines Saitenklangs hallte aus der Tiefe herauf.

„Allah sei gepriesen, sie kann wieder die Zyther berühren. Wäre die Eingekerkerte in Rifat's Abwesenheit dem Fieber unterlegen, er hätte mich gewiß lebendig mit ihr eingescharrt."

Hier wurde die Matrone durch einen Pistolenschuß aus ihren Betrachtungen aufgeschreckt.

„Ha, wenn man an den Wolf denkt, läßt er sich sehen," murmelte Sarulla, dem Gärtner, der seine Ankunft durch dieses Signal zu verkünden pflegte, entgegeneilend.

„Wie steht's, Weib, sind die Beete gewässert? die Blumen für morgen eingesammelt? Ist Dein Pflegling wohlbehalten?" fragte der Mann in barschem Tone. „Da, nimm mir den Korb ab, zünde meine Pfeife an, und spute Dich, den Kaffee zu bereiten."

Nachdem das gehorsame Weib den Gatten schweigend bedient hatte, setzte sie sich mit ihrer Arbeit ihm gegenüber, während er das röthliche, mit schwarzen Kernen durchsäte Fleisch einer Wassermelone und einige trockene Feigen zu seinem Abendbrode verzehrte.

„Hast Du nichts Neues in der Stadt vernommen?" unterbrach endlich die Matrone das Schweigen.

„Außer der Verhaftung von Ischariot dem Geldwechsler, ist nichts vorgefallen, was Dich interessiren könnte," erwiederte Rifat.

„Wodurch hat sich der reiche Jude diese Strafe zugezogen?"

„Durch das große Verbrechen in Yousouf's Augen, Schätze besitzen, nach welchen diesem der Mund wässert," entgegnete der Gatte, eine volle Börse aus dem Gürtel ziehend; „hier, Weib," fuhr er schmunzelnd fort, „lege dieses Gold zu dem übrigen; wenn das Kistchen voll ist, wollen wir es in Sicherheit bringen."

„Allah und Mahomed! wie bist Du zu den vielen Zechinen gekommen?" rief die Matrone freudig aus; „die Hälfte davon würde ja meine höchste Sonntagshaube bis an die äußerste Spitze mit Goldschuppen bedecken."

„Laß' Deine Eitelkeit, verwelkte Tulpe," entgegnete der Gärtner. „Diese Summe," fuhr er dann mit herablassender Vertraulichkeit fort, „ist nur ein kleiner Hauszins für unser altes Schloßgewölbe. Auf meinem Rückwege von Uskub begegnete ich dem Dolmetscher Demetrius, der im Dienste einiger jüngst angelangter Abendländer steht und von ihnen beauftragt war, einen geheimen Versammlungsort für die verschworenen Griechen in unsern Gegenden aufzusuchen. Nach langem Hin- und Herſinnen überlegten wir, daß deren Goldmünzen schwerer als des Sultans Paras wiegen und kamen überein, den Aufrührern hier eine Freistätte zu sichern. Gelingt ihr Unternehmen, so haben wir eine reiche Vergeltung zu erwarten; hat es Allah anders beschlossen, ei nun, dann machen wir uns das Verdienst, die verborgenen Zusammenkünfte dem Pascha anzuzeigen, werden für die wichtige Entdeckung gleichfalls belohnt und bleiben nach wie vor des Sultans getreue Unterthanen."

„Aber was wird Vaselaïki, unser strenger Gebieter, dazu sagen?" fragte Sarulla, über den gefährlichen Plan höchst beunruhigt.

„Nichts!" versetzte der Gatte trocken und bestimmt. „Hörst Du, Weib?" wiederholte er mit Nachdruck, „Nichts, und zwar, weil er nichts davon erfahren wird."

„Wenn er uns aber nun einmal überraschte?"

„In dem Falle würde die Bekanntschaft bald gemacht sein," entgegnete Rifat, die Hand kaltblütig an den Griff seines Yatakans legend, „übrigens," fügte er sorglos hinzu, „wird es nicht so leicht dahin kommen; unsere Leute denken sich nur gegen Mitternacht zu versammeln, und die Glockenschläge dieser Stunde hallen hier zu schauerlich in des Armeniers Ohren, als daß er so lange bei uns verweilen sollte."

„Und ich erfahre noch immer nicht, was Du da Unten im Thurme vor hast?" fragte Sarulla, aufgemuntert durch des Gatten ungewöhnliche Redseligkeit, indem sie sich schmeichelnd an ihn schmiegte.

„Die Neugierde der Frau ist des Mannes Verderben," erwiederte der Blumenhändler. „Dennoch muß ich Dich unter so bewandten Umständen mit dem wahrem Ereignisse bekannt machen, welches diesen Landsitz zur Einode umgeschaffen und uns dessen einträgliche Benutzung ausschließlich zugewandt hat."

Sarulla rückte bei diesen willkommenen Worten näher an seine Seite und horchte der lang ersehnten Mittheilung entgegen. Aber wie er eben mit seiner Entdeckung beginnen wollte, erschreckte Beide ein dreimaliges Pochen an dem Thore.

„Das ist Signor Vaselaïki," rief der Gärtner, und eilte, dem unerwarteten Gast zu öffnen.

Der Armenier trat bleich und düster durch die eiserne Pforte. Zuerst schritt er zu dem unweit des Thurmes gepflanzten Maulbeerbaum, unter dessen Schatten sich ein kleiner, von weißen Rosen umblühter Grabhügel erhob.

Digitized by Google

Sein Löwe streckte sich unbeweglich, wie eine Sphinx, neben dem moosbewachsenen Hügel nieder. Vaselaïl pflückte zwei der schönsten Knospen, betrachtete sie mit einem gemischten Ausdruck von Wehmuth und Bitterkeit und verbarg sie dann schmerzlich lächelnd in seinem Busen.

(Fortsetzung folgt.)

Iwein mit dem Löwen.

(Fortsetzung.)

Mit der Botin, seiner Begleiterin, zog er fürbaß zu der jüngeren Erbtochter, welche seiner dringend bedurfte, da die Zeit des Kampfes nahe gerückt war. Wie nun Gawein auftrat, erkannte ihn Niemand, als seine Schutzbefohlene, und weder Iwein, noch Gawein kannten einander. So schritten sie gegen einander vor, da die Aeltere von keinem Vergleich wissen wollte. Der Zweikampf währte von frühe bis nach Mittag, ohne daß Einer dem Andern einen Vortheil abgewann; dann fochten sie nach kurzer Rast von Neuem, und der frühere Kampf war gegen diesem „nicht ein Stroh." Bei dem allgemeinen Antheil, welchen man an dem Heldenpaare nahm, versuchte der König von Neuem die Aeltere zur Güte zu stimmen, aber wiederum vergeblich. Da verzichtete die Jüngere, um keinen der beiden braven Ritter in Gefahr zur lassen, edelmüthig auf ihr Erbe. Als man in den König drang, einen Vergleich zu stiften, durch welchen der Guten wenigstens ein Theil des Ihrigen zugesichert würde, versagte er es im Grimme gegen die Böse. Der Kampf wurde nur durch die Nacht vertagt; aber im Zwiegespräch erkannten sich die Freunde zu Lieb' und Leid. Auch der König und die Königin erfuhren, wer sie wären, und nach einem hochherzigen Wettstreit, in welchem jeder dem Andern den Sieg zuschrieb, schied Arthur die Fehde und schlichtete den Handel der Schwestern, indem er der Jüngeren zu ihrem Rechte verhalf. Der Löwe, welcher wöhrend des Kampfes eingesperrt war, jagte nun wieder zu seinem Herrn, und man erkannte in Iwein den Ritter mit dem Löwen. Sobald er sich erholt hatte, trieb ihn das Herz nach der Liebe seiner Frau, so daß er beschloß, am Brunnen das Ungewitter herbeizuziehen, um Laudinen zu gewinnen, welche nun eines Kämpfers bedürfe. Lunete rieth ihr beim Ausbruch des Wetters, einen Kämpfer zu suchen, und da sie keinen Ausweg fand, so erklärte sie, wenn man den Ritter wüßte, welcher sich selbst gerettet habe, dann könne man sich des Heiles getrösten, aber die Möglichkeit seines Kommens sei nur da, wenn Laudine ihm zur Liebe seiner Frau verhelfen wolle. Dieß verhieß denn Laudine auf Lunetens Verlangen mit einem Eide. Lunete fand Iwein mit seinem Löwen am Brunnen, und benachrichtigte ihn von dem Eide seines Weibes. Beide ritten zu Laudinen, Lunete führte der Betenden den Gatten zu. Er fiel ihr zu Füßen, worauf Lunete ihn als Iwein, ihren Gemahl, vorstellte. Laudine bezwang ihren Zorn um des Eides willen; ja als Iwein ihr seine Reue bezeigt hatte, bat auch sie ihn fußfällig um Verzeihung für allen Kummer, den er um ihretwillen erlitten hatte.

Diesen Stoff hat der Dichter, Hartmann, Dienstmann zu Aue gestorben zwischen 1210 und 1220, in nicht weniger als 8166 kurzen Reimzeilen ausgebreitet und in einem zu seiner Zeit hochgepriesenen Kunststyle behandelt. Er war ein des Französischen, ja des Lateinischen kundiger Mann. Im Eingange seines Iwein charakterisirt er sich selbst als einen Ritter, welcher die Kunst des Bücherlesens verstehe und, wenn ihm die Waffen Muße gönnten, oft auch der Dichtung pflöge; daß er damit etwas Besonderes sagte, beweist uns der Umstand, daß unter andern „höfischen" Dichtern der größte des deutschen Mittelalters, Meister Wolfram, weder lesen noch schreiben konnte. Die ausgezeichnete Geltung Hartmanns als Poeten unter seinen Zeitgenossen erhellt aus mehren wichtigen Zeugnissen in dem Parzival, Titurel und dem Gottfried'schen Tristan; er wurde im dreizehnten Jahrhundert (nach dem Ausspruche Lachmanns) „neben Wolfram zwar nicht mehr bewundert, aber offenbar mehr geliebt, weil er die allgemeine Anschauungsweise der Zeit nur mit der leisen Färbung einer höchst anmuthigen poetischen Individualität darstellte." Unter seinen Dichtungen ist der Iwein die jüngste, mit reifer Kraft ausgebildet und mit heitrem Fleiße durchgefeilt. Der Gegenstand gehört zu denjenigen Stoffen des britischen oder bretonischen Kreises, welche vorzugsweise in den Europäischen Literaturen die Runde passirt haben; denn aus der ersten uns bekannten dichterischen Gestaltung desselben, dem Chevalier au lion des Nordfranzosen Chretien de Troyes (vor 1190) entsprang nicht nur unsere deutsche Rittermäre, sondern auch altenglische, dänische, schwedische, isländische und niederländische Iweine. Interessen ist die Arbeit Chretiens auf eine Walisische Erzählung zurückzuführen, welche in der Gestalt, wie sie das rothe Buch von Hergest, eine Oxforder, am Ende des 14. Jahrhunderts zusammengeschriebene Handschrift bietet, unter dem Titel „Die Dame von der Quelle" mit andern Erzählungen des rothen Buchs von der Lady Guest herausgegeben und aus ihrer englischen Uebersetzung von San Marte (die Arthur-Sage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest 1842) in's Deutsche übertragen worden ist. Durch das Verdienst der gelehrten Lady hat die Literatur des Iwein, wie der Arthusromane überhaupt ein neues Licht erhalten; sie hat die mit den französischen Dichtungen dieser Klasse dem Inhalt nach verwandten walisischen „Mabinogion" des rothen Buchs herausgegeben, übersetzt und erläutert — Erzählungen, welche lange vor dieser Aufzeichnung componirt seyn mußten, weil ihnen die Courtoisie und Chevalerie fehlt, welche die französischen und deutschen Bearbeitungen charakterisirt. Auch enthält das rothe Buch unter Andern die ganz armselige Quelle zu unsrem vortrefflichen deutschen Parzival, insbesondere die Gralsage in erschreckend roher Gestalt. Wenn also unser Ritter „Owein", wie er dort heißt, als Walliser legitimirt ist, so hat doch von Aue nicht walisische Original, sondern fast ausschließlich die nordfranzösische Arbeit Chretiens benutzt, so daß sein Verdienst ihr gegenüber zu wägen ist. Stehe hier noch ein kurzes Wort Bandissins über die walisischen Mährchen in der Vorrede: „Gewiß ist, daß die Helden jener Erzählungen ohne jene Färbung von Courtoisie, Ehre und Glaubenseifer geschildert sind, die so charakteristisch für die französische und deutsche Auffassung ist, und daß sie uns Kämpen, nicht Ritter darstellen. Daß aber in den Romanen vom Artus und der Tafelrunde Wurzel und Kern britisch und nicht französisch sei, steht auch Herr von Raumer als erwiesen an, und ebenso zweifelte Benecke nicht einen Augenblick daran, celtischen Ursprungs seyen alle jene Feen, Riesen, Zauberquellen, kurz die ganze Mythologie dieser Gedichte." Jene Unterschiede im Geiste der walischen und französischen oder deutschen Dichtungen gehen also tiefer, als äußerliche Ab-

weichungen, z. B. in Betracht unsres Gedichtes, wenn in der walisee Erzählung eine Fichte die Stelle der Linde vertritt, wenn der König Ascalon dort als ein in schwarzen Sammt gekleideter Ritter mit schwarzem Fähnlein und auf schwarzem Pferd reitend beschrieben wird (doch fehlt auch unsere Episode vom Erbstreit). Die celtische Mythologie, welche im Iwein spukt, kann hier nicht beleuchtet werden; nur über die Wunderquelle, weil sie eine so wichtige Stellung im Gedichte einnimmt, dürfen die Leser einigen Aufschluß verlangen. Was von ihr im walisischen Mabinogion erzählt wird, findet man im Iwein genau wieder. Der celtischen Mythologie gehört der Aberglaube an, daß man durch Wasserausgießen Regen in der Dürre hervorrufen könne. Die Jäger gehen zum Walde von Brecilian (jetzt Brécilien, einst Broch' allean, d. h. der Wald der Einsamen) in der Niederbretagne — einer mit den Heroen der ältesten welschbretagnischen Arthursagen bedeutsam verknüpften Oertlichkeit, wo unter Anderm Viviane aus Liebe den Zauberer Merlin festbannte. Es ist eine Lieblingssache in den Romanen des Arthur-Cyclus, daß ein Ritter der Tafelrunde in den Wunderwald zu ausbündigen Abenteuern bemüht wird; auf Aehnliches läuft im Lanzelot das Wunder hinaus, wo man im Wald an einem Brunnen mit dem Hammer eine Glocke berührt, worauf sich Morot zum Kampfe stellt. —

Also in jenem Walde gehen die Jäger zum Brunnen Bérendon, schöpfen Wasser daraus mit ihren Hörnern und gießen es auf die Brunnensteine, wodurch landerquickender Regen herbeigeführt wird. Jener altceltische Gebrauch hat sich mit Modificationen bis auf unsere Zeit erhalten. Unter Gesang und Geläute der Glocken ziehen die Einwohner in Prozession zur Quelle, Geistliche eröffnen den Zug, und fünf große Fahnen werden voranstragen. Der Gemeindevorsteher taucht seinen Fuß kreuzweis in's Wasser des Brunnens von Bérandon, und der Regen tritt sicher ein, ehe der Zug daheim ist. Uebrigens fällt es San Marie (in der Germania von 1841) auf, daß man in Wales keine Wunderquelle ähnlich der von Bérendon gefunden hat; er vermuthet deßhalb, den Bretagnern sei die Erfindung des Iwein-Romanes zuzuschreiben.

Treten wir dem deutschen Gedichte näher, so befinden wir uns in der wunderlichen Lage, von der Erfindung der meisten Abenteuer, dem Zusammenhang der Geschichte, der Charakteristik, überhaupt vom Organismus nach vielen Seiten abgestoßen, dagegen von der anmuthreichen Einkleidung und noch mehr von der oft genug heraustretenden Persönlichkeit des Dichters gefesselt zu werden. Dieser Zwiespalt hauptsächlich erschwert ein festes Urtheil; so viel aber scheint eben durch ihn sicher gestellt, daß wir es hier nicht mit einem Genie, wenn schon mit einem guten Talente zu thun haben. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Aus einem ungedruckten Briefe von Hebel. Hoffentlich werden Sie, mein lieber Angelo, von allen den Briefen, die ich seit einiger Zeit an Sie habe schreiben wollen, noch keinen erhalten haben wenn nicht Sir Lucifer sein Spiel mit uns treibt, der sich in unsre Correspondenz nichts zu meliren hat, weder in die, die wir wirklich mit einander führen, noch in die, die wir nicht führen. Ich habe seit Ihrem letzten Schreiben viel geschlafen und hätte gern die große Sonnenfinsterniß Anno 1804 benutzt, mich wieder ins Bett zu legen, wenn's nur etwas dunkler geworden wäre. Was kann man in diesen Wind- und schneereichen Wintermonaten besseres thun? Etwa das badische Magazin lelig ins Lateinische übersetzen, oder die Inquisitionsakten von Schinderhannes und Compagnie in Hexameter bringen, z. B.

Aber am vierten Vendemiäre *), Morgens um 8 Uhr
Ward der schwarze Peter hingeführt zum Verhöre.
Gegenwärtige waren die Bürger N. N. und N. N.,
Und das Verhör begann: Wie, seid Ihr Peter der Schwarze?
„Peter, ja **) das bin ich, so nennt mich zeugend das Taufbuch.
Bin ich schwarz, so hat mich so die Sonne geröstet
Oder der Rauch gemacht; ein Weißer bin ich geboren
Und in Alzei getauft beim reformirten Herr Pfarrer."

Oder soll man an die Herausgabe eines trigonometrischen Almanachs denken und ein Dutzend rührende Scenen aus den Logarithmentafeln zu Almanachskupfern auswählen? Oder eine Topographie des Sirius nach Maßgabe des Lüneviller Friedens entwerfen? Oder soll man sich in die Botanik des Aldebaran einstudieren oder die Correspondenz eines gewissen Herrn Pfarrers in Süd-Süd-Westen auf Noten setzen? Ich befolge daher die Regel des weisen Cohatel, daß es besser sei, in das Klagehaus zu gehen, als in der Freude Haus, und gehe den ganzen Winter in keine Komödie oder Lustspiel, weil man da nie sicher vor dem Weinen ist, wohl aber in alle Trauer- und ernsthaften Schauspiele, denn da gibt es doch bisweilen etwas zu lachen. Carlsruhe, den 20. März. Lieber Freund, da bin ich vor ungefähr einem Monat bei dem Wort „Lachen" eingeschlafen und vor kurzem wieder erwacht. Hebel. (18)

*** Von Herrn Victor Schölcher in Paris ist kürzlich ein ausgezeichnetes Werk über Egypten erschienen. Die Sklavenfrage, welche Frankreich jetzt beschäftigt, führte den Verfasser nach Egypten, nachdem er den größten Theil Amerika's und Afrika's bereist hatte, „um die muselmännische Sklaverei mit der christlichen zu vergleichen, und mit der Hoffnung, in Egypten ein in der Geschichte einziges Schauspiel — ein von seinem Herrscher umgeschaffenes Volk zu sehen." — Ueber Mehemed Ali fällt Herr Schölcher folgendes Urtheil: „Durch einen sonderbaren, wenn auch nicht beispiellosen Widerspruch in einem Manne, der Verachtung genug für das Menschengeschlecht hat, um seines Gleichen zu unterjochen, ist Mehemed Ali von einer unersättlichen Ruhmsucht geplagt. Sein unverrücktes Ziel ist, der öffentlichen Meinung in Europa den Hof zu machen, sie zu täuschen; sein ganzes System läuft darauf hinaus, den Fremden zu verführen. Alles nach Außen, nichts nach Innen! Der Musli, ein großes Stadtviertel Kahira's, wird ein Raub der Flammen: der Vizekönig leistet dem unglücklichen Stadttheile nicht die geringste Unterstützung; Smyrna brennt ab, und sofort unterzeichnet er bei der öffentlichen Kollekte 500,000 Piaster! Aus demselben Grunde schickte er von Neuem einige junge Leute nach Paris, um in unsern Fakultäten ihre rothen Mützen zu zeigen, während er die medizinische Schule von Kasr-el-Ayny absichtlich in Verfall gerathen läßt. Aus demselben Grunde ließ er anfangs mit großen Kosten in Kahira ein Observatorium aufrichten und Instrumente aufstellen, deren sich zu bedienen nicht drei Personen in Egypten verstehen. Während Europa Mehemed Ali auf der Höhe des Observatoriums, das heute vollkommen unnütz ist, erblicken wird, wird es ihn die Schulen, die einzige Quelle, aus welcher eine Regeneration seines Volkes hätte hervorgehen können, verachten sehen. Genau genommen, beruht die ganze Berühmtheit Mehemed Ali's darauf, daß er die Macht der Reklame begriffen hat. Er ist der erste Türke, der sich der Presse bedient

*) fünfsylbig.
**) zweisylbig.

Digitized by Google

und von sich in den Zeitungen sprechen läßt; er hat zahlreiche Abonnements auf Pariser und Hafenblätter genommen und zahlt ihnen überdieß beträchtliche Unterstützungssummen, und, sonderbar genug, er fühlt sich glücklich, wenn er die übersetzten und bezahlten Lobhudeleien liest." N. C.

*** Es ist oft wiederholt worden, daß es gefährlich sei, die Thiere zu mißhandeln; ein neues Beispiel zeugt von der Rache, zu welcher sie getrieben werden können. Das Pferd eines Müllers wurde von diesem häufig gemißhandelt und zeigte sich deßhalb gegen ihn böswillig, während es gegen alle andere Personen sanft und gehorsam war. Vor einigen Tagen wollte der Müller sein Pferd anspannen und er mißhandelte es dabei wiederum; da packte es ihn endlich wie in Wuth am Arme, hob ihn empor, warf ihn nieder und biß ihm dabei Stücke Fleisch aus dem einen Arme, während es den anderen buchstäblich zermalmte. Die Frau, die ihrem Manne zu Hilfe eilte, wurde niedergeworfen und ein anderer Mann, der hinzukam, ebenfalls gefährlich gebissen. Von dem Knechte des Müllers aber, der das Thier immer gut behandelt hatte, ließ es sich sofort besänftigen und ruhig anspannen. Der Müller starb nach einigen Tagen an seinen Wunden. A. M. Z.

*** Neue Begräbnißcompagnien in England. In London häufen sich die Häuser immer mehr, die Gärten, die Alleen verschwinden, die Gränzen der Stadt rücken immer weiter hinaus, und es fehlt fast an Raum für die Lebenden. Bald aber wird auch dasselbe für die Todten eintreten. Seit die Begräbnißplätze aus der Umgebung jeder Kirche auf's Feld hinaus verlegt sind, muß man den Augenblick erwarten, wo die achtzehn Quadratschuh Boden, den man zu einer Beerdigung bedarf, ohne viel Geld nicht mehr zu erlangen sind. Darum organisiren sich Compagnien, um neue Begräbnißplätze auf 20 und 30 Meilen von London, aber in der Nähe von Eisenbahnen zu gründen, so daß jeden Tag besondere Wagenzüge mit Särgen abgehen könnten. Das ist ein Vortheil der Eisenbahnen, an den die Speculation in ihren Prospecten gewiß nicht gedacht hat. Ausld.

*** In London finden alle Talente den umfassendsten und einträglichsten Wirkungskreis. So gibt es dort einen in der Handelswelt bekannten Mann, der den besten Blick für die Farbe des Indigo hat, Jahr aus Jahr ein nichts thut, als nach seinem Kennerblicke Urtheile über jenen Farbenstoff abgiebt und sich damit jährlich über 10,000 Thlr. verdient. Ein anderer, der durch seine feine Weinzunge bekannt ist, verdient sich durch Weinkosten jährlich gerade so viel, als der Gehalt des Premierministers von England beträgt, 34,000 Thlr.

*** Heut zu Tage kann sich in Europa Jedermann, der das Geld dazu besitzt, so viele Pferde kaufen und halten als es ihm beliebt. Im sechszehnten Jahrhunderte gehörte dazu, wenigstens in Spanien, eine besondere königliche Erlaubniß. Aus Documenten, welche man kürzlich in dem Archive zu Simancas gefunden hat, ergiebt sich wenigstens, daß Christoph Columbus wegen seiner Gebrechlichkeit und seines Alters, sowie wegen seines Ruhmes als persönliches und beispielloses Vorrecht die Erlaubniß erhielt, ein gesatteltes und gezäumtes „Maulthier" zu besitzen und zu reiten.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 3. August.)

Der am 26. Juli verstorbene Komponist Joseph von Eybler, Hofkapellmeister in Wien, ist einer der letzten Mristee gewesen, die noch aus der glorreichen Epoche der Wiener Tonschule in unsere Zeit herüberragten. Eybler war 1765 geboren. Er machte seine Studien unter Michael Haydn und Albrechtsberger; auch Joseph Haydn munterte ihn auf, und förderte seine Entwicklung, da er durch rauhe Lebensschicksale von einem andern erwählten Berufe wieder zu der früher verlassenen Tonkunst zurückgeführt wurde. Mit Mozart lebte Eybler in freundschaftlichem Verhältnisse, er half ihm Così fan tutte einstudiren und ward aber bei dieser Gelegenheit so gründlich abgeschreckt vor dem Intrignen-Wesen des Theaters, daß er seine Produktionskraft, die er bis dahin der Bühne zu widmen gedachte, von nun an fast ausschließlich der Kirchenmusik zuwandte. Während der letzten Leidenstage Mozart's weilte Eybler beständig bei dem Freunde und pflegte und wartete ihm den Sterbenden. Nach Salieri's Tod wurde er Hofkapellmeister. Kaiser Franz, bekanntlich ein tüchtiger Kenner der Musik und selbst ausübender Musiker, schätzte Eybler sehr hoch, und erhob ihn in den Adelsstand. In weiteren Kreisen haben Eybler's Kompositionen verhältnißmäßig nur eine geringe Verbreitung gefunden, allein nach den Aussprüchen competenter Beurtheiler gebührt ihnen ein großes Lob. Von seinen Oratorien sind „die vier letzten Dinge" das bekannteste Werk. — R.

Was ist das Lächeln?

Das Lächeln ist des Blümleins Duft,
Das im Gemüth
Emporgeblüht;
Die zitternde Gedankenluft
Trägt ihn herauf,
Und sanft geht er im Antlitz auf.

Das Lächeln ist ein Scheideblick
Der Lebenssonne;
In Schmerz und Wonne
Flammt sterbend er auf uns zurück —
Ein Trauerfest,
Das gold'ne Thränen funkeln läßt.

Das Lächeln ist die zarte Brücke,
Darüber hin
Mit heitrem Sinn,
Von wundersüßem Liebesglücke
Heimlich durchglüht,
Das volle Herz zum Herzen zieht.

Das Lächeln ist ein holder Traum
Vom Paradies,
Das Gott uns ließ
In unsres Herzens stillstem Raum: —
Dort lebt und webt
Was droben auf der Lippe schwebt.

Ad. Schirmer.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 4. August. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abtheilungen von Töpfer. (Gastrolle) Louis: Fräulein Boden, vom Stadt-Theater zu Magdeburg. Vorher geht: Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Akt, von R. Benedix. (Gastrolle) Betty: Fräulein Boden.

Donnerstag, den 6. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheil. Musik von Kreutzer. Jägee: Herr André.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 215. Donnerstag, den 6. August **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte Sarulla einen kleinen Teppich auf dem Rasensitz ausgebreitet, wo der Armenier in tiefen Gedanken versunken sitzen blieb, bis Rifat sich vertraulich zu ihm gesellte.

„Ihr kommt heute zur späten Stunde, Signor," sagte er, sichtlich beunruhigt über des Gebieters unerwartete Ankunft.

„Man hat mir viel von herumziehenden Banditenhorden gesprochen," versetzte der Armenier zerstreut; „da wollte ich die Gegend in der Abenddämmerung durchstreifen, um mich zu überzeugen, ob das Gerücht Glauben verdiene."

„Alles reine Erfindung, Signor, nur erdichtet, um die Aufmerksamkeit der Gerichte von den Aufwieglern abzulenken, die vorhaben, sich an ganz entgegengesetzten Orten zu versammeln," versicherte der schlaue Gärtner.

„Du scheinst ziemlich genau unterrichtet," bemerkte Vaselaiki verwundert.

„Ein vorbeireisender Landsmann, der mit einigen fränkischen Mylords die Gegend durchzieht und sie bis nach Athen begleiten soll, hat mir von deren geheimen Entwürfen erzählt," sagte Rifat.

„Das ist nicht unwahrscheinlich," entgegnete der Gebieter; „sei übrigens dennoch wachsam, und benachrichtige mich sogleich von jeder verdächtigen Erscheinung in der Umgegend. Du weißt, von welcher Wichtigkeit es ist, Ziza keinem Ueberfall auszusetzen."

„Wollen schon Sorge tragen, daß dem Vöglein der Käfig nicht aufgemacht wird," murmelte Rifat mit frecher Vertraulichkeit.

„Genug," rief der Armenier stolz und gebieterisch, „geh' und hole mir die Schlüssel des Thurmes."

„Wie, mein Gebieter, „Ihr wollt Euch selbst dorthin begeben?" fragte der Gärtner, der kaum seinen Ohren traute.

Vaselaiki's flammendes Auge ließ ihn jedoch keine weitere Antwort abwarten und schnell entfernte er sich von dem Gebieter, der sich in finsteres Nachsinnen vertiefte. Täglich mehr von der Bürde eines langjährigen Kummers niedergebeugt, hatte der Armenier in der letzten Zeit die Kraft seiner unbiegsamen Strenge oft erschlaffen und bei der Erinnerung seiner grausamen Gewaltthätigkeit die Eisrinde seines Herzens schmelzen sehen; in einem solchen Moment war er heute mit dem Entschlusse, das Opfer seiner Rache endlich einmal wieder zu sehen, auf Ziza angelangt.

„Büßen, sündigen," so erwog er kalt in seinem Innern, „ewiger Schmerz für kurz dauernde Wonne, ist dieses gerecht? und warum nicht, wenn die Sünde eines Augenblicks ewig dauerndes Unglück erzeugt? Ist uns doch auch die Strafe im andern Leben nach gleichem Maßstab verheißen. . . . Warum sollte sich denn das Geschöpf barmherziger als der Schöpfer erzeigen? . . . Seine Vergebung kann nur durch Reue erkauft werden; ist sie mir gezollt worden, diese sühnende Reue? Nein, nichts als die hartnäckigste Ableugnung des offenbaren Vergehens; nichts, als die sanfte stolze Erduldung meines schweren Urtheils. Wie sie schön war in ihrem stillen Schmerze! Ohne der Schwester Anreizung hätte dieser meinen Zorn entwaffnet, meine leidenschaftliche Liebe zur Verzeihung geführt. O, Caritas, Caritas, warum mußtest Du mich enttäuschen, warum mir den Frieden meiner Seele, die Ruhe meines Gewissens vernichten, ohne welche ich weder leben noch sterben kann! . . . Ja, ich kann nicht sterben, weil ich nicht zu tödten vermochte, denn der Gedanke, daß sie nach meinem Tode ihre Freiheit wieder gewinnen, und sich mit ihrem Buhlen vereinigen könnte, fesselt mich mit allen Banden einer unbesiegbaren Eifersucht an meine freudenleere Existenz. . . . Ja, ich will zu ihr, mich in dem Anschauen ihrer bezaubernden Reize verlieren, ihrem sanften Auge eine Thräne der Reue, ihrer melodischen Stimme ein Wort des Geständnisses entlocken, und dann —"

Hier wurde er durch Rifat's Rückkehr aus seinen Betrachtungen aufgeweckt. Jener trug ein Körbchen mit Früchten und einen Krug Wasser; Sarulla überreichte dem Gebieter die angezündete Lampe und zwei große Schlüssel.

„Geh' voran, Rifat," befahl Vaselaiki, sich von seinem Sitze erhebend und Hussan herbeirufend.

Das majestätische Thier stand langsam auf, öffnete gähnend den weiten Rachen, schüttelte die volle Mähne und folgte langsam seinem Herrn.

Nachdem Vaselaiki die Thurmthüre aufgeschlossen, stieg er mit seinen beiden Begleitern die Wendeltreppe hinab, welche in eine runde Zelle führte.

Rifat stellte den Mundvorrath in die zur Rechten angebrachte Nische.

„Entferne Dich," gebot der Armenier dem Gärtner, und hob, sobald dieser fort war, mit der Spitze seines Yatakans eine große Steinplatte aus ihrer Fuge, schob den darunter befindlichen Riegel zurück und öffnete die eine zweite Wendeltreppe verbergende Fallthüre.

„Halt gute Wache, treuer Gesell," rief er, in das Dunkel der unterirdischen Wölbung verschwindend, dem Löwen zu.

Auf der untersten Stufe angelangt, befand er sich abermals vor einer Pforte, deren verrostete Angeln und Vorlegschlösser die lange Zeit ihrer Verschließung zu erkennen gaben.

Er lauschte mit pochendem Herzen, ob kein Laut des Lebens zu seinen Ohren schalle, aber alles blieb in Todesstille versunken. Da dachte er plötzlich daran, wie Rifat ihm gemeldet hatte, daß die Nahrung schon drei Tage lange unberührt geblieben sei, und schnell öffnete er die Thüre.

Digitized by Google

Sein Auge bedurfte einiger Secunden, um die ihn umgebenden Gegenstände in dem Dunkel des kleinen Raumes zu unterscheiden.

Mehrere abgenutzte Polster lagen auf der vermoderten Strohmatte des gepflasterten Fußbodens umher und bildeten mit einem niedern, von roben Brettern schlecht zusammengefügten Divan die einzigen Möbel des feuchten Gewölbes; hoch über letzterem standen in einer schmalen Nische der kahlen Mauerwand die von Rifai zugetragenen Lebensmittel. Eine verhüllte Gestalt, in der abgemagerten Hand eine alte Zyther haltend, lag regungslos auf der harten Lagerstätte.

„Leilah!" rief Vaselaïki, sich ihr nähernd.

„Leilah? Wer ruft meinen Namen?" fragte die Unglückliche, erschrocken von ihrem Lager auffahrend.

Ihr Anblick machte den fühllosen Gatten erbeben.

„Die Sonne blendet mich, ich kann Euch nicht erkennen," sagte schwach und entschuldigend die Eingekerkerte, mit der bleichen, fast durchsichtigen Hand ihre Augen bedeckend.

Der Armenier setzte die Lampe schweigend auf den Boden. Seine leidenschaftliche Liebe, die ihn nach so langem Kampfe versöhnend zu der schuldig geglaubten Gattin hingezogen, war bei dem Anblicke ihres schauerlichen fast geisterhaften Aussehens, wie vom Hauche des Todes angeweht worden; denn nicht länger vermochten die dahingewelkten Reize seine Sinne zu ergötzen, seinem Stolz zu schmeicheln und Vaselaïkis Vorsatz, ihr großmüthig zu vergeben, scheiterte plötzlich an dieser der Seelenerhabenheit so gefährlichen Klippen im wogenden Meere des menschlichen Herzens.

Nachdem Leilah mehrere Male die Bewegung mit der Hand gemacht hatte, als wolle sie eine Binde von den Augen wegziehen, fragte sie schüchtern:

„Seid Ihr nicht Vaselaïki? Verzeiht, Signor, mein Gesicht ist schwach und des Lichtstrahls ungewohnt; aber Eure Stimme erklang in meinem Innern wie die seinige. Ja, nun erkenne ich Euch," fuhr sie ängstlich aufathmend fort, „was bedeutet Eure Gegenwart in meinem Kerker?"

Die Nachricht von Eurem Erkranken hat mich hergeführt; ich wollte mich überzeugen, ob sie gegründet sei, und Ihr irgend einer Erleichterung bedürft. Sagt, wodurch kann Euer Uebel gelindert werden?"

Leilah faltete die Hände und entgegnete im wehmüthigen Tone:

„Ertheilt mir Nachricht von der Tochter. Ist sie schon groß? Denn seht, in dieser ewig dauernden Nacht kann ich die Zeit nicht messen, und meine Einbildungskraft legt sie noch immer als kleines kaum lallendes Kind an mein sehnsuchtsvolles Herz."

„Leilah ist in blühender Schönheit, wie einst Ihr selbst, aufgewachsen; möge die blendende Hülle kein trügerisches Herz, gleich dem Eurigen verbergen."

Die unglückliche Mutter kreuzte gelassen die mageren Hände über ihrer Brust und sagte mit gebrochener Stimme:

„Vaselaïki, so wie ich den Himmel zum Zeugen meiner Unschuld anrief, als Ihr in Eurem Wahne den Dolch auf mich zucktet, so wie ich demselben Himmel meine Treue betheuerte, als Ihr mich zum lebendigen Tode in diese Finsterniß verbanntet, so wie ich die ewige Verdammniß auf meine Seele herabrief, wenn Falschheit und Trug deren Reinheit jemals befleckten, so schwöre ich heute, ohne Hoffnung, Euer Herz zu erweichen, denn des Mitgefühls heilige Quelle versiegt auf hartem Felsengrunde, ohne Wunsch aus dieser Todtengruft zum neuen Leben zu erwachen, denn alle Bande, die es mir verschönern könnten, sind zerrissen, wie jene Saiten dort — ja, bei diesem hehren Throne Gottes schwöre ich, daß kein Verschulden auf meiner Seele haftet."

Erschöpft sank Leilah auf ein Polster am Fuße des ärmlichen Lagers nieder.

„Vaselaïki," sagte sie nach einer Pause, „als Ihr hereintratet, beschloß ich in der Würde meiner Unschuld keine Bitte, in dem Gefühl Eurer Grausamkeit keine Klage über meine Lippen kommen zu lassen, aber die Mutterliebe hat mein Herz in den Staub gebeugt, — jede Aufwallung des Stolzes, der Empörung besiegt, und nun bitte ich Euch demüthig, wie eine Schuldige, um die Gunst, mir den Anblick des geliebten Kindes zu gestatten."

Die ermattete Kranke schleppte sich auf den Knien zu den Füßen des Gatten, hob die Hände flehend empor, während ein Strom heißer Thränen, der erste, welcher seit Jahren ihr brennendes Auge kühlte, den rührenden Laut der schwachen Stimme erstickte.

(Fortsetzung folgt.)

Iwein mit dem Löwen.

(Fortsetzung.)

I. Um unsere Erzählung an sich zunächst literarhistorisch zu würdigen, erinnern wir uns, daß die französischen, um Arthur und seine Helden sich bewegenden Gedichte, aus welchen die Deutschen geschöpft haben, nach den Ergebnissen neuerer Forschungen zunächst auf Altbretonischen Lais basiren — epischen Volksliedern, wie sie den Celten in Wales und Bretagne eigen waren, wiewohl der Name Lais auch auf spätere französische und englische Bearbeitungen überging. Jene Bretonischen Lais führen aber weiter wenigstens theilweise auf sehr alte Ueberlieferungen zurück, namentlich ist, wie Gervinus (Geschichte der deutschen Poesie. 2te Ausg. Bd. I. S. 255) sich ausdrückt, alles Aeußerliche der Scenerie gewiß von der Mythologie und den Mährchen der Briten aus Urzeiten her Lieblingsmaterie der Nation. Bloße Produkte der Willkür in ihnen zu finden, so daß nur in einigen Eigennamen eine sagenhafte oder geschichtliche Substanz geblieben wäre, sind wir nicht berechtigt. Indessen sind offenbar die den Lais zu Grunde liegenden Ueberlieferungen allmählig mit einer Menge anderweitiger Elemente in Verbindung getreten und vielfach mit phantastischer Willkür behandelt worden, in einem Grade, wie dieß bei keinem andern unserer epischen Sagenkreise der Fall ist. Die Genesis der Lais und der auf sie gebauten französischen Dichtungen stand, ehe diese Dinge (und zwar in der zur Zeit der Kreuzzüge ihnen gegebenen Gestalt) nach Deutschland übergesiedelt wurden, unter den Einflüssen einer hier besonders wirksamen, das Verschiedenste mischenden Romantik, welche sich zugleich weit mehr eigenwillige Erfindung gestattete und — was diesen höfischen Dichtern wesentlich eignet — weit mehr den herrschenden Zeitgeist des Ritterthums auf seinem Höhestand einsog und aussprach, als dieß der karolingische Kreis, geschweige die um Siegfried und Dietrich gelagerten Sagen, darstellt. Darum waren die französischen Dichtungen jener Klasse, welche nach Deutschland wanderten, schon dergestalt inficirt, daß sie sich wie Erfindungen einer von den conventionellen Ideen phantastisch-idealisirten Ritterthums und der Minne getragenen

Digitized by Google

Poesie annahmen. Sie begegneten dem Zeitgeschmack so sehr, daß auch die tüchtigsten Talente sich von ihnen angezogen fühlten und mithin in den Rittermären des Arthurkreises zum Theil die Perlen mitteldeutscher Poesie erhalten sind. Mehre sind besonders ergiebig für die gründliche Erkenntniß des ritterlichen Wesens und der gebildeten deutschen Weltanschauung auf der Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts. Inzwischen kam grade hier auf den Werth des dichtenden Subjectes, welches aus diesen Stoffen Alles oder nichts machen konnte, auch Alles an.

Ausführliches und Vortreffliches darüber gibt Gervinus a. a. O. S. 243 ff. Er findet die hauptsächlichste Wirkung dieser ursprünglich Celtischen Richtung darin, daß sie die poetische Kunst anbiett oder anleitete, die Empfindungen der Liebe zum Hauptstoffe zu nehmen und überhaupt auf das Gefühl zu wirken und weniger auf die Phantasie, zugleich erkennt er in dem Einflusse der dahin einschlagenden fremden Dichtungen mit Recht eine Ausartung.

„Diesen neuen Stoffen, sagt er, gab ihren Werth und ihr Ansehen nichts als ihre Neuheit und das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das bald nothwendiges Requisit für jedes Gedicht ward und von da bis auf die neueste Zeit zum offenbaren Schaden der Poesie geblieben ist." Wir möchten hier anspruchslos die Frage aufwerfen, ob nicht das Bewußtsein des cultivirten Mittelalters und der neuen Zeit auch ohne jene Romane mit Nothwendigkeit nach dieser Einseitigkeit gedrängt hätte, vor welcher die Griechen, wie durch andere Gründe, so durch die untergeordnete Lebensstellung ihrer Frauen bewahrt blieben. Auch ist mit dem Anerkennen der durch die Arthusromane gebrachten Entartung natürlich nicht ausgeschlossen, daß einzelne deutsche Dichter einzelne derselben zu wahrer Poesie verklärt haben, sodann daß jene Abenteuerlichkeiten, welche sich weiterhin in den Amadisromanen ausspitzten, bis sie endlich der göttlichen Ironie des Cervantes als reife Frucht in den Schoos fielen, ein nothwendiges Moment für die unsterblichen Dichtungen eines Bojardo und Ariosto wurden. Demungeachtet ist es ein Leidwesen, daß sich wackere deutsche Gaben hier aufgeopfert haben, denen ihr frischer Drang eingab, in der dürren Unpoesie oder in der grillenhaften Unfreudigkeit der Stoffe mit ihrer Subjectivität lebendiges Grün zu schaffen — eine Reaction, welche schon allein beweist, wie übel es um den epischen Gehalt dieser uns zugeführten Unterhaltungsbücher bestellt ist; denn das volksthümlich aufgewachsene Epos nöthigt den Dichter zum frommen Zurücktreten vor dem Stoff (vergl. Homer, Firdusi, die Nibelungen, die spanischen Romanzen), oder er bescheidet sich doch mit schalkhaft anspruchlosem Hervorblicken (wie die ebengenannten Italiener.)

Gervinus a. a. O. S. 255 ff. belehrt uns ferner über den äußeren Zuschnitt vieler hierher gehöriger deutscher Dichtungen, unter ihnen des Iwein, indem er zu diesem Ende das armselige Machwerk Ulrich's von Zatzichoven, die Geschichte des Lanzelot, zerlegte. Man erschrickt über die Eintönigkeit wieder und wiederkehrender Motive und Wendungen. Wenn also hier deutsche Dichter die Misère überflügelt, bisweilen gar mächtig überwunden haben, so erheischt dieß eine eigenthümliche Achtung oder Bewunderung. Bessere Dichter, welche durch Auftreten mit ihrem Ich das Fremde veredelten, hielten doch zum großen Theile wenigstens den äußern Schritt des Originals ein, was im 13. Jahrhundert Ton war.

Höher erheben sich Wolfram und Gottfried, die Dichter des Parcival und Tristan, weil sie mit ihrem Genie im überlieferten Stoffe wirthschaften. Weil geringer ist das Verdienst anzuschlagen, welches der deutsche Dichter des Iwein sich erwarb, da er nicht nur den rohen Stoff, auch nicht den Entwicklungsgang blos im Allgemeinen, sondern beinahe Alles aus dem Franzosen Chretien schöpfte, selbst was man auf den ersten Blick als Herausstreben der deutschen Individualität ansehen möchte (vergl. Gervinus in der jüngst erschienenen dritten Ausgabe seiner Geschichte der Poesie). Er hat also nicht viel mehr als eine freie Uebersetzung geliefert, und die Ehre einen sehr subalternen Gegenstand durch Anmuth veredelt zu haben, gebührt im Wesentlichen den Franzosen

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Der Mond und Lord Rosse's Teleskop. Unter dem etwas seltsamen Titel: „Neue Herabsetzung des Lord Rosse'schen Teleskops, schreibt der bekannte Selenograph Gruithuisen in der „Münchner polit. Ztg.:" Man kann nur mit Mißtrauen Journalnachrichten, die von englischen Korrespondenten geliefert werden, ansehen, sobald ein unternehmender Mann etwas Großes zu Tag bringt, wenn sie nicht von letzterem selbst ausgegangen sind. So war's mit den Entdeckungen John Herschel's am Kap, so mit dem Riß, den Lord Rosse durch den ganzen Mond gehend, entdeckt haben sollte, so mit Dem, was man vorgeblich durch sein Riesenteleskop auf dem Monde gesehen haben will. Es ist hier angegeben, daß der kleinste sichtbare Gegenstand auf dem Monde 60 Fuß Höhe habe. Schröter hat auf dem Monde Erhabenheiten unterschieden, die „nicht über 50 Fuß betrugen." Lord Rosse's Teleskop ist 56 Fuß lang, das Schröter'sche nur 7. Wie kann so etwas mit der Wahrheit bestehen. Das Uebrige, was noch in dem Artikel des „Observer" gesagt ist, leisten die geringsten Frauenhofer-Merz'schen Fernrohre besser, und die größeren Alles. Die „verschiedenen" Ringgebirge, die der Mond besitzt, kann man zu unserer Zeit nur mit pappdeckelnen Fernröhren für „ausgebrannte Vulkane" ansehen, von welchen auf dem Monde nicht die kleinste Spur sich blicken läßt. Und wenn schon Schröter am Anfange unseres Jahrhunderts auf dem Monde Wolken entdeckte, so kann es ihm an Wasser nicht fehlen, und wenn er an zahlreichen Orten durch Erscheinungen auf Kultur des Bodens und Beschäftigungen der Mondbewohner zu schließen sich berechtigt glaubte, die mehr Mühe kosteten als ein paarmal den Mond anzuschauen, so kann die totale Ignoranz oder Scheelsucht von diesem Gegenstand nicht sprechen. Lord Rosse, zu Parsonstown in Irland, prüft sein Riesenteleskop, gleich William Herschel, nur am Fixsternhimmel, weil der Mond hiezu scheinbar zu großartig ist. Es kann daher der Journalartikel nicht von ihm selbst sein. Seinem ganzen Inhalt zufolge ist er also nichts weiter als eine anonyme Farce, die die Wirkungen des Instruments herabsetzt. Korresp.

⁂ Der Prinz Albert, Gemahl der Königin von England, ist von einer sonderbaren Adresse bedroht, die ihm der Mäßigkeitsverein von Liverpool so eben votirt hat. Diese Gesellschaft bedauert nämlich die vielen Fälle von Trunkenheit, die bei den häufigen Toasten auf des Prinzen Gesundheit durch geistige Getränke veranlaßt werden, und hat sich nun an den Prinzen selbst gewendet, um von ihm ein heilsames Mittel gegen diesen von ihr so bezeichneten Mißbrauch zu vernehmen. Man ist gespannt, was für Maßregeln der Prinz ergreifen wird, um die Trinker zu verhindern, künftig sich um seine Gesundheit zu bekümmern.

Digitized by Google

*** Felicien David heirathet eine Engländerin und ein jährliches Einkommen von 2000 Pfd. — Liszt, der übrigens zu Paris eine Schule für Pianoforte-Spieler errichten will, bringt den Sommer in dem bei Wien sehr schön gelegenen Rodaun zu und komponirt fleißig an seiner Oper. — Die schöne Schauspielerin Plessy-Arnould, welche in Paris in contumaciam verurtheilt wurde, der Comédie française 100,000 Fr. Entschädigung zu zahlen, gibt Gastrollen in Brüssel. — Die Bull ist in Lyon, will sich in Marseille hören lassen und dann wieder nach Amerika ziehen. — Die Schwestern Milanollo werden im Oktober in Wien Concerte geben und haben in München, wo sie zuletzt sich hören ließen, großen Beifall, und noch größere Einnahme erzielt, als früher. Sie gingen von München nach Genf. Rh. B.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 4. August.)

Für den gestrigen Abend kündigte unser Theaterzettel den zweiten Akt des Bellsar und — den Fidelio an! Diese wunderbare Zusammenstellung ist eine ästhetische Frivolität, eine Sünde gegen Beethoven und eine sehr derbe Ironie auf Sinn und Bildung des Publikums, gegen welche dasselbe energisch protestiren sollte. Die erheuchelte Großheit der Donizettischen Opee, die innere Hohlheit und kokette Selbstgefälligkeit dieser trivialen Musik, die sich namentlich um des Kontrastes mit dem Sujet willen in jenem zweiten Akte bis zum Widerwärtigen steigert, verdirbt die Anschauung und verwirrt den Sinn, der nachgehends in der vollen Weihe des Kunstgenusses die tiefe wahre Großartigkeit der Beethoven'schen Musik in sich aufnehmen soll. Wir schlagen vor, daß man nächstens die mit so vielem Beifall aufgenommene Novität „Köck und Juste" geben möge und als Nachspiel Shakespeare's „Romeo und Julie." — Der coburgische Hofsänger, Herr Röer, der in jener abenteuerlichen Opern-Melange sein Gastspiel beendigte, hat sich als einen tüchtigen Tenoristen und des Beifalls, den man ihm spendete, werth gezeigt. Die streng technische Kritik wird jedoch an seinem Gesang eine Unvollkommenheit des Stimmensitzes zu tadeln haben, indem der Ton zu tief hinten in der Kehle erzeugt wird, und dadurch gerade in den besten und kräftigsten Brusttönen allzu breit und fett erscheint. Im Uebrigen hat dieser bemerkenswerthe Sänger einen effektvollen Vortrag und eine Vokalisation von seltener Reinheit. Wie bei den meisten Tenoristen vermißten wir ein scharfes Auseinanderhalten der einzelnen Charaktere, während sonst die Spielgewandheit eine in der That für dieses Fach seltene genannt werden muß. — Man gibt hier — und anderwärts wird man sich darüber wundern — den Fidelio, der lange gelegen hat und in zwei Rollen neu besetzt war, mit Einer Probe. Als natürliche Folge ergaben sich eine Masse kleiner Incorrektheiten, namentlich auch bei einzelnen Stimmen des Orchesters. Das hiesige Orchester zehrt von seinem alten Ruhme. Wenn aber auch die Genialität Ihr's oft der Sünden Menge zu decken und für dieselben zu entschädigen weiß, so entgeht doch dem Kenner der häufige Mangel einer subtilen Präzision im Einzelnen keineswegs, und gerade auf der Feinheit der Ausführung, auf der äußersten Sauberkeit beruht der Ruhm eines Orchesters als solcher während man das Hinreißende der Auffassung eher dem Dirigenten zu gute zu schreiben gewohnt ist. R.

Nachtmesse.

Es scheint der weite Friedhof
Ein einzig Grab zu sein,
Daneben das Kirchlein steht
Als riesiger Leichenstein.

Das Kirchlein ist verwittert,
Verfallen sein grauer Thurm —
Dem Herzen gleicht's, das erliegen
Der Leidenschaften Sturm.

Geborsten ist die Mauer,
Zertrümmert der Altar;
Die Sacristei, die morsche,
Ist jeglichen Schmuckes baar.

Am Beichtstuhl ragt die Pappel
Stumm, feierlich empor,
Und leiht dem schwanken Epheu
Ein lauschend Blätterohr.

Die Ranke schmiegt sich bebend
An des Mönches laubig Kleid —
Der knieenden Unschuld Bildniß
Aus längst entschwund'ner Zeit.

Durch die zersprungene Wölbung
Dringt blasser Mondenschein —
So blickt der Todesengel
In's kranke Herz hinein.

Und an des Altars Trümmern
Steht einsam eine Weid',
Hat vor sich aufgeschlagen
Das Buch der Vergänglichkeit.

Ein wunderbares Leuchten
Den stillen Baum durchflammt —
Der greise Priester hält dort
Schweigend das heilige Amt.

Demüthig rings verneigen
Gebüsch' und Ranken sich all' —
Die gläubige Menge füllt wogend
Die düstre, verfallene Hall'.

Und durch die nickenden Sträuche
Wallt ein Geisterwehn —
Es ist, als ob sie sängen
Von Tod und Auferstehn.

A. Schirmer.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 6. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheil. Musik von Kreutzer. Jäger: Herr André.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 216. Freitag, den 7. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Des Armeniers Blicke verweilten lange mit einem Ausdruck von Staunen und Zweifel auf der bleichen vor ihm niedergesunkenen Gestalt, in deren entstellten Zügen er vergebens das seinem Geiste treu eingeprägte Bild wieder zu erkennen suchte; dann sagte er, finster auf das Lager hindeutend:

„Setzt Euch dort nieder, Leilah, und hört meinen Vorschlag aufmerksam an."

Mühsam und zitternd verließ die Gattin ihre flehende Stellung und schwankte dem bezeichneten Sitze zu.

„Seit ihrer frühesten Kindheit," hub Vaselaïki im kalten Tone an, „beweint die Tochter Euren von Niemand bezweifelten Tod und bei jedem meiner seltenen Ausflüge nach Zitza bringe ich ihr, wie heute, einige Blüthen von Eurem Grabhügel mit."

Bei diesen Worten zog er die Rosenknospen aus seinem Busen und fügte, dieselben emporhaltend, bitter hinzu:

„Auch in Euch erweckt wohl der Anblick dieser Blumen den schmerzlichen Gedanken an ein allzufrüh dahingeschwundenes Lebensglück!"

Leilah bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen; ein leises, ersticktes Schluchzen war ihre einzige Erwiederung.

„Meine Vorwürfe sind beendigt," fuhr der strenge Gatte nach einem kurzen Verstummen fort, „ich bin nicht gekommen, Eure gerechte Strafe durch erneute Seelenpein zu erhöhen, sondern Euer körperliches Leiden, so viel es mir möglich ist, zu lindern."

Ein Strahl freudigster Hoffnung überglänzte Leilah's Miene.

Vaselaïki errieth den Wahn der armen Mutter und sagte mit düsterer Bestimmtheit:

„Dieser Kerker soll Euch noch heute, allein unter einer einzigen Bedingung, auf immer geöffnet werden."

„Wie," rief Leilah entzückt, „ich sollte noch einmal den erquickenden Hauche der Lüfte einathmen, mein Auge zu dem blauen Himmel erheben, die grünen Fluren begrüßen, dem sanftem Murmeln der Quelle, dem muntern Gezwitscher der Vögel lauschen? Und alles dieses an der Seite meines geliebten Kindes? O Vaselaïki, nehmt allen schwachen Lebenshauch in meiner Brust für einen einzigen vollen Athemzug dieser überschwenglichen Seligkeit hin."

„Ja, Leilah," entgegnete Jener im sanften Tone, „alle diese Freuden sollen Euch nochmals blühen; jedoch nicht hier in diesem Lande, wo Ihr für Jedermann in tiefer Gruft begraben liegt; ich will Euch nach einer kleinen, nur von Fischern bewohnten Insel senden, dort könnt Ihr Eure Tage in ruhiger Abgeschiedenheit von der Welt ungestört verleben."

Die Gattin sank bei dieser Ankündigung erbleichend zusammen; sie schüttelte wehmüthig das Haupt, und sagte, ihre Hand auf das beklommene Herz drückend:

„Nein, Vaselaïki, nicht der Wunsch nach Freiheit, nur die Mutterliebe konnte mir Euer Anerbieten als eine Gnade erscheinen lassen. Von dieser Stunde an, wo Ihr mein Mutterherz zum zweitenmal gebrochen, verweile ich freiwillig in dieser Todtengruft. Wollt Ihr," fügte sie mit ermattender Stimme hinzu, „nach meinem Tode Euer Grausamkeit entsagen, so legt meine Gebeine in die blumengeschmückte Grabstätte, die Ihr mir draußen errichtet habt und laßt der Tochter Zähren sie zuweilen benetzen."

Der Armenier hatte während dieser Rede das Auge erschüttert von seinem Opfer abgewandt; als er wieder nach ihr hinblickte, lag sie sinnberaubt auf dem Boden.

Er trug die Ohnmächtige sanft auf das Lager und sobald ihre erwachenden Lebensgeister den matten Pulsschlag wieder hervorgerufen, eilte er mit der verlöschenden Lampe aus dem Kerker.

Bald hatten sich des Armeniers Tochter und Ischariot's Gattin mit warmer Freundschaft an einander angeschlossen. In der kindlichen Unbefangenheit ihres Herzens hatte Esther ihre innige Freude an Anastasius wachsender Bewunderung für die reizende Freundin, deren Schönheit ja auch sie stolz machte, und immer näher fühlte sie sich zu dem Jüngling hingezogen.

Mehrere Monate hatten bereits diese freundlichen Verhältnisse zwischen beiden Familien bestanden, als sich Ischariot plötzlich genöthigt sah, eine weite wichtige Geschäftsreise zu unternehmen. Auf sein dringendes Ersuchen willigte Vaselaïki ein, ihn zu begleiten.

Wenige Tage nach ihrer Abreise erkrankte die kleine Judith schwer an den Blattern und Sarah bestand auf der Mutter Entfernung von dem Kinde, dessen Krankheit auch dieser gefährlich werden konnte. Leilah nahm die bekümmerte Freundin liebevoll auf und als nach kurzer Frist die betagte Großmutter mit der zarten Enkelin von der tödlichen Krankheit zugleich dahin gerafft wurde, nahm die Trauernde das Anerbieten, bis zu Ischariot's Rückkehr bei ihr zu verweilen, um so williger an, als sie nur von dem zarten Mitgefühl der sie umgebenden Freunde einigen Trost für ihren herben Verlust finden konnte.

Lange blieb Esther unempfänglich für alle äußeren Eindrücke. Sie lebte wie in einem schweren beängstigenden Traume, aus dessen Betäubung sie nur auf Augenblicke erwachte, um ihr grenzenloses Unglück immer wieder von neuem zu bezweifeln. Ein jeder ferne Laut schien ihr das Lallen des Kindes, ein jeder leise Schritt das Herannahen der verlornen Mutter zu verkünden. Denn in der ersten Bitterkeit seines Schmerzes vermag der Mensch die Vernichtung der Geliebten so wenig zu fassen, daß er leichter an das Wunder ihres Wiederauflebens als an ihren Tod

Digitized by Google

glaubt, und auch das frömmste Gemüth weigert sich in solchen Momenten, die Möglichkeit der herben Prüfung anzuerkennen.

Als endlich die junge Israelitin zu dem klaren Bewußtsein ihres Schicksals zurückkehrte, blickte sie mit Schaudern in die öde freudenleere Zukunft, welche ihrer an der Seite des greisen, geehrten aber ungeliebten Gatten harrte.

Anastasius suchte die angebetete Freundin durch alle nur ersinnlichen Zerstreuungen ihrem Gram zu entreißen, und der verborgene Liebeskeim, welcher sich beim ersten Erblicken des griechischen Jünglings in ihrem Herzen entfaltet hatte, reifte schnell in der sonnigen Atmosphäre dieser zärtlichen Ergebenheit zur vollen Blüthe heran.

Um diese Zeit erhielt Esther einen Brief von ihrem Gatten, in welchem er sie benachrichtigte, daß Vaselaki die Beendigung der eingeleiteten Geschäfte übernommen habe und er daher bald in die Heimath zurückkehren werde.

Ungeachtet des bedeutenden Gewinnes konnte sich der Wechsler doch nicht zu einer längern Trennung von der jungen Gattin, von dem theuern Kinde entschließen; sein vorgerücktes Alter mahnte ihn an die kurze Lebensfrist, die er noch zu hoffen hatte; und nachdem die zwei einzigen Leidenschaften seiner Seele, der unlöschbare Durst nach Gold, und die unbegrenzte Zärtlichkeit für die Seinigen, lange in seinem Busen gestritten hatten, trat die Letztere siegreich aus dem hartnäckigen Kampfe hervor und trieb ihn, bevor noch die Trauerkunde von seinem Verluste zu ihm gedrungen war, seine Rückreise anzutreten.

Die unsägliche Bangigkeit, welche Esther bei dem Gedanken an des Gatten Ankunft ergriff, enthüllte ihr zum erstenmal den ganzen Umfang ihrer Liebe zu Anastasius, eine Liebe, die sie bis jetzt mit reiner Sorglosigkeit in ihrem Herzen genährt, und ihr keine andere Forderungen an die Zukunft, als die beseligende Nähe des Geliebten zugestanden hatte. Nun aber war das junge Weib plötzlich aus ihren täuschenden Gefühlen zu dem deutlichen Bewußtsein erwacht, daß sich ihr Leben mit dem Leben des Geliebten bereits innigst verwebt habe, und diese Ueberzeugung entwickelte zu gleicher Zeit eine überraschende Festigkeit des Characters, so daß sie nach langem Ringen mit sich selbst einen unwiderruflichen Entschluß faßte.

Der Tod des Kindes gestattete Esther die Auflösung ihrer ehelichen Bande; sie wollte nicht Ischariot's Liebe und Wohlthaten mit Undank belohnen, nicht die Schmach der Heuchelei auf sich laden, sondern ihm frei und offen ihre unbesiegbare Leidenschaft eingestehen und ihr zukünftiges Loos einzig dem Ausspruche seines edelmüthigen Herzens überlassen. Mit diesem, selbst Anastasius verheimlichten Vorsatze sah sie nun ruhiger Ischariot's Rückkehr entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Iwein mit dem Löwen.

(Fortsetzung.)

II. Der Iwein läßt sich bequem in 14 Abenteuer zerfällen (abweichend ist die Anordnung des Herrn Uebersetzers: 1) die einleitende Erzählung Kalogreant's. 2) Iwein's Sieg über den Ritter am Brunnen, Noth und Rettung. 3) Laudinen's Wankelmuth und neue Heirath. 4) Arthur's Erscheinen am Brunnen, Gawein's Mahnung und Iwein's Abschied. 5) Iwein's Vergessen und Wahnsinn. 6) Seine Heilung durch die Jungfrau und Kampf für die hohe Dame. 7) Der Löwe und der Lindwurm. 8) Iwein wieder am Brunnen, Lunete's Bedrängniß. 9) Iwein's Strauß mit Harpin. Beider die Entführung der Königin. 10) Kampf um Lunete. 11) Der Erbstreit, das Aufsuchen Iwein's. 12) Iwein's Abenteuer mit den zwei Riesen. 13) Kampf zwischen Iwein und Gawein. 14) Versöhnung Iwein's mit Laudine. — Wir sehen, es sind der Abenteuer genug für den Einen Iwein. Die Partieen werden großentheils nur locker an einander geknüpft, sind meistens in sich selbst leer oder doch nicht wahrhaft bedeutend und weder aus Charakteren und Leidenschaften mit Nothwendigkeit entwickelt, noch selbst aus den Umständen organisch hergeleitet, am wenigsten aber auf eine Grundidee energisch bezogen. Dadurch erhalten sie den in der Kunst zweideutigen Charakter einer romantischen Kette von Begebnissen, welche man auf dem heutigen Standpunkte der Aesthetik nicht einmal Roman nennen darf. Vollends reicht sie nicht an das Epos mit seinen Ansprüchen auf eine durchgreifende lebensvolle Nothwendigkeit der Handlung, auf die Substantialität großer und in sich wahrer Verhältnisse, auf die reine Menschlichkeit des naiven Heroenthums. Ein Liebesbündniß ist freilich das punctum saliens, so wie der Zauberbrunnen das Ithaka, nach welchem sich der Held immer wieder hinsehnt, aber wie verlogen ist jenes, und wo bleiben Penelope und Odysseus? Will man sich auch über die Unwahrheit und Unreinheit des Weibes hinwegsetzen, welches dem Todfeind ihres Gatten die Hand reicht, geht es dann auch leidlich fort bis zu Iwein's Abschied — welch' ein Wendepunkt des Schicksals wird uns plötzlich zugemuthet? Herr Iwein vergißt wieder zu kommen, weil er vergißt; die Frau läßt ihm absagen, ohne zu wissen, warum er ausbleibt; er, statt sie zu begütigen — wird wahnsinnig. Er wird auch wieder heil, aber jetzt nicht einmal durch eine Grille, sondern durch eine pure Salbe. Wer sonst in Indien die Träumerei, im Abendlande den Verstand sucht, vergleiche diesmal zu seiner Beschämung den Schicksalskaoten im Nal. Der beglückte Gatte zerstört seine Macht, seinen Reichthum, seinen Frieden durch Würfelspiel, aber nicht aus Grille, nein, aus der triftigen Ursache, weil der böse Kali in seiner Brust sitzt, und um dieses Kali willen verläßt er auch sein halbnacktes Weib. Iwein's Heilung geräth ohne einen Schein von Wahrheit, seine ganz nichtssagende Wohlthäterin wird auf's Uninteressanteste von ihm unterstützt, der Zufall führt den Ritter zum Löwen (den unser Dichter übrigens mit rührender Gemüthlichkeit behandelt) und dann zu der eingesperrten Lunete. Beim Wiederauftreten Iwein's am Brunnen nach langer Abwesenheit handelt es sich um eine widerwärtige, abgeschmackte und höchst rohe Geschichte, welche keinen Sinn und Verstand im Ganzen hätte, wenn wir ein solches hier besäßen. Harpin wird dem Iwein völlig episodisch in den Weg geworfen, er hat ohne Grund zwei Abenteuer hart aufeinander durchzuarbeiten. Die eingeschachtelte Entführung der Königin wird verschrieben, weil sie in das landläufige Bretonische Recept einmal gehört. Iwein's Betheiligung mit dem Erbstreit ist nur insofern mit dem Uebrigen zusammengekittet, als er dadurch wieder mit Gawein zusammentrifft, von dem er sich in seiner Geisteskrankheit getrennt hatte. Was dazwischen der Kampf mit den Teufelsknechten soll, sammt den andern aus dem Nebellande der Einbildung geholten zusammenhanglosen Zügen dieser Historie, sehe ein, wer es vermag. Wir stehen am Ende des Erbstreites; da fällt uns ein, daß sich Iwein bei Laudinen's Wiedersehen aus romantischer Gril-

Digitized by Google

lenſängerei geweigert hatte bei ihr zu bleiben. Wir fürchten alſo jetzt neue Idioſynkraſieen, doch nein! er reitet heim und verſöhnt ſein Weib. Der Leſer faßt ſich ein Herz zu dieſer Ehe, doch nur mit dem Vorbehalt, daß nicht die Romantik wieder böſes Wetter macht.

In dieſer Gedanken- und Haltloſigkeit, dieſem gemachten Rittertreiben, in dieſer Unzulänglichkeit vieler Einzelheiten und des Ganzen, worin weder die Naturkraft menſchlicher Gefühle, Geſinnungen, Thaten, noch ein großes Geſchick ſich durch die — ſoll man ſagen von der Phantaſterei oder dem reflectirenden Verſtande? — herrührende Erfindung freie Bahn brechen kann, wo nichts den ganzen Menſchen gefangen nimmt, nirgends Abgründe der Poeſie die ächt romantiſche Stimmung der Phantaſie erregen, wo jeden Augenblick klaffende Lücken überhaſt werden, da vermißt man begreiflicherweiſe auch die Naturwüchſigkeit, die aus ihrer eignen Nothwendigkeit reſultirende Freiheit der Charaktere. Blaſſe, conventionelle, abſtrakte Idealität vertritt die individuelle Totalität an dieſen Rittern, deren Lebensluft es iſt, ins Blaue nach Abenteuern zu irren und mit Don Quixote'ſcher Gutmüthigkeit zu helfen, wenn ſie nicht aufs Geradewohl herumſchleudern; der Hof Arthur's mit ſeiner vagen Weltbeglückungsſucht iſt für ſolche Cavaliere der echte Mittelpunkt. Aus einer Art Bedürfniß iſt ihnen gegenüber ein ebenſo abſtrakter böſer Kumpan in dem biſſigen Egoiſten und Prahler Key aufgeſtellt, der nach allen Guten geifert und ohne allen Grund ſchimpft, nur aus ſchlimmem Herzen. Daß ihn unſer Dichter mit ergötzlicher Laune durchführt und ihn durch die Eine Tugend einer nur allzu raſchen Tapferkeit hebt, gereicht der Figur bei ihm allerdings zum Vortheil. Das Typiſche derſelben rechtfertigt ſich auch eher, als die Individualitätsloſigkeit Iweins und Gaweins, welche uns die vollen Menſchen der volksgebornen Sage, ausgetragen im Schooſe einer urkräftigen Tradition, ſchmerzlich vermiſſen laſſen. Selbſt da, wo einmal in Iwein die krankhafte Subjectivität hervortritt, iſt dieſe pathologiſche Innerlichkeit mit Abſtraktheit behaftet. Gawein gewinnt noch neben ihm als einfache Geſtalt, in welcher das fahrige Ritterthum wenigſtens nicht zum Vorſchein kommt.

Wie Iwein gegen den nothdürftigſten pſychologiſchen Zuſammenhang verſtößt, wiſſen wir ſchon zur Genüge. Laudine erſchreckt ein unverdorbenes Gemüth durch die Haſt, mit welcher ſie ſich Iwein hingibt („wie Niobe, ganz Thränen") ihre nachmalige Härte gegen Iwein iſt unnatürlich, ihre Grauſamkeit gegen Lunete empörend. In der franzöſiſchen und deutſchen Bearbeitung iſt das Abſcheuliche jenes Wankelmuths allerdings durch Uebergänge gedämpft, aber wieder ſo behandelt, daß faſt handgreiflich den Dichter die Ironie anwandelt. Da heißt es V. 2115 ff.

„Weiſt du denn aber, mein Geſpiel,
Recht ſicher, ob er mich will?"
Er denkt nur: wär' es ſchon geſcheh'n!
„Sage mir, wann mag ich ihn ſeh'n?" —
Frau, in dieſen vier Tagen.
„O Weh! um Gott, was willſt du ſagen?
Da machſt die Friſt zu lange,
Sag' liebes wie ich erlange
Ihn heut' oder morgen ſchon zu ſeh'n?

Iwein iſt ſehr ſchnell da; als dieß Lunete ihrer Herrin anſagt, wird ſie von der Ungeduldigen nach ihm geſchickt. Kaum tritt er vor ſie, ſo läßt ſie ſich vernehmen (V. 2828 ff.):

„Eh' ich Euer entbehre,
Verletzt' ich lieber des Weibes Sitte:
Wie ſelten ein Weib ſich den Mann erbitte,
Euch erbät' ich mir eh'r: —
Eure tödtliche Feindin bin ich nicht mehr;
Ich will Euch gern: wollt Ihr mich?" —

Ganz nach der Melodie: Herr Wachtmeiſter braucht er keine Frau Wachtmeiſterin? — Folgendes endlich erinnert frappant an die Leichenſchmaus- und Hochzeitſchüſſeln im Hamlet (V. 2426 ff.)

Welchem Manne Gott verleiht
Treue und frommes Gemüthe
Und volle Tugend und Güte,
Und dem ein liebes Gemahl gewährt,
Die nichts als ſeinen Willen begehrt,
Und läßt ſie mit Lieb' und lange leben,
Dem hat er Freuden viel gegeben.
Das Alles war nach Wunſche da.
Als die Hochzeit nun geſchah:
Der Todte iſt vergeſſen,
Der Lebende hat beſeſſen
Beides ſeine Ehr' und ſein Land;
Wie wohl ward das ihm zugewandt.

Sodann wimmelt die Erzählung von Zügen einer im Wunderlichen geſuchten Romantik: das Utopiſch ſichere Alleinreiſen der Frauen und ihre Botengeſchäfte, ein Pendant zum fahrenden Ritterthum, das Arbeitshaus der dreihundert Jungfrauen und ihr Zwingherr, zugleich Plagegeiſt der Einkehrenden und gemüthlicher Hausphiliſter, der Fraaenzins ſelbſt (bei dem mit trocknem Muthe erzählt wird, daß ihn ein Herrlein eben zur Wahrung ſeiner Haut entrichtet), drei Ritter gegen Einen, dürftige Rieſen, vor denen kein Leſer beben kann u. ſ. w. Dazu außer dem wirklich phantaſievollen Mythus vom Brunnen im Uebrigen Wunderwerk untergeordneter Manier: der wilde Mann bei den wilden Thieren mit ſeiner räthſelhaften Paſſivität, die Fallthore, der unſichtbar machende Ring. Eine Salbe, welche verſtändig und ein Ring, welcher ſelig macht, ſind ſprechende Symbole der geiſtigen Unfreiheit in dieſen Geburten der Laune. Magiſche Steine, ſelbſt wunderbar auf die menſchliche Seele wirkende, gehören zur Ausſteuer derſelben. Iſt ja doch ſogar Lanzelot's gute Laune eine Folge der wunderkräftigen Steine der Kryſtallburg. Mit der Beweisführung aber, daß dieß wohl in einem Märchen angeht, nicht in einer ernſtgemeinten Heldendichtung, wollen wir keine Zeit verlieren. Wer wundert ſich nun noch in einer ſo kunterbunten Welt über das leichte Entgegenkommen der Frauen? Iwein erprobt das an Lunete und Laudine iſt noch nebenbei genöthigt zwei Körbe auszutheilen. Man duldet es indeſſen, da man wenigſtens hier mit der Unzüchtigkeit der Bretoniſchen Romane verſchont wird.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Bei einer Wanderung über die hohen und steilen Bergrücken im Kanton Genf wäre vor einigen Tagen eine Dame beinahe ums Leben gekommen. Sie war vornehm gekleidet und von sanften ausdrucksvollen Zügen. Als sie an den Fuß der Echelle kam, eine besonders für die Personen, welche an solche Wanderungen nicht gewohnt sind, höchst gefährliche Stelle, that sie einen falschen Tritt und stürzte in den Abgrund, — blieb aber glücklicher Weise an einem Baum hängen. Dem Führer gelang es, die Unglückliche zu retten. Sie war ohnmächtig und man brachte sie in ein in der Nähe gelegenes Dorf, wo sie sich unter sorglicher Pflege bald wieder erholte. Was man aber für einen schlimmen Zufall gehalten, war Absicht gewesen, die Dame hatte ihrem Leben ein Ende machen wollen, denn man fand einen Zettel bei ihr, worauf die Worte standen: „Weil dein Herz aufhören konnte, mich zu lieben, bleibt mir nichts übrig als der Tod! Lebe wohl; bete für mich auf Erden, wie ich im Himmel für dich bitten will." Der Namen der jungen Dame ist trotz aller Bemühungen, ihn zu erfahren, ein Geheimniß geblieben. Sie hat ihren Führer und Retter glänzend belohnt und in Begleitung eines Arztes, den sie sich kommen ließ, ihre Reise fortgesetzt. †.†.†.

*** Die zur Oberhofmeisterin der Königin Victoria ernannte Herzogin von Sutherland hat diesen Posten schon vor einigen Jahren begleitet, und ihr damaliger Rücktritt wurde durch folgenden Vorfall veranlaßt: Die Königin Victoria besitzt eine der englischen Nationaltugenden, die Pünktlichkeit, in hohem Grade, und sie hält in ihren Umgebungen auf die Beobachtung derselben Eigenschaft. Der ganze Hof war eines Tages versammelt, um einer öffentlichen Feierlichkeit beizuwohnen. Die Herzogin von Sutherland, welcher der Ehrenplatz neben der Monarchin zukam, war allein noch nicht da, und ihre Abwesenheit verzögerte die Abfahrt. Eine Viertelstunde verging, während welcher Ihre Majestät zu wiederholten Malen ihre Ungeduld zu erkennen gab. Endlich, als die Königin, des vergeblichen Wartens müde, in den Wagen steigen wollte, erschien die Ehrendame fast athemlos und stammelte verlegen einige Entschuldigungen. Die Königin antwortete: „Meine liebe Herzogin, ich glaube, Sie haben eine schlechte Uhr." Zugleich nahm die junge Monarchin die prächtige Uhr, welche sie selbst trug, ab und hängte sie der Herzogin um. Diese Lection machte, obwohl unter der Gestalt eines prachtvollen Geschenks gegeben, einen lebhaften und tiefen Eindruck. Die Herzogin wurde bald blaß, bald roth, und suchte vergebens eine Thräne zu unterdrücken. Am folgenden Tage gab sie ihre Entlassung ein. Ulm. Schnellp.

*** Neues von Raffael und Michelangelo. Der vergangene Winter hat auch die neuere Kunstgeschichte mit einigen sehr interessanten Entdeckungen bereichert, welche die hervorragenden Persönlichkeiten des Raffael und Michelangelo betreffen. Von ersterem hat der Kunsthändler Leopoldo Fabri ein Porträt des Cardinals del Monte aufgefunden, das dem entspricht, welches sich in dem vaticanischen Frescogemälde, das die Einsetzung des canonischen Rechts darstellt, befindet. Es ist ein geistvoller, genial aufgefaßter Kopf, welcher, in den Theilen die nicht durch Verputzung gelitten haben, alle die Eigenschaften zeigt, die den Schöpfungen des großen Urbinaten einzig zuerkannt zu werden pflegen. Rechts vom Beschauer breitet sich vor einer Fensteröffnung eine Landschaft aus, welche eine Einfachheit des Vortrags und eine erhabene Zartheit der Auffassung zeigt, die mehr noch als das Portrait an Raffael erinnert. Links kauert ein kleines schwarzes Aeffchen, welches, da der Cardinal durch seine Vorliebe für solche Thiere namhaft bekannt war, als Wahrzeichen angesehen worden ist. Befremdlich ist von einigen die eine Hand befunden worden, welche für Raffael nicht gut genug sein soll. Aehnliche Nachlässigkeiten kommen ja aber in gar vielen Werken großer und der größten Meister vor. Trotz dem daß das Werk gelitten hat, fühlt man sich magisch von ihm angezogen, und da die wunden Stellen nicht durch Restaurationen maskirt sind, so hat man den Vortheil, den Künstler gleichsam in seiner Werkstatt zu belauschen. — Ein anderes, nicht weniger bedeutendes, durch seine Seltenheit und Bedeutung vielleicht sogar noch erheblicheres Werk ist eine Grablegung, in welcher große Künstler und Kenner die Hand und die originelle Erfindungsgabe des großen Buonarroti erkannt haben. Dieses Gemälde, welches unter modernem Ristauro verborgen gelegen hatte, wurde von einem Bilderhändler, der es mit einer Masse Ausschuß aus der Galerie Fesch erhalten hat, durch einen englischen Maler Macpherson um wenige Scudi erstanden. Eine aus Blech getriebene Nummer mit den farnesischen Lilien, welche sich auf der Rückseite befindet, zeigt, daß es aus der Galerie Farnese stammt. Von dem tiefen Gefühl, welches diese durchaus originelle Composition athmet, würde keine Beschreibung Rechenschaft abzulegen im Stande seyn, weßhalb zu wünschen wäre, daß wenigstens ein Contour davon im Stich erschiene. Wes. Zeit.

*** Spanische Dichter. In einem Briefe von Luis de Ochoa an den Voleur in Paris heißt es: „Ihr (Franzosen) seid stolz auf eure 4 oder 5 große Schriftsteller, auf eure Dichter und Kritiker; wir aber zählen wenigstens 30 wahrhaft beachtenswerthe Dichter und Prosaiker, von denen viele ihre Zeit überleben werden. An ihrer Spitze steht Martinez de la Rosa, nach ihm käme, wenn der Tod ihn nicht weggerafft hätte, Mariano Jose de Larra, der einen Quevedo, wo nicht einen Cervantes versprach. Wollte ich noch andere Namen nennen, ich wäre nur um die Auswahl verlegen. Ich nenne deßhalb nur noch Alb. Lista, Madrazo, den Herzog von Rivas, Roca de Tagores, Zarate, Don Ventura de la Vega, Don Jose Zorilla, Breton de los Herreros, Hatzembruck, de la Escosura, Espronceda, den Herzog von Frias, und endlich Mll. Gertrudis de Avellaneda. Das sind die Hauptnamen an unserm poetischen Himmel. Aber außer den Dichtern haben wir Namen aufzuweisen, wie Mon, Pidal, Alcala Galiano, Ramon de la Sagra, Donoso Cortes, Torreno, Florenz Erstrada und Minnano, anderer mehr durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten nicht zu gedenken. Ausld.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 5. August.)

In der »Emancipation« vom 2. August wird die große Tyroler Landschaft des hiesigen Malers Hr. Funk, welche bei ihrer Aufstellung im Städel'schen Institut den gerechten Beifall aller Beschauer gewann, als die Perle der diesjährigen Antwerpener Gemäldeausstellung bezeichnet. — R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 6. August. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheil. Musik von Kreutzer. Jäger: Herr André.

Samstag, den 8. August. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Sonntag, den 9. August. Titus, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 217. Samstag, den 8. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Drei Abendländer, deren beträchtliches Gepäck und ermüdetes Aussehen eine längere Reise verriethen, wanderten im Gefolge einer zahlreichen Dienerschaft und schwer beladener Maulthiere durch jene wilde Berggegenden, die in romantischen Windungen von Macedonien nach dem thessalischen Gebiete führen. Schon hatte die untergehende Sonne ihren letzten Purpur über den fernen Horizont ausgegossen, als die Reisenden, auf einer Felsenebene angelangt, Halt zur Nachtruhe machten. Einige der Diener beeilten sich, die Pfähle des Zeltes in den steinigen Boden einzuschlagen, während andere dürre Reiser zur Zubereitung des Abendmahles herbei trugen, die dritten den erschöpften Thieren Zaum und Bürde abnahmen und sie dann auf dem sonngedorrten Wiesengrund frei grasen ließen.

Die drei Gebieter setzten sich in einiger Entfernung von dem thätigen Gewühle auf eine den Sonnenuntergang beherrschende Erhöhung.

„So wäre denn der gefürchtete Rubicon glücklich überschritten," rief nach einer Pause tiefen Schweigens der Jüngere zufrieden aus; „die berüchtigte Banditenhorde in diesen Bergen wird sich wohl nicht bis an diese letzte Felsengrenze wagen."

„Es ist nicht wahrscheinlich aber doch eine Möglichkeit," erwiederte mit britischem Accente der ältere Gefährte, „wir müssen daher von den gewohnten Vorsichtsmaßregeln nicht abweichen. William," sagte er zu dem herbeigetretenen Kammerdiener, „trage Sorge, daß alle unsere Gewehre scharf geladen sind, und verliere Demetrius, den Dolmetscher, nicht aus den Augen. Ich weiß nicht warum," fuhr er zu seinem Begleiter gewandt fort, „aber der verschmitzte Kerl flößt mir seit einigen Tagen Mißtrauen ein."

„Auch mir," versetzte der Andere, „ist diese Banditenmiene besonders widerlich, „da sie mir den größten Schurken, dem ich jemals begegnet, lebhaft ins Gedächtniß zurückruft. Findest Du nicht auch, Fernand," fragte er den an seiner Seite gelagerten Freund, „daß dieser Türkenhund, die graden Beine ausgenommen, unserm ehemaligen Gönner Rifat, wie ein runzlicher Apfel dem andern gleicht?"

„Wer ist denn dieser Rifat?" fragte der Brite, indem er die Asche seiner Pfeife ausklopfte.

„O," erwiederte der Erstere lachend, „er gehört zu einer Episode in unserm Nomadenleben, die wir Eurer Lordschaft, des dramatischen Effectes wegen, am Orte der Begebenheit selbst mittheilen wollen. Ob wir wohl," bemerkte er zu Fernand, „alle die Schauspieler unsers Dramas wieder sehen werden?"

„Vierzehn Jahre sind eine lange Zeit," entgegnete dieser mit einem wehmüthigen Kopfschütteln, „wer kann voraussagen, welche Veränderungen, welche Lücken wir vielleicht in dem Kreise der ehemaligen Bekannten finden werden."

„Bah," meinte der immer sorglose Freund, „die Zeit wird Jene wohl nicht schlimmer, wie uns selbst mitgenommen haben; sieh hier, den lieben Lord James, ist er uns nicht nach langer Trennung mit derselben Jugendkraft und männlichen Schönheit zurückgekehrt, die wir schon vor so vielen Jahren an ihm bewunderten?"

„Abgerechnet meine ergrauten Haare," versetzte der Brite, seinem Lobredner sanft auf die Schulter klopfend. „Nur ein lächelnder Silberblick der beflügelten Göttin welcher auf den Locken des jüngern Freundes hier einen viel ernstern Wiederschein zurückgelassen."

„In der That," bemerkte Lord James, zu Fernand empor blickend, „dieses in Ihrem Alter so seltene Erbleichen der Haare hat mich schon bei unserm ersten Zusammentreffen eben so befremdet, als Mervilles unverändertes Aussehen meine Verwunderung erregte."

„Ein leichter Sinn, ein leichtes Herz, eine — diable, non," unterbrach sich lachend der Bezeichnete, „die Börse, die muß schwer sein, aber dann sind diese drei Dinge das zuverlässigste Verjüngungsmittel."

„Und dem Menschen doch so selten gespendet," entgegnete der Lord, mit dem Gefährten dem Zelte zuschreitend, wo sie das aufgetragene Abendbrod erwartete. —

Unweit des Lagers der kleinen Karavane hielten sich mehrere Albaneser in einem undurchdringlichen Walddickicht verborgen. Ihr langes, aus dem rothen Fez struppig um Gesicht und Nacken fallendes Haar, das schwarze Schaffell, welches zerfetzt von ihren Schultern hing, die nackten, nur von den groben Stricken ihrer Sandalen umwundenen Füße gaben ihnen, vereint mit dem ledernen Gürtel und der langen über dem Rücken hängenden Flinte ein wildes Aussehen.

„Der Ueberfall kann bald gemacht werden," sagte nach langem Harren der ältere Bandit, durch das verzweigte Gesträuch nach der Felsenhöhe spähend, das Wachtfeuer ist verlöscht und Alles scheint in tiefem Schlaf zu liegen."

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten ließ der Häuptling ein leises Pfeifen erschallen, welches sogleich wie von einem nahen Echo erwiedert wurde.

In schauerlicher Stille folgten alsdann die Räuber ihrem Anführer, sich von Zeit zu Zeit auf den Boden werfend, um die Richtung herannahender Fußtritte mit größerer Sicherheit zu vernehmen.

Am Ausgang des Gehölzes trafen sie auf eine Bande von ungefähr fünfzehn bewaffneten Männern.

„Willkommen Gesellen!" flüsterte ihnen der Räuberhauptmann zu. „Tretet leise auf und laßt keinen Athemzug Euch verrathen."

Nachdem die Truppe eine Zeit lang im tiefsten Schweigen den Fuß des Felsens umgangen hatte, hielt der Anführer vor einem steilen mit Steinsplittern besäten Wege still, der zu dem Lager der Karavane führte.

„Hier müssen wir hinaufklettern," befahl er, seinen Yatakan mit den Zähnen fassend.

Digitized by Google

Ein Jeder folgte seinem Beispiele und begann die Anhöhe mühsam auf Händen und Knieen zu ersteigen.

„Still! Hört Ihr kein Geräusch?" fragte plötzlich einer der Banditen.

„Es sind die Saumthiere der Reisenden, die im Gebüsche herumstreifen," versicherte nach einem kurzen Lauschen der Anführer.

Nach wenig Minuten war die Horde auf dem Gipfel angelangt.

„Wendet Euch rechts um die Waldung und fallt das Zelt im Rücken an," flüsterte ihnen eine Schattengestalt zu, die schnell vorüberglitt.

Der Anführer schlug mit seiner Bande den bezeichneten Weg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Iwein mit dem Löwen.

(Schluß.)

III. So wenig wir Stoff und Plan des Iwein vorzüglich oder auch nur gut heißen können, so hat ohne Frage die äußere Behandlung durch den französischen Dichter und dessen deutschen Bearbeiter einen damit sonderbar kontrastirenden Werth erhalten. Ueber die Klarheit, Anmuth, Lebensfrische und Gemüthlichkeit in der Darstellung, über die leichte und dabei streng gesetzmäßige Handhabung der Sprache, über die gewandte und harmonische Haltung der verschiedensten Töne der Schilderung, in Ernst und Scherz, Zorn, Innigkeit, Liebe, Schrecken und Behagen, über die gutmüthige Naivetät, über die anspruchslose Würde und graziöse Derbheit des Vortrags, über alle diese Tugenden eines braven Erzählers ist schwerlich ein Zweifel. Dadurch schon vergessen wir oft die Geist- und Herzlosigkeit, wo sie im Stoffe liegt. Herzliche Stimmen der Liebe, Anmuth und Güte rufen, mitunter freilich gegen Charakter oder Situation höchst abstechend, uns heimathlich an durch das ganze Gedicht hin. So in der Liebestreue Iwein's und in der Schilderung des Mädchens im Baumgarten (V. 6497 ff.), von dem es heißt:

Sie hätte wohl bezwungen sofort
Eines Engels Gedanken und Sinn,
Daß er für sie zur Erde hin
Nimmer den Flug bereue.

Oder in warmen Stellen von der Freundschaft Iwein's und Gawein's, deren ganze Kraft so wahrhaftig in dem einfältigen Worte ausgesprochen wird (V. 4859 ff.):

Das beweget ihm den Muth,
Denn biderb war er und gut.
Man sagt, ihn habe bezwungen,
Und sei ihm an's Herz gedrungen,
Als er ihr Elend recht erkannt,
Und sie ihm so oft genannt
Gott und den Herrn Gawein.
Denn welchem von diesen Zwei'n
Er mindergroße Lieb' auch trug,
Dem dient' er immer noch gern genug.

So ist auch das Bild des reuigen Iwein an sich voll dichterischen Lebens. Bei solchen Verdiensten tritt freilich weder in der fundamentalen Technik, noch im Geiste der Dichtung eine Wiedergeburt ein; aber auch davon abgesehen, entdecken sich Schwächen der Darstellung. Dem Dichter gelingen doch nur die (bei Weitem überwiegenden) Partien, wo sie sich in einer mittleren Region behaglich fortbreibt und die Kräfte des Dichters linde bewegt, nicht angestrafft werden. So in dem sehr flüssigen Dialog, wie in dem Geleise der Erzählung, in Ausmalung von Erscheinungen und Zuständen, in humoristischer Lebens-Skizzirung. Dagegen zu einer markvollen, nervenspannenden Kampfschilderung, zum Heroismus der That nimmt sich die Dichtung nicht zusammen; wo dergleichen erwartet wird, sinkt sie zurück. Dieß fällt am herbsten im Zweikampfe Iwein's und Gawein's auf, einem beständig von langathmigen Reflexionen und Vergleichungen gestörten, ganz und gar lahmen Geschäfte. Wem es um einen rechten Kontrast mit der Unmündigkeit des Dichters in diesem Stücke zu thun ist, vergleiche damit die riesenhafte Ausdauer, mit welcher Bojardo (vielleicht das größte epische Genie der romanischen Poesie) seine unzähligen Zweikämpfe einen um den andern bei Kräften erhält. Neben diesem freudig loderuden Heldenfeuer, dieser elektrisirenden Ungeduld des Italieners ist das Phlegma fast lächerlich, mit welchem der Dichter des Iwein das Bild von zwei reichen und klugen Wechslern säuberlich auspinselt. Um so liebenswürdiger erscheint uns das Gedicht, wo Hartmann (freilich auch hier ziemlich genau in den Fußstapfen des Franzosen) in der Erzählung durch Betrachtungen Stillstand gebietet oder auch leis seine Person in's Licht rückt. Dann hebt er uns durch seine Biederkeit, kräftige Gutmüthigkeit und schalkhafte Toleranz, gesunde Sittlichkeit und Religiosität, welche wie ein Goldfaden das ganze Gedicht durchziehen, insbesondere noch durch einen höchst glücklichen, dem praktischen Leben zugekehrten und das irrende Ritterthum unbewußt verhöhnenden Humor über die Atmosphäre der Fabel hinaus. Zu einer gewissen Läßlichkeit, von der wir selbst oben das widrigste Beispiel mittheilten, verführt ihn hin und wider der Stoff oder der Modegeist seiner Zeit, aber den meisten Antheil scheint doch eine sich gehen lassende Gutmüthigkeit zu haben; und nichts von dem Allem hindert uns, Alles erwogen, als Kern des Dichters eine entschiedene Sittlichkeit anzunehmen und im Gedichte zu finden.

Seine Ansichten von der Liebe sind würdig und von Innigkeit erfüllt. Er lehrt uns allerdings ein edles Maas (1499 ff.), aber ebenso sehr besteht er auf männlicher Thatkraft im Munde Gawein's, als er seinen Freund aufrüttelt, dann in der Kampfscene zwischen Beiden V. (7171 ff.) Schlichte Gläubigkeit, wie sie einem Rittersmann wohl anstand, ohne Pfäfferei ist unverkennbar, wobei man den Dichter entschuldige, daß er im letzten Theile des Gedichts den Namen Gottes unaufhörlich bis zur Ungebühr gebraucht (besonders auffallend V. 6795—98), sein Herz war sicher dabei.

Mit Interesse verfolgen wir hier die auch andern Gedichten des Mittelalters geläufigen anthropomorphistischen Vorstellungen von Gott, welche in ihrer Naivetät so weit gehen, daß sie Gott selbst Neigung für menschliche Schönheit oder Wohlgefallen an Kämpfen und Tjostiren zuschreiben. Wie ehrlich meint es der Dichter des Iwein V. 1020 ff.

Und es begann ein Streiten,
Das Gott mit Ehren mochte seh'n,
Sollt' je vor ihm ein Tjost geschch'n

Vgl. V. 3045 f. — Ideale und heldenhafte Hoheit der Gesinnung suche man im Iwein nicht; die Natur des Dichters wird vielmehr zu einer praktischen, dem Bürger-

Digitized by Google

lichen angränzenden Tüchtigkeit und verständigen Entfernung von Extremen hingezogen. Man durchwandert hier eine kleine Galerie mit allerliebstem Humor ausgeführter Lebensgemälde. Diese Didactik des Iwein ist in ihrer meist plastischen Form zugleich ein anziehendes Beispiel von der Verwandtschaft der Lehrpoesie mit dem Epos und ihrem Hervorgehen aus demselben. Wir hoffen, die Leser wissen uns einigen Dank, wenn wir die köstliche Schilderei aus Gawein's Rede an Iwein, den er vor dem Daheimverhocken warnt, als einen auch uns noch sehr brauchbaren Spiegel schimpfmäßiger Philisterei in diese Recension einrahmen (V. 2807 ff.):

Viel Mancher sich damit helfen möcht'
Und spricht: Das sei des Hauses Recht;
Wer sich Hof und Hausfrau gewann,
Derselbe dürf' als Ehrmann
Weder den Beutel ziehn, noch steigen zu Pferd;
Er müsse leben dem eigenen Heerd.
Er entsagt und begiebt sich bldir,
Der Festlichkeiten und Kleider,
Die nach rittertichen Sitten
Sind gestattet oder geschnitten;
Und was er Warmes angelegt,
Sei, spricht er, wie's ein Hauswirth trägt.
Er will's am Munde sich sparen,
Geht einher mit sträubenden Haaren,
Mit nackten Beinen und barfuß:
Und immer ist das der zweite Geuß
Mit dem er seinen Gast erfreut,
Er sagt: „Wahrhaftig, seit der Zeit
Da ich das erste Haus erstand,
(Das glaubt mir so leicht Niemand)
Kam ich kein Jahr noch davon frei,
Daß ich nicht, eh sechs Monden vorbei,
Mir mußte kaufen das Korn.
Heuer bin ich nun ganz verlor'n;
Mich verdrießt, daß ich's Euch muß klagen;
Mir hat der Hagel zerschlagen
Die beste Saat, die ich bestellt,
Ich fürcht' aufgeben muß ich das Feld.
Ich selbst stifte den Leid.
Müßt' ich nicht auch versorgen mein Weib;
Gott weiß es, wo ich bleibe mit der.
Es leidet wahrhaftig viel Beschwer
Wer eine Wirthschaft führen soll.
Ja es mag Niemand wissen wohl
Was es muß kosten im Jahr!
Ich machte Manches mit fürwahr,
Und sorgte für mein Vergnügen,
Müßt' ich nicht schier erliegen."

Sein Verständniß für Lebenspoesie und Lebensprosa hat uns der Dichter auch V. 6517 ff. in der Baumgarten-Scene verrathen. Iwein und das Mädchen wünschen sich dort in ihrem stillen Sinn das Glück unschuldiger Liebe, und plaudern von Sommer und Freundschaft, während Papa und Mama häuslich sorglich sich von ihrem steigenden Alter, vom kalten Winter, von rauhen Fuchsmützen gegen den Frost, von Essen, Sparen und Behaglichkeit unterhalten. Das fortwährende Walten der Reflexion und Gemüthlichkeit thut sich aber auch außer der didactischen Betrachtung oder Zeichnung mannichfach kund. Namentlich seien unseren Lesern die edlen Verse empfohlen, in welchen der Dichter beim Zweikampf der Freunde sich so recht gründlich ehrlich besinnt, ob wohl Liebe und Haß in Einem Behältniß (vaz) gut thun (7015—7074); nicht zu vergessen das muntere Gespräch zwischen Herrn Hartmann und Frau Minne über den Herzentausch Iwein's und Landinen's beim Abschiede (V. 2911—3028); er disputirt da mit ihr keck weg und gibt sich am Ende mit angenommener Einfalt zufrieden.

Dießmal hast du nicht Recht, Hartmann.
„Frau, das hab' ich." Sie sprach: Nein; u. s. w.

Diese zum Theil nur andeutenden Betrachtungen dienen vielleicht zur Einführung in ein deutsches Gedicht, welches, so genau es sich auch an sein französisches Vorbild angeschlossen haben mag und so wenig es Anspruch auf den Rang eines Meisterwerkes macht, doch theils als Urkunde des merkwürdigen Sagenkreises, dessen Geist es gründlich darstellt, theils wegen seiner bedeutenden Formvollendung ein nicht geringes Interesse gewinnt. In der wohlgelungenen Uebersetzung des Grafen von Bandissin, welche bei aller Genauigkeit sich wie ein Original liest, können wir die alte Erzählung den Freunden des deutschen Mittelalters angelegentlich empfehlen.

Feuilleton.

*** Vor einem Jahre wurde in Lyon ein junger Mann bekannt, sagt die „Aachner Ztg.", welcher mit dem berühmten Improvisator, Hrn. de Pradel, sich in einen öffentlichen Wettkampf einließ und denselben mit Ehren bestand. Der junge Mann hieß Prosper Drague. Seitdem ist sein Name auch in weiteren Kreisen bekannt geworden; man strömte zu seinen Vorstellungen und die geistreichsten Schriftsteller, unter ihnen A. de Vigny, widmeten ihm in Paris die lobendsten Artikel. Tüchtige Bildung, poetische Begabung, von welcher er auch in seinen Dramen zeugt, eine unerschütterliche Geistesgegenwart bei innerster Bewegung, erklären es, daß die strengsten Kritiker ihn einen wahrhaft außerordentlichen Mann genannt haben. Herr Drague verweilt gegenwärtig in Frankfurt und gedenkt auch hier ein Zeugniß seines so rühmlich angekündigten Talents abzulegen.

*** Freiligrath ist in sein Londoner Comptoir eingetreten. Einer seiner Freunde in der „Köln. Ztg." wünscht ihm Glück zu dem tapfern Entschlusse. Leute die ihn bemitleiden, beweisen nur, daß sie nicht wissen wie Arbeit adelt. Er hätte sicher Leute genug gefunden ihm die Hand zu reichen, so oft er in Noth gewesen wäre. Aber er hatte arbeiten gelernt, und es wird dereinst sein größter Ruhm sein, daß der allgenannte, allgekannte, allbewährte Mann nur durch seine Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen wollte.

*** Die „Allg. Theaterzeitung" veröffentlicht folgendes an ihren Redakteur gerichtete Schreiben: Wohlgeborner Herr! Seine Excellenz, Herr Graf Moritz von Dietrichstein, beehrten mich mit dem Auftrage: die noch vorfindlichen Ueberreste des Herrn Hofrathes, Joseph Heinrich Edlen v. Collin, von dem alten Friedhofe in Gerstdorf auf den neuen ebendaselbst zu übertragen; ich gebe mir die Ehre, den p. t. Verwandten, Freunden und allen Verehrern der Kunst und Wissenschaft anzuzeigen, daß diese Uebertragung Freitags, den 31. Juli d. J., um 6 Uhr Abends in Gerstdorf stattfinden wird. Mit dem freundschaftlichen Ersuchen, dies in Ihrem schätzbaren Blatt bekannt zu machen, zeichnet sich hochachtungsvoll Joh. Nep. Passy, ä. Rath. Wien, 26. Juli 1846.

Digitized by Google

*** Thomas Peter Joggerdam, Kaplanais Bibliotheker der Vaticanischen Bibliothek in Rom, erhielt den Namen Fedro oder Phädra wegen eines auffallenden Beweises seiner Talente und seiner Geistesgegenwart. Als er nämlich mit einigen geseheten Freunden vor dem Cardinal Mario das Trauerspiel von Seneca „Hippolytus" aufführte, in welchem er die Rolle der Phädra übernommen hatte, und zufälligerweise die Zerrüttung der Maschine das Schauspiel auf kurze Zeit unterbrach, trat er hervor und unterhielt die Zuschauer, bis Alles wieder in Ordnung gebracht warde, mit lateinischen Versen aus dem Stegreif. Alles klaschte ihm Beifall zu und rief ihn beim Namen der Phädea, den er von dieser Zeit an in seiaer Unterschrift sich zueignete. Bl. f. l. U.

*** Albrecht von Haller schrieb sehr lesenswerthe „patriotische Ermunterungen an die Deutschen, ihre eigne Nation mehr zu schätzen". Aber wer würde diesen Anfruf an dem Orte suchen, wo er gedenckt zu lesen steht? Der Aufsatz dient nämlich als Vorbericht zu Rösels Natuegeschichte der Frösche.

*** Unlängst verflog sich eine Wachtel in den Pariser Gerichtssaal. Alles haschte darnach. Als aber sogar der Herr Präsident nach dem an ihm vorbeifliegenden Vogel die Hand ausstreckte, rief ihm der Generaladvokat zu: „Nehmen Sie sich vor den Jagdgesetzen in Acht!" Ein Scherz, der großes Gelächter erregte. Endlich fing der Thürsteher die Wachtel. Hmrst.

*** Ein Censor zu G . . . . z fand einst für gut, ein Lehrbuch der Trigonometrie unter die verbotenen Bücher zu setzen. Als der Buchhändler, von dem es eingeschickt werden war, von ihm eine Aufklärung darüber verlangte, gab er zur Antwort: Alle Untersuchungen über die Dreieinigkeit sind ein für allemal verboten.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 6. August.)

Gutzkow hat dem eben erschienenen letzten Band seiner gesammelten Werke, der die Briefe aus Paris enthält, einen Anhang, „Pariser Eindrücke" als Resultat seines jüngsten Pariser Aufenthaltes, beigefügt. Wir werden nächstens ausführlich auf diesen Band, wie auf das Novellenbuch (Band II) zurückkommen. Aus dem vielfach Interessanten, was die „Eindrücke" über die neuesten Pariser artistischen und literarischen Verhältnisse bieten, heben wir ein paar Absätze hervor, die sich auf Musik- und Theater-Zustände beziehen: —

„Die Musketiere der Königin" heißt es S. 406, „waren 1846 im Frühling die Zugoper, ohne daß sich ihr Zauber begreifen läßt. Möglich, daß er in der Musquetaires-Mode liegt! Möglich, daß man glaubte, die Anekdote des unterhaltenden Dramas: Les Mousquetaires, das auf dem Ambigü Comique nahe an 150 Vorstellungen erlebt, hier in Musik wiederzufinden. Halevy ist der Componist nicht, der meinem Ohre wohl thun kann. Ansätze zu Melodien, die keine werden, harmonische Süßigkeiten, die wie Schaum zerfließen. Der Ton schlängelt sich und schlängelt und es wird keine Figur, keine Thal daraus. Aber Roger, der neue junge Tenorist der Opera Comique, ist ein lieblicher, hinreißender Sänger. Ihm hört man mit Entzücken zu, wie vor zehn Jahren Mantius in Berlin. Bässe gibts nicht in Paris. Herr Herrmann Leon quälte seinem Kehlkopfe Töne ab, die in Deutschland Gelächter erregt hätten, in Paris aber beklatscht wurden." —

„An musikalischen Ereignissen war dies Frühjahr nicht reich. Felicien David ließ „Moses auf Sinai" in der großen Oper aufführen und bestätigte die alte Erfahrung, die auch Pon'ard mit seiner Agnès de Meranie machen dürfte, daß man nicht zweimal hintereinander bedeutende Erfolge hat. Entweder bedarf der schaffende Geist oder die anerkennende Huld des Publikum's einer längern Ruhe, um sich wieder zu sammeln und zu erholen. Die Wüste, le Désert, die der Komiker Levassor als le Dessert verspottet hat, ist noch immer an der Tagesordnung. Manche, die die charakteristischen Schönheiten dieses Tongemäldes entweder nicht anerkennen wollen oder, was eher glaublich ist, nicht verstehen können, finden die Ursachen des gewaltigen Erfolgs dieses musikalischen Freiligrath-Gedichtes in allerhand Zufälligkeiten: David wäre St. Simonist gewesen und diese Propheten unterstützten sich noch jetzt wo sie könnten, besonders in den Feuilletons; oder bei der Aufführung wären auf den ersten Parteerebänken acht Beduinen gewesen, die über die Schilderung ihrer heimathlichen Zustände in Extase geriethen und denen zu Liebe das gastfreundliche pariser Publikum mit in Begeisterung ausgebrochen wäre. Später hätte sich ergeben, daß diese Beduinen die gewöhnliche Claque war, aber diesmal in einem entsprechenden Costüme. Genug, Moses auf Sinai ist den Parisern zu kirchlich ernst, zu deutsch langweilig vorgekommen und der Componist wird sich wahrscheinlich an die edlen und frommen Germanen wenden, um sein Werk zur Anerkennung zu bringen."

„Die große Oper scheint in den letzten Zügen zu liegen und wird ganz von dem Ballet erhalten. Zu dem üppig ausgestatteten Ballet Paquita gab man Aubers Liebestrank mit Sängern, die kaum einer kleinen deutschen Mittelstadt genügen würden. Mad. Stolz, die Regentin dieser Bühne, war auf Gastrollen in der Provinz. Noch immer schmachtet Leon Pillet, den Intendant, unter ihrer gewaltigen Herrschaft und der Friede der großen Oper mit Meyerbeer ist noch nicht hergestellt: Dieser Kriegszustand dauert nun schon mehrere Jahre, und man ist gespannt, wer zum Ersten nachgeben wird, die Stimme der Mad. Stolz oder die Partitur des „Propheten." Die Zeit ist für die Stimme einer Sängerin keine Bundesgenossin."

„Bei den Italiänern hört' ich den Barbier von Sevilla mit Lablache, Roaconi, Mario, Tagliafico und der Persiani: Es ist dies bekanntlich die berühmteste Vorstellung dieser Gesellschaft und ich bekenne mein Vorurtheil, ich bin durchaus nicht fähig, mich von dem Sammt und der Pracht dieses Theaters, von den theuern Eintrittspreisen, von dem O! und Ach! der Engländerinnen in den ersten Logenreihen, die erst frisch von London kommen und nie gute Musik gehört haben, blenden zu lassen. Ich halte dieses ganze Italiänische Operninstitut in Paris für eine Mystification im großartigsten Styl, für eine ächte klassisch-italiänische Prellerei, und daß eine deutsche Gesellschaft, in welcher unsre besten Operntalente mitwirken müßten, Vorzüglicheres leisten würde, scheint mir festzustehen." R.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 8. August. Die Erdstöße vom 29. Juli im Vergleich zu früheren hier beobachteten; über einige der bedeutenderen Erderschütterungen aus älterer und neuerer Zeit, nebst allgemeinen Bemerkungen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 8. August. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Sonntag, den 9. August. Titus, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 218. Sonntag, den 9. August **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte William mit einigen andern zuverlässigen Dienern abwechselnd Wache gehalten und war gerade im Begriff, einen derselben abzulösen, als er mit Demetrius zusammentraf, der von dem Abhange des Felsens herzukommen schien.

„Es ist Eures Herrn Reitpferd, das sich losgerissen hat," sagte der Dolmetscher, verdrießlich auf das Roß deutend, welches er am Zaume führte.

William verfolgte arglos seinen Gang zu dem Vorposten.

Nachdem er die Gewehre sorgfältig untersucht und das verglimmende Feuer wieder angefacht hatte, setzte er sich auf einen Felsenblock; die hinter ihm hell auflodernde Flamme warf ihren rothen Schein in die Richtung des Zeltes; eine seltsame Bewegung in dessen Nähe fesselte seine Aufmerksamkeit, und noch ehe er den schlaftrunkenen Kameraden die Beobachtung mitgetheilt, verrieth ihm schon das Kriegsgeschrei: „Allah! Allah! Zu den Waffen! Zu den Waffen!" die schreckliche Ursache der ihn befremdenden Erscheinung.

Es kam nun zu einem kurzen, aber heißen Handgemenge. Beide Parteien kämpften mit verzweifelter Anstrengung, allein die Zahl der Räuber war der im Schlafe überfallenen Karavane überlegen; sie mußte sich, nachdem mehrere von den Dienern schwer verwundet und der treue William an der Seite seines Herrn gefallen war, auf Gnade und Ungnade ergeben.

Trotz seines fast tollkühnen Heldenmuths war Merville allein von den drei Freunden unverwundet geblieben und setzte nach dem Waffenstillstand den Streit mit den Feinden durch die eifrigste Einsprache lebhaft fort.

Nach langer Berathschlagung kamen die Banditen überein, das Gefolge der Abendländer frei zu lassen, Letztere selbst aber als Unterpfand des verlangten Lösegeldes mit in's Gebirge zu führen. Der Dolmetscher sollte sich nach Salonich zu ihren Consuln begeben, um die Summe unverzüglich einzusammeln. Das einzige Zugeständniß, welches der Häuptling, um die Unterhandlung zu beschleunigen bewilligte, war, einen der Franken mit Demetrius abreisen zu lassen. Die Wahl fiel auf Merville, als dieser aber, in großer Besorgniß über die mißliche Lage der Freunde, die Räuberhorde insgesammt für deren Sicherheit verantwortlich machen wollte, da wurde ihm von ihrer Seite verächtlich bedeutet, daß weit entfernt, seine Drohungen zu beachten, die Gefangenen ohne Anstand hingerichtet werden würden, wenn sie bis zu dem festgesetzten Tage nicht eingelöst wären.

Noch ehe der Abgesandte sich zu seiner Reise angeschickt hatte, sah er mit schwerem Herzen die beiden Gefährten, von den nothwendigsten Kleidungsstücken entblößt, mit den Banditen hinter der Felsenwand verschwinden.

Merville begab sich sogleich bei seiner Ankunft zu dem französischen Consul, in dessen Familie er ehemals so viele Freundschaft genossen. Florina erkannte den Landsmann beim ersten Anblick wieder und empfing ihn mit herzlichster Freude.

Der Consul schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, daß wenn auch das verlangte Lösegeld in so kurzer Frist zusammengebracht werden könne, es wahrscheinlich doch nicht die Befreiung der Gefangenen durch Merville's Vermittlung allein bewerkstelligen würde.

„Diese herumstreifenden Albaneser sind zu schlau und hinterlistig für uns Franken," setzte er hinzu. „Wir müssen daher einen Eingebornen ihres Standes, oder was freilich eine schwerere Aufgabe ist, aber auch zu gleicher Zeit sichern Erfolg hoffen ließe, eine auf ihre Kaste einflußreiche Person zu gewinnen suchen. Unter den erstern wäre vielleicht Rifat, der türkische Blumenhändler, keine so schlechte Wahl; er kennt weit und breit die Schlupfwinkel des Gesindels und steht in Verschmitztheit wohl keinem von ihnen nach."

„Nicht für alle Schätze der Welt!" fiel Merville lebhaft ein. „Ich habe gegen den alten Gesellen einen Groll, der mich wünschen läßt, die Erneuerung seiner Bekanntschaft auf einen gelegeneren Augenblick zu verschieben."

Florina machte ihm ein Zeichen des Schweigens und sagte dann zu dem Schwager:

„Könnte uns nicht Signor Anastasius, der junge Grieche, in dieser Angelegenheit behülflich sein?"

„Dieß ist eine glückliche Eingebung," entgegnete der Consul. „Auf jeden Fall müssen wir den Versuch wagen."

„Ich gehe auf der Stelle zu Leilah," versetzte Florina nach der Thüre eilend.

„Zu Leilah?" rief Merville, sie bei der Hand zurückhaltend. „Wollen Sie mich nicht bei dieser unvergeßlichen Schönheit auf's Neue einführen?"

„Ach," entgegnete sie wehmüthig lächelnd, „die schöne Leilah Ihrer Erinnerung verweilt längst nicht mehr unter den Lebenden. Es ist die Tochter dieser vielbeweinten Jugendfreundin, welche ich aufsuchen will."

Merville ließ ihre Hand erschüttert sinken und dachte unwillkürlich an Fernand's ahnungsvolle Worte.

Anastasius erklärte sich mit seiner gewohnten Großmuth und Menschenfreundlichkeit nicht allein sogleich bereit, den Abendländer in die Bergschluchten der Banditenhorde zu begleiten, sondern bestand auch darauf, die noch mangelnde Summe zur Ergänzung des Lösegeldes vorzuschießen; und als Merville Bedenken trug, dieses großmüthigen Anerbieten einzugehen, zeigte ihm der Grieche schweigend den Siegelring des Verbündeten am rechten Zeigefinger.

„Wollt Ihr noch länger unsere Brüderschaft verleugnen?" fragte er, die Börse lächelnd hinhaltend.

Digitized by Google

„Nein, aber sie durch das Band unwandelbarer Dankbarkeit unauflöslich machen!“ erwiederte Merville gerührt und drückte mit Herzlichkeit die Hand des neu erworbenen Freundes.

Esther erkannte in Anastasius bevorstehender Entfernung einen Wink des Himmels, um ihe Vorhaben, sich von dem Gatten zu trennen, ohne Mitwissen des Geliebten einzuleiten, während Leilah, von einer bangen Unruhe gequält, sich die Gefahren, welche den Jüngling unter den Räubern bedrohen könnten, auf's gräßlichste ausmalte. Um jedoch die scheinbare Sicherheit der Gefährtin nicht zu stören, theilte sie nur Florinen ihre ängstliche Besorgniß mit.

„Betrübe Dich nicht unnöthig, furchtsames Kind,“ tröstete scherzend die mütterliche Freundin. „Anastasius wird in diesem Feldzuge um so weniger Gefahr laufen, da er dem Feinde nicht mit geladener Feuerröhre, sondern mit einer wohlgefüllten Börse entgegenzieht.“

„Ah, er ist groß und edel in allen seinen Handlungen,“ rief Leilah begeistert.

„Du bist seltsam aufgeregt,“ bemerkte diese, das erröthende Mädchen scharf ins Auge fassend. „Der griechische Vetter scheint Dir sehr lieb geworden zu sein?“

„Lieb?“ wiederholte Vaselaiki's Tochter, die kleine Hand sinnend an die Stirn legend, „nein, nicht lieb wie den Vater, wie Euch, wie Caritas, wie Esther . . .“

„Nun, und wie denn, närrisches Kind?“ fragte Florina im vertraulichen Tone.

„Ja, wenn ich das nur so recht zu erklären wüßte,“ entgegnete Leilah mit kindlichem Ernste. „Seht, zuweilen denke ich, so müßte man für einen Bruder fühlen, und dann kommen mir, wie jetzt wieder, die Thränen in die Augen, daß ich ihm nicht diesen Namen geben kann.“

Und eine Perle, wie sie dem Auge der Engel entfallen, schimmerte unter ihren langen gesenkten Augenwimpern hervor.

In diesem Augenblick trat Anastasius aus Esther's Gemach, um auch von der jugendlichen Hauswirthin Abschied zu nehmen. Seine eigene Gemüthsbewegung ließ ihn die ihrige nicht gewahren; und er trennte sich von dem sanft liebenden Geschöpfe, ohne die Gefühle zu ahnen, die er in ihrem unbefangenen Herzen für sich zurückließ.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Nachrichten über weibliche Krieger.

In einer Zeit, wo so viel von Emancipation der Frauen die Rede ist, mag es nicht unpassend erscheinen, eine kurze Zusammenstellung von Frauen zu geben, welche eine Laufbahn verfolgt, die den höchsten Grad aller männlichen Eigenschaften verlangt, also billig für die höchste Stufe der Emancipation gelten mag. Als Beweggründe dazu finden wir theils schwärmerische Vaterlandsliebe (Jungfrau von Orleans), theils, besonders im Mittelalter, Lust am Abenteuerlichen (Catalina d'Erauso), theils augenblickliche Aufwallung in einem gefahrvollen Augenblick (Johanna Hachette, welche 1472 die Stadt Beauvais gegen Karl den Kühnen mit den Weibern vertheidigte, nachdem die Männer geflohen waren) theils endlich die Begierde, einen geliebten Todten zu rächen (Maria Pacheco, die Witwe des 1521 als Aufrührer gegen Karl I. [V.] hingerichteten Juan de Padilla, welche Toledo 6 Monate lang gegen die Königlichen vertheidigte). Hier können kaum die Marketenderinnen angereiht werden, welche, schon längst aus der Sphäre der Weiblichkeit herausgetreten und des Soldatenlebens gewohnt, kaum einen Schritt weiter thun, wenn sie gelegentlich die Muskete ergreifen. Bei vielen Weibern, welche durch vorbedachten Entschluß Soldaten wurden, finden wir übrigens den weiblichen Typus schwach ausgeprägt, (Prochaska). Aus dem Alterthum erinnern wir an die spartanischen, carthagischen und cimbrischen Weiber, aus dem Mittelalter sind die wichtigsten Namen schon oben erwähnt, aus der Neuzeit wollen wir einige Beispiele ausführlicher besprechen. Wir beginnen unsre Zusammenstellung billig mit den Deutschinnen und zwar mit der durch Rückert gefeierten Prochaska aus Potsdam. Sie war, wie von vielen Andern auch nachzuweisen ist, eine Virago von geringer geschlechtlicher Entwickelung; ihre Hände und Füße zeigten männliche Größe. Eines warmen Vaterlandsfreundes, des Stadtmusikanten Tochter, entfloh sie bei der Erhebung des preußischen Volkes aus dem väterlichen Hause und ließ sich bei der Lützow'schen Freischaar durch den jetzigen sächsischen Minister, damaligen Feldwebel der Büchsenschützen, von Nostiz, aufnehmen. Sie führte den Namen Renz; bei gemeinschaftlichen Gefängen fiel sie durch ihre hohe Stimme auf, erwiederte aber auf die scherzhafte Behauptung, sie sei ein Mädchen, gewöhnlich mit dem Satz: „die Stimme mache nicht den Mann“, wogegen nichts zu erinnern war, da sie es an männlicher Gesinnung nicht fehlen ließ. So eilte sie, bei Lauenburg abgeschnitten, über die brennende Steckenitzbrücke zu den Ihrigen. Während des Gefechts an der Göhrde wurde sie beim Sturm auf einen Hügel durch eine Kartätschenkugel verwundet und entdeckte einem neben ihr fechtenden Mädchenschullehrer ihr Geschlecht. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen der Stürmenden: „der brave Renz ist ein Mädchen“ und feuerte sie zu der äußersten Tapferkeit an. Nach errungenem Siege wurde sie in die Stadt Dannenberg gebracht, wo sie nach einigen Tagen starb und feierlich beerdigt wurde.

Andere Beweggründe hatte das pommerische Fischermädchen, welches 16 Jahre alt, einen ihr verhaßten und mißgestalteten Mecklenburger, H. v. H., heirathen sollte. Da sie weder dem Dringen der Eltern widerstehen konnte, noch sich fügen wollte, floh sie während des Zugs zur Trauung in die entfernte Kirche, warf sich in einen Kahn und fuhr im Brautkleide die Peene hinab zu Schill.

In dessen Schaar diente sie bis zur Einnahme von Stralsund, wo sie von einem französischen Soldaten gefangen wurde. Sie heirathete ihren Ueberwinder, der später in Spanien fiel. Ihr Sohn trat in Frankfurter Dienste, starb aber auch noch vor der Mutter, welche sich hier als Krankenwärterin ernährt.

In Königsberg lebt eine Frau Groneet, daselbst geboren 1785, welche 1813—15 im ersten Husarenregiment diente, in Stettin eine aus Stralsund gebürtige Frau, welche noch sehr jung unter dem Namen „Karl Petersen aus Leipzig“ ins Heer eintrat. Sie machte mit den preußischen Truppen den russischen und die beiden folgenden Feldzüge 1813—14 als Reiter mit und brachte es bis zum Wachtmeister. Bei ihrer zweiten Verwundung, an der Schulter, ist ihr Geschlecht entdeckt worden und sie fand sich genöthigt ihren Abschied zu nehmen, nachdem ihr Friedrich Wilhelm III. eigenhändig das eiserne Kreuz erster Klasse angeheftet. Nach ihrer Verheirathung mit einem englischen Schiffshauptmann hat sie mit ihrem Gatten Nord- und Südamerika, St. Helena und Ostindien besucht und gedenkt ihr Leben in Stettin zu beschließen.

Digitized by Google

In den fast gleichzeitigen Kriegen der Tyroler, Spanier und Schweden sahen die Tyroler Alpen, wie einst die Appenzeller in der Schlacht am Stoß *) Weiber neben ihren Männern kämpfen; Augustina, „das Mädchen von Saragossa", welche die Geschütze richten half und abfeuerte, ist auch durch ein bekanntes Bild verherrlicht, und aus dem Kampf zwischen Schweden und Rußland um Finnland bewahrt die Geschichte nebst vielen Beispielen spartanischer Mütter folgenden Zug des Muthes von einer Frau. Eine Soldatenfrau pflegte ihrem Mann ins Gefecht zu folgen; als er bei Ratan erschossen wurde, ergriff sie seine Flinte und erlegte mehrere Russen. Sie erhielt die silberne Denkmünze für Tapferkeit.

Vielgenannt im polnischen Krieg 1831 war die Gräfin Plater, welche zu Roß ein Uhlanenregiment führte.

Am 25. Januar 1843 starb im Invalidenhaus zu Avignon Alexandrina Rosa Barreau, vermählte Layrar, welche 1793 mit ihrem Bruder und ihrem Manne in das Heer der Ostpyrenäen eintrat. Sie erstieg als die Dritte die Schanze von Alloqui und diente mit ihrem Manne bis zum Frieden von Amiens. Hier, wie in dem folgenden Beispiel, scheint Anhänglichkeit an Verwandte die Triebfeder zu einer so auffallenden Berufswahl gewesen zu sein. Französische Blätter vom 30. Juli 1845 berichten nämlich Folgendes: Beim Eingang der Avenue d'Auteuil sieht man täglich ein nur schlecht gekleidetes Weib von etwa 70 Jahren, von kleinem aber starken Körperbau und mit männlichen Gesichtszügen. An einem auf ihrer Brust hängenden Bande trägt sie den Orden der Ehrenlegion, den sie von Napoleon selbst am Abend der Schlacht von Eilau erhielt. Sie heißt Breton-Double, diente viele Jahre in der „großen Armee" und rückte bis zum Sergeanten vor. Sie trat 1805 freiwillig in das Heer, folgte ihrem Gatten und ihrem Schwiegersohne, von welchen sie sich nicht trennen wollte und machte alle Feldzüge in Deutschland mit. Bei Friedland wurde sie leicht verwundet, schloß sich aber schon nach wenigen Tagen ihrem Regimente wieder an. In der Schlacht von Quatre Bras wurde ihr durch eine Kugel das Bein zerschmettert, und ihr Gemahl, Hauptmann Breton-Double, wenige Schritte von ihr getödtet. Sie wurde gefangen genommen, nach England gebracht und von da nach Irland übergeführt, wo sie in einem Krankenhaus aufgenommen und das Bein ihr amputirt wurde. Im Jahre 1816 kehrte sie nach Frankreich zurück und machte seitdem fruchtlose Versuche, entweder einen Ruhegehalt oder wenigstens die Zahlung des Rückstandes als Mitglied der Ehrenlegion zu erlangen. Vor einigen Tagen kam ihr die Weisung zu, daß sie fortan einen doppelten Gehalt, einen als Sergeant und einen als Wittwe eines in der Schlacht gefallenen Hauptmanns beziehen solle; zugleich sind ihr alle Rückstände als Mitglied der Ehrenlegion ausbezahlt und sie an einem Tabaksladen angestellt worden.

Ein Beispiel einer kriegerischen Marketenderin erwähnt das Mainzer Unterhaltungsblatt, 1846, Nr. 150 nach dem Indirateur Bordelais. Katharina Rohmer aus Colmar, Soldatenkind, 1782 geboren, machte als Marketenderin die Feldzüge der Revolution mit, verheirathete sich 1802 mit einem Tambourmajor. In den folgenden Jahren diente sie in Spanien und Oesterreich, wo sie bei Wagram verwundet wurde. Bei der Einnahme von Gerona in Spanien kämpfte sie selbst mit und machte dann noch den russischen (1812), deutschen (1813), französischen (1814), belgischen (1815) und spanischen Feldzug (1823) mit. Seit 1830 aber begleitet sie, zum zweitenmale verheirathet, die französischen Heere auf ihren Zügen durch Algierland. (18)

*) Vergl. das schöne Gedicht von Gustav Schwab im „Appenzellerkriege."

Feuilleton.

*** Baden, 4. August. — In dichtgedrängtem Pausen umsteht die Menschenmenge die aus der Residenz berufene Regimentsmusik, deren wackerer Dirigent so eben einen neuen Galopp von Amarillo (Herr R. C. aus Rastadt) aufführen läßt. Es wird den Lustwandelnden schwer sich durchzudrängen und wenn nicht hie und da das Auftauchen einer interessanten oder burlesken Erscheinung für die Mühe und den vergossenen Schweiß entschädigte, würde man der Promenade vor dem Kurhause, trotz der wechselvollen Bilder, die sie bietet, schnell entsagen. Die Menge indeß wogt auf und ab und fühlt sich bald von der eleganten Toilette reizender Damen angezogen, die, von einer Schaar Honigsuchender Schmetterlinge umflattert, in langer Reihe vor dem Säulengange sitzen, bald von dem auffallenden Wesen und der sonderbaren Tracht irgend eines verschrobenen Kopfes. Grade jetzt begafft sie einen überlangen fuchsröthlichen Bart, der in Verbindung mit einem gleichfarbigen Haarwuchse, aus welchem zwei blitzende Augen und eine Nase gucken, den Kopf eines anderen Apostels bilden. Dieser Kopf, den eine weiße, mit einer goldnen Borte umgebene, schildlose Mütze bedeckt, gehört Hrn. Ernst Mahner, dem Wiederbegründer des Urgesundheitszustandes, der sich bescheidener Weise nur einen Propheten nennt, für den wir ihn auch um so eher zu halten geneigt sind, als er gar wenig in seinem Haarwuchse zu gelten scheint. Indeß nicht nur auf der Promenade erfahren wir Neues, die ganze Stadt ist in dieser Zeit an Erlebnissen überreich, und noch lange dürfte es an Stoff zu Berichten nicht mangeln. Wird doch selbst ein vor mehren Wochen stattgefundenes Ereigniß — die der Hr. Spindler an v. Chezy zugefügte schimpfliche Beleidigung — noch immer besprochen, obschon es besser wäre, wenn man den Vorfall der Vergessenheit übergäbe. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß Hr. v. Ch stark gefehlt hat, indem er in einem auswärtigen Journale, dem Stuttgarter Morgenblatte, seine Mitbürger im Allgemeinen und einige Gastwirthe im Besondern beleidigte und herabsetzte, dennoch wird Niemand die Art und Weise, wie die Gekränkten sich rächten, billigen können. Wenn daher der Correspondent S. in einer der letzten Nummern der Carlsruher Zeit. über die Gemüthsmenschen etwas scharf herfällt, so verräth dies eine gewisse Parteilichkeit und einen Mangel an Freimuth, da die Herren abwesend sind und sich in diesem Augenblicke nicht zu verantworten vermögen. Für das nächste Mal behalte ich mir vor, Ihnen etwas Näheres über Hrn. Ludwig Winter mitzutheilen, der in der verflossenen Woche eine große Vorstellung der ägyptischen Magie im Blumensaale des Conversationshauses gegeben, in welcher er nicht nur durch sehr überraschende Leistungen die Zuschauer in Erstaunen setzte, sondern auch durch einen ganz eigenthümlichen pikanten Vortrag der Darstellung ein besonderes Interesse zu geben wußte. †.

*** Die ersten Anzeichen und äußern Erscheinungen des herannahenden und des bereits eintretenden Todes sind, nur im sehr verstärkten Maße, dieselben, welche bei dem Einschlafen nach tiefer Ermüdung gefunden werden. Der Tod ist der Bruder des Schlafes. Die Kraft der willkürlichen Bewegung entschwindet, das Vermögen der Empfindung erlischt, und die zerrichten Arme des verwundeten Kriegers, ebenso wie die Arme jener Soldaten, welche man mehrere Tage gewaltsam am Einschlafen gehindert, vermögen nicht mehr die Waffen, die Füße

Digitized by Google

nicht mehr den Leib zu tragen; das entschlafende Ohr vernimmt nicht mehr den Donner der nahenden Kanonen. Es wird zugleich das Athmen erschwert, der Puls verläßt sein gewöhnliches Zeitmaß. Zuletzt versinkt die Seele des Sterbenden, wie die des Entschlummernden, in Fantasien und Bilder des Traumes von mehr oder minder bedeutender Art. Ein gänzliches Ermatten der willkürlich beweglichen Muskeln tritt bei lebensgefährlichen Krankheiten oft mit augenblicklicher Schnelle ein. — Unter den Sinnen scheint der des Gesichts zuerst zu erlöschen. Das Auge sieht unsicher flimmernde Lichter, die ferneren Gegenstände verschwinden gänzlich, die nähern scheinen wie mit Fäden und Flocken eines herbstlichen Gespinnstes überzogen, welche der halberstarrte Finger vergeblich zu entfernen sucht. Endlich gestaltet sich dem Auge der helle Schein eines Sommermittags zum trüben Schimmer eines späten Herbstabends, und das Licht der nahen Kerze erscheint nur noch wie ein rothglühender Punkt auf dunkelschwarzem Grunde, unfähig, selbst die bleiche Hand zu beleuchten, welche das Licht hält. Noch aber, wenn das Augenlicht bereits erlaschen, dauert im Ohre das Vermögen zu hören, fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um sein Bette her, deren Gestalt das Auge nicht mehr sieht; er versteht die Worte, welche zu ihm gesprochen. Mit dem Sinne des Gehöres spielen auch zuletzt noch am längsten die Kräfte eines fliehenden oder vielleicht die eines herannahenden Lebens; Sterbende glaubten Musik und den Triumphgesang lieblicher Stimmen zu hören, und wenn zuweilen selbst die Umstehenden diese Töne zu vernehmen schienen, dann mußte solchem lieblichen Fantasien wenigstens eine magisch-ansteckende Kraft auch auf die Gesunden zugestanden werden. Jene, welche fromm gelebt, scheinen den Jammer der zurückgebliebenen Lieben nicht zu theilen, wenn die Stimme längst gebrochen, äußert der Sterbende durch Mimik, durch seine verklärte Physiognomie die Ahnung eines künftigen bessern Seins, ladet zum Gebete ein. Wenn das Gesicht, und auch dann, wenn selbst das Gehör erloschen, scheint zuweilen die freiere Seele noch durch eine Art von Gemeingefühl mit der Außenwelt verbunden. Dieses Gemeingefühl verrieth dem allmählig absterbenden Mädchen, von welchem James Eccles erzählt, annoch die Nähe bekannter Personen, als dem Ohr auch der stärkste Laut der Menschenstimme unvernehmbar geworden. Was die ältere Zeit von dem Bluten der Wunden bei der Annäherung des Mörders erzählt und geglaubt, das hat sich auf eine dunkle Kunde von jenem Gemeingefühl begründet. A. Th. Z.

*** Der Corsaire-Satan theilt aus einem Journal, welches im Jahr der Gnade 3246 in Frankreich zu jeder Stunde des Tages erscheinen wird, folgende neueste Nachricht über das Denkmal mit, das man Alexander Dumas errichtet. Die Hauptarbeit des Denkmals für Alexander Dumas auf dem nach ihm genannten Platze ist nun bereits vollendet. Dieß Monument hat die Form eines von Wasser umgebenen Felsen, der an die Insel Monte-Christo erinnert, und auf diesem Felsen steht die Bildsäule des dramatischen Dichters. In den Schlund der Fratzenköpfe des Brunnens werden dicke Röhren aus Ophitmarmor eingesetzt, welche in geschnittene Faden auslaufen und das Wasser in das runde Bassin gießen. Erst 1400 Jahre, nachdem Frankreich diesen Mann verloren hat, denkt es daran, dem ruhmvollsten seiner literarischen Geister, der in vergangener Zeit ein Ansehen behauptete, wie Ponsard, Corneille, Shakespeare und Homer, ein öffentliches Denkmal zu errichten. Die Bildsäule ist, so viel man weiß, dem Meißel unsers geschickten Bildhauers Eugene de Mireourt anvertraut. Ausld.

*** Ein Siebenbürgisches Blatt enthält Folgendes: Wir machen alle Freunde der Kunst auf die Anwesenheit eines Mannes aufmerksam, dessen vielseitige Ausbildung im Gebiete beinahe aller schönen Künste, deren Anzahl die der fünf schon längst überschritten, in der That unter die außerordentlichen Erscheinungen der täglichen Lebensprosa gehört. Es ist Raphaele Mele, ein geborner Neapolitaner, der die Academia delle belle arti in Rom durch neun Jahre als ordentlicher Schüler frequentirt, und in fast allen Hauptstädten Europas Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hat. Seine letzte Tour war Griechenland, Konstantinopel und Bukarest. Er produzirte sich am königl. Hofe in Athen, und am kaiserl. der glänzenden Pforte des jetzt regierenden Sultans Abdul Meschid. Er ist Akrobat, Athlet, physikalischer und magischer Künstler, und in diesem Fache besonders auch eigener Erfinder vieler Novitäten, namentlich der weißen Magie. Er ist außerdem ein ausgezeichneter Deimater, ein routinirter Sänger in allen Hauptpartien der ersten italienischen Opern, ein Improvisatore in Prose und Versen, spielt zehn musikalische Instrumente, und unter diesen insbesondere sein heimatliches, die Guitarre, mit einer Gefühlskraft, wie wir sie in unserer temperirten Zone nicht zu hören gewohnt sind. Es ist mit einem Worte ein außergewöhnlicher Mensch, unter dessen Anempfehlungen sein bescheidenes äußeres Auftreten nicht die letzte ist.

*** Der Kölner Dom. Im Londoner Athenaeum macht ein britischer Kunstfreund den Vorschlag, daß auch die Engländer im Dom zu Köln ein Fenster auf ihre Kosten ausbauen und verzieren lassen sollen, das dann den Namen the Englishmen's window, das „Fenster der Engländer", führen würde. Allerdings würde man, wenn der Beitrag dafür nicht höher als etwa fünfzig Sovereigns (350 Thlr.) ausfiele, mit einem bescheidenen Eckplätzchen sich begnügen müssen, aber es sei doch immer Etwas, wenn einst der Vater den Sohn darauf hinweisen könne, als auf ein Zeichen der Bruderliebe und der nationalen Sympathie, das besonders von solchen Denkmalsliebhabern, wie die Deutschen seien, immer werth gehalten werden würde. M. s. d. L. d. A.

*** Wohl das seltenste Glück ward dem Sänger Caforelli zu Theil. Der vorzüglichste Tenor (?) des vorigen Jahrhunderts war Gaetano Majorono, der Sohn eines Landmannes in Bori, im Neapolitanischen. Ein dortiger Musiker, der die seltenen Anlagen des Knaben bemerkte, nahm ihn zu sich in's Haus, unterrichtete ihn und übergab ihn dann zur weitern Ausbildung dem berühmten Porpora, der Gaetano nach einigen Jahren des Unterrichtes für den ersten und vollkommensten Sänger der Welt erklärte. Gaetano machte nun unter dem Namen Cafarelli eine Kunstreise nach Italien, England und Frankreich, fand allenthalben so ungewöhnlichen Beifall, daß es kein Sänger wagen wollte, sich nach ihm hören zu lassen, und brachte so viel Geld zusammen, daß er die Herrschaft Santo Dorato, und mit ihr den Titel eines Herzogs kaufen konnte. Bei seinem Tode hinterließ er seinem Neffen außer dem Gute eine jährliche Rente von 12,000 italien. Dukaten. Europa.

*** Während eines heftigen Platzregens saß eine Gesellschaft in dem Landhause einer Frau, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen so unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, wie wir".

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 8. August. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Sonntag, den 9. August. Titus, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 219. Montag, den 10. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage später langte Ischariot in seiner Wohnung an.

„Meine Esther, mein Kind!“ waren die ersten Worte, die er den herbei eilenden Dienern mit freudig bewegter Stimme entgegen rief.

Sie geleiteten ihn stumm und mitleidsvoll in die verödeten Gemächer.

„Gott meiner Väter, was ist hier vorgegangen?“ stammelte der Greis erbleichend auf die Polster sinkend.

Lange hörte er Judith's Wärterin zu, ohne den Sinn ihres traurigen Berichtes fassen zu können; als aber endlich das Bewußtsein des schrecklichen Verlustes in seine Seele eingedrungen war, da zerriß sich der von Schmerz überwältigte Vater die Kleider und brach in lautes Jammern aus.

Endlich sprach er sich ermannend:

„Gott Israel hat mir gegeben in meinen Wintertagen das Kleinod und nun hat er es mir wieder entzogen; doch ich will nicht murren über Jehovah's unerforschliche Wege, hat er mir doch in seiner Gnade die liebliche Gattin gelassen; der Name des Herrn sei gepriesen in Ewigkeit.“

Nach diesen mit frommer Ergebung ausgesprochenen Worten gebot er Daniel, seinem vertrauten Diener, ihn nach des Armeniers Wohnung zu begleiten. Kaum aber hatte Ischariot einige Schritte vorwärts gethan, als er in höchster Bestürzung ausrief:

„Abraham, Jakob, verzeiht mir die Sünde! Hätte ich doch bald vergessen, meine Dukaten zu verschließen!“

Und trotz seiner tiefen Erschütterung öffnete der Israelite mit zitternder Hand die vielfachen Schlösser, unter welchen der heimgebrachte Schatz in Sicherheit ruhen konnte.

Esthers kalter zurückhaltender Empfang schlug dem Gatten eine schmerzvollere Wunde, als selbst der Tod des einzigen Kindes gethan hatte.

In dem ersten Augenblick seiner bittern Täuschung erklärte er sich das veränderte Benehmen der Gattin durch die zweifache Trauer ihrer Seele, und verdoppelte, den eignen Gram überwindend, auf alle erdenkliche Weise die zärtlichen Tröstungen, welche ihm seine unbegrenzte Liebe zu ihr eingab. Selbst, nachdem Esther die Kraft gewonnen, ihm das Geständniß einer Leidenschaft, die ihr ganzes Herz erfüllte, abzulegen, konnte der betroffene Greis lange nicht an das Uebermaß seines Unglücks glauben. Er faltete zitternd die Hände und sagte, die Augen flehend gen Himmel erhebend:

„Gott Israel gehe nicht in's Gericht mit meinem armen Weibe!“

Esther sank schluchzend auf die Knie.

„Ischariot,“ rief sie im leidenschaftlichen Tone, „treibt mich nicht zur Verzweiflung; erspart mir das Verbrechen, Eure Wohlthaten durch einen sträflichen Lebenswandel zu vergelten; löset die Bande, welche mich an Euch fesselten, da mein Herz noch in kindlicher Unwissenheit eines mächtigern Gefühls lebte, da der Gehorsam gegen die Mutter und die Dankbarkeit gegen den edelmüthigen Beschützer meiner zarten Kinderjahre noch mein höchstes Glück ausmachten.“

Der also angeflehte Gatte ließ das Haupt auf die Brust sinken und zwei Thränen rollten langsam durch seine grauen Wimpern.

„Esther,“ hub er nach einer Pause mit matter klangloser Stimme an, welche den Kampf in seinem Innern verrieth, „erhebe Dich aus dem Staube der Erniedrigung.“

Das junge Weib gehorchte schweigend und setzte sich auf ein Polster zu seinen Füßen.

„Esther,“ fuhr er bewegt fort, „Du bist gewesen das Licht meiner Augen, die Seele meiner Seele, das Herz meines Herzens, und ich kann nicht diesen Schätzen entsagen, ohne das Leben aus meinem Busen zu reißen; drum würdest Du wohl thun, nicht auf Dein Haupt die Sünde meines Todes zu sammeln. Der Sündenfall hat den Menschen aus dem Paradiese vertrieben; auch Dich, armes, verirrtes Kind, wird er von dem geträumten Eden Deiner schuldvollen Liebe entfernt halten. Nehme Dir deßwegen Zeit zum Bedenken; ich will drei Monate warten, ob Du das verbrecherische Vorhaben aufgeben, und den Gott Israels anflehen willst, daß er Dich möge erleuchten mit der Fackel seiner ewigen Gerechtigkeit. Bis dahin verweile bei des Armeniers Tochter, während ich zurückkehren will in die vereinsamte Wohnung. Solltest Du in der Zwischenzeit Rath oder Beistand bedürfen, so gedenke des greisen Gatten, der noch heißere Thränen über Deine Verirrung vergießt, als über das verlorne Glück seiner späten Lebensjahre.“

Mit diesen mühsam ausgesprochenen Worten erhob sich Ischariot ernst und würdevoll von dem Divan, berührte mit seinen bebenden Lippen Esthers niedergesenkte Stirn und schwankte, wie von einem Taumel ergriffen, aus dem Gemach.

Diese ruhige männliche Ergebung des tief gebeugten Gatten lastete drückender auf Esthers Seele, als es seine bittersten Vorwürfe gethan haben würden.

Obgleich Leilah in ihrer Seelenreinheit den Entschluß der Freundin, sich von dem Gatten zu trennen, nicht fassen konnte, so empfand sie doch das innigste Mitgefühl für deren peinliche Lage und schloß sich nur um so fester an sie an.

In dieser zunehmenden Vertraulichkeit enthüllte sich ihr bald Esthers warme Freundschaft für Anastasius. Anfangs erkannte sie in dieser allein die schwesterliche Zuneigung, welche auch sie nur für den Jüngling zu empfinden glaubte; als aber die Freundin von ihrer Verbindung mit ihm zu

Digitized by Google

sprechen begann, da wurde es plötzlich Licht in dem Herzen des seither ahnungslosen Mädchens.

Ihr Kummer war tief, war unüberwindlich; aber die Weihe dieses ersten herben Seelenschmerzes verlieh ihrem Geiste zu gleicher Zeit die Kraft, denselben vor Jedermann geheim zu halten.

So waren schon mehrere Wochen seit Jschariot's Rückkehr hingeflossen, als eines Morgens Agrigou, die Amme, bleich und verstört in dem Gemach erschien, wo ihre junge Gebieterin mit Florina, Esther und Caritas das Frühstück einnahm.

„Welche Schreckensbotschaft führt Dich zu uns?" fragte Leilah bestürzt, „hat Anastasius ein Unglück betroffen?"

Kaum waren diese Worte ihren Lippen entfallen, als sie die verrätherische Gluth auf den Wangen fühlte und besonnener fügte sie hinzu:

„Oder sind beunruhigende Nachrichten von dem Vater eingelaufen?"

„Ach," rief die Amme mit treuherziger Einfalt, „wollte die heilige Jungfrau, ich hätte nichts Schlimmeres zu berichten. Rifat, aber Ihr müßt nicht erschrecken, Rifat ist so eben mit einer entsetzlichen Kunde angelangt."

„Bescheide ihn augenblicklich zu mir, vielleicht erscheint uns seine Nachricht weniger schreckhaft wie Dir," sagte Leilah, über den Geliebten beruhigt.

„Nein, nein, erlaubt ihm keinen Zutritt in's Zimmer," schrie Caritas.

Rifat erschien nach wenigen Minuten mit Unheil verkündender Miene.

„Sagt unverholen, Rifat, was Ihr zu melden habt," befahl ihm Vaselaiki's Tochter, die innere Angst bekämpfend, welche ihr sein geheimnißvolles Wesen einflößte.

„Signora," hub der Gärtner mit großer Feierlichkeit an, „Ihr müßt wissen, daß Sarulla, mein Weib, die gestrige Nacht bei Erypthos, der kranken Seherin, zugebracht hat; als sie ihr um Mitternacht nun grade einen Schlaftrunk reichen wollte, ließ sich mit dem letzten Glockenschlage ein seltsames Flattern an den Fensterscheiben vernehmen. Sarulla erschrack heftig; sie wollte nicht auf Erypthos Geheiß aus dem Fenster sehen; da sprang diese selbst von ihrem Lager empor und riß das Fenster gewaltsam auf. Der Mond schien hell, eine Todtenstille herrschte in den leeren Straßen. Sie winkte meinem Weibe, sich zu ihr zu stellen, spuckte ihr dreimal in's Gesicht, um das böse Auge von ihr abzuwenden, und ergriff sie fest bei der Hand. Anfangs konnte meine Frau nicht den Gegenstand entdecken, den die Kranke mit ihren Blicken zu verfolgen schien, endlich aber gewahrte sie zwei Mauren, der eine in schwarzer, der andere in weißer Rüstung, auf feuerfarbenen Rossen, ohne Hufschlag, nur wie von der Luft weiter gehaucht, durch die Straße ziehen. Jede Wohnung wurde entweder von dem einen oder von dem andern mit seiner glühenden Lanze berührt; zuweilen stritten sie auch um das Vorrecht und dann schlugen sie Beide an dieselbe Pforte. — Seht Ihr die Verkündiger der Pest? flüsterte Erypthos meinem Weibe in's Ohr. Der Schwarze hat die bezeichnete Thüre dem Tod, der Weiße dem genesenden Leben aufgeschlossen. Beeilt Euch, die Stadt zu verlassen, denn in drei Tagen wird sich die Seuche in ihren Mauern verbreiten. Dies ist," fügte Rifat hinzu, „die unselige Kunde, die ich Euch zu berichten gekommen bin."

Alle, außer Florina, die dem Gesichte der Seherin spöttisch jeden Glauben versagte, waren durch die Wahrsagung der berüchtigten Matrone in großen Schrecken versetzt. Weder Leilah noch Esther, Beide in abergläubischer Verehrung für diese Pythien auferzogen, zweifelten an der Erfüllung von Erypthos prophetischen Worten. Agrigou versicherte aber auf ihr Seelenheil, daß vor mehr als vierzig Jahren, wo die Stadt von der Pest ausgezehrt worden sei, dieselbe Erscheinung einige Tage vor ihrem Ausbruche stattgefunden habe.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Lage der Auswanderer in den Vereinigten Staaten.

Von Baron A. Van der Straeten-Ponthoz.

Seit lange schon beschäftigt die Auswanderungsfrage die deutsche Presse und dieß mit dem größten Rechte. Es sind nicht mehr religiöse Schwärmereien und Sektirereien, welche — vor Allem in Deutschland — zur Auswanderung drängen; auch sind es nicht einzelne Individuen oder Familien, welche auswandern; zweihundert Jahre haben in dieser Beziehung viel geändert. Handwerker und Landbauer, denen die alte Welt zu enge wurde, wandern nun in ganzen Schaaren aus, ganze Dörfer sehen wir nach der neuen Welt verpflanzt und wir zählen unsere amerikanischen Landsleute schon nach Millionen.

Alle die Tausende aber, welche jährlich aus unserer Mitte scheiden, verlassen uns ohne Schutz, sie gehen einer ungewissen Zukunft entgegen, ziehen zu einem Lande, mit dessen Verhältnissen sie wenig oder gar nicht vertraut sind. Es ist somit wohl Pflicht des Staates, in welchem die Neigung zum Auswandern vorzüglich sich kund gibt, dem Strome, den er nicht in seinem Laufe hemmen kann, wenigstens ein regelmäßiges Bette zu geben, und nebstdem zuzusehen, in wie weit er Nutzen von ihm ziehen könne. Was die erste dieser Fragen betrifft, so dürfen wir mit Zuversicht erwarten, daß Maßregeln zum Schutze deutscher Auswanderer sehr bald von unsern Regierungen getroffen werden, und daß der „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas" bald nicht mehr als einzig in seiner Art dastehen bleibe. Was aber den Nutzen betrifft, den man aus der Auswanderung wird ziehen können, so ist dieser höchst relativ. An Colonieen wenigstens wagen wir nicht dabei zu denken, in Bezug auf sie bleibt nur zu wahr, was der tiefblickende Verfasser des handelspolitischen Testaments sagt: „Eine Colonie ist eine Tochter, die man mit Sorge und großen Kosten erzieht und die, wenn sie volljährig geworden ist, den Wunsch und Willen hat, sich anderweit und selbstständig zu etabliren, ein Verlangen, welches sie dann auch mit oder ohne den väterlichen Segen durchsetzt."

Bis dahin denn, wo die Auswanderung von oben herab geschutzt und geleitet sein wird, ist der Auswanderer einzig darauf hingewiesen, den Schriften zu vertrauen, welche bisher über sein künftiges Wohnland erschienen, und sich aus ihnen über dessen politische, climatische und andere Verhältnisse zu belehren. Leider aber ist das, was wir bisher in dieser Beziehung besitzen, bei Weitem nicht tief genug eingehend, nicht praktisch genug. Diese Vorzüge finden wir erst recht in einem eben in Brüssel erschienenen französischen Werke des ersten belgischen Legationssecretairs zu Washington, Herr A. Van der Straeten-Ponthoz: „Recherches sur la situation des émigrants aux états-unis de l'Amerique du Nord," welches wir unsern Auswanderer als ein rechtes Schatzkästlein anempfehlen möchten. Ein kurzer

Digitized by Google

Ueberblick über den Inhalt wird mehr als Alles darthun, wie sehr der Verfasser sich den Dank jedes erwarb, dem das Loos unserer Auswanderer nicht gleichgültig ist.

Nach einer kurzen Einleitung über die geographische Lage des Klimas und den Boden der Vereinigten Staaten Nordamerika's theilt der Verfasser in 1 und 2 Kapitel eine ausführliche Uebersicht mit über die Naturalisations-Gesetze, die Rechte und Pflichten der nicht naturalisirten Fremden, und den Verkauf der Bundesdomänen. Weniger ausführlich ist die „Statistik der Emigration", welche jetzt folgt, doch gibt sie wenigstens eine allgemeine Uebersicht und diese genügt. Um so mehr mag der Leser seine Aufmerksamkeit dem 4. Kapitel zuwenden, welches gleich den beiden ersten von der größten Wichtigkeit und höchstem praktischen Bedeutung ist. Es behandelt namentlich die „Perioden der Emigration", deren der Verfasser drei annimmt. „Die erste beginnt mit dem Augenblick der Abreise und endet mit dem des Aussteigens im neuen Lande. Die zweite geht bis zur Ankunft des Emigranten an seinem Bestimmungsorte, in der dritten und letzten betrachten wir sein Etablissement."

Der Transport der Auswanderer wurde eine Spekulation. Verschiedene Gesellschaften übernahmen ihn und sandten ihre Agenten im Lande umher, jedem, der nur bezahlen kann, das Schicksal, welches ihn in Amerika erwartet, so lockend wie nur möglich vorzustellen. Der Getäuschte reist ab. Im Hafen angelangt, fällt er in die Hände der Schiffskapitäne oder der Courtiers und da ist er nicht selten den härtesten Behandlungen, mitunter offenbaren Betrügereien ausgesetzt, denn sehr oft läugnen sie alle Beziehungen mit ihren Agenten ab und heischen große Opfer für die Mitfahrt. Neue Leiden erwarten den Emigranten auf der See. Das Schiff ist meist überladen, die Nahrung und das Wasser sehr oft schlecht. Sorgt der Reisende selbst für seinen Unterhalt, dann setzt er sich dem Mangel aus und hat nicht einmal einen Ort, um sein spärliches Mahl zu bereiten. Klagen darüber helfen zu nichts, denn die Consuln in den Amerikanischen Häfen haben keine Jurisdiktion und die Tribunale keine Competenz.

(Schluß folgt.)

Da Ponte, der Dichter des Don Juan.

Bei dem kürzlich in Dresden erfolgten Tode des Künstlers, der bei der ersten Aufführung von Mozart's Wanderschöpfung den Don Juan gesungen, dürfte eine Mittheilung über den Dichter des Libretto, der gewiß nur Wenigen von den Vielen, die sich schon daran ergötzten, bekannt ist, am Platze sein.

Er ist vor zwölf bis vierzehn Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gestorben nach einem drangvollen, vielbewegten Leben, dessen Gänge er selbst in vier Bänden aufgezeichnet haben soll, die, wenn sie gedruckt würden, gewiß mannichfaches Interesse für die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts böten.

Da Ponte war ein Freund Casanova's, gleich ihm hatte er manches Abenteuer bestanden. Durch den Componisten Salieri wurde er dem Direktor des damaligen italienischen Theaters in Wien empfohlen und zum Theaterdichter ernannt. Als solcher schrieb er die Libretti zu den „Danaiden", dem „Baume der Diana", dem „Don Juan" und „Figaro".

Mozart's Meisterwerk wurde eher in Prag als in Wien gegeben. In Wien vermochte man es zuerst nicht zu würdigen; nur der Kaiser Joseph soll die Composition ihrem Werth nach erkannt haben. Mozart selbst aber sagte mit dem ruhigen Bewußtsein des Genius „man muß ihnen erst Zeit lassen, meine Musik zu verdauen."

Da Ponte theilte den Ruhm, welchen der Meister mit seinem Don Juan bald errang; unglücklicherweise konnte er sich indeß nicht mit Costi, einem anderen Theaterdichter vertragen und beging viele Thorheiten. Auch der Kaiser wurde der ewigen Hahnenkämpfe der Sänger und Sängerinnen am italienischen Theater endlich müde und hob es auf.

Da Ponte verheirathete sich nun oder verplemperte sich vielmehr in Triest. Später ging er nach Prag, um den bekannten Casanova zu mahnen, der ihm eine bedeutende Summe schuldete. Dieser erklärte ihm sehr ruhig, Geld habe er nicht, aber fügte er hinzu, ich will dir statt dessen drei treffliche Rathschläge geben: Gehe nach London statt nach Paris, gehe dort nie in das italienische Kaffeehaus und verbürge Dich niemals für Andere.

Da Ponte hätte freilich lieber sein Geld mitgenommen, als Casanova's Rathschläge; doch folgte er ihm und ging nach London, wo er auch Mittel fand, sich bei der Direktion des italienischen Theaters ein Unterkommen zu verschaffen. Er wäre glücklich geblieben, hätte er auch Casanova's letzten Rath befolgt. So aber verbürgte er sich für den Direktor, der die böse Gewohnheit hatte, seine Wechsel nicht einzulösen, und wurde in die Kings-bench, das Schuldgefängniß gebracht. Das verleidete ihm Poesie und Theater gänzlich; er wurde nun Buch- und Musikhändler. Aber auch Literatur und Musik machten Bankerott und der Dichter des Don Juan mußte, um seinen Gläubigern zu entfliehen, auswandern nach Amerika, dem Lande aller schlechten Schuldner.

Dort hatte er die Wahl, wo er hausen und womit er sich beschäftigen wollte. Zuerst griff er zu dem Gewerbe eines Branntweinschenken; er öffnete seine Bude in mehren Städten nacheinander, aber statt sich zu bereichern, fand er seine Börse bald ebenso leer als seine Fässer. Er ertheilte deßhalb Unterricht in der italienischen Sprache und veranstaltete Ausgaben der italienischen Klassiker. Hiermit ernährte er sich dürftig bis zu einem Alter von mehr als 80 Jahren und bei seinem Tode fand man nur eben Geld genug, um die Begräbnißkosten zu bestreiten. J. W. A.

Feuilleton.

*** Paris hat nach der Augsb. „Allg. Ztg." eines seiner sonderbarsten Denkmäler verloren, und der östliche Theil der Stadt ist von der Furcht einer Gefahr befreit, die sich in seiner Phantasie zu einem wahren Ungeheuer gesteigert hatte. Der große Elephant auf dem Bastillenplatz ist nicht mehr, und die nach dem Gerüchte darin hausende Legion Ratten ist verstummt. Den Elephanten hat man abgerissen, die Ratten in seinem Bauche vergiftet. Bekanntlich war das Riesenthier im Zustande des Musterentwurfs geblieben, und darum nur aus gewöhnlichem Mauerwerk erbaut; es sollte 72 Schuh in der Höhe betragen, einen Thurm mitgerechnet, den man auf seinen Rücken setzen wollte, und war zu einem Brunnen bestimmt. Das Wasser sollte aus dem Rüssel des Elephanten hervorspritzen. Nach und nach hatte sich in den hohlen Räumen des Baues wirklich eine ungeheure Colonie Ratten angesiedelt, und bei

Digitized by Google

dem ersten Hammerschlage strömte eine solche Menge dieser Thiere hervor, daß man sie rathsam fand, die Chemie zu Hülfe zu rufen, die auch alsbald eine furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete. Schon längst war der Elephant eine wahre Verunstaltung des schönen Bastillenplatzes geworden.

*** Unter den Engländern, welche am Rhein verweilen, hat das Erdbeben einen besonders panischen Schrecken hervorgerufen. Im Bad Ems gab gerade ein Violinvirtuose ein Concert, als sich plötzlich diese Erdstöße bemerkbar machten, und dem Künstler, der vor Schrecken blaß wie eine Säule dastand, die Violine entsank. Alles rannte durcheinander und eilte hinaus aus dem Saale ins Freie; an achtzig Engländer aber eilten sofort nach der Post, bestellten Pferde und jagten davon, in der Meinung, solch' einem schrecklichen Geschicke entgehen zu können; auch in Koblenz verließen auf der Stelle mehrere Engländer ihre bereits für die Nacht in den Gasthöfen eingenommenen Logis und fuhren um 11 Uhr noch mit dem Dampfboote nach Mainz ab. Andere, welche die Zeit der Abfahrt versäumten, brachten die ganze Nacht unter freiem Himmel zu.

*** Eine der größten Schmetterlingswolken, welche England je sah, hatte am 19. Juli die Ueberfahrt von Frankreich nach England bewerkstelligt. Der »Canterbury Guardian« erzählt, daß die Dichtheit und Ausdehnung der Schmetterlingswolke so groß war, daß ein über den Canal fahrendes Dampfboot eine Meile dadurch ganz in Schatten gehüllt, und das Schiffsverdeck damit ganz bedeckt wurde. Diese mehrere hundert Ellen im Durchmesser betragende Schmetterlingswolke erreichte das Land um die Mittagstunde, und zerstreute sich dort nach allen Richtungen. Um die Zeit der Ueberfahrt war die Hitze sehr groß, und die Atmosphäre vollkommen ruhig. Eine Stunde nach Mittag stellte sich aber gerade in der Richtung von Südwesten, welche der Insektenschwarm eingeschlagen hatte, ein ostanähnlicher Wind ein, der mehrere Stunden währte. A. Th. Z.

*** Der „New-York Mirror" erzählt von einem Prozesse zweier Deutschen in Philadelphia, von denen der eine sich weigerte, 5 Dollars Kommissionsgebühren für Lieferung einer Ehehälfte zu zahlen. Beklagter wandte ein, der Preis sei zu hoch, Kläger aber bewies durch Zeugen, daß Beklagter seinen Wunsch eine Frau zu bekommen geäußert, und daß er (Kläger) ihm darauf eine halbe Stunde nachher eine „deutsche Jungfrau" zugeführt habe, mit welcher Beklagter sich drei Tage später vermählte. Der Richter erkannte auf Bezahlung der fünf Dollars. Mainz Unterhdl.

*** Unter den Gelehrten des 16. Jahrhunderts gibt es merkwürdige Beispiele von Gleichgültigkeit in Glaubenssachen. Justus Lipsius, der berühmte Humanist, welcher 1572 zu Jena die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit übernommen, dann, nach mancherlei Schicksalen, 1579 zu Leyden mit vielem Beifalle gelehrt hatte, endlich 1591 auf einer Reise nach Spaa durch Mainz kam, bekannte sich fast überall wo er lebte zu der herrschenden Religion. In Jena war er Lutheraner, zu Leyden Reformirter, und zu Mainz nahm er wieder die katholische Religion an, in der er geboren und erzogen worden. Der Rechtsgelehrte Franz Balduin (gest. 1573) änderte sieben Mal die Religion. In Flandern geboren, ward er daselbst in der katholischen Religion erzogen, trat dann zu Genf zu der reformirten über; kehrte zu Paris zur katholischen zurück, und bald hernach zu Genf wieder zur reformirten. Zu Bourges wurde er wieder Katholik; zu Strasburg wieder Reformirter, und zu Heidelberg Lutheraner. Dann kehrte er noch Frankreich zurück, wo er wieder katholisch wurde. Deshalb ward, wie Theodor Beza, Professor der griechischen Sprache zu Lausanne und hernach Prediger zu Genf (gest. 1605), von Balduin berichtet, diesem der Beiname »Ecebolius« (der Auswürfling) gegeben. Bl. f. l. U.

*** London. — Man hat hier eine neue Art Bekanntmachungen erfunden. Männer laufen durch alle Straßen, sie sind in weiße Blousen gekleidet, auf welchen mit ungeheuren großen schwarzen Buchstaben die Waaren, welche man feilbietet, die Preise derselben und wo man sie kaufen kann, verzeichnet sind. Das ganze Geschäft der Menschenzeitungen besteht darin, fortwährend herum zu traben.

*** Am Tage nach der Aufführung der Tragödie „Omasie," einem ziemlich matten Produkt Baour Lormians, ließ Napoleon den Verfasser zu sich kommen und sagte zu ihm: Ich habe Ihre Tragödie gesehen, die keine ist: eine zwecklose Liebschaft — eine lächerliche Verschwörung, nicht die mindeste Lokalkenntniß. — Sind Sie in Aegypten gewesen? Nein, Sire. Das sieht man. Haben Sie selbst die Costüme angegeben? Ich habe es Talma überlassen. Talma hat sich geirrt. Anstatt mit dem Halsband, den Armbändern und im ägyptischen Kleide zu erscheinen, ist Joseph als Nero gekleidet aufgetreten. Ihr Rhamnes ist eine Null: wenn man conspirirt, selbst auf dem Theater, muß man seine Sache durchführen oder es bleiben lassen. Der blaue Shawl der Mars steht ihr sehr gut. Wie kommt es, daß Sie ihr die Rolle des Benjamin anvertraut haben, da sie doch sonst nur im Lustspiel auftritt? Ich glaubte in ihr die Eigenschaften zu entdecken, die diese Rolle verlangt. Sie haben sehr gut daran gethan. — Ihr Simeon sollte ein bloßer Häuptling der Wüste sein, Sie haben eine Art Amphibie aus ihm gemacht. Sie hätten ihn mit dem Brudee, den er verkauft hat, zusammenbringen sollen, diese Situation haben Sie sich entgehen lassen. Ich weiß, daß dies schwer ist, aber das ist Ihre Sache. — Ihr Jakob ist ein sentimentaler Thränensack; Ihr Joseph ein Phrasenmacher. Napoleon wurde wahrscheinlich gewahr, daß er zu weit ging. Denn sein Gesicht nahm jetzt einen heitern Ausdruck an und er fuhr mit dem ihm eigenthümlichen einnehmenden Lächeln fort: Ihre Tragödie ist keine Tragödie, das läßt sich nicht abstreiten; aber sie hat große Schönheiten; die Exposition, die Scene Benjamins, das Ende des vierten Aktes, und hauptsächlich der fünfte, sind vortrefflich. Auch die Sprache ist schön — wie Musik von Cimarosa. Es ist ein Versuch, fahren Sie so fort. Arbeiten Sie, ich werde Sorge für Sie tragen. Ihr Ossian ist bewundernswerth, ich weiß das Lied Arthurs auswendig. Dieses Werk hat guten Absatz gefunden, veranstalten Sie eine Prachtausgabe, ich werde einen Beitrag geben. Wenn Sie ein neues Stück geschrieben haben, können Sie mir es vorlesen. Ich liebe die Tragödie; ich gebe Ihnen eine Pension von 2000 Thalern; später werde ich mehr thun. Leben Sie wohl, nichts für ungut. Z. f. d. e. W.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 9. August. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred.

Montag, den 10. August. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Dienstag, den 11. August. Fröhlich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen. (Gastrolle) Fröhlich: Herr Koch. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Posse in 4 Bildern.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 220. Dienstag, den 11. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage verstrichen in einer qualvollen Spannung, stündlich gesteigert durch die widersprechendsten Gerüchte von der bereits in den untersten Klassen der Bevölkerung ausgebrochenen Seuche.

Endlich machte die offizielle Anzeige des Statthalters von einigen Pestfällen in dem türkischen Stadtviertel allem Zweifel ein Ende. Und wie edle kräftige Charactere häufig in dem zwischen Hoffnung und Furcht getheilten Zustand die Energie verlieren, welche von der Gewißheit des wirklich eingetretenen Unglücks und dem Triebe aufopfernde Hülfe zu leisten, in ihnen hervorgerufen wird, so fand auch Florina, welche trotz der eigenen Erschütterung voll Besorgniß zu Leilah hingeeilt war, das junge Mädchen schon im Begriff, mit besonnener Ruhe die erforderlichen Maßregeln zu einer Hausquarantaine anzuordnen.

Bald nach ihr erschien auch Ischariot und bestätigte den Frauen mit großer Niedergeschlagenheit die schnelle Verbreitung der tödtlichen Seuche. Für sich selbst schien er unbesorgt, denn in seiner Jugend von dieser Krankheit wunderbar genesen, war er dem Volksglauben nach vor einem zweiten Pestanfall gesichert; aber er zeigte sich sehr eifrig, Baselaili's Familie, und besonders Esther, vor der Ansteckung zu bewahren. Zu diesem Zwecke bewog er Leilah, sogleich allen Berührungen mit Außen zu entsagen, unter keinem Vorwande der Dienerschaft einen Ausgang zu erlauben, den Thorweg streng verschlossen zu halten und nur durch das darin angebrachte Pestgitter die erforderlichen Lebensbedürfnisse, durch Wasser, Essig oder aromatische Kräuter gereinigt, zu empfangen.

Esther hatte sich während dieser Berathschlagungen aus dem Zimmer entfernt, und als ihre Freundin, von Ischariots thätiger Theilnahme dankbar ergriffen, mit beredtsamer Herzlichkeit in ihn drang, sich dem nun so vereinsamten Familienkreise anzuschließen, schüttelte der Greis wehmüthig das Haupt und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Nein, Signora, es ist nicht gut für mich in der Nähe meines Weibes zu verweilen, die mich aus ihrem Herzen verstoßen hat. Möge der Gott Israels ihr es nicht in Rechnung bringen. Sie hat grausam den mürben Faden meines Lebens zerrissen und angezündet in meinem Busen die Fackel des Todes."

Hier ließ ihn Esthers Rückkehr in dem Ausbruche seines Schmerzes inne halten und mit fester Stimme fügte er hinzu:

„Ich danke Euch, Leilah, für das verbindliche Anerbieten, aber der Augenblick ist meinem Wechselgeschäfte günstig."

Die Verheerungen der Pest beschränkten sich eine geraume Zeit auf den entlegenen, nur von Muselmännern bewohnten Theil der Stadt, deren religiöse Vorschriften ihnen keine Maßregeln der Vorsicht zugestanden. Und wie sich der Mensch im Allgemeinen mit jeder langwährenden Gefahr bald bis zur gänzlichen Furchtlosigkeit vertraut macht, so kam man auch nach dem ersten Schrecken im fränkischen Quartiere allmälig überein, von der strengen Abgeschlossenheit nachzulassen.

Auch in Baselaili's Hause wurde, trotz Ischariots Warnung, welcher sich täglich an dem Pestgitter nach dem Gesundheitszustande der Bewohner erkundigte, der Sitte nach das Empfangszimmer mit einem Seil in der Mitte durchzogen und die den Gästen bestimmte Hälfte durch Strohteppiche so gut als möglich gegen die Aufnahme irgend eines Pestatoms gesichert.

Ungeachtet der Schnelligkeit, mit welcher Merville und Anastasius die beschwerliche Reise zurücklegten, kamen sie dennoch einen Tag später zur Auslösung der Freunde in dem felsigen Gebiete der Räuber an.

Drei Pistolenschüsse, das verabredete Zeichen von ihrer Rückkehr, führten sogleich den Banditenhäuptling aus dem Dickicht des Waldes herbei.

„Was soll dieser Fremdling?" fragte er barsch zu Merville gewendet. „Ich erwartete Euch allein; wenn Ihr Verrath an uns zu begehen gedachtet, so habt Ihr Euch verrechnet. Ihr könnt Euch nur wieder entfernen, die Auslösung wird so eben ohne Eure Vermittlung beendigt."

„Was wollt Ihr damit sagen?" entgegnete Merville erbleichend.

In diesem Augenblick fielen mehrere Flintenschüsse in unmittelbarer Nähe.

„Wortbrüchiger Verräther!" rief der Künstler mit gezogenem Säbel auf den Räuber losstürzend.

„Wer von uns Beiden hat zuerst das Wort gebrochen?" versetzte höhnisch der Häuptling, indem er den Andringenden mit der Riesenkraft seines Armes von sich abhielt; „ich habe den Franken das Leben, wie Ihr selbst eingestehen müßt, über die gebührende Zeit gefristet."

Merville ließ im stummen Entsetzen die Waffe fallen.

Während dieser Scene hatte sein Begleiter, mit den listigen Kniffen der Albanesen wohl vertraut, den Banditen scharf beobachtet. Er trat nun kühn an ihn heran und sagte mit fester Stimme:

„Wenn Ihr die Gefangenen wirklich habt erschießen lassen, so macht Euch auf die unbarmherzigste Wiedervergeltung gefaßt; denn seht, ich habe nur einen Laut durch dieses Pfeifchen zu geben, und Eure ganze Horde ist von den verbündeten Griechen umzingelt, deren Anhängern Ihr, um das Räuberrecht zu erkaufen, treues Geleit durch diese Bergschluchten geschworen habt."

Bei diesen Worten hielt er dem betroffenen Häuptling ein silbernes Röhrchen von besonderer Form unter die Augen, dessen Anblick sein trotziges Benehmen mit einmal in Ergebenheit umwandelte.

Digitized by Google

„Folgt mir!“ sagte er mürrisch, den Weg nach dem Walde einschlagend.

Nach einer Weile zog er eine Pistole aus seinem Gürtel und feuerte sie ab.

Merville, noch immer von banger Ahnung durchbebt, rang verzweiflungsvoll die Hände.

Nach wenigen Secunden wurde das Signal auf der Felsenhöhe erwiedert.

„Vorwärts!“ murmelte der Anführer im finstern Tone, und begann den steilen Pfad zu erklettern.

Merville, von der peinlichsten Ungewißheit über das Schicksal seiner Freunde gequält, erreichte zuerst die schmale Bergebene.

Die Räuber lagerten in verschiedenen Gruppen auf dem dürren Moosteppiche; einige rauchten in schweigsamer Behaglichkeit ihre langen Pfeifen, andere vertrieben sich unter gellendem Geschrei die Zeit mit dem Errathen der Zahl kleiner in der Hand verborgener Kieselsteine, während wieder Andere eine Felsenspalte zur Zielscheibe ihres Wettschießens erwählt hatten.

Keiner der Banditen schien die Ankömmlinge zu gewahren bis der Häuptling in ihre Mitte trat.

Auf seinen Wink hörte das Abfeuern der Flinten auf.

„Führt die Franken hierher!“ befahl er, und wandte sich dann zu seinen Begleitern, das Lösegeld fordernd.

Merville wollte sogleich den Gürtel, der die Summe enthielt, losschnallen, als Anastasius Einsprache that.

„Zuerst liefert uns die Gefangenen aus, ehe Ihr den Preis Eurer Untreue gegen die Bundesgenossen zu verlangen wagt. Wo sind sie? Wie habt Ihr sie behandelt?“

Die Räuber warfen dem Anführer bedeutsame Blicke zu.

Dieser zuckte die Achsel, indem er auf das am Busen des Griechen schimmernde silberne Hörnchen deutete.

Unterdessen waren einige von den Wettschützen in die Felsenspalte gedrungen und erschienen nun am Eingange, von zwei nackten Gestalten begleitet, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Einen Moment blickten sie irrend umher, dann, plötzlich den reitenden Freund erkennend, sanken sie mit schwachem Freuderufe einander in die Arme.

Die grausame Behandlung, welche die Gefangenen erduldet, hatte sie selbst für Merville bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und die Erzählung ihrer Leiden, wie sie aller Kleidung beraubt, bei Tag den sengenden Strahlen der Sonne, bei Nacht dem eisigen Thau und kalten Winde ausgesetzt gewesen, reizte seinen Zorn auf's Heftigste. Mit gespannter Pistole wollte er auf den Häuptling zustürzen, aber Fernand faßte ihn beim Arme und Lord James sagte:

„Wenn Sie, treuer Freund, diese kleine Mißhandlungen schon so ernst rügen wollen, welche tollkühne Rache bleibt uns für die erlittene Qual übrig, diesen Menschenjägern heute seit Sonnenaufgang zur Zielscheibe gedient zu haben? Glücklicherweise,“ fügte er hinzu, „waren es nicht die besten Schützen der Bande, die sich diese Kurzweil ausersonnen hatten.“

Noch denselben Abend zogen sie mit dem auf des Griechen trotzige Forderung wieder erstatteten Gepäck, und nur von Demetrius, dem Dolmetscher begleitet, der thessalischen Grenze zu.

Durch den zerrütteten Gesundheitszustand der befreiten Gefährten zu kurzen Tagreisen gezwungen, verflossen der kleinen Karavane mehrere Wochen, ehe sie in der Nähe von Salonich, dem Ziel ihrer Wanderschaft, anlangte und die Kunde von der dort herrschenden Seuche sie überraschte.

Im ersten Augenblick des Entsetzens wollte Anastasius, trotz aller Vorstellungen der Freunde, in die verpesteten Mauern zu Esther eilen, als ihm ein vorüberziehender Flüchtling die Versicherung gab, daß kein Reisender in das fränkische Quartier eingelassen werde.

Demetrius, ohne der mit Rifat abgeschlossenen Miethe der Gewölbe zu erwähnen, schlug ihm nun vor, sich einstweilen mit seinen Begleitern auf das vereinsamte Gut Ziza zurückzuziehen.

Dieser Antrag wurde genehmigt, und der Dolmetscher, den neuen Gewinn, welchen er mit Ba'elaïk's Gärtner abermals zu theilen haben würde, schon im Voraus berechnend, lenkte die Saumthiere von der Landstraße ab nach des Armeniers Besitzung.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Lage der Auswanderer in den Vereinigten Staaten.

Von Baron A. Van der Straeten-Ponthoz.

(Schluß.)

Kommt der Auswanderer endlich an, ist er ausgeschifft und steht er nun da, wie vom Himmel gefallen in dem fremden Lande, dann umgeben ihn abermals tausend Fallstricke, d. h. wenn er etwas zu geben hat. Die Wirthe bemächtigen sich seiner und erbieten sich zu allen Diensten, die er um so eher geneigt ist, anzunehmen, da er mit Landsleuten zu thun hat. Sie liefern ihn einer andern Klasse von Gaunern in die Hände, die sich mit dem Transport der Effekten und der Person des Auswanderers nach dem Innern beschäftigen, ihn eine Uebereinkunft unterzeichnen lassen und dann die Abreise unter allerlei Vorwänden verschieben, bis er mit andern lebenslustigen Vögeln seinen letzten Heller verzehrte. Diesem Unwesen trachteten mehrere Philantheopen-Vereine ein Ziel zu setzen; sie haben ihre Agenten am Gestade, und diese sind gehalten, den Ankommenden in sichere Wirthshäuser zu bringen, ihm Rathschläge zu ertheilen in Bezug auf seine weitere Einrichtung; der Verein endlich übernimmt es, den Emigranten gegen billige Vergütung an den gewählten Ort zu bringen. Herr Van der Straeten-Ponthoz gibt auch in dieser Hinsicht die gewünschtesten Details, die allerwichtigsten Rathschläge; selbst bis zum Fahrgelde auf Eisenbahn und Dampfboot, sind wir eingeweiht in die dortigen Zustände.

In der dritten Periode hätten wir das Etablissement selbst und da gibt es denn dem Verfasser zufolge fünf verschiedene Systeme. 1) Die Gemeinschaft, 2) die Aktien-Vereinigung, 3) das religiöse oder philanthropische System, 4) die Isellerung, 5) die Agglomeration.

Schon seit dem Jahre 1555 siedelten sich französische Colonisten auf den Küsten Brasiliens an; gegen 1638 folgten Schweden und Finnen ihrem Beispiel und setzten sich auf den Küsten des Delaware fest; 1682 landete William Penn mit seinen Quäkern in Amerika, 1698 die Mennonistengemeinden, 1709 die Anabaptisten, 1738 die Mährischen Brüder, 1805 schwäbische Sektirer. All diese und noch manche Andere führten den Communismus in ihrer Mitte ein, doch sie wurden meist bald und sind theilweise noch die traurigsten Zeugen für die Unhaltbarkeit seiner Sätze. Bethleem und Nazareth, zwei Colonien mährischer Brüder, gaben das System fast ganz auf, Economie

Digitized by Google

hält sich nur durch die diktatorische Gewalt seines Vorstehers, Georg Rapp, eines Schwaben, der selbst die Heirath untersagte und mit dessen Tode sich die Colonie auflösen wird und muß. Zoar, eine Colonie von Separatisten aus Würtemberg, sah seine Bevölkerung in der letzten Zeit sich vermindern, ein Umstand, der nicht für seinen Flor spricht. Nouvelle-Harmonie wurde von Robert Owen gegründet; in ihm war die unbeschränkteste demokratische Herrschaft, die völligste Gleichheit ohne alle Religion zu Hause; aus der alten Kirche, welche man bei der Ansiedelung vorfand, machte man eine Schuster- und Schreiner-Werkstatte; andere Ueberbleibsel des ehemaligen Aufenthaltes von Georg Rapp wurden weggeraumt durch die Socialisten und — nach zwei Jahren kraftlosen Bestehens blieb nur der Name der Colonie übrig. 1825 gestiftet, ging sie 1827 zu Grunde. Ueber Nouvelle-Helvetie, eine neue schweizerische Communisten-Colonie läßt sich noch wenig sagen, ebensowenig über die Ansiedlung der Hessischen Inspirirten. Der Verf. ist durchaus gegen dieß System und er sagt mit Recht: „die Gesellschaft, in der das Individuum und seine Arbeit aufgeht, ist eine auf europäischen Theorieen ruhende Einstellung, und in ihrer Anwendung auf die Vereinigten Staaten durchaus verfehlt."

Ebenso erklärt sich der Verf. gegen die Aktien-Vereine und wiederum mit Recht. In einem Lande, wo der fruchtbarste Boden der Welt in Loosen von 40 Acres für 1 Thlr. 23 Sgr. feil ist, wo die Lebensmittel billig, die Communicationen leicht sind, da frommt es jedenfalls mehr, selbst unmittelbarer Eigenthümer zu sein und nur für sich selbst und die Seinen sorgen zu müssen, als schwere Verwaltungskosten zu tragen und dabei noch möglicherweise gezwungen zu sein, daß man ein Stück schlechteren Landes als Antheil bekomme und zu bebauen habe.

Mehr hatte schon das philanthropische und religiöse System für sich. Unabhängiger Eigenthümer des ihm erkauften Grundstücks hat der Einwanderer sich nur den Vorschriften zu fügen, welche die Häupter des Unternehmens aufzulegen für nothwendig erachten. Eine Colonie dieser letzten Art ist Sancta-Maria, welches Deutsche von Baltimore nordwestlich von Pennsylvanien, fünfzig Meilen von Pittsburg, stifteten. Obgleich man in Sancta Maria vollständig ruhig und zufrieden und glücklich ist, so nennt doch der Verf. die Unternehmung gewagt. „Ihr Gelingen wird die Eifersucht der protestantischen Sekten nähren und die so direkte Einmischung der Religion in die weltlichen Angelegenheiten der Colonisten die Befürchtungen hirer wecken, welche der Meinung sind, daß die Unitasdisciplin nur dahin strebe, den Katholiken in dem durch Wahlen regierten Lande die Uebermacht zu verschaffen." Sankta Maria ist dirigirt durch Redemptoristenpatres, wie das „Journal de Bruxelles" sagt, und da wären also diese Befürchtungen wohl nicht ohne Grund.

Die Isolirung setzt den Auswanderer den größten Enttäuschungen und zahllosen Leiden aus. Nur seinem Gefühl vertrauend, in einem Lande, dessen Sprache, Gewohnheiten, Ressourcen er gar nicht oder nur wenig kennt, eilt er einem Ziele zu, welches er nie erreichen kann. Der den grausamsten Erfahrungen zum Raube gegebene Einwanderer ist gerade derjenige, welcher mit geringen Mitteln und voll von europäischen Ansichten und Vorurtheilen sich inmitten dieser amerikanischen Bevölkerung festsetzt und da auf eigene Faust leben will. Bald verbünden sich seine Nachbarn gegen ihn, bei Allem was er unternimmt, stößt er auf Hindernisse und erst nachdem er ganz verarmt, findet er Mitleid und zwar bei denen, die seiner Verarmung herbeiführten.

Das fünfte und letzte der besprochenen Etablirungssysteme ist das der Agglomeration, das natürlichste und darum auch das den besten Ausschlag liefernde. Während der Opfer der Isolirung meist Belgier, Luxemburger, Lothringer, Elsasser, Schweizer und Kinder der Franche-Comté sind, finden wir in den Agglomerationen zumeist Deutsche. Sie vereinigen sich, ehe sie auswandern, setzen den Ort ihrer Etablirung fest und suchen sich über alle Verhältnisse desselben zu unterrichten, entweder brieflich oder durch vorausgesandte Mitglieder der Gesellschaft. Der nöthige Grund und Boden wird vom Gesammtkapital gekauft und jedem nach dem Verhältniß seiner Einlage zugetheilt. Kann man von dem Ausschiffungsplatze nicht zu Wasser hin, dann werden Wagen und Ochsen gekauft und andere Transportmittel gemiethet. Die Frauen und Kinder kommen in die Wagen, mit ihnen Kisten und Koffer, Werkzeuge, Meubels, Fässer voll Salzfleisch und Mehl, Kartoffeln, Fensterrahmen, Bretter und Kisten mit Fensterglas, alles Sachen, welche in den Entrepotsläden in Ueberfluß zu haben sind. Die weitern Arbeiten am Bestimmungsorte selbst bespricht der Verf. sehr ausführlich in höchst kostbaren Details über fünfundzwanzig der bedeutendsten Ansiedelungen, welche dem genannten System zufolge eingerichtet sind und von denen die meisten blühen, wenigstens fast Alle, welche von Deutschen angelegt wurden, denn über einige von Norwegen sagt der Verf.: „Der Norweger hat nicht die Energie des Deutschen. Er begnügt sich damit, daß er leben kann. Seine Bedürfnisse gehen nicht weiter und er überläßt es gerne seinen Nachkommen, die speciales Vortheile der Organisation der Vereinigten Staaten in der Arbeit zu suchen. Wenn man seine Lage nicht aus diesen Gesichtspunkten beurtheilte, dann würde man versucht sein, sie nicht selten für elend zu halten, während sie doch für ihn und für seine Bedürfnisse ganz genügend ist."

Eine inhaltschwere Frage, die des „commerciellen Einflusses der Emigration" wird im folgenden fünften Kapitel behandelt. Man hat es dem Verf. zum Vorwurf gemacht, daß er nicht ausführlicher darüber sprach, nicht tiefer darauf einging, doch man hatte gewiß groß Unrecht dabei. Für's Erste ist sein Werk kein Buch, sondern nur ein Rapport und als solcher ausgezeichnet; dann aber ist es auch nicht die Sache eines Belgiers, diese durchaus Deutschland betreffende Frage zu behandeln. Das geht uns an und wir hoffen gerne, daß einer unserer Bundesstaaten bald Gelegenheit nehme, eine Untersuchungs-Commission, oder doch jedenfalls einen tüchtigen Commissar abzusenden, und die Sache der Deutschen in Nordamerika gründlich und nach allen Seiten hin zu erforschen.

Wir können schließlich nur den Wunsch aussprechen, daß das Werkchen des Hrn. Van der Straeten-Ponthoz recht bald einen Uebersetzer finde. Es verdient dieß in jeder Beziehung und unsern Auswanderern wäre ein unendlicher Dienst dadurch geleistet, sie hätten einen treuen Führer in demselben, einen so vertrauenswerthen, da er keiner Gesellschaft und keiner Compagnie und keinem Vereine angehört, der für Keines Kasse arbeitet, sondern nur als Gesandter seiner Regierung einfach, klar, vorurtheilsfrei und unparteiisch berichtet, was er sah und fand.

Brüssel. Jos.

Digitized by Google

Feuilleton.

*** In Paris ist in diesen Tagen der „Hippodrom" abgebrannt, jener ungeheuer große Circus, in welchem 12,000 Zuschauer allerlei Reiterkünsten ꝛc. beiwohnten. Das Feuer soll in einem Heumagazine ausgekommen sein und das schöne Gebäude ist ein Trümmerhaufe. Fürchterlich soll der Anblick der Pferde gewesen sein, die vor Angst wieherten, die Mähnen sträubten, sich aber fest einstemmten und sich weigerten, sich zu entfernen. Die Municipalgardisten, welche herbeigeeilt waren, mußten mit dem Bajonett auf sie eindringen, um sie zum Weichen zu bringen. Mit Mühe brachte man sie aus der Gefahr und eines verbrannte. Ein unersetzlicher Verlust in Hinsicht auf die Kunst ist die Zerstörung von vierundzwanzig dammascirten vollständigen Rüstungen, die Meisterwerke an reicher und geschmackvoller Arbeit und zum größten Theil zwei bis dreihundert Jahre alt waren. An den andern war nicht weniger als fünfzehn Jahre gearbeitet worden, um sie zu demselben Grade der Vollkommenheit zu bringen. Diese Rüstungen sollten in einem glänzenden Turniere gebraucht werden, welches die Direction nächstens geben wollte. Der Eigenthümer der Anstalt ist der bekannte Viktor Franconi und dessen Frau, die auch in Deutschland in gutem Andenken stehende ehemalige Mlle. Kenebel. A. M. Z.

*** Aus einer Zeitung des Jahres 3246. Paris, 22 Juni. Die Regierung hat heute auf telegraphischem Wege Nachricht von einem schrecklichen Unglück erhalten, das England betroffen hat. Unsre Leser kennen die wunderliche Idee, die ein Engländer gefaßt hat, und die sogleich ausgeführt worden ist: eine unterirdische Eisenbahn von London nach Edinburgh zu bauen. Vorgestern, am 20. Juni, fand die Einweihung dieser ganz mit Gas beleuchteten Bahn statt. Der Zug fuhr früh von London ab, mit mehr als 30,000 Passagieen, unter denen sich die königl. Familie, die Mitglieder der fünf Kammern, kurz alle politische, literarische und commerzielle Autoritäten Londons befanden. Dieser Zug ist verschwunden. Als er unter dem England von Schottland trennenden Gebirge durchfuhr, ist er durch das Einstürzen dieses Theils des Tunnels verschüttet worden. Durch dieses entsetzliche Ereigniß befindet sich England in einer Lage, die in der Geschichte beispiellos ist. Es hat weder König, Prinzen noch Volksvertreter mehr. Ausl.

*** Jenny Bind auf dem Hamburger Berge. Auf dem Hammoniathentee (der Director heißt Allers) gastirt jetzt eine Sängerin, die sich parodirend Jenny Bind nennt. Man giebt in diesem Theater tägtich drei Vorstellungen; die Preise sind 4, 2 und 1 Schilling, bei dem Gastspiel der Bind zu erhöhten Preisen von 4 Schilling. Besuchen wir eine Vorstellung: „Das Nachtlager zu Granada." Eine schon etwas ältliche Dame sitzt an einem Piano und unterhält das Publikum in der Zwischenzeit durch Spiel auf demselben. — Endlich wird das Zeichen gegeben, die Gardine erhebt sich. Auf der Scene erscheint Gabriele und Gomez, letzterer von einer Dame dargestellt. Sie sprechen einige Worte, dem Kind'schen Schauspiele entlehnt, dann singen sie mit Pianobegleitung das Duett — furchtbarer Appinus und ein Blumenregen fällt auf Gabriele-Bind herab, deren Stimme beiläufig erwähnt nicht schlecht aber sehr roh ist. Das Duett wird unter Bravo und da-Capornfen zu Ende gebracht. — Nun erscheint der Jäger, aber o Graus! ein ohrenzerreißender Gesang, glücklicherweise singt der gute Mann von „Ein Schütz bin ich," nur einen Vers; endlich treten die drei Hirten auf und werden mit Gelächter und Bravo empfangen, dann kommen zwei Damen und nun beginnt das Finale des ersten Akts. — Alles unisono — das Publikum ist lauter als die Sänger und unter Geschrei und Bravorufen fällt der Vorhang. — „Jeny Bind!" heraus! heraus!" Sie erscheint an der Hand des Hrn. Direktors. Abermaliger Blumenregen! Der zweite Akt geht an. Gleiches Lärmen und Getobe im Publikum, der Blumenregen ist mit einigen Eierschalen und Brod vermischt — ein Acteur schreit: „Das ist doch zu gemein" — das Publikum entgegnet „Ruhig!„ — Die Gardine fällt. — Nach kurzer Zeit öffnet sich der Vorhang wieder und der Dir. Allers harangnirt das Publikum mit den Worten: „Es habe sich Jemand erdreistet, die Künstlerin Jeny Bind mit Eierschalen und Brod zu werfen, wer ihm den Thäter nennen könne, der solle sogleich 10 Thaler von ihm erhalten. — Eine Jenny Lind könne man hier nicht hören aber einen harmlosen Scherz könne man ruhig mit ansehen, ohne sich so pöbelhaft zu betragen." Allgemeines Bravorufen, ungeheuere Heiterkeit. — Unter Lärm und Geschrei wird auch der dritte Akt geendet und die Bind hervorgerufen. Sie erscheint mit der Direktion, welche versichert: „Es sei ihr gelungen, die Künstlerin Jenny Bind noch auf einige Gastrollen zu gewinnen." Das Publikum verläßt schreiend und tobend die Kunst-(!!) Hallen, um den Zuschauern zur dritten Vorstellung Platz zu machen. A. Th. Ch.

*** Eine Anekdote macht in Dresden die Runde, die sich recht hübsch anhören läßt. In Bergerac, in der Nähe von Bordeaux, starb vor wenig Monaten ein reicher Mann, Namens de Ays, der unter Napoleon als Soldat gedient, bei einem Gefechte in der Umgegend Dresdens schwer verwundet, aber in Dresden selbst bei braven Einwohnern Beistand und Pflege bis zur vollständigen Genesung gefunden hatte. Sein nun eröffnetes Testament enthält für seine Erben, zwei allerliebste Cousinen von ihm, die unumstoßbare Klausel, sein Vermögen von beiläufig einer Million Franks nirgends anders als in Dresden zu verzehren und sich daselbst zu verheirathen. Es ist Schade, daß solcher einsichtsvoller Leute so wenig zu finden sind, unsere hiesige junge Männerwelt würde selbst häßliche Cousinen mit einer halben Million Franks als ausländische Schönheiten, an die man sich erst gewöhnen muß, mit großer Bereitwilligkeit als Musterbilder anerkennen.

*** Ein Mechanikus aus Wien, der sich in diesem Augenblicke zu London befindet, hat einen Automaten ausgestellt, an welchem er 25 Jahre gearbeitet, und der Vaucanson's automatische Meisterstücke weit hinter sich zurücklässt. Vermittelst einer an dem Automaten angebrachten Claviatur läßt man ihn nicht nur einzelne Vocale und Consonanten, sondern auch Sylben, Wörter und ganze Sätze aussprechen. Er singt Noten mit Text, weint, lacht u. s. w. Sein Mund ist mit einer Zunge von Kautschuk versehen, und seine Lippen bewegen sich so natürlich und täuschend, daß man einen lebenden Menschen vor sich zu sehen glaubt. Die Töne, welche der Automat vernehmen läßt, sind rein und deutlich, nur haben sie durch etwas Affectirtes ein eigenthümliches Gepräge. †††.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 10. August. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Dienstag, den 11. August. (Zum Erstenmale wiederholt) Reich an Liebe, oder: „Nur fünf Gulden", Lustspiel in 1 Akt, von H. Börnstein. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Lokal-Skizze in 1 Akt und vier Tableaux.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 221. Mittwoch, den 12. August **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Während die höheren Klassen von Salonich's Einwohnerschaft unbedachtsam in ihren Sicherheitsvorkehrungen nachließen, wüthete die Pest täglich furchtbarer und sammelte ohne Unterschied des Ranges die zahllosen Opfer in ein gemeinsames großes Grab. Leilah, den dringenden Bitten Ischariot's endlich nachgebend, verschloß auf's Neue ihre Wohnung jedem Besuche.

Aber welches menschliche Einschreiten vermag den Rathschluß des Ewigen aufzuheben? Welches sündige Geschöpf der göttlichen Strafe zu entgehen?

Schon hatten die beiden Freundinnen, nur um den abwesenden Vater und Geliebten besorgt, einige Wochen in dieser Abgeschiedenheit zugebracht, als Agrigou um Mitternacht ihre junge Gebieterin mit der Ankündigung von Esther's plötzlichem Erkranken aus dem Schlaf schreckte.

„Sie klagt über Kopfschmerzen und liegt in großer Fieberhitze," fügte die Amme mit bedenklicher Miene hinzu.

„Ich will sogleich zu ihr gehen," sagte Leilah, sich in den Nachtmantel hüllend und der Thüre zueilend.

„Engel des Paradieses! Wollt Ihr dem Tod in die Arme laufen?" schrie die Dienerin, sie gewaltsam zurückhaltend. „Glaubt mir, die Jüdin ist von der Pest befallen."

„Wie könnte das möglich sein?" entgegnete erblichend das junge Mädchen, „wir sind mit Niemand von Außen in Berührung gekommen."

„Die Pest ist eine Strafe Gottes und erreicht den Sünder unter Riegel und Schloß," eiferte die Matrone. „Esther hat Euch und ihrem greisen Gatten das Herz gebrochen."

„Wer hat Dir diese thörigten Gedanken in den Kopf gesetzt?" fragte Leilah und suchte sich loszureißen.

„Wer?" rief die Amme, in Thränen ausbrechend, und das geliebte Pflegekind nach dem Lager zurückziehend. „Eure blassen Wangen, Eure erstickten Seufzer, Eure abgehärmte Gestalt."

„Das Glück meiner Freunde kann mir keinen Kummer verursachen," entgegnete Leilah. „Komm', gute Amme, laß' uns nicht länger zögern, Esthern Hülfe zu reichen."

„Bei der Seele Eurer Mutter schwöre ich, daß Ihr keinen Schritt aus diesem Zimmer thun sollt," betheuerte Agrigou und verriegelte, aus dem Gemach enteilend, von außen die Thüre.

Die Nacht verging Leilah in banger Ungewißheit. Agrigou ertheilte ihr häufig durch das Schlüsselloch Bericht über Esther's Zustand; aber obgleich noch keine gefährliche Symptome eingetreten waren, so hielten sich dennoch sogleich alle Diener des Hauses von dem Krankenzimmer entfernt; nur die alte Amme konnte, ungeachtet ihres Grolls gegen die Jüdin, wie sie Esther vorzugsweise zu nennen pflegte, deren Bitten um einen kühlenden Trank nicht widerstehen und stellte, jede Berührung sorgfältig vermeidend, ein Gefäß mit durch Zitronensaft gesäuertem Wasser in ihre Nähe.

Den folgenden Morgen erschien nach seiner täglichen Gewohnheit Ischariot zur frühen Stunde an dem Pfortgitter. Das verstörte Aussehen der im Hofe versammelten Dienerschaft ließ ihn sogleich einen ernsten Vorfall errathen.

„Gott meiner Väter!" rief er nach der mitgetheilten Schreckenskunde jammernd aus, „meine Esther, der Pulsschlag meines Herzens, der Athem meines Busens, sollte fallen ein Opfer der furchtbaren Pestilenz! Adonai! Büede diese Heimsuchung nicht auf mein greises Haupt; laß' mich geschlagen werden mit der züchtigenden Ruthe, und Deine Streiche nicht berühren die Tochter Abraham's, die ich habe genannt mein eheliches Weib."

Und der bestürzte Greis riß sich verzweiflungsvoll den Bart aus und zerschlug seine Brust mit den geballten Händen.

Dann winkte er einem von Leilah's Dienern.

„Geh'," rief er mit entschlossener Stimme, „und bitte Deine Herrin, sich an dem Gitterfenster einzufinden."

Aber statt dieser erschien nach einigen Minuten der Erwartung Agrigou vor dem Israeliten.

„Was soll Euch meine Gebieterin?" fragte sie in drohendem Tone. „Könnt Ihr sie dem Tode entreißen, den Euer schuldiges Weib in unsere Behausung gerufen?"

Der Angeredete hob das thränenvolle Auge gelassen zum Himmel und erwiederte:

„Der Mensch soll nicht verdammen den Menschen, damit Jehovah ihm die eigne Sünden vergeben möge. Aber," fuhr er schaudernd fort, „warum ist Leilah nicht gekommen, mein Gesuch zu vernehmen?"

„Weil ich sie seit Esther's Erkranken eingeschlossen halte, um die Linde sonnene von der Nähe ihrer verpesteten Freundin fern zu halten."

„Möge der Herr über die mitfühlende Jungfrau das Füllhorn seines ewigen Segens ausschütten," sprach Ischariot, die gefaltenen Hände inbrünstig auf seine Brust drückend. Dann fragte er die Amme:

„Hat sie geklagt über Hitze, Erbrechen und Blutwallungen?"

Agrigou bejahte.

„Es wird das einheimische Fieber sein, welches stets in dieser Jahreszeit herrscht," stammelte er bebend.

Powered by Google

Seine ganze Seele schien auf ein Wort der Beistimmung zu lauschen; allein die Matrone beharrte kopfschüttelnd in ihrem düstern unheilverkündenden Schweigen. Da wollten ihm fast die Kniee brechen, er mußte sich an dem Gitter festhalten und rief in dem Tone der höchsten Verzweiflung:

„Leidet mein Weib an Schmerzen in den Achselhöhlen?"

„Sie fühlt Geschwulst und Entzündung an der Stelle," versetzte Agrigou zusammenfahrend.

Der Israelite stieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

„Es ist die Pestilenz! Es ist die Pestilenz!" rief er ein über's andremal, wie vom Wahnsinn ergriffen, aus. „Gott meiner Väter erbarme Dich unser; Gott Israel wende ab die Todeshand von meinem Weibe; Gott Abraham's und Jakob's opfere nicht Dein Kind auf dem Altare der gräßlichen Seuche!"

Seine gen Himmel erhobenen Arme fielen gelähmt nieder, sein Haupt sank auf die Brust und seine Lippen bewegten sich in stummem Gebete.

Alle Diener fühlten Mitleid mit dem jammernden Greise, und suchte seinen Schmerz durch Trostgründe zu mildern.

„Nein," erwiederte der Wechsler, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, „nein, ich kann nicht mehr hoffen, d'rum muß zu Mitteln geschritten werden, Leilah und Euch Alle vor der Ansteckung zu bewahren. Folgt der Gebieterin in meine Wohnung, die noch nicht von dem Hauche des Todes angeweht ist."

Während die Amme bereitwillig diesen Befehl zu vollziehen ging, ertheilte Ischariot mit ruhiger Besonnenheit seinem Diener die nothwendigen Vorschriften für den Empfang von Vaselaik's Haushalt. Leilah's Erscheinung erschütterte jedoch auf's Neue seine schwer erkämpfte Geisteskraft. Sie beschwor ihn, seinem Entschlusse zu entsagen und wollte unter keiner Bedingung das Haus verlassen.

„Ihr dürft Euch nicht der Todesgefahr aussetzen," sagte der Wechsler. „Esther soll Euch nicht Verderben bringen; ich aber muß die Pflicht des Gatten erfüllen, die ihm gebietet, zu wachen über das angetraute Weib, bis die Gruft ihrer Väter sie empfängt."

„Aber es ist ja noch nicht einmal bewiesen, daß Esther wirklich an der Seuche erkrankt ist," wandte Leilah dringend ein. „An Agrigou's Furcht ist gewiß nur ihre Besorgniß für mich schuld. Gestattet mir die leidende Freundin zu sehen; ich verspreche es Euch, mich von dem Krankenlager entfernt zu halten, wenn ihr Zustand wirklich zweifelhaft sein sollte."

Ischariot schüttelte das Haupt und machte der Dienerschaft ein Zeichen das Thor aufzuschließen.

Nachdem dies geschehen war, trat er zu Leilah, drückte ihre Hand an Stirn und Lippe und führte sie schweigend dem in der Straße harrenden Diener zu.

„Behüte die edle Jungfrau vor Gefahr, wie Deinen eigenen Augapfel," sagte der Wechsler mit thränenerstickter Stimme, indem er hinter Caritas und den nachziehenden Dienern das Thor verschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Zur neuesten Roman-Literatur.

Von W. H. Riehl.

„Zeiten und Sitten——" diesen Gesammttitel hat Levin Schücking einem Cyklus eben erscheinender Romane gegeben. Man könnte ihn auf unsere gesammte gegenwärtige Romanliteratur anwenden. Das Kolorit ist das hervorragende Moment unserer Romane geworden; Zeiten und Sitten aber bilden das Kolorit. Die Stimmung, welche sich durch einen Roman zieht, die geistreiche oder auch raffinirte Anwendung der Lokaltinten bedingen seinen Erfolg, nicht die Plastik der Zeichnung. Der Leser kümmert sich weniger mehr um das, was der Held als solcher thut und leidet; der Held ist nur der Träger der Zeiten und Sitten. Der frühere historische Roman stellte die psychologischen Prozesse der Individuen in der Zeit dar, der moderne historische Roman die psychologischen Prozesse der Zeit im Individuum. Sonst schrieb man Intriguen-Romane, Romane der subjektiven Reflexion, Romane, welche die Pathologie des allgemein Menschlichen zum Gegenstande hatten; jetzt schreibt man Situations-Romane, Romane als Beiträge zur Zeit-Charakteristik, Romane der Gesinnung und Gesittung. Die Expositionen werden nachgerade poetisch wichtiger und anziehender als der Schluß, denn das Geschäft des Motivirens ist diesem Genre günstiger als das des Entwickelns. Darum haben auch unsre Dramen keinen Effekt, sie spannen nicht; wenn man mit dem letzten Akt beginnen und mit dem ersten schließen könnte, dann würden sie vielleicht spannen. — Ein Beispiel dieses seltsamen Mißverhältnisses, das übrigens im Roman weit weniger stört, habe ich sogleich zur Hand. Der zweite Roman in dem Schückingschen Cyklus (er führt den Titel: „Eine dunkle That") hat seine Stärke in der Situationsmalerei und den Charakterskizzen der Exposition, das ganze Buch hindurch wird exponirt, die Schürzung und Lösung des Knotens ist nicht die Pointe des Ganzen, sondern die Atmosphäre, in welcher sich die Personen bewegen, bildet dessen eigentlichen Reiz, die Zeiten und Sitten, ausgeprägt in den ziemlich lose nebeneinander gestellten Charakteren; und so konnte hier dem Dichter in der That das Wunderliche widerfahren, daß er uns ganz nahe am Schluß noch einmal eine detaillirte Auseinandersetzung über den Charakter einer Dame gibt, die sich doch bereits im Verlaufe der ganzen Erzählung vor unsern Augen bewegt hat.

Verstehst Ihr den geheimnißvollen mächtigen Zauber, durch welchen der moderne Schriftsteller das immer kälter, kritischer werdende Publikum fast nur noch warm machen, hinter den Athem bringen kann? — Zeiten — Sitten; Stimmung — Kolorit: — darin liegt's! Und nicht blos für den Poeten allein gilt diese Behauptung, auch für den Historiker, den Kritiker, für jeden Schriftsteller, der nach Popularität ringt. Schreibt chinesische Lieder und bedenkt dabei, daß nur die tropische Hitze neun Auflagen Freiligrathischer Gedichte aus dem dürren Sande der deutschen Verlagswüste hat aufwachsen lassen; schreibt einen russischen Roman, aber sehet zu, daß jedes Kapitel nach Juchten riecht. Schreibt eine Dorfgeschichte, aber sie muß eine Kuhstall-Atmosphäre ausströmen, daß ein Schwindsüchtiger darin genesen kann. Goethe's Romane sind geruchlos wie reines Quellwasser; denn sie haben das allgemein Menschliche zum Gegenstand. Die Virtuosität im Auftragen der Localtinten ist fast das einzige Originelle in der modernen

Digitized by Google

Poesie. Die Mystères de Paris haben epidemisch gewirkt, weil sie auf eine eigenthümlich krankhafte Nervenstimmung der Zeit berechnet waren; sie haben aber zugleich das höchste Raffinement in Anwendung der Localtinten aufzuweisen; man athmet hier wiederum unmittelbar den Parfüm der Pariser Salons und den der Proletarier-Spelunken. Weil jeder Schriftsteller an eine exclusive Stimmung appelliren muß, hat er auch ein exclusives Publikum und die allgemeine Anerkennung muß immer seltener werden. Den in Rede stehenden Roman Levin Schücking's wird man am vortheilhaftesten lesen, wenn man auf weichem Sammtdivan sitzt, von seidenen Gardinen umrauscht bei dem Bewußtseyn über 10,000 Thaler jährlicher Renten disponiren zu können. Du armer Mann aber, der du dein Brod mit Thränen issest, wirf dich in den heimlichsten Waldschatten, laß dir die sinkende Sonne dein blüthenduftiges Polster mit Gold säumen, und dann mußt du Auerbach's Dorfgeschichten lesen. Hektische Frauenzimmer, Commis, die für Ideen exaltirt sind, sind berufen zur Lectüre des Ewigen Juden. Wenn Ihr in glücklicher Abgeschlossenheit lebt, dann leset nichts von Gutzkow, aber im Gewühl des Lebens, im Rausche oder im Katzenjammer des Daseyns dürft Ihr ihn lesen. Wenn ich ein massiv-ehrsamer Bürger wäre, Hauseigenthümer, Grundbesitzer, Familienvater, dann dürften mir Schlosser's Geschichtswerke selten vom Pulte kommen. Ich habe Zahnweh zum Verzweifeln gehabt und in dieser Stimmung Vischer's Kritik der Faustliteratur studirt, und habe nicht nur diese scharfsinnige Arbeit besser gefaßt als sonst, sondern bin dadurch auch von meinem Zahnweh befreit worden. —

Eigentlich wollte ich aber über Levin Schücking's Roman „Eine dunkle That" sprechen. Allein grade darin liegt das Bezeichnende für dieses Werk, daß es den Kritiker von dem Begriffe der Stimmung, des Kolorites nicht loskommen läßt. Es ist etwa ein halbes Jahr her, daß ich in diesem Blatte das „freundliche Wesen" der Schücking'schen Gedichte, als einer Poesie des stillen Behagens, zu analysiren suchte, und dabei die Behauptung voran stellte, unser Dichter gehöre zu den Leuten, die man nicht scharf recensiren könne — wegen der Stimmung in die sie selbst einen Recensenten versetzen. Das war auch der erste Gedanke, der sich mir bei der Lektüre des neuen Romans wieder aufdrängte.

Schücking gibt in der „dunkeln That" Genrebilder aus der aristokratischen Sphäre. Es gehört ein bedeutendes Talent der Darstellung, es gehört eine tiefgemüthliche Dichternatur dazu, hier den warmen Farbenton zu treffen, der uns aus dem Buche wirklich so erquickend anmuthet.

(Schluß folgt.)

Pariser Briefe.

1. Ende Juli.

In diesen heißen Tagen benimmt sich die Hauptstadt etwa gerade so, wie ein kleiner rosiger Bube, den man einen Augenblick im Zimmer allein gelassen. Aus einer natürlichen Furcht vor der Einsamkeit, die um ihn herrscht, greift dieser nach seinem Trompetchen, oder schlägt wacker auf die Trommel, wie der General einer Nußknackerarmee mit weitgespreizten Beinen auf- und abmarschirend. Paris will sich einreden, es sei eben nicht so mutterseelenallein, wie man behauptet, und macht deßhalb einen gewaltigen Lärm. Auf den Elysäischen Feldern hat es von Harmonien gedonnert und gewettert gleich einer Windsbraut, und eine musikalische Artillerie war aufgefahren, als gälte es, sechzig Jericho's dem Erdboden gleich zu machen. Von allen Seiten her haben sich ganze Legionen von Musikanten und Virtuosen zusammengezogen, bescheiden zu Fuß und hoch zu Roß, Querpfeifer und Baßgeiger, die Einen ohne viel Umstände Flöte oder Triangel in der Tasche ihres Paletots mitbringend, Andre ihre kupfernen Ungeheuer auf Laffetten mühsetig hinter sich herziehend, wieder Andre Blasinstrumente schleppend, von denen die Pausbacken eines Aeolus und die Brust eines Titanen unzertrennlich sind. Ganz Paris hat bei diesem Anblick vor Freude gebebt, der erste Bogenstrich des gewaltigen Orchesters ist eine Erderschütterung gewesen und der Arc de l'Etoile hat in seinen Grundvesten gewankt.

Aber war auch das Gegentheil erwartet, die Festlichkeit auf der Rennbahn hatte leider die letzten Pariser und Pariserinnen aus der Hauptstadt verscheucht. Als Tag und Stunde kamen, welche das Programm für das Monster-Concert des Herrn Tilmant bestimmte, war im Faubourg Saint-Germain Alles ausgeflogen, — ausgeflogen in einem allgemeinen Auf und Davon, als sollte die Retirade von Moskau wiederholt werden. Ueberall, wo die Bäume der Heerstraßen, — ich recitire Victor Hugo in seinem „Rhein", lange Schattenkämme zeichnen, wo des Himmels Wolken ihre azurnen Franzen nicht dem Ruß der Schornsteine aussetzen müssen, überall begegnete man an diesem Tag einen Schwarm zwei- und vierspänniger Berlinen, oder einem Wagenzug, der mit seinen schwarzen Flügeln die Landschaft zertheilte. Enghien, Dieppe, Havre, La Rochelle, Royan, sogar Teste, — kein Asyl war entfernt genug gegen den furchtbaren Einfall der Pauken, Posaunen, Klappenhörner und Schneckentrompeten des Herrn Tilmant.

Ein Stück der Pariser Welt mag freilich auch deßhalb so schnell aufgebrochen sein, weil sich hinter dem Orchester der Elysäischen Felder der Klettermast der Juifeste erhob, und farbigen Lampen, Nationalgarden und Anderes für die Volksbelustigungen in Bereitschaft gesetzt wurden.

Dem mag übrigens sein, wie ihm wolle, leugnen läßt sich nicht, Paris ist heute überall, nur nicht in Paris. Paris war es warm und es nahm die Provinz zu Hülfe, grade als nähme es einen Fächer. Die Einen sind in der Normandie aus dem Wagen gestiegen, im Land der Aepfelbäume und Schellenpferde; Andre hat es nach der Bretagne gezogen, nach dieser guten alten Großmutter mit ihren artigen Spitzen und holprigen Liedern.

Und glauben Sie nicht, daß nur die Reichen und Glücklichen Paris im Sommer hinter sich lassen. Künstler und Schriftler, Sänger und Dichter, Novellisten und Dramaturgen, diese ganze lachende und weinende, singende und declamirende Welt findet auch einen Sonnenstrahl, auf welchem sie eiligst von dannen reitet nach der Schweiz, nach Italien, nach England, — denn auch Windsor hat seine Idylle wie Sorrent oder Chambery. Scribe ist nach Neapel, Carlotta Grisi nach London, Poultier, Bouffe, Madame Stolz, Madame Dorval u. s. w. sind Gott weiß wo, nur nicht in Paris, denn dort findet man heute nur noch einen Herr Tilmant mit achtzehnhundert Musikanten, und das will wahrhaftig nicht viel heißen.

So sind denn auch Theater- und Feuilletonromane etwas zur Ruhe gekommen. Kein Publikum mehr, folglich auch kein Succeß. Die Heroinne mag sich mit allen Tugenden und allen Leiden ihres Geschlechtes herumspatzen, der Held mag zwanzigmal in einem Band vom Leder ziehen und den Stoßdegen meisterlich handhaben, es hilft Alles zu nichts.

Digitized by Google

Man hat jetzt andre Dinge zu sehen und zu hören. Die Lorgnetten sind ausschließlich auf das Wahlfeld gerichtet; nur die Poesie der Zweihundertzwanzigtausend hat heute noch Geltung. Arthur von Ballombreuse und Rudolph von Henanrourt haben ihre romantische Namen gegen die von Grandin oder Cornudet umgetauscht. Die Liebschaften der Opposition und die Kriege des Ministeriums sind die einzigen Gegenstände, für welche man sich interessirt, die einzigen, deren Phasen man mit einer gewissen Aengstlichkeit folgt, deren Lösung man mit Ungeduld erwartet. Wer wird der Glückliche sein, Cajus oder Damis, der das schöne Mägdlein, Popularität genannt, heirathet? Was wird man ihm contraktlich zubringen, einen Landsitz, oder ein rundes Sümmchen, einen Titel oder Tischgeschirr? Das ist es, was man sich heute fragt, das ist das einzige Drama und der einzige Roman, die sich eben an den vier Enden von Frankreich abspielen, mit einer Fülle von Episoden, Einladungen, Katzenmusiken, Rotomontaden, Hochzeiten, Schmausereien, kurz mit allem Zugehör einer Odyssee von Le Sage oder eines Stückes von Beaumarchais. Selbst der Lärm, den einige Zeitungen mit der Ankunft des jungen Fürsten Poniatowsky machten, konnte die Pariser nicht auf andere Gedanken bringen. Als Enkelvetter des letzten Königs von Polen, der einen schönen Namen und eine blaue Redingote trägt, wäre der junge Fürst vielleicht vierzehn Tage lang der Löwe der Hauptstadt geworden. Heute ist es dafür zu früh oder zu spät.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** In einer Ausstellung, welche in diesem Augenblick in London stattfindet, wurden folgende Reliquien Napoleons gezeigt, für deren Aechtheit ihr Besitzer bürgt: das Feldbett mit dem Lager, auf welchem Napoleon gestorben ist; Matratzen und Decke sind noch in Folge der vom Doctor Antomarchi vorgenommenen Section des Kaisers mit Blut befleckt; — der Mantel, den er in der Schlacht von Marengo getragen und dem Herzog von Reichstadt, seinem Sohn, hinterlassen hat; — der Säbel, den er in der Schlacht bei den Pyramiden, und eine Figur in dem vollständigen Anzug, welchen Napoleon auf St. Helena getragen; — der Krönungsmantel des Kaisers und der Josephinens; — die von ihm der Nationalgarde von Elba geschenkte Fahne; — der Ehrensäbel, der ihm bei seiner Rückkehr von seiner ersten Campagne in Italien vom Directorium geschenkt worden ist; — das Porzellanservice und das Couvert, dessen er sich auf St. Helena bedient hat; — das Ehrenkreuz, das er auf Elba beständig getragen, die goldne Dose mit seiner Chiffer, und der Ring, welchen er seinem Bruder Lucian bei ihrer Aussöhnung im Jahr 1815 geschenkt; — sein Porträt, von Robert Lefebvre gemalt; — dieselben von Josephine, Marie Louise, der Königin Karoline von Neapel, Lucian, der Kaiserin Mutter, und dem Herzog von Reichstadt im Alter von zehn Jahren, gemalt von David, Gerard, Lethiere und Sales; — der bei Waterloo genommene Feldwagen Napoleons, den Georg IV. von England für 30,000 fl. an sich gekauft hat; — endlich die herrliche Marschalltafel, ein Meisterstück des Kunstfleißes in Sevres, von Isabey gemalt und von Napoleon der Stadt Paris geschenkt. Man ersieht aus der Ansammlung und öffentlichen Ausstellung aller dieser Gegenstände, daß Napoleon auch unter den Söhnen Albions seine großen Verehrer haben muß. †††.

*** Ein englisches Blatt berichtet nach dem australischen Geelong Advertiser, daß dort gegenwärtig ein Stein zu sehen sei, den man an den Ufern des Leigh fand und welcher ganz das Ansehen einer versteinerten menschlichen Mumie hat. Kopf, Ohren und Kinn sind in guter Proportion; auch Hals und Schultern sind im rechten Verhältniß gestaltet; aber die Hüften und Schenkel sind halbrund gedrückt, als ob der Körper durch eine schwere darauf gefallene Masse zermalmt worden wäre. Ob der Stein wirklich ist, was er zu sein scheint, oder nicht, immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung. Derselbe scheint, mit Ausnahme des Kopfes, hohl zu sein.

*** Karl Theodor, Kurfürst von Bayern, äußerte einmal bei der Tafel den Wunsch Namur zu bekommen. Als die Anwesenden hierüber ihre Verwunderung bezeigten, erklärte er: „Weder um die Grafschaft Namur, noch um die in derselben liegende Hauptstadt gleiches Namens ist es mir eigentlich zu thun, sondern um die freien Reichsstädte, deren Anfangsbuchstaben in dem Worte NAMUR enthalten sind, nämlich: Nürnberg, Augsburg, Memmingen, Ulm, Regensburg." Nach seinem zu Anfang des Jahres 1799 erfolgten Tode gab es eine Zeit, wo dieser Wunsch für seinen Nachfolger vollständig in Erfüllung gegangen war. Bl. f. l. U.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 10. August.)

In Rom ist vor kurzem der dänische Thiermaler Holm in sehr trostlosen Verhältnissen gestorben. Man hat zur Unterstützung seiner armen Familie eine Collekte veranstaltet. Das letzte Bild Holms war für den König von Dänemark bestimmt, eine Heerde wilder Stiere darstellend, die vor einer Osteria di Campagna vorbeigetrieben wird. Man rühmt die frappanten Gegensätze in der Charakteristik der einzelnen Thiere. —

— In Wien hat man abermals eine Todtenfeier begangen. Die irdischen Ueberreste des dramatischen Dichters H. v. Collin wurden von dem alten Gerstlhofer Kirchhof auf den neuen gebracht. Nur den Schädel und die Hauptknochen des vor 35 Jahren verstorbenen Sängers fanden sich noch vor. Die Todtenfeier soll eine allzu stille gewesen sein. Ein Wiener Correspondent der „Allg. Ztg." klagt darüber. Aber wie weit ist uns Collin aus den Augen gerückt! Und ist dies ein Unrecht? Was kann uns „Regulus" und „Balboa" noch sein? Freilich sollte man die Pietät nicht vergessen haben. Es ist bezeichnend, daß in diesen Tagen der Journalistenpoesie vier Redakteure den Sarg emporhoben und trugen. „Ein frischer Georginenkranz," heißt es in der A. Z., „schmückte den Sargdeckel, auf dem das Kreuz thronte. Und warum kein Lorbeerkranz? — Lorbeere sind in neuester Zeit bei uns so wohlfeil geworden, daß uns fast der Glaube an die heilige Weihe dieses Ruhmessymbols abhanden gekommen. Ein Ding das zu den Füßen der Sängerinnen und Tänzerinnen so viele Demüthigungen erlitten, hat das Recht verwirkt, fürderhin Dichterkrone zu sein." R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 11. August. (Zum Erstenmale wiederholt) Reich an Liebe, oder: „Nur fünf Gulden", Lustspiel in 1 Akt, von H. Börnstein. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Lokal-Skizze in 1 Akt und vier Tableaux.

Mittwoch, den 12. August. Titus, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 222. Donnerstag, den 13. August **1846.**

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Rifat hatte nicht ohne einige Bestürzung in den ihm von Demetrius zugeführten Reisenden die Abendländer wieder erkannt, die ihm noch aus früheren Zeiten so wohl im Gedächtniß waren. Aber er beruhigte sich bald mit dem Troste, daß der gewährte Zufluchtsort ein viel zu wichtiger Dienst für sie sei, um ihm nicht ihre Verzeihung wegen des einst begangenen Verrathes zuzusichern. Er betrug sich zurückhaltend gegen die Ankömmlinge und vermied es, ihnen jene Zeiten in's Gedächtniß zurückzurufen. Unter dem Vorwande des strengen Verbotes seines Gebieters, Niemand in dem Schloß zu empfangen, hatte der kluge Gärtner den Fremden einige Zimmer in dem verfallenen Außenwerke überlassen, wo sie abgesondert von dem mit hohen Mauern umgrenzten Schlosse lebten.

Es war eine schauerliche Einsamkeit in diesem rings vom Tode umlagerten Thale; und wann bei nächtlicher Stille die Freunde das fahle Mondlicht wie ein unermeßliches Leichentuch über der verödeten Landschaft ausgebreitet sahen, da wähnten sie schaudernd selbst in dem Lufthauch, der sie kühlte, den Athem der Pest zu verspüren, und bange Ahnungen erfüllten ihre Seele.

Anastasius, dessen jugendliche Kraft von der qualvollen Ungewißheit über Esther's Schicksal täglich mehr untergraben wurde, verfiel allmälig in düstere Schwermuth.

Oft entschlüpfte er dem besorgten Gefährten, um am Meeresufer einen Fischerkahn auszuspähen, in welchem er bis in die Nähe der Stadtmauern hinruderte; allein trotz des wiederholten Versuches gelang es ihm nicht, bestimmte Kunde über Baselaki's Familie einzuziehen.

Die wenigen am Strande finster umherwandelnden Einwohner flohen voll Scheu seine Annäherung und beantworteten seine Fragen nur durch Geberden der Niedergeschlagenheit und der Hoffnungslosigkeit. Er ließ dann kleinmüthig die Ruder sinken und verweilte oft bis zur späten Mitternacht auf den stillen Meeresfluthen, wo ihm der eintönige, vom taktmäßigen Händeschlag begleitete Gesang der Klageweiber wie ein letzter Jammerlaut der Sterbenden schauerlich in die Seele drang.

Während der trauernde Jüngling fast täglich dieser trüben Neigung folgte, beschränkten sich seine drei Mitgenossen auf kleine Streifereien in der umliegenden Gegend, wo sie bald die verschiedenen Auswege der unterirdischen Gänge des Schloßgebäudes entdeckten.

Von Laune, Unthätigkeit und Langeweile angetrieben kamen sie überein, sich durch das eingefallene Mauerwerk der Gallerien einen Weg zu bahnen.

Nach einer mehrtägigen Beharrlichkeit in dem mühevollen Unternehmen gelangten die Schanzgräber an eine mit eisernen Banden beschlagene Pforte, die allen ihren Anstrengungen unerschütterlich Widerstand bot.

Merville bemühte sich, mit seinem Dolche die eingerosteten Schrauben des Schlosses auszuheben.

„Diable!“ rief er. „Dieses Schloß ist so eingerostet, wie Mahomed's Schwert in seiner Scheide!“

Mit diesen Worten einen letzten mächtigen Druck anwendend, zersprang ihm mit der hartnäckigen Schraube zugleich die Klinge seiner werthvollen Waffe.

„Nun haben wir gewonnen,“ rief Fernand, an der Pforte rüttelnd, die endlich seinen und Merville's vereinten Anstrengungen nachgeben mußte.

Da das Abenddunkel bereits eingetreten war, so konnten sie, ohne Furcht erkannt zu werden, dreist in den freien Raum eindringen, der sich in nächtlicher Dämmerung schauerlich einsam vor ihnen ausbreitete.

Es war der verödete Schloßhof, wo kein Laut des Lebens ihnen entgegen schallte.

Nach langem Forschen setzten sich die abenteuerlichen Nachtwanderer auf den kleinen unter dem Maulbeerbaume befindlichen Rasenhügel.

Der am Horizont auftauchende Mond ergoß allmälig seine zitternde geheimnißvolle Beleuchtung über die bis jetzt in Finsterniß verborgenen Gegenstände.

Fernand's Blicke richteten sich aufmerksam auf den ihm gegenüberliegenden Thurme.

„Ist dort nicht Licht?“ fragte er, auf ein am Fuße angebrachtes Gitter deutend.

„Nur ein Schwefelschein aus der Unterwelt, ganz im Einklange mit dieser verwüsteten Umgebung,“ versetzte Merville.

„Oder ein Silberstrahl aus höhern Regionen,“ ergänzte Lord James.

Fernand ging, das räthselvolle Licht näher zu erforschen. Es war der Mond, welcher heller auf den blanken Eisenstäben erglänzte.

Als er wieder zu seinem Sitz zurückkehrte, blieb sein weites Obergewand an einem Rosenstrauch hängen.

„Hier ist eine Entdeckung!“ sagte er überrascht zu den Freunden, die dornigen Zweige aus einander drängend, um ihnen eine dahinter verborgene niedere weiße Marmorsäule zu zeigen.

„Dein Monument hat keine Seele, es fehlt ihm die Inschrift,“ bemerkte Merville nach einem flüchtigen Blick. „Komm', laß' es in Ruhe und setze Dich wieder zu uns.“

Fernand's Hand glitt über den Marmor und fühlte eingegrabene Buchstaben.

„Ich halte Deine Psyche beim Flügel,“ rief er dem Freunde zu. „Komm', hilf mir ihre Hieroglyphen in dieser Dunkelheit entziffern.“

Allein der Mond verschwand plötzlich hinter einem schwarzen Gewölke und vereitelte ihre deßfallsigen Bemühungen.

Digitized by Google

„Ein Trauerflor aus der guten oder bösen Geisterwelt, herabgewallt, um uns vielleicht die Kenntniß einer geheimen Begebenheit zu verbergen," meinte Merville. „Eh parbleu!" fügte er sich umschauend hinzu, „nun, da ich den Platz, wo wir so gemächlich ruhen, aufmerksamer untersuche, scheint mir diese moosbewachsene Erhöhung einem Todtenhügel nicht ganz unähnlich. Was halten Sie davon, Lord James?"

„Ich habe dieselbe beim ersten Anblick dafür erkannt, wollte aber nicht die heitere Stimmung meiner jungen Freunde verscheuchen," entgegnete der Brite.

„Bah," versetzte der sorglose Franzose, sich bequem ausstreckend, „wenn wir auf fremden Gräbern trauern wollten, so blieben uns am Ende keine Thränen für den Verlust eigner Freunde übrig. Ich fühle mich hier auf dieser Todtengruft so behaglich hingebettet, daß ich leicht einen Wettschlaf mit ihrem darin ruhenden Bewohner beginnen könnte."

Lord James lächelte kopfschüttelnd über den leichten Sinn des muntern Gefährten.

„Lassen Sie uns dem trägen Manne Platz machen," sagte er gutmüthig zu Fernand bei Seite rückend.

Dieser setzte sich ihm gegenüber, dicht an das Rosengebüsch und stützte das Haupt an die von den zurückgebogenen Zweigen frei gelassene Säule.

„Sie haben mir ja noch immer nicht das in Salonich erlebte Abenteuer mitgetheilt," hub nach einer Pause der Lord an.

„Ma foi, ein vortrefflicher Gedanke," erwiederte Merville. „Erzähle doch, Fernand, der Ort, die Stunde, der finstere Himmel, die herumschwirrenden Fledermäuse werden Deinem Drama gewiß Nachdruck verleihen."

Während Lord James des Künstlers Mittheilung von seiner frühern Liebe zu des Armeniers Gattin und dessen Racheversuch mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte, war Merville wirklich eingeschlummert.

„Leilah ist meine erste und meine einzige Liebe gewesen," endigte Fernand seinen traurigen Bericht und versank in trübe Erinnerung.

„Leilah?" wiederholte im gedehnten Tone sein theilnehmender Zuhörer, das Auge nach dem Marmor richtend.

Ein Mondstrahl leuchtete in demselben Augenblick aus einer dunkeln Wolke hervor und umzitterte mit bleichem Glanze die über Fernand's Haupt sichtbar gewordenen Schriftzüge.

„Leilah Foily?" sagte der Lord.

„Wer entdeckte Ihnen den Familiennamen?" rief Fernand in höchster Ueberraschung.

Der Lord deutete schweigend auf die beleuchtete Inschrift des Monuments.

Fernand stieß einen leisen Schrei aus und sank erschüttert auf die Knie.

„Ich hatte immer verschoben," sagte Merville, aus seinem Schlafe aufgeschreckt, „Dich von diesem Todesfall, den mir neulich Florina mittheilte, zu unterrichten. Deine angegriffene Gesundheit zuerst und nachher die sich um uns verbreitende Pest, deren giftige Atome wie alle Krankheitsstoffe, sich durch Gemüthsunruhe leichter in dem Körper festsetzen, haben mich bewogen, Dir die trübe Nachricht vorzuenthalten."

Fernand beugte das in die Hände gedrückte Antlitz über den Grabstein und redete lange kein Wort; dann wandte er sich an Merville und ersuchte ihn um nähere Mittheilung über Leilah's Tod.

Dieser konnte ihm jedoch nichts weiter angeben, als daß sie längst gestorben, und ihre Tochter, die kleine Leilah, Florinens Berichte nach, zur reizenden Jungfrau herangewachsen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Zur neuesten Roman-Literatur.

(Schluß.)

Man muß unterscheiden zwischen einer Poesie des aristokratischen Behagens und der Salon-Poesie. Wo die letztere nicht kalt ist, da wird sie schwül sein. Allein gerade derjenige, welcher niemals die silbernen Theekessel der Frau von Paalzow bewundert hat, kann durch die „dunkle That" zur Erkenntniß gebracht werden, inwiefern auch die aristokratische Sphäre Berechtigung zur poetischen Darstellung habe. Es ist Aristokratie auf historischem Boden, welche er uns vorführet. Rococo im neunzehnten Jahrhundert ist unpoetisch, das Rococo des achtzehnten liebenswürdig; diesem wohnt der halbbewußte Humor ein; jenes kann vor Uebermaß des Bewußtseins nicht einmal zur Ahnung des Humors seiner Grazität kommen.

Die Reifröcke, die kunstreichen Toupés, die gestickten Atlasschuhe mit den hohen rothen Absätzen, die langen Schleppen von drap-d'or und die Fächer von duftendem Sandelholz haben ihre Poesie: — es liegt eine versteckte Satyre in ihnen. Die Grobheit des alten Jagdjunkerthums ist eine göttliche Geobheit; die Absonderlichkeiten und Grillen des ächten alten von Gott und der Welt verlassenen Landadels machen einen heiteren Eindruck, denn sie sind aus einer Ueberfülle von Solidität und Ehrwürdigkeit entsprungen. Gewiß, es thut manchmal recht wohl, sich in den stillen, ehrbaren patriarchalischen Kreis der alten Aristokratie einzuträumen. Das moderne vornehme Wesen dagegen entbehrt des inneren künstlerischen Charakters, ihm gebricht die Idee und seine Darstellung reduzirt sich, wie namentlich bei mehreren dichtenden aristokratischen Damen, auf artistischen Prunk und eine gewisse poetische Etikette der Staffagen und bleibt dabei ideenlos.

Es ist sehr beachtenswerth, wie sich die Poesie des aristokratischen Behagens gleichmäßig ein Terrain erobert, zur Seite der Proletarierdichtung. Beide sind Extreme, und es bedarf wahrlich des Genius des wahren Künstlers, um ihnen das Maaß der reinen Kunst zu retten. Auf der Einen Seite wird leicht die noble Süffisanz blos mit dem hohlen Luxuswerk der Ueberfeinerung in Wort und Geist kokett prahlend, zum farbenschillernden aber gedankenarmen Stillleben erstarren; auf der anderen erfaßt der wilde Drang der persönlichen Leidenschaft den Dichter, wird Herr über ihn und läßt das Elend des Jahrhunderts in karikirten Titanenfiguren gegen unsre Phantasie anstürmen, wo der Weltgeist, der im Zermalmen erhebt, ernst, streng und gemessen, wenn auch rachend über die Bühne schreiten sollte. Die Dichter der heiteren, glücklichen Sinnesart wenden sich leicht den Schilderungen des aristokratischen Lebens zu, und vor Vielen scheint Levin Schücking zu diesen glücklichen Dichtern zu gehören.

Ich habe verschiedentlich bereits den Standpunkt angedeutet, von dem der Schücking'sche neue Roman, — wie der Leser sieht, deute ich ihn fast gleich einer Perikope zu weiteren Erläuterungen aus — beurtheilt werden will. Er ist ein Rococo-Genrebild, ein Stillleben, aber keines jener ideenarmen, die blos in Farben schillern, ein anmuthig

Digitized by Google

ausgeführtes Familienstück aus der vornehmen Gesellschaft. Die strenge Kritik wird sich vielleicht minder günstig aussprechen über die Oekonomie und Anlage des Ganzen, über die allzu sorglos verknüpften Fäden der Handlung. Sind nicht die Charaktere da nur lässig skizzirt, wo sie ausgeführt sein sollten? Blendet diese überreiche Mannichfaltigkeit der Situationen nicht allzusehr und zwar zumeist deßwegen, weil sie mit großer Frische und Farbenpracht, mit großer Virtuosität der Technik gemalt sind? Vielleicht sucht Ihr auch ein tieferes Interesse des Konfliktes und der Lösung vergebens, Ihr findet die ganze Fabel von der zweifelhaften und zuletzt enthüllten Geburt des Helden zu wirkungslos; die Resultate der Erzählung scheinen Euch in keinem Verhältniß zu stehen mit der Masse und Bedeutsamkeit der zusammenwirkenden Personen, mit der Fülle der Schilderungen. — Aber grade diese Mängel sind es, die ich rühmen möchte, durch diese Nonchalance, die mit dem Schema der Erzählung, mit Verwicklungen und Entwicklungen etwas leichtsinnig umspringt, ist viel gewonnen. Das Wunderbarliche der Ereignisse in unnatürlich spannenden dramatischen Schlageffekten hat lange genug für das Poetische im Roman gelten müssen: lasset jetzt einmal in ächt epischer Weise Stimmung, Kolorit, Situation die Poesie des Romanes sein und Ihr werdet an tiefer Befriedigung, an der Harmonie der Eindrücke gewinnen, was Ihr an überreizter Aufregung gerne verloren geben solltet. Alle unsere Kunst dringt darauf hin, die Genremalerei des Individuellen zur Genremalerei des Historischen, des Nationalen zu erheben; die Gluth des Kolorites, Duft und Schmelz der Farbe — das waren die großen Faktoren, aus denen dem Genre und der Landschaft des 17ten Jahrhunderts, zwei ächt germanischen Kunstgattungen, das Recht erwuchs, eine Epoche zu bilden. Stimmung — Kolorit muß auch unsre Dichtungen groß machen, sie gehen ja hervor aus dem eigensten was wir besitzen, aus unserm deutschen Gemüth! Wir müssen „Zeiten und Sitten" malen, nicht junge Herren und Damen — mögen sie sein, was sie wollen, Helden, Phantasten, Künstler, Naturbursche, Karrenschieber und guter alter Adel! — — die sich vertieben und schließlich betrothen oder auch nicht.

Pariser Briefe.

(Fortsetzung.)

Mehr Glück wird nach Berichten aus Baden-Baden Madame Aston bei den Pariser machen, die sich dermalen in dieser Villa von Europa die Tage verkürzen Man soll sie mit Sehnsucht dort erwaeten. Freilich ist eben nicht mehr die Zeit und die Franzosen sind am wenigsten eine Nation der Art, daß sich vor ihnen zurückziehen müßte, wer in einen ärgerlichen Prozeß verwickelt war. Der Schemel des Assisengerichts ist ein Piedestal, auch wenn man nicht einen Gatten vergiftet hat. Der Atheismus ist ein so seltenes Verbrechen! Er ist die Verleugnung jedes keuschen Gedankens, jedes erhebenden Gefühls, jeder edlen Eingebung; er ist mit einem Wort die Verleugnung des Weibes Ich will dem ausgesprochenen Uriel meine Achtung nicht versagen, aber ich kann Madame Aston nicht für eine Atheistin halten. Die Tochter eines Pastors von Magdeburg erregte sie im Alter von siebzehn Jahren durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Herrn Aston und vermählte sich diesem. Schon vor dem Ende des Honigmonds suchte sie bei einer Jugendfreundin Zuflucht. Man ist noch keine Atheistin, wenn man mit seinem Mann nicht leben kann. Später machte Madame Aston durch einige Unbesonnenheit von sich reden, sie zeigte sich als als eine excentrische Natur. Thatsache ist wenigstens, daß sie Männerkleider trug, Cafe's und Brauhäuser besuchte, wahrscheinlich auch viel Cigarren rauchte, und sich in die Gesellschaft der esprits forts von Berlin mischte. Deßhalb ihr Prozeß. Alles, was man sich Vages darüber erzählt, wird durch ein Buch Aufklärung erhalten, welches Madame Aston in ihrem Exil unter dem Titel: „Zwei Tage aus dem Leben einer Frau" herauszugeben beabsichtigt. Wahrscheinlich wird die Verfasserin darin an die Lifewelt appelliren; wir wollen sehen, ob wir eine Atheistin in ihr kennen lernen.

In den jüngsten Wochen haben wir einen jungen, sehr bedeutenden Orientalisten verloren. Charles von Ochoa war einer der ausgezeichnetsten Schüler der königlichen Schule für orientalische Sprachen. Sein hingebender Eifer für die Wissenschaft hatte ihm die Liebe und Achtung der einflußreichsten Männer gewonnen. Durch den Director der Colonien dem Minister des öffentlichen Unterrichts vorgestellt, wurde ihm eine Mission zu wissenschaftlichen, vornehmlich literaturhistorischen Zwecken nach dem mittleren Asien übertragen, und Herr von Ochoa hat sich dieses großen Vertrauens würdig gezeigt. Tiefeingehende Studien, die er im Sanskrit, im Indischen und Persischen gemacht hatte, seine umfassenden Kenntnisse in den neueren Sprachen, seine geistige Energie, seine Beobachtungsgabe und sein Scharfsinn machten ihn wie Wenige geeignet für die Zwecke, mit denen man ihn beauftragt hatte. Mitten auf seiner Reise von der Krankheit befallen, welcher er nachher unterlegen, war er leider genöthigt, seine erfolgreichen Forschungen einzustellen und nach Frankreich zurückzukehren. Indessen ist seine Mission, wenn sie auch unvollendet blieb, doch für die Wissenschaften von herrlichen Resultaten begleitet gewesen. Ochoa hat eine reiche Sammlung mitgebracht von Manuscripten des Sanskrit, andre der Maratten, Hindus, Perser u. s. w.; mehrere Copien von höchst merkwürdigen Handschriften, die unter seiner Aufsicht von eingebornen Gelehrten der Länder, welche er bereiste, angefertigt wurden, ferner Abhandlungen über die Parsen und die werthvollsten Documente über die Religion der Djains und aller religiösen Sekten des Buddhaismus, die Burnouf, ebenfalls ein bedeutender Orientalist, in sehr lehrreichen Abhandlungen veröffentlicht hat.

Mit eben so vielem Eifer als Erfolg hat der junge Reisende die noch fast unbekannte Literatur der Maratten studirt, viele Biographien und lange, interessante Auszüge aus den Werken einer Menge von Dichtern in diesem Theile Asiens gesammelt, dessen Kultur und Civilisation für unsre wissenschaftlichen Bestrebungen eine noch wenig ausgebeutete Quelle ist.

Aber vor andern war es die asiatische Religionsanschauung, der indische und persische Mysticismus, denen Ochoa seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Sein frommes, weiches, zur Melancholie hinneigendes Gemüth suchte Sättigung in der beschaulichen Andacht, wie er sie dort vorfand. Er verkehrte gern mit den Anachoreten jener fernen Himmelsstriche, mit den Einsiedlern, die bei Bettelsack und Rosenkranz sich glücklicher fühlen, als alle Sultane. Sie mußten ihm Rechenschaft geben über die Mysterien ihrer verzückten Anschauung von der Gottheit mitten unter den Wundern des Nil und der orientalischen Natur. Alle diese mit Vorliebe betriebenen Studien waren nur Vorbereitungen zu umfangreichen Werken über den alten asiatisch-

Digitized by Google

schen Acertismus, der mit dem religiösen Mysticismus christlicher Genossenschaften so viele Verwandtschaft hat.

Die Sammlung, welche Ochoa hinterläßt, umfaßt mehr als hundert Bände, alle in Indien gedruckt und von Priestern oder Gelehrten der verschiedenen Secten in Hindostan und Persien herausgegeben. Sie beziehen sich meistens auf die religiöse Bewegung in diesen Ländern, und der Werth dieser Bücher ist für die Orientalisten um so größer, als sie bis auf unsere Tage unter der trostlosen Stabilität und dem Kastengeist der asiatischen Volksstämme begraben lagen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Dwarkanauth Tagore, dieser merkwürdige Mann, welcher vor acht Tagen in London sein bewegtes und thätiges Leben beschloß, stammte aus einer jener erlauchten Brahminenfamilien Hindostans, welche schon vor Jahrhunderten in ihrem Vaterlande das Vorrecht besaßen gewisse Heiligthümer zu verwalten, denen die gewöhnlichen Mitglieder der priesterlichen Aristokratie nicht nahen durften. Sein Rang war demnach so hoch, daß er den Titel „Rajah," d. h. Fürst, welchen ihm ein Generalstatthalter von Indien anbot, ablehnte und bei seinem ersten Besuche nach Europa sich selbst weigerte die englische Ritterwürde anzunehmen. Weit höher aber ist der Rang, welchen ihm die Gedenkbücher der Culturgeschichte anweisen werden. Nicht nur kannte seine Wohlthätigkeit keine Grenzen und erstreckte sich mit gleicher Freigebigkeit auf Hindus, Mutelmänner, Juden und Christen: seine Bestrebungen für die sittliche und geistige Hebung seines verwechlichten und entarteten Volks erhoben sich zu einer Großartigkeit, die nur derjenige ganz würdigen kann, welcher die Macht der tausendjährigen religiösen, nationalen und gesellschaftlichen Vorurtheile kennt, mit denen bei seinen ruhmwürdigen Unternehmungen der einzelne Mann zu kämpfen hatte. Mit fürstlicher Munificenz stiftete er Schulen und förderte er die in Calcutta blühenden academischen Anstalten: überall wo es galt Kenntnisse zu verbreiten, nützliche Neuerungen einzuführen, alte Mißstände zu beseitigen, war man seiner unermüdlichen Mitwirkung sicher. Man kennt den Abscheu, welchen die Berührung der Leichname den Hindus einflößt. Dwarkanauth Tagore theilte diesen Abscheu im vollsten Maße, aber er sah wohl ein, daß ohne gründliche anatomische Studien an eine Reform der alten abergläubischen Heilkunde Hindostans nicht zu denken sei. Als es daher galt in London ein anatomisches Collegium für junge Hindus zu eröffnen, war Dwarkanauth Tagore, um den von ihm unterstützten Zöglingen Muth einzuflößen, selbst bei den ersten Sectionen zugegen, und obwohl von physischem Widerwillen fast überwältigt, hielt er doch bis ans Ende tapfer aus, gestärkt durch das Bewußtsein, daß er damit seinem Vaterlande einen unermeßlichen Dienst erweise. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Freude, zwei dieser Zöglinge nach absolvirtem chirurgischem Cursus in ihr Vaterland zurücksenden zu können. Um sich zu unterrichten bereiste dieser merkwürdige Brahmine die meisten Länder Europas, und um dies zu können erlernte er mit großen Anstrengungen die französische Sprache. Als musikalischer Dilettant nahm er eine nicht gewöhnliche Stufe ein; Gemälde und Statuen fanden in ihm einen eifrigen Bewunderer und einen freigebigen Käufer. In Indien, kann man sagen, entstand keine gemeinnützige Anstalt ohne seine reichliche Beisteuer; kein kaufmännisches Unternehmen bedurfte Rath oder Unterstützung, dem er nicht beides gewährte; kein Fremder und Hülfsbedürftiger kam zu ihm, der nicht seine Gastfreiheit und Großmuth zu rühmen hatte und er verdiente daher wohl, daß die eingebornen und die europäischen Einwohner Calcutta's sein Bildniß in der Stadthalle aufhängen ließen und ihm die Aufstellung seiner Marmorbüste votirten. Bei seinen Bestrebungen kam ihm übrigens ein königliches Vermögen zu Statten; sein Grundbesitz in Indien soll so groß seyn, daß die indische Compagnie davon jährlich 10 Lac Rupien oder 100,000 St. an Steuern erhebt. Wes. Ztg.

*** Der Verein der deutschen Bühnen, von dem früher berichtet worden, hat laut der „Allg. Ztg." in der letzten Zeit bedeutend an Ausbreitung gewonnen. Es gehören jetzt zu diesem Kartellvertrag die Hoftheater von Berlin, Oldenburg, Hannover, Weimar, Stuttgart, Schwerin, Strelitz, Darmstadt, Detmold, München, Dresden, Kassel, Wiesbaden, Coburg-Gotha, Braunschweig, denen sich bereits auch ein großer Theil der bedeutenderen Stadttheater wie Nürnberg, Danzig, Hamburg, Frankfurt a. M., Leipzig, Königsberg, Mannheim angeschlossen hat. Um allmälig sämmtliche deutsche Bühnen auf das Rechtsgebiet des Theatervereins hinüberzuziehen, dürfte besonders der Umstand förderlich sein, daß nach einer in dem Vertrag enthaltenen Stipulation jede Hoftheaterdirektion sich verpflichtet, dahin zu wirken, daß in Zukunft allen Theaterdirektoren innerhalb der Landesgrenzen bei der Konzession die Bedingung gestellt wird, den Inhalt des Bühnenvertrags auch für sich als geltend und bindend anzuerkennen. Nur durch den Ausschluß der österreichischen Bühnen wird dem deutschen Theaterverein immer eine auffallende Lücke bleiben. Da nämlich das Burgtheater in Wien seinen Beitritt entschieden verweigerte, so sind auch die übrigen Bühnen Oesterreichs nicht zum Anschluß eingeladen worden. Als Zentralpunkt der Geschäftsführung des Vereins ist die Generalintendantur in Berlin gewählt. Corresp.

*** Die erste dramatische Bearbeitung des „Masaniello von Neapel" rührt von Christian Weise (gest. den 30 April 1642 zu Zittau) her. Sein Trauerspiel „Von dem neapolitanischen Rebellen Masoniello" wurde als Schulkomödie in Zittau zu vielen Malen von den Schülern des dortigen Gymnasiums aufgeführt; gedruckt ist es in dessen „Zittauischem Theatrum" ebendaselbst 1683, also 35 Jahre nach Masaniello's Verschwörung. M. Z.

*** Als Mad. Catalani in Karlsbad war, wurde sie auch Goethe vorgestellt. Die Sängerin wollte dem Dichter eine Artigkeit sagen, und fragte ihn: „Sind Sie schon lange von Paris weg?" — „Ich war niemals dort." — „Schade, denn Sie hätten gewiß Ihre Freude daran gehabt, wie Potier Ihren Werther spielt." Potier spielte aber in einer Parodie des berühmten Romanes, welchen die Primadonna gar nicht kannte. Hmrst.

*** Den größten Kammerdiener in Europa hat gewiß der Großfürst-Thronfolger von Rußland; dieses Mammuth unter den Kammerdienern mißt 7 Fuß 8 Zoll rheinisch, und ist erst 38 Jahre alt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 12. August. Titus, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart.

Donnerstag, den 13. August. Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Ayrenhoff. (Letzte Gastrolle) Mrugier: Herr Koch, vom Hoftheater zu Cassel. Hierauf: (Zum Erstenmale wiederholt) Der Dachdecker, Posse in 1 Akt und vier Tableaux, von Angely. (Letzte Gastrolle) Petzold: Herr Koch.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 223. Freitag, den 14. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Aus Furcht vor der Ansteckung hatten die Verbündeten ihre proscribirten Zusammenkünfte auf Zitza für's Erste aufgegeben, und begnügten sich einstweilen damit, öftere Sendungen von Pulver und Waffen dahin abgehen zu lassen, die von Rifat und Demetrius sorgfältig in den unterirdischen Gewölben versteckt wurden.

„Diese Anhäufung von Kriegsmunition gefällt mir nicht," wiederholte der Gärtner bei jeder neuen Sendung. „Sollte die Verschwörung der Aufrührer vor ihrem Ausbruche entdeckt werden, so sind wir unvermeidlich in die Schlinge gezogen."

„Die Pest ist eine gute Schildwache," entgegnete Demetrius im zuversichtlichen Tone.

„Hm!" erwiederte Rifat. „Dein Vorposten flößt mir eben kein blindes Vertrauen ein. Ich weiß, der Pascha ist von der Kabale seiner Gemahlin, ihn bei dem Sultan als heimlichen Anstifter der Empörung anzuschwärzen, unterrichtet. Kein Hinderniß wird ihn daher abhalten, sich durch eine Entdeckung bei der Pforte zu rechtfertigen."

„Gehört der Armenier auch zu den Verbündeten?" fragte der Dolmetscher.

„Ja und Nein," entgegnete Rifat schlau. „Auf jeden Fall aber wird er keine öffentliche Rolle dabei übernehmen."

„Warum nicht?" forschte Demetrius weiter. „Sein Rang und sein bedeutendes Vermögen würden ihm jedenfalls einen wichtigen Einfluß verschaffen."

„Das hat nun so seine eigene Bewandtniß, die ich Dir nicht klar auseinandersetzen darf," antwortete der Blumenhändler ausweichend. „Genug, der Armenier mögte wohl Theil an dem Freiheitskampfe nehmen, aber nicht mit den an der Spitze stehenden Franken in den Streit ziehen."

„Seltsam!" bemerkte der Dolmetscher. „Ohne der Franken Zuthun wäre wohl schwerlich die Gährung in dem Griechenvolke zur Reife gekommen."

„Möglich," versetzte Rifat. „Allein Baselaiki's Abneigung gegen die Franken ist größer, als seine patriotische Gesinnung; d'rum verhält er sich dem Anscheine nach ruhig und macht sich auf diese Weise beiden Parteien verdächtig. Schon läßt der Statthalter alle seine Schritte von geheimen Kundschaftern beobachten; und sollte er auf seiner jetzigen Reise Argwohn erregen, so mögte ich seinen Kopf nicht auf meinen Schultern tragen."

„Hat Dir der vertraute Zugang in Deines Gebieters Wohnung nicht die Ursache seines Widerwillens gegen die abendländischen Christen entdeckt?" fragte Demetrius. „Ich erinnere mich dunkel vor langen Jahren von einer geheimnißvollen Begebenheit gehört zu haben, nach welcher des Armeniers schöne Gattin plötzlich gestorben sein soll."

„Weibergeschwätz," versicherte der Gärtner kaltblütig. „Sei überzeugt, daß Baselaiki's Gattin eines natürlichen Todes gestorben ist."

Hier wurde das Gespräch der beiden Freunde durch Klopfen an dem Thore unterbrochen.

„Geh', Saruka, und sieh nach, wer klopft," rief der Gärtner seinem in einiger Entfernung mit dem Einsammeln von Melonen und Feigen beschäftigten Weibe zu.

Bald kam sie bestürzt mit der Nachricht zurück, daß Baselaiki vor dem Thore halte.

„Geschwind, Demetrius, verschütte den Eingang zu den Gewölben und halte Dich mit den Franken verborgen; wir sind sonst Alle verloren."

Mit diesen Worten eilten Rifat, den gefürchteten Gebieter zu empfangen.

Von dem ihm abgesandten Boten verfehlt, hatte Baselaiki seinen Rückweg in völliger Unwissenheit über die in Salonich ausgebrochenen Seuche angetreten. Aber bald umringte auch ihn von allen Seiten die drohende Todesgefahr. Genöthigt, die verödetsten Umwege aufzusuchen, entließ er seine Diener und langte endlich nach langer Wanderung mit seinem treuen Löwen leidend und abgemattet auf Zitza an, wo er schon nach wenigen Tagen ernstlich erkrankte.

Ischariot war nach Leilah's Entfernung mit unaussprechlicher Bangigkeit an Esther's Lager geeilt. Nicht daß er für die eigene Sicherheit Sorge trug, aber sein erfahrenes Auge sollte ja mit einem Blick über den Tod oder das Leben der geliebten Gattin urtheilen.

„Schläfst Du, Esther?" flüsterte er, ihre schlaffe Hand zitternd ergreifend; sie war trocken und glühend heiß; er schauderte zusammen und wiederholte mit steigender Angst: „Schläfst Du, meine Esther?"

„O, im Namen Jehova's, reiche mir einen Trunk Wasser," stammelte die Kranke. „Meine Zunge ist zur Flamme geworden, in meiner Brust haben sich glühende Kohlen gesammelt. O, wer Ihr auch sein möget, nur ein Tropfen kühlen Wassers, und Abraham's Segen träufle wie erquickender Morgenthau auf Euer Haupt herab."

Ischariot schwankte ohne aufzublicken von dem Krankenlager hinweg. Nachdem Esther das Glas gierig ausgeleert hatte, faßte er den Muth, sein Auge forschend auf das theure Antlitz zu richten. Die bleichen Lippen waren zu einem krampfhaften Lächeln verzogen, das verglaste Auge starrte ohne Sehkraft vor sich hin, blaurothe Flecken besäten die aufgedunsenen Wangen. Der Gatte sank mit einem dumpfen Schrei des Entsetzens in die Knie. Die untrüglichen Zeichen der Pest hatten sich ihm in ihrer schreckhaftesten Gestalt offenbart.

Digitized by Google

„Gott meiner Väter, es ist die Pest! Erbarmen! Erbarmen!“ stammelte er, seine Hände krampfhaft faltend, mit gebrochener Stimme vor sich hin.

Esther erwachte aus ihrer momentanen Erstarrung.

„Diese Stimme weht mich kühlend an,“ sagte sie in klanglosen Worten; „und doch sind alle Freunde von meinem Lager geflohen und lassen mich langsam verschmachten. Ziehe mir den schwarzen Schleier von den Augen, damit ich Dich erkenne, Du mitleidiger Mann! Das Brausen in meinen Ohren läßt mich nicht Deine Stimme unterscheiden.“

„O Gott Abraham's und Jakob's, entferne von Deinem Kinde den Engel des Todes,“ schluchzte der Greis, seine Blicke verzweiflungsvoll gen Himmel erhebend.

„Ah, diesen Laut der Liebe habe ich mit dem Herzen vernommen,“ fuhr die Kranke lauschend fort. „Sage, bist Du nicht Anastasius, der zu meiner Rettung herbeieilt?“

Ischariot drückte die gekreuzten Hände auf die schwer wogende Brust, beugte sich über die Gattin und seine Lippen berührten ihre fieberglühende Stirne.

„Sie wird glauben, es sei der Grieche und ihre Schmerzen werden sich lindern,“ sagte er sich leise.

Esther, von Seligkeit überwältigt, ließ ihr erstaunt emporgehobenes Haupt ermattet auf das Kopfkissen zurücksinken. Einige kurze Stunden nährte der treue Gatte die Hoffnung, sie durch seine sorgsame Pflege zu erhalten, wie er einst ja selbst von der furchtbaren Krankheit genesen war. Noch hatte die Seuche den entzündeten Pestbeulen ihr schwarzes Todtensiegel nicht aufgedrückt, und der Kranken beseligender Wahn, schien die Fortschritte der Zerstörung aufzuhalten; aber nur zu bald enthüllten sich dem erfahrenen Greise die unverkennbaren Anzeichen der herrannahenden Auflösung.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

(Schluß.)

Voll Sinn und Geschmack für schöne Kunst hat Ochoa auch eine große Anzahl von Porträts, Abbildungen, Facsimiles und Manuscripten der Sanskritsprache über indische Kunst und Architectur gesammelt. Es steht zu hoffen, daß der Minister von Salvandy, ein ächter Förderer der Wissenschaft, alle diese wichtigen Documente einem unsrer Orientalisten anvertraut, damit dieser sie ordnen und die Entwürfe des jungen Forschers wenigstens einigermaßen zur Ausführung bringen könne. Am meisten bleibt zu beklagen, daß die Tausende von historischen und literarischen Details, die Reiseeindrücke, die individuelle Auffassung asiatischer Lebens- und Denkweise, Schätze, die man nur dem Herzen und dem Gedächtniß anzuvertrauen pflegt, mit dem früh Verstorbenen unwiederbringlich begraben sind. Indessen wird binnen Kurzem eine Uebersetzung von Gulistan: „das Rosenthal von Saadi“, ein moralisches Werk aus dem dreizehnten Jahrhundert, erscheinen, und zwar bereichert mit mehreren kleinen persischen Dichtungen, die neu aus Manuscripten copirt sind. Dieses Buch hat Ochoa noch in seinen letzten Augenblicken beschäftigt.

Eine andere literarische Novität, die wir nächstens erwarten, ist eine französische Uebersetzung der Werke Ludwig Tieck's, dieses allerliebsten Reisenden im Blauen, und wir machen den Deutschen ein kleines Gegengeschenk mit der „Geschichte der flamändischen und holländischen Malerei“, von Arsene Houssaye, einem vortrefflichen Buch, von dem Teubner in Leipzig eine deutsche Bearbeitung mit in Paris gestochenen Kupfertafeln in Folio veranstaltet.

In unserer Schule für schöne Künste hat sich denn endlich auch ein Museum der griechischen und römischen Sculptur aufgethan, — aufgethan in einer höchst seltsamen Weise, nämlich nur für die Zöglinge der Kunstschule und zwar gegen Eintrittskarten, nicht aber für das größere Publikum. Warum? weiß Ihnen Niemand zu sagen. Wenn man uns wöchentlich nur einen Tag zur Ansicht dieser Kunstschätze vergönnen wollte! Von den tausend Herrlichkeiten, die man aus der Blüthezeit Griechenlands und Roms in schön gelungenen Abgüßen aufgestellt hat, sind Ihnen die meisten aus eigner Beschauung in den deutschen Museen bekannt, als die Minerva vom Vatican und die von Albani, die Diana von Gabii, der Antinous aus dem britischen Museum und der vom Vatican, Polyhymnia, Domitian, Herkules Commodus, der sterbende Gladiator aus dem Capitol, der Faun aus dem Museum von Neapel, der Schleifer aus der florentinischen Galerie, der Borghesische Hermaphrodit, Germanikus, die Amazone und vieles andre; dann eine Menge von größeren und kleineren Basreliefs aus verschiedenen Epochen, Capitäler, Friese, Vasen u. s. w. — Vielleicht daß der Besuch dieses großartigen Museums erleichtert wird, wenn es einmal ganz vollendet ist.

Vor mehr als einem Jahrtausend, im Jahr 807, hat der Kalif Harun al Raschid dem großen fränkischen Kaiser Karl eine Pendule geschickt; sie war die erste, die man im Abendland gesehen hat; Kunst und Wissenschaft wurden damals noch im Orient gepflegt. Heute ist es umgekehrt und Ludwig Philipp bezahlt die alte Schuld Karls des Großen einem Herrscher, der in mancher Beziehung dem berühmten Kalif von Bagdad verglichen werden kann. Der König der Franzosen hat nämlich für Mehemed Ali eine Pendule anfertigen lassen, die wir neulich auf einer Ausstellung als herrliches Meisterstück zu bewundern Gelegenheit hatten; das Gehäus der Uhr, ganz aus Porzellan, ist ein vollgültiges Zeugniß für den Kunstfleiß von Sevres.

Auch Spanien will seinen großen Männern Denkmale bauen. Nach Briefen aus Sevilla hat die dortige Kunstakademie in einer außerordentlichen Sitzung einstimmig einen Obelisken votirt zum Gedächtniß des berühmten spanischen Malers Bartholomäus Esteban Murillo. Eine Subscription ist bereits aufgelegt. Der größte Theil der Bilder von Murillo befindet sich in Spanien, und zwar sind die schönsten, ehedem im Escuriat, heute in dem Madrider Museum aufgestellt. Sevilla, welches seit einigen Jahren eine Gemäldegallerie besitzt, hat den Schöpfungen dieses Meisters einen besonderen Saal gewidmet. — —

Alexander Dumas, der Ueberall, und Thiers, der Nirgends, befinden sich eben beide in Haore; der David der Politik neben dem Goliath der Literatur. Man erzählt sich allgemein, der Verfasser des Monte Christo gehe jetzt niemals aus, ohne sich von einem Ries Papier begleiten zu lassen, damit im Fall einer Inspiration, einer göttlichen Idee, diese der Welt nicht verloren gehe.

In Haore geht es überhaupt in diesem Augenblick lustig zu. Nachdem uns schon die Bäder die vornehme Welt entführt haben und während sich noch die Männer des Staats auf dem Wahlfeld tummeln, sehen wir auch unsre Schiffer und Fischer Paris verlassen, um an der Regatta

Digitized by Google

in Havre Theil zu nehmen. Weinet, ihr Nymphen von Vaux! Und ihr, Tritonen, Undinen, Sirenen, erfüllet das Schilf mit euren Klagen! Die Seine hat ihre Poesie verloren und ihre Echo's weckt nicht mehr der taktmäßige Ruderschlag, sich harmonisch vereinend mit den lieblichen Sängen der Schiffer. Die Masaniellos des Pont Royal, festlich in ihre rothwollenen Hemden gekleidet, sind nach Havre geeilt, weil sie nach Venedig nicht kommen können, nach Havre, wo das Programm eines fröhlichen Tages Gondelfahrten, Barcarolen, farbige Lampen und Wassermusiken verheißt. Nichts wird fehlen bei diesen Herrlichkeiten, nichts als die Verse eines Tasso. Hörte man nicht statt italienischer Poesie etwas derbe normannische Lieder, man könnte sich unter den Himmel Hesperiens versetzt glauben.

Es ist stille in der ungeheuren Weltstadt, und wir sind gerade jetzt in der rechten Stimmung, einen Gang nach der Kirche St. Germain l'Auxerrois zu machen, um die herrliche goldne Lampe mit prachtvoller Ciselirarbeit zu betrachten, welche die Königin der Franzosen diesem Gotteshaus zum Geschenk gemacht hat. Sie ist in dem Chor angebracht, vor dem Hochaltar, und ein süßduftendes Oel nährt darin Tag und Nacht die unverlöschliche Flamme. Wenn ihr in Andacht versunken eure Stirnen auf den Betstuhl neigt, ihr schönen, frommen Pariserinnen, wenn euer Gebet mit den aromatischen Düften der Lampe emporsteigt, die euch an die unglückliche Mutter eines Sohnes erinnert, mit welchem Frankreich tausend Hoffnungen zu Grabe getragen hat, dann gedenkt auch der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, der Jugend und Schönheit, des weltlichen und geistigen Reichthums! —

Literaturbericht.

„Teras. Geschildert in Beziehung auf seine geographischen, socialen und übrigen Verhältnisse mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Colonisation. Ein Handbuch für Auswanderer nach Teras. Seinen deutschen Landsleuten gewidmet von Carl, Prinzen zu Solms-Braunfels. Nebst zwei Karten von Teras." 126 S. 4°. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer.

Mit warmer Theilnahme lesen wir von den Tausenden unsrer Landsleute, welche dem fernen Teras zuwandern, ihm ihre Zukunft und das Wohl ihrer Familien anvertrauen. Daß sie in jener zweiten Heimath Glück und Wohlstand finden mögen, daß deutscher Sinn und deutsche Sitte sich unter ihnen lebendig erhalten, und ersprießliche Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und seinen fernen Söhnen eröffnen mögen, welcher Deutsche wird dieß nicht innig wünschen? Solchergestalt ist die Terasfrage gleichsam zur deutschen Nationalsache geworden. Je häufiger aber unklare Ansichten oder übertreibende Berichte über die dortigen Verhältnisse in Umlauf kommen, desto willkommner muß uns Aufklärung und Beruhigung sein. Prinz Carl von Solms-Braunfels ist bekanntlich einer der Gründer des Vereins zur Beförderung der Auswanderung nach Teras; er war selbst an Ort und Stelle, um mit Hand anzulegen zur ersten Einrichtung der Ansiedler. Das Resultat seiner Erfahrungen und Beobachtungen liegt nun in der genannten Schrift vor uns. Ihr Inhalt zerfällt in zwei Abschnitte. I. Kurze Geographie von Teras. II. Ueber Colonisation im Allgemeinen, und insbesondere über die deutsche Ansiedlungen. Ein besonderer Anhang verbreitet sich über den Einfluß der Annexation von Teras auf die deutsche Colonisation und auf den Zustand des Landes im Allgemeinen. Im 1. Abschnitte finden wir, nach einer Darstellung der topographischen und klimatischen Verhältnisse, eine Schilderung des socialen Zustandes in Bezug auf Charakter der Einwohner, Religion, Gerichtspflege ꝛc. Der Verfasser hat hier keineswegs seinen Landsleuten ein Eldorado vorgemalt; er schildert ihnen ohne alle Schminke den Charakter der Amerikaner und der (an Lastern und Gebrechen sie häufig noch überragenden) amerikanisirten Deutschen. Das Bild ist fürwahr kein geschmeicheltes, obgleich auch die Lichtseiten nicht verheimlicht wurden. Was in dem Buche über religiöses Sektenwesen gesagt wird, ist besonders für unsere jetzigen Zustände sehr beherzigenswerth. Den Schluß dieses Abschnitts bildet eine Angabe der verschiedenen Reiserouten im Innern von Teras. Im 2. Abschnitt geht der Verfasser in sehr ausführliche Details über die Ansiedlung der Deutschen in Teras ein. Er ertheilt ihnen für die Reise dahin, die Erfordernisse der Niederlassung, häusliche Einrichtung u. s. w. Rathschläge, welche den Betheiligten um so mehr zu statten kommen werden, jemehr sie von Erfahrung und eigener Einsicht in die Verhältnisse eingegeben sind. Der Verfasser verhehlt keine der Schwierigkeiten, die dem Ansiedler in jenem Lande entgegen treten, und nur durch oft Jahre lange Ausdauer glücklich überwunden werden. Nach seiner Ansicht soll nur Der, welcher die physische und moralische Kraft in sich fühlt, diesen Hindernissen zu trotzen, sich dem Unternehmen anschließen. Die Bestrebungen und Anordnungen des sogenannten „Adelsvereins" werden von dem Verfasser näher dargelegt, und zeigen sich da freilich in einem ganz andern Lichte, als manche befangene Stimme sie bisher erscheinen ließ. Was der Verfasser über die Vortheile äußert, welcher der deutschen Colonisation in Teras und durch sie mittelbar dem deutschen Vaterlande durch die Einverleibung von Teras in den nordamerikanischen Staatenbund in Aussicht stehen, ist von besonderem Interesse. Im Schlußworte ermahnt der Verfasser die Auswanderer nach Teras, an Glaube und Sitte der deutschen Heimath festzuhalten, und sich auch in weiter Ferne des deutschen Vaterlandes würdig zu zeigen. Die Schreibart des Buches ist einfach, durch Gemeinfaßlichkeit populär, ohne am geeigneten Ort der Wärme zu entbehren. Die beiden Karten bilden eine willkommene Zugabe des Werkes, welches Allen, die sich für deutsche Auswanderung interessiren, mit Recht empfohlen werden darf. tt.

Feuilleton.

*** Der erste Indianer, der bei den Cherokesen nach ihren eignen Gesetzen und von einem Cherokesen-Sheriff hingerichtet wurde war ein Mann Namens Nat. Er wurde vor einigen Jahren, etwa fünf Meilen von Van Buren, in Arkansas, gehängt, weil er einen andern Indianer, der Muskito hieß, ermordet hatte. Der Sheriff ließ in geringer Entfernung von der Gerichtsstube einen Galgen aufrichten; als der arme Sünder an denselben geführt wurde, fand es sich, daß dieser zu lang und der Galgen zu kurz war. Es mußte deshalb ein andrer Platz für die Hinrichtung aufgesucht werden. So verfügte sich denn der ganze Indianerschwarm, Nat und den Sheriff in der Mitte, an die Ufer des Arkansas, einen geeigneten Baum zu entdecken, an welchem der arme Sünder baumeln sollte. Nach einiger Zeit war ein hoher Baumwollenstumm mit einem starken, weit heraustragenden Ast aufgefunden, der nach der Meinung Aller — auch des Delinquenten? — zum schönen Zweck nichts zu wünschen übrig ließ. Nun, da Alles bereit war, drückte Nat den Wunsch aus, noch einmal in dem Fluß baden zu dürfen. Es wurde ihm erlaubt, während gute Buchen vom Ufer aus die arme Seele bewachen sollten. Nat stieg in das Wasser, that sich eine Weile gütlich, schwamm mit sichtlichem Vergnügen auf und nieder und kehrte

dann an's Land zurück, um seine traurige Rolle in dem letzten Akt des Dramas zu übernehmen. Der Sheriff forderte ihn auf, den Baum zu erklimmen, und der Henker kletterte ihm nach, den verhängnißvollen Strick in der Hand. Nat hat den langen Ast erreicht; der Sheriff wünscht, daß er sich so weit als möglich von dem Stamm entfernt auf den Ast setze; es geschieht; die Schlinge wird ihm um den Hals gelegt und das andre Ende des Stricks an dem Ast befestigt. Alle diese Vorbereitungen werden mit der äußersten Kälte gemacht und zwischen dem Sheriff und dem armen Sünder herrscht das beste Einvernehmen. Der peinliche Gesetzvollstrecker bedeutet Nat, er werde nun wieder hinabklettern und ihm dann ein Zeichen geben, wenn er, der arme Sünder, sich von dem Ast solle herabfallen lassen. Nat gibt durch mehrmaliges Kopfnicken seine Einwilligung zu erkennen. Der Sheriff erreicht den Boden, blickt hinauf nach dem Ast, auf welchem das unglückliche Opfer sitzt, und ruft diesem zu: „Nun, du rother Teufel, plumps!" Und Nat plumpst, um nach kurzem Todeskampf der schönen Welt Ade zu sagen. Seine kupferrothen Brüder bewunderten noch eine Zeit lange den baumelnden Leichnam, denn das Schauspiel einer so eigenthümlichen Halsgerichtsordnung war ihnen etwas Nagelneues. +++.

*** Eine kleine Probe deutsch-nordamerikanischen Zeitungsstyls findet man in nachfolgender Expectoration der deutsch-pennsylvanischen Zeitung „Morgenstern," gegen den Herausgeber einer andern Zeitung; sie lautet: „Derjenige, welcher die „Expreß" unter seiner Aufsicht hat, ist so flach (flat!) wie ein Pfannenkuchen. Seine Schreiberei grob wie Sandbohnenstroh; seine Witze scheinen an den Haaren herbeigezogen zu sein, und dasjenige, was aus dem dicken Dintkasten des Schreibers geflossen, klingt, als sei es mit einem Holzschlegel darausgegerbt worden. An und für sich selbst hat der Schreiber nur wenig und ganz erbärmliche Ideen und keine Fähigkeiten, die wenigen, die er hat, verständlich abzufassen; folglich muß das Wörterbuch und alle Zeitungen herholen, wenn der „Stern" erwiedert wird." Der gute Landsmann in der neuen Welt will es wahrscheinlich den Leuten beweisen, daß die Redensart: „Dem habe ich es deutsch gesagt" — mit „sackgrob sein" gleiche Bedeutung hat. A. Th. Z.

*** Seit einiger Zeit kommen mehreren Fremden, welche an der Wiesbadener Bank zu spielen pflegen, anonyme französische Briefe zu, worin dieselben aufgefordert werden Wiesbaden zu verlassen und sich nach Saxons (im Wallis) zu begeben, weil in dem dortigen Bade eine neue Bank errichtet worden sei, welche ihnen mehr Vortheil darbiete. Wir ziehen dieses heimliche Manöver an's Tageslicht, um zu zeigen, welche Mittel neue Bäder anwenden, die emporkommen wollen.

*** Das Memorial de Rouen berichtet einen Gebrauch, von welchem sich unseres Wissens auch in Italien und Griechenland Spuren finden, in folgender Weise: „Unter den abergläubischen Gebräuchen, welche das Mittelalter uns überlieferte, und die sich unter dem Landvolk fort erhalten haben, ist auch ein sehr sonderbarer, der sich zu Barentin jedes Jahr am 16. Julius erneuert. Ein ungeheurer drei bis vier Metres hoher Holzstoß wird in einem Hofe, wo eine Capelle steht, aufgerichtet. Der Geistliche begibt sich dahin, feiert die Messe, liest eine große Anzahl Evangelien den aus der Nachbarschaft zuströmenden Pilgern, und begibt sich dann, Kreuz und Fahne voraus, mit seiner Geistlichkeit zum Holzstoß, den er weiht, sodann anzündet und unter Absingung von Hymnen dreimal umkreist. Nach dieser Ceremonie zieht sich die Geistlichkeit zurück, und nun folgt eine höchst unordentliche Scene: die Menge stürzt sich auf den Holzstoß, und jedes sucht ein brennendes Stück zu erhaschen, um es in seiner Wohnung niederzulegen. Man betrachtet diese Stücke als kostbare Reliquien, welche die Kraft haben, das Dach, unter dem sie niedergelegt wurden, gegen den Blitz und die Bewohner gegen den Biß wüthender Hunde zu schützen. Das ist wenigstens die Erklärung, welche von den Landleuten gegeben wird." Ausld.

*** Die Sängerin M. schrieb an den Theater-Intendanten Herrn von L. Folgendes: „Euer Excellenz muß ich mit Klagen über die Regie unserer Oper beschwerlich fallen. Man hat die Oper „Aschenbrödel" ausgetheilt und die Partie des Aschenbrödels der 18jährigen Dem. B. gegeben. Nun ist Aschenbrödel doch offenbar die erste Liebhaberin im Stück, und Euer Excellenz wissen, daß ich seit 23 Jahren im Besitze dieses Rollenfaches bin." — Der Intendant antwortete: „Madame! Wenn Sie mir Jemand nachweisen können, der, als Sie 18 Jahre zählten, Ihr Liebhaber war und es bis zum heutigen Tag geblieben ist, so sollen Sie die verlangte Rolle erhalten." — Dieß muß übrigens schon vor längerer Zeit passirt sein, denn viele jetzige Intendanten haben die Courage nicht. Die Künstlerinnen in manchem unserer Theater sind lebenslänglich für das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen engagirt, darum werden oft auch diejenigen alt, welche auf ihre Stelle warten müssen.

*** Die „Dorfzeitung" bringt folgende merkwürdige Begräbnißanzeige. Der unbedeckte Sarg mit dem Leichnam des am 2. d. M. verstorbenen armen Schneidermeisters Sebastian Koch allhier wurde heute Vormittag, weil die bestellten Träger den Leichengeruch scheuten, durch den invalid gewordenen Abdecker Bieder nach dem Gottesacker auf einem Schiebkarren gebracht, an welchem die tiefbetrübte Wittwe des Verstorbenen sich vorspannen mußte. Wasungen, d. 5. Aug. 1816. Ein darüber erstaunter Bürger.

*** Ein wahrhaftiges Jammerthal gibt es auf der Insel Java. Es heißt das Giftthal und ist bis zu einer beträchtlichen Höhe mit kohlensaurem Gas angefüllt, welches aus den Ritzen und Spalten des Bodens strömt. Kein Mensch und kein Thier kann wieder umkehren, hat er einmal dieses Thal betreten; und man merkt die Gefahr nicht eher, als bis man schon, von dem giftigen Hauch der Atmosphäre getroffen, niedersinkt. Die Kohlensäure, aus welcher letztere vorzugsweise besteht, steigt bis zu 18 Fuß über den Grund des Thales empor. Vögel, welche in diesen Bereich kommen, fallen augenblicklich todt nieder, und ein Huhn, das man lebendig hinabwirft, stirbt, ehe es noch den Boden erreicht, der mit den Skeletten der verschiedenartigsten Thiere überstreut ist, die alle in diesem Thal des Todes umgekommen sind. +++.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 13. August. Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Albini. (Letzte Gastrolle) Mengler: Herr Koch, vom Hoftheater zu Cassel. Hierauf: (Zum Erstenmale wiederholt) Der Dachdecker, Posse in 1 Akt und vier Tableaux, von Angely. (Letzte Gastrolle) Petzold: Herr Koch.

Samstag, den 15. August. (Zum Erstenmale) Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen, von R. Beaudir. — Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in einem Akt, von Göthe.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 224. Samstag, den 15. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Während er sich einige Augenblicke in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, erwachte Esther, gleich als wolle ihre Seele noch einen Abschiedsblick auf den Geliebten werfen, zur vollen klaren Besinnung. Sie richtete sich auf ihrem Lager empor und rief, die Blicke in freudiger Ueberraschung herumsendend:

„Jehovah, ich bin zu neuem Leben genesen, die Blindheit ist von meinen Augen, die Last von meiner Brust gewichen!"

Der Gatte eilte an ihre Seite.

„Ischariot," fragte sie zitternd, „was kommt Ihr von mir zu verlangen?"

„Esther," schluchzte der edle Greis, „ich bin nicht hier, Dich zu belästigen, sondern Deine Leiden zu lindern."

„O, mir ist wohl und leicht," erwiederte sie mit mattem Lächeln und blickte bei diesen Worten schüchtern umher.

„Mein armes Weib," versetzte der vom Schmerz überwältigte Gatte, „Niemand hat sich Dir genähert in der tödtlichen Krankheit als Ischariot."

„In der tödtlichen Krankheit?" wiederholte Esther leise, die schwache Hand an ihre Stirn legend. „Doch nein! Das ist unmöglich," lächelte sie beruhigt, „sonst würde ja nur der Todesengel an meinem Lager verweilt haben. Nicht wahr, Ischariot, keine hülfreiche Hand naht sich den Verpesteten?"

Der erschütterte Greis ließ weinend das Haupt auf seine Brust sinken.

Der Anblick seines stummen Schmerzes durchzuckte wie ein Lichtstrahl Esther's Seele.

„Jehovah sei mir gnädig!" lallte sie mit schwerer Stimme. „Er, der schwer beleidigte Gatte, hat mir mit Aufopferung seines Lebens meine Sünde vergolten. Abraham, ergieße Deinen Segen über ihn, und Gott habe Erbarmen mit seinem Weibe!"

Mit diesen immer unvernehmlicher werdenden Worten verbarg sie das vom Todesschweiße bethaute Antlitz in die erstarrenden Hände und sank regungslos auf ihr Lager zurück. Als nach einer kurzen Pause Ischariot ihre Hände sanft wegnahm, berührte ihr letzter Lebenshauch seine Stirn.

Den folgenden Morgen stellte sich Daniel, wie gewöhnlich, am Pestgitter ein. Es war verschlossen, aber die Thorschlüssel lagen der Verabredung gemäß unter der Schwelle verborgen. Mit banger Ahnung trat der bestürzte Diener in die verödete Wohnung ein, und wandelte in den unbekannten stillen Räumen lange aus einer Thür in die andere, bis er an Esther's Sterbegemach anlangte; sein erster Blick fiel auf Ischariot, der, am Fuße ihres Lagers hingestreckt, das starre Auge auf die Leiche geheftet hatte und ihre Hand fest in der Seinigen hielt.

Nachdem Daniel der sofortigen Beerdigung seiner Gebieter mit frommer Ergebenheit beigewohnt hatte, ließ er die Schreckenskunde von deren Tod an Leilah berichten, erschien aber, aus Furcht den Keim der Ansteckung aufgefaßt zu haben, nicht wieder in Ischariot's Behausung.

Um diese Zeit hatte eines Tags der Armenier durch das Versprechen einer reichlichen Belohnung für sichere Nachrichten von seiner Familie den Gärtner bewogen, in die verpestete Stadt zu gehen.

Alle Straßen in dem fränkischen Quartiere schienen ausgestorben; die Jalousien der Wohnungen waren fest verschlossen; kein Laut, kein Fußtritt erschallte in der tiefen Todesstille. So wanderte Rifat lange mit bangem Herzen in der schauervollen Einsamkeit, bis ihn der Anblick von Vasilaki's Behausung noch bestürzter machte. Die weit offene Thorweg, die aufgerissenen Fensterflügel, das im Hofe zerstreut liegende Hausgeräth, verkündeten ihm nur zu deutlich, daß die Pest allverheerend darin gewaltet habe.

Mit angstbeflügelten Schritten eilte er von dieser grausenerregenden Stätte dem Palaste des Statthalters zu.

Dort war die wüthende Seuche, dem Gesetze Mahomed's gemäß, ohne Einfluß auf des Lebens rastloses Treiben geblieben. Youssouf's Gemahlin hatte in ihrer Nachbegier den von Rifat eingetauschten Siegelring an ihren Bruder als überführenden Beweis von des Paschas Verrätherei an dem Sultan abgesandt, und erwartete nun täglich die Strafe seines Verbrechens über ihn ergehen zu sehen.

Kaum hatte Fatme's vertraute Dienerin den Blumenhändler in dieses Geheimniß eingeweiht, als er sogleich mit seiner gewohnten Schlauheit den daraus möglicherweise zu ziehenden Vortheil berechnete.

„Die Hauptlinge der Aufrührer," dachte er, „sind theils von der Pest dahingerafft, theils entmuthigt und zerstreut worden; es wird lange dauern, ehe sie an die Ausführung ihres Unternehmens denken können; darum ist es weise, die Gelegenheit eines sichern Gewinns nicht entgehen zu lassen."

Nach diesem Entschlusse ließ er den Pascha um eine geheime Audienz bitten.

„Was ist Dein Begehren?" redete ihn Youssouf in strengem Tone an.

„Der Sclave kommt, seinen Gebieter aus drohender Gefahr zu erretten," entgegnete Rifat mit gekreuzten Armen die Stirn in den Staub beugend.

„Du?" fragte der Statthalter erstaunt. „Rede!"

„Eure Gemahlin," erzählte Rifat, „hat sich, ich weiß nicht auf welche Weise, einen Siegelring, das Kennzeichen der griechischen Bundesgenossen, zu verschaffen gewußt, und ihn, als Euch angehörig, Mehemed, ihrem Bruder am Hofe des Sultans überschickt."

„Du fabelst, Sclave," sagte Youssouf betreten und suchte umsonst seine Verwirrung zu verbergen.

Digitized by Google

Der Berichterstatter fuhr mit Nachdruck fort:

„In kurzer Zeit, vielleicht in wenigen Stunden, wird dieser hier anlangen, um Euch Rechenschaft abzufordern."

„Von wem hast Du diese Kunde?" fragte der Pascha.

„Gebieter," entgegnete Rifat mit unerschütterlicher Keckheit, „ich habe sie von dem Boten selbst erfahren, der Eurer Gemahlin die Botschaft von Mehemed's Ankunft überbringen sollte. Auf seiner Reise von der Seuche befallen, fand ich heute den Alten sterbend auf der Landstraße liegen; er beschwor mich, den Auftrag an die Prinzessin zu übernehmen, und gab mir zum Lohne diese zwei Kleinodien, die er vor nicht langer Zeit für eine wichtige Dienstleistung von ihr erhalten haben wollte."

Bei diesen Worten überreichte er dem Pascha Ring und Kapsel, mit welchen Fatme das Siegel der Aufrührer von ihm eingetauscht hatte.

Yousouf erkannte sogleich beide Gegenstände und zweifelte nun nicht länger an ihrem Racheplan.

Lange blieb er in düstres Nachsinnen versunken, ohne einen Ausweg zu finden, der ihn bei seinem Rufe als eifriger Anhänger der Abenländer aus dieser klug gelegten Falle ziehen könne. Rifat folgte mit schlauem Auge des Statthalters finstern Gedanken.

„Strenger Gebieter," unterbrach er endlich das Schweigen, „ich habe Euch die Gefahr, aber noch nicht das Mittel ihr zu entgehen mitgetheilt; vergönnt Eurem Sclaven weiter Gehör."

Yousouf winkte ihm fort zu reden.

„Ich kenne den Ort, wo die Verschwornen ihren Kriegsvorrath zusammeln. Laßt ihn von Euren Janitscharen überfallen und der Plan Eurer Ankläger ist vereitelt."

Ein Blitz freudiger Ueberraschung erhellte des Statthalters umwölkte Stirn.

„Nenne mir den Ort," rief er lebhaft aus, „und bei Allah, eine königliche Belohnung soll Dir werden."

„Die unterirdischen Gewölbe auf Zitza, dem Gute des reichen Armeniers."

„Ist dieser Grieche ein Häuptling der Verschwornen?" fragte Yousouf.

„Schon seit mehreren Wochen hat er sich auf das einsam gelegene Schloß zurückgezogen," versetzte ausweichend der Gärtner.

„Vortrefflich!" murmelte Jener vor sich hin, indem er dem Blumenhändler eine schwere Börse Gold reichte.

Nach dessen Entfernung klatschte der Pascha dreimal in die Hände.

„Suleiman," sagte er dem herbeieilenden Frauenwächter zu, „bescheide den Hauptmann der Janitscharen zu mir; auch laß' die Araba Deiner Gebieterin mit den besten Ochsen im Stalle anspannen; sie wird in einer halben Stunde nach meiner festen Burg Kalamas abreisen und dort unter Deiner Aufsicht meine weitern Verfügungen abwarten."

Zerschmettert durch Rifat's Bericht, daß seine ganze Familie der Pest unterlegen sei, überließ sich Vaselaiki einer Verzweiflung, die ihn für alle äußern Eindrücke unempfänglich machte. Er achtete weder auf Rifat's geheimnißvolles Hin- und Hergehen, noch auf dessen häufige Abwesenheit. Hussan, der alte treue Löwe, war sein einziger Gefährte und schien, sich tröstend an ihn schmiegend, des Gebieters schweigsamen Schmerz zu theilen, so wie über dessen Sicherheit zu wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Gräber in Göttingen.

Von J. W. A.

Ich glaube nicht, daß von den Studenten, die das Herz voll frischer Jugendlust, den Scheitel von tausend Hoffnungsrosen umduftet, nach dem ehrwürdigen und weltberühmten Musensitze der Georgia Augusta zogen, der Friedhof vor dem Weender Thore oft ist besucht worden. In den lieben Burschenjahren hat man wenig Sinn für Gräber und vermoderte Menschen, noch denkt man eben daran, daß der Mensch schon im Erdgehäuse schlummert, der über unserer Leiche einst zum Dasein erwachen soll.

Abgesehen aber von der Poesie eines Friedhofes überhaupt, haben die „grünen Hinterhöfe des Lebens" auf Universitäten noch einen besonderen Reiz. Es moviert auf denselben, wie Dingelstedt sehr schön bemerkte, „eine solche Masse von Intelligenz neben gewöhnlicher bürgerlicher Beschränktheit, so viel frische, aus der Mitte des Lebens weggerissene Jugend neben dem satten Alter" daß man nirgend besser grübeln kann über das alte Thema von Sein und Nichtsein. Und von welchem Friedhof könnte dies mehr gelten, als von dem vor dem Weender Thore in Göttingen, einer Stadt, die so lange Hauptsitz aller Gelehrsamkeit und Kernpunkt alles akademischen Lebens in Deutschland war.

Man sollte deshalb den kurzen Weg nach der Landstraße nicht scheuen, neben der jene „stille, heimliche Herberge" liegt und dem Vorüberkommenden mit ihren Steinen, Kreuzen und beras'ten Hügeln ein frommes Sta viator zuruft. Denn gleich beim Eintritt buchstabirt man von den Leichensteinen altvertraute und wohlbekannte Namen ab, die freilich längst zurückgetreten sind in ein dämmerndes Pantheon: Heeren, Friedrich Bouterweck, Amadeus Wendt, „der Mann mit dem feinen Ohre für die Harmonie und dem feinen Blick für das Schöne", Bernhard Thibaut, Christian Gottlob Heyne, der große Kirchenhistoriker Plank, der an der Seite seiner Frau hier schläft u. A. m.

Schlözer und Lichtenberg liegen nahe bei einander, aber kein Stein- oder Denkmal bezeichnet dem lebenden Geschlecht ihre Ruhestätte; *) über dem Gebeine des großen Publicisten wuchert sogar dichtes Gestrüpp.

Nicht gar weit davon ist ein Grab, das wohl Niemand ohne Rührung verlassen wird. Ein einfacher aufrechter Stein schmückt es und auf demselben stehen die Worte:

Cäcilie Tyschen,
geboren den 18. März 1794
gestorben den 3. December 1812.

darunter eine Harfe mit zerrissenen Saiten. Wer kundig in der Geschichte deutscher Dichter, weiß sich diese Harfe wohl zu deuten. Hier ist die „Muse von Ernst Schulze" begraben. Vier Zeilen auf der Rückseite des Steines unter einer Rosenknospe:

„Weilst du liebliche Blume, zu zart für die Stürme der Erde
Ach so früh! Dich nahm, der Dich uns schenkte, zurück;
Doch uns lebt Dein heiliges Bild im sehnenden Herzen
Bis wir in Eden Flur himmlisch verklärend Dich schauen."

waren Alles, was der unglückliche Sänger ihr noch mitgeben konnte.

*) Es ist zu wundern, daß man bei der feierlichen Einsetzung des Denksteines in Lichtenberg's Geburtshaus zu Oberramstadt gar nicht an dieses Grab gedacht hat und das vernachlässigte Andenken eines Mannes, der so geistvoll in unsere Zeit hereinlächelt, durch irgend eine Bezeichnung desselben auszusöhnen versuchte. A. d. V.

Durch eine jener Spielereien und Launen des Schicksals, welche wir Zufall zu nennen belieben, liegt grade neben Cäcilie ein — Ernst Schulze, was oft schon Irrungen veranlaßt haben mag. Denn es wurde auf dem Stein nicht bemerkt, daß dies ein hiesiger Professor philos. ist und nicht der Dichter, der fern von seiner Cäcilie auf dem Friedhof zu Crlle ausruht.

Außer Schulze's Cäcilie und Bürger's Molly birgt übrigens Göttingen noch das Grab einer dritten Dichterliebe — Marianne Haller (Siehe Haller's: „Von deinem Tode soll ich singen o Mariane welch' ein Lied!" und Schiller: „Ueber naive und sentimentale Dichtung") jener Mariane, deren Tod dem Alpendichter seinen Aufenthalt in Göttingen verleidete, wo er bekanntlich von 1735 bis 1745 den Lehrstuhl der Medicin und Botanik inne hatte. Sie liegt in der Jakobikirche; doch ist ihr Grabstein nicht mehr sichtbar, da man einen neuen hölzernen Fußboden darüber gelegt hat. Die Inschrift, welche in jener Zeit der Charakterzöpfe und der gekrürten Alongeperücken natürlich lateinisch sein mußte, findet man in Zimmermann's „Leben Haller's". —

Gotthelf Kästner, der bekannte Mathematiker und Epigrammatist, von dem noch so manche Anekdötlein im Volksmunde leben, hat folgende Grabschrift, die er selbst kurz vor seinem Tode gedichtet:

„Von Müh' und Arbeit schwer kam mehr als hoch mein Leben,
Doch treu in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verliehn,
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben
Ging ich getrost zur Ewigkeit. Den 2. Juni 1800.

Er starb am 20. Juni 1800.

Neben ihm ruht ein Hauptmann v. Papet, der bei Waterloo schwer verwundet, erst drittehalb Jahre darnach von den schmerzvollsten Leiden befreit wurde. Sein Stein trägt die Worte:

„Aus Moskau's Flammen war er unversehrt
Wie von den Pyrenäen heimgekehrt,
Zog für sein deutsches Vaterland den Degen,
Da blieb mein Flehn zum Himmel unerhört,
Da schützt ihn nicht der mütterliche Segen;
Den einzigen Sohn bracht ich zum Opfer dar.
Also Fried' und Glück auf Deutschlands Fluren war
Mußt ich mein Glück hier in die Erde legen." —

Unter den Opfern, die auch hier das Duell geheischt, ist vor Allen bedauernswerth ein Student, der sich, hochherzigen Sinnes, schon als Freiwilliger gegen Napoleon hatte einschreiben lassen, aber seinem Freund bei einem Ehrenhandel secundirte und dabei von diesem selbst aus Unvorsicht erschlagen wurde. Sein Grab hat folgende ganz im Sinn der damaligen Zeit gedichtete Aufschrift:

„Hemme deutscher Jüngling nicht die Thränen
Deutsches Mädchen laß die Harfe tönen
Er verdient den deutschen Bruderkuß.
Um ihn tönet jedes Edele Klage
Und es weint an seinem Sarkophage
Seines Vaterlandes Genius.
Achilleus Liebling, schön in seiner Stärke
Ausgeziert zu edlem Ritterwerke
Wähnt er nur im Heldentod Gewinn.
Doch da walteten die höheren Mächte
Schützen wollt' er seines Freundes Rechte
Und des Freundes Stahl streckt ihn dahin."

(Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Eine Kunstehe und ihre Folgen. Lebensbild aus einer kleinen Stadt. Breslau, U. Kern. 1845. Das Geheimniß der Anonymie reizt immerhin, und besonders wo sie unter einer Verlagsfirma auftritt, deren anonyme Schützlinge sich mitunter einen glänzenden Namen erwarben. Ein solcher läßt sich dem Schöpfer oder der Schöpferin dieser „Kunstehe" gerade nicht prophezeien; dazu fehlt das elektrische Funkeln, die sprühenden Vorboten eines künftigen Glanzes. Dafür fehlen aber auch meistentheils die Irrlichter, die schnell erlöschenden Sternschnuppen und andre krankhafte Lichtformen. Die Darstellung hat, mit Ausnahme der nackten Personalien und Erlebnisse einer idealisch dummen baronisirten Seifensiederstochter, das Verdienst der Wahrheit. Aber die minutiöse Detailzeichnung, die ängstlich gewissenhafte Vollständigkeit läßt nun wieder keinen poetischen Eindruck aufkommen. Vielleicht sollte das „Lebensbild aus einer kleinen Stadt" minder kleinstädtisch gemalt sein; wer ein Stück Welt schildern will, darf nicht mitten darin stehn. Indessen läßt eben die Genauigkeit, mit welcher der Verfasser unleugbar das Kleinleben beobachtet hat und wiederzugeben weiß, für die Zukunft hoffen, daß er auch andre Lebensgebiete, die sich seinem Blicke noch eröffnen mögen, gleich getreu schildern werde. Eine gefügigere Form wird ihm dann die Uebung zuführen, zumal wenn er seine Studien vorerst dem Urtheile kritischer Kreise unterwirft, deren etwaiger Tadel ihn nicht entmuthigt. — Erzählungen und Novellen von Deinhardstein. Pesth, Heckenast. 1846. Das — gleich allen Werken dieses Verlags — vorzüglich schön ausgestattete Buch enthält vier Erzählungen, deren keine der unromantischen Gegenwart angehört; drei spielen in Italien, in der Türkei dagegen ein Mährchen „die Juden-Drillinge," in welchem der freie Verkehr der Frauen mit Männern im Oriente das Mährchenhafteste ist. Die Novelle „Stradella" erzählt die bekannte Entwaffnung eines Banditen durch die Kunst des berühmten Musikers und schließt glücklich damit, während andere Bearbeitung dieses Stoffes eine Reihe von Banditenanfällen auf Stradella ermüdend, wenn auch vielleicht historisch richtiger, an einanderreihten. „Der seltene Entschluß" einer Dame: nur als Verschleierte geliebt und gefreit zu werden, wird sehr kurz und einfach durch die minder friedne Gewalt der Liebe zu Wasser. Am Besten auch dem Vorbild der altitalienischen Novellen gearbeitet erscheint uns „der Goldschmied von Pisa." Die Erzählung schreitet sehr einfach und ruhig fort, ohne lyrisches oder reflexives Beiwerk, schildert aber nichts destoweniger die gewaltsamsten innern Erregungen, wie die verhängnißvollen Wirkungen des innern Lebens auf das äußere. Indessen vermissen wir am Ende das wohlthuende Gegengewicht eines Sorgens gegen den durch die Erzählung fortgesponnenen „Fluch der bösen That" — Reise nach den skandinavischen Norden und der Insel Island im J. 1845. von Ida Pfeiffer. 2 Bände. Ebds 1846. Ein Weib von männlich starker Constitution des Körpers, wie des Willens, doch keine Amazone, sondern eine liebende Mutter, die ihren Söhnen dies Buch widmet, tritt als Weltwanderin vor uns. Sie hat den äußersten Süden und Osten Europas nicht allein, sondern auch Palästina und die angrenzenden Länder durchzogen. Das Fernweh ihrer Jugend verläßt sie in späten Jahren nicht (sie stammt noch aus dem vorigen Jahrhundert) und treibt sie nun auch nach dem Norden Europas. Von Wien aus geht sie voll gesunden Selbstvertrauens allein und ohne die Comforts der modernen Touristen in den, auf Island wenigstens in höchstem Grade, unwirthlichen Norden. Dafür ist sie auch frei von Sentimentalität, wie vom Bla-

stirtheil jenes Touristengeschlechtes. Statt pikanter Bemerkungen und Episoden bietet sie uns die Aeußerungen natürlicher Empfindung und Beobachtung zum willkommenen Ersatze. Geht letztere freilich oft in jene kleinen Details ein, welche der Vogelperspective unsichtbar bleiben; so gewinnt dadurch das Buch an Brauchbarkeit, ja an Wichtigkeit für den Reiselustigen. An dem Hauptziele der Reise, in Island, wurde die schöne und lebendige Empfindung der Verfasserin für die Natur außerhalb des Menschen zu oft durch letzteren gestört. Am Meisten con amore scheint sie Ausflüge nach Norwegen und nach Stockholm gemacht zu haben; auch in dem Preise der Schönheit Kopenhagens stimmt sie mit den meisten Reisenden überein. Zu größerer Ehre des Buches als unserer Mode, möchten wir seine Originalität eben in seine Natürlichkeit und allgemein ansprechende Menschlichkeit setzen.

Nur als Anhang mögen die Anzeigen einiger neuerdings erschienenen Gedichte folgen. Von zwei umfang- und inhaltreichen Sammlungen sind in diesem Jahre neue Ausgaben erschienen: von der anthologischen Sammlung „Dichtergarten" von Charlotte Döring eine unveränderte zweite Auflage; und eine vermehrte Ausgabe von August Schnezler's Gedichten (über 500 Seiten). Schnezler zieht die mannichfaltigsten Lebensgebiete in seinen poetischen Horizont. Seine große Fruchtbarkeit hindert ihn nicht in der sorgfältigsten künstlerischen Ausarbeitung. Sehr ausgebildet ist sein Formsinn für Versbau und Reim; freilich kommt auch mancher seltene Reim nebst seinem Gedankeninhalte als Gast zu dem auch ohne ihn wohlbesetzten Tische. — Die Gedichte von L. Bromm (Frankfurt, Keßler, 1846) sind von sehr verschiedenem Werthe; sinnig ist namentlich „der Trauring" und gleich trefflich nach Inhalt und Form ein Gedicht „Kaiser Joseph II. spricht". — Der Pseudonyme E. Hugo gibt „Psalmen eines armen Poeten" in einer Heckenast'schen Prachtausgabe. Seine tiefgedrückte, durch eine biographische Vorrede motivirte Stimmung kann den Leser wohl zum Mitgefühle anregen, aber gewiß nicht poetisch erheben, auch nicht, wo er die Hoffnungslosigkeit für das gegenwärtige Leben in die Hoffnung auf ein künftiges kleidet. Der Verfasser zeichnet der Kritik selbst ihren Standpunkt, wenn er am Schlusse seiner Widmung an den befreundeten Verleger von seinen Psalmen sagt: „Ich rechne sie keineswegs zu meinen werthvolleren Poesien; aber ich muß sie als die mir werthesten achten." Auf dramatischem Gebiete soll er (unter seinem wirklichen Namen?) viel Bedeutenderes leisten. — Gottfried Keller's Gedichte (Heidelberg, Winter, 1846) kleiden einen Schatz lyrischer Empfindungen in eine schöne, nur selten durch prosaische oder triviale Worte gestörte Form. Der Dichter kennt und bekennt allerdings auch die tendenzenvolle Zeit; aber sein lyrisches Herz treibt ihn bisweilen, der Poesie einige Folgerungen seiner Grundsätze zu opfern. Warum aber spinnt er die „Gedanken eines lebendig Begrabenen" ebenso mannichfach, als quälend aus? Die Polizei des Parnasses, wie unserer Tadten öde sollte heute solche Gedanken nicht zulassen. Städtische Gestalt und rosenrother Umschlag des Büchleins lassen sie auch nicht erwarten, stimmen aber um so besser zu dem übrigen lebensvollen und lieblichen Inhalte, welchem zugleich weder Kraft noch Humor mangeln. Offenbach a. M.

Feuilleton.

*** Bei Autun ist im letzten Winter der älteste Baum Frankreichs abgehauen worden, ein Kastanienbaum, der auf einem Gute der Wittwe Pinard in Grande-Verrière stand und etwas über dem Boden 37 Fuß im Umfange hatte. Der Baum lieferte über 2000 Metres oder 6000 Fuß Zimmerholz, 200 Stücke Lattholz und 20 Wagen voll Aeste. Da wo die Aeste begannen, hatte sich eine 22 Fuß hohe Eiche in den Humus eingewurzelt, und der Baum selbst enthielt eine Höhle von 8 Fuß Höhe und Breite, in welcher zur Zeit, wo die Kastanien gesammelt wurden, die jungen Leute einen Tanz zu machen pflegten. Sonst weiß man nichts von diesem Baum, der aber wohl so alt war, wie der älteste Dom in Frankreich.

*** Der Schacher des freilich höchst gewandten Romanfabrikanten Alexander Dumas übersteigt alle Gedenkbarkeit. Erst jetzt wieder hat eine Verhandlung vor dem Handelsgerichte in Paris ergeben, daß derselbe seinen zuerst im Feuilleton des Journal des Debats abgedruckten Roman: „Der Graf von Monte Christo" an zwei Buchhändler zugleich verkauft und von jedem Honorar eingestrichen hat.

*** Die dramatisirte Wertheriade „Charlotte," die jetzt die Pariser belustigt, hat doch etwas Gutes gehabt: sie zeigt uns den Kritiker der Debats, Herr Jules Janin, in der ganzen Glorie ästhetischer und literar-historischer Größe. Daß Schiller seine mondsüchtigen Dramen schrieb, während er als herumziehender Comödiant auf den Afterbühnen Deutschlands paradirte, hatte uns dieser wohlbeleibte Kritiker schon gesagt, jetzt wissen wir auch aus seinem Munde, daß Werther nur ein elender Tropf war, und zwar darum: Er befand sich zur Zeit der ersten Wehen der französischen Revolution in Frankreich, wo er ein Schüler Diderots und der Encyclopädisten war, aber der Muth fehlte ihm sich an den bevorstehenden großen Begebenheiten zu betheiligen, und als ein ächter Bierheld — comme un esprit de bière et de poëte — geht er über den Rhein zurück, raucht seine Pfeife, oder vielleicht schmollt er wie ein Kind, und erschießt sich zuletzt gerade in dem Augenblick, wo „eine Stunde vor der französischen Revolution" die deutsche Nation durch die kraftvollen Klänge ihres großen Dichters Körner aus der erschlaffenden „Sentimentalität" zu neuer Thatkraft geweckt wurde!... Man sagt, Hr. Jules Janin wolle sich an eine deutsche Universität wenden, um das Ehrendiplom als Doctor der Philosophie zu erlangen, eine Auszeichnung, zu der ihn seine jüngsten Studien über deutsche Literatur offenbar befähigen. Mainz. Unterhdl.

*** Nach dem Londoner Globe hat ein „unternehmender Bürger" des Staates Maine in Amerika sich erboten, den ganzen Krieg mit Mexico in Contrakt zu übernehmen und „die Mexicaner für die Hälfte der veranschlagten Kriegskosten zu völliger Unterwerfung zu bringen."

Physikalischer Verein.

Samstag, den 15. August. Ueber metamorphosirte Baumwolle, deren Anwendung zum Schießen, statt des gewöhnlichen Schießpulvers, und die sich dabei bis jetzt herausgestellten außerordentlichen Vorzüge derselben vor letzterem. Anstellung vergleichender Versuche.

Für den Fall heiteren Wetters, Sonntag von 11—12 Uhr Demonstration des Blutkreislaufes durch das Sonnenmikroscop.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 15. August. (Zum Erstenmale) Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen, von R. Benedix. — Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in einem Akt, von Göthe.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 225. Sonntag, den 16. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens zeigte sich Hussan äußerst aufgeregt und unruhig; er durchschritt mehrere Male dumpf murrend den Schloßhof, stand dann an der Seite seines im Schatten sitzenden Herrn still, sah ihn mit den klugen Augen bedenklich an, und kehrte dann wieder zu dem von Demetrius verschütteten Eingange der Gewölbe zurück.

Vasilaiki blieb in seine trübe Gedanken versunken. Endlich, von einem lauten Gebrüll des Löwen aufgeschreckt, eilte er nach dem bezeichneten Platze.

Das edle Thier lag auf dem Schutthaufen hingestreckt und bemühte sich mit seinen Klauen die Mauertrümmer aufzuwühlen, unter denen ein seltsames Geräusch gehört wurde.

„Auf, Hussan!" rief ihm der Armenier zu, neugierig die seltsame Bewegung der Steine beobachtend.

Der Löwe hob sich empor, schüttelte die ergraute Mähne und ging dann seinem Herrn entgegen.

„Ruhig!" gebot ihm Vasilaiki leise, die Augen unverwandt auf den auseinanderfallenden Schutt gerichtet. „Ruft Rifat!" sagte er zu Saruka, die so eben vorüberging.

„Er ist mit Tagesanbruch ausgegangen," erwiederte diese und wollte weiter eilen.

„Nun, so gehe selbst und hole meine Waffen!" erwiederte Vasilaiki im hastigen Tone.

Aber in demselben Augenblicke wurde schon von unsichtbaren Händen eine Oeffnung in den Steinhaufen gemacht, und ein Trupp bewaffneter Janitscharen stürmte aus den unterirdischen Gängen mit wildem Geschrei in den Hofraum.

„Nieder mit den Waffen! Ergreift ihn lebendig!" rief Yousouf, an ihrer Spitze auf Vasilaiki zustürzend.

Aber schon hatte einer der zur Seite stehenden Janitscharen auf den Armenier angelegt, und noch ehe der Befehl des Pachas sein Ohr erreichte, stürzte dieser, von einer Kugel durchbohrt, ohne einen Schmerzenslaut leblos zu Boden. —

Lord James, welcher die Kühle suchend, in selbigem Moment in dem von ihm und den Gefährten entdeckten Gange einsam herumwandelte, war bei dem Lärmen hinzugeeilt. Sein Erscheinen gewährte dem Statthalter Ersatz für das ihm entgangene Opfer, durch dessen öffentliche Hinrichtung er die verlorne Gnade des Sultans wieder zu gewinnen gehofft hatte und er ließ daher den Briten ohne Weiteres von den Janitscharen verhaften.

Durch des Lords langes Außenbleiben beunruhigt, gingen bei einbrechender Abenddämmerung die zwei Freunde mit Anastasius, ihn in dem Schloßhofe aufzusuchen.

Schon hatten sie den Bezirk ihres Abenteuers von der vorigen Nacht vergebens durchforscht, als sie auf dem Rückwege unweit des Grabhügels einen unbekannten Gegenstand gewahr wurden. Seltsame Töne, wie das ferne Donnern eines mächtigen Wasserfalles, drangen zu ihren Ohren.

„Wäre Vasilaiki nicht fern von hier, so würde ich glauben, es sei sein Löwe," bemerkte Merville.

„Hussan!" rief der Grieche im gedämpften Tone.

Ein großer Kopf mit zwei feurigen Augensternen hob sich bei diesem Ruf langsam von dem Hügel auf.

„Es ist sein Löwe!" riefen sie erstaunt und schritten auf ihn zu.

Der Löwe blieb indessen ruhig liegen und schien ihre Annäherung nicht weiter zu bemerken.

„Das Thier ist krank," sagte Anastasius, die Hand an dessen heiße Stirn legend. „Auf, Hussan! Auf! Wo ist Dein Herr?"

Der Löwe blieb noch immer regungslos, als aber der junge Grieche ihn an der Mähne faßte, zeigte er ihm drohend die Zähne und stieß ein fürchterliches weithin schallendes Gebrüll aus. Rifat und Demetrius eilten von entgegengesetzten Seiten herbei.

„Fort, fort, Signores!" rief der Gärtner erschrocken aus. „Auf welchem Weg habt Ihr Euch hierher gewagt?"

„Das sollst Du ein andermal erfahren," entgegnete Anastasius. „Für jetzt aber geleite uns zu Deinem Herrn."

„Zu meinem Herrn?" stotterte der Gärtner.

„Oder besser, zu dem Eigenthümer dieses Schlosses, meinem Oheim, der uns gastfreundlich aufnehmen wird."

Der Gärtner brach, auf den Löwen deutend, in ein lautes Wehklagen aus. Jetzt erst bemerkten die Gefährten, daß das treue Thier auf einem frisch aufgeworfenen Grabhügel lag.

„Was bedeutet das?" fragte Anastasius erschrocken.

Rifat erhob die Augen gegen den Himmel und sagte nichts, als:

„Vasilaiki's Grab."

„An der Seuche gestorben? rief Merville schaudernd zurücktretend.

„Schweres Verhängniß," entgegnete der Gärtner, mit muselmännischer Gelassenheit die Arme über die Brust kreuzend.

Mit stummem Entsetzen entfernten sich die Freunde.

Nachdem sie mehrere Tage in der größten Besorgniß um den spurlos verschwundenen Gefährten zugebracht hatten, erbot sich endlich Demetrius gegen eine von ihm ausbedungene Summe Geldes, Nachricht über Lord James in der Stadt selbst einzuziehen.

Unweit des Thores näherte er sich behutsam einer Gruppe Muselmänner, die einen eingerammelten Pfahl umstanden.

„Ein bequemer Sitz für den Giaur," bemerkte Einer aus dem Haufen.

„Schade, daß man sie nicht alle auf eine und dieselbe Stange aufspießen kann," meinte sein Nachbar, den spitzen Pfahl neugierig mit den Händen betastend.

„Laßt nur erst einmal die Pest ausgetobt haben," sagte

Digitized by Google

ein alter Janitschar, „und Ihr sollt sehen, wie wir uns für den Aufschub entschädigen werden.“

„Ja, ja,“ antworteten mehrere Stimmen untereinander, „die Abendländer müssen aus dem Lande vertrieben werden, sonst gehen die Gesetze Mahomed's zu Grunde; schon manche unserer Oberhäupter sind von ihren Sitten angesteckt worden.“

„Yousouf thut wohl, sich von diesem Verdachte rein zu waschen,“ äußerte der Janitschar mit geheimnißvoller Miene.

„Gestern ist ein Abgesandter des Sultans bei dem Pascha angelangt,“ berichtete ein Anderer.

„So, so, also darum stirbt heute der Christenhund,“ murmelte der muhamedanische Kriegsmann.

„Kennt Ihr den Verurtheilten?“ fragte Demetrius einen der Umstehenden, sobald ihm gestattet war, das Wort zu nehmen.

„Es ist ein Mylord aus dem Inselkande.“

„Allah sei mit Dir, Demetrius! Bist Du herbeigeeilt, die letzten Worte Deines ehemaligen Herrn zu verdollmetschen?“ rief ihm Einer aus dem Haufen spöttisch entgegen.

Alle drängten sich mit schallendem Gelächter um den willkommenen Witzling, während Demetrius, keiner weitern Nachricht bedürfend, sich entfernte, um denen, die ihn hergeschickt, die Kunde zu überbringen.

Lange standen die drei Gefährten nach dieser Schreckensbotschaft in stummer Verzweiflung da und wagten nicht, das Entsetzliche zu glauben. Anastasius gewann zuerst seine Fassung wieder. Hastig streifte er den rechten Aermel seines Gewandes empor und löste eine kunstvoll gearbeitete goldne Spange vom Arme ab.

„Noch bleibt uns ein Weg der Rettung,“ rief er aus, „und morgen mit Tagesanbruch soll es versucht sein.“

Anastasius erzählte den Freunden, ihnen Gulnaren's Armreif zeigend, sein Abenteuer mit Yousouf's schöner Sclavin.

Merville betrachtete die wunderbar feine Arbeit mit höchster Aufmerksamkeit. Ein kleiner schwarzer Demant, der den Stern in dem smaragdenen Auge des dicken Schlangenkopfes bildete, erregte hauptsächlich seine Bewunderung. Dieses feuerblitzende Steinchen war so künstlich eingelegt, daß er mit seiner Brustnadel die Zusammensügung der zwei Juwelen zu entdecken suchte; bei dem leichten Druck auf das funkelnde Pünktchen sprang der Rachen des Natterbildes weit auf.

„Was ist das?“ rief der überraschte Franzose, ein zusammengefaltenes Blättchen Pergament aus der Oeffnung herausziehend. „Le diable emporte toutes les langues hormis le françois,“ rief er nach dessen Untersuchung ärgerlich aus. „Da, Fernand, entziffere Du das Räthsel.“

„Es ist für Deinen Antiquar-Ruhm leider nur in englischer Sprache abgefaßt und einfach zu übersetzen,“ entgegnete dieser lächelnd. „Kaum mehr als ein Name und ein unvollkommenes Datum: Mary Link, geboren den 15. September **74, auf dem mittelländischen Meere entführt den 3. Juni **94.“

„Gerade genug für das erste und letzte Kapitel eines Romans,“ lächelte Merville. „Wollt Ihr mir erlauben, Anastasius, den interessanten Stoff für meine nächste Dichtung zu benutzen?“

Der Grieche, gänzlich mit seinem ernsten Unternehmen für den folgenden Tag beschäftigt, verbarg den Armring schweigend in seinem Busen. (Forts. folgt.)

Gräber in Göttingen.

Von J. W. A.

(Schluß.)

Auf dem Hügel eines Webergildemeisters aber, der vor einigen Jahren erst gestorben, lesen wir:

„Todt ist todt: Verloren ist verloren:
Der Tod ist mein Gewinn,
O wär ich nie geboren —

Diese Verse mögen bis vor Kurzem das Einzige gewesen sein, was hier an den Sänger der Lenore erinnerte, den man bekanntlich nach seinem laut- und spurlosen Heimgang auf diesen Friedhof begraben hat. So gerne gewiß Mancher zu dem Hügel gepilgert wäre, welcher die Reste des Dichters in sich schließt,

Geschrieben war sein Name
Auf keinen Leichenstein,

verschollen und vergessen sein Grab, wie das seiner Molly. Da wurde durch die unsern Lesern bekannte dichterische Bearbeitung von Bürger's Leben die Theilnahme Vieler wieder angeregt und sein Gedächtniß von Neuem in alter Liebe hervorgerufen *). In Göttingen bemühte sich nun namentlich Herr Stud. math. Breusing aus Osnabrück, das Grab des Dichters auszumitteln. Mit liebevoller Pietät, welche die dankbare Erinnerung auch bis auf die letzte Ruhestätte ausgedehnt wissen wollte, hatte er deßhalb schon früher Erkundigungen eingezogen; es wurde ihm ein eingesunkener übergras'ter Hügel bezeichnet, für den jedoch Nichts weiter sprach. Von nicht größerem Erfolg blieben anfänglich die erneuten Forschungen, an welchen noch mehre andere dort studierende Jünglinge sich aufs Wärmste betheiligten. Vergebens fragte man bei dem Todtengräber. Erst zwanzig Jahre im Amt und einundfünfzig Jahre alt, während Bürger schon am 8. Juni 1794, also vor zweiundfünfzig Jahren hinübergegangen, wußte er natürlich keine Auskunft zu geben. Im Kämmereiregister fand man allerdings den Namen Bürger aufgezeichnet aber nicht die Spanne Erde, wo dem vielgeprüften Dichterherzen ewiger Friede ward. Da erinnerte sich der Todtengräber dunkel einer Mittheilung, die ein alter Schneidermeister ihm vor Jahren beim Besuch des Grabes seiner Frau gemacht hatte. Zu diesem ging man und er erzählte: „Als er, ein junger Mann, aus der Fremde heimgekehrt sei, habe er nicht gleich Arbeit gefunden und durch die Straßen schlendernd, sei er einem Leichenzuge begegnet und zum Zeitvertreib mit nach dem Weenderkirchhofe gegangen. Der Todte habe Bürger geheißen; sei aber, wie er wohl gehört, vor Hunger und Elend gestorben. Auch die Bestattung sei ärmlich gewesen; unter den Wenigen, die dem Sarge gefolgt, habe er besonders den Buchhändler Dietrich bemerkt und der habe auch später eine Akazie aufs Grab gepflanzt.“ — Man fand die Akazie, fand das Grab.

Der Magistrat schenkte nun den Studenten den Platz „für ewige Zeiten“ und es trat mit Beginn des neuen Semesters aus thaen ein Comité zusammen, um die heilige Stätte durch ein Denkmal zu bezeichnen. Die Hügel der

*) Wenn der Herr Verf. die'e Behauptung aufstellt, so stützt er sich hierbei vornehmlich auf das Zeugniß des Hrn. Breustng, der bekanntlich die erste Anregung zu dem Bürger-Denkmal gegeben hat. Der Verfasser des Romans „Bürger, ein deutsches Dichterleben“ muß Anstand nehmen, diese Ehre für sich anzusprechen. Denn für Herrn Breusing und seine wackern Freunde, die Herren D. Lundesberg, C. Westernacher und D. v. Kleuck spricht die That.

Anmerk. d. Red.

Digitized by Google

Nachbargräber wurden etwas bei Seite geschoben, Dietrichs Akazie gefällt und so der nöthige Raum gewonnen.

Ob wir Bürger's Andenken diesen Zoll schuldig, bedarf keiner Erwähnung. Denn wie von all den poetischen Blumen, welche in jener Epoche des vorigen Jahrhunderts in den Schooß der Nation mit voller Hand geworfen wurden, ihr vielleicht keine so zu ewiger, unvergänglicher Zierde gereichen, keine so duften und leuchten wird von den reinsten Thauperlen der Poesie, als die Bürger's: so ist auch die Martyrlegende seines Lebens mit der tieftragischen Liebes- und Ehestandscatastrophe dem deutschen Volke gewissermaßen zu einer Familiengeschichte geworden. Ich meine in der Art wie die Geschichte Werther's und seiner Lotte, die gemiß einem Jeden von uns als liebe, innigverwandte Gestalten in der Seele leben, deren Leiden ein Jeder von uns mitgefühlt und deren Andenken er seine Thränen geweiht hat.

Von einem größeren Denkmal oder Standbild soll indeß keine Rede sein. Jenes denkwürdige Moment in der deutschen Culturgeschichte, daß wir unseren großen Todten, welchen bei Lebzeiten die Kunst so erwünscht gewesen wäre, nämlich den Stein in Brod zu verwandeln, Denkmale errichten, mit deren Kostenbetrag ein Dutzend zeitgenössischer Dichter vor jenem alten Fluche des deutschen Genies bewahrt werden könnte, — Denkmale, deren Aufstellung und Enthüllung willkommenen Anlaß bieten um zweckzuessen, festzutrinken und phrasenreiche Toaste anzubringen, soll hier nimmer wiederkehren. Hat ja eben auf unserem Dichter jener Fluch so schwer gelastet! Denn Bürger „wußte" freilich unglücklich sein; er war ja ein Genie und für das Genie gibt es bekanntlich unter diesem Himmelsstrich nur blasse Wangen zu holen und erloschene Augen; mit der Dornenkrone kömmt es zur Welt und geht mit ihr hinaus. So will's Welt! So war er einer von jenen verlorenen Söhnen der Poesie, die wie alle verlorenen Söhne eigentlich zum Höchsten berufen sind. —

Bürger's ganze Erscheinung würde sich daher auch mit einem Denkmale, wie obenangedeutet, schlecht vereinbaren. Auch gehörte ein solches nicht auf den Friedhof. Es war deßhalb zunächst nur Absicht das Dichtergrab seiner gänzlichen Verschollenheit zu entreißen; weniger mit einem Denkmale sollte es bezeichnet werden, als mit einem Grabstein, etwa mit einer Marmorplatte, wozu die Göttinger Studentenschaft die Kosten herbeizuschaffen wohl im Stand sein möchte. Allein wir leben der freudigen Hoffnung, daß man sich im ganzen Vaterlande an der Abtragung einer so heiligen Schuld gegen unseren Dichter betheiligen und den flauen Jünglingen unter die Arme greifen wird.

Plan und Mittel zur Ausführung gehen natürlich Hand in Hand.

Christian Heinrich Rinck.

Am 7. d. M. ist zu Darmstadt ein schlichter, bescheidener alter Mann gestorben, ein einfacher Kantor und Organist. Ch. H. Rinck war keine von den Genialitäten, die ihr blendendes Licht meteorenartig weithin ausprühen, er war nicht einmal produktives Genie im höheren Sinne des Wortes, aber er war ein ächter, ein großer Kantor, wie es wenige gegeben.

Wir hatten eine Zeit, wo die Kirchenmusik fast nur von den Dienern der Kirche ausging, wo Kantoren und Organisten fast ausschließlich Kirchenmusik schrieben; jetzt ist es anders geworden, die Kirchenmusik ist in die Konzertsäle eingezogen. Louis Spohr hat als Hofkapellmeister in der Kirchenmusik Epoche gemacht, Mendelssohn vollends vom Standpunkte des allermodernsten Künstlerthums aus. Rinck stand in der Blüthe seiner Kraft, als die Kirchenmusik noch eine bescheidene Kunst war, sie ist jetzt so prätentiös geworden, wie nur immerhin die Oper sein kann. Es gab eine Zeit, wo hier und da vier Sänger sich zusammenzuthun pflegten, mit gutem Willen und schlechten Stimmen, um Motetten zu singen, wie man auch Quartette geigte; jetzt singt man keine Motetten, geigt keine Quartette mehr; sie sind nicht konzertfähig. Dieselbe Zeit war es auch, da die Kirchenmusik mehr noch der Praxis diente; man schrieb Präludien für die Orgel zum Gebrauch beim Gottesdienste, Vokalsätze für die Schullehrer und die Schulchöre. Mozart, Haydn, Beethoven haben die Kirchenmusik frei gemacht vom Kirchendienste, die Kirchenmusik war vordem oft sehr steif und prosaisch, sie ist genial geworden, sie ist eine emancipirte Dame, die nachgerade aber auch ihre Züchtigkeit und ihr ehrbares, schlichtes Wesen verlieren mußte.

Ich weiß nicht, ob Euch schon Rinck'sche Motetten oder Orgelsachen zu Ohren gekommen sind? Schwerlich. Wo sollte man sie auch hören? Doch ist eine ungefähre Anschauung dieser Werke nicht schwer zu vermitteln. Ein Rinck'sches Kirchenstück ist gemeiniglich ein sauber und tüchtig gearbeiteter Satz, bescheiden aber edel im Ausdruck, nicht erschütternd, nicht großartig im Effekt, aber sanft rührend, fromm, kindlich fromm, harmonisch und gut abgerundet im Detail, verständig angelegt im Ganzen. Es ist die Arbeit eines frommen, treuen, fleißigen, klugen Kantors. Ich habe als Knabe häufig die Altstimme in kirchlichen Vokalquartetten Rinck's singen müssen; diese zarten, sinnigen, reinen, leicht faßbaren Harmonieen haben so läuternd und kräftigend auf meinen kindlichen Sinn gewirkt, daß ich's dem alten Mann, der sie recht wie aus einer Kindesseele heraus geschaffen, im Grabe noch danken möchte. —

Rinck war am 18. Februar 1770 zu Elgersburg im Gothaischen geboren, wo sein Vater als Schullehrer stand. Er scheint eine gute, gründliche musikalische Erziehung genossen zu haben. Als sein vorzüglichster Lehrer, der ihn in der Komposition, im Orgel- und Klavierspiele unterrichtete, wird Kittel in Erfurt genannt. Hier sind die Ausgangspunkte zu der Richtung, die Rinck's Talent später genommen. Kittel war ein Schüler Sebastian Bach's. Allein es ist sehr charakteristisch, daß eben mit dem Wendepunkt, der unmittelbar nach dem Tode des alten Bach in der Kirchenmusik eintritt, dessen musikalische Glaubensmystik, die ihn wie einen Jakob Böhme in der Geschichte seiner Kunst erscheinen läßt, in eine klare, weltfreudliche, oft auch verständig nüchterne Auffassungsweise umschlug. Schon der lange nicht genug als epochemachend gewürdigte Philipp Emanuel Bach signalisirt dieses Streben in genial eigenthümlicher Weise. Auf dem Wege des Gegensatzes entwickelte sich also hier eine Richtung, der später auch Rinck angehören sollte: die des Rationalismus in der Kirchenmusik. — Das klingt wohl etwas wunderbar für den, der nicht gewohnt ist, durchgreifende Prozesse im Geistesleben der Nation auch in allem Besonderen, auch in den Musikstücken abgespiegelt zu finden. Kittel lehrte im Sinne der Bachischen Schule, im Sinne Sebastian Bach's selber hat ja wohl Keiner gelehrt, konnte Keiner lehren. Ueberhaupt wurde Johann Sebastian vielleicht niemals ganz und wahrhaft verstanden außer in der

Digitized by Google

neuesten Zeit. Es gehört Kunstphilosophie dazu, wenigstens divinatorische, um ihn zu fassen, und ein historisches Bewußtsein, welches dem achtzehnten Jahrhundert abging. Kittel hatte viel Pietät für den alten Thomaskantor, dessen Oelbild verhüllt über seinem Klaviere hing. Wenn sich die Schüler fleißig und tüchtig gezeigt hatten, dann durften sie es zur Belohnung anschauen. Das ist ein sinniger Kultus des Genius, der seine Früchte tragen mußte. Wenn Rinck, der anspruchlose, klar gemüthliche Mann, auch nichts im Geiste Sebastian Bach's geschrieben hat, dann hat er doch die ehrenfeste künstlerische Solidität, welche ihn auszeichnet, aus der Bachischen Schule mitgenommen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Die Insel Graham. Unsere Leser erinnern sich wohl der Insel, welche vor wenigen Jahren in der Nähe von Sizilien plötzlich aus dem Meere emporstieg; die Engländer schickten von Malta aus Seeleute hin, ließen sie untersuchen, gaben ihr den Namen Grahamsinsel, und nahmen sie für England in Besitz. Dieser Besitz dauerte aber nicht lange, denn nach nicht sehr langer Zeit verschwand die Insel wieder unter dem Meer, und ließ nichts als eine Untiefe zurück, die um so gefährlicher war, als ein spitziger Felsen nur anderthalb Faden tief vom Wasser bedeckt war. In Folge der neuerlichen Erdbeben schickte der in jenem Theil des Mittelmeeres kommandirende Seeoffizier eine Galeere hin um zu untersuchen, welche Veränderungen in der Untiefe vorgegangen seien. Zwei Tage brachte der mit der Untersuchung beauftragte Seeoffizier damit zu, und fand endlich, daß die scharfe Spitze ganz verschwunden, und die Bank in eine Tiefe von 32 Faden gesunken sei, so tief unter dem Meere, als sie sich je über dasselbe erhoben hatte. Jetzt ist es eine Fläche, bestehend aus Sand und Korallenincrustationen, vorher war es ein unebener Boden von Lava, Asche u. s. w., allerdings neben dem Niveauunterschied von mehr als 60 Faden eine sehr bedeutende Veränderung.

*** Die Tataren, welche die Provinzen Hocharmeniens und das Dagheſtan bewohnen, bedienen sich zur Vertreibung von Zahnschmerzen folgenden einfachen Mittels, dessen Wirksamkeit ich selbst oft erprobt habe. Ein Stückchen eines wo möglich frischen Nußkerns wird so lange über ein Feuer oder Licht gehalten, bis das im Kerne befindliche Oel anfängt hervorzuquillen. Alsdann umwickelt man denselben mit etwas Baumwolle und legt das Präparat so warm als möglich auf den leidenden Zahn, dessen Schmerz sich so gewöhnlich im Laufe weniger Minuten verliert. Bei hartnäckigem Schmerz muß das oben beschriebene Kügelchen drei bis viermal erneut und frisch aufgelegt werden — Zur Vertreibung des Fiebers bedienen sich die Tataren einer Auflösung von Kampher und Wermuthbranntwein folchergestalt, daß in einem gewöhnlichen Glase Branntwein ein Stück Kampher von der Größe einer Nuß aufgelöst wird. Der also zubereitete Trank wird während des Paroxysmus genommen; selten wird man in den Fall kommen, mehr als zweimal davon Gebrauch zu machen. Ausld.

*** Wie man aus Neonsucket (Nordamerika) vom 16. Juni schreibt, hat der berühmte Thierbändiger van Amburgh dort ein schreckliches Ende gefunden. Er wurde während einer öffentlichen Vorstellung von einer in Wuth gerathenen Tigerin, der er ein Stück Fleisch entreißen wollte, vor den Augen der entsetzten Zuschauer zerrissen.

*** Lese-Fiaker. In Paris halten jetzt die Fiaker in ihren Wagen Journale und bezeichnen die Namen von Außen. Dieß ist für Viele sehr bequem, die nicht Zeit haben auf das Lesen der Tagesblätter einige Stunden zu verwenden. Sie setzen sich in den Wagen ein, lesen gemüthlich und kommen dabei vom Fleck, indem sie dennoch zugleich ihre Geschäftsgänge vollenden. Die Fiaker finden bei solcher Anstalt ihre gute Rechnung.

*** Fräulein von Stolterfoth, die „rheinische Sapho" genannt, ein sehr anmuthiges Talent im Lyrischen, hat sich mit dem reichbegüterten Freiherrn von Zwierlein in Geisenheim ehelich verbunden. Die Gartenanlagen des Herrn Baron Zwierlein mit ihren ausgedehnten Gewächshäusern sind in blumistischer Beziehung sehr bedeutend, und werden von allen den Rhein bereisenden Fachmännern als eine höchst interessante Erscheinung besichtigt.

*** In Cairo wird ein Opernhaus errichtet, es ist die Frucht von Ibrahim Paschas Aufenthalt in Europa, welcher damit die Civilisation Egyptens beginnen wird. Zweihundert junge Componisten sollen bereits ihre Werke eingereicht haben und in voller Hoffnung der egyptischen Kränze und Tantiemen leben. David wird die Pyramiden und die Krokodille dramatisch-musikalisch bearbeiten.

*** Schlittschuhläufer in Afghanistan. Etwa fünf bis sechs Meilen von Kabul, in der Richtung von Istaliff, gibt es einen See, der trotz seiner salzigen oder besser metallischen Bestandtheile jeden Winter zufriert, auch wenn die Kälte nicht übermäßig streng ist. Im Winter 1839 bis 40 war er mit einer ungewöhnlich dicken Eisdecke belegt, auf welcher sich die Afghanen mit Schleifen belustigten und es ihren europäischen Besuchern nicht wenig an Geschicklichkeit und Anmuth zuvorthaten. Die Feringhees, meinten die Afghanen, bewegten sich so plump, daß sie auch hier wieder zeigten, wie nicht die Kälte, sondern die Hitze ihr eigentliches Element sei. Diese Behauptung thatsächlich zu widerlegen, ließen sich nun mehrere junge Engländer nach einer Zeichnung Schlittschuhe anfertigen und erschienen mit denselben an dem See. Die Afghanen machten wunderliche Gesichter, als die Gentlemen die seltsamen Dinger an ihren Füßen befestigten, standen aber stumm und starr, als die Engländer pfeilschnell über die Eisfläche hinschossen, sich anmuthig drehten und schwangen und tanzten und die mannigfachsten Figuren auf dem Eis zeichneten. Sie gewannen einen ganz neue Ansicht von den Feringhees. „Nun," riefen sie entzückt aus, „nun sehen wir, daß ihr nicht seid, wie die ungläubigen Hiadus, die euch gehorchen; ihr seid Menschen, geboren und aufgewachsen wie wir, wo die Jahreszeiten wechseln und in diesem Wechsel Körper und Geist gleichmäßig an Kraft gewinnt. Wir wünschen, daß ihr als Freunde zu uns gekommen wärct, und nicht als Feinde, denn ihr seid Mann für Mann wackre Gesellen, wenn wir euch schon als Volk hassen müssen." +.+.+.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 15. August. (Zum Erstenmale) Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen, von R. Benedix. — Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in einem Akt, von Göthe.

Sonntag, den 16. August. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Herold.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 226. Montag, den 17. August 1846.

Lellah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Sobald der junge Tag seine rosigen Schwingen zu entfalten begann, trat Anastasius, den Lord zu retten, die schöne jugendliche Gestalt in unansehnliche Kleider gehüllt, mit einem Korb voll Blumen, den gefahrvollen Gang nach des Paschas Palast an. Mit Schaudern eilte er an der für Lord James Hinrichtung bestimmten Stätte vorüber, woselbst sich in früher Morgenstunde viele Zuschauer aus Nah und Fern eingefunden hatten, um Zeuge der unmenschlichen Exekution zu sein.

Das Kostüme eines Blumenhändlers verschaffte Anastasius Eintritt in Yousouf's Harem. Sein Erscheinen verbreitete unter den von schwarzen Hütern bewachte Sclavinnen ein lautes Jubelgeschrei. Anfangs ergötzten sie sich friedlich an der frisch duftigen Blüthensammlung, dann aber wollte eine jede dieselbe Wahl treffen, es entstand Zank und der Jüngling benutzte die Verwirrung, um Gulnaren den das Armband verbergenden Strauß mit einem bedeutungsvollen Augenwink unbemerkt in die Hand zu drücken.

Ihr Erröthen verrieth ihm, daß sie ihn erkannt habe.

Nach kurzem Nachsinnen machte die Favoritin mit dem Machtspruch, sie wolle die Blumen insgesammt für den Gebieter zurückbehalten, den Zänkereien der Gefährtinnen ein Ende.

„Komm, Du sollst selbst die Vasen mit Deinen Blumen anfüllen," sagte sie zu dem Gärtner und schritt ihm, von einem Eunuchen begleitet, kühn durch die nach Yousouf's Gemächer führende Thüe voran.

In einem mit schönen Urnen und indischen Porzellangefäßen angefüllten Kabinete nahm Gulnare von Neuem das Wort.

„Schöner Jüngling," hub sie im bewegtem Tone an, „hier kannst Du mir beim Ordnen Deiner Blumen unbesorgt Dein Gesuch anvertrauen; der alte Mensch da ist taub wie eine Seespinne; doch fasse Dich kurz, denn der Pascha gefällt sich mehr denn jemals in meiner Gesellschaft und könnte leicht kommen, mich hier aufzusuchen."

In gedrängten Worten unterrichtete hierauf Anastasius seine schöne Gönnerin von der Angelegenheit, in der er ihren Beistand suchte.

Die Favoritin schüttelte nachdenklich das anmuthige Köpfchen.

„Du forderst einen schweren Dienst, schöner Grieche," entgegnete sie nach einer kurzen Pause. „Yousouf vermag sein Leben nur durch das Leben eines Eurer Anführer zu erkaufen. Mehemed, des Sultans Botschafter, ist gestern mit dem seidnen Strick angelangt, der vielleicht schon meinen Graubart in den Harem der paradiesischen Houris versetzt haben würde, hätte er sich nicht durch die Gefangennehmung des Euch verbündeten Abendländers zu rechtfertigen gewußt."

Anastasius ließ entmuthigt das Haupt auf seine Brust sinken.

„Aber noch mußt Du nicht aller Hoffnung entsagen," fuhr Gulnare in mitleidsvollem Tone fort. „Ich will auf Mittel sinnen, Deinen Freund zu retten; verlaß' mich jetzt und kehre in der Abenddämmerung zurück, wo Du das Weitere vernehmen wirst."

„Um diese Stunde wird der Verurtheilte Deiner Hülfe nicht mehr bedürfen," erwiederte Anastasius kleinmüthig und eine Thräne stahl sich in sein schönes Auge. „Seine Hinrichtung ist auf die Mittagestunde festgesetzt."

„Du bist im Irrthume," versicherte die Favoritin lächelnd. „Yousouf hat so eben den Befehl ertheilt, die Vollziehung der Todesstrafe bis zu Mehemed's Genesung von einem plötzlichen Fieberanfall aufzuschieben. Und bei diesem Kleinod meiner Mutter, die auch eine Christin war," fügte sie, die Spange wieder an ihren vollen blendenden Arm streifend, feierlich hinzu, „bei diesem Kleinod schwöre ich Dir, keinen Schritt für die Befreiung Deines Freundes unversucht zu lassen."

Nach diesen Worten machte sie dem tauben Sclaven ein Zeichen, den angeblichen Blumenhändler zurückzuführen und begab sich dann mit pochendem Herzen in das Gemach ihres Gebieters.

Anastasius wanderte von einer unbestimmten Ahnung getrieben, des Armeniers Behausung zu. Niemand begegnete ihm in den ausgestorbenen Straßen, außer etwa dann und wann zwei vermummte Todtengräber, die mit raschen Schritten eine unverhüllte Leiche zu Grabe trugen.

So gelangte er endlich zwischen Zagen und Hoffen an die wohlbekannte Wohnung und ihr zerstörtes verödetes Aussehen drang wie eine stumme aber sichere Trauerkunde von dem Tode der theueren Bewohner erschütternd in seine Seele. Er ließ sich auf einen Eckstein nieder und schwere Thränen rollten über seine Wangen. Als er sich wieder etwas ermannt hatte, richtete er seine Schritte nach dem Gäßchen, wo Ischariot wohnte. An dem unweit gelegenen Hause des französischen Consuls angelangt, wehte ihm die nur bis zur Hälfte des Mastes aufgezogene Trauerflagge die Todesnachricht von Florinen's Schwager, entgegen, und er dachte mit Wehmuth, wie auch sie nun, wenn nicht schon vielleicht selbst dahingerafft, doch in dem verheerten Reiche der Pest einsam und verlassen umherirre. Da erscholl in der tiefen Leichenstille sein Name so leise, so schüchtern, daß er fast einen Geisterruf zu vernehmen wähnte und sich erschrocken umwandte. Eine verhüllte Gestalt stand mit gefaltenen Händen an seiner Seite.

„Wer seid Ihr," fragte Anastasius zurücktretend.

„Florina," erwiederte die Erscheinung mit kaum vernehmbarer Stimme. „Meine Schwester, ihr Gatte, viele von der Dienerschaft sind als Opfer der Seuche gefallen; die verpestete Wohnung ist von allen unsern Leu-

Digitized by Google

ten geflohen; schon seit drei Tagen wandere ich in dieser Einöde, ohne Obdach, ohne Nahrung verlassen umher. Der Himmel hat Euch zu meiner Rettung herbeigeführt."

„Unglückliche Signora," seufzte der Jüngling aus tiefer Brust, „ich will für Euer Unterkommen nach Vermögen sorgen, nur gestattet mir noch einen schweren Gang; in kurzer Zeit kehre ich zurück und nehme Euch mit mir."

Florina sah ihn mit einem Blick innigster Dankbarkeit aus ihren Augen verschwinden.

Der Anblick einer Araba, die Anastasius von weitem an Jchariot's Thüre gewahrte, machte plötzlich sein Blut stocken. Er mußte sich einen Augenblick an der Mauer des nächsten Hauses festhalten. In wenigen Schritten hatte er den zur Reise gerüsteten Wagen erreicht.

Daniel war emsig beschäftigt, verschiedenes Gepäck aufzuladen.

„Wo zieht Deine Herrschaft hin?" fragte Anastasius den Diener mit schwer verhaltener Bewegung.

Daniel sah ihn, ohne eine Antwort zu geben, seufzend an, und setzte dann in schweigsamer Hast die begonnene Arbeit fort.

Leilah stand bleich und abgemattet, aber mit ruhiger Besonnenheit unter den verstörten Dienern.

„Anastasius!" rief sie bei seinem Anblick in seliger Ueberraschung. „Gott sei gelobt! Euer Leben ist verschont geblieben!"

Kaum aber war diese innige Begrüßung ihren Lippen entflohen, so ergriff sie angstvolle Besorgniß für des Freundes Sicherheit, und seine Annäherung mit beiden Händen abwehrend, fügte sie bebend hinzu:

„Verweilt nicht länger in unserer Mitte, denn uns selbst scheucht die Pest von hinnen. Oder, wenn Ihr die Ansteckung nicht befürchtet, so entfliehet mit mir nach Zitza."

Der Grieche drückte ihre Hand an seine Lippen. In diesem Augenblick trat Caritas, von Agrigou unterstützt, aus der Wohnung.

„Kommt, Leilah," sagte die Amme, den Ankömmling nicht bemerkend, „der Wagen wartet auf Euch."

„Und Esther?" fragte Anastasius erstaunt um sich blickend. „Wird sie Euch nicht begleiten?"

Leilah's heißer Thränenstrom löschte grausam die noch eben so mächtige Hoffnung seiner Seele aus.

„Ich gehe," sagte er mit gebrochener Stimme, die Vaselaiki's Tochter die ganze Tiefe seines Schmerzes offenbarte, „ich gehe, Florina zu Euch zu führen, die ich vorhin in gänzlicher Verlassenheit auf der Straße angetroffen habe."

Nach wenigen Minuten lagen sich die Freundinnen laut schluchzend in den Armen.

Die Ankunft der Geflüchteten versetzte Rifat in große Bestürzung. Gern hätte er Vaselaiki's Tochter unter dem Vorwande der ausgebrochenen Seuche von dem Landsitze zurückgeschreckt, wäre ihm nicht diese Ausflucht durch die Abendländer, welche nun seit des Armeniers Tod in dem Schlosse selbst wohnten, unmöglich gemacht worden.

Während Merville Florina theilnehmend begrüßte, eilte Leilah mit freudigem Erstaunen auf Hussan zu. Er verbürgte ihr des Vaters lang ersehnte Gegenwart.

„Wo ist Dein Gebieter!" sagte sie, ihm liebkosend die Mähne streichelnd, und ihre Augen suchten den geliebten Vater. Allein der Löwe blieb unbeweglich liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein frommer Wunsch für das Frankfurter Stadttheater.

Es ist Schade, daß unser Stadttheater nicht wenigstens auf vier Wochen einmal einen kritischen Halb-Lessing findet. Länger hielt' es vielleicht weder der halbe Lessing, noch das Stadttheater aus. Aber in vier Wochen läßt sich viel anmerken, viel vom Herzen wegreden; die Nachwirkung würde bei dem guten Willen, den wir bei unsern Künstlern voraussetzen, mindestens vier Monate dauern. Und wäre das nicht viel, vier Monate lang einmal Vorstellungen zu sehen, die sich mit dem Bewußtsein einer kritischen Beaufsichtigung gäben? Es ist so grauß verderbend für den Kenner, daß diese Darsteller, bei aller guten Absicht, doch unbekümmert um eine Würdigung ihres Fleißes, unbekümmert um eine Rüge ihrer Mißgriffe spielen. Diese monatlichen Uebersichten, welche zuweilen die Blätter von unserm Theater geben, mit jenen stereotypen Einleitungen: „Da gegenwärtig die schöne Jahreszeit" oder „Während draußen die Nachtigallen singen" u. s. w., diese in Bausch und Bogen das beste Streben dieser Bühne zusammenfassenden periodischen Rechnungsablagen und ästhetischen Kassenstürze müssen den Künstler gegen alle Kritik abstumpfen und für seine abendliche Aufgabe gleichgültig machen. Wäre Referent Direktor dieser Bühne, er würde die witzigen und geistreichen Köpfe, die hier an dem Hause vor der Reitbahn gleichgültig vorübergehen, inständigst bitten, zur Anfeuerung und höheren Beseelung seiner Anstalt manchmal ein wenig Lessingchens zu spielen und über jeden einzelnen Theaterabend Buch zu führen. Wer auch nur vier Wochen diese Qualen der Gewissenhaftigkeit aushielte, der würde, selbst wenn er verkehrte Grundsätze oder zuviel Selbstvertrauen oder einen unausgebildeten Geschmack oder unreine Brillengläser hätte, doch durch seine Aeußerungen die Künstler anregen und manches Gute stiften.

Zu rügen und anzuerkennen gäb' es genug. Nicht von der ganzen Anstalt brauchte man zu reden, nicht von der sonderbaren Einrichtung einer dreifachen Direktion, nicht von dem Repertoir und seinen Wandelungen, nicht vom allzusichtbaren Mangel einer höheren dramaturgischen Beaufsichtigung jeder Vorstellung in Costüme, Arrangement, Comparserie. Solche Rügen, wie z. B. „Wie konnten neulich im Titus, als der kaiserliche Palast brannte, sechs Statisten, die doch wahrscheinlich zur Löschmannschaft gehörten, so langsam wie im Mondschein lustwandelnd über die Bühne schleichen?" . . . solche Rügen, sag' ich, fänden sich beiläufig — beiläufig fände sich, daß man sagte: „Wiederum neulich in dem Situationsspaß Riche d'amour gingen die Bediente auf dem eleganten Pariser Ball wie deutsche Schützenhaus- und Bürgerressourcen-Kellner gekleidet." Genug," das fände sich. Die Hauptsache wäre die Darstellung und da möchten wir an viele geistreiche vaterstädtische Köpfe, die wir seiern sehen, die Frage richten: Gelüstet's denn Keinen von Euch, des Lessingiaden Börne Andenken zu erneuern?

Wie Vieles könnte man nicht sagen, was in unsern Kritiken, wie sie eben so kommen und gehen, nicht gesagt wird?

Wir wollen die Oper nehmen! Da ist ein junger Sänger mit gar lieblicher Stimme, Herr Caspari. Fleiß und musikalisches Ohr verräth jede seiner Leistungen. Er geht nach Wien, singt den Stradella und hört dort erst, was man ihm längst hier hätte sagen sollen, daß er nämlich

in seiner Vortragsweise eine Süßlichkeit zur Schau trägt, die unmännlich und oft fade ist. Sagt diesem jungen Manne: Bester, Sie haben eine allerliebste Stimme, aber geben Sie doch Ihre Töne nicht wie aufgelösten Zucker, seien Sie doch Mann, kräftig, vermeiden Sie doch die schnupfichte Sentimentalität Ihres Ansatzes, seien Sie doch keck und frisch, wie neulich z. B. der Koburger Röer, der so allgemein gefallen hat! Wenn ferner unser trefflicher Herr Conradi einmal in Berlin gastiren sollte, so würde man ihm etwas vorwerfen, woran hier Niemand denkt, seine Aussprache nämlich, die durch falsche Vokalisation den ganzen Effekt seiner fleißigen Leistungen wenn nicht verderbt, doch stört.

Im Schauspiel böte sich für kritische Anmerkungen noch ein größeres Feld. Zuweilen sollte gerügt werden, daß wir keinen Heldenvater haben, keinen Lear, keinen Wallenstein, daß wir eines seinen Charakterdarstellers und jugendlichen Komikers entbehren, daß für jugendliche Liebhaber ein Herr Franzmüller mit affektirtem Vortrag und anstoßendem Idiom nicht ausreicht. Doch auch für das, was wir besitzen, fehlt die Aufmerksamkeit. Da ist Herr Reger. Ein feischer körniger Grundton belebt jede seiner Rollen. Aber in seinen Vorzügen ist er noch ebenso oft nicht genug gewürdigt worden, wie in seinen Fehlern getadelt. In humoristischen Vatern z. B. faßt dieser Künstler immer seine Aufgabe zu massiv an. Er schleudert sich so heftig in seine derartigen Rollen hinein, daß er immer über das Ziel hinausgeht und Karrikaturen gibt. Er ironisirt förmlich seine Aufgaben, wenn sie in polternden Komödienpapas bestehen. Er hat da eine Manier im Abspringen des Tons, im Uebertreiben gewisser Wendungen, im Fallenlassen von Stellen, die förmlich aus dem Leim des Ganzen herausgehen, eine Manier der Natürlichkeit, die nimmermehr gebilligt werden kann. Fehlt hier die Grazie, das Maaß, die geschmackvolle Selbstbeschränkung, so sind wieder andre Darsteller da, die eine immer gleiche Monotonie der Nüchternheit zur Anschauung bringen, Andere zerhacken die Rede, Andere ziehen sie wie Gummi elasticum auseinander, selbst in Momenten des Schreckens, wie z. B. Herr Nork in der Marie Anne, als er die Verheirathung seiner Geliebten hört, spricht: „Wie? — Ver—hei—ra—thet!" Man kann die vielseitige Verwendbarkeit dieses Darstellers sehr anerkennen und müßte ihm dennoch solche Fehler vorhalten, schon um die Direktion zu bewegen, ihn uns nicht für einen Quasi-Liebhaber auszugeben.

Wo finden wir z. B. in unsern jeweiligen Kritiken eine Analyse der Tugenden und zu verbessernden Fehler unsrer Damen? Wo ist uns die Lindner gezeichnet, wie sie ist? Wo weicht einmal die Auffassung des Kritikers von der der Mad. Thomas ab, die wirklich eine denkende Künstlerin ist, aber sich schon mit starken Schritten der Sphäre der Anstandsdamen nähert? Da sind drei junge Novizen, Dem. Hausmann, Dem Uetz, Dem. Dann. Diese jungen Mädchen schmachten nach Belehrung, oder thäten sie es nicht, so würden sie nie Ansprüche auf Künstlerschaft machen können. Sagt der zweiten von ihnen, was sie thun müsse, um in den Lückenbüßern, die sie hier spielt, nicht unterzugehen! Sagt der ersten, sie solle den Beifall, den man ihr spendet, nicht zu hoch aufnehmen. Sie hatte ihn als Mariane in den Geschwistern nicht verdient. Warum nicht? Sie ist kindlich einfach, aber warum gibt sie sich noch obenein kindlich einfach? Sie ist naiv, warum will sie es sein? Dies anmuthige junge Mädchen steht schon an der Klippe der Theaterunschuld, der Theaterkindlichkeit, der Theatereinfachheit. Da wird in den Ton schon Absicht gelegt: er bekommt etwas Ziehendes, Sentimentales. Sie muß wirklich vermeiden, manchmal wie eine alte Frau zu sprechen. Der Ton bekommt mitten in der Unschuld etwas Altklinges, besonders in den Endsylben, und das, einmal eingewurzelt, ist nie wieder herauszuschmelzen. Der Dem Dann endlich hat noch Niemand gesagt, daß sie ein artiges, der Entwickelung fähiges Talent hat. Ihre lange Figur, der überwärts geneigte lange Hals ist sehr störend. Den Hals könnte sie aber schon zurückbeugen. Man müßte es ihr nur sagen. Dem. Dann ist diese Aufmerksamkeit werth. Sie hat einen zwar schwachen, aber zum Herzen redenden weichen Ton; sie hat eine hübsche Treuherzigkeit, Feuer und Muth in lebhaften Situationen. Das ihr eingeräumt, würde sie sich ermuntert fühlen, andre Unarten zu unterdrücken, z. B. die ewig mit dem Kopf zu nicken und jedes Wort mit einer Gestikulation zu begleiten. Sie würde sich auch das ewige Rudern mit den Händen abgewöhnen.

Genug! Es ist Veranlassung hinreichend da, um unserm Personal die hohe Bedeutung ihrer Aufgaben und die Schwierigkeit ihres Berufes eindringlicher vorzuführen. Der Anstalt selbst kann eine solche gefliss'entliche und stetige kritische Ueberwachung ihrer Leistungen, wie sie in Wien, Berlin, Leipzig, Hamburg, Stuttgart, Mannheim u. s. w. herrscht, nur willkommen sein. Warum findet sie in Frankfurt am Main nicht Statt? ⊙

Feuilleton.

*** Frankfurt. Ueber Fräul. Henriette von Treffz vom k. k. Hof-Operntheater nächst dem Kärnthner-thore in Wien, die wir demnächst in der Regimentstochter hören werden, schreibt man aus Dresden: Fräul. v. Treffz trat als Leonore in v. Flotow's Stradella auf; die zweite Rolle war die Susanne in Figaro's Hochzeit. Die Stimme eignete sich für diese Parthieen vollkommen, da sie, nicht von zu starkem Kaliber, Schmelz und elegante Volubilität besitzt. Die technische Gesangausbildung erscheint sehr vorgeschritten und das Spiel zeigt von Einsicht, Gewandtheit und feinem Geschmack, so daß der oft und allgemein ausbrechende Beifall vollkommen gerechtfertigt und verdient erschien. Die Generalintendanz hat der interessanten Künstlerin sehr vortheilhafte Engagementsvorschläge gemacht, und wäre für unsere, hinsichts des weiblichen Personals auf sehr schwachen Füßen stehende Oper ein wahrhaftes Gewinn, wenn das Engagement des Fräul. v. Treffz zu Stande käme.

*** Herr Charles Green. Der englische Luftschiffer dieses Namens, der nach Deutschland gekommen ist, um hier in mehreren großen Städten mit dem Ballon aufzusteigen, ist nicht der berühmte Aeronaut dieses Namens, der die bekannte Fahrt von London über das Meer bis nach Nassau gemacht, sondern dessen Sohn, der jedoch den Vater schon öfter bei seinen in England angestellten Versuchen mit dem großen „Nassau-Ballon" unterstützt und begleitet hat. Herr Charles Green jun. hat sich für seine deutschen Aufstiege einen völlig neuen Ballon anfertigen lassen, der ein eben so prachtvolles als großartiges Schauspiel gewähren soll, so daß, wenn auch nicht eben ein nassauischer Flug seines Vaters, doch jedenfalls etwas Sehenswerthes von ihm zu erwarten ist. M. f. d. L. d. A.

*** Paris. Ein Arzt, Dr. D., befand sich vor einigen Tagen mit seiner hübschen jungen Frau auf dem Heimwege von einem Spaziergange, als ihn an der Ecke der St.-Florentinstraße ein junger Mensch ganz außer Athem und ängstigt einholt und beschwört, ihm sogleich zu einem lebensgefährlich darnieder liegenden

Kranken zu folgen. Der Bote war so dringend, daß der Arzt seine Frau allein nach Hause gehen ließ und dem eilig von ihm Hergehenden nach dem Boulevard folgte. Der Arzt hatte Mühe, ihm nachzukommen, forderte ihn mehrere Male auf, langsamer zu gehen, und verlor ihn zuletzt plötzlich aus dem Gesichte. Nachdem er sich noch vergeblich bemüht hatte, den ihm Unbekannten wieder zu finden, trat er mißmuthig den Heimweg an, fand aber, daß seine Frau noch nicht angelangt war. Sie kam auch später nicht, und die angestellten polizeilichen Nachforschungen scheinen ergeben zu haben, daß sie noch an demselben Abende mit einem Begleiter Paris auf der Nordbahn verlassen hat. Mainz. Unthl.

*** Wiesbaden. Dr. Renda, geisteskräftig und gesinnungstüchtig als er lebte, von Vielen erst anerkannt und betrauert seit er nicht mehr ist; eine männliche Ehrensäule, durch Mißliebigkeit und unterdrückten Ehrgeiz frühzeitig gebrochen, im Tode gewürdigt und beliebt, soll durch ein Grabdenkmal von Freundeshand der Vergessenheit entzogen werden. In dem Atelier unseres trefflichen Bildhauers Gerth sieht man das für seinen Hügel bestimmte Monument, dessen Inschrift lautet: „Gottfried Renda, geb. am 3. Januar 1803, gest. am 20. Mai 1843. Dies Denkmal widmen ihm Freunde in Würdigung seiner seltenen Fähigkeiten, in Erinnerung vieler froh mit ihm durchlebten Stunden und in Anerkennung, daß selbst des Lebens Stürme das Bessere seiner Seele nicht untergraben haben."

*** Will man sich einen vollständigen Begriff vom Innern eines holländischen Hauses machen, wie es im siebzehnten Jahrhundert aussah und in manchen Provinzen noch heut aussieht, so betrachte man im Haager Museum das kostbare Geschenk, welches Peter der Große Holland gemacht hat. Es ist dies ein hohes, aus Schuppen zusammengesetzter, mit Perlmutter ausgelegter Glasschrank, durch dessen Scheiben man das vollständige Innere des Hauses eines reichen holländischen Handelsherrn aus dem siebzehnten Jahrhundert sieht, vom Keller bis zum Dache. Betten, Tische, Oefen, Stühle, Schlösser, Gemälde, Bücher — nichts ist vergessen. Dies Kunstwerk ist mit solcher Sorgfalt gearbeitet, daß die ungefähr einen Zoll hohen Bücher gedruckt und gebunden, die Bibeln mit kupfernen oder silbernen Beschlägen versehen sind, und Alles, bis auf die in China verfertigten Porzellan-Vasen und Miniatur-Tassen, eigens zu diesem Zweck von den geschicktesten Künstlern ausgeführt worden ist. Dies Geschenk soll 30,000 Ztoren (13 300 Francs) gekostet haben.

*** Murat's Schwert. „Um unsere Vorliebe für Alterthümer und Merkwürdigkeiten zu befriedigen," erzählt ein Engländer, „wanderten wir in Rom umher und fanden in der Sammlung eines Curiositätenkrämers ein schönes Schwert, das Murat gehört hatte und ihm abgenommen worden war, als man ihn nach seiner versuchten Landung in Calabrien ergriff. Der Griff war von geschnittener Koralle, mit Diamanten besetzt. Diese fehlten jetzt allerdings, aber man sah daran noch Camäen-Portraits des Königs, der Königin und ihrer vier Kinder auf dem Bügel, weßhalb er wahrscheinlich gerade diesen Degen bei seinem unglücklichen Unternehmen bei sich behalten hatte Dieser Degen war bald in den Besitz der unglücklichen Prinzessin von Wales gekommen, welche den Soldatenkönig hoch verehrte, und in Rom von ihrem Begleiter, Birgami, nebst einer Menge ihrer kostbaren Spitzen — verkauft worden. A. M. Z

*** Bisher hatte man in Paris schon Modisten-, Schneider-, Hutmacher-, Fleischer- und andre Journale. Die Reihe dieser gemeinnützigen Blätter wird nun noch durch eine Kutscherzeitung vermehrt, von welcher soeben die erste Nummer unter dem Titel: „der Fiaker" erschienen ist. „Die Kutscher zu bessern, — sagt der Prospectus des neuen Unternehmens — sie mit den Pflichten bekannt zu machen, die sie dem Publikum gegenüber, von welchem sie bezahlt werden, zu befolgen haben, das ist die Aufgabe, die zu lösen wir uns bemühen wollen." Fürwahr eine herrliche Aufgabe! ein Streben, verdienstlich wie das der Missionäre, die sich in das Vaterland der Kaffern und Hottentotten wagen. Der Redacteur der Kutscherzeitung, dem wir nebenbei viel Glück zum sauern Gang wünschen, soll humanistische und philanthropische Studien aus dem Fundament gemacht haben. Gelingt es ihm mit seiner Weisheit, den französischen Kutschern ihre Grobheit abzugewöhnen, so wollen wir deutschen Verlagshandlungen ungelegentlich empfohlen haben, diese Zeitung Nummer für Nummer aus dem Französischen übersetzen zu lassen. Ein ebenso wohlfeiles — und das ist die Hauptsache — als verdienstliches, weil der deutschen Sitte von Heute ganz entsprechendes Unternehmen. Die Pariser Entrepreneurs rechnen bei 15.000 öffentlichen Kutschern in dieser Stadt und den Personen, die sich täglich von ihnen fahren lassen, auf nicht weniger als 10,280,000 Leser im Jahr. Aber Leser, meinen wir, sind noch keine Abonnenten! +.+.+.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 15. August.)

In Offenbach bei J. André erscheinen: Ant. André's Werke für das Piano zu 4 Händen. Neue billige Ausgabe, in 4 Lieferungen. Der ersten Lieferung ist ein Heftchen beigegeben, worin sich zwei von André's Schülern in Beurtheilung über sein Wesen und Wirken ergehen. Daß unter diesen beiden Aufsätzen der zweite von F. W. Riehl bei weitem den richtigeren Standpunkt getroffen hat, ist gar nicht zu bezweifeln. Er erkennt in André einen hochgebildeten musikalischen Geist an, dessen Erfindungsgabe jedoch bei weitem nicht Stand hält seinen theoretischen und ästhetischen Kenntnissen, der aber bei andern Umständen vielleicht doch zu bedeutenderer Entwicklung gelangt wäre. Hiller hingegen, der erste Beurtheiler, stellt ihn in gewisser Beziehung dicht neben Mozart und Beethoven, und was die Lieder anbelangt, reiht er ihn an Schubert. Da wäre denn doch das deutsche Volk ein wenig blindgeschlagen, wenn es einen Geist dieser Art so lange nicht kennen gelernt hätte, da es doch dem Mindergegabten, wenn er nur ein Atom jener Größe ahnen ließe, leichtlich mit Anerkennung lohnen würde. So viel ich aus der ersten Lieferung, welche die Werke 44, 45 und 18 enthält, entnommen habe, sind diese vierhändigen Clavierkompositionen recht anmuthige, leichte Stückchen, für Anfänger berechnet und diesem pädagogischen Zwecke vollkommen entsprechend. Zugleich herrscht darin in formeller Beziehung viel Mozart'scher Schönheitssinn; er muß sich aber zugleich jenem erwähnten Zwecke unterordnen, daher von musikalischer Bedeutung hier wenig die Rede sein kann. Auch gehört die Art, wie André komponirt, einer vergangenen Periode an, und die folgenden Lieferungen werden uns in Stand setzen, ihm mit gerechter Würdigung seinen Platz in der musikalischen Literatur anzuweisen. W. a. Musik-Z.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 16. August. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Herold.

Montag, den 17. August. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräulein Henriette v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 227. Dienstag, den 18. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Fortsetzung.)

Einsam, das bleiche Antlitz in Thränen gebadet, saß die Waise am folgenden Morgen, gleich einer vom Sturm zerknickten Lilie, am Grabe des Vaters, Hussans schweres Haupt auf ihrem Schooße, und die Hände in frommer Ergebung über seine breite Stirn gefaltet. Fernand, der die Jungfrau zum erstenmale erblickte, wurde von ihrem sanften stillen Schmerze und der wunderbaren Aehnlichkeit mit dem Bilde, das noch immer in seinem Herzen lebte, tief ergriffen, und setzte sich mit einigen Worten des Trostes an die Seite des trauernden Mädchens. Aber kein Balsam kann von fremden Lippen in die verwundete Seele träufeln. Leilah schüttelte wehmüthig das Haupt und ihre Thränen strömten nur noch heißer und unaufhaltsamer auf die Erde, die den geliebten Vater barg.

Nach einer Weile erschien Caritas lachend hinter dem Thurme.

„Komm, Leilah," rief sie, ihr geheimnißvoll zuwinkend, „ich will Dir Thränenperlchen zeigen; aber," sagte die Wahnsinnige näher kommend, und den starren Blick auf das weinende Mädchen heftend, „Du bist ja selbst Thränenperlchen, bist Du aus dem Thurme heraufgestiegen? Ha! und auch Ihr seid wieder auferstanden?" rief sie und maß Fernand mit großen glanzlosen Augen. „Hinweg! hinweg mit Euch Beiden! Sie muß wieder in die Gruft, wo sie der Bruder begraben."

Mit diesen Worten ergriff sie Leilah ungestüm am Arme.

„Laßt sie gewähren, Signor," sagte die Jungfrau zu Fernand, der die Wahnsinnige von ihr abhalten wollte, und gelassen folgte sie Caritas nach dem Thurme.

„Was hast Du bei der Todten gemacht?" fragte diese mit wunderbar leuchtendem Auge den Blumenhändler, der ihnen mit einer angezündeten Lampe und schweren Schlüsseln aus der niedern Pforte entgegentrat.

Rifat wollte schnell vorübereilen; aber Fernand, der um Leilah besorgt, ihr nachgefolgt war, hörte, wie auch diese zu wissen verlangte, was der Diener in dem unbewohnten Gebäude verrichtet habe, und vertrat ihm deßhalb den Weg.

„Die Gewölbe enthalten den Wein- und Oelvorrath," sagte der Gärtner erbleichend.

„Nein, nein," betheuerte die Geisteskranke mit drohender Geberde, „Thränenperlchen liegt darin begraben. Willst Du sie nicht einmal sehen, der Du einst die schönen weißen Moosrosen sandtest?" fragte sie den Künstler, selber sichtbar über diese lichte Erinnerung ihres umnachteten Sinnes betroffen.

Ihre grelle Stimme hatte auch Merville herbeigezogen.

„Laßt sie gewähren," flüsterte dieser Fernand in's Ohr. „Wer weiß, was den verschmitzten Kerl bewogen hat, uns niemals in den Thurm einzulassen."

Nachdem Rifat auf den bestimmt ausgesprochenen Befehl seiner jungen Gebieterin den Thurm aufgeschlossen hatte, übergab er Merville mit einem feigen Lächeln die Lampe und eilte so rasch als möglich von dannen.

Caritas folgte unheimlich vor sich hinkichernd Leilah und deren Begleiter die steile Wendeltreppe hinab, welche in die Zelle der beweglichen Nische führte. Alle, außer der Irrsinnigen, sahen jedoch nichts als Mauern in dem öden Raume, wo sie ein Geheimniß zu entdecken geglaubt hatten. Aber während sie noch in allen Richtungen nach einer Entdeckung herumspähten, war Caritas eifrig bemüht, ihre langen Finger zwischen die Fuge der mittlern Steinplatte des Fußbodens einzuklemmen.

„Da, da ist Thränenperlchens dunkle Todtengruft," flüsterte sie geheimnißvoll. „Ich will es aufgraben und ihm weiße Rosen streuen, daß seine klaren Augentropfen wie Demantperlen darauf glitzern, und es Fernand schön geschmückt, wie ehemals wiederfinden soll."

„Komm, Caritas," sagte Leilah, sie sanft aufrichtend, „wir wollen diese feuchte Moderluft verlassen, der warme Sonnenschein wird uns allen wohl thun."

Aber die Wahnsinnige stieß einen durchdringenden Schrei freudiger Ueberraschung aus. Sie hatte gefühlt, wie der Quaderstein sich unter ihrer Hand bewegte.

„Seht," rief sie ihren Begleitern triumphirend zu, „wie Thränenperlchen heraufzukommen sucht."

Merville stellte, um die bezeichnete Stelle näher zu untersuchen, das Licht in die Nische; sie drehte sich geräuschlos nach innen, und das Verschwinden des schwachen Lampenscheins hüllte die Forschenden mit einem Mal in eine undurchdringliche Finsterniß.

Während die beiden Freunde in der Dunkelheit nach dem Ausgang tappten, um eine Fackel herbei zu holen, drängte sich Caritas furchtsam an Leilah's Seite.

„O, wie ist mir angst," sagte sie schaudernd; „Thränenperlchen will mich strafen, daß ich es habe begraben lassen, d'rum löschte es die Sonne aus. In der Unterwelt leuchtet kein Himmelslicht. Nur rothe Funken sprühen vor meinen Augen."

Obschon mit Caritas seltsamen Reden vertraut, fühlte sich Leilah dennoch von dem innern Zusammenhang dieser Worte mit der schauerlichen Umgebung auf das Tiefste berührt und sie war doppelt erfreut, die Fremdlinge endlich mit einer flackernden Pechfackel und einigen Gartenwerkzeugen zurückkehren zu sehen. Caritas aber beobachtete in stummer theilnahmloser Aufmerksamkeit die Anstrengungen, um die schwere Granitplatte aus ihren Fugen zu heben. Kreischend verbarg sie das Gesicht in beide Hände, als sich dieselbe endlich emporhob.

Mit Beklommenheit lauschte Leilah, wie die Schritte der beiden Männer immer dumpfer und dumpfer in der Tiefe erklangen, dann gänzlich verhallten, bis das Krachen einer aufgesprengten Thür gehört wurde.

Digitized by Google

„Die Todtengruft ist geöffnet, Thränenperlchen wird auferstehen," kreischte Caritas im Tone des höchsten Entsetzens und sank bewußtlos zu Boden.

Nach mehreren Minuten grausenhafter Todtenstille, in welchen das bestürzte Mädchen endlose Stunden zu verleben glaubte, erschienen die Freunde an der Fallthüre, eine bleiche schwankende Gestalt die Stufen hinaufleitend.

„Laßt mich hier ausruhen," sagte die Bewohnerin dieses lebendigen Grabes mit matter Stimme. „Ich habe das Leben verlernt, und meine Brust weiß nicht mehr den frischen Lufthauch einzuathmen."

Leilah eilte mitleidsvoll den Künstlern beizustehen, um die Unglückliche aus dem Thurme unter den Schatten des Maulbeerbaumes zu bringen, wo sie, das lange Silberhaar wie ein weiches durchsichtiges Leichentuch über die magern Glieder hingegossen, ohnmächtig auf den rosenumblühten Grabhügel niedersank.

Anastasius hatte sich zur bestimmten Stunde in Yousouf's Palast eingefunden, wo ihn eine Sclavin durch geheime Gänge zu Gulnaren führte. Die sorglose Heiterkeit, welche gewöhnlich das anmuthige Antlitz der Favoritin umspielte, war dieses Mal verschwunden.

„Ich habe Dir nicht nach meinen Wünschen dienen können," sagte sie zu dem eintretenden Jüngling in mißvergnügtem Tone. „Zum erstenmal hat mir Yousouf eine Bitte abgeschlagen, aber das soll er mir nicht ungestraft gethan haben. Denn gebricht es uns Frauen an Macht, so versuchen wir unsern Zweck durch List zu erreichen," fügte sie mit vieler Sicherheit hinzu. „Hört nun, was ich ersonnen habe. Der Bruder meiner treuen Dienerin Bulbul, die Euch zu mir geleitete, ist Eures Freundes Gefangenwärter; er wird Euch unter dem Vorwande, dessen letzte Aufträge für seine ferne Familie zu empfangen, diese Nacht in den Kerker einlassen; versieht Euch mit den erforderlichen Werkzeugen, die Eisenstäbe des Fensters zu durchsägen; es geht auf den Rasenplatz hinaus, wo um die dritte Stunde nach Sonnenaufgang meine Gegenwart die Wache bis zu Eurer glücklich vollbrachten Flucht entfernt halten soll."

„Wie werde ich Euch das alles vergelten können?" stammelte der Jüngling.

„Nicht jetzt," entgegnete die Favoritin erröthend, „wann aber der Sturm vorüber ist, dann kommt verkleidet, mich an Eurer Freude Theil nehmen zu lassen."

Mit diesen Worten ließ sie einen leisen Händeschlag erschallen und gebot der herbeieilenden Dienerin, Anastasius wieder auf demselben verborgenen Weg zurück zu führen.

Sobald die Straßen im Dunkel der Nacht eingehüllt lagen, schritt der Jüngling muthig dem Gefängnisse zu, wo ihm das von Bulbul mitgetheilte Losungswort ungehinderten Einlaß in Lord James Kerker verschaffte.

(Schluß folgt.)

Der Hekla. *)

Endlich nach abermaligem zweistündigem Klettern war die Spitze des Berges erstiegen. — Ich stand nun auf dem Hekla, und suchte vor Allem den Krater auf der schneelosen Spitze, und — fand ihn nicht. Ich war um so mehr erstaunt auf dem Hekla keinen Krater zu finden, da ich in einigen Reisebeschreibungen ganz ausführliche Berichte davon gelesen hatte.

Ich umging die ganze Spitze des Berges, ich kletterte bis zu dem anstoßenden Jokul — nirgends bemerkte ich eine Oeffnung, einen Riß, eine eingedrückte Wand, oder sonst irgend ein Anzeichen eines Kraters. Nur an den etwas tiefer gelegenen Seiten des Berges, aber durchaus nicht an dem eigentlichen Kegel, sah ich weite Risse und Schründe, aus welchen sich wahrscheinlich die Lavaströme ergossen haben werden.

Die Höhe des Berges soll 4300 Fuß betragen.

Schon während der letzten Stunde unseres Hinaufklimmens hatte sich die Sonne verdunkelt. Nebelwolken stürmten von den nahen Gletschern herüber, verbargen die Ferne, und hüllten bald auch uns dermaßen ein, daß wir kaum zehn Schritte weit sehen konnten. Endlich lösten sie sich auf, — aber glücklicher Weise nicht in Regen, sondern in Schnee, der in reichlicher Menge die schwarze krause Lava mit großen Flocken überstreute. — Der Schnee blieb liegen, und der Thermometer wies 1 Grad Kälte.

Nach und nach erschien der Himmel wieder in seinem unnachahmlichen zarten Blau, und auch die Sonne säumte nicht länger uns zu erfreuen. Ich blieb oben auf der Spitze des Berges, bis die Wolken auch in der Ferne sich theilten und mir eine willkommene Rundansicht gestatteten.

Solch ein Bild, wie ich es hier sah, meinen Lesern zu versinnlichen, ihnen die Zerstörung, Ausdehnung und Anhäufung dieser Lavamassen zu beschreiben, ist leider meine Feder viel zu schwach — Ich meinte in einem Krater zu stehen, das Ganze schien mir ein ausgebrannter Feuerheerd, — Hier waren Lavamassen übereinander gethürmt zu steilen unersteigbaren Bergen, — dort füllten versteinerte Ströme, deren Breite und Länge ich gar nicht ersehen konnte, unermeßliche Thäler. — Alles war über- und durcheinander geworfen, und doch unterschied man wieder deutlich die Bahn der letzteren Ausbrüche.

Man ist in der Mitte der gräßlichsten Schluchten, Höhlen, Ströme, Thäler und Berge; man faßt es kaum, wie es möglich gewesen sei, bis hierher zu dringen, und wird von Angst und Entsetzen ergriffen bei dem unwillkührlich sich aufdringenden Gedanken, vielleicht nimmer wieder den Weg aus diesem gräßlichen Labyrinthe hinaus finden zu können.

Hier, von der Spitze des Hekla konnte ich weit hinein in das unbewohnte Land sehen — das Bild einer erstarrten Schöpfung, todt und regungslos, und doch dabei so einzig großartig, — ein Bild, das, nur einmal gesehen, nie mehr dem Gedächtnisse entschwindet, und dessen Erinnerung allein schon für alle ausgestandenen Beschwerden und Gefahren reichlich entschädiget! Eine ganze Welt von Gletschern, Lavamassen, Schnee- und Eisfeldern, Flüssen und kleinen Seen liegt da aufgeschlossen, nie hat es ein menschlicher Fuß gewagt, ihr Inneres zu betreten. — Wie muß es da gewüthet und gearbeitet haben, bis solche Gestaltungen geschaffen wurden? — Und wird es nun genug damit sein? — Hat das Element ausgetobt, oder ruht es nur, gleich der hundertköpfigen Hydra, um mit verdoppelter Kraft wieder hervorzubrechen, und auch noch jene Gegenden zu verwüsten, die ohnehin schon, so weit dem Meer zugedrängt, sich nur als bescheidener Kranz um das Innere des Landes winden. — Ich danke Gott, daß er mich dies Chaos seiner Schöpfung schauen ließ; aber doppelt

*) Aus „Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island von Ida Pfeiffer". Zweiter Band. Siehe den Literaturbericht in Nr. 224 des Konversationsblattes.

Digitized by Google

danke ich ihm, daß er mich in Gefilden leben läßt, wo die Sonne mehr zu thun hat, als nur den Tag zu schaffen, wo sie wirkend und wärmend Pflanzen und Thiere belebt, und das Herz des Menschen zur Freude und zum Dank gegen den Schöpfer stimmt *).

Die Westmanns-Inseln, die man vom Hekla aus erblicken soll, konnte ich nicht finden, wahrscheinlich waren sie von Wolken verdeckt.

Schon während der Besteigung des Hekla hatte ich häufig die Lava berührt, theils unfreiwillig, wenn ich fiel, theils freiwillig, um eine heiße oder wenigstens warme Stelle zu finden. — Ich war so unglücklich auf lauter kalte zu treffen. Nichts konnte mir daher erwünschter kommen, als der so eben gefallene Schnee. Ueberall sah ich begierig herum, ein Plätzchen zu entdecken, wo ihn die unterirdische Hitze nicht dulden würde. — Dahin wäre ich dann geeilt, und das Gesuchte wäre gefunden gewesen. — Leider blieb der Schnee an allen Orten liegen. Auch Rauchwolken sah ich nirgend aufsteigen, obwohl ich stundenlang meine Augen nicht von dem Berge wendete, den ich hier auch von allen Seiten bis tief hinab ganz überschauen konnte.

Als wir hinabstiegen, fanden wir in einer Tiefe von 5—600 Fuß den Schnee im Schmelzen; noch tiefer rauchte der ganze Berg, eine Erscheinung, die ich für eine Folge der plötzlich eingetretenen Sonnenwärme hielt; mein Thermometer zeigte nämlich jetzt neun Grad Wärme. Ich beobachtete sie häufig auch an Bergen, die nicht zu den Feuerspeiern gehörten. — Die Stellen, wo der Rauch aufstieg, waren ebenfalls kalt.

Die eigentliche glatte, kohlschwarze, glänzende und durchaus nicht poröse Lava findet man nur auf dem Hekla selbst und in seinen nähern Umgebungen. Doch ist nicht alle Lava so; man sieht auch zackige, glasige und poröse; jede ist aber schwarz, so wie ebenfalls der Sand, welcher eine Seite des Hekla überdeckt. Je weiter Lava und Sand von diesem Berge entfernt sind, desto mehr verlieren sie jene Schwärze, und ihre Farbe geht ins eisenfarbige, ja sogar ins lichtgraue über; manche Lava behält jedoch, selbst bei dieser lichten Farbe, den Glanz und die Glatte der schwarzen bei.

Nach dem mühevollsten Herabsteigen, und nachdem wir zur ganzen Partie über zwölf Stunden verwendet hatten, erreichten wir glücklich wieder Sälsun, und ich wollte mich eben, etwas niedergeschlagen, in meine frühere Wohnung begeben, schaudernd bei dem Gedanken hier abermals eine Nacht zubringen zu müssen, — da überraschte mich mein Führer sehr angenehm durch die Frage, ob ich nicht vielleicht noch nach Strnoellir wolle? Die Pferde seien hinlänglich ausgeruht, und dort könnte ich doch im Hause des Priesters ein gutes Zimmer bekommen. — Rasch war Alles zusammen gepackt und in Kurzem saß ich wieder zu Pferde. — Als ich jetzt zum zweiten Male in die tiefe Rangaa kam, durchritt ich sie schon furchtlos, und bedurfte keines Schutzes mehr an der Seite. — So ist der Mensch; nur das erstemal schreckt ihn die Gefahr; hat er sie glücklich überwunden, denkt er das künftige Mal kaum mehr daran, und begreift gar nicht, wie er da so große Furcht haben konnte.

*) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eines sonderbaren Zufalls zu erwähnen. Als ich im Jahr 1842 am Fuße des Aetna war, fand ich sein feuerspeiendes Element besänftigt. — Erst einige Monate nach meiner Abreise flammte es mit erneuerten Kräften auf. Als ich nun auf meiner Rückreise vom Hekla nach Reikiavik kam, äußerte ich scherzweise, daß es doch höchst sonderbar wäre, wenn nun dieser „Aetna des Nordens" auch zum Ausbruche käme. — Und kaum war ich fünf Wochen von Island entfernt, geschah dieß wirklich, und er flammte stärker als je. — Um so merkwürdiger ist dieser Zufall, da der Hekla nun achtzig Jahre geschwiegen hatte, und bereits für einen ausgebrannten Krater angesehen wurde. — Käme ich jetzt wieder nach Island, so würde man mich als „böse Prophetin" betrachten, und ich wäre wahrscheinlich kaum meines Lebens sicher.

Feuilleton.

*** Eine blühende Aloe in England. Vor kurzem wurde ein riesenhaftes Exemplar dieses Phönix der Pflanzenwelt nach England gebracht und kann jetzt im Colosseum in voller Blüthe betrachtet werden. Sie wurde aus den Prairien von Mexico nahe an der texanischen Gränze in einer mächtigen zu dem Ende gefertigten Kiste fortgeschafft, und hat die Reise von 7000 Meilen zu Land und zur See glücklich zurückgelegt, um in England aufzublühen. Sie ist mit ihren dicken Blättern und dem ungeheuren 30 Fuß hohen Stengel eine der seltsamsten Erscheinungen der Pflanzenwelt die man sehen kann. Ausld.

*** Unter den Thieren, die dem Könige der Franzosen vom Imam von Mustat zum Geschenk überschickt sind, und die am Bord des „Caire" zu Marseille anlangten, befinden sich zwei schöne Stuten, welche für direkte Nachkommen der berühmte Lieblingsstute des Propheten, Namens Borak, erklärt sind. Ihr Stammbaum nebst den Zeugnissen ihrer Abkunft ist in eine bleierne Kapsel eingeschlossen, die ihnen am Halse hängt.

*** Ein sonderbares Pater peccavi! Nachdem ein Dr. Goubau einmal von Regensburg durchgegangen, nachher aber wieder dahin zurückgekehrt war und er wohl bei seinem Auftreten einen mißtönenden Empfang des Publikums fürchten mochte, erschien im Regensburger Tageblatte ein Artikel „Der Reumüthige," als Vorwort zu einer Abbitte des Hrn. Goubau. Die letzten Worte des Vorworts an das Publikum lauten: „Wenn du willkommen geheißen hast, dann laß ihm's nur ein Bischen fühlen, und halt ihn kurz und strenge deinen begnadigten Sünder, daß er zu deiner Freude gedeihe. Also er darf wiederkommen? Nicht wahr? Du wirst nicht zischen, nicht pfeifen Publikum? Sei dem Atlas deines Dramas so gnädig, wie dem schönsingenden Telegraphen deiner Oper! Paradies freue dich! Engel, jubelt über die Rückkehr Paurels als geirrten Sünders." Hierauf kommt folgende wahrhaft comödiantische Abbitte: „Hochverehrendes Publikum! Verlockt von dem jahrelang-mühevollen Streben, mir eine dauernde Existenz für die Zukunft, die mir eben winkte, gründen zu können, da meine gegenwärtigen Verhältnisse in meinem verlassenen Engagement nicht die besten waren, erkühnte ich mich, ein höchst undankbares Vergehen an der liebevollen Gunst eines sehr geehrten Publikums, womit dasselbe meinen schwachen Leistungen schmeichelte, zu vollbringen: daß ich diesen unbesonnenen Fehler vom Grunde meines Herzens bereue, möge zum Beweis dienen, daß ich mich über alle Maßen geehrt und glücklich fühlen würde, wenn mir eine gnädige und gütige Verzeihung, um welche ich ein hochverehrtes Publikum herzlich bitte, zu Theil werden könnte. Empfangen Sie dafür die heiligste Versicherung, daß Sie die hohe Gunst gewiß an keinen Undankbaren verschwenden, wofür ich mit Aufopferung aller meiner Kräfte heiß bemüht sein möchte, ein Vergehen vergessen zu machen, das nur eine schmerzliche Erinnerung mir bewahren würde. Hochachtungsvoll zeichnet sich Max Goubau." Th. Ch.

*** Neue Vermählung Abd-el-Kaders. Der berühmte Emir hat sich vor Kurzem eine neue Lebensgefährtin gewählt. Der

Digitized by Google

Name dieser Huldin ist Lella-Kheira. Ein Spanier, der mehrere Monate in Nordafrika gelebt und die arabischen Sitten studirt hatte, gibt in einem Madrider Blatte eine Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeiten, welche Abd-el-Kader, gleich jedem anderen Araber, pünktlich beobachtet hat. Wie es immer bei derlei Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt, fand die erste Zusammenkunft des Emirs mit Lella-Kheira an einem Brunnen statt. Dort wird gewöhnlich das Schicksal der Araberinnen entschieden. Diese erste Unterredung kostete, wie der Spanier erzählt, einem Individuum, der Zeuge derselben gewesen war, das Leben; Abd-el-Kader tödtete ihn mit eigener Hand. — Mahin-Edin, des Emirs Vater, gab seinem Sohn acht Tage vor der Heirath eine bedeutende Summe, und versprach eine gleiche Summe für den Fall der Scheidung oder des Todes des Gemahls an die Frau zu zahlen. Die Braut erhielt als Hochzeitsgeschenk mehrere Armspangen, Ohrgehänge und zwei große goldne Ringe. Sid-Ali-Ben-Taleb, der Vater der Braut, schenkte ihr, außer dem Heirathsgut, ein Bett, einen Spiegel und eine Negerin. Abd-el-Kader empfing, nachdem er mehrere Monate dem Gebet gewidmet, die Braut in seinem Zelte, und hieß sie willkommen als Glücks- und Freudenspenderin. Am Tage nach der Vermählung sah er, der arabischen Sitte gemäß, heimlich aus dem Hochzeitszelte, und blieb drei Tage entfernt. A. Th. Z

*** Berlin beherbergt seit ungefähr vier Jahren einen der merkwürdigsten Sonderlinge. Es ist dies ein ehemals in russischen Diensten stehender hoher Offizier, der seit seiner Anwesenheit hieselbst eines der ersten Hotels bewohnt. Der Mann ist sehr reich, hat dabei aber das merkwürdige Unglück — niemals etwas Warmes zum Essen zu erhalten. Bei ihm nämlich ist die allgemeine Lebensweise umgekehrt. Abends nach sieben Uhr erhebt er sich aus dem Bette, nimmt sein Frühstück ein und begibt sich dann fast regelmäßig in die Gungl'schen Concerte, geht nach deren Beendigung noch einige Stunden im Thiergarten spaziren und bemüht sich ungefähr um 12 Uhr Nachts nach einem Diner. Wer Berlin's Philisterhaftigkeit in dieser Beziehung kennen gelernt hat, weiß, daß es schon eine Stunde früher fast unmöglich ist, noch warme Speisen zu erhalten. So wandert denn unser Sonderling von Ort zu Ort, durch Hotels, Cafés und Restauration, Geld über Geld bietend, aber den Hausfrauen und Köchen ist ihre Nachtruhe lieber und so gelingt es ihm nur außerordentlich selten, seine Wünsche befriedigt zu sehen. Wie der „fliegende Holländer zu Fuß" macht er sich dann auf den Weg, gleichviel, ob es regnet, schneit oder stürmt, und wandert durch die entlegensten Straßen und Gassen Berlin's, als einzige Unterhaltung die Namen der Straßen auf den Eckschildern entzifferend. Um 3 oder 4 Uhr kämmt er erschöpft zu Hause an, setzt sich an's Piano, dessen er Meister ist, und beginnt zu spielen, bis die in ihrer Ruhe gestörten Nachbarn durch eigene, oder die Vorstellung des Wirthes ihn darin unterbrechen. Morgens um 8 Uhr, wenn die Thätigkeit des großen Berlins ihre frischeste Regung entfaltet, begibt er sich in's Bett. So lebt er einen Tag wie den andern, sich unglücklich fühlend über seine sonderbare Neigung, doch ohne die Fähigkeit, sie bewältigen zu können. Die Vorschläge seiner Freunde, sich eine eigene Haushaltung zu gründen, in welcher er mindestens seine Bedürfnisse befriedigt sehen würde, weist er zurück, weil er alte oder häßliche Frauenzimmer nicht um sich leiden kann, und jüngere ihm zu gefährlich erscheinen. Er ist auch hierin Sonderling. Hmrst.

*** In einem Hause in Pesth hörte man dieser Tage heftig streiten. Leute liefen herzu, und erfuhren, daß ein armer Handwerker, der seinen fünf Kindern kein Brot verschaffen konnte, von seinem Weibe deshalb mit bittern Vorwürfen überhäuft wurde, bis er selbst in die heftigste Wuth gerieth, und seinem Zorn und Verzweiflung durch wildes Geschrei Luft machte. Da er aber die versammelten Leute erblickte, ergriff er seinen Hut und stürzte aus dem Hause, um dem Gezänke ein Ende zu machen. Doch zwanzig Schritte vor dem Hause blieb er wie gelähmt stehen und sein starrer Blick haftete unbeweglich an einer dort aufgehängten Lottotafel. Er sah, — daß er eine Terne gemacht und 2000 fl. gewonnen. Den Tag vorher hatte er seinen letzten Silberzehner gesetzt. Der Mann liegt jetzt vom raschen Wechsel heftiger Gemüthsbewegung krank darnieder. Ungar.

*** Das „New Monthly Magazine" philosophirt folgendermaßen über die Sommersprossen: „Gewiß ist, man kann die Blumen eine von Gott auf die Erde geschriebene Poesie nennen. Hält man nun bei Tulpen, Nelken und andern Kindern der Flora die Fleckchen für eine Verschönerung derselben, wie können dann ähnliche Fleckchen das Antlitz eines liebenswürdigen Mädchens entstellen, das doch die herrlichste Blume der Menschheit und Gottes lebendiges Ebenbild ist?

Those be rubies, fairy favours, *)
In those freckles live their savours.

So dachte man zu Shakespeare's Zeit. Und anstatt diese natürlichen Schönheitspflästerchen länger für etwas Häßliches zu halten, wollen wir lieber glauben, die Sommerflecken seien Liebesmale, entstanden durch die feurigen Küsse des verliebten Sonnengottes — durch die einzigen Küsse vielleicht, welche noch eine jugendliche Schöne empfangen hat. Fürwahr ein Mädchengesicht mit Sommersprossen ist wie ein Himmel voll Sterne oder ein Beet voll gesprenkelter Rosen und Lilien. Und sind denn die Sommersprossen nicht lebendige Denkmale und redende Zeugen sonnenheller Tage und fröhlicher Ausflüge mit lachenden Gespielen unter einem lachenden Himmel? Das Niederschreiben dieser Memento's dem Himmel verwehren durch Schleier und Sonnenschirme, heißt ein heiteres Verzeichniß verliebter Freuden unterdrücken, und die Zeichen vernichten, die nur zur Dankbarkeit gegen Gott auffordern sollten. Denn welches Mädchen wird nicht an den Himmel denken, auf dessen Antlitz derselbe seine Handschrift verewigt hat? Sonderbar! Man hat einmal die Schönheitspflästerchen für etwas Reizendes gehalten und will nun die winzigen Male, welche durch die schöne Sonnenscheibe ausgeprägt sind, für etwas Häßliches ausgeben. Wenn im grauen Alterthum erzählt wird, Daphne und andere schöne Mädchen seien von Apollo geliebt worden, so soll damit nur gesagt sein, daß ihr Antlitz durch Sommersprossen verschönt gewesen." — Was sagen die schönen Leserinnen zu dieser philosophischen Betrachtung! +++.

*) Etwa: Sommersprossen, gleich Rubinen,
Müssen ihren Reizen dienen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 17. August. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräulein Henriette v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Dienstag, den 18. August. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abtheilungen; nach dem Englischen von Kettel. (Gastrolle) Richard Wanderer: Herr v. Rokowsky-Linden, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 228. Mittwoch, den 19. August 1846.

Leilah.

Eine Erzählung von E. Becher.

(Schluß.)

Des Griechen lange Abwesenheit hatte indessen auf Zitza so angstvolle Besorgniß erregt, daß Demetrius mit der Morgendämmerung abgesandt wurde, um sich nach ihm in der Stadt zu erkundigen. Bei seiner Ankunft fand er die ganze muselmännische Bevölkerung voll Ungeduld dem seltenen Schauspiele eines lebendig aufgespießten Giaurs beizuwohnen, auf den Straßen versammelt. Trotz der frühen Stunde war die Atmosphäre schon schwül und erstickend; die Sonne leuchtete roth und strahlenlos am bleiernen Himmel und das Getümmel der bewegten Menschenmasse durchzitterte dumpf die unheimlich stillen Lüfte.

Niemand vermochte dem Dollmetscher Kunde von dem jungen Griechen zu ertheilen.

„Seit der Pest," bemerkte einer der Gefragten, „hatten sich diese Ungläubigen wie Maulwürfe unter der Erde verborgen."

„Ei, wißt Ihr denn nicht, daß ein Mylord auf dem Pfahl gespießt wird?" fragte ein Anderer hohnlachend.

„Es wird sein Mitgenosse sein," bemerkte ein alter Janitschar, „den wir heute Nacht ertappten, eben als er mit dem Gefangenen durch die zerbrochenen Eisenstäbe des Kerkers entfliehen wollte. Nun kriegen sie Beide ihren Lohn."

Die Verkündigung einer doppelten Todesstrafe wurde von der Menge mit feierlichem Schweigen aufgenommen und verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt.

So verginzen dem Volke mehrere Stunden in ungeduldiger Erwartung der blutigen Dinge, die da kommen sollten; während die Hitze immer drückender, der Himmel immer finsterer und von rothglühenden Dünsten umzogen wurde. Ganze Schaaren ausgemergelter Hunde liefen kläglich winselnd, wie bei der Annäherung eines Feindes, in den Straßen herum; Tauben und Schwalben irrten in scheuem Fluge durch die Lüfte; die Thiere in den Ställen stießen ein dumpfes Gebrüll aus, und die sich fest an einander drängenden Pferde verriethen durch ein banges Wiehern die Angst, die alles Lebendige durchschauerte.

Endlich verkündete der einförmige abgemessene Beckenschlag den herannahenden Executionszug.

Demetrius beeilte sich, seinen Platz auf der nächsten Gartenmauer zu nehmen.

Abgesondert von seinem zahlreichen Gefolge ritt der Pascha an Mehemed's Seite stolz und langsam hinter den drei vorangetragenen Roßschweifen einher, die, von keinem Lufthauch bewegt, schwer und schlaff wie stille Todesfahnen von der sie krönenden Silberkugel herabfielen. In kurzer Entfernung von des Paschas glänzendem Hofstaate folgten die Nachrichter mit ihrem Stricken; dann erschienen die Beckenschläger, ihre Instrumente in rothe Tücher gehüllt, und ihnen folgten in zwei langen Reihen bewaffnete Janitscharen, in ihrer Mitte die Verurtheilten, welche blaß, aber festen Schrittes dem zur grausamen Hinrichtung bestimmte Platz nahten.

Beim ersten Blick hatte der Dollmetscher seine beiden Gebieter erkannt. Es flimmerte ihm vor den Augen, dennoch konnte er seine Blicke nicht von dem bunten reich prangenden Gewühle abwenden, das, gleich einer schillernden Riesenschlange, in schauerlich langsamen Windungen durch die schmalen Straße näher und näher kam. Da fühlte er plötzlich die Mauer von drei mächtigen Stoßen erschüttert, und gleich darauf unter seinen Füßen schwanken; grauenhaft mischte sich mit dem unterirdischen Donner ein Schrei des Entsetzens und das Krachen niederstürzender Gebäude.

Den Entfliehenden öffneten sich fast bei jedem Schritte auf dem wie Meereswellen wogenden Boden flammende Erdspalten, die sie in ihre glühenden Eingeweide zu verschlingen drohten. In der allgemeinen Bestürzung, wo ein jeder der verheerenden Naturgewalt durch schleunige blinde Flucht zu entgehen suchte, zerstreute sich auch der Richterzug, ohne die dem Tode geweihten Opfer zu beachten.

Aus dem Gedränge glücklich entkommen, eilten diese, den Weg nach Zitza einzuschlagen, wo sie unter den Flüchtlingen mit Demetrius, Gulnare und ihrer Dienerin zusammentrafen.

Auch auf Vaselaiki's friedlichem Landsitze hatten die Vorboten des fürchterlichen Erdbebens in den Gemüthern große Bangigkeit verbreitet. Nur Caritas blieb, im Widerspruche mit ihrer gewöhnlichen Furchtsamkeit, ruhig und sorglos in dem Thurm, wo sie sich seit ihrer Begegnung mit Leilah's Mutter eingewohnt hatte. Umsonst suchte Fernand sie aus dem Gewölbe zu entfernen. Da gewahrte er mit Entsetzen einen weit aufgähnenden Riß in dem dicken Gemäuer, durch welchen es wie erglühendes Abendroth in das dunkle Gewölbe leuchtete.

„Eilt, Coeuna, der Thurm stürzt ein!"

Aber kaum hatte er selbst noch Zeit, aus dem wankenden Gemäuer heraus in's Freie zu kommen, als die bereits erwähnte Erderschütterung sich wiederholte. Einen Augenblick schwankte der alte Thurm in majestätischer Bewegung hin und her, und stürzte dann mit einem donnerähnlichen Gekrache über Vaselaiki's Grab und dem darauf ruhenden Löwen zusammen.

Kaum war die aus den Trümmern sich erhebende Staubwolke verflogen, so traten die Flüchtlinge aus der Stadt matt und entkräftet in den Kreis der von Entsetzen über das furchtbare Naturereigniß halb entseelten Freunde.

Schon am folgenden Morgen beauftragte Lord James den Dollmetscher, seinen Bericht von dem an ihm verletzten Völkerrecht an die britische Gesandtschaft in Konstantinopel zu überbringen.

Sobald die entfesselten Elemente der Zerstörung sich völlig beruhigt hatten und der Friede in die Natur und die Gemüther zurückgekehrt war, bestand Gulnare, ungeachtet

Leilah's dringenden Bitten auf ihrem Entschlusse, in Yousouf's Palast zurückzukehren.

„Schöne Gulnare," sagte Merville, „der kostbare Reif an Deinem Arme erinnert mich, daß ich Dir einen daraus entwendeten Schatz zurück zu erstatten habe."

Mit diesen Worten zog er das Pergamentblättchen aus seiner Brieftasche.

„Sehen Sie, Mylord," fuhr er, es Lord James zeigend, fort, „einen in ihrer Sprache abgefaßten Zauberspruch."

„Von wem hast Du diesen Armring erhalten?" fragte der Brite in höchster Verwunderung die Schriftzüge betrachtend.

„Von meiner Mutter, einer Christin aus dem Inselande," entgegnete das Mädchen.

„Fügung des Himmels!" rief Lord James, sobald er den Namen gelesen. „Diese Mary Linck war im Dienste meiner Schwester und begleitete im Jahr 1794 ihre Herrschaft auf einer Reise nach Konstantinopel; auf dem mittelländischen Meere von Seeräubern überfallen, wurden alle nach Tunis geführt und mußten dort ihre Freilassung mit einem bedeutenden Lösegeld erkaufen; Mary aber, ein hübsches Kind, fand sich durch die Aufmerksamkeit des Deys geschmeichelt und ließ sich willig zur Sclavin seines Harems anwerben. Du siehst also," bemerkte er lächelnd zu Gulnaren, „daß wir Landsleute sind, und wenn es Dir gefällt, so will ich Dich in Deiner Mutter Heimath führen."

Gulnare stützte ihr Kinn sinnend in die kleine Hand, blickte dann nach einer kurzen Pause schalkhaft zu ihm empor und fragte lächelnd:

„Willst Du mich zur Favoritin in Deinem Harem aufnehmen?"

„Wir Männer im Abendlande," entgegnete der Brite ernst, „leben nur mit einer einzigen angetrauten Gattin."

„Das muß sehr langweilig sein, nicht wahr, Bulbul?" fragte sie die Dienerin bei der Hand fassend. „Komm', laß' uns lieber zu Yousouf zurückkehren, ich will ihn schon glauben machen, daß wir uns so eben erst aus dem Schutte zertrümmerter Mauern gerettet haben."

Und sich eilig in ihre verschleiernde Kopfbedeckung hüllend, verschwanden die beiden Sclavinnen gleich aufgeschreckten Gazellen aus den Augen von Zitzas Bewohnern.

Auch diese wurden durch dringende Verhältnisse genöthigt, sich eine Zeitlang von einander zu trennen.

Nach kurzer Frist segelte Florina in Begleitung von Lord James und Merville dem fernen Vaterlande zu, wo die Vermögensangelegenheiten der Verstorbenen ihre Gegenwart erheischten.

Fernand und Anastasius aber fanden sich aus entgegengesetzten Gründen mit unwiderstehlicher Gewalt auf Zitza festgehalten. Der Erstere lebte dort dem Auftauchen einer längst entsagten Hoffnung, während sich sein Gefährte dem Gram über die Vernichtung des geträumten Glückes ungestört in dieser Einsamkeit hingeben konnte. Leilah hingegen, beides, getäuschte Hoffnung und stillen Schmerz in der Tiefe ihres reinen Herzens verschließend, schien keinen andern Wunsch mehr zu kennen, als die Mutter durch ihre Liebe zu beglücken und den trauernden Freund durch ihre Theilnahme aufzurichten.

Bei ihrer Rückkehr im folgenden Jahre aber fanden unsere drei Reisende in Anastasius den mit den vereinten Banden der Liebe, Bewunderung und Dankbarkeit an das sanfte, duldsame Wesen geketteten glücklichen Gatten Leilah's und Fernand still ergeben in deren Mutter unwiderruflichen Entschluß, ihre wunderbare Auferstehung nur im milden Sonnenlicht reiner geläuterter Freundschaft und zärtlicher Tochterliebe zu feiern.

Christian Heinrich Rinck.

(Schluß.)

Im 20sten Jahre nahm Rinck, der eben nach Göttingen gehen wollte, um dort Forkel's musikalische Vorlesungen zu benützen, einen Ruf als Stadtorganist nach Gießen an. Seine entschieden psaltische Geistesrichtung, wie sie sich nicht blos in seiner äußeren Wirksamkeit, sondern auch in dem ganzen Organismus seiner Compositionen kundgibt, mußte in dem praktischen, anständigen, realistischen Hessenland günstigen Boden finden. Ob Portmann, der durch seine wichtigen Entdeckungen in der Harmonielehre bahnbrechend wirkte und in den nämlichen Jahren und fast auf gleichem Gebiet, wie späterhin Rinck von Darmstadt aus die hessischen Musikzustände förderte, auch auf Rinck einen namhaften Einfluß geübt hat, ist mir unbekannt; geistesverwandt im künstlerischen Trachten waren sich beide Männer gewiß.

An freie künstlerische Entfaltung war in Gießen nicht zu denken; neben dem drückenden Schuldienste mußte Rinck noch den Privatstunden seine beste Zeit opfern, daß ihm kaum die Nacht für das begeisterte Studium der Werke eines Bach und Mozart und tüchtiger theoretischer Schriften verblieb. Allein hierdurch ward auf der andern Seite Rinck auch immer entschiedener auf seine eigentliche Mission hingewiesen, ein gründlicher, fleißiger, rein gestimmter Arbeiter im Gebiete der Kunst zu sein, nicht ein Heros der genialen Produktivität. Und was Rinck durch seine Choralbücher, seine Orgelschule, den Choralfreund, die psaltische Ausweichungsschule, die Präludien als Beitrag zu einem gediegenen Studium zur geläuterten Ausbildung namentlich der Schullehrer und Kantoren in der musikalischen Praxis des Kirchendienstes geleistet hat, ist um so ruhmvoller, weil es in der neueren Zeit so gar vereinzelt dasteht. Rinck hätte sich unter andern Umständen vielleicht zu einer selbstständigeren Produktivität in der Tondichtung hinaufarbeiten können, der große Kantor wäre er aber dann schwerlich geworden.

Rinck's Werke erfreuten sich schnell der Anerkennung. Die Klarheit seines Geistes, das Leichtfaßliche seines Tonsatzes harmonirten zu gut mit der verständigen Tendenz, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in die Masse drang. So geschah es, daß man auf den Gießner Stadtschullehrer immer aufmerksamer wurde und ihn im Jahre 1813 zum Hoforganisten nach Darmstadt berief. Dort erfreute sich damals die Musik der besondern Gunst Ludwigs I., der, selbst ein tüchtiger Tonkünstler, Alles aufbot, die Oper des Hoftheaters zu hohem Flor zu bringen. Diese neuen Einflüsse, die scharf genug mit den Gießener Studien Rinck's kontrastiren mochten, wirkten erfrischend auf ihn, die schöpferische Kraft in ihm gewann bedeutend an Energie, an Elastizität. Gleichzeitig ging sein Ruf als einer der größten deutschen Meister auf der Orgel, den man mit einem Kuhnau, Hesse, Vogel, vergleichen konnte, durch ganz Deutschland.

In diesem einflußreichen Wirkungskreise verblieb Rinck. Sein äußeres Leben bietet nichts Auffallendes mehr, er ist bis an sein Ende der männliche stille, treue, anspruchslose Arbeiter gewesen. 1840 feierte er sein fünfzigjähriges

Dienstjubiläum. Männer von dem künstlerischen Charakter des Verstorbenen werden immer seltener und mit ihnen wird die gute alte Zeit begraben, wo man noch bescheiden sein konnte in dem was man schuf und doch berühmt wurde, weil sich der künstlerische Erfolg noch nicht an die Prätension der Genialität knüpfte, wo man, ohne gerade Künstler im höchsten Sinn des Worts zu sein, doch gar segensreich auf die Kunst der ganzen Generation einzuwirken vermochte; die Zeit wird begraben, wo man nur Kantor zu sein brauchte, um ein so bedeutender Mann zu sein wie Rinck, oder gar ein Unsterblicher, wie Sebastian Bach. Wenn man aber einmal früher oder später auf historischem Wege tiefer eingehen wird auf die Leistungen der vielen anspruchslosen vergessenen Männer, die namentlich zu Ende des abgelaufenen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Weise unsers Rinck für die musikalische Pädagogik des Volkes in Kirchen und Schulen sich opferten, dann wird man einsehen, welch ein reicher Schatz deutschen Talentes, deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes in diesen anspruchslosen Leuten geborgen lag. R.

Eine deutsche Schauspielerin und König Louis Philipp.

Frau Minna Wohlgeboren-Wohlbrück erzählt in ihren soeben bei Duncker und Humblot in Berlin erschienenen „Reise-Erinnerungen:"

„Ich war im Jahr 1842 bei der Schuhmann'schen Schauspielergesellschaft in Mainz für die Sommermonate auf ein Gastspiel in Paris engagirt worden. Die Finanzen des Instituts standen, wie ich nachher sah, auf sehr schwachen Füßen; bei den meisten der Bühnenmitglieder war die Direction mit der Gage noch bedeutend im Rückstande, und sie hoffte durch den Aufenthalt in Paris sich einigermaßen aufhelfen zu können. Wirklich schien diese Hoffnung in Erfüllung gehen zu wollen; wir hatten schon mehrere Vorstellungen bei sehr gefülltem Hause und wahrlich nicht zum Nachtheil der Kasse gegeben.

Da trat ein Ereigniß ein, welches ganz Frankreich mit Schmerz erfüllte; ich meine den plötzlichen und unerhofften Tod des liebenswürdigen und allgemein betrauerten Herzogs von Orleans. Wurden die königliche Familie und das ganze Land durch diesen furchtbaren Fall zum lebendigsten, innigsten Wehegefühl erregt und in tiefste Trauer versetzt, so wurden wir, abgesehen von unsrer Theilnahme unsrem Mitgefühl mit dem Schmerz des ganzen Landes, noch besonders in die peinlichste Verlegenheit gestürzt. Die Landestrauer schloß alle öffentlichen Vergnügungen, also auch die Bühnen; wir waren außer Brod gesetzt, und wer nicht wie ich etwas zuzusetzen hatte, der war der größten Noth preisgegeben. Ich blieb noch einige Wochen in Paris, da indessen mein Aufenthalt nicht sehr lang ausgedehnt werden sollte, so hielt ich es nicht für nöthig, auf die kurze Zeit mir einen Traueranzug, wie ihn sonst alle irgend anständige Damen in Paris trugen, anfertigen zu lassen.

Eines Tages speiste ich in einem Hôtel, in welchem eine eben so zahlreiche als ausgesuchte Gesellschaft sich zu versammeln pflegte. Mir gegenüber saßen zwei Herren, mit welchen ich schon oft hier zusammengetroffen und so einigermaßen bekannt geworden war. Sie waren gesprächig und heiter und unterhielten mit ihren Scherzen und ihren oft recht witzigen Neckereien die ganze Tischgesellschaft. Auch mein bunter farbiger Anzug, welcher allerdings etwas grell gegen die tiefschwarze Tracht der übrigen Damen abstach, gab ihnen Stoff zu Bemerkungen. Sie sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß ich, wenn auch eine Deutsche, doch nicht soviel Theilnahme für Frankreich hätte, um den Tod eines Thronerben zu betrauern, und der eine setzte hinzu, sowohl der König als die Behörden, wenn sie es wüßten, würden mich sehr mißfällig betrachten.

„Meine Herren" — erwiederte ich — „ich traue Ihren Behörden und dem Könige der Franzosen mehr Liberalität zu als Sie; ich bin überzeugt, beide werden Rücksichten nehmen und billige Ausnahmen gestatten. Ich bin, wie Sie vielleicht wissen werden, eine deutsche Schauspielerin. Wir sind hierhergekommen, um aus unsrer Kunst Geld zu machen. Durch das Unglück, welches Sie alle getroffen, ist ein Theil meiner Genossen der Armuth und Noth ausgesetzt worden, und ich habe es vorgezogen, das Wenige, was ich übrig hatte, zur Unterstützung meiner armen Landsleute zu verwenden, als einer bloß äußeren conventionellen Form damit genug zu thun. Uebrigens, glauben Sie mir, beklage ich den Tod Ihres liebenswürdigen Prinzen eben so aufrichtig, als es nur eine Tochter Frankreichs thun kann, und wüßte ich, daß der König bereit wäre, mir meinen Verlust einigermaßen zu ersetzen, so wäre ich gewiß die erste, auch die Dehors der Trauer zu beobachten."

„Wer weiß?" entgegnete mit halb spöttischem, halb Vertrauen erweckendem Lächeln der Franzose — „Es käme auf einen Versuch an. Wir Franzosen sind bekanntlich den Damen gern gefällig, und der König steht seinem Volke darin gewiß nicht nach. Ein wenig Muth . . . ."

„O daran, mein Herr, fehlt es mir nicht. Hätte ich die geringste Aussicht, meine Bitte erfüllt zu sehen, so würde ich mich wahrlich nicht scheuen, dem König Ludwig Philipp dieselbe mündlich vorzutragen."

„So weit man den König kennt," — sagte der Herr — glaube ich Ihnen die Genehmigung Ihres Gesuchs fast mit Sicherheit prophezeien zu können, wenn Sie nämlich erst den Muth haben, Ernst damit zu machen."

„Sie zweifeln noch? Es gilt eine Wette, wenn es Ihnen beliebt . . . ."

„Gut. Zehn Napoleonsd'or, wenn Sie beim Könige reüssiren."

Ich hatte gerade nicht allzuviel Napoleonsd'or zu verwetten. Indeß ließ ich mich vom Augenblick hinreißen, auch schämte ich mich wohl klein beizugeben. Ich nahm die Wette an, und der Franzose rief noch einmal: „Also zehn Napoleonsd'or! Sie, meine Herrschaften sind Zeugen. Zehn Napoleonsd'or!"

Da ich wußte, daß der König das Deutsche sehr geläufig liest und auch gut spricht, so setzte ich ein Gesuch in meiner Muttersprache auf, worin ich ihm meinen und meiner Unglücksgenossen großen Verlust vorstellte und um einigen Ersatz desselben für meine Person bat. Ich unterrichtete mich bald von den Mitteln und Wegen zu einer Audienz zu gelangen. Dieß wurde mir sehr leicht und ich stellte mich an dem dazu anberaumten Tage mit meinen Papieren versehen zu rechter Zeit ein.

Der Saal war gefüllt mit Leuten der verschiedensten Stände, die alle in gleicher Absicht mit mir gekommen waren. Ich stellte mich unter sie und blickte neugierig und etwas ängstlich gespannt auf die Thüre, durch welche der König erscheinen sollte.

Nicht sehr lange hatte ich geharrt, als er hereintrat. Der Eindruck, welchen er auf mich machte, war der eines

von Kummer tief gebeugten, aber nicht gebrochenen Mannes. Der Gram hatte deutliche Zeichen auf seinem Antlitze eingegraben, seine Augen lagen tief, der Blick war matt, der Gang langsam und etwas gebückt; dennoch hatte seine Haltung etwas Gemessenes, Würdevolles, Ehrfurchtgebietendes, sie gab Zeugniß von der ihm innewohnenden moralischen Kraft, von der gewaltigen Energie seines Willens, der selbst dieses tiefen und bitteren Schmerzes Herr geworden war.

Langsam durchschritt er die Reihen, indem er der Ordnung nach die Bittschriften abnehmen ließ oder auch selbst abnahm, hier und dort auch wohl mit den Einzelnen einige Worte wechselte. Jetzt stand er bei mir und forderte mich durch einen Blick auf, ihm mein Gesuch zu überreichen. Ich that es mit einer Verbeugung, wobei ich ihm dreist und unbefangen in's Auge schaute. Flüchtig und schnell durchlas er die Zeilen, blickte mich scharf an und sagte dann: „Sie werden in kurzer Zeit Antwort erhalten."

Ich verbeugte mich wieder und wollte gehen, als der König mich zurückrief und fragte, ob ich als Fremde auch meine Adresse ordentlich angegeben hätte. Doch noch ehe ich Zeit gehabt zu antworten, hatte er schnell den Brief noch einmal angesehen und sprach: „Ja, ja, es ist schon gut! Sie werden bald Antwort erhalten."

Somit war ich entlassen und verließ den Audienzsaal. Acht Tage waren vergangen, und noch schwebte ich ohne Antwort in Ungewißheit über den Erfolg meines Schrittes und den Ausgang meiner Wette. Da endlich erhielt ich eines Morgens eine Vorladung zur — Polizei. Eine solche hatte ich allerdings nicht erwartet. Die Polizei ist für Erwachsene, was für Kinder der Knecht Rupprecht mit seinem Pelz, seiner Ruthe und seinem Sack ist; man traut ihnen beiden nichts Gutes zu und hält sich gern in einer respectvollen Entfernung von ihnen. Ich hatte zwar ein politisch und polizeilich vollkommen reines Gewissen, dennoch war ich nicht ohne Besorgniß. Ich befürchtete am Ende durch mein Gesuch Anstoß erregt zu haben und für meine Uebereilung und meinen Vorwitz mindestens einen Verweis, wo nicht eine Verweisung zu erhalten. Verzagt und schüchtern folgte ich der Vorladung; doch wurde ich schon freier und kühner gestimmt, als man mich höchst artig empfing und nach einigen unbedeutenden Nebenfragen bloß aufforderte, meine Identität mit der Bittstellerin zu beweisen. Das war bald und leicht gethan und man beschied mich darauf nach der Hauptstaatskasse, wo mir zu meiner freudigen Ueberraschung die Genehmigung meines Gesuchs angekündigt wurde. Ich unterschrieb eine Quittung, erhielt 12 Napoleonsd'or ausgezahlt und hatte somit diese und meine Wette gewonnen."

Feuilleton.

⁂ In Boston ward in der Gießerei der Herren Alger und Bomford am 9. Juli die größte Kanone gegossen, welche die Erde je gesehen. Das Gewicht derselben ist 25,000 Pfund, die Länge derselben 10 Fuß; der Durchmesser des untern Kreises 39 Zoll; die Länge der Kammer 13 Zoll, der Durchmesser 9 Zoll; die Länge der Geschützweite 9 Fuß 1 Zoll, der Durchmesser derselben 12 Zoll. Die Kugeln, die sie wirft, wiegen 230 Pfund, die Bomben 180 Pfund. Die Schußweite ist 3½ engl. Meilen — also ½ Meile weiter als die des zuletzt in England erfundenen Mörsers, und eine halbe Meile außerhalb der Schußweite irgend einer Kanone in der Festung von San Juan de Ulloa in Vera-Cruz. Die Kanone wiegt 5000 Pfund mehr als Stocktons berühmter „Peace-Maker". Welch' ein Puff!

⁂ In einer von einem Madrider Journal mitgetheilten „Geheimen Geschichte und Politik Abd-el-Kader's" kommt folgende Notiz vor: Unter den Frauen Abd-el-Kader's beherrscht denselben ausschließlich seine rechtmäßige Gemahlin, Keira, die Tochter Ben-Taiebs. Im Jahre 1834 hatte er von einem seiner Kalifa's ein gefährliches Geschenk erhalten, nämlich eine junge Mulattin von ausnehmender Schönheit, Namens Lella Ouriba. Von der Schönheit und Coquetterie derselben verführt, vergaß Abd-el-Kader eine Zeitlang die Tochter Ben-Taiebs ganz und gar. Als diese aber eines Tages in Thränen aufgelöst in seinem Zelte erschien und ihn bat, er möge sie zu ihrem Vater zurückschicken, verstieß Abd-el-Kader die begünstigte Mulattin, behandelte sie nur als Sklavin und Keira wurde die unumschränkte Herrin seines Herzens.

⁂ Bei dem letzten Concerte, das am 24. Juli von sämmtlichen hiesigen Gesangvereinen auf der Mainlust in Frankfurt gegeben wurde, waren kaum die letzten Töne des „deutschen Vaterlands" verhallt, als das Signal des beginnenden Feuerwerks Alles, Jung und Alt, nach der Seite hinlockte, wo es abgebrannt wurde. Bei dem großen Gedränge suchte Jeder seinen Platz, wo er konnte. Ich stellte mich auf einen Tisch, wo eine französische Familie ebenfalls Platz gefunden hatte, und hörte nun folgende Unterredung:

— Que signifie cet écran (Ofenschirm), maman?

— Quel écran, mon enfant?

— Mais, ne voyez-vous pas cette longue machine à deux jambes où il y a une inscription dessus?

— Tu veux dire ce transparent avec le nom de Mozart?

— Eh bien oui, maman. Qu'il est laid, cet écran! mais qu'est-ce que c'est que ce Mozart?

— C'est le nom d'un fameux musicien.

— Vit-il toujours, ce musicien, et où demeure-t-il?

— Je n'en sais rien, Eugène.

Ein sehr eleganter Herr, der neben der Dame, wahrscheinlich seiner Frau, stand, und dessen ganze Aufmerksamkeit bis jetzt auf das Feuerwerk gerichtet schien, sagte ihr:

— Mais, ma chère amie, qu'est devenue votre mémoire, ne vous rappelez-vous donc plus notre grand Musard que nous avons entendu à Paris l'année passée?

— Sans doute que je m'en souviens, mais celui-ci s'appelle Mozart et l'autre Musard.

Mais m'amie, c'est la même personne. Vous savez bien que ces Allemands ont de la peine à prononcer les noms français et que, pour l'orthographe, ils n'y regardent pas de si près.

A la bonne heure, si c'est cela, je conçois leur enthousiasme, car on les dit être grands amateurs de bonne musique. □

Berichtigung.

In der Nummer 226 des „Konversationsblattes" (Literar.-artist. Tagesbericht) muß es statt F. W. Riehl „F. W. Rühl" heißen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 18. August. Richard's Wanderleben. Lustspiel in 4 Abtheilungen; nach dem Englischen von Kettel. (Gastrolle) Richard Wanderer: Herr v. Rokowsky-Linden, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Mittwoch, den 19. August. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow (Gastrolle) Leonore: Fräulein Henriette v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 229. Donnerstag, den 20. August 1846.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.

Von W. Hamm.

Es war Carneval in Rom. In alter südlicher Pracht und Lust entfaltete sich der Zauber der tollen Ausgelassenheit, der Reiz des Witzes und der Laune in allen Straßen, auf allen Plätzen der Weltstadt. Hauptsächlich war es aber auf dem Corso, der schönsten Straße Roms, wo sich das Gewühl der Masken und Kutschen am lebhaftesten regte. Zu Tausenden wogten die erstern hin und her, schlüpften zwischen den langen Reihen der letztern hindurch, sprangen auf die erhöhten Barketten des Corsos, auf die Tritte der Wagen; und diese fortwährende Beweglichkeit, diese quecksilberne Unruhe ließ wirklich den weiten Raum einem wogenden Meere vergleichen, dessen bunte Wellen vom Wind in tausend wechselnden Gestalten in die Höhe gejagt werden. Das Getöse der Stimmen, des weitschallenden Gelächters, das Rollen der Räder, das Klingen der Schellen und hunderter von mehr oder minder abenteuerlichen Instrumenten betäubte mit infernalischem Lärm ebensosehr die Sinne des Gehörs, wie die Pracht der Großen und Reichen in den Kaleschen, die Farbenmannichfaltigkeit der Masken und der Glanz der auf den Stühlen und Gerüsten der Trottoirs versammelten schönen Welt die Blicke blendete. Das Ganze bot ein unvergleichbares Bild, ein Gemälde der entfesselten Tollheit, das nirgends einen Anhaltepunkt gewähren wollte.

An der Ecke des Zuschauergerüstes, welches sich unmittelbar vor dem Palazzo Ruspoli erhob, stand eine Gruppe von jungen Männern, welche heitern Auges hinabschauten in das Leben und Treiben des römischen Carnevals. Sowohl an ihren Zügen, als auch an der knappen, schwarzen, altdeutschen Tracht erkannte man, daß sie deutsche Künstler seien. Von Zeit zu Zeit riefen sie sich ihre Bemerkungen in die Ohren, denn das überlaute Geräusch der Lustbarkeiten ließ keine gewöhnliche Unterhaltung zu.

„Sieh einmal, Julius," sagte der Aelteste, der Kupferstecher Albrecht, zu einem schönen blonden Jüngling, „sieh einmal dort die merkwürdige Kalesche, die seltsamste, prächtigste von Allen. Jetzt kommt sie langsam auf uns zu. Schau' die prachtvollen Pferde, wie sie mit Gold und Straußfedern aufgeschmückt sind; und der Kutscher mit seinem großen schwarzen Barte in der Altweiberkleidung! Und die Damen auf den erhöhten Sitzen, dort die Eine, die Kleinere — bei Gott, sie ist die Schönste des Carnevals! Seht nur hin, ihr Brüder!"

Die von Albrecht bezeichnete Kalesche war jetzt gerade vor den Palast Ruspoli gelangt, wo das Gedränge eine kleine Stockung verursachte. Aller Augen richteten sich auf die verschwenderisch mit Pracht überladene Kutsche, aber es waren nicht der bärtige Führer, nicht die beiden Tabarros auf den tieferen Sitzen, nicht die alte Donna im kostbaren Brocat, welche so anzogen, daß einen Augenblick eine gewisse Stille eintrat, — ein anderer Zauber bewirkte dies. Auf dem erhöhten Rücksitze saß ein wunderschönes Mädchen, ganz in schwarze Seide und Spitzen nach spanischer Tracht gekleidet. Sie war höchstens sechzehn Jahre alt, und von so hoher regelmäßiger Schönheit, daß ihre Züge Jedermann auffallen mußten. Ihres Reizes unbewußt lächelte das liebliche Kind mit gewinnender Freundlichkeit rings um sich her; es ahnte nicht, daß dieses Staunen der Menge, das Beifallsmurmel ihm gelte. Muthwillig nahm die Schöne aus dem vergoldeten Körbchen, welches sie hielt, kleine Hände voll Bonbons und warf dieselben da und dort hin unter die Lustwandelnden. Glücklich, wem es gelang, eines dieser unschädlichen Geschosse zu erhaschen; er bewahrte es gewiß zur freundlichsten Erinnerung. Niemand aber wagte es, Vergeltungsrecht zu üben, die Schönheit und Anmuth des Mädchens schien eine schützende Aegide über ihre braunen Locken zu halten. Langsam schob sich die Kutsche weiter im Gedränge.

„O che bella! O la bella principessa!" tönte es von allen Seiten aus dem bunten Haufen.

Jetzt befand sich der Wagen gerade den deutschen Künstlern gegenüber, welche fast in Entzückung nach der schönen Erscheinung hinstarrten. Die Schöne hatte so eben lachend eine Handvoll Bonbons herüber geworfen; Albrecht, kühn genug, den Wurf erwiedern zu wollen, hatte schon den Arm gehoben, um seine Confetti von Gyps zu schleudern, als er denselben ergriffen und festgehalten fühlte. Umblickend sah er seinen Freund Julius, welcher ihm zurief:

„Versündige Dich nicht! Es ist die Madonna selbst, welche vom Himmel herabgestiegen ist!"

Lachend ließ der Kupferstecher den Arm sinken.

Das Mädchen hatte den Vorgang mit angesehen, ihr Auge traf auf Julius, und dunkle Röthe übergoß ihr Antlitz. Julius war ein schöner blonder Jüngling; in frischer Jugendkraft, weiß und roth, schlank und gedrungen, bildete seine Gestalt einen angenehmen Contrast mit den gelben Gesichtern und dem magern kleinen Wuchs der Italiener um ihn her. Noch einmal hob das schöne Mädchen ihr Auge, noch einmal traf es den strahlenden Blick des jungen Deutschen. Sie lächelte, erröthete abermals, dann nahm sie wieder von ihren Bonbons und warf sie gerade auf ihn. Freudig haschte er darnach, und ergriff eine halberblühte rothe Rose. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch das Gemüth; er drückte die Blume an sein Herz, ihm schwindelte und ein niegekanntes sonderbares Gefühl regte sich in seiner Brust. Als er dankend, glühend wieder den Blick emporschlug, da war die Schöne verschwunden; der Wagen rollte dahin, und Julius sah nur noch das Wehen ihres Schleiers.

Das ganze Ereigniß war so schnell vor sich gegangen, daß keiner dasselbe bemerkt hatte, allen aber fiel mit einem Male die mächtige Gemüthsbewegung des Jüngsten ihrer Genossen auf.

Digitized by Google

„Fort, fort! Ihr nach!“ rief dieser wie außer sich.

„Wem nach? Wohin?“ entgegneten die Freunde verwundert.

„Ihr, Ihr!“ schrie Julius, und strebte sich Bahn zu machen. „Ich muß diesen Engel noch einmal sehen!“

„Dann bleibst Du am besten gerade hier stehen,“ sagte Albrecht, indem er mit starker Hand den jungen Freund zurückdrängte. „Du siehst selbst, es ist unmöglich, in diesen Menschenmassen einen eignen Weg einzuschlagen. Die Schöne aber, welche Dich Schneemann so auf einmal in Flammen gesetzt, siehst Du hier gewißlich wieder, wenn der Zug der Wagen zurückkehrt. Darum sei gescheit, mein lieber Inamorato furioso, und bleibe hier, unter der Obhut von gesetzten Leuten!“

Julius schwieg, er sah, daß er sich fügen müsse. Aber für ihn war nunmehr Alles verloren, was den Andern Lust und Freude gewährte. Er hielt seine Rose fest auf dem Herzen, als ob er ein heiliges Gut bewahre; er entgegnete verkehrt oder Nichts auf die Stichelreden und Scherze seiner Begleiter; er sah nicht das Rennen der Barberi auf dem breiten geleerten Corso. Erst als die Kanonen den Sieg der Rennpferde verkündeten, erwachte er aus seinen Träumereien; eifrigen Blicks spähte er der Wagenreihe entlang, welche rückkehrend den ganzen Corso wieder erfüllte, — umsonst, ihr Wagen war nicht mehr darunter. Erst spät in der Nacht gelang es den lachenden und kopfschüttelnden Genossen ihren Freund Julius mit sich fortzuziehen zu dem fröhlichen Gelage, welches ihrer im Cafe grecque harrte. Aber auch der feurige Trasteverino vermochte ihn heute nicht aus schwermüthigem Sinnen emporzureißen, und der Jüngling gab den Freunden somit Stoff genug zu Neckereien aller Art, welche er jedoch überhörte oder nicht erwiederte.

(Fortsetzung folgt.)

Häusliches Leben im Orient.

Aus einem noch ungedruckten Buch der Mistreß Poole von E. S.

Nach einem fast dreijährigen Aufenthalt im Orient, während dessen ich mit den Frauen der höheren Stände und der Mittelklasse seiner Bevölkerung im häufigen und oft vertrauten Verkehr lebte, darf ich mich wohl für befähigt halten, über den sittlichen und socialen Zustand derselben einige allgemein gültige Resultate meiner Anschauung schriftlich niederzulegen. Nur wenigen Frauen mögen sich die Gelegenheiten zu ihrer Beobachtung so glücklich dargeboten haben, wie mir, und doch finde ich die Lösung der Aufgabe, die ich mir gestellt, außerordentlich schwer. Während ich die Stellung, in welche das weibliche Geschlecht im Orient gerückt ist, in ihren Folgen zu begreifen suchte, mußte ich mich immer bemühen, jedes Vorurtheil abzulegen, aber die europäischen Verhältnisse überhaupt und insbesondere die englischen, wo es die Frauen angeht, ganz aus dem Gesicht zu verlieren, hat mir nicht gelingen wollen; da indessen jeder gesellschaftliche Zustand in der Welt seine Mängel hat, so wäre es sogar ein Fehler, Vergleichungen ganz vermeiden zu wollen.

Eines ist es unter vielem Andern, was mich sonderbar berührt: daß nämlich das Hauptprincip des gesellschaftlichen Zustandes, wie es eben unter den muselmännischen Völkern und sogar unter den morgenländischen Christen vorwaltet, ich meine die Einrichtung der Harems und die Polygamie, eine große Geltung dadurch erhält, daß es zumeist von Personen befolgt wird, die mit Achtung und Ehrfurcht anzuschauen wir schon in früher Jugend gelernt haben, weil sie in der Gesellschaft eine höhere Stelle einnehmen.

Den Gebrauch des Frauenschleiers, gewissermaßen den Anfang einer durch den Harem nur vollendeten Abschließung des weiblichen Geschlechts, kann man, gerade als solchen, bis auf die Zeit Abrahams, des Erzvaters, zurückführen; aber welcher Periode sein Ursprung angehört, wird nach meiner Meinung immer zweifelhaft bleiben. In Abrahams Tagen scheint man das System befolgt zu haben, welches bisher unter den Arabern der Wüste vorherrschte, so daß es wohl weniger streng war als das, welches unter den Arabern und andern Moslims Geltung hat, die sich in festen Wohnsitzen, in Häusern, Dörfern und Städten niedergelassen haben. Rebekka verhüllte nicht ihr Antlitz in Gegenwart von Abraham's Diener „des ältesten Knechtes seines Hauses“; als sie aber vor den Mann trat, der ihr Ehegemahl werden sollte, „da nahm sie einen Schleier und bedeckte sich.“ Im Allgemeinen verhält es sich mit den Frauen der Beduinen ganz ähnlich: vor Dienern und andern Personen, mit denen sie bekannt sind, verhüllen sie nicht immer ihr Gesicht; ja viele unter ihnen finden es sogar unbedenklich, vor Fremden ohne Schleier zu erscheinen. Als Abraham vor dem oben erwähnten Fall mit seinem Weibe nach Aegypten kam, „sahen die Aegyptier, daß die Frau sehr schön war: auch die Ersten im Reiche Pharao's sahen sie und empfahlen sie bei Pharao und sie wurde aufgenommen in das königliche Haus.“ Nach diesem sah sie auch Abimelech und nahm sie zu sich.

Wahrscheinlich ist, daß zu jener Zeit das Haremsystem nur, und auch hier in laxer Weise, bei den semitischen Völkern herrschte. Wir finden wenigstens keine Anzeichen desselben in den Bildwerken oder Malereien, welche auf alten ägyptischen Monumenten Scenen aus dem häuslichen Leben darstellen, und von denen einige dem Zeitalter Abrahams noch vorangehen; im Gegentheil tritt uns aus den Darstellungen des Privatlebens ganz deutlich ein gesellschaftlicher Zustand entgegen, der im Hinblick auf den Verkehr der beiden Geschlechter eben so frei war, wie er es in dem modernen Europa ist. Waren die alten Aegyptier mit dieser Freiheit der Frauen ein sittlicheres Volk als die gleichzeitigen Nationen, bei denen das weibliche Geschlecht mehr oder weniger abgeschlossen war? Man will behaupten, daß gerade das Gegentheil stattgefunden haben müsse: daß Belege von der furchtbarsten Ausschweifung oder wenigstens von einem uns kaum begreiflichen Mangel an richtigem Gefühl der beiden Geschlechter gegen einander die Wände der Tempel und Grabgewölbe das ganze Nilthal entlang bedecken. Ich möchte indessen den Mangel an Züchtigkeit oder die Ausschweifung der alten Aegyptier nicht auf die Rechnung der Freiheit schreiben, welche sie ihren Frauen gestatteten, so wie ich die schöne Ueberzeugung hege, daß tugendsame Frauen in dem christlichen Europa bei weitem weniger selten sind, als in den Harems des Morgenlandes. Es ist ja so natürlich, daß gerade durch den gesellschaftlichen Verkehr des Weibes mit dem Mann der Hang zu Unziemlichkeiten in Worten oder Handlungen, wo er wirklich vorhanden wäre, niedergehalten, und eben so gewiß, daß er genährt wird durch Abschließung. Anerkannt tugendsame Frauen des Morgenlandes pflegen unter einander eine Sprache zu führen, die

den Europäern windestens undelikat erscheinen muß, und sind so sehr daran gewöhnt, daß sie sogar in Gegenwart von Männern ihre Ausdrücke nicht ängstlich wahlen. Dieß ist nach meiner Ansicht eine der schlimmsten Folgen der Harems.

Habe ich mich auch manchmal versucht gefühlt, von dem häuslichen Leben im Orient ein ganz umfassendes Gemälde zu entwerfen, so ist mir immer die Besorgniß in den Weg getreten, diese so äußerst schwierige Aufgabe werde mir mißlingen. Die Leser wollen sich deßhalb mit den einzelnen Skizzen zufrieden geben, wie ich sie ihnen biete; vielleicht gelingt es ihnen besser als mir, sie zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden. Meine Arbeit wird Manchem wie eine Landkarte vorkommen, die ein muthwilliger Knabe zerrissen hat und von der einzelne Stücke verloren gegangen sind. Während sich Vieles wieder zusammenpassen läßt, bleiben hier und da Lücken auszufüllen, und man hat immer nur ein unvollständiges Bild. Deßhalb beschränkt sich vielleicht mein ganzes Verdienst darauf, daß ich nur einzelne Materialien zusammengeschleppt habe, welche eine geschicktere Hand zu dem Gemälde von Zuständen verarbeiten mag, von denen sich wohl Wenige in unserm civilisirten Europa einen auch nur allgemein richtigen Begriff machen können.

Wenn man die gesellschaftlichen Zustände des Morgenlandes in Beziehung auf die Heirathen beobachtet, so darf man eines wichtigen Umstandes nicht vergessen: daß nämlich in der Sinnesweise des Volkes, bei den Männern sowohl wie bei den Frauen, eine überraschende Gleichartigkeit sich geltend macht. In Europa hängt eine Bevorzugung von mancherlei Ursachen ab, — das Weib zieht ihren Mann vor, weil ihr sein ausgeprägter Charakter, seine religiösen Ansichten, seine moralischen Grundsätze gefallen; oft bildet sogar seine politische Meinung die Basis ihrer Liebe oder Abneigung, oder es ist sein Reichthum an Kenntnissen, sein wissenschaftliches Streben, seine Empfänglichkeit für schöne Kunst, sein Genius, der sich irgendwie Bahn bricht, was ihr den Mann mehr oder minder werth macht. Alle diese Ursachen der Bevorzugung, oder, wenn sie nicht vorhanden sind, die Gründe der Abneigung existiren in Europa, während man im Orient nichts davon weiß. Gibt es auch einige wenige gebildete Morgenländer, die Studien unter den „civilisirten Nationen" gemacht, so haben sie doch keinen Begriff davon, daß und wie man diese Bildung seiner Familie mittheilen sollte, und an eine edlere Erziehung ihrer Töchter denken sie, mit wenigen Ausnahmen, gar nicht; die Kenntnisse, welche sie außer Landes zusammengespeichert haben, bleiben vielmehr unbenutzte, vergrabene Schätze. Findet ein orientalisches Mädchen in ihrem Bräutigam einen Mann, der schmuck aussieht und gutgenrrt ist, so sind alle ihre Wünsche erfüllt; was er für Ansichten hat von Himmel und Erde und was drüber und drunter und dazwischen ist, darum kümmert sie sich in ihrem ganzen Leben nicht. Ob sich auch im Orient die Liebe als „zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und Ein Schlag" definiren läßt, mußte deßhalb auch untersucht werden.

Und doch ist es erfreulich, daß es Fälle gibt — und diese Fälle sind nicht gerade selten, — daß eine morgenländische Frau, wenn sie schicklich verheirathet ist, sich ihrem Gatten mit einer so innigen Liebe hingibt, wie sie kaum übertroffen werden kann, und daß ihr von ihm mit allen erdenklichen Beweisen zarter und ehrbarer Neigung erwiedert wird. Ich war selbst mit einigen Familien befreundet, deren glückliches, inniges Eheverhältniß ich bei mancher Gelegenheit bewundern mußte.

Unter den ägyptischen Frauen, die ich in Kairo kennen gelernt habe, ist eine, die länger als dreißig Jahre mit einem Manne verheirathet war, dem ersten und einzigen, dem sie ihre Liebe schenkte, und in deren Hause ich immer mit besonderem Vergnügen weilte. Ihr Gatte scheint ein tüchtiger Character und besitzt viele schöne Eigenschaften. Obgleich seine Einkünfte knapp genug sind, ist doch sein Haus ein Asyl der Dürftigkeit, nicht nur für ganze Schwärme armer Freunde und Verwandten, sondern auch für abgemagerte Hunde und Katzen; und diese sättigt er nicht mit den Brosamen und Resten seines Tisches, sondern mit einer Menge von Broden, die er eigens für sie backen läßt. Einer der liebenswürdigsten Züge in dem Character seiner Frau war ihre grenzenlose Anhänglichkeit an seine Verwandte. So lange seine Mutter lebte, wurde sie von der Schwiegertochter wie deren eigene Mutter angesehen und behandelt; und der Sitte des Orients gemäß (eine Sitte, die nicht genug zu loben ist, und manche Gebrechen der orientalischen Frauen übersehen läßt) wurde sie immer von der Gattin des Sohnes als die Herrin des Hauses hochgeachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Frankfurt, den 18. August. Fräulein Henriette von Treffz vom k. k. Hof-Operntheater nächst dem Kärnthnerthore eröffnete gestern als Marie in der „Regimentstochter" ihr Gastspiel auf hiesiger Bühne. Diese Künstlerin gehört zwar nicht zu jenen Sängerinnen, welche über gewaltige Stimmmittel gebieten; aber ihre Stimme ist frisch, hat besonders in den mittlern Tonlagen viel Wohlklang und wird von einer tüchtigen Gesangesausbildung unterstützt. Geistvolles Spiel und eine liebenswürdige Persönlichkeit werden dieser Künstlerin überall den Erfolg sichern, der ihr am gestrigen Abend von Seiten des zahlreich versammelten Publikums zu Theil wurde. Unbegreiflich bleibt nur, wie unsre Theaterregie Fräulein von Treffz in österreichischer Uniform unter französischen Grenadiren auftreten lassen mochte. Dieser Mißstand verdient um so mehr eine Rüge, als fast jede Vorstellung den Beweis liefert, mit welchem unüberwindlichen Gleichmuth man dem Theaterpublikum zumuthet, bonne mine zu Allem zu machen, was bequem ist. □

*** Rötschers Theaterschule in Berlin. Diese nun schon so oft und lang besprochene Idee, auf deren Entwicklungsgang auch diese Blätter stets ihr Augenmerk richteten, ist nun endlich der Verwirklichung nahe, indem der von dem Ministerium des königl. Hauses und des Unterrichts begutachtete Plan von Sr. Maj. dem Könige die Zustimmung erhalten hat. Die Anstalt wird demnach nächsten Jahres als königliche Theaterschule ins Leben treten; das Nähere behalten wir uns vor, unsern Lesern mitzutheilen.

*** Ein chinesisches Theater beschreibt Th. Oelkers. — Es wird gewöhnlich vor einer Pagode aufgeschlagen, weil sich vor den Pagoden meist freie Plätze befinden, und besteht aus einer größeren oder kleineren Bude, bedeckt mit Palmblättern, während die Wände durch Schilfrohrmatten verhüllt werden. Die Bude wird durch einen Vorhang getrennt, und die eine Hälfte des Raumes dient als Bühne, die andere als Ankleide-Zimmer für die Schauspieler. Ist die Bude fertig, so tragen die Mimen ihre Garderobe in einer Kiste selbst dahin, schmauchen ihr Pfeifchen, und alsdann zeigt das Orchester, bestehend aus Gongs, Trommeln, Becken und Trompeten

Digitized by Google

mit einem sinnverwirrenden Lärm den Beginn der Vorstellung an; das Volk sammelt sich vor dem Tempel Thalia's, und der Direktor tritt nun hervor, Titel und Inhalt des Stücks mit pomphaften Redensarten ankündigend. Das Repertoir ist arm; meist kommen historische Pantomimen, frutzenhaft entstellt und bis zum Abscheu karikirt, zur Vorstellung. Die Pausen werden durch Spiel auf zweisaitigen Geigen ausgefüllt, jede neue Scene durch Schläge auf dem Gong angekündigt. Die Garderobe ist prächtig. Frauen agiren nicht; spindeldürre Männer oder Jünglinge geben die Frauen-Rollen. Zuweilen spielen sie in Masken; aber seltsamer Weise in Thiermasken, wobei sie die prachtvollsten Gewänder tragen. Diese Thiermasken haben jedes Mal eine sinnbildliche Beziehung zum Charakter des Helden, dessen Kopf sie zieren.

*** „Niemand," sagt Sokrates bei Plutarch, „kennt den Tod, und Niemand weiß, ob derselbe für den Menschen nicht das allergrößte Glück ist." Als ein solches, als ein wohlthätiges Geschenk der Natur haben Weise nicht blos der alten, sondern auch der neuern Zeit den ihnen nahenden Tod betrachtet. Aus mehreren hinlänglich bekundeten Beispielen hier nur ein paar der anziehendsten: Dionysius Petavius, Jesuit und Bibliothekar in dem Collegium zu Paris, ein bekannter Schriftsteller im Fach der Geschichte und Chronologie, starb 1652. Drei Tage vor seinem Tode machte ihm sein Arzt, Guido Patin, bekannt, daß er nur kurze Zeit noch zu leben habe. Diese Nachricht erfüllte den Kranken so mit Freude, daß er sich aufrichtete und ein Exemplar von seinem »Rationario temporum« sich bringen ließ, in welches er mit den Worten: »Debeo evangeliae" die Widmung verzeichnet: »Guidani Patonio, medico carissimo.« König Friedrich II. von Preußen pflegte, bei zunehmender Körperschwäche, zu sagen; Le plus beau jour de la vie est celui, où on la quitte." Johann Philipp Ostertag, Professor und Rector am Gymnasium zu Regensburg — ein Mann, der durch seine treffliche Lehrmethode, noch mehr aber durch sein freundliches, einnehmendes Wesen die Liebe seiner Schüler in hohem Grade sich zu erwerben gewußt und durch gediegene Schriften, besonders durch seine werthvollen Uebersetzungen mehrer der vorzüglichsten römischen Prosaiker einen unvergänglichen Namen in der gelehrten Welt sich gestiftet hat, — starb zu Ende des Jahres 1801. Wenige Stunden vor seinem Hinscheiden äußerte er: „Ich habe ein großes Werk zu vollenden: meine Augen sehen das Land der Freiheit." Und bald nachher hörte er mit den Worten zu leben auf: „Jetzt bin ich frei!" Bl. f. l. U.

*** Ein bei O. Wigand erschienener Roman: „Die Regulatoren" bringt folgende drastische Schilderung von Arkansas: »Hier ist das Land so fett, daß wir, wenn wir Lichter gießen wollen, den Dacht nur in die Pfützen tauchen — es brennt eben so gut. Wenn ein Mann in Arkansas sein Feld mit Fleiß und Aufmerksamkeit bestellt, so kann er darauf rechnen, 100 Bushel vom Acker zu ernten. Wenn er sich keine Mühe gibt, und den Mais nur roh aufwachsen läßt, so bleiben ihm noch immer 75 Bushels gewiß, und wenn er gar nicht pflanzt, so — so wachsen doch noch 50. Das Land ist nicht todt zu machen. Und was noch ein Vortheil ist, wir brauchen immer erst im Juni zu pflanzen, der Mais wächst so merkwürdig schnell. Kürbisse wachsen auch bei uns, da können zehn Menschen um einen herumstehen. — Bei uns ist alles großartig. Die Musquitos fliegen in den heißen Sommertagen so dick, daß sie schwitzen, durch den Schweiß zusammenkleben und klumpenweise aus der Luft fallen. Die Holzböcke habe ich mit meinen eigenen Augen beobachtet, wie sie mit den Vorderbeinen sich an einem Stück Holz aufrichteten, und nach den Kuhglocken horchten, und die Flöhe gehen Abends ordentlich zum Trinken an den Fluß wie das andere Vieh. — Na, und unsere Jagd! Liegt nur ein bischen Schnee, so gehe ich hinaus in den Wald, stecke kleine Stücke von rothen Rüben in den Schnee und streue Schnupftabak darauf. Die Kaninchen nießen sich dann an dem Schnupftabak todt ꝛc.

*** Das Gesicht der Gemsjäger. Vielen Jägern kündigt sich der Tod durch ein besonderes Zeichen an, welches die Gemsjäger „das Gesicht" nennen. „Ich hab' 's gesehen," sagt der Mann, und kehrt in seine Hütte zurück, trifft in der Stille die letzten, ernsten Anordnungen, und steigt dann wieder in die Schneeregionen hinauf. Es liegt etwas fatalistischer Glauben darin. Gewöhnlich kündigt sich der Tod in der Weise an, wie er den Gemsjäger heimsucht. Bald sieht er sich von steilem Abhange hinabstürzen, bald in langsamer, furchtbarer Todesqual mit verzerrtem Antlitze auf einem einsamen Flecke ringen, bald thut er, unfähig, so langsam zu sterben, den Sprung in die Tiefe. Anderen erscheint der Vater, und winkt, sich mit ihm zu vereinigen. Dem Vater einer meiner Freunde, einem leidenschaftlichen Gemsjäger, zeigte sich auf unzugänglicher Felswand ein ungeheurer Gemsbock, der auf seinen Hörnern den zerfetzten Leichnam des Jägers trug. Acht Tage darauf fand ihn der Zahn in einem schauerlichen Tobel mit zerschmetterten Gliedern. Neben ihm lag ein angeschaffener, eben so gebrochener Gemsbock. Die, welche in Gletscherspalten versinken, sehen zuweilen plötzlich eines der Eisfelder vor ihren Augen in die Tiefe stürzen, oder hören entsetzliche Klagetöne herauf dringen. Viele Gemsjäger überrascht der Tod unvorbereitet, viele sterben aber auch ruhig daheim. Der berühmteste und leidenschaftlichste Jäger, von dem man in den schweizerischen Alpen seit langer Zeit gehört, Marchett Colani, auf dem Bernina in Ober-Engadin, starb im Bette, wie er sagte, ungern, weil das nicht der Tod eines Gemsjägers sey. Er hatte 2207 Gemsen geschossen und eine verhältnißmäßige Anzahl von Bären und Luchsen. Wie Titus, sagte er »Diem perdidi," aber in seiner Sprache „eng n'hai perdù un di," wenn er beutelos heimkehrte. Es war dies ein seltener Fall, denn er fehlte nie sein Ziel, und nur das Glück war ihm zuweilen nicht hold. Bis in sein hohes Alter behielt er, was eine große Seltenheit ist, denn er lebte fast beständig in der Schneeregion (sein Wirthshaus steht 7—8000 Fuß über dem Meere,) ein äußerst scharfes Auge. W. Sonntagsbl.

*** London wurde bekanntlich vor Kurzem von einem schweren Hagelwetter heimgesucht. Ein Londoner Gärtner, ein Hauptzüchter von Camellien, ist ob der Verheerungen des Wetters in seinem Garten vor Schreck gestorben und sein Sohn Tags darnach wahnsinnig geworden.

*** Perlasohn macht in seinem „Telegraphen" die satyrische Anzeige, daß in der Stadt T in neuester Zeit ein Gesetz erschienen sei, wornach die Wunderkinder nicht eher öffentlich auftreten dürfen, bis sie gehen können.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 19. August. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow. (Gastrolle) Leonore: Fräulein Henriette v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag, den 20. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Akten, von C. Gutzkow.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 230. Freitag, den 21. August 1846.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.

Von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Andern Tages waren die deutschen Künstler ihrem Julius zu Liebe fast die Ersten im Corso. Sie hatten wiederum ihren alten Platz am Palazzo Ruspoli eingenommen. Aber so sehr sie auch während des ganzen Nachmittags ihre Augen anstrengten, die Schöne von gestern wollte sich nicht blicken lassen.

Es ward Abend, das Gedränge wuchs auf unbeschreibliche Weise, die Lichter und Lampen wurden angesteckt, die Masken zündeten ihre Moccoli an, das furchtbare Geschrei: Sia ammazato! hallte von allen Enden wider. Es war wahrlich ein wunderbarer Anblick; die ganze mächtige Häuserreihe des Corso mit Tausenden von Lampen illuminirt, alle Kutschen mit zahlreichen Laternen behängt; Tausende von Zuschauern und Lustwandelnden, von welchen ein Jeder eine angezündete Kerze in der Hand trug, eifrig bemüht, sie vor dem Erlöschen zu schützen, aber eben so eifrig darauf erpicht, diejenigen seiner Nachbarn auszublasen. Der ganze Corso erschien heute wie ein Feuermeer und der Effect dieses wunderbaren Anblicks war so groß, daß selbst Julius darüber seinen Mißmuth mometan vergaß und erstaunt das glänzende Schauspiel betrachtete. Plötzlich aber sich umwendend, erblickte er Die, auf welche er so lange gehairt. Die Schöne saß im Wagen, der mit bunten Lampen reich behängt war, in derselben Begleitung, wie Tags zuvor, eben so schön wie gestern, oder noch schöner im Glanze der Lichter, mit welchen ihre blitzenden Augen wetteiferten. Wie Alle trug auch sie ein Licht, eine gemalte Wachskerze in der Hand; schon von fern heftete sie ihre Blicke auf den jungen Deutschen, welcher freudig erschreckt die schon verwelkte Rose hervorzog und an die Lippen drückte. Die Schöne senkte verwirrt die Augen; aber es war nicht Unwille, was aus ihnen hervorleuchtete, als sie dieselben wieder erhob. Julius war entzückt über den glühenden Blick, welcher ihm entgegen flog; er wußte ihn wohl zu deuten, aber nicht die Orange, welche das Mädchen ihm plötzlich, als sie ihm geeade gegenüber hielt, zuwarf. Langsam fuhr der Wagen, erst spät von den geblendeten Genossen bemerkt und mit Jubel begrüßt, weiter. Es war auch heute wieder unmöglich, ihm zu folgen, auch heute kehrte er nicht zurück, und das Ende des Carnevals ließ in Julius Brust eine tiefe düstere Leere zurück; der Aschermittwoch seines Herzens brach an.

Als Albrecht seinen jungen Freund am folgenden Tage besuchte, frug er ihn, ob ihm die schöne Römerin gestern Abend nicht irgend ein Zeichen gegeben habe.

Julius verneinte erröthend.

„Dann ist freilich nichts zu machen und zu hoffen," entgegnete Albrecht achselzuckend. „Du mußt doch keinen Eindruck auf sie gemacht haben, wie wir Alle glaubten. Wenn sie Dir wenigstens eine Orange zugeworfen hätte!"

„Warum das? Was bedeutet solches?" frug Julius hastig, glühend.

Albrecht sah ihn komisch von der Seite an.

„Das bedeutet," sagte er, „daß man ein Verhältniß anknüpfen, eine Carnevalsbekanntschaft auch in den Fasten fortetzen wolle. Gibt aber eine Schöne einem jungen Mann, welchen sie während des Carnevals ausgezeichnet hat, dies Zeichen nicht, dann will sie ihn später nicht mehr kennen. Du siehst demnach, mein Lieber, daß Deine Madonna eine stolze kalte Heilige ist. Schlag' Dir sie deßhalb aus dem Sinn, oder halt — noch besser — male sie! Du hast ja ihre Züge fest in Herz und Sinn, bist ein talentvoller Maler. Auf! Zaubere sie auf die Leinwand! Das Bild kann hier Dein Glück machen, wenn es geräth; man wird die Schöne erkennen. Du, ein unbekannter, erst seit wenigen Tagen hier eingewanderter Neuling, wirst genannt, bekannt, berühmt, und wer weiß noch, was Alles folgen kann. Darum male sie, Freundchen! Jetzt aber komm mit in den Cervaro-Clubb!"

„Heute nicht, heute laß' mich allein!" bat Julius verwirrt.

„Auch gut," sagte Albrecht und ging singend davon.

Julius aber küßte Rose und Orange, dann trat er hastigen Schrittes zur Staffelei, warf ein angefangenes Gemälde herunter, und stellte eine neue Leinwand auf.

Er strengte sich vergeblich an, die holden geliebten Züge, welche ihm Ruhe und Glück geraubt, auf die Leinwand zu fesseln. Obgleich seine Freunde versicherten, sie sei es ganz leibhaftig, so schien ihm immer, als ob dem Gemälde grade das fehle, was ihn im Urbild so heftig angezogen; der glühende himmlische Reiz des Lebens. Und so geschah es, daß er in einer trüben Stunde seine Arbeit, an welcher er viele Tage sich abgemüht, zornig wüthend vernichtete. Und trübe Stunden hatte der Arme, der früher der Heiterste der Heiteren war, jetzt gar viele. Er entzog sich ganz den frohen Zusammenkünften seiner Landsleute und Genossen; allabendlich durchstreifte er Rom, musterte alle Paläste und Hütten und fand doch nirgends von der, welche er suchte, die kleinste Spur. In alle Kirchen und Kapellen lief er, in die Theater, an alle öffentlichen Orte — umsonst, die Schöne vom Carneval war nirgends zu sehen. Alle Erkundigungen, welche sowohl er einzog, als welche auch die Freunde, die ihn liebten und seine Leiden wohl errieten, einzuziehen sich bestrebten, blieben eben so fruchtlos.

So waren fast zwei Monate vorübergegangen, als eines Tages Julius die früher noch nicht gesehene Villa Pamphili besuchte. Der schwermüthige Zauber, welchen die dunklen Haine und die rauschenden Wasser dieser reizenden Wohnung auf Jeden ausüben, erfaßte ihn besonders mächtig. Er konnte sich nicht trennen von den still geheimen

Digitized by Google

Plätzchen unter den dunkelgrünen Erdbeerbäumen; es ward ihm wohler, denn seit lange, als die Schatten sich verlängerten, die Sonne mit rother Glut den Himmel malte. Auf einer gefallenen Säule saß er und gedachte der Heimath und der Vergangenheit; die springenden Quellen flüsterten, in den immergrünen Eichen rauschte der leise Seewind und bog die Kronen der hohen Pinien; stärker dufteten die Blumen zu seinen Füßen und die Orangenblüthen über ihm, aus weiter Ferne klang des Contadino Lied.

Da hörte er leise Schritte dicht neben sich, erschreckt fuhr er auf und — sie stand vor ihm, die Geliebte, die lang Gesuchte! Sprachlos sahen sich die Beiden an; sie dunkelglühend, er bleich vor innerer Bewegung. Julius fiel vor der Jungfrau auf die Knie; sprechen konnte er nicht, aber er nahm die verwelkte Rose aus dem Busen und zeigte sie ihr, die in Thränen lächelte. Sie beugte sich über ihn, er, im glühenden Uebermaß seiner Gefühle, schloß sie in seine Arme, küßte die sanft Widerstrebende, und so schloß sich der Bund zweier junger Herzen ohne ein Wort. Und als er geschlossen war, frugen sie sich einander: „Du liebst mich? — Du liebst mich? — Ewig! — Ewig Dein Giulio! — Ewig Deine Angela!"

Von diesem Abend an schien Julius seinen Freunden wie umgewandelt. Schwermuth und Trübsinn waren geflohen von ihm und hatten einer Ekstase Raum gegeben, die ihnen wunderbar dünkte, trotzdem, daß sie wohl die Ursache seiner Verwandlung errathen mochten. Sie frugen ihn nicht darum; denn einmal hatte Albrecht auf eine Liebschaft, ja geradezu auf die Schöne vom Carneval oder die spanische Prinzessin, wie sie jene Alle nannten, bei Julius anzuspielen gewagt, dieser aber hatte ihn so furchtbar angeblickt, wie ein italienischer Bravo, jedoch kein Wort gesprochen. Seitdem vermied Jeder diese Seite im Herzen des lieben Freundes anzuschlagen. Alle deutsche Künstler bilden in Rom ein Volke im Volk, eine Gesellschaft in der Gesellschaft; gleiches Vaterland, gleiches Streben, gleiche Jugend, gleiche Meinungen schlingen dort in der fremden herrlichen Stadt der Künste ein festes brüderliches Band um die Heimathgenossen, so daß sie sich inniger lieben, mehr einander angehören, wie dies jemals im Vaterlande hätte geschehen können. Einer trägt, leidet und freut sich mit dem Andern, Einer steht für Alle, Alle für Einen. Täglich finden sie sich an bestimmten Orten zusammen, um in heiterer Lust, oft in Ausgelassenheit, ächt künstlerisch zu schwärmen.

In solchen Gesellschaften, zu welchen namentlich der Cervaro und Ponte-Molle Clubb gehörten, war von nun an Julius der Fröhlichste, Beliebteste unter Allen. Er war unerschöpflich im Erfinden von Festen und Lustbarkeiten, er sang zur Guitarre selbstgedichtete Lieder, declamirte, erzählte, kurz, er belebte selbst die Mißgestimmten. So kam es denn auch, daß er nirgends mehr fehlen durfte, wo frohe deutsche Gesellen sich gesellig zusammenfanden. Und er ließ sich nicht lange bitten, er kam gern und willig. An Arbeiten und Studien dachte Julius nicht viel mehr; hier und da so bei Gelegenheit entwarf er einmal ein Bildchen oder eine Studie, sonst schwärmte er und genoß sein Leben und das Land, in dem er weilte. Da er mit hinreichenden Mitteln von Hause aus versehen war, fiel dies wählerische, müßige Leben keinem seiner Freunde auf. Aber das fiel ihnen auf, daß Julius in jeder Woche zwei Tage ganz für sich in Anspruch nahm. An diesen Tagen war er nirgends zu sehen, zu finden; es schien, als habe ihn die Erde plötzlich verschlungen. Da er aber immer freudiger, glücklicher nach solcher Entfernung wiederkam, so lächelte man endlich und ließ ihn gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Häusliches Leben im Orient.

(Fortsetzung.)

Als eines zweiten Beispiels gedenke ich einer türkischen Dame von Stand, die sich vor vielen Jahren einem hochgestellten Türken vermählte. Er besaß etwa zehn weiße Sklavinnen, welche den unmittelbaren Dienst bei seiner Gemahlin zu versehen hatten, und eine Menge schwarzer Sklaven für die untergeordneten Verrichtungen. Die türkische Frau, ein wackeres Weib, schenkte ihm einige Kinder und nur deßhalb zeichnete er sie vor allen aus und nahm keine zweite Gattin. Diese Bevorzugung genügt einer Frau im Orient vollkommen, und läßt trotz des Harems ihres Mannes keine Eifersucht, Mißverständnisse oder Zwiespalt im häuslichen Umgang aufkommen, denn sie weiß sich von ihrem Manne geliebt, ist die Herrin seines Hauses und gebietet seinen Sklavinnen.

Man könnte mich fragen, wie ich mit der Lage dieser und anderer Familien so genau bekannt wurde; ich muß deßhalb bemerken, daß die Leute dieses Landes ihre häuslichen Verhältnisse durchaus nicht geheim halten, sondern Freunde und Bekannte unablässig mit ihren Klageliedern verfolgen, wenn sie in dieser Beziehung etwas auf dem Herzen haben.

Höchst merkwürdig ist zum Beispiel: wenn ein Ehemann im Orient seine Ehre durch Verschulden seines Weibes gekränkt glaubt, so macht er allen Nachbarn, oft sogar Fremden, sein Unglück und seine Schande bekannt, und die Verwandten beider Parteien thun dasselbe, müßte auch ein solches Benehmen die Scheidung der Ehe oder für den angeschuldigten Theil den Verlust des Lebens herbeiführen. Ja die Frau selbst gibt sich Mühe, die Anklage oder den Verdacht, der auf ihr lastet, so weit als nur möglich unter die Leute zu verbreiten.

In einem Hause, welches dicht an das unsrige stößt, schrie noch vor wenigen Tagen ein Weib zum offnen Fenster hinaus: „Ach ihr Nachbarn! ihr Mostemin! Hört nur, was dieser gottlose Mensch, mein Mann, mit dem ich Jahre lang gelebt, dem ich Kinder geboren habe, — hört nur, was der von mir sagt!" Und dann erzählte sie eben so laut und nicht in den delikatesten Ausdrücken die Anklage, welche der Mann gegen sie erhoben; während der letztere sie nur dann und wann und ziemlich gelassen mit der Bemerkung unterbrach, der Kadi werde ihr ja bald die Freiheit schenken.

In den mittleren und unteren Klassen ist es nicht ungewöhnlich, daß sich ein Mann einem Kinde verlobt, und da trifft sich's denn oft, daß das Mädchen, wenn ihm endlich der Verlobte vorgeführt wird, sich weigert, ihn zum Gatten zu nehmen. In einem solchen Fall ist der Mann gesetzlich verbunden, entweder sein Verhältniß mit dem Mädchen förmlich aufzulösen, oder je nach Umständen bald kürzere bald längere Zeit um sie zu werben. Zuweilen dauert ein solcher Zustand der Dinge mehrere Jahre lang fort; indessen hängt der Augenblick endlicher Entscheidung ebenso von dem Benehmen des Bewerbers wie von der Laune des Mädchens ab. Man kann es gewissermaßen

eine Probezeit nennen, während welcher es dem vorgeschlagenen Gatten unbenommen ist, sie in Gegenwart ihrer Eltern oder unter andrer Aufsicht zu besuchen. Da wird denn an nichts weiter gedacht, als ihr Freude zu machen; und zuweilen muß die Auserwählte, je nach den Mitteln ihres Anbeters, durch Juwelen, Zuckerwerk und Andres gewonnen, am Ende doch gestehen, daß ihre Neigung zu ihm im Wachsen sei.

Von der eigenthümlichen Lebens- und Sinnesweise der arabischen Frauen, namentlich in den niederen Klassen, kann man sich kaum einen Begriff machen. Wenn ich hier die Geschichte einer Araberin erzähle, wie ich sie selbst erlebt, so soll dieselbe nicht für einen vereinzelten Fall, sondern als ein allgemein gültiges Bild morgenländischer Sitte hingenommen werden. Ein arabisches Mädchen verlor in früher Jugend seine Eltern und wurde der Sorge einer Halbschwester anvertraut. Beiläufig gesagt, nirgends in der Welt gibt es mehr Halbgeschwister als im Orient. Dreizehn Jahre zählend, wurde sie einem Manne vermählt, der bedeutend älter war als sie, lebte zwei Jahre mit demselben, fühlte sich aber durch diese Verbindung so unglücklich, daß sich der Mann auf ihren ausgesprochenen Wunsch von ihr trennte. Mit fünfzehn Jahren sah sie sich denn nach einem andern Gatten um und da sie anmuthig gebaut und recht schön war, so zog sie bald die Aufmerksamkeit einiger Männer auf sich. Von allen Anbetern gab sie indessen einem ganz gewöhnlichen Burschen den Vorzug, den ihre oben erwähnte Halbschwester erzogen hatte. Es war ein widerlicher, unverbesserlich bösartiger Charakter und da noch andre Verhältnisse wenig Glück verhießen, so trat natürlich die ältere Schwester seiner Bewerbung um die jüngere mit aller Entschiedenheit in den Weg. Als jedoch die Frist, welche Sitte und Gesetz der Moslemin einem Freier bewilligen, um war, wurde das ältere Mädchen für einige Tage von Hause abgerufen. Die beiden Geliebten benutzten ihre Abwesenheit und als sie wieder heimkehrte, fand sie dieselben verbunden. Obgleich nun, wie dieß aus dem schon Erzählten hervorgeht, eine Heirath im Orient nicht im Geringsten ein unauflösliches Band genannt werden kann, so ist sie immerhin ein sehr ernstlicher Schritt; und dieses Mädchen hatte sich selbst an ein Elend gefesselt, von dem man sich bei uns kaum einen Begriff machen kann. Eine Zeitlang gewannen die Dinge noch ein tröstliches Ansehen: Der Mann miethete eine Kaffebude und brachte ihr täglich zwei Piaster nach Hause; aber allmälig vernachlässigte er sein Weib, gab ihr keine Mittel zum Unterhalt mehr und nach zwei Jahren, als eben ihr einziges Kind gestorben war, ließ er sie sitzen. Sie war damals etwa siebzehn Jahre alt.

Ein junger Mann, der ihr einige Monate lang seine Bewunderung gezollt und dem sie häufig Gelegenheit gegeben hatte, daß er die Angebetete unverschleiert sah, trat nun kühn hervor und machte ihr einen Heirathsantrag. Er behauptete, er könne ihren Gatten — wenn er nur aufzufinden sei — durch eine Geldsumme zu einer Ehescheidung veranlassen; sie nahm seine Anerbietungen nicht gerade gleichgültig auf, willigte aber eben so wenig ausdrücklich in die Bestechung ihres Mannes. Der Anbeter bemühte sich nun ihre Liebe zu gewinnen, indem er ihr von Zeit zu Zeit Geschenke machte; diese wurden alle wohlgefällig aufgenommen und so gingen die Sachen einen Monat lang fort, als auf einmal, ganz unerwartet, der Ehegatte zurückkehrte. Kaum hatte er wieder eine Nacht unter seinem Dach geschlafen, als irgend ein guter Freund gegen ihn äußerte, daß er nicht der glücklichste der Männer sei, und ihn zu gleicher Zeit auf den glühenden Verehrer seines Weibes aufmerksam machte. Geht auch aus dem Erzählten hervor, daß der Charakter, oder besser das Benehmen der Frau unbeständig war, so darf doch versichert werden, daß ihr treues Herz nur für den rechtmäßigen Gatten schlug, und niemals, es sei denn in der schlimmen Lage einer böslich Verlassenen, hätte sie nur einen Augenblick dem gutmüthigen Nebenbuhler den Vorzug gegeben. Nun war er zurückgekehrt, und obgleich ich niemals gehört habe, daß er ihr über sein Betragen irgend eine Erklärung gegeben, sah sie sich nun wieder bei ihm und das genügte ihr: sie liebte ihn mehr als die ganze Welt. Wochenlang begegnete er ihr auf die unwürdigste Weise, mißhandelte sie, und alle Versicherungen, daß sie ihn liebe, ihn vor allen andern, fruchteten nichts. Er und seine Familie thaten ihr ohne Aufhören nichts als Schimpf an, bis sie es eines Tages wagte, seine Schmähungen mit einiger Leidenschaftlichkeit zu erwiedern; da schlug er sie so unbarmherzig, daß sie aus dem Hause floh und unter unserm Dach ein Asyl suchte.

Meine Meinung war damals, der Bösewicht sei zu weit gegangen, als daß man ihm verzeihen könnte. Keineswegs. Am folgenden Tag kehrte seine Frau zu ihm zurück, nichts von ihm verlangend als das Versprechen, er wolle seine Mißhandlungen nicht wiederholen. Diese hingebende Liebe von ihrer Seite fand bei dem Manne nicht den geringsten Dank, er setzte vielmehr seine rohen Gewaltthätigkeiten fort, bis ihm einmal in der Hitze des Zorns die Worte entfuhren: „Du bist entlassen.“ Es war das dritte Mal, daß er dieß gethan hatte, und in dem Gesetz- und Sittenbuch der Moslims wird eine dreimal vom Manne ausgesprochene Ehescheidung sehr streng genommen. Das Mädchen war nunmehr nach dem Gesetz frei. Wäre es das erste oder zweite Mal gewesen, so konnte sie niemand zwingen, zurückzukehren; aber jetzt wieder des Bösewichts Frau werden wollen, damit hätte sie sich von ihrer Religion losgesagt und die größte Schande auf ihr Haupt geladen. Da trat denn für ihren grausamen Verfolger die Zeit der Buße ein und er bedauerte es ernstlich, daß er seinem jungen Weibe selbst die Gelegenheit geboten, den verhaßten Nebenbuhler zu heirathen. Der letztere trat natürlich in dem Glauben wieder hervor, daß jetzt wenigstens alle Umstände seine Hoffnungen begünstigten; aber ihre Beständigkeit trug den Sieg davon. Sie sah ihren Gatten, sah seinen Kummer und jede Rücksicht nur um seines Glückes willen hintan setzend, wollte sie die furchtbaren Stürme bestehen, die von allen Seiten auf sie losbrechen mußten. Die Vorwürfe ihrer Bekannten, die Verfluchungen ihrer Schwester, nichts hielt sie ab, ihr Herz gehörte dem Mann, wie am ersten bräutlichen Tag, ihm sollte es bleiben. Er war besänftigt: sie hatte ihm zu beweisen, daß er ihre Liebe mit niemanden theilen müsse, ein Widerspruch konnte nicht mehr aufkommen. Er wurde ein besserer Gatte und ein besserer Mensch, brachte ihr täglich, wie vordem, zwei Piaster nach Hause, besorgte fleißig sein Geschäft und war immer voll Sanftmuth und Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Wien. Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser geruhten dem Dichter L. A. Frankl, bei der Ueberreichung seines neuesten Heldenliedes: „Don Juan d'Austria," in Anerkennung seiner hohen literarischen Verdienste, einen äußerst werthvollen Brillantring durch Se. Excellenz den Herrn Grafen Dietrichstein zustellen zu lassen. Ein Schreiben Sr. Excellenz, voll der huldreichsten, hochherzigsten Ausdrücke der Werthschätzung des Talentes des Dichters, begleiteten das Geschenk des erlauchten Monarchen.

*** Der bekannte geniale Dichter Friedrich Hebbel hat sein Drama „Julia" beendigt, und beschäftigt sich eben mit Dichtung eines neuen Dramas. Er beabsichtigt nächstens ein Werk über deutsche Theaterzustände zu schreiben, wobei das Wiener Hofburgtheater insbesonders berücksichtigt, und Alles einer freimüthigen, gründlichen Untersuchung unterworfen werden wird.

*** Gutzow erzählt in seinen „Pariser Eindrücken:" „Wenn Taillandier jetzt in der Revue des deux Mondes z. B. über Karl Beck Franz Dingelstedt, Robert Prutz Aufsätze bringt, so wird man im Bureau dieser Zeitschrift regelmäßig eine Menge anonymer Briefe mit dem Pariser Poststempel vorfinden, lautend: „„Herr Redakteur, Sie schaden der Achtung Ihres Blattes, wenn Sie Frankreich mit Schriftstellern bekannt machen, die in Deutschland nie genannt werden"" u. s. w. Man würde staunen, wenn ich die Namen jener Schriftsteller nennen würde, die hier gegen die Anerkennung ihrer Landsleute Cabalen schmieden."

*** Paris. Der abgebrannte Hippodrom ist schon wieder hergestellt und ward am 9. d. unter großem Andrange eröffnet. Das große Turnier, das am Tage des Brandes hatte stattfinden sollen, wird wohl vorerst nicht gegeben werden, da theils die Rüstungen nicht sobald herzustellen sind, theils der Cirque olympique solche Produktionen für einen Eingriff in sein Privilegium erklärt und im Prozeßwege 50,000 Francs Entschädigung verlangt. — So entvölkert Paris von Einheimischen ist, so sehr wimmelt es hier von Fremden, besonders Deutschen, und vor dem Café de la Rotonde im Palais Royal hört man Abends fast nichts als deutsch sprechen. Ich nenne u. A. Ihnen den kgl. hannover'schen Hofopernsänger Steinmüller und seine Gemahlin (als Sängerin unter ihrem Familiennamen Minna Schrickel auch in Italien rühmlichst bekannt). Steinmüller sang hier in mehreren Soiréen, und seine schöne, klangvolle Stimme, sein ausgezeichneter Vortrag machten großes Aufsehen. Halevy, der sich sehr für ihn interessirt, wollte durchaus, er solle sich bei der hiesigen großen Oper engagiren lassen, und ging zu Pillet, der unserm deutschen Sänger auch sofort einen sehr ehrenvollen Antrag machte. Allein Steinmüller erklärte, darauf verzichten zu müssen, da seine Verbindlichkeiten in Hannover ihn festhielten und seine dortige Stellung ihm nichts zu wünschen übrig lasse. Korresp.

*** Professor Gottfried Kinkel ist mit der Herausgabe eines Albums „Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung" — beschäftigt, das in kürzester Frist erscheinen wird. Es wird eine reiche Auswahl prosaischer und poetischer Beiträge von rheinischen Schriftstellern besten Klanges und passend gewählte artistische Beilagen enthalten, drei Nachbildungen neuerer Düsseldorfer Bilder und das Portrait Simrock's. Unter den Aufsätzen dürften die von den HH. Schnaase und Löbell beigesteuerten, besonderes Interesse erwecken.

*** Pierer's großartiges „Universal-Lexikon" wird bis zur nächsten Michaelismesse mit seinen 600,000 Artikeln in 34 Bänden vollendet sein. Zu der früheren Ausgabe erscheinen Supplemente, die jetzt bis zum Buchstaben S vorgeschritten sind.

*** Ein noch nicht bekanntes Mordanschlag auf Napoleon. Nachdem Murat und Lannes die österreichische Armee zwei Tage nacheinander, am 15. und 16. November 1805, bei Hollabrunn und Guntersdorf geschlagen hatten, verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Znaim, von da nach Pohritz, endlich nach Brünn. Da er voraussah, daß in der Nähe dieser Stadt eine Hauptschlacht geliefert werden müsse, so verwendete er viel Sorgfalt auf die damals noch bestehenden Festungswerke und auf die Citadelle Spielberg, um im Falle der Noth hier einen sichern Anhaltspunkt zu gewinnen. Eines Morgens, es war der 29. November, ritt Napoleon, von seinem Stabe umgeben, aus dem sogenannten Landhause, seiner Wohnung, durch das Brünnerthor, um den Vertheidigungsstand des Spielbergs in Augenschein zu nehmen. Knapp vor dem Brünnerthore, wo die Gasse sich so verengt, daß kaum zwei Wagen sich ausweichen können, steht ein unbedeutendes, nur ein Stockwerk hohes Haus Nr. 261, damals dem bürgerlichen Zirkelschmied Mittermeier gehörig. Um den vorbeireitenden Kaiser besser zu sehen, besteigt dieser den Boden; aber wie entsetzt war er, als er beim Bodenfenster seinen Gesellen, Christel gewöhnlich genannt, mit angeschlagener Windbüchse stehen sieht. „Was machst Du, Unglücklicher?" mit diesen Worten stürzte er auf ihn los. „Ich will den Kaiser erschießen," war die ruhige Antwort des Gesellen. Wohlweislich hütete sich Mittermeier etwas von diesem Mordanschlage bekannt zu geben. Als aber längst andere Zeiten eingetreten, erzählte dieser achtbare Bürger gar oft seinen Bekannten umständlich diese Begebenheit, wie klug Christel seine Flucht — falls die That gelungen wär, und daß sie gelungen wäre, bürgt die Enge der Straße, und die ruhige Haltung des Gesellen — durch die rückwärtige Gasse, welche zum evangelischen Bethause führt, berechnet, wie er oft die Verhinderung bedauert hatte. Mittermeier ist zwar seit einigen Jahren todt, aber es leben noch einige geachtete Bürger und Staatsbeamte, die dieses aus Mittermeiers Munde gehört, und die auch auf jede Aufforderung bereit sind, dieses hier Erzählte durch Angabe ihres Namens zu bekräftigen. Oestr. Bl. f. L. u. K.

*** Testament eines Branntweinfreundes. Ein Einwohner von Caur setzte in sein Testament die seltsame Clausel, daß sein Erbe jedes Jahr am Tage des hl. Gregor, seines Schutzpatrons, den Leichenstein, der sein Grab deckt, aufheben, und drei Litres vom besten Cognac daraufgießen sollte. (Volume.)

*** Ein Newyorker Blatt erzählt folgende Anekdote: „Säm, weißt Du, warum es auf einmal so warm geworden ist?" fragte vor einigen Tagen ein Neger einen andern Kraaskopf. — „Nein, Nero, warum, meinst Du?" — „Du Dummkopf, weißt Du denn nicht, daß wir ein warmes Land, Texas, an die vereinigten Staaten angeschlossen haben? Dies erhitzt den ganzen Staatenband!"

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 20. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen von Roderich Benedix.

Freitag, den 21. August. Der Aerestant, Oper in 1 Akt. Musik von Domenico della Maria. Hierauf folgt: Der alte Bürger-Capitain, oder: „Die Entführung". Ein Frankfurter heroisch-borierlich Lustspiel in 2 Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Triumph-Novellenzeitung.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 231. Samstag, den 22. August 1846.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.
Von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Aber nach einiger Zeit schien es Albrecht, an welchen sich Julius zuerst und am meisten angeschlossen hatte, als ob dieser wieder anfange, schwermüthig zu werden. Er beschloß, ihn genau zu beobachten. Da fand er denn bald, daß er sich nicht getäuscht habe. Seinen jungen Freund schien ein Kummer zu drücken, welcher schwerer und schwerer auf ihm lastete. Zwar floh er nicht die Gesellschaften seiner Landsleute, aber er ward immer theilnahmloser in denselben; er starrte düster vor sich hin und trank schnell und vielen Wein, als wolle er ein Etwas in sich betäuben. Zugleich bemerkte man, daß Julius anfänglich nur einen Tag noch in der Woche abwesend blieb, dann alle vierzehn Tage nur einen, und daß endlich die Zwischenräume seiner Entfernungen sich noch mehr vergrößerten. Die Freunde wurden besorgt, man argwöhnte Unheil, und Albrecht entschloß sich offen mit Julius zu reden. Er trat deßhalb eines Abends in dessen Gemach; er fand ihn mit dem Gesicht in den Armen auf dem Tische liegend; als er es erhob, war es in Thränen gebadet.

„Julius, lieber Freund, was fehlt Dir?" frug Albrecht herzlich.

„Laß' mich!" entgegnete Julius. „Ich bin krank!"

„Krank? Das sehen wir Alle," sprach der Freund, „aber Du bist krank an der Seele. Theurer, bester Freund, sieh, wir haben Dich Alle so lieb, sag' uns, was Dir fehlt, womit Dir zu helfen ist, und bei Gott, wenn es in unserer Macht steht, Dir soll geholfen werden."

Julius sprang auf, warf sich in des Freundes Arme und weinte bitterlich.

„Ich bin ein Kind," sagte er, „ein unverbesserliches, unglückliches Kind. Aber heute kann ich Dir nicht erzählen, was auf mir lastet. Morgen, ich gebe Dir mein Wort, morgen frühe sollst Du Alles, Alles erfahren."

Albrecht drückte ihm schweigend die Hand und ging. Als er am andern Morgen wieder kam, war Julius abgereist. aber die Hausfrau gab ihm einen Brief. Erschreckt, zitternd fast und mit Thränen in den Augen erbrach er ihn.

Er las:

„Vieles, mein Albrecht, muß ich Dir sagen, bin ich „Dir, Du Treuer, zu sagen schuldig. Vernimm denn die „Geschichte eines Unglücklichen, der durch seine eigene Un„besonnenheit, ja durch noch größere Schuld unglücklich „geworden ist. Du erinnerst Dich gewiß der schönen Donna, „welche wir auf dem Carneval bewunderten. Ach, vom ersten „Augenblick an, da ich sie gesehen, liebte ich sie, glaubte „ich, der noch nie geliebt, sie ewig lieben zu müssen. Ich „habe Dir nicht gestanden, daß sie es war, welche mir „Aufmunterung gab; sie hat mir eine Orange zugeworfen. „Ueberall suchte ich sie; ihr wißt es, umsonst. Endlich, o „des schönen seligen Abends, fand ich sie, meine Angela, „in den Gärten der Villa Pamphili. Wir sahen uns und „flogen uns in die Arme, wir gelobten uns ewige unver„brüchliche Liebe. Sie sagte mir, sie sei die Tochter eines „reichen Patriciers, ihr Vater sei gestorben und sie wohne „bei einem alten Oheim, der, stolz und strenge, wie nur „irgend ein vornehmer Römer, sie wie seinen Augapfel „liebe und hüte. O wie unendlich glücklich war ich, als ich „den Worten ihrer süßen Glockenstimme lauschen durfte! „Wie schaurig süß klang mir ihr reiches Wort: Ich liebe „Dich, mein Giulio! Wie war sie unerschöpflich im Liebe„geben; wie wußte sie durch tausend Zärtlichkeiten, tausend „neue Reize mich zum Gotte zu machen! Genug, genug — „vorüber! Angela gab mir zwei Tage in jeder Woche an, „an welchen sie sich ungestört mit mir unterhalten könne, „weil an denselben ihr Oheim in Rom beschäftigt sei. Sie „wohnte fünf Miglien von der Stadt. Wöchentlich „zwei Mal flog ich hinaus zu ihr, der Heißgeliebten, „und mit der Sicherheit des Besitzes wuchs auch meine „Seligkeit. Hatte ich zuvor ihre Schönheit und Anmuth „bewundert, so bezauberte mich nun, je näher ich sie „kennen lernte, ihr Geist, ihr naives, kindliches Wesen, „ihre rührende Hingebung. Viele, viele glückliche Tage ver„lebte ich an ihrer Seite; dachte nicht an die Zukunft im „vollen Genuß so vielen gegenwärtigen Glücks. Da „mahnte sie mich plötzlich an das Kommende; sie sagte „mir, ihr Oheim wolle sie mit einem römischen Fürsten „verheirathen. Es fiel wie ein Donnerschlag in meine „Seele. Was sollte ich thun, was lassen? Ich war rath„los. Angela richtete mich zuerst wieder auf. Sie rieth „mir, grade zu ihrem Oheim zu gehen und um ihre „Hand zu bitten; sie selber wolle sich zu dessen Füßen „werfen, und ihre Liebe zu mir gestehen. Ach, ich hatte „den Muth nicht, diesen Plan zu ergreifen, denn oft hatte „sie mir von der Härte und Grausamkeit dieses Mannes „erzählt, der nur Ein Wesen liebte auf Erden. Hätte er „dieses Wesen dem armen deutschen Maler, dem Manne „ohne Rang und Namen geben sollen? Als ich Angela's „Rath verwarf, weinte sie bitterlich. Flucht oder vereinter „Tod bleibt uns übrig, sagte sie schluchzend. Als wir uns „trennten, hatten wir noch nichts beschlossen. Von da an „ging eine Veränderung mit mir vor. Wehe mir! Mir „ward in der Seele klar, daß meine Liebe zu Angela nicht „groß, nicht stark genug sei, um für sie mit ihr zu leiden, „zu sterben. Flucht? Wohin ohne Mittel, ohne genügende „Sicherheit? Sollte ich mit dem zarten Wesen ein Leben „voll Entbehrung beginnen, ein Leben der Arbeit für des Leibes „Nahrung und Sorgen? Sollte ich sie heimbringen in das „Städtchen meiner Eltern? Konnte ich diesen eine so er„worbene Tochter vorstellen? Nein, nein! Ich hatte nicht „den Muth, nicht die freudige Zuversicht der Liebe. Ich „wollte nicht sterben, ich bin ja noch so jung; Angela „sollte nicht sterben, sie, die kaum begonnen hatte, zu blü„hen. Wohin ich sah, wohin ich mich wandte, kein anderer

Digitized by Google

„Weg, keine andere Rettung — als Scheiden. Wohl gab „es mir jedesmal einen Stich in's Herz, wenn ich das „fürchterliche Wort in mir aussprach, aber dennoch faßte „ich fest, unwiderruflich den Entschluß, dem ein Brief mei„ner guten Mutter neue Kraft verlieh. Die theure alte „Frau schrieb mir, wie schön sie es sich vormale, mich der„einst in der Heimath zu sehen, an der Seite eines bra„ven deutschen Weibes, das sie mir zugeführt; sie bat mich „so dringend, so innig, doch fern zu bleiben allen Ver„suchungen der Leidenschaft, allen Lockungen der Sinne, „daß ich diesen Brief als einen Fingerzeig Gottes nahm. „Scheiden war beschlossen. Und was auch kann Angela, „kann mir daraus erwachsen? Herzeleid gewiß, tiefes, „glühendes; aber die Zeit tilgt auch die bittersten Schmer„zen. Wir sind beide sehr jung, die Wunde, wie groß sie „auch sei, wird vernarben. Ich weiß es gewiß, ich bete „täglich darum, wir werden einst Beide noch, wenn auch „nicht verbunden, dennoch glücklich werden. Und somit „weißt Du Alles, treuer Freund! Gerne hätte ich Dir und „den Gefährten vertraut, was mich quälte, aber theils „Furcht vor unvorsichtigem Verrath, theils eine unerklär„liche Scheu vor der Entweihung meines Geheimnisses „hielt mich davon ab. Auch jetzt möchte ich Dich noch recht „sehr bitten, was ich Dir, Dir allein vertraut, zu bewah„ren. Du wirst selbst mich, wenn wir uns einstens wieder„sehen sollten, auf meine Bitte niemals durch ein Wort „daran erinnern. Morgen reise ich ab, wohin, weiß ich „selbst nicht; jeder Ort ist mir willkommen, der mir Zer„streuung gibt, der mich vergessen machen kann. Vergessen, „Angela vergessen! Wie wird die Süße um mich weinen, „mir fluchen! Wehe mir! Sie ahnte, was da kommen „würde, sie sagte es mir in der letzten Zeit oft, als ich „mit tausend Schmerzen sie floh. Aber sie liebte mich den„noch! Wehe mir! Es mußte so sein! Lebe wohl, wohl, „theuerer Freund!"

Als Albrecht diesen unglückseligen Brief gelesen hatte, bedeckte sein Gesicht eine dunkle tiefe Gluth. Er stand hoch aufgerichtet und zerknitterte das Papier in seiner Hand.

„Schwächling!" sagte er. „Eigensüchtiger Schwächling! „Du bist nie mein Freund gewesen. Fluch Dir, der Du eine Rosenknospe gebrochen und sie weggeschleudert. Fluch Dir — doch nein, nicht ich will Dich richten, Deine That richtet Dich einst selbst!" (Forts. folgt.)

Häusliches Leben im Orient.

(Fortsetzung.)

Wie ganz anders würde sich die Lage dieser Frau nach unsern Sitten und Begriffen gestaltet haben, hätte sie ihren Verehrer geheirathet. Ohne Zweifel wäre sie vor den Verfolgungen ihres eifersüchtigen und dabei doch herzlosen Mannes nirgends sicher gewesen; er hätte vielleicht gar ihr Leben bedroht, obgleich er vorher selbst die Fesseln gelöst, welche das arme Mädchen aus freien Stücken sich aufgelegt hatte, da sie ihm als Frau in sein Haus folgte. Und noch seltsamer erscheint das ganze Verhältniß, wenn man weiß, daß es nichts Ungewöhnliches ist, daß ein Weib, ohne selbst wählen zu dürfen, an drei, vier, fünf Männer verheirathet werden kann, während sie täglich an andern vorübergehen mag, zu denen sich ihr Herz viel mehr hingezogen fühlte. Nirgends lernt man fürwahr den wohlthätigen Einfluß des Christenthums höher schätzen, als wenn man diesen trostlosen Zustand einer menschlichen Gesellschaft beobachtet.

Und doch scheinen einige meiner Landsleute die auf die Ehe bezüglichen Sitten und Gesetze der Moslims und die Sonderung beider Geschlechter, wie dieselbe im ganzen Orient vorherrscht, in vieler Beziehung rechtfertigen zu wollen. Unter andern hat Mr. Lane in seinem Werk über die heutigen Aegyptier die hauptsächlichsten Vortheile hervorzuheben versucht, welche diesem sozialen Zustand entspringen sollen. Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, daß das Interesse, mit welchem der Handel von den Moslims betrieben wird, vor allem dazu auffordert, den Kreis der Bekanntschaften mit Personen der verschiedensten Klassen und Stände möglichst weit auszudehnen", fährt er fort, „die Freiheit des Verkehrs mit seinen Nebenmenschen werde vorzüglich und in hohem Grade durch das Gesetz der Abschließung der Frauen befördert, da hiedurch der Mann in den Stand gesetzt sei, sich ohne Rücksicht auf Verschiedenheit die Stellung oder Vermögen mit Andern in Verbindung zu setzen, ohne Gefahr zu laufen, ein unangemessenes eheliches Band knüpfen zu müssen. Wie die Männer erfreuen sich dagegen auch die Frauen des ausgedehntesten Verkehrs unter und mit einander." Der Verfasser hat mit diesen Worten, wenn auch nur zart und schonend, einen wunden Fleck unserer Gesellschaft berührt. Im Orient ist die Frau noch nicht zur Person erhoben, sie ist vielmehr bis heute mehr Sache geblieben, aber doch nicht eine Sache in dem Sinn, daß sie zur Ware heruntergewürdigt wird, wie man dieß im „civilisirten" Europa fast täglich zu sehen Gelegenheit hat. Wenn bei uns mit Töchtern spekulirt wird, als wären es Häuser oder Landgüter, so ist dieß ein viel größerer Makel bei unsrer Freiheit der Frauen, als wenn bei den Türken nur dem Mann, selten auch dem nach der Sitte des Landes untergeordneten Weibe, die Wahl freigelassen wird, wem er sich vermählen will. Bei dieser Wahl bestimmt ihn in den meisten Fällen nicht Interesse, sondern Neigung; hat er sich in sich selbst oder in seinem Weibe geirrt, so entläßt er sie, und dieß ist am Ende, wenn man unbefangen sehen will, immer noch besser, als wenn man die Heiligkeit der christlichen Ehe dadurch entweiht, daß man zwei Leute nolens volens zusammen thut, um eigentlich nur zwei kleinere Geldsäcke in einen einzigen großen zu füllen. — Und gerade durch die Abschließung der Frauen im Orient erfreuen sich diese einer häuslichen Ruhe und Zufriedenheit, wie wir sie uns im Westen kaum denken können. So läßt sich freilich von der Sitte der Harems und der Polygamie noch manches Gute sagen, und dennoch werden die Nachtheile derselben und so unzählige kleine Uebel, die im Gefolge dieser Institution sind, das Empfehlende derselben immer weit überwiegen. So ist zum Beispiel die frühzeitige Heirath der Knaben keine von den kleinsten Bedenklichkeiten, die sich gegen das morgenländische System erheben lassen.

Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß man einen aufgeweckten Jungen, welcher durch seine Sprache und Manieren zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, bis zu vierzehn oder fünfzehn Jahren heranwachsen sieht, ohne daß die gesellschaftliche Sitte, oder besser Unsitte seines Landes, einen schädlichen Einfluß auf seinen Geist oder sein Gemüth ausgeübt hätte. Tritt er jedoch in das Jünglingsalter, so stachelt schon des Vaters Harem Heirathsgedanken in ihm auf; dazu kommt denn, daß die Mutter das Kind auf alle mögliche Weise von der Nothwendigkeit einer frühzeitig abgeschlossenen Ehe zu überzeugen sucht: der

Digitized by Google

Sahn stimmt natürlich mit ihr überein, denn es ist ja der Stolz eines Mannes, seinen eignen Harem zu besitzen, und so ist denn Alles bald abgemacht, der hoffnungsvolle Jüngling heirathet, und artet nun mit einem Male in einen selbstischen, sinnlichen Charakter aus. Da wird nichts versäumt und unversucht gelassen und alle erdenkliche Pracht aufgeboten, den Harem in ein Paradies umzuschaffen; für alles Andre hat er kein Interesse, keine Neigung, keine Liebe mehr. In manchen Fällen wird das Opfer nach wenigen Jahren wieder nüchtern und verwandelt sich in einen würdigen Ehemann; aber meistens bleibt er sein Leben lang der Sklave seiner eignen Schwachheit. Von der alsogleich eintretenden Veränderung aller Fähigkeiten und Anlagen kann man sich kaum einen Begriff machen. Der scharfsinnigste Knabe verwandelt sich rasch in ein armseliges, dummes, zu nichts mehr taugendes Geschöpf; es ist wenigstens die Regel, daß alle die Verheißungen, welche der Knabe durch seine geistige Befähigung ausgesprochen hat, von dem Mann nicht erfüllt werden. Eigenthümlich muß es z. B. scheinen, daß vier Fünftheile der arabischen Literatur aus wenig mehr denn aus Compilationen bestehen, während doch die Araber Alles, was Wissenschaft heißt, so überraschend schnell fassen, wie kaum ein andres Volk der Erde. Das Talent dauert bei ihnen gewöhnlich fort, aber der Genius nur selten.

Indessen werden Knaben niemals mit Mädchen vermählt, welche älter sind, als sie selbst — ich weiß nur einen einzigen Fall, daß ein junger Mann eine Frau hatte, welche bedeutend mehr Jahre zählte als er; während arme junge Mädchen sehr oft Männern in die Ehe gegeben werden, die gerade alt genug wären, um ihre Großväter heißen zu können. Die meisten dieser armen Kinder nehmen die ihnen angebotenen Männer aus einem gewissen Pflichtgefühl gegen die Eltern, welche die Wahl für sie getroffen haben. Ich habe kaum nöthig zu sagen, wie beklagenswerth in den allermeisten Fällen die Folgen solcher Verbindungen sind. Der Fall, dessen ich oben gedacht habe, daß nämlich eine ältere Frau mit einem ganz jungen Mann vermählt war, betrifft die Schwester eines Großen im Lande. Sie forderte ihren Bruder auf, er möge einen Gatten für sie auswählen. Er äußerte seine Unlust über dieses Verlangen, aber sie drang in ihn und so willigte er denn ein. Bald darauf gab er ihr den Bescheid, wenn sie denn fest entschlossen sei, zu heirathen, so müsse sie eine gewisse Person nehmen, welche er ihr bezeichnete. Sie machte Einwendungen gegen die Wahl, vielleicht weil der erwähnte Mann noch sehr jung war; er erwiederte ihr dagegen, daß er entschieden sei entweder nehme sie diesen, oder keinen. Als dem vorgeschlagenen Ehewann die betreffende Mittheilung gemacht wurde, konnte er natürlich nichts weiter antworten, als daß er sich zum Dank verpflichtet fühle für die ihm zugedachte Ehre; daß er aber anders dachte, als er sagte, davon kann jedermann überzeugt sein. Kurz sie wurden verheirathet und als der junge Bey seinem Weibe vorgeführt wurde, fand er eine ältliche Dame, die ihn mit großer Freundlichkeit empfing, ihm jedoch zugleich die Versicherung gab, daß sie ihn nur um der Form willen geheirathet habe; sie sei dazu gezwungen worden und in Berücksichtigung ihrer Ungleichheit an Jahren habe sie sich eine junge und schöne abyssinische Sklavin zu verschaffen gewußt, welche er als seine zukünftige Frau betrachten möge, so sei es wenigstens ihr Wunsch. Er glaubte allen Ernstes an die Wahrheit dieser Worte, und daß er es that, wird Niemanden Wunder nehmen. Denn obgleich es höchst selten vorkommen mag, daß eine Frau in dieser Weise handelt, so erschien es in diesem Fall doch wahrscheinlich, da sie selbst ihrer Jahre gedachte hatte, der Jugend ihres improvisirten Mannes gegenüber. Er nahm demgemäß die Abyssinierin zur Frau und sah leider zu spät ein, daß alles nur ein Plan war, angelegt, seine Treue zu erproben. Seit der Zeit überhäufte ihn die Alte unablässig mit Schimpf und Spott, und nur um sich vor einem furchtbaren Quälgeist zu retten, brachte der junge Mann die meiste Zeit seines Lebens in seinem Harem zu und ließ sich nur selten in seinem Hause sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Schnupfen, Rauchen, Kauen.

Friedrich der Große, erzählt das „Dampfboot," der bekanntlich stark Tabak schnupfte, traf einst auf einem Spaziergange im Park zu Potsdam einen alten Invaliden bei einem sonderbaren Geschäft an. Er trocknete nämlich an der Sonne den Tabak, welchen er nach holländischer Sitte die Tage zuvor im Munde gekaut und in den Krämpen seines großen Hutes aufgesammelt hatte. Fridrich blieb stehen und fragte:

„Was macht er da?"

„Ach, Herr," erwiederte der Alte, „ich trockne meine Prümchen (ein ländlicher Ausdruck für Kautabak,) die verkaufe ich um den halben Werth an einen Kameraden, der gern aus der Pfeife raucht, und so ist uns Beiden geholfen."

„Wenn man doch," bemerkte Friedrich gegen seine Begleitung, „dem Volke diese der Gesundheit so schädliche Sitte abgewöhnen könnte. Den Schnupf- und Rauchtabak möchte ich ihm schon gönnen, aber der ätzende Saft, der beim Kauen des Tabaks beständig verschluckt wird, muß doch bald die Eingeweide verzehren."

„Wie lange kaut er schon?"

„Mit meinem sechzehnten Jahre, als ich in die Armee trat, fing ich an, Ew. Majestät. Jetzt bin ich siebenzig, macht vierundfünfzig Jahr."

„War er niemals krank?"

„Nur einmal, als mir in der Schlacht bei Liegnitz eine verdammte Kugel das rechte Bein zerschmetterte. Und ich denke, so unser Herrgott will, noch eine halbe Stiege (zehn) Jahre fortzukauen, halten zu Gnaden."

„Wie wär's," bemerkte der den König begleitende Adjutant, „wenn Ew. Majestät einmal mit einigen Tabaksfreunden eine Probe anstellen ließen, um zu erfahren, in welcher Form genossen der Tabak wohl am schädlichsten auf den menschlichen Organismus wirke? Jedoch bin ich für meinen Theil überzeugt, daß der Schnupftabak durchaus ohne nachtheilige Folgen genommen werden kann, ja für manche Naturen gewiß sehr dienlich ist."

Bei diesen Worten zog Friedrich lächelnd seine Dose hervor und sagte, eine lange Prise nehmend: „Dem letzten Theile Seiner Bemerkung stimme ich nicht bei, Gift bleibt Gift. Aber was seinen Vorschlag da betrifft, so gestatte ich, zum Vortheil der Sanitätskunde, einen solchen Versuch anzustellen."

Am folgenden Tage wählte man auf Befehl des Königs aus den vorhandenen Invaliden drei Tabaks-Consumenten aus, einen Schnupfer, einen Raucher und einen Kauer, welche gleich alt und gleich gesund waren, und die gleich lange Zeit diese Geschäfte betrieben hatten. Die Männer

Digitized by Google

wurden in einem kleinen Häuschen zu Potsdam niedergesetzt und ihnen außer dem übrigen Unterhalt so viel Tabak geliefert, als sie vernünftiger Weise verbrauchen konnten; jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, daß sich Jeder strenge an sein Geschäft zu halten habe und in keiner Weise in die Branche des Andern übergreifen dürfe.

Seit dieser Zeit traf man die drei alten Kriegsgesellen täglich schnupfend, rauchend und kauend von des Königs Gnade im Parke zu Potsdam an, und es schien Anfangs, als verjüngte sich ihre Heldennatur von Tag zu Tag, denn ihr beständiger Wunsch war, den siebenjährigen Krieg noch einmal von Anfang bis zu Ende durchfechten zu können.

Nach einigen Jahren indeß starb zuerst der Tabakschnupfer und eine ärztliche Untersuchung ergab, daß er am Schlagfluß gestorben war, denn die feinen Tabakstheile waren ihm in's Gehirn gedrungen und hatten die ganze Lunge mit einer schwarzen Decke überzogen, wodurch der Blutumlauf gehemmt worden war. Einige Jahre später starb auch der Raucher. Man fand bei ihm Magen und Eingeweide total verbrannt und schwarz geräuchert. Der Prümchenkauer aber wollte zu des Königs Verdruß gar nicht ins Grus beißen, sondern lebte und kaute und kaute und lebte immer fort, ja er überlebte sogar den König und kaute, Thränen im Auge, dem Leichenzug von ferne nach, indem er behauptete: „Das kommt davon, von dem schlechten Düvelsdreck, den der große König stets in seiner Dose führte. Hätte er sich zu meinem Geschäfte und meiner Fahne gehalten, so möchte er wohl noch lange gegen den alten Menschenfresser das Schlachtfeld behauptet haben." Der ihn gelegentlich untersuchende Arzt mußte gestehen, daß er seit langer Zeit keinen in solchem Alter gleich gesunden Menschen angetroffen habe.

Feuilleton.

*** Daß Held Schampl nicht allein das Schwert sondern auch die Feder zu führen versteht, beweißt folgende Stelle aus einem Aufruf des Muriden an die Völker der Kabardah, welche Herr F. Bodenstedt in wortgetreuer Uebersetzung in der „Allg. Ztg." mittheilt. Die erwähnte Stelle lautet: „Sind der edlen Rosse nicht weniger als der schlechten? Sind der Rosen nicht weniger als des Unkrauts? Ist des Schlamms nicht mehr als der Perlen? Ist das Ungeziefer nicht zahlreicher als die nützlichen Thiere? Ist das Gold nicht seltener als das gemeine Metall? Und sind wir nicht edler noch als Gold und Rosen, und Perlen und Rosse, und alle nützlichen Thiere zusammengenommen? Denn alle Schätze der Erde sind vergänglich, aber uns ist ein ewiges Leben verheißen. Wenn aber des Unkrauts mehr ist als der Rosen, sollen wir, statt es auszujäten, dulden, daß es die edlen Blumen wuchernd ersticke? Und wenn der Feinde mehr sind als wir, sollen wir, statt sie niederzuhauen, dulden, daß sie uns fangen in ihren Schlingen? Sprechet nicht: die Feinde haben Tscherkéi gebeugt, haben Achulgo erobert und ganz Awarien in Besitz genommen! Wenn der Blitz in Einen Baumstamm einschlägt, werden darum gleich alle andern Bäume ihre Häupter senken und umstürzen aus Furcht, der Blitz könne auch sie treffen? O ihr Kleingläubigen, möget ihr am grünen Holz ein Beispiel nehmen! Wahrlich, die Bäume des Waldes würden euch beschämen wenn sie Zungen hätten und reden könnten. Oder wenn die Würmer Eine Frucht zernagen, werden darum gleich alle andern Früchte verfaulen aus Furcht, das Ungeziefer könne auch sie treffen? Wundert euch doch nicht, daß die Ungläubigen sich so schnell vermehren, und immer neue Truppen ins Feld schicken, wenn wir die alten zu Grunde gerichtet haben; denn ich sage euch: tausend Pilze und Giftpflanzen schießen aus der Erde empor, ehe ein guter Baum zur Reife gedeiht! Ich bin die Wurzel des Baums der Freiheit, meine Muriden sind sein Stamm, und ihr seid seine Zweige: glaubt aber nicht, wenn ein Zweig verfault, daß darum der ganze Stamm zu Grunde gehe! Wahrlich, die faulen Zweige wird Gott abhauen und sie ins Höllenfeuer werfen, denn er ist ein guter Gärtner! So kehrt denn freudmüthig um und laßt euch wieder aufnehmen in die Reihen der Streiter des Glaubens, und meine Gnade und mein Schutz wird euer Theil sein. Wofern ihr aber fortfahrt, den Lockungen der flachshaarigen Christenhunde mehr zu trauen als meinen Ermahnungen, so werde ich in Erfüllung bringen, was Ghazi Mohamed (Kasi-Mullah) euch einst verheißen *): meine Heere werden wie dunkle Gewitterwolken eure Aule überziehen, um durch Gewalt zu erzwingen, was ihr der Güte versagt; Blut wird meine Pfade bezeichnen und Schrecken und Verwüstung in meinem Gefolge sein; denn wo die Macht des Wortes nicht ausreicht, da muß die That fördernd zur Seite stehen!"

*** Andersen, der treffliche dänische Dichter, wollte, wie wir vor einigen Monaten in den Zeitungen lasen, eine Reise nach Italien und Spanien unternehmen. Er kam jedoch nur bis in die Pyrenäen, weil ihn die starke Hitze dieses Sommers von noch tieferem Eindringen in Spanien zurückschreckte. Und so war er vor etwa 8 Tagen wieder in Deutschland, in St. Goar, das er im Jahr 1842 gelegentlich eines Besuches bei Freiligrath hatte kennen lernen. Seinen Aeußerungen zufolge beabsichtigt er erst gegen den Winter hin in sein Vaterland zurückzukehren. Bird.

*** In Kuranda's „Grenzboten" wird in einem Artikel über Bürger's Heimath angeführt, daß bisher dessen Geburtsort nicht richtig bekannt war; derselbe heißt nicht „Wolmerswende", wie die Althof'sche Biographie, und nach ihr Heinrich Döring und andere melden, sondern „Molwerswende". Dieses Dorf liegt im Harz, zwei Stunden von dem hannövrischen Schloß Falkenstein. Auch der Ort, wo Bürger's Vater Pfarrer war, heißt nicht „Pomsfelde", wie seine Biographen schreiben, sondern „Pansfeld".

Physikalischer Verein.

Wegen Unpäßlichkeit des Herrn Professor Dr. Böttger wird Samstag, den 22. August, die Versammlung ausgesetzt.

Der Vorstand.

*) Dieß hat Bezug auf einen Aufruf Kasi-Mullahs vom Jahr 1831, welcher sich ebenfalls unter meinen Papieren befindet.

Bodenstedt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 21. August. Der Arrestant, Oper in 1 Akt. Musik von Domenico della Maria. Hierauf folgt: Der alte Bürger-Capitain, oder: „Die Entführung". Ein Frankfurter heroisch-komisch-lyrisch Lustspiel in 2 Abtheilungen.

Samstag, den 22. August. (Neu einstudiert) Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Donizetti.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 232. Sonntag, den 23. August 1846.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.

Von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war seitdem vergangen. In dem Kreise der deutschen Künstler in Rom hatte sich nichts geändert in Gewohnheiten und Gebräuchen; es blieb immer der alte Stamm, wenn auch jährlich viele Blätter abfielen; der Frühling brachte ja neue. So viele Freunde im Verlauf der Monde aus der Weltstadt heimwärts zogen mit den errungenen Schätzen, so viele sandte die Heimath auch wieder, die schnell den Platz jener ausfüllten. Deßhalb war es in den Räumen, wo sich die deutschen Künstler zu versammeln pflegten, auch heute wieder dieselbe frohe schwärmende Gesellschaft wie früher und so lange man zurückdenken konnte. Gläser klangen, Lieder wurden gesungen, Trinksprüche ausgebracht und der Geist des Witzes und des herrlichsten Humors sprudelte aus allen Kehlen. Vergangener Zeiten alter Bekannten dachte da Keiner mehr, man lebte ja nur tagweise. So gedachte auch keiner der Künstler mehr des fröhlichen armen Julius; die Meisten konnten ihn gar nicht, wenige nur erinnerten sich seiner oberflächlich. Einer aber dachte gerade jetzt an ihn, denn es war an diesem Tage ein Jahr, daß Julius so plötzlich Rom verlassen. Dieser Eine war der Kupferstecher Albrecht. Und wie er so, nachdem er lange finster und gedankenvoll in das dunkle Glas geschaut, die Augen erhob, da stand der vor ihm, an welchen er eben gedacht hatte. Julius stand vor ihm. Ja, er war es, aber nicht mehr der schöne schlanke Jüngling, sondern ein ernster Mann mit wildem Barte und gefurchten Zügen. Er stand in der Mitte des Saales und schaute wehmüthig rings umher. Albrecht war empor gesprungen.

„Wer ist der dort steht?“ frug er hastig seinen Nachbar.

„Ein Landsmann, der Maler Ottmann,“ war die Antwort.

Albrecht konnte sich nicht halten. Er schritt auf den zu, der einst sein Freund gewesen.

Julius erschrack sichtlich aber freudig, als er ihn erblickte.

„Albrecht!“ rief er halblaut.

„Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?“ frug der Kupferstecher kalt.

„Kennst Du mich nicht mehr?“ sagte Julius. „Ich bin der Maler Ottmann für Jeden, für Dich aber bin ich Julius, Dein alter Julius!“

Damit wollte er Albrecht um den Hals fallen.

Dieser aber trat drei Schritte zurück.

„Merken Sie sich, Herr Ottmann,“ entgegnete er scharf, mit dem Blick den frühern Freund fast durchbohrend, „jener Julius ist todt! Es darf keinen Julius mehr geben, für Niemanden mehr! Hören Sie, Herr Ottmann!“

Mit diesen Worten schritt er stolz aus der Thüre.

Julius blieb sprachlos, tief verletzt zurück; aber er warf dennoch den Kopf zurück, setzte sich zu den Fröhlichen und war oder schien bald fröhlich mit diesen.

Als vor einem Jahre Julius, wie von Furien gejagt, aus Rom geflohen war, hatte er sich zuerst lange Zeit planlos umher getrieben. Ein böser Geist schien wie ein Schatten neben ihm zu schweben auf allen Wegen, schien ihm den ruhigen Genuß aller Schönheiten der Natur und Kunst grimmig zu rauben. Der Gedanke an die verlassene Geliebte peinigte den jungen Maler mehr, als er es sich vorher gedacht hatte, als er selbst jetzt noch zu gestehen wagte. Aber endlich fand er doch ein Mittel, den nagenden Wurm zu besänftigen, die Qualen der Erinnerung zu mildern. In Palermo war es, wo er zum erstenmale wieder anfing zu arbeiten, erst träge und nur um sich zu zerstreuen, dann mit Fleiß und Eifer, endlich mit Enthusiasmus. Ueber seinen Studien, welche die Kenner höchlichst priesen, vergaß er das Schmerzliche der Vergangenheit und labte sich desto mehr an deren süßen Freuden. Freilich war es ihm unmöglich, eine düstere Wehmuth, welche sein Gemüth umflort hatte, zu bannen, unmöglich, sich wieder aufzuschwingen zu der frohen Heiterkeit vergangener Tage. Der Stachel in seinem Busen war noch, aber abgestumpft durch Zeit und Zerstreuung. Endlich zog es den jungen Mann wieder zurück nach Rom. Er wollte dort unter fremdem Namen auftreten, Gram und Zeit hatten ohnedies seine Züge gewaltig verändert. Er wollte nur wenigen seiner alten Freunde sich und sein Geheimniß anvertrauen. So trat er denn am Abend seiner Ankunft freudig-wehmüthig in den Saal der Locanda tedesca; er sah seinen Albrecht, seinen besten Freund; aber dieser verwarf ihn, und von Neuem stieg das Gespenst der rächenden Liebe, drohender denn je, vor seinen Augen empor. Er versuchte es wiederum zu bannen; selten sah man ihn in Gesellschaft von Landsleuten, man suchte ihn nicht, denn sein unheimlich düsteres Wesen erregte in Allen unerklärliche Abneigung. Julius war fleißig, fleißiger denn jemals; er malte vorzügliche Portraits und ward bald als Maler bekannt und von den Kennern gesucht. Er portraitirte mit Glück und Geist mehrere römische Große, und der deutsche Maler Karl Ottmann, wie er sich nennen ließ, war bald von den Römern eben so gesucht, wie er von seinen Landsleuten unbegreiflicherweise vernachlässigt ward. Letztere hatten Achtung vor seinem Talent, aber nicht mehr vor seinem Character, seitdem der ehrenfeste Albrecht sich heftig, aber ohne Gründe anzugeben, Ottmann's Aufnahme in den Cervaro-Clubb widersetzt hatte.

Eine geraume Zeit verging; Ottmann oder Julius hatte schon seine Abreise nach Deutschland festgesetzt. Eines Abends, gerade als er sich rüstete, seinen gewöhnlichen Spaziergang nach dem Coliseo zu unternehmen, meldete man ihm, daß ihn ein Herr sprechen wolle. Gleich darauf trat ein hoher ernster Greis, dessen tiefgefurchtes Gesicht

Digitized by Google

und graue Haare sowohl Ehrfurcht geboten, als seine Kleidung und Haltung einen hohen Rang verkündigten, zu ihm ein.

„Seid Ihr der Maler Signor Oltmann?“ frug der Fremde.

„Der bin ich,“ sagte Julius etwas verlegen. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Damit rückte er dem Fremden einen Lehnstuhl zurecht.

„Ihr sollt mir ein Portrait malen,“ sprach der Alte. „Man hat mir vielfach Eure Kunst gerühmt und so habe ich Euch vor Allen aufgesucht. Ich hoffe, daß Ihr meinen Wunsch erfüllen werdet.“

„Gerne,“ entgegnete Julius. „Befehlen Sie nur, wann und wo ich erscheinen soll, um die Arbeit zu beginnen.“

„Ihr müßt jetzt gleich mit mir kommen,“ sagte der Greis. „Meine Kutsche wartet unten auf uns.“

„Jetzt, diesen Abend?“ frug Julius befremdet. „Aber bedenkt doch, Herr —“

„Hier ist nicht viel zu bedenken,“ sprach der Römer rauh und streng, indem er einen schweren Beutel auf den Tisch warf. „Tausend Zechinen sind Euer Lohn; hier liegt die Hälfte auf Abschlag. Wollt Ihr das Bild malen oder nicht?“

Julius Augen funkelten. Eine solche große Summe war noch niemals in seinem Besitz gewesen; sie stellte ihm die Aussicht einer baldigen Rückkehr in's Vaterland lockend in die Nähe. Er bedachte sich keinen Augenblick.

„Ich folge Euch!“ sagte er entschlossen, barg den Schatz in die Truhe, nahm seine Gerätschaften, warf den Mantel um, und folgte dem Alten, welcher stillschweigend voranging.

Eine mit vier Pferden bespannte Kalesche hielt am Thorweg, die Beiden stiegen ein und rasch rollte dieselbe durch die dunkeln Straßen der Stadt. Der Alte sprach kein Wort; auch Julius wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen. So fuhren sie länger als eine Stunde dahin, und schon begannen Vorwürfe über sein Wagestück in des Malers Brust laut zu werden, als plötzlich die Kutsche mit dumpfem Rollen in das Thorgebäude eines großen Hauses einbog und anhielt. Lichter erschienen, schwarzgekleidete Diener öffneten den Schlag, sie stiegen aus und wandelten eine breite Marmortreppe hinan. Der Alte ging immer dem Maler voraus über einen langen düster beleuchteten Corridor. Endlich standen sie vor einer hohen Bogenthüre. Einen Augenblick schien es Julius, als kämpfe sein Führer mit sich selbst, ob er eintreten solle oder nicht, schon ahnte er kommendes Unheil, aber jener riß schnell die Thüre auf. Sie traten in ein hohes gewölbtes Gemach, welches fast wie eine Kapelle anzuschauen war. Es war von vielen Wachskerzen glänzend erhellt, ein schwerer Weihrauchduft strömte den Kommenden entgegen. Die Fenster waren verhängt, die Wände nackt, in der Tiefe des Gemaches schien ein schwerer rother Seidenvorhang eine tiefe Nische zu verbergen. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit Krügen und silbernen Bechern beladen. Der Alte zog zwei Stuhle zu demselben und lud den Maler ein, sich zu setzen, indem er zugleich die Becher fullte.

„Verzeiht, Herr Maler,“ sagte er, „wenn ich Euch hierher gerufen, ohne viel Gerede und Ceremonien. Mein Schmerz macht mich finster gegen Jedermann. Ich bin ein alter Mann, dem Ihr es nicht übel nehmen werdet, daß er Euch fast wie einen Gefangenen hierher gebracht hat. Thut mir Bescheid in diesem köstlichen Monte Pulciano! Glück Eurem Leben und Eurer Kunst!“

Julius fühlte sich durch diese Worte bedeutend erleichtert. Er stieß mit dem Alten an und frug sodann:

„Wen soll ich nun malen, Herr?“ (Forts. folgt.)

Häusliches Leben im Orient.

(Fortsetzung.)

Ein sehr bedeutender Uebelstand, welcher durch die Harems veranlaßt wird, ist die unter den vornehmen und einflußreichen Orientalen herrschende Gewohnheit, ihre weiblichen Verwandten und ihre freigelassenen Sklavinnen mit weit unter ihrem Range stehenden Personen zu verheirathen; denn die Männer, welche sich anfangs durch ihnen auf solche Weise aufgedrungene Frauen geehrt und in Würden glauben, müssen gewöhnlich gar bald einsehen, daß sie die Opfer der furchtbarsten Tyrannei geworden sind. Wer noch zweifeln wollte an dem verderblichen Einfluß dieses Verhältnisses auf das ganze Staatsleben des Orients, wer nicht glauben mag, daß, so lange solche Zustände dauern, von der Freiheit des Individuums nicht die Rede sein kann, wohl aber von Parteikreaturen, die wie ein Wurm den politischen Organismus zernagen, daß er kaum zur Entwickelung kommen kann, von Blüthe und Reife gar nicht zu reden, der lese und lerne es unter andern in Sir John Malcolm's „persischen Skizzen“. Gewiß ist, daß das häusliche, gesellschaftliche Leben im Osten ein größter unter den Bergen ist, welche den Fortschritt der dortigen Menschheit hemmen und einen freieren Blick, den Anfang eines freieren Strebens, noch lange nicht gestatten wird.

Nicht weniger gemeinverderblich als das eben besprochene Verhältniß wirkt der große Zwiespalt, welcher, leicht erklärlich, unter den vielen Kindern verschiedener Mütter in dem Harem erzeugt und dann mit hinaus in das Leben genommen wird. Man hat diesem Uebel dadurch vorzubeugen gesucht, daß man jeder Frau besondre Gemächer anwies. Aber dieß Auskunftsmittel hatte noch wenig Erfolg, denn die Kinder begegnen sich ja in den allgemeinen Salons, in den Höfen und Gärten. Neid und Eifersucht werden von den Müttern selbst bei den Kindern geweckt, genährt und sind in der Regel im Jünglingsalter schon zur Todtfeindschaft herangewachsen. Als Halbbrüder und Halbschwestern haben sie nicht dieselben Eltern, vor welchen sie ihre Streitigkeiten ausgleichen könnten, und suchen deßhalb voll Rachsucht selbst die Gelegenheit, eine wirkliche oder eingebildete Kränkung irgendwie an ihrem Beleidiger zu vergelten. Ich kenne einen großen Harem, in welchem sich von Frauen und Sklavinnen Kinder jeden Alters befinden; einige der Söhne zählen beinahe vierzig Jahre, andre sind erst zu Jünglingen herangereift, die übrigen sind noch Knaben. Die jüngern leben noch in völliger Freiheit in dem Harem ihres Vaters; aber die ältern sind natürlich schon selbstständig, und begegnen sie sich auch selten im Leben, so bieten sie doch das abschreckendste Beispiel von Haß, Zwietracht und Rachsucht, wenn irgendwelche Verhältnisse sie einmal zusammenführen; es steht leider heute noch zu befürchten, daß über kurz oder lang die bedenklichsten Folgen nur aus diesem einen Fall erwachsen werden.

Es ist nicht möglich, daß in dem Hause des vornehmen Orientalen ein innigeres Familienband, worin wie in Europa das Leben des Einzelnen seine Würze und der Staat seinen besten Haltpunkt fände, auf die Dauer bestehen

Digitized by Google

kann. Rechtmäßige Frauen mit rechtmäßigen Söhnen und Töchtern, Sklavinnen mit unfreien Kindern, männliche Sklaven, welche die Eifersucht des Herrn als Wächter seines Harems aufstellt, alle diese Köpfe mit zukommenden und ungemaßten Rechten, mit den verschiedensten Interessen, Begierden, Leidenschaften, alle diese Köpfe, sage ich, unter demselben Dach — daraus kann nichts Gutes entquellen. Man wird die Bedeutung dieses Zustandes dann erst einigermaßen erfassen, wenn man bedenkt, daß jährlich Tausende von Seelen verschiedener Länder und Religionen als Sklaven dieser in sich selbst zerfallenen Menschheit zugeführt werden, um nur noch mehr zu der vollständigen Zerrüttung aller gesellschaftlichen Ordnung beizutragen. Da fehlt es in keinem Hause an Intriguen und Complotten, da zerreißen die heiligsten Bande der Natur, da verschwören sich Diener gegen ihr Herren und Kinder gegen die Eltern, da ist jede Tugend ein eitel Nichts und jedes Laster findet einen gedeihlichen Boden, da ist selbst das Leben des Einzelnen nicht sicher. Wie sich alle Verhältnisse umkehren, dafür will ich nur ein schwaches Beispiel geben, dessen Augenzeuge ich selbst gewesen bin.

Eine türkische Frau mit einem einzigen Sohn war seit einigen Jahren verwittwet. Unter ihren Sklaven und Dienern befand sich ein Knabe, den sie seit seiner frühesten Jugend mit vieler Sorgfalt aufgezogen und dann freigelassen hatte. Er war neben ihrem Sohn aufgewachsen, der unter der gegenwärtigen Regierung eine einflußreiche Stellung behauptet und mehrere Sprachen schreiben und sprechen kann. Als der Freigelassene erfuhr, daß seine wohlthätige Gebieterin seit dem Tod ihres Mannes sehr zurückgekommen sei, und da er sah, daß der Sohn die Pflichten gegen seine Mutter vergaß, auch die Befähigung, welche seine amtliche Stellung erforderte, nicht erstrebte, daß also die Mutter wenig von ihm hoffen durfte in ihrer bedrängten Lage und darüber ganz trostlos war, so beschäftigte ihn nun kein andrer Gedanke, als wie er diesem traurigen Verhältniß durch seine eigene Bemühungen abhelfen könne. Er entfaltete demgemäß alle seine Willenskraft und es gelang ihm, Dollmetscher bei einem einflußreichen Mann zu werden, der im Stande war, ihm eine mit großen Emolumenten verbundene Stelle bei der Regierung zu verschaffen, nachdem er ihm etwas über zwei Jahre getreulich gedient hatte. Mittlerweile hatte sich die Lage seiner Gebieterin immer trostloser gestaltet; von ihrem Sohne war sie vergessen, ihr Herz beinahe gebrochen — da stürzte zur guten Stunde ihr vormaliger Sklave herein, warf sich der Herrin zu Füßen, und bat inständigst, sie möge ihn dadurch ehren, daß sie sein Glück mit ihm theile. Die arme Frau willigte natürlich mit Freuden ein. Der überselige Sklave kaufte nun ein schönes Haus, die Gebieterin mußte dasselbe sogleich beziehen; und als er sie unter seinem Dach sah, da machte er nur eine Bedingung, daß er den Namen der Gebieterin in den der Mutter verwandeln dürfe. Er hat sich seitdem verheirathet, aber seine angenommene Mutter wurde durch diesen Schritt nicht im Geringsten beeinträchtigt. Sie ist nach seinem Wunsch die erste Gebieterin des Hauses, und soll es ihr ganzes Leben lang bleiben. Der leibliche Sohn hat nie wieder etwas von sich hören lassen.

Kommen auch solche und ähnliche Fälle zuweilen vor, so darf man daraus doch keinen Schluß ziehen, der die Schrecken des Menschenhandels weniger groß erscheinen ließe, als sie wirklich sind, eines Handels, welcher die zartesten, innigsten Bande zerreißt und eine unberechtigte, oft bis zum Tod grausame Herrschaft über unsre Mitmenschen zuläßt. Zwar hat England seine laute Stimme erhoben und seinen mächtigen Arm ausgestreckt, die Bewohner der afrikanischen Westküste vor der Sklaverei zu schützen; aber es bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig, bis einmal die Freiheit dieser Menschen, die ihnen von Gott gegeben, für heilig und unverletzlich gehalten wird. Sich hiervon zu überzeugen, braucht man nicht hinüber nach Amerika zu sehen; ein Blick in den gesellschaftlichen Zustand des Orients genügt, um die trostlose Ansicht zu gewinnen, daß jener goldne Tag, den die Humanität europäischer Fürsten und Völker herbeiführen möchte, noch lange nicht anbrechen wird. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

° In Rüh's „Geschichte des Mittelalters" lesen wir eine Schilderung der Schlacht von Hemmingstedt, die sich jeder Großthat des Alterthums würdig an die Seite stellen darf. „Die westliche Ecke zwischen der Elbe und der Elder oder das Land Dithmarsen bewohnte ein kleines, aber höchst merkwürdiges Völkchen, das bloß durch seinen festen Willen und seine Tapferkeit seine Freiheit Jahrhunderte hindurch behauptete; den Boden, den es bebaut, hat es zum Theil dem Meere abgerungen, das oft seine alten Rechte zurückzufordern drohte. Die dänischen Könige aus dem oldenburgischen Stamme suchten Dithmarsen mit ihrem Reich zu vereinigen, Christian I. ließ sich vom Kaiser ausdrücklich mit dem Lande belehnen, vergebens war der Einspruch des Volks, umsonst selbst die günstige Entscheidung des Papstes; doch waren die Könige nicht im Stande, ihr vermeintliches Recht mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Endlich rüsteten sich Johann und Friedrich mit ganzer Macht, um dem kühnen Völkchen sein einziges Gut zu entreißen; sie mietheten die große oder schwarze Garde, deren Kriegsruhm seit vielen Jahren Deutschland und andere Länder mit Schrecken erfüllt hatte; mehr als 30.000 versuchte Streiter wurden gegen ein Volk aufgeboten, das kaum 6000 Männer zählte; sicher waren der König, sein Bruder und der Adel des Erfolgs; aber die Dithmarsen wurden durch den Muth einer gerechten Sache beseelt; eher wollten sie sterben, ehe ihr schönes Land die Beute des Königs von Dänemark werden sollte; ohne alle Bundesgenossen verließen sie sich auf Gott. Der Anfang des Kriegs war glücklich für den Feind: das Geestland war verloren; doch entsank den Heldenseelen nicht der Muth; das Banner einer reinen Jungfrau, die sich dem Herrn gelobte, anvertrauend, besetzten 500 Männer, angeführt von Wolf Isenbrand, den Paß bei Hemmingstedt. Der 17. Februar 1500 war der große Tag, wo die stolze Heeresmacht des Königs von Dänemark dieser kleinen Schaar erlag; mit dem Feldgeschrei: „hür' dich Gardr, nun kommt der Bauer!" vergalten die Dithmarsen den Spott der übermüthigen Krieger; Soldknechte verachten in blinder Vermessenheit nur zu gewöhnlich die Kraft freiheitliebender Männer bis sie empfunden haben, was der Geist vermag. Fast alles kam um, theils durch die Fäuste der Dithmarsen, theils in den Gräben und Marschen: es blieben die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und kein Geschlecht war in Holstein und Schleswig, das nicht einen Verwandten beweinte. Unermeßlich war die Beute, und selbst das Heiligthum der Dänen, die Danebrog, ward von den Dithmarsen siegprangend in der Kirche zu Wörden aufgehängt. Die Bauern schleiften die Feste Tilenueg. Noch 60 Jahre genossen sie der so herrlich errungenen Freiheit, bis endlich auch ihre Stunde geschlagen hatte (1559); aber der Ruhm ist nur bei den Besiegten.

Digitized by Google

*** Frankfurt. Dem hier domicilirenden allgemein geachteten Componisten, Herrn Bernhard Schädel aus Cassel, ist dieser Tage eine ehrende Auszeichnung zu Theil geworden, indem er von der Contrapuntist Society in London zu deren Mitglied ernannt wurde und zwar in Folge einer größeren contrapunktischen Arbeit im strengen Style.

*** In Brüssel steht, dortigen Blättern zufolge, der Verkauf der berühmten Gallerie des im vorigen Monate verstorbenen Herrn van R** bevor. Ein französisches Blatt erzählt von dem Verstorbenen folgende fast mährchenhaft klingende Züge: Herr van R** hatte seine ganze Lebenszeit und ein Vermögen von 40,000 Frcs. Rente seiner Leidenschaft, Meisterstücke der flämischen Maler zu sammeln, geopfert und so eine herrliche Gallerie zusammengebracht, wodurch er sich vollständig an den Bettelstab brachte. Denn er kaufte so lange, als er noch einen Kreuzer im Vermögen hatte. Am Allernöthigsten Mangel leidend, hätte er leicht zu Geld kommen können, wenn er im Stande gewesen wäre, einige der minder kostbaren Bilder zu verkaufen; doch lieber würde er Hungers gestorben sein. Seine Gallerie mußte auf andere Weise für das tägliche Brot sorgen. Von allem früheren Handpersonale war ihm ein alter Diener treu geblieben, der ohne Lohn diente und mit ihm von den Trinkgeldern lebte, welche die Fremden beim Besuch der Gallerie gaben. Als der Alte jedoch vor einigen Jahren starb und Herr van R** keinen neuen unter gleichen Bedingungen fand, nach keinem andern traute, pflegte der Besitzer, wenn sich namhafte Fremden meldeten, selbst die Bedientenlivree anzuziehen und zu sagen: „Der Herr ist nicht zu Hause, und ich mache indeß die Honneurs." Dann entfaltete er, wenn er Kenner vor sich sah, eine Kunstbildung, welche die Gäste bezauberte. Kam auf den Besitzer die Rede und hieß es: „Er ist ein Original, ein Narr, Schade, daß er keine Verwandten hat, sie ließen ihn unter Kuratel stellen!" so antwortete der verkleidete van R**, was sich eben zur Entschuldigung sagen ließ und blieb gleichmüthig, bis die Besichtigung zu Ende war, wo er sich philosophisch an die Thür stellte und die Hand zum Trinkgelde hinhielt." Mainz. Unthbl.

*** Die „Trier'sche Zeitung" läßt folgende Enten über H. Heine schwimmen: Es kommen uns heute Morgen verschiedene Briefe zu, welche von den entgegengesetztesten Punkten der Erde den Tod des Dichters berichten, der auf diese Art sein eigenes Ende in der Weise der „Reliefbilder" gedichtet zu haben scheint: „Berlin, 7. August. Gestern starb Heinrich Heine hier in der Charité aus Mangel an Geld, in den Armen des Krankenwärters Bülau, der ihm die Augen zudrückte. Friede seiner Asche." — „Cap der guten Hoffnung, Ende Juni. Heinrich Heine, der mit seiner Gattin in Gesundheitsabsichten hier angekommen war, ging hier vor einigen Tagen sanft um die Ecke. Ich mußte die Abfahrt des Schiffes erwarten, um Ihnen diesen seltsamen traurigen Fall zu melden." — „Borrelona, Anfang August. Heinrich Heine, der früher einmal unter die Nationalisten gehen wollte und sich den Bart wachsen zu lassen gedachte, ist heute Morgen ein Opfer seiner Parteileidenschaft geworden. In einem Straßenauflauf in Folge einer Demonstration des Pöbels wegen der Heirath der Königin Isabelle schlug sich der Dichter auf Seiten der Exaltados (er wollte ebenfalls die unschuldige Königin nicht verheirathet wissen) und wurde mit einem Bajonette an eine eiserne Kasernenthüre gespießt. Der Verlust für die Partei ist schrecklich" — Von der Tafna, 4. August. Der in Paris lebende H. Heine hatte hier gestern ein Duell mit Marschall Bugeaud wegen eines Kameeles, das der Dichter als sein Eigenthum in Anspruch nahm, wogegen Bugeaud behauptete, in Algier gebe es nur Einen Eigenthümer, und das sei Er. Heine soll durch die Ungeschicklichkeit seines Secundanten, eines gewissen Herrn Brockhaus aus Leipzig, gefallen sein. Das ist hart." — „Hamburg, 6. August. Unglück erträgt der Mensch immer leichter als Glück: davon erleben wir ein überzeugendes Beispiel an dem Dichter Dr. Heine von hier. Sein Vetter Karl hat ihm eine Million Mark Banko auf einmal ausgesetzt, um seine Testamentsbeschwerde zu bewichtigen. Der Courier eilte auf dem geradesten Wege von hier über Barréges (Hautes-Pyrenées) ins Glockenthal bei Thun, und von da nach Scheveningen, wo der Dichter seit zwei Monden badet, erschreckte ihn aber der Art mit seiner Nachricht, daß H. Heine sieben Schlagflüsse auf einmal, einen noch tödtlicher als den andern, bekam und so ein Opfer der Laune des Glücks wurde. Vielleicht hätte indessen ein überepikuräischer Genuß in Folge des Erbtheils ihn ohnedem bald ad inferos spedirt. Die Wege der Vorsehung sind dunkel und wunderbar." — Auf diese Weise ist kein Mensch mehr sicher, ordentlich im Lande zu bleiben und dort redlich zu sterben.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 21. August.)

Bei dem Wiedererscheinen von Mozart's Titus auf dem Repertoire unsers Theaters, dürfte es von Interesse sein, über das frühere ungünstige Schicksal dieses gerade als Heldenoper im alten Style weniger verstandenen Werkes einige Notizen mitzutheilen. Der erste kritische Bericht über den Titus ist aus Prag vom 12. Dezember 1791 datirt (in der allgem. musik. Ztg.) und lautet folgendermaßen: „Bei die hiesigen Krönung wurde eine große oder vielmehr mittlere ernsthafte Oper, eine abermals komponirte clemenza di Tito aufgeführt, die aber, wiewohl die Musik von Mozart war, wenig gefiel. Dieser sonst große Komponist schien diesmal des Wahlspruchs von Oktavius „festina lente" vergessen zu haben!" — Im Dezember 1818 schreibt der bekannte Kritiker Lichtenthal aus Mailand: „Verwichenen Samstag wurde Mozart's Titus auf der Scala von 4000 Zuhörern mit solennem Fiasko beschenkt, und man geht bei dem großen Finale und dem großen Terzett dieser Oper eben so auf und ab auf dem Parterre und unterhält sich so laut, als stünden nur Marionetten auf der Bühne. Wir wollen hoffen, daß dies die letzte Mozart'sche Oper in Mailand sein wird; denn Mozart zu singen und zu spielen verstehen die Italiener durchaus nicht. Die Festa war mit der Rolle der Vitellia so unzufrieden, daß sie dieselbe in den Theaterproben auszischte, ihre erste Arie wegließ und alles Uebrige anders sang als es geschrieben stand. Zu den einzelnen Nummern hatte man italienische Ritornelle angebracht, Cadenzen von fremder Hand eingefügt u. dgl. Die feinen Schönheiten der zarten Instrumentation gingen in dem großen Raum verloren." Bezeichnend bleibt es aber, daß, während man fast keine Nummer beklatschte, die Arie des Sextus „Parto" großen Beifall erhielt, denn sie ist freilich ziemlich italienisirend geschrieben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 22. August. (Neu einstudirt) Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Sonntag, den 23. August. (Zum Erstenmale) Stadt und Land, oder: „Der Viehhändler aus Oberösterreich", Posse in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 233. Montag, den 24. August 1846.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.

Von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Der Greis füllte die Becher von Neuem, fuhr mit der Hand über die Augen und sprach:

„Geduldet Euch noch eine kleine Weile. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, welche Euch vielleicht zu Eurem Werke begeistern kann. — Ich bin der Letzte eines römischen Fürstengeschlechts. Wir waren zwei Brüder, ich der Aeltere. Beide liebten wir ein Mädchen, einen Engel. Sie zog meinen Bruder vor; ich sah es, hörte es, und es glückte mir aus schwerem Kampfe mit mir selbst siegreich hervorzugehen. Mein Bruder, als der Jüngere, war zum geistlichen Stande bestimmt; ich trat ihm die Rechte meiner Erstgeburt ab und floh am Tage seiner Vermählung in die weite Welt. Jedermann hielt mich für einen Sonderling, Niemand ahnte, was mich trieb. Nach vielen Jahren kehrte ich zurück, ich kam an das Sterbelager meines Bruders, dessen Gattin ihm schon vorangegangen war. Der Sterbende übergab mir seine einzige Tochter, ich schwur ihm, ihr Vater sein zu wollen, und ruhig schloß er die Augen. Was noch von Liebe in mir war, das häufte ich auf das Haupt meiner jungen Nichte; sie war ja der Geliebten Kind! Und wie belohnte das Kind meine Sorgfalt, meine Zärtlichkeit! Sie wuchs heran, wie eine wundervolle Zauberblüthe, deren Schmelz und Pracht kaum die süßen Düfte ahnen ließ, die in ihrem Kelche schlummerten. Schöner und schöner entfaltete sich ihr Geist, ihr Körper. In süßer Unschuld erzogen, umgeben mit Allem, was das Leben schön und reizend machen kann, schien sie nur für mich zu leben, nur mir zu gehören. Aber seit ihrem sechzehnten Jahre bemerkte ich eine Veränderung in der nun herangereiften Jungfrau. Sie war bald still und träumerisch, bald ausgelassen fröhlich. Mich machte das nicht besorgt, denn ich deutete diese Umwandlung falsch, und spähete unter den Söhnen des Adels nach einem würdigen Gatten für mein Kind. Ich fand einen, einen römischen Fürsten, welcher mir allein werth schien, dies theuere Kleinod zu besitzen. Als ich es dem Mädchen sagte, erschrack sie sichtlich. Auch das wunderte mich noch nicht. Aber sie ward stiller, melancholischer; sie lächelte nicht mehr, sie weinte Tage lang. Umsonst drang ich in sie, umsonst warf ich mich vor ihr auf die Knie, und beschwor sie, mir zu vertrauen; sie schwieg und sank einer Todten ähnlich in meine Arme. Von dieser Zeit an war mein geliebtes Kind wahnsinnig geworden. Sie sprach niemals mehr mit mir noch mit den Hausgenossen ein Wort; aber oft, wenn sie allein war, murmelte sie fremde Lieder und sprach wie mit einem anwesenden Geiste. Ich belauschte sie, da hörte ich fürchterliche Geständnisse, von einer verschmähten Liebe, von Flucht, von kaltem Norden, von Tod — da ward es mir klar, daß mein Kind, mein armes Kind das Opfer eines herzlosen Verführers geworden war. Ich schwur ihm blutige, schreckliche Rache; ich suchte ihn überall, aber ich fand ihn nicht, und die Qual der unbefriedigten Rache ist in mir ebenso groß, als der Schmerz um den Verlust. Und ich habe sie verloren, nun ganz! Immer hoffte ich noch, da lag sie gestern auf ihrem Bette, eine kalte stille Leiche, eine Lilie, die der grausame Sturm höhnisch gebrochen, Spott lachend zermalmet hat. Mein Kind, mein Kind, mein süßes Kind ist todt, dahin auf ewig!"

Der Greis sank nach diesen Worten auf die Knie, und sein Haupt in beide Hände stützend, schluchzte er heftig. Julius saß zitternd, kaum mehr vermögend sich aufrecht zu halten, auf seinem Stuhle. Kalte Schweißtropfen rannen über sein Gesicht und ihm war, als ob eine Schlange ihm Busen und Kehle mit eisernen Ringen umwinde.

Der unglückliche Alte erhob sich wieder und trat zu dem rothen Vorhang. Ein Schauer rieselte durch seine Gebeine als er ihn faßte. Er streckte die eine Hand gen Himmel und rief mit furchtbarer Stimme:

„Fluch, tausendfältiger Fluch ihm, der mir mein Kind gestohlen, gemordet! Möge das Bild des geopferten Engels niemals von ihm weichen, möge es zwischen ihm und Gott stehen am Tage des Gerichts! Möge es ihm die Hostie von den Lippen reißen, wenn er sich mit dem Himmel versöhnen will, möge es ihm die Ruhe hier, die Seligkeit dort rauben! Fluch, Fluch eines Vaters dem Verführer, dem Mörder der Unschuld!"

Mit diesem schrecklichen Ausruf riß der Greis den Vorhang zurück. Ein weißes Ruhebett zeigte sich dahinter, auf welchem ein leichtes Linnen die fürchterlichen Umrisse einer Leiche erkennen ließ. Auch diese leichte Decke riß der Alte mit fieberischer Hast hinweg.

„Angela!" schrie er und stürzte auf das theure Wesen.

„Angela!" schrie Julius entsetzt und brach zusammen.

Er erholte sich, als der Alte ihm mit Wein die Stirn befeuchtete. Irren Blicks sah der Jüngling umher, es war kein Traum, dort lag sein unglückliches Opfer starr und kalt.

„Kommt zu Euch, Herr," sagte der Greis mild, „kommt zu Euch! Ich habe Euch wohl erschreckt durch den Anblick des todten Engels. Aber faßt Euch, schaut in jene lächelnden überirdischen Züge, und sagt, ob das ein Anblick des Schreckens ist? Faßt Euch, Herr Maler, denn jenes geliebten Kindes Züge sollt Ihr mir bewahren auf der Leinwand!"

„Ich? Nie, nimmermehr! Laßt mich fort! Fort!" schrie Julius, wie wahnsinnig emporspringend und nach der Thüre eilend.

Der Alte vertrat ihm den Weg.

„Lieber Herr," sagte er sehr ernst, „Ihr müßt jetzt wohl Euer Wort halten, nicht ob Ihr wollt. Wie kann Euch grauen vor jenem schönen blassen Bilde? Bezwingt Euch, frisch an die Arbeit! Ich verdopple mein Gebot!"

Digitized by Google

„Laßt mich fort, ich kann nicht!“ stöhnte der Unglückselige.

„Nein, Herr!“ entgegnete der Greis streng und zornig. „Ihr bleibt und malt, oder bei der heiligen Jungfrau, Ihr verlaßt nicht lebend dieses Gebäude. Wollt Ihr mich am Gängelband führen? Malt, sage ich, und wenn das Bild vollendet ist, dann nehmt von meiner Habe, was Ihr wollt. Aber beeilt Euch! Morgen wird jener schöne Körper der dunklen Gruft in San Onofrio übergeben; dann habe ich nichts mehr von meinem süßen Kind, als ihr Bild und ihr Andenken. Aber nein,“ rief er laut, „noch habe ich etwas mehr, das Vermächtniß der Rache. Und nicht eher will ich mich zur Ruhe niederlegen, als bis sie erfüllt ist, erfüllt ganz und gar. Ich führ' es aus, und kostet es meine Habe, mein Leben. Ihr aber, Maler, fügt Euch meinem Gebote oder zittert vor meinem Zorn!“

Damit schritt der hohe Greis aus dem Gemach.

Julius war bebend, fast sterbend vor Angst und Aufregung vor einem Stuhle niedergesunken, in dessen Polster er sein Gesicht barg; seine Zähne schlugen aufeinander und wie Eistropfen rann ihm über Schultern und Nacken der Todesschweiß der fürchterlichsten Qual. Er hörte, wie der Alte die Thüre hinter sich doppelt und dreifach verschloß, hörte dessen verhallende Schritte — er war allein mit der Leiche, mit der Leiche des schönen Engels, den er getödtet. Laut aufschreiend sank er rückwärts nieder; er war wieder ohnmächtig geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Häusliches Leben im Orient.

(Fortsetzung.)

Gewiß ist, daß Viele die Segnungen ihres Vaterlandes so lange zu überschätzen pflegen, bis sie durch eine Reise in fremde, entfernte Länder zu Vergleichungen aufgefordert werden. Die Vorzüge des europäischen Lebens entspringen freilich mehr aus der Bevölkerung als aus dem Land. Denn wäre es mit der Beschaffenheit des Landes allein gethan, so müßte gerade Aegypten der glücklichste Fleck der bewohnten Erde sein. Die große Hitze des Sommers, die Glühwinde des Frühjahrs und dann und wann das Erscheinen einer Seuche abgerechnet, ist das Klima dieses Landes von Allen, welche dasselbe kennen gelernt, als eines der lieblichsten und gesundesten in der Welt anerkannt. Dieser regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten wird nirgends wieder gefunden, und furchtbare Naturerscheinungen, wie Orkane und dergleichen treten nur selten ein. Ich kann mich während meines langen Aufenthaltes in Kairo nur einer, freilich starken Erderschütterung erinnern. Es war dunkle Nacht und Alles wurde auf einmal aus dem Schlafe geweckt durch einen heftigen Stoß, der von einem lauten, donnerähnlichen Getöse begleitet war. Unser Haus erkrachte furchtbar und wankte hin und her, als wenn es gleich einer Kutsche von Rädern und Federn getragen würde. Einige behaupteten, die Erschütterung habe drei Minuten lang angehalten, indeß hat sie, von unserm Erwachen an gerechnet, nur etwa fünfzig Secunden gedauert. Und niemals werde ich das Gefühl vergessen, welches ich bei und nach diesem Erdbeben empfand. Mit ängstlicher Spannung erwarteten wir den Morgen; wenn wir an die elende Beschaffenheit der Häuser in Kairo dachten, so fürchteten wir, viele und schreckliche Unglücksfälle erfahren zu müssen. Der Tag brach jedoch an und es liefen Gottlob keine traurigen Nachrichten ein: es war Alles mit einem tüchtigen Schrecken davongekommen. Ein Mann und seine Frau in der Nachbarschaft waren aus einem Fenster des ersten Stockes auf die Straße gesprungen, da sie meinten, wenn sie in dem Hause blieben, würden sie unter seinen Ruinen begraben werden, und so erwarteten sie denn, Beide in eine Bettdecke gewickelt, unter freiem Himmel den Anbruch des Tages. Ganze Familien liefen in den Höfen ihrer Häuser zusammen und einer unsrer Bekannten, ein Engländer, verlor die Geistesgegenwart so vollständig, daß er sich lange Zeit nicht besinnen konnte, ob er sich in Aegypten oder sonstwo befinde. —

Wir wohnen in Kairo auf einer der größeren Hauptstraßen, und wenn man hier aus dem Fenster sieht, so wird das Auge unablässig von Scenen gefesselt, deren bunte Mannigfaltigkeit sich gar nicht beschreiben läßt. Beiläufig bemerkt, verdient diese eigenthümlichste aller Städte den Namen „Geoß Kairo“ heute nicht mehr. Sie besteht nur noch aus traurigen Ruinen, wo hier und da Moscheen hervorragen, Denkmale früherer Pracht und Herrlichkeit, die jetzt zum großen Theil schon verfallen sind oder demnächst ihren Einsturz erwarten lassen. Verhältnißmäßig gibt es in Kairo nur wenig neue Häuser, deren armselige Architectur noch dazu seltsam genug mit den alten, baufälligen, aber malerischen Wohnungen contrastirt. Hochzeitszüge und Leichenconducte nehmen beständig die Aufmerksamkeit der Fremden in Anspruch, letztere täglich, erstere aber nur Montags und Donnerstags, als an den Tagen, von welchen man sich bei Heirathen das meiste Glück verspricht.

Man hat vielleicht schon von dem Volksglauben der Moslims gehört, daß sich manche Heilige nach ihrem Tod mit aller Entschiedenheit widersetzen, wenn man sie nach einem andern Begräbnißplatz bringen will, als dem, welchen sie sich, wie man allgemein annimmt, selbst ausgewählt hatten. Vor nicht langer Zeit habe ich einen Verstorbenen aus dieser merkwürdigen Brüderschaft mit großem Gepränge bestatten sehen. Anstatt der gewöhnlichen Wehklagen jauchzten die Männer laut auf und die Weiber stimmten ein Freudengeschrei an und ließen ihr „Zagharett“ vernehmen, während wirbelnde Pauken den tollen Lärm vollständig machten. Kaum waren die Hunderte, welche der Bahre folgten, an unserm Hause vorübergekommen, als der ganze Menschenknäuel mit einem Mal stille stand und im folgenden Augenblick in stürmischer Eile wieder umkehrte. Sie behaupteten nämlich, der Heilige habe seine Hände erhoben, und die Träger der Bahre fühlten sich durch eine unsichtbare Kraft gehindert, den Weg, den sie eingeschlagen hatten, fortzusetzen. Der Welee, der Verstorbene, war zuerst nach Osten gezogen, nun wanderte er westwärts, und wir schlossen daraus, nun werde er zufrieden sein. Aber wenige Stunden nachher kam der Leichenconduct abermals an unserm Hause vorüber, eine große Menge Volks stürmte neben und hinter her, mit jeder Minute wuchs das Gedränge durch Männer, Weiber und Kinder. Wenigstens neun Zehntel der Neugierigen glaubten, die Träger der Bahre würden von einer unsichtbaren Hand abgehalten, einen Weg nach eigner Wahl einzuschlagen, denn zu wiederholten Malen kehrten sie eiligst wieder um und folgten einer ganz entgegengesetzten Richtung. Wie am Morgen, so ging es Nachmittags. Der Versuch, die Leiche ostwärts zu tragen, mißlang, und in gerade so kurzen Zwischenräumen, wie zuvor, rannten sie an unsern Fenstern vorbei und kamen dann wieder zurück. Fast vor unsrer Wohnung machten sie endlich Halt und es war uns einen Augenblick etwas

unbehaglich zu Muth; wir dachten uns nämlich die Möglichkeit, daß sie das Grab mitten auf der Hauptstraße oder gar in unserm Hause herrichten wollten. Es wäre wenigstens nicht das erste Mal gewesen, daß so etwas geschah; schon öfter hat man die Grabmäler der Welee's mitten auf den Hauptstraßen der Stadt in der Art errichtet, daß es für Fuhrwerk und dergleichen unmöglich war, durchzukommen und so der Verkehr bedeutend gehemmt wurde. Als man z. B. auf Befehl des Pascha eine neue Straße nach der Citadelle eröffnete, mußte das Grabmal eines Welee aus dem Weg geräumt werden, bald darauf wurde es aber mitten in der Straße wieder hergestellt; man erzählte sich damals, der Pascha sei immer im Schlafe gestört worden durch die nächtlichen Erscheinungen des Heiligen, der die Wiedereinsetzung in seine Rechte von ihm gefordert habe. — Indeß wurden die Befürchtungen, daß der nicht zur Ruhe kommende Welee unser Nachbar werden könne, bald beschwichtigt, denn die Träger rannten auf einmal mit der Bahre wieder auf und davon, als wenn jemand hinter ihnen her wäre, der sie vorwärts triebe. In der Nacht hörten wir nichts mehr von dem Heiligen, aber am folgenden Tag erzählte man uns, daß die Träger nur eine Viertelstunde hätten rasten dürfen, der Welee habe sich so lange bequemt, einen Platz im Grabmal seiner Eltern einzunehmen. Aber den ganzen Tag hindurch wiederholte sich der drollige Leichenspuk von gestern, bis endlich gegen Abend die bei der Bestattung des Heiligen am meisten interessirten Personen ein Grab herzurichten anfingen, von dem sie behaupteten, daß der Verstorbene sich damit zufrieden gebe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pnyx.

Von S—s.

Wenn man die Acropolis von Athen gegen Westen hinabsteigt und seine Blicke gegen den Piraeus wendet, so hat man in kurzer Entfernung eine unregelmäßige Kette von Felsen vor sich, von denen einige sich als mehr oder minder hohe Hügel erheben, andere aber fast der Erde gleich fortlaufen und mehre hundert Schritte weit den Boden bilden. Die ganze Umgegend zeigt zahlreiche Spuren von Werken, die in grauer Vorzeit Menschenhände geschaffen: hier Grabhöhlen, dort lange und tiefe Furchen und etwas entfernter vollkommen ebene Fläche, Cisternen und Treppenstufen. Ohne sich bei diesen zahlreichen und dunkeln Spuren aufzuhalten, beeilt sich der Reisende diejenigen aufzusuchen, welchen die Archäologie gewisse Namen beilegen konnte, die durch spätere Entdeckungen bestätigt wurden. Wenn wir demnach unsere Forschungen auf der linken Seite beginnen, so finden wir zuerst den Hügel des Museums, eine steile Erhöhung, auf welcher sich ein kleines Denkmal von weißem Marmor befindet. Dies ist das Grabmal des Syriers Philopappus, der unter Trajan die Stadt Athen für die Römer verwaltete. Hier und da bemerkt man auch auf diesem Hügel Spuren der Mauern der alten Stadt. Nicht weit von da, aber ganz unten, ist das Gefängniß des Socrates; dieß sind zwei in den Felsen gehauene Zimmer, von welchen das eine oben eine runde Oeffnung hat, durch die man die Verurtheilten hinunterließ. Wenn man diese Grotten verläßt, befindet man sich der Acropolis gegenüber; von hier aus genießt man des schönsten Anblicks auf das Parthenon. Die Reste dieses bewundernswürdigen Tempels bringen von diesem Punkte aus zwei Stunden vor Sonnenuntergang betrachtet, den günstigsten Eindruck hervor. Wenn man die angenommene Richtung verfolgt, so gelangt man zum Pnyx, der alten Rednerbühne der Athener. Sie ist ganz einfach und gleich den Stufen, die dahin führen, in den Felsen gehauen. An den Seitentheilen enthält der senkrecht wie eine Mauer zugehauene Felsen mehrere Höhlen und Nischen, in welchen sich die ex-voto und religiösen Symbole befanden. Der alte Pnyx oder die Rednerbühne des Pisistratus lag mehr zurück aber höher, so daß man von dort aus die Flotte der Republik im Hafen sehen konnte. Plutarch erzählt, daß die dreißig Tyrannen, welche diese Lage als für ihre Herrschaft gefährlich betrachteten, den Pnyx auf die Stelle verlegt hätten, wo er jetzt noch ist. Von dieser Tribüne vernahmen einst die Athenienser ihres Demosthenes beredte und energische Sprache. Das Volk befand sich vor derselben in einem Halbkreise, welcher von einem terrassenartigen Gemäuer begrenzt war. Diese Mauer, die noch existirt, ist ein bewunderungswerthes Beispiel der cyklopischen oder pelasgischen Bauart. Man bleibt vor Ueberraschung stehen, wenn man die ungeheure Größe dieser Steine und die Vollendung in ihrer Zusammenfügung wahrnimmt. In Folge der Jahre und der Erschütterungen aller Art, welche dieses Land zerrütteten, ward der Pnyx unter Erd- und Trümmerhaufen begraben und erst 1822 wurde dieses so merkwürdige Monument durch die von Lord Aberdeen veranstalteten Ausgrabungen wieder aufgefunden.

Nicht weit von da liegt der Hügel des Areopag, wo so lange Zeit der unpartheiischste Gerichtshof der Welt seine Sitzungen hielt. Dieser Felsen war früher dem Mars geweiht gewesen. Später errichteten die Christen dort eine Kirche, dem h. Dionys dem Areopagiten, von der man noch Spuren sieht. — Noch etwas weiter erblickt man einen ziemlich hohen Felsen, der den Musen geweiht war, wie eine noch vorhandene Inschrift besagt. Hier erhebt sich jetzt die Sternwarte.

Auf einem andern etwas tiefer liegenden Felsen hat ein athenienssischer Alterthumsforscher, Hr. Pittakys, inmitten zahlloser Streifen, welche den Stein, auf dem man geht, durchziehen, eine Inschrift entdeckt, in Charakteren von sehr alter Form, die sich von der Rechten zur Linken liest, woraus man ersieht, daß dieser Hügel dem Jupiter geweiht war.

Eine andere Erhöhung dient dem Tempel des Theseus, dem vollendetsten Ueberreste alter Architektur in Athen, den Jedermann kennt, als Piedestal.

Endlich bemerkt man noch, bevor man an die große Straße gelangt, die von Athen nach dem Piraeus führt, ein kleines, dem h. Athanasius geweihtes Heiligthum. Nach einer von Herrn Pittakys entdeckten Inschrift war der Felsen, der die kleine christliche Kapelle trägt, dem Apollo geweiht gewesen.

Ein anderes unweit des Pnyx befindliches Monument bildet jetzt eine dem h. Demetrius Bambardiari geweihte Kapelle und auf dem Hügel des Jupiter steht an der Stelle eines Cherubs-Tempels eine der h. Marina gewidmete Kirche, in welcher sich ein bei den alten Athenienssern gewöhnlicher Gebrauch erhalten hat: es werden nämlich kranke Kinder von ihren Eltern hierher gebracht, denen man nach der Messe die Kleider auszieht, und sie mit einem neuen Anzuge bekleidet, nachdem man den alten vor die Thüre geworfen. Man sieht daher den Bo-

Digitized by Google

den, der diese Kapelle umgibt, stets mit Kleidungsstücken bedeckt.

Diese ganze mit Monumenten und Spuren aus einer ruhmvollen Vergangenheit gleichsam besäete Gegend bietet dem Reisenden so vieles Interesse dar, daß er gern hier herumwandert, um sich seinen Erinnerungen zu überlassen. Obschon der neuen Stadt sehr nahe, ist hier doch Alles still und einsam und die Stille ganz zum Nachdenken geeignet. Die Eindrücke sind tief und Niemand wird unbefriedigt von hier sich entfernen.

Feuilleton.

*** Der deutsche Arzt A. Buddeus, welcher sich mehrere Jahre in Petersburg aufgehalten und die dasigen Zustände scharf, aber auch zugleich unparteiisch beobachtet hat, entwirft gerade kein schmeichelhaftes Bild von dieser Residenz. Nach ihm ist St. Petersburg Europa's Jadien, goldbringend für die Glücklichen, enttäuschend für die minder Begünstigten, todtbringend für Viele, gesundheitzerrüttend fast für Alle. Die Eleganz der Stadt beschränkt sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Umkreis vom Winterpalast aus, da die äußeren Partira, obgleich regelmäßig, doch meist aus kleinen hölzernen Gebäuden bestehen und Alles mit in die Stadt gezogen ist, was z. B. in Paris, London, Wien u. s. w. zu den Umgebungen derselben gehört. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung ist zum Leben in der Residenz gezwungen. Dahin gehören die 88,000 Soldaten, dahin die 13,905 Beamten, die 15,337 Zöglinge der Erziehungsanstalten, die 8000 Dienstbaren der Hofhaltungen, endlich auch der größte Theil der leibeigenen Diener der vornehmen Häuser. Amtliche Zählungen beweisen, daß 223,434 Individuen in einer Bevölkerung von 440,360 Menschen theils den eingewanderten Handwerkern, theils den niedern dienenden Klassen angehören. Rechnet man zu diesen eigentlichen Proletariern noch die subalternen Soldaten, so stellt sich die Thatsache heraus, daß drei Viertel der ganzen Petersburger Bevölkerung bei allen Unglücksfällen und in jeder Krankheit, ja selbst bei aller vorübergehenden Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit auf die Hülfe des Staats angewiesen sind. Ist es unter solchen Umständen noch unerklärlich, wenn in dem jungen Petersburg sich eine Krankenmasse zeigt, wie keine zweite Hauptstadt Europa's sie aufzuweisen hat? Sind nun jene Todtenlisten räthselhaft, welche in jedem neuen Jahre an 3000 Gestorbene mehr als Geborne aufführen? Corresp.

*** Eine recht sinnvolle Auszeichnung ist in diesen Tagen dem um die Besorgung der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen so verdienten Historiographen, Prof. Preuß, zu Theil geworden. Se. Maj. der König haben ihm nämlich mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben eine kunstreiche Gemme mit dem von Calandrelli geschnittenen, sehr ähnlichen Profil des großen Königs übersandt. Daß diese Gemme reich in Brillanten gefaßt und mit einer Krone geschmückt ist, macht sie zwar um so werthvoller, aber ihr größter Werth besteht doch in dem Friedrichsbildniß und seiner Ueberfendung an den Mann, dessen Lebensaufgabe die würdige Darstellung Friedrich's, seiner Thaten wie seiner Werke, ist.

*** Die „Presse" vom 29. Juli berichtet, daß ihr aus China mehrere interessante Briefe über die Fortschritte des Christenthums daselbst zugekommen seien, unter anderm von dem Grafen de Besi, dem apostolischen Vicar der Propaganda, welcher meldet, daß seit der Proclamation des kaiserlichen Edicts, das die freie Bekennung des Christenthums im ganzen Reiche gestattet, dieses so große und rasche Fortschritte mache, daß in mehreren Districten die Missionäre zur Verwaltung der Gemeinden und zum Unterrichte der Neubekehrten nicht mehr hinreichen. Namentlich in der Provinz Kiang Nan, deren Hauptort Nanking ist, sollen die Heiden in Menge die Tempel Buddha's verlassen, um zu den demüthigen Capellen der Christen zu eilen und sich taufen zu lassen. Zahlreiche Katecheten sind hier beauftragt, die Neuangekommenen in die Grundlehren des christlichen Glaubens und der christlichen Moral einzuweihen und Hr. von Besi setzt hinzu, man ermangle nicht, sie zugleich zu unterrichten, daß die religiöse Freiheit, der sie seit einigen Monaten genießen, eine Wohlthat ist, die sie Frankreich verdanken, indem die französische Gesandtschaft diese sociale Reform durchsetzte. Die Zahl der Missionäre, welche in diesem Augenblick das himmlische Reich im Interesse des katholischen Glaubens durchstreifen, beträgt 80, worunter 60 Franzosen und 20 Italiener. Ausld.

*** Capitain Nelson hatte während eines Marsches, da er eines Tages außerordentlich erschöpft war, Befehl gegeben, seine Hängematte anzubringen. Während er schlief, kroch über sein Gesicht eines jener seltsamen Thiere, welche man „Warnungseidechsen" nennt, wegen ihrer Eigenschaft, die Leute bei der Annäherung jedes giftigen Thieres zu warnen; sobald einige der bei Nelson wachenden Neger die Warnungseidechse gewahrten, schrieen sie laut und erweckten ihn. Nelson fuhr unverzüglich in die Höhe und fand, als er die Matratze wegwarf, eine der giftigsten der zahllosen Schlangen jener Gegend, die sich an seinem Fuß hinaufringelte. Diese wunderbare Errettung Nelsons erweckte in den wachehaltenden Indianern die Vermuthung, daß er ein Wesen höherer Art wäre, das unter besonderem Schutze stünde; diese Vermuthung, in welcher sie durch das seltene Feldherrntalent und die unermüdete Ausdauer Nelsons bestärkt werden mußten, war ihm besonders dienlich, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie sich auf längere Zeit zu seinen Bundesgenossen zu erhalten. Ein ander Mal entkam Nelson und einige seiner Leute nur mit genauer Noth dem Tode durch Gift. Sie hatten unbesonnener Weise ihren Durst durch das Trinken aus einer Quelle löschen wollen, in welche einige Zweige des Manchineel-Apfelbaumes geworfen worden waren, welcher ein feines Gift liefert, das die Indianer für ihre Pfeile gebrauchen. Nelson spürte sehr stark die Wirkungen des Giftes. Der Herzog von Clarence meinte, daß jener nabesonnene Trunk seines Freundes die Gesundheit desselben auf lange gefährdet habe. Jahrsz.

*** Toulon. Das Dampfboot Dante, als Gegengeschenk für den Bey von Tunis bestimmt, hat seine Ausrüstung vollendet, und ist im Begriff die Anker zu lichten. Es ist ein prächtiges, mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattetes Schiff, und Capitän Medoni, der es befehligt, geht in tunisische Dienste über. Ein anderes Schiff, eine Kriegsbrig, hat die Regierung unter den im Jahr 1830 in Algier eroberten Schiffen ausgewählt und gleichfalls dem Bey Achmed verehrt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 23. August. (Zum Erstenmale) Stadt und Land, oder: „Der Viehhändler aus Oberösterreich", Posse in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Montag, den 24. August. (Auf vielfältiges Verlangen) Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräulein Henriette v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 234. Dienstag, den 25. August 1846.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.

Von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Lange mochte er so gelegen haben, der unglückliche Mann, als er endlich wieder zum Bewußtsein, zur schrecklichen Erkenntniß seiner Lage gelangte. Er sprang wild auf, — er wollte vermeiden nach der Bahre zu sehen, es war ihm unmöglich. Eine geheime Macht zog mit gewaltigen Banden seine Augen dorthin. Ja, da lag sie, still und blaß, die ehemals so rothe frische Blüthe; da lag sie kalt und regungslos, die einst so heiß geliebte, glühende Jungfrau; starr die schönen Augen, welche ihm oft so vieles und herrliches in stummer Sprache gesagt, bleich und kalt die Lippen, die er tausendmal geküßt. Julius sah hin, er konnte den Blick nicht wegwenden, und der Wahnsinn begann in seinem Hirne zu kreisen. Er stürzte hastig mehrere Becher des starken Weines hinab, er fühlte sich unwiderstehlich hingezogen zu der Leiche des geliebten Opfers. Er beugte sich über sie, er küßte heiß die kalten Lippen, er konnte nicht anders: seine Seele war entflohen und eine fremde geheimnißvolle Macht hatte Besitz ergriffen von seinem Körper und regierte dessen Bewegungen. Julius stammelte Worte, Worte der Liebe und der Schuld, ihm war, als antworte ihm die Todte, als bewege sie Lippen und Augen, er umschlang sie glühend, ja lächelnd, erhob sie und setzte sie aufrecht im Bette. Dann sprang er zum Tische, füllte den Becher und brachte ihn an die Lippen der Todten.

„Sie hat getrunken!“ schrie er dann in gräßlicher Freude und leerte rasch den Becher. „Dein Wohl, süßes Lieb! Angela, unser Wohl, wir haben uns wieder!“

Dann tanzte er wahnsinnig um den Tisch herum und sang: „Wir haben uns wieder!“

Plötzlich blieb er stehen.

„Ja doch, mein Liebchen,“ murmelte er leise lächelnd vor sich hin, „was soll ich denn hier? Ist denn heute die Hochzeit? Sind wir nicht lange vereint?“

Er sann einen Augenblick.

„Ich hab's,“ rief er plötzlich mit wilder Freude, „malen, malen will ich Dich, daß ich Deine süßen Züge ewig um mich sehe. Ueberall soll Dein Gemälde hängen, im Saal, im Schlafgemach, im Hofe, in der Gartenlaube, und draußen, draußen, weißt Du, wo die dunkeln Erdbeerbäume stehen und die Pinien rauschen, kennst Du noch das Plätzchen, mein Liebchen?“

Mittlerweile hatte Julius schnell und mit der größten Sicherheit seine Geräthe herbeigeholt, die Staffelei aufgestellt, das Licht vertheilt. Wieder trat er zu der Todten, küßte sie zärtlich, gab ihr tausend Schmeichelnamen, und rückte sie in die günstigste Stellung. Er setzte sich dann vor die Staffelei, goß wieder einen großen Becher voll Wein ein, und setzte sodann kunstgerecht die Palette. Dann zog seine Hand in festen sicheren Conturen das Bild der verstorbenen Geliebten auf die Leinwand. Es schien, als führe ihm ein unsichtbarer Genius Stift und Pinsel. Unglaublich schnell trat Angela's Bild auf dem Grunde hervor. Julius malte in fliegender Hast, schneller, schneller. Dazwischen sprach er unzusammenhängende Liebesworte mit der Geliebten, lachte, sang und trank. Mehr und mehr brannten die Wachskerzen herunter; durch die verhangenen Fenster stahl sich schon das Morgengrauen. Julius merkte es nicht. Er malte rastlos, unaufhörlich. Und als er im Begriff war, den letzten Pinselstrich zu thun, als ihm die ganze Gestalt der Geliebten auch auf der Leinwand gegenüber stand, da ward es plötzlich Nacht um ihn, er brach zusammen.

Als am Morgen Angela's Oheim mit Dienern in das Leichengemach trat — welch' ein furchtbarer Anblick bot sich ihm dar! Die geliebte Todte sitzend im Bette, mit weit aufgerissenen starren Augen, der Maler wie todt am Boden, und auf der Staffelei das Bild — einer Leiche! Entsetzt fuhren Alle zurück, als sie es betrachteten. Ja, das war Angela, aber die todte Angela, es war ihr Bild, ähnlich bis zum Wahnsinn, aber ihr Bild im starren grausen Tode. Man konnte diese furchtbar kalten Züge nicht ansehen, ohne daß das Blut zu Eis zerrann und der Herzschlag stockte. Wie eine Bildsäule stand der Alte vor dem gräßlichen Bild. Dienerinnen hatten indessen die Leiche wieder zurückgelegt und verdeckt; Diener bemühten sich, den Maler in's Leben zurückzurufen. Lange schien dies fruchtlos zu sein, endlich aber schlug er die Augen auf. Mit Mühe erhob er sich, er sah rings um sich, aber matten stieren Blicks, geistesabwesend. Erst als sein Auge auf das Bild fiel, fuhr ein Funke in seine Seele. Er lächelte vergnügt und sagte laut:

„Sie ist's, Angela ist's! Das Bild ist getroffen!“

„Ja, das ist's, Unglückliche!“ rief der Oheim schaudernd. „Aber das ist nicht das Bild der Lebenden, das Portrait des warmen lieben Mädchens, das ist das Bild einer Leiche, welches uns mehr entsetzt, als ihr Urbild. Fort mit ihm, hinweg, verändert es! Nehmt es mit nach Hause, sucht ihm die Gluth des Lebens einzuhauchen und dann bringt es wieder und Ihr sollt willkommen sein. Aber so! Mir schaudert, wenn ich es ansehe und es ist mir, als ob Gespenster mich umtanzten. Hinweg! Hier ist Euer versprochener Lohn, drunten wartet Eurer die Kutsche!“

Julius entgegnete kein Wort; lächelnd nahm er sein Bild, trug es vorsichtig die Stufen hinab, und fuhr mit demselben nach seiner Wohnung.

Lange vernahm man nichts von dem Maler Ottmann in Rom. Der saß daheim in seinem Gemach und malte Tag für Tag ein Bild, das Bild der todten Geliebten. Aber es gelang ihm nie; so oft der alte Oheim kam, um nachzusehen, immer dieselben schrecklichen Leichenzüge! Er

Digitized by Google

kam endlich nicht mehr. Julius ging gar nicht aus; seine Hausfrau besorgte ihm Alles und wunderte sich nur über den deutschen Herrn, der so stille geworden und nur sprach, wenn er allein war. Sie nahm sich vor, ihn zu beobachten, und nöthigenfalls einen Arzt herbeizurufen, denn sie hatte den bescheidnen Hausgenossen liebgewonnen. So stand sie denn eines Tages auf der Lauer an der halb geöffneten Thüre. Der Maler stand vor dem Leichenbild und sprach italienische Worte mit ihm. Sie hörte die feurigsten Ergüsse eines Liebenden, Klagen und Leiden verschmähter Liebe, von Tod und Flucht in wirrem Wechsel. Ihr graute vor diesem gespenstigrn Treiben, rasch stirß sie die Thüre auf, das Bild fiel von der Staffelei, mit ihm sank Julius zu Boden. Die Frau erschrack zum Tode; sie rüttelte ihn, er gab kein Lebenszeichen von sich. Eilig sandte sie zum Arzte, dieser kam bald und ließ sich von der Hausfrau umständlich berichten. Darauf verordnete er die geeigneten Mittel. Mehrrre Wochen lag der Maler in den heftigsten Fieberanfällen, welche sich oft zu solchrr Raserei steigerten, daß seine Wärter flohen. Was er redete und schrie verstanden sie nicht, blos den Namen Angela unterschieden sie häufig. Endlich genas der Kranke.

(Schluß folgt.)

Häusliches Leben im Orient.

(Fortsetzung.)

Ein anderer ungewöhnlicher Leichenzug, der des Khurscheed Pascha, letzten Beherrschers von Senaar, kam wenige Tage nach dem Begräbniß des Heiligen an unserm Hause vorüber; und da er das merkwürdigste aller derartigen Schauspiele war, welche ich seit meinem Aufenthalt in Kairo gesehen, so muß ich ihn etwas ausführlicher beschreiben. Voran gingen sechs Kamele, jedes zwei mit Getreide und Datteln angefüllte Kisten tragend, über und zwischen welchen der Austheiler saß, einen Stock in der Hand, die Menge damit abzuhalten, die ihn umdrängte und ein so furchtbares Geschrei anhub, als wenn Alle an einem Bratspieß steckten, und sonderbar — gerade die, welche am anständigsten gekleidet waren, machten den unanständigsten Lärm. Dem folgten drei Kamele mit Wasser, und zwei Büffelochsen, die an dem Grab geopfert und dann zerstückt an die Armen vertheilt werden sollten. Diese Sitte wird durchgängig bei dee Bestattung reicher Leute in Aegypten, und wenn ich nicht irre, im ganzen Orient beobachtet. Nun kamen ungefähr vierzig Koranleser und etwa eben so viele Scheiks an der Spitze einer großen Masse von Türken der Mittelklasse, die größtentheils militärische Kleidung trugen. Ihnen folgte eine Abtheilung Chauschen, je zwei und zwei in vollständiger Uniform, und diesen an fünfzig der Vornehmsten des Landes. Ihre Tracht war ungemein malerisch und die mannigfaltigen grellen Farben ihrer kostbaren Gewänder schufen diesen Theil des langen Zuges zu einem der schönsten Bilder, die ich je gesehen. Es befanden sich einige alte Männer unter denselben, die früher wohl selten durch die Straße von Kairo geschritten waren. Einer von der Last der Jahre gebeugt und, wie es mir vorkam, erblindet, stützte sich auf einen Jüngling, der sein Sohn zu sein schien, und Viele waren ganz erschöpft. Sie waren Alle schon eine Meile gegangen und hatten noch anderthalb Meilen vor sich, die letzte halbe der glühenden Sonne ausgesetzt. Hinter ihnen schritten einige Knaben, jeder einen Koran tragend, und diesen folgten eine Anzahl von Männern, welche Weihrauch in silbernen Becken verbrannten, Straßen und Häuser mit Wolken von Wohlgerüchen erfüllend, während andre, silberne Krüge tragend, mit dem köstlich duftenden Inhalte derselben rundum die Vornehmeren unter den Zuschauern besprengten. Dann kam die Todtenbahre, mit einem rothen, prachtvoll gewirkter Kaschmirshawl überdeckt und von vier Männern getragen. Unmittelbar hinter der Leiche folgten die Frauen, Sklavinnen und die Bedienung des Harem, fünfundzwanzig bis dreißig Köpfe stark und auf hohen Maulthieren reitend, ferner etwa zwanzig Sklaven auf gewöhnlichen Maulthieren, und eine Schaar zu Fuß. Alle die letzterwähnten weinten und klagten laut, daß es dem, der einmal Augen- und Ohrenzeuge eines so großen Leichenrondnctes gewesen ist, unvergeßlich bleiben muß: die Koranhersager, die singenden Knaben, die jammernden Frauen, das gab ein Lärmen durcheinander, welches einen tiefen, aber widerlichen Eindruck auf mich machte. Die Pferde der Vornehmen, von Sklaven geführt, bildeten den Nachtrab und schlossen ein Schauspiel, so eigenthümlich und charakteristisch, wie man es nur im Oeient und namentlich in den Straßen voa Kairo sehen kann.

Nicht minder merkwürdig als die eben beschriebenen Leichenzüge sind die Sitten und Gebräuche der Orientalen, wenn in dem Harem ein Todesfall eintritt. Es sind mir darüber von einee meiner Freundinnen, der Mistreß Lieder, die genauesten Mittheilungen gemacht worden, und ich will dieselben hier fast mit den eigenen Worten dieser Dame wiedergeben.

Mistreß Lieder wurde vor einigen Tagen von einem der reichstrn in Kairo wohnenden Kopten gebeten, sie möge ihm einen englischen Arzt schicken, da seine Frau gefährlich erkrankt sei. Man willfahrte dem Wunsch des Kopten, aber kaum war der nach dem Arzte gesendete Bote zurückgekehrt, als auch schon ein Sklave des Kopten mit der Nachricht eintraf, daß seine Herrin gestorben sei. Es ist das bei den Kopten so eine üble Gewohnheit, daß sie nach ärztlicher Hülfe nicht eher verlangen, bis dem Kranken der Tod bereits auf der Zunge sitzt.

Mistreß Lieder eilte sogleich nach dem Sterbehaus. In der Thüre, so erzählte sie selbst weiter, drängten sich die Freunde des Kopten. Ich stieg die Treppe hinan nach den Gemächern des Harems und kam auch durch das Zimmer, in welchem die Frau gestorben war. Hier fand ich Alles in der äußersten Verwirrung und Unordnung. Die Kissen, Decken und Pfühle des Bettes lagen auf dem Boden umher, und waren, wie es schien, absichtlich so zerstreut; nicht der unbedeutendste Gegenstand war von der Stelle bewegt worden, seit der Leichnam gewaschen und zur Schau ausgestellt war. Ich trat dann in ein geräumiges Zimmer, aus welchem lautes Jammern und Wehklagen an mein Ohr drang. Und hier fand ich die Verstorbene auf einer kleinen Matratze ausgestreckt am Boden liegend und mit Kaschmirteppichen und köstlich gestickten Schleiern verhüllt. Man wies mir einen Platz auf dem Divan an, ganz nahe zu Häupten der Leiche. Es war ein furchtbarer Anblick, rings um mich her nur Trostlosigkeit, laute Klage und Verzweiflung. Zwei Sklavinnen schlugen das Tamburin und sangen düster stimmende Trauerlieder dazu, während ungefähr zwanzig Frauen und gemiethete Klageweiber (wie sie schon in der Bibel vorkommen) laut aufschrieen und sich nach dem Takte der Instrumente die Brust schlugen. Andere Weiber und die Sklavinnen des Hauses sprangen umher, und machten mit ihrem Körper alle erdenkliche Biegungen

Digitized by Google

und Verrenkungen. Dieser sonderbare Anblick erinnerte mich lebhaft an die wilden Tänze der Indianer in Amerika. Erst als die Mädchen ganz erschöpft waren, gab man ihnen ein Zeichen, sich von ihren raschen Sprüngen und Geberden auszuruhen.

Dann folgte der interessanteste und rührendste Akt des Dramas. Die Verwandten setzten sich ganz nahe zu der Leiche und redeten sie alle der Reihe nach an, in den zärtlichsten Ausdrücken, wie sie nur Freundschaft und Liebe einzugeben pflegt. Jede hielt ein Tuch in der Hand, welches in Form einer Binde gelegt war, und schwang es am Schluß ihrer Anrede mehrmals schnell im Kreise herum. Alle, Verwandte sowohl als Sklavinnen, richteten ihre Liebesworte direct an die Verblichene. „Habe ich Dich nicht geliebt, und haben Dich meine Augen nicht angebetet?" — „Du bist so jung, meines Herzens Kleinod, meine Liebe! O, Du bist so sehr jung und mußt Deinen Gemahl lassen und Deine Mutter!" — „Ich habe Dein Brod bereitet; willst Du für immer Deine arme Sklavin verlassen! O, meine Herrin, warum magst Du nicht länger genießen, was meine Hände zurichten?" — „Habe ich nicht die gewähltesten Leckerbissen gekocht? Warum willst Du nicht länger bei uns bleiben? Kannst Du uns verzweifeln lassen? O! kehre doch wieder zurück, meine Geliebte! Meine Gebieterin, komme noch einmal zu Deiner unglückseligen Dienerin, und sie wird Dir Naschwerk bereiten aus Honig und Zucker und duftigen Spezereien und alle ihre Geschicklichkeit aufbieten, Dir zu gefallen!" — Mit diesen und ähnlichen Worten ließen sich alle nach einander vernehmen. Am meisten mußte ich eine junge Sklavin bedauern. Sie fiel einigemal in Ohnmacht; denn voll der innigsten Liebe und Verehrung für die hingeschiedene Herrin war sie untröstlich über den herben Verlust. Es läßt sich überhaupt kaum begreifen, welche erstaunliche Ausdauer viele Sklavinnen bei großen Anstrengungen des Leibes und der Seele zu bewähren pflegen.

Die Mutter trauerte natürlich am tiefsten. Sie trug einen dunkelblauen Kopfschleier und eine Tob *) von gleicher Farbe; ein Paar alte Hosen bildeten den bemerkenswerthesten Theil ihres übrigen Anzugs. Um ihren Kopf über dem erwähnten Schleier war eine schmale Binde von blauem Musselin gewunden, das vornehmste Abzeichen der Trauer, etwa wie der um den Hut geschlungene schwarze Florstreifen in Europa. Ihre Hände und Füße waren mit Indigo gefärbt. Die Schwiegermutter und die Schwester der Verstorbenen hatten sich auf gleiche Weise entstellt. Aber niemals kann ich die verrückte Art vergessen, wie sich die Frauen der Familie und die Besuchenden benahmen; wie sie zu wiederholten Malen aufschrieen und dabei rund um die Leiche sprangen und tanzten; wie sie ihre Kleider zerrissen, die Verstorbene küßten, laut weinten und endlich erschöpft zu Boden sanken. Die Damen aus den vornehmsten Häusern waren anwesend, alle trugen Trauerkleider, besonders ihre Tobs waren durchgängig von düsterer oder ganz dunkler Farbe. In rothen und überhaupt hellen, wenn nicht blauen Gewändern in einem Trauerhaus zu erscheinen, wird für äußerst unanständig gehalten.

Etwa eine Stunde lang konnte ich kaum Muse finden, mein Auge von den Trauernden abzuwenden, um die Einrichtung des Zimmers zu betrachten, welches man absichtlich in die größte Unordnung gebracht hatte. Glaswerk aller Art, chinesisches Porzellan und gemöhnliche irdene Gefäße lagen in Trümmern auf dem Boden umher gestreut und der kostbare türkische Faßteppich und die Polster und Decken der Divans waren zerwühlt und zerfetzt. Alles hatte man absichtlich beschmutzt, mit Indigo beschmiert, zum Theil mit Kleie und mit abgerissenen Lappen bestreut. Zerbrochener Zierrath, Tand aller Art, alte Bücher, Alles lag durcheinander. Der einzige Gegenstand, den man in seiner gewöhnlichen Verfassung gelassen hatte, war ein alterthümlicher Stuhl von dunklem Holz, mit Perlmutter eingelegt, unter einem mit rothem Seidenstoff überzogenen Himmel. Einen solchen Stuhl findet man in der Regel in dem Hause jedes Kopten und auf denselben wird zur Schlafzeit der Turbon gelegt. Sogar die Wände waren mit Indigo beschmiert *) und an einigen Stellen sah ich das Koptische Kreuz abgebildet; es soll dies auch ein Zeichen der Trauer sein, und wie es mir vorkam, hatte man die Kreuze verunstaltet, wie wenn die Hausgenossen aufgebracht wären gegen die Vorsehung.

(Schluß folgt.)

*) So heißt das weite faltige Gewand von Seide, das über dem Hauskleid und beim Ausgehen oder Reiten unter dem Habarah, dem Ueberwurf, getragen wird.

*) Die ganze Beschreibung erinnert unwillkürlich an die wunderbare Geschichte des Sclaven Kafur in der „Tausend und Eine Nacht".

Feuilleton.

*** Ueber den bereits gemeldeten Tod des berühmten Thierbändigers van Amburgh bringt die „Allg. M. Ztg. folgende nähere Angaben: Er durchzog in der letzteen Zeit mit seiner Menagerie Amerika und befand sich in dem kleinen Orte Seitnale, wo eine zahlreiche Gesellschaft seinen Vorstellungen beiwohnte. Eine junge Dame fragte da den Thierbändiger, ob er es wagen würde, in den Käfig der Tiger in dem Augenblicke zu gehen, wann sie ihr Futter erhielten. Er antwortete, daß er dabei gar keine Gefahr sehe und befahl sogleich, jenen Bestien ein Stück Fleisch hinzuwerfen. Nachdem sie sich lange um die Beute gestritten hatten, mußten die Tiger dieselbe einer sehr schönen Tigerin überlassen, die sie in eine Ecke ihres Käfigs trug, um sie da zu verzehren. In drei verschiedenen Malen versuchte van Amburgh vergebens, ihr das Fleischstück zu entreißen; die Tigerin brüllte wüthend und peitschte sich mit dem Schweife. Die Zuschauer fingen an ängstlich zu werden, aber van Amburgh versicherte, daß er nichts zu fürchten hätte und setzte seinen Kampf mit der Tigerin fort. In demselben Augenblicke aber wurde sie durch einen Schlag in die größte Wuth versetzt und stürzte sich auf ihren Herrn, den sie niederwarf und mit ihren Zähnen zerriß. Die Zuschauer entflohen entsetzt und als es gelang, die Tigerin von van Amburgh wegzubringen, war der Unglückliche eine blutige entstellte Leiche.

*** Strauß, dessen Tänze die Füße beflügeln im Ballsaale und das Blut im Concert, brauchte einst zu einem seiner humoristischen Potpourri's einer Drehorgel. Da diese sehr rein musikalisch intoniren mußte, so war die seinige äußerst fleißig construirt, und er nahm sie sehr sorgfältig in Acht, indem der Verlust auf einer Reise, besonders weit der Componist die Orte gewöhnlich durchflog, schwer zu ersetzen gewesen sein würde. Auf einer Tour ließ er, weil er es nicht wagte, die Drehorgel auf einen Beiwagen packen zu lassen, einen eigenen Platz für dieselbe in der Schnellpost einschreiben, und es wurden statt neun Passagiere zehn notirt. Da das Mittagessen auf der Station, wo die Schnellpost eine Stunde anhält, immer vorher bestellt wird, damit der Wirth seine Mahl-

Digitized by Google

zit nach der Zahl der ankommenden Personen einrichten konnte, so war auch jetzt für zehn Personen angerichtet worden, und als die Gäste fragten, für wen der leere Stuhl sei, erfuhren sie, er gehöre dem noch fehlenden Passagier. Mit lautem Gelächter sagten sie dem Wirth, der zehnte Passagier sei eine Drehorgel; aber der Mann versicherte ganz ernsthaft, er müsse die Person bezahlt bekommen, ob ein Mensch oder eine Drehorgel am Tische sei, das wäre ihm ganz gleich. Da die Zeche berichtigt werden mußte, holte man die Drehorgel herbei, band ihr eine Serviette um und stellte sie auf den leeren Stuhl, zur großen Belustigung der Speisenden.

*** Paris. Es war an einem der letzten Sonntage — ein grauenvoller Tag für die Schauspielhäuser, der schlechteste Winkel in Gottes freier Luft wurde vom Publikum dem brillantesten Schauspiele in einem verschlossenen Raume vorgezogen. Die Sonne brannte klar und hell herab, es war eine afrikanische Hitze. Die Stunde zum Anfang der Vorstellung rückte heran, der Director eines Theater aß zu Mittag in St. Germain bei Herrn Meledoille. Der Regisseur, der ruhig hinter den Coulissen auf und ab ging, bekam vom Cassirer einen mit Bleistift beschriebenen Zettel, der folgende Worte enthielt: An der Kasse ist nur ein Billet gelöst worden, die Einnahme besteht also in vier Francs. Der Regisseur erschrack, blickte durch eine Oeffnung im Vorhang und gewahrte wirklich im großen weiten House hinter dem Orchester nur einen einzigen Herrn. Selbst die Claqueure hatten ihren gewöhnlichen Platz unter dem Kronleuchter nicht eingenommen. Die Musiker verlossen das Foyer und setzen sich in's Orchester, um die Ouvertüren zu beginnen, der Regisseur ersuchte sie, noch damit zu warten. Er läßt den Vorhang aufziehen, tritt auf, macht die drei gebräuchlichen Verbeugungen als ob der Saal ganz gefüllt wäre, und wendet sich an das Publikum, bestehend aus einem Kopf und zwei Füßen. „Mein Herr," begann er zögernd, „ein sehr unangenehmer Umstand ist eingetreten und zwingt uns heute Abend nicht zu spielen." Das Publikum. Darf ich ohne unbescheiden zu sein fragen, worin dieser Umstand besteht? „Ein Unwohlsein der Dlle ***" Das Publikum. Die große Hitze ist daran schuld. Die anmuthige Dame muß nicht so viel Champagner trinken — überhaupt sich in Acht nehmen. — „Wollen Sie vielleicht die Gewogenheit haben, sich an der Casse ihr Geld wieder geben zu lassen?" sprach der Regisseur. Das Publikum Das muß ich wohl. Wo verbringe ich aber den Abend angenehm? — „Im Chateau-rouge, oder auf dem Ball von Sreaur" versichert der Regisseur. Dieses kurze Gespräch hat durchaus kein anderes Verdienst, als daß die Situation höchst komisch, und daß dasselbe Wort für Wort wahr ist. Origin.

*** Das „heiße Wetter" hat auch in London bereits Gelegenheit zu einem sogenannten Theaterstücke gegeben, in welchem der Theaterdirector auftritt, und über das Ausbleiben gewisser Künstler klagt, die ihm gemeldet haben, sie könnten wegen der großen Hitze nicht kommen . . . Die erwähnten Künstler sitzen in den Logen und vertheidigen sich von da aus; nur der Direktor spielt auf der Bühne. Diese Gelegenheitsposse und namentlich die Vertheilung der Schauspieler im Theater zieht trotz des heißen Wetters eine große Zuschauermenge zu dem „heißen Wetter." — Für viele andere Theater hat freilich das heiße Wetter gar nichts Komisches, es wird vielmehr eine sehr tragische Angelegenheit für sie.

*** Die Theater in Lima sind unbedeutend, aber lustig gebaut. „Im Teatro Principal," schreibt ein deutscher Reisender aus Lima der „Augsb. Allg. Ztg.", „sah ich den Präsidenten Don Ramon Castilla in aller Pracht seiner fast königlich dekorirten Loge. Die roth und weiße Schärpe und der Hut mit ebenso gefärbten Straußfedern sind die Abzeichen seiner Würde — einer Würde, die in Peru nur zu oft ihren Träger wechselt, denn wie in allen diesen Republiken ist der Zudrang zum Präsidentenstuhl ungeheuer; jeder glaubt sich eben so tüchtig als die andern, und unter ewigen Intriguen und Revolutionen fährt das Land nicht zum Besten. Castillo wird übrigens gerühmt, ob mit Recht, wird die Geschichte richten, wenn sie sich nämlich mit diesen pilzartig aufschließenden Regenten des freien Amerika anders als en gros und dutzendweis beschäftigen wird. Im Theater geht es derent zu, woran the first people of the world, die Yankees ein Beispiel nehmen könnten; geraucht wird aber im Parterre mit größter Unbefangenheit, zu Hause rauchen selbst die Damen, und man kennt mithin jene zarten horrors vor dieser üblen Gewohnheit nicht, welche anderer Orten dem Raucher das Leben schwer machen. Stiergefechte hat man im Augenblick nicht, ebenso ist die italienische Oper weggezogen, welche die Ohren der Limennos und Limennas mit Donizetti-schen Dudeleien entzückte. Man mag über diese italienische Opernmacherei schelten — der Mann kennt jedenfalls sein Publikum und weiß, daß dasselbe ausgebreiteter ist, als jenes für Beethoven, Mozart und Meyerbeer."

*** National-Humanität. In einem ungarischen Blinden-Institut wurde der ungemein zeitgemäße Entschluß gefaßt, keinen Blinden aufzunehmen, der nicht der ungarischen Sprache angehört. Der Instituts-Direktor machte dagegen Vorstellung, indem er sagte, das Institut sei kein „philologisches," sondern ein „philanthropisches," und die deutschen Wallachen, Kroaten, u. s. w., wenn sie blind sind, sind eben so bedauernswerth, als jeder Andere. „Ei was," sagte ein an der Spitze stehender Patriot: „Ungarische Sprache ist Hauptsache, Blindsein ist nur Nebensache!!"

*** Der greise König Gambrinus kam einmal in tiefer Nacht auf den Einfall, das neue kaum gebraute Märzbier zu versuchen. Er stand auf von seinem Lager und ging mit würdigem Schritte, ganz von der hohen Wichtigkeit seines Berufs erfüllt, nach dem Brauhaus. Ueber die Vorfälle der nächsten Stunden ist ein undurchdringlicher Schleier gebreitet. Nur so viel ist gewiß, daß man den König am andern Morgen im Kühlfasse ertrunken fand. Sein Hofdichter, ein gewandter Kopf, der es nicht so grob heraussagen wollte, daß Se. Majestät in einem Bierfasse ertrunken sei, setzte ihm die Grabschrift: „Der König fand seinen Tod in windfreien Wellen."

*** Seltene Erscheinung. In dem englischen Kirchspiel Mindtown ist im Verlauf des letzten Jahres weder Hochzeit noch Taufe oder Begräbniß vorgekommen. Das klingt fast ebenso schlimm, wie der bekannte klägliche Bericht jenes Pfarrers:

„Getauft war meins,
Gestorben keins,
Getraut ein Paar,
Wobei des Schulmeisters Tochter war."

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 24. August. (Auf vielfältiges Verlangen) Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräulein Henriette v. Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Dienstag, den 25. August. Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 235. Mittwoch, den 26. August **1846.**

☞ Wir finden uns zu dem Ersuchen veranlaßt, Einsendungen für das Konversationsblatt mit keiner andern Adresse als derjenigen der Redaction der Ober-Postamts-Zeitung versehen zu wollen.

Die Redaction des Konversationsblattes.

Der Leichenmaler.

Novelle, einer italienischen Sage nacherzählt.

Von W. Hamm.

(Schluß.)

Die Vergangenheit schien theilweise seinem Gedächtnisse entschwunden zu sein; er rieb sich beständig die Stirne, als ob ihm ein Gedanke entgangen sei; er ging überall suchend auf und ab, als ob ihm ein kostbares Kleinod fehle. Seine kluge Wirthin hatte das unglückselige Bild, welches sie selbst nicht ohne Grauen betrachten konnte, während der Krankheit des Malers entfernt und verborgen. Dieser suchte und suchte unruhig und leise murmelnd; er kehrte alle seine Gemälde um und um, — umsonst, er fand es nicht. Da schien er nach und nach ruhig zu werden; er begann wieder seine Studien, und schien geheilt, trotzdem, daß er noch schwermüthiger war, wie vor seiner Krankheit. Er erhielt wieder einige Bestellungen auf Portraits von den angesehensten römischen Familien, mit Eifer und Fleiß vollendete er das Erste. Es war das Bild einer jungen glücklichen Frau. Als es verdeckt in die Wohnung derselben gebracht und aufgestellt hatte, versammelte sich der ganze Kreis der Familie erwartungsvoll vor demselben. Der Künstler zog das Tuch hinweg — ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erscholl, die junge Frau ward ohnmächtig. Es war ihr Bild, aber mit den gräßlich starren Zügen einer Todten! Julius mußte mit seinem Werk entfliehen; sein Zustand war erbarmungswürdig. Dennoch begann er das zweite Bild, er zwang sich, er wollte wissentlich übertreiben, er glaubte während der Arbeit seinen Pinsel in lebendige Gluth zu tauchen, — vergebens! Wiederum war es das Portrait einer Leiche geworden; der Fluch ruhte auf ihm, er konnte nur Leichen malen. Da packte ihn der Schwindel des Wahnsinns stärker, toller, wüthender denn jemals. Er rannte schreiend in seiner Wohnung umher, zerschlug und zertrümmerte alle Gegenstände derselben und stieß fürchterliche Verwünschungen aus.

„Leben, Leben muß ich haben!“ schrie er. „Mir fehlt das Bild, das Bild der Lebendigen!“

Seine Wirthin bat ihn weinend sich zu beschwichtigen. Er hörte sie nicht.

„Mein Bild! Mein Bild!“ schrie er sinnlos.

Die gute Frau glaubte, er vermisse das weggebrachte Gemälde; sie holte es eilig und stellte es vor ihn.

Wirklich ward der Unglückliche augenblicklich ruhig und stille; mit glänzenden Augen betrachtete er sein unheimliches Werk und plötzlich schien ihm alles Vergangene wieder lebendig zu werden.

„Ja, das ist sie!“ rief er nach langem Sinnen. „Das ist meine Angela! Aber sie sagen, es sei eine Leiche! Nein, nein, so lebt sie! Sie ist nicht begraben in San Onofrio! Wer wagt das zu sagen? Und wenn sie den Engel in die Gruft gesenkt haben, dann haben sie ihn gemordet! Sie war lebend, sie ruhte an meiner Brust! Sie lebt, sie wird auferstehen! Hin will ich, und sie sehen, und will ihr gegenüber diesem Bilde das Leben geben, das ihm fehlen soll. O, sie sagen, ich male nur Leichen; sie täuschen sich, ich will auch die Lebendigste, Wärmste darstellen. Ja, ja! Sie täuschen sich!“

Darauf ward er ruhig und suchte unter den Trümmern seines Hausraths einiges Malergeräthe zusammen. Es war schon Abend, als ihn seine Wirthin die Stufen herabkommen hörte. Er hatte einen Mantel umgeschlagen und unter demselben trug er das Leichenbild Angela's.

„Wohin, Meister Carlo?“ frug die gute Frau ängstlich.

„Malen will ich gehen!“ sagte er lachend und sprang davon.

Das Weib bekreuzte sich und trat in die Stube zurück.

Julius eilte hastigen Gangs nach der Kirche von San Onofrio, welche, ihm wohl bekannt, am äußersten Ende der Stadt lag. Es war ganz dunkel, als er in das hohe Portal trat. Er tappte voran, und fand die Thüre geöffnet. Wahnsinniger Freude voll durcheilte er das Schiff der Kirche und trat in eine kleine Kapelle, worin eine ewige Ampel einen matten gespenstigen Schein über Altar, Betstühle und Grabsteine warf. Dicht am Altar lag ein neuer Grabstein; der Strahl der Lampe beleuchtete einzig darauf die erhabenen vergoldeten Buchstaben des Wortes: Angela.

Laut lachte der Wahnsinnige, warf sich auf den Boden, und begann mit übermenschlicher Anstrengung den Stein zu heben. Seine Finger bluteten, seine Nägel rissen sich aus dem Fleisch; er achtete es nicht, sondern mühte sich unverdrossen.

Dann und wann rief er laut:

„Angela! Mein Liebchen, ich komme! Ich erlöse Dich! Hörst Du mich? Antworte!“

Und wenn dann das hohe Gewölbe den Schall zurückgab, so schrie er entzückt:

„Sie lebt! Sie ruft mir! Ich komme!“

Endlich hatte er den Stein gehoben, zurückgeworfen; rasch eilte er die wenigen feuchten Stufen hinab in die Gruft. Sie war eng; ein neuer mit Blumen bekränzter Sarg war darinnen. In wahnsinniger Eile begann der Maler dessen Deckel abzuzwängen. Da wurden oben Stimmen laut, Tritte näherten sich; er hielt nicht in seiner Arbeit ein. Eine dunkle Gestalt erschien am Eingange der Gruft.

Digitized by Google

„Wer ist es, der hier im Heiligthum die Ruhe der Todten stört? Ist es ein Geist, ein Mensch?“ frug eine tiefe Stimme.

Julius lachte nur als Antwort. Eben hatte er den Deckel abgerissen und die Leiche in seinen Armen erhoben.

„Die Fackel her, ihr Memmen! Es ist ein Todtenräuber!“ schrie der Hinzugekommene, riß den ängstlichen Kirchenwächtern die Leuchte aus der Hand und ließ deren Licht in den engen Raum hinabfallen. Gott, was erblickte er! Die Leiche seiner geliebten Nichte in des wahnsinnigen Malers Armen, der ihren Mund mit glühenden Küssen bedeckte und ihr süße Worte lallte.

„Elender,“ schrie der Oheim, „was wagst Du? Wer bist Du?“

„Und siehst Du es denn nicht, Graukopf, daß sie lebt?“ schrie Julius „Weißt Du nicht, daß sie mein ist! Meine Angela, ich ihr Giulio!“

„Ha,“ rief der Greis mit dröhnender Stimme, „Gott ist gerecht! Meine Ahnung betrog mich nicht!“

Und mit Jünglingskräften sprang er in die Gruft.

„Stirb, Verführer, Mörder!“ hörten die Diener oben rufen; dann nichts mehr, als ein leises Röcheln. Sie wagten nicht näher zu treten.

Nach einer Weile kam der Greis wieder hervor, fest und stolz, glänzend sein Auge, blutbefleckt seine Hände. Er warf sich vor dem Altar auf die Knie und betete lange.

„Schließt das Grab!“ sagte er dann und die Diener gehorchten. Sie legten den schweren Stein auf die Oeffnung der Gruft und folgten ihrem Herrn aus der Kirche.

— In Rom hörte man niemals wieder von dem Leichenmaler.

Häusliches Leben im Orient.

(Schluß.)

Endlich kam der Augenblick, wo man die Verstorbene für die Bestattung ankleiden mußte; die von den Trauernden, deren Amt es war, holten die Brautgewänder der jungen Frau und die Decke wurde von der Leiche weggenommen. Sie war in weiße Tücher gehüllt und sah noch frisch, fast blühend aus. Alle Verwandten verließen jetzt das Zimmer, nur die Freundinnen und die gemietheten Klageweiber blieben bei der Leiche zurück, um ihr die köstlichen Kleider anzulegen, in welchen sie einst als Braut geprangt hatte. Das erste Kleidungsstück, was man ihr anzog, waren ein Paar reiche rosenrothe Hosen von Atlas, ihnen folgten neue gelbe Marocco-Pantoffeln; dann ein Unterkleid von Spitzen und darüber eine prächtige weite Robe von Goldbrocat. Um die Taille wurde ein köstlicher Kaschmirshawl geschlungen und der ganze Anzug vollendet durch eine Art Tunika von himmelblauem Atlas, reich mit Gold gestickt, und ein um den Kopf gewundenes Tuch mit einem Schleier von Flor, wie ich ihn schon oben beschrieben habe. Das Antlitz der Verstorbenen war sanft, schön, ja im Tode noch von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Sie mochte kaum siebzehn Jahre alt gewesen sein, und war nach einer nur zwölftägigen Krankheit gestorben.

Während die Leiche angekleidet wurde, war das Jammern und Wehklagen beinahe betäubend; die, welche um sie beschäftigt waren, redeten sie unablässig an, den Reichthum, die Schönheit und Pracht der Kleidungsstücke rühmend, welche sie der Reihe nach der Verblichenen anlegten. Nach diesem wurde zunächst für ein Leichentuch gesorgt; es bestand in einem mit Gold durchwebten Stück Atlas. In dasselbe wurde die Todte mit ihrem prächtigen, werthvollen Anzug zum Begräbniß eingenäht.

Die Besucher, ich unter ihnen, gingen nun aus dem Harem wieder hinab und unten fanden wir eine große Anzahl von Maulthieren, welche für die Freunde und Verwandte der Verstorbenen in Bereitschaft gehalten wurden. Nachdem sich die Meisten aufgesetzt hatten, brachte man eine einfache hölzerne Todtenbahre und stellte sie vor den Eingang des Harems Der Donkeyteppich, auf welchem die Verstorbene gewöhnlich geritten war, und ein kleines Kopfkissen wurden darauf gelegt. Dann führte man den armen Gemahl an die Bahre. Seit sein Weib die Augen für immer geschlossen hatte, hatte weder er noch sonst jemand von den männlichen Verwandten die Verstorbene gesehen. Er schien fast wahnsinnig, warf sich auf die Bahre und bat kläglich, man möge ihn doch mit seiner Frau begraben.

Während der Krankheit der Verstorbenen waren einige Damen aus der Familie zu einem gepriesenen Bilde der heiligen Jungfrau gewallt, demselben ihre Klagen und Gebete zu weihen. Dieses Bild befindet sich in einem Privathaus, und man glaubt von ihm, es könne nicht für die Dauer aus diesem Haus entfernt werden; vor demselben befindet sich ein kleiner Tisch, auf welchem immerwährend brennende Kerzen stehen, und das Bild erfreut sich großer Verehrung. Die wunderthätige Kraft, die man ihm zuschreibt, soll dadurch entdeckt worden sein, daß dasselbe, als man es einmal in die Kirche gebracht hatte, im Verlauf der auf seine Entfernung folgenden Nacht ohne äußeren Beistand die Kirche verließ und in dem Privathaus seinen früheren Platz wieder einnahm. Von diesem viel besuchten Bild versprachen sich die gedachten Frauen eine schnellere Genesung ihrer sterbenden Freundin, als von ärztlicher Hülfe, die eben deßhalb erst in Anspruch genommen wurde, als es schon zu spät war. Die Art und Weise, wie sie sich an das Wunderbild wendeten, war übrigens etwas eigenthümlich. Als sie nämlich sahen, daß die Gebete nichts fruchten wollten, nahmen sie ihre Zuflucht zu Vorwürfen und schrien nicht gar höflich: „Siehst du denn nicht den bedenklichen Zustand unsrer Verwandten? Bist du blind? Bist du taub? Hast du keine Macht, ihr zu helfen? Ist es aus mit deiner Wunderkraft? Du kannst sie genesen machen, wenn du willst! Werde nur munter!“ Als auch diese Sprache keinen Erfolg hatte, ließen sie sich von ihrem Unmuth so hinreißen, daß sie sogar nach dem Wunderbilde schlugen. Die koptische Kirche war einst sehr berühmt und erscheint heute noch höchst ehrwürdig wegen ihres Alterthums und der Ausdauer, mit der sie Verfolgungen widerstand, die zu furchtbar sind, als daß man sie erzählen könnte. Doch läßt es sich schwer begreifen, wie sogar Glieder dieser Kirche, welche den höheren Ständen angehören, sich in der abscheulichsten Ausartung des christlichen Religionsbegriffes gefallen, und man muß es den Missionären Dank wissen, daß sie mit weisen und höchst energischen Mitteln das Fremdartige und Schlechte wieder auszuscheiden suchen.

Von der Menge von Zöglingen der Missionaranstalt in Kairo und der mit derselben verbundenen Schulen besteht ein großer Theil aus Kindern der Kopten. Hier genießen sie und andere den Segen einer wohlthätigen christlichen Erziehung. Viele Eingeborene werden zu Lehrern ausgebildet und der Gatte meiner obenerwähnten Freundin, der

Digitized by Google

Mr. Lieder, hat sich in dieser Beziehung schon große Verdienste erworben. Das koptische Institut, welchem die Aufmerksamkeit desselben hauptsächlich zugewendet ist, sendet fortwährend tüchtig ausgebildete Jünglinge aus, die, um als Mitglieder der Geistlichkeit ihrer Nationalkirche aufzutreten, durch die Approbation des Patriarchen ausgezeichnet werden. Von ihnen steht unberechenbar viel Gutes zu erwarten, denn die koptische Priesterschaft trifft im Allgemeinen der Vorwurf kläglicher Ignoranz nad Aberglaubens. In dem Institut befinden sich gegenwärtig fünfundzwanzig Schüler; siebzehn derselben erhalten als Pensionäre anständige Wohnung, Kost und Kleidung. In der damit verbundenen Knabenschule ist die durchschnittliche Anzahl der Zöglinge einhundertundzwanzig, Kinder christlicher, jüdischer und mohamedanischer Eltern; die Mädchenanstalt zählt hundertfünfundzwanzig Schülerinnen. Seit dem Jahr 1835, da die Schule eröffnet wurde, sind dreihundert Mädchen entlassen worden, die lesen und schreiben gelernt, und sich zur Noth durch Nähen, Stricken, Sticken und andere weibliche Handarbeit ihr Brod verdienen können.

Es ist höchst interessant, die verschiedene Gesichtsbildung der Orientalinnen aus den verschiedenen Ländern in dieser überfüllten Schule zu beobachten. Nächst der bekannten Physiognomie der Jüdinnen fielen mir die Syrierinnen am meisten auf. Die Züge der letzteren sind so eigenthümlich ausgeprägt, daß ich, nachdem mir zwei gezeigt worden, im Stande war, alle noch übrigen unter ihren Mitschülerinnen herauszufinden. Im Allgemeinen hat das syrische Mädchen eine hohe, Geist verrathende Stirne mit gewölbten Augenbranen, große, sanfte, dunkle Augen, schöne Gesichtsfarbe, eine zarte geformte Adlernase und einen kleinen hübschen Mund. Das Gesicht ist lang und hat einen so ernsten, gedanken- und gefühllosen Ausdruck, daß man oft glaubt, das Mädchen trage einen alten Kopf auf seinen jungen Schultern. Es ist nicht eine durch Grübchen u. s. w. gehobene Liebenswürdigkeit bei dem jungen syrischen Mädchen, sondern eine würdevolle Schönheit, die, wenn sie etwa in ihrem sechzehnten Jahre zu ihrer vollen Blüthe gelangt ist, jeden in Entzücken versetzt. Dabei behaupten die syrischen Frauen ihre Schönheit länger als alle andern Orientalinnen, die ich kenne. Da eine gewisse Feinheit der hervorstechendste Zug der Syrierin ist, so contrastirt sie seltsam mit dem schwärzlichen arabischen Kinde, dessen gutmüthiger ausdrucksvoller Mund und regelmäßig geformte weiße Zähne vielleicht seine einzigen Reize sind. Die Kinder der Moslims sind oft häßlich entstellt durch kranke Augen, deren Zustand meist durch absurde, abergläubische Mittel noch verschlimmert wird, bis völlige Blindheit eintritt.

Feuilleton.

*** Ein Blaustrumpf aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die merkwürdigste aller gelehrten Frauen ist unstreitig Anna Maria v. Scharmann. Mit Recht von ihren Zeitgenossen wegen ihres wunderbaren »ingenii« als „ein Miraculum des weiblichen Geschlechtes", als ein »monstrum naturae« gepriesen, ja die „zehnte Muse" genannt, verstand sie alle orientalische und occidentalische Sprachen, hebräisch, chaldäisch, syrisch, arabisch, türkisch, persisch, französisch, englisch, italienisch, spanisch, deutsch, niederländisch, und war fast in allen Wissenschaften zu Hause. Ihre hebräischen, griechischen, lateinischen und französischen Werke in gebundener und ungebundener Rede hat Hanheim 1650 zu Leidea herausgegeben. Salmarius sagt von ihr: „sie sei dermaßen mit aller Gelehrsamkeit ausgerüstet, daß man nicht wisse, in welcher man ihr den Vorzug geben solle." Der schwedische und polnische Secretär Rotger nennt sie „das einzige Exemplar aller Wunderwerke an einem gelehrten Menschen, ein gänzliches Monstrum ihres Geschlechtes, doch ohne Fehler und Tadel." Den unter der Königin Christina sie besuchenden Jesuiten machte sie so heiß, daß sie weder aus noch ein wußten und sagten, sie müsse einen »spiritum familiarem« haben. — Dabei war Marie v. Schurmann auch im Zeichnen und Malen geschickt und bildete Sachen von Wachs, Holz und Erz.

*** Im Kreise Kutais im Dorfe Dschwarisi ist ein merkwürdiges Naturereigniß eingetreten. In den letzten Tagen des März begann die Erde unter diesem Dorfe sich zu bewegen, so daß zwei Bauernhäuser nach einer andern Stelle geschafft werden mußten. Anfangs schien die Bewegung des Bodens nichts Gefährliches zu haben, und darum blieben die Einwohner ruhig, aber am 11. April um Mitternacht fühlte man ein Erdbeben, in Folge dessen der Boden in weitem Umfang langsam fortrutschte nach dem Rion-Flusse zu. Am 16. war das halbe Dorf Dschwarisi langsam vorgerückt am Bergabhang hinab, und an demselben Tage rückte auch noch ein Stück von 60 Klaftern von der Stelle. Von da an hörte die Bewegung auf. Die ganze fortgerückte Landstrecke, über zwei Werste lang und nahe zu eine Werste breit, war mit zahlreichen Spalten bedeckt, ein Hügel lehnte sich an den andern, so daß sich Absätze bildeten und Bäche ihren Lauf erweiterten. Die Einwohner flüchteten sich, als sie die Bewegung bemerkten, nach einem andern Orte, ihre Gärten und Weinvorräthe giugen aber fast gänzlich zu Grunde. Die Ursachen dieser seltsamen Erscheinung sind noch nicht vollkommen aufgeklärt, bei einer Besichtigung der Localität zeigte sich indeß, daß auf dem Berge, an dessen Abhang das Dorf Dschwarisi lag, sich ein kleiner, nie austrocknender See von etwa 60 Saschenen Länge und 30 Saschenen Breite befand. Hier sind auch viele Quellen und der Boden ist im allgemeinen locker. Es ist deßhalb anzunehmen, daß das Wasser des Sees und der Quellen die Erdschichte durchdrang, und diese vorwärts rückte, sobald der Verband der Masse so geschwächt war, daß sie sich nicht mehr durch ihre eigene Schwere halten konnte. Auf der Stelle des Erdschliffes bildeten sich Klafterhohe Auswürfe und kleine Tümpel. Ausld.

*** Bremen. Eine noch nie gesehene Erscheinung, die offenbar von der ungewöhnlichen Wärme erzeugt wurde, sieht man in einer Melone, welche Herr Dr C. H. Schmidt die Güte gehabt hat, dem hiesigen Museo zuzuschicken. Die meisten Kerne oder Saamen in dieser Frucht sind in starke Vegetation getreten, und haben 1 — 2 Zoll lange Wurzel und 1 Zoll langen Stengel mit 2½ Zoll langen grünen Blättern getrieben. Das Auffallendste ist, daß dieses Wachsthum ohne Licht und Luft geschehen konnte. Sollte eine ähnliche Erscheinung auch in andern Melonen gefunden werden? Interessant würde es sein, wenn dieses mitgetheilt würde.

*** In Venedig, wo die astronomische Regulirung der Uhren wegen der Schifffahrt besondere Wichtigkeit hat, ist ein Plan des Professors von Wüllerstorf im Werke, um sämmtliche Thurmuhren der Stadt gleich zu stellen. Wüllerstorf will auf der Sternwarte eine astronomische Uhr aufstellen und diese mittelst in mit Pech gefüllten Röhren durch die öffentlichen Gärten und die Riva degli Schiavoni gezogener Drahtfäden mit dem Marlusthurme in Verbindung setzen, wo eine elektrische Batterie anzubringen wäre, von der sich der elektromagnetische Strom, gleichfalls durch Drahtverbindung, den Uhren aller übrigen Thürme mittheilen würde.

*** Elasticität des Wassers. Der Engländer Mackaria führt in seiner Abhandlung einige gewichtige Gründe zur Bekräfti-

Digitized by Google

gung der Meinung an, daß das Wasser, unter Anwendung verhältnißmäßiger Kräfte, ebenso compressibel sei, als die Luft. Dieß als wahr vorausgesetzt, folgert er, daß Backsteine in einer Tiefe (des Meeres) von 28,330 Fuß schwimmen würden, Granit in einer Tiefe von 56,000 Fuß und Gußeisen in einer von 200,000 Fuß oder 39 engl. Meilen.

*** Man hat berechnet, daß wenn die Sterblichkeit auf der ganzen Erde so groß wäre wie unter der englischen Besatzung in Jamaica, Bermuda, Hong-Kong, Madras, Bengalen und Ceylon, das gesammte Menschengeschlecht in einer Zeit von elf Jahren ausgestorben sein würde.

*** Vor einiger Zeit fand ein Kaufmann in Edinburgh auf der Straße einen Geldbeutel mit einer beträchtlichen Summe. Zugleich erblickte er am Ende der Straße eine Dame, die er für die Eigenthümerin hielt; um indessen ganz sicher zu gehen, wählte er folgendes sinnreiche Mittel. Er näherte sich der Dame mit dem Hut in der Hand, stellte sich als einen hülfsbedürftigen Handwerker vor und bat um ein Almosen. Anfangs weigerte sich die Dame etwas zu geben, da der Kaufmann aber in seinen Bitten nicht nachließ und die Noth seiner Frau und Kinder lebhaft schilderte, griff sie endlich in die Tasche um ihm zu willfahren. Jetzt fand sie zu ihrem Schrecken, daß ihre Börse fort sei, und da der Finder nun nicht länger im Zweifel sein konnte, überreichte er ihr das Verlorne mit einer höflichen Verbeugung und einer Ermahnung, künftig gegen die Bedürftigen großmüthiger zu sein.

*** Ein Fürst bemerkt, als er nach einem Spazierritt unerwartet rasch in sein Palais zurückkehrt, daß der Portier seinen Posten verlassen hat. „Portier ist abgesetzt," spricht der Monarch. Jede, auch die einflußreichste Fürbitte würde gegen die bekannte Consequenz und Unumstößlichkeit seiner einmal erlassenen Befehle nichts vermocht haben. Als am nächsten Morgen der dienstthuende Flügeladjutant zu dem gebietenden Herrn kommt, ist sein erstes Wort die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder auf zwei Tage abgesetzt?" „Auf einen," lautet die gnädige Antwort. Hannöv. Mrzg.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 24. August.)

Wahrhafte Sensation hat vor einigen Tagen ein im hiesigen Städel'schen Kunstinstitute ausgestelltes meisterhaftes neues Bild des Prof. J. Becker erregt. In Dimensionen, die für ein Genregemälde groß sind, ist eine Gruppe von der Erndte heimkehrender Schnitter dargestellt. Ueber den blauen Himmel ziehen sich jene dünnen und flockigen Wolkenstreifen, die uns den warmen, heitern Sommerabend anzeigen, und gutes Wetter für den kommenden Tag vorbedeuten; die Sonne glüht sich am Rande des Horizontes aus und wirft ihre rothen Reflexe über die goldenen Aehrenfelder. Voranschreiten in dem Zuge der jubelnden Schnitter Vater und Mutter im kräftigsten Lebensalter; die Mutter hebt ihr kleines Kindchen rücklings über den Kopf in die Höhe, damit der Vater, dem man recht die heiße Arbeit des Tages ansieht, mit demselben spielen könne. Singende junge Mädchen folgen, ein Bursche, der den Arm um die Schulter seines Schätzchens legt, bildet den Mittelpunkt der Gruppe, die alte, freundliche Großmutter macht den Beschluß, ein Enkelchen hilft ihr den mit frischen Futterkräutern beladenen Schubkarren ziehen. Sollen wir den Gesammteindruck des herrlichen Bildes ganz kurz bezeichnen, so möchten wir behaupten, nie ein Genrebild gesehen zu haben, welches solche wahrhaft antike ruhige Heiterkeit athmet, solche hellenische Formen-Idealität, so viel Plastik und harmonisches Maaß. Hierin möchten wir auch den sehr bedeutenden Fortschritt des Meisters gegenüber seinem „vom Blitz erschlagenen Schäfer" finden, der ächt diese künstlerische Versöhntheit in Form und Inhalt weit minder zeigt. Becker's Schnitter ist ein episches Gemälde, man kann es in diesem Betracht mit Robert's Genrebildern vergleichen. Auf diesem Wege wird sich das Genre zu einer ganz neuen Phase erheben, solche Bilder wie das Becker'sche werden epochemachend sein. —

— Eine neue zweiaktige Posse mit Gesang von Friedrich Kaiser, „Stadt und Land," die gestern zum ersten male über unsere Bühne ging, ließ bei uns, und gewiß bei Vielen, einen höchst erfreulichen Eindruck zurück. Die neuen deutschen Dramendichter, die eine höhere Gediegenheit der Form und des Inhaltes, die ein literarisches Interesse ihrer Bühnendichtungen anstreben: Laube, Gutzkow, Prutz, Mosen ꝛc. könnten sich an dieser massiven Posse ein Exempel nehmen. Das Stück ist übel angelegt, die Fabel trivial, die Charakterzeichnung hat wahrlich wenig Verdienst, und doch hält diese Posse unser Interesse wach, sie berührt uns tiefer als die vornehme Klassicität der meisten kunstreich gewobenen modernen Dramen, denn durch das Ganze zieht sich ein urkräftiger derb volksthümlicher Humor; diese Bilder des genialen ehrenfesten Volkslebens haben eine Ansprache an das Gemüth, an den gesunden Sinn, der ihnen jederzeit entschiedene Wirkung sichert. Das verständige, redliche, heitere Wesen des ächten deutschen Bauernstandes (in den großen Städten kennt man ihn nicht) birgt das Element einer wahren Volks-Poesie, die freundlich erwärmend anregt, die uns zum wohlthuenden Contraste wird mit dem dramatisirten französischen Proletarier-Elend der ouvriers in Marie Anne. Die Kaiser'sche Posse hat aber auch, abgesehen von dem Interesse der Sphäre, in welcher sich die Handlung bewegt, in der Ausarbeitung vieler einzelner Situationen rühmenswerthe Vorzüge, so ist z. B. die Scene, wo das verzogene Stadt-Dämchen den eitlen Gecken zu fangen sucht und gleich darnach der Auftritt, wo dieser von der ehrsamen Bauersfrau so gründlich zurecht gewiesen wird, recht tüchtig gezeichnet. Die eingewebten Volkslieder beleben sehr; möchten wir doch durch den unzweideutigen Erfolg solcher Versuche einem deutschen Vaudeville immer näher kommen, zu dem wir ja wahrlich alle Bedingungen im reichsten Maße besitzen! Das Stück wurde gut gegeben, und wir freuten uns aufrichtig des Beifalls, mit welchem man es aufnahm; denn je mehr die Theilnahme an solchen Arbeiten wächst, desto tiefer muß das Interesse für das leidige französische Conversationsstück und Alles, was damit zusammenhängt, sinken.

— Nach einer Annonce der „Vossischen Zeitung" geht man in Berlin damit um, den Geburtstag Goethe's (28 August) öffentlich zu feiern. Was wird denn an diesem Tage in Frankfurt geschehen? — Wäre es nicht möglich, auch hier in schlichter, sinniger Feier den hohen Meister zu ehren? R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 25. August. Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Mittwoch, den 26. August. (Zum Erstenmale wiederholt.) Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 236. Donnerstag, den 27. August 1846.

Das blaue Kleid.

Erzählung von ***

Die Marquise von Bremont feierte ihren fünfzigsten Geburtstag. Es ist dies zwar kein Grund zu außerordentlicher Freude; wenn man sich indessen im Kreise geliebter Verwandten und Freunde sieht und ein lieblicher Enkel an der Seite spielt, so dürfte doch das Alter, das mit dieser Zahl seinen Antritt nimmt, nicht unwillkommen sein.

Die zahlreichen Gäste, die das Geburtsfest mitzufeiern geladen waren, brachten ihre Glückwünsche dar, und wenn man die Fülle von Gesundheit, die ununterbrochen heitern Tage, die vielen Jahre in Glück und Freude, die der Marquise gewünscht wurden, dem Schicksal wirklich zur Erfüllung hätte aufnöthigen können, so würde sie nichts von den Beschwerden und Leiden, den gewöhnlichen Begleitern des Alters, zu fürchten gehabt haben. Der Arzt der Marquise, Doctor Albert, der an ihrer Seite saß und mit großer Ernsthaftigkeit den Puls fühlte, weissagte ihr noch eben so viele Geburtstage, als sie schon erlebt, was die alte Dame, bequem auf die Kissen ihres Divans sich lehnend, heiter lächelnd annahm.

Louise, ihre Enkelin, ein Mädchen von kaum neun Jahren, schlich zuweilen heran und fragte die gute Großmama leise, ob jetzt bald Moustache kommen werde? Moustache war ein berühmter gelehrter Hund, ein würdiger Erbe von Munito's Ruhme, den sich die Marquise für diesen Abend zur Unterhaltung ihrer Gäste ausgebeten und Louise, der dieses wichtige Schauspiel schon längst versprochen worden war, hatte sich, um es ja nicht zu verscherzen, seit acht Tagen durch Fleiß und Artigkeit ausgezeichnet. Sie war eben wieder neben Großmütterchen, welche die kleine Ungeduld nur noch ein Viertelstündchen ruhig zu warten ermahnte, und schmiegte sich im leichten weißen Kleidchen, das blonde Köpfchen mit einem Kornblumenkranze geschmückt, voll Zärtlichkeit an die schwarz gekleidete würdige Matrone. Doctor Albert, ein langjähriger Freund der Familie, blickte theilnehmend auf die liebliche Gruppe, als ihn plötzlich ein Gedanke zu überraschen schien. Sein Auge haftete auf dem Kranze, dessen Farbe ihm die wohlthätige Handlung einer Dame in's Gedächtniß rief.

„Blau!" rief er, seiner Erinnerung Worte gebend. „Ich möchte wohl wissen, welche von Ihnen, meine Damen, ein blaues Kleid hat?"

Bei dieser directen Frage schlug eine der jungen Damen, Frau von Armand, die Augen nieder, während tiefes Roth ihre Wangen übergoß. Dies bemerkte ihre Freundin, Frau von Nelis, und obschon sie nicht wußte, warum die Frage ihre liebe Armand in Verlegenheit setzte, antwortete sie doch, um ihr beizustehen, dem Arzte:

„Wir haben Alle blaue Kleider, lieber Doctor, sie sind jetzt Mode."

„Sie sind Mode! Das ist ein unumstößlicher Ausspruch, gnädige Frau, der meine Muthmaßungen wegen eines kleinen Abenteuers sehr schwankend macht."

„Ein Abenteuer?" riefen Herren und Damen. „Das müssen Sie uns erzählen, Doctor. Ist es komisch?"

„Nein, besser als das."

„Also ernsthaft?"

„Urtheilen Sie selbst," sagte der Doctor. „Die Heldin ist eine junge Dame, deren Namen man bis jetzt noch nicht kennt. Wie, wenn sie vielleicht hier unter uns wäre und sich zu erkennen gäbe?"

„Wenn sie sich verriethe? Das wäre herrlich!"

Bei dieser Einleitung, die auf etwas Geheimnißvolles schließen ließ, behaupteten die meisten Damen und unter ihnen die mindest hübschen, daß sie blau nicht leiden könnten. Auch Frau von Armand sprach sich heftig gegen diese Farbe, besonders gegen himmelblau aus, was Frau von Nelis gar nicht begreifen konnte, weil sie wußte, daß jene gerade eine entschiedene Vorliebe für diese Farbe hege.

Man bestürmte nun den Doctor, die Geschichte von dem blauen Kleide zu erzählen und er begann folgendermaßen:

„Vor ungefähr zwölf Tagen hätte mein Wagen, als ich gerade von Hause wegfuhr, beinahe einen Knaben überfahren, der weinend vor den Pferden herlief, um den Kutscher dadurch zum Halten zu zwingen; dieser mußte sich endlich dazu bequemen, schalt aber tüchtig auf den Jungen und nannte ihn einen eigensinnigen Buben. Der Kleine kümmerte sich nicht darum, sondern benutzte den augenblicklichen Aufenthalt, kletterte mit außerordentlicher Geschicklichkeit auf den Vordertheil des Coupés, hielt sich hier schwebend mit beiden Händen fest und rief mit einem bis ins innerste Mark dringenden Ausdrucke: Maman! Maman! Monsieur! Pitié! Mich rührte eben so sehr die Lebhaftigkeit seiner Handlung, als die mächtige Stimme der Natur, die sie begleitete, auch sein hübsches in Thränen gebadetes Gesichtchen erregte meine Theilnahme. Er verstand mich indessen nicht als ich mit ihm sprechen wollte und konnte sich selbst nur durch Zeichen verständlich machen. Es war ein kleiner Pole, dessen Fähigkeiten sehr entwickelt waren und weit über sein Alter gingen. Aus einer geschriebenen Adresse, die er mir reichte, ersah ich, daß man mich ihm als Arzt bezeichnet hatte. Du suchst einen Arzt? fragte ich ihn. Der Knabe nickte bejahend und wiederholte seinen schmerzlichen Ausruf: Maman! Maman! Ich vermuthete, daß diese krank sei und versuchte nun, ihm verständlich zu machen, daß ich unmöglich sogleich mit ihm gehen könnte, nach meiner Rückkehr aber zu ihr kommen würde. Es war nemlich die Stunde, wo meine Pflicht mich ins St. Ludwigs-Hospital rief und an jeder Minute Verzug hing Gefahr für einen Menschen, an dem eine wichtige Operation vorgenommen werden sollte. Endlich fiel mir ein, dem Knaben meine Uhr zu zeigen; ich wies mit dem Finger auf drei, dann auf das Haus, aus welchem ich eben gekommen war, und er begriff augenblicklich, daß ich zu der

Digitized by Google

Stunde, welche die Zahl bezeichnete, zurückkehren werde; ich sah, wie er sich sogleich auf die steinerne Bank vor meiner Thüre setzte, um meine Rückkehr zu erwarten. Als ich von meinen Besuchen zurückkam, saß der gute Junge noch da. So jung und so viel Ausdauer! Meine Theilnahme für ihn wurde immer lebhafter; ich nahm ihn zu mir in den Wagen und in wenigen Augenblicken langten wir bei der Wohnung seiner Mutter an.

„In einer engen Straße, nicht weit von dem Boulevard des Invaliden steht ein ärmlich aussehendes Haus, woselbst arbeitsame Leute um die Stunde, wo diejenigen, welche sie glücklich wähnen, ihren ermüdenden Vergnügungen entgegeneilen, zu ihrer Erholung sich zu versammeln pflegen! . . . Ueber einen kleinen dunkeln Hof schritten wir zu einem Verschlage zu, wo auf einem elenden, aus einem schlechten Strohsacke und einer zerrissenen wollenen Decke bestehenden Bette eine Mutter von fünf kleinen Kindern lag, von denen das jüngste aus einer ausgetrockneten Brust die karge Nahrung sog. Eine arme Frau, so arm wie diejenige, die hier ein Obdach gefunden, hatte sie gastfreundlich aufgenommen. Ich richtete einige Fragen an die Unglückliche, die nur wenig französisch verstand, doch genug, um mir ihre Lage deutlich zu machen. Ihr Mann war Factor in einer Buchdruckerei in Warschau gewesen und hatte in einem Volksaufstande seinen Tod gefunden. Ohne lange zu überlegen, floh die Wittwe aus Angst nach Paris, wo sie reichliche Hülfsquellen zur Arbeit zu finden hoffte, um ihre Kinder erziehen zu können. Auch hatte sie auf die Verwandte, bei der sie wohnte und die sie für reich hielt, gerechnet; denn diese war kinderlos und hatte ihr mehrmals geschrieben, ihr doch den ältesten Knaben zu schicken, damit er von ihrem Manne das Schneiderhandwerk erlerne, welches dieser in demselben Hause, wo er Portier war, betrieb.

„Auf der Reise indeß war die unglückliche Polin krank geworden und das wenige Geld, womit sie die Reisekosten zu bestreiten gedachte, war schon lange vor erreichtem Ziele verausgabt. Als sie mir dies erzählte, war ihre Stimme dem Erlöschen nahe und ich erkannte, daß wenig mehr fehlte und sie erlag der außerordentlichen Schwäche, in welche die Mühseligkeiten einer so weiten Fußreise und Mangel an stärkender Nahrung sie versetzt hatten.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Marocco.

Von H. Drummond H-y, englischem Consul in Tanger.

Die Berberstaaten, welche den nördlichen Rand der Sahara oder großen Wüste einnehmen, waren bis zum gegenwärtigen Jahrhundert als Raubnester berüchtigt, welche gegen alle Seehandel treibende Völker offnen Krieg führten. Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns, daß auf der ganzen Erdoberfläche nicht wohl ein günstigerer Centralpunkt für die Operationen der Seeräuberei vorhanden sein mochte. Da die Räuber in vollem Besitz des mittelländischen Meeres waren, so beherrschten sie die Straße, welche die zwischen Europa, dem griechischen und syrischen Archipel und West-Asien segelnden Kauffahrteischiffe befuhren, während auch die Kauffahrer des atlantischen Meeres, West- und Süd-Afrikas, Ost-Asiens (um das Vorgebirge der guten Hoffnung) und Amerika's in ihrem Bereiche waren. Diese örtlichen Vortheile wurden von ihnen auf das Beste benutzt und Jahrhunderte lang führten sie ihr wohlgeordnetes Raubsystem so erfolgreich durch, daß die handeltreibenden Staaten froh sein mußten, durch einen jährlichen Tribut vor Plünderung sich schützen zu können. Die Verbreitung der Civilisation hat indeß wesentlich dazu beigetragen, die Seemacht der Berberstaaten zu verringern, ihre Häfen dienen nun zum Zwecke gesetzlichen Handels und kein Staat zahlt mehr den sonst üblichen Räudersold.

Eine Folge dieser Veränderung ist, daß nach und nach die Handelsverbindungen zwischen den europäischen Staaten und der Berberei sich befestigten, und daß in den vorzüglichsten Städten Consuln residiren, denen ein General-Consul vorsteht, welcher seinen Sitz in Tanger, dem Haupthafen Marocco's, hat. Wir wollen nun unsern Lesern einige Notizen aus einem interessanten Werke des englischen Consuls, Herrn Drummond Hay, der viele Jahre in Tanger gewohnt und des mohrischen Dialects (Mogrellin), der arabischen Sprache vollkommen kundig war, mittheilen. Herr Hay war überdies ein großer Freund von Abentenern und begleitete häufig die Eingebornen auf ihren Jagdzügen ins Innere des Landes. Da er auf denselben ganz ihre Lebensweise führte, so gelang es ihm alle Eigenthümlichkeiten ihres Charakters aufs schärfste aufzufassen, wie er zu gleicher Zeit eine genaue Kenntniß ihres Landes und der in den entferntern Distrikten hausenden Thiere erlangte. Eines Tages machte er in Begleitung eines Sheiks oder Häuptlings eines benachbarten Dorfes, eines spanischen Edelmanns, eines maurischen Soldaten, der als Schutzwache diente und eines arabischen Dieners, einen Ausflug, um der Königin Victoria aus der Gegend von Larasch ein Berberroß vom reinsten Blute zu verschaffen. Sie waren noch nicht weit gereist, als sie ein ehrwürdig aussehender Araber einholte, der auf einem eisengrauen Pferde mit einem Rattenschwanze ritt; auf dem hochbezackten Sattelbogen ruhte die lange maurische Flinte und in der rechten Hand hielt er einen kleinen mit einigen arabischen Schriftzeichen versehenen Stock. Ich erkannte diesen, erzählt Herr Hay, als einen jener geweihten Stäbe, welche von heiligen Männern denjenigen Personen, welche eine Reise unternehmen wollen, als Schutzmittel gegen Räuber und Unglücksfälle überhaupt, mitgegeben werden. Ein einfacher Haik war seine einzige Bedeckung; seine Beine und nervigten Arme waren nackt und seine mit Pantoffeln versehenen Füße mit maurischen Sporen bewaffnet, welche aus einem Fuß langen versilberten Nagel bestehen, dessen Spitze eine metallne Platte umgibt, damit sie nicht zu tief in die Haut dringen können; aber trotz dieser Vorsicht kann ein schlechter Reiter seinem Rosse damit eine tödtliche Wunde beibringen. Dieser Mann erwies sich als ein sehr angenehmer Reisegesellschafter, da er ein vortrefflicher Geschichten-Erzähler war. Beim Beginn seiner ersten Geschichte (die zwar unterhaltend, aber zu lang und in manchen Einzelnheiten zu barbarisch ist, als daß ich sie hier mittheilen könnte) wurde er von seiner eignen Erzählung so aufgeregt, daß er plötzlich abbrach, seinem Rosse die Sporen in die Flanke stieß und unter dem Rufe „Allah, Allah!“ in vollem Galopp davonsprengte. Sein Turban fiel herab — und nicht zufällig, wie ich zu glauben geneigt bin — und bald gleitete auch der Haik, von den Schultern sich lösend, einen Augenblick in der Luft schwebend, zu Boden. Nun feuerte er los, schlang den Rattenschwanz des Rosses um seine Hüften und kehrte umschwenkend spornstreichs zu uns zurück. Als er sich uns

Digitized by Google

näherte, hob er mit dem Laufe seiner Flinte den Haik wieder auf und dann sich schnell auf eine Seite werfend, streckte er seinen langen Arm aus und raffte, während er noch in vollem Rennen war, seinen Turban vom Boden auf. Einen Augenblick darauf war er an meiner Seite, rückte mit der größten Gravität seinen Kopfputz zurecht und fuhr in seiner Erzählung so kaltblütig fort, als hätte er nur eine kleine Pause gemacht, um zu verschnaufen oder eine Prise Tabak zu nehmen.

Zu dieser Probe arabischer Reitkunst fügt Herr Hay noch eine interessante Anekdote von der außerordentlichen Liebe dieser Reitkünstler für ihre Lieblingspferde. Als er (Herr Hay) nämlich schon früher einmal in Gesellschaft des unglücklichen afrikanischen Reisenden John Davidson eine Reise unternommen hatte, stieß er zwischen Mehedia und Rabat auf einen Trupp berittener Araber, deren einer auf einem Schimmel von ausgezeichneter Schönheit saß. „Niemals", sagt Herr Hay, „habe ich ein schöneres Roß gesehen." Ich ritt auf den Mann zu, ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, und nachdem ich ihn durch Lobpreisen seines Pferdes in gute Laune versetzt hatte, erklärte ich ihm, daß ich ihn zu einem reichen Manne machen würde, wenn er mir seinen Schimmel verkaufen wollte.

„Was gibst Du dafür?" fragte der Araber.

Ich bot ihm 150 Mistakel, ohngefähr 240 Gulden, eine für das Innere des Landes sehr bedeutende Summe.

„Das ist ein hübscher Preis," sagte der Araber, „aber schau' es einmal von hier", und er ritt das Pferd auf die entgegengesetzte Seite. „Du mußt mehr bieten."

„Gut," entgegnete ich, „Du bist ein armer Mann und liebst Dein Pferd, wir wollen nicht lange feilschen; reich' mir Deine Hand *). Was sagst Du zu 320 Gulden?"

„Das ist wahrlich ein hübsches Sümmchen", versetzte der Araber, dessen Augen funkelten, und schon glaubte ich das Pferd gehöre mir. Meine Begierde, das Pferd zu besitzen, scheint indeß zu auffallend gewesen zu sein, so daß der Araber denken mochte, ich würde auch noch höher hinaufgehen, er zog demnach den Zaum an und sprengte mit solcher Schnelle davon, daß er in wenigen Augenblicken unsern Blicken entschwunden war.

Ich hatte mich zu Davidson gewandt und eben ein Gespräch mit ihm angeknüpft, als der Araber schon wieder an meiner Seite war und den Hals seines Schimmels streichelnd, zu mir sagte:

„Schau' ihn einmal an — sieh' — nicht ein Haar ist umgedreht. Was gibst du mir jetzt?"

Davidson flüsterte mir zu, ihm lieber 400 Dukaten zu bieten, als auf das Thier zu verzichten. Ich begann also nochmals zu handeln und bot ihm 480 Gulden. Da reichte mir der Araber die Hand und mir dankend sprach er:

„Christ, ich kann nur stolz sein auf den Preis, den Du mir geboten hast, aber umsonst trachtest Du mich in Versuchung zu führen, denn ich würde mein Pferd nicht für alles Geld, was Du oder irgend ein Sterblicher besitzest, verkaufen."

Nach diesen Worten eilte er seinem Gefährten nach. Ich wandte mich an den Kaid oder Chef unserer Bedeckung und fragte ihn, ob er den Reiter auf dem Schimmel kenne, hinzufügend, es scheine mir ein reicher Mann zu sein, da er eine so bedeutende Summe ausgeschlagen.

*) Die maurische Weise einen Handel abzuschließen.

Der Kaid antwortete mir: „Alles, was ich weiß, ist, daß er ein großer Narr ist, denn er besitzt nichts auf der Welt, als dieses Pferd, welches er als Füllen an sich gebracht, nachdem er zu diesem Zwecke sein Zelt, seine Heerden und selbst seine Frau verkauft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Heinrich Heine theilt in der „Allg. Ztg." ein sehr interessantes Charakterbild des Herzogs von Nemours mit, welcher dermalen in Bareges verweilt, wo sich bekanntlich auch der Dichter der „Reisebilder" aufhält. Er sagt von dem Prinzen: „Da diesem designirten Regenten eine große Zukunft bevorsteht, und seine Persönlichkeit auf das Schicksal von ganz Europa Einfluß haben kann, betrachtete ich ihn mit etwas geschärfter Aufmerksamkeit, und ich suchte in seiner äußern Erscheinung die Signatur der inneren Gemüthsart zu erspähen. Bei diesem etwas mißtrauischen Geschäfte entwaffnete mich zunächst die stille Grazie, welche jene schlanzierliche Jünglingsgestalt gleichsam umfloß, und dann der schöne mitleidige Blick, womit das Auge auf den Leidensgestalten ruhte, die hier in betriebsamer Menge versammelt waren. Dieser Blick hatte durchaus nichts Offizielles, nichts Einstudirtes, es war ein reiner, wahrhafter Strahl aus einer edlen, menschenfreundlichen Seele. Das Mitleid, das sich hier im Auge des Nemours offenbarte, hatte dabei etwas rührend Bescheidenes, wie denn überhaupt die Bescheidenheit der auffallend schönste Zug in seinem Charakter sein soll. Diese Bescheidenheit fanden wir auch bei seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, der auf dem Schlachtfelde des Lebens so bedauerlich früh gefallen. Der Herzog von Nemours ist nicht so beliebt als sein verstorbener Bruder, dessen herrliche Eigenschaften sich mit mehr Offenheit kund gaben. Dieser herrliche Mensch, oder besser gesagt, dieses herrliche Menschengedicht, welches Ferdinand Orleans hieß, war gleichsam in einem populären allgemein faßlichen Styl gedichtet, während der Nemours, der ihm an innerem Werthe gewiß gleichsteht, in einer für die große Menge minder leicht faßlichen Kunstform abgefaßt ist. Beide Prinzen bildeten immer einen Gegensatz in ihrer äußeren Erscheinung. Die des Orleans war conchalant ritterlich; der andere hat vielmehr etwas von seiner Patrizierart. Ersterer war ganz ein junger französischer Offizier, übersprudelnd von leichtsinnigster Bravour, ganz die Sorte, die gegen Festungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Lust Sturm läuft; der Nemours sieht vielmehr aus wie ein Staatsmann, aber wie einer der ein Gewissen hat und mit der Besonnenheit auch den edelsten Willen verbindet. Soll ich mich durch Beispiele verständlichen, so wähle ich dieselben am Liebsten im Gebiete der Dichtung, und es will mich bedünken, als habe Göthe die beiden Fürsten schon so halbwegs geschildert unter dem Namen Egmont und Oranien. Personen, die ihm nahe stehen, sagen mir, der Prinz von Nemours besitze sehr viele Kenntnisse und eine klare Uebersicht aller heimischen und ausländischen Zustände; eifrig sei er bemüht, sich bei jedem Sachverständigen zu unterrichten, er selbst aber zeige sich wenig mittheilend, und man wisse nicht ob aus Schüchternheit oder Verschlossenheit. Als hervorstechende Eigenschaft loben sie an ihm seine hohe Zuverlässigkeit; er verspreche selten, mit der größten Zurückhaltung, aber man könne sich auf sein Wort verlassen wie auf einen Felsen. Er sei ein guter Soldat, von dem kaltblütigsten Muthe, aber nicht sehr kriegslustig. Er liebe seine Familie leidenschaftlich, und der kluge Vater habe wohl gewußt, in wessen Hände er das Heil des Hauses Orleans gelegt. Welche

Digitized by Google

Bürgschaft aber bietet der Mann für die Interessen Frankreichs und der Menschheit überhaupt? Ich glaube die beste; jedenfalls wir wollen es aussprechen, eine weit bessere als sein seliger Bruder uns geboten hätte. Er ist weniger populär als dieser es war, und er darf also weniger wagen, wenn einmal die Errungenschaften der Revolution mit den Bedürfnissen der Regierung in Konflikt geriethen. Geliebte Regenten, die ein blindes Zutrauen genießen, sind der Freiheit mitunter sehr gefährlich. Der Nemours weiß, daß man ihn argwöhnisch beaufsichtigt, und er wird sich in Acht nehmen vor jedem verfänglichen Akt. Auch wird er sich nicht so leicht von der Trompete Bellona's verlocken lassen, wie sein Bruder dessen fähig war; was uns sehr lieb ist, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsschauplatz sein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskosten bezahlen müßte. Nur Eins möchte ich gerne wissen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch so viel Geduld besitzt wie sein glorreicher Vater, der durch diese Eigenschaft, die allen seinen französischen Gegnern fehlt, unermüdlich gesiegt, und dem schönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat."

*** Teufelstanz im Theater. Mazarin, der während der Minderjährigkeit Ludwig's des Großen die Angelegenheiten Frankreichs leitete, suchte durch Mittel jeder Art die Aufmerksamkeit des jungen Monarchen von den Staatsgeschäften abzulenken, sondern aber in dem er ihm alle erfinnlichen Vergnügungen bereitete. So hatte er die italienische Oper in Frankreich eingeführt. Die Hauptvorzüge der Künstler derselben bestanden in jenen ersten Zeiten in Grotesktänzen, die von geschickten Springern ausgeführt wurden. Diese tanzten bei einer Vorstellung ein Sextett, während dessen sie plötzlich durch die Erscheinung eines siebenten Tänzers unterbrochen wurden, welcher ganz wie sie gekleidet, an gewandten Sprüngen und Körperwendungen sie weit übertraf. Das Fest wurde hierdurch so sehr gestört, daß der Ballet-Director selbst einschreiten mußte, um der Unordnung ein Ende zu machen. Da die sieben Tänzer an Wuchs und Costüme sich ganz ähnlich waren, und bei der Ankunft des Directors der Fremde sich unter die übrigen gereiht hatte, so befahl man ihnen, sich zu demaskiren, um den Unbekannten herauszufinden; als man diesem aber die Maske abnehmen wollte, war er zur großen Bestürzung aller Anwesenden verschwunden. Hierüber wurde die Verwirrung unter Tänzern und Zuschauern gleich groß. Jedermann hatte die sieben Tänzer gesehen, jedermann hatte die wunderbare Geschicklichkeit des siebenten wahrgenommen. Diese Bemerkung erfüllte Jedermann mit Entsetzen; es war augenscheinlich, daß der Teufel sich eingemischt hatte, um ihre Kunst in Mißcredit zu bringen. Alle Umstände bestätigten diese Ansicht; denn die Schauspieler waren schon als Teufel gekleidet, die Handlung der Oper selbst war der Fall des ersten Menschen, der Tanz stellte den Triumph der bösen Geister vor, und . . . man gab dieses Spectakel an einem Sonntag-Abende. Die Unruhe war allgemein. Einige versicherten, sie sahen die Lichter mit blauer Flamme brennen; andere glaubten einen Schwefelgestank zu riechen; und Einer, mehr Narr noch als die übrigen, wähnte einen Bockfuß gesehen zu haben. Der Cardinal selbst, den man doch gewiß nicht im Verdachte des Aberglaubens haben konnte, wurde von dem Wunder so ergriffen, daß er auf sogleiche Entfernung aller Anwesenden drang, und die Aufführung dieses Stückes an Sonntagen für die Zukunft verbot, was auch, so lange er lebte, und noch einige Zeit nachher beobachtet wurde. Wenn dieses Stückchen ein Streich des Teufels war, so macht es ihm unendlich viele Ehre, weil dadurch die Leute in die Schranken der Frömmigkeit zurückgeführt wurden. Oester. Mrgnbl.

*** Chinesische Götzen. Es gibt deren eine große Anzahl. Die vornehmsten unter ihnen sind: eine große kupferne Schlange mit einem Krokodil im Rachen, das dreißig Schuh aus dem Munde heraushängt und mit vielen andern, gleichsam aus dem Bauche hervorkriechenden Schlangen, deren jede ein Weib im Rachen hat; eine über hundert Schuh hohe Mannesgestalt, jener Schlange Sohn, mit beiden Fäusten im Munde, der so weit wie eine große Thür ist, und worin man eine Reihe großer Zähne und eine schwarze Zunge erblickt, die weit aus demselben heraushängt. Ein drittes Ungeheuer hat die Gestalt eines Weibes von sieben Klaftern Länge und sechs Klaftern Dicke, mit einem, mitten am Gürtel befindlichen Gesicht, dessen Umfang an zwei Klaftern beträgt und aus dessen Nasenlöchern und Mund feurige Funken, schwarzer Rauch und Dampf entweichen, wenn man die Figur über ein Feuer setzt; dies Bild bedeutet das umlaufende Feuer, welches nach chinesischer Ansicht am Ende der Welt den Erdball verzehren wird. Die Chinesen haben auch einen Kolos, der in Gestalt eines gebückten Mannes mit aufgeschwollenen Backen, als wolle er Wind von sich blasen, dargestellt und Ujanguendo genannt wird, und einen Teufel oder Gott der Tiefe, der mit vier vom Kopf ausgehenden Hörnern und Klauen an Händen und Füßen abgebildet und an einem finstern Ort in den Pagoden aufgestellt wird. Ein merkwürdiger Götze ist der Bigaim-Potim, der Gott der hunderttausend Götter die er alle unter seinen Achseln ausgeschwitzt haben soll. Unter den fremden, ihnen überkommenen Abgöttern betrachten die Chinesen als die wichtigsten: Schiam der aus dem Königreich Tuenyka gekommen und das Keuschheits-Gelübde unter den chinesischen Mönchen und Nonnen eingeführt haben soll; Daanina, eines Königs Tochter, die wegen gelobter Keuschheit von ihrem Vater zum Holz- und Wassertragen an einen einsamen Ort verbannt wurde, wobei ihr allerlei Thiere und die Pritigen aus dem Himmel Beistand leisteten, und Nrrma, auch eines Königs Tochter, die ihr Lebra auf einer kleinen Insel mit strengen Fasten zugebracht und einstmals den Chinesen zu Wasser wider ihre Feinde beistand, weßhalb sie auch noch ihr Bildniß an das Hintertheil des Schiffes anzubringen pflegen. Gesellig.

*** Im Zoological-Garden in London ist der in Europa seltene Fall vorgekommen, daß eine Löwin ein Junges geworfen hat. Darüber war erst große Freude unter den Aufsehern der Menagerie, aber bald bemerkte man mit Betrübniß, daß die Löwin-Mutter ihr Neugebornes nicht selbst säugen wolle. Vergebens trat der Lord-Mayor ehrfurchtsvoll vor den Käfig hin, und las ihr die Stelle aus J. J. Rousseau gegen die Mütter vor, die ihre Kinder nicht selbst säugen wollen: „Wie, ist denn gar nichts in Dir, was sich bei dem Anblicke dieses unschuldigen Wesens bewegt, welches aus Deinem Schooße hervorgegangen ist? Es verdankt Dir sein Leben, soll es Dir auch seinen Tod verdanken? Bist Du nicht auch von Deiner Mutter gesäugt worden u. s. w." Die Löwin nahm aber keine Notiz von diesem Speech, und man sucht jetzt eine Neufundländer Hündin, welche dem jungen Löwensprößling ihre Brust reichen soll.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 26. August. (Zum Erstenmale wiederholt.) Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Donnerstag, den 27. August. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Vorletzte Gastrolle) Cherubin: Fräulein Henriette von Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 237. Freitag, den 28. August 1846.

Das blaue Kleid.

Erzählung von •••

(Schluß.)

„Ehe ich mich von diesem traurigen Schauspiele entfernte, empfahl ich der gastfreundlichen Brabanterin (so nannte man im Stadtviertel die Wirthin der armen polnischen Familie) der Kranken reichlichere und gesündere Nahrung zu geben und drückte zu dem Zweck dem kleinen hübschen Ladislas, der mich gerufen hatte, einiges Geld in die Hand. Sein freudestrahlendes Gesicht verrieth den Glauben, daß die kleine Geldsumme seiner Mutter Leben retten werde. Er sprang und hüpfte jubelnd im Zimmer umher. Nach dieser augenblicklichen Aufregung jedoch warf er sich bitterlich weinend auf das harte Lager seiner unglücklichen Mutter. Auch sie weinte vor Rührung, küßte ihre Kinder, schloß sie in ihre Arme, drückte sie an ihr Herz und dankte mit Worten und Blicken dem Himmel für seine Hülfe.

„Noch ganz bewegt von dem Anblick dieser Scene inniger Mutter- und Kindesliebe," fuhr Doctor Albert fort, „ging ich Abends in das Hotel d'Harcourt, und erzählte der Herzogin, was ich eben erlebt.

„Es war eine kleine Gesellschaft bei ihr; wenn ich nicht irre, sah ich Sie auch dort, gnädige Frau," sagte er, zu Frau von Armand sich wendend.

Bei diesen Worten richteten sich Aller Augen auf die junge Wittwe, deren Wohlthätigkeitssinn allgemein bekannt war. Sie war aber in einer solchen Verlegenheit, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

„Kaum hatte ich meine Erzählung beendigt," sprach der Doctor weiter, „als die Herzogin ein auf dem Tische stehendes Arbeitskörbchen ergriff und, nachdem sie selbst ein großmüthiges Beispiel gegeben, es zum Besten der polnischen Famlie herumreichte. Die Sammlung fiel natürlich sehr reichlich aus, und man händigte sie mir ein, damit ich sie meinem jungen Schützlinge übergebe.

„Da jedoch der Zustand der Kranken nichts als eine gesunde kräftige Nahrung erheischte, wozu ich vorläufig die nöthigen Mittel hergegeben, so besuchte ich sie erst nach einigen Tagen wieder und nahm die bedeutende Collecte der Herzogin mit. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich die arme Kranke, die ich auf einem ärmlichen Strohsacke liegend verlassen hatte, nun in einer reinlichen hellen Stube und in einem guten weichen Bette fand! Noch größer aber wurde meine Verwunderung, als ich auf dem Kamine, neben einem Teller voll Griesbrei für das kleinste Kind, einen Luxusgegenstand erblickte, — eine vergoldete mit Zucker gefüllte Salatschüssel. Ich konnte unmöglich glauben, daß das wenige Geld, das ich Ladislas gegeben, zur Anschaffung aller dieser Gegenstände hingereicht habe und vermuthete daher, wie ich gern gestehe, die Brabanterin habe ein wenig stark auf meine Theilnahme für ihre Verwandte gerechnet. Ich betrachtete indeß stillschweigend diese unerwartete Veränderung und die Besserung der Kranken, welche im Bette aufrecht saß und ihren Kindern Waizenbrod austheilte. Die leiseste Bemerkung hätte für Härte gelten können, darum sagte ich nichts. . . . Die Wirthin aber, die sich mein Schweigen deutete und vor Verlangen brannte, mir das Glück ihrer Freundin zu erzählen, rief mit zufriedener Miene und voll Eigenliebe: Glauben Sie ja nicht, Herr Doctor, daß ich die Güte der Menschen so mißbrauchen könnte! (es sind dies ihre eignen Ausdrücke.) Nein, wahrhaftig, dazu bin ich zu gewissenhaft, aber sehen Sie, der liebe Gott hat zum zweiten Mal der armen Polin sichtbar sich angenommen; er hat ihr den Tag, nachdem Sie hier gewesen, einen Engel gesandt, ja, mein Herr, einen wahrhaften Engel, der Alles, was Sie in diesem Zimmer sehen, herbeigeschafft hat und das Zimmer auch, wovon die Miethe vorausbezahlt ist. Dieser Engel hat die Gestalt einer schönen Frau angenommen. Ich hätte gewünscht, daß Sie, lieber Herr, ihn hier anträfen, er kam aber in der Nacht, denn die Geister lassen sich am Tage nicht blicken, und so war es unmöglich.

„Ich glaubte anfangs, die Brabanterin habe den Verstand verloren, doch bald fiel mir ein, daß sie aus einem Lande stamme, wo der Volksglaube mit Sagen von Feeen und Kobolden vermischt sei, und erwartete demnach die natürliche Entwicklung dieser übernatürlichen Erscheinung.

„Da die Frau mein Erstaunen für eine besondere Berücksichtigung ihrer Erzählung hielt, so fuhr sie voll Enthusiasmus fort: O, wenn Sie nur den Anzug dieses Engels gesehen hätten, lieber Herr, der glänzte Ihnen wie das Firmament, denn das himmelblaue Kleid war mit funkelnden Sternen besäet, und das Haupt umgab eine reiche, mit diamantenen Kornähren geschmückte Krone, die ein solches Licht verbreiteten, daß mir die Augen davon wehe thaten, obschon die Lampe nicht recht brannte. — Die Lampe? rief ich endlich, so war es denn wirklich Nacht? — Die Uhr schlug gerade zwei, als der Engel eintrat; ich warf mich ihm zu Füßen und fragte: Woher kommst Du? — Mich sendet der Himmel, antwortete eine sanfte Stimme. — War das deutlich, Herr? — Und sich zur Polin wendend, die durch Nicken die Erzählung zu bestätigen schien, sagte sie: Ist's nicht wahr, meine Liebe? — O gewiß, Herr, entgegnete diese, ihre Augen fromm gen Himmel erhebend, ein blaues, mit herrlichen glänzenden Sternen besaetes Kleid und ein prachtvolles Diadem auf dem Kopfe, wie die heilige Jungfrau in der großen Kirche zu Warschau. . . .

„Ein so kostbarer Schmuck um zwei Uhr des Morgens mußte mich natürlich in Erstaunen setzen; doch versicherten Alle, selbst die Kinder, welche von den beiden Frauen aufgeweckt worden waren, damit ein Blick des Engels Segen über sie bringe, ihn gesehen zu haben und bestätigten die fantastische Schilderung. Diese schien mir plötzlich sehr er-

Digitized by Google

klärlich; ich erinnerte mich nämlich, daß der österreichische Gesandte den Tag zuvor einen Ball gegeben und so konnte leicht eine der geladenen Damen, bevor sie heimkehrte, das weltliche Fest durch eine wohlthätige Handlung haben heiligen wollen. Wer aber war diese junge Frau oder dieser Engel? Woher wußte sie, daß neben einem Palaste, in welchem Reichthum und Luxus herrschten, ein elendes Häuschen existire, worin eine Familie die Beute der drückendsten Armuth war?"

Die Anwesenden nannten mehrere Damen, die dem Balle beigewohnt und deren Anzug dem beschriebenen ähnlich gewesen.

„Doctor," sagte endlich mit erhobener Stimme General Belcastel, „ich bin der Meinung, daß man Cäsar gebe, was Cäsar gebührt und so will ich denn bekennen, daß ich mich auf's deutlichste entsinne, Frau von Armand in dem bezeichneten Anzuge auf jenem Balle gesehen zu haben; sie war die Erscheinung, welche Ihre Fremdlinge entzückt hat; dies ist übrigens das Loos aller derer, die sie zu sehen das Glück haben!"

Die ganze Gesellschaft blickte auf die junge Wittwe hin, die in der größten Verlegenheit noch schöner als je war, da das Bewußtsein einer guten That sie verklärte.

Indeß lenkte die Ankunft des Hundes die Aufmerksamkeit ab. Als Moustache in die Gesellschaft trat, näherte er sich der Frau von Armand und beroch sie, als wolle er eine Bekanntschaft erneuern. Sein Herr rief ihn aber weg und die Uebungen begannen.

Der geschickte Schauspieler übertraf sich diesen Abend selbst und legte solche Proben von Verstand ab, daß ihn gewisse Personen hätten beneiden können.

„Was für Klugheit steckt in dem Thiere," rief zu wiederholten Malen ein alter Cavalier, der in seiner Jugend sich nie mit einem ernsten Studium hatte abgeben wollen und dessen ganzes Wissen darin bestand, einige artige Kunststücke machen zu können. „Ich könnte diese Kartenkünste nicht besser machen!"

Man lachte über die Naivetät des Cavaliers und über die Geschicklichkeit des Hundes.

Moustache's Führer, ein alter Soldat, suchte, durch die seinem Schüler gezollten Lobeserhebungen aufgemuntert, dessen Talente in immer glänzenderes Licht zu stellen.

„Betrachte diese Damen, Moustache," rief er, „wie viele hübsche gibt es unter ihnen?"

Bei dieser kitzlichen Frage senkten alle jungen Frauen die Blicke, während die ältern die Stirne runzelten.

Der Hund ging im Kreise herum und schlug darauf achtzehnmal mit der Pfote auf die Dielen.

„Wahrlich," rief die Hausfrau lachend, „dieser Hund hat Lebensart; achtzehn ist grade die Zahl der anwesenden Damen."

„Also sind alle diese Damen hübsch, Moustache?" wiederholte sein Meister.

Der Hund machte ein bejahendes Zeichen.

„Sind sie auch gut?"

Ein leises Bellen, das sein Professor mit „Ja" übersetzte, war die Antwort des gelehrten Hundes.

„So nimm denn diese Börse, die ein gutes Geist einer armen Polin hinterlassen, und lege sie einer jeden Dame zu Füßen."

„Ein Perlenbeutel!" rief Frau von N.lis, die Börse aufhebend, die der Hund ihr zu Füßen gelegt. „Ich kenne ihn; ich habe ihn der Frau von Armand geschenkt. Es ist jetzt kein Zweifel mehr, ja, sie ist die himmlische Erscheinung, die das Elend der unglücklichen Familie, von welcher der Doctor so rührend erzählt, erleichtert hat."

Die Börse ging nun durch Aller Hände und kehrte gefüllt zu Moustache's Herrn zurück.

„O, Du bester der Freunde," rief der alte Soldat bis zu Thränen gerührt, „danke der hohen Gesellschaft und laß' uns dann Deinem kleinen Gefährten Ladislas erzählen, wie viel Glück die Reliquie eines Engels mit sich führt."

Scenen aus Marocco.

Von H. Drummond Hay, englischem Consul in Tanger.

(Fortsetzung.)

Mit wahrhaft schrecklichen Farben schildert Herr Hay den Druck des maurischen Regiments, dessen Raubgier ihres Gleichen sucht. Ueberreste, von verschiedenen Nationen herrührend, die früher dieses Land erobert und bevölkert hatten, werden oft vom Landvolk ausgegraben. Nun besteht aber ein Gesetz in Betreff gefundener Schätze, wornach Alles, was aufgefunden wird, unverzüglich in den kaiserlichen Schatz abgeliefert werden muß und die gräßlichsten Grausamkeiten werden angewendet, um den Unglücklichen, die im Verdacht sind, irgend Etwas gefunden zu haben, Geständnisse abzupressen. Hier ein Beispiel:

Vor einigen Jahren, als Alarby E'Saidy Gouverneur von Tanger war und seine Gerechtigkeit nach dem Gewichte des Goldes und Silbers austheilte, pflügte ein gewisser Mohamed, ein armer Landmann, der zwanzig Meilen von der alten Stadt Booammar, die von zahlreichen Ruinen aus dem Alterthum umgeben ist, wohnte, einen Streifen Landes, welcher augenscheinlich viele Jahre hindurch brach gelegen. Das Land war ihm als Lohn für zwei Jahre harten Kriegesdienstes unter den Fahnen seines Sultans gegen den aufrührerischen Stamm Odaia, gegeben worden — eine dort nicht ungewöhnliche Art, die Miliz zu belohnen, welche die bewaffnete Macht dieses Reiches ausmacht. Auf einem benachbarten Felde war ein anderer Bauer ebenfalls mit Pflügen beschäftigt. Jetzt stieß Mohamed's Pflugschar auf ein Hinderniß, welches sich bei genauerer Prüfung als ein großer irdener Krug von sonderbarer Form zeigte. Da ihn Mohamed im besten Stande und stark fand und der Meinung war, er könnte seiner Familie zum Wasserholen aus dem Dorfbrunnen dienen, so trug er ihn an den Rand des Feldes, wo er seine äußern Kleidungsstücke abgelegt hatte und stellte ihn dort nieder.

Der Fund, so wie des ehrlichen Mohamed's Bewegungen waren seinem Nachbar nicht entgangen, der aus seinem Schweigen den Verdacht zog, er dürfte mehr als einen irdenen Krug gefunden haben. Als er nun von der Tagesarbeit heimkehrte, erzählte er den Dorfgevattern, Mohamed habe ganz bestimmt einen Schatz gefunden, denn er habe beim Pflügen bemerkt, wie er einen dem Anschein nach sehr schweren Topf ausgegraben und sogleich unter seine Kleider gesteckt, ihm aber kein Wort darüber gesagt habe, obschon er ganz in seiner Nähe gewesen. Der folgende Tag war ein Markttag, wo die Dorfbewohner von Booammar wie gewöhnlich schaarenweise nach Tanger zogen. Bald verbreitete sich die Neuigkeit von Mohamed's Fund in der ganzen Stadt und so dauerte es auch nicht lange, daß sie den Soldaten, den wachsamen Spähern des alten Alarby E'Saidy, zu Ohren kam, welche sie diesem mit vielfachen Uebertreibungen noch ganz brühwarm über-

Digitized by Google

brachten. Mohamed, der nichts Uebles argwöhnte, war damit beschäftigt, den kleinen Ertrag seines Grundstücks zu verkaufen, als die rauhen Hände zweier Soldaten ihn packten und, wie es in jenem Lande gebräuchlich ist, ohne einen Grund anzugeben, ihn vor den grausartigen Richter schleppten.

„Ha, habe ich Dich endlich erwischt, Du Schuft! Du hast einen Schatz gefunden und ihn nicht abgeliefert! Jetzt sprich und laß mich den Betrag wissen, aber gib auf Deine Worte Acht."

Mohamed erzählte seine einfache Geschichte und um Gnade flehend bat er, man möge, um von der Wahrheit seiner Aussage sich zu überzeugen, einen Soldaten in seine Behausung schicken, das Gefäß, welches seine Familie bereitwillig ausliefern würde, herbeizuholen.

Der Richter bewilligte dies; Mohamed indeß wurde einstweilen eingesperrt. Als der Soldat die Haussuchung angestellt und nichts als die bloße Vase gefunden hatte, wurde das Ergebniß dem Kaid Alardy hinterbracht, der Mohamed vor sich bringen ließ.

„Ich bin nicht der Mann," sagte der grausame Richter, „der sich durch eine so jämmerliche List täuschen ließe. Nieder mit ihm, gebt ihm fünfhundert Hiebe und dann wollen wir sehn, ob er nicht den Winkel, wo er seinen schlecht erworbenen Reichthum verborgen hat, angeben wird."

Gesagt, gethan; der unglückliche Landmann erhielt seine vollen fünfhundert Hiebe, dennoch blieb er bei seiner Aussage, keinen Schatz gefunden zu haben.

„Zurück mit ihm ins Gefängniß", rief der Kaid und der bedauernswerthe Mohamed ward halb besinnungslos dahin zurückgeschleppt. Ein Monat verging; jeden Tag wanderte seine arme Frau mühsam mit dem kärglichen Mahle in die Stadt, da die maurischen Behörden selten auch nur die geringste Nahrung den Gefangenen zukommen lassen, indem es einzig und allein von deren Familien abhängt, ob sie sie spärlich versorgen oder mit dem größten Luxus umgeben wollen. Bald war das kleine Eigenthum, das Mohamed besessen, erschöpft und da seine Frau eine kleine Familie hatte, aber nicht Mittel genug besaß, um sie und ihren Mann zugleich zu erhalten, so sah sie sich bald dem bittersten Mangel preisgegeben. Körperliche Erschöpfung und drückende Sorgen zogen ihr ein heftiges Fieber zu, wodurch sie an ihre Hütte gefesselt ward.

So verfloß ein Tag nach dem andern. Keiner brachte Mohamed die nöthige Nahrung, Keiner kam ihn in seinem Elende zu trösten, so daß der ehrliche Landmann vor Hunger gestorben wäre, hätten nicht einige Mitgefangnen sich seiner erbarmt. Der Gefängnißwärter indeß, menschlicher als viele seines Gelichters, versuchte, als er den elenden Zustand seines Gefangnen bemerkte, sich für ihn bei dem Kadi Alardy zu verwenden; doch der Tyrann war unerbittlich. „Gott sei mein Zeuge," rief er, „daß ich ihm nicht eher die Freiheit wieder gebe, als bis er den Schatz ausgeliefert hat."

Als der arme Mohamed davon in Kenntniß gesetzt ward, warf er sich auf den Boden, zerraufte seinen Bart und schwur bei Gott und seinem Propheten: „es gäbe keine Gerechtigkeit auf Erden und Religion und Gesetz seien eitle Dinge!" Aber höre, sagte er zu dem Gefangenwärter, verkünde dem Gouverneur, daß ich mich seinem Willen unterwerfen und ihm den Schatz übergeben will; sage ihm, er möge eine Wache mit mir senden, damit ich ihr meine Reichthümer ausliefere." Als Mohamed also sprach, funkelten seine Augen vor Wildheit, so daß der Gefangenwärter nicht recht wußte, ob er wahnsinnig oder bei Verstande sei.

„Aha," sagte der Kadi, als man ihm das Geständniß mittheilte, „ich wußte wohl, daß ich ihn zur Vernunft bringen würde. Sende ein paar starke Kameraden mit ihm und laß sie hübsch Acht geben, daß er nicht irgend Etwas von dem Schatze verberge."

Mohamed ward nun mit Ketten beladen nach Booammar geführt. Als er das Dorf betrat, erfuhr er, daß sein armes Weib vor Hunger und Leid gestorben sei, seine Kinder aber von dem elenden Zuträger ernährt würden, der seitdem bitterlich das Unrecht bereut habe, das er unüberlegterweise seinem redlichen Nachbarn zugefügt und daß derselbe dem Kadi ein ansehnliches Geschenk angeboten habe, wenn er den armen Mohamed frei lassen wolle. Als sie des Landmanns Wohnung erreichten, wollten die Soldaten mit ihm hineintreten.

„Halt," rief er, „eines jeden Mannes Haus ist heilig! Wartet ein wenig und ich werde Euch Alles zeigen."

Die Soldaten würden indeß auf diese Ermahnung keine Rücksicht genommen haben, hätte nicht ein Murmeln des Unwillens über solch eine Verachtung ihrer Sitten und Gewohnheiten unter der Menge der Dorfbewohner sich vernehmen lassen. Nach einigen Minuten erschien Mohamed wieder auf der Schwelle seiner Hütte, er war aber mit seiner Flinte bewaffnet und zwei kleine Kinder klammerten sich an des Vaters Knie und fragten weinend, warum er so lange abwesend gewesen. Die Soldaten traten erschreckt zurück, da sie eine Gewaltthat fürchteten; davon waren aber des armen Mannes Gedanken weit entfernt. Er hatte eine Schnur an den Drücker der Flinte befestigt und richtete die Mündung nach seinem Kopfe. Die Soldaten, die seine Absicht merkten, sprangen auf ihn los, um ihn zu ergreifen; da rief er: „Sagt dem Kadi, daß ich nichts als dieß ihm zu geben habe — mein Blut — es komme über ihn!" — und die Schnur anziehend, drückte er los und lag als Leiche da!

Die Soldaten kehrten nach Hause zurück und erzählten, was sich ereignet. „Awa? (Ist das Alles?) sagte der Kadi, Gott sei seiner Seele gnädig!" Und so endigte die Angelegenheit mit dem alten Krieger.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Die „Augsb. Abendztg." enthält folgende Angaben über den vom Professor Steinheil konstruirten galvanischen Telegraphen auf der Eisenbahn zwischen München und Nannhofen: Die Wirkung desselben ist eine doppelte, indem er schreibt und zugleich gehört wird. Der Schreibapparat dient zur Kontrolle der Fahrten auf der Eisenbahn, der akustische zu den telegraphischen Mittheilungen, welche nach den beiden Endstationen zugleich gemacht werden können. Der Schreibapparat kontrollirt 1) die Präsenz des Dienstpersonals, 2) die Geschwindigkeit des Zuges in jedem Augenblick, 3) den Ort, wo sich der Zug befindet, oder den bereits zurückgelegten Weg, 4) die Zeit des Aufenthaltes auf allen Zwischenstationen. Dieser Telegraph ist frei von dem Uebelstand der längs des Rheins bestehenden, welche während des Gewitters von selbst Zeichen geben. Er bietet den wesentlichen Vortheil, daß von jedem Punkt der Bahn nach den Endstationen Mittheilungen erfolgen können, und ist der Einfachheit seiner Konstruktion wegen weniger Irrungen und Zeitern unterworfen.

Digitized by Google

*** Größe der Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten haben, wie der „Newyork Sun" stolz bemerkt, eine Grenzlinie von mehr als 10,000 englischen Meilen, eine Meeresküste von 4000 und eine Binnenseeküste von 1200 engl. Meilen. Einer ihrer Ströme ist zweimal so lang wie die Donau, der größte Fluß Europas; der Ohio, bloß ein Nebenfluß, ist 600 engl. Meilen länger als der Rhein, und der Hudson ist 120 Meilen weiter schiffbar als die Themse. Der eine Staat Virginia ist um ein Drittheil größer als England. Von Maine nach Ohio ist es weiter als von London nach Konstantinopel.

*** Genf. In diesem Sommer ist es der Mühe werth, die Faucigny-Gletscher und die Savoyischen Voralpen zu besteigen, besonders die beiden Sakève und die Voirons. Was die See- und Flußanwohner weiblich ärgert und ängstigt, der hohe Wasserstand in Folge der andauernden Hitze (23—26° R.), die auch im Hochgebirg den Schnee schmilzt, wo er sich lange Jahre gehäuft hatte, das ist gerade für die malerische Ansicht des Landes sehr günstig; der Seespiegel ist breiter, lebendiger, Arve und Rhone sind ansehnlicher als sonst, eine blinkende Einfassung der Stadt und der grünen Gründe im Flachland. Dieses ganz ungewöhnliche Schmelzen des Alpenschnees hat die Physiognomie der höchsten Bergregion Europas bedeutend verändert. Zwar ist auf des Montblancs höchster Spitze, der sogenannten Calotte, der Schnee nicht geschmolzen, wie man versichert hat, aber andere hohe Punkte der Montblanckette, die Rochers rouges, der Mont maudit und der Montblanc du Tacul, zeigen jetzt Felsenstellen, die früher nicht sichtbar waren, weil sie unter dicker Schneedecke lagen. Dadurch ist auch das phantastische Ansehen dieses Gebirgs, jene sonderbare Aehnlichkeit mit dem liegenden Napoleon, oder auch mit dem Hohenstaufen Barbarossa, jetzt bedeutend vermindert, wird aber wahrscheinlich wieder hervortreten, wenn der über der Schneelinie fallende Schnee am Tage nicht mehr schmilzt und dadurch die Felsen bloß legt.

*** Ein fossiler Wald ist bei der Führung einer Straße von Birkenhead quer durch die seit Menschengedenken zur Viehweide benutzte moorige Wallasey-Ebene in einer Tiefe von 6 — 8 Fuß aufgefunden worden. Birken, Eichen, Haselnuß sind mit den Gipfeln gegen Südwest gelagert. Nüsse, Eicheln und vielfältig noch deutlich zu unterscheidende Blätter lassen annehmen, daß während der Herbststürme eine Hochfluth hier hereingebrochen und gegen den felsigen Höhenzug zwischen Seacombe und Newbrighton angedrängt, einen ganzen, zwischen diesem und Bidstonhill ehedem vorhanden gewesenen Wald niedergeworfen und dann allmälig mit Sand und Schlamm bedeckt hat, bis der vermuthlich in der Nähe von Lenscwe Castle vorhanden gewesene Einbruch von Wind und Wellen wieder durch Sandanhäufung versperrt wurde und die Moorfläche sich weiter herausbildete. Mainz. Unterhbl.

*** Bei der ersten Aufführung von Felicien Davids „Wüste," in Paris, wurden auf den ersten Bänken des Parterres acht Beduinen bemerkt, welche über die Tonschilderung ihrer Heimath in Ekstase geriethen, und denen zu Liebe das gastfreundliche Pariser Publikum mit in Begeisterung ausbrach. Später soll sich ergeben haben, daß diese Beduinen niemand Anderes waren als — die gewöhnliche Claque in arabischem Costume. A. Th. Z.

*** Herr von Rahden erzählt in den „Erinnerungen eines alten Soldaten" folgende humoristische Scene, welche beweist, auf wie originelle Weise der alte Blücher zu strafen und wie er in jeder Lage die Krieger bei gutem Muth und frischer Stimmung zu erhalten wußte. Nach jenen an Gefahren und Mühen, aber auch an Ehren reichen Tagen nahm der alte Feldmarschall sein Hauptquartier in einer Scheuer des Dorf Droux St. Marie, wo er, ermüdet und gequält von geistigen und physischen Anstrengungen, sein greises Haupt auf eine Schütte Stroh niedergelegt hatte. Rings um die hölzerne Scheuer, in welcher der alte kranke Feldherr ausruhte, herrschte eine heilige Stille, Niemand wagte es auch nur halblaut zu sprechen. So schlief er unter der treulichen Obhut seiner ihn anbetenden Krieger die ganze Nacht. Der Verfasser fährt fort: „Die Mittagsstunde war bereits herangekommen und in der bescheidenen Wohnung unsers Feldmarschalls regte sich noch nichts, als plötzlich die hellen Flammen an der Scheuer empor leckten und augenblicklich sich über dieselbe verbreiteten, in der nächsten Minute aber auch durch die Bemühungen meines Capitäns und unserer Leute, als erste Compagnie am nächsten der Scheuer, gelöscht wurden. Nunmehr öffnete sich das große Thor mit knarrendem Geräusch, und unser greiser Feldherr mit einem großen grünen Schirme vor seinen kranken Augen, in einen weiten blauen Uniformsüberrock nachlässig und eiligst gehüllt, trat gleich einem aufgereizten Löwen unter uns. „„Ihr v . . . . . Jungens, rief er uns zu, in der Meinung, daß wir das Feuer veranlaßt hätten, hol' mich der T . . . . . ich glaube, ihr habt mir mit Fleiß das Haus über dem Kopfe angezündet! Hält man so Wache bei mir, sichert und schützt man so meine Ruhe?"" Mein Capitän trat augenblicklich in der ehrerbietigsten Haltung an den Feldmarschall heran, wollte etwas melden, aber mehr als fünfzig von unsern älteren Soldaten schrieen zu gleicher Zeit: „„Wie sind es nicht gewesen, Ew. Excellenz, dort die Herren Kriegscommissäre!"" Und wirklich ward es jetzt augenscheinlich und klar, daß zwei oder drei von diesen genannten Herren welche dem Hauptquartier des Feldmarschalls folgten, und sich heut an der äußern Wand der Scheuer ihre Strohhütten angebaut hatten, die alleinige Schuld des Unglücks trugen. Das Feuer, wobei sie ihr Frühstück kochten, hatte die Strohhütte ergriffen und sich so im Nu der Scheuer mitgetheilt. Der alte Feldmarschall wendete sich nun nach dem bezeichneten Ort, erkannte die Schuldigen, welche, so vornehm sie sich sonst gebärdeten, nunmehr verschämt und ohne ein Wort hervorbringen zu können, dastanden; ihre Mienen glichen denen der Schafbuben, welche auf liegend einem dumen oder verbotenen Streich ertappt werden. Auch fiel ihnen fast eine ähnliche Strafe zu, wie jenen ungezogenen Knaben. „„O ihr verm . . . . Mehlwürmer!"" *) erhob der Feldmarschall, halberzürnt, halb im komischen Pathos seine Stimme „„also ihr habt mir altem Soldaten das Dach über dem Kopfe angezündet? Jungens!"" rief er unserm Bataillon zu, „„lacht mir zur Strafe die Keris, die verm . . . . Federfuchser tüchtig aus,"" und wie aus Einer Kehle schrie und lacht das ganze Bataillon, und brachte dann zum Schluß dieser Scene ein „„Hoch lebe unser Vater Blücher!"" dem geliebten Feldherrn dar."

*) Spottnamen solcher schreibenden Kriegshelden in jener Zeit.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 27. August. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Vorletzte Gastrolle) Cherubin: Fräulein Henriette von Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Freitag, den 28. August. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 238. Samstag, den 29. August 1846.

☞ Wir finden uns zu dem Ersuchen veranlaßt, Einsendungen für das Konversationsblatt mit keiner andern Adresse als derjenigen der Redaction der Ober-Postamts-Zeitung versehen zu wollen.

Die Redaction des Konversationsblattes.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung. S. Nr. 190.)

20.

Darf ein Literat gesinnungs- und characterlos sein? Auf alle Fälle! — Bestechlich? — Das gehört zum Fach. — Ein Literat muß so wenig Kenntnisse besitzen als möglich und aber auch — so viel Anmaßung als möglich, aber keinen Stolz darf er haben, d. h. er muß sich die Anmaßung äußerlich nicht merken lassen. Besitzt er eine wissenschaftliche Bildung — desto schlimmer! — Wissenschaftlichkeit zerstört die populäre Haltung, verleidet uns die bannalen Phrasen, verführt zu einem gewissen nobelen Takte, zu einem gewissen Anflug von Gesinnung, der nichts taugt für einen Tagesschriftsteller. Ein Mann dagegen, der etwa früher Polizeidiener gewesen ist, Portier, oder sonst ein Amt verwaltet hat, welches viele Bescheidenheit und Zurückhaltung fordert, wird in der „einträglichen" Journalistik Carriere machen.

Ein Literat, der in einer großen Stadt lebt, darf nicht vornehm thun wollen, er darf sich dem Umgang des Schriftstellerpöbels, der Correspondenzler, der Recensenten von Profession nicht entziehen, er muß vor den Mecänen der Kunst und Literatur den Rücken beugen. Mit den Kunstlern muß er in „enger" Beziehung stehen, und wenn er etwa merkt, daß ein solcher sich schämt, mit ihm über die Straße zu gehen, aber doch nicht wagt, ihn offen von sich zu weisen, darf er daran keinen Anstoß nehmen. Im Gegentheil, er muß wünschen, recht gründlich gehaßt und verachtet zu sein, wenn er nur recht gefürchtet ist. Bedeutende Schriftsteller von Ehre und Talent muß er häufig im Munde führen, er steht natürlich sehr vertraut mit ihnen, correspondirt mit denselben, wird in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, welches man als die Charge eines literarischen Kammerdieners bezeichnen könnte.

Wie die kindlich naive Naturanschauung nicht absehen kann, zu welchem Zwecke Gott die Ratten und Mäuse, die Raupen und Engerlinge, die Motten und Wanzen erschaffen habe und alles Andere, was man unter dem Begriffe des Ungeziefers zusammenfaßt, oder die Brennesseln und Quecken, und Giftpflanzen und was man sonst Unkraut nennt, so fragt auch wohl ein kindlich naiver Sinn — und gewiß mit gleichem Unrecht — weßhalb der Himmel wohl die Literaten des ächten Schlages auf seiner schönen Erde dulde?

Wie man vor Zeiten unter den Aerzten auch die Jahrmarktquacksalber, die curirenden Schäfer und Schinder, alte Weiber, welche Tränke kochten, Scharfrichter, Apotheker und wirkliche Aerzte gemeinsam begriff, und dadurch den ehrenwerthen Stand in einen leisen Mißcredit brachte, so versteht man jetzt unter einem Literaten den Würdeträger des nationalen Geistes in der Schrift, den redlichen, fleißigen, gediegenen Verarbeiter der Wissenschaft zu größerer Gemeingultigkeit, den feinen, pikanten Belletristen, den schwerauftretenden Politiker, den Kritiker im höchsten Sinne, die Schacherjuden der Recensionen, die kleinhändlerischen Correspondenzschreiber, die literarischen Protectionsmacher, den phantastischen, der Welt unkundigen Jüngling, der seine Zukunft auf die Fiction einer rasch zerrinnenden Schwärmerei setzte — — doch, was reden wir von solchen Dingen? — Es gibt eine Noblesse der Gesinnung, die gerade bei genialen Verirrungen am glänzendsten sich geltend macht: diese wird Richard retten, sie wird ihm die sittliche Würde bewahren in Verhältnissen, welche viel „solidere Leute" zu Grunde richten.

Das großstädtische Treiben, in welches er sich mit raschem klugem Entschlusse gestürzt, berauschte ihn nicht, es warf ihn im Gegentheil auf sich selbst zurück. Wer aus akademischer Luft kommt, der bringt immer eine hochmüthige Verachtung der Freuden, des Luxus, des Reichthums, mehr noch der Sitten der großen Welt mit, durch die er leicht isolirt werden kann, in Kreisen, deren Treiben er über die Achsel ansieht, während man ihn von der andern Seite doch auch wieder complett ignorirt, weil man schwerlich wissen wird, was er eigentlich will. Richard war vielfach empfohlen, man hatte ihn fast wider Willen in die angesehensten Familien eingeführt, dies schützte ihn vor totaler Absonderung. — — —

Ihr werdet wissen, was ein Souper in einem reichen Hause heißen will. Diese Pracht, die uns nur ein Lächeln entlockt, weil sie blos die Eitelkeit zu schmücken berufen ist, diese kostbaren silbernen Teller, auf denen man sehr theure Speisen und sehr wohlfeile Langeweile präsentirt: — die Ostentation der Geldaristocratismus ist doch das kindischste, was es auf der Welt gibt; denn wenn schon fast alles Riesige wenig Geist zeigt, so liegt gerade in einer riesigen Besitzanhäufung, die sich immerwährend nur um den Selbstzweck des Reichthums dreht, die gräßlichste Geistlosigkeit.

Richard wandelte wie der Dämon der Ironie in den Prunksälen des Bankiers *** auf und ab — wenn der reiche Mann Soiréen gibt, dann darf der arme Teufel, den er zu Gaste lädt, doch auch wohl ironisch sein.

„Wer dieses frappante Gesicht sein mag, dessen Blicke mich schon den ganzen Abend fixiren? Den Mann habe

ich schon irgendwo gesehen, häufig gesehen, und doch liegt mir auch etwas fremdartiges in seiner Erscheinung!"

Der Mann mit greisem Haare und stark geschwärztem Schnurrbart näherte sich Richard. Es war etwas frappant Selbstbewußtes, Festes in seiner Haltung, aber viel Unheimliches in seinem grellen Blick.

Man begann mit den gewöhnlichen Einleitungsphrasen aller Gespräche. Man wechselte bald die Namen. Der gemessene Herr mit der diplomatischen Haltung, die von vornherein einen höheren Beamten verkündete, war der Geheimerath von Wilsen. Nein, diesen Namen hatte Richard noch nie gehört, und doch dünkten ihm diese Züge nicht fremd, und zu einem so originellen Gesicht findet sich schwerlich ein täuschendes Seitenstück!

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Marocco.

Von H. Drummond Hay, englischem Consul in Tanger.

(Schluß.)

Als wir eines Tages auf dem Marktplatze von Larache umherschlenderten, begegneten wir einer Gesellschaft Eisowy oder Schlangenzauberer; sie bestand aus vier Soosys oder Eingebornen der Provinz Soos, von denen drei Musiker waren, deren Instrumente aus langen rohen Stöcken, welche die Form von Flöten hatten, bestanden, nur daß sie an beiden Enden offen waren. In eins derselben blies der Tonkünstler und entlockte ihm melancholische aber nicht unliebliche Töne. Wir forderten die Eisowy auf, ihre Schlangen zu zeigen, was sie ohne Anstand bewilligten. Sie begannen damit, ihre Hände zu erheben, als hielten sie ein Buch, richteten einstimmig ein Gebet an ihre Gottheit und riefen Seedna Eiser an, der in Marocco als heiliger Schutzpatron der Schlangenzauberer gilt. Sobald die Andacht vollendet war, begann der Schlangenzauberer seine Musik und tanzte in so schnellen Wirbeln um den Korb, welcher die Reptilien enthielt, daß selbst Strauß nicht Tact mit ihm hätte halten können. Dieser Korb war von Rohr geflochten und mit einem Ziegenfell bedeckt. Plötzlich blieb der Zauberer stehen, streckte seinen nackten Arm in den Korb und zog eine große schwarze cobra capella oder Brillenschlange hervor; er behandelte diese, als wäre sie sein Turban, und schlang sie, den Tanz wiederum beginnend, um sein Haupt; die Schlange schien seinen Wünschen zu gehorchen und wich von der ihr gegebenen Stellung nicht ab.

Als er darauf die Cobra auf die Erde setzte, richtete sie den Kopf in die Höhe und bewegte ihn hin und her, gleichsam als schlage sie den Tact zur Musik. Hierauf steckte der Eisowy, in noch schnellern Kreisen sich drehend, von neuem die Hand in den Korb und zog zwei überaus giftige Schlangen, die in den Wüsten von Soos zu Hause sind und Leffa genannt werden, hervor und setzte sie auf die Erde. Sie waren scheckig mit schwarzen Flecken, von dickem Leibe und nur $2\frac{1}{2}-3$ Fuß lang. Der Name Leffa wird, wie ich höre, dieser Schlangenart von den Mogrebbin-Arabern wegen der Aehnlichkeit der Figur, die sie bilden, wenn sie sich auf ihre Beute stürzen, mit dem arabischen Buchstaben fa, beigelegt; le ist nur der vorgesetzte Artikel. Diese Reptilien zeigten sich lebhafter und ungelehriger als die Cobra; denn halb aufgerichtet und ihre Köpfe in einer schiefen Lage haltend, wie sie sich für einen Angriff paßt, belauerten sie mit funkelnden Augen die Bewegungen des Zauberers, stürzten bisweilen mit offenem Rachen auf ihn los, wenn er sich in ihr Bereich wagte, indem sie ihren Körper mit erstaunlicher Schnelligkeit vorwärts bewegten, während ihr Schwanz auf demselben Flecke zu bleiben schien, und wichen dann wieder zurück. Der Eisowy wehrte mit seinem langen Stock die Angriffe ab, die sie auf seine nackten Glieder machten, und es schienen demnach die Leffas ihr Gift in dem Gewande zu erschöpfen.

Nun packte er, Seedna Eiser anrufend, eine der beiden Schlangen am Genick und tanzte im Kreise mit ihr herum; dann öffnete er ihren Rachen mit einem kleinen Stocke und zeigte den Zuschauern ihre Zähne, aus welchen eine weiße und ölige Substanz floß. Hierauf legte er die Leffa auf seinen Arm, den sie sogleich mit ihren Zähnen packte, während der Mann unter gräulichen Convulsionen, als litte er gewaltigen Schmerz, windschnell sich im Kreise drehte und seinen Schutzpatron anrief. Die Schlange hörte indeß nicht eher auf zu beißen, als bis der Eisowy sie wegnahm; wir überzeugten uns, daß sie gesogen hatte. Nachdem er die Leffa auf den Boden gelegt, nahm er den gebissenen Theil seines Armes in den Mund und ihn mit seinen Zähnen pressend, tanzte er einige Minuten lang, während die Musik in noch schnellerem Tacte als bisher spielte, bis er scheinbar ganz erschöpft wieder anhielt.

In der Meinung, das Ganze sei nur eine Spiegelfechterei, indem die Leffa vorher ihres Giftes beraubt worden und ihr Biß daher eben so unschädlich, wie der einer Ratte sein müsse, verlangte ich, man solle mir erlauben, die Schlange in die Hand zu nehmen.

„Bist Du ein Eisowy?" fragte mich der Mann von Loos. „Oder hast Du festen Glauben zu der Macht unserer Heiligen?"

Ich antwortete verneinend.

„Dann," sagte er, „laß' es sein, denn wenn die Schlange Dich beißt, so ist Deine Stunde gekommen. Bring' mir einen Vogel oder irgend ein anderes Thier und ich werde Dir einen höhern Beweis geben, bevor Du die Leffa zu berühren versuchst."

Man brachte einen Vogel und nachdem der Zauberer einen Theil der Federn ausgerupft, nahm er die Schlange wieder auf und ließ sie den Vogel einen Augenblick beißen. Als man diesen hierauf auf die Erde setzte, wankte er, nachdem er ohngefähr eine Minute lang wie im Schwindel herumgelaufen war, und fiel todt nieder. Sein Fleisch nahm bald darauf eine bläuliche Farbe an. Es wird wohl überflüssig sein, zu sagen, daß ich nun von meiner Idee, die Leffa in die Hand zu nehmen, abstand.

Die einzige Art und Weise mir zu erklären, wie der Eisowy den Biß der Schlange ohne Nachtheil ertragen konnte, ist, daß er entweder die Leffa, wenn sie seinen Arm packte, zu verhindern wußte, sich ihrer Giftzähne zu bedienen und daß das bemerkte Blut nur durch die gewöhnlichen Zähne der Schlange, die von den Giftzähnen wohl zu unterscheiden sind, verursacht worden, oder daß der Eisowy ein Gegengift besaß, welches er in den Mund nahm und während des Tanzes auf den gebissenen Theil anwandte.

Ich war häufig Augenzeuge, daß Individuen, welche zur Secte der Eisowy gehörten und denen ich während meiner Vergnügungsreisen begegnete, Scorpionen oder giftige Reptilien furchtlos und ohne Nachtheil in die Hand nahmen; nie versuchte es das Thier, sie zu stechen oder zu beißen. Als ich mich in Tanger aufhielt, machte sich ein junger Maure, der die Kunststücke eines Schlangenzaube-

Digitized by Google

rers mit angesehen, über dessen eingebildete Heldenthaten lustig und erklarte sie als bloß auf Täuschung beruhend. Da forderte ihn der Eisowy auf, eine seiner Schlangen zu berühren; der Jüngling wagte sich in den mystischen Kreis, ward von der Leffa gebissen und starb bald darauf.

Briefe des Ritters Zimmermann. *)

1.

Hannover, den 13. April 1785.

Darf ich es wagen, mein theuerster und höchstverehrter Herr Professor, nach einem so langen Stillschweigen noch vor Ihnen zu erscheinen? Ach wenn Sie den Gang meines Lebens wußten, die wenige Muse kennten, die mir meine Kranken lassen, so würden Sie mich verstehen und entschuldigen.

Am Anfang des Januars gab ich meinem Verleger, Hrn. Reich in Leipzig, den Auftrag, Ihnen die zwei ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit auf Royal-Papier, in meinem Namen zu überschicken und diesem zugleich auch die lustige Schrift beizulegen, die der Herr Doctor Obereit gegen mich eben herausgegeben hatte. Beides ist an Ihre Adresse nach Erlangen abgegangen und ich wünsche zu vernehmen, daß Sie beides erhalten haben. Nun habe ich wieder an Heren Reich den Auftrag gegeben, Ihnen auch den dritten und vierten Theil meines Buches über die Einsamkeit auf Royal-Papier zu übersenden.

Ich hoffe, daß Ihnen der dritte und vierte Theil mehr Vergnügen machen werden, als der erste und zweite, weil ich da noch weit mehr in meiner natürlichen Gestalt erscheine. Aus der Vorrede des vierten Theiles werden Sie sehen, daß mein Buch ebenso auf die russische Kaiserin gewirket hat, wie auf Sie, mein geliebter Gönner. Was ich zwar in dieser Vorrede sage, ist das wenigste von dem, was ich hätte sagen können, denn die Kaiserin hat noch ungleich mehr gethan, als das, Sie hat mich zu gleicher Zeit eingeladen auf einige Zeit in dem bevorstehenden Sommer nach Petersburg zu kommin, um mich persönlich kennen zu lernen, hat die Reise bezahlen wollen, hat an den König in England selbst schreiben wollen, um sich die Erlaubniß zu dieser Reise für mich auszubitten. Alles dieses glänzende und wünschenswerthe Glück habe ich meiner Kränklichkeit wegen nicht annehmen können. Um so mehe konnte ich auch das thun, weil die Kaiserin mich als Arzt nicht bedarf und der allervollkommensten Gesundheit genießet.

Am 24. März erhielt ich einen langen eigenhändigen Brief von der Kaiserin übee mein Buch. Ich glaube nicht, daß jemals von einem Throne an einen Privatmann so lieblich, so leutselig und so rüheend geschrieben worden sei, wie mir die Kaiserin schreibt. Für keinen Menschen kann ich diesen Brief abschreiben, das verstehe sich von selbst. Urtheilen Sie nur durch eine einzige Zeile auf das übrige. Die Kaiserin sagt mir, in ihrem sonst französisch geschriebenen Briefe auf deutsch: „in diesem Buche (über die Einsamkeit) ist Kraft und Macht und Reiz der Seele."

Dieß alles und zumal was im Januar geschah, mußte mich um so viel mehr frappiren, weil ich mein Buch der Kaiserin nicht geschickt habe, Ihe dasselbe durch niemand prasentiren ließ und zumal auch, weil ich im Feühjahr 1784 den Ruf als Leibaezt und wirklicher Staatsrath von dee Kaiserin hatte, und diesen Ruf ebenfalls nicht annahm. Ueberhaupt habe ich mein Buch vor keinem Throne niedergelegt, an keinen Fürsten, Minister u. dgl. (einen einzigen ausgenommen) geschicket und doch hat es am allermeisten bei Fursten und Großen gewirket, vermuthlich weil diese am wenigsten an Wahrheit gewöhnt siad. Noch immerfort eehalte ich Nachrichten von diesen Wirkungen, die mich alle in Erstaunen setzen und herzlich freuen. Aber wenn ich alles zusammennehme, so hat doch mein Buch über die Einsamkeit niegends solches Glück gemacht, als bei Ihnen, mein theuerster Herr Professor, und bei der russischen Kaiserin. Herzlichen Dank für die gütigst gemachte und mir gütigst überschickte zweite Aazeige meines Buches in Herrn Meusels Journal, und für das herrliche Werk: Schriften des alten Testaments für Leser aus allen Ständen, das Sie in Deutschland überall emporheben, und endlich dahin stellen muß, wo solche Männer hingehören. Obereits Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit wird Sie mit diesem Manne besser bekannt gemacht haben, als alles, was ich im ersten und zweiten Theile von Ihm sage. Aber wie werden Sie und alle meine Recensenten ohne Ausnahme aufstiegen, wena Sie sehen, daß das ganze erste Kapitel des dritten Theils sogar abermal meinem Freunde Obereit gewidmet ist! Verzeihen Sie mir, mein lieber Freund, was ich Ihnen jetzt gestehen werde. Das ganze hochzuverehrende Publikum wollte ich mit dem, was ich im ersten und zweiten Theile von Obereit sage, zum Besten haben; und dieß ist mir meisterhaft gelungen. Ich stellte mich zoraig gegen den Nareen, bloß um Aufmerksamkeit auf Ihn zu erregen, und diese habe ich erreget. Indem ich alle diese Blitze gegen ihn schleuderte, lachte ich mich — in meiner Kammer — halb todt. Nun erst aber löset sich das Drama auf. Sie sehen wie ich Ihn jetzt versifflire — ob ich gleich auch immer gerecht bin, wo ich gerecht sein mußte. Daß ich Obereit und Wieland in einem Klump zusammen persifliet habe — wird manchem ehrlichen und etwas furchtsamen Leser die Augen aufsperren machen. Um das Obereit'sche Ding recht bekannt zu machen, habe ich viele Exemplare davon gekauft und verschenkt.

Nun empfehle ich mich Ihnen ꝛc.

J. G. Zimmermann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Johann Georg (Ritter von) Zimmermann, wurde bekanntlich den 8. December 1728 zu Brugg im Canton Bern geboren, studirte die Heilkunde in Göttingen, wurde Stadtphysicus in Brugg und 1768 kgl. großbritannischer Leibarzt in Hannover. Er starb den 7. Oktober 1795. Außer seinem medizinischen Hauptwerk: „Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft" schrieb er ein bekanntes Buch „über die Einsamkeit" in 4 Bänden, wozu er in Brugg Studien genug zu machen Gelegenheit hatte, zumal da er während seines ganzen Lebens viel von hypochondrischen Leiden geplagt wurde. Weniger bekannt ist sein Werk „über den Nationalstolz". Seine Aebeiten wandten ihm die Aufmerksamkeit Katharinens II. zu, welche einen Briefwechsel mit ihm einging und ihn durch Bekleidung des Wladimir-Ordens auszeichnete. Friedrich der Große ließ ihn während seiner letzten Krankheit zu sich kommen. Zimmermann schilderte seinen Aufenthalt in Potsdam in dem Buche: „Ueber F. d. G. und meine Unterredung mit ihm u. s. w.

Feuilleton.

*** Der finnländische Gelehrte Dr. Castrén ist jetzt im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften auf einer Reise nach Sibirien begriffen, um philologische Untersuchungen über die östlicheren Zweige des weitverbreiteten finnischen (finnischen) Volksstammes anzustellen. Seinen letzten, in den Petersburger Zeitungen mitgetheilten Briefen zufolge, befand er sich unter den Samojeden des Gouvernements Tomsk, von denen er kein sehr einnehmendes Bild entwirft; er nennt ihre Wohnungen Augiasställe, wo Menschen, Kälber, Hunde und Hühner sich innerhalb derselben Wände aufhalten und ganz vortrefflich mit einander harmoniren. In einer solchen Jurte, im Dorfe Togur, hatte er jedoch das Glück, die Bekanntschaft eines famojedischen Philosophen zu machen. „Ich unterhielt mich," schreibt Herr Castrén, „alle Tage mit einem Samojeden aus der Waldgegend, der ein ungewöhnlich heiterer, freimüthiger und gesprächiger, so wie außerdem in vielen Künsten und Handthierungen wohlerfahrner Mann war. Er sagte, daß er schmieden, mauern und zimmern, Pfeile und Spieße, ja sogar Götter und Menschen (d. h. Götzenbilder und andere Figuren) machen könne. In der Naturgeschichte besaß der Mann so achtungswerthe Kenntnisse, daß er ohne Zweifel recht gut einen Platz als Mitglied der Akademie der Wissenschaften einnehmen könnte, die nach der Prophezeihung Butgarin's einst in Odborsk errichtet werden wird. Sogar in der Arzneikunde war der Mann einigermaßen bewandert, denn er kannte den medizinischen Nutzen des Zunders, des Wachholderstrauchs und des ihnen Gewächses (sassa parilla.) Auch von der Diät wußte er so viel, daß man beim Gebrauch von Arzneimitteln sich des Bärenfleisches enthalten müsse. Dazu war der Samojede noch ein über die Maßen redlicher und rechtschaffener Mann. Fragt man aber, wie es mit seinem Christenthum beschaffen war, so muß ich zugeben, daß hiervon nichts sehr Rühmliches zu sagen ist. Als ich diesen „gelehrten Thebaner" einst befragte, wie er glaube, daß es dem Menschen nach seinem Tode ergehe, antwortete er in dürren Worten: „wie dem Hunde — zu liegen, wie er liegt, und zu vermodern, wo er vermodert." Befragt, ob nicht die Seele seiner Meinung nach ihr Dasein jenseits des irdischen Lebens fortsetze, entgegnete er: „Geh' mal und sieh', so wirst Du es wissen." Zwar hielt er es für Sünde, selbstgemachten Göttern zu opfern, indeß machte er sich kein besonderes Gewissen daraus, solche zu verfertigen. Seine Frau hatte er nach eigener Angabe gestohlen, glaubte aber, diese Sünde sei dadurch getilgt, daß er dem Priester den zehnten Theil des Brautschatzes geopfert habe, die Frau gut behandelte, sie selten prügelte, sie Tabak rauchen ließ und sich nie berauschte, ohne seine Ehehälfte an dem Rausche Theil nehmen zu lassen!" M. f. d. L. d. A.

*** München, 23. August. Die Verordnung vom 13. Nov. 1808 über die Einrichtung der Akademie der bildenden Künste ist einer Revision unterstellt worden. Das Regierungsblatt Nr. 28. enthält die bezügliche (neue) Verordnung, welche am 1. Okt. in Kraft tritt. Die Akademie wird für eine Lehr- und Bildungs-Anstalt und eine Kunstgesellschaft erklärt und dem Ministerium des Innern unmittelbar untergeordnet. Als Kunstgesellschaft genießt die Akademie alle Rechte und Vorzüge einer gelehrten Gesellschaft und ist berechtigt, sich einheimische und auswärtige Ehrenmitglieder und Korrespondenten, unter Bestätigung Se. Maj. des Königs, beizugesellen. Sie setzt sich mit auswärtigen Kunstanstalten gleicher Art in Verbindung und hält Sitzungen zum Austausch der Ansichten über Beförderung der Kunst. Die Prüfungen der Kandidaten des Lehramts im Zeichnen an Kunst- oder Gewerbschulen, sowie derjenigen, welche die Gemälde-Restauration ausüben wollen, werden durch die Akademie vorgenommen, ihre Zeugnisse über die Befähigung des Geprüften bilden die Vorbedingung für dessen Zulassung zu dem Lehramte im Zeichnen oder zur Restauration der im Eigenthum des Staats, der Gemeinden und Stiftungen befindlichen Gemälde.

*** Ueber Schnepfenthal und dessen berühmtes Institut bringt die „Brem. Ztg." einen größern Bericht aus der Feder des Herrn W. Wicke, dem wir folgende Stelle entnehmen: Trotz aller gerühmten Vorzüge, welche die Erziehungsanstalt hat, glaube ich doch, daß sie sich zu abgeschlossen hält. Die Kinder erfahren zu wenig von der großen Welt, lernen gar keine fremde Menschen kennen, und eignen sich dadurch eine Blödigkeit und eine Schüchternheit an, die sie später nur schwer zu überwinden vermögen. So habe ich auch gehört, daß die Zöglinge aus Schnepfenthal, wenn sie später ins Leben eintreten, sich lieber zurückziehen, als Verbindungen knüpfen, wobei sie zuvor neue Bekanntschaften machen müssen. Solche Anstalten sollten in der Regel nur als Krankenhäuser benutzt werden, für boshafte verkommene Subjekte; Eltern sollten ihre Kinder hineingeben, wenn sie sich selbst zu schwach fühlten, ihre Knaben zu erziehen. Sonst ist das Leben und der Umgang mit Eltern und Geschwistern der einzig dienliche Boden, worin die junge Menschenpflanze wachsen muß, soll sie ein starker und gesunder Baum werden. Wie fremd müssen den Kindern die Eltern erscheinen, wenn jene nach mehrjähriger Fremde wieder zurückkehren zum Vaterhause. Sollten sich alsdann die einmal gelösten Bande wohl je wieder so innig und fest knüpfen? Ich glaube nicht. Aber das ist wahr, für starre, unbeugsame, eigensinnige Köpfe, die die Nachsicht der Mutter benutzend, junge Haustyrannen zu werden drohen, ist und bleibt eine Entfernung aus der Familie immer eine heilsame Züchtigung.

*** War bei uns die Hitze in den letzten Wochen afrikanisch, so muß sie in Neuyork kannibalisch gewesen sein. In allen Teichen schwammen die Fische gebacken umher, gebratene Tauben fielen aus der Luft herab und die Hennen legten alle hartgesottene Eier. Wer möchte da nicht Yankee sein! Observ.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 29. August. Ueber die Bildung des Chlorstickstoffs auf galvanischem Wege, und seine im status nascens eingeleitete völlig gefahrlose Zersetzung. — Ueber eine neue Methode, Wasser unter dem Recipient einer Luftpumpe zum Gefrieren zu bringen. —

☞ Schluß der Versammlungen für das Sommersemester.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 28. August. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven.

Samstag, den 29. August. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lorzing. (Letzte Gastrolle) Marie: Fräulein Henriette von Treffz, erste Sängerin vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Sonntag, den 30. August. (Zum Erstenmale) Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen. Für die Bühne bearbeitet von Lenz. Musik von Mozart.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 239. Sonntag, den 30. August 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Der Geheimerath bekundete sogleich in den ersten Wendungen der Unterhaltung Intelligenz und scharfes Urtheil. Man sprach damals gerne von politischen Dingen; die Politik war Mode geworden, denn sie drehte sich um Prinzipienfragen, die Jeden Partei ergreifen ließen, weil gerade nicht viel zu ihrem Verständniß gehörte.

„Sie glühen für den Liberalismus gleich der ganzen jungen Generation," sprach der Geheimerath lächelnd. „Aber was ist denn der Liberalismus eigentlich? Ein Begriff, ein Wort, ein Schatten; warten Sie noch eine kleine Weile, und er ist eine Phrase geworden! Auch ich bin liberal, nur möchte ich die Welt nicht nach den Paragraphen eines philosophischen Compendiums reformiren wollen. Seit zwei Jahren wachsen die kleinen modernen Rousseau's aller Orten über Nacht aus dem Boden. Die Periode meint sehr originell zu sein, und sie kopirt doch nur ein sehr übel gewähltes Vorbild, das revolutionäre Frankreich vor der Revolution. Was wollen diese neuen Encyclopädisten, diese neuen Schüler Voltaire's? Die Mode wird zu kurz andauern, als daß sich's der Mühe lohnen könnte, daß Otto Wigand den Helvetius und Diderot edirt, und Bruno Bauer nicht sowohl für den Atheismus Hegel's als für den Atheismus des Baron Holbach sich suspendiren läßt! Aufrichtig gesprochen, ich bewundere eine großartige Eitelkeit, aber diese ist mir doch etwas zu ridikül!"

Richard würde aufgefahren sein, wenn ihn nicht der ruhige würdevolle Ton, in welchem der Geheimerath dies Alles sprach, zurückgehalten hätte.

„Ridikül!" rief er. „Nein! Sie tadeln es vielleicht mit Recht, daß die junge Generation für eine Phrase glüht, aber in religiösen Dingen wiegt selbst die Phrase unglaublich schwer. Sie müssen die schweren Kämpfe der Intelligenz mit dem Glauben nicht kennen, das Opfer so manches phantastischen Hoffens, so mancher trauten Jugenderinnerung auf den Altar, darauf die helle heiße Flamme des freien Gedankens lodert! Nur unter Qual und Schmerzen wird aus der kindlichen Mystik des religiösen Gemüthes das männliche Selbstbewußtsein des denkenden Geistes geboren!"

Der Geheimerath lächelte jetzt so sarkastisch, daß es Richard fast unheimlich wurde.

„Nein, auf Ehre, mich quält das nicht, wovon Sie reden. Aber auch Sie werden noch dahin kommen, wo man sich freut, ohne Kampf fertig zu sein mit dieser Geschichte. Die philosophisch-theologische Kritik gehört zur „orientalischen Frage" und hier halte ich es mit den Berlinern, die bei dem Verse: „Was gehen uns die Türken an?" in Jubel ausbrachen! Ich habe es immer vorgezogen, die theologischen Festungen zu umgehen, statt in der Belagerung jedes einzelnen dogmatischen Bollwerkes mich selber zu züchtigen. Einen Feind, den man ignoriren kann, soll man niemals angreifen."

Es war seltsam, daß der Geheimerath Richard während des ganzen Abends fast verfolgte mit seiner Unterhaltung. Und dabei sprach er, obgleich fast immer entgegengesetzter Ansicht (denn er repräsentirte die kühle Gleichgültigkeit gegenüber dem Enthusiasmus Richard's), mit so milder fast väterlicher Freundlichkeit, in einem zur Zutraulichkeit sich steigernden Tone, daß es einem scharfen Beobachter hätte auffallend erscheinen müssen.

„Sie müssen sich zu keiner politischen Partei halten," sprach er, indeß er das Glas seines Zuhörers fleißig mit Champagner füllte, „trauen Sie einem vielfach gewitzigten Manne! Das Gute liegt bei allen Parteien. Wir sehen alle Tage, daß morgen reactionär wird, was heute Fortschritt war. Treue, Consequenz sind relative Begriffe; Talleyrand war ein sehr consequenter treuer Staatsmann trotz seiner falschen Eide. Die Staatskunst kann nichts weiter als experimentiren, und wo das Experiment zu glücken scheint, dahin wendet sich der kluge Mann. Die ganze politische Entwicklungsgeschichte Deutschland's im verwichenen Jahre reducirt sich aufs Experimentiren mit dem Liberalismus; jetzt verbietet man die deutschen Jahrbücher, man beschränkt die Presse wieder, man hat Herwegh verbannt, das besagt weiter nichts, als daß man jene Experimente einstellt, weil sie noch nicht zum erwünschten Resultate führen; im Jahre dreiundvierzig wird man wahrscheinlich mit der nationalen Frage experimentiren, die Bewegungen an der West- und Nordgrenze geben es an die Hand, man wird also im Wesentlichen (doch wohl minder oberflächlich) nur das Experiment wiederholen, welches sich vor zwei Jahren zur Zeit des Ministeriums Thiers so wirksam erwies. Wer weiß, was im künftigen Jahre an die Reihe kommen mag! Und wie zusammenhangelos, wie utopisch stehen nun die wissenschaftlichen Theorien, die Principienkämpfe gegenüber dieser Experimentalpolitik! Und Ihr jungen Phantasten opfert Euch Euern Principien und wähnt, aus diesem Opfer entsprossten die Keime der mährchenhaften Zukunft, von welcher Ihr träumt?" — — —

Richard war wie betäubt, es schwindelte ihm. Dieser Mann umstrickte ihn mit einem Zauberbann, er fühlte wohl, daß manches Wahre in seinen Worten liege, aber sein Innerstes sträubte sich gegen solche entmuthigende Wahrheit. Wie däuchte ihm jetzt doch das Treiben der glänzenden Gesellschaft, die er fast vergessen hatte, so frivol, so nichtig! War es der Champagner, der ihm den Kopf so wirr machte, oder war es ein schlimmerer geistiger Rausch, oder gar ein qualvolles Erwachen, eine entsetzliche Nüchternheit? Er griff sich an die Stirne, sie war glutheiß. Der Geheimerath dünkte ihm ein dämonischer gefährlicher Mensch; er wollte sich wegwenden aus seiner

Digitized by Google

Nähe. Doch ging es im Augenblicke nicht wohl an ohne Verletzung des Anstandes.

„Sollte er wohl merken, daß ich meiner Sinne, des klaren Denkens nicht mehr mächtig bin, daß ich vielleicht zu viel getrunken habe," sprach er halb erzürnt, halb beschämt zu sich selbst, als Jener immer wieder lächelnd auf ihn herabblickte und ihn auf einen der nächsten Tagen unter den schmeichelhaftesten Versicherungen zum Mittagessen lud. — Was konnte er thun? Er sagte mechanisch zu. —

Als Richard sehr spät nach Hause ging und in der kühlen Märzluft den Mantel recht fest um sich schlug, fühlte er, daß derselbe auf der einen Seite auffallend schwer sich niederzog. Er untersuchte es nicht näher.

Des andern Morgens beim späten Erwachen lag eine Geldrolle auf seinem Tisch; erstaunt öffnete er sie — sie enthielt zwanzig Louisd'ors!

Woher war das Geld gekommen? Der dienende Bursche meldete, er habe es beim Ausklopfen des Mantels aus der Seitentasche gezogen.

Es überlief Richard kalt, als er das viele schöne Geld betrachtete; eine solche Summe hatte er lange nicht auf seinem Tische liegen sehen!

„Ich werde es dem Geheimerath zurückschicken mit dem beleidigendsten Briefe!" war sein erster Gedanke. „Er allein kann es in die Tasche gesteckt haben. Hat er mich nicht zum Proselyten seines politischen Indifferentismus machen wollen? — Aber wenn nun das Geld nicht von ihm herrührte? Es wäre nicht unmöglich! Hat man mich bestochen? Nein, das that man nicht, denn ich werde meinen Grundsätzen treu bleiben trotz diesem Gelde, man kann mich nicht bestechen! Ich bin ein Sophist, ein unehrenhafter Sophist — was schadet's? Ein armer Teufel darf auch zu Zeiten Sophist sein!"

Das Geld blickte ihn immer verführerischer, immer lächelnder an. Er begann es wieder zu zählen, die schönen einzelnen Stücke zu betrachten, — sie waren alle neu! Er strich sie ein. Aber von Zeit zu Zeit schaute er sich scheu im Zimmer um, und schrack zusammen, als ob er Gespenster sehe. Er ging den ganzen Tag spazieren, und am Abende ließ er sich's im ersten Gasthofe recht wohl sein. Geschenktes, gefundenes und gestohlenes Geld kann ja selbst einen Geizhals zum Verschwender machen.

„Aber den Geheimerath werde ich nicht zum Mittagessen besuchen. Ich werde alle Etiquette verletzen, ich werde mich nicht einmal entschuldigen lassen. Das Geld soll mir wohlthun, allein bei meiner Fahne will ich dennoch ausharren! Das soll die Ironie von der Sache sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Briefe des Ritters Zimmermann.

2.

Hannover, den 29. April 1785.

Ich eile, mein hochverehrter und freundschaftlicher Herr Professor, ihren Brief zu beantworten. Verzeihen Sie es mir, daß ich erschrack, als ich las, was Sie S. 263 der „Erlanger Zeitung" bekannt gemacht haben. Gott sei gedankt, daß Sie nicht mehr sagten, denn dieses kann schon die unangenehmsten politischen Consequenzenmachereien veranlassen. Ach Sie wissen nicht als ein Gelehrter, mein theuerster Herr Professor, wie behutsam man sein muß, wenn man mit gekrönten Häuptern in Verbindung ist! Was Ihnen ganz unbedeutend scheint, hat da die größte Bedeutung; durch einen einzigen Mißtritt bringt man sich um alles Glück, das man hat.

Was ich ohne Scheu von meinem russischen Glücke sagen konnte, habe ich selbst in der Vorrede zum vierten Theile der Einsamkeit gesagt. Dieß nimmt die Kaiserin gewiß nicht übel. Aber von meiner Reise nach Petersburg habe ich, wie Sie sehen werden, in dieser Vorrede kein Wort gesagt. Für alle Güter der Erde würde ich Ihnen keine Abschrift des Briefes mittheilen, den die Kaiserin an mich geschrieben hat. Aber wenn Sie hier wären, so würde ich Sie den Brief lesen lassen. Im größten Vertrauen sage ich Ihnen, daß ein großer Herr hier mich gebeten hat, Ihm eine Abschrift dieses Briefes mitzutheilen, damit er dieselbe unmittelbar an unsern König nach London schicken könne. Meine Antwort war: „Ihr Excellenz, das kann ich und werde ich nicht thun!"

Aber um Gottes Willen — lassen Sie sich ja nicht einfallen, dieses Wort, das mich unglücklich machen würde, drucken zu lassen!!

Genug, mein lieber Freund, der Brief der Kaiserin enthält über mein Buch alles was Sie Gutes davon denken und über mich selbst so viel Gutes, daß alle meine Feinde (zumal in Göttingen) mit der Apoplexie befallen werden würden, wenn sie das wüßten. Aber erwähnen Sie dieses Briefes nirgends.

Darf ich Sie wohl bitten, das Buch eines unbekannten Verfassers zu lesen, das meinen ganzen Glauben und meine ganze Religion enthält und mir ein höchst vortreffliches Buch scheint. Es heißt: „Vertrauliche Briefe, die Religion betreffend," zweite berichtigte und vollständige Auflage. Breslau 1785. 298 S. 8.

Solche Theologie ist nicht Consistorialtheologie, aber Theologie nach Ihrem und meinem Herzen.

Ich hoffe über Hypochondrie und Melancholie in meinem 3ten und 4ten Theile manches gesagt zu haben, das Sie trösten wird. Das neunte Kapitel enthält viel de Regimine menti-. Ich habe mich aber immer bemüht, den Arzt so wenig als möglich durchscheinen lassen, welches ich auch immer bei allen Menschen, die nicht krank sind und die ich nicht als Arzt besuche, ebenso mache. Nichts ist mir in der Welt ekelhafter als ein Arzt, der allenthalben Arzt sein will und doch sind die meisten deutschen Aerzte solche Pedanten.

Lesen Sie bald Herder's „zerstreute Blätter" 1ter Theil 1785. Ein herrliches Produkt dieser Messe. Vale. Z.

3.

Hannover, den 12. Mai 1785.

Mein theuerster und höchstverehrter Herr Professor, ich eile so sehr ich kann, um den unangenehmen Eindruck bei Ihnen auszulöschen, den Ihnen mein letzter Brief gemacht hat. Es thut mir herzlich leid, daß ich Sie durch meine Aengstlichkeit auch ängstlich gemacht habe. Freilich wissen es sehr viele Menschen anjetzt, daß mich die Kaiserin eingeladen hat, auf einige Zeit in dem bevorstehenden Sommer nach Petersburg zu kommen. Also hätte diese Nachricht auch durch andere und mir weit weniger angenehme Hände in das Publikum kommen können und dieß ist seitdem auch wirklich geschehen.

Was ich hierbei zu fürchten hatte, ist dieses. Im vorigen Jahre erdachte man zu Paris und Versailles, die Kaiserin sei sehr krank und werde nicht mehr lange leben können. Aus sehr gehässigen Absichten ward diese Nachricht von Ver-

Digitized by Google

failles aus durch ganz Europa verbreitet, und auch, wie ich zuverlässig weiß, durchgängig geglaubt.

Wäre nun auch noch hierzu die Nachricht gekommen, daß ich, ein bekannter Arzt, in künftigem Sommer auf einige Zeit nach Petersburg habe gehen sollen, so hätte dieß natürlicher Weise den Credit der französischen Lüge sehr vermehrt und wegen der dadurch bekräftigten Vermuthung, daß die Kaiserin sehr krank sein müsse, hätte dieß Einfluß auf politische Angelegenheiten haben können. Dieß sind die übeln Consequenzen, die ich zuerst fürchtete. Sodann fiel mir auch natürlicher Weise ein, daß mir die Kaiserin für die Zukunft ihre Gnade leicht entziehen könnte, wenn Sie glaubte, daß ich ein indiscreter Mensch sei, denn, im höchsten Vertrauen sei es Ihnen gesagt, mein Freund, die Kaiserin schloß Ihren Brief mit diesen Worten: Je vous écrirai de tems en tems, quand l'occasion s'en presentera.

Sie begreifen also leicht, daß ich erschrack, als ich die Nachricht von der mir vorgeschlagenen Reise nach Petersburg in der „Erlanger Zeitung" las. Aber freilich habe ich nicht gleich bedacht, daß diese Nachricht dadurch sehr gemildert ward, weil Sie deutlich den Grund hinzusetzten, warum mich die Kaiserin wollte kommen lassen.

Haben Sie die Güte und Freundschaft für mich, nichts mehr von dieser Reise zu erwähnen. Ich bitte Sie dafür inständigst und angelegentlichst. Der Brief der Kaiserin kann durchaus nicht gedruckt werden. Eben weil mich die Kaiserin hoffen läßt, sie wolle mir von Zeit zu Zeit schreiben, muß ich natürlicher Weise mich äußerst in Acht nehmen, um solches ungewöhnliches und außerordentliches Glück nicht zu verscherzen und dieß geschähe ja allerdings, wenn die Kaiserin erführe, daß ich ihre Briefe drucken lasse

Bedenken Sie, mein lieber Freund, was für Folge eine solche Correspondenz für mich haben kann — und so werden Sie gewiß meine Zurückhaltung begreifen. Indessen, weil ich sehe, daß wir beide durchaus recht gute Freunde sein und bleiben müssen, so verspreche ich Ihnen zur Entschädigung für den Kummer, den ich ihnen gemacht habe, Ihnen nach einiger Zeit einige Auszüge aus dem Briefe der Kaiserin mitzutheilen, wenn Sie mir die felsenfeste Hoffnung lassen, daß keine Zeile davon gedruckt werden soll.

Aus ihrem gestern erhaltenen Briefe vom 7. Mai schließe ich, daß Sie den dritten und vierten Theil meines Buches erhalten haben. Es wird mir wohl um das Herz, indem ich das denke, — weil ich weiß, in welchen guten und lieben Händen also mein Buch ist. Noch weiß ich keines Menschen Urtheil darüber, und ich bin äußerst neugierig auf das Ihrige. Wären Sie blos Professor, blos Philosoph, so könnten Sie mit Recht hunderttausend Erinnerungen gegen mein Buch machen; aber da Sie so sehr Mensch und ein so äußerst lieber und gefühlvoller Mensch sind, ach so wünsche ich sehr zu erfahren, was mein Buch auf Ihr Herz gewirkt habe, und was es nach Ihrer Meinung etwa hie und da auf Herzen wirken könne.

Dieß erwarte ich nun und küsse indessen ehrerbietigst Ihre liebe Hand. Z.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Berlin. Gestern fand endlich die Luftfahrt des Hrn. Ch Green hier statt. Um 6½ Uhr stieg der Ballon in die Höhe und verschwand nach und nach den Blicken der Zuschauer in der Richtung nach SSW. Bei der Abfahrt stand das Barometer 29,9," in der größten Höhe 23,6," und es würde mithin dieselbe ungefähr 7250 Fuß betragen haben. In der größten Höhe platzte eine der mitgenommenen Flaschen Champagner. Die Fahrt, von der die Begleiter des Hrn. Green (Graf Schaffgotsch und Baueonducteur Kühnell) äußern, daß sie ihnen auch nicht die geringste Unbequemlichkeit verursacht habe, dauerte länger als eine Stunde, der Ballon sank endlich mitten auf dem Schlachtfelde von Großbeeren, so daß man, da der Ballon gerade an dem Jahrestage des glorreichen Sieges auf dem Wahlplatze selbst niederfiel, den Ballon, vielleicht nach der Analogie des Nassau-, den „Großbeeren-Ballon" nennen könnte. Hr. Green wurde nebst seinen Begleitern von dem Rittmeister v. Briesen auf Großbeeren auf das Freundlichste aufgenommen und auf's Zuvorkommendste unterstützt, so daß derselbe bereits Nachts, ½3 nach 12 Uhr, wieder sammt seinem ganzen Geräth hier eintreffen konnte. Es ist zu bedauern, daß der Zudrang von Menschen und die Arbeiten, welche der zum ersten Male benutzte Ballon erforderte, ruhige Beobachtungen der Instrumente nicht gestatteten, daß auch wegen der erst am Tage vorher gefaßten Entschließung zur Luftfahrt die Anstalten für die Bequemlichkeit des Publikums an einem Orte, wo Alles, was dazu gehört, erst mühsam zusammengebracht werden mußte, nicht so fein konnten, wie sie brauchen werden. Hr. Green gedenkt indeß bei den in Aussicht gestellten nächsten Luftfahrten die unvermeidlich gewesenen Mängel beseitigen zu können.

*** Der Sultan hat sich in Paris zwei Stöcke machen lassen, Spazierstöckchen, die nicht weniger als 30,000 Piaster kosten. Sie sind seitlich von Elfenbein, über und über mit den zierlichsten Schnitzereien geschmückt und mit einem großen Knopf von Gold und Email. Drückt man an einer Feder am Knopfe, so löst sich der Stock ab und der Knopf wird der Griff eines scharfen Dolches, der im Stocke verborgen war.

*** Englische Zeitungen berichten von einem Blitzschlage, der wirklich alle ähnliche Geschichten weit überbietet. Ein Landmann wäre nämlich von Toddington während eines starken Gewitters zu Markle gegangen und hätte den Blitz scheinbar grade auf sich herabkommen sehen. Er spürte jedoch blos ein wenig Kopfschmerz und konnte seinen Weg unbehindert fortsetzen. Bald aber machte ihn ein Brandgeruch stutzig, und als er den Hut abnahm, sah er, daß der Blitz ein Loch wie einen Dreier groß in den Filz, der noch glimmte, gebrannt hatte.

*** Baden. In vierzehn Tagen wird das alljährliche große Conzert statt finden; man schmeichelte sich damit, Jeany Lind dabei zu hören, allein die deßhalb getroffenen Einleitungen haben noch zu keinem Ergebniß geführt. Dafür hofft man Fanny Cerrito, welche in Kurzem hier eintrifft, mit Hülfe des Balletpersonals des Karlsruher Theaters ein paar Vorstellungen geben zu sehen.

*** In einer Gesellschaft heiterer Künstler und Künstlerinnen citirte ein junger Mann den bekannten Vers von Virgil:

„Timeo Danaos et dona ferentes."

Ein junger, gelehrtseinwollender Blaustrumpf sagt zu einem Nachbar mit vieler Geschäftigkeit: „Ich verstehe den Anfang des Verses vollkommen: Timeo, ich fürchte, Danaos, die Dänen — nur vermag ich nicht zu begreifen, was die Spanierin Donna Ferentes zum Siege der Griechen beitragen könnte." Hmrst.

*** Die „Magd. Ztg." schreibt: In Boston macht ein deutscher Prediger, Namens Knapp, großes Aufsehen durch seine feurigen Predigten gegen — Theater und Kegelbahnen! — Die letzteren sind ihm Anstalten des Teufels und kleine Teufel setzen die Kegel auf. Der Teufel schiebt drei Kugeln, wovon die erste Ungläubigen, die zweite Universalismus und die dritte Verdammniß ist. Herr Knapp erklärt die Kegelbahnen für aller Laster Anfang und des Teufels Ruhebank!

Digitized by Google

⁂ Die „Köln. Ztg." erzählt: Manche Philadelphierin macht durch Blick, Haltung und Gang leicht glaublich, was man von einer jungen Nordamerikanerin in Rom erzählt, welche den Pabst zu sprechen wünschte. Als der Kardinal, an welchen sie sich deshalb gewendet hatte, ihr bemerklich machte, daß auf solche Ehre nur Töchter der Souveräne Anspruch machen könnten, erwiederte sie stolz: „In Nordamerika ist das ganze Volk souverän; ich bin die Tochter eines nordamerikanischen Bürgers, und folglich bin ich eine Prinzessin." Der Pabst ließ auf den Bericht des Kardinals die holde politische Schwärmerin sogleich vor, empfing sie gebührlich freundlich als seines Gleichen und entließ sie fürstlich beschenkt.

⁂ Eine Berliner Tabakshandlung verkauft gegenwärtig Polka-Cigarren, eine neue Art Cigarren, bei denen man weder Stahl noch Schwamm, noch Streichhölzer zum Anzünden braucht. Will man sie in Brand setzen, so streicht man nur das untere Ende an einen harten Gegenstand und hat augenblicklich eine brennende Cigarre.

⁂ „Meine Theuerste," schrie ein Offizier, zur Stubenthüre hereinstürzend, eine junge liebenswürdige Schauspielerin an, „meine Theuerste, ich bin schwer beleidigt worden. Einmal für allemal, Sie müssen Ihren Portier aus dem Dienst jagen." — „Ich habe schon öfter dran gedacht," erwiederte die schöne Künstlerin, „aber was kann ich machen? der arme Teufel ist mein Vater."

⁂ Herr Lombard, ein Engländer, will berechnet haben, daß ein Steinhauer durchschnittlich 34, ein Müller 42, ein Maler 44, ein Tischler 49, ein Advokat 51, ein Metzger 53, ein Wundarzt 54, ein Maurer 55, ein Gärtner 60, ein Kaufmann 62, ein protestantischer Geistlicher 63, eine Magistratsperson 69 Jahre lebe.

Olga.

Lang' hab' ich einen schönen Traum gehabt . . .
O rechtet nicht, daß mir die Seele labt,
Der noch die Sonne wenig Licht gebracht,
Mit lichtem Schein der Träume bunte Macht.
Denkt euch, ihr schlügt im Mährchenbuche nächtig,
Die Blätter um, Bilder phantastisch-prächtig,
Und lächelt wohl und seid doch still erbaut,
Bis euch der helle Tag in's Fenster schaut.

Es war ein Traum von einem Kaiserkind, —
Die Geister legten ihm als Angebind
Der Zauber höchste in der Wiege Gold;
Wenn nennen will das Land, was hoch und hold
Vom Newa-Eis bis zu der grünen Wolga,
Das Herrlichste nennt's mit dem Namen Olga.
So hab' ich sie geschaut, — und königlich
Ergoß um sie der Schönheit Glorie sich.

Es geht die Sage seit uralter Zeit,
Daß eine Jungfrau, stolz und unentweiht,
In deren Brust noch keine Liebe schwoll,
Die ganze Welt sich unterwerfen soll.
So seh' ich sie, — sie steigt vom gold'nen Throne,
Und schwer umgürtet jagt als Amazone
Sie fort mit jener Reiter stolzer Schaar,
Die ihr der Vater gab, der hohe Czaar.

Es dröhnt der Hufe Schlag durch's grüne Land,
Der Lenz erschrickt, es glüht der Städte Brand
Und leuchtet zornigroth zur weitern Bahn,
Zu der Vernichtung Lust, voran, voran!
Wie flammt das schöne Aug' dem Kaiserkind!
Die Reiherfeder flattert in dem Winde,
Und von den Schultern, frei vom Jagen wehl
Der Hermelin, der Schmuck der Majestät.

Mein deutsches Herz erschauert weh und bang;
Kein Schlachtruf weckt es und kein Waffenklang,
Das Herz erschrickt und denkt an keinen Streit
Vor dieser gold'nen Mährchenherrlichkeit.
Fort braust der Sturm, — sie leuchtet aus Gefahren,
Den Engeln gleich in Gotfried's Ritterschaaren;
Und nimmer ruht der Kampf auf Feld und Plan,
Bis daß die Welt der Einen unterthan.

Das war mein Traum, — ich bin von ihm erwacht —;
Doch schöner noch als diese Mährchenpracht,
In stillerem und doch in süßer'm Licht
Blickt uns die Wirklichkeit in's Angesicht.
Aus Traumeswolken ringet sich die Klarheit,
Das schöne Mährchen wird zur schön'ren Wahrheit.
Und was der Traum romantisch tief verhüllt,
Hat klugen Sinn's die Wirklichkeit erfüllt.

Sie naht, sie naht, doch nicht als Kriegerin,
In schönerm Sinne ward sie Siegerin,
Seitdem der Liebe ihre stolze Brust,
Der allerhöchsten Siegerin bewußt
Sie naht, sie naht an ihres Gatten Seite,
Die Lieb' ist statt der Krieger ihr Gefolge,
Und statt der Städte zornigrothem Brand,
Glüht Hymen's Fackel strahlend durch das Land.

Und nicht die Erde ist es weit und breit,
Die sie gewann im wundersamen Streit, —
Ein deutsches Land, das ihr die Lieb' errang,
Ein Land voll Glück und Grün, voll Glanz und Klang;
Nicht jene Welt in Waffen zu gewinnen,
Um eines Volkes Liebe geht ihr Minnen, —
Und diese Lieb' bringt sich als Gruß ihr dar! . .
So wird das Zauberangebinde wahr.

J. E. Braun.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 29. August. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing. (Letzte Gastrolle) Marie: Fräulein Henriette von Treffz, erste Sängerin am k. k. priv. Theater an der Wien.

Sonntag, den 30. August. (Zum Erstenmale) Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen. Nach einem neu bearbeiteten Buche von Lenz. Musik von Mozart.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 240. Montag, den 31. August 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

21.

Richard suchte Eugenia zu vergessen, und das Gewühl des Lebens machte es ihm zu Zeiten leicht. Wie ganz anders stand es aber mit ihr! Sie lebte in Hohenrode schmerzlich-glückliche Tage des Sehnens, der Erinnerung, die wilden Strömungen ihrer Leidenschaft begannen sich auszuwogen in dem stillen Frieden des Pfarrhauses, aber in dem Maße als sie sich mit sich selbst zu versöhnen begann, ward ihr auch der Gedanke an Richard wieder neues Bedürfniß.

Wenn der Pfarrer des Abends, von Eugenia, Maria und seinen Kindern umgeben, einen Abschnitt aus der Bibel vorlas, wenn darauf wie durch Inspiration seine erregte Phantasie über die Themen von der Sünde, der Gnade, der Versöhnung in schwärmerischer Begeisterung sich ergoß, so konnte man diese pietistische Conventikelscene doch weder lächerlich noch ärgerlich finden. Marie hörte zu wie ein Kind, freute sich der hochtönenden Worte ohne ihren Sinn genau zu erwägen und ließ sich nur religiös stimmen durch dieselben, wie etwa durch eine Musik. Eugenia sann den Dingen nach, von welchen der Pfarrer predigte, es waren neue Eindrücke für sie, sie war in diesen Stunden gläubig zum erstenmale im ganzen Leben, denn die Qualen der innern Erschlaffung führen am ersten zum Glauben. Die kleinen Kinder des Pfarrers hörten staunend zu und bewunderten den Eifer und den Redefluß des Vaters, bis sie die Langeweile zu allerlei Spielereien trieb, die nicht störten, sondern die ungezwungene Haltung der patriarchalischen Familienscene nur noch erhöhete.

Eugenia hatte Marien wieder sehr lieb gewonnen in wenigen Tagen, es that ihr wohl, recht tief einzugehen auf das schlichte kindliche Wesen dieser unverdorbnen Seele, ja sie konnte sich nicht einmal unangenehm berührt fühlen, wenn Jene in überströmenden Lobpreisungen unbefangen recht aus dem Herzen von Richard redete, und das geschah gar häufig an jedem Tage.

Auch der Pfarrer fand nach und nach große Freude an Eugenien. Sie wußte so aufmerksam seinen religiösen Betrachtungen zuzuhören, sie verstand es durch klug angebrachte Fragen das Gespräch auf Gegenstände zu bringen, die ihm nahe lagen, sie suchte eifrig an allen kleinen Geschäften des Hauses und des Gartens Theil zu nehmen, — nur wenn ihm der Gedanke an den fernen Sohn kam, dann wünschte der alte Mann die anspruchslose liebenswürdige Frau niemals gesehen zu haben. Aber er dachte unaufhörlich daran, seinem Richard wieder zu einer Stellung im Lande den Weg zu bahnen, und dann das unglückselige Verhältniß desselben zu Eugenien durch eine Heirath wieder ehrenhaft zu machen.

So tief Eugenia fühlte, daß einzig und allein auf diesem Wege drohende Conflicte zu verhüten oder zu lösen seien, konnte sie doch nicht ohne erschütternde Wehmuth an eine Vereinigung mit Richard denken. Sie wußte nicht, was dieser geheime Schmerz zu bedeuten habe, aber sie ahnte, daß sie nie wieder als Braut sich wahrhaft rein und glücklich fühlen könne, da sie einmal die Bande der Sitte und der Weiblichkeit gewaltsam durchbrochen hatte.

Wenn sie am Tage recht fleißig gearbeitet hatte und recht verständig sich unterhalten mit Marien und dem Pfarrer, wobei sie sich nicht wenig freute, daß sie auch trotz aller frühern Extravaganzen so hausbacken klug, so practisch im Denken und Handeln sein könne, dann suchte sie des Abends nicht selten eine einsame Ecke im Garten oder draußen im Erlengebüsch, das in den Wiesen vor dem Pfarrhause den Bach überwölbte, und ding dort mit desto innigerer Lust verstohlen ihren phantastischen Träumereien nach. Schlich sie darauf in der tiefen stillen Nacht in ihre Schlafkammer zurück, so nahm sie nicht selten Dinte und Feder zur Hand, um ihre Stimmung, ihre Reflexionen in freilich sehr barrok poetische Formen zu fassen. Doch spiegelte auch gerade diese Formlosigkeit wieder auf's klarste ihren eignen Zustand. Wir können daher denselben nicht besser schildern, als, indem wir eines jener seltsamen Erzeugnisse ihrer Phantasie mittheilen. Wie fast bei allen diesen traumhaften Dichtungen ihrer Feder bricht aus der poetischen Umhüllung die Tendenz hervor, das Recht oder Unrecht der freien, in sich reinen, aber von dem Zügel des Herkommens entfesselten Liebe schwankend, zweifelnd abzuwägen.

„Zerlinchen."

„Ich wandelte im Mondscheine in den Wiesen, es wehte laue Frühlingsluft, der Schnee war geschmolzen, der Bach brauste hoch angeschwollen unter dem blätterlosen Buschwerk her, welches jedoch bereits Keime zu treiben begann. Es ist auffallend, daß wir grade im Beginne des Frühlings, wenn derselbe noch mit dem Winter kämpft, sehr leicht geneigt sind, uns in ein wärmeres glücklicheres Klima zu träumen. Die schlanken Erlenstämme mit ihren hohen Kronen gestalteten sich mir zu Palmen und Pinien, das vom Wasser halb niedergerissene Röhrigt blühte als die üppige Vegetation des Südens von Gesträuch, Schlingpflanzen und großblumigen Kaktusgewächsen auf. Ich dachte an Spanien, — an Don Juan. Ich bemühte mich, diese wunderbaren so oft bearbeiteten Mythus der genialen Liebe weiter zu dichten. Ein seltsames Beginnen, aber dieser Stoff ist nicht auszusinnen!

„Leporello schleicht durch die Trümmer einer alten maurischen Burg. Die einst wohlgefügten Hufeisenbogen sind längst zertrümmert, grüne Ranken bilden jetzt die durch-

Digitized by Google

sichtige Wölbung statt der steinernen Gurten und Füllungen. Gespenstig wechseln in dem zweifelhaften Lichte die phantastischen Gestalten der morschen Trümmer und der neuen kräftig wuchernden Pflanzenwelt. Leporello würde sich fürchten, wenn er nicht einen handfesten Genossen zur Seite hätte, Don Juan ist es nicht, der ist längst zur Hölle gefahren; es ist ein ehrsamer handfester Bürger aus Madrid. Leporello erzählt ihm von seinem Herrn, von dem eigenen frühern gottlosen Lebenswandel, er spricht davon im Style und Geiste einer Tugend, welche durch Schwachköpfigkeit aus dem Laster hervorgetrieben wird. Freilich, es ist gottlos, mit der Liebe ein frevelhaftes Spiel zu treiben, aber auch in der Liebe gibt es, wie in allem Denken und Handeln einen Uebermuth der Genialität, der, scheinbar frivol, doch reiner und heiliger ist, als das privilegirt tugendhafte Wesen des Philisters."

„Während Leporello sich noch brüstet, stolz darauf, daß er seine dummen Streiche gelassen hat, taucht eine schlanke schön gewachsene Gestalt in dem unheimlich dämmerigen Hintergrunde der Arkaden auf. Die beiden nächtlichen Wanderer prallen zurück; Leporello erkennt entsetzt den gelästerten Herrn. Mit leichtem unhörbarem Schritte streicht die geisterhafte Figur Don Juan's quer über Mauertrümmer und durch das Gebüsch. Ganz wie bei Lebzeiten zeigen Haltung und Geberden den kecken vermessenen Uebermuth an, den eine natürliche Grazie adelt. Er reißt einen Epheuzweig von der Mauer, windet ihn gewandt zu einem Kranze, den er sich, wie zu einem bacchischen Spiele durch die Locken schlingt."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe des Ritters Zimmermann.

(Fortsetzung)

4.

Hannover, den 6. October 1785.

Verzeihen Sie es mir, mein theuerster und hochverehrtester Freund, daß ich Ihren Brief lieben vom 26. Junius so spät beantworte. Erst den 11. August erhielt ich diesen Brief. Vom 14. Junius bis zum 10. August machte ich mit meiner Frau eine Reise von 108 Meilen, um Gesundheit zu suchen, die ich nicht fand. Die erschrecklichen Monate Julius, August und September, die unaufhörlichen Regengüsse, die noch bis auf diese Stunde fortdauern, haben mir das Leben verbittert, haben mich krank und elend gemacht, haben jede leichte Pflicht in eine centnerschwere Last verwandelt! Vor allem was man Lust am Leben und Vergnügen heißt, war meine Seele seitdem ganz verschlossen. Ich hatte Lust an nichts. Mein einziger Trost war seit meiner Rückkehr Betrübte zu sehen und Betrübte zu trösten. Ach so war es mir schon oft in meinem Leben, und darum ist auch mein Leben mir und andern wenig nütze!

Ich erstaune über den Eindruck, den mein Buch bei Ihnen und einer äußerst großen Menge von Menschen gemacht hat. Bittere Feinde sogar habe ich durch dieses Buch überwunden und gewonnen. Sehr nachtheilig für mich hat niemand dasselbe beurtheilt (so viel ich weiß) als Herr Garve in der „Allgem. Literaturzeitung" vom 28. und 29. Junius 1785, und hämisch niemand als der Recensent in den neuen Leipziger gelehrten Zeitungen vom 10. und 12. Mai.

Ich glaube es sehr gerne, mein geliebter Freund, daß über die Einsamkeit noch ungleich wichtigere und interessantere Dinge zu sagen wären, als ich gesagt habe. Manches habe ich auch gesagt, das in mein Buch nicht gehörte und das ich nur deßwegen sagte, weil es mein Herz erleichterte und weil ich sonst keine andere Gelegenheit hatte, dieß öffentlich und laut zu sagen. Für Schulgelehrte ist mein Buch durchaus nicht geschrieben. Herr Garve sogar, der kein Schulgelehrter ist, hat beweisen wollen, es sei kein Buch und es könne nichts wirken.

Gewirket hat es indessen mehr als ich sagen und erzählen kann, und wirklich auf eine fast unglaubliche Weise, zumal bei Personen von vornehmem Stande, und wo man es am wenigsten erwartet hätte, an Höfen.

Zu den unbegreiflichen Wirkungen dieses Buches gehört auch, daß man es vorigen Sommer in München nachgedruckt hat. Es ist auch anjetzt schon zum fünftenmale in Wien unter der Presse.

Wenn jemals eine neue rechtmäßige Auflage dieses Buches herauskommen sollte, so würde ich mit großem Vergnügen Ihre und andre mir öffentlich gegebene Winke benutzen, auch würde ich dann den ganzen Obereit aus allen vier Theilen ohne Ausnahme wegstreichen.

Die verwittwete Frau Markgräfin von Baireuth hatte ich die Ehre im Jahre 1769 in Braunschweig kennen zu lernen und im Jahr 1775 führte mich Göthe zu ihr in Frankfurt. Mir wäre nie eingefallen, daß eine Dame von diesem Stande noch im Jahre 1785 sich meiner erinnern würde.

Mit Schmerzen vernahm ich aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Ihre Bearbeitung des alten Testamentes viele Feinde gemacht hat. Eben so wird es auch mit dem Beitrage zur Religionsgeschichte unserer Tage gegangen sein, den ich im Mai als ein Geschenk von Ihrer lieben Hand erhalten habe. Feinde des Lichts und der Wahrheit sind Ihre Feinde. Diese verzeihen nicht, daß man von der Herzensverbesserung nicht nach morgenländischen Begriffen spricht, daß man Prüfung ohne Vorliebe fürs System, treue Darstellung des Geistes der Lehre, und Auflösung localer bildlicher Begriffe in allgemeine empfiehlt. Sodann werden Sie auch erfahren haben, wie gefährlich es in unsern Tagen ist, gegen eine vis unita zu schreiben, die hindert, was sie fördern will. So innige und treue Wahrheitsliebe, so reiner überall hervorstrebender Naturſinn, so helle Darstellung der Dinge, wie sie sind, ach ja, dies macht freilich überall Feinde und rechtfertigt den schönen Lebensgrundsatz: qui bene latet. Sie werden es kaum glauben können, daß ich jetzt mein Buch über die Einsamkeit nicht mehr ansehen mag, daß mir bange wird, wenn mir Jemand davon spricht, daß ich immer das Gefühl habe, es sei eine ganz entsetzliche Thorheit, so was zu schreiben, und daß alles Gute, was ich davon höre, mich beschämet oder sonst auf irgend eine Weise wehmüthig macht. Nur gegen Ihre Liebe, die mir dieses Buch verschafft hat, bin ich wahrlich nicht unempfindlich. Verstanden zu sein, o Gott, dieß ist für mich ein unaussprechliches Glück. Dieses Glück fand ich bei Ihnen; und doch, wenn ich krank bin, wie ich das jetzt bin, glaube ich dasselbe um mich her allenthalben zu vermissen, und habe alsdann auch keinen größeren Wunsch, als mich zu verbergen. Z.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Guaranos.

Ausgebreitet über einen 40 Meilen langen Landstrich bewohnt dieses Völkchen die dunkeln Wälder, welche die Provinzen Chiquitos und Moxos (in Südamerika) trennen, nicht fern von den Ufern des San Miguel, ungefähr unter dem 17. Grad südlicher Breite und dem 66. Gr. west. L. von Paris. Ihre Zahl beläuft sich auf 1000, die, einige in dem Innern des Landes zerstreute Familien ungerechnet, in drei Orten, Trinidad, Ejcenslou und Santa Cruz, vertheilt sind, wo die Missionäre sie zum Christenthume zu bekehren versucht haben. Groß, wohlgebaut, fast weiß, mit einem langen Barte, haben die Guaranos eine stolze Haltung, regelmäßige Züge und einen außerordentlich sanften Ausdruck. Ihr Charakter entspricht ihrem Aeußern vollkommen; sie sind Muster von Offenherzigkeit, Gastfreundschaft und allen übrigen Tugenden. Gute Väter, gute Ehemänner, obschon durch Gewohnheit ernst, halten sie sich im Schooße des Ueberflußes und in ihrem freien Zustande für die glücklichsten der Menschen. Die Greise, wahre Vatelarchen und die Orakel ihrer Familien, genießen bei den Ihrigen die größte Achtung. Ihre achteckigen Kabanen, ähnlich denen der Karaiben der Antillen, sind geräumig und mit Palmblättern bedeckt. Ein Guarano verlebt seine ersten Jahre bei seiner Mutter, die ihm die zärtlichste Sorgfalt widmet. Vom achten oder zehnten Jahre an begleitet er seinen Vater auf das Feld, die Jagd, und übt sich im Bogenschießen und der Kunst, Waffen zu fertigen: er gibt dann die Gesellschaft der Frauen auf und hält sich nur zu den jungen Leuten seines Alters oder zu den Männern. So wie er zur Behandlung des Bogens die gehörige Kraft und Geschicklichkeit erlangt hat, denkt er daran, sich eine Gefährtin zu suchen. Ist seine Wahl getroffen, so unterhandelt er mit den Brüdern des jungen Mädchens, denen allein das Recht über ihre Schwester zu verfügen, zusteht. Die Bedingungen bestehen in einer bestimmten Anzahl von Beilen, Messern oder andern Instrumenten, auch wohl in einer bestimmten Arbeit, wie die Erbauung eines Hauses oder die Ueberwachung eines Stück Landes. Ist man übereingekommen, so geht der junge Mann, vom Kopfe bis zum Fuße mit rothen Farben bemalt, und mit seiner Keule bewaffnet, einige Tage um die Hütte seiner Braut umher, worauf ihre Verwandten den gegohrnen Mais bereiten, und die Hochzeit, wozu man alle Verwandte und Freunde einladet, gefeiert wird. Das junge Paar bleibt zuweilen bei der Familie, öfter aber baut es sich eine Hütte in der Nähe derselben. Je mehr die Familie eines Guarano wächst, desto mehr steigt sein Ansehen. Deßhalb nimmt er auch, ohne seine erste, stets geachtete Frau zu vernachlässigen, nach und nach mehre. Die sämmtlichen Kinder scheinen aber nur einer Mutter anzuhören, so friedlich leben sie unter einander. Niemals gibt es einen Streit, niemals einen Vorwurf von Seiten des Mannes, der seine Frau achtet und ehrt. Als Haupt einer zahlreichen Familie gilt der Guarano für ein Orakel: ruhig, ohne Sorge, ohne Mühe, verlebt er seine Tage und erreicht fast immer ein hohes Alter. Im Schooße des Ueberflusses macht ihm der Unterhalt für seine Familie wenig Arbeit. Die Bearbeitung seines Landes verrichtet er gemeinschaftlich mit seinen Verwandten und Freunden; seine Frauen bereiten Maisbier, worauf jene eingeladen werden. Mit Tages Anbruch begibt man sich aufs Land: die Eingeladenen arbeiten zwei Drittel des Tages ununterbrochen, während sich der Besitzer in seiner Hängematte ausstreckt oder die Arbeiten leitet . . . Nach vollbrachter Arbeit geht es in die Kabane zurück, wo ernste Tänze und Libationen beginnen, und einige Tage lang fortgesetzt werden, ohne daß dabei ein Zank oder Streit vorfiele. So vereinigt jedes Familienhaupt nach und nach seine Freunde, um Bäume zu fällen oder das Land zu bestellen, und alle diese Arbeiten werden ebensoviele Veranlassungen zu Festen. Die Männer fällen die Bäume, machen das Land urbar, das sie dann mit den Frauen gemeinschaftlich bestellen, höhlen mit Hilfe des Feuers und der Axt ihre Kähne aus und verfertigen mit vieler Kunst Bogen und Pfeile; auch bereiten sie die Rinde des Feigenbaumes zu ihrer Bedeckung zu. Uebrigens lieben sie Jagd und Fischfang leidenschaftlich. Die Frauen verfertigen Gefäße, ungeheure Töpfe, um die Chicha darin aufzubewahren, spinnen Baumwolle und weben Hängematten, so wie das Stück Zeug, womit sie sich bekleiden. Da der Ackerbau ihre Hauptquelle ist und sie die Jagd nur als Vergnügen betrachten, so sind mit jenem auch viele ihrer religiösen Gebräuche verbunden. Einfach, wie ihre Sitten, ist auch ihre Religion. Ihr Tamoi oder großer Vater, den sie verehren, ohne ihn zu fürchten, hat unter ihnen gelebt, sie den Ackerbau gelehrt und ihnen bei seinem Scheiden seinen Schutz von dem heiligen Baume herab versprochen, von wo er sich in den Himmel erhoben hat. Zur Zeit der Saat, oder wenn der unter den Strahlen einer brennenden Sonne schmachtende Boden dessen bedarf, flehen sie ihn um Regen an. Ich hörte, wie sie die Natur in poetischen Ausdrücken baten, sie in ihr prächtiges Gewand zu kleiden, die Blumen, sich zu entfalten, die Vögel sich mit ihrem schönsten Gefieder zu schmücken und ihre heitern Lieder ertönen zu lassen, die Bäume sich in ihr frisches Laub zu hüllen, um mit ihnen vereinigt, die Aufmerksamkeit Tamoi's auf sich zu ziehen.

Wenn sie krank sind, wenden sie sich an die Zauberer, die das Uebel beschwören, indem sie den kranken Theil berühren und ihn mit Tabaksrauch beräuchern; bei der Geburt und während der Krankheit ihrer Kinder fasten sie. Sie fürchten das Geschrei der Nachtvögel, so wie den Himmel, wenn er des Abends stark bedeckt ist; er heißt dann tétéo (Tod) und sie werfen, um ihn zu beschwören, Asche in die Luft. Zur Zeit des Neumondes heben sie ihre Kinder in die Höhe, damit sie wachsen. Beim Tode wird der Guarano durch Tamoi vom Gipfel des heiligen Baumes, den er deßhalb auch stets in der Nähe seiner Wohnung pflanzt, gegen den Himmel gehoben. In jenem Lande genießt er Alles, was er in diesem besaß; man begräbt ihn, den Kopf nach Osten gerichtet, mit seinen Waffen, seinen Ackergeräthschaften und gibt ihm auch Chicha mit. Der Körper wird in der Hütte, oder auf dem Felde zwischen Matten in eine Grube gelegt, und die jungen Glieder der Familie ziehen sich einige Tage zurück und trauern, indem sie sich schwarz färben. Die Frauen haben bei den Guaranos wenig Freiheit. Als Kinder verlassen sie ihre Mütter niemals; haben sie das Alter der Heirathsfähigkeit erreicht, so unterwirft man sie einem strengen Fasten und einige tätowirte Linien auf dem Armen und tiefe Wunden, die man ihnen mitten auf der Brust beibringt — eine Sitte, die man auch bei den Patagoniern, den Puelchen, Araukanos u. s. w. findet — zeigen, daß sie die Kinderjahre überschritten haben und nun in die Gesellschaft eintreten sollen. Nirgends zeigt sich eine Frau allein, sie ist immer entweder von ihren Brüdern, oder von ihrem Vater begleitet. Einer der hervorstechendsten Charakterzüge der Guaranos ist ihre außerordentliche Rechtlichkeit; nie würde sich einer etwas zueignen, was ihm nicht gehörte. Dieß ein flüchtiges Bild der Abkömmlinge der Karaiben, jener wilden, blutdürstigen Menschenfresser, für welche die Schriftsteller der ersten Jahrhunderte der Eroberung Amerika's nicht Flüche genug hatten. — Bei allen ihren guten Eigenschaften muß man sich doch wundern,

Digitized by Google

daß sich die Guaranos so sehr weigern, das Christenthum anzunehmen. Vater Lucuena hatte nichts unter ihnen ausrichten können; die Eingebornen, weit entfernt, seinen Zwecken ane den geringsten Widerstand entgegenzusetzen, achteten und verehrten ihn, aber die kleine Zahl, welche sich taufen ließ, kam nur selten zur Kirche und gab die alten Gewohnheiten nicht auf. Sie wollen sich keinem Gesetze unterwerfen, nur von dem Wunsche beseelt, in Frieden zu leben. Einige Tage Arbeit im Jahre reichen hin, um dem Guarayo für sich und seine Familie einen Vorrath auf zwei oder drei Jahre zu verschaffen. Bekleidet mit der Rinde des Baumes, sich nährend von dem Wild, das er auf der Jagd erlegt, und den Erzeugnissen des Bodens, den er bearbeitet, unter seinem Blätterdache gegen das Wetter geschützt — warum sollte er sich eine Fessel anlegen, die er nicht braucht und deren Existenz er kaum ahnet. Im Ueberflusse wirklicher Güter, hält er sich in seiner Freiheit für den glücklichsten Menschen und betrachtet Alle, die sich den Gesetzen der Missionen unterworfen haben, als Sklaven! Morav.

Feuilleton.

.*. Petersburg. Vor Kurzem manövrirte zuerst das Heer von 2000 Kadetten (viele von acht Jahren!) als Dragoner mit Lanze, als Tscherkessen, Pagenkorps und Artillerie and bezog das Lager bei Peterhof. Ein Kontrast, wie ihn diese kleinen Dragoner mit ihren Lanzen und die alten auch in diesen Tagen vor dem Kronprinzen von Würtemberg manövrirenden Kürassierregimenter, diese breitschultrigen, bärtigen Riesen, halb in Erz mit großen fingerdicken Nägeln, auf ungeheuren Pferden bilden, ist kaum zu denken. Die Kaiserin schien sehr vergnügt, allein ihr körperliches Leiden prägt sich fortwährend in allen ihren Zügen aus.

.*. Berlin. In diesen Tagen erhielt die königliche Bibliothek das einzige auf Pergament gedruckte Exemplar der Werke Friedrichs des Großen von Sr. Maj. dem König zum Geschenk, und zugleich eines auf feinstem Velin in kostbarem Einbande. Von dieser Prachtausgabe, die für immer auch ein schönes Denkmal der fortgeschrittenen Kunst der Typographie bleiben wird, sollen nur 200 Exemplare abgezogen sein, die nicht in den Buchhandel kommen, sondern zu Geschenken für befreundete Höfe, ausgezeichnete Gelehrte und Institute bestimmt sind, und bei denen der Reichthum und die Kunst des Einbandes des erhabenen Verfassers und des erhabenen Beförderers der neuen Ausgabe würdig sind. Wir zweifeln, ob in Paris oder London geschicktere Meisterhände ein Buch schmücken können. Wahrscheinlich kostet jeder Band 10 Thlr., so daß der Einband des auf 30 Bände bestimmten Werks 60,000 Thlr. Aufwand in Anspruch nimmt. — Wie wir hören, soll die Munificenz des Monarchen den Oberbibliothekar in den Stand gesetzt haben, zur Erwerbung einer eben durch Todesfall verkäuflich gewordenen Bibliothek zu schreiten, die durch den Reichthum ihres Inhalts und ihre Seltenheiten einzig in der Welt ist.

.*. Aus Karlshof bei Neisse theilt unterm 19. Aug. ein Landwirth der Schlesischen Zeitung Folgendes mit: „Als ich heute Vormittag gegen 10 Uhr auf dem Felde bei meinen Kartoffeln war, hörte ich ein mir unbekanntes Rauschen in der Luft. In einem Augenblicke sauste ein Schwarm geflügelter Insekten über das ganze ungefähr 30 Morgen große Feld hin, auf welches sie einzeln einfielen. Das eigenthümliche Schwirren mit den Flügeln erinnerte mich nach dem, was ich darüber gelesen, an die Wanderheuschrecken. Es gelang mir, einige Exemplare zu fangen, die ich einigen Freunden, zugleich Sachkennern, zeigte, die sie dann auch für die wirkliche Wanderheuschrecken erkannten."

.*. Hamburg. Fräulein Lind hat hier an den Pensionsverein des Orchesters, an die wohlthätigen Vereine für Armen- und Krankenpflege in Hamburg und St. Georg, an das allgemeine Krankenhaus, an die Blinden-Anstalt, an die Wittwen- und Waisen-Kasse der israelitischen Gemeinde, an das israelitische Krankenhaus zusammen eine Summe von 250 Louisd'or oder 3500 Mark Cour. verschenkt. Außer diesen Geschenken auch an Privatcadeaux und Almosen über 50 Louisd'or. — Sie wird Anfangs September in Altona ebenfalls eine Vorstellung für die dortigen Armen veranstalten. Zahresz.

.*. In Edinburgh ging am Sonnabend 15. d. M. die feierliche Enthüllung des Denkmals für Walter Scott im Beisein einer ungeheuren Volksmenge vor sich. Ein langer Zug, aus den städtischen Beamten und Körperschaften, den Freimaurern ꝛc. bestehend, bewegte sich in festlicher Kleidung nach dem Prinzengarten, wo das Monument aufgestellt ist. Auf das durch einen Kanonenschuß gegebene Signal wurde die Bildsäule des gefeierten Dichters den Blicken der zahllosen Menge enthüllt, die in lauten Jubel ausbrach. Die Statue, von einem schottischen Künstler, Hrn. Steele, in großem carrarischem Marmor in kolossaler Größe meisterhaft ausgeführt, zeigt W. Scott, in tiefes Nachsinnen versunken und mit einem Buche in der Hand, in sitzender Stellung; das Plaid eines Schäfers umhüllt seine Schultern und seine Lieblingsdogge Maida liegt ihm zu Füßen. Nach einem Gebete des Dr. Stewart vollzog Lord Glenlyon, Großmeister der schottischen Freimaurer, die bei solchem Anlasse üblichen Ceremonien und der Lord Provost verbreitete sich beredt über den Geist und den wohlverdienten Ruhm des schottischen Barden. Ein öffentliches Diner beschloß die Festlichkeit. — In Weimar soll das Grab Wieland's ein seines Andenkens würdiges Denkmal erhalten. Hannöv. Mrgnztg.

.*. Beim Schauspiel-Director Weißenborn, welcher bekanntlich früher mit seiner Gesellschaft Sachsen bereiste, waren sämmtliche Mitglieder des Schauspiels und der Oper verpflichtet, Chor zu singen, weshalb ein eigentlicher Chor nicht engagirt war. Nun traf es sich ja einer Zeit, daß sämmtliche Herren, außer den Solosängern mit Baßstimmen begabt, und nicht ein einziger Tenor unter ihnen zu finden. — Der damalige Musik-Director Schuffenhauer setzt den Director hievon in Kenntniß und erklärt, daß keine Oper mehr gegeben werden könne, wenn nicht einige Tenoristen für den Chor engagirt würden. — Hierauf erwiederte der Director: „Warum nicht gar! — noch Choristen engagieren? — Nehmen Sie nur die Herren alle strenge vor, sie können schon Tenor singen; allein sie sind zu faul und machen sich's gern bequem, und wollen deshalb nur Baß brummen!" Hmrst.

.*. Der Pariser „Corsaire-Satan" meint, Marschall Bugeaud habe in Algier ein großes Problem gelöst, nämlich das, unablässig zu marschiren, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 30. August. (Zum Erstenmale) Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen. Nach einem neu bearbeiteten Buche von Lenz. Musik von Mozart.

Montag, den 31. August. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery and Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 241. Dienstag, den 1. September 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Don Juan faßte den Leporello mit etwas unsanftem Gruße beim Arm.

„Bursche, wie stehest du da und zitterest," rief er, „und fürchtest Dich, mich willkommen zu heißen! Es überläuft Dich kalt bei den Zaubern der Nacht und Du erschrickst vor dem anmuthigen Spiele ihrer Schatten!"

Leporello murmelte ein Gebet zwischen den Zähnen, drehte und wandte sich, um sich loszumachen.

„Du betest," sprach Don Juan und lachte. „Ja, wem es bangt vor der Magie der Erscheinungen, wem es bangt vor der Schönheit, der thut wohl zu beten! Ihr dürft Euch wohl fürchten vor diesen Dingen — „„wer die Schönheit angeschaut mit Augen, ist dem Tode schon anheim gegeben!""

„Herr, ich habe kein Theil an Euern Sünden," rief Leporello, der jetzt erst zu noch größerem Schrecken gewahrte, daß auch sein Begleiter entwicht war, — „laßt mich los: ich habe Euch immer gewarnt!" —

„Armer Leporello, Du grauer Spitzbube, der Du einst mit der Moral blos dilettiertest, Du bist jetzt Moralist von Profession geworden! Sieh her, diese Blüthen, die des Nachts betäubender duften, als bei Tage, diese Zweige, die im Mondschein geheimnißvoller nicken als im Sonnenlicht, dieses Geklüft, diese Mauerrisse, die uns räthselhafter angähnen, sieh diese große schöne wüste Natur, die jetzt wie berauscht erscheint, bald in Schlummer versunken, bald dämmernd, gaukelnd, spielend zwischen Schlaf und Wachen — — doch, Leporello, ich bin ein Esel, daß ich Dir beweisen will, die grauenvolle Nacht, die das Verbrechen gebärt, die unheimliche, gespenstige Nacht, und doch auch die heilige Nacht, die Nacht der Liebe, die Nacht, wo die Naturkräfte, verdoppelt, vervierfacht in ihrem Wirken, in süßem Zauber unsere Sinne umstricken, sei holder, trauter, als das glatte, fahle, monotone Bild des Tages! Ehrsamer Leporello, seit Du ein Moralist geworden, hast Du Dich aus einem seltenen mysteriös gezeichneten Nachtfalter, der die Blüthenkelche der Nachtviolen trinkt und um jede blendende Kerze flattert, bis ihn die Flamme erfaßt und verzehrt, nach welcher er sich sehnte, in einen reinen, säuberlichen, weißen Tagvogel verwandelt, der auf Kohlhäuptern thront und zwischen den Blüthen eines Rübenfeldes seines Lebens sich freut, ungefährdet; denn nicht einmal die Knaben werden ihr Garn über das gemeine Insekt werfen!"

„So seid Ihr also auch im Tode noch nicht einmal bekehrt von Eurem lästerlichen Lebenswandel!" seufzte Leporello.

„Ich bin bekehrt, wahrhaftig Leporello, ich will Dir den Beweis liefern, daß ich ein gründlicher Convertit bin! Aber sag' an, wer wohnt noch in der Nähe von meinen Schätzchen? Freilich sie werden alle älter geworden sein, wie Du! Das Leben altert, nur die Todten bleiben ewig jung."

Leporello zögerte.

„Verschont mich, Herr! Soll ich immer wieder eine neue Schuld auf meine Seele laden, daß ich eines schwachen Weibes Seligkeit an Euch verrathe?" —

„Keine Schuld, mein guter Leporello," rief Don Juan und drückte ihm so herzhaft die Hand, daß er laut aufschrie. „Es ist nur noch Schattenspiel, kein Ernst mehr. Aber glaubst, daß wenn Liebe der Urgrund meines Wesens war, auch nur ein Schatten meines Wesens noch sein könnte ohne Liebe? Ich habe immer wahr und aufrichtig geliebt, nur sind meine Liebschaften sehr kurze Wahrheiten gewesen. Zeige mir den Weg, Leporello, zu einer Dame, die ich liebte! Ich sage Dir, in Minuten werde ich wieder siegen; denn das habe ich voraus vor den Andern, daß mir die Liebe wie eine elementarische Kraft im Blute sitzt, während es bei Jenen nur ein Zustand, eine Stimmung ist, eine Grille, ein Gelüst."

„Ich kann Euch keinen Weg zeigen, gestrenger Herr," sprach Leporello. „Von Euren alten Bekanntschaften wohnt nur Eine in der Nähe, eine sehr unbedeutende, Jungfrau Zerlinchen, und die ist jetzt verheirathet an den Masetto; er ist eine ehrliche Haut, und Ihr werdet wohl mit der Madame Massetto nichts zu schaffen haben wollen."

„Du sprichst, wie Du's verstehst, Leporello. Ein Kind wie Zerlinchen ist nicht unbedeutend; aber es bedarf eines Kennerblickes. Sie hat also den ledernen Burschen geheirathet! — Auf Freund, zeige mir den Weg zu ihrer Wohnung! Wenn eine so nette, aufgeweckte, zur Freude und Liebe geborne Dirne mit einem Strohmanne häuslich sich niederläßt, dann muß die überschäumende, wilde Genialität der Teufel sein, welcher ihr ein Ei in die Wirthschaft legt. Gebt Acht, ihr klugen Dämchen, Vernunftheirathen sind leicht die unvernünftigsten. Was hältst Du wohl von Zerlinchen, Leporello; ich möchte Dein Urtheil wissen, denn Du bist verständig, und Dein verständiges Urtheil wird ein Allerweltsurtheil sein; denn der Verstand ist das Trivialste auf der Welt."

Leporello sprach:

„Zerlinchen ist ein munteres, zu Zeiten ein wildes Ding. Herz und Verstand schwimmen oben; ich meine, sie ist blos ein Bauernmädchen, das lebt und leben läßt, ein helles, klares, natürliches Ding, die Recensenten würden sagen, ihr Character habe keine Tiefe. Ihr müßt auch nicht glauben, zum zweiten Male Zerlinchens Augen blenden zu können. Sie war ausgelassen wie ein Kind bis zur Hochzeit und jetzt ist sie seriös und streng und eine musterhafte Haushälterin, ärgert sich über ihre alten Thorheiten, raisonnirt, wenn man auf dieselben anspielt und liebt ihren Masetto so viel als möglich und in dieser Möglichkeit mag viel Ehrbarkeit aber wenig Leidenschaft verborgen liegen.

Digitized by Google

Nein, mein strenger Herr, sucht eine Andere als Zerlinchen, sie möchte Euch einen groben Dank schenken für Eure feinen und zarten Liebesphantasieen."

„Weit gefehlt, mein Bester," rief Don Juan, der sehr aufgeräumt zu werden schien. „Ich erblickte etwas ganz Anderes in dem liebenswürdigen Kinde. Du weißt nicht, was die Gewohnheit, was der Glaube an das geheiligte Herkommen, was Menschenfurcht thut. Daß das Pferd, welches man immer auf der rechten Seite der Deichsel angeschirrt hat, scheu oder stätig wird, wenn man es einmal auf die linke spannt, ist seine Tugend: so ist es auch des Menschen Tugend, daß er sich nicht mehr auf die linke Seite anschirren läßt, wenn man's ihm durch Gewöhnung zum Instinkt gemacht hat, auf der rechten zu gehen. Zerlinchen hat Phantasie, ihre Natürlichkeit ist genial, ihre Naivität verteufelt schalkhaft, Zerlinchen ist erregbar und sensibel wie Eine; Du sagst sie ist ausgelassen, nun gut, dann muß sie auch viel Gemüth haben, denn Ausgelassenheit des Verstandes wäre Wahnsinn. Zerlinchen zählt zu den versteckten Virtuosen der Lebenslust, ein Masetto schläfert dieselben ein, aber laß nur den Schatten eines Don Juan dazwischen treten, und sie wird auf der Stelle erwachen. (Forts. folgt.)

Briefe des Ritters Zimmermann.

(Fortsetzung)

5.

Hannover, den 7. Januar 1787.

Tausendfachen Dank, tausendfache Entschuldigungen und Antwort auf so Vieles bin ich Ihnen schuldig, mein theuerster und höchstverehrtester Herr Professor, Gönner und Freund, und doch kann ich dies Alles heute nicht berühren. Aber eine sehr dringende Bitte habe ich Ihnen vorzulegen. Haben Sie die große Güte, beiliegendes Blatt, so wie es ist und ganz unverändert, in der „Erlangischen politischen Zeitung" abdrucken zu lassen. Es betrifft die Rechte der Wahrheit und die Ehre einer der vortrefflichsten Personen, die ich in meinem Leben gekannt habe, und die man jetzt auf die abscheulichste Weise allenthalben kränkt. Lavater hat sich in seiner „Rechenschaft an seine Freunde", zweites Blatt, über Katholicismus und Jesuitismus, so vertheidigt, daß man sich schämen wird, das Mährchen von seinem Katholicismus jemals geglaubt zu haben. Dieses Blatt ist im November des vorigen Jahres in Winterthur gedruckt und vermuthlich noch nicht in Ihren Händen.

Haben Sie die große Güte, mir das Blatt der „Erlangischen Zeitung", in welchem beiliegender Artikel abgedruckt sein wird, so bald als möglich zu überschicken, damit ich die vortreffliche Fürstin von Dessau dadurch erfreuen könne. Entziehen Sie mir, mein theuerster Gönner, ihr Andenken nicht, so wenig ich auch dasselbe verdiene. Haben Sie Geduld und Mitleiden mit mir und seien Sie meiner Liebe und Hochachtung versichert.

[Beilage.] Dessau, 27. December 1786.

Die Besorgnisse und Träume der neuen Zionswächter in Berlin von den Fortschritten des Katholicismus in protestantischen Ländern gehen so weit, daß man seit einigen Monaten aus Berlin nach allen Gegenden von Deutschland geschrieben hat: die Fürstin von Dessau (eine geborene Prinzessin von Brandenburg, die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer Seele die reformirte Religion bekennt) sei unter Lavater's Führung in Zürich zur katholischen Religion übergegangen, und stehe nun im Begriff, sich in ein Kloster zu begeben! Verschiedene deutsche Zeitungen haben diesen Wahn nach ihrem besten Vermögen verbreitet. Die Fürstin von Dessau war vor einigen Monaten im Bade zu Ems und nicht in Zürich; und wir sind berechtigt, auf Verlangen dieser hohen Personen und mit Ihren eigenen Worten, es laut und öffentlich zu sagen: „daß Sie nichts Dummeres als diese nun in ganz Deutschland wiederholte Lüge wisse; denn wäre sie schwach genug gewesen, eine andere Religion anzunehmen, als diejenige, in der sie geboren und erzogen ist, so dächte sie doch nicht so niedrig und falsch, um eine Larve vorzuhalten und damit einem Gottesdienste beizuwohnen, der nicht der Gottesdienst ihres Herzens wäre."

6.

Hannover, den 29. Januar 1787.

Ich danke Ihnen auf das allerverbindlichste, mein hochgeehrter Freund, daß Sie mir mit einer solchen Geschwindigkeit geholfen haben, Unschuld zu retten. Die Zeichen dieser Zeit scheinen mir vielleicht aus einer ganz anderen Ursache eben so bedauerlich als Ihnen. Schwärmer und seinwollende Philosophen schwärmen: das ist meine Klage. Ich müßte Ihnen ein Buch schreiben, wenn ich Ihnen alles erzählen sollte, was mir der große Friedrich in 17 Tagen, die ich bei Ihm zubrachte, und bei 33 Besuchen, die ich Ihm machte, über unzählige Dinge von der verschiedensten Art sagte. Ich sah Ihn den 24. Junius zum ersten- und den 10. Julius zum letztenmale. Seines elenden Zustandes ungeachtet, war Er noch immer der große Geist, der Er immer gewesen ist. Er unterhielt sich jeden Tag einige Stunden mit mir, und begegnete mir vom Anfang bis zum Ende äußerst freundlich und liebreich. Ich hatte das Glück Ihn öfters zu erleichtern und Er belohnte mich dafür königlich und machte mir diese 17 Tage zu den interessantesten meines ganzen Lebens. Am 11. Julius ging ich mit meiner Frau nach Worlitz, zu dem Fürsten und der Fürstin von Dessau, wohin wir eingeladen waren. Auch dieser Aufenthalt ward uns sehr wichtig. Indem wir da waren, kam Lavater auch dahin. Wir waren über drei Tage beisammen, und hörten ihn in Dessau predigen. Ich weiß nicht, welches Denkmal der Gnade, die mir die Kaiserin von Rußland widerfahren läßt, Sie kennen wollen? Die Kaiserin hat mir im Jahre 1785 reiche Geschenke gemacht, im Jahr 1786 schickte Sie mir ihr Portrait, ein großes herrliches Gemälde, und in dem vergangenen Junius erhob Sie mich in den Ritterstand, dessen Zeichen ich, mit Genehmigung des Königs von England an meinem Halse und auf meiner Brust trage. Sie setzte mich auch im vorigen Jahre in den Stand, das Glück vieler Aerzte zu machen, und überließ mir zu diesem Zwecke die Disposition von einer sehr großen Summe Geldes, die ich nach eigner Willkür und nach Maßgebung der Verdienste eines jeden vertheilen konnte. Sie beehrt mich mit einer fortgehenden Correspondenz und schickt öfters Couriere an mich. Am 20. November 1786 hatte ich den vorletzten Brief von dieser Monarchin und den 26. Januar 1787 den letzten. Daß aber diese Briefe nicht mittheilbar sind, mein lieber Freund, dieß versteht sich von selbst.

Digitized by Google

Den 4. Februar 1787.

Den 30. Januar brachte mir ein Russischer Courier nochmals ein Paquet von der Kaiserin. Sie sehen also, mein lieber Freund, daß sich diese große Frau meiner noch immer erinnert, und selbst in den Zeiten, da sie mit den größten Gegenständen beschäftigt ist, und eben im Begriffe war nach Kiew abzureisen. Aber lassen Sie sich dieses genug sein.

Sie erinnern mich in Ihrem Briefe vom 14. Januar 1787 an eine kranke Dame, von der Sie mir den 26. Januar 1786 gesprochen hatten. Ein Russischer Courirr, den ich am Anfang des Februars 1786 mit mancherlei wichtigen Aufträgen erhielt, stürzte mich damals in ein Meer von Geschäften, die bis zu meiner Abreise nach Potsdam fortdauerten. Ihr Brief vom 26. Januar, und einige hundert andere Briefe wurden deßwegen nicht beantwortet. Ach, mein lieber Freund, Sie haben keinen Begriff von meiner Lage!

Herzlichen Dank für Ihre mir überschickte Predigt vom 18. Junius 1786. Ja wohl ist solche evangelische und apostolische Einfalt unendlich besser und zweckmäßiger, als alle Spekulationen, bei denen man doch immer in der Irre herumläuft, und am Ende immer tiefer in Zweifelsucht verfällt. Gott wird es mir verzeihen, denke ich oft, wenn ich in meinem Glauben an unverständliche Dinge schwanke, aber deste eifriger ergreife ich auch darum solche herrliche und praktische Wahrheiten wie Sie in ihrer Predigt vortragen.

Behalten Sie mich lieb, und sein Sie meiner dankvollen Freundschaft und größern Verehrung versichert, so sparsam und unvollkommen auch meine Antwortsbriefe sind: denn was ich jetzt an Sie schreibe, das schreibe ich nicht mit Ruhe, sondern mit Aengstlichkeit und in dem unangenehmsten Drange von ganz sich widersprechenden Geschäften. Z.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Ein eben aus dem Orient zurückkehrender Engländer gibt von dem todten Meer folgende Beschreibung: Gegen vier Uhr Abends sah ich endlich das düstre Bild des todten Meeres. Ich nahte mich diesen Wassern der Vernichtung; sie dehnten sich südwärts tief in die Wüstenei aus und vor mir und rings um mich her, so weit das Auge reichte, thürmten sich Felsen schwerfällig über Felsen, nackt, blaß und fahl. Nicht eine Mücke summte in dieser unseligen Luft, kein Halm trat aus dem Schooß der Erde, nirgends ein Zeugniß der ewigschaffenden Natur. Einige von dem Jordan herabgeschwemmte Bäume lagen an dem Strand und reckten unheimlich ihre dürren, in einer langen Reihe schweigsamer Jahre unter dem flammenden Himmel verkohlten Aeste empor; diese Skelette bildeten ganz passend die Staffage der merkwürdigen Landschaft. Wir wanderten an dem gesalzenen Meere hin: mit jeder Minute wurde die Ansicht trübseliger. Die Nacht überraschte uns: wir mußten neben einem Sandhügel bivouakiren. Kaum daß wir einige ausgetrocknete verkohlte Grashalmen auftreiben konnten, den Hunger unsrer Pferde nothdürftig zu stillen, und wir selbst haben, auf ein Stück Käse und Ziegenmilch angewiesen, niemals eine schmalere Abendmahlzeit gehalten. Wir mußten die ganze Nacht ohne Feuer hinbringen, und doch blies der Wind sehr kalt. Am frühen Morgen des folgenden Tages machten wir uns wieder auf den Weg und kamen an die Einmündung des Jordan in das todte Meer. Wir mußten über den Fluß kommen und das war nicht leicht: denn niemals hat man auf diesem Fleck der Erde etwas sehen, was einer Brücke oder einem Schiff ähnlich gewesen wä Bis wir also einen Entschluß über das Wie? gefaßt hatten, wollte ich die Zeit benutzen und mich im todten Meer baden. Das Wasser vertieft sich vom Ufer aus so langsam und allmälig, daß man eine gute Strecke gehen muß, bis es einem an das Kinn reichen soll. Uebrigens ist es hell und durchsichtig, hat jedoch einen furchtbar widerlichen Geschmack. Schwimmen kann man nicht darin, Arme und Beine bleiben immer auf der Oberfläche, man bemüht sich vergebens, sie unterzutauchen, und macht man die Bewegungen des Schwimmers, so fährt man, statt im Wasser, in der Luft umher. Dies Exercitium hatte mich bald ermüdet. Als ich wieder auf das Land stieg, war ich mit einer dicken Salzschicht ganz überzogen, indem die heiße Sonne in einem Augenblick das Wasser auf mir verdampfen gemacht hatte. +.+.+.

*** Eine neue Erfindung. Mr. Dennis Smith in Dublin, meldet der „Punch", hat einen Wagen erfunden, der das Umwenden völlig unnöthig macht. Derselbe ist nämlich hinten und vornen mit zwei Pferden bespannt, die abwechselnd auf der Hin- und Rückfahrt vorwärts oder rückwärts laufen; nur besteht die einzige Schwierigkeit noch darin, die Pferde an das Rückwärtslaufen zu gewöhnen. Der Erfinder hat bereits ein Patent bekommen.

*** Hamilton's Wittwe soll nach Beschluß des Senats in Washington 20,000 Dollars für 1000 Exemplare der sämmtlichen Werke ihres verstorbenen Mannes erhalten: eine Belohnung und Ehre zugleich! Alexander Hamilton war zu Nevis-Island 1757 geboren, und trat, 19 Jahre alt, als Artilleriekapitän in die amerikanische Armee. Seine Tapferkeit und sein freundliches Betragen zogen bald die Aufmerksamkeit des Generals Washington auf sich, der ihn 1777 zu seinem Adjutanten ernannte. Er nahm thätigen Antheil an den Treffen von Brandywine, Germantown, Monmouth und an der Belagerung von Yorktown. 1782 wurde er vom Staat Neuyork in den Congreß erwählt, und 1786 in die Legislatur von Neuyork. Dann wurde er in den Ausschuß ernannt, der die Constitution der Vereinigten Staaten entwarf, und arbeitete mit Madison und Jay an der föderalistischen Zeitung. Bei der Bildung der Bundesregierung wurde er wegen seines großen finanziellen Talentes Secretär der Finanzen und nach dem Tode Washingtons Obergeneral. Den 12 Juli 1804 starb er an einer Wunde, die er Tags vorher in einem Duell zu Hoboken mit dem berüchtigten Aron Burr erhalten hatte. Seine Privatcorrespondenz sowie seine offiellen Papiere sind für die Geschichte des Landes vom höchsten Interesse, und mit gespannter Erwartung sieht man der Veröffentlichung derselben entgegen, da, sagt der Augsburger „Allg. Ztg." Niemand zweifelt, das Haus werde die Bill des Senats annehmen.

*** Peterhof ist der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Nikolaus. Hier residirt er im Kreise seiner Familie vom Beginne des Juni bis zum Ausgange des August. Dieser Vorzug hat es bei seiner schönen Lage ungemein vergrößert und verschönert. Die mehrmonatliche Nähe des Hofs hat die meisten Großen und andere distinguirte Personen der Residenz hierher gezogen, wo sie stattliche Landhäuser besitzen. Der Kaiser und seine Familie wohnen in Alexandria, einem reizenden Duodezschlößchen ganz nahe am Meere, etwa zwei Werste links vom Hauptpalais abliegend, von dichtem Gebüsch umgeben. Er erbaute es im Anfange seiner Regierung und nannte es nach seiner Gemahlin. Im Hauptpalais residirt der Kaiser nur bei hohen Staatsfesten und prunkvollen Scenen. Jetzt bewohnen es die hohen Neuvermählten. So sehr alle Peterhof besuchenden Fremden bemüht sind, Alexandria in der Nähe zu sehen, bleibt ihnen

Digitized by Google

doch der Zutritt dahin verweigert. Es ist dem Publikum nur einmal im Jahre zugänglich, am 14. Juli, dem Tage nach dem Geburtsfeste der Kaiserin. Die übrigen Glieder des Kaiserhofes haben gleichfalls Sommerpalais in und bei Peterhof, deren prunklofes Aeußere ganz den lieblichen Schweizercottages gleicht; eine Ausnahme macht das imposante Leuchtenberg'sche Palais, zwischen Peterhof und Oranienbaum liegend, auf einem die Fernsicht aufs Meer beherrschenden Berge, dessen Anblick gleich seine Bestimmung anzeigt. So leben hier die gesammten Glieder der hohen Familie nahe beisammen; man sieht sie häufig in den kühlern Abendstunden — am Tage gestattet dies die enorme Hitze nicht — in den weiten schattenreichen Räumen des Parks in einfachen Carricles mit zwei Pferden bespannt, promeniren, oder den Kaiser und den Thronfolger, neben ihren Gemahlinnen sitzend, selbst kutschiren. In solchen Momenten sind keine Attribute der Majestät zu gewahren; der Kaiser, ein hohes Muster der fürsorgendsten Gatten- und Vaterliebe für alle seine Unterthanen, ist unablässig darauf bedacht, seiner Familie und den Gästen fast täglich ein sie heiter unterhaltendes Fest zu geben. Das Rendezvous Aller pflegt dann in der achten Abendstunde vor dem Portal des großen Palais zu sein, an dem ein langer Zug in vorgedachten Wägelchen hält und, sind alle beisammen, seine Richtung, den Kaiser mit der Kaiserin an der Spitze, zum bestimmten Orte nimmt. D. A. Z.

*** Ein zweiter Regulus. Zu Nantes starb in hohem Alter ein ehemaliger Kaufmann, Namens Haudaudine, welcher sich in den Bürgerkriegen des Jahres 1793 durch eine wahrhaft heldenmüthige und patriotische That auszeichnete. Er war in die Gefangenschaft der Vendeer gerathen, und wurde nebst zwei anderen Leidensgefährten mit dem Auftrage, ein Auswechselung der Gefangenen zu Stande zu bringen, nach Nantes geschickt. Die königliche Armee legte auf diese Auswechselung großen Werth. Die drei Abgesandten mußten ihr Ehrenwort geben, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn es ihnen nicht gelänge, die Gegenpartei zur Annahme des Vorschlags zu bewegen. Daß ihnen nach der Rückkehr nichts anderes als der Tod bevorstand, konnte ihnen bei der Erbitterung, mit welcher jener Krieg geführt wurde, nicht zweifelhaft sein. — Sobald die drei Abgesandten in Nantes ankamen, versammelten sich die Civil- und Militärbehörden. Haudaudine trug den Zweck der Sendung nebst den gestellten und beschworenen Bedingungen vor. Die Auswechslung der Gefangenen ward abgeschlagen; Haudaudine selbst stimmte dazu. Man wollte die drei Abgeordneten nicht wieder fort lassen. Die beiden Begleiter Haudaudines ließen sich leicht bereden, aber dieser berief sich auf sein gegebenes Ehrenwort, und kehrte in das Lager der Vendeer zurück. Sein Erscheinen erregte unter den Chefs der letzteren großes Erstaunen; aber die Erfolglosigkeit der Sendung machte sie noch erbitterter als zuvor. Haudaudine wurde nebst den übrigen Gefangenen von Lager zu Lager, von Dorf zu Dorf geschleppt, und er würde gewiß das Loos vieler tausend Opfer des Parteihasses getheilt haben, wenn ihn nicht ein plötzlicher Wechsel des Kriegsglücks gerettet hätte. Die Vendeer wurden in einem blutigen Gefecht bei Chalet besiegt, und zogen sich über die Loire zurück. Der General de Bonchamps war tödtlich verwundet; als er sich seinem Ende nahe fühlte, verlangte er von den übrigen anwesenden Offizieren, daß sein letzter Wille gewissenhaft vollzogen werden solle. Seine Freunde gaben ihr Ehrenwort darauf. „Lassen Sie die Gefangenen frei," sagte er. Wenige Augenblicke nachher starb er. Die Gefangenen wurden sogleich in Freiheit gesetzt. So kam auch Haudaudine nach Nantes zurück, und wurde mit lautem Jubel aufgenommen. A. Th. Z.

*** Folgendes, zwar nicht für den Betheiligten, wohl aber für Andere amüsante Abenteuer wird jetzt in Paris überall erzählt: Ein ältlicher, sehr bekannter Graf stund im Begriff, eine junge reiche Erbin zu heirathen, deren Neigung von den Eltern, welche diese Vermählung wünschten, gar nicht berücksichtigt worden war. Vor einiger Zeit begab sich der von Gegenliebe träumende Bräutigam nach M . . . unweit Paris, um die Dame seiner Wahl zu besuchen. Sie war gerade im Garten. Er eilt sogleich dahin und sieht hier unbemerkt die junge Schöne auf einer Bank sitzen und mit einem Federmesser etwas in einen Baum schneiden. Nachdem sie sich entfernt, eilt er zu dem Baume und liest die in die Rinde eingeschnittenen Worte: „Charles, Dein bis zum Tode!" Charles ist ein junger liebenswürdiger Soldat und mit der Dame verwandt. Der Graf erinnerte sich klüglich, daß ein General auch durch einen zeitgemäßen Rückzug Ruhm ernten kann. A. M. Z.

*** O ihr, die ihr laufende Rechnungen bei euern Kaufleuten habt, vergeßt nicht, wenn, wie Rabelais sagt, die unvermeidliche Viertelstunde kommt, eure Rechnungen zuvor durchzusehen. Hört zum warnenden Beispiele die Geschichte eines Sattels, die uns zu Ohren kam. Einer jener Yankeekaufleute, welche Alles verkaufen, erinnerte sich eines Abends, als er seine Bücher durchsah, daß er im Laufe des Tages einen Sattel an einen seiner Kunden, oder an einen seiner Clienten, wenn ihr es so lieber hört, verkauft habe. Aber er hatte den Verkauf einzutragen vergessen, und er mochte nun sein Gedächtniß so sehr anstrengen als er wollte, er konnte sich auf den Namen des Käufers nicht besinnen. Nun nahm er seine Zuflucht zu seinen Büchern, um zu versuchen, ob der Anblick der aufgeschriebenen Namen seinem Gedächtnisse nicht zu Hilfe käme, und wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß er wirklich eine Stunde und 32 Minuten mit dieser Beschäftigung zubrachte. Als er endlich sah, daß alle seine Anstrengungen fruchtlos blieben, sagte er mit der Miene eines Mannes, der eine höchst schwierige Aufgabe glücklich gelöst hat, zu seinem Commis: „Um zu einem Ende zu kommen, schreiben Sie auf jede Rechnung einen Sattel; diejenigen, die ihn nicht gekauft haben, werden schon dagegen protestiren." Gesagt, gethan! Der zur Bezahlung festgesetzte Tag kömmt. Man zieht die Bücher aus und findet die Rechnungen ab. Die bei weitem größere Anzahl der Kunden bekümmert sich um weiter nichts als um die Totalsumme, und indem sie diese Totalsumme bezahlen, bezahlen 32 diesen glücklichen Sattel; unter diesen 32 befanden sich offenbar 31, die ihn nicht gekauft hatten. Als der Kaufmann diesen wunderbaren Erfolg seines wunderbaren Einfalls erfuhr, war er einen Augenblick darüber unschlüssig, was er jetzt thun solle. Meiner Treu, sagte er endlich, man war mir das schuldig, um mich für mein fruchtloses Nachsuchen in meinen Büchern zu entschädigen. Und damit behielt er das Geld. Es steht aber jetzt zu fürchten, daß dieses neue Wunder der Multiplication ihn am Ende Geschmack an der Suche gewinnen lasse. Inhrbz.

*** Hofrath Dingelstedt, welcher auf Döblers Villa in Klosterbrunn krank darniedrr lag, ist wieder hergestellt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 31. August. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Deärier-Manfred.

Dienstag, den 1. September. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 242. Mittwoch, den 2. September 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Wenn ich wüßte, wie es vor ein paar hundert Jahren im Innern einer spanischen Bauernwohnung auszusehen pflegte, so würde ich es beschreiben. Ich glaube, es war nicht viel mehr zu erblicken, als die kahlen Wände: wo die Leute den Aufenthalt in Wald und Feld so schön ausgeschmückt finden, bleibt ihnen wohl wenig Sinn für den Schmuck der engen Räume des Hauses.

Zerlinchen saß einsam in einem solchen schmucklosen Stübchen; die Lampe, welche von der Decke herabhing, leuchtete spärlich zu ihrer häuslichen Arbeit. Zur Seite lag weichgebettet ein kleines Kind, ihr Erstgebornes; es schlummerte, reckte zuweilen im Schlafe die Händchen aus und lächelte, es war jenes Lächeln im Schlafe, wo man sagt, daß die Kinder einen Engel sähen. Zerlinchen blickte von Zeit zu Zeit von ihrer Arbeit weg, um dem Athemzug des Kleinen zu lauschen, sie zog oder strich wohl auch leise an dem Bettchen, als ob sie es dem Kinde immer noch nicht bequem genug gemacht hätte, und neigte sich zuweilen darüber hin, nicht sowohl um die kleinen zarten Lippen, als den Athem, der denselben in gemessenen Zügen entströmte, zu küssen, denn sie fürchtete, es aufzuwecken.

Zerlinchen war recht glücklich. Ein größeres Glück, als sie gegenwärtig sich eigen fühlte, mochte sie sich gar nicht denken. Sie war zufrieden, doch mußte sie sich öfters ernstlich vornehmen, zufrieden sein zu wollen und nichts weiter zu begehren. Sie liebte ihren Masetto, weil er gut und brav war, weil er sie geheirathet hatte, weil eine Frau ihren Mann lieben muß, weil das schlummernde Kleine in dem Bettchen daneben zugleich ihm und ihr zugehörte. Es gibt nicht viele Familien, bei denen so viel Friede und Glück eingezogen ist, wie bei Zerlinchen und Masetto.

Masetto bleibt lange aus. Zerlinchen summt bald leise eine Romanze oder eine Tanzmelodie, bald blickte sie lauschend zum Fenster hinaus, dann arbeitete sie wieder mit wahrem Ungestüm darauf los, um ihrer Ungeduld Meister zu werden. Es wurde ihr allmälig seltsam zu Muthe, sie dachte an verschwundene Zeiten; mit dem Erinnern verknüpft sich die Sehnsucht nach dem Vergangenen, wie das Hoffen die Sehnsucht nach dem Künftigen heraufführt. —

Es pocht leise, dann etwas lauter an dem Fensterladen. Zerlinchen schauert zusammen. Thörigte Furcht! Es wird Masetto sein. Sie öffnet das Fenster. Nein, er ist es nicht; es ist eine höhere, majestätischere, edlere Gestalt, ganz und gar in den Mantel verhüllt, den Hut mit der wogenden Feder tief ins Gesicht gedrückt. Es ist ein Wanderer, der um Aufnahme, um kurze Rast bittet; die Gegend ist schlecht bewohnt, Zerlinchen's Haus liegt einsam. Man muß wohl dem müden, obdachlosen Manne öffnen, der zudem ein vornehmer Herr zu sein scheint. Zerlinchen thut es, doch nicht ohne Bangen. Natürlich, sie ist ja auch so ganz allein und hülflos.

Der Fremde nahm in einem Winkel des Zimmers Platz. Das unsicher auf- und niederflackernde Dämmerlicht des Lämpchens half ihm sein Incognito bewahren. Zudem konnte es Zerlinchen nicht über sich gewinnen, ihn scharf anzusehen.

Er erzählte von seinen Wanderungen, von dem freien lustigen Leben, das ein flotter junger Bursche draußen führe, der mit leichtem Sinn die Welt durchstreife, und wie man sich bald hier bald dort ein Schätzchen erwerbe, von allen Mädchen gern gesehen.

„Ach, das muß ein herrliches Treiben sein!" rief Zerlinchen. „Wir armen Frauen müssen immer stille zu Hause sitzen!"

Dann redete der Fremde weiter von den Gefahren und Abenteuern, die er auf seinen Reisen bestanden. Er wußte seine Worte gar zu schön zu setzen und immer trat seine ritterliche Persönlichkeit so anmuthig in den Vordergrund bei all den kleinen Histörchen, welche er erzählte! Zerlinchen blickte manchmal verstohlen weg über ihre Arbeit, die langsam vorwärts ging; der interessante Wanderer saß auch so ungünstig im Schatten und versteckte sich ärgerlich tief in seinen Mantel! Manchmal war er recht boshaft.

„O, das ist köstlich," rief er, „wenn man des Mittags noch nicht weiß, wohin man des Abends sein Haupt legen soll und nun immer lustig in den Tag hinein wandert, Freudiges und Aergerliches, was Einem begegnet, mit gleichem heiteren Muthe hinnehmend. Man fühlt, daß man sein eigner Herr ist, drum überwindet man Alles leicht. Hat man dann vollends so ein liebes kleines Kind zur Seite, das wie Sie unser freies frohes Treiben versteht, schätzt, mitzumachen weiß, dann ist's ein wahres Götterleben! — Wie lange sind Sie verheirathet, Madame?"

Zerlinchen schämte sich ordentlich, auf die dumme Frage zu antworten.

„Anderthalb Jahre, glaub' ich," sagte sie kleinlaut.

„Da hatt' ich einen treuen Freund," fuhr der Fremde fort, „es war der Ritter Don Juan, jetzt ist er todt, der war oft der Genosse meiner kecken Querzüge. Ausgelassen, wenns galt, wie Einer, liebenswürdig, daß ihn kein Mädchen ohne Sehnsucht ansehen konnte. Oft aber erzählte er mir von einem reizenden Kinde, einem Bauernmädchen, ich glaube, er nannte es sein unvergeßliches Zerlinchen. Ich liebte sie, sagte er manchmal, und dann standen ihm wahrhaftig die Thränen nahe, wie ich Keine jemals liebte, und sie allein hat mich verschmäht."

„Das sagte er wirklich? — Der Abscheuliche! Ein sauberer Herr war er, Euer Freund Don Juan, aber im

Digitized by Google

Uebrigen ist er doch ein schöner, liebenswürdiger, interessanter Mann gewesen!"

„Sie haben ihn gekannt?" rief der Fremde, schlug seinen Mantel zurück und trat ein paar Schritte näher. „Man sagt, ich habe eine frappante Aehnlichkeit mit demselben. Urtheilen Sie selbst." (Forts. folgt.)

Briefe des Ritters Zimmermann.

(Fortsetzung)

7.

Hannover, 29. März 1790.

Kästner und Gedicke haben sich die größte Mühe gegeben, die Welt zu bereden, ich sei wahnwitzig; Kästner schon im Jahre 1778 und 1779. Was that ich dagegen? Ich schrieb mein Büchlein über die Einsamkeit und im vorigen Jahre mein Büchlein über Friedrich den Großen. Ihr Brief vom 16. März war mir sehr erfreulich, weil ich daraus sah, daß Sie meine Fragmente über Friedrich erhalten hatten. Wegen der Beilage des Briefes vom 16. März muß ich Ihnen sagen, daß ich zwar Herrn Stark als einen protestantischen Prediger wegen des ihm von den Berlinern angeschuldigten Catholizismus herzlich bedauert habe: aber dessen ungeachtet machen mir die Starkischen Streitigkeiten und alle seine Etwasse — die allererbärmlichste Langeweile! Von allen diesen schönen Sachen pro und contra lese ich nichts.

Ihr Brief vom 23. März und der beigelegte Anfang der Anzeige meiner Fragmente über Friedrich, mein Gott, wie liebevoll ist dies alles für mich! Und wie habe ich solche Liebe verdient! Tausendfach und tausendfach sei Ihnen dafür gedankt, warmer, geistvoller, herzlicher Freund. Urtheilen Sie, wie mir zu Muthe sein muß, wenn ich lese, was Sie über meine Schriften schreiben und dies mit dem Stillschweigen, mit der Kälte, mit der Gleichgültigkeit vergleiche, womit hier und anderswo unzählige freundschaftlich für mich gesinnte Menschen — jetzt auch meine Fragmente über Friedrich anstaunen! Ich erstaune nicht nur über Ihre Italienische Wärme, über dieses höchste und äußerste Gegentheil des Niedersächsischen Frosts, sondern zumal auch über die Art, wie sie sich bei dem ersten Blicke in das Innerste meines Buches hineinstudirt haben. Was ich nur zu errathen gab, haben Sie verstanden. Mit unaussprechlichster Sehnsucht erwarte ich die Fortsetzung und den Schluß ihrer Recension oder vielmehr ihrer Herzensergießung über mein Buch. Ihr Beifall ist mir mehr werth als der Beifall von Tausenden, eben deßwegen, weil er ein Ausguß ihres Herzens ist.

Ach mein geliebter Freund, ich bin vielleicht der mißverstandenste unter allen Menschen in Deutschland. Daß mich meine Feinde mißverstehen — o das achte ich, das rechne ich für nichts.

Aber daß so viele viele gut für mich gesinnte Menschen zittern und beben, indem sie sehen, wie ich auf die Aufklärerhydra haue, steche, schieße, das ist doch, ich muß es sagen, ein unumstößlicher Beweis, daß so viel gut für mich gesinnte Menschen kleine Menschen sind!! Ich lachte mir fast die Haut entzwei, als ich las, was der Zopfprediger Schulz, was Gedicke, was Biester, was Nicolai, was Kästner, was Campe, was Trupp (der Verfasser der Knittelverse von Doctor Luther an Zimmermann, Braunschweig bei Campe, 1788) was zuletzt noch der merkwürdigste von allen, den ich Ihnen ganz besonders empfehle, der Verfasser der Novellen aus dem Archiv der Wahrheit und Aufklärung, erste und zweite Lieferung, Germania 1789 (ebenfalls der Zopfprediger Schulz) gegen mich schreiben. Viele hundert Recensenten bellen harmonisch mit allen diesen Herrn gegen mich. Ich lese dies alles und lache darüber, ohne das allergeringste unangenehme Gefühl. Aber nun, mein Lieber, entsage ich auch aller Schreiberei über Dinge, die nicht meines Amtes sind. Wüthen und rufen wird man in Berlin und in ganz Deutschland gegen meine Fragmente. Ich werde taub sein für alles, kein Wort darüber verlieren, jeden schreiben lassen, was er will, und kein Wort erwiedern.

Friedrich den Großen habe ich rein [? unleserlich] vergessen, als wenn Er nie gelebt hätte. Um alles was in Deutschland gegen mich geschrieben und gesagt ist, geschrieben und gesagt werden wird, bekümmere ich mich nicht mehr als Sie sich um das bekümmern würden, was man in China gegen Sie sagen könnte. Gibt mir Gott noch Leben (ich bin den 8. Dez. 1728 geboren) gibt mir Gott noch einige Muße und Kräfte, so verwende ich diese Muße und diese Kräfte auf den dritten Theil meines Werkes von der Erfahrung in der Arzneikunst und dann lege ich mich ins Grab. Was Sie, mein Geliebter, für mich waren und für mich sind, ach das vergesse ich nie! Aber oft kann ich es nicht sagen, denn ich habe das Unglück, daß aus aller Welt tausendmal mehr von mir gefordert wird, als ich geben kann. Nie hätte ich mein Buch über die Einsamkeit, nie hätte ich meine Fragmente über Friedrich geschrieben, nie hätte ich unzählbare Geschäfte aller Art gethan, nie hätte ich täglich meine besten Stunden für Kranke verwendet, und kurz und gut, lange wäre ich todt: wenn ich auch nur den dritten Theil der Briefe hätte beantworten sollen, die ich aus aller Welt posttäglich erhalte. Z.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Göthe's Egmont auf dem Stadttheater.

Außer einem Blumenkranz, um das eherne Standbild Göthe's geschlungen, war die Aufführung des Egmont im Stadttheater das Einzige und Alles, wodurch Frankfurt den 28 August als den Tag bezeichnete, an welchem ihm vor sieben und neunzig Jahren sein größter Sohn geboren wurde.

Die Aufführung des Trauerspiels dürfte man im allgemeinen eine gute nennen, hätten die Träger der beiden Hauptrollen, Herr Breuer als Egmont und Madame Thomas als Klärchen, ihre Aufgabe besser zu lösen gewußt.

Keinen seiner Charaktere hat wohl Göthe schärfer und bestimmter gezeichnet, als seinen niederländischen Helden, für keinen hat er dem Darsteller mehr und deutlichere Fingerzeige gegeben. Egmont ist ein Mann edler Gefühle, entschiedener Gesinnung, rascher That, ein Mann nach dem Herzen Gottes und darum ein Mann des Volkes. Eben so tapfer und ritterlich, wenn auch nicht so klug und scharfsehend, wie Oranien, ist er gleich diesem hochgehalten

Digitized by Google

in dem bedrängten Lande. Was ihm aber mehr als Achtung, was ihm die Herzen der Niederländer gewinnt, ist seine ungeschminkte Offenheit, sein blindes Vertrauen zu den Menschen, weil er selbst ein ächter Mensch ist, beide getragen von unerschütterlicher Lebenslust und leichtem Sinn. Gerade die letzteren Züge in Egmonts Charakter haben ihn zum Abgott der unterjochten Provinzen erhoben und Oranien sieht sich aus ihnen das Freundes tragisches Ende gebären und rettet sich allein, weil er Egmont vor der spanischen Brutalität nicht zu retten vermag; gerade diese Züge muß darum der Darsteller des Egmont besonders herausheben und durch die ganze Tragödie festhalten.

Herr Breuer hat aber seinen Egmont nicht nur schon in den Umrissen verzeichnet, auch in den Farben, welche er auftrug, hat er sich ganz und gar vergriffen. Statt eines Helden, frisch, froh und frei, der das Ernstliche scherzhaft, das Wichtige leicht nimmt, der, wenn es gilt, auch wüstelt, bechert, und nächtlich zum Liebchen schleicht, läßt Herr Breuer eine Art jener politischen Schwärmer auftreten, denen der Bart noch nicht gewachsen ist, die mit vielem Pathos ein Langes und Breites von Freiheit und Bürgerglück declamiren und sich dabei in einer gewissen Sentimentalität und Zerflossenheit gar wohl gefallen. Was sollen die unterdrückten Stoßseufzer, Ach's, O's und andere Interjectionen, von welchen Herr Breuer ganz harmlose Sätze escortiren läßt? Warum verdirbt ein breiter, breiiger, fast singender Vortrag Stellen, die kurz und keck hingesprochen, von schlagender Wirkung sein würden? In der Scene mit den Bürgern war unser Egmont zu vornehm und wichtigthuend; so wird man schwerlich ein Mann des Volkes. Anfangs verschwommen und zuletzt ein Grillenfänger war auch der Held seinem Klärchen gegenüber nicht der rechte; hier wäre das hervortretende Selbstbewußtsein des Mannes und Geringschätzung gegen die rath- und thatlose Welt besser am Platz gewesen, als persönliche Empfindelei; wer als Egmont ein Klärchen liebt, wird sie schwerlich dadurch unterhalten wollen, daß er ihr grämlich sagt, er sei doch ein recht geplagter Mann. In der Scene mit Oranien wußte Herr Breuer den Ton der Sorgtosigkeit nicht zu treffen und es trat deßhalb die Umstimmung Egmont's, als er den Freund weinen sieht, nicht prägnant genug hervor. Besser gelang schon der Auftritt mit Alba, weil sich hier das helle Bild des Niederländers auf dem düstern Grund des Spaniers in bestimmteren Zügen ausprägt, und die Kerkerscene, weil sie dem Pathetischen, Sentimentalen und Idealistischen, zu welchem Herr Breuer entschieden hinneigt, freieren Spielraum gewährt.

Was im Allgemeinen von diesem Egmont gesagt ist, gilt auch von dem Klärchen der Madame Thomas. Ihrer Darstellung fehlte vor Allem die kindliche Naivetät, welche sich an Soldatenliedern ergötzt, „nicht zaghaft" ist, vielmehr gern ein Bube sein möchte, um dem Geliebten in die Schlacht zu folgen, und ihm die Fahne zu tragen. Dieser Mangel war in den ersten Akten durch die kranklichte Empfindsamkeit einer verzogenen reichen Stadtjungfer übel ersetzt. Von der ganzen Energie der Liebe, welcher die weite Welt in dem Einen Egmont aufgeht, von der innern Befriedigung, die sich durch die Zungen der Feennde und Nachbarn nicht irre machen läßt, von dem Stolz des Klärchen, mit einem der Größten und Besten ihres Volkes zu sympathisiren, wußte Madame Thomas nur wenig geltend zu machen. Den schlichten, gemüthlichen, seelenvollen Ton des Bürgermädchens konnte sie nicht finden; Gefühle und Sprache waren entweder süßlich verschwommen oder unnatürlich und geschraubt. Weniger Absicht verrathende Bewegungen und minder häufige Modulation der Stimme würden die Darstellung der Madame Thomas dem Wahren, Natürlichen schon bedeutend näher rücken. Ihre bessere Leistung beginnt erst in den letzten Akten, wo sie Affekte zu spielen hat; doch ist auch hier nicht überall der Charakter im Sinne des Dichters erfaßt worden. In der Scene mit den Bürgern z. B. mußte Klärchen mehr Heroismus entfalten. Mag auch Verzweiflung das arme Mädchen erfassen über das Schicksal des Mannes ihres Herzens, so wird sie doch von der Allgewalt ihrer Liebe aufrecht erhalten, begeistert, gehoben, weil noch Hoffnung da ist; die Geliebte Egmont's fühlt sie sich selbst einen Theil desselben und ruft die Bürger zu den Waffen. Nicht Fiebergluth oder gar Irrsinn ist es, was aus ihr spricht, sondern das klarste Bewußtsein, man möchte sagen, eine Kassandra-Stimme. Einigemal kündet es sich in ihren Worten an, daß sie eine Ahnung hat von der tragischen Nothwendigkeit, und Muth und Entsagung verräth sie schon in dem letzten Versuch der Rettung Egmonts, wie nachher in ihrem freiwilligen Tod. Der tiefe Seelenschmerz und die weibliche Schwäche dürfen daher bei diesem Bild nur in ganz matten Farben aufgetragen werden, wenn sie der Wahrheit des Charakters nicht viel vom innern poetischen Werth nehmen sollen.

Hat nun auch Madame Thomas diese feinere Schattirung in ihrem Klärchen versäumt, zuweilen sogar einige Absichtlichkeit in diese Scene verrathen, so müssen doch auch manche Momente, vorzüglich die der erregtesten Leidenschaft, als künstlerisch vollendet anerkannt werden, wie denn diese Darstellerin in den Augenblicken des Affektes durch innere Gluth und äußere Mittel meisterlich zu wirken versteht. Der letzte Auftritt mit Brackenburg, da sie sich vergiftet, war namentlich gegen den Schluß hin vortrefflich. Das Bewußtsein des Siegs über Zeit und Welt, das sich in ihrer plastischen Ruhe verkündigt, während sie noch ein Weh! über den anbrechenden Tag ruft, wirkte erschütternd.— Hätte Madame Thomas öfter Gelegenheit, ächt dichterische Produktionen darzustellen, so ließen die ihr zu Gebote stehenden Mittel mit der Zeit Vorzügliches erwarten.

Eine der schwierigsten Parthien im Egmont ist der Brackenburg. „Gott hat ihn treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß sein Leben vor ihm nieder, und zu verschmachten hofft er jeden Tag." Seine hoffnungslose Liebe zu Klärchen löst ihm die ganze Welt in ein Nichts auf. Er spricht wenig, empfindet tief, und verzehrt sich in sich selbst; er kann deßhalb nicht weniger durch Worte als durch Mienenspiel und Bewegungen auf den Beschauer wirken, und hierin liegt gerade das Schwierige der Rolle. Herr Nork hat diese Aufgabe recht schön gelöst, nur muß er Absichtlichkeiten vermeiden. Wenn er z. B. in der letzten Scene des ersten Aktes von der Bühne tritt, das Giftfläschchen, welches ihn von allen seinen Todesschweißen erlösen soll, in hoch erhobener Rechte haltend, so ist dies zwar theatralisch, aber unwahr, nicht natürlich. Würde er die Hand, worin er das Gift hält, langsam herabsinken lassen und mit der andern das etwas vorwärts gebeugte Gesicht verhüllen, so wäre Wahrheit und Wirkung der Situation gerettet. Daß sich übrigens Madame Thomas und die Herren Breuer und Nork auch kleine Fehler gegen die richtige Wortbetonung haben zu Schulden kommen lassen, dafür ließen sich die betreffenden Stellen hier anführen, wenn es heute der Raum gestattete.

Digitized by Google

Der Prinz von Oranien des Herrn Reger war eine ganz vollendete Leistung; das Publikum hat dies dem Darsteller durch seinen ungetheilten Beifall zu erkennen gegeben, ohne von der Claque, die in der letzten Zeit ebenso vorlaut ist als sie ungeschickt manövrirt, dazu aufgefordeet zu sein. Herr Meck wußte durch seinen herrlichen Vausen die Büegerscenen schön und natürlich zu beleben, und hat alle Lachmuskeln des Saals in wohlthätige Bewegung gesetzt. Herr Weidner spielte den Alba. In solchen Rollen alter Stücke wird dieser greise Künstler der alten Schule immer wieder jung. Stand er nicht da wie eine ehrwürdige, an eine große Vergangenheit erinneende Ruine, die eine ungeteübte Aussicht in das herrliche Land der Poesie und der Geschichte gewährt!

Schließlich die Bemerkung, daß sich zu der Aufführung dieses classischen Stückes nicht einige Herren, die so etwas zu genießen verstehen, sondern ein recht zahlreiches Publikum eingefunden hatte, und wir wollen der Theaterkasse wünschen, daß sich bei der nächsten Aufführung dee Marie Anne ebenso viel Theilnahme zeige. E. S.

Feuilleton.

*** Bu Maza und die Kabylen. Der Voleur vom 15. August erzählt nach der Revue algérienne folgende Anekdote. Bekanntlich stand im J. 1841 ein gewisser Bu Maza *) neben Abdel-Kader als Sultan und Prophet gegen die Franzosen auf. Eines der Mittel, oder einer der Zufälle, welche die Arabee zum Glauben an seine göttliche Sendung bewogen, war folgendes: Bu Maza befand sich in seinem Zelte, umgeben von den vornehmsten Würdeteägern seiner beginnenden Regierung, als ein Kabyle von rauhem, entschlossenem Aussehen ihn zu sprechen verlangi. Der Prophet gibt Befehl ihn einzulassen, der Mensch tritt ins Zelt, zieht ein Pistol aus dem Gürtel und sagt: Du gibst Dich für einen Abgesandten Gottes aus mit dem Befehl die Christen zu besiegen und aus dem Lande zu jagen; wenn Du lügst muß Deine Lüge baldmöglichst offenbar weeden, damit die guten Moslems Dir nicht in einem Unternehmen folgen, das nur dazu führen müßte, sie schutzlos dee unerbittlichen Rache der Christen auszusetzen; sagst Du die Wahrheit, so will ich einen Beweis haben, weil ich es mir zue Ehre mache, der erste Deiner Krieger zu sein. Du siehst dies Pistol, ich feure es auf Dich ab; wenn es losgeht und Dich tödtet, so ist alles vorbei, Du bist ein Betrüger, und ich habe eine gute That gethan, geht es nicht los, so ist es ein Wunder, das Gott gewirkt hat, Dich zu retten, Du bist sein Abgesandter und ich werde Dich um Verzeihung bitten wegen meines Zweifels." Der Kabyle drückt ab, der Schuß geht nicht los, ee spannt dreimal den Hahn und dreimal geht das Gewehr nicht los. Der Kabyle wirft es weg und stürzt zu den Füßen Bu Maza's, der während dieser Probe ruhig und unbeweglich dagestanden hatte. Ausl.

*** Berlin. Es hat sich in diesen Tagen auf einem der Berliner Eisenbahnhöfe ein eigenthümlichee Fall ereignet. In dem Augenblick, als eben der Zug abgehen wollte, trat an den zugführenden Eisenbahn-Beamten ein junger, höchst anständig gekleideter Mann heran und bat denselben, die Abfahrt des Zuges noch aufzuschieben, indem er ihn zugleich auf einen der Mitreisenden mit der Versicherung aufmerksam machte, daß derselbe ein aus einer hiesigen Irrenheilanstalt entsprungener Wahnsinniger sei, von dem die größte Gefahr zu befürchten stehe. Der junge Mann trug seine Bitte so verständig voe, daß man, obgleich man an dem als wahnsinnig bezeichneten Mann äußerlich durchaus keine Spue einer Seelenstörung wahrnahm, ihn dennoch zum Aussteigen veranlaßte und den Zug augenblicklich abfahren ließ. Der hierauf herbeigeholte Revier-Polizei-Commissarius fragte sogleich den als Denuncianf gegen den angeblich Wahnsinnigen aufgetretenen jungen Mann nach seinen persönlichen Verhältnissen und seiner Legitimation. Wie erstaunte man aber, als der junge Mann erklärte, er selbst sei ein Patient der Klinzmann'schen Irren-Anstalt vor dem Schönhauser Thoe, in welcher er den so eben Angehaltenen noch heute früh an der Kette liegen gesehen, sei dann auf erhaltene Erlaubniß ausgegangen, und könne, da ee mit dem Andern hier zufällig zusammentreffe, nur annehmen, daß eine Entweichung vorgefallen sei. Da beide Männer sich ganz verständig benahmen, so beschloß man, um über die Sache ins Klare zu kommen, sie zunächst nach der genannten Anstalt zu bringen. Hier angelangt, fand man Alles in große Bestürzung, und es ergab sich wirklich, daß sich Alles so verhielt, als es der junge Mann angegeben hatte. Der von der Reise Zurückgehaltene war wirklich ein Gutsbesitzer aus der Provinz, dee in seiner Heimath in Wahnsinn verfallen war und dort die größten Tollheiten begangen hatte. Er mißhandelte seine Angehörigen und sein Gesinde auf das Aergste, ließ auf dem Hofe seines Gutes ein großes, mit trübem Wasser gefülltes Bassin graben, in welchem ee stündlich badete und mit ihm mußte sein ganzes Gesinde baden. Sogar durchreisende Fremde hatte er anhalten und in das Bad bringen lassen. So sah man sich endlich genöthigt, ihn nach Berlin in die Irrenanstalt zu bringen, wo er in Tobsucht verfiel und an die Kette gelegt werden mußte. Am Morgen des betreffenden Tages war es ihm gelungen, sich von der Kette loszumachen, die eisernen Stäbe, welche sich voe seinem Fenster befanden, durch die ihm bewohnende außerordentliche Körperstärke zu zerbrechen, und so das Freie zu gewinnen. Durch die Hülfe eines Bekannten, vor dem er jede Spur seines Wahnsinns zu verbergen gewußt hatte, war es ihm gelungen, Reisemittel zu erlangen und sich einen Platz im Eisenbahnwagen zu verschaffen. In seiner Heimath angelangt, hätte er gewiß das Leben dee Seinigen in große Gefahr gebracht, wenn ee nicht zufällig im Augenblick dee Abreise mit dem oben erwähnten jungen Manne zusammengetroffen wäre, der sich als Reconvalescent in der Irrenanstalt befand und bereits so weit hergestellt war, daß er ausgehen konnte. B. N.

*** Darmstadt. Die Wiedereröffnung des Hoftheaters geschah am Ludwigstage, den 25. August, mit Rossini's „Belagerung von Korinth", einer der glänzendsten Vorstellungen, sowohl im Ensemble der vortrefflichen künstlerischen Ausführung, als der äußern reichen geschmackvollen Ausstattung. Der Beifall war ungewöhnlich groß, woran zahlreich anwesende Fremden den lebhaftesten Antheil nahmen. — Das Schauspiel eröffnet seine Leistungen Sonntag den 30. August mit Kleist's „Prinzen von Homburg." Die vermehrten Züge der Eisenbahn werden dem Besuch des Theaters sehr günstig sein. †.

*) Ein Beiname, der „Vater der Gazelle", da eine solche ihn stets begleitete.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 1. September. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Mittwoch, den 2. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 243. Donnerstag, den 3. September **1846.**

☞ Wir finden uns zu dem Ersuchen veranlaßt, Einsendungen für das Konversationsblatt mit keiner andern Adresse als derjenigen der Redaction der Ober-Postamts-Zeitung versehen zu wollen.

Die Redaction des Konversationsblattes.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Zerlinchen fuhr zurück und schrie laut auf, als sie Don Juan, ganz so, wie er vor anderthalb Jahren an ihrem Hochzeitstage ausgesehen, vor sich stehen sah.

„Fürchte Dich nicht, mein süßes Zerlinchen," sprach er mit wunderbar einschmeichelnder Stimme und kniete vor ihr nieder, die Arme ausbreitend. „Ich bin Dein alter Freund, der Dich liebt; ich zürne Dir nicht, daß Du mich damals verrathen hast, kleines, falsches, liebes Mädchen! Hatte ich nicht recht, Dich von dem Bauern, dem Masetto, retten zu wollen? Ei, das edle, feine, kluge Zerlinchen darf keine Bauernfrau sein! Sieh, wie eine Königin könntest Du jetzt mit mir leben, frei, in ungebundener Lust, durch Fluren und Wälder schweifend, alles, was die Welt Schönes und Herrliches beut, im Fluge haschen, an meiner Seite! Und nun pflügst Du, mit Deinem Masetto in Ein Joch gespannt, den mageren steinigten Acker des erbärmlichen Alltagslebens! Du mußt mir vergeben, Zerlinchen, Du mußt noch mein werden!"

Zerlinchen blickte in ängstlichem Kampfe nach dem kleinen Kind in der Wiege. Es schlummerte noch fest, es lächelte immer noch im Schlafe, als wenn es einen Engel sähe. Sie wollte Don Juan antworten, ihn zurückweisen, aber die Stimme versagte ihr, ihre Sinne verwirrten sich; sie wollte eben um Hülfe rufen, da sprang Don Juan auf, preßte sie an seine Brust, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und — sie ließ es geschehen. Sie legte ihre gluthheiße Wange auf seine Schulter und schloß vor Schaam die Augen.

Die Thüre sprang auf. Leporello und Masetto drangen ein, mit scharfen Dolchen und tüchtigen Prügeln bewehrt. Als Don Juan ihrer ansichtig wurde, hob er stolz das Haupt empor, schlug den Mantel völlig zurück und schritt mit gemessener Grandezza durch das Zimmer.

„Elende Bursche," rief er im Tone zorniger Verachtung, „stehet fest, damit Ihr nicht umfallet, schließt jenes Fenster, damit Euch die Zugluft keinen Schnupfen bringt, aber wagt es nicht einen genialen Mann zu berühren, der wie ein ächter Ritter frei zu lieben, frei zu leben und frei zu sterben wußte!"

Die beiden Helden standen verblüfft. Don Juan war verschwunden. Zerlinchen bereute wie billig und Masetto verzieh. Warum auch nicht? Zerlinchen hatte Recht, wie es Unrecht hatte; denn wider den Tod und einen Mann von Geist und Thatkraft ist kein Kraut gewachsen, vornehmlich, wenn man Madame Masetto ist." — —

22.

„Ausgelassen, recht ausgelassen dürfen wir uns freuen, mein werther Freund," rief der Obrist und klatschte in die Hände, „wir sind bald am Ziele!"

„Am Ziele?" sagte der Polizeidirector mit mißtrauischem Blick und mürrischem Tone. „Daß Sie am Ziele sind, glaube ich wohl, allein ich habe schon einmal die Erfahrung gemacht, daß Sie die Ansprüche eines Bundesgenossen schlecht zu ehren wissen, sobald es sich nicht mehr um Mühe und Wagniß, sondern um die Früchte des gemeinsamen Beginnens handelt!"

„Ich kann Ihnen nicht böse sein, lieber Hülse; dieser Argwohn steht einem Polizeimanne ganz liebenswürdig, er gehört zur Consequenz des Characters! Aber passen Sie doch einmal auf, was ich Ihnen sagen will: — meine Späher haben Eugenia's Aufenthalt entdeckt — —"

„Sie hätten Geld und Mühe sparen können," fiel der Polizeidirector in sehr ironischem Tone ein. „Ich weiß längst, daß sie in Tübingen Humaniora studirt!"

— „Ihre Berichte sind gut, aber sie tragen ein zu altes Datum. Eugenia ist in unserer Hand — sie hält sich heimlich in Hohenrode auf! Was sagen Sie zu dieser Neuigkeit, Herr von Hülse?"

Der Polizeidirector lachte ungläubig.

„Hat man sie nicht aus dem Lande verbannt — —?"

„Auf Ehre! sie ist in die Falle gegangen!" rief der Obrist. „Das Ehrenwort eines Cavaliers! Was zweifeln Sie länger? Ich wette zehn Flaschen Champagner, zwanzig Flaschen, so viel Sie wollen! — Wir gehen ganz sacht und heimlich an's Werk — was sagen Sie dazu? Haben Sie nicht ein Recht, Polizeidirector, diese Dame zu arretiren? Sie wird uns nicht entgehen — aber ganz sacht und heimlich! Wir müssen Aufsehen vermeiden!"

Die Zweifel des Polizeidirectors begannen zu schwinden, er rieb sich die Stirne, ob er nicht träume, dann warf er sich dem Obristen in die Arme, der küßte ihn so zärtlich, so warm — der Polizeidirector murmelte leise vor sich hin:

„Judas Ischariot!" — „Sie sind mein bester, ein wahrer, ein edler Freund, theuerster Obrist," rief er laut.

Der Obrist brummte etwas unter dem Schnurrbart, das wie Schwachkopf oder gar Schafskopf klang und sagte dann in tiefem würdevollem Tone:

Digitized by Google

„Ich habe es ja immer gesagt, mein guter Hülse, Sie verkennen mich! Bei Gott, es hat mich tief in der Seele geschmerzt, so häufig von Ihnen, trefflicher Mann, verkannt zu werden!“

— „Ueberlegen wir uns jetzt die Sache ernstlich,“ sprach der Obrist nach einer Pause. „Es ist Zeit einen vollständigen Plan auszusinnen.“

„Ich fürchte sehr, daß uns der junge Schreier, dieser Richard Zürbach das ganze Spiel verderben wird,“ erwiederte Herr von Hülse. „Ein solcher Mensch ohne Maß, ohne Etiquette, ohne Stellung und also auch ohne Rücksichten, ein solcher phantastischer, in seiner Genialität aufgeblasener Bursche von fünfundzwanzig Jahren kennt keine Furcht vor uns, im Gegentheil, er wird schon um der bloßen Opposition willen seinen Ruhm hineinsetzen, Scandal zu machen!“ —

„Das Alles habe ich wohlbedacht,“ sprach der Obrist mit gemessener Selbstgefälligkeit und triumphirendem Lächeln. „Sie brauchen keine Furcht mehr vor ihm zu hegen. Sehen Sie, liebster Hülse, es ist eine eigene Sache, um eine edle, große, reine Seele, es ist aber auch eine eigene Sache um den Hunger in dieser theuern Zeit. Ja, dieser Richard hat mir warm gemacht, er ist sehr stolz gewesen auf seine Ehrlichkeit. Ich nahm mir Zeit und die Ehrlichkeit ward mürbe. Wenn ein tüchtiger, strebsamer Mann, der um seines geistigen Tageswerkes willen wohl auch einen ordentlichen Lohn verdiente, nicht mehr existiren kann, in unserer materiellen Zeit, wenn er im Bewußtsein des eigenen Verdienstes zusehen muß, wie die fremde Verdienstlosigkeit Gold aufhäuft, ei, dann ist es ihm wohl nicht übel zu nehmen, daß er zugreift, wenn auch ihm einmal etwas geboten wird, daß er aus Zorn und Entrüstung frevelt, wo er es aus Eigennutz, ja aus Noth nicht vermocht hätte. Wenn man vom Tisch aufsteht und sich den satten Mund abwischt und sein Dankgebet spricht, dann hat man gut Ehrlichkeit predigen! — Richard steht in meinen Diensten, ich beschäftige ihn, er lebt dafür von meinem Gelde. Er kennt mich nur als den Geheimenrath von Wilse; denn wäre ich ihm unter dem Namen und Titel, den ich in der Residenz des Fürsten führte, gegenüber getreten, so würde er sich nicht mit mir eingelassen haben. Wir müssen ihm die bestimmte Zusage abdringen — und es wird nicht schwer halten, daß er sich nicht in unsere Projecte wegen Eugenia mengt — Sie können versichert sein, er liebt sie nicht mehr, ja es ist ihm sogar peinlich, auch nur von ihr reden zu hören — es wird, ich wiederhole es, nicht schwer halten, sein Wort zu erhalten, das er unverbrüchlich hält als ein tadelloser Ritter der Ehrlichkeit; ich habe ihn jetzt auf den Punkt gebracht, wo die zähesten, sprödesten Menschen leicht zu biegen sind. Wissen Sie, was ich damit meine, bester Polizeidirector? — Ich kann ihn gründlich compromittiren, wenn er mir nicht Folge leistet; wen man nach Belieben compromittiren kann oder nicht, der ist ganz unser! Es ist ein großes diplomatisches Geheimniß, die Compromittirung als Hebel für den Willen Anderer zu benutzen, und nur eine subtile Taktik vermag uns oft in den Besitz dieses energischen Mittels zu setzen. Doch jetzt wollen wir Richard aufsuchen, ich denke, er wird eben auf meinem Büreau arbeiten. Wir können uns seiner auf der Stelle versichern. Folgen Sie mir, lieber Polizeidirector!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Briefe des Ritters Zimmermann.

(Schluß.)

8.

Hannover, den 2. September 1790.

Ihre liturgischen Blätter bin ich höchst begierig zu lesen, und zwar wegen den Ideen für Betende. Täglich sehne ich mich nach neuen Ideen dieser Art, die auf mich passen. Von Niemand in der Welt können mir diese Ideen so willkommen sein als von Ihnen. Aber leider werde ich dieses Buch, über Leipzig, vor dem November oder December nicht erhalten. Alles was Sie mir von den schrecklichen Begebenheiten in ihren Landen erzählen, war mir bekannt. Ich litt wie Sie, als man mir Seckendorf's *) Schicksal erzählte, für Sie! Aber mein Freund, Gott schlägt und tröstet; was Seckendorf für Sie war, kann Hardenberg für Sie werden. Wenden Sie sich mit dem größten Zutrauen und mit Ihrer ganzen redlichen Offenheit an ihn; sein Herz wird Ihnen antworten.

Diese Idee, weil sie tröstend für Sie ist, hat es mir zur Pflicht gemacht, sobald als möglich und mitten in meiner Noth, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Ob aber Hr. von Hardenberg in Ihre Universitätssachen Einfluß haben wird, weiß ich nicht, denn eigentlich ist er nur in Ihr Land gesetzt, um dort die Finanzen in Ordnung zu bringen. So viel weiß ich indessen doch, daß er Ihres so gerecht beweinten Seckendorf's Schicksal nicht wird haben können: denn er ist von dem König von Preußen in Ihr Land gesetzt. Z.

Ach verschonen Sie mich auf den Adressen Ihrer Briefe mit dem Worte Hochwohlgeboren, das ich verabscheue.

9.

Hannover, den 21. Juli 1791.

— — Sie können in Ihrer Lage in keiner Gefahr sein. Herr von Hardenberg, Ihr Freund, ist ja mit einer beinahe unumschränkten Macht Minister oder Regent Ihres Landes. Unschuldige könnten freilich auch ins Gedränge kommen, wenn es darum zu thun wäre, die Hydra zu bezwingen, die unter dem Namen der Aufklärung alle positive Religion vernichten will, und alle Throne und alle Regierungen unter dem Namen der Freiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte. Wir leben in Zeiten der höchsten Gährung.

Sie wollten einst, daß ich Ihnen die Briefe einer gewissen großen Frau schicke. Dieß konnte ich nicht. Aber würden Sie (ganz unter uns gesprochen) die Briefe sehen, die sie mir sehr oft in diesen letzten Monaten schrieb, so würden Sie sagen: dieß ist anjetzt der größte Geist und die größte Seele in Europa! Z.

10.

Hannover, den 27. September 1794.

— — Herr Doctor de Neufville **) ist eine der reinsten und schönsten Seelen, die ich kenne. Eine größere Ehre können Sie diesem höchst vortrefflichen Manne nicht erzei-

*) Joh. Friedr. Wilh. Freiherr v. S., markgräflich Brandenburg-Baireuthscher Minister.

**) In Frankfurt a. M.

gen, als wenn Sie ihn einen christlichen Arzt nennen, denn was christlich ist, erschöpft bei mir das Ideal der höchsten Vollkommenheit, und was unchristlich ist, trägt in meinen Augen das Siegel der Verwerfung an der Stirne. Sie können nicht glauben, wie mir jetzt die Haut schaudert, wenn ich einen jungen Geistlichen auch nur von ferne sehe, ich wollte jetzt fast eben so lieb den Teufel vor mir sehen, als einen jungen Menschen, der mir sagen würde, ich komme eben von der Universität und habe Theologie studirt. Ganz entschieden ist es bei mir, daß Sie nichts schlimmeres und nichts gefährlicheres für ihre eigene Wohlfahrt unternehmen könnten als wenn Sie Ihre Leiden beschreiben wollten. Keine solche Wunderkraft hat kein Mittel auf Erden gegen hypochondrische Uebel, wie Wegwendung der Aufmerksamkeit von sich selbst und von allem was man empfindet, und nichts tödtet die Seele so jämmerlich als das Nachdenken über Schmerz, Angst und Melancholie. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich deßwegen ein Freund von allen den elenden Hülfsmitteln sei, die man mit dem Wort Zerstreuung bezeichnet. Ich verlange bloß, daß die Seele eines Menschen, welcher der Melancholie entgehen will, leidenschaftlich auf Dinge gerichtet sei, die ganz außer ihm selbst liegen, also auf Dinge von der höchsten Wichtigkeit für Kopf und Herz, von dem größten, höchsten und allgemeinsten Interesse. — Wir leben jetzt in einer Zeit, wie noch keine gewesen ist, in keinem Jahrtausend. Der größte Theil der Menschen in Europa ist wahnwitzig, und das Ziel, nach dem man ringt, ist allgemeiner Umsturz aller Dinge. Daß Gott helfen kann, auf den natürlichsten Wegen helfen kann, wenn die Gefahr am größten ist, dieß bin ich fest überzeugt und dieß ist mein lebendiger Glaube; aber ob Gott solchen Menschen will, die doch immer in ihre alte Verderbtheit versinken, dieß ist für mich der Knote. An den allgemeinen Umsturz bin ich oft geneigt deßwegen zu glauben, weil alle diejenigen, die diesem Umsturz hätten vorbeugen können, alles gethan haben, was nöthig ist, um denselben überall in seinen ersten Quellen zu befördern, und nun auch alles thun, um denselben in Kurzem zur Vollendung zu bringen.

Es ist mir seit zwei Tagen unmöglich, über irgend etwas in der Welt nachzudenken, denn unsere Gefahr und die allgemeine Gefahr wächst nun mit jedem Tage. Kaum weiß ich noch, was dieser Brief enthält.

Gott schütze Sie und bewahre Sie, verehrungswürdigster Herr Senior, und Er sei uns allen gnädig. Z.

Feuilleton.

*** Vom Rhein. Während jetzt die Bäder allmälig anfangen, stiller zu werden, wird am Rheine eine neue Saison eröffnet. In Bingen beginnt am 10. September die Traubenkur, die in diesem Jahre größere Wunder als in irgend einem der vorhergegangenen thun wird, da, wie Sachverständige behaupten, die Trauben heuer einen solchen Grad der Zeitigung erreichen, wie es selbst in den Jahren 1834 und 1811 nicht geschehen ist, und da die zu dem vollständigen Gelingen der Kur erforderlichen Witterungsverhältnisse noch niemals so günstig gewesen sind, als gerade jetzt. Denn wie uns der die Traubenkur in Bingen leitende Arzt Dr. Schmitt in seiner vor zwei Jahren hier erschienenen Schrift „das Helenenbad zu Bingen" belehrt, ist der Traubengenuß keineswegs eine jedes Jahr zu gebrauchende Kurmethode; es gehören dazu eine gute und vollkommene Traubenreife und Witterungsverhältnisse, bei welchen durch körperliche Bewegungen und den erheiternden Genuß im Freien die Kur unterstützt werden kann. Hauptsache bei der Kur ist freilich auch noch, daß sie frühzeitig genug begonnen wird, weil im Spätherbste, wenn die Edelreife der Trauben eintritt, die zu der heilenden Wirkung erforderliche Weinsäure, als solche, mehr zurücktritt und dagegen der gerade eine retardirende Wirkung hervorbringende Traubenzucker Hauptbestandtheil wird. Aus der angeführten vorzüglichen Schrift, wegen deren der Verfasser von mehren gelehrten Gesellschaften zum correspondirenden Mitgliede ernannt worden ist, geht übrigens hervor, daß selbst von einer so einfachen Kurmethode, wie die Traubenkur, nur dann der gewünschte Erfolg mit Sicherheit zu erwarten ist, wenn dieselbe von einem erfahrungsreichen Arzte geleitet wird, da wie jede Arznei, so auch der Traubensaft heilsam und schädlich wirken kann, je nachdem er mit weiser Berücksichtigung der zu beobachtenden Verhältnisse genossen wird, oder nicht. Daher würde auch Bingen trotz seiner gesunden Lage, seiner herrlichen Spaziergänge und seiner vorzüglichen Frühtrauben-Pflanzungen den Ruf eines für die Traubenkur vorzüglich geeigneten Ortes kaum erlangt haben, wäre nicht durch den Aufenthalt Ihrer kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Helene von Rußland, die vor einigen Jahren die Traubenkur unter Leitung des Dr. Schmitt in Bingen brauchte und durch das Erscheinen des angeführten verdienstlichen Schriftchens bekannt geworden, daß in Bingen ein Arzt wie Herr Schmitt sich befinde, der das größte Vertrauen derjenigen verdient, die durch die edelsten Früchte des Herbstes und in der schönsten Natur ihre getrübten Gesundheitsverhältnisse herzustellen beabsichtigen. V

*** Ein originelles Künstler-Album besitzt ein Fischer auf der Insel Wörth (bei Starenberg in Oberbaiern.) Der Fischer wird alljährlich, namentlich zu Pfingsten, von den Münchner Künstlern besucht; die Zinnteller müssen dann als Fremdebücher und Albums Dienste leisten. „In der That," erzählt einer der Besucher von Wörth, „scheinen die Künstlerverzeichnisse auf diesen Tellern sehr vollzählig und nach den Jahrgängen geordnet; der älteste, welchen ich sah, führte die Jahrzahl 1824 und die Namen Ludwig Schwanthaler, Haller, Riedel, Jakobs, Weller, Ziebland und andere, die seitdem rühmlicher Weise weiter verbreitet wurden, als damals mancher Scheelder sich zu träumen wagte. Ein zweiter Teller brachte eine jüngere Generation mit den Namen: Heinlein, Neureuther, Folz, Eydorf, Lindenschmid, Bürkel, hierauf folgten Kaulbach, Morgenstern, Schwind, — und das ganze Heer der Landschaftsmaler, so daß diese Teller dereinst dem armen Fischerhause großen Gewinn bringen können, wenn einmal ein reisender Engländer diesen kunstgeschichtlichen Schatz entdeckt. Schade, daß Göttl die Künstlerbiographien schon hat drucken lassen, sonst würden gewiß Facsimiles von diesen Zinntellern veranstaltet."

*** Freiligrath hat, bevor er nach London ging, um auf den Comptoirstuhl sich zu setzen, noch eine Gedichtesammlung abgeschlossen, welche seine meisterlichen Uebersetzungen moderner englischer Gedichte enthält. Es sind ungefähr dreißig Bogen, welche unter dem Titel: „Englische Dichtungen aus neuerer Zeit" bei Cotta so eben erschienen sind und Uebertragungen größerer und kleinerer Dichtungen der Felicia Hemans (das Portrait der Dichterin, ein schöner Mädchenkopf, von etwa sechs- bis achtundzwanzig Jahren, ist dem Buche beigegeben,) L. E. Landons, Robert Southey, Tennysons, Henry Longfellow's, Ebenezer Elliots u. A. enthält. Ein kleiner Theil dieser Gedichte ist von Freiligrath's Frau übersetzt und diese stehen den andern nicht im Geringsten an Rhythmus und Wohllaut nach. Es ist überhaupt interessant, wie viele schriftstellerische Ehepaare unsere Literatur jetzt aufzuweisen hat. Freiligrath und seine Gattin, Herr von Binzer und seine Gattin

Digitized by Google

(L. A. Beer und Ernst Ritter), Levin Schücking und Louise von Gall, Theodor Mundt und Louise Mühlbach u. s. w. Grenzb.

*** Es dürfte in jüngster Zeit nicht leicht einen fruchtbareren Schriftsteller geben als J. G. Kohl, den bekannten Touristen. In den Jahren 1841 bis 1846 erschienen von ihm elf Reisewerke in neunundzwanzig Theilen, mit Einschluß der in Gemeinschaft mit Ida Kohl veröffentlichten „Englischen Skizzen" (zwei Theile). Sein jüngstes Werk betitelt sich: „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" (Dresden, bei Arnold), drei Theile; als künftig von ihm erscheinend wird angekündigt: „Reise in Dänemark" (Leipzig, bei Brockhaus), zwei Theile.

*** Vom „Robinson" erscheint nächstens in der Wiener Staats-Buchdruckerei eine türkische Uebersetzung, welche Baron v. Schlechta, Zögling der Wiener orientalischen Akademie, besorgt.

*** In Würtemberg treibt seit längerer Zeit ein Wolf sein Unwesen, den man wegen der Schlauheit, mit der er sich bisher allen Nachstellungen zu entziehen gewußt, den „würtembergischen Abdel-Kader" genannt hat. Nachdem er am 20. v. M. bei der Stadt Well mehrere Schafe erwürgt, ist er am 20. d. M. abermals in dieser Gegend erschienen und in eine Heerde eingefallen. Von zwei Schafen wurden am nächsten Morgen nur Ueberreste gefunden, eines war erwürgt und zwei so verwundet, daß sie geschlachtet werden mußten. Außerdem fehlten noch 70 Stücke, die vor „Abdel-Kader die Flucht ergriffen hatten, jedoch glücklich wieder aufgefunden wurden.

*** Neisse. Gerade zu der Zeit, als die vier Baugefangenen, von denen bereits drei wieder eingebracht worden, aus der hiesigen Cardinals-Rotonde entwichen, befand sich in einem Dorfe des Grottkauer Kreises ein herumreisender Mann mit Affen, die ihm und sich durch Kunststücke das Brot verdienen mußten. Eins dieser geplagten Thiere reißt, mit einem rothen Frack auf dem Leibe, aus und verbirgt sich vorläufig und bis auf bessere Zeiten in dem damals noch ungemähten Getreide, an dessen Saum die Kirschbäume der Chaussee dem Flüchtlinge die nöthige Nahrung bieten. Da wird die Flucht der Neisser Baugefangenen im Dorfe bekannt und männiglich zur Wachsamkeit aufgefordert; zu gleicher Zeit erzählt man sich, daß ein Kerl im Getreide versteckt und dies wahrscheinlich ein Neisser Züchtling sei. Sie ziehen nun hinaus mit Spießen und Stangen, um den Bösewicht einzufangen. Der Affe, dem der entstehende Tumult außer allem Spaße ist, und der vermöge der hohen Halme nicht herausbekommen kann, was draußen passirt, macht von Zeit zu Zeit gewaltige Sätze nach Oben, um über die Aehren hinwegsehen zu können. Kaum aber erblicken ihn seine Verfolger, so schreien sie jubelnd: „dort ist er! dort ist er!" — immer in der Meinung, einen Baugefangenen vor sich zu haben. Nach langer vergeblicher Mühe und nachdem man endlich in dem geschickten Gymnastiker einen Affen erkannt, bringt ein Bauer seinen Kettenhund herbei und hetzt ihn hinein in das Getreide. Das Feld umstellt, der Hund rasend und der Affe scheinbar verloren. Da wird er zum Aeußersten getrieben, ersieht plötzlich seinen Vortheil, springt dem erschrockenen Hunde auf den Rücken und reißt dem Heulenden dicht über den Augen die Stirnhaut so gefährlich auf, daß der Arme bereits an dieser Wunde crepirt ist. Der Affe aber soll sich noch in dem benachbarten Walde aufhalten. Sein Herr hat ihn bis jetzt noch nicht reqnirirt — um wahrscheinlich Ansprüchen auf Schadenersatz zu entgehen. Schles. Ztg.

*** Die Kartoffelkrankheit. Die »Shipping and Mercantile Gazette« vom 13. August bringt eine Anzahl Nachrichten über Ausbreitung der Krankheit aus Schottland, Irland und Wales, welche manches merkwürdige darbieten. Ganze Districte werden in einem einzigen Tage von der Krankheit ergriffen. In einem Schreiben der Dublin Evening Post heißt es von einem Berichterstatter: „Die Krankheit ist über alle Begriffe rasch; sie scheint mit mir zu reisen, so schnell erscheint sie auf Feldern, welche allem Anschein nach noch wenige Stunden zuvor gesund und kräftig waren." In einem Brief aus der Grafschaft Leitrim heißt es: „Die Fäulniß ist so allgemein, daß keine Art von Boden der Pflanze Schutz gewährte; guter und schlechter Boden, Sumpfland und Hochland, alles ist auf gleiche Weise angegriffen." Kaum besser lauten die Nachrichten aus Schottland, wenn sie auch nicht von so furchtbar schnell eintretender Fäulniß reden.

*** Herzogl. Kunstkabinet in Gotha. — Das herzogl. Kunstkabinet in Gotha ist durch seine höchst werthvollen Schätze im In- und Auslande rühmlich bekannt. Für die zahlreichen Besucher desselben aus Nah und Fern war ein Leitfaden, der die wichtigeren Kunstwerke und Merkwürdigkeiten in der Ordnung ihrer Aufstellung und nach der Reihenfolge des Catalogs anführt, Bedürfniß geworden, das durch den freundlichen, gefälligen und sachverständigen Vorstand des Kabinets, Hr. Ad. Bube, — schon Vielen bekannt und werth, — befriedigt worden ist. Die Vorrede dieses mit großer Sorgfalt gearbeiteten Leitfadens, — den wir jedem Beschauer des Kabinets als einen sicheren Führer empfehlen, — gibt eine kurze interessante Geschichte der Erweiterung der Kunstsammlung, die schon nahe auf 4000 Nummern gebracht worden ist und von unserem kunstsinnigen Herzog fortwährend vermehrt wird. Sie umfaßt, wie der Vf. (Vorr. S. VI.) bemerkt: eine gemischte Kunstsammlung, eine ethnographisch-historische Sammlung und eine Sammlung von Alterthümern. Die zuerst genannte enthält Gemmen und Mosaiken, Gefäße aus werthvollen Steinen und Muscheln, Glas- und Emaille-Malereien, Sculpturen in Elfenbein und Holz, Kunstwerke aus Gold, Silber und andern Metallen ꝛc. — mit einer für die Geschichte des herzogl. Hauses interessanten Sammlung von Miniaturen. Die ethnographisch-historische Sammlung besteht vorzüglich aus nordischen, türkischen, arabischen, persischen, ägyptischen, ostindischen, amerikanischen und australischen Waffen, Geräthen und andern Seltenheiten. Eine Anzahl historisch-merkwürdiger Gegenstände schließt sich an dieselben an. Die Sammlung von Alterthümern umfaßt hauptsächlich ägyptische, ferner etruskische, römische und deutsche, nebst Nachbildungen von Antiken." — Wir rühmen noch besonders die außerordentliche Gefälligkeit, mit welcher Herr Bube jeden Besucher des Kabinets Auskunft ertheilt; bei wissenschaftlichen oder Kunstzwecken darf man überzeugt sein, von ihm eifrigst unterstützt zu werden. †.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 2. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Donnerstag, den 3. September. (Zum Erstenmale wiederholt.) Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen; nach einem neu bearbeiteten Buche von Lenz. Musik von Mozart.

Sonntag, den 6. September. (Zum Erstenmale) Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 244. Freitag, den 4. September 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

Richard saß, den Kopf auf den Arm gestützt über seiner Arbeit, in's Sinnen vertieft, daß er die Eintretenden kaum bemerkte.

Der Polizeidirector blieb im Hintergrunde stehen.

„Haben Sie den leitenden Artikel für die Landeszeitung, den wir besprachen, abgefaßt, Herr Zürbach?" fragte der Obrist in herrischem Tone.

Richard überreichte schweigend und mit niedergeschlagenen Augen das Manuscript.

Der Obrist überflog es.

„Ich brauche Sie wohl nicht noch einmal daran zu erinnern, daß Sie nirgends sich als den Verfasser der Arbeit bekennen."

„Sie können ruhig sein, Herr Geheimerath," erwiederte Richard mit erstickter Stimme. „Und wenn man mich auf die Folter spannte, man sollte mir das Geständniß nicht abzwingen, daß ich meine Feder jemals zu einem Artikel von solcher Tendenz hergegeben!"

„Schon gut! Das Manuscript verdient alles Lob, sehr gewandt ausgeführt! erzsophistisch! nur nicht ganz mit dem Feuer geschrieben, welches man sonst an Ihren Arbeiten gewohnt ist. Das wäre auch undiplomatisch, ich mache Ihnen mein Kompliment über diesen Fortschritt."

Während der Obrist las, blickte Richard seinen Begleiter genauer an — — er erkannte sogleich den Polizeidirector.

Es war, als hätte er ein Gespenst gesehen, so erschrocken drehte er sich um, das Gesicht von Schamröthe übergossen. Er schaute starr und unverwandt durch die Fensterscheiben, um dem Polizeidirector nicht ins Gesicht blicken zu müssen.

„Sie sehen hier, lieber Hülse, Arsenal und Werkstatt meiner tausendfach verzweigten Geschäftspraxis," sagte der Obrist, den Polizeidirector beim Arme fassend und in dem Büreau umherführend. „Hier werden meine öffentlichen und geheimen Korrespondenzen ausgefertigt, hier werden Zeitungsartikel geschmiedet, von hier aus controliren und beobachten wir Menschen und Ereignisse. Blättern Sie eine Weile in den Journalen des heutigen Tages, ich will unterdessen Richard auf unser Begehren vorbereiten."

Der Polizeidirector griff nach den Zeitungen, suchte sich aber so zu stellen, daß er jedes Wort, welches die Beiden in der andern Ecke des Zimmers verhandelten, hören konnte. Allein sie sprachen so leise, daß nichts zu verstehen war.

Herr von Hülse, der anfangs blos über das Blatt hinausgelesen hatte, vertiefte sich allmälig ernstlich in Lectüre.

Da mit Einemmale hörte er Richard laut aufschreien:

„Das ist schmachvoll! Das geht zu weit! Meine Arbeit, meiner Hände Werk habe ich Ihnen verkauft, Herr Geheimerath, aber mich selber nicht, am allerwenigsten, wo es so subtile Privatangelegenheiten gilt! Suchen Sie sich einen andern Secretär, wir sind geschieden!"

„Gemach! junger Herr," rief der Obrist. „Geschieden sind wir noch lange nicht. Sie werden diese Schwelle nicht überschreiten, bevor sie mir die Geldvorschüsse, welche ich Ihnen gemacht, zurückgezahlt, bevor sie sich über eine Summe von zwanzig Louisd'ors, die mir bei dem Souper des Bankiers *** entwendet wurde, gerichtlich gerechtfertigt haben, denn ich habe gegründeten Verdacht, Sie, Herr Zürbach, für den Dieb zu halten. Dann aber werde ich auch der Oeffentlichkeit die Schilderung nicht vorenthalten, wie Sie, der uneigennützige Held des Liberalismus Ihrer Fahne treu geblieben sind! Gehen Sie, Herr Zürbach! Die Thüre steht offen, aber versuchen Sie, ob es Ihnen gelingt, über die Schwelle zu kommen!"

„Was für eine Rolle werden Sie denn spielen, Herr Geheimerath, in jener Schilderung meines Abfalls?" fragte Richard mit der höhnischen Ironie der Wuth und Verzweiflung.

„Gar keine, so viel ich weiß," erwiederte der Obrist kalt. „Aber ich werde Ihnen eine Rolle, eine tragi-komische Rolle in dem Stücke anweisen! Das soll eine Komödie geben, vor der Sie mehr zu zittern haben, als ich!"

„Fassung, guter Freund! Fassung und Ruhe!" sagte der Obrist nach einer gestissentlichen langen Pause. „Sie wissen gar nicht, was ein Kampf vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung bedeutet, Sie vergessen ganz, daß es da keine Sachen an und für sich gibt, sondern, daß die Sachen in den Personen wurzeln. Mich können Sie nicht compromittiren."

Richard erwiederte nichts. Er griff nach seinem Hut. Dem Obrist begann es bange zu werden, aber er wollte um keinen Preis aus seiner Rolle fallen.

Richard schritt auf die Thüre zu. Der Polizeidirector trat in den Weg und wollte ihn anreden. Richard ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Von Ihnen, Herr Polizeidirector, will ich nichts hören, ich werde Ihnen auch keine Antwort geben. Aber Sie, Herr Geheimerath, sollen jetzt fühlen, was ein Verzweifelter vermag, dessen Ehre, dessen tiefstes menschliches Gefühl man anzutasten wagt. Sie sollen staunen über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher ich mich selber preisgeben will, aber Sie sollen auch erbeben über dieselbe!"

Er ging eilends zur Thüre hinaus. —

Der Obrist und der Polizeidirector schauten sich noch eine gute Weile ganz starr an.

„Das hätte ich nicht erwartet!" rief der Obrist endlich und schlug sich mit der Faust vor die Stirne.

„Ich habe es vorhergesagt," sprach Herr von Hülse selbstgefällig, aber sehr ärgerlich.

Digitized by Google

„O, er wird wiederkommen! In einer Viertelstunde kommt ihm mit der Besinnung die Furcht; ich fange an, über mich selbst zu lachen, daß uns der jugendliche Brausekopf so einschüchtern konnte!"

„Nein, lieber Obrist, ich denke nicht wie Sie," sagte der Polizeidirector, verzweifelt niedergeschlagen. „Ich meine vielmehr, wir haben einen unverantwortlich dummen Streich gemacht!" (Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die dießjährige Dresdner Gemälde-Ausstellung.

Wie es bei allen größeren Sammlungen von Kunstsachen der Fall ist, so enthält auch die dießjährige Gemäldeausstellung auf der Brühl'schen Terrasse vieles Schlechte, einiges Gute und nur wenig, sehr wenig Ausgezeichnetes. Zu dem Letzteren gehören meistens Landschaften. Die Bilder des Prof. Dahl sind, wie immer, großartig, aber auch immer dieselben: Wasserfälle, Meer, nackte Felsen, finsterer, wolkenreicher Himmel, Mondschein; wenig Staffage. Sparmann verbessert sich, obgleich noch immer steif in seinem Baumschlag, so macht er doch gute Naturstudien und ist fleißig, ein Lob, das man nicht allen Künstlern Dresdens ertheilen kann, denn einige Bilder sind zwar in dem Verzeichniß aber nicht an den Wänden zu finden! — Die jungen Herren sind nicht fertig geworden, so heißt es. Zu diesen Nachzüglern gehören: Gonne, v. Ramberg ꝛc. Goldstein's Seestück ist rein, klar und überaus durchsichtig in der Farbe. Doch einmal wieder etwas Anderes als Neapel und Sicilien! Wir wären von diesem immer wiederkehrenden südlichen Himmel fast zu Tode gebraten worden! — Döring's Gebirgssee nach dem Regen hat viel Hübsches. nur möchte man fragen warum oder wie nach dem Regen? Die Landschaft sieht eben so aus, als wäre kein Tropfen vom Himmel gefallen. Es ist zwar einigen Künstlern gelungen, den Moment vor und während des Regens auf ihren Gemälden wiederzugeben, aber nach dem Regen!! — Felsen im Meere von Preller in Wien, vortrefflich Otto Wagner, Oehme und Kummer haben zwar nur wenig aber Gutes ausgestellt.

Die meisten Porträts sollten, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, mit der Malerei gegen die Wand gehängt werden, so erbärmlich, stümperhaft sind sie. Zu den Ausnahmen gehören: das Porträt unseres Professors Bendemann in Lebensgröße, gemalt von seinem Schwager, dem Prof. Hübner, ist überaus ähnlich, brillant und ohne Ausnahme wohl das schönste Porträt, was seit Jahren in Dresden ausgestellt worden. Nicht so gut gemalt aber sprechend ähnlich ist das Porträt des Letzteren von Hildebrand. Prof. Hübner's Christus mit Kelch und Brod läßt, obgleich schön gemalt, den Beschauer kalt, und sein Amor in verschiedener Gestalt ist nicht possierlich genug, um uns zum Lachen zu bringen. Das Porträt vom Prof. Vogel v. Vogelstein, im Gespräche mit seinem Sohne, von ihm selbst, ist brillant gemalt; das Bild im Bilde aber macht eine schlechte Wirkung. Bezaubernd ist das Porträt eines polnischen Juden durch seine Wahrheit in der Farbe und im Ausdruck. Der Name dieses Künstlers ist mir entfallen. Prof. Bähr fällt leider wieder in seine frühere bleifarbene Palette. Siehe den Kopf seines lebensgroßen Christus. Der Waldbrand im nördlichen Amerika von Wegener ist, die Pferde im Mittelgrunde des großartigen Bildes ausgenommen, welche hart und unnatürlich, aus dem Bilde springen zu wollen scheinen, mit ausgezeichnetem Fleiße gemalt und zeigt, selbst drumoch, wenn Bulwer's meisterhafte Feder ihm die Skizze dazu geschrieben hat, die an das Fabelhafte grenzende Phantasie des noch jungen Künstlers. Die Ehebrecherin vor Christo von Schneider in München ist vortrefflich, namentlich die Demuth in dem Gesichte des reizenden Weibes und der fragende Blick, den ihr Führer auf den Heiland wirft. Italienische Mädchen oder Rosen am Lago maggiore von Bender ist reizend in jeder Einzelnheit, warum aber stellte der Künstler den Palast, welcher den Hintergrund des Bildes macht, nicht wagerecht? Selbst Kindern fallen die schiefen Linien auf. Rückkehr des Prinzen Albert von Sachsen nach Altenburg von T. von Oer. Vortreffliche Composition, kräftig und wahr in der Ausführung und Auffassung der verschiedenartigen Charactere. Etwas komisch macht sich der kleine Prinz auf dem Pferde, er selbst scheint über seine Situation zu lächeln. Nicht so gut ist Oer's Clemence Isnard. Die Composition ist schwerfällig, das Colorit zu dunkel. Die lustigen Bauern von Brackeler in Antwerpen. Vortrefflich, fehlt kein Jota. Ausführung der älteren holländischen Schule. Abend auf der Alm, Feuerbeleuchtung von Müller macht durch seine Naturtreue einen überraschenden Effekt Der ehrliche Schornsteinfegerknabe, Idee von Nieman. Nettes Bildchen, mit großer Sorgfalt ausgeführt und höchst gemüthlich. Franzeska di Rimini mit Paolo Malateſta in der Holle von Vogel v. Vogelstein. Höllisch dunkel! — O Dio! ließen die Maler doch den Dante *) ruhen und machten sich, wie ein ehrlicher Dresdner vor einem Bilde des Prof. Bähr stehend, welcher denselben Dichter ausarbeitete, sich ausdrückte, zur Veränderung einmal an den Onkel. — Drei Grans in Grau von Kaufmann, komische Gegenstände: 1) Ketzergericht, 2) Dr. Luther, 3) Die Göttin der Vernunft. Die Gründung des Hospitals in Compiegne von Jhlée in Frankfurt. Großes Gemälde voll Effekt, tüchtiger Zeichnung und schöner Farbe. — Unter den Blumenstücken zeichnen sich die Leistungen der Fräulein Wagner durch Natur, geschmackvolle Zusammenstellung und Ausführung aus. Unter den Thierstücken, welche meistens schlecht sind, ist Eins mit der höchsten Meisterschaft gestempelt. Wiens Gauermann, Felsige Landschaft mit einem Fuchslager ist unstreitig eins der gelungensten Gemälde der Ausstellung. —

Würden nur die ewig wiederkehrenden Copien aus der hiesigen königl. Gallerie in allen Formaten und Manieren aus den Räumen der Gemäldeausstellung verbannt! Unter ihnen finden wir dieses Jahr wieder einige recht Mittelmäßige, wie die der Frau Professorin Triton und einiger jüngeren Künstler. Auch den berühmten Beduinen am Meeresstrande von Horace Vernet, von einer Dilettantin copirt, begegneten wir hier. Aber wie!! Prof. Arnold, welchem man den Namen des Ewigen beilegen sollte, hat sich, wenn man den Text eines seiner diesjährigen Phantasiebilder „Das Alter macht die Jugend auf die Vergänglichkeit der Zeit aufmerksam" umkehrt, sein eigenes Memento gesetzt. — Nächstens mehr. Z.

*) Die Sachsen sprechen bekanntlich das D wie ein T aus.

Digitized by Google

Ein Mordanfall auf das Leben Napoleon's.

Herr Prof. Schneidawind theilt im Augustheft der „Neuen Jahrbücher der Geschichte und Politik von Bülau folgende bis jetzt noch wenig bekannte Geschichte aus dem Leben Napoleon's mit. Pietro Botki, ein in Syrien geborner Kopte, handelte, ehe er preußischer Consul in Kahira in Aegypten wurde, in Gemeinschaft mit seinem Bruder mit Getreide, und machte zwischen Aegypten und Livorno, wo der Letztere ein ansehnliches Etablissement gegründet hatte, mit diesem Gegenstande bedeutende Geschäfte. Als der General Napoleon Bonaparte während seines glorreichen Feldzugs von 1796 in Italien nach Livorno kam, legte er bekanntlich dieser Stadt, wie so vielen andern, eine tüchtige Contribution auf, und erkundigte sich sogleich nach den angesehensten fremden Kaufleuten, die man eher in das französische Interesse ziehen könne, als die Eingebornen. Man empfahl ihm die Botki's. Er ließ daher den Bruder Pietros, als den älteren, sogleich zu sich rufen, der sich auch bereit erklärte, jeden Dienst zu leisten, den man von ihm verlangen würde, hinzufügend, daß er, der kein Italiener, sondern ein Araber sei, sich durch keine andern Rücksichten leiten lassen würde, als die der Sympathie und Verehrung, welche er seit lange schon für die große französische Nation und ihren berühmten Anführer hege. Diese Phrasen machten einen so guten Eindruck auf den General, daß derselbe, nach einer kurzen Unterredung mit den beiden Brüdern, ihnen unter sehr vortheilhaften Bedingungen das ganze Geschäft der Einziehung jener Contributionsgelder übertrug. Das Resultat übertraf Bonapartes Erwartungen so sehr, daß er vor seiner Abreise den älteren Botki öffentlich belobte und ihm zugleich eröffnete, daß im Falle er sonst etwas für ihn thun könne, er dessen Vorschläge erwarte. Der ältere Botki, der nicht wußte, was er verlangen sollte, theilte seine Verlegenheit einigen seiner französischen Freunde mit, die sofort in ihn drangen, sich die Lieferungen für die Armee zu erbitten, und da Botki seine gänzliche Unbekanntschaft mit diesem Fach erklärte, ihn versicherten, daß er nur den Namen herzugeben brauche und sie alles Nöthige schon, mit einem bedeutenden Gewinn für ihn, selbst besorgen würden. In Folge dessen wurde der ältere Botki wirklich zum „Fournisseur général de l'armée d'Italie" ernannt, der General Napoleon Bonaparte ging ab, um in das Herz der österreichischen Staaten einzudringen, und Pietro Botki wurde von seinem Bruder zum Ankauf einer großen Quantität Getreides nach Aegypten gesandt; der ältere Botki selbst folgte der Armee und ging nach Mailand. Wahrscheinlich mochten nun Botkis Rathgeber die Unerfahrenheit desselben und die günstige Gelegenheit zu gut für sich benutzt haben, denn nicht lange darauf wurde Botki wegen grober Unterschleife angeklagt, in Mailand verhaftet, und Napoleon Bonapartes Befehl für sein weiteres Schicksal eingeholt. Fälle dieser Art waren damals so häufig, daß der General um so mehr darüber in Zorn gerieth, weil Botkis Anstellung auf seinen unmittelbaren Befehl stattgefunden hatte. Er glaubte vielleicht gerade hier ein abschreckendes Beispiel aufstellen zu müssen, und das (noch im Moniteur nachzulesende) Decret lautete laconisch: „que le citoyen Botki soit jugé et fusillé dans les vingt quatre heures." Kurz vorher war Pietro Botki mit einer Ladung Getreide in Venedig eingetroffen, wo er zu seinem größten Schrecken die Verhaftung seines Bruders erfuhr. Er ritt mit Courierpferden nach Mailand, wo fast zugleich mit ihm der Hinrichtungsbefehl eintraf. Vergebens wendete er sich an alle Behörden, bis es ihm endlich gelang, bei Napoleons Gemahlin Josephine vorgelassen zu werden, der er sich zu Füßen warf und es glücklich durch ihren Einfluß dahin brachte, daß die Ausführung des Befehls des Generals, den man stündlich erwartete, bis zu dessen Eintreffen vorläufig suspendirt wurde. Als dieser kurz darauf anlangte, ließ sich Pietro Botki bei ihm melden und wurde auch, in Gegenwart Junots und noch eines andern Adjutanten, vorgelassen. In seiner fieberhaften Aufregung machte er, anstatt um Gnade zu bitten, dem General die bittersten Vorwürfe, sagte ihm, die Freiheit, welche die Franzosen brächten, sei nur eine schlimmere Sklaverei, jedenfalls aber habe er von ihrer Gerechtigkeit, die der turkischen nachstünde, eine bessere Idee gehabt. Man verurtheile seinen Bruder, binnen 24 Stunden todt geschossen zu werden, ohne daß nur eine ordentliche, genaue Untersuchung stattgefunden habe, ohne daß ihm irgend eine angemessene Zeit zu seiner Vertheidigung gelassen werde. Er wolle mit seinem eigenen Kopf für seinen Bruder haften, den er sein ganzes Leben lang als einen ehrenhaften Mann gekannt und der unmöglich in einem Augenblicke seinen Charakter so schmählich geändert haben könne. Seien Unterschleife vorgefallen, so würde eine unpartheiische Ergründung der Sache wohl bald darlegen, daß sie den französischen Unterbeamten und nicht seinem Bruder zur Last fielen, der, wie er wisse, nur mit Sträuben ein Geschäft übernommen habe, in dem er vollkommen unerfahren gewesen sei. Er bitte jetzt nur darum, seinen Bruder selbst sehen und sprechen zu dürfen, wo er sich bald überzeugen würde, ob derselbe schuldig sei oder nicht. Im ersten Falle möge man ihn todtschießen, er verlange keine Gnade, sondern nur Gerechtigkeit, aber seine Ueberzeugung stehe fest, daß sein Bruder unschuldig sei. Napoleon, höchst entrüstet über den Ton dieser ungewohnten Anrede, erwiederte mit großer Härte: „votre frère est une canaille, et vous, sans doute, ne valez pas mieux que lui," und befahl seinen Adjutanten, Pietro Botki aus dem Zimmer zu führen, welche dieses lachend bewerkstelligten. Denn der arme Pietro, von sehr kleiner Statur, mit einem großen Kopfe und äußerst heftigen, etwas grotesken Manieren, hatte allerdings in seiner äußern Erscheinung zu jeder Zeit viel Komisches, obgleich der Moment damals ernsthaft genug war. Verzweiflung und Wuth überwältigten ihn in Folge der ihm zugefügten Behandlung in dem Grade, daß er, im Vorzimmer angelangt, nachdem die Adjutanten hinter ihm die Thüre wieder zugeschlagen hatten, bewußtlos auf ein Sopha sank. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Diplomatische Anekdote.** In der Mitte des Monats September 1681 ließ Herr von Louvois den Herrn Herard von Chamilly, Sohn des gleichnamigen Generals, zu sich rufen und sagte ihm: Ich weiß, Herr von Chamilly, daß Sie heute Abend heimlich und gegen den Willen ihres Oheims ein unvermögendes Fräulein heirathen. Ich könnte sie in die Bastille schicken, weil sie Ihren Vormund betrügen wollen; ich habe aber gedacht, es wäre besser, Ihnen die Mittel an die Hand zu geben, Ihre Verzeihung zu verdienen. Sie reisen auf der Stelle in einem verschlossenen Wagen ab; Sie dürfen nichts sehen und mit Niemanden sprechen. Erst wenn der Wagen stille hält, erbrechen Sie diese Depesche. Hier ist eine Bauernkleidung, die Sie gleich anziehen. Ich lasse

Digitized by Google

Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. Leben Sie wohl. Drei Tage später hielt die geheimnißvolle Postkutsche vor den Thoren der Stadt Basel, und Chamilly erbrach seine Depesche, die nur aus folgenden drei Zeilen bestand: „Bleiben Sie von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr auf der Rheinbrücke stehen, und zeichnen Sie genau und ausführlich Alles auf, was Sie dort sehen, und kehren Sie dann sogleich zurück.“ Der junge Mann fügt sich diesem sonderbaren Befehle. Als die Stunde geschlagen, steigt er wieder in den Wagen und kommt am zweiten Tage um Mitternacht in Paris an. Er wird dem Minister gemeldet, der sogleich herbeieilt. „Nun Herr v. Chamilly, was haben Sie gesehen?“ — „Excellenz, hier ist meine Notiz, aber ich muß befürchten, daß sie Ihrer Aufmerksamkeit unwürdig ist.“ — „Geben Sie nur her.“ — „Aufrichtig gestanden, ich weiß nicht . . . es sind so kindische Notizen.“ — „Lesen Sie nur.“ — Chamilly, der sich wegen der Bedeutungslosigkeit seines Berichtes schämte, liest denselben erröthend vor: „Neun Uhr Morgens: ich sehe auf der Brücke einen einäugigen Esel, der von einem Kinde geleitet wird; einen dicken Deutschen, der, auf's Brückengeländer gestützt, in den Rhein spuckt; einen Baseler Stadtknecht in seiner halb'checkigen Tracht, einen alten Bauer mit gelber Weste, der vor der Brustwehr stehen bleibt und dreimal mit seinem Stocke aufschlägt.“ . . . — „Ein Bauer mit gelber Weste!“ rief Herr v. Louvois aus, das ist genug. Das muß der König wissen, ich muß aun den König wecken lassen.“ Und der Minister lief eiligst zum Zimmer hinaus. „Es ist richtig, der Minister ist entweder ein Narr, oder er hält mich zum Besten,“ dachte Chamilly. Eine Viertelstunde später trat Louvois mit heiterstrahlendem Gesichte wieder in's Zimmer, und seiner Korporal-Exerziermeisterstimme einen fast liebenswürdigen Klang verleihend, sagte er: „Sie haben dem König einen sehr großen Dienst erzeigt. Ihre Maj. schenkt Ihnen ein Regiment und wird Ihren Checkontrakt unterzeichnen.“ Erst acht Tage später erräth von Chamilly die Bedeutung dieses räthselhaften Wortes. Man erfuhr, daß Straßburg, das von der französischen Armee berennt war, sich ergeben hatte, und dem Königreiche einverleibt worden. Die drei Schläge an der Brustwehr kündigten den guten Erfolg der geheimen Unterhandlung an, welche der Minister Ludwigs XIV. mit dem Magistrat der Stadt Straßburg angeknüpft hatte.

*** Die beiden Tamino's. Es ist schon einige Zeit her, da hatte der Director B., welcher mit seiner Gesellschaft in Merseburg Vorstellungen gab, die „Zauberflöte“ angekündigt. Diese Oper war dort lange nicht gegeben worden, Manche erinnerten sich der schönen Musik, Andere der Papagenopfeife, noch Andere der majestätischen Löwen, welche darin auftreten — und so waren denn schon am Mittag des Zauberflötenabends sämmtliche Billets vergriffen; ein sehr seltener Fall, über den der Director sich nicht wenig freute. Aber, o Jammer; als B. noch einmal schmunzelnd den Kassenbestand überblickt, da bringt ein kleiner zerrissener Junge dem Director einen mit seltsamem Siegellack verkleisterten Brief, in welchem die unumstößliche Heiserkeit des ersten Tenoristen plötzlich eingetreten ist. Der Director, welcher es trotz seiner für Merseburg ganz erträglichen Leistungen selten zu einem vollen Hause gebracht, sollte heute um die „Zauberflöte“, um diese schöne Einnahme kommen, wegen eines plötzlich eingetretenen heisern Tenoristen? Unmöglich! — Es war keine Zeit zu verlieren, und B. eilte zu einem jungen talentvollen Dilettanten, der gerade in Merseburg anwesend war und von dem er wußte, daß er früher die Partie des Tamino einstudirt, aber freilich noch niemals auf den heißen Brettern gestanden hatte. Bitten und Beschwörungen des verzweifelten Theaterdirectors bewegen endlich den Dilettanten, einen ersten theatralischen Versuch zu wagen und dadurch B. die Einnahme zu retten. — Was liegt darun, denkt er, es mag gehen wie es will, ich bin ja fremd hier und interessant wird die Geschichte jedenfalls. Er erklärt sich also bereit, den Tamino zu singen, und zwar ohne Probe, denn zu dieser war keine Zeit mehr übrig — nur eine Bedingung stellte er, daß der Director vor Beginn der Oper „einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum“ devotest unterrichte von der Heiserkeit und um Nachsicht bäte für den bis jetzt noch unaufgetretenen Tamino. — Bis hierher war Alles gut — da zeigte sich ein neues Hinderniß. Der Remplacant hatte wohl die Gesangspartie des Tamino im Kopfe, keineswegs aber die Sprechpartie. Jetzt konnte indeß den kühnen Direktor nichts mehr incommodiren, die „Zauberflöte“ mußte heute gegeben werden und wenn die Welt zusammengestürzt wäre. Der heisere Tenorist konnte zwar nicht singen, aber sprechen mußte er, da half ihm keine Macht von der Welt. Und so ging denn endlich nach so mannigfachen Anstrengungen die „Zauberflöte“ glücklich los und zwar mit — zwei Tamino's! Hatte der eine ausgesungen, so verschwand er hinter den Coulissen und ließ den andern vor, damit er rede, war dieser fertig, so räumte er gemüthlich dem singenden Doppelgänger das Feld. So ging es fröhlich bis zu jenem Theile der Oper, wo Sprechen und Singen sich so unmittelbar in der Rolle des Tamino folgt, daß an ein Abgehen des Einen oder des Andern nicht zu denken war, hier gebot die eiserne Nothwendigkeit, dem Publikum den Anblick beider Tamino's zu gleicher Zeit zu gewähren, und man kann also wohl sagen, daß die „Zauberflöte“ noch nirgends menschenverschwenderischer gegeben wurde, als in — Merseburg. — Besser zwei Tamino's, als gar keiner, aber sehr hübsch war es doch; und noch heute lassen es sich manche Merseburger nicht einreden, daß Mozart die „Zauberflöte“ nur für einen Tamino componirt hat. A. Th. Chr.

*** In Gotha lebt eine Familie Brandt, die ein wahres Chaos von Verwandtschaft bildet. Herr Brandt heirathete Mlle. Louise Rosen, deren Bruder, August Rosen, sich bald nachher mit der Tochter erster Ehe ihres Mannes, mit Emma Brandt vermählte. Beide Paare hatten hierauf jedes ein Kind; die Eheleute Rosen einen Sohn. Demnach ist Madame Brandt zu gleicher Zeit Mutter ihres Bruders, Schwester ihrer Tochter, und Großmutter ihres Neffen; ihre Enkelin ist die Nichte ihrer Schwester, die Tante ihres Vetters, und die Schwester ihres Onkels; Rosen ist der Bruder seines Vaters und seiner Mutter, der Sohn seiner Schwester, und der Onkel seiner Gattin, und der Bruder seiner Nichte.

Anzeige.

Donnerstag, den 3. September. In der großen Arena auf dem Paradeplatz: **Erste Zauber-Soirée** von **Wilhalba Frikel**, Hofkünstler Sr. Majestät des Königs von Griechenland.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 3. September. (Zum Erstenmale wiederholt.) Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen; nach einem neu bearbeiteten Buche von Lenz. Musik von Mozart.

Freitag, den 4. September. (Zum Erstenmale): Gottsched und Gellert, Charakter-Lustspiel in 5 Abtheilungen von Heinrich Laube.

Sonntag, den 6. September. (Zum Erstenmale) Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 245. Samstag, den 5. September **1846.**

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.
Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

23.

David, der Schullehrer, Mariens Bruder, zählte den Tag zu den glücklichsten seines Lebens, an welchem er von seinem abgelegenen Dorfe, wo ihn die rohen Bauern nicht verstanden, wo sie keinen Respect vor ihm hatten, wegen jenes unheilvollen Vorfalles bei der Metzelsuppe, nach dem viel cultivirteren Hohenrode versetzt wurde. Dort begann sich jetzt allmälig wieder ein ganz behagliches Leben zu entfalten. Marie führte die Haushaltung im Pfarrhause und waltete wie ein Genius der freundlichen kindlichen Unschuld über dem Ganzen; der Pfarrer wandte sich wieder mehr auf äußere Thätigkeit, der Garten nahm mehr als je seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und wenn er sich im Freien recht müde gearbeitet hatte, dann war er wohl auch weit gesprächiger und zur Geselligkeit aufgelegter als bisher, obgleich seine brütende religiöse Beschaulichkeit und seine zeitweilige exaltirte Pietisterei keineswegs in Abnahme begriffen war. Eugenia suchte liebevoll gegen Jedermann zu sein: — wo Unglück und innere Zerfallenheit nicht Trotz und Schroffheit erzeugt, da erzeugt sie eine weiche theilnehmende Liebe gegen unsere Umgebung. Was die Dame an reicher Welterfahrung und Bildung besaß, das wußte sie gar geschickt zur Freude und zum Nutzen der kleinen Gesellschaft anzuwenden, und Alle freuten sich ihrer Gegenwart, da sie das gleichförmige Leben auf dem abgelegenen Dorfe mit einer bunten Mannichfaltigkeit neuer Anschauungen, neuer Gedanken, neuer Gesichtspunkte so sinnig als reizend zu schmücken wußte. Selbst der ehrwürdige alte Mennonit hatte sich ganz mit ihr versöhnt, und suchte sie nicht selten geflissentlich auf, wenn ihn die Langeweile drückte, was, trotzdem daß doch in seinem Principe der monotonen Lebensweise die Langeweile eigentlich förmlich sanctionirt war, nicht selten geschah.

Die ganze Gesellschaft saß eben im Garten — es war ein schöner Frühlingsabend — man wollte auf dem Bleichrasen unter den Zwetschenbäumen das Abendbrod nehmen. Die Kinder trieben in dem Grase ihr wildes Spiel mit dem alten Spitz. Eugenia sah dem tollen Treiben der Kleinen zu und fühlte sich in tiefster Seele schmerzlich berührt von dem unschuldigen arglosen Spiele. Es ist freilich eine Trivialität, aber es lag doch gar zu nahe, sich den heiteren, reinen Sinn dieser Kinder zurückzuwünschen.

Sie dachte so selten an Richard! Es dünkte ihr ein Verbrechen. Aber sie fürchtete sich vor jeder Erinnerung. Ob es ihm wohl ähnlich erging? Sie sehnte sich nur nach Einem, sich ganz und gar einzuleben in das friedliche harmlose Wesen der guten Leute, die sie eben umgaben, nur dem ihr Denken und Trachten zuzuwenden, was diesen nahe lag. Marie erschien ihr wie das Ideal eines glücklichen Mädchens. Sie wußte nicht, wie tief auch diese unglücklich war.

Die Schüsseln waren aufgetragen. Der Großvater faltet eben die zitternden Hände und spricht das Tischgebet. Es folgte eine tiefe Stille wahrer Andacht, bevor man nach den Speisen griff.

„Es war mir, als sei eben die Hofthüre zugeschlagen worden," sprach der Pfarrer nach einer Weile, das Schweigen brechend.

In der That, es ging im Augenblicke Jemand über den Hof.

„Ich will nachsehen, wer es ist," rief Eugenia, der es wohl that, recht geschäftig zu sein, und sprang auf. „Die Taglöhner werden vom Acker zurückkommen."

Kaum war sie hinter dem Gartenzaune verschwunden, so hörte man einen hellen Schrei. Alle fuhren zusammen. Die Gartenthür öffnete sich, und Richard trat herein, Eugenia hing bleich, zitternd fast ohnmächtig an seiner Seite. Richard sah so wild, so düster aus, seine Wangen waren merklich eingefallen, seine Kleider waren von der übergroßen Eile der Reise arg bestäubt und beschmutzt — es war ein seltsam unheimlicher Moment des Wiedersehens!

Der Pfarrer wußte im ersten Augenblicke keine Worte zu finden. Es zuckte über sein Gesicht, sein Blick war unsicher, man sah, es regte sich ein Kampf auf's Neue in ihm, den er längst unterdrückt glaubte.

Der alte Mennonit bemerkte dies. Er trat zwischen den Vater und den Sohn und unterbrach die peinliche Pause.

„Nimm den Verlornen wieder auf," sprach er mit feierlicher Stimme, die leise vor Rührung erbebte, und fügte Richard's Hand in die Hand des Vaters. „Wie willst Du ihm länger zürnen! Sind wir doch Alle schwache, sündhafte Menschen! Versöhnt Euch, liebet Euch in der wahren christlichen Liebe!"

Dem Pfarrer traten ungewohnte Thränen in's Auge. Er rief nur: „Mein Richard!" drückte den Sohn an's Herz und Alle schwiegen wieder; aber der Blick des Vaters strahlte verklärt in Milde und Freundlichkeit.

Richard wagte es in den ersten Stunden noch nicht, von dem zu reden, was ihn nach Hohenrode geführt hatte. Die Seinen waren ja so glücklich, wie hätte er so grausam den kurzen Frieden auf der Stelle wieder zerstören sollen!

Eugenia erholte sich allmälig. Ihr Auge begann wieder mit inniger Freude auf Richard zu weilen, aber als der Pfarrer sie einmal dessen Braut nannte, schauerte sie in sich zusammen und konnte die heitere Stimmung nicht wieder gewinnen.

Was um ihn her vorging, dünkte Richard wie ein Traum. Er sah drohender noch als vorher das unheimliche schwarze Gewölk an dem heiteren Himmel aufziehen, seine Kniee wankten und seine Stimme war unsicher, während er im liebevollsten Tone nach den kleinen Leiden und Freuden des Vaterhauses sich erkundigte.

Digitized by Google

Er sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er mit Eugenia allein sein konnte, um ihr seine trübe Kunde zuerst mitzutheilen. Eugenia schien etwas von der Art zu ahnen, denn sie schaute manchmal bedeutsam forschend nach ihm hinüber.

Am vergnügtesten von Allen war David; er freute sich so herzlich seinen alten Gast, seinen Geretteten wiederzusehen.

„Sie werden jetzt gewiß für immer, oder doch auf sehr lange Zeit bei uns bleiben, Herr Zürbach," sagte er. „Ei, das wird schön werden!"

„Vielleicht bleibe ich hier!" erwiederte er verlegen. „Aber wer weiß? Gerade aus der Gesellschaft guter Freunde, mein lieber David, wird man oft um so eher wieder weggeführt, je mehr man sich sehnte, vollauf ihres Umganges zu genießen! — Aber wo ist die Schwester, wo ist Marie? Ist mir doch, als hätte ich sie im Augenblick des ersten Willkomms gesehen?"

Marie hatte sich fortgeschlichen, man suchte sie überall und fand sie nicht. Sie hatte wohl daran gethan; denn sie fürchtete sehr, sich zu verrathen, sie fürchtete den Gegenstand, für den sie stets nur geheim geschwärmt und dem sie sich im Geiste so unendlich nahe gefühlt hatte, nun in der Nähe zu begrüßen, die ihn gerade wieder ihrer Phantasie weit weg entrücken mußte. (Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Mozart's Idomeneus.

Der 30. August war ein Ehrentag für das Frankfurter Theater: Mozart's hoher, herrlicher Idomeneus ist an demselben, sechsundsechzig Jahre nachdem ihn der Meister geschaffen, zum Erstenmale hier aufgeführt worden.

So hatten wir also Gelegenheit, einmal eine ächte alte Heldenoper (Gluck's größere Werke überschreiten schon wesentlich diese Sphäre) dargestellt zu sehen. — Ihrer Anlage nach und ihrer ästhetischen Tendenz, wie nach dem kunsthistorischen Boden, auf welchem diese Tondichtung steht, ist sie für die Gegenwart antiquirt: — Mozart selber hat die Brücke abgebrochen, welche dieses Werk mit dem Dichten und Trachten der kommenden Generation hätte verbinden können. Merkwürdiger Weise bildet der Idomeneus die Einleitung zu den großen unsterblichen Opern Mozart's, und dennoch steht er isolirt da in dessen Entwicklungsgang, wenn man nicht sagen will, daß ganz spät im Titus, der zierlicheren und geistreicheren, aber nicht halb so grundgewaltigen und genial frischen modernisirten Heldenoper, das Ende wieder auf den Anfang zurückgegangen sei. Der Idomeneus ist ein Werk, welches unter Mozart's sämmtlichen Schöpfungen, was Hoheit, Ernst und mächtiges Pathos betrifft, seines Gleichen nicht hat: — aber unmittelbar nach Vollendung desselben begann der Meister mit seiner „Entführung" die fast entgegengesetzte Bahn zu eröffnen, mit Macht brach der neue Geist hervor, der sich neue Formen schuf; — „Idomeneus", die akademisch-klassische Heldenoper war im Januar 1781 auf die Bühne gebracht worden, die „Entführung aus dem Serail", der erste kecke, jugendfrische Anlauf zu einer klassischen Oper der genialen, Shakespeare'schen Natur-Unmittelbarkeit und weiterhin einer ächt romantischen Oper ward im Herbste desselben Jahres begonnen. Die wenigen Monate, welche dazwischen liegen, bilden die Grenzmarke, wo sich zwei Epochen scheiden, Idomeneus wurde vergessen, die Einflüsse der Revolution, so bemerklich auf dem musikalischen Gebiete, traten dazwischen, was sollte man sich um regelgezwängte Heldenopern kümmern, die auch eigentlich von Haus aus Hofopern gewesen waren? Idomeneus blieb vergessen, bis er eine historische Bedeutung gewonnen hatte. So schwer rächt es sich trotz der genialsten Ausführung, wenn ein Werk seiner Grundidee nach mit den bewegenden Ideen des Zeitalters nicht mehr im Einklange steht! — Jetzt aber ist es an der Zeit, daß man den Idomeneus wieder aufführe, eben weil er uns in den historischen Gesichtspunkt fällt, — und was wäre Originelles und Selbstständiges und Großes an unserem Kunststreben, wenn nicht die historischen Studien? —

Die alte Heldenoper, welcher sich der Idomeneus im Wesentlichen anreiht, treibt ihre Wurzeln tief in den kulturgeschichtlichen Boden des achtzehnten Jahrhunderts.

Es galt die Größe — und in den antiken Stoffen fand man damals das Urbild aller Größe — als Prunk, Pomp darzustellen, die sittliche Erhabenheit der kämpfenden Leidenschaften als hochtönendes Pathos, man wollte den imposanten Kothurnschritt, aber er mußte ein anständiger Schritt sein, der auch vor einem Tanzmeister Gnade gefunden hätte. Uns langweilt ein Pomp ohne Ende, zumal wenn er noch steife Etikette prätendirt, wir wollen erregt sein, nicht blos anstaunen, unsere Großväter hatten an dem ruhigen Staunen genug; die kalte Tonpracht und der scenische Glanz einer Hasse'schen Oper, deren gespreizte, mit Gold und Purpur und langer Weile reich bekleidete Helden, ein Cyrus, Artaxerxes, Sesostris, Hadrian doch verzweifelt wenig Sympathien sich entzünden mochten, — riß hin, entzückend fand man den Einblick in diese endlos weitschichtigen, fünfundzwanzig bis dreißig Stück fassenden Magazine kolorirter Soprun-Arien! Die Grandezza einer schleppfüßigen dramatischen Entwicklung war Adel des höheren Styles, der langsame, weit ausschreitende Gang der Handlung bedingte die unerläßliche Gravität. Dies Alles gilt auch von Sujet und Anlage des Idomeneus — und dennoch wie siegbaft wußte Mozart diese Hemmnisse zu überwinden! Wo ist denn ein dramatisches Ineinandergreifen der Handlung gegeben? wo drängt das Libretto zu dramatischer Bewegung? Arie reiht sich an Arie, Recitativ an Recitativ, wahre dramatische Ensembles sind in den beiden ersten Akten kaum vorhanden, nur Chöre neben den Solis. Die Entwicklung ist episch, rein erzählend, Situation fügt sich zur Situation, daß sich die Geschichte vorwärts bewegt wie die langathmige Mähr eines Chronisten. Und nun hört diese Musik! Man sollte meinen, Mozart habe sich geflissentlich den undramatischsten Stoff von der Welt genommen, um in seinem ersten größern Werke so recht „trotz alledem und alledem" zu beweisen, daß er ein dramatischer Tondichter sei wie Keiner! Die mächtig, man kann nicht sagen anhebende, sondern heranbrausende Steigerung der musikalisch-dramatische Effekte von der Mitte des zweiten Aktes bis zum Schluß der Oper sind, das fühlt man tief, der erste kecke, großartige Wurf des jungen Mannes, der in folgerechtem Fortschritt kein Anderer werden konnte als der Mozart des Don Juan! (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Mordanfall auf das Leben Napoleon's.

(Schluß.)

Wie lange er dort gelegen, wußte er nicht, als er aber wieder zu sich kam, griff er mechanisch nach seinem neben ihm liegenden Mantel und Stock. Da fiel es wie ein Blitz in seine Seele, daß in dem oberen Theile des Stocks ein Dolch verborgen sei. Mit aller Gluth des orientalischen Blutes, das in seinen Adern kochte, reißt er den Dolch heraus, verbirgt ihn, fest gefaßt mit der rechten Hand, unter den zugeknöpften Rock auf der Brust und thut einen heiligen Schwur, noch einmal zu versuchen, den General zur Nachgiebigkeit zu stimmen; oder wenn dies mißlingt, seinen Bruder wenigstens zu rächen, da er ihn nicht retten könne. So entschlossen, öffnete er von Neuem die Thüre, wo er den General noch in lebhaftem Gespräche mit seinem Adjutanten begriffen trifft. Dieser tritt erstaunt zurück. Doch Pietro Botki wirft sich vor ihm nieder, umfaßt mit der Linken seine Kniee, während die Rechte den Dolch krampfhaft festhält, und beschwört Napoleon bei seiner Mutter und Allem, was ihm heilig ist, nochmals flehentlich, nur um die Begünstigung, seinen Bruder sehen zu dürfen, und als Napoleon dennoch bei seiner Weigerung beharrt, wendet er sich, noch auf den Knieen liegend, an Junot, auch Diesen anflehend, den General zur Gnade zu bewegen, da sonst ein größeres Unglück daraus entstehen würde, als sie Alle erwarteten. Als ihn dieser ebenfalls barsch zurückstößt, springt er auf und dringt, wie in Verzweiflung, nochmals laut schreiend, daß ihm Gerechtigkeit werden müsse, auf Napoleon ein, der, nach seiner Gewohnheit, mit den Händen auf dem Rücken, dastand, unwillkürlich zurückschritt, bis er an den Kamin gelehnt und vor Ungeduld mit dem Fuße stampfend, stehen bleiben muß. Jetzt ist Botki im Begriff, ihm den Dolch in den Leib zu rennen, als er Junot, der ihn bei der Schulter ergreift, um ihn zurückzuziehen, hinter sich sagen hört: „main au fond, Général, pourquoi ne voulez-vous pas accorder au moins à ce pauvre diable la permission de voir son frère, puisqu'il un demande pas autre chose?" — „Eh bien!" ruft Napoleon, halb lachend, halb zornig, (ipsissima verba), qu'il aille se faire . . . . lui et son frère. Qu'on lui expédie une permission d'aller voir le condamné dans sa prison, et que cette bouffonne comédie finisse enfin."

Der Erfolg rechtfertigte Pietro's Voraussetzung. Eine neue strenge Untersuchung, zu deren Erlangung die immer wohlthätige Josephine nicht unthätig war, bewies, daß der ältere Botki weit weniger schuldig, als von andern mißbraucht worden war und endigte mit seiner völligen Freisprechung. Niemand aber ahnte, welchem drohenden Moment der damals noch im ersten Beginne seiner die Welt erschütternden Laufbahn stehende, jugendliche Held durch des Schicksals Fügung bei einer Scene entgangen war, deren größte Gefahr eben darin lag, daß die Umgebung sie nur von der komischen Seite angesehen zu haben scheint.

Uebrigens erfuhr Napoleon aus Pietro Botkis Munde selbst, in welcher Lebensgefahr er geschwebt habe. Denn als Napoleon in Aegypten war und Pietro Botki eine Ladung Getreide von Livorno nach Jaffa brachte, ging er ohne Scheu zu dem General, um ihm die neuesten Nachrichten aus Europa mitzutheilen. Napoleon erkannte ihn sogleich und ihn lächelnd am Ohrläppchen ziehend, rief er: „ah vous êtes ce coquin, qui m'a tant tourmenté à Milan, je m'en souviens très-bien; avez vous par hazard encore quelque chose à me demander?" „Nein General," erwiederte P. Botki, „aber Sie wissen nicht, wie wohl Sie gethan haben, mein Gesuch zu gewähren," und darauf gestand er dem gefürchteten Feldherrn mit all' dem gleichgültigen Muthe eines Orientalen unumwunden seinen Vorsatz, ihn zu tödten, wenn er keine Gerechtigkeit bei ihm gefunden hätte. Napoleon fixirte ihn scharf und sagte nichts, als: „mon cher, vous n'auriez osé!" Er war aber so weit entfernt, Botki das seltsame Geständniß entgelten zu lassen, daß er im Gegentheil seitdem eine Art Zuneigung zu ihm faßte und ihn kurz darauf als ersten Dragoman bei der Armee in Egypten anstellte."

Feuilleton.

*** **Bremen**, 27. August. Gestern verschied hier ein Mann, der vor zehn Jahren die ganze gelehrte Welt in eine Art von fieberhafter Aufregung versetzte. Friedr. **Wagenfeld**, ein junger Philolog aus dieser Stadt, wollte damals aus Oporto von einem Obersten Pereira eine im portugiesischen Kloster Santa Maria de Merinhao aufgefundene Handschrift des Sanchuniathon erhalten haben, und man glaubte schon durch diesen seltenen Fund ein helles Licht auf die dunkle Geschichte Phöniciens geworfen zu sehen. Freilich stellte sich das Ganze bald als eine Mystification heraus, aber als eine so grossartige, daß sie Männer wie Grotefend, Gesenius, Otfried Müller und andere sehr ernstliche beschäftigen konnte. Wagenfeld war ein Mensch von seltenem Talente und ganz eigenthümlichem Charakter. Den Plan zu seinem Sanchuniathon hat er schon als Gymnasiast entworfen, und denselben auf der Universität und später mit der seltensten Ausdauer unabläßig verfolgt. Sein ganzes Studium war darauf angelegt, und blieb darum auch in Einseitigkeit befangen. Als er seinen Zweck, die gelahrten Herren hinters Licht zu führen, erreicht hatte, verfiel dieser Mann, der Zeug zu einem großen Philologen und Kritiker in sich trug wie wenige, in eine beklagenswerthe Schlaffheit, und war zuletzt abgestumpft gegen jedes höhere Interesse. Nachdem er sein nicht unbeträchtliches Erbe theils durch Schuld anderer, theils durch eigene verloren hatte, sank er von Stufe zu Stufe, vollkommen gleichgültig gegen alles, was um ihn her vorging, und von der Welt unbeachtet. Er ist, etwa sechsunddreißig Jahre alt, im öffentlichen Krankenhause gestorben. Wagenfeld erinnerte in seiner Lebensweise an den unglücklichen Grabbe, mit dem er dieselbe Unenthaltsamkeit gemein hatte; nur fehlte ihm das Dämonische und Titanenhafte des westfälischen Dichters. In den letzten Jahren gab er ein Localblatt heraus, das für die niedrigsten Schichten des Publikums berechnet ist, und sich im Style der schlechtesten Berliner Blätter dieser Art hält. In demselben erzählte Wagenfeld, der geniale Verfasser des Sanchuniathon, von Diebstählen, Unglücksfällen, Schlägereien und dergleichen, und er hat es noch auf dem Todtenbette mit zitternder Hand redigirt. In den gebildeten Kreisen wußte man kaum daß das „verlumpte Genie" noch auf der Welt war! A. Z.

*** **Ein Jagdunglück.** Kürzlich Morgens um 6 Uhr fuhr der 56jährige allgemein geachtete Förster Regling mit seinem 27jährigen Sohne Wilhelm in einem kleinen Kahne auf die Entenjagd auf den zwischen Stolzenhagen und Stolpe befindlichen Gewässern. Die Jagd zeigte sich ergiebig, und sie setzten dieselbe daher bis in die Nacht fort. Es mochte ungefähr 9 Uhr Abends gewesen sein; der Vater saß in der Mitte des Kahns, vor ihm lag der Hund und die mit Entenschrot scharf geladene und an beiden Hähnen gespannte Doppelflinte; hinten saß der Sohn und steuerte; als der

Vater, Enten wahrnehmend, schleunig nach dem Gewehr greift, nicht bemerkend, daß die Leine des Hundes sich durch den Ring geschoben hat, in welchem die beiden Drücker zum Abfeuern sich befinden. Der eine Lauf entladet sich, und der Schuß trifft den Vater mitten in das Gesicht, worauf der Sohn den todt hintenüber sinkenden Vater und nun das erst halb entladene Gewehr zugleich ergreifend, den zweiten Schuß erhält, und zwar dergestalt, daß derselbe ihm von unten durch den linken Kinnbacken, die Backe, die Zunge und das linke Auge fuhr, alle diese Gesichtstheile gänzlich zerschmetternd und zerreißend. Ein zwei Zoll langes Stück der zerschmetterten Kinnlade mit fünf Zähnen hatte der Unglückliche sogar in die Westentasche gesteckt, wo man es noch vorfand. Vermöge seiner außerordentlichen Körperkräfte ruderte derselbe mit dem Kahn an das nächste Ufer, und schleppte sich, zum Theil durch Wasser und Sumpf, in der Dunkelheit noch eine große Strecke weit fort, bis er in der Nähe des Dorfes, unfern des Stolzenhagen-Stolper Weges, hinter einem Heuhaufen vom Schmerze überwältigt niedersank. Noch versuchte er seinen neben ihm liegenden Hund zum Bellen zu bringen, damit Hülfe käme, aber der Hund nach Hause liefe. Hülfe kam nicht, und der Hund lief auch nicht nach Hause, sondern zu seinem todten Herrn, den er nun bewachte. So verging der ganze Freitag, und erst gestern, am Sonnabend Morgen, fand durch Zufall ein vorüberfahrender Landmann den Sohn, und zwar noch lebend, bald darauf auch wurde durch eifriges Suchen der ganzen vom Gutsherrn H. v. W. requirirten Fischergemeinde der Vater todt im Kahne liegend und von seinem treuen Hunde bewacht und vertheidigt, gefunden. Gestern Abend um 9 Uhr starb auch der Sohn, nachdem er die entsetzlichsten Qualen ausgestanden hatte. Seine letzten Kräfte zusammenraffend, schrieb er in Gegenwart der Untersuchungscommission, da er nicht sprechen konnte, mit einem Griffel auf eine Schiefertafel diejenigen Notizen nieder, welche über das Unglück nähere Auskunft gaben, und welche wie in Vorstehendem mitgetheilt haben. Hmrst.

*** In einem Briefe d. d. Greiz im Voigtlande, den 25. August, wird gemeldet: „Hier zu Lande giebt es eine solche Menge Raupen, daß es ans Unglaubliche, ans Fabelhafte gränzt. Sollten Sie wohl glauben, daß deren Anzahl so groß ist, daß dieser Tage der Bahnzug zwischen Reichenberg und Werdau halten gebliebeu ist, trotzdem es auf dieser Station beinahe unausgesetzt bergunter geht? Die von der Lokomotive zerquetschten Thiere verbreiten nämlich über die Schienen eine solche Masse fettigen Schleims, daß die Friktion, zwischen Rad und Schiene beinahe aufhörend, die Räder glitschen macht, viel schlimmer als bei Glatteise. Seitdem sind der Lokomotive Besen vorgebunden, welche zwar etwas, aber nicht viel helfen, denn auf diese Weise werden die Thiere nur theilweise entfernt, anderntheils und zwar von den Besen selbst aber immer noch zerquetscht.

*** Ehe der Freischütz das Publikum ergriffen hatte, war Weber mit seinen Opernkompositionen nicht glücklich gewesen. Bei einem seiner Conzerte, welches er selbst in Wien dirigiren wollte, liefen ihm die Musiker davon und erklärten, daß sie aus der Composition nicht klug werden könnten. Der Freischütz überzeugte nun freilich die guten Leute, daß Weber ein von ihnen unbegriffener Geist war. Als aber die Euryanthe, welche dem Freischützen folgte, wiederum bei dem Publikum keinen günstigen Erfolg hatte, glaubte die liebe Einfalt doch wieder im Rechte zu sein. Weber's Wahlspruch war: „Wie Gott will!" Da sagten die Wiener Witzmacher: „Weber komponirt wie Gott will, Rossini aber wie die Menschen wollen, und darum gefällt uns der Letztere besser." N. Europa.

*** Eine Coulissengeschichte. Talma suchte auf der Bühne Alles zu vermeiden, was die geringste Veranlassung zum Lachen geben konnte. In einer Provinzialstadt nun spielte er einmal Jaques Molay in den „Templern." In dem pathetischen Augenblicke, wo er im Begriffe steht, in den Tod zu gehen, und der Großmeister ausruft: . . . „Es ist

„Nicht Strafe, nein es ist der Ruhm der Märtyrer,
Laßt uns dem Himmel danken, der ihn gibt."

bemerkt Talma neben sich einen Templer mit dem häßlichsten Gesichte, das man sich vorstellen kann, und fürchtete, durch dasselbe den ganzen Eindruck gestört zu sehen. Talma stand da mit emporgehobenen Armen und ruhigem Blick, sagte aber leise und zornig zu dem Direktor Bernard, der als Templer mit fromm gekreuzten Armen neben ihm stand, nachdem er die Worte gesprochen: „Ich bin bereit, seid ihr es, meine Brüder?" „Wer ist denn dieser Esel in Menschentracht hier zu meiner Rechten? Warum haben sie ein solches Gesicht neben mich gestellt?" Bernard: „Es thut mir leid, Herr Talma." Talma:

„O Gott, ich preise Dich, Du gibst uns Muth,
Noch größer als das Unglück, das uns trifft."

Bernard (mit Thränen in den Augen:) „Es ist wahr; er ist sehr häßlich. Es ist ein Färber aus der Stadt, Niemand, der aus Kunstliebe spielt. Die Figuranten sind selten bei uns." Talma: „Ein hohes Beispiel geben wir der Welt." („Sagen Sie, er solle sich entfernen." —) Bernard (leise zu dem Färber, ohne ihn anzusehen): „Treten Sie zurück!" — Alle Templer entfernen sich, statt sich um den Großmeister zu scharen. Talma wendet sich in Begeisterung zu den Rittern: „...o werthe Ritter!" („Wo sind die dummen Menschen?") Bernard (leise zu den Figuranten: „Kommen Sie doch herzu;" das häßliche Gesicht wieder voran. „Das Leben weicht doch einmal von uns Allen." („Hol' ihn der Teufel! Herr Färber, treten Sie zurück! Verbergen Sie sich hinter den Andern!" (Der Färber: „Das kann ich nicht, sehen Sie, ich bin am besten angezogen." Talma: „Geh' zum Teufel, Esel!") „Ihr lieben Freunde . . . . ." (Der Färber: „Ich schlage dem großen Schauspieler den Kopf entzwei!") Talma (umarmt ihn: „Ich werde dich hinauswerfen lassen!") „. . . . ruhmreicher Tod! Vom Hintergrüße steigen wir zum Himmel!" — Während dieser Scene zerschmolz das Publikum in Thränen. U. S.

*** Das „Vaterland" theilt Sentenzen und Bruchstücke „aus dem Tagebuch eines Esels" mit, darunter folgendes:

In meinem Ohrensenken
— Glaubt's! — liegt ein tiefes Denken,
Doch euer menschlich Denken
Ist oft nur Ohrensenken.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 4. September. (Zum Erstenmale): Gottsched und Gellert, Charakter-Lustspiel in 5 Abtheilungen von Heinrich Laube.

Samstag, den 5. September. Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen, von Roderich Benedix.

Sonntag, den 6. September. (Zum Erstenmale) Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 246. Sonntag, den 6. September 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

24.

Die Morgennebel dampften frisch auf, jener scharfe Luftzug, der den Aufgang der Sonne verkündet, strich durch die hohen Eichen des Waldes.

Zwei Reiter in Civil, von einem Gensd'armen zu Pferde gefolgt, zogen den steilen und beschwerlichen Pfad hinauf, der zwischen wilden Felspartieen durch das Dickicht des Waldes ins Gebirg führte.

„Es wäre eine recht romantische Reise, werther Freund," sagte der Eine der Reiter, „aber Gott weiß es, die feine Lebensart, die Salons haben meine Constitution verzweifelt geschwächt, ich kann das Reiten nicht mehr vertragen. Wer so rastlos wie ich unter dem Banner des aristocratischen Lebensgenusses gefochten hat, der wird bald ein podagristischer Invalide!"

Der Mann mit dem greisen Haar und dem starken, schwarzgefärbten Schnurrbart, mit dem verlebten Gesicht und den dämonisch lüsternen Augen, welcher diese Worte gesprochen, schien in der That, von Erschlaffung plötzlich übermannt und gegen den Hals des Pferdes vorgebeugt, kaum mehr weiter reiten zu können, als sie einen ziemlich freien Höhepunkt erreichten, zu dessen Füßen sich noch eine gute Strecke Waldes ausdehnte, die dann aber von einem bebauten Thal begrenzt war, aus welchem die Strohdächer eines Dorfes, zwischen Obstbäumen zerstreut, freundlich emporblickten. Der Ermattete richtete sich in den Bügeln in die Höhe.

„Wie heißt das Dorf da unten?" fragte er den Gensd'armen.

„Hohenrode, Herr Baron," erwiederte dieser im Tone militärischer Gemessenheit.

Bei diesen Worten flammte sichtlich ein neues Leben in Jenem auf, ja es war fast eine leichte Röthe, die plötzlich seine fahlen Wangen überlief.

„Hohenrode!" rief er und warf sich in die Brust und spornte das Pferd an. „Triumph, Polizeidirector, wir sind bald am Ziele!"

* * *

Im Pfarrhause zu Hohenrode herrschte in derselben Morgenstunde große Bestürzung und Verwirrung — Eugenia und Marie waren verschwunden, nirgends entdeckte man eine Spur von ihnen. Man wartete mit Ungeduld. Doch es hätte ja auch sein können, daß sie sich in der ersten Frühe zu einem Spaziergange heimlich fortgeschlichen. Aber Richard, der gestern Abend gleich nach seiner Ankunft im ersten unbelauschten Augenblick Eugenia von der drohenden Gefahr benachrichtigt hatte, ahnte etwas ganz anderes, und theilte in der Angst seines Herzens dem Vater und dem Großvater bruchstückweise so viel beängstigende Dinge mit, daß alsbald das ganze Haus in Allarm war. Man schickte einen verschwiegenen alten Knecht hinaus in's Freie, um den beiden Frauen nachzuspüren. Doch siehe, als er kaum fortgegangen war, bewegte sich von der andern Seite quer über die Wiesen her eine weibliche Gestalt rasch auf das Pfarrhaus zu — — es war Marie! — —

Sie brachte das Lebewohl Eugeniens. Eugenia war weggegangen; Niemand sollte erfahren wohin. Marie wußte es vielleicht, man drang in sie, aber sie weigerte sich standhaft, ein Wort darüber zu sagen, und wenn man das arme trostlose Mädchen ansah, dann trat man von selber von dem Versuch zurück, ihr das Geheimniß mit List oder Gewalt zu entreißen. Mysteriös wie sie gekommen war, sollte Eugenia verschwinden.

„Euch Allen läßt Eugenia sagen," sprach Marie, nachdem sie sich ein wenig gefaßt hatte, „sie wolle durch ihre Gegenwart die guten treuen Leute, welche sich so liebevoll an ihr erwiesen, nicht weiterfort in immer tieferes Verderben stürzen. Dann gab sie mir noch dieses Päckchen, damit ich es Ihnen, Herr Richard, als Andenken überbrächte. — Sage ihm, sprach sie, unser Verhältniß laste wie eine bange Schuld auf meiner Seele, nichts Gutes habe auch mehr daraus erwachsen können, denn wo einmal das Maß gewaltsam überschritten, wo einmal die Harmonie der Dinge gestört sei, da lasse sich nichts mehr bessern. Aber, fügte sie hinzu, sage ihm, daß es mir unendlich weh thue, mich von ihm zu trennen, sage ihm, daß ich niemals einen Menschen so geliebt habe," — die Stimme wollte Marien fast versagen — „wie ihn. — Aber gerade da, wo die Liebe am reinsten wohnt, so schloß sie ihre Rede, treten am ersten die Lebensverhältnisse dazwischen, um die zarten Keime zu tödten, lange bevor sie eine Blüthe treiben können."

Marie war kaum ihrer Sinne mächtig, als sie die letzten Worte sprach. Sie schaute noch einmal zu Richard auf — er schlug die Augen nieder, er war sichtlich erschüttert, aber man hätte denken sollen, er müsse tiefer, wilder bewegt sein. — Marie schlich sich weg. Seltsame grundlose Ahnungen, die manchmal unsere Phantasie wie ein unheimliches Wetterleuchten durchzucken! — war es doch Marien in diesem Augenblicke, als habe sie Richard zum letzten Male gesehen! —

* * *

Das Ungestüm, der wilde trotzige Schmerz der Leidenschaft sollte dennoch nicht ausbleiben. Richard stürmte hinaus in's Freie. Warum hatte er doch in der letzt vergangenen Zeit Eugenia so ganz vergessen können und jetzt, da er sie hätte vergessen sollen, konnte er's nicht!

Er ist in den stillen heiligen Wald getreten, er eilt in jäher Hast unter den stolzen luftigen Laubgewölben einher, aber er fühlte es allmälig, daß der stille Wald ein Dom

Digitized by Google

ist, eine heilige Stätte, ein Ort des Friedens, wo auch auf uns, ehe wir's merken der Friede niederſäuſelt. Er mäßigte ſeine Schritte. Wie die koloſſalen Felsblöcke rechts und links ſo phantaſtiſch willkürlich an die Berge hingeworfen lagen! Es freute ihn, die gewaltigen Maſſen zu betrachten und der erregten Phantaſie, die nach einem Ausweg ihres Schmerzes in jäher kühner That ſich ſehnte, das Spiel zu gönnen, ſich in den Kampf der elementaren Kräfte, in die Erdrevolutionen der Urwelt zurückzuverſetzen, wo dieſe rieſigen Felſenbrocken wie mit leichter Hand an dieſe Abhänge geſchleudert wurden.

Doch er hält ein mit ſeinen Phantaſieen, er hört den Tritt von Pferdehufen. Nur noch einen Augenblick, dann muß der Reiter dort um die Ecke biegen — es ſind ihrer Drei, mühſam leiten ſie ihre Pferde über den holperigen Pfad. Richard fixirt die beiden Vorderſten ſcharf, er bleibt betroffen ſtehen — da haben ſie ihn ſchon erreicht.

„Der kommt uns wie gerufen," flüſterte der Obriſt dem Polizeidirector zu. „Nur den Muth nicht verloren! Wir nehmen ihn mit nach Hohenrode."

Der Obriſt war Richard geradezu quer in den Weg geritten.

„Ei guten Morgen, mein junger Freund! In der That ein ſeltſames Zuſammentreffen!" rief er ironiſch. „Wir kommen als arme verirrte Wanderer zu Ihnen, die ſich auf dieſen rauhen Wegen nicht zurechtfinden können. Sie aber werden die Güte haben, unſer Führer nach Hohenrode zu ſein. Heda, Sergeant! Aufgepaßt! Nehmen wir unſern Führer in die Mitte, wir möchten ihn ſonſt verlieren."

Richard hatte ſchon während der Rede des Obriſten ſeinen Entſchluß gefaßt. Er ſchwang ſeinen ſchweren Knotenſtock wiegend hin und her.

„Herr Geheimerath," rief er wüthend und faßte das Pferd beim Zügel, „Sie wiſſen, ich bin Ihnen noch zwanzig Louisd'ors ſchuldig, jetzt will ich Sie Ihnen zurückzahlen!"

Bei dieſen Worten ſauſ'te ſein Stock durch die Luft und fuhr dem Obriſt mit ſolcher Kraft wider den Kopf, daß derſelbe beſinnungslos vom Pferde ſtürzte. Der Gendarme ſprengte herzu, aber das Terrain war zu ungünſtig, — Richard entkam über die Felſen.

„Laßt ihn laufen," rief der Obriſt, als er wieder zu ſich kam, obgleich ihm noch der ganze Wald um den ſchwindelnden Kopf tanzte. „Der Junge wird wohl ſobald nicht wieder in die Gegend kommen; es iſt beſſer ſo, er glaubt, er habe mich todtgeſchlagen und wir ſind ihn einſtweilen los. Auf nach Hohenrode!" rief er dann in wahrhaft unheimlicher Weiſe gewaltſam ſich ermannend, denn der Kopf begann jetzt fürchterlich anzuſchwellen. „Luſtig vorwärts, keine Zeit verſäumt, und Eugenia iſt unſer! Aber, lieber Polizeidirector, ſpielen Sie um Gotteswillen nicht weiterfort eine ſolche Statiſtenrolle, wie eben."

(Schluß folgt.)

Hafis.

Von Dr. Friedrich Zimmermann.

Ein Buch voll lebensfriſcher Poeſie, eins von den auserwählten aus der Maſſe lyriſcher Collectaneen, gegen die man nachgerade ein faſt unüberwindliches Mißtrauen empfindet, iſt uns in der jüngſt erſchienenen Schrift von G. F. Daumer: „Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte. Nebſt poetiſchen Zugaben aus verſchiedenen Ländern und Völkern, Hamburg, bei Hoffmann und Campe," geboten worden. Es ſei uns willkommen, weil es in ſeinem ungezwungenen und anmuthigen deutſchen Gewande „meiſt wunderſchöne Erzeugniſſe der poetiſchen Menſchennatur voll Leben und Geiſt" enthält, wie der Herausgeber nicht übertreibend verſichert. Die kleinere Hälfte beſteht in einer bunten Leſe von Poeſieen unter den Rubriken: Türkiſch, Arabiſch. Hebräiſch. Indiſch, Zigeuneriſch, Neugriechiſch; aus der Moldau, aus Krain, Lettiſch-Litthauiſche Volkspoeſie, Eſthniſch, Sprüche und Räthſel der Letten und Eſthen. Dieſe Blumenſträuße enthalten viel Liebliches, Naturgewaltiges und als Ausdruck des Volksthums Intereſſevolles; allein die köſtlichſten Blüthen ſind aus dem Dichtergarten des göttlichen Hafis gebrochen und duften uns hier in aller Frühlingsgegenwart an. Wer, wie der Recenſent, den Divan des Hafis nicht in der Urſprache leſen kann, und ſich kraft ſeiner Begeiſterung für denſelben durch die einzige vollſtändige Ueberſetzung von Joſ. v. Hammer (1812. 2 Bde.) durcharbeiten muß, um einer oft ungelenken Form den ſüßen Gehalt abzuringen, der verſteht jetzt weit beſſer, warum Hafis von ſich rühmt:

Keiner hat noch Gedanken,
Wie Hafis, entſchleiert.
Seit die Locken der Wortbraut
Sind gekräuſelt worden.

Denn die Art, wie die aus 259 größeren und kleineren Stücken beſtehende Auswahl behandelt iſt, erweckt gewiß in Vielen die Sehnſucht nach dem Beſitze des Ganzen aus derſelben Hand. Und welch' ein Genius iſt dieſer Hafis! Ein Kröſus, mit deſſen Gedanken über Liebe und Wein hundert Dichter, wenn ſie ſich brüderlich theilten, noch immer prunken könnten. Und dieſe unzähligen Blitze des Geiſtes, dieſe unerſchöpflich ſtrömenden Bilder, dieſe nie müden Gefühle erhalten doch erſt ihren ächten Werth, wenn man das Gemüth des Sängers in ſeinem innerſten Weſen zu belauſchen verſteht, wenn man ſich ganz in dieſen tiefſeligen Frieden hineinlebt, vor welchem Welt und Menſchheit wie ein Eden daliegt, obgleich die Stürme des Lebens, der Ernſt des Denkens, die Strenge der Regel, die Enge der Wirklichkeit ihre Schatten darauf werfen. Derſelbe Mann, welcher die Glaubensſonne und die myſtiſche Zunge hieß, als ascetiſcher Schriftſteller und Denker ſich hervorthat, der gefeierte Meiſter einer Schule, in deſſen Gedächtniß der ganze Koran aufbewahrt war, ſprengt im Alter alle Banden der Pedanterie, flicht Roſen um ſeine grauen Haare und entzückt Alles durch ſeine ſchmetternden Nachtigalltöne. Er findet ſeinen Gott nicht mehr unter den Sofis, Derwiſchen und Mönchen, erſchrickt vor Pfaffenthum und Scheinheiligkeit, und greift mit ächt ſocratiſcher Ironie zum Weinglas, um Eitelkeit und Hochmuth hinabzuſchwenken. Voll Verachtung gegen die Güter der Welt, umfaßt er alles Schöne mit entzückter Seele und ſammelt alle Strahlen deſſelben, um ſie zu Füßen ſeiner Geliebten niederzulegen. Das Bewußtſein einer ſchrecklichen Zeit — Hafis ward ſelbſt vor den wilden Tamerlan gefordert, um ſich wegen einer muthwilligen Stelle zu rechtfertigen — iſt ſeinem großen Herzen tief eingedrückt; hin und wieder rollen die Blutstropfen deſſelben über ſeine Leyer; aber mit wunderbarer Energie gelang es ihm, ſich von jedem Drucke zu entbinden und in dem hellſten Aether der Poeſie zu erhalten. Es gibt kaum noch eine ſo losgebundene Ironie, als die iſt, in welcher er ſich gegen die 72 Secten,

Digitized by Google

gegen die gleißnerischen Büßer und Prediger ergeht, aber diese Ironie stammt aus einem von Gottes- und Menschenliebe durchflammten Gemüthe und ist nur die Aufhebung des heiligen Scheines aus der Tiefe des wahrhaftigen religiösen Lebens. Nichts ist heiterer als sein Spott über Brevier und Kutten, nichts ernster gemeint; es ist auch kein allegorischer, sondern wirklicher rother Wein, mit dem er diese Kutte benetzt, weil sich ewigem Vorherbeschlusse nichts entgegen setzen lasse. Die Weisen mit ihrem sauren Rath machen ihm aber auch das Herz so schwer; wäre der alte Wirth nicht, so hätte es wohl schon lange mit dem Dichter ein Ende genommen. Die wahre Sünde sieht er in finsterer Entsagung; wenn ihn die Reue über sein lustiges Leben packen will, gleich flüchtet er zur Schenke. Ist ihm ja die Mystik ein schwarzer Rauch, ein Wasserschlauch, ein Dornenstrauch, ja der Wallfischschlauch, welcher zum Glück den neuen Jonas ausgespieen hat. Für alle Zeiten hat ihn dagegen sein alter Schenkwirth von Dummheit geheilt. Er glaubt Gott den Herrn in der Schenke besser anzubeten, als der Heuchler im Kloster; denn „am jüngsten Tage gilt Kapuze, Scheich und Mufti keinen Deut". Doch hören wir ihn selber.

CLXXXIX.

Bezähme die Begier, so ist es wohlgethan;
Leb' als ein Engel schier, so ist es wohlgethan.
Doch weiß ich einen Rath, der ist noch köstlicher:
Verkaufe dein Brevier, so ist es wohlgethan.
Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufschlage dein Quartier, so ist es wohlgethan.
In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufstecke dein Panier, so ist es wohlgethan.
Es bete fromm der Eine da, der Andre dort
Und denke: „Bet' ich hier, so ist es wohlgethan."
Knie'n wir in Andacht vor geliebtem Angesicht,
Vor schönem Auge wir, so ist es wohlgethan. —
Nein, denke nicht: „Behandl' ich ihn in frostiger,
Unfreundlicher Manier, so ist es wohlgethan!"
Preiswürdig ist die Milde nur, es werd', o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, so ist es wohlgethan.
Zwar wenn du dich in doppelt dichte Schleier hüllst,
Nahst das Gemeine dir, so ist es wohlgethan.
Entflohst du aber licht, erhorrem Dichterblick
All' deine süße Zier, so ist es wohlgethan.

(Schluß folgt.)

Dramaturgische Blätter.

Mozart's Idomeneus.

(Schluß.)

Idomeneus ist uns das großartige Musterbild, wie sich in der Musik der Geist des Sturmes und Dranges der gleichzeitigen Literaturperiode kundgab, aber in diesem Werke wenigstens in maßvoller Genialität gleich den ersten stürmischen Anläufen Göthe's. So kam es auch, daß Mozart nie wieder so imposant großartig schrieb, wie Göthe an mächtigem Schwung die alten Faust-Fragmente und den Götz später nicht mehr erreichte. Sehen wir aber von dem Urtheil des Enthusiasmus ab, — das bei musikalischen Dingen noch vielfach stereotyp erscheint, namentlich wenn es sich um einen Mozart handelt — so müssen wir doch auch bekennen, daß im Idomeneus das Pathos noch mehrfach deklamatorisch bleibt, an den Klopstock'schen Odenschwung der Händel'schen Oratorien gemahnend. Wie in jener Poesie die Größe bei dem Gedanken, dem Bild, so bleibt sie hier bei der musikalischen Situation stehen; nicht die Helden erscheinen uns großartig in dieser Musik, sondern die Arien, welche sie singen; in den spätern, vollauf dramatischen Compositionen Mozart's ist dies ganz anders, dort wirkt die Musik in der That das Wunder, daß sie den Gestalten Fleisch und Blut gibt. Das Streben nach musikalischer Charakterzeichnung lag überhaupt der alten Heldenoper ziemlich fern, wer darauf vorzugsweise sein Augenmerk richtet, der schreibt nicht die Hauptrollen für lauter Soprane und Tenore. Betrachten wir gar die Heldenopern vor Gluck und Mozart, so finden wir kaum eine Spur jenes Strebens. Aber wie deutlich sehen wir bei scharferer Beobachtung im Idomeneus schon die Keime der späteren tiefsinnigen Mozart'schen Charakteristik!

Unmittelbar aus all der spröden Größe, aus der abstracten Hoheit der Hauptfiguren tritt jedoch eine Gestalt in herrlichem Contraste vor, weit individueller als die Uebrigen von dem Tonmeister belebt, ein Vorbote der so tiefen und doch so kindlich reinen Gefühlsinnigkeit, welche sich später als der unantastbare zarteste Schmelz auf die Gebilde Mozarts hauchen sollte, so zart, daß gerade dadurch sein Eigenthümlichstes aus dem Bereich aller Nachahmung gestellt ist, und derjenige immer mit plumpen Fingern das Reizendste zerstört, welcher Mozart kopiren will — es ist dies der Charakter der Ilia. Hotho hat in seinen trefflichen „Vorstudien für Leben und Kunst" in sehr geistvoller Weise den Gedanken ausgeführt, wie Mozart durch alle seine Opern in konsequenter Steigerung bis zum Don Juan aufwärts das Evangelium der reinen, innigen Liebe immer und immer wieder in das Centrum seiner so überaus organischen dramatischen Gebilde zu stellen gewußt habe, und Mozart selber sprach sich sehr bewußt darüber aus in dem bekannten Briefe, worin er seinem Vater die Composition der Entführung schildert. So ist es auch hier. Es liegt eine Wärme, eine Innigkeit der Empfindung, es liegt bereits das Urbild der ganzen Liebesromantik Mozart's, wie sie sich in dem Charakter des Belmonte, der Susanna, des Tamino und der Frauengestalten des Don Juan nur reicher und bewegter entfaltet hat, in den Arien der Ilia. Etwas Aehnliches findet sich gar nicht in der klassischen Härte und Schroffheit der Heldenopern der früheren Meister: in der Ilia verkündet Mozart die ganze Mission seiner eigensten Kunst. Man höre die Arie Ilia's am Anfange des zweiten Aktes, diese reinen Klänge der süßen, schwärmerischen Liebeseligkeit, diese zauberhaften, ätherischen Melodien, von den gedämpften Streichinstrumenten so wunderbar schön, so geheimnißvoll begleitet, da wird man fühlen, wie der Ton, den der Meister anschlägt, die zartesten Saiten unserer eigenen Brust unmittelbar miterbeben läßt — man kann diesen Eindruck nicht beschreiben, den unter Allen nur Mozart zu üben vermag, — der größte Sänger der Liebe! Die starren Formen der Zopfperiode, die sich bei Händel ebenso wenig, als bei den großen alten Italienern und ihren deutschen Nachahmern einem Hasse, Graun ꝛc. wegleugnen lassen, werden hier bereits lebendig und flüssig, während sie in den übrigen Arien des Idomeneus noch merklich hart vortreten und freilich in ihrer alterthümlichen Unbehutsamkeit zu der ehrwürdigen Grandezza dieses klassisch modernen Kothurnschrittes nicht wenig beitragen. Auch in der Entführung finden wir sie immer noch entschieden genug in den großen Arien der Constanze und

des Belmonte, im Figaro dagegen ist die Steifheit der Vorgänger vollkommen überwunden, um nur sehr vereinzelt später (besonders im Titus) wieder aufzutauchen.

Resummiren wir kurz so müssen wir gestehen, daß der Idomeneus durch einen Ernst der Idee, durch eine eherne Gediegenheit der Form, durch eine erschütternde Grundgewalt der dramatischen Wirkung sich auszeichnet, wie kaum eine andere Mozart'sche Oper. Kunstgeschichtlich ist ihm die fast einzig dastehende Bedeutsamkeit zu vindiciren, daß hier der Zoof in seinen eigenen Formen, auf dem eigenen Gebiet durch den klassischen Geist überwunden ist. Mozart nimmt hier in selbständigee Produktivität den Durchgang durch die Gluckische Epoche, (nicht nur erinneet Idomeneus seiner ganzen ästhetischen Tendenz nach vielfach an Gluck's Meisterwerke, ee ist auch unmittelbar unter den Eindrücken geschrieben, die Mozaet von Gluck's Musik eben aus Paris mitgebracht) um gleich darauf in der Entführung die ächt Mozaet'sche Epoche zu begründen. So mußte es auch kommen, daß der Titus, — ein Anachronismus in der Entwicklung Mozart's, (was ihm aber als einem Gelegenheitswerk nicht gar hoch angerechnet werden darf) nach dem Idomeneus, genau besehen, wie eine Ilias post Homerum erscheint, wie ein Versuch, ein altes Bild zu retouchiren, und dem veränderten Sinne des Publikums durch größere Zierlichkeit der Zeichnung und den durchweg wärmeren Ton des romantischen Kolorits näher zu bringen. —

Die erste Aufführung des Idomeneus in Frankfurt war nach Kräften eine würdige, man fühlte es den Darstellern an, daß sie von der hohen Bedeutsamkeit des Gegenstandes erfüllt und getragen waren. Namentlich ist die Leistung des Orchesters als meisterhaft zu rühmen.

Die Oper hat hier einen sehr günstigen Erfolg gehabt. Dadurch ist es Ehrensache geworden, daß auch die andern größeren deutschen Bühnen dem Beispiele unsers Kapellmeister Guhr nachfolgen, dessen Verdienst am schlagendsten darin ausgesprochen ist, daß man das Wiedererscheinen des Idomeneus auf dem modernen Theater als ein musikalisches Ereigniß bezeichnen muß. — Zur größten Freude gereicht es uns aber auch noch, rühmen zu können, daß der Keen des Frankfurter Publikums mit wahrer Andacht die hohen Gestalten des mächtigen Tonwerkes an sich vorüberschreiten ließ, und allerdings soll man bei einer solchen Kunstfeier andächtigen Sinnes in den Kunsttempel treten, wie denn selbst der Kritiker, als zur Lösung einer seltenen und inhaltsschweren Aufgabe, sich die Hände waschen soll, bevor er über ein solches Meisterstück des Genius zu schreiben beginnt. W. H. Riehl.

Feuilleton.

*** Darmstadt. Den 30 August ging hier zum Erstenmale Kleists treffliches, aber oft angefeindetes Drama, „Der Prinz von Homburg," über die Bühne. Es verfehlte nicht seine Wirkung, trotz der Heiserkeit des Darstellers der Titelrolle; besondere Anerkennung verdiente Herr Becker, welcher den Kurfürst mit künstlerischer, durchdachter Auffassung spielte. Wir freuen uns auf die dimnächstige Wiederholung des Stücks. Unter den hiesigen Gesangvereinen nimmt der Mozaetverein eine der ersten Stellen ein. Selten wird man einen besseren Männerchor finden. Dies bewährte sich wieder den 2. September, als ein Conzert des Vereins im Saale des Chausseehauses stattfand. Sowohl die Auswahl der Pieeen, als auch die Exeeution derselben war höchst ansprechend, besonders gefiel ein Choe von unserem trefflichen C. Mangold, ein Instrumentalquartett von F. Ries, u. s. w. Dem eifrigen und talentvollen Dirigenten des Mozartchors, Herrn Hofmusikus Niederhoff, gebührt der Dank und die Anerkennung aller hiesigen Musikfreunde. W. H.

*** Wieder ein neues Wunderkind. — Heinrich Adams, Mitglied der amerikan. Bibl Gesellschaft stattet in mehreren amerikanischen Zeitungen einen höchst staunenswerthen Bericht über ein 6jähriges Wunderkind, Namens Stafford ab, das gegenwärtig in dem Staate Vermont lebt. Welcher Art, so schreibt Hr. Adams, die an den 6jährigen Knaben gerichteten Fragen, besonders aus der Arithmetik, Mechanik, mitunter auch aus der Chemie sein mögen, in wenigen Augenblicken hat er sie beantwortet. In einem Alter von vier Jahren schon fand man ihn von Malte-Bruns und anderen Werken der besten Geographen und Statistiker umgeben; er las darin, verglich die darin vorkommenden verschiedenen Meinungen, Ansichten und Angaben und votirte sich dieselben. Um aber von seinem bis jetzt noch nicht da gewesenen Rechnungstalente nur ein Beispiel zu geben, möge Folgendes dienen. Eines Tages bat ich Staffords Eltern, sie möchten mir erlauben, ihrem Wundersöhnchen nur eine einzige Kopfrechnung aufzugeben, die Bitte ward mir unter Voraussetzung, den zarten Knaben nicht allzusehr zu bemühen, gestattet. Hierauf sagte ich um das Facit der beiden Factoren: 365,365 361,361,365,365 multiplicirt mit

365,355,465,395 365,365

Der Knabe sprang auf, hüpfte lächelnd und leise vor sich hinsprechend einige Male durch's Zimmer, blieb dann stehen und antwortete: „Nicht mehr und nicht weniger als:

133,491,850,298,566 925 016 658,299,941 583,225."

Kaum aber hatte der zarte Knabe diese höchst schwierige Kopfrechnung und zwar in kaum einer Minute richtig gelöst, als er blaß und ermattet auf einen Sessel sank. Sobald er sich wieder erholt hatte, gestand er, daß dies die schwierigste Aufgabe war, die ihm bis dahin vorgekommen, und die ihn bis zur Ohnmacht erschöpft hatte. A. Th. Z.

*** Die Vollendung des Louvre in Paris (allerdings ein kolossaler Gedanke, indem es sich darum handelt, das Louvre auf der rechten Seite eben sowohl, wie auf der linken durch die Gemäldegalerie, mit den Tuilerien zu verbinden,) beschäftigt gegenwärtig sehr die Pariser Architekten. Einer derselben Hr. Mauduit, hat eine kleine Broschüre herausgegeben, worin er vorschlägt, in dem ungeheuren Raum auf dem Carouselplatze zwischen Louvre und Tuilerien ein sogenanntes Nationalmuseum zu bauen, ein rundes Gebäude, in welches die königl. Bibliothek und die Ausstellungssäle kämen (Eine Bibliothek in runder Form gebaut, ist bekanntlich ein alter Plan in Paris.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 5. September. Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen, von Roderich Benedix.

Sonntag, den 6. September. (Zum Erstenmale) Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 247. Montag, den 7. September 1846.

Richard Zürbach.

Ein Roman aus dem socialen Leben der Gegenwart.

Von W. H. Riehl.

(Schluß.)

25.

An dem Eingange des Zeltes lag ein Schlafender, ein Fremdling in diesem Lande, ein weißer Mann. Die Dattelpalme, an welcher die Stricke des Zeltes befestigt waren, warf keinen Schatten, denn die verzehrende glühende Sonne stand fast senkrecht über derselben. Fürchterlich heiß prallten ihre Strahlen von der weiten öden Sandfläche ab, die von steilen nackten Felsenzügen eingeschlossen waren, aus deren Spalten hier und da ein tropischer Baum hervortrieb.

Der Schläfer muß lebhaft träumen, denn seine Lippen bewegen sich, seine Muskeln spielen leise.

Er träumt von dem seltsamen mährchenhaften Traume seines kurzen aber inhaltschweren Lebens. Er sieht das abgelegene friedliche Dorf in dem rauhen Gebirge, er erblickt den strengen Vater, von der Kanzel lehrend, er schaut sich selber im Kreise der jungen Spielgenossen und eine zärtliche Mutter, die das Spiel besorglich überwacht. Die Ideale des Jünglings blühen auf in seinem Geiste, die Prosa des Lebens stellt sich wie ein böser Dämon ihren lichtgefeiten Waffen gegenüber, und der Kampf beginnt, der ihn auf die Dornenpfade der Verirrungen schleudern soll. Groß und hehr, gleich einer antiken Göttin steigt das Bild eines Weibes vor seiner Seele auf, dem er in glühender Liebe nachstrebt, aber je näher er derselben tritt, je tiefer er ihr ins Auge schaut, um so wilder, wirrer fühlt er sich berauscht, aus allen Fugen gerissen — die kalte Hoheit und Größe schwindet und nur Betäubung und Taumel bleibt zurück. Wohl sieht er noch eine weibliche Lichtgestalt Jener zur Seite stehen, zart und mild und demüthig, aber da er die unendliche Poesie der schlichten Kindesreinheit zu erkennen beginnt, fühlt er sich ihr bereits nicht mehr rein genug ihr das Opfer der Liebe zu bringen. Doch diese Bilder schwinden, um einem ungleich lebendigerem Platz zu machen — die Leute verfolgen ihn, stoßen ihn aus und er geht ohne Abschied. Seine Hände zucken und ballen sich im Traume, seine Mienen verziehen sich zu einem schmerzvollen und zürnenden Ausdruck — er holt tief Athem — er seufzt — er wacht auf.

Da tritt ein Beduine an den Eingang des Zeltes, beugt sich über den Fremden nieder und spricht in gebrochenem Französisch:

„Frrund, Du hast lange geschlafen, erhebe Dich, damit wir unsern Reis essen und uns zu Pferde setzen!"

„Lange?" fragte Richard und blickte auf den Stand der Sonne. „Ja! Ich träumte von der Heimath, wo ich keinen Freund hatte, damit Du beim Erwachen als mein einziger Freund vor mir stündest! Ich war Dein Sclave und Du nahmst mir die Fesseln ab und machtest mich zu Deinem Bruder. Und warum hast Du es gethan, seltsamer Mann?"

„Hundertmal schon sagte ich Dir's," erwiederte der Beduine. „Weil Du ein Anderer bist, als Deine Landsleute, wild, trotzig aber ehrlich und treu, ganz wie wir Söhne der Wüste!"

„Großer Gott!" sprach Richard für sich, blickte zur Seite und lächelte fürchterlich ironisch. „In Europa führt Genialität und ein freies ehrliches Wesen in's Zuchthaus, oder in's Armenhaus, oder in's Narrenhaus — aber bei den Beduinen kann man damit noch Carriere machen!"

„Dein Blick wird finster, wenn man von der Heimath redet," sagte der Beduine. „Sehnst Du Dich nach Deinem Lande?"

„Ja, ich sehne mich hin, so lange ich immer fern sein werde, ich bin krank, weil ich nicht dort bin — und doch, ich möchte um keinen Preis wieder in Europa sein."

„Und warum Freund? Weilt doch Jeder am liebsten da, wo er geboren ist!"

„Wollte ich Dir erklären, weßhalb, so müßtest Du ja selbst in unserm Lande gelebt haben, um mich verstehen zu können. Doch will ich Dir nur Eines sagen. Nicht der Mann gilt mehr, nicht was der Mann thut, nicht Tapferkeit, nicht Beharrlichkeit, nicht ein treuer fester Wille bringt zu Ehren, denn es fragt sich, ob die Leute unsern Willen, unsere Tapferkeit, unsere Beharrlichkeit überhaupt dulden wollen. Sieh, wie die Schatten, die Nachts durch die Zelte schweben und von denen Ihr sagt, daß sie Euer Schicksal bestimmen, wie diese Schatten schwebt die geheimnißvolle schauerliche Macht der herkömmlichen Verhältnisse über unsern Häuptern, und nicht was wir wollen, was wir können, was wir leisten sind wir, sondern das, wozu uns jenes Fatum der Verhältnisse macht. Füge Dich gutwillig, brich in Demuth Deine beste Kraft, weil man sie nicht haben will, und Du kannst ruhig Deinen Pfad schleichen, aber wage es, jenem Fatum zum Trotz, die Kräfte zu entfalten, so und nicht anders wie sie Gott Dir verliehen, und es wird Dich zermalmen! Und doch danke ich jenem Fatum, daß es mich ausgestoßen, daß es mich in die Reihe der Fremdenlegion getrieben hat, daß es mich zu Deinem Gefangenen machte, damit ich endlich in der Wüste die Freiheit finde, die ich in Europa nicht finden konnte. Frisch auf, Freund! Zu Pferde! Bin ich nicht hier ein trefflicher Reiter geworden? Auf dem edlen wilden Rosse sause ich über die glühende Sandfläche, und finde ich Nachts das Zelt nicht, dann ist der Himmel mein Dach, er wölbt sich stolzer hier, als bei uns, seine Sterne funkeln heller! Lustig mein Freund! Steigen wir zu Pferde, aber sehen wir zu, daß uns die Franzosen nicht fangen! Habe ich doch in Europa niemals ein rechter Mann sein können, geschlafen stets, geträumt, geliebelt — hier bin ich wach, hier bin ich stark und lache über mich selber, daß ich in die afrikanische Wüste habe

fliehen müssen, um endlich einmal ein ächter, ein ganzer Mann zu werden!"

Die beiden Männer schwangen sich auf die muthigen Berberrosse, in scharfem Galopp sprengten sie über die weitgedehnte Ebene und waren bald am Saume des Horizontes verschwunden. —

Hafis.

Von Dr. Friedrich Zimmermann.

(Schluß.)

Noch üppiger sprudelt die Laune gegen die Zeloten in folgendem Kriegsliede:

CXC.

Wißt, daß ich alle Fesseln der Geduld
Zerrissen habe;
Wißt, daß ich mich der Ungebundenheit
Befliffen habe;

Wißt, daß ich aller heiligen Bräuche mich
Entbunden habe,
Und doch die allerreinste Seelenruh'
Zum Kissen habe!

Was thut es auch, daß ich der Kaba mich
Entfremdet habe?
Da ich zur Kaba ihres Angenlichts
Narcissen habe?

Wenn ich die Hyarinthen ihres Haars
In Händen habe,
Sagt, Freunde, was ich an dem Rosenkranz
Zu missen habe?

Wißt, daß ich selbst nach Edens Früchten kein
Verlangen habe,
Weil ich in meines Liebchens Apfelkinn
Gebissen habe.

Doch nun Ade! da ich zur Schenke nun
Zu eilen habe,
Und in Betreff des Kirchengangs ein zart
Gewissen habe.

Wer will aber gegen den liebenswürdigen Alten, dem das Weinglas zum Verhängniß wurde, den ersten Stein aufheben, wenn er ihn versichern hört: biete mir für einen Gran Heuchelei und Schlechtigkeit tausend Tonnen Goldes, ich habe keinen hinzugegeben; denn wenn etwas dergleichen vielleicht im dunkeln Herzen ruhte, es schmolz in Liebesgluth, es zerfloß im Rebensaft; wenn Hafis nicht allein den Lebensgenuß, sondern auch die Bruder- und Feindesliebe zum Gesetz macht; wenn sein reiner Sinn überall durchbricht, so daß selbst wirklich anstößige Stellen nur für Ausflüsse des Muthwillens anzusehen sind, der als flüssiges Wort dem Perser nicht anzurechnen ist. Jedenfalls gehören aber nicht einmal dahin die scheinbaren Ausfälle auf sittlichen Ernst, denn in ihnen schafft sich nur der Unwille gegen Tugendstolz und Betbrüderei eine unschuldige Erquickung. Es ist wahr, der Scheich hat ihn nicht mit Korallen zu kirren vermocht, Hafis gehört zur Ketzersecte der rosenhauchberauschten Nachtigallen; aber dafür erfreut er uns auch durch die wunderbarste Harmonie des Liedesgesangs, in der sich alle Töne von dem zierlichsten Getändel bis zum wilden Jubel und zum stürmenden Schmerze verschmelzen. Man hat seinen Liedern die Einheit abgesprochen; eine Horazische vermißt man allerdings bei ihm, allein darum reiht er nicht blos getrennte Perlen auf einen Faden, man wird vielmehr oft genug die schönste Einheit in der tieflebendigen Stimmung finden, welche alles ihr Verwandte frei, und doch nicht minder nothwendig herbei zieht. Nach geschichtlichen Knoten bedeutend fortschreitender Zustände, nach einer Reihe von Entwicklungen, wie sie Göthe's Lyrik in ganz einziger Vollständigkeit darbietet, kann man bei Hafis nicht fragen; denn Ein Geist und Sinn, ich möchte sagen, Ein Abschluß herrscht überall.

Da hier keine eigentliche Charakteristik Hafisens beabsichtigt wird, so mögen nur noch zur Probe einige Lieder der Liebe folgen; wir können schon aus ihnen lernen, daß ihm diese Leidenschaft „nicht ein bloßer Gastbesuch, sondern Oden, Geist und Seele" ist.

XLV.

Wie Melodie aus reiner Sphäre hör' ich;
Wie Harmonie aus ew'ger Klärе hör' ich;
Ein Weh'n, so sanft, als ob mir eines Engels
Gelinde Schwinge nahe wäre, hör' ich.
Erzählt der Ost von deiner Brust Geneigtheit?
Denn eine wundersüße Mähre hör' ich.
Verkündet er die seligste der Stunden?
Denn was da scheucht jedwede Zähre hör' ich.

LVII.

Ich höhne der Vernichtung
Furchtbaren Schlund,
Fest hangend an Sulemia's
Rubinenmund.
Dem Ruhenden im Centrum
Des Lebens hier
Wie zeigte sich zu leben
Der kleinste Grund?

LVIII.

Weißt du noch, mein süßes Herz, wie Alles sich
Hold begeben zwischen dir und mir?
Wie der Liebe Siegelring auf meine Stirne
Drückte schon der erste Blick von dir?
Wie zu schelten deine Lippe rang und doch
Honigküsse träufelten von ihr?
Wie auf uns der stille Blick des Monds geruht
Und in seinem stillen Blicke wir!
Wie, was sich kein gläubiges Gemüthe träumt,
Uns die Huld des Himmels schenkte hier?
Und wie dann Hafisens Verseperlenschatz
Tausendfach an Werth gewann und Zier?
Weißt du noch, mein süßes Herz, wie Alls sich
Hold begeben zwischen dir und mir?

Der Uebersetzer, welchem wir zu großem Danke verpflichtet sind, vergißt in der Vorrede das Verdienst unsers unsterblichen Platen. Wir erinnern darum schließlich, daß dieser tief in Hafisens Wein- und Liebes-Mystik eingeweihte Genius uns längst eine kleine Anzahl köstlicher Gaselen seines Lieblings in vollendet schöner Nachdichtung zugeführt hat.

Digitized by Google

Ein Begräbniß in Algier.

Von S—d.

Nach dem Religionsgesetz der Muselmänner muß ein dem Tode naher Rechtgläubiger, bevor der Todesengel ihn abruft, auf den Rücken gelegt werden, die rechte Seite nach der Kaba von Mecca zugewandt; in dieser Stellung muß man ihn auch begraben. Während des Todeskampfes müssen die Anwesenden das 36te Kapitel des Koran lesen und das Glaubensbekenntniß laut hersagen. In seinem Gemache muß man Gewürze und Wohlgerüche verbrennen, ihm einen Säbel auf den Bauch legen, die Beine gestreckt halten und im Moment des Verscheidens ihm die Augen schließen und Kinn und Bart zubinden: denn so that der Prophet Mahomed mit seinem geliebten Jünger Eby-Seleme.

Das Begräbniß eines verstorbenen Gläubigen darf nicht aufgeschoben werden, nur ist es verboten, die Todten zu gewissen Stunden des Tages, bei Sonnenaufgang, Mittags und bei Sonnenuntergang zu begraben. Das Leichenbegängniß beschränkt sich auf die Abwaschung der Todten, das Leichentuch, die Gebete und die Beerdigung. Diese Gebräuche gründen sich auf das Beispiel, das der Vater der Menschen, Adam, nach Mahomeds Zeugniß, gegeben hat. Der Prophet nämlich berichtet den Muselmannern, daß Adam in seiner Todesstunde von einer Legion Engel besucht worden sei, die vom Himmel Gewürze und ein Leichentuch aus einem Stücke gebracht und ihn bei seinem Tode in dasselbe gehüllt hätten, nachdem sie ihn dreimal mit dem Wasser und den Blättern des Sidr (Lotus) gewaschen. —

Wenn in Algier ein Muselmann stirbt, so waschen seine Sklaven, oder wenn er keine hat, die Verwandten seinen Körper mit einem Decoct von Gewürzen oder in deren Ermangelung mit reinem Wasser, den Kopf und den Bart aber mit den Blumen des Khitmi (Althea, Eibischwurz) oder mit Seife. Die acht Theile des Körpers, welche am Gebet wesentlich Theil nehmen, nämlich die Stirne, die Nase, die beiden Hände, die beiden Füße und die Knie werden mit Kampfer eingerieben, wobei man sich so tief verbeugt, daß man die Erde berührt; in Kampher getauchte Baumwolle wird in den Mund, die Nasenlöcher, die Ohren gesteckt und auf die Augen und unter die Achseln gelegt; darauf kleidet man den Verstorbenen wie zu einem Feste an, hüllt ihn in ein weißes Tuch und legt ihn auf sein Bett.

Wenn diese Ceremonie beendigt ist, läßt man die Frauen, dann die Verwandten hereinkommen, die, während der Leichnam ausgesetzt ist, einander folgen. Um ihn zur Ruhestätte zu bringen, legt man ihn auf eine aus Bretteen gemachte Bahre und bedeckt ihn, nach seinem Range, mit einem golddurchwirkten Tuche oder neuem Seidenstoffe. Wenn es eine Frau ist, wird die Bahre mit einem Vorhange ihres Schlafzimmers zugedeckt. Bei alten Frauen ist dieser Vorhang immer weiß, bei andern kann er auch farbig sein; für junge Mädchen ist ein blauseidener mit Gold gestickter Gürtel bestimmt.

Welchen Geschlechts auch der Todte sei, stets wird die Bahre von Männern getragen, die wenigstens vier an der Zahl, sich freiwillig anbieten und unaufhörlich von Andern abgelöst werden, die ebenfalls freiwillig diesen Dienst leisten. Jeder muß nach der Reihe an den vier Ecken des Sarges getragen haben, indem er stets bei der rechten Schulter des Todten anfängt, dann zur linken Schulter, von da zum rechten Fuße und endlich zum linken Fuße übergeht. Der Gläubige, welcher einen Todten an allen vier Ecken des Sarges trägt, büßt, wenn er jedesmal 40 Schritte macht, 40 Sünden ab. Daher hat auch die Bahre, bevor sie auf dem Begräbnißplatz ankommt, oft zehnmal die Träger gewechselt. Der Leichnam wird schnell getragen, weil der Prophet gesagt hat: „Gehört der Todte zu den Auserwählten, so ist es gut, daß er schnell seine Bestimmung erreicht, wenn aber zu den Verworfenen, so ist es ebenfalls gut, daß Ihr Euch seiner schnell entlediget.“ Die Verwandten und Freunde des Todten begleiten ihn, aber keine Frau darf dem Zuge folgen.

Auf dem Gottesacker angekommen, wird der Leichnam unverzüglich in die Grube gethan mit dem Gesicht nach Süden gewendet. Die Brust liegt durch eine im Grabe mit Fleiß angebrachte Erhebung, etwas hoch, und den linken Ellenbogen richtet man der Art, daß der Leichnam sich darauf stützt. Wenn dieß geschehen ist, enthüllt man das Gesicht des Todten, um ihn noch einmal zu betrachten und bedeckt ihn alsdann mit Schiefer oder mit vorher zugerichteten Steinplatten; darauf wirft man dann Erde und erichtet endlich das Grabmal, welches aus vier Steinen besteht, die ein rechtwinkeliges Viereck bilden, und von denen die zwei vordern höher als die zwei andern stehen. Bei den Armen besteht das Grabmal aus vier Schieferstücken oder vier Steinen; bei der Mittelklasse sind diese Steine zugehauen; Bei den Reichen ruhen sie auf einer massiven Grundmauer und sind mit Bildhauerarbeit versehen, oft sind sie von herrlichem Marmor, den man zu diesem Zwecke aus Italien kommen läßt.

Sobald ein Muselmann todt ist, bereitet man in seinem Hause ein Mahl (wobei Kukkussu, eine Art Pasteten von gekochtem Hammelfleisch nicht fehlen darf), um diejenigen zu bewirthen, welche dem Leichenbegräbniß beiwohnen; dazu kommen trockene und frische Früchte, und dies Alles wird von Sklaven dem Zuge nachgetragen. Nach der Beerdigung vertheilt man einen Theil davon unter die Anwesenden, gibt außerdem den Armen Geld, bewahrt aber die Kukkussu und mehrere Körbchen mit Früchten auf und bringt sie ins Haus zurück, wo die Verwandten und Freunde des Verstorbenen sie verzehren, während sie seinen Verlust beweinen und seine Tugenden rühmen. Bei den Leichenbegängnissen der Armen gibt es weder Kukkussu noch findet Vertheilung von Eßwaaren statt; nur die Bettler, welche die Leiche zur letzten Ruhestatte begleitet haben, erhalten einige Geldmünzen. Wenn Kinder in zartem Alter sterben, so folgen nur zwei oder drei Personen, unter denen stets der Vater sein muß.

Die militärischen Märtyrer, d. h. diejenigen, welche als Mudjahedin (Kämpfer für den Glauben) auf dem Schlachtfelde gestorben, bedürfen weder der Abwaschungen noch der Leichentacher. Das Blut ihrer Wunden ersetzt ihnen die Abwaschung und die gesetzliche Reinigung; man hüllt sie vielmehr, nachdem man sie der Stiefel und Waffen entledigt, in die Kleider, die sie getragen, und begräbt sie unter den üblichen Todtengebeten.

Feuilleton.

*** Wie Gläubiger fischen, zeigt folgende tragische Geschichte: Drei Herren überließen sich neulich an den Ufern der Seine, in der Provinz, dem friedlichsten Genusse der Welt, dem Angeln. Seit 5 Uhr Morgens standen sie am Ufer und zu Mittag standen sie unbewegs-

Digitized by Google

lich und mit ausgestrecktem Arme mit jener resignirten Geduld, welche die Liebhaber des Angelns auszeichnet, immer noch da. Ein Herr D., dessen Haus dicht dabei stund und der schon lange Zeit aus dem Fenster den Angelnden mit Interesse zugesehen hatte, wollte zuletzt aus der Nähe sich ihres Aergers, nichts zu fangen, freuen, und kam alsbald ebenfalls an's Ufer. Nun, meine Herren, wie geht's mit dem Angeln, frug er. Nicht schlecht, nicht schlecht, erwiederte einer der drei Angler, es wird nach und nach Ach, es scheint schon sehr lange zu werden, sagt Herr D.; ach, entschuldigen Sie; aber ich möchte mich wirklich in die Geheimnisse der Kunst einweihen lassen. Weich' Glück, fügt er im spöttischen Tone hiezu, wenn ich eines Tages die schönen Theorien, die Sie praktisch anwenden, selbst benutzen könnte. — Wie, Herr! sagte derselbe Angler, Sie zweifeln an meiner Geschicklichkeit? Warten Sie, Sie sollen gleich selbst urtheilen. Geben Sie auf meine Schnur Acht ... Ich wette Alles was Sie wollen, daß Sie nicht errathen was ich fangen werde ... — Ich wette, es ist ein Merlon, sagt D. — Ganz und gar nicht! entgegnete der Andere. — Doch nicht etwa eine Alse? — O nein, die sind noch nicht da. — Nun, was denn? — Ja, wir angeln nicht auf Fische, sondern auf Vögel. Einen Gimpel habe ich gefangen, ja Herr, einen Gimpel, denn ich verhafte Sie als beeidigter immatriculirter Häscher, zufolge Befehls, wegen einer Schuld von 387 Francs 77 Cent. an Herrn B., mit Vorbehalt aller andern Schulden, Rechte, Interessen, Auslagen und Executionskosten. Wollen Sie so gefällig sein, mir nach dem Schuldthurm zu folgen? — Während dieser Katastrophe war das Gesicht D's dunkelroth geworden; bis dahin hatte er allen ihn verfolgenden Huissiers Trotz geboten, diesmal aber mußte er sich fügen.

*** Unter den Neuigkeiten der Tagesliteratur, zunächst für Israeliten, aber auch zur Kenntniß der jetzigen religiösen Bewegungen sowie innerer Zustände derselben im Allgemeinen, machen wir auf das sehr lehrreiche und in formeller Hinsicht recht schön ausgestattete Jahrbuch für Israeliten von Isidor Busch, Wien 1847 (Weltjahr 5607.) aufmerksam. Es ist im Umfang stärker als die vier früheren Jahrgänge, und dies ist ein erfreuliches Zeichen der Aufnahme, die jene gefunden. Die bekanntesten, sowohl wissenschaftlichen als auch belletristischen Schriftsteller der Israeliten haben dazu beigesteuert und es sind einige Arbeiten auch diesmal theils als Beiträge zur Geschichtskunde, theils als anmuthige Bilder werthvoll und anziehend. In ersterer Hinsicht hat in gegenwärtigem Jahrgange Philippson wieder einen Rückblick auf das verflossene Jahr (1845) geliefert, etwas ausführlicher als sonst; die Geschichte der Israeliten in Ungarn beleuchtet Leopold Löw zu Cantsa; und nach einigen Schilderungen jüdischer Verhältnisse in Italien von Fr. Mannheimer, und im römischen Ghetto, von Theodor Mannheimer, beide nicht sonderlich auszuzeichnen, folgt der erste Theil einer Skizze der Geschichte der Karaiten von J. M. Jost, ein bisher noch gänzlich unbearbeitetes Feld. — Zunz hat einen fingirten Brief beigetragen, in welchem einige Curiosa. Stein hat ein bemerkenswerthes Stück eines ältern Büchleins eingesandt. Eine Biographie Joseph Peris, von N. Porwitz ist ein erfreulicher Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit. In poetischer Beziehung finden sich auch diesmal Blüthen aus älteren Quellen recht ansprechend nachgeahmt von M. Sachs, M. J. Landau und andern. Die Novellistik (ein dornigtes Gebiet besonders, wenn es sich auf einen so engen Kreis beschränkt) ist wiederum durch zwei Gemälde vertreten, von denen eines: Judenthum und Romantik von Szánió schwerlich vor der Kritik besteht, wenn gleich die Charaktere naturgetreu gehalten sind; das andere, das alte Babele (Großmütterchen) von L. Kompert dagegen ist sicherlich eine der schönsten Dichtungen dieser Art, und wird alle Welt ansprechen; es liefert ein Familienbild in den gelungensten Charakterzeichnungen und in so lichtvollen Farben und feelischen Schattirungen, daß der Leser unwillkührlich das ganze warme Leben mit empfindet. Der Inhalt des Ganzen (ohne den sehr vollständig ausgestatteten Kalender, 360 S. in 8° stark) ist zu umfassend, als daß wir hier uns weiter darüber verbreiten könnten. Das Werk verdient recht lebhafte Theilnahme. †.

*** Hamburg. Am 25. August trat Herr Balson von seiner Reise zurückgekehrt, zum ersten Male wieder auf, und zwar in einer seiner Meister-Rollen, Stephan Foster. Er ward vom Publikum mit einem lang anhaltenden Applause begrüßt. Natürlich begleitete denselbe Beifall die ganze Leistung und steigerte sich zu mehrmaligem Hervorruf, sogar bei offener Scene. Balson gibt den Charakter des Libertins durch Umstände, des edlen kräftigen Mannes, den seine Genialität auf Abwege führt, mit unnachahmlicher Wahrheit. Man kann sich keine gehaltvollere Auffassung und künstlerischere Durchführung denken. Bei ihm zerfällt die Rolle nicht in zwei heterogene Hälften, sondern sie ist, was sie sein soll — ein Ganzes. Der ursprüngliche Adel der Gesinnung leuchtet aus dem Wirthshäuster, und die kecke Freiheit des lustigen Compans begleitet den reich gewordenen Scherif in alle Verhältnisse. Seine Grobheit ist voll Humor, sein Wesen ist derb und durch unbewußte Würde geschliffen, seine Gemüthlichkeit so gar nicht komödienhaft, sondern naturgetreu und ungesucht — er ist in dieser Rolle Schauspielkünstler ersten Ranges. — Sämmtliche Mitwirkende haben sich Anspruch auf ein warmes Lob erworben und wir haben bei dieser Aufführung erkannt, daß wir ein sehr gutes Ensemble besitzen, dessen wesentliche Elemente wir für die Zukunft unserer Bühne erhalten zu sehen wünschen. — Unsern trefflichen Gast, Mad. Peroni-Glasbrenner haben wir nun in vier verschiedenen Rollen gesehen: Aronet in dem entsprechenden Lustspiele „Voltaire's Ferien," Christine in „Das goldne Kreuz," als Solospielerin in der Scene „Vor dem Balle" und als Vicomte von Letorieres. In allen diesen Rollen war sie dieselbe, nämlich: Die sichere, geniale und gebildete Menschenmalerin; in jeder Rolle aber eine ganz andere: der vom Dichter beabsichtigte scharf abgegrenzte Charakter, mit verschiedenartiger eigenthümlicher Schattirung.

*** Die Manuscripte des wohlbekannten Barnave sind bisher in den Händen seiner Schwester, einer Madame St. Germain, geblieben. Diese Dame hat sie der Bibliothek von Grenoble vermacht; sie bilden acht Bände von verschiedenem Formate.

*** Der „Pester Spiegel" schreibt: Wir hören aus ziemlich verläßlicher Quelle, daß unser berühmter Landsmann Franz Liszt gesonnen wäre, eine Tochter unsers Landes als Gattin heimzuführen. Er soll bereits schon früher entschieden geäußert haben, wenn er je heirathen sollte, so müßte es nur eine Ungarin sein.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 6. September (Zum Erstenmale) Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement)

Montag, den 7 September. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abtheilungen; nebst einem Vorspiel in einem Akt, genannt: „Das heimliche Gericht," von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 248. Dienstag, den 8. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

Einleitung.

Unter den zahllosen religiösen Festen der Indier kann keins in Hinsicht auf Pracht mit denen verglichen werden, welche zu Ehren Jaggernaut's (des Gottes der Welt) in der kleinen gleichnamigen Stadt, zwischen Calcutta und Pondichery, an der Küste von Orissa gefeiert werden. Das ganze Gebiet auf zehn Meilen in der Runde wird als heilig betrachtet. Eine viereckige Mauer schließt ungefähr fünfzig dem Gotte Jaggernaut oder seiner Familie geweihte Tempel ein, von welchen der vornehmste die Form einer jener Porzellanvasen hat, wie man sie in großen Tabaksläden häufig antrifft. Er ist nach allen Seiten hin mit bizarren Figuren geschmückt und enthält die Bildsäule Jaggernaut's, einen grob gearbeiteten Torso ohne andere Gliedmassen als unförmliche Stümmel, an welche die Brahmnen bei gewissen Gelegenheiten goldene Hände befestigen. Dieses Götzenbild wird von Zeit zu Zeit neu geschaffen und zwar aus einem Baume im Walde, den nie ein Raubvogel berührt hat, und dann von den Priestern mit dem ursprünglichen Geiste beseelt.

Der große Tempel von Jaggernaut enthält viertausend Priesterfamilien, unter denen sich hundert Töpfer und fünfzig Köche befinden, welchen es obliegt, die Gefäße und Nahrungsmittel zu bereiten, die man den Wallfahrern verkauft; denn die Priester haben sich des fast ausschließlichen Monopols, diese letztern zu speisen, dadurch versichert, daß sie erklärten, die im Tempel zubereiteten Gerichte hätten vor andern den Vortheil, durch keine Berührung verunreinigt werden zu können. *)

Es werden jährlich zwölf Feste in Jaggernaut gefeiert, wovon das berühmteste, Ruth-Fattra genannt, gegen Ende Juni stattfindet und während dessen Feier beginnt unsere Erzählung.

1.

Bramaismus und Buddhaismus.

Der große sechzehnrädrige Ruth (Wagen), der den Gott Jaggernaut trug, hatte seine Spazierfahrt beendigt und lenkte, von zwei kleinern Wagen gefolgt, auf denen die Götzenbilder seines Vaters Boloram und seiner Schwester Shabudra sich befanden, dem Tempel zu. Die drei Wagen wurden von mehreren hundert Menschen gezogen, welche grüne Zweige in den Händen und das Gesicht gegen die Götzenbilder gerichtet, taktmäßig marschirten. Hinter ihnen kam der Rajah von Kurdah mit einem Heere von Elephanten, die buntfarbige Kudah's (eine Art Tragbett) trugen, und ein unzählbarer Haufe von Wallfahrern, der sich von allen Seiten herandrängte, um Rupien, Pagoden und Kokosnüsse den Göttern zuzuwerfen, den heiligen Ruth fortzuschieben, oder sich unter seine massiven Räder zu stürzen und mit dem Blicke auf den Götzen zu sterben. Eine vollständige Raserei hatte sich allmälig dieser Menschenmasse bemächtigt, welche, die Ebene bis an den fernsten Horizont bedeckend, gleichsam einen menschlichen Ocean bildeten, von welchem jede Welle ein Kopf war. Von Zeit zu Zeit vernahm man das Angstgeschrei von Frauen und Kindern, welche zermalmt oder erdrückt wurden, das aber sogleich von dem Geschmetter der silbernen Trompeten der Braminen, dem Pfeifen der Elephanten, dem Schreien der Wallfahrer und dem Geheule der Fakire (türkische Bettelmönche) übertönt wurde.

Endlich erreichten die drei Wagen die Tempelmauern und entschwanden den Blicken der Zuschauer. Alsbald hörte die heilige Musik auf; die an ehernen Ketten hängende Schaukel, worin die Priester die goldnen Götzen, die sie häufig mit Rosenwasser besprengten, geschaukelt, wurde plötzlich angehalten, die Devedassi (Tänzerinnen, auch Bajaderen genannt) beendigten unter der Vorhalle ihren Tanz und die Menge zerstreute sich unter lautem Freudengeschrei.

Die Sonne war ihrem Untergange nahe, und die am Horizont sich verdichtenden Dünste zeigten eine jener kalten und regnerischen Nächte an, deren gefährlicher Einfluß die durch das Fest herbeigelockten Wallfahrer decimirt. Daher beeilten sich die reichen Indier, deren Geschenke ihnen eine Zelle im heiligen Umkreise gesichert und die Europäer, die sich eine Wohnung in der Stadt verschafft hatten, das Freie zu verlassen, während die bei den Säulenhallen des Tempels, in den Lustwäldchen oder unter Zelten lagernde Menge noch an keine Zufluchtsstätte dachte, vielmehr in dichten Haufen die Kaufleute, welche auf der Ebene ihre Buden aufgeschlagen hatten, umlagerte. Die religiösen Feste der Indier nämlich sind zugleich Melas (Messen), denen die Kaufleute aus allen Provinzen zuströmen und wo Handelsgeschäfte alle Zeit, die nicht den heiligen Ceremonieen geweiht ist, in Anspruch nehmen.

Die noch einen Moment zuvor mit Priestern, Musikern, Tänzern und Götzenbildern angefüllte Gegend war jetzt mit kleinen Buden bedeckt, worin Schürzen aus Madras, chinesische Seidenwaaren und Altarkissen (nach Rosen duftend) aus Delhi zur Schau auslagen. Hie und da boten Bewohner aus Sunderbund Tiger und Löwen zum Kaufe an, welche nur mit einer einfachen Kette an einem Tamarindenbaum angebunden waren; Bauern riefen ihre Tauna (Getreide, das fast ohne Anbau wächst), Toll (Art Erbsen) und Katschill (Kartoffelart) aus; alte Weiber hausirten mit Sandelholz, Palmzucker, Agazen (Art Reis) oder Betel (Art Pfefferstrauch, dessen Blätter einen herben und aromatischen Geruch haben), der dem Gebrauch gemäß mit Kalk und Arekanuß (Palmart) bereitet war; junge Mädchen boten Früchte feil und Palmblätter, Olle genannt,

*) Die Indier glauben, daß die Berührung durch einen Muselmann oder Christen hinreiche, die Nahrungsmittel zu verunreinigen.

auf welche man mit einem eisernen Griffel schreibt. Von allen Seiten vernahm man das Schreien und Rufen von Frauen, die sich zum Tättowiren von Figuren erboten; hier hörte man die Schlußverse der Sanniassis vom Klange der Cymbeln begleitet, da ertönte das Glockchen der Putschari, die dem Volke die Legenden von indischen Göttern sangen und dort erschallten die Gebete der Fakire, welche ganz nackt unter den Wallfahrern, denen sie Geschenke ablockten, umhergingen. Hier und da sah man einen Banianen *), der das Geschäft eines Wechslers versah, mit einem Prüfstein, an welchem er den Werth der Metalle untersuchte, einer Waage und einem Sacke voll Kasches, Rupien oder Fanams (indische Münzen) die Buden durchlaufen.

Die wechselvolle Scene war trotz der herannahenden Nacht im regsten Leben, als einer jener malabarischen Wagen, die man dort Gadis nennt, um eine Ecke der heiligen Mauer fuhr und langsam die Ebene durchschritt.

Dieser auf vier Rädern ruhende Gadis war mit einem sammtenen, von einer vergoldeten Gallerie umgebenen Tragbimmel überdacht und wurde von vier mit verschiedenen Farben aufgeputzten Ochsen gezogen, deren Hörner goldene Ringe schmückten. Vornen gingen vier Läufer **), welche Stöcke mit silbernen Knöpfen in der Hand trugen und zwei Parasolträger folgten.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

„Gottsched und Gellert" von Heinrich Laube.

Der etwas sonderbar lautende Zusatz „Charakter-Lustspiel", welchen der Verfasser dem Titel seines Stückes beifügte, soll wohl vornehmlich dem Kritiker und Zuschauer den Standpunkt angeben, von dem aus der Dichter sein Werk beurtheilt wissen will. Nicht die dichterische Composition, nicht die dem Lustspiel zu Grunde gelegte Idee soll unser Interesse in nächsten Anspruch nehmen, sondern das Characterbild tritt als künstlerisches Motiv in den Vordergrund und was an Zeit, Ort und geschichtlicher Begebenheit drum herum liegt, dient jenem viel mehr als bloße Staffage, denn daß es der Form wie dem Begriff des Lustspiels gemäß verwendet und über die zufällige oder willkürliche Situation hinausgehoben würde. Wäre dieses nun die Aufgabe des historischen Lustspieldichters, so möchte freilich unserm Stück, besonders in seinen beiden Hauptrepräsentanten, das Lob einer glücklichen Lösung nicht zu versagen sein. Aber eben die künstlerische Absicht ist es, auf welche es zunächst bei der Beurtheilung eines Kunstwerks ankommt, und hier scheint denn unsers Bedünkens der Hauptmangel des Stückes zu liegen. Ob es überhaupt zu rechtfertigen ist, diesen Stoff als dem Lustspiel günstig zu betrachten und aufzugreifen, möchte, abgesehen von dem rein literar-historischen Interesse, welches die beiden Helden „Gottsched und Gellert" für sich beanspruchen, schon um deßwillen zu verneinen sein, als die darin berührten politischen Verhältnisse damaliger Zeit dem Dramatiker ungleich ferner liegen, als dem Erzähler und Romandichter. Ein Kriegszustand, ohne eine andere prägnante That, als die Eine, daß die rohe Soldateska gegen die Wissenschaft und die akademische Lehrfreiheit zu Felde zieht, kann noch lange keinen dramatischen Vorwurf abgeben, ebenso wenig als die feine Distinction in der Charaktereigenthümlichkeit zweier Professoren und was sich daran knüpft, einer plastischen Gestaltung günstig ist. Eine andere Schwierigkeit in der dramatischen Behandlung bot ferner der Umstand, daß die beiden Träger des Stückes gleich von vorn herein in parallelem Verhältniß zu einander stehen, wodurch nothwendig das Interesse an dem Einen wie an dem Andern geschmälert wird. Gottsched's Erscheinung, die dem Humor, und Gellert's, die der Pietät zu Gute kommen sollte, Beide müßten nothwendig entweder durch eine dritte überwiegende Persönlichkeit vermittelt oder Einer dem Andern untergeordnet werden. Statt dessen legen sich die Bedienten breit in's Mittel und hindern, besonders in den ersten Akten, den Fortgang der Handlung durch episodenartig eingeschobene Possen, die zwar an sich recht ergötzlich sind, aber nicht wenig zur Hemmniß der ohnedem über Gebühr zersplitterten Handlung beitragen. Hierzu kommt, daß Letztere selbst keinen rechten Mittelpunkt hat und mehre gleichzeitige Intriguen ohne innern organischen Zusammenhang selbstständig neben einander herlaufen. So bleibt vieles in der Handlung Skizze, Andeutung; und selbst die tiefer motivirten und ausgeführten Begebenheiten und Personen erscheinen entweder wie zufällig, oder aus Mangel an vorhandenem dramatischen Element gewaltsam herbeigezogen. Dies gilt besonders von den beiden sonst trefflich gezeichneten Figuren, dem Patrioten „Plato" und dem „Siegmund", von denen ersterer, ein Publicist, die politische Stimmung der deutschen Jugend damaliger Zeit, Letzterer, ein von Gellert's Fabeln begeisterter Wachtmeister die vox populi vox dei, repräsentirt. Das Auftreten des italienischen Parteigängers „Graf Bolza", ist fast durch nichts als durch den Zufall motivirt, daß er in Gottsched's Hause Schutz sucht gegen die siegreich anrückenden Preußen und später die Gutmüthigkeit Gellert's auf eine fast allzu harte Probe stellt. Was endlich den fünften Akt anbelangt, so möchte derselbe, trotz der interessanten Erscheinung des Prinzen Heinrich, kaum verhindern, daß der endliche versöhnende Ausgang so vieler bedenklichen Verwickelungen und Wirrnisse mehr zur Zufriedenheit der dabei betheiligten Personen als des Zuschauers ausfällt.

Trotz aller dieser Ausstellungen ist das Stück reich an ächt dramatischen Scenen und geistvollen Schlagwörtern; und immerhin darf man dem talentvollen Dichter das Zugeständniß machen, daß er mit seinem „Charakter-Lustspiel" oder besser mit seinen Lustspiel-Charakteren der deutschen Bühne eine tüchtige Aufgabe bot, die würdig und in seinem Geiste zu lösen, unsern darstellenden Künstler nur zu Ehre und Ruhm gereicht haben würde.

(Schluß folgt.)

Ueber die Höflichkeitsgebräuche bei den alten Römern.

Von S—s.

Rom, ursprünglich durch einen Haufen zusammengelaufenen Gesindels gebildet, lebte lange Zeit mit einer bäuerischen Rohheit, bei welcher mehr Rechtlichkeit als Gepränge zum Vorschein kam. Mit der Politik indeß begannen auch

*) Jeder, der an die Seelenwanderung glaubt.

**) Die Läufer sind indische Diener, deren Verrichtungen ungefähr dieselben sind, wie die der Jäger und Läufer in Europa.

die Sitten sich zu ändern; der Ehrgeiz machte die Großen herablassend gegen ihre Klienten; die ungeheure Beute, die sie als Welteroberer machten und der daraus hervorgegangene Luxus, so wie die Wissenschaften und die nähere Verbindung mit Griechenland, dessen alter Stolz seit der Unterjochung so ziemlich geschwunden war, brachten die römische Höflichkeit gegen das Ende der Republik und unter den ersten Kaisern auf eine sehr hohe Stufe.

Wenn man sich „guten Tag" wünschte, so legte man die Hand an den Mund und neigte sie dann dem zu, den man begrüßen wollte, davon kommt das Wort adorare, anbeten (ad ora, an den Mund), denn so grüßte man die Götter, nur entblößte man vor ihnen den Kopf nicht, wie man dieß vor den Großen thun mußte. Ein großer Beweis von Achtung war es, wenn man dem, welchen man grüßte, auch die Hand küßte. Die Krieger grüßten, indem sie ihre Waffen küßten, doch war damit keine weitere Körperbewegung, wie Neigung des Kopfes u. s. w. verbunden. Das Bücken, Hinknieen und andere Arten der Erniedrigung kamen erst später unter den Kaisern auf. Zum Morgengruß ging man im Gallaanzuge, d. h. mit der reinsten Toga bekleidet. Im Vorzimmer versammelten sich die Klienten, wo sie sich mit einander unterhielten, bis der Patron sie rufen ließ oder sie in Erfahrung brachten, daß er sich ihren Artigkeiten entzogen und durch eine Hinterthüre sich entfernt habe. Wenn er öffentlich ausging, so umringten die Klienten seinen Tragsessel. Wenn ein Bürger einem Andern Achtung beweisen wollte, so erhob er sich, sobald er ihn in einer Versammlung erscheinen sah, bedeckte in seiner Gegenwart das Haupt nicht, überließ ihm stets den Platz in der Mitte, nahm beim Gehen die linke Seite ein, und blieb stehen, wenn er vorbeiging, um ihm den Weg frei zu lassen.

Wenn man in Rom einen Besuch machte, mußte man sich zuvor anmelden lassen und wurde von einer Art bestallter Einfahrer ins Zimmer geleitet. Von diesem Zwang wurde man nur befreit durch die Rechte einer großen Vertraulichkeit oder durch das Privilegium gewisser feierlicher Tage, wie z. B. am 1. Januar und am Geburtstage des Patrons, weil dieser sich denn gewissermaßen von selbst den Complimenten der ganzen Welt hingab.

Auch die Mahlzeiten waren den Regeln der Höflichkeit unterworfen. Wenn man die Ehre hatte, einen Großen zu bewirthen, so überließ man diesem die Wahl der Gäste und lud sie in dessen Namen ein. Wurde man eingeladen, so bestand die Höflichkeit nicht darin, sich auf den letzten Platz zu setzen, sondern auf den, welchen der Herr bezeichnet hatte. Ein Stallmeister zerlegte kunstfertig die Fleischspeisen, oft sogar unter Musikbegleitung, und theilte sie den Gästen aus, die sie auf die delikateste Weise mit den Fingern anfaßten, da man damals den Gebrauch der Gabeln noch nicht kannte.

Der allgemeine Anstand ward, wie im gewöhnlichen Umgang, so auch in Briefen beobachtet. Die von Cicero, Seneca und Plinius sind vollkommene Muster jener ernsten und anstandsvollen Höflichkeit, welche den Römern eigenthümlich war. Man findet in denselben stets einen angenehmen Wunsch im Anfange, und ein zärtliches Lebewohl am Schlusse.

Da man die Beamtenstellen nur durch den Beifall des Volkes erhielt, welches sich nicht immer durch vornehme Namen und Eigenschaften blenden ließ, so mußten die Großen nothwendigerweise herablassend sein. Die Prätendenten waren gezwungen, selbst dem geringsten Bürger zu schmeicheln. Nachdem sie des Morgens alle diejenigen sehr höflich empfangen hatten, welche sie zu begrüßen gekommen waren, gingen sie weiß gekleidet und von ihren Verwandten, Freunden und Klienten begleitet, durch die Straßen der Stadt, um sich zu empfehlen. Die ersten Kaiser rechneten sich diese Herablassung als ein Verdienst an. Augustus ließ in der Regel alle Bürger zu den Begrüßungen am Morgen zu. Es mißfiel ihm in der Art, wenn man sich mit anscheinender Furcht oder Ungeschicklichkeit näherte, daß er einst zu einem Supplicanten scherzend sagte: „Er reiche ihm die Bittschrift hin, als solle er einem Elephanten ein Goldstück hinhalten."

Der Marktplatz war Zusammenkunftsort, wo die Bürger sich gegenseitig an Artigkeiten überboten und ihre Dienste einander zur Verfügung stellten.

Am Geburtstage schickten sich die Freunde Geschenke und verbrachten ihn in Lust und Vergnügen. Man trank wechselseitig, oft aus demselben Becher, auf die Gesundheit des Einen und Andern, der Gegenwärtigen und der Abwesenden.

Gegen die Frauen war man in Rom bekanntlich von einer unbegrenzten Artigkeit. Sie genossen gewisser Vorrechte, z. B. sich in einem Tragsessel durch die Stadt tragen zu lassen, bei den Schauspielen reservirte Plätze zu haben und nach ihrem Tode durch eine Leichenrede geehrt zu werden.

Außerdem muß man den Römern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den Greisen dieselbe Achtung wie den Großen bewiesen.

Feuilleton.

*** Frankfurt, 5. September. Zu den Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Herbstmesse gehören vorzugsweise die Zauber-Soirée's des Herrn Wiljalba Frikel aus Athen. Die Produktionen dieses noch jungen Mannes, dem aus öffentlichen Blättern ein vortheilhafter Ruf vorangegangen ist, verdienen die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade. Wir haben hier schon mehre solcher Künstler gesehen, unter diesen den bekannten Döbler, allein Keiner hat die Stufe des Hrn. Frikel erreicht, dessen Productionen größtentheils neu, sich durch die große Sicherheit und Eleganz in der Ausführung auszeichnen. Obwohl die neuesten Leistungen des Hrn. Frikel oft an das Wunderbare grenzen, so bleibt er doch in dem richtigen Tact und als gebildeter Mann von jenen marktschreierischen Anpreisungen fern, in denen sich derartige Künstler nur zu oft gefallen. Der gestrigen, sehr besuchten Soirée wohnte S. k. H. der Prinz Emil von Hessen bei und soll dieselbe durchaus befriedigt verlassen haben. Unter andern interessanten Produktionen ließ sich Hr. Frikel während der Vorstellung von einem Zuschauer einen leeren Hut geben, nahm aus demselben einige 50 silberne Becher gleicher Größe, schüttete hierauf aus demselben Hute eine Masse von Spielkarten und zuletzt gar einen Haufen von Bettfedern. Herr Frikel wird von hier Köln am Rhein und später Paris besuchen. [.†]

*** Rossini wird wirklich wieder schöpferisch; er hat eine Cantate zur Feier der Erwählung des neuen Papstes geschrieben und seine „Donna del Lago" völlig umgearbeitet, so wie mit mehreren neuen Arien ꝛc. bereichert. So wird die Oper nächstens im italienischen Theater in Paris zur Aufführung kommen. Auch hat der alte Meister sich kürzlich wieder mit einer jungen französischen Sängerin, Fräulein Pelissier, verheirathet, welche ihr Glück selbst

Digitized by Google

mit den Worten meldet: „Ich schreibe Ihnen sogleich nach meiner Rückkehr aus der Kirche und mit so tiefer Bewegung des Herzens, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Fast bin ich erschrocken über das Große, das Gott für mich gethan hat, indem er mir gestattete, die Frau Rossini's zu werden." A. M. Z.

•*• Von Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen" ist der erste Band bereits vollendet und des zweite Bandes erste Lieferung erschienen (Berlin, in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung.) Diese bringt Lieder, Mährchen, Possen, Erzählungen aus der Umgegend von Kaiserslautern, dem Frankenthal, dem Haardtgebirge, Zweibrücken, Mannheim, aus dem Odenwalde, Darmstadt (einige Scenen aus der höchst komischen und ächt volksthümlichen Lokalposse „Datterich" von dem leider allzufrüh verstorbenen Niedergall in Darmstadt), Mainz, Frankfurt, Schwalbach, Bußbach u. s. w.

•*• Charlotte von Hagen, verehlichte Van Doen, veröffentlicht nun Auszüge aus ihrem Tagebuche, die zwar viel Geist, aber noch mehr eitle Selbstgefälligkeit verrathen.

•*• Wien. Der Leipziger Verlagsbuchhändler, Herr Otto Wiegand, ist so eben hier angekommen.

•*• Das Hamburger Stadttheater hat bisher die Künstler in Deutschland am höchsten bezahlt; Frl. Eisler, Frl. Taglioni, Mad. Cerrito und Frl. Lind erhielten per Abend 100 Friedrichsd'or, Tichatscheck 40 Friedrichsd'or, Frl. Marra 30 Friedrichsd'or. In demselben Verhältniß stehen hier die Gagen seit 6 Jahren. Hr. Wurda erhielt alljährlich incl. des Benefizes, 4600 Thlr., Frl. Ewers 4800 Thlr., Frau Zehringer 3000 Thlr., Frl. Jazdé 3400 Thlr., der Spieltenor Herr Kays 2000 Thlr. und 4 Thlr. Spielhonorar, Herr Lehr 2500 Thlr. und 3 Thlr. Spielhonorar, Herr Balfon 3300 Thlr. incl. des Benefiz, Fel. Wilhelmi 2500 Thlr. incl. des Benefiz, Herr Grunert 2400 Thlr., Herr Schneider 2000 Thlr., die Herren Hesse, Gerstel u. Brüning à 1800 Thlr.; außerdem erhielten alle Genannten einen Urlaub von 4 bis 8 Wochen bei fortlaufender Gage. Der Bassist Reichel war mit 4000 Thlrn., 6 Wochen Urlaub und einem Benefiz honorirt, welches ihm meistens 800 Thlr. einbrachte, der Bariton Leithner mit 2000 Thlrn. und einem halben Benefiz. Dafür hatte es auch ein Ensemble von Künstlern, wie es nicht so leicht wieder aufzuweisen ist, denn auch die Choristen haben hier im Durchschnitt 300 Thlr. jährlich. Die künftige Direction des Stadttheaters hat hier einen ungefähren Maßstab, nach dem sie sich bei ihren Engagements richten kann; ja es steht, da sie unsere sämmtlichen beliebten Schauspieler und Sänger, mit wenigen Ausnahmen, gehen läßt, zu erwarten, daß sie noch höhere Gagen geben wird, denn einmal kann sie dies, weil sie günstiger gestellt ist, als die gegenwärtige Direction, da sie keine Concurrenz zu bekämpfen hat und zweitens erwarten wir zuversichtlich, daß sie die jetzigen beliebten Mitglieder nicht entläßt, weil ihr die Gagen derselben zu bedeutend sind, sondern weil sie uns tüchtigere und kunstgebildetere vorzuführen gedenkt. Das wird freilich für die Herren Maurice und Balfon ein theures Vergnügen, aber das Publikum dürfte sich dabei gut stehen. Jahrsz.

•*• Das Journal des Débats vom 10. August meldet, daß die Proben, welche man mit dem Anbau der Theepflanze in Frankreich gemacht hat, vollkommen gelungen sind. Die Theepflanze gedeiht sehr gut sowohl zu Angers als auf den Hyéeen unter dem wärmsten Klima der Provence; dieß gilt für eine Thatsache ohne Beispiel seit Einführung der Theepflanze in Europa und beweist, daß das Klima Frankreichs im Allgemeinen der Theepflanze günstig ist. Die Versuche, welche man in Algier gemacht hat, sind gar nicht gelungen; sämmtliche Pflanzen wurden trotz aller angewandten Vorsicht von der Hitze getödtet. Zwischen den Provinzen des nördlichen Frankreichs, deren Klima zu kalt und feucht scheint, und den glühenden Ebenen Algiers kann man die Provinzen des südlichen Frankreichs auswählen, wo in gutem Boden und günstigen Lagen die Theepflanze ohne Zweifel mit Erfolg gebaut werden kann.

•*• Aus Baden läßt sich eine Pariser Zeitung folgende komische Duellgeschichte erzählen. Zwischen einem Engländer und einem Preußen war es in Folge eines Streites zu einer Herausforderung auf Pistolen gekommen. Die Gegner wurden in einer Entfernung von 15 Schritt aufgestellt; der Engländer erhielt durch das Loos den ersten Schuß, fehlte aber seinen Mann. Dieser war im Begriff, den zweiten Schuß zu thun, als der Brite mit ächt englischem Phlegma ausrief: „Ich kaufe Ihnen den Schuß ab!" Der Preuße überlegte sich die Sache und ging auf den Vorschlag ein. Nun wurde eine sorgfältige Wahrscheinlichkeitsrechnung angestellt, wobei der wesentlichste Factor der Rechnung, das Vermögen des Insulaners, natürlich auch nicht außer Acht gelassen wurde. Das Resultat war eine Entschädigung von 1000 Shill.; der Preuße nahm sie an, erhielt die ganze Summe auf der Stelle ausgezahlt und die beiden Duellanten schieden friedlich von einander.

•*• Der königliche Flötenbläser. Während seiner Incognitoreise durch Holland (im Jahr 1755) wünschte Friedrich II. bei seinem Aufenthalte in Amsterdam auch die holländischen Pasteten, deren Vortrefflichkeit er oft hatte rühmen hören, zu kosten, und trug seinem Begleiter, dem Obersten Balbi auf, eine solche bei der Inhaberin des Gasthauses, wo er wohnte, zu bestellen. Die Wirthin sah den Obersten vom Kopf bis zu den Füßen an und sagte: „Wel, Mynheer, gy wilt eene pastei eeten; kunt gy ook betaalen? Gy zult weten, dat eene pastei op twintig goudguiden te staan komt." Balbi versicherte, daß der Fremde, mit dem er in ihrem Hause wohnte, dies gar wohl könne, denn er sei ein Virtuose, und wenn er sich nur einige Stunden hören lasse, so bringe ihm dies eine Menge Geldes ein. Die Wirthin erkundigte sich weiter, was denn ein Virtuose sei? Balbi erklärte ihr, der Fremde sei ein ganz ausgezeichneter Flötenspieler, der auf seine Kunst reise und dergleichen mehr. „Wel Mynheer", rief die Wirthin, „zo moet ik insgelyk hem hooren." Darauf ging sie sogleich in das Zimmer des Königs, stemmte beide Arme in die Seite und sprach: „Nademaal gy so mooy fluiten kunt, wilt gy my wel ook iets voorpypen?" Der König war darüber nicht wenig überrascht; als ihm aber Balbi auf französisch mit wenigen Worten erzählte, was vorgegangen war, ergriff er seine Flöte und blies darauf einige Stücke so meisterhaft, daß die Wirthin, ganz bezaubert, nicht von der Stelle gehen wollte. Endlich, da der König die Flöte weglegte, sagte sie zu ihm: „Dat is zeker, Mynheer, gy kunt mooy fluiten en wel eenen stuivee verdienen, en juistnu wil ik ook yu eene pastei bakken."

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 7. September. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abtheilungen; nebst einem Vorspiel in einem Akt, genannt: „Das heimliche Gericht," von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 249. Mittwoch, den 9. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Das Innere des Wagens bildete eine Art Divan, auf welchem ein Europäer und dessen schon ziemlich erwachsene Tochter saßen. Miß Eva war erst vierzehn Jahre alt, aber ihr Verstand und ihre frühreife Schönheit hatten bereits die Grenze der beginnenden Jungfräulichkeit überschritten, die in der Regel von der Anmuth der Kindheit und den Reizen der Jugend entblößt ist. Erst vor Kurzem aus England angelangt, wohnte sie zum ersten Male einem der großen Feste Indiens bei, das ihre laute Bewunderung erregte.

„Du findest das hübsch, Eva," fragte Doctor Dumfries lächelnd seine Tochter.

„Vielmehr sonderbar, lieber Vater," entgegnete diese. „Es scheint mir ein fantastisches Gebilde zu sein, wie ich es früher zuweilen in den Wolken zu sehen glaubte."

„In der That findet man hier alle Launen der Einbildungskraft wieder," versetzte der Doctor. „Die kirchliche Institution Indiens gleicht seinem Glauben, der ein Gemisch von erhabenen Wahrheiten und jämmerlichen Irrthümern ist. Du hast heute eine Probe von der fanatischen Leichtgläubigkeit dieses armen Volkes gehabt, Eva, und doch hast Du nur die wenigsten empörenden Thorheiten gesehen. Bei dem Feuerfeste z. B. gehen Wallfahrer auf glühenden Kohlen, am Kallyfeste werfen sie sich auf Matratzen, die mit Dolchen gespickt sind und die Zahl dieser Fanatiker ist so beträchtlich, daß die Erde weithin mit ihrem Blute getränkt wird. Einige bohren sich eiserne Haken oberhalb der Hüfte in den Leib, andere lassen sich an Bäumen in die Höhe schnellen und überschütten dabei die Zuschauer mit Blumen. Alle betrachten diese Martern als Sühnungsmittel. Ich will nichts von den Frauen sagen, die sich auf demselben Scheiterhaufen verbrennen, der den Leichnam ihres Gatten verzehrt; diese Suttis, die man in Europa für eine allgemeine Regel hält, finden nur noch selten statt, da die englische Regierung sie nicht mehr duldet. Was aber die Martern betrifft, welche die Fakiren sich auferlegen, um sich den Ruhm von Heiligen zu erwerben, so hast Du selbst schon Beispiele davon gesehen."

„Was ist das aber für eine Religion, die zu solchen Ausschweifungen führen konnte?" fragte das junge Mädchen mit ängstlicher Neugierde.

„Ihre Grundzüge sind voll Erhabenheit," erwiederte Doctor Dumfries; „sie ist ein goldnes Gewebe, welches der Dummheit, dem Eigennutz oder der Unwissenheit in die Hände gegeben, durch deren Besudelung gelitten hat. Der Bramaismus und Buddhaismus, welche die beiden großen Secten Indiens umfassen, empfehlen, an die Vergänglichkeit und Eitelkeit menschlicher Dinge zu denken, alle Leiden zu mildern und seine Brüder wie sich selbst zu lieben. Der Bramaismus verkündet das Daseln eines höchsten Wesens, Para-Brama's, dem drei untergeordnete Wesen beigesellt sind: Brama (der Schöpfer), Wischnu (der Erhalter) und Chiwa (der Zerstörer). Diese Dreieinigkeit heißt man Trimurti. Dem Principe nach schuf Para-Brama die Engel, deren Haupt Maissassur war; dieser empörte sich aber mit einem Theile der himmlischen Heeresschaaren gegen Para-Brama, welcher seine drei Genossen um Rath fragte, wie er die Rebellen bestrafen solle. Die Trimurti rieth ihm fünfzehn Sühnungswelten zu schaffen, welche die Schuldigen nach einander durchwandeln sollten; diejenigen nur, welche die fünfzehn Prüfungen zu ihrer Ehre bestünden, sollten in den Himmel zurückkehren dürfen, während die Uebelthäter auf die letzte dieser Welten geschleudert, ihre langwierige Buße von neuem beginnen müßten. Die Erde nimmt die Mitte dieser Sühnungswelten ein. Brama hat daselbst die Menschen in vier Klassen getheilt: die Braminen, die seinem Haupte entsproßten; die Kattrys, die aus seinen Armen stammen; die Vaiscias, die aus seinem Bauche kamen, und die Sudras, welche aus seinen Füßen hervorgingen. Die Dauer der Prüfungszeit, welche man auf der Erde auszuhalten hat, zerfällt in vier Epochen: die erste, das goldne Zeitalter, sah die unumschränkte Macht der Braminen; die zweite, das silberne Zeitalter, hatte die Kattrys zu Herrschern, wo ein Viertel der Menschen lasterhaft und drei Viertel tugendhaft waren; während der dritten Epoche, dem kupfernen Zeitalter, war die Macht in den Händen der Vaiscias, wo Laster und Tugenden zu gleichen Theilen verbreitet waren; das eiserne Zeitalter endlich, auch das der Sudras genannt, welches das unserige ist, enthält drei Viertel Lasterhafte auf ein Viertel Tugendhafte. Jedes menschliche Wesen ist zusammengesetzt aus einem gewissen Theile Materie und unvergänglichem Geiste, die sich aber, je nachdem wir gelebt haben, umwandeln: die Guten nehmen eine höhere irdische Form an, als sie anfangs besaßen; die Bösen aber eine untergeordnetere. So ersteht der reiche aber hartherzige Mensch in der Gestalt eines wilden Thieres; der Arme aber Großmüthige als heiliger Stier. Diesem Glauben an die Seelenwanderung ist der Abscheu der meisten Indier vor Thierfleisch zuzuschreiben, da sie in den Thieren stets einen verwandelten Menschen erblicken. Besonders groß ist dieser Abscheu bei der Secte der Banianen."

„Gehören diese Glaubensmeinungen dem Bramaismus und Buddhaismus gemeinschaftlich an?" fragte Eva, deren Wißbegierde aufs lebhafteste erweckt worden war.

„Nicht alle," antwortete der Doctor. „Der Buddhaismus ist wesentlich vom Bramaismus verschieden. Die Buddhas waren eine Art Erlöser, die abgesandt worden waren, den ursprünglichrn Glauben näher zu bestimmen. Vier sind schon erschienen und den letzten von ihnen betet man heutigen Tages an; die Eingeweihten jedoch erwar-

Digitized by Google

ten einen fünften, den man an 226 Zeichen seiner Fußsohle, an 32 Schönheitszeichen am Halse und an 80 andern Anzeichen erkennen wird. Der Buddhaismus hat die Götterlehre der Braminen modificirt. Nach dieser kommt Alles, was besteht: Götter, Dämonen, Menschen, Thiere, von vier mit Prane (Leben) und Hitta (Verstand) in Berührung gesetzten Elementen her. Das Universum hat weder Anfang noch Ende und es gibt 26 Oerter, welche von Wesen bewohnt werden, die verschiedene Stufen der Vollkommenheit erreicht haben. Der Tod aber ist in den Augen der Buddhaisten wie der Braminen nichts anderes als eine Umwandlung."

Während Doctor Dumfries sich also mit seiner Tochter unterhielt, fuhr ihr Wagen immer weiter durch die Menge und war einem aus Mangobäumen bestehenden Haine nahe, als ihm ein Palankin begegnete, dem eine große Zahl Läufer voranging und den Boes, die ohne anzuhalten sich ablösten, im Schnellschritte trugen. Der Doctor erkannte einen Indier, mit welchem er in täglicher Berührung stand und der als einer der rechtlichsten und reichsten Kaufleute Calcuttas galt. Bundro gehörte zu der dritten Klasse, den Vaiccias, und zu der Secte der Banianen, von denen der Doctor gesagt, sie hätten einen besondern Respect vor allen lebenden We en. Seinen Mund verhüllte ein Stück Flor, damit er nicht unwillkürlich irgend ein Insect verschlucke, und in der Hand hielt er eine mit Zucker und Mehl gefüllte Schachtel, um die ihm etwa entgegenkommenden Thüre füttern zu können.

Als er den Doctor erblickte, ließ er seinen Tragsessel dem Wagen näher bringen und grüßte mit der Hand.

„Alles geschehe nach den Wünschen des weisen Dumfries," sagte er auf englisch.

„Und nach denen des ehrenwerthen Bundro," erwiederte der Doctor.

„Kehrst Du schon zur Stadt zurück?"

„Ich fürchte für meine Tochter die Feuchtigkeit des Abends."

„Du wirst mir dann erlauben in Deiner Gesellschaft zu bleiben."

Dumfries gab eine wohlwollende Antwort; der Palankin wurde in gleicher Linie neben dem Gadis einhergetragen und Beide setzten ihren Weg nach der Stadt fort.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

„Gottsched und Gellert" von Heinrich Laube.

(Schluß.)

Leider können wir über die am 4. d. M. stattgehabte Aufführung von „Gottsched und Gellert" wenig Günstiges berichten. Die beiden Hauptrollen waren in den Händen des Herrn Reger (Gottsched) und des Herrn Meck (Gellert) und vornehmlich diese unbegreiflichen Besetzung ist es zuzumessen, wenn die Aufführung dieses Lustspiels hier nicht denjenigen Erfolg hatte, den es sich u. A. in Berlin errang, wo Hoppe den Gellert und Rott den Gottsched gaben. Ein flüchtiger Blick in die erste beste Literaturgeschichte oder auch nur in das Brockhaus'sche Konversationslexikon (man fand ja hier zu allem Ueberfluß von Bequemlichkeit die Biographien der beiden Leipziger Professoren im Bande G beisammen), mußte belehren, daß Herr Meck so wenig den „Gellert" als Herrn Reger den „Gottsched" spielen durfte; abgesehen davon, daß Laube selbst durch die treffliche Zeichnung der beiden Helden gewiß diesen unverzeihlichen Mißgriff nicht verschuldet hat. Göthe beschreibt im zweiten Theil von Dichtung und Wahrheit Gellert wie folgt: „Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirne, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichtes: alles macht seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth." — Nicht so die des Gellert's, den Herr Meck uns zeigte; denn abgesehen davon, daß das Totalbild ein ganz falsches war, mußte das lamentable Wesen und die beständig zum Weinen verzogenen Gesichtsmuskeln, worin Herr Meck seinen Helden zu porträtiren versuchte, eher das Mitleiden als die Theilnahme hervorrufen; und weder die kindliche Einfachheit noch die rührende Naivetät und Lebensunerfahrenheit des guten Gellert, die sich doch so anschaulich hätten machen lassen, kamen bei dieser Auffassung zum Vorschein. Statt dessen sahen wir nur einen verkümmerten, hinfälligen Mann, mehr kindisch als kindlich, und sicherlich noch einmal so alt, als es der Dichter haben wollte. Hr. Reger, dessen ganze Persönlichkeit seiner Rolle widersprach, machte aus dem „Gottsched" kaum mehr als einen plausibeln Sächsischen Hofrath, mit einem Aufwand von Grimassen, die eher einem Zuchthaus-Sträfling oder Bankerottirer, als dem hochgelahrten gravitatischen Decemvir der Universität Leipzig angestanden hätten.

Göthe erzählt von Gottsched:

„Wir ließen uns bei ihm melden, der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wußte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das andere Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann in einem grün damastenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thüre herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch gleich gesorgt sein: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebeede. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Mann eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thüre hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstand durchführte."

Wir beziehen uns auf Göthe, (der jedenfalls in dieser kleinen Anekdote den „Gottsched" anschaulicher macht, als Herr Reger es in 5 Akten vermochte,) nicht sowohl, weil wir bei dem Leser deren Unbekanntschaft voraussetzen, als vielmehr, um zu fragen: Was bot uns Herr Reger von diesem Gottsched? Wo blieb der Humor, der doch mit so vollen Händen über das Urbild der deutschen Zopfgelehrsamkeit ausgestreut ist? Wo zeigte sich in seiner Darstellung auch nur ein Zug jener gespreizten Pedanterie, jener über alles Maaß ausschweifenden Eitelkeit, die den gelehrten Puderhahn des vorigen Jahrhunderts mit dem „ungeheuren Haupt" längst zum ergötzlichsten Typus der deutschen Zopfgelahrtheit gestempelt hat? Wenn denn Herr Reger wirk-

Digitized by Google

lich den Gottsched spielen mußte, und nicht, wie auf der flachen Hand lag, den Gellert, so hätte er doch mindestens einige historische Auffassung, einiges charakteristische Gepräge und wäre es auch nur gewesen, „wie er sich räuspert und spuckt," an den Tag geben sollen, statt daß der Gottsched, den er uns vorfahrte, nicht nur der äußeren, sondern auch aller inneren Motivirung entbehrte. Kein Künstler von Beruf und Bildung wird diese Rolle vergreifen! Herr Meck wäre mit einer tüchtigen Zugabe von Wattirung und Allongeperrücke als Gottsched vortrefflich; Hr. Reger würde dann als Gellert zwar noch immer stark an den „alten Magister" erinnern, doch möchte er wenigstens mit seinen persönlichen Mitteln weiter reichen. — Wie aber ein solcher Mißgriff bei Besetzung dieser beiden Rollen überhaupt möglich war, wollen wir hier nicht weiter untersuchen, und bemerken nur, daß wir noch Niemand gehört haben, der nicht hierin unsere Ansicht theilte. Soll aber über die Haltung und die Leistungen unseres Schauspiels ein für allemal die Achsel gezuckt werden, so wäre dies hier am rechten Platz! — Freilich wird diese Art von Kritik der Direction des Schauspiels immer die willkommenste sein. Man läßt's dabei halt geh'n, wie's Gott gefallt, — das Publikum, das ja hier wie überall Langeweile hat, „gewöhnt's", und am Ende verlernt sich auch das Achselzucken! — Nächst Gottsched und Gellert ist es „Cato", der, von seinen politischn Phrasen abgesehen, unser nächstes Interesse in Anspruch nimmt Herr Breuer spielte die schwierige Doppelrolle des Patrioten und Liebhabers in der Bedientenlivrée mit vielem Feuereifer. Sein Vortrag war an einigen Stellen recht warm und ergreifend. Den Bedienten „Schladeritz" gab Herr Hassel mit vieler Komik. Man hat die Ansicht ausgesprochen, daß Laube in dieser Figur den Rachegeist des von Gottsched von der Bühne verbannten Hanswurstes seinem Helden auf den Hals habe schicken wollen. Dieser Einfall würde jedenfalls dem geistreichen Verfasser Ehre machen und auch die carrikirte Zeichnung des „Schladeritz" rechtfertigen. Herr Grahn gab uns ein treffliches lebensgetreues Portrait des Prinzen Heinrich, ebenso ist Herr Thomas als „Reitknecht" nicht minder zu loben, wie neulich in „Stadt und Land" als Baron von Hupfer. Herr Nork hatte in der müßigen Rolle des Grafen Bolza wenig Dank einzuernten. Die Damenrollen sind, bis auf Gottscheds „Jungmagd", die Regimentstochter des Stückes, völlig unbedeutend.

Die Ars memoriae scheint bei uns nachgerade ebenso sehr vernachlässigt zu werden, als die Kunst überhaupt. Bald drohende, bald flehende Blicke richten sich beständig nach dem Souffleurkasten und der Mann da unten hat alle Hände voll zu thun, um nur die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Wie wär's, wenn man den unästhetischen Kasten lieber ganz wegschaffte und statt dessen jedem Darsteller seinen besondern Souffleur gleich mit auf die Bühne gäbe? Man engagirte zu diesem Behufe, etwa unter dem Titel „Schemen" zu jedem Acteur junge angehende Schauspieler, die beständig auf der Bühne wie sein Schatten hinter dem Darsteller drein wären und ihm die Rolle zuflüsterten. Damit aber durch diese „stummen" Personen der Eindruck des Ganzen nicht gestört würde, und sie von den eigentlichen Darstellern zu unterscheiden waren, müßten die „Schemen" ein gleichmäßiges und möglichst einfaches Kostüm erhalten, etwa Trikot von nebelgrauer Farbe, blaue Stahlschnallen auf den Schuhen und auf dem Kopf einen Chapeau in Form eines Souffleurkastens en miniature, der sowohl ihre Bestimmung sinnreich ausdrückte, als auch jedes Mißverständniß beseitigte. In Paris und auch an anderen Orten würde, käme unser Vorschlag zur Ausführung, ein „Schemen-Actien-Theater" gewiß nicht lange auf sich warten lassen. ε

Eine Pariser Gesellschaft.

Eine der vornehmsten und geistreichsten Frauen der französischen Hauptstadt, Madame B., hatte in den ersten Sommertagen dieses Jahres eine Gesellschaft von sechzig Personen zu einem Diner auf ihren Landsitz geladen. Die glänzendsten Namen der beiden Faubourgs, des Luxembourg, des Palais-Bourbon ꝛc. sah man in den Sälen des Schlosses vereinigt, ein Fest zu verherrlichen, welches einem deutschen Gesandten zu Ehren veranstaltet worden war.

Niemand fehlte mehr und man plauderte über tausenderlei Dinge, die man erlebt und nicht erlebt hatte. Ein Generalconsul erzählte Scenen aus dem Privatleben Ibrahim's Pascha's und ein Deputirter aus Languedoc las unter schallendem Gelächter der Umstehenden den Brief eines Wählers vor, worin er gebeten wurde, der Regierung für den Jardin des Plantes zwei Kameele zu verkaufen, da Schreiber nicht wisse, was er damit anfangen solle. „Das wird ja die Regierung nicht viel kosten", meinte der Brief, „und sichert Ihnen meine Stimme für die Zukunft." Madame B. entfaltete die anmuthigste Thätigkeit, ihre Gäste gut zu unterhalten, war bald hier, bald dort —: da gewahrte sie auf einmal unter der Thüre des Salons ihren Kammerdiener, der mit Armen und Beinen gleich einem Telegraphen arbeitet.

Der arme Mensch sah furchtbar aufgeregt und todtenbleich aus; Angst malte sich auf seinem Gesicht, er hatte etwas Wichtiges auf dem Herzen, aber der Anblick dieser vornehmen Welt ließ ihn nicht über die Thürschwelle kommen, so sehr es ihn auch drängte, seine Gebieterin zu sprechen.

Madame B. hatte sogleich des Kammerdieners Verlegenheit bemerkt und mit der Frage: „Was gibt's?" trat sie auf ihn zu.

„Ach! Madame ein großes Unglück!" stotterte der arme Teufel und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Was ist es denn?" wiederholte Madame B., ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Der Koch ist — betrunken, aber so betrunken, daß er noch nicht einmal das Feuer in den Bratöfen angemacht hat. Wenn Sie das Diner aufzutragen befehlen wollten, — um Gotteswillen, es kann vor morgen früh vier Uhr nicht fertig sein."

Der Appetit hatte sich bereits bei den Gästen eingestellt und es handelte sich um vornehme Magen. Eine andere Frau wäre deßhalb über die Nachricht des Kammerdieners außer sich gerathen, in mehrere Ohnmachten gefallen ꝛc.; aber Madame B. blieb ruhig und heiter; das Geschehene war nicht ungeschehen zu machen und lächelnd wandte sie sich an ihre Gesellschaft.

„Meine Herren," sagte sie, „ich habe Sie zum Diner eingeladen, es ist aber kein Diner da; mein Koch ist mehr als todt, und unglücklicherweise habe ich dieß eben im Augenblick erst erfahren. Wünschen Sie, daß die Tafel bestellt wird, so müssen wir uns das Essen selber herrichten."

Diese launige Wendung der Madame B. zündete wie ein Blitz und hatte den besten Erfolg. Der deutsche Gesandte, der Ehrengast, schlug seine Manchetten und Aermel zurück; die ganze Gesellschaft machte es auch und scherzend

Digitized by Google

und lachend stieg man die Treppe hinunter in die Küche. Der Koch saß auf einem Stuhl, roth wie ein Krebs, unbeweglich wie ein Sphynx. Um ihn her eine Menge Kasserolen, aber nicht eine einzige Schüssel.

Nun galt es zu siegen oder zu sterben. Einem Pair von Frankreich wurden die Bratspieße zugetheilt, zwei Deputirte versahen die Backpfannen, drei Gesandtschaftssecretäre bereiteten die Saucen und zwei Präsidenten königlicher Höfe überwachten die Fleischtöpfe. Sieben bis acht Würdenträger der Armee und der Marine führten gewaltige Razzias in den Vorrathskammern und im Hühnerhof aus, und begeisterter Jubelruf empfing sie, als sie mit zwanzig Dutzend Eiern, Enten und Kapaunen zurückkehrten. Alle Damen erklärten, daß sie sich vortrefflich auf die Omelette verständen. Demzufolge waren in wenig Minuten zwanzig Omelette fertig: eine Omelette mit Rum von einer Herzogin, ein Omelett mit Trüffeln von einer Marquisin, ein Omelett mit Spargeln von einer Vicomtesse, ein Omelette aux confitures von einer Baronin.

Madame B. hielt Ordnung in allen Theilen des Dienstes. Sie hatte sich die Besorgung der Compotte vorbehalten.

Es gab ein Lachen, das man hätte sehen sollen.

„Die Essigflasche!" rief ein Consul.

„Etwas Petersilie für meinen Kapaun!" verlangte ein Gesandtschaftsattaché.

„Salz und Pfeffer, wenn's beliebt!" ließ sich ein Unterstaatssecretär vernehmen.

„Mehl her!" schrie ein Generalprocurator.

Nach der Herrichtung der Omelette blieben so viele Eier übrig, daß alle in Blauschürzen verwandelte vornehmen Damen noch eine Menge von Gerichten bereiten konnten.

Von Zeit zu Zeit versuchte der Koch, sich empor zu richten, fiel aber mit einem Stoßseufzer immer wieder zurück; dann folgte er mit seinen umnebelten Augen den schwarzbefrackten Herren und den Damen in seidnen Kleidern, die Alle mit Servietten bewaffnet waren, und konnte nicht begreifen, was die vornehme Welt in seinem Königreich zu schaffen habe.

Um zehn Uhr machte Madame B. die mit froher Begeisterung aufgenommene Anzeige, daß das Diner bereit sei; um eif setzte man sich zu Tisch Jeder hatte seine Schuldigkeit gethan und man aß wie eine Tafelrunde sonder Furcht und Tadel. Das Essen wurde einstimmig für so ausgezeichnet anerkannt, daß man morgens um 5 Uhr noch saß.

Um sechs Uhr erwachte der Koch aus seiner Lethargie; er suchte einen Degen, um sich die Brust zu durchbohren; da er aber nur ein Messer fand und dieser Tod ihm zu gemein dünkte, so will er sich's vorläufig noch überlegen. †††.

Feuilleton.

*** In der „Bresl. Ztg." wird auf eine merkwürdige Erfindung eines jungen Mannes, Namens Gustav Stöhr in Breslau aufmerksam gemacht. Derselbe hat nämlich eine ganz einfache Maschine erfunden, jede beliebige Art Schiffe zu treiben, ohne Dampf oder künstlichen Mechanismus, mit einer Kraft, die nichts kostet, und immer vorhanden, und die ein Mensch mit der größten Leichtigkeit zu leiten im Stande ist; er verpflichtet sich, jedes Dampfschiff zu übersegeln, und je größer die Ladung ist, um so schneller zu fahren. Keine Welle, kein Strom von reißendster Stärke kann seine Fahrt aufhalten, sondern verstärkt nur die vorhandene Kraft. Die Kosten der Maschine sind so einfach, daß sie höchstens den 10. Theil der einer Dampfmaschine betragen. Der Berichterstatter war selbst Augenzeuge bei der Probe des Modells, die so ausgezeichnet ausfiel, daß sie Aller Erstaunen erregte. Der Erfinder will sich nach England wenden, um seine Sache zu verwerthen.

*** Anti-Thierquälerei. Ein Gutsbesitzer des Fraustädter Kreises in Posen sah eines Tages, daß einer seiner Knechte die Pferde durch Schlagen in den Kopf erbarmungslos antrieb, einen überladenen Düngerwagen aus der Düngergrube zu ziehen. Dafür ließ der Gutsbesitzer, als der Wagen von dem Felde heimkehrte, diesen in die Grube bringen, ihn verhältnißmäßig mit Dünger beladen, dem Knecht Zaum und Zügel anlegen und ergriff nun selbst die Peitsche. So zwang er den Knecht durch gleiche Mißhandlungen, wie er an den Pferden verübt, den Wagen aus der Grube zu ziehen. Die Demonstration war ad hominem, aber sie war eben so grausam als das Verfahren des Knechts, also um nichts besser. Dem Knecht wurde durch den Zaum der Mund aufgerissen und er ist durch die Mißhandlung arbeitsunfähig beschädigt worden.

*** Herr von Holtei erzählt in seiner Schrift „Vierzig Jahre" folgende hübsche Anekdote: Die talentvolle Schauspielerin Auguste Satorius kam als junges Mädchen nach Weimar und bat den dort anwesenden königl. preuß Hofschauspieler Krüger (einen Schüler Wolffs,) sie bei Göthe einzuführen. — Göthe empfing sie in seiner feierlichen Bistenmanier, in welche sich die hübsche lebhafte Wienerin schwer zu finden wußte. Krüger, nach Belebungsmitteln für die mehrmals stockende Conversation haschend, kam auf den unseligen Gedanken, zu bemerken: Fräulein Satorius habe auch schon die Sophie in den „Mitschuldigen" gespielt, worauf die in der Literatur völlig Unbewanderte mit lebhaftem Widerwillen einfällt: „Ach, ich bitt', Herr von Krüger! reden's mir nit von dem grausslichen Stück! Das ist mir meine zuwiderste Rolle!" — Und während der arme Krüger vergeblich auf eine Oeffnung in der Diele rechnet, durch die er in den tiefsten Keller hinabsinken könnte, spricht Göthe mit antiker Ruhe: „Nun, das ist ja recht schön." A. Th. Cy.

*** Philipp Melanchthon war ein Freund der Chiromantie oder der Kunst aus den Handlinien die Schicksale eines Menschen zu weissagen. Einstmals besuchte er einen Bürger zu Wittenberg, der viele Kinder hatte; indem er die Händchen des Jüngsten mit besonderem Wohlgefallen betrachtete, sagte er: „Dieses Knäbchen wird einmal ein großer Theologus werden." — „Ehrwürdiger Herr, versetzte der Vater, wenn es nur kein Mädchen wäre" und Melanchthon wollte nicht weiter prophezeien. A.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 8. September. (Zum Erstenmale wiederholt): Gottsched und Gellert, Charakter-Lustspiel in 5 Abtheilungen von Heinrich Laube.

Mittwoch, den 9. September. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 250. Donnerstag, den 10. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

2.

Der Baniane.

Der Doctor und der Kaufmann unterhielten sich bereits einige Zeit von den letzten Opiumeraten und dem Preise der Gines (blaue Leinwand) aus Madras, als sie durch einen Ausruf der Miß Eva unterbrochen wurden. Sie waren eben in die Nähe einer Schaar Fakire gelangt, die ihren Pflichten oblagen. Die Zahl dieser Büßer ist in Indien so beträchtlich, daß sie bisweilen in Haufen von Hunderten betteln und zwar der Art, daß eine Verweigerung ihrer Bitte nicht rathsam wäre. Die Achtung, die ihnen das Volk beweist, richtet sich nach den Martern, die sie sich auferlegen. Es gibt Leute unter ihnen, die das Gelübde ablegen, stets auf einem Beine zu stehen; Andere, die sich verurtheilen, auf den Knieen zu rutschen, oder in völliger Bewegloſigkeit sitzen zu bleiben. Einige halten die Fäuste so lange geschlossen, daß die Nägel, durch die Fläche der Hand durchwachsend, auf der entgegengesetzten Seite hervorkommen. Miß Eva entsetzte sich beim Anblick dieser wilden Gesichter und mißgestalteten oder verstümmelten Geschöpfe, die mit Stolz ihre Entstellungen zur Schau trugen; sie rief dem Kutscher zu, den Schritt der Ochsen, welche den Gadis zogen, zu beschleunigen.

„Dieses Schauspiel erschreckt Dich, Eva," sagte der Doctor. „Es wird Dir aber Entsetzen einflößen, wenn Du erfährst, daß die meisten dieser Unglücklichen sich weniger des Glaubens wegen, als aus Berechnung diesen Martern unterziehen; sie unterwerfen sich ihnen im Namen reicher Indier, die dadurch ihrer Sünden ledig zu werden hoffen. Bundro hält so eben bei einem der Fakire an, ich wette, daß er irgend eine Buße erkauft."

„So ist es," sagte der Kaufmann, der sich wieder zu ihnen gesellt und die letzten Worte vernommen hatte. „So wie ein vorsichtiger Mensch nicht genug Lebensmittel für eine lange Reise aufhäufen kann, so kann ein Frommer nicht genug gute Handlungen verrichten für den Tag der Umwandlung. Ich bemühe mich, jede unreine Berührung zu vermeiden, alle vorgeschriebenen Abwaschungen zu vollziehen und meinen Mitmenschen zu helfen. Wer aber kann behaupten, daß er nicht sündigen wird? Wenn es dreihundert Millionen Deota (gute Engel) auf der Welt gibt, welche unter allen Gestalten uns bei Erfüllung unserer irdischen Pflichten unterstützen, so gibt es wiederum, wie Du weißt, achthundert Millionen Deilli (böse Engel), die nur darnach trachten ihren Einfluß zu bekämpfen; daher kann auch der Weise fallen."

„Wohlan denn," sagte lächelnd der Doctor, „wenn Du eines Tages verurtheilt werden solltest, Deiner Sünden wegen die Gestalt eines unbedeutenden Thieres annehmen zu müssen, so sei wenigstens darauf bedacht, daß Deine Seele von dem Körper eines derjenigen Besitz nehme, die im Hospital zu Surate Aufnahme finden."

„Im Hospital?" wiederholte Eva erstaunt.

„Ja wohl; in dem dort eigens zu diesem Zwecke errichteten Hospital werden alle Arten Thiere, selbst das scheußlichste Gewürm, aufgenommen und auf Kosten von Unglücklichen gespeist, die man erkauft, damit sie ihnen als Nahrung dienen."

Der Baniane machte eine Bewegung, als wolle er widersprechen; der Doctor fügte aber schnell hinzu:

„Man muß jedoch über diese übertriebene Güte nicht zu sehr spotten. Wenn die Banianen die Thiere mit zu großer Achtung behandeln, so behandeln im Gegentheil die Europäer dieselben mit zu viel Verachtung und bei den beiden Extremen ist der Vortheil nicht gerade auf Seiten der Europäer."

Während des Gespräches hatten sie ein vor den ersten Häusern liegendes Bambusrohrwäldchen erreicht. Hierhin hatten sich die ärmsten Wallfahrer, mehrere Tausende an Zahl, zurückgezogen, die ohne Zufluchtsort, ohne Kleider, ohne Nahrungsmittel und größtentheils schon von jenem schrecklichen Fieber ergriffen waren, das den heftigen Regengüssen im Sommer zu folgen pflegt.

Eva betrachtete mitleidsvoll diese verwirrte Masse von Männern, Frauen und Kindern, die am Fuße der Bambus niedergekauert, durch ihr Geschrei die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anflehten. Doctor Dumfries und der Baniane leerten ihre Börsen; aber bei jedem hingeworfenen Geldstücke stürzten sich Alle gleich wilden Thieren darauf los und rissen einander das Almosen aus den Händen, welches stets dem Stärksten blieb. Besonders wurden die Frauen mit so wilder Rohheit zurückgestoßen, daß Eva darüber empört die Augen wegwandte.

„Du siehst hier ein Beispiel der Niederträchtigkeit," bemerkte der Doctor, „wozu Hunger und Verachtung führen. Diese Unglücklichen gehören zu keiner der vier Klassen, von denen ich Dir erzählt habe; sie sind daraus verstoßen und stehen demnach außerhalb des indischen Gesellschaftsverbandes; es sind Paria's; sie dürfen nicht dasselbe Quartier wie die andern Klassen bewohnen und ihre Berührung genügt schon, um zu verunreinigen; daher ist es ihnen auch verboten, aus den öffentlichen Brunnen zu schöpfen, und Du siehst, daß derjenige, dessen sie sich bedienen, mit Knochen umgeben ist, damit sich Niemand ihm nähere. Ihre Erniedrigung läßt ihnen die Freiheit, Thiere zu tödten und deren Fell zuzubereiten, daher sie gewöhnlich die unreinen Functionen von Fleischern, Gerbern und Schuhmachern verrichten. Sie nähren sich von Fleisch und nur die Pulia's, welche die Reisfelder an der Küste Malabar bewohnen und von den Nairs (vornehme Indier) als Sclaven behandelt werden, stehen noch tiefer als sie."

Digitized by Google

Als er diese Worte gesprochen, war die Gadis an's Ende des Wäldchens gelangt. Eva warf zögernd einen letzten Blick nach dieser Seite hin; da blieben ihre Augen an einer Frau haften, welche neben einem Knaben von etwa fünfzehn Jahren zusammengekauert saß, der auf einer groben Strohmatte ausgestreckt und den Kopf an einen Stein gelehnt, einem hitzigen Fieber zur Beute schien. Die Frau, welche ihr Alter und mehr noch der auf allen ihren Zügen ausgedrückte Schmerz hinlänglich als die Mutter des Kranken bezeichnete, trug einen einfachen Rock von Baumwolle und eine zerrissene Schürze; aber die elfenbeinernen Armbänder, welche ihre Handwurzel umgaben, die doppelte Reihe Korallen, welche ihren Hals schmückten und besonders der an ihren Nasenlöchern hängende goldne Ring deuteten auf eine frühere Wohlhabenheit hin, welche die gegenwärtige Armuth um so trauriger und auffallender erscheinen ließ. Eva bat ihren Vater, der Armen ein Almosen zu geben und während der Doctor seine Börse öffnete, ließ auch Bundro seinen Palankin anhalten und warf eine Pagode zu des Kranken Füßen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmung von Petersburg. 1824.

Erinnerungen eines Augenzeugen.

Schon in der Nacht vom 6. auf den 7. November stürmte es aus Süd-West und Laternen vom Admiralitäts-Thurme, so wie die Schüsse von der Festung warnten bereits, daß das Wasser in der Newa und deren Kanäle sich hebe. Mit dem Morgen wurde der Sturm immer heftiger und warf die Ziegel und Eisenplatten der Dacher umher. Zwischen 8 und 9 Uhr überstieg der Strom seine Ufer; von mehren Seiten stürzte das Wasser sich in die Straßen und so schnell, daß man auf Wasilii-Ostrow fast auf die Minute einen Zoll berechnete. Ein Mann, der sich eben auf ein Fahrzeug gesetzt hatte, war in einer Entfernung von wenig hundert Schritten schon genöthigt, sich oben aufzustellen und ein anderer soeben nur zu Hause angelangt, sah eine Droschke dicht hinter ihm, vom Wasser umgeworfen und drei Menschen, welche sich in derselben befanden, in den Fluthen ertrinken. Jetzt schleuderte der Sturm Balken und Pfosten umher, große Balken kamen pfeilschnell angeschwommen, beladene Fahrzeuge aller Art nicht bloß, sondern auch Brückentrümmer und Menschen darauf flogen wie mit Segeln stromaufwärts und ein hölzernes Gebäude von zwei Stockwerken, mit Menschen darin, wurde an dem kais. Palais vorbeigetrieben. So tobte es bis 2 Uhr Mittags. Die ganze Stadt, mit Ausnahme der am höchsten belegenen Literna und Jamskoi, stand unter Wasser, von der äußersten Spitze Wasilii-Ostrow's an gerechnet, in einer Strecke von 12 Werst; an den verschiedenen Orten natürlich in verschiedener Höhe, überall aber mehre Arschinen hoch und nach dem Zeichen bei der Festung 37 Zoll höher als bei der Ueberschwemmung 1777. Nach 2 Uhr fing das Wasser wieder an zu fallen und zwar um 4 Uhr so plötzlich, als es gestiegen war, so daß am Abend die Straßen wieder von demselben frei wurden.

Aber welch ein Anblick nun, welch ein Zustand! — Alle Keller, Magazine, gewöhnliche Buden und untere Wohnungen voll Wasser. — Ein Kaufmann ließ 10 Menschen Tag und Nacht arbeiten, um nur seine Keller vom Wasser zu leeren. Auf Wasilii-Ostrow und anderweitigen nächsten Umgebungen des Stromes waren zu ebener Erde alle Fenster eingedrückt, alle Oefen, Back- und Küchenheerde zerstört. Am 12. Nov. fror es bereits 5°. Was alles an Hausgeräth und Hausvorräthen verwüstet worden, kann man sich denken, oder besser nicht denken. Pferde und Vieh aller Art (worunter auch Tournier's 65 Pferde und der Elephant gehören) wenn sie nicht in die oberen Stockwerke, zum Theil in parkettirte Sale gerettet worden, ist in Unzahl umgekommen. Alle Brücken waren ganz oder theilweise ruinirt, namentlich auch die kostbare Kettenbrücke über die Fontanka. Vor der zertrümmerten Newa-Brücke beim Sommergarten lagen zwei Schiffe quer über den Quai hin auf dem festen Lande. Stücke von Andern fand man sogar auf das Dach eines kleinen Hauses in der Admiralität geschoben. Von Bairds Dampfbooten zur Communication mit Kronstadt lag das Eine diesseits der Moskoi, das Andere in der Kolonne beim Hause des katholischen Erzbischofs. Längs dem großen Quai, besonders vom Palais ab, nach dem Gagarischen Landungsplatze zu, waren die großen Granitblöcke der Balustrade aus einander geschoben, als wären sie von Holz und die steinernen Stufen zum Hinunterstiegen meist zerstört. Am englischen Quai war es am 12. November noch nicht möglich zu fahren vor Balken, Böten und Branntweinfassern, die dort umherlagen. Längs der kleinen Newa war die breite Straße des Ufers sogar für Fußgänger gesperrt durch Böte, Balken und Schiffe, welche Letztere selbst die zweite und dritte Etage der Häuser verdunkelten. Nächst dem peterhofischen Wege, wo schöne Gärten in Lagerplätze von Wasserfahrzeugen und Holzwaaren aller Art verwandelt waren, stellte Wasilii-Ostrow das erschütterndste Schauspiel der Verwüstung dar. Schon in der 7ten und 8ten Linie (Wasilii-Ostrow ist eine von der Newa umflossene Insel, in welcher alle Straßen paralell von der einen Seite der Neva bis zur andern laufen, solcher Straßen sind 24 und diese werden Linien genannt) lagen die Straßen voll von Brenn- und Bauholz, Zäunen, Hausgeräthe und Häusertrümmern. Einige Linien weiter sah man, wo sonst Gärten, Häuser und Holzlager standen, leere Plätze; die 15te Linie war eine weite Wüste mit einzelnen Trümmern von Häusern der Wiburgischen Seite. Die vormals dort gestandenen Gebäude waren bis auf die letzte Spur verschwunden. An dem höher liegenden Smolenskischen Todtenacker (einem Hauptbegräbnißplatze Petersburgs) lagen angeschwollene Leichen umher. Monumente wurden umgerissen, selbst Särge wurden ausgespült, schwarze Kreuze von da hatten sich 4 Werst oberhalb in dem Sommergarten aufgestellt.

(Schluß folgt.)

Luftfahrt des Herrn Green.

Die „Berl. Ztg." bringt in ihrer neuesten Nummer folgenden Bericht, von den Theilnehmern der Luftfahrt mitgetheilt:

Vom schönsten Wetter begünstigt, traten wir gestern gegen 5½ Uhr Abends unsere Luftreise an, nicht ganz frei von Besorgnissen, verloren sich diese wunderbar genug, je näher die Zeit der Abreise heranrückte. Die freundliche Zustimmung unserer Bekannten, das ruhige Wetter, der herrliche Ballon und die Erfahrungen des Hrn. Green mögen wesentlich zu unserer Beruhigung beigetragen haben. Etwa bis zur halben Schulter saßen wir in der Gondel, in welcher zwischen uns Hr. Green mit Ruhe

Digitized by Google

und Sicherheit sich bewegte; dies vermehrte unser Vertrauen, als der entscheidende Augenblick, wo der Ballon der Erde entschlüpfte, herannahte, und wir herrlich und ohne den mindesten Schwindel emporstiegen; wir schwenkten Fahnen und warfen Blumen, als Zeichen der Freude, welche wir empfanden. Berlin lag reizend unter uns ausgebreitet, wir sahen mit Wohlgefallen die Beifall spendenden Zuschauer auf dem Auffteigeplatze, wie die jubelnde Menge in den Straßen; nach und nach verschwunden diese; auch drang das Geräusch der Stadt noch an unser Ohr, so sahen wir Berlin still, ruhig und staubfrei, ohne von seinen ominösen Rinnsteinen belästigt zu werden, bezaubernd schön unter uns liegen, in seiner ausgezeichneten Regelmäßigkeit und einem Straßenpflaster, das einem Mosaikboden Pompejis glich. Wenn uns die Friedrichsstraße wie eine Linie und die vielfachen Krümmungen der Spree und Havel wie Wassergräben erschienen, auf denen man, wiewohl schwach, die liegenden und fahrenden Schiffe klein wie die Borkkähne unserer Kinder bemerken konnte, so gewährten die großen Gebäude Berlins einen imposanten Anblick; besonders der Belle-Alliance-Platz sah reizend aus, doch seine hohe Siegessäule erschien uns wie ein etwa 10 Fuß hoher Baumstamm, auf welchem ein Vögelchen zu sitzen schien. Der Garten der Thierarzneischule, der Exercierplatz, der Thiergarten, wie groß diese auch sind, erschienen uns auffallend klein und glichen Privat-Eigenthum. In diesem angenehmen Anblick schwelgte das Auge wohl eine halbe Stunde lang und wir konnten uns nicht satt sehen an allen herrlichen Punkten, welche unsere schöne Königsstadt mit einem Male unserm erstaunten Auge entfaltete, und ohne den mindesten Schwindel sahen wir oft senkrecht hernieder. Unser Ballon stand fast unbeweglich und es gab Augenblicke, wo wir nicht über die Stadt hinwegzukommen glaubten; ruhiger als auf einer Eisenbahn und wie das sanfteste Fuhrwerk ging unsere Reise durch den reinen Aether des Himmels. Wir leerten das erste Glas Champagner auf das Wohl unserer Lieben auf der Erde, 8000 Fuß unter uns; denn diese Höhe hatten wir nun erreicht, und Berlin schwand allmälig unseren Blicken. Wir eilten über die Dörfer und Seen, die mitunter wie stehengebliebenes Regenwasser aussahen. Fassen wir das Ganze zusammen, so glich Berlin mit seinen Umgebungen den Reliefbildern unserer Weihnachts-Ausstellungen. Wir hatten hinlänglich Muße, Alles genau zu betrachten, denn die Fahrt war eine der glücklichsten, welche Hr. Green gemacht hat. Wir dankten dem Himmel dafür von ganzem Herzen; einer der Reisegefährten konnte sich nicht enthalten, einige Verse in seine Brieftasche niederzuschreiben, als einen Beweis, wie sicher und ruhig wir uns in unserer Gondel befanden. Um 6½ Uhr ging für uns die Sonne unter Wolken unter; Wir hatten 6° R. und das Tauwerk des Ballons fing an, feucht zu werden, Nebel lagerten am Horizont und weiße Wolken darüber mahnten an die Gletscher der Schweiz. Wir senkten uns und sahen Cöpenick und den Müggel-See vor uns liegen, aber ohne alle Besorgniß, denn 2 Ctr. Ballast befanden sich noch in der Gondel. Nachdem wir die Hasenhaide, Rixdorf, Beitz und Bukow überflogen, Dörfer, die wir nur mit Hülfe unserer Karte zu erkennen vermochten, da sie von der Höhe herab unseren Augen allerdings etwas fremdartig erschienen, näherten wir uns immer mehr dem verhängnißvollen Cöpenick mit seinem unheimlichen Müggel-See, der sich unseren Augen in einer Größe von ½ Meile zeigte, als plötzlich eine andere Luftschicht uns aufnahm, und wir durch eine rückgängige Bewegung nach Groß-Ziethen (2 Meilen von Berlin, auf der Straße nach Zossen) getrieben wurden. Herr Green, immer darauf bedacht, uns den besten Ankerplatz zu verschaffen, öffnete das Ventil und wir senkten uns so sichtbar, daß ausgeworfene Papierstücke, statt zu fallen, plötzlich und schnell in die Höhe stiegen; bald vernahmen wir den Ton menschlicher Stimmen und Jubelruf drang zu uns empor. Es waren die freundlichen Bewohner von Groß-Ziethen, die nachgeeilten Freunde von Berlin, so wie das manöverirende Militair; unser fast 500 Fuß langes Tau war herabgelassen, streifte bereits durch Baume und Gebusch und wurde bald von der jubelnden Menge ergriffen und festgehalten Ruhiger und sanfter kann man von keiner Treppe steigen als wir zur Erde gelangten, wo uns auf einer schönen Wiese die Ehre und Freude zu Theil wurde, von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen nebst hohem Gefolge empfangen zu werden, Höchstwelcher beim Manöver das Herabsteigen unseres Ballons bemerkt und sich gnädigst gefallen ließ, den Bericht unserer schönen Luftreise mit anzuhören; Herr Gutsbesitzee Moser trat alsbald heran, stellte uns seinen Wagen zur Rückkehr zur Verfügung, wo wir denn beim herrlichen Mondschein und in der freudigsten Stimmung gegen Mitternacht bei unsern Lieben anlangten, die uns mit Dank und Freude an ihr Herz schlossen.

Feuilleton.

„Sehr eigenthümlich ist die Vorstellung der Grönländer von der Hölle, die sie unter das Meer setzen. In der Erde tiefster Tiefe wohnt ein großes böses Weib, welches man Tornarsuks Großmutter nennt, in einem großen Hause, wo kein Pfeil hindurch fliegen kann. Dieses Weib regiert alle Kreaturen des Meeres, denn alle gehören zu ihrer Dienerschaft: Wallfische, Seehunde, Einhörner, Weißfische u. s. w. In dem Thranlampen, welches unter ihrer Lampe steht, schwimmen alle Arten Seevögel in Ueberfluß. Vor ihrer Thür sieht man ganze Heerden von Seehunden, welche aufrecht stehen und, Jedem den Eingang verwehrend, um sich beißen; nur ein Angekkok darf kommen, jedoch in Begleitung seines Tornak. Wenn sie die Reise machen, passiren sie erst die Seelen der Todten, welche noch so aussehen, wie ehemals. Wenn sie da vorbei sind, kommen sie an einen langen tiefen Schlund, über den ihr Weg führet; aber nur ein großes Rad, glatt wie Eis, sich immer herumdrehend, ist der einzige Weg, auf dieses muß der Schutzgeist den Angekkok leiten. Dann kommen sie zu einem großen Kessel, worin lebendige Seehunde gekocht werden. Zuletzt kommen sie zu Tornarsuks Großmutter Residenz. Hier führt der Tornak seinen Angekkok durch die große Seehundswache. Der Eingang ist Anfangs breit, doch bald ist ein tiefer Abgrund unter ihnen, worüber nur eine Schnur führet. Dort sitzt das gefräßige Weib in Krämpfen und Konvulsionen, schwitzt vor Aerger und reißt sich über die Ankunft der Gäste das Haar aus. Sie ergreift sogleich einen Vogelflügel, sengt ihn und hält ihn unter ihre Nasen, von dem Geruch werden sie ohnmächtig und sie sind ihre Gefangenen. Doch der Seher, von seinem Schutzgeist unterrichtet, greift ihr gleich in die Haare und tummelt so lange mit ihr herum, bis sie kraftlos niedersinkt. Auch hierin ist ihm sein Tornak behülflich. Um ihr Gesicht hängen die Mißgestalten wie die Schlangen um ein Medusenhaupt. Sie reißen sie von ihr und dadurch werden die Kreaturen des Meeres befreit. Nachdem alles vollbracht ist, begibt sich der Angekkok wieder mit seinem Tornak auf die Heimreise und findet den gefährlichen Weg ganz gut und geeebnet.“ A. d. Dän. v. Ingmann.

Digitized by Google

*** Wir freuen uns anzeigen zu können, daß nun auch Heinrich Laube bei Hoff in Mannheim seine gesammelten Novellen erscheinen läßt und zwar im Schillerformat. Das erste Bändchen, einen Theil der „Reisenovellen" enthaltend liegt uns bereits vor und wir werden später darauf in diesem Blatte zurückkommen. A.

*** Probate Mittel gegen Nasenbluten. Probe rabbinische Weisheit „Um Nasenbluten zu stillen, lasse man einen Mann kommen, der ein Peicster ist, und den Namen Levi führt, und lasse ihn das Wort Levi rückwärts schreiben. Hilft dieses nicht, so hole man einen weltlichen Mann und lasse ihn die Worte: »Ana papi Schila bar Sumki« (die einzige Erklärung dieser Worte nach dem berühmten Commentar Raschi ist: „Es ist eine Beschwörungsformel") oder die Worte: »Taam d'li l'mi chesseph, taam li l'mi pegam« rückwärts schreiben. — Hilft dieses nicht, so nehme er eine Gruswurzel, einen Gurt (Steick?) von einem alten Bette, Papier, Saffran und den rothen Theil eines Palmzweiges, verbrenne dieses alles zusammen, nehme dann ein wenig Wolle, spinne 2 Fäden, tauche sie in Essig, wälze sie in jener Asche, und stecke sie so in die Nase. — Hilft dieses auch nicht, so sehe er sich nach einem schmalen Bache um, der von Osten gegen Westen fließt, über diesen stelle er sich so, daß er mit jedem Fuß eine Seite desselben berührt, dann nehme er mit der rechten Hand etwas Schlamm von der unter seinem linken Fuß befindlichen Stelle, und mit seiner linken von der unter seinem rechten, spinne zwei wollene Fäden, tauche sie in den Schlamm, und stecke sie in die Nase. Oder er setze sich unter eine Rinne, lasse Wasser beingen und sich damit begießen und dabei sagen: „So wie dieses Wasser aufhört zu fließen, so soll auch das Blut des N. des Sohnes der Frau N. zu fließen aufhören." Mor.

*** Folgende Anzeige ist aus dem „Alabama-Whig" (Ver Staaten) entnommen: — „Negerhunde. — Der Unterzeichnete hat eine ganze Meute von Negerhunden aus der Zucht von Hay & Allen gekauft und erbietet sich zum Einfangen entlaufener Neger. Für einen Tag Jagens beträgt der Preis 3 Sh. und für jeden gefangenen Neger 15 Sh. Wm. Galloway."

*** In Böhmen zeigte sich am 5. August auf der Herrschaft Rachod eine schwarze Wolke, welche, immer tiefer herabfallend, sich endlich in eine Unzahl Störche zertheilte, die in der Stadt Neonow und den umliegenden Dörfern ihr Nachtquartier aufschlagen wollten. Viele wurden theils erschossen, mit Prügeln und Steinen erschlagen, theils angeschossen und lebend gefangen. Manches Haus bekam 15 bis 20; die Federn wurden von den Hauswirthinnen als brauchbar gelobt; das Fett, dem man heilkräftige Wirkung zuschreibt, aufbewahrt; und das Fleisch gekocht, gebraten und eingemacht. Nachzüge kamen am 5. und 10. August.

*** Die „Damenzeitung" bringt folgende Beese, wozu sich auch bei uns häufige Belege finden:

Wer Komödianten dessen will,
Fängt mit der flachen Hand
Den Nordwind auf, pflügt in das Meer,
Und säet in den Sand.

Erklärung.

Das „Conversationsblatt" enthält in seiner Nr. 243 einen Artikel vom Rheine, d. h. von Bingen, der in mehrfacher Beziehung eine Berichtigung verdient. Es konnte darin dem Publikum die Meinung beigebracht werden, als beginne am 10. September in Bingen die Traubenkur und zwar unter der ausschließlichen Leitung des berühmten? Dr. Schmitt, der allein das Vertrauen derjenigen verdiene, welche sich dieser Kur unterziehen wollen.

Als Nachtrag zu dieser marktschreierischen Bekanntmachung *) muß dem Publikum zur Steuer der Wahrheit folgendes eröffnet werden:

1) Die Traubenkur beginnt in Bingen nicht am 10. September, sondern einzelne Aerzte haben bereits, seitdem es reife Trauben gibt, mit einheimischen, sowie mit fremden Patienten begonnen.

2) Es gibt in Bingen keinen besonderen Kurarzt, unter dessen Leitung die Traubenkur stattfindet, und am wenigsten wäre durch amtliche Stellung oder in Folge freiwilliger Unterordnung der übrigen Aerzte unter seine überwiegende Einsicht, der Physicats-Chirurge Dr. Schmitt hierzu berufen, vielmehr nimmt jeder Arzt mit den einheimischen Patienten, wo er es für nöthig erachtet und mit den auswärtigen Kurgästen, die ihn mit ihrem Vertrauen beehren, die Traubenkur vor und zwar geschieht dieses schon seit vielen Jahren und von Aerzten, die dem Dr. Schmitt an Einsicht und Kenntnissen wenigstens gleichstehen, an Erfahrung aber theilweise überlegen sind.

3) Noch ehe Dr. Schmitt sein Schriftchen, betitelt „das Helenenbad" (ein Sammelsurium über alle entdeckten und unentdeckten Schönheiten von Bingen nebst einer angehängten Compilation über die Traubenkur, ohne wissenschaftlichen Werth) und darin seine Verdienste der Welt bekannt machte, hat einer der hiesigen Aerzte eine Monographie über die Traubenkur verfaßt, welche sich in der medizinischen Welt einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte, so daß also das Publikum schon früher in weiteren Kreisen darauf aufmerksam gemacht wurde, daß es hier Aerzte gibt, welche theoretisch und praktisch der Leitung einer Traubenkur gewachsen sind.

Bingen, 5. September 1846.

Die sämmtlichen praktischen Aerzte von Bingen.

*) Die Redaction muß gegen diesen Ausdruck Einsprache thun. Es findet sich nichts Marktschreierisches in dem angegriffenen Artikel, sonst würde er in diesem Blatte keine Aufnahme gefunden haben. Marktschreierisch wäre der Artikel, wenn Hr. Dr. Schmitt ihn selbst gemacht hätte; er erfährt aber von einem dem Hrn. Dr. Schmitt sehr fernen stehenden Manne her, dessen, der Redaction bekannte Intention war, Bingen zur Traubenkur zu empfehlen, weil daselbst alles zu jener Kur Erforderliche in vorzüglicher Weise zu finden sei; vortreffliche Trauben, herrliche Spaziergänge und gute ärztlicher Rath. Daß der Einsender den Hrn. Schmitt namentlich erwähnt, hat seinen natürlichen Grund darin, daß ihm derselbe als Arzt der hohen Patronin des Helenenbades und als Verfasser der Schrift über jenes Bad bekannt war, während er die andern Herren Aerzte von Bingen und ihre Schriften nicht kannte. Die Red.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 9. September (Zum Erstenmale wiederholt): Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

Donnerstag, den 10 September. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin. Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, mit einem Vorspiel: „Der Kaffee und der Seiler," in 1 Akt, von Chrst. Blech-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 251. Freitag, den 11. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Als die Indierin das Goldstück fallen sah, erhob sie rasch ihr Haupt und begann einen Dank zu stammeln; aber plötzlich starrte sie den Banianen an; anfangs schien sie ungewiß, bald jedoch streckte sie die Arme aus und rief:

„Bundro!"

Dieser Ton der Stimme machte den Kaufmann erbeben. Er sah mit großer Aufmerksamkeit die arme Frau an.

„Wäre es möglich," sagte er halblaut und als spräche er mit sich selbst „Irrady! . . ."

„Ich bin es!" entgegnete die Indierin ganz außer sich. „Deine Schwester, Bundro . . ."

Sie machte eine Bewegung als wolle sie auf den Palankin des Banianen losstürzen; diese hielt sie durch eine Geberde zurück.

„Die Paria's haben keine Verwandten unter den Vaiscia's," sagte er kalt. „Du hast einen Sudras zum Manne genommen; Ihr habt Beide das Gesetz verletzt und so gehört Ihr jetzt keiner Klasse mehr an. Ich habe Dir das Almosen zugeworfen, das man den Armen zu geben verbunden ist; erwarte nichts mehr von mir."

Nach diesen Worten gab der Baniane seinen Boes ein Zeichen und sie trabten, ihren taktmäßigen Schrei ausstoßend, davon. Bald war er verschwunden.

Eva war starr vor Erstaunen.

„Der Hartherzige!" rief sie endlich voll Unwillen.

„Du irrst," antwortete sanft der Doctor. „Bundro ist keineswegs hartherzig, aber die Vorurtheile haben in ihm die natürlichen Naturtriebe erstickt. Von Jugend auf gewohnt, die klassenlosen Wesen als unrein zu betrachten, glaubt er seine Pflicht zu erfüllen, wenn er seine zur Paria herabgesunkene Schwester verläßt und zurückstößt. Die ganze Organisation der indischen Gesellschaft ist in dieser Hierarchie und in den verschiedenen Functionen der Kasten begründet. Dadurch findet Jeder von der Geburt an den einzuschlagenden Weg vorgezeichnet; die ganze Nation gleicht einem Bienenstocke, dessen Honigzellen sich erweitern, aber weder Bestimmung noch Platz jemals verändern können. Sobald einmal diese Ordnung eingeführt und angenommen worden ist, so ist es klar, daß, wer sie zu stören versucht, ein Schuldiger ist, den die Gesellschaft bestrafen und dessen Familie sie verwerfen muß. Was Du demnach so eben gesehen, ist nicht ein Fehler Bundro's, sondern der eines ganzen Systems."

„Aber diese Frau und ihr Sohn!" unterbrach ihn Eva, die nur auf das mitleidige Gefühl in ihrer Brust hörte.

„Man wird ihnen zu helfen suchen."

„Ach, nur gleich, lieber Vater."

Der Doctor rief einen der Läufer, welche dem Gadis voranschritten, gab ihm Befehl, ein Obdach für die Indierin zu suchen und alles Nöthige für sie herbeizuschaffen; dann aber befahl er die Ochsen, welche den Wagen zogen, mehr anzutreiben, da er wahrnahm, daß der Nebel immer dichter wurde und er Eva dessen schädlichem Einflusse nicht länger aussetzen wollte.

3.

Der verwais'te Paria.

Der Läufer führte Irrady in ein benachbartes Tschauvadi, bestimmte für Geld einen der dort wohnenden Wallfahrer, ihr seine Zelle abzutreten und kehrte, nachdem er den Kranken und dessen Mutter daselbst eingerichtet und eine hinlängliche Summe zur Bestreitung ihrer wichtigsten Bedürfnisse zurückgelassen, zum Doctor zurück, um ihm Rechenschaft abzulegen.

Die Tschauvadi's, von den Engländern Tschaultris genannt, sind die Karavanserais Indien's. Von reichen Indiern zur Sühnung von Fehler gegründet, wie es die Kirchen und Klöster im Mittelalter waren, ersetzen sie die Wirthshäuser. Hier findet der Reisende unentgeltlich Obdach, dicken Reisschleim, und manchmal selbst Gemüse und Holz. Man ist darauf bedacht, diese Gebäude in der Nähe von Lustwäldchen zu erbauen und eine Pagode, wobei ein Teich in der Nähe, damit die Indier ihre Andachtsübungen verrichten können, hinzuzufügen.

Irrady begann damit, sich Alles das zu verschaffen, was ihrem Sohne Erleichterung gewähren konnte: ein wenig Stroh zum Lager, eine Schürze um ihn zuzudecken, Gefäße zum Aufbewahren des Wassers und einige Früchte. Zuletzt wurde ein Arzt geholt, aber sein Wissen war wie bei vielen seines Gleichen sehr mangelhaft. Die ganze indische Arzneikunde überhaupt ist in drei Principien enthalten, denen drei Heilmittel entsprechen. Alle Krankheiten, sagen die indische Aerzte, kommen von der Kälte, von der Wärme oder vom Winde her; die Kälte muß durch Kali oder Milch des blattlosen Baumes geheilt werden; die Wärme durch Reizmittel und dem Winde muß man durch Kneten des Körpers und Schröpfköpfe entgegenwirken. Demgemäß verordnete der Malabare, nachdem er die Kranken examinirt, ein aus indischem Pfeffer und wohlriechenden Kräutern zusammengesetztes Getränk.

Die unmittelbare Wirkung davon war, das Fieber Tollar's zu verdoppeln; nach einigen Stunden indeß schien die aufs Höchste getriebene Krankheit ihr Ziel erreicht zu haben und der erschöpfte Knabe fiel in einen todtähnlichen Schlaf.

Während dieses Schlummers nun erschienen ihm in einem Traume alle Erinnerungen seiner Vergangenheit in glänzenderen Bildern, als während des Wachens.

Anfangs sah er sich als ganz kleines Kind in einer von Bäumen umgebenen Aldea (indisches Dorf). Seine Mut-

Digitized by Google

ter war jung, schön und glücklich. Singend führte sie ihn jeden Morgen an den Fluß und er pflückte Blumen an dem Pfade, während sein Vater Leinwand webte.

Diesem reizenden Bilde folgte das einer unermeßlichen Stadt, die stets durch das Geschrei der Kaufleute, das Wiehern der Pferde, die Seemuscheln der Braminen und die Trommeln der Gaukler belebt war. Er ging noch mit seiner Mutter aus, und vor großen weißen Häusern vorbei, deren Thüren durch blumige Vorhänge, deren Fenster durch farbige Gardinen geschlossen waren und auf deren Dächer unzählbare buntfarbige Fähnchen *) wehten. Er sah Tausende der heiligen Affen in den Straßen umherlaufen; er verfolgte mit dem Blicke die Krähen, die sich auf dem Markte niederließen, um das beste Backwerk und die schönste Früchte zu stehlen. Er hörte das Brüllen des heiligen Stieres, auf dessen Weiche der Dreizack des Tempels ausgeprägt war und der mitten durch die Kaufleute schreitend, voll Verachtung das entgegennahm, was sie ihm darzubieten sich beeilten. Er blieb bei dem Haufen bewundernswerther Gaukler stehen, welche, nachdem sie ein Samenkorn vom Mangobaume in die Erde gethan, einen Baum allmälig aus der Erde hervorkommen ließen, der Blätter, Blüthen und Früchte entfaltete. Sein Vater war damals ein reicher Kaufmann, und seine Mutter trug an den Fußknöcheln zwölf goldene Ringe, deren Geräusch man bei jedem Schritte vernahm.

Eines Tages aber waren viele Leute in ihre Aldea gekommen; man hatte seiner Mutter vorgeworfen, sich außer ihrer Kaste verheirathet, und seinem Vater, die Profession seiner Vorfahren aufgegeben zu haben. Alles, was sie besaßen, war ihnen weggenommen und sie als Bettler, mit dem schrecklichen Namen „Paria's" belastet, fortgejagt worden.

Seitdem war ihr Leben nichts als ein unaufhörliches Elend und Leiden. Der Vater war verschwunden, man sah ihn nie wieder; wenn man indeß Irraby fragte, ob er todt sei, gab sie keine Antwort; doch hatte sie die Zierrathen von Elfenbein und Korallen, welche Wittwen ablegen müssen, beibehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmung von Petersburg. 1824.

Erinnerungen eines Augenzeugen.

(Schluß.)

So vorbereitet, trat man nun in die schauerliche Hütte des Todes, den Hafen, wo von allen öffentlichen und Privatgebäuden, ach, und vielleicht auch selbst von den Einwohnern nur ein kleiner Theil nachgeblieben; und so war es wohl ein sehr natürliches Gefühl, wenn ich, noch nicht einmal bis an die äußerste Grenze der Verwüstung gekommen, umringt von in sich zusammengestürzten Gebäuden, aus welchen mir Leichen entgegen getragen wurden, mit halbgeschlossenen Augen umkehrte und davoneilte. Die nächsten Umgebungen der Stadt hatten zum Theil ein noch traurigeres Schicksal. Die Gußeisen-Fabrik, 5 Werst von Petersburg, war mit allen ihren Bewohnern 200 an der Zahl zu Grunde gegangen; eben so war von einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen, der ganze Viehstand verloren, die Häuser fortgetragen, an den größeren steinernen zerschellt und viele Menschen umgekommen. Der unlängst vor der Ueberschwemmung noch so reizend gelegene Katharinenhoff (Lustort der alten Kaiserin) sah seine Wege durchrissen, seine Häuser umgestürzt, hunderte von Bäume entwurzelt und seinen Boden von Balken, Brettern und einer Menge Fahrzeugen bedeckt. Dieser Weg nach Katharinenhoff, in welchem mehre tausend Fuder Brennholz, Schiffe, Möbeln zusammengeschwemmt waren, mußte 25 Werst weit durchgehauen werden. Der Kaiser, welcher den Tag vor diesem Unglück nach seiner Residenz gekommen war, lag, brünstig zum Himmel betend, an dem Altar seines Palais, warf sich hierauf mit mehreren betagten Soldaten in ein Boot, um die überall nach Rettung ringende Kinder, Greise, Personen aller Stände und jedes Alters vom Untergange zu retten. In Kronstadt waren drei Kauffarteischiffe zu Grunde gegangen, ein Kriegsschiff von 80 Kanonen wurde erst nach einigen Tagen aufgefunden, ein kleineres von 50 Kanonen lag in Petersburg auf dem Theaterplatz. Alle Kriegsschiffe hatten beträchtlich gelitten, Kanonen wurden weggeschleudert, Batterien zerstört, und von den Gebäuden standen fast nur noch die größern. Abgerechnet von dem, was in den Baden, Magazinen und Kellern an Kaufmannswaaren verschiedener Art vernichtet und beschädigt wurde, war alles ausländische Salz geschmolzen, die Häringe-Anbarre rasirt und 10 bis 12000 Tonnen Häringe davon gegangen. Der Schaden an rohem Zucker allein, der bei der Börse und dem Zollamte im Freien aufgetakelt lag, ward auf $1\frac{1}{2}$ Million Silber-Rubel geschätzt. Der Verlust an Menschenleben belief sich in die Tausende. Der Kaiser wies sogleich eine Million Rubel aus seiner Chatulle an, um den ersten dringenden Bedürfnissen der ärmsten Klasse abzuhelfen. Scheremetuff hat ebenfalls eine Million und einige reiche Grafen glaube ich, eben diese Summe austheilen lassen. Die Summe von milden Beiträgen aus Riga allein betrug außer mehreren beladenen Schiffen voll Lebensmitteln, 30,000 Rubel Banco. Es wäre unmöglich, alle Züge von Muth, Mitgefühl und Edelsinn, welche hunderte von Menschen aller Stände und jedes Alters bei dieser Veranlassung an den Tag gelegt haben, aufzuzählen. Jede Straße, jedes Haus beinahe soll ein Schauplatz der rührendsten Scenen dieser Art gewesen sein. Nach dem Zurücktreten des Wassers will man unter Anderm Mütter auf Stühlen sitzen gesehen haben, welche todt, noch ihre Kinder an den Brüsten säugten. Zu Tausenden wurden die Leichen aufgethürmt von den Trümmern und Straßen aufgelesen, auf großen Fahrwagen vor die Kirche geführt, dort abgeladen und von russischen Popen auf einmal eingesegnet, wieder weggeführt zur Beerdigung, ein neuer Wagen vorgeführt, ebenso gesegnet und begraben. Auf dem Theaterplatz waren zwei unermeßlich trichterförmige, nicht zu ersehen tiefe Löcher während des Wasserstandes gebildet worden, worin sich die Fluth mit Krachen stürzte und verschwand. Die Wellen sind auf der offenen See noch nie so hoch, selbst bei dem heftigsten Sturm gesehen worden. Den 19. fing das Wasser aufs neue zu steigen an und ganz Petersburg war auf ein zweites Unglück vorbereitet, das der Himmel aber gütig vorübergehen ließ. Z.

---

*) In den ganz indischen Dörfern pflegt man auf den Dächern blaue, grüne, weiße, rothe u. s. w. Schürzen zu trocknen, welche so den Häusern den Schein beflaggter Schiffe geben.

Digitized by Google

Vierundzwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru. *)

Der Morgen war im Erwachen. Die Sonne begann die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Cordillera leicht zu röthen, und durch die rußige Oeffnung im Dache meines Punaschäfers, die statt des Rauchfangs diente, drangen die spärlichen Lichter des anbrechenden Tages in's Innere der Hütte, ein dunkles Mysterium von Schmutz und Armuth. Ich verließ mein trauriges Lager, welches der gutherzige Gastfreund mir gegönnt, nachdem ich, von Kälte und Müdigkeit erschöpft, kaum ein paar Stunden früher mich in meinen Kleidern auf dasselbe hingestreckt hatte, hob das Kuhfell vor der Thür-Oeffnung auf und kroch hinaus, um nach meinem Maulthier zu sehen und es zur Weiterreise zu satteln. — Mit einem dankbaren Gefühle für den Schutz der vergangenen Nacht verließ ich die traurige Wohnung und suchte trockenen Fußes durch den Morast zu kommen, der sie umgab. Zitternd vor Frost stand mit gesenktem Kopfe und eingefallenen Weichen mein treffliches Thier in der Nähe an einen Stein gebunden. Diese Vorsicht, die Pferde oder Maulthiere zu befestigen, sei es an einen Stein oder am eigenen Leibe, wenn man genöthigt ist, unter freiem Himmel zu übernachten, ist in der Puna besonders nothwendig, da der Instinkt diese Thiere oft in einer Nacht fünf bis sechs Stunden weit treibt, in einem tieferen Thale reichlichere Nahrung zu suchen, denn das kurze Gras der wüsten Hochebenen ist in der That eine geringe Erquickung für die Anstrengungen, die es kostet, sie zu bereiten. — Ich sattelte mit froststeifen Händen meine Mula auf und legte die Quersäcke über, in denen sich auf der einen Seite mein Mundvorrath, auf der andern eine kleine Sammlung ausgestopfter Vögel befand, die ich in den vorhergehenden Tagen geschossen hatte. Knurrend und mit scheelen Blicken begleiteten die falschen, braungelben Hunde, welche die Nacht durch mein Bett mit mir getheilt hatten, jede meiner Bewegungen, und nur durch ausdrückliche Drohungen vermochte ihr Herr sie von einem ernstlichen Angriff abzuhalten. Mein indianischer Hauswirth reichte mir die Flinte, ich bot ihm mit einigen Reales und Papier-Cigarren mein Gastgeschenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „Dios lo pague" weg, während er mir halb gleichgültig, halb neugierig nachschaute und dann wieder mit seinen Hunden in die Hütte kroch. — Ein dichter, schwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verschmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein monotones Weiß, wie das Leichentuch mit dem alabasterähnlichen Körper der entseelten Jungfrau in einen farbsosen Ton zusammengeht. Mein Weg führt mich bei einer alten Indianerin vorbei, die ihre Schafe zur Weide trieb; blökend zog die Heerde ihr voran und ließ eine tiefe Furche im Schnee zurück; ungeduldig harrten sie, daß die siegreiche Sonne den Nebel durchbreche und die unwillkommene Decke von ihrem spärlichen Futter wegziehe. Etwas höher traf ich den verwilderten Sohn jener Schafhirtin, emsig beschäftigt, mit seinem Hunde Rebhühner zu fangen, um sie des Sonntags im nächsten Dorfe für eine Kleinigkeit zu verkaufen. — Auf schlechtem Pfade ritt ich die sanfte Abdachung der Höhen hinan. Sümpfe oder Felsen, die nicht zu ersteigen waren, nöthigten mich oft zu großen Umwegen, besonders vermied ich jene sorgfältig, denn die Atolladeros sind in der Puna schlimme Feinde des Reisenden. Muß er sie umreiten, so verliert er viele Zeit, muß er sie aber durchschneiden, so ist er jeden Augenblick in Gefahr, mit seinem Thiere zu versinken, wie es nur zu oft geschieht, oder in glücklicherem Falle kann er sein zappelndes Thier stecken lassen und den Weg zu Fuß fortsetzen. Wenn auch das Land offen ist, sind die Sümpfe oft schwer zu erkennen, und plötzlich weicht der Boden, den man für sicher hielt. Des Morgens indeß kann man gefahrlos über Stellen reiten, welche später, beim Einflusse der Wärme, ungangbar werden. — Mehrere Stunden verflossen, als endlich die Sonne den Nebel zertheilte, und vor ihrem brennenden Strahl war in wenigen Augenblicken der Schnee verschwunden. Mit neuer Kraft durchdrungen, orientirte ich mich in der menschenleeren Höhe. Ich hatte eine Hochebene in einer Höhe von fast 14,000 Fuß über dem Meere erreicht. Von beiden Seiten starrten mich die ewig beeisten Zacken der Cordillera an, aus denen einzelne Pyramiden gigantisch zum Himmel emporstiegen. Hinter mir lagen tief und tiefer die schwarzdunkeln Thäler der niedrigeren Berg-Region mit kaum erkennbaren Indianer-Dörfern und verschmolzen in unabsehbarer Ferne mit dem Saume des Horizonts, und vor mir streckten sich die dürren, unermeßlichen Hochebenen wellenförmig hin, hier und da von langen, niedrigen Bergrücken mit steilen Felsenwänden unterbrochen. — Es kam mir vor, als hauche hier an den einsamen Schneefeldern der Cordillera der Geist der Natur seine Kraft aus. Leben und Tod bieten sich die Hand und kämpfen den ewigen Kampf des Seins und Nichtseins; und ich, der einsame Wanderer mit seinem müden Thiere, fern von den Hütten der Menschen, weiß ich, auf welche Seite sich des Kampfes Schale neigt, auch für mich? denn auch mein Loos ist darin verflochten; in gewaltigen Massen prüft sich stumm Naturkraft gegen Naturkraft, und vor ihr verschwindet der zarte Odem des animalischen Lebens. — Wie wenig Leben hatte noch die Sonne geweckt rings um mich, wo das mattgelbe, kaum fingerhohe Punastroh mit den grünlichen Gletschern des Gebirges verschmolz, und kaum erinnerte auf der eintönigen Eeddecke eine spärliche Vegetation an die verkümmerten Pulse des Lebens. Froh grüßte ich, wie alte Bekannte, die purpurblaue Gentiana und die braune Calceolaria und zählte die gelben Blüthen der Echinocactus, die in weiten Anlagerungen die Steine bekleiden und von ferne mit ihrem weichen, weißen Filze, der die Dornbüschel umgiebt, wie einzelne Schneespuren erscheinen. Besonders erfreute mich der Ananas-Cactus, der mir das Bild der üppigen Fülle der Urwälder zurückrief, wo an die mächtigen Palmen sich die herrlichen Passifloren und die bunten Bignonien und Banhinien ranken und die hochrothen Stizolobien im dichten Gebüsch auf der Erde kriechen. Hier standen diese Cacteen in Gesellschaft von Flechten und Moosen und etlichen dürren Syngenesisten, die, wie sie, vom Froste rostbraun geworden waren. Noch wiegt kein Schmetterling sich in diesen ätherischen Höhen, keine Fliege, kein Insekt, und der emsige Naturforscher findet nur selten unter einem umgewälzten Stein einen dunkeln Koleopter; hier und da kriecht die träge Kröte aus ihrem Loche und eine halbverhungerte Eidechse sucht auf einem Stein die Sonnenwärme für ihre elastischen Glieder. — Aber je weiter ich ritt, desto mehr Leben fand ich, und besonders trat die höhere Thierwelt mehr hervor und in dieser die Vögel, arm an Arten, aber reich an Individuen. Paarweise weidete die

*) Aus Peru. Von J. J. v. Tschudi.

Digitized by Google

stolze Huachua, die schöne Gans der Puna, in den Sümpfen das kurze Riedgras ab und begleitete jede Bewegung mit einem halbunterdrückten Schnattern. Kreischend und fast wie Unglück verkündend flog der metallglänzende Ligli unter widerlichem Geschrei aus dem Moorgrunde auf, um sich etliche Schritte vor mir niedee zu setzen und alsbald wieder aufzufliegen, um so, unter Sitzen und Fliegen, meilenweit jeden meiner Schritte zu begleiten. Der Punaspecht klopfte laut schreiend an die Felsen, um aus einer Ritze ein verlorenes Insekt zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo die widerlichen Töne. Sorglos näherte sich die Baudurria, mit ihrem langen Schnabel die Erde nach Würmern aufwühlend, und gravitätisch schritt auf dem nassen Boden der Yanahuico, ein schwaezgrüner Ibis. Auf den Wellen einer kleinen Laguna, bei der mich mein Weg vorbeiführte, wiegten sich die schwaezköpfigen Quiullas und zahleeiche Schaaren von Enten, während sich das schwarzgraue Anasch, da ihm die Gabe des Fliegens versagt ist, an unaufhörlichem Tauchen vergnügte. Fern am sumpfigen Ausflusse des kleinen Bergsees wadete ein großer Schwarm von schönen, hochbeinigen Flamingo's, immer auf der Hut, um nicht überrascht zu werden, und langsam sich zurückziehend bei jeder Annäherung. (Fortsetzung folgt)

Feuilleton.

*** Den Paradiesvogel schildert Bennet wie folgt: „Die günstigste Tageszeit, das ganze Thun und Lassen dieses hinreißend schönen Vogels, die verborgenen Reize seines Gefieders und die Anmuth seiner Bewegungen kennen zu lernen, ist die Frühe, wo er gewissermaßen Toilette macht. Das wunderliebliche Untergefieder wird dann auseinander gefaltet und emsiglich durch den Schnabel gezogen; die kurzen braunrothen Schwingen werden so weit als möglich ausgespannt und in ununterbrochen flatternder Bewegung erhalten, als wenn er ihre Flugkraft üben wollte, um sie durch die immerwährende Gefangenschaft nicht zu verlieren. Während dieser zierlichen Uebung richtet er zugleich die zarten Rückenfedern auf und schlägt sie wie einen Fächer auseinander. Nachdem er die Zittige ausgebreitet und geübt, schlägt er sie an einander, so daß sie den Kopf umschleiern; dann neigt er sich anmuthig abwärts, um sich auch unterhalb zu beschauen. Diese Bewegung wiederholt er mehrmals rasch hintereinander, wobei er sonderbare Töne hören läßt; dann kommen endlich auch die so lieblichen ährenähnlichen Seitenfederbüsche, die im Fluge wie eine Sternschnuppe flimmern, an die Reihe; indem er sie aufwärts richtet und zugleich das zarte übrige Gefieder emporsträubt, so daß es einen vollen Strauß bildet; dann blickt er selbstgefällig, einem schön geputzten Mädchen vergleichbar, umher, wirft das Köpfchen auf die Seite und scheint allen Ernstes den Beschauer zur Bewunderung seiner Schönheit aufzufordern."

*** Das Modell Wichmann's zu der in Stendal zu errichtenden Bronzestatue Winkelmann's zeigt den großen Alterthumsforscher in einem der Antike sich nähernden Costum, ein weiter in Falten geschlossener Mantel umgibt ihn und reicht bis an das Knie, so daß die Beine unbedeckt sind; der Kopf ist gesenkt, in nachdenkender Stellung, der Körper lehnt an einer halb von dem Mantel umgebenen jugendlichen Bachusbüste, die auf einem jonischen Säulencapitell steht.

*** In einer vom „Clamor publico" veröffentlichten Lebensbeschreibung Abd-el-Kaders wird u. A. gesagt: Abd-el-Kader ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden; zuweilen setzt er sich hin, um dieselben zu betrachten, während seine Diener mit Striegeln derselben beschäftigt sind. Er hat sieben Pferde, die er nur zu reiten vermag; aber eins derselben ist besonders sein Liebling. Es hört gern Musik und versteht sich so sehr darauf, daß es sogar richtig den Takt angibt. Der Emir sieht vorzüglich gern die chromatischen Uebungen dieses Pferdes; er besteigt es nur an Paraden und an Tagen der Gefahr; dasselbe ist mit reicher Decke versehen, aber stets in seiner Nähe. Der Kaiser von Marokko schenkte ihm dieses Pferd vor zwei Jahren, ehe Abd-el-Kader Sultan genannt wurde und sich als Vasall und Untergeordneten des Kaisers bekannte.

*** Zwei merkwürdige Schriftsteller, die zugleich als Beweis dienen, wohin es unermüdeter Fleiß bringen kann, sind sowohl der Blinde Sanderson, der obschon blind, dennoch über Farben und Sterne schrieb; so wie der Franzose Saboneeux, der stumm und taub geboren, sieben orientalische Sprachen erlernte und darin Unterricht gab.

*** Der Prinz Poniatowski, dessen Opern in Florenz schon den Beweis eines großen musikalischen Talentes geliefert haben, wurde bei seinem neulichen Aufenthalt in Paris von dem Director der großen Oper um eine Partitur angegangen. Der Prinz schien nicht abgeneigt, dem Wunsche zu willfahren; allein ein gutes Buch war die Bedingung, welche er machte. Ein gutes Buch war in dem Augenblick eine Schwierigkeit. Scribe war ermüdet von seiner italienischen Reise, Melesville hat der dramatischen Muse den Abschied gegeben, St. Georges reist in den Bädern, Soulie ist in den Pyrenäen u. s. w. Nur Dumas war da; Dumas, die Providenz der Buchhändler, der Redacteren, der Theaterunternehmer. Sein Talent reicht von Aufgang bis Niedergang; von dem Augenblick, in welchem er aus dem Bette steigt, bis zu dem, in welchem er sich niederlegt, hat er Talent. Selbst im Schlafe schafft er. Immer hält er ein Drama oder einen Roman für seine Freunde in Bereitschaft. Der Director der großen Oper und der Prinz Poniatowski besuchten Dumas in St. Germain. Ihr könnt denken, wie er sie aufnahm. Beim Dessert erzählte Dumas eine Geschichte; so anziehend, so rührend, so geistreich, so graciös. Alle Gäste klatschten Beifall; Einer fragte: Wann werden wir diese Geschichte zu lesen bekommen? — Sie werden sie auf der Bühne der Academie-royale darstellen sehen, Text von Alexander Dumas, die Musik von dem Prinzen Poniatowski. Auf das Wohl der neuen Oper! — So sprach der berühmte Mann und erwartet, daß die große und schöne Welt von Paris diesen Toast ratificire. N. Enr.

*** Am 24. August feierten in Ründeroth am Niederrhein Herr Christian Peter Zapp und seine Gattin ihre diamantene Hochzeit (den 60sten Jahrstag derselben). 9 Kinder, 65 Enkel und 14 Urenkel umgaben das noch in ungeschwächter Kraft des Körpers und Geistes dastehende würdige Ehepaar. Der König von Preußen hatte dem Jubilar, welcher früher das Bürgermeisteramt verwaltete, den rothen Adlerorden verliehen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 10. September. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin. Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, mit einem Vorspiel: „Der Kaiser und der Seiler," in 1 Akt, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Freitag, den 11. September. Keine Jesuiten mehr! oder: „Der Günstling", Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, von L. Schubar.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 252. Samstag, den 12. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Hier verwirrte sich Tollar's Traum; er erinnerte sich nur dunkel, daß er lange Zeit Carnatik, Nidjam und Bengalen durchstreift, daß seine Mutter und er auf einem Frachtschiff, dann bei einem französischen Kaufmann gedient, darauf ihr herumirrendes Wanderleben wieder begonnen . . . endlich . . . hier verwirrten sich seine Ideen ganz und gar . . . er öffnete die Augen, bemerkte seine Mutter und rief sie.

Jerady stieß einen Freudenschrei aus.

„Er erkennt mich!" rief sie.

„Ja," sagte Tollar, sich aufrichtend. „Mein Kopf ist frei, die brennende Hitze hat nachgelassen, das Uebel ist gehoben."

„Wischnu hat Mitleiden mit uns gehabt," sprach die Indierin, Thränen der Dankbarkeit vergießend. „Er hat Dich mir nicht entreißen wollen, da wir noch glückliche Tage mit einander verleben können."

„Wie, meine Mutter?"

„Ja, ja. Fasse Muth, mein Kind! Das Samenkorn, das man voll Verachtung mit dem Fuße tritt, kann ein mit Früchten bedeckter Baum werden, wenn es nur eine Spalte im Boden findet. So wird sich auch für uns Alles ändern, wenn es uns nur gelänge, Calcutta zu erreichen."

Tollar sah sie an.

„Ich weiß," sagte er, „daß ein Bhil (eine Art Zigeuner) Dir vor acht Tagen in Tacnan die halbe Goldrupie, die Du am Halse trägst, mit der Bemerkung übergeben hat, Du mögest Dich noch vor Ende des Monats nach Calcutta begeben; was aber hofft Du dort zu finden?"

„Du sollst es zu seiner Zeit erfahren, Tollar; bis dahin frage mich nichts, sprich nichts. Du bist fast noch ein Kind und weißt nicht, welche Gefahren die Welt verbirgt. Die Welt, mein Sohn, gleicht der Sumna; die jungen Mädchen steigen, die Krüge auf der flachen Hand tragend, singend zu ihr hinunter, aber da, wo sie Wasser zu schöpfen hoffen, finden sie den Kaiman (Krokodill), der sie verschlingt. Frage mich also nicht, sondern raffe Deine Kräfte zusammen, damit Du dem ersten Haufen, der nach Calcutta seine Richtung nimmt, folgen kannst."

Der Jüngling antwortete, daß er sich stark genug fühle, um die Reise antreten zu können, und um das zu beweisen, erhob er sich von seinem Strohlager und durchlief wankend die vor seiner Zelle befindliche Säulenhalle.

Ein Theil der Wallfahrer war mit den Abwaschungen beschäftigt, welche jeder Mahlzeit vorangehen müssen, während Andere, die dieselbe schon beendigt hatten, vor ihren Karyschüsseln saßen, welche auf einem geebneten, als Tisch dienenden Platze standen, der die Form eines Vierecks, Dreiecks, Kreises oder Halbmondes hatte, je nachdem er einem Braminen, einem Kattrya, einem Vaischa oder Sudras bestimmt war. Jerady lief an das Thor des Tschaüvadi, wo die herumziehenden Speisewirthe bereits ihre dampfenden Riesenkessel aufgestellt hatten und kaufte für ihren Sohn eine Schüssel Reis und nöthigte ihn zum Essen, damit seine Kräfte wieder hergestellt würden. Dann gab sie ihm einige Schluck von einem geistigen, aus dem Kokosbaum gezogenen Getränk, das unter dem Namen Toddy bekannt ist. Gegen Mittag endlich, als sie ihn ziemlich munter fand, gab sie ihm das leichte Gepäck, das ihr Besitzthum ausmachte, zu tragen, und beide schlossen sich einer Karavane an, die den Weg nach Calcutta einschlug.

Die Truppe zu der der junge Paria und seine Mutter nun gehörte, bestand aus Indiern der letzten Kasten, lauter armen Leuten, die, von vielen Frauen und Kindern begleitet, zu Fuß gingen; sie legten den Tag über nur eine kurze Strecke zurück und konnten nicht einmal das nächste Tschaüvadi erreichen. Sie lagerten sich daher am Rande eines mit Schilfrohr und verkrüppelten Mangobäumen bedeckten Sumpfes.

So langsam aber auch die Karavane sich fortbewegte, so hatte doch der vom Fieber geschwächte junge Paria nur mit Mühe folgen können. Als die Truppe anhielt, fiel er ermattet auf die Strohmatte nieder, welche seine Mutter auf dem Boden ausgebreitet hatte und bat mit schwacher Stimme um einen Trunk. Jerady, welche ihren Wasservorrath erschöpft hatte, blickte um sich und lief zu den Mangobäumen hin, um eine Frucht zu pflücken. Unglücklicherweise waren bereits die der Straße zunächst stehenden Bäume von den früher vorübergezogenen Wallfahrern geplündert worden und so mußte sie denn tiefer in's Gebüsch eindringen.

Kaum aber war sie verschwunden, als ein dumpfes Brüllen die Gegend erschreckte; das Schilfrohr bewegte sich, ein ungeheurer Tiger sprang in gewaltigen Sätzen auf die Mangobäume zu und erschien sogleich wieder mit der unglücklichen Jerady zwischen den Zähnen.

Tollar stieß einen entsetzlichen Schrei aus; alle Wallfahrer liefen herbei, als sie aber den Tiger erblickten, blieben sie stehen.

„Meine Mutter! Rettet meine Mutter!" rief der Knabe ganz außer sich aufspringend und nach einer Waffe umherblickend.

Die Wallfahrer blieben unbeweglich.

„Der Tiger hat sein Mahl," sagten sie ruhig. „Wir können diese Nacht ohne Furcht schlafen. *)

Tollar aber war halb wahnsinnig der wilden Bestie nachgesprungen und stieß, die Hände nach vorn gestreckt, ein herzzerreißendes Angstgeschrei aus. Der Tiger schien

*) Die Indier setzen sich in der Regel gegen wilde Thiere nicht zur Wehre.

Digitized by Google

gerade seinen Blicken entschwinden zu wollen, als er plötzlich stille stand und seine Beute fallen ließ. Eine Anzahl auf Elephanten reitender Europäer kam bei einer Krümmung des Sumpfes zum Vorschein.

Beim Erblicken ihres Feindes ließen die Elephanten jenes laute Pfeifen ertönen, welches stets ihren Angriffen vorausgeht und stürzten auf den Tiger los, der zum Sprunge sich richtend, mit blutigen Augen und offenem Rachen sie brüllend erwartete. Der Kampf war schrecklich aber kurz. Einige Flintenschüsse streckten den Tiger nieder, welchem die Elephanten alsbald den Rest gaben, und in dem Moment, wo Tollar auf dem Kampfplatze anlangte, zermalmten sie das Raubthier mit ihren gewaltigen Füßen.

Der junge Indier lief auf seine Mutter zu, die einige Schritte davon in ihrem Blute gebadet liegen geblieben war. Er fiel ihr zu Füßen, schloß sie in seine Arme und rief sie mit dem Geschrei der Verzweiflung. Diese Stimme und seine Umarmungen weckten Irrady aus ihrer Ohnmacht; sie öffnete die Augen, erkannte ihren Sohn und reichte ihm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

„Das Käthchen von Heilbronn", von H. v. Kleist.

Während die Ritter-, Rauf- und Zechstücke, welche im Gefolge des Götz von Berlichingen ein halbes Jahrhundert lang auf dem deutschen Theater umherrumorten, längst von dem bessern Geschmack der Zeit zur ewigen Ruhe verwiesen sind, haben sich außer dem Göthe'schen Schauspiel, der nächsten, unschuldigen Veranlassung dieser Spektakelperiode, nur das Käthchen von Heilbronn und etwa der Otto von Wittelsbach bis auf unsere Tage zu erhalten gewußt. Eine Generation hat unsere Dichtung bereits überdauert, und gewiß, weil der unsterbliche Lebensfunke des Prometheus darin wohnt, wird sie mit dem Götz so lange jung bleiben, als nicht die Poesie, die Menschheit aufgebend, wieder nach dem Himmel zurückkehrt. Mit der Form, welcher Heinrich von Kleist die schöne Seele eingehaucht hat, wird sich die Kritik niemals zufrieden geben können. Zeit, Jugend und Verhältnisse des unglücklichen Dichters haben sich schwer daran versündigt; er selbst würde wohl noch die bessernde Hand daran gelegt haben, hätte er sich nicht schon ein Jahr nach der Schöpfung seines Käthchen's den Tod gegeben, um für das deutsche Theater leider allzufrühe zu sterben. Kleist mußte wenigstens noch die Morgenröthe des Tages heranbrechen sehen, an welchem sein Vaterland wiedergeboren ward, er mußte mit der Außenwelt versöhnt und zufrieden sein, um voll Behagen die Schätze auszubeuten, welche die Natur verschwenderisch in ihm niedergelegt hatte: dann wären wir um einen großen, und was mehr heißt, um einen wahrhaft nationalen Dichter reicher geworden. — Holbein hat sich durch die bühnengerechtere Bearbeitung des „Käthchens von Heilbronn" bei dem deutschen Volk ein großes Verdienst erworben; um den Dichter nur ein geringes, denn gar Vieles hätte sich besser machen lassen, namentlich in den ersten Akten.

Die poetische Seele des Stückes erscheint in der Tochter des Heilbronner Waffenschmieds verkörpert, in jenem Käthchen, welchem ein Cherubim die unbegriffene, alles bewältigende Liebe in das Herz gießt, und welches, von himmlischen Träumen umwebt, draußen lagert

am zerfallenen Mauerring,
Wo in süßduftenden Hollunderbüschen
Ein Zeisig zwitschernd sich das Nest gebaut.

Käthchen ist die jüngere Schwester von Faust's Margarete und Egmont's Klärchen; denn entstammen auch die letzteren einem andern Vater, so haben doch alle drei dieselbe Mutter, und diese nennt sich urdeutsche Poesie. Während alle drei innerlichst unter einander verwandt sind an Gemüthsart und Denkweise, hat Käthchen mit Margarete besonders den frommen, himmelwärts gerichteten Sinn der kindlichen Unschuld, mit Klärchen die unbezwingliche, Alles aufopfernde Thatkraft der wahren Liebe gemein. So mag sie sogar vor einer nüchternen Krämerseele bestehen, die etwa an Margareten's und Klärchen's Charakter mäkeln zu dürfen wähnt, so möchte man die „tolle Bürgerdirne" von der drangsalvollen Erde, die nicht werth ist, des Mädchens Fuß zu tragen, als einen verklärten Engel emporsteigen sehen, trüge nicht das Herz des Grafen endlich den Sieg davon. Tief ergreifend sind darum die Worte, durch welche mit einem Mal der Zuschauer mit dem Schicksal Käthchen's versöhnt wird:

O, Mädchen, wenn die Sonne wieder scheint,
Will ich den Fuß in Gold und Seide legen,
Der einst auf meiner Spur sich wund gelaufen.
Ein Baldachin soll diese Scheitel schirmen,
Die einst der Mittag hinter mir versengt.
Arabien soll sein schönstes Pferd mir schicken,
Geschirrt in Gold, mein süßes Kind zu tragen,
Wenn mich in's Feld der Klang der Hörner ruft;
Und wo der Zeisig sich das Nest gebaut,
Der zwitschernde, in dem Hollunderstrauch,
Soll sich ein Sommersitz dir auferbaun
In heitern, weitverbreiteten Gemächern,
Mein Käthchen, kehr' ich wieder, zu empfangen.

Fräulein Hausmann spielte das Käthchen. Innere und äußere Individualität kommen der jungen Darstellerin bei dieser Rolle wirksam zu Hülfe, sie scheint ihren Dichter verstanden zu haben, wußte in der Copie seines schönen Bildes ihr nicht unbedeutendes Talent frisch und kräftig geltend zu machen, und so entstand eine Leistung, würdig des lauten Beifalls, den sie gefunden, und zuletzt noch belohnt durch den Heroorruf der jungen Künstlerin.

In der kurzen Zeit, welche zwischen heute und ihrem ersten Auftreten liegt, hat Fräulein Hausmann so bedeutende Fortschritte gemacht, daß über ihre großen Gaben und Gnaden wie über ihr redliches Wollen und Streben kein Zweifel mehr bestehen kann. Läßt sich nun die junge Künstlerin durch den Beifall von Heute und Gestern über den eigentlichen Werth ihrer Leistungen, über das wahre Verdienst und über die Höhe der Kunst nicht täuschen, sucht sie Überschätzung von sich fern zu halten, spielt sie nicht auf Wirkung, sondern ohne äußere, immer verfälschende Zuthat frisch aus der Seele heraus: so darf sie sich binnen wenigen Jahren nicht mehr einen momentanen, vorüberrauschenden Applaus, sondern den bleibenden Ruhm einer Künstlerin versprechen, die in sich selbst, nicht draußen bei der Menge, die größte und edelste Befriedigung findet.

Digitized by Google

Mit Stimme und Bewegungen muß Frl. Hausmann viel mehr Maß halten. Sie läßt besonders in längeren Redesätzen den Ton allzuoft und grell abspringen; so z. B. in jener Scene des ersten Aktes in „Stadt und Land", wo ihr Robert von Wellenschlag seine Liebe erklärt. Da die Stimme der Darstellerin ohnedieß viel Modulation hat, so ist die Absichtlichkeit in diesem plötzlichen Abspringen des Tons aus der Höhe in die Tiefe und umgekehrt ebenso unverkennbar als zwecklos und störend. Man muß die verschiedenen Schattirungen des Gefühls nicht wie mit Noten äußerlich bezeichnen wollen; man fühle nur recht dem Dichter nach, dann trägt sich's schon von selber vor. Was hier von einer Scene gesagt ist, gilt durchgängig auch von der Marianne der Fräulein Hausmann in den „Geschwistern". Wenn sie als Käthchen von Heilbronn dem Grafen Wetter das dem Schloß Thurneck drohende Unheil verkündet, müssen sich Stimme und Bewegungen weniger überstürzen, damit die Darstellerin dem Zuschauer verständlich bleibe; dagegen zeige Käthchen in diesem Moment mehr Theilnahme und Seelenangst und in der Scene unter dem Hollunderbusch mehr das innerliche Glühen und Leuchten einer in Seligkeit sich badenden Hellseherin.

Für die übrigen Charactere seines Schauspiels hat der Dichter fast zu wenig gethan, und die Darsteller müssen Wesentliches ergänzen. Namentlich ist Wetter von Strahl in unsichern Strichen gezeichnet und der Träger dieser Rolle hat Alles aufzubieten, um den seltsamen Widerstreit, der das Innere des Grafen bewegt, dem Zuschauer zur richtigen Anschauung zu bringen. Es liegt zwischen seinen Sehnsucht und Liebe athmenden Monologen und der Hetzpeitsche, mit welcher er das arme Käthchen aus dem Schlosse treiben will, eine furchtbare Kluft, über welche sich nur schwer jene Brücke bauen läßt, die schon im vierten Akt vollendet dastehen muß. Es kann hier kaum mehr gethan werden als von Hrn. Breuer geschehen ist. — Hr. Reger war als Heilbronner Waffenschmied vor dem Vehmgericht zu wenig der von Schmerz und Verzweiflung gebeugte alte Vater, dem ob des Verlusts seiner Tochter über Nacht die Haare grau geworden sind; seine Stimme gab zu markig aus, er empfand nicht recht, was er sprach, und die Erzählung des vermeintlichen Bezauberers seines Käthchens schien ihn kaum zu berrühren, denn er stand dabei lange Zeit unbeweglich neben den beiden Häschern der Vehme, als sei er in ihrem Bunde der Dritte. — So wohl verwendbar Fräulein Hoffmann in allerlei Rollen sein mag, als Kunigunde von Thurneck steht sie nicht an ihrem Platz. Sie mischte dem gehässigen, boshaften Charakter bewußt oder unbewußt eine starke Dosis ihrer gespreizten Komik bei und es entstand daraus ein Monstrum, über welches man lachen mußte, während man glühend hassen sollte. Die übrigen Parthien waren genügend besetzt. Dem Cherubim, welcher Käthchen aus dem brennenden Schloß rettet, möge einmal Herr Schechner, unsrer wackrer Maschinist, zu Hülfe kommen; dieser himmlische Bote hätte beinahe das arme Kind unter Mauerschutt und Feuerbränden umkommen lassen, da er nicht allein zu spät kam, sondern auch mit seiner eigenen Person nicht recht fertig werden konnte. Will man uns denn mit aller Gewalt um den Rest von Illusion bringen, welchen uns die classische Ungeschicklichkeit der Theaterarbeiter aus Barmherzigkeit noch übrig gelassen hat? E. S.

Vierundzwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru.

(Fortsetzung)

Man mag staunen über den Reichthum der Thierwelt in diesen Hochebenen, aber es zeigt sich eben auch hier die lebenstrotzende Fülle der Tropen-Region, die, von den Insekten und Amphibien an bis zu den Affen- und Papagei-Völkern der Urwälder, überall einen unaussprechlichen, je der Erdoberfläche gemäßen Reichthum erzeugt, dem weder die stechende Sonne der Llanos noch die harte Kälte der Puna feindlich zu sein scheint, und der dort beim ersten Regen und hier beim ersten Sonnenstrahle überraschend hervortritt. — Die Einförmigkeit der Gegend war fast ganz verschwunden. Heerden von Vicunnas näherten sich neugierig, um bald darauf wieder mit Windesschnelle zu fliehen; in der Ferne sah ich stille, stolze Schaaren von Huanacus, die mich vorsichtig betrachteten, vorbeiziehen; im Verstecke der Felsen wachten einzelne Rehe auf und verfolgten, laut pfeifend, den sanften Berg-Abhang; langsam kam der sonderbar gehörnte Punahirsch (Taruch) aus seiner Höhle und sah mir, fast erstaunt, mit seinen großen schwarzen Augen nach, während die munteren Felsen-Hasen (Viscacha-) tranlich spielten und die kleinen Kräuter abweideten, welche die Felsenritzen spärlich auskleiden. — Ich hatte viele Stunden lang schon meinen rauhen Weg ohne Aufenthalt fortgesetzt und das mannigfaltige Leben dieser eigenthumlichen Alpenwelt beobachtet, die in so mancher Beziehung dem offenen Lande, ja der Steppe ähnlich sieht, als ich auf ein todtes Maulthier stieß, das, vermuthlich als es seiner Last unterlag, vom Arriero hier zurückgelassen worden war und vor Hunger und Kälte einen elenden Tod gefunden hatte. Als ich näher kam, störte ich drei gierige, hastige Condore auf, die mit ihrem auf Meilen geschärften Blicke die köstliche Beute gefunden und sich eben ihrer bemächtigt hatten. Stolz schüttelten die Könige der Lüfte das gekrönte Haupt, und indem sie Feuerblicke aus den blutrothen Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen und schwebten, Verderben drohend, in immer kleineren Kreisen über meinem Haupte, während einer, mit wüthendem Gekrächz die Beute vertheidigend, in der Nähe blieb, bis ich, auf jeden Angriff gefaßt, mit in die Höhe gerichteten Flintenläufen behutsam an der unheimlichen Stelle vorbeigeritten war, ohne den Wegelagerern ihre Mahlzeit im Geringsten streitig zu machen. — Das war das einzige feindliche Thierleben, das ich in dieser Puna gefunden; sonst ruht fast Alles in friedlicher Theilung des kargen Lebensgenusses, ein jedes still für sich hin, bei einander. Hier trifft man nicht jene heißen Kämpfe des Jaguars mit dem mähnenlosen Löwen, keine Riesenschlange lauert an der kühlen Laguna auf den durstenden Hirsch, kein Zitter-Aal schlägt das badende Roß, wie in den weiten Flächen des Ostens; verkürzen sich auch nicht die Größenmaße der Thierwelt, wie es bei der Pflanzenwelt in der Puna wirklich geschieht, so ist doch das animalische Leben hier nicht so sanguinisch und breitet sich nicht in so tausend verschiedenen, feindseligen Arten aus, wie dort. Es ist, als ob die hohe Ruhe der tausend stillen Cordillera-Gipfel sich wiederspiegelte in den Thieren, die an ihrem nackten Fuße wohnen. — So dachte ich und glaubte allein als menschliches Wesen auf diesen schauerlich öden Höhen zu athmen, als ich zu meiner Freude zwei ärmlich gekleidete Indianer in ihre dichten Ponchos gehüllt, traf,

Digitized by Google

die emsig die Exkremente der Vicunnas und Huanacus sammelten, um sie in den nächsten Silber-Schmelzöfen als ausgezeichnetes Brennmaterial zu verkaufen, indeß ein kleiner Junge ihre grasenden Llama's hütete. — Die Sonne hatte schon vor zwei Stunden ihre Mittagshöhe erreicht. Seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmälig, bergan gestiegen. Mein keuchendes Maulthier hatte seinen Schritt verkurzt und von Zeit zu Zeit angehalten, und es schien mit Widerwillen eine Höhe zu besteigen, die auf einem Wege lag. Ich stieg ab, um mein armes, fleißiges Thier zu erleichtern und meine Glieder, die seit der Frühe nicht aus dem Sattel gekommen waren, etwas in Bewegung zu bringen. Rüstig stieg ich bergan, doch begann ich nach alsobald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdrucks in diesen Höhen zu fühlen, und bei jedem Schritte ergriff mich ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte still stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum; ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner; hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust; die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten; die feinen, aufgeschwollenen Capillar-Gefäße der Augenlider rissen, und tropfenweise drang das Blut heraus. In gleichem Maaße verminderten sich die Sinnesthätigkeiten, ich sah und hörte und fühlte nichts mehr, ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tief geröthet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Jetzt fuhlte ich mich verwoben in den Kampf um Leben und Tod, den ich vorher in der Natur ahnte; mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. Wahrlich, wenn mich hundert Fuß höher die köstlichsten Güter der Erde oder die Glorie der Ewigkeit erwartet hätten, es wäre mir physisch und moralisch unmöglich gewesen, auch nur die Hand nach ihnen auszustrecken. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Das am 26. Aug. begonnene große birminghamee Musikfest wurde eigentlich vollständig erst am 29. Aug. Abends mit einem großen Concerte im Theater geschlossen, in welchem Mario und Frau Grisi sangen. Hr. M. A. Mellon aus London dirigirte. Die Aufführung von Mendelssohn's neuem Oratorium „Elias" am zweiten Tage wird als Glanzpunkt des musikalischen Genusses bezeichnet. Den Elias sang Hr. Staudigl; die Uebersetzung des Textes war von dem Uebersetzer der deutschen Bearbeitung der Antigone, Hrn. Bartholomew. Bei den Aufführungen in den verschiedenartige Pieces umfassenden Konzerten soll sich indessen ein Mangel an vorausgegangenen Proben sehr fühlbar gemacht haben. Am 28. August war im dazu eingerichteten Theater großer Ball; allein schon am Nachmittage waren Mendelssohn, Moscheles und die meisten großen Künstler von Birmingham abgereist. In der „Times" wird insbesondere auch über den Mangel eines geeigneten Unterkommens für die Männer der Presse aus London geklagt, der nicht gut zu der gerühmten Birminghamer Gastfreundschaft passe. Die Unkosten des Festes sind sehr groß gewesen, allein auch weit größer die Einnahme, welche 11,500 Pfd. St. betrug und beinahe 5000 Pfd. St. Ueberschuß zum Besten des allgemeinen Krankenhauses abgeworfen hat. Seit 1834 ist kein Musikfest in Birmingham so gewinnbringend gewesen, was um so erfreulicher ist, wie in der „Times" gesagt wird, weil man nur ein sehr mittelmäßiges Ergebniß sich versprach. D. A. Z.

*** Oldenburg. An die Stelle des nach Stuttgart zur Leitung des dort gen Theaters berufenen Kammerherrn Ferdinand von Gall ist der Kammerherr Graf Bocholtz zum Intendanten des hiesigen Hoftheaters ernannt worden.

*** Nachleben. Während die obern eigentlichen Sinnesorgane ersterben, wacht in den Muskeln die gewöhnliche Thätigkeit auf, und noch kann bei dieser ersten Rückwirkung des untergeordneten Leibes in dem Innern des Sensoriums die letzte dunkele Spur des eigentlichen Lebens wohnen. Die letzten Aeußerungen der innern Kräfte, welche das Leben nachahmen, pflegen aber nur so lange auszudauern, als die Muskeln ihre ganze Starrheit behalten. Gewöhnlich ist mit dieser Todtenkälte und Bleiche verbunden und nur bei unschuldigen Kindern und Greisen pflegt diese Zeit hierin ein Bild des Schlummers zu sein. Demnach sah man öfters bei zarten Kindern die Wangen von diesem letzten Schlummer roth und die Glieder bis zur eintretenden Fäulniß biegsam. So war auch das Angesicht des frommen Bruders Thaddäus a Tacko, welcher im 106. Jahre zu Rom verschied, nach dem Tode von einer jugendlichen Röthe verklärt, während die Glieder ohne alle Steifheit waren, und selbst als man ihn nach sechs Tagen wieder ausgegraben, hatte er noch das Angesicht eines Schlummernden, und aus seinen geöffneten Adern quoll das Blut wie bei Lebendigen. Einen dem Schlummer ähnlichen Zustand mit blühender Röthe des Gesichts und sogar mit einiger Wärme hat man auch bei gewaltsam Getödteten wahrgenommen. So erhielt ein Soldat, der in der Schlacht geblieben, ein blühenderes und schöneres Aussehen, als er im Leben hatte; auch zeigte sich länger als drei Wochen nach dem Tode keine Fäulniß an ihm. Ebenso schien ein an Wunden gestorbener Jüngling, von dem Dr. Horst meldet, lange nur zu schlummern; denn er blieb sieben Wochen lang von Fäulniß frei und blühend; auch floß noch oft Blut aus seinen Wunden. Ein frommer Greis, den man nach vollendetem letzten Kampf in ein einsames Zimmer gesetzt hatte, war plötzlich einem zufällig neben ihm hängenden Bildniß, was den Alten als 23jährigen Jüngling darstellte, ungemein ähnlich geworden. Daneben werden umgekehrt Jünglinge im Tode ihren Vätern sehr ähnlich, wenn sie ihnen auch noch so ungleich waren. A. Tdz.

*** Ein ungarisches Blatt theilt einen Theaterzettel aus M. Sziget mit, wo es am Schlusse heißt: „Preise: Erster Platz, nach Belieben der hohen Gönner. Zweiter Platz, nach Vermögen der Besucher. Dritter Platz, so viel Jeder will. Anfang: Sobald sich das Publikum in hinreichender Zahl einfindet. Ende: Sobald es die Vorstellung satt hat."

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 11. September. Keine Jesuiten mehr! oder: „Der Günstling", Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, von L. Schubar.

Samstag, den 12. September. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abtheil., nach dem franz. von Friederike Ellmenreich. Musik von Halevy.

Sonntag, den 13. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 253. Sonntag, den 13. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Mutter! Mutter! Ermuntere Dich!“ rief Tollar weinend. „Der Tigee ist todt!“

„Aber auch ich werde sterben,“ stammelte die Indierin.

„O nein,“ unterbrach sie der Knabe. „Wir haben hier Malabaren, welche Wunden zu pflegen und gebrochene Glieder zu heilen verstehen.“

„Ich werde sterben,“ wiederholte Irrady, deren Worte durch das Todesröcheln kaum mehr verständlich waren. „Ach! warum nicht erst in einigen Tagen? .... Aber Alles ist vorbei .... es wird mir schon schwarz vor den Augen ....“

Sie hielt inne und suchte mit der letzten Anstrengung die an ihrem Halse hängende halbe Rupie.

„Nimm dies,“ sagte sie mit fast unverständlichem Tone der Stimme, „und wenn Du nach Calcutta kommst, so suche den Tadin Kallu auf ... er ist es ... Du wirst ihm das Goldstück zeigen ... die andere Hälfte ... Aber nimm Dich in Acht ... wenn man wüßte ... Tollar ... mein Sohn ...“

Die Hände der Sterbenden ergriffen die des jungen Menschen; sie warf ihm noch einen Blick voller Sorge zu, dann ließ sie ihr Haupt zurücksinken — sie hatte zu leben aufgehört.

Vor Krankheit, Ermüdung und Aufregungen, die fast ohne Unterbrechung einander gefolgt waren, bereits erschöpft, konnte Tollar diesen letzten Schlag nicht ertragen und fiel ohnmächtig auf den Leichnam seiner Mutter.

Als er die Augen wieder öffnete, fand er sich in einem reich geschmückten Zelte, auf einem kostbaren Teppiche liegen. Neben ihm standen Doctor Dumfries und Miß Eva.

„Ha, er kommt wieder zu sich!“ rief diese. „Sprich doch zu ihm, lieber Vater.“

Der Doctor hatte mit besonderem Fleiße die zahlreichen Hindu-Dialecte studiert und konnte sich mit den Einwohnern der meisten Provinzen leicht unterhalten. Er redete Tollar anfangs im Uriga-Dialecte an, den man an der Küste von Orissa spricht, dann im Carnatik-, Malabar-, Maratten- und endlich im Gaura-Dialecte, der in Bengalen gebräuchlich ist. Diesen sprach der junge Mann und er beantwortete alle Fragen des Doctors; während des Gesprächs aber trat die Erinnerung der jüngsten Ereignisse lebhaft hervor und Thränen und Schluchzen unterbrachen plötzlich seine Rede.

Vergebens suchte Herr Dumfries ihn zu trösten. Tollar bat inständig, die Reste seiner Mutter noch einmal sehen und ihr die letzte Ehre erweisen zu dürfen.

„Ich kann freilich,“ sagte er weinend, „ihren Leichnam nicht unter dem Klange der Instrumente fortführen, noch ihn mit Reis, Früchten, Betel und Kuhmist auf den Scheiterhaufen legen lassen, denn dieser Pomp gebührt blos den ersten Kasten und den Reichen, aber ich will ihn wenigstens in das schönste Kleid hüllen und ihn mit eigenen Händen der Erde übergeben; dies wird der letzte Dienst sein, den sie von ihrem Sohne empfangen wird.“

Der Doctor ehrte dieses fromme Gefühl und ließ den jungen Indier gehen, nur bat er ihn, nach dem Leichenbegängnisse wieder zu ihm zu kommen.

Zwei Stunden später kehrte Tollar bleich und niedergeschlagen zurück.

„Alles ist vorüber,“ sagte er traurig zu Doctor Dumfries. „Meine Mutter empfängt jetzt den Lohn für das Gute, das sie gethan hat.“

„Und Du, Du stehst nun allein?“ fragte der Doctor.

„Ganz allein,“ antwortete der Knabe.

„Hast Du Niemand, der Dich beschützen mag?“

„Niemand.“

„Wohlan denn, so will ich Dich beschützen,“ sagte Herr Dumfries voll Wohlwollen. „Von heute an gehörst Du zu meinem Hause.“

4.

Miß Eva.

Doctor Dumfries war einer jener Agenten der indischen Compagnie, welche die Engländer mit dem Namen Civilisten bezeichnen, um sie von den Militärbeamten zu unterscheiden. Er nahm in Calcutta eine bedeutende Stellung ein und besaß ein fast fürstliches Vermögen.

Sein Hotel, im Chowringi-Quartier gelegen, glich einem Palaste und war mit einer doppelten Reihe griechischer Säulen und einem Marmorgiebel mit Bildhauerarbeit geschmückt. Vor demselben war ein freier ebner Rasenplatz, den mehrere Wasserbecken erfrischten, an denen die rothe Kelche des Lotus sich entfalteten, und daran stieß ein sehr großer Garten, in welchem weißer Jasmin, ixorische (eine Art Rubiaceen, sternförmige Gewächse) Sträucher mit purpurrothen Büscheln und jene herrlichen Tschambaga-Blume, mit denen die Hindufrauen ihre Haare schmücken, in bunter Pracht schimmerten.

Das Innere war nicht minder prachtvoll. Die Wände waren mit indischem Stuck (er besteht aus Kalk, Eiweiß und Zucker) bekleidet, dessen Glanz der Marmor selbst nicht erreicht, und mit kostbaren Gemälden und Bildsäulen aus Italien geziert. Persische, wunderbar schattirte Teppiche bedeckten überall den Fußboden. Lack-, Porzellan- und Elfenbein-Möbel aus China und Japan schmückten alle Gemächer und waren der Sorgfalt von hundertundzwanzig Dienern anvertraut, deren verschiedene Livreen die ihnen obliegenden Verrichtungen andeuteten. Riesenförmige, fortwährend sich schwingende Punka's (ungeheure Fächer, die von der Zimmerdecke herunterhängen) setzten die innere Luft in Bewegung, während die äußere frisch und duftend durch Rollvorhänge von Kuskuswurzel (Andropogon muricatus), die unaufhörlich angefeuchtet wurden, eindrang.

Digitized by Google

Der Doctor brachte seine Elephanten einige Meilen von Calcutta unter, da sie nicht in die Stadt dürfen und ließ sich mit seiner Tochter in einem Palankin dahin tragen. — Tollar, der nur die Städte des Innern kannte, war beim Anblick dieser Hauptstadt der britischen Besitzungen ganz erstaunt.

In der That erhält sie durch die Vereinigung der Racen, der Glaubensmeinungen von verschiedenen Civilisationen, die hier einander begegnen und neben einander leben, ohne sich zu vermischen, ein außerordentlich seltsames Aussehen. Man findet hier gleichsam Muster von allen Völkern Asiens, von Türken und Tungusen bis zum Japanesen. Indeß besteht die 600,000 Seelen starke Bevölkerung meist aus Hindus, Chinesen, Arabern, Persern, Malayen, Juden und Engländern. Die herrschenden Religionen sind, wie in ganz Hindostan, der Bramaismus, Buddhaismus, Mahomedanismus und die Sonnenanbetung.

Von Calcutta aus beherrscht die Compagnie den größten Theil Indiens diesseits des Ganges vermittelst Gouverneure, Nabobs (mongolische Fürsten) oder Rajahs (Hindu-Fürsten), die stets von einem englischen Residenten überwacht sind.

Doctor Dumfries hatte Tollar anfangs in seinem Garten angestellt; der junge Mann blieb indeß nicht lange daselbst. In wenigen Monaten hatte er die Sprache seiner neuen Gebieter erlernt und zeichnete sich sehr bald durch seinen Verstand, seinen Eifer und seine Dankbarkeit aus.

Besonders schien Miß Eva für ihn eine wohlthätige Gottheit zu sein, der er eine stille Verehrung weihte. Er errieth ihre Wünsche bei der geringsten Geberde und hatte sie erfüllt, bevor sie noch Zeit fand, sie auszudrücken. Unglücklicher Weise führte diese Ergebenheit fortwährende Eingriffe in die Functionen der besondern Diener des Mädchens herbei, die sich bitter darüber beklagten, so daß der Doctor genöthigt war, um den Frieden zu erhalten, den jungen Indier der Dienerschaft der Miß Eva zuzutheilen, welche ihm die Pflege ihres Vogelhauses übertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Vierundzwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru.

(Schluß.)

In halb besinnungslosem Zustande hatte ich eine Zeit lang auf der Erde gelegen, als ich mich so weit erholte, um mit Mühe mein Thier besteigen zu können; denn ich mußte fort. Schwarze, gewitterschwere Wolken hatten sich am Horizonte gehäuft, zahllose Blitze leuchteten auf ihrem dunkeln Grunde, und der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen mit einem fürchterlichen Natur-Schauspiele. Aber das Hochgewitter lagerte sich schwer um die metallreichen Cordillera-Gipfel, und nur das leichte Gewölk jagte mir entgegen; bald löste es sich in ein orkanisches Schneegestöber auf, das der eisige Wind mir in's Gesicht peitschte und mir jeden Augenblick den Athem abzuschneiden drohte. In weniger als einer halben Stunde war die ganze Gegend fußhoch mit Schnee bedeckt; Sumpf und Hügel, Thal und Felsen-Abhang erschienen nur als eine Fläche, jede Spur des Weges war verschwunden, und meine Lage verschlimmerte sich jeden Augenblick. Hätte ich damals die Puna so genau gekannt wie nachher, ich würde meinen Weg nach dem Fluge der Vögel gerichtet haben; aber unglücklicher Weise verfolgte ich die frische Fährte einer Vicunna-Heerde, die sich in einem Sumpfe verlor. Zu spät bemerkte ich es, mein Maulthier war plötzlich so tief eingesunken, daß es sich nicht wieder heraus arbeiten konnte; mir wurde es etwas bange, vorsichtig stieg ich ab und nur mit unsäglicher Mühe gelang es mir, mit meinem Dolche seine Füße heraus zu graben und es wieder auf den zurückgelegten Pfad zu bringen. Lange ritt ich hin und her und suchte meinen Weg in der unendlichen Oede. Endlich fand ich ihn, er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den elenden Tod der Lastthiere anzeigten, welche auf diesem Wege ihrer Bürde erlegen waren. Ein willkommenes und doch so verhängnißvolles Wahrzeichen für den einsamen Wanderer! Da theilten sich plötzlich die Wolken und die Strahlen der brennenden Tropen-Sonne reflectirten grell auf der blendenden Schneefläche. Augenblicklich wurden meine Augen vom Surumpe getroffen. Sie fingen an, heftig zu stechen und nur mit einem vorgehängten Tuche konnte ich meinen Weg fortsezzen, immer in der peinigenden Furcht, ob mich nicht ein chronisches Augenleiden oder völlige Blindheit treffen werde. — Nach einer halben Stunde wiederholte sich die Scene von Neuem. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud, unter Blitz und Donner und einem erschütternden Sturm, ungeheure Schneemassen, dann kam die Sonne wieder, aber nur, um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen.

Mit unendlicher Mühe setzte ich den Weg fort; das Maulthier vermochte mit seiner gesunkenen Kraft kaum noch durch den immer höher sich thürmenden Schnee sich durch zu arbeiten. Da brach die Nacht herein; starr vor Kalte und entkräftet vom Hunger und den Leiden des Weges konnte ich kaum mehr die Zügel halten und fühlte die Füße nicht mehr, die doch durch die breiten, hölzernen Steigbügel etwas geschützt waren. Zudem hatte ich noch die Gewißheit, daß das nächste gastliche Dach über acht deutsche Wegstunden entfernt lag. In der Dunkelheit der Nacht und bei dem hohen Schnee war es unmöglich, den Weg zu finden oder auch nur sich zu orientiren. Mein erschöpftes Thier, das schon vierzehn Stunden, ohne alle Ruhe oder Nahrung, mit einer bedeutenden Last auf dem Rücken, meistens wenn auch mäßig, bergan gestiegen war, konnte nicht mehr weiter; und schon glaubte ich mich verloren und entweder der steigenden Kälte oder dem immer dichter fallenden Schnee zum Opfer zu werden, als ich rechts in der Dunkelheit einen überhangenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Die Mutter Natur, deren Dienst meine entbehrungsvolle Wanderung galt, ließ mich nicht im Kampfe der Elemente untergehen! Im rechten letzten Augenblick bot sie mir eine, wenn auch vielleicht ihre ärmste Zuflucht. Ich untersuchte flüchtig die Höhle, es war doch ein Obdach vor Wind und Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken und den Ponchos ein elendes Bett auf der nassen Erde. Das Maulthier band ich in der Nähe an einen Stein fest, und gierig scharrte es die wenigen Kräuter des stiefmütterlichen Hochgebirgs unter dem Schnee hervor. Nicht weniger hungrig nahm auch ich mein Abendbrod zu mir, das aus etwas geröstetem Mais und einem Stück Käse bestand, und warf mich, von dem rauhen Tagewerk im höchsten Grade erschöpft, auf das harte Lager, von dem noch lange das heulende und schneidende Gekrächze der Nachtvögel den Schlaf verscheuchte. — Als ich endlich, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlummert war, traten die Folgen des Surumpe mit neuer Heftigkeit ein. Mit einem unaus-

Digitized by Google

stehlichen Brennen in den wunden Augen wachte ich auf; die Augenlieder waren mit halbgeronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang auf und mußte laut aufschreien von dem durchbohrenden Schmerz. Es war vorbei mit Ruhe und Schlaf; zitternd vor Frost und rasend vor heftiger Qual, erwartete ich, bald stehend, bald auf einem Stein sitzend, sehnlich den Tag. Aber langsam entweicht dem Unglücklichen die Nacht. Der sternhelle Himmel wölbte sich über den ewigen Gebirgen, und jeder Athemzug der eiskalten Atmosphäre wehte feindlich alles Leben in der hohen Puna an. Die Stille des Todes lag auf der Gegend, und wie ein Todtengräber meldete sich als letztes der lebendigen Wesen der Yncahuallpa, der mit monotonem Geschrei den langsamen Verlauf der Stunden anzeigte. — Noch manche verging, die mich eine Ewigkeit dünchte. Als ich berechnete, daß die Morgendämmerung müsse angebrochen sein, öffnete ich mit Mühe die schmerzenden Augen — aber es war nur, um meine schauerliche Lage ganz zu erkennen. Indem ich die Höhle, meine nächtliche Herberge, untersuchte, gewahrte ich mit Entsetzen, daß mir ein hartgefrorener menschlicher Cadaver zum Kopfkissen gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und suchte mein Maulthier, um diesen verhängnißvollen Ort zu verlassen; aber mein Unglück hatte noch nicht sein Ende erreicht. Mein gutes Thier lag todt auf der Erde ausgestreckt; in seinem Heißhunger hatte es während der Nacht seine Kräuter nicht sorgsam gewählt, den giftigen Garbanzillo gefressen und alsobald seinen traurigen Tod gefunden. Der arme Reisegefährte; er hatte so manche harte Stunde mit mir getheilt! — Diese verzweiflungsvolle Lage hätte wohl auch den Standhaftesten erschüttert; ich kehrte gegen die Höhle zurück — was konnte ich thun? Ueber der nebelfreien Welt stand die junge, siegreiche Morgensonne, die in der Nacht mit tiefem Schnee bedeckten Ebenen und Hügel lagen hell und grün da; der geschwätzige Arneli hüpfte traulich neben mir, die Viscachas spielten sorglos am Felsen, und neugierig näherten sich die langhalsigen Vicunas, als ob sie nichts von den Schrecken der vergangenen Nacht wüßten. Ein unaussprechlicher Trost kam in meine düstere Seele, und beruhigt trat ich in die Höhle, um meinen entseelten Gefährten zu untersuchen. War es vielleicht auch einer meines Geschlechtes, ein Reisender, der dem Hunger und dem Froste unterlegen war? Nein, es war ein Halb-Indianer; mehrere tiefe, letale Wunden am Kopfe zeigten mir, daß er mit der Steinschleuder von der tückischen Hand der Indianer umgebracht und hierher geschleppt worden; ihre Raubsucht hatte ihm sogar die Kleider genommen. — Ich ergriff meine Flinte und schoß einen Felsen-Hasen, suchte mir spärliches Brennmaterial und briet mir an einem Bratspieße, den ein Knochen vertreten mußte, ein nicht sonderlich wohlschmeckendes Frühstück; dann wartete ich ruhig, wie sich mein Schicksal gestalten werde. — Es war etwas nach zwölf Uhr Mittags, als ich in Zwischenräumen einförmiges, abgebrochenes Geschrei hörte; erschrocken, erfreut erkannte ich die wohlbekannten Töne. Ich bestieg den nächsten Felsen und erblickte in der Tiefe zwei Indianer, die ihre mit Taquia beladenen Thiere nach dem nächsten Bergwerke trieben. Schnell eilte ich hinunter und beredete sie, mir für ein kleines Geschenk von Tabak ein Llama zu überlassen. Sie kamen auch willig mit mir nach der Höhle, das Llama nahm meine Habseligkeiten auf; ich warf mit einem Gefühle schmerzlicher Wehmuth eine Hand voll Erde auf den Leichnam und verließ diesen Ort des Unglücks. Das war in der Höhle von Lennas in den Altos, die gen Süden nach der Quebrada von Humahuaca führen, am 13. Januar 1840. — Ergriffen von den Erlebnissen der verflossenen Stunden, über den Wechsel des menschlichen Glücks und den Unbestand der irdischen Dinge nachdenkend, wanderte ich mit meiner Flinte hinter den folgsamen Llama's einher und langte mit einbrechender Nacht, durchnäßt, hungrig und müde, in der Mine an, und setzte am folgenden Morgen auf einem halb verhungerten Klepper meinen beschwerlichen Weg fort.

Berlin.

Es ist stark die Rede von einer wesentlichen Umgestaltung in der Organisation unserer Akademie der Künste. Der Veteran Schadow, der das Seinige gethan und dem in seinem sehr hohen Alter wohl Ruhe zu gönnen ist, soll ehestens von seinem Directorplatz abtreten, und man hofft, Knaibach für diese Stelle zu gewinnen. Man hatte früher seine Blicke auf Lessing gerichtet, aber Frankfurt a. M. ist uns zuvorgekommen und hat eine Acquisition gemacht, um die wir es sehr zu beneiden haben. Auf unserer eben eröffneten Kunstausstellung ist dieser Meister zu allgemeinstem Bedauern nicht durch ein einziges Werk vertreten; und doch würde auch die kleinste Gabe von ihm ein Glanzpunkt selbst unter den besten der ausgestellten Sachen gewesen sein. Es sind unter diesen einige von recht bedeutendem Werth, die große Mehrzahl aber ist Mittelgut. Manches auch ganz gewöhnlich und selbst unschön. Ausgezeichnet vor allen erweisen sich zwei aus Belgien eingesandte Stücke, wenn auch nur dem Genre angehörend: das Innere einer Dorfschenke, von Bafile de Loose aus Beuffet, ein Bild voll der besten flammändischen Laune und von einer saftigen Frische, die aus lebenathmend und erquicklich anlacht; Scenen aus dem gewöhnlichsten Wirthshausleben sind hier mit einer Grazie dargestellt, welche sie zu einem würdigen Gegenstand der Kunst macht. Eben so meisterhaft, zwar ernster aber nicht minder anmuthig, und dem Gegenstande nach eine höhere ästhetische Stufe einnehmend, ist ein Gemälde von Alois Hunin in Mecheln; die Eröffnung eines Testamentes, eine charaktervolle, tief gedachte Composition, zu welcher die Betrachtung immer von neuem sich hingezogen fühlt, den näheren und ferneren Bezügen nachforschend, in welchem die bei diesem feierlichen Akt versammelten Personen zu einander stehen und den verschiedenen Leidenschaften und Empfindungen, von denen sie bewegt sind. „Das ist Poesie!" sagen wir mit Feuchtigrath. Köstlich und von einer Tiefe des Ausdruckes, welches zu einem historischen Bilde stempelt, ist auch „ein Mädchen aus der Umgegend Roms" von Schelfer aus Genf. Unter den französischen Einsendungen ragen zwei Gemälde hervor, ein großes geschichtliches Stück von Horace Vernet, welches jedoch schon aus dem Jahre 1828 herrührt und offenbar einer Uebergangsperiode in dem Styl dieses Meisters angehörend, aus der Zeit der erwachenden Romantik in der französischen Schule, zwar großartig, aber kraß; dann ein anspruchsloseres, aber mehr Naturwahrheit athmendes Bild von Girardet, ebenfalls historischen Inhalts, doch mehr dem Genre sich nähernd: ersteres eine Scene aus der Schlacht bei Hastings, letzteres einen Ueberfall protestantischer Flüchtlinge bei ihrer Andacht in einer Cevennenhöhle darstellend. Unter den historischen Werken deutscher Mater tritt bisjetzt noch nichts bedeutend hervor, eben so wenig unter ihren Gearedidern; doch ist noch Manches im Rückstand, was der Katalog verspricht, und man muß daher ein allgemeines Urtheil über das Resultat ihrer Leistungen sich noch vorbehalten. An Portraits und Landschaften dagegen ist schon viel Interessantes und Tüchtiges von ihnen vorhanden, worauf wir später zurückkommen. †

Digitized by Google

Feuilleton.

*** H. Marggraff bemerkt in den „Bl. f. lit. Unterh." Um durch Bücherschreiben heutzutage sein Glück zu machen, muß man entweder aus den höheren Kreisen der Gesellschaft, oder ein interessantes Weib, oder ein Jude sein: alle Diese finden ein Publikum mit bestimmten Sympathien vor, das ihnen freundlich entgegenkommt; ein schlichter, bürgerlich-christlicher Autor soll sich erst eines erschreiben und erdichten, und in der That erscheint das Publikum, das sich mancher Autor zu haben einbildet, als Dichtung, wenn man es in der Nähe oder vielmehr in der Ferne, d. h. außerhalb des Wohnorts und der nähern Umgebungen des Verfassers betrachtet. Sobald aber ein solcher einfach bürgerlich-christlicher Autor nicht über seinen vielen Versuchen, sich ein Publikum großzuziehen, ermattet oder zu Grunde geht, sobald er vielleicht auf dem Wege ist, sich in der Gunst eines ihn tragenden und aufrechthaltenden Publikums festzusetzen, so kommen die gefühlvollen und im mindesten nicht brotneidischen und ehrabschneiderischen Mitautoren, Mitbürger und Mitchristen, schlagen ihm mit dem Recensirkolben auf den Kopf und rufen ihm zu: Duck dich unter! So machte es auch die Köchin, von welcher der Narr im „König Lear" erzählt, mit den Aalen, die sie lebendig am Feuer kochte. Ich würde rathe: wir Schriftsteller mietheten ein paar arme Teufel, die ex officio schreiben müßten und an denen Jeder, dem das Gelüst käme, Jemand herunterreißen zu müssen, sein Müthchen kühlen könnte; wir Uebrigen aber verpflichteten uns durch Wort- und Handgelöbniß, einander nicht zu scheren, sondern Einer den Andern ungeschoren zu lassen und einen literarischen Landfrieden für so lange Zeit herzustellen, bis Jeder von uns, nicht durch Heirath, Erbschaft oder Hazard- und Lottospiel, sondern durch die bloße Schreiberei ein reicher Mann geworden, die Censur aufgehoben ist oder das unliterarische Publikum einen Pfahl vom Kirchthurm, einen „Literaten" vom Schriftsteller unterscheiden gelernt hat.

*** Der längste Eisenbahnzug, den England, und wahrscheinlich jede andere Bahn in Europa noch sah, war jener, welcher am 24. August von der Rugby-Station nach London abging. Derselbe bestand aus 84 Waggons, und war von drei der kräftigsten Maschinen Stephenson's gezogen. Seine Länge betrug fast eine halbe englische Meile und das Gewicht der darauf geführten Waaren (die Waggons nicht einbegriffen) 4800 Centner.

*** Der Luftschiffer Green, der jetzt in Berlin weilt, erzählte, wie dem „Nürnb. Corresp." geschrieben wird, dort neulich eine echt englische Phantasie. Eines Tages kam zu Green in London ein hagerer Engländer und bot ihm siebenhundert Pfund, wenn er ihn auf seiner nächsten Luftfahrt mitnehmen, aber ihm zugleich eine Gondel zur alleinigen Disposition stellen wolle. — „Und weßhalb wollen Sie denn nicht mit mir fahren?" fragte ihn Green. — „Das stört mir meine Phantasie," erwiederte der Engländer; „ich muß eine Gondel allein haben, sonst fahre ich nicht." — Nun, dachte Green, für 700 Pfund kannst du dem Sonderling schon seine Phantasie lassen. Er bestellte also eine zweite kleine Gondel, befestigte diese unter der seinigen und fuhr auf diese Weise ab. Der Ballon ging ganz schön in die Höhe und fuhr dann ruhig weiter, plötzlich bemerkte Green aber, daß er wieder sehr heftig in die Höhe ging, ohne daß er Ballast ausgeworfen hatte. Er sah daher nach seinem unteren Gefährten, dieser war aber sammt seiner Gondel verschwunden. Er war nur deßhalb allein gefahren, um sich abschneiden und einen recht schnellen Tod sterben zu können.

*** Im Bakonyer Walde — erzählt der „Magyar Gazda" — auf dem Gebiete der Herrschaft Zamor (Veszprimer Comitat) hat ein evangelischer Lehrer, Stephan Szoloky, einen Baumwollenwald entdeckt. Als er die Baumwollenstauden — in der Größe von Rosenstauden — näher untersuchte, fand er, daß die Blätter vielfältig und den obern zarten Blättern der acer platanoides gleich sind. Die bereits kastanienartig aufgesprungenen schmalen Schalen gaben bereits so reichhaltig die feinen schwellenden Baumwollflügelchen, daß man selbst beim fleißigsten Bebauen der Stauden nicht mehr erwarten dürfte.

*** Vor einiger Zeit kam in die Wohnung eines Kunstfreundes am Morgen, als die beliebte Sängerin Mad. X ihre Abschiedsbenefice auf der *'schen Bühne gab, eine Frau mit einem großen verdeckten Korbe, und verlangte den Herrn des Hauses zu sprechen. Als dieser erschien, übergab ihm die räthselhafte Frau mit dem Korbe ein versiegeltes Schreiben mit der Bitte, es sogleich zu lesen; während er dasselbe jedoch eröffnete und las, schlug sie das Tuch auseinander, nahm nun einen von den vielen Blumenkränzen heraus, mit welchen der Korb angefüllt war, legte ihn vor den Lesenden hin, und nachdem sie ein neues Paquet zur weiteren Beförderung aus einem großen Briefconvolute, das ähnliche Schreiben enthielt hervorgezogen, entfernte sie sich eiligen Schrittes. In dem Briefe aber stand beiläufig Folgendes: „Ich kenne Sie als einen Freund der Kunst, und weiß, wie sehr Sie es sich angelegen sein lassen, den Künstlern zu nützen, wo Sie nur können. Dieß veranlaßt mich auch, Sie zu bitten, mein letztes Benefice mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen. Indem ich Sie daher ergebenst dazu einlade, sende ich in der Beilage 5 Freikarten für Sie und Ihre werthe Familie. Sollten Sie im Verlaufe der Vorstellung mit meiner Leistung zufrieden sein, so werde ich den schönsten Beweis Ihres Beifalls darin sehen, daß Sie mich mit der Ihnen eingehändigten Blumenspende beglücken. Ihre ꝛc." Und die Sängerin erhielt stürmischen Beifall und wurde mit vielen Kränzen beglückt.

*** Die beiden untersten Theater Hamburgs, das Elysium- und Hammonatheater, sind höchst amüsant. Dort lernt man kritisiren. Dort sind die Rudimente der Kunst. Dort wird sie aus dem rohesten herausgearbeitet. Die Künstler sind sehr thätige Menschen. Sie begnügen sich nicht mit dem einen Beruf der Darstellung. Sie sind außerdem noch Handlanger, Gemüsehöker, Putzmacherinnen ꝛc. Ein sogenanntes anständiges Publikum, d. h. ein solches, das dem Schneider Bildung und Geltung verdankt, drängt sich zu diesen Vorstellungen. Als dieses Publikum es eines Abends gar zu toll trieb, trat der Director Hr. Ahlers in Hemdeärmeln vor und hielt folgende denkenswerthe Rede: „Seit zwei Jahren habe ich diese Kunstanstalt. Immer war es mein Wunsch, einmal ein anständiges Publikum bei mir versammelt zu sehen. Heute ist mir endlich dieser Wunsch erfüllt worden. Aber ich kann Sie versichern, daß sich noch nie ein Publikum bei mir so unanständig benommen hat." — Und das Publikum rief „Bravo! Bravo!" und trieb es noch ärger!

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 12. September. Die Jüdin, große romantische Oper in 5 Abtheil., nach dem Franz. von Friederike Ellmenreich. Musik von Halevy.

Sonntag, den 13. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 254. Montag, den 14. September **1846.**

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Da Herr Dumfries zu gleicher Zeit dem ungebildeten aber durchdringenden Geiste Tollars' eine gewisse Politur zu geben wünschte, so empfahl er ihn einem Guru von Calcutta. Der Jüngling nahm unter den Schulkindern seinen Platz, welche mit lautem Absingen ihrer Purana's *) sich beschäftigten, im ABCbuch lasen, oder die Buchstaben des indischen Alphabets in den vor der Thüre liegenden Sand schrieben. Bald aber hatte er das Wissen des Lehrers erschöpft. Hierauf sandte ihn der Doctor zu einem von der Compagnie angestellten Braminen, der seine Kastenvorurtheile durch einen langjährigen Umgang mit den Europäern abgelegt hatte.

Hiro erklärte dem jungen Indier die Hauptstellen der Veda's, ließ ihn die lehrreichen Fabeln der Hotopadesa lesen und unterrichtete ihn in den verschiedenartigen literärischen Dialecten. Und so erreichte denn der Doctor, welcher gewünscht hatte, den Jüngling vermittelst dieser indischen Bildung zu einem nützlichen Gehülfen sich zu erziehen, in kurzer Zeit das gewünschte Ziel, und konnte ihn nun dazu verwenden, alte Manuscripte zum Besten seiner eigenen Studien abzuschreiben oder mit Anmerkungen zu versehen.

Während Tollar jedoch diese neuen Pflichten übernahm, erbat er sich als eine Gnade, dem Vogelhaus der Miß Eva seine Sorgfalt auch ferner schenken zu dürfen. Dieses durch seine Bemühung bevölkerte, auf seine Bitten vergrößerte, mit Bäumen, Pflanzen und Springbrunnen umgebene und geschmückte Vogelhaus, war eins der Wunder Calcuttas und die Wonne Miß Eva's geworden. Hier brachte sie die besten Stunden des Tages zu, den Duft ihrer Blumen einathmend, mit ihren Vögeln schwatzend und ihr Singen mit noch süßerm Gesange beantwortend; sie fühlte sich glücklich in dieser zwitschernden und blühenden Arche, wo die Schöpfung alle ihre unschuldsvolle Anmuth vereinigt zu haben schien und nicht einmal die Wogen der Welt, die rings umher brausten, vernommen wurden.

Tollar war ein stiller aber entzückter Zeuge dieses Glückes. Seitdem er seine Mutter verloren hatte, war Miß Eva das einzige Ziel aller seiner Gedanken und Handlungen. Von ihr allein kam ihm Trauer oder Freude, sie war ihm Gegenwart und Zukunft zugleich.

Wer in der That kümmerte sich sonst um ihn? Verdankte er es nicht Miß Eva, daß er wie ein Mensch lebte, er, den der Zufall seiner Geburt wie ein Thier zu leben verurtheilte? War sie es nicht, die ihm wieder eine Familie gegeben? Zuweilen dachte er wohl an die unbestimmten Empfehlungen, welche seine Mutter im Momente ihres Todes hervorgestammelt, an jene halbe Goldrupie, die er stets an der Brust trug und an jenen Tadin Kallu, dessen Enthüllungen sein Schicksal ändern sollten; aber alle seine Bemühungen, diesen Letztern aufzufinden, waren vergeblich gewesen, und so war er dahin gekommen, sich zu fragen, ob denn wirklich die letzten Worte Irrady's als eine durch den Tod unterbrochene Eröffnung zu betrachten seien, oder nicht vielmehr als eine unzusammenhängende und wahnsinnige Eingebung des Todeskampfes.

*) Auszüge aus den heiligen Büchern.

5.

Der Tadin Kallu.

Als ihm Doctor Dumfries eines Tages den Auftrag gegeben hatte, ein Bundro gehöriges Manuscript zu diesem zurückzutragen, nahm er seinen Weg durch die s. g. schwarze Stadt und gelangte in's Quartier der reichen Babu's *), an dessen äußerstem Ende des Kaufmanns Haus stand. Er war aber noch weit davon entfernt, als der Lärm eines indischen Orchesters sein Ohr erreichte. Er erkannte die Töne einer Art Violoncell, Sarenguy genannt, und des Nagassarana oder Hoboe, gemischt mit denen des Turti (Sackpfeife), Vina (Guitarre) und Hoezah (Rohrentrommel); zuweilen donnerte der Galhank, eine riesenmäßige Trommel, deren Schall die Häuser erzittern macht und die man nicht ohne besondere Erlaubniß rühren darf.

Tollar begriff, daß Bundro zu Ehren einiger Freunde ein Natsche (Privatfest) gab.

Wirklich sah er des Kaufmanns Haus geöffnet, wie zur Zeit des Durga-Pujah **) und Diener im Vorzimmer, um die Besuche zu empfangen und mit Rosenwasser zu besprengen. Tollar, der nie ein Fest dieser Art gesehen hatte, benutzte die von einer solchen Versammlung unzertrennliche Unordnung und näherte sich dem großen Saale, in welchem sich die Gäste befanden und in den er durch die geöffneten Thüren blicken konnte. Er war mit seidenen Tapeten bekleidet, von Säulen aus Stuck getragen und hatte im Hintergrunde eine Gallerie, auf welcher die Frauen sich befanden, ohne gesehen werden zu können. Die Rum-dsenies begannen eben ihren Tanz. Sie trugen silbergestickte Röcke, weite Beinkleider und Schärpen, mit denen sie sich auf die mannigfachste Weise drapirten. Ihr Ballet war eine Art Pantomime mit taktmäßigen aber ziemlich langsamen Bewegungen, die von anmuthigen Stellungen und kühnen Sprüngen unterbrochen wurden. Als sie aufhörten, wurden die Deve-Dassi's eingeführt.

Obschon es nicht Sitte ist, sie bei den Natsche's auftreten zu lassen, so hatte sie doch Bundro auf den Wunsch

*) Edle Indier.

**) Art Carneval, welcher vom 7. bis 10. October in dem indischen Quartiere Calcutta's gefeiert wird und während dessen die Wohnungen der reichen Kaufleute allen wohlgekleideten Personen offen stehen.

Digitized by Google

einiger eingeladenen Europäer kommen lassen. Die Deve-Dassi's werden ganz jung von den Priestern ausgesucht, die ihnen mit einem glühenden Eisen das Tempelzeichen aufdrücken, sie lesen, schreiben, singen und tanzen lehren und sich ihrer bei ihren religiösen Festlichkeiten bedienen. Wenn ein reicher Indier sie zu einem Feste zu haben wünscht, so miethet er sie von der Pagode, die sie unterhält und deren Eigenthum sie bleiben, bis sie ihre Jugend und Schönheit verloren haben. Alsdann schicken sie die Hindupriester zu ihren Kasten zurück, wo sie sich verheirathen.

Die von Bundro herbeigerufenen Deve-Dassi's, vier an Zahl, waren von einer gestreiften Schürze umhüllt und trugen einen kurzen, mit goldenen Schellen besetzten Rock. Ihr ungezwungener aber etwas unzüchtiger Tanz erregte in der ganzen Versammlung einen Freudenschauer und als sie geendigt hatten, warfen die meisten Zuschauer Kasches und Rupie zu ihren Füßen.

Darauf folgten andere Unterhaltungen. Es traten nach einander Sängerinnen, Gaukler, Wahrsagerinnen auf, welche lange Zeit die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch nahmen, so daß Tollar ganz vergaß, daß es spät sei. Das Hinweggehen einiger Gäste mahnte ihn daran und er schickte sich an, in's Hotel seines Herrn zurückzukehren.

Als er durch das erste Vorhaus schritt, bemerkte er vor sich einen wild aussehenden Büßenden, den Bundro begleitete; alle Diener des Kaufmanns stellten sich mit allen Zeichen hoher Achtung vor ihm in eine Linie auf.

„Wer ist dieser Joghis?" fragte Tollar den Kausamas des Kaufmanns, der neben ihm stand.

„Um Joghis zu sein," entgegnete der Hausmeister, „muß man einer der zwei ersten Rangklassen angehören und dieser ist in der letzten geboren."

„So ist es ein bloßer Tadin?"

„Ja!"

„Woher kommt aber die Hochachtung, die ihm Bundro bezeigt?"

„Wegen der Dienste, die ihm der Büßende leistet, indem er die schwersten Andachtsübungen für ihn vollfahrt."

„So ist also der Tadin ein großer Heiliger?"

„Ein so großer, daß er gewiß noch Nicht werden wird."

„Wie heißt er?"

„Kallu!"

Der junge Indier wich einen Schritt zurück.

„Kallu!" wiederholte er. „Heißt er wirklich so?"

„Gewiß!"

„Der Tadin Kallu?"

„Ja!"

„Dies ist der Name, den meine Mutter ausgesprochen. Ich muß ihn sehen!"

„Er wohnt in dem Tschaüvadi der großen Pagode von Chiwa."

Tollar hörte nicht mehr, sondern lief an den bezeichneten Ort. Noch war der Tadin nicht angekommen und nach mehrstündigem vergeblichen Harren war Irrady's Sohn genöthigt, ohne etwas entdeckt zu haben, ins Hotel seines Herrn zurückzukehren.

Den nächsten Morgen theilte er Miß Eva sein Abenteuer mit, welche alsbald ihren Vater bat, sich bei Bundro zu erkundigen, wo man Kallu antreffen könne; der Kaufmann jedoch antwortete, der Tadin sei auf einer großen Wallfahrt begriffen, die wohl einige Monate dauern dürfte.

Diese Abreise verzögerte natürlich die Aufklärung, welche Tollar nun nicht vor dem Winter erwarten konnte. Der Doctor ermahnte ihn zur Geduld und da die Zeit herangekommen war, wo man sich auf das Land zu begeben pflegte, so schickte er ihn mit einem Theile des Gepäcks und seiner Diener dahin voraus.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

„Die Musketiere der Königin" von Halevy.

Diese Musik ist sehr schön, sie ist mir aber zu vornehm. Sie ist so elegant, so fein, so gehobelt, so pikant, so geistreich und so bettelarm an Ideen! — Sie hat einen zu starken Hautgout. — Es ist so entsetzlich viel Kunst in dieser Oper, zu viel, als daß ein ächter Künstler sie geschrieben haben könnte! Wir hören lauter melodische Combinationen, keine Melodieen; wozu alle diese Mühsal? Ein herzhaftes deutsches Volkslied, wie es die Fulder Bauern des Abends auf dem Felde oder unter der Linde vor dem Rathhause singen, schlägt doch alle diese melodischen Experimente todt; denn es steckt zu viel Paris und zu wenig Natur in denselben. Dutzende von geistreichen, bunten Lappen und Placken, geistreich und bunt zusammengelappt und geplackt, machen noch keine gute Oper. Gewiß, ich urtheile viel zu derb, allein Herr Halevy ist doch auch gar zu fein, und wenn man so recht mit lauter Feinheit zu Tode gequält wird, dann übermannt es Einen, daß man sich trotzig in das Pathos der potenzirtesten Grobheit wirft. Sujet und Handlung bieten glänzende Effekte — ich meine die neuen Musketieruniformen, die sich wirklich sehr brillant ausnehmen, und die weißen Wachtmäntel, die das gedämpfte grüne Licht sehr schön reflektiren, obgleich man nicht geradezu behaupten kann, daß die armen Choristinnen-Hofdamen allzu splendid im Gallastyle der feinsten aristokratischen Konversationsoper kostümirt gewesen seien. — Doch — halten wir ein, sprechen wir in ernsterem Tone über das, wenn auch im Ganzen verfehlte, Werk eines tüchtigen Meisters.

Gutzkow sagt in seinen Pariser Briefen: „Das Pariser Publikum ist mild, weil es billig ist. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatischen Werkes nur den Maßstab, den dieses selbst voraussetzt." Möchten wir auch gegen die absolute Billigkeit dieses Verfahrens ein bescheidenes „christliches Bedenken" erheben, indem darin alle Flachheit, alle Maßlosigkeit und namentlich jeder Trotz der individuellen Willkür sich gerechtfertigt sehen kann, so dürfte doch gerade hier ein Urtheil aus dem Standpunkte des Werkes selber das billigste sein, zumal es sich um ein fremdes Produkt handelt, für dessen, der Intention des Komponisten entsprechende, Darstellung die deutsche Bühne wenig oder gar nicht geeignet ist.

Sollen die Musketiere Halevy's wirklich als das erscheinen, was sie sein wollen, eine sublimirt feine Conversationsoper, so gehört die ganze Leichtfertigkeit, die degagirte Grazie, es gehört selbst das Parlando-Singen französischer Künstler dazu, um das wieder gut zu machen, was die dem Genre widerstrebende Eigenthümlichkeit des Componisten verdirbt. Die Musketiere, wie bei uns, in das Gebiet der eigentlichen Oper hinausgezogen, sind ein verfehltes, zwitterhaftes Werk; im Geiste des Vaudeville dar-

Digitized by Google

gestellt, können sie von trefflicher Wirkung werden. Die Musik bewegt sich zu schwer für dieses Sujet, diese Anlage, darum müssen die Darsteller trefflich eingeölt sein, wie nur die Franzosen sind, jeder Lufthauch gleichsam muß eine musikalische oder mimische Bewegung bewirken. Halevy's Musik ist für eine Conversationsoper nicht leichtsinnig genug, man sieht aber, er gibt sich Mühe, diesen Leichtsinn zu erreichen, und eben der innere Widerspruch, welcher hierin liegt, verdirbt die ganze Sache. Halevy hat zu viel gelernt für die französische Conversationsoper, er hat fünf Jahre lang bei Cherubini Contrapunkt studirt, — und jetzt quält er sich ab, leichtsinnig zu sein, wie Auber! Die „Jüdin" ist bedeutend geworden durch Halevy's Studien, aber diese belasten ihn in den Musketieren. Der Drang nach Ideen-Tiefe bei outrirten Effekten der französischen Neu-Romantik und altehrenfester Gelehrsamkeit kämpft mit dem, was flüchtig hingeworfene, kokette Grazie sein sollte — und doch verlangt man hier ja nichts weiter als süße, einschmeichelnde, leichtsinnige, behaltsame Melodieen! Die französische komische Oper war von jeher nur groß durch ihren Leichtsinn. Philidor schrieb zur Zeit, da der schwerfälligste Lülly'sche Zopf noch Herr des Styles war, zum Bewundern leichtsinnig, er hat durch seinen Leichtsinn Epoche gemacht. Sein „Tom Jones" und sein „soldat magicien" haben Stellen, die einem Auber und Adam noch zur Lehre dienen können in dem, was spielende Anmuth, was granziöser Leichtsinn heißt. Philidor komponirte und spielte Schach, und man war immer im Zweifel, ob er als Schachspieler oder als Komponist größer sei. Fürwahr, so und nicht anders muß uns der Ahnherr der opéra comique erscheinen. D'Allayrac schrieb durchsichtig klar, naiv heiter — und leichtsinnig; — Nicolo Isouard und Boieldieu wußten ihre Kompositionen durch den zarten Schmelz der Romantik zu adeln, sie wollten moderne Troubadour's sein, darum arbeiteten sie — genial leichtsinnig; Auber dankt seinen Ruhm seinem pikanten Leichtsinn — kurz der künstlerische Leichtsinn bricht überall als ein Urelement der französischen komischen Oper durch. Halevy hat uns in der „Jüdin" gezeigt, was sein Beruf ist, schon im Beginn seiner musikalischen Laufbahn war er mit komischen Opern unglücklich, er sollte eigentlich keine solche mehr schreiben. Er hat ein eminentes Talent für die Combination, aber die Frische und Leichtigkeit der Erfindung fehlt ihm, darum sind seine Ensembles meist Gold werth, seine Solosätze aber gar oft keinen Pfennig. So enthalten die „Musketiere" meisterhaft gearbeitete Quartette, Finales ꝛc., aber so geistreich manche Arie gehalten ist, fehlt ihnen doch der freie, natürliche Melodienfluß, sie packen nicht, sie lassen kalt, man hat keine Melodieen mitgebracht, wenn man nach der ersten Vorstellung nach Haus kommt. Ueberdies herrscht eine große Unordnung in dieser Oper, Halevy weiß nicht Haas zu halten mit seinem kombinatorischen Reichthum, das Genie aber ist jederzeit ökonomisch. Die Ouvertüre z. B. zeigt ein wahres Musterbild von Unordnung. So geht es dann auch weiter fort, selten wird eine Idee gehörig ausgebeutet, die Eine musikalische Situation zum genügenden Abschluß gebracht, bevor sich die Andere in Harmonie und ebenmäßiger Gliederung daran reiht, überall Ansätze und Absätze, ein unruhiges Umhergreifen von einem Tempo nach dem andern, von einem Rhythmus, einer Tonart, einem Thema zum andern, ein zerhacktes, zerstücktes und zerpflücktes Wesen, fast nirgends Ein Guß. Doch machen auch hiervon einige der schon oben als das im Ganzen Gelungenste bezeichneten Ensembles eine erfreuliche Ausnahme. So verfehlt aber, was die künstlerische Totalität betrifft, die Partitur der Musketire immerhin genannt werden muß, so lehrreich ist sie. Sie ist eben zu lehrreich! Meisterhaft ist unstreitig die Instrumentation. Das ist Halevy's starke Seite; denn hier gilt es ja wiederum zu kombiniren, geistreich oder kühn zu kombiniren. Es herrscht eine solche Mannichfaltigkeit, Neuheit und Zweckmäßigkeit der Instrumentaleffekte, daß der Kenner schon allein durch eine genaue Beobachtung des Orchesters für so vieles Andere reichlich entschädigt wird. Hier weiß Halevy auch ökonomisch zu sein, er häuft die Mittel und hält dennoch Maß, er ringt nach Neuheit, ohne der Natürlichkeit Abbruch zu thun. — Aber die Pracht der Instrumentation wird zum kalten Prunk bei diesem Geist der vornehmthuenden Eleganz, der aus dem ganzen Werk uns anweht. Halevy schreibt, man fühlt es, in stetem Conflikt mit sich selbst, seine Compositionen sind nicht die reinste Abspiegelung, sie sind die Verlengnung seines Innern. Er krankt an dem Grundübel fast aller modernen Künstler: Seine Bildung steht über seiner Produktion. W. H. Riehl.

Zwei Briefe des Großherzogs von Frankfurt.

1.

Hochgeehrtester Herr.

Sie haben gewiß ein lebhaftes und reines Vergnügen empfunden, da die christliche Liebe, die Sie, würdiger Mann! zum Besten der bedrängten Mainzer beseelt, so wohlthätig in ihren Wirkungen wurde! Denn solche Werke beseligen den, der da giebt; und erquicken den, der empfängt. Die guten Erfurter Inwohner haben sich mit mir vereinigt, und haben dem Churfürsten 5500 fl. zugeschickt, um dieses Geld unter seine leidende treue Mainzer anzuwenden, deren Schicksal ihn sehr betrübt. Nun freue ich mich von Herzen, indem ich aus der Frankfurter Zeitung erfuhr, daß Ihre Verwendung, Hochgeehrtester Herr, noch wirksamer gewesen. Danken werde ich nicht; denn der Lohn ist in Ihrem Herzen; aber ich kann mir das Vergnügen nicht versagen Ihnen zu bezeigen wie sehr ich gerührt bin für das, was Sie thaten als Mainzer-Nachbar, als Geistlicher-Vorgesetzter, als Menschenfreund und noch mehr: als Christ! Auch Ihre biedre Stadt Frankfurt hat denen Mainzern so manche Beweise edler deutschwohlmeinender gutnachbarlicher Gesinnungen gegeben. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn mir die Vorsehung einstens günstigere Gelegenheiten vergönnen sollte, mein Dankgefühl zu bezeigen. Ich bitte angelegentlichst von diesem Brief gegenwärtig keinen Gebrauch zu machen. Werke können nur durch Werke, nicht durch Worte vergolten werden.

Ich bin mit großer Hochachtung

Hochgeehrtester Herr

Ihr ergebenster Diener

Carl von Dalberg, Coadjutor von Mainz.

Erfurt, den letzten May 1793.

2.

Hochgeehrter Herr Senior!

Das Andenken des Herrn Seniors ist mir um so schätzbarer, da dessen tiefe gründliche Einsichten, dessen rühmlicher Eifer in Erfüllung Seiner Pflichten, und dessen bewahrte menschenfreundlichen Gesinnungen allgemein bekannt

Digitized by Google

sind, und mir dasjenige unvergeßlich bleibt, was Derselbe zum Besten der bedrängten mainzer Einwohner in so rühmlichem Maaße gethan und bewirkt hat. Im Betreffe der abermal eingegangenen wohlthätigen Beiträge bin ich überzeugt, daß den kostheimer, weißenauer und kassler Einwohnern diese Unterstützung sehr wohl zu gönnen ist. Im Falle ich es wagen wollte, Ihrer edlen Absicht vorzugreifen: so würde ich auch die Einwohner des im Kriege großentheils abgebrannten Städtchens Königstein empfehlen. Wegen einzelner Anweisung dieser Wohlthaten bin ich wegen Mangel an Personal und Lokalkenntnissen, wegen Entfernung, wegen Drang der Geschäfte außer Stand, das Nähere zu bestimmen. Ich überlasse daher alles Ihrem eignen edeln Herzen, und bringe etwa als Gehilfen Ihrer Absichten den in Mainz wohnenden geistlichen Rath Schumann in Vorschlag, dessen milde gute Gesinnungen allgemein bekannt sind. Jede Gelegenheit wird mir erwünscht sein, in welcher ich im Stande bin, dem Herrn Senior Beweise jener vollkommenen und besondern Hochachtung zu geben, womit ich bin

des Herrn Seniors

wohlaffectionirter von Herzen

Carl.

Aschaffenburg, den 12. Sept. 1802.

Feuilleton.

*** Der Mathematiker Lacomme. *) Ein alberner Mißgriff der Polizei in Bordeaux führte kürzlich einen merkwürdigen Mann vor das Tribunal der correctionellen Polizei von Bordeaux; er war von hoher kräftiger Gestalt, trug einen groben Kittel und war der Widerspenstigkeit gegen die Diener der öffentlichen Gewalt beschuldigt. Dieser Mann, Namens Lacomme, kann weder lesen noch schreiben, hat nie etwas anders gelernt, als die Weberei, besitzt aber eine ungläubliche, durch Ausdauer vervollkommnete Anlage zum Rechnen und zur Geometrie. Er hat die mühsamsten Aufgaben gelöst, und soll sogar bei einigen zu einer genauern Auflösung gekommen sein, als die berühmtesten Mathematiker. Er hat ein Buch diktirt, das er selbst verkauft, und worin sich eine äußerst deutliche, für den Gebrauch ungemein passend eingerichtete Uebersicht der Arithmetik und Geometrie findet, nebst einer Abhandlung über die Cubusberechnung und einer Auflösung des Verhältnisses zwischen dem Durchmesser und dem Umkreis, genauer als Archimedes sie formulirte. Das genaue Verhältniß zwischen Durchmesser und Umkreis wird in der Mathematik als unauffindbar betrachtet; es ist die berühmte Frage über die Quadratur des Cirkels, womit die gelehrten Corporationen als mit einer ganz nasinuigen Sache sich nicht weiter beschäftigen wollten. Lacomme hat eine Lösung aufgefunden, und zwar ohne Papier und Dinte, sein Beweis ist für jeden sußlich und er hat denselben vor dem Tribunal unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der Zuhörer mitgetheilt. Dasselbe hatte er auch auf der offenen Straße gethan, und seine Ansichten einer zahlreichen Zuhörerschaft auseinander gesetzt, darüber hatte ihn die Polizei gepackt, ihm als einen Rasenden kaltes Wasser über den Kopf gegossen, und ihn sechs Wochen lang eingesperrt, bis das Tribunal der correctionellen Polizei ihn für unschuldig erklärte. Indeß wird die erlittene Mißhandlung vielleicht zu seinem Glück ausschlagen, jedenfalls von großem Einfluß auf seine Zukunft sein; das Tribunal und die Anwesenden haben den Bericht, welchen der sonderbare Mann von seinem Lebenslauf gegeben, so wie die eben so einfache als deutliche Auflösung einer der schwierigsten Fragen mit dem größten Interesse angehört, und unter den Anwesenden befanden sich Leute, deren Hülfe und Beistand ihm jetzt gewiß ist. Ausld.

*) Wir entnehmen diese Mittheilung, die uns in den französischen Blättern entgangen, aus dem Arnheimischen Courant vom 29. August, der ihn seinerseits aus dem Journal d'Anvers entlehnte. Wir machen diese genaue Angabe weil wir für den Inhalt der Mittheilung keineswegs die Bürgschaft übernehmen möchten. A. d. R.

*** Niebuhr erzählt in seiner „Geschichte des Zeitalters der Revolution" Folgendes über Napoleons Geburtstag: „Es ist oft behauptet worden, daß Napoleon nicht am 15. August 1769 geboren sei, sondern im Februar 1768. Dies ist jetzt aber als falsch erwiesen. Er selbst hat die Veranlassung dazu gegeben: in dem acte civile seiner Heirath mit der sehr viel ältern Josephine Beauharnais hat er ihrer Eitelkeit nachgegeben und sich um anderthalb Jahre älter, sie um neun Jahre jünger gemacht. Man hat ihm das Motiv untergelegt, er habe sich jünger gemacht, weil er geboren, als Corsica noch nicht französisch gewesen sei. Die Kirchenbücher von Ajaccio beweisen aber ganz klar, daß er am 15. August 1769 geboren war."

*** Nach Chtuple nächst Hosterlitz kam vor einigen Wochen ein Mann, nachdem er zuvor in der dortigen Pfarre über die Familie des Ortsschmieden unverläßige Erkundigungen eingeholt hatte. Da dieser bereits vor mehreren Jahren verstorben war, stellte er sich dessen Ehegattin, einem alten Mütterchen vor, mit der Frage, ob sie ihn wohl noch kenne, und ob sie sich noch der letzten Anwesenheit der Franzosen in Mähren erinnere. Das Erstere, antwortete sie, müsse sie verneinen, das Letztere werde ihr in ewigem Angedenken bleiben, indem die bei ihr damals einquartirten Franzosen bei ihrem Abzuge ihre ganze Habe, nämlich einige hundert Gulden mit sich nahmen, und sie so fast an den Bettelstab brachten. „Und würden Sie wohl Denjenigen, der das Geld entnahm, noch erkennen?" „Wie sollte ich das nach so vielen Jahren, und in einem Alter, das mich des Augenlichtes fast schon beraubte." „Nun wisse, Derjenige, der Euch damals des Geldes beraubte, bin ich, und der Zweck meiner Reise hierher ist kein anderer, als Euch dasselbe nebst Zinsen zurückzustellen." Bei diesen Worten überreichte er der Wittwe 400 Gulden C. M., übernachtete daselbst, und ließ sich des andern Tages bei seiner Abreise nach Znaim von den zwei Söhnen begleiten. Hier ließ er ein fröhliches Abschiedsmahl bereiten, und übersandte der greisen Mutter viele werthvolle und kostbare Geschenke mit der Bemerkung: Sie möge von nun an nur eine segenvolle Erinnerung seiner bewahren.

*** Dieser Tage wurde in Marmaros-Szigeth ein Vater in's Gefängniß gebracht, der seinen zwölfjährigen Knaben eines unbedeutenden Vergehens wegen in einen Korb gesteckt, über den Herd gehängt, darunter Feuer angezündet und das unglückliche Opfer dermaßen gepeinigt hatte, daß es Tags darauf unter gräßlicher Marter den Geist aufgab. Die Stiefmutter des bedauernswerthen Opfers wehrte die zur Hülfe Herbeieilenden mit der Hacke ab.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 13. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 14. September. (Auf Verlangen) Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 255. Dienstag, den 15. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

6.

Der Räuber.

Die meisten Wege in Indien sind weniger Landstraßen als Pfade, welchen die Reisende folgen. Da sie nur durch vorüberziehende Karavanen gezogen sind, ohne daß irgend eine Vorarbeit vorgenommen worden wäre, und überdies gar nicht unterhalten werden, so sind sie stets unangenehm, oft schwierig und manchmal ganz unbrauchbar für Wagen. Deßhalb hatte auch Herr Dumfries auf diese letzteren Verzicht geleistet und bediente sich zum Transport seiner Effecten der Saumthiere. Das schwerste Gepäck ward auf Elephanten geladen, denen Indier vorangingen, welche durch Rufen die zu nehmende Richtung ihnen anzeigten und sie auf etwaige Hindernisse oder Löcher aufmerksam machten, während die auf ihrem Halse sitzenden Mahuts (Koraaks) ihren Schritt vermittelst eines Stachels beschleunigten oder durch einen Schlag auf den Rüssel ihnen Stillstand geboten. Hinterher kamen die Kameele, dann die Diener des Doctors zu Pferde.

Tollar ritt den Poney der Miß Eva; bald aber bemerkte er, daß das schwache Thier dem Reste der Karavane nicht zu folgen vermöge und so mußte er denn schon am zweiten Tage hinter der Karavane zurückbleiben und den Weg allein fortsetzen.

Der Anblick des Landes, das er durchritt, war übrigens ganz geeignet, ihn für diese gezwungene Langsamkeit zu entschädigen. Zu seiner Rechten floß ein Arm des Ganges, mit grünen Inseln wie besät und von den Segeln indischer Barken durchfurcht, während zur Linken mit düstern Wäldern bedeckte Berge sich erhoben. Die dazwischen liegende Ebene war herrlich bebaut, von zahlreichen Aldeen durchschnitten und von Zeit zu Zeit zeigte eine zwischen ihrem Teiche und ihrem Tamarindenwäldchen gelegene Pagode ihre zierlichen Dächer und ließ den Cambu ihrer Braminen vernehmen.

Als Tollar eines Tages in kurzem Trabe vor einer dieser Pagoden vorbeiritt, sprengte ein Reiter aus dem am Wege liegenden Wäldchen hervor, ritt an ihn heran und beglückwünschte ihn, wie es unter den Indiern beim Grüßen Sitte ist.

Es war ein Mann von mittlerem Alter, in grobe Kleider gehüllt, mit sonnverbrannter Haut, den man ohne die drei Streifen auf der Stirn, die ihn als einen Anbeter Wischnu's bezeichneten, für einen jener indischen Landstreicher gehalten haben würde, die unter dem Namen mahomedanische Zigeuner bekannt sind.

Auch seine Manieren hätten den Verdacht verstärken müssen. Er war lustig, gesprächig und alle seine Bewegungen zeugten von einer seltenen Entschlossenheit. Sein Pferd, lebhaft wie der Herr selbst, obschon klein und mager, hatte kein anderes Geschirr, als einen Strick und einen alten Teppich. Auf dem Kreuze war ein dünnes Packet befestigt, an welchem eine Arrakflasche hing.

Der Neuangekommene machte sich bald mit Tollar vertraut, dem er erzählte, daß er Lantu heiße und auf einer Wallfahrt nach Patna begriffen sei; aber eben so bald hatte er erfahren, wer der junge Mann sei und wohin er reise. Während er ihn indeß ausfragte, blickte er nach allen Seiten hin und schien mit Kennerblick den Werth des Gepäcks wie des Pferdes seines Reisegefährten zu prüfen, so daß Tollar mißtrauisch zu werden begann. Er wußte, daß das Land von Banditen, Thags genannt, beunruhigt werde, welche unter dem Vorwande, den Weg durch Plaudern abzukürzen, die Reisenden begleiten und ihnen im Moment, wo sie es am wenigsten erwarten, eine Schlinge um den Hals werfen, sie vom Pferde reißen und berauben. Zu allem Unglück fing es an dunkel zu werden, und noch waren sie weit von Tschaüvadi entfernt, wo sie anhalten konnten; ein Theil der Reise mußte demnach während der Nacht in Lantu's Gesellschaft, dessen Benehmen immer verdächtiger wurde, zurückgelegt werden.

Der junge Indier wußte nicht, wozu er sich entschließen solle, als er plötzlich einen Lärm von Stimmen und Pferdegetrappel vernahm. In der Hoffnung, es werde eine Karavane sein, spornte er seinen Poney an, lenkte um ein Gebüsch und erblickte ein Lager Sipahis vor sich.

Jedermann weiß, daß man die von der Compagnie in Regimenter gebildeten Indier also nennt. Die Sipahis oder Sipoys sind auf europäische Art bewaffnet, nach unserer Tactik einexerziert und von englischen Offizieren befehligt, haben aber doch ein ganz besonderes Aussehen, das ihnen jede Aehnlichkeit mit unsern Soldaten nimmt. Trotz ihrer rothen Rocke mit gelben Aufschlägen für die Reiter, und der weißen Ueberröcke für das Fußvolk, haben sie in ihrer pappendeckelnen, mit einem Turban umgebenen Kopfbedeckung, in ihren nur bis ans Knie reichenden Beinkleidern und besonders in ihrer Haltung etwas so Barbarisches, daß ihre Herkunft sich nicht verbergen läßt. Man fühlt, daß ein solches Heer die Waffen weder mit Lust trägt noch seinem Instincte folgt; es hat die Kriegswissenschaft erlernt aber nicht begriffen; es sind viel mehr auf europäische Weise hergerichtete Kriegsmaschinen als europäische Soldaten. Ueberdies liegt in der Verfassung dieser Kriegsvölker selbst schon ein Hinderniß, das sie unfähig macht, den militärischen Geist unserer Truppen sich jemals anzueignen: sie sind alle verheirathet und werden von Frauen und Kindern begleitet; außerdem hat jeder Kavalier zwei Stallknechte, einen Pferdeknecht, dem die besondere Pflege des Pferdes obliegt und der ihm Linsen kocht, und einen Grassammler bei sich, der das Gras halmweise ausreißen muß.

Digitized by Google

Die Abtheilung, welche Tollar vor sich hatte, bestand aus zwanzig Kavalieren, die mit ihren Familien und Dienern einen Haufen von mehr als hundert Personen ausmachten. Der junge Indier gab seine Absicht zu erkennen, die Nacht in diesem Bivouak zuzubringen und widerstand den dringenden Bitten seines Gefährten, der ihn bereden wollte, mit ihm bis zu dem noch einige Stunden entfernten Tschaüvadi zu reiten. Als Lantu sah, daß er seine Poney absattelte, schrie er verzweiflungsvoll, ob er auch bleiben solle; endlich aber entschloß er sich, seine Reise fortzusetzen, und sprengte ohne Abschied zu nehmen ungestüm davon.

Tollar machte sich den folgenden Morgen auf den Weg und erreichte ohne weiteres Begegniß die Sommerresidenz, wo bereits Miß Eva mit ihrem Vater angekommen war, und überließ sich seinen gewöhnlichen Beschäftigungen.

Eine der gewöhnlichsten war, falls Doctor Dumfries ihn nicht zum Abschreiben eines Manuscripts brauchte, für Miß Eva's Vogelhaus Vögel zu suchen. Zu diesem Zweck durchwanderte er die Ufer des Ganges und die Wälder, ohne daran zu denken, daß er Gefahr laufe, Krokodillen, Tigern und Riesenschlangen zu begegnen, gegen welche sein im Gürtel verborgener malayischer Dolch ihn nur wenig hätte schützen können.

Eines Tages, als der Doctor einige Freunde erwartete und keine Arbeit füe ihn hatte, begab er sich an den Fluß, der die Gartenmauer bespülte, stieg in einen leichten Massuli *), dessen er sich bei seinen Ausflügen häufig bediente und erreichte das ihm noch unbekannte entgegengesetzte Ufer. Miß Eva war seit einigen Tagen unpäßlich und so suchte der junge Indier eifriger als je etwas, was ihr gefallen und sie zerstreuen konnte.

Nachdem er sein Schiffchen am Ufer festgebunden hatte, drang er durch das Schilfgebüsch, das es begrenzte und gelangte in den Wald, den er von jenseits bemerkt hatte. Er bestand fast ganz aus Theck's **) oder Puna's, deren Blätter eine Art riesenhaften Dom bildeten. Darunter dehnten sich lange, düstere, von blumigen Lichtungen unterbrochene Gewölbe aus.

Tollar wanderte nicht ohne Beängstigung unter diesen schattigen Bogengängen. Tausend fremdartige Töne umbrausten ihn. Jeden Augenblick sprang eine Antilope, ein Hirsch oder wilder Stier, durch sein Herannahen erschreckt, aus dem Dunkel hervor und floh dem dichten Gebusche zu. Bald sah der Jüngling ein, daß er Unrecht gethan, so tief in den Wald einzudringen, wo sein Suchen keinen Erfolg haben konnte, denn die Bäume waren so hoch, daß keine Flintenkugel ihre Wipfel erreichen konnte und der Gesang der Vögel, die hier gebrütet, gelangte nur so schwach zu seinen Ohren, als käme er aus den Wolken. Er beschloß daher, den Rückweg anzutreten, aber leider waren die Spuren seiner Tritte schon auf dem freien Waldgrase verwischt. Er verirrte sich inmitten der tausend sich durchkreuzenden Wege, glaubte sie zu erkennen, verirrte sich von neuem und verlor endlich ganz die Richtung.

Die Stunden verflossen in vergeblichen Versuchen einen Ausgang zu finden. Der Tag neigte sich seinem Ende zu; Müdigkeit und Hunger machten sich fühlbar; Tollar begriff, daß er verloren sei, wenn es ihm nicht gelänge, den Ganges zu erreichen. Indem er nun nach den Strahlen der untergehenden Sonne sich zu orienliren suchte, machte er eine letzte Anstrengung, setzte seinen Weg, alle Hindernisse überwindend, fort, und kam endlich an den Rand des Waldes.

Aber seine Kräfte waren vollkommen erschöpft, er mußte sich auf die Erde legen und blieb da eine Zeit lang in einer Ohnmacht liegen.

Indeß belebte ihn der vom Flusse wehende frische Wind bald wieder; er erhob sein Haupt und suchte die Gegend zu erkennen. Zur Rechten lag das Schilfgebüsch, durch das er den Morgen gekommen; zur Linken eine Pagode und vor ihm der Fluß, auf welchem eine große Barke schaukelte, deren Segel gerade gespannt wurden. Dieser Anblick erinnerte ihn an den Massuli, den er am Abend zurückgelassen. Er wollte sich demnach erheben, um ihn aufzusuchen, als er einige Stimmen vernahm und liegen blieb. Zwei Männer waren am Ufer des die Pagode begrenzenden Teiches erschienen, und Tollar, der nur durch das Schilfgebüsch, das ihn verbarg, von ihnen getrennt war, glaubte den Namen „Dumfries" aus prechen zu hören. Ganz erstaunt erhob er sich auf seine Kniee, bog das Schilfrohr auseinander und erstarrte, als er den Tadin Kallu und den Abenteurer Lantu vor sich erblickte. Dieser sprach seiner Gewohnheit gemäß voll Lebhaftigkeit und schien dem Fakir eine dringende Bitte an's Herz zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nachen aus Baumrinden.
**) Keuschbaum.

Ein Franzose über den Taunus.

Grimm, der geistvolle französische Feuilletonist, hat in einem seiner offnen, dießmal an Heinrich Heine gerichteten Briefe die Eindrücke einer Reise durch die Taunusbäder niedergelegt. Die Schilderung ist interessant genug, um sie einmal flüchtig zu überblicken.

Das Schreiben, aus Wiesbaden vom 17. August datirt, beginnt mit einem schlecht versteckten Aerger über die brauenden Löwen und Adler, welche auf den Wappenschildern deutscher Bundesstaaten jene herrlichen Ufer des Rheines bewachen, aus denen sich nach der Ansicht des Franzosen bequem eine oder zwei Provinzen machen ließen. Die deutschen Meilen sind ihm viel zu lang und erst auf der Straße von Ems nach Wiesbaden durch das Gebirge verwandelt sich der gereizte Gallier in einen entzückten Poeten. Der Taunus mit seinen Bergwäldern und Thalgründen, seinen Schnitterliedern und Heerdenglocken dünkt ihm ein zweites Arkadien, und die deutschen Landmädchen, das schöne blonde Haar mit einem schwarzen Sammtband oder einer Wiesenblume geschmückt, lassen ihn fast außer sich gerathen; sogar aus pariſchem Marmor gemeißelte Nymphen müssen zu Vergleichungen herhalten. So liebenswürdig und heiter, so züchtig und sanft, wie Grimm die deutschen Mädchen durchgängig gefunden hat, erscheinen ihm die Französinnen nur an ihrem Hochzeitstag, und wenn er im Taunus oder Schwarzwald oder sonst wo die Landleute an Sonn- und Festtagen in ihrer malerischen Tracht sah, glaubte er in einem Theater den Freischütz zu sehen und die Lieder C. M. v. Weber's rauschten wie durch einen Zauber an sein Ohr.

Ems ist unserm Franzosen weniger als ein Dorf, Wiesbaden etwas mehr als ein Marktflecken. Letzterer Kurort hat ihm überhaupt wenig gefallen. Die Straßen sind zu düster, die Badegesellschaft war nicht glänzend genug. Am ergötzlichsten und charakteristisch zugleich klingt übrigens die Bemerkung, wie man in den vielen Modehandlungen den

durchreisenden Engländern und den vornehmen deutschen Damen Hauben vom vorigen Jahre als die allerneueste Mode der Pariser Feen verkaufe.

Auch der Kursaal in Wiesbaden hat keine Gnade gefunden bei dem Feuilletonisten. Das Thalergeklingel des Hazardspiels auf der einen Seite und das Tellergeraffel der Restauration auf der andern beleidigen sein Ohr, der Geruch der verschiedenen Speisen seine Nase, und er flüchtet sich in den Garten. Hier gefiele es ihm recht gut, wenn nur nicht die kränklichen, bleichen, spleenbehafteten Engländer, die ihm immer einen Selbstmord auszubrüten scheinen, sich unter den lieblichen Akazien ergingen. Eines Abends war Grimm im Schatten einer Platane eingeschlummert und erwachte plötzlich zwischen einem Greis, der verzweiflungsvoller aussah als der König Lear, und dem Gespenst einer Insulanerin, furchtbarer als die Lady Macbeth. Er springt auf, sucht eine einsame Stelle, um sich seinen schwarmerischen Abendempfindungen hinzugeben; da begrüßt den melancholischen Mondschein wieder das verwünschte Schüsselgeraffel und Messer- und Gabelgellirr des emsig schaffenden Speisewirths.

Will man bis hierher mit den dichterischen Herzensergießungen Grimm's ganz einverstanden sein, so wird es uns Deutschen doch etwas seltsam vorkommen, daß er unwillkürlich des Auferstehungsmorgens im Göthe'schen Faust gedenken muß, wenn Sonntags die Kirchenglocken in Wiesbaden ertönen, während Frankfurt und Mainz ihre frohen, festlich gekleideten Söhne und Töchter in die Straßen von Wiesbaden senden.

Von ihren rosigen Echarpen, seidnen Kleidern, bebänderten Strohhüten und lächelnden Lippen springt dann Grimm mit einem Mal auf die Musik ab. Diese Kunst hat nach seiner Meinung zwei Mütter, Deutschland und Italien; er ist jetzt auf deutschem Boden und weiß, daß Heine die Musik liebt, wie sie Hoffmann geliebt hat. Drum glaubt er recht ausführlich sein zu dürfen und beginnt mit der Bemerkung, daß er bei einem Gang durch Wiesbaden auf einmal einem kolossalen Hotel gegenüber nächst der Kaserne einen Theaterzettel an der Mauer „entdeckt" habe. Entdecken sei ganz das richtige Wort, denn der Zettel sei nur handgroß und wenn auch sauber, doch in zu kleiner Schrift gedruckt gewesen. Norma war angekündigt. Eine italienische Sängerin sollte die Titelrolle, ein ungarischer Tenor den Sever singen. Nach einer kurzen Schilderung des Schauspielhauses wird gemeldet, die Vorstellungen fingen in Wiesbaden um halb sieben Uhr an und endeten um neun. Dauerten sie zufällig einmal bis zehn, so führten die Bewohner deßhalb bei der Obrigkeit Beschwerde (?). In Deutschland verstehe man nicht, Mitternacht schlagen zu hören, und von der Geisterstunde wisse man diesseits des Rheins nicht mehr, als was die Mährchen davon erzählten (?).

Grimm sitzt nun im Theater zwischen „zwei guten Deutschen"; der Vorhang fliegt auf und das Ohr des Franzosen ist seltsam überrascht, da die Donna del Carmen-Montenegro den Text italienisch, der Ungar seinen Sever deutsch und Adalgise, je nachdem sie mit Norma oder Sever zusammen ist, ihre Parthie in beiden Sprachen singt. Grimm meint, in Paris, wo man sich selbst gegen die eiserne Nothwendigkeit auflehne und auch dem Zufall nichts verzeihe, würde man über eine solche babylonische Sprachverwirrung laut aufgelacht und aus Logen und Paterre eine Fusillade von Calembourgs gegen die Bühne eröffnet haben. „In Deutschland nehme man aber die Sache ernster, nicht ein Lächeln habe die ehrlichen Gesichter verzogen: das Herz folgte den Melodien, was war an dem Text gelegen? Die Deutschen würden sogar dem Sanskrit andächtig lauschen, wenn er von Musik begleitet werde." *)

Doch wieder zum Wiesbadener Theater zurück. Grimm meint, Donna del Carmen-Montenegro habe die Norma herrlich gesungen und meisterhaft gespielt. Man könne dieser Künstlerin seinen Beifall selbst dann nicht versagen, wenn man einmal Gelegenheit gehabt, Giulia Grisi zu bewundern. Mit Adalgisen war der sarkastische Franzose nicht sehr zufrieden. Sie ist ihm als eine Sächsin bezeichnet worden. Etwas ungehalten über den vielen Lärm, der um sie laut wurde, habe sie Miene gemacht, einzuschlafen, und man dürfe überzeugt sein, daß irgendwo zwischen den Coulissen ihre Nachthaube zu finden gewesen sei. Dem Bassisten, Herr Meinhardt, welcher den Oroviſt gesungen, wird eine gute und schöne Stimme zuerkannt, deren er sich, wenn auch nicht mit Geschick, doch mit Feuer bediene In Paris sei diese Partie nicht immer so gut besetzt, wie an diesem Abend in Wiesbaden.

„An dem Tag, so schließt Grimms Brief, da ich über die Brücke von Kehl kam, dachte ich thöricht genug, nun würden sich meine Ohren sättigen können an teutonischen Musikschöpfungen. Ich freute mich auf Mozart, weniger auf Mendelssohn. Aber es ging mir etwa, wie den Leuten, welche sich Honig in Narbonne und Senf in Dijon holen gehen.

Ich habe bis jetzt nichts weiter gehört als italienische Musik mit einer kleinen Beigabe französischer. Rossini, Donizetti, Bellini führen das Regiment auf dieser Seite des Rheins.

In Wiesbaden gab man die Norma und in Ems mußte ich die große Arie der Lucia hören.

Statt aller nationalen Musik haben die Orchester zuweilen Volka's polnischen Ursprungs aufgespielt.

An den Tagen, wo die Italiener sich ausruhen durften, mußten Auber und Halevy auf dem Repertoire erscheinen. Auch in Betreff der Musik hält man es also am Rhein mit der Fremden. **) E. S.

---

*) Grimm hat in der Sache ganz Recht. Wollte er aber die Deutschen mit diesen seinen Bemerkungen nicht gerühmt, sondern bespöttelt wissen, so scheint er vergessen zu haben, daß die Musik an sich die einzige, der ganzen Menschheit gemeinschaftliche Sprache ist, die für den Durchgeistigten gar nicht eines erklärenden Worttextes bedarf. Es kommt vielmehr nur darauf an, diese Universalsprache zu verstehen, und darin mögen es die Deutschen allerdings weiter gebracht haben als die Franzosen, denen bei der Wüsten-Symphonie ihres Felicien David der Declamator, eine Quasi-Eselsbrücke, nicht fehlen darf, während die doch unendlich tiefer gründende und deßhalb einen schärferen Geistesblick und ein empfänglicheres Herz erfordernde Pastoral-Symphonie von Beethoven nur wenig deutschen Ohren unvermeidlich bleiben wird. Dem Deutschen vermittelt gute Musik das Verständniß des Textes, er freut sich sogar an Liedern „ohne Worte"; der Franzose scheint umgekehrt den Text kennen zu müssen, um zu wissen, was die Musik will. Anmerk. d. Bearbeiters.

**) Diesen Vorwurf des Franzosen — es ist natürlich nur von der Oper die Rede — können die Deutschen leider! nicht entkräften, so lange sie noch Sänger und Sängerinnen, welche auf dem Schlappfell der neuern italienischen Musik ihre datsbrechenden Kunststücke produciren, am liebsten hören und deßhalb mit Summen bezahlen, die mehr als hinreichten, Conservatorien für deutsch-nationale Musik zu unterhalten. Während Frankreich und Belgien, England und Niederland begeistert werden von ältern und neueren deutschen Opern, sind unsre Componisten bei uns in der Fremde, und Franzosen und Italiener holen sich Geld und Ruhm in Deutschland.

Feuilleton.

*** In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften ward eine Abhandlung des Hrn. Bouchardat über Weinbau und Weinfabrikation vorgelesen. Unter den verschiedenen Vegetabilien, aus denen sich Wein gewinnen läßt, rühmt B. vorzüglich die Melone, die seiner Angabe nach einen trefflichen weißen Wein gibt, welcher sich Jahrhunderte hindurch hält.

*** Mr. Jakob erwähnt: Wenn die europäische Katze in Indien eingeführt wird, scheint sie mit der Eigenschaft begabt zu werden, Schlangen zu tödten, wie sie in der Heimath Mäuse tödtete. Kaum zeigt sich eine Schlange in einem Gebäude, so springt die Katze hinzu, schüttelt das Thier hin und her, spielt damit u.s.f. Die Schlange zeigt sich stets so eingeschüchtert, daß sie nie zu beißen versucht.

*** Zur Eröffnung der Jagd erlauben wir uns folgendes Abenteuer zu erzählen, das einem eifrigen Jäger, dem Kaufmanne Brachet, in den Ardennen kürzlich begegnete, wo er mit einigen Freunden zum ersten Male in der Saison jagte. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich ein Hase, dem sein Hund so nahe war, daß er ihn fast packen konnte, aber er wurde seinerseits von einem Wolfe verfolgt. Dem Jäger Brachet kamen die drei in Schußlinie; er schoß zuerst den Hasen und gleich darauf den Wolf nieder. Der Hund blieb in dieser Zeit verblüfft zwischen den beiden Opfern stehen und sah zitternd dem seltsamen Ereigniß zu. A. Mod. Z.

*** Ein Neger soll kürzlich im Diamantenbezirke von Bahia (Brasilien) einen rohen Diamanten gefunden haben, der beinahe zwei Loth wog und etwa 45,000 Pf. St. (300,000 Thlr.) werth war. Der Finder hat ihn für 35 Pfd. St. verkauft.

*** Es hat sich erwiesen, daß die Nachricht von Van Amburghs schrecklichem Tode nichts als ein Puff war und eifrige Zeitungsleser wollen die Bemerkung gemacht haben, daß sich der berühmte Thierbändiger jährlich einmal von seinen Bestien — in den Zeitungen — zerreißen läßt, damit das Publikum ihn nicht vergessen möge.

*** Der Schauspieler Kean, welcher zu London im Januar 1814 zuerst als Shylock auftrat, war noch den Abend zuvor von der bittersten Armuth gequält worden. Kein Brod, kein Holz im harten Winter, keine Arznei war für sein krankes Kind im Hause gewesen, und ein paar Tage darauf gab es den größten Ueberfluß. Die Direction hatte mit ihm auf 8 Pfund Gage wöchentlich abgeschlossen gehabt, sie zerriß den Contrakt, ihm freiwillig einen neuen von 20 Pfund zuzustellen. Ein Anonymus sandte ihm ein höchst schmeichelhaftes Schreiben nebst einer Banknote von 100 Pfd. Der berühmte Bierbrauer Whitebread besuchte ihn, seinem kleinen Sohne eine Note von 50 Pfd. in die Hand zu stecken. Die Herzogin von St. Albans fuhr fort, ihn zu bitten, 50 Pfd. als ein Geschenk anzunehmen, und der Comité des Theaters kam bald darauf mit einem solchen von 500 Pfd. A. Th. Ch.

*** Paris. Ein Verbrecher der furchtbarsten Art, welcher schon früher seiner Schandthaten wegen zu vierzig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde, der aber mit Ketten und Riegeln sein Spiel wie mit Zwirnsfäden trieb, hat sich seiner Strafe zu entziehen gewußt, neue Verbrechen begangen, und wurde am 20. vorigen Monats vor den Assisen zu Caen verhört. Er heißt August Louis Londais und ist dreiundzwanzig Jahre alt. An den Namen dieses jungen Bösewichts knüpft sich eine gewisse Berühmtheit, denn sein letztes Entkommen aus dem Gefängniß von Pont Leveque gränzt an ein Wunder. Eine Menge Menschen waren herzugeströmt, um den Verworfenen zu sehen, der sechzehn Diebstähle mit Einbrüchen, mehrmaliges Auflehnen gegen die Obrigkeit und wenn es Noth that, sich mit Waffen zu vertheidigen, also Blut zu vergießen, eingestand. Er wurde aufs Neue zu dreißig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt, welche den schon einmal dictirten vierzig Jahren zugezählt, siebzig Jahre Zwangsarbeit ausmachen. Das Aeußere dieses Verbrechers ist außerordentlich angenehm, aus seinem regelmäßig schönen Gesicht spricht die größte Sanftmuth, seine Gestalt ist schlank und edel, Hände und Füße sind so klein, daß sie einer Dame anzuhören scheinen. Er gesteht seine Schandthaten ein, wie ein Uebel, das ihm ein böses Geschick auferlegte, dem er sich nicht entziehen könne, er erzählte, daß er im vierzehnten Jahre den ersten schweren Einbruch verübt. Als er sein Urtheil vernahm, war Londais durchaus ruhig und begab sich, die Versammlung mit Anstand grüßend, zurück in sein Gefängniß. Ohne Zweifel ist er schon wieder auf Mittel bedacht sich seiner Strafe zu entziehen.

*** Eine Ballscene in Perpignan. Ein Lieutenant des Generalstabs machte sich einen Spaß daraus, beim Tanzen mit den Füßen hinten auszuschlagen, und bediente so seine Nachbarn mit Fußtritten. Einer gab ihm tanzend dieselbe Munze zurück. Nach dem Tanze frug der Offizier diesen, ob er ihn absichtlich getreten, und lohnte eine bejahende Antwort mit einer Ohrfeige. Der Geschlagene wollte sich mit einer Rückohrfeige erchterligen, aber seine Tänzerin, eine kleine, feste Catalanin, faßte ihn um den Leib, warf ihn zurück, und sprang dann auf den Lieutenant zu, dem sie eine so derbe Maulschelle versetzte, daß es im ganzen Saale wiederklang. Als Galanthome zog der Offizier seinen Hut, und sagte: Merci, Madame! Hmrft.

*** Das sicherste Mittel, jeden Hund vorm Tollwerden zu bewahren, soll nach einer nordamerikanischen Zeitung darin bestehen, ihm den Schwanz knapp hinter den Ohren abzuschneiden.

*** Frankfurt. Ueber die vier ungarischen Instrumentalsängrr, welche in jüngster Zeit in verschiedenen Städten großes Aufsehn gemacht haben, und nächsten Dienstag, den 15. Sept. eine Vorstellung im hiesigen Theater geben werden, schreiben die „Mainzer Unterhaltungsblätter:" Ihre Lieder ohne Worte sind durchaus national und haben meistens etwas Wilddüsteres, Melancholisches, was im Gesange einen so eigenthümlichen Zauber auf den Hörer ausübt. Ein sachverständiger Ohrenzeuge nennt ihre Leistungen Erinnerungen an Lenau's und Beck's Gedichte, in denen die magyarische Nationalität sich aussprecht, und ihre Imitationen verschiedener Instrumente, trotzdem daß es künstlerische Spielereien wären, auch in dieser Hinsicht bezeichnend.

Man muß es schon ein Ereigniß nennen, daß unter den fünfzehn verschiedenen Opern, welche auf dem Frankfurter Theater vom 1. August bis 1. September zur Aufführung gekommen sind, zwölf deutsche und nur drei italienische Compositionen waren.
Anmerk. d. Bearbeiters.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 14. September. (Auf Verlangen) Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber

Dienstag, den 15. Septembre. Der Vetter aus Bremen, oder: „Die drei Schulmeister", Lustspiel in 1 Akt, von Th. Körner. Hierauf: Die vier ungarischen Instrumentalsängrr, Herr Weiß, Zorer, Schwarz, Grunzwag, im National-Costüme. — Zum Schluß: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt, aus dem Französischen von Wagner.

Mittwoch, den 16. September. Titus, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 256. Mittwoch, den 16. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Denke an den Lohn, den Du von mir erhalten hast," sagte Lantu zum Tadin. „Du bekamst Silber und Edelsteine, um Dich für den Rest Deiner Tage zum reichen Manne zu machen."

„Und glaubst Du, daß ich sie nicht verdient habe?" entgegnete Kallu mit Nachdruck. „Ich habe Deinetwegen den Lotus der Welt, Benares, besucht, das auf der Spitze des Dreiecks von Chiwa erbaut ist, und habe neun Mal seinen Tempel umkreist, den Raum mit meiner Brust messend; ich wohnte dem Feste Kali bei, ein glühendes Eisen in jeder Hand und die Zunge von einem Dolche durchbohrt; endlich habe ich mich beim großen Herdnar*) von Ellora bis an den Gürtel eingraben lassen und bin drei Tage in diesem Zustande geblieben, ohne andern Schutz gegen die Vögel des Himmels als die Bewegung meiner Augenlieder."

„Ganz gut," versetzte Lantu mit zufriedener Miene, „dergleichen Büßungen müssen eine hinreichende Sühne für meine ganze Vergangenheit sein; aber ich will noch eine, die auch die Gegenwart versöhnen kann."

„Du beharrst also bei Deinem Plane?"

„Mehr als je. Ich habe alle Vorsichtsmaßregeln getroffen; ich habe in jener Bucht dreißig wohlbewaffnete Lascaren und des Engländers Diener sind bei dem Feste in Murschedabad; nur Frauen befinden sich im Landhause, welche sogleich die Flucht ergreifen werden."

„Und wann gedenkst Du das Haus anzugreifen?"

„Sobald es Nacht wird."

„Die Thüren werden geschlossen sein."

„Ich habe einen Plan . . ."

Tollar konnte nichts mehr vernehmen, weil die Sprecher sich in Bewegung gesetzt und entfernt hatten.

Doch war das, was er gehört hatte, schon hinreichend. Bei jeder andern Gelegenheit hätte er ein Begegnen Kallu's als eine Wohlthat des Himmels betrachtet und hätte an nichts anderes gedacht, als von ihm die von seiner Mutter verheißenen Enthüllungen zu erbitten; jetzt jedoch fiel ihm dies gar nicht ein, denn die Gefahr, welche der Doctor und namentlich Miß Eva lief, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er erhob sich schnell, glitt vorsichtig durch das Schilfgebüsch und suchte den Fluß unbemerkt zu gewinnen.

Er war so glücklich, den Ort zu erreichen, wo er am Morgen gelandet, und seinen Massuli wiederzufinden. Da er indeß im Angesicht der Seeräuber war und ihren Verdacht zu erregen fürchtete, so that er, als wenn er gar keine Eile hätte, und machte seinen Nachen mit einer Art gleichgültiger Nachlässigkeit vom Ufer los. Im Moment aber, wo er abstoßen wollte, rief ihn eine starke Stimme an, der Massuli beugte sich unter der Last eines neuen Passagiers und er sah Lantu sich gegenüber, welcher eins der Ruder ergriffen hatte.

Tollar's erste Bewegung war, einen Schritt zurückzutreten und seinen malayischen Dolch zu ergreifen.

„Ha," schrie der Pirat unter gewaltigem Lachen, „erkennst Du Deinen alten Reisegefährten nicht wieder?"

„Vollkommen!" stammelte Tollar, der sogleich begriff, daß er sich stellen müsse, als wisse er von nichts.

„Ich hoffe, Du wirst unser Zusammentreffen auf der Straße von Calcutta nicht vergessen haben?"

„Eben so wenig, wie unsere ungestüme Trennung im Lager der Sipoys."

„Ach ja," versetzte Lantu, der sich entschuldigen zu müssen glaubte; „Dein Eigensinn hat mich geärgert; aber wo fährst Du jetzt hin?"

„Zu meinem Herrn."

„An's andere Ufer? Nun so können wir zusammenfahren!"

Er setzte sich bei diesen Worten neben den Jüngling und half ihm rudern.

Längere Zeit herrschte Stillschweigen. Tollar beobachtete den Seeräuber, dessen Absichten er zu errathen strebte; da fragte ihn dieser plötzlich voll Heiterkeit:

„Weißt Du wohl, wo ich hin will?"

„Nein!" antwortete Tollar.

„Zu Deinem Herrn!"

„Du?"

„Ich weiß, daß er einen Kornak für seine Elephanten sucht."

„Und Du willst Dich dazu anbieten?"

„Ja."

„Ich glaube nicht, daß Dich der Doctor annehmen wird, ohne Dich zu kennen."

„Er wird sich nicht weigern, wenigstens einen Versuch zu machen," bemerkte Lantu, „und mehr verlange ich nicht."

Tollar sah ein, daß der Pirat sich nur in des Doctors Haus einzuführen wünschte, um es seinen Genossen ausliefern zu können; dies war zweifelsohne der Plan, den er dem Tadin anvertraut hatte und dessen Enthüllung der junge Mann nicht mehr zu vernehmen vermochte. Ein glücklicher Zufall indeß hatte ihn in den Stand gesetzt, Lantu's eigene Kriegslist gegen ihn zu gebrauchen und daraus Nutzen zu ziehen.

Der Massuli legte eben an. Tollar zog die Ruder ein, führte seinen Gefährten ins Landhaus, ließ ihn in einem der obern Zimmer zurück und bat ihn zu warten.

Darauf lief er in des Doctors Gemach und erfuhr, daß dieser mit seinen Gästen nach einer benachbarten Stadt sich begeben habe, von wo er erst am folgenden Tage zurückkommen sollte. Schnell begab er sich in die Dienstbotenzimmer, aber die indischen Diener, welche vom Doctor zurückgelassen worden waren, hatten ihres Herrn Abwesenheit benutzt

*) Fest.

Digitized by Google

und Urlaub genommen. Er traf nur einige Mägde an, die ihm anzeigten, daß Miß Eva viel unpäßlicher sei und sich zu Bett begeben habe.

Tollar war in Verzweiflung und ganz unschlüssig, was er thun solle, als zwei Landleute eintraten. Schnell erklärte er ihnen, was ihm begegnet und welche Maßregeln man ergreifen müsse; darauf traten alle Drei in das Gemach, wo Lantu wartete, stürzten sich auf ihn und fesselten ihn mit Stricken.

Einer der Männer stieg sogleich zu Pferde, um den Doctor davon in Kenntniß zu setzen; der andere aber begab sich auf die Terrasse, um Wache zu stehen, während Tollar den Gefangenen bewachte.

7.

Der Ueberfall.

Die Nacht war hereingebrochen, eine jener schönen indischen Nächte, die von sanftem Schimmer erheitert und von balsamischer Luft erfrischt werden. Die Barke der Seeräuber lag noch immer still und unbeweglich auf der nämlichen Stelle; kein Geräusch ward rings umher vernommen, und im Landhause schien alles wie ausgestorben.

Anfangs hatte Lantu, durch die plötzliche Gefangennahme außer Fassung gebracht, protestiren wollen; als er aber aus einigen Worten, die Tollar entschlüpft waren, erfahren hatte, daß sein Plan entdeckt sei, schwieg er still, bis der Jüngling allein mit ihm war. Darauf wandte er sich zu ihm und sagte, einen wilden Blick auf ihn werfend:

„Du glaubst Dich gerettet? Freue Dich nicht zu sehr, einen der Tiger in der Falle gefangen zu haben, die andern sind nicht weit von hier."

„Ich weiß es," erwiederte Tollar. „Ich habe daher nach Verstärkung geschickt und wir werden bald im Stande sein, sie in ihrer Höhle selbst anzugreifen."

„Dazu werdet Ihr keine Zeit haben."

„Warum nicht?"

„Dein Herr kann vor Mitternacht nicht hier sein."

„Nun?"

„In einigen Augenblicken wird das Landhaus in meiner Gewalt sein."

„Das wollen wir abwarten."

„Du wirst es bald sehen; dann aber wehe dem, der mich verrathen."

Tollar zuckte die Achseln.

„Du willst mich einschüchtern," sagte er; „aber denke lieber an Dich selber, Lantu; denn was auch geschehe, Du bleibst mein Geissel und eine Rettung in meinen Händen. Wenn Deine Genossen hier einzudringen wagen, so werden sie Dich nicht mehr lebend finden."

Lantu betrachtete den Jüngling aufmerksam; seine Züge drückten eine solche Entschlossenheit aus, daß er erstaunte. Es trat eine Pause ein.

„Und welchen Lohn erwartest Du für diese Treue von Deinem Herrn?" fragte endlich der Räuber.

„Keinen andern als seinen Dank," entgegnete Tollar.

„Wohlan! Ich biete Dir Reichthum an," versetzte Lantu lebhaft. „Löse diese Bande, fliehe mit mir und die Hälfte der Beute soll Dir allein gehören."

Tollar lächelte verachtungsvoll.

„Erst mußt Du die Beute haben, ehe Du an ihre Theilung denken darfst," sagte er.

„Willst Du mehr?"

„Stille!" unterbrach ihn der junge Indier, der seit einigen Minuten horchte und sich dem Fenster näherte.

„Ha! Du weigerst Dich!" schrie Lantu wüthend. „Du willst mich ausliefern? Ha! Wenn ich nicht überrascht worden wäre . . . wenn ich nur eine Waffe hätte . . . wenn ich . . ." (Schluß folgt.)

Ein Deutscher in den Felsenbergen.

In einem sehr interessanten neuen englischen Werke über Amerika (Hochelaga) wird ein höchst origineller Deutscher geschildert, den der Verfasser auf der Reise von Europa nach Amerika traf. Er war etwa 30 Jahre alt, eher klein als groß, aber kräftig und ungemein rührig und hatte ein auffallend schönes Gesicht, namentlich wunderbar große schwarze Augen. Um seinen Mund lag etwas Wildes und Sinnliches; sein schwarzes Haar hing ihm lang im Nacken hinab und das Gesicht war von Sonne und Wind stark gebräunt. Keinen Augenblick blieb er ruhig, nicht einmal im Sitzen, und immer blickte er sich nach allen Seiten um, als erwarte er einen Feind, aber ohne ihn zu fürchten. Seine Stimme war sanft und wohlklingend, aber leise. Der merkwürdige Mann hatte auf einer norddeutschen Universität studirt und war sehr unterrichtet; alle europäische Sprachen sprach er gleich geläufig, doch keine richtig, nicht einmal seine Muttersprache; auch mehrere indianische Sprachen waren ihm genau bekannt. Bald nach seinen Universitätsstudien hatte er Europa verlassen, um in Amerika die Freiheit zu suchen. Aber selbst in den Vereinigten Staaten war ihm der Zwang der Gesetze lästig und er zog deßhalb in den „fernen Westen", wo es keinen Herrn gibt als den Herrn im Himmel. Nachdem er dort einige Monate gejagt, gewann er so viel Geld und Einfluß, daß er einige Indianer und Maulthiere miethen und einen gefährlichen, aber einträglichen Handel mit den wilden Stämmen umher treiben konnte. Dieser Handel schlug so günstig aus, daß er endlich vierundzwanzig entschlossene Männer, die gutbewaffnet waren und viele Maulthiere und Wagen zusammenbrachte, die mit Waaren aller Art beladen wurden. Mit dieser Caravane zog er täglich fünfzehn (engl.) Meilen durch den „Busch" und über die Prärien in öde Wildnisse und unter die freien Stämme der Indianer viele hundert Meilen weit, und bestand dabei so zahlreiche, meist schauerliche Abenteuer, wie vielleicht vor ihm kein einzelner Mensch. Bald wurde er von feindlichen Indianern überfallen, bald gebrach es an allen Lebensmitteln, bald hielt ihn ein Präriebrand auf — einmal zog er über neunhundert Meilen weit über abgebrannte Prärien, wo sein Vieh kein Futter fand — bald hatte er im Winter mit Schnee und Kälte zu kämpfen oder seine Leute empörten sich. Niemals, in keiner Lage verließ ihn die ruhige Kaltblütigkeit. Als einst seine Leute die Ueberzeugung zu haben glaubten, daß es unmöglich sei, die Wanderung fortzusetzen und daß sie ihr Leben nur retten könnten, wenn sie alles im Stiche ließen und umkehrten, schickten sie einen alten vielerfahrenen canadischen Jäger, dem er sein Vertrauen schenkte, zu ihm, damit er ihm melde, er möge mit umkehren oder nicht, man gehe keinen Schritt weiter. Der Deutsche schoß den Abgesandten, ohne ein Wort zu sagen, nieder und keiner der übrigen verließ ihn. Sie boten vielmehr alle Kräfte auf und erreichten glücklich ihr Ziel.

Jetzt ist der Mann, dessen Namen wir leider nicht kennen, reich, und er kehrte nach Europa zurück, um sich in Deutschland niederzulassen oder wenigstens eine Zeit lang bei seinen Freunden und Verwandten dort zu bleiben. Er

Digitized by Google

hielt sich einen Monat lang in London auf, wo er einige Bekannte fand, die ihn freundlich behandelten. Aber die Fesseln der Gesellschaft waren ihm unerträglich; er gab seinen Plan, die Heimath wiederzusehen, auf und kehrte zurück, um sich von neuem dem rauhen „aber zauberhaften" Leben in Wald und Prärie zu ergeben. Dieser merkwürdige Mann war über die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Nationen genau unterrichtet und kannte sogar die neuen Dichter und Schriftsteller Europa's genau, denn er hatte viel gelesen und viel gedacht; er hatte gekämpft, seine Liebe für das wilde Leben zu überwinden, er fühlte den schädlichen Einfluß desselben recht wohl, vermochte aber doch der Versuchung nicht zu widerstehen. — In diesem Augenblicke befindet er sich wieder in den tiefen Schlünden der Felsengebirge oder jagt die Büffel in den Prärieen des fernen Westens. A. M. Z.

Ein Besuch auf Hohenzollern.

Unter diesem Titel lesen wir in der „Schwäbischen Ztg.": Als ich nun, gerade nach 40 Jahren, wieder in das traute Schwabenland kam, da glaubte ich den Jahrestag der Schlacht von Belle-Alliance nicht würdiger feiern zu können, als durch einen Besuch des Hohenzollern, jenes erhabenen Punktes, wo, unter dem Flattern der schwarzen und weißen Fahne, die Erinnerung an die ferne Heimat und an die zum Festmahle versammelten Kampfgenossen uns so unmittelbar zum Herzen dringt. Je näher ich dem classischen Boden, dem Stammlande der Hohenzollern, rückte, um so gespannter wurde meine Erwartung; aber ich war schon am Fuße des majestätischen Berges angelangt, und noch konnte ich sein Haupt, Schwabens höchsten Stolz und schönste Zierde, nicht entdecken — es war in dichte Wolken gehüllt. Nach einigen verfehlten Versuchen gelang es mir, einen Pfad aufzufinden, welcher, meiner Berechnung nach, von der Landstraße aus zu dem Gipfel emporführen mußte. Ob ich die körperliche Ermüdung, die mich bei dieser steilen Wanderung ergriff, mehr der Last der 40 Jahre, die ich unterdessen durchlebt, oder der Beschwerlichkeit des äußerst verfallenen steinigen Weges zuschreiben soll, ich wage es nicht zu unterscheiden; mein Geist wenigstens war rüstig wie damals und half mir rasch empor zu dem Plateau am Fuße des Kegels; aber ich hätte wohl selbst dieses Ziel schwerlich erreicht, wäre ich vorbereitet gewesen auf den Anblick, der sich mir jetzt darbot, als die Wolken sich einen Augenblick theilten; ich sah die Ruinen einer Ruine über mir! — Ich hielt es immer noch für Täuschung; aber als ich nun oben anlangte und durch das erste, zweite, dritte, und so durch alle neun Thore oder vielmehr über die leeren Stellen, wo dieselben ehemals standen, geschritten und in den öden Hofraum getreten war, da blickte mich die Wirklichkeit aus den hohlen Fensterräumen an; nur ein Thurm, den ich früher nie gesehen, und ein mir ganz fremdes modernes Gebäude, auf der Stelle des ehemaligen Zeughauses, waren noch in baulichem Zustande. Indem ich hier den alten Gemälden nachging, gelangte ich glücklich in den sogenannten Ahnensaal; ich befand mich hier — wenn schon die Lokalität mir neu war — wieder auf heimischem Boden, inmitten alter, werther Bekannten. Die Portraits, welche an den Wänden umherhingen, waren dieselben, die ich vor 40 Jahren gesehen, und unter den geschmacklos angeordneten Rüstungen erkannte ich manches Stück wieder, und wenn ich auch Manches, Vieles, ja, das Meiste vermißte, so hoffte ich doch — freilich vergebens — dies alles in einem zweiten oder dritten Saale vorzufinden. ꝛc. Der Besucher findet dann einen andern Fremden — und die Moral der Geschichte in der „Schwäb. Zeitung" ist: Der erste Gedanke, der sich uns bei unserer ersten Begrüßung aufdrängte, oder vielmehr Lust machte, war: „Deutschland ist frei, Preußens Thron steht herrlicher als jemals da, und — seine Stammburg liegt in Trümmern!" ——— Wie solches möglich geworden, wie in verhältnißmäßig so kurzer Zeit jene stolzen Mauern und Thurme zusammenstürzen, jene prunkvollen Rittersäle und Gemächer ihres Schmuckes beraubt werden und in Schutt zerfallen konnten, das wußte mir mein neuer Kamerad, der in den dasigen Lokalitäten, wie in der Geschichte der Burg und ihrer ehemaligen Bewohner gleich bewandert schien, bis ins kleinste Detail auseinanderzusetzen: er kannte so zu sagen jeden Stein, wußte jedem Mauerreste das Prognostikon seines Einsturzes vorher zu bestimmen; mit sichtbar bewegter Stimme klagte er, wie er nach jedem Sturm die ehrwürdige Stammburg mehr und mehr zerfallen sehe, ja, er gestand mir, daß er gelobt habe, seinen Bart nicht eher abzunehmen, als bis der erste Hammerschlag zu dem Neubau auf Hohenzollern gethan worden.

Feuilleton.

*** Berlin, 7. Sept. Das traurige Ende Philipp Kaufmanns, des Shakespeare- und Burns-Uebersetzers, der vor Kurzem in Paris sich eine Kugel durch den Kopf jagte, erregt hier nicht nur bei den näheren Bekannten des Unglücklichen mitleidige Theilnahme, sondern findet auch als ein nicht vereinzelt dastehender Fall eine allgemeinere Beachtung. Und es ist einer solchen werth; es ist gleichsam ein Streiflicht, das auf eine Nachtseite unseres ganzen Literatenthumes geworfen wird. Der Nachruf, welchen die „Boïsische Zeitung" vor wenigen Tagen aus der Feder eines Freundes Kaufmann's brachte, gibt keine rechte Aufklärung darüber, durch welches Motiv der Dahingegangene in den Tod getrieben worden sei. Indeß scheint der Grund gar nicht so tief versteckt zu liegen. Schon die Art und Weise, auf welche Kaufmann den von Simrock ausgesprochenen Tadel seiner Shakespeare-Uebersetzung aufnahm, verräth ganz klar die Aufgeregtheit des jungen Dichters über den Erfolg seiner Leistungen. Auch von anderer Seite her vernehmen wir, daß Kaufmann oft mit tiefer Mißstimmung sich über das unselige Loos unserer Dichter und Schriftsteller aussprach, denen es beschieden sei, ohne nachhaltige Wirkung und fast spurlos durch die Welt zu gehen. Diesen Schmerz hat er nicht zu überwinden vermocht; er ist demselben erlegen. Es ist keineswegs hier meine Absicht, den bedauernswerthen jungen Dichter jener kleinlichen Eitelkeit anzuklagen, die sich à tout prix berühmt machen und sich durch ephemeres Zeitungslob verherrlicht wissen will. Eine so niedrige Natur war Kaufmann nicht; sein Schmerz war edlerer Art. Er hatte ein höheres Ziel sich gesteckt, als seine Kraft ihn erreichen ließ. Das niederdrückende Gefühl dieser Schwäche ward für ihn zum Todesengel, wie es früher schon bei Anderen der Fall gewesen ist. Statt vieler Beispiele, die ich nennen könnte, will ich nur eins anführen. Vor einer Reihe von Jahren fiel der unglückliche Karl von Hohenhausen als das Opfer einer solchen Schwäche, die, ohne auserwählt zu sein, sich doch in thörichter Verblendung zu allem Großen berufen wähnt und wenn sie denn zur Erkenntniß kommt, keinen andern Weg zur Ruhe findet, als den der Selbstvernichtung. Möge Kaufmann's Ende Anderen eine Lehre sein. Von Tag zu Tag mehrt sich die Zahl derer, welche sich dazu

Digitized by Google

geboren glauben, die aus den Fugen gerissene Welt wieder einzurenken und die den Versuch, dem ihre Kräfte nicht gewachsen sind, mit ihrem Untergange werden büßen müssen.

*** Das Athenäum vom 29. August entlehnt aus einem New-Yorker Blatt nachstehenden Bericht, der, wenn kein amerikanischer Puff mit unterläuft, kein gewöhnliches Interesse bietet. „Ein außerordentliches Phänomen wurde kürzlich an dem elektrischen Telegraphen zwischen New-York und Baltimore beobachtet. Drei Gewitter, jedes 30 bis 60 (engl.) Meilen von einander, kamen sämmtlich ungefähr um dieselbe Zeit an die Telegraphenlinie, und jede elektrische Entladung wurde von dem Blitze selbst im Telegraphenbüreau zu Jersey, Philadelphia, Wilmington oder Baltimore berichtet. Die Drähte ließen sich gar nicht mehr lenken, die Batterien zum Schreiben mußten weggenommen und das Feld dem Blitz geräumt werden. Die Buchstaben von Morse's telegraphischem Alphabet, für die der Blitz eine besondere Vorliebe zeigte, waren L und T, gelegentlich aber kam es auch zu die Zahlen, wo 1, 50, 55, 500, 5000 schnell nach einander angeschlagen wurden. Wenn zwei oder mehrere Gewitterwolken einander nahe kamen, ihre Elektricität gegen einander entleerten, oder das Fluidum aus der Erde erhielten und es zurückgaben, so soll der Erfolg eine ganz sonderbare und originelle Sprache sein (!) In der That, jede Art von Blitz spricht für sich selbst, und scheint was sie sagt." Ausld.

*** Mehemet Ali ist sein Besuch in Konstantinopel etwas theuer zu stehen gekommen. Er hatte seinen dortigen Bankiers 40 Millionen Piaster (10 Mill. Francs) geschickt und noch 10 Mill. selbst mitgebracht, reichte aber damit nicht aus, sondern mußte noch 10 Mill. aufnehmen. Dem Sultan schenkte er 8 Mill. in klingendem englischen Golde, der Sultanin Mutter 6 Mill., der Sultanin Sema 4 Mill., jeder der Frauen des Sernils 600,000, dem Großvezier und Seeineker 750,000, allen andern Ministern 500,000, und mehreren Beamten zweiten Ranges von 300,000 bis auf 20,000 und 10,000 Piaster herab. Außerdem wurde er mit Bittschriften überhäuft, von denen er selbst einen erfüllt ließ. Eine Frau sagte ihm in einer Bittschrift, sie hätte wohl zu essen, aber keine Wohnung. Mehemet ließ ihr sogleich 15 000 Piaster zum Ankauf eines Hauses zahlen. An reichen Gegengeschenken hat es aber noch nicht gefehlt: von dem Sultan erhielt er unter anderem einen prachtvollen Brillant, 27 Karat schwer, und von der Sultanin Mutter 6 massiv goldene mit Diamanten besetzte Vasen.

*** Opium. Das zum Rauchen bestimmte Opium hat das Aussehen und die Consistenz von Theer. Der zum Rauchen nöthige Apparat besteht aus einer kleinen Lampe, einer stählernen Nadel, einer kleinen Messingbüchse mit dem Opium und einer etwa 18" langen Ebenholzpfeife, an deren anderm Ende ein großer birnförmiger Kopf sich befindet, der oben ganz und flach ist, in der Mitte aber ein kleines Loch hat, das einen starken Stecknadelkopf fassen kann. Der Raucher legt sich jetzt auf sein Bett, zieht den Tisch, auf dem die Lampe steht, nahe zu sich, nimmt mit der Nadel ein Stück Opium, etwa von der Größe einer Erbse, und hält dies ans Licht, bis es aufschwillt und Feuer fängt; letzteres wird sogleich ausgeblasen, das Opiumstückchen eine Zeitlang auf dem flachen Theile der Pfeife herumgerollt, dann wieder an die Flamme gebracht und dies so oft wiederholt, bis es gehörig durchgebrannt ist. So wird es in die kleine Oeffnung gelegt, und nachdem man die Lunge so viel wie möglich von atmosphärischer Luft geleert hat, setzt man die Pfeife an den Mund, nähert den Kopf der Flamme, und in einem einzigen langen und tiefen Athemzuge wird das Opiumstück fast ganz aufgezogen. Den Rauch behält man eine kurze Zeit in der Brust und stößt ihn dann durch die Nase wieder aus. Diese Operation wird so oft wiederholt, bis das Opium die gewünschte Wirkung hervorbringt, was natürlich verschieden ist, je nachdem sich der Raucher stärker oder schwächer an das Opium gewöhnt hat. Manche alte Opiumraucher rauchen die ganze Nacht hindurch, ohne ganz eingenommen zu werden, während die Anfänger eine sehr kleine Quantität schon betäubt. — Die Wirkungen dieses Rauchens sind: der Puls vibrirt stärker, wird voller und fester, das Gesicht glüht, die Augen funkeln, die Temperatur der Haut ist erhöht und sie läuft roth an, die Empfindungsorgane werden sehr reizbar, der Schweiß fließt stark, der Athem wird schneller, die Thätigkeit des Herzens ist vermehrt, die Nervenkraft erhöht und eine warme Glut und angenehme Empfindung verbreiten sich über den ganzen Körper, die Einbildungskraft wird thätiger und ihre Gebilde glänzender und erhabener, die lieblichsten Empfindungen und glücklichsten Gedanken treten ein und der Raucher scheint in dem höchsten Genuß des Himmels zu sein. — Bei lange andauerndem Genusse treten alle diese Empfindungen mit weniger Kraft auf, Schwindel, Schlafsucht und regelmäßige Zusammenziehungen der Muskeln, und manchmal temporärer Wahnsinn treten an die Stelle der ersteren. Oestr. Mbl.

*** Frankfurt, 14. Sept. Gestern fand in dem neuen Lokale, in welches der Verein für körperliche Ausbildung der Jugend die öffentliche Turnanstalt verlegt hat, ein sogenanntes Schlußturnen der Turngemeinde statt, zu welchem Tausende herbeigeströmt waren, um sich an den Leistungen der jungen Leute und jungen Männer zu erfreuen. In weiterm Kreis war das größere Publikum, auf dem bereits vollendeten Unterbau der Turnhalle waren die Mitglieder jenes Vereines in der Weise zweckmäßig untergebracht worden, daß nirgends ein störendes Gedränge entstand. Viele hatten diese schöne Anstalt zum Erstenmale betreten und waren überrascht von dem, was unter der Leitung des Turnvereins für Förderung der Leibesübungen in jeder Hinsicht bereits geschehen ist. Der Dank, welchen Herr Rovenstein, der Lehrer der Anstalt, dem Gemeinsinne der hiesigen Bürgerschaft in einer augenscheinlich von Herzen gesprochenen Rede zollte und die Aufmunterung, welche er damit für alle Diejenige verband, welche sich bisher an dem Turnvereine noch nicht betheiligt haben, sich demselben noch anzuschließen, konnte nicht besser angebracht sein. Die Uebungen zerfielen in ein Einzelturnen an Reck, Barren, Pferd ꝛc. und in Gesammtturnen der ganzen Turnerschaar; besonders gefiel ein Wettlauf und belustigend waren die am Schlusse angeordneten zum Theil komischen Freiübungen. Während der jetzt eintretenden Herbstferien wird die Turnhalle aufgeschlagen und dürfen wir bei deren feierlicher Eröffnung einigen größeren Feste entgegensehen, wobei auch die Knaben betheiligt sein werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 15. September. Der Vetter aus Bremen, oder: „Die drei Schulmeister", Lustspiel in 1 Akt, von Th. Körner. Hierauf: Die vier ungrischen Instrumentalsänger. Herr Weiß, Zorer, Schwarz, Grunzwag, im National-Costüme. — Zum Schluß: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt, aus dem Französischen von Wages.

Mittwoch, den 16. September. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 257. Donnerstag, den 17. September 1846.

Des Räubers Sohn.

Eine indische Erzählung.

(Schluß.)

Lantu unterbrach sich plötzlich. Sein Wächter hatte sich über den Balkon gelehnt und horchte; eine Bewegung jedoch, die hinter ihm gemacht zu werden schien, veranlaßte ihn, sich umzudrehen; er sah, daß der Räuber eine seiner Hände frei gemacht hatte.

Tollar sprang auf ihn los und ein wüthender Kampf begann.

Lantu hatte den Jüngling mit dem freien Arme ergriffen und suchte ihn mit der Kraft der Verzweiflung zu erwürgen; Tollar aber, der durch Geschmeidigkeit die Kraft ersetzte, gelang es, sich loszuwinden; er sprang zurück und ließ einen Theil seines Kleides nebst der seidenen Schnur, woran die Hälfte der Goldrupie hing, in seines Gegners Hand zurück.

Wie Lantu diese erblickte, stieß er einen Schrei aus und blieb unbeweglich stehen.

„Halt!" rief er Tollar zu, der bereits seinen Dolch erhoben hatte. „Halt und antworte! . . . Wer hat Dir dieses Goldstück gegeben?"

„Was geht das Dich an?"

„Antworte, Unglücklicher! Du mußt . . . Irrady . . ."

„Du weißt den Namen meiner Mutter!" schrie Tollar bestürzt.

Lantu blickte ihn mit funkelnden Augen an.

„Deine Mutter!" wiederholte er. „Es ist also wahr? . . . Wo ist sie jetzt?"

„Todt!"

„Was sagst Du?"

„Sie starb vor sechs Jahren auf der Reise nach Calcutta."

„Und wo ich sie erwartete!"

„Du?"

„In einer Aldea, welche ihr der Tadin Kallu anzeigen sollte."

„Wirklich?"

„Und um sie davon zu benachrichtigen, hatte ich ihr diese Goldrupie geschickt."

„Ist es möglich!"

„Sieh her!"

Er nahm aus einer Tasche ein zweites Fragment hervor, welches mit dem andern zusammengehalten, das Goldstück vervollständigte.

„Also bist Du es, den meine Mutter suchte?" wiederholte Tollar erschüttert. „Aber wer bist Du denn?"

„Hast Du es noch nicht errathen? Ich bin — Dein Vater."

Der Schrei, den der Jüngling ausstieß, war ein Gemisch von Ueberraschung, Zweifel und Schrecken. Er blieb einen Augenblick wie versteinert vor dem Piraten stehen, der ihm die Hand entgegenhielt; aber die Worte, die er vernommen, rissen ihn aus seiner Erstarrung empor, da sie in ihm alle Erinnerungen der Vergangenheit erweckten und keinen Zweifel mehr gestatteten. Ganz außer sich löste er die Bande des Gefangenen, der mit einem Sprunge sich erhob.

„Irrady todt!" wiederholte er, voll Aufregung die Gallerie durchlaufend. „Brama war ihr gnädig . . . jetzt genießt sie sicher das Glück, das sie durch ihre Büßungen verdient. Aber Du, Du lebst, ich habe Dich gefunden! Ich habe einen Sohn!"

Er hatte Tollar zu einer Lampe gezogen und betrachtete ihn mit einer Verwirrung, in welcher Schmerz und Freude vermischt waren. Der junge Indier konnte sich von seiner Ueberraschung nicht erholen.

„Ja, er ist es!" rief Lantu, als spräche er mit sich selbst. Aber in welchem Zustande? Diener eines Fremden und von seiner Hände Arbeit lebend! Ha! Deine Sclaverei soll aufhören. Diese Nacht noch sollst Du ein neues Dasein beginnen; morgen wirst Du frei und reich sein."

„Ich?" fragte Tollar erstaunt.

„Ja, mein Kind. Sie hatten mir Alles, was ich besessen, geraubt; aber seit zehn Jahren wußte ich mir mehr Güter zu erwerben, als sie mir genommen hatten."

„Und auf welche Weise?" rief Tollar entsetzt. „Durch Raub und Mord!"

„Ich habe die Sünde getilgt," unterbrach ihn Lantu schnell. „Der Tadin hat für mich die heiligsten Wallfahrten unternommen und seine Andachtsübungen haben mich geläutert. Sei also ohne Furcht und trachte nur zu benutzen, was ich erworben. Diese Nacht ist vor allen glückverkündend, denn abgesehen davon, daß ich Dich gefunden, wird sie unsere Reichthümer verdoppeln."

„Nein," sagte Tollar schnell, „Du mußt diesem Plane entsagen."

„Ich soll einen Fremden, einen Kuhassar *), verschonen, wenn ich selbst gegen den Hülferuf der wahren Gläubigen erbarmungslos war? Hoffe dies ja nicht!"

„Ich beschwöre Dich . . ."

„Schweig!" unterbrach ihn Lantu, der sich dem Fenster näherte und einen eigenthümlichen Schrei ausstieß, den man sogleich von Außen beantwortete.

„Sie sind da!" rief Tollar erbebend.

„Sie erwarteten nur das verabredete Zeichen."

„Aber bedenke, daß der Doctor benachrichtigt ist . . ."

„Er wird zu spät kommen."

„Ihr werdet verfolgt werden . . ."

„Wir haben Mittel zur Flucht."

„Erkannt!"

„Meine Genossen werden nichts Lebendiges zurücklassen."

„Gott!"

*) So werden die Europäer von den Indiern genannt.

Digitized by Google

„Es ist dies ein Gesetz, dem ich mich selbst unterwerfen muß. Halte Dich also nahe bei mir, denn hier sind schon die Laskaren."

„Ha! Erst müssen sie die Thüren sprengen."

„Das wird nicht nöthig sein. Sieh her!"

Tollar blickte zum Fenster hinaus und bemerkte eine Feuersäule, die aus dem innern Gebäude gen Himmel stieg. Er konnte einen Schrei nicht unterdrücken.

„Das Feuer ist unser bester Freund," bemerkte Lantu ruhig. „Es bahnt uns den Weg."

Und sich zum Fenster hinausschwingend, fügte er hinzu: „Durch die Gallerie, Gefährten! Aber schnell, schnell!"

Plötzlich sah Tollar ein Dutzend bewaffneter Männer an den Säulen auf die benachbarte Gallerie hinaufklettern. Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke an Eva, denn dort wohnte sie! Er stürzte durch die Thüre, durcheilte die ihm bekannten Gänge und gelangte in das Gemach des Mädchens, welches er ohnmächtig zwischen den Händen der Frauen fand.

Jeder Verzug konnte ihr das Leben kosten. Er stieß demnach die Dienerinnen bei Seite, nahm Miß Dumfries in seine Arme und eilte nach der Gallerie, welche jener von den Räubern erglimmten entgegengesetzt war. Als er aber deren Ende erreichte, versperrten ihm die Flammen den Weg. Er wollte umkehren, da nöthigte ihn das Geschrei der Laskaren, einen dritten Ausgang zu suchen, von wo ihn indeß wiederum die Flammen verscheuchten. So von dem Feuer und den Piraten in die Enge getrieben, lief er verzweiflungsvoll von Gang zu Gang und sah wie der ihm noch übrige freie Raum immer enger wurde. Schon wollte er sich durch die Flammen hindurchstürzen, da ihm andere Rettung unmöglich schien, als lautes Rufen mit Flintenschüssen vermischt zu seinen Ohren drang. Ein Haufen Männer, an dessen Spitze Tollar den Doctor erkannte, griff den von den Laskaren besetzten Eingang an.

Diese unerwartete Hülfe hob alle Ungewißheit auf. Der Jüngling umschlang Eva mit seinen Armen, so daß er ihr als Schild diente, und stürzte seinem Befreier entgegen.

Die Seeräuber hatten sich zerstreut und flohen nach allen Richtungen hin. Schon hörte Tollar des Doctors Stimme, der nach seiner Tochter rief; er sah ihn bereits von fern, als plötzlich ein Schatten bei ihm vorbeischoß und ihm in demselben Momente einen Dolch in die Seite stieß. Er wandte sich um, der Schein des Brandes beleuchtete Lantu's Gesicht, der ihn erkannte und voll Entsetzen zurückwich.

In diesem Augenblick lief Doctor Dumfries auf seine Tochter zu. Als er sie ohnmächtig und voll Blut sah, blieb er, einen Angstruf ausstoßend, wie erstarrt stehen; aber Tollar beruhigte ihn durch eine Geberde und stammelte, indem er ihm das Mädchen in die Arme legte:

„Fürchte nichts, Herr, es ist mein Blut," — und fiel todt zu des Doctors Füßen nieder.

8.

Des Räubers Tod.

Den folgenden Tag waren der Tadin Kallu und Lantu wiederum an der einsamsten Bucht des Ganges, einige Meilen unterhalb der Sommerwohnung des Herrn Dumfries beisammen. Zu ihren Füßen lag ein Leichnam, welcher nach indischem Gebrauche den heiligen Wassern des Ganges preisgegeben werden sollte. Es war der Leichnam Tollar's, der Miß Eva gerettet.

Von fern erblickte man noch die mit Laskaren bemannte Barke, welche pfeilschnell den Strom hinabschoß.

„So hast Du denn von Deinen Gefährten Abschied genommen?" fragte Kallu nach einem längern Stillschweigen.

Lantu machte ein bejahendes Zeichen.

„Und was hast Du jetzt für Pläne?"

„Ich habe gar keine mehr."

„Du willst also in Zukunft ruhig von dem leben, was Du erworben hast?"

Lantu sah ihn wild an.

„Was ich erworben habe, ist in Deinen Händen und im Besitz derer, die so eben abgesegelt sind," antwortete er.

„Du hast wirklich nichts behalten?"

„Wozu? Glaubst Du, daß ich mich in einer Eurer Städte niederlassen werde, um vielleicht erkannt und nach den Gesetzen Manus bestraft zu werden? In steter Furcht zu leben, heißt täglich den Tod erleiden."

„Früher hattest Du weniger Furcht davor."

„Weil ich früher auf Irrady und meinen Sohn Rücksicht nahm," sagte Lantu mit dumpfer Stimme. „Aber jetzt bin ich allein, meine Unternehmungen können nun Keinem mehr nützen, daher will ich dem Dinge ein Ende machen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, bückte er sich, nahm mehrere irdene Gefäße, die durch eine Schnur zusammengehalten wurden, und band sie sich an den Hals. Der Fakir sah ihm ruhig zu.

„Du hast wenigstens gestern die für mich übernommene Bußübungen treulich vollzogen?" fragte noch der Pirat.

Kallu bejahte es.

„Dann habe ich von Para-Brama's Gericht nichts zu fürchten," sagte Lantu, „und kann getrost vor seinen Richtstuhl treten. Ein Bramine hat mich diesen Morgen am Bord meiner Barke rasirt und mich überzeugt, daß jedes meiner Haare, das er in den Fluß fallen ließ, mir tausend Jahre Paradies zusichert. Ich will sie jetzt von der Trimurti in Anspruch nehmen."

Bei diesen Worten schleppte er den Leichnam seines Sohnes nach einem kleinen Vorsprunge hin, umschlang ihn darauf enge und stürzte sich mit ihm in den Strom. *)

Siena.

Seitdem die meisten Reisenden nach Italien mit dem Dampfschiff sogleich von Genua bis Rom (Civita Vecchia) gehen, wird zur einmaligen Landreise die Straße über Perugia der über Siena gewöhnlich vorgezogen, da diese allerdings nicht so reich an Sehenswürdigkeiten und durch die Höhen bei Radicofani beschwerlicher als jene ist. So ist Siena immer weniger besucht worden und die Reisenden gewöhnlichen Schlags wissen wohl kaum etwas von der Herrlichkeit dieser Stadt, und meinen, wenn sie davon hören, Kirchen und Gemälde hätten sie genug gesehen. So wollte der Großfürst-Thronfolger Constantin von Rußland, der vor einigen Jahren sogar auf dieser Straße von Rom nach Florenz reiste, durchfahren und in Poggibonsi übernachten, das Zureden des Postmeisters aber und noch mehr der Anblick von Siena selbst bewog ihn dazubleiben und er soll es nicht bereut haben. Kunstsinnige Reisende, welche jedoch nicht Gelegenheit haben, den Landweg zwischen Flo-

*) Diese Selbstmorde sind häufig. Die Indier glauben, wenn sie nur im Ganges sterben, so sei ihre zukünftige Seligkeit sicher. Die irdenen Gefäße füllen sich sehr bald mit Wasser und erleichtern das Ertrinken.

Digitized by Google

renz und Rom zweimal zurückzulegen, werden es daher der toscanischen Regierung Dank wissen, daß sie durch eine neue Querstraße ihnen Gelegenheit gegeben hat, die schönen Punkte beider Hauptstraßen auf einmal zu besuchen. Dieser Verbindungsweg geht bei Cortona, an einem Punkt also, wo man, von Rom kommend, schon den Wasserfall von Terni, Spoleto, Foligno, Perugia und den trasimenischen See gesehen hat, von der großen Straße ab und zieht sich in dem Chiana-Thale bis Monte S. Sabino, einem von alterthümlichen Mauern umgebenen Dorfe auf der Höhe eines Berges, wo man leidliche Unterkunft findet, und dann über einen Bergrücken, den sie in sanften Krümmungen ersteigt, nach Siena. Diese Stadt hat schon früh eine Kunstblüthe entfaltet und die saneser Schule sich besonders durch langes Festhalten an der Weise der Byzantiner ausgezeichnet, so wie die ganze Stadt ein alterthumliches germanisches Gepräge trägt.

Schon 1282 blühte hier Duccio di Buoninsegna, dessen Nachfolger Simon di Martino war, deren Werke die Hauptkirche und das Rathhaus der Stadt aufbewahrt. Die berühmtesten Meister der spätereu Schule waren Anton Razzi, genannt il Sodoma und Beccafumi.

Jetzt ist Siena das Gegenstück zu Pisa, eine verödete, einst mächtige Stadt, von deren früherem Glanze nur noch die zahlreichen Kunstwerke Kunde geben. Stets waiblingisch gesinnt, führte sie im Mittelalter glückliche Kriege mit dem welfischen Florenz, bis sie durch den „schwarzen Tod" um 1360 siebenzigtausend ihrer Bürger beraubt und durch innere Fehden zerrüttet, 1557 dem Großherzogthum Toscana einverleibt wurde. Seit jenem großen Sterben hat sie sich nie wieder erholen können und zählt jetzt höchstens 18,000 Einwohner, welche wegen ihrer Feinheit, Liebenswürdigkeit und schönen toscanischen Aussprache weit bekannt sind. Trotz der benachbarten Maremmen ist die Luft dort vortrefflich, da die Stadt auf Hügeln liegt, die Sommer sind nicht zu heiß und ohne die Plage der Stechfliegen; das Wasser ist vortrefflich. So ist die Stadt ganz geeignet für Leute, welche einen stillen, gesunden, wohlfeilen und durch seine Kunstwerke, wie durch die Geselligkeit seiner Bewohner Unterhaltung gewährenden Aufenthalt suchen. Eine Anzahl englischer Familien hat ihren festen Wohnsitz dort gefunden.

Nahe bei der Stadt liegt ein aus Backsteinen erbautes Castell, das sehr wenig kriegerisch aussieht und nebst einer benachbarten Anlage unter dem Namen la Lizza zum Spaziergang dient, in dem Festungsgraben ist das öffentliche Ballspiel. Dagegen ziehen die alten festen Stadtmauern in weiter Entfernung von der jetzigen Stadt durch Felder und Gärten, über Hügel und durch Thäler und man kann ihren Umfang nur vom Domthurm überschauen. Die hügelige Lage der Stadt gibt ihr ein sehr malerisches Aussehen, welches durch die Bauart der Häuser noch gesteigert wird. Den höchsten Punkt der Stadt nimmt der Dom, den tiefsten der Marktplatz ein, von welchem theils Treppen, theils steil ansteigende Straßen zu den übrigen Stadttheilen führen. An dem Markte steht das im germanischen Styl, den belgischen sehr ähnlich erbaute Rathhaus, mit einem auffallend kühnen, schlanken, nach unten sich verjüngenden Thurme; der beabsichtigte zweite ist durch jene Pest nicht zu Stande gekommen.

Der Dom ist ganz aus schwarzem und weißem Marmor erbaut und steht dem aus demselben Stoff aufgeführten großen Krankenhause (della scala) gegenüber, in dem einige Säle mit Fresken aus dem Jahre 1440 geziert sind. Der Dom hat einen Thurm, dessen Besteigung allen schwindelfreien Reisenden sehr zu empfehlen ist. 1230 wollte man die Hauptkirche niederreißen und begann einen schönen Neubau, der bis auf einige eingestürzte Bogen noch zu sehen ist, da aber die Grundlagen des Neubaus nicht fest genug aufgeführt waren, so begnügte man sich mit Erweiterung und Verschönerung des alten und ließ das neue zur Ruine werden. In der Cathedrale sind nun, wie man es selten beisammen findet, die besten Hervorbringungen sämmtlicher Künste vereinigt: die Stirnseite von sehr verzierter gothischer Bauart mit Bildwerken geschmückt, das Innere rundbogig, von schwarzem und weißem Marmor, mit goldnen Sternen auf azurnen Gewölben; der Fußboden von weißem Marmor trägt vortreffliche Zeichnungen von Beccafumi und ist deßwegen gewöhnlich bedeckt, im Chor sind die Stühle von sehr künstlicher Holzmosaik, die Glasfenster sind nach Zeichnungen von Perin del Vaga gemalt, die Kanzel mit allegorischen Figuren und zartem Laubwerk von Nicola Pisano geschmückt, die Kapelle Johannes des Täufers mit dessen Standbild von Donatello ausgeführt. An den Säulen sind eroberte Fahnen aufgehängt und rings um den Fries ziehen sich die Bildnisse sämmtlicher Päpste in Marmor, worunter bis 1600 auch die Päpstin Johanna sich befand. An die Kirche stößt die Libreria (Bücherei) mit Wandgemälden aus dem Leben des Aeneas Piccolomini (Papst Pius II.) aus Siena, zum Theil nach Zeichnungen von Raphael, mit der berühmten Marmorgruppe der drei Grazien und mit einer ganzen Reihe von Chorbüchern voll der herrlichsten Miniaturen, deren jedes einzelne Blatt von dem höchsten Werthe ist. Unter der Hauptkirche, so daß der Fußboden des Chors die Decke der Unterkirche bildet, ist die Taufkapelle (Battisterio), ebenfalls reich mit Bildwerken von Donatello, Ghiberti u. A. geschmückt.

Außerdem hat Siena noch viele schöne Kirchen mit bedeutenden Gemälden der saneser Schule und ist überhaupt eine Stadt von Palästen; nach den von ihr auf den Wandgemälden des Rathhauses erhaltenen Darstellungen war sie früher noch weit malerischer, als die Paläste, besonders um den Markt, ihre hohen festen Thürme noch hatten.

Außer den gewöhnlichen Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt eine Universität mit 150—200 Studenten, eine Gewerbschule seit 1841 und eine Kleinkinderbewahranstalt mit 100 Zöglingen.

Während unseres Aufenthaltes daselbst wurde ein Kirchenfest gefeiert, über dessen Natur ich nicht ganz ins Klare kam, ich meine, die Madonna habe mehrere Tage lang einen Besuch bei einem Heiligen abgestattet und sei an diesem Tage in feierlichem Umzug nach ihrer Kirche zurückgekehrt. Am Abend war die steil ansteigende, grade Straße, worin diese Kirche sich befindet, glänzend erleuchtet und am Ende mit einem Triumphbogen geziert, Feuerwerk fehlte nicht und die ganze Menschenmenge, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus den Maremmen, bewegte sich mit der größten Ruhe und Ordnung durch die Straßen.

Die Maremmen von Siena sind jetzt weniger als sonst von Wechselfieber heimgesucht; in ihnen gewinnt man vielen Borax und auch Schwefel, seitdem dieses Mineral in Sicilien im Preise gestiegen ist 18.

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Mozart. In dem vor 16 Jahren in Meißen bei Fr. Wilh. Goedsche erschienenen „Musikalischen Gesellschafter" von Joh. Fr. Häuser befinden sich unter vielen Anekdoten und Charakterzügen über ausgezeichnete Musiker unter Andern auch mehrere von Mozart, von welchen wir einige, welche minder bekannt geworden sind, hier mittheilen. — Als Mozart auf seiner Reise nach Italien eine zweite Oper »Lucio Silla« zu Mailand schrieb, war die damals berühmte Primadonna Buonsolazzi für die Stagione del carnevale engagirt. Diese befremdete es sehr, daß man einem solchen Jüngling wie Mozart damals war, den Auftrag geben konnte, für sie zu schreiben. Sie äußerte sich daher mit gnädiger Herablassung gegen den jungen Tonsetzer, er möge ihr vor allem seine Gedanken, in Betreff ihrer Arien und Scenen mittheilen, damit sie allenfalls durch ihren Gesang die Schwächen der Composition verdecken könne. Der 16jährige Mozart, über diesen Hochmuth im Geheim ärgerlich, versprach ihr jedoch mit vieler Zuvorkommenheit, ihrem Wunsche zu entsprechen. Wenige Tage nachher kam Mozart in die Opernprobe und legte der Sängerin die erste Arie, welche er für sie componirt, mit der bescheidenen Bemerkung vor, sie möge verzeihen, daß er es gewagt, dieses Tonstück schon fertig ihrem Urtheile zu unterbreiten. Buonsolazzi aber, welche eine eben so scharfsinnige als hochmüthige Künstlerin war, hatte nicht sobald diese Arie durchgesehen, als sie auch schon ihren Werth erkannte, und durch schmeichelhaftes Lob ihre frühere Aeußerung wieder gut zu machen sich bemühte. Der junge Componist jedoch, ohne aus seiner Rolle zu fallen, zog nunmehr mit derselben Bescheidenheit, mit der er ihr früher seine Composition überreicht hatte, ein zweites Manuscript aus der Tasche, indem er mit lächelnder Miene sagt: Er habe hier noch eine zweite Arie für sie componirt für den Fall, daß ihr die erste nicht ganz zusagte: sollte ihr jedoch auch diese nicht gefallen, so hätte er auch noch eine dritte in Bereitschaft, welche ihr zu Gebote stünde. Ueberrascht von dieser räthselhaften Leichtigkeit des Producirens bei solcher Tiefe der Auffassung und Vollendung der Form, wünschte nun die Sängerin alle drei zu singen, und sie wurden demnach auch von ihr mit großem Beifalle vorgetragen und galten als Meisterstücke dramatischer Composition. Sign. Buonsolazzi aber soll in der Folge nichts mehr gegen die Jugend des Componisten »Lucio Silla's« eingewendet haben. — Mozart klagte u. A. sehr oft über die unrichtige Aufführung seiner Compositionen, besonders über die übereilten Tempo's. „Da glauben sie," sagte er „durch die Schnelligkeit soll es feurig werden! ja, wenn das Feuer nicht in der Composition steckt, durch Abjagen wird's sicher nicht hineingebracht." Jedoch bei einer Probe die er in Leipzig einmal selbst dirigirte, gab er das Tempo des Allegro einer seiner Symphonien ziemlich rasch an. Er brach jedoch bald ab, weil es ihm zu schleppend war, klopfte und begann von Neuem, mußte jedoch wieder abbrechen, denn es war ihm noch nicht schnell genug. »Ancora!" rief er und wieder begann er im noch beschleunigterem Tempo zu dirigiren. Seiner Lebhaftigkeit genügte endlich nicht mehr der Taktirstab, er stampfte mit den Füßen, daß ihm eine Schuhschnalle absprang. Mit lächelnder Miene sah er auf diesen Unfall nieder; allein die Musiker im Orchester waren erbittert über das kleine blasse Männchen, das es wagte, sie auf eine so dictatorische Weise zu forciren. Sie griffen rascher ein und das Stück ging im Fluge zu Ende. Mozart aber klatschte in die Hände; er war mit dieser Aufführung vollkommen zufrieden. Als er nach Hause ging, sagte er zu einem Freunde, der ihn begleitete: „Wundern Sie sich nicht, es war nicht Caprice von mir allein ich sah, daß die meisten Musiker Ihres Orchesters schon bejahrte Leute sind, ich mußte sie ins Feuer bringen; denn sonst wäre das Schleppens kein Ende gewesen und dieß konnte nur dadurch geschehen, daß ich sie ein wenig böse machte." Widerlegt nicht diese einzige Aeußerung die Behauptung, daß Mozart außer allem Andern, was nicht gerade die Musik betreffe, ein Kind gewesen sei, auf's bestimmteste; — Mozart war Menschenkenner und hatte so viel Scharfsinn, um Jene, mit welchen er verkehrte, richtig zu beurtheilen. Daß er in seiner Gesellschaft oft nicht sehr wählig, ein Vorwurf, der ihm so oft gemacht wurde, darum mag wohl die Schuld mehr an seiner natürlichen Gutmüthigkeit gelegen haben, die Niemanden von sich zurückweisen wollte, als in dem Mangel an Welt- und Menschenkenntniß.

*** Die Schauspielerin, Dem. Bertha Unzelmann, deren Gastspiel so eben auf der Berliner Hofbühne mit überwiegend günstigem Erfolg endigte, ist von der Natur mit keinem vorzüglichen Sprachorgan begabt. Als früherer Zeit einmal in Seydelmanns Gegenwart von diesem Mangel die Rede war, wie von einem großen Hinderniß, welches der jungen Kunstgenossin auf ihrer Schauspielerlaufbahn stets im Wege sein werde, gab Seydelmann (der diese Schwierigkeit aus eigener Erfahrung kannte) zur Antwort: „Das ist freilich wahr; und so wird ihr wohl nichts übrig bleiben als der trostlose Ausweg, eine große Künstlerin zu werden." Nach Allem, was man aus den Theaterberichten entnehmen kann, scheint Bertha Unzelmann auf dem Wege, die Prophezeiung Seydelmanns wahr zu machen. W. Sonntagsbl.

*** Am 28. August ward vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris ein Prozeß verhandelt, in dem Mehemed Ali, der Vicekönig von Egypten, als Beklagter erschien. Kläger war ein Herr Solon, früher Präfekturrath, den die egyptische Regierung in Dienst genommen hatte, um zu Kairo eine Schule für das Studium der Straßen-Administration zu organisiren. Solon reis'te hin, mußte aber in Folge der von den Ulemas gegen die Ausführung erhobenen religiösen Bedenken unverrichteter Dinge nach Frankreich zurückkehren. Da seine Ansprüche auf Entschädigung unberücksichtigt blieben, so ließ er für den Betrag derselben auf eine dem Vicekönig gehörige und in den Händen Stephan Effendis (des egyptischen Agenten zu Paris) befindliche Summe Sequester legen, wodurch die Sache zum Prozeß kam. Das Gericht verurtheilte, in Abwesenheit jedes Vertreters des Beklagten, denselben in der Person seines Gesandten Artim Bei, in contumaciam zur Bezahlung von 90,000 Frcs. Entschädigung, ferner 12,000 Frcs. Reisekosten, und bestätigte, bis zur Tilgung der Schuld den auf Stephan Effendis Gelder gelegten Sequester.

*** Jemand lobte die starke durchdringende Stimme einer Sängerin. — „Ja," sagte der Humorist X., „die hat sie von ihrer Mutter geerbt, wenn die in Berlin auf den Straßen Rudiesch en ausrief, mußten sich die Leute in Potsdam die Ohren zuhalten."

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 16. September. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 17. September. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 258. Freitag, den 18. September 1846.

Die Somnambule.

Aus meinem Album, von E. B.

Die Freunde am Ufer ließen zum letzten Abschiedsgruße ihre Tücher in die Luft wehen und schnell rauschten wir auf den vom Morgenroth beglänzten Fluthen den reichen Ufern der Saone entlang.

Auf dem Dampfschiffe wimmelte es von Reisenden aus Nah und Fern. Hier eine Gruppe Engländerinnen mit blauen Schleiern und grünen Brillen, emsig beschäftigt, auch den unbedeutendsten Punkt in ihr Skizzenbuch aufzunehmen; dort einige germanische Jungfrauen, deren kunstvolle Strick- und Häckelarbeiten ihnen kaum dann und wann einen Nebenblick auf die einfachen Werke der Natur gestatteten, und noch weiter hin ein paar französische Damen, die der Landschaft sans façon den Rücken zukehrend, mit geringschätzenden Blicken den Kleiderschnitt der Ausländerinnen musterten und mit jedem Herrn über Georg Sand, Eugen Sue und ihre Privatangelegenheiten ebenso vertraulich plauderten, als seien sie in der Kinderstube mit einander aufgewachsen.

Endlich trieb uns ein Regenschauer in das Innere des Schiffes. Nun wurde Kaffee für die Damen, Beefsteaks für die Herren herbeigetragen; und dicht an die Tische zusammengedrängt, machte man bald mit diesem, bald mit jenem Nachbar nähere Bekanntschaft.

Ein stattlicher Kavalier von feinem Benehmen, einen fremden Orden auf der Brust, hatte von Anfang an unserer 80jährigen Tante, die aber noch sehr rüstig und voll jugendlicher Gesprächigkeit war, eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. War es nun Zufall, war es Gewandtheit, genug, er hatte einen Platz an ihrer Seite eingenommen und sich durch sein einnehmendes Wesen noch vor dem Ende des Mahles eine Einladung zu erschmeicheln gewußt, sie während seines Aufenthalts in Macon zu besuchen.

Von diesem Augenblick an rechnete er sich mit bescheidener Vertraulichkeit zu unserer Gesellschaft; er bewachte das Gepäck, trug uns Shawl und Sonnenschirm nach, und zeigte sich überall mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit. Aber sobald uns der wiederkehrende Sonnenstrahl aus dem dumpfen Versammlungssaale befreit hatte, zog mich Julia, unsere jugendliche Begleiterin, an das Räderwerk, wo der Silberschaum der Fluthen in tausend blitzenden Perlen uns kühlend entgegen spritzte.

„Laß' uns hier verweilen," flüsterte sie. „Tantchens Anbeter ist mir ganz unheimlich."

„Und warum das?" fragte ich befremdet.

„Ja, wenn ich es selbst wüßte. Aber sieh, seine Blicke sind mir fast schauerlich."

„Komm, komm! Du bist ein phantastisches Mädchen," erwiederte ich lächelnd, nahm sie bei der Hand und kehrte mit ihr zu den Gefährten zurück.

Macon ist ein düsteres Städtchen mit einem schönen freundlichen Kai, wo die Wohnung der Tante den schönsten Punkt beherrschte. Gegenüber die breite stolze Saonebrücke, im Hintergrund sanfte blaue Hügelreihen, zur Rechten ein schattenreicher Baumgang, längs dem Ufer hinlaufend, und zur Linken die fruchtbare Ebene mit ihren kleinen Meierhöfen, alterthümlichen Schloßgebäuden und niedern kümmerlichen Waldungen.

Als wir so auf dem Balkon standen, wo die betagte Hauswirthin sich nicht wenig darauf einbildete, uns mit unbewaffnetem Auge manchen fernen Punkt andeuten zu können, den wir nur mit Hülfe des Glases zu entdecken vermochten, gewahrte sie plötzlich auf der Straße eine gebückt einhergehende Bürgersfrau, die auf ein freundliches Zeichen von ihr bald nachher in's Zimmer trat.

„Nun, Jeanne, warum wolltet Ihr denn an dem Hause vorbeischleichen, ohne mich zu bewillkommnen?" sagte die Tante, der Eintretenden mit gutmüthigem Lächeln die Hand reichend.

Jeanne aber berührte die Hand nicht und brach in Thränen aus.

„Ei, ei," fuhr die Tante verwundert fort, „warum weint Ihr so? Kommt, erzählt mir Euren Kummer, wir wollen schon Rath finden."

„Ach, gute Madame, für die Schande gibt es keine Aushülfe," erwiederte die Frau heftig schluchzend und das Gesicht mit ihrer Schürze bedeckend. „Marianne —"

„Was ist mit Marianne?" fragte ihre Gönnerin lebhaft.

Die Frau richtete sich langsam in die Höhe und sagte, der Thüre zuschreitend, mit matter erstorbener Stimme:

„Morgen wird die Unglückliche wegen Diebstahls vor dem Gerichte erscheinen."

Als die Tante aus ihrer stummen Bestürzung zu sich gekommen war, hatte Jeanne das Zimmer schon verlassen, und wir erfuhren nun von Jener, daß Marianne, die Tochter eines im Krieg gefallenen Offiziers, bei dem jüngst erfolgten Tod ihrer Mutter in den Dienst einer angesehenen Familie getreten sei, wo ihr sanftes einnehmendes Wesen und anmuthiges Aeußere ihr bald die Neigung Aller gewonnen habe. Jeanne, der Waise einzige Verwandtin, war ihr bis jetzt eine mütterliche Stütze gewesen, und hatte auf den untadelhaften Wandel des letzten Sprößlings einer zurückgekommenen aber allgemein geachteten Familie ihren ganzen Stolz gesetzt.

Als wir später bei Tisch, wo sich unser Kavalier von dem Dampfschiffe mit einigen Hausfreunden eingefunden hatte, wieder vereinigt waren, wurde viel über dieses traurige Ereigniß gesprochen. Die Tante mit ihrer nachsichtsvollen edelmüthigen Gesinnung wollte das beklagenswerthe Mädchen nicht ohne Unterstützung vor ihren Richtern erscheinen lassen.

„Ihr Alle müßt mich morgen zu dem Tribunal begleiten," sagte sie zu den Tischgenossen. „Erweist sich ihre Schuld, nun, so wollen wir das arme verirrte Geschöpf

Digitized by Google

nicht durch gänzliche Verlassenheit noch tiefer in das Laster hineinstoßen; wer weiß, welchen Versuchungen sie ausgesetzt war" — und eine Thräne des Mitleids perlte in den Augen der gutherzigen Matrone.

Einer aus der Gesellschaft schlug vor, eine Somnambule aufzusuchen, welche schon seit mehreren Tagen die Aufmerksamkeit aller Aerzte in der Runde erregt hatte und durch ihre hellsehende Kraft die ganze Stadt in Verwunderung setze.

„Vielleicht," bemerkte der Gläubige, „könnte sie uns auch einige Auskunft über die Waise ertheilen."

Dieser Vorschlag wurde von Jedermann genehmigt, freilich mehr um die Neugierde zu befriedigen, als in Erwartung, Marianne von der Hellseherin gerechtfertigt zu sehen; denn die meisten der Gäste waren so eingefleischte Scepticker, daß sie dem Magnetismus nicht nur alle geistige, sondern auch die körperliche Einwirkung geradezu abstritten. Auch Julia erklärte von vornherein, daß, so lange sie keine Wirkung an sich selbst verspüre, ihr alle Erscheinungen der Art höchst apokryphisch vorkommen würden.

Da füllte der fremde Gast, der bis jetzt schweigsam an ihrer Seite gesessen, sein Glas, und ließ es mit den Worten: „Auf baldige Bekehrung, mein Fräulein!" hell an dem ihren erklingen.

„Mein Gott, was ist das!" schrie Julia erbleichend, als sie der Aufforderung nachgekommen war, und verschüttete den Bordeaux auf das blendende Tafeltuch.

„Nun, was ist Dir denn widerfahren?" fragte die Tante.

Julia betrachtete ohne zu antworten ihre Hand von allen Seiten.

„Sollte ich Sie verletzt haben, gnädiges Fräulein?" sagte der Fremde besorgt.

„Es war ein sonderbares unheimliches Gefühl, gerade als ströme Luft aus meiner Hand," erwiederte sie ängstlich lächelnd.

Wir Alle blickten den Gast verwundert an; er aber sagte ruhig, als wäre es die gewöhnlichste Sache von der Welt:

„Das Fräulein würde leicht zu magnetisiren sein."

Erschrocken rückte Julia ihren Stuhl von ihm, indeß wir andern auf eine Erklärung drangen.

„Entsetzen sie sich nicht, meine Damen," hub er lächelnd an, „wenn ich mich Ihnen als einen gezwungenen Magnetiseur zu erkennen gebe, den die Natur seit mehreren Jahren gleich einer Electrisirmaschine, gestatten Sie mir den Ausdruck, häufig mit magnetischen Funken überladet. Heute nun befinde ich mich in einem solchen Zustande und zu meinem Bedauern hat des Fräuleins entschiedene Empfänglichkeit für das Fluidum sie die Gegenwirkung davon verspüren lassen. Uebrigens," fügte er scherzend hinzu, „habe ich schon gestern auf den ersten Blick die Anlagen in ihr errathen."

Die Tante hob den Finger drohend empor und bemerkte mit ihrem gutmüthigen Lächeln:

„Auch ich habe Ihre Artigkeiten einer noch höhern Anziehungskraft als meinem ehrwürdigen Alter zugeschrieben."

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung des französischen Volkes. *)

Frankreich ist nicht wie Britannien von andern Ländern abgesondert, nicht einmal so wie Spanien, dennoch haben die Franzosen ihren eignen stark kenntlichen Volkscharakter, und es ist merkwürdig, die Grundzüge desselben schon in der altceltischen Geschichte wahrzunehmen. Den Römern erschien der Gallier als lebhaft, rasch auflodernd in Liebe und Zorn, doch unschwer zu besänftigen, veränderlich in seinen Neigungen, gar neuerungssüchtig; rerum novarum cupidissimi, heißen sie beim Cäsar. Tapferkeit gestand man den Galliern zu, vor allen war ihr Angriff hitzig und stürmisch, im Unglück aber zeigten sie mindere Ausdauer. Dies Celtische sticht in ihrem Naturell noch jetzt hervor, obgleich sich römisches und deutsches Blut beigemischt und die Kultur vieler Jahrhunderte auf sie eingewirkt hat. Es ist ein ausgezeichnetes Volk, mit gewissen Eigenschaften begabt, die es unter den Europäern besonders anziehend machen, und die man sogar liebenswürdig nennen könnte, wenn sie nicht von andern Eigenschaften begleitet wären, die keineswegs liebenswürdig sind. Schon die Sprache der Franzosen, die fließendste unter allen romanischen, hat etwas Einnehmendes, mehr noch ihr muntrer leichter Sinn, der nur zu oft frivol wird, ihr Witz, ihre Politesse und Unterhaltungsgabe. Für's gesellige Leben sind sie wie geschaffen; grade deshalb stellen sie aber das äußere Erscheinen, die äußere Ehre zu hoch, und sind gegen nichts empfindlicher als gegen die Pfeile des Lächerlichen; ein bon mot geht ihnen leicht über eine Wahrheit. Wie der Franzose fein zu schmeicheln versteht, so will auch die Nation als solche geschmeichelt sein, und man sagt nicht zu viel, wenn man ihr ein Uebermaß von Eitelkeit, eine gränzenlose Selbstschätzung vorwirft. Löblich ist ihre praktische Anstelligkeit, ihre Thatkraft, doch sind sie häufig zu rasch im Entschließen und Unternehmen, ungleich uns Deutschen, die ruhiger überlegen, aber oft zu lange zandern und noch berathen, wenn längst gehandelt sein sollte. Ueberhaupt sucht der lebensfrohe Franzose, was er denkt, auch schnell ans Leben zu knüpfen, während der Deutsche gern in der Welt der Ideen und Phantasien verweilt, und im gelehrten Suchen wie im Erörtern von Begriffen sich nicht genug thun kann.

Scharfsinn, logisch tabellarisches Abtheilen, geistreiche Wendungen, Klarheit und Eleganz im Ausdruck sind Vorzüge der französischen Literatur, aber an Gediegenheit steht sie der englischen, an Tiefe der deutschen nach. Der Franzose ist mehr räsonnirend als philosophirend, mehr Memoiren- als Geschichtschreiber, mehr Redner als Dichter; aber auch in der Beredtsamkeit tritt der Charakter des witzigen und sprechlustigen Volkes hervor. Wo sie wortreich, ist der Engländer gehaltvoll; in parlamentarischen Angriffen verschießt der Franzose die buntgefiedertsten Pfeile, während der Engländer gedankenschwere Keulenschläge austheilt. Ihre Dichter haben geglättete Formen, rhetorische

*) Dem Wunsche des Herrn Verlegers entsprechend, geben wir hier ein Bruchstück aus der vierten Auflage von Theodor Schacht's „Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte", als Probe, sowohl der trefflichen Schreibart, wie der lebendigen geistvollen Darstellung, welche der genannten Schrift diesen ungewöhnlich schnellen Erfolg erworben haben, so daß Alex. v. Humboldt's Ausspruch vollkommen gerechtfertigt erscheint, der das Buch des Hrn. Oberstudienraths Schacht zu dem Ausgezeichnetsten zählt, was die geographische Literatur aufzuweisen habe. D. Red.

Digitized by Google

Schönheiten, witzige Pointen, ja Voltaire's Ironie, Moliere's Komik, Lafontaine's zierliche Naivetät, können für unerreichbar gelten; allein in dem hohen epischen und tragischen Gebirte halten sie mit Shakespeare und Milton, mit Göthe und Schiller, mit Dante und Tasso, keinen Vergleich aus, so wenig als ihre Kritiker mit Lessing und A. Schlegel. An Niklas Poussin und Claude Lorrain besaßen sie Maler von höchstem Genie; daß aber ihre Musik hinter der italienischen und deutschen steht, ist allgemein anerkannt, und schwerlich möchte einer ihrer Historiker an Umfang des Wissens und Treue der Auffassung vergangener Zeiten, unserm Johann Müller (welchen Voltaire un monstre d'érudition nannte), oder einer von ihren Philosophen an Tiefe des Denkens einem Spinoza und Kant gleichkommen. Dagegen fallen sie freilich auch sehr selten in den Fehler mancher Deutschen, nebelhaft und verworren, statt wahrhaft tief zu sein; wo die Klarheit französischer Schriftsteller ausartet, wird sie eher zur Oberflächlichkeit.

Die Franzosen sind eigentliche Weltkinder, sie wollen aber Weltherren sein. Wir sind das civilisirteste Volk der Erde, sagen sie, wir sind die grande nation. Und die grande nation möchte alle Völker nach sich umformen, sie macht neue Moden, neuen Kunstgeschmack, neue Redensarten, und seit der Revolution auch neue Verfassungen, bald monarchische mit und ohne veto, völlig demokratische bis zur Pöbelherrschaft, dann wieder in entgegengesetzter Richtung: Directorien Consulgewalt, vollendete Despotie; und jetzt, wo die Gunst des Himmels sie einer weise beschränkten Monarchie zugeführt hat, sind sie nicht einmal einig darüber, ob dies Glück auch ein Glück sei. Wenigstens scheint es, als wenn vielen ihrer Tagsschriftsteller lieber wäre, wenn sie den Nachbarn wieder eine Republik anbieten könnten. Ungleich den Engländern, die an der Ehre, freie Britten zu heißen, sich genügen, treten die Franzosen gern als politische Proselitenmacher auf. Wehe aber dem Volke, das nicht erst untersucht was sie bringen, das blind ihrer Sprache traut, das ihrer Fahne folgt; denn sie bekehren nicht blos, sie gehen auf Eroberungen aus, und das Erobrte muß ihrem Uebermuth schwer empfinden. Holland, die Schweiz, Italien, Spanien, und vor allen wir Deutsche haben es von 1792 bis 1813 erfahren; nie war Deutschland schmählicher herabgewürdigt als damals. Man vergesse nicht, wie Napoleon Zungen und Federn in Ketten hielt und wir in unserm unsäglichen Unglück nicht einmal mehr klagen durften. Man vergesse nicht den Buchhändler Palm, den der fremde Despot wegen der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" erschießen ließ. Das war der Zustand, dem das Aufpflanzen der Freiheitsbäume am Rhein nur um ein Jahrzehend vorausging. Ob den Franzosen la liberté oder la gloire höher stehe, und was die gloire bedeute, kann keinem Zweifel unterliegen. Die erstere haben sie gar bald der letzteren geopfert, und erst als die gloire ihnen untreu ward, kehrten sie zur liberté zurück. Sie sind die Rivalen Britanniens. Wie England die Seeherrschaft errungen, so strebten sie nach der Herrschaft zu Lande, und da dieses mißglückt ist, trösten sie sich einstweilen damit, doch den Vorzug der Freiheit vor Alt-England gewonnen zu haben. „Jenseit des Kanals lebt noch die Aristokratie," bei uns ist auch diese nicht wieder errichtet, wir haben Pairs, doch keine erbliche, wie die Herrn im Oberhause zu London. Frankreich ist freier als England." Allein im Uebermaße der Freiheit liegt grade der Keim ihres baldigen Todes. Was die jetzige brittische Verfassung schon anderthalb Jahrhunderte erhielt und noch ferner erhalten kann, ist eben jene festgewurzelte Aristokratie, die ihr größtes Interesse an der Erhaltung der englischen Freiheiten hat, und den Bürgerstand keineswegs beeinträchtigt. In England halten sich aristokratisches und demokratisches Element das Gleichgewicht, beide der Krone untergeordnet, beide der Krone zugethan. Und was noch mehr den Bestand Englands verbürgt, ist der ernstere Charakter des Inselvolks, dem zwar das Einnehmende unter den französischen Eigenschaften fehlt, dem aber Unbeständigkeit und Neuerungssucht nicht vorzuwerfen sind *).

Daß übrigens in der jetzigen französischen Literatur der belebende Hauch ihrer politischen Freiheit, so wie der Einfluß deutscher und englischer Studien, sichtbar geworden, wer wollte das läugnen! Guizot's geschichtliche Arbeiten z. B. zeigen von einem Ernste der Wahrheit, der an unsern Ranke und Schlosser erinnert, und Eugen Sue's Talent, Charakterbilder aufs mannigfaltigste und originellste zu schaffen und ins Innerste der Gemüthswelt zu leuchten, liefert den Beweis, daß das enge Gebiet ihres sogenannt goldnen Zeitalters sich noch in bedeutender Weise erweitern lasse. Nur wird die Nachwelt bedauern, daß ein so außerordentlicher Geist, wie jener Sue, sich nicht die Zeit genommen, seine Werke durch Vertilgung üppiger Auswüchse zu eigentlichen Kunstwerken zu gestalten.

Feuilleton.

*** Rom. Das unter dem Namen Campo Vaccino bekannte Forum, die Wiege der neuen Weltgeschichte, sieht baldigst, und zwar noch mit Ende dieses Jahres, einer Nachgrabung entgegen, welche die interessantesten Denkmale zu Tage fördern dürfte. Die Regierung hat nemlich die sämmtlichen, den Platz der berühmten Basilica Julia und der daran grenzenden Curia Julia, nebst dem damit zusammenhängenden von Julius Caesar erbauten Tempel des Glücks, einnehmenden Marmorschuppen erkauft. Gegen Weihnachten sollen dieselben niedergerissen werden, um die Nachgrabungen zu beginnen. Daß die sämmtlichen Substruktionen zu finden seyn werden, ist gewiß, da der Boden des alten Roms an dieser Stelle über 15 bis 20 Fuß tief unter dem jetzigen liegt. Korresp.

*** Englischer Eisenbahncomfort. Auf der Bahn der östlichen Grafschaften sind seit Kurzem Rauch- und Promenirsalons in Gestalt von 40 Fuß langen Waggons eingerichtet worden, welche jeden Wagenzug begleiten sollen und in welche jeder Passagier erster Wagenklasse Eintritt hat. Das Innere dieses Rauchsalons ist sehr elegant und zweckdienlich eingerichtet. Die der Länge nach zu beiden Seiten angebrachten Sitze sind mit Maroquin überzogen und an jeder Seite sind 4 Spiegelglasfenster von ungewöhnlicher Größe. In der Mitte steht ein großer Mahagonitisch; alle übrigen Möbel sind ebenfalls von Mahagonyholz. Am Abend wird der Salon glänzend beleuchtet. M. Uthdt.

*** Bettelei in Irland. Die erste Eigenthümlichkeit, welche dem Reisenden in allen Theilen des „grünen Eilandes" entgegen

*) Nur für jugendliche Leser sei hier bemerkt, daß der Charakter einer ganzen Nation nicht immer der Charakter ihrer Individuen ist. Es kann Anwohner der Nordsee von auffallendster Lebendigkeit der Empfindungen und der Rede geben, Südfranzosen von zaudernder Entschließung und ruhigster Ueberlegung. Engländer von tanzender Fröhlichkeit und dem geselligsten Talente, Corsikaner ohne Rachsucht, und Griechen von wahrer Ehrenfestigkeit. Allein dies stößt die ganz anders lautenden Schilderungen dieser Völker nicht um; das gesammte häusliche und öffentliche Leben einer Nation, ihre Literatur, Kunst und Geschichte müssen die Belege liefern.

Digitized by Google

kritt, ist eine ungeheure Menge von Bettlern, deren Witz und Humor eben so sehr zum Sprichwort gestempelt ist, als ihre Lumpen und ihr Elend. Jede Stadt ist voll von Subjekten, die mit ihren Leiden prahlen und ihre halbnackten Kinder, gleichsam als gerechte Ansprüche auf Almosen, zur Schau tragen. Alter, Gebrechlichkeit, Blödsinn, Krankheit umgeben jeden Wagen in dem Augenblicke, wo er anhält. Vergebens versichert man, daß man keinen halben Pence hat; die Antwort ist schon bereit: „Ach wir können ja einen Sixpence zwischen uns theilen; und dann geht der Zank an, wer von dem Haufen die Theilung vornehmen soll. Die Sprache, worin diese unglücklichen Wesen ihre Bitten kleiden, ist meist ganz absonderlich zugestutzt, oft sogar poetisch. „Glück auf! Dem glücklichen Angesicht der Lady heute Morgen! Gewiß, Ihr geht nicht, ohne mir ein leichtes Herz in der Brust zurückzulassen", oder: „Ach seht doch den Armen an, der Euch nicht sehen kann, Lady, den dunkeln Mann da, der nicht sehen kann, ob Euer Schönheit so süß ist, als Eure Stimme"! oder: „Hetzt doch der armen Creatur, die seine Kinder hat, um sie Ew. Gnaden zu zeigen, sie liegen alle krank und der Mann, der sich ihr Vater nennt, ist auf dem Meere." Mit ähnlichen Redensarten könnte man ganze Seiten füllen. A.

o*. Balfe hat dem Director Pokorny eine ganz neue Oper mitgebracht, welche unter der Leitung des Compositeurs einstudirt und von ihm dirigiet wird; sie führt den Titel „Klara von Montalban" nach dem bekannten Drama bearbeitet.

*. Alexander Dumas, schreibt die „Allg. Ztg." aus Paris, mag sein Publikum bezaubern, das ist ein Ruhm, den man dem großen Manne nicht streitig machen will, aber er ist kein Zauberer, der das menschlich Unmögliche leistet, und außer seinen dramatischen Lieferungen und Nebengeschäften Jahr aus Jahr ein 36 elegant gedruckte Bände der Welt zum Besten gibt — nein, er ist kein solcher Zauberer, er ist höchstens ein Taschenspieler, der nicht einmal sehr schwer zu durchschauende Handgriffe übt. Die ungemeine Fruchtbarkeit der Firma Dumas ward allerdings schon häufig durch eine geschickte Anwendung des Associationssystems erklärt, aber trotzdem stellte sich heraus, daß ein bedeutender Theil der unter dem Namen des federtüchtigen Meisters in Umlauf gesetzten Waare auf dessen höchst eigene Rechnung zu setzen sei und das, was ein gewöhnlicher Sterblicher durchschnittlich hervorzubringen vermöge, der Quantität nach noch weit übertreffe. Es konnte aber nicht lange dauern, so wurde auch diese Schwierigkeit gelöst; es ergab sich, daß der Alexander der neufranzösischen Romantik nur mit Hülfe gewisser Setzerkünste den ungeheuren Weg, den er zurücklegte, durchlaufen konnte. Wenn man nämlich einen der Bände, in die der zuerst als Feuilleton aufgetretene Monte-Christo für die Lesekabinette wunderbar sich vertheilte, wie es der Zufall gibt, aufschlägt, so entdeckt man oft auf einer Seite in drei Zeilen nichts anderes, als so inhaltsschwere Worte, wie etwa diese: Ungeheuer — Ist es möglich — Elender. Man hat herausgebracht, daß die 18 Bände des Monte-Christo sich ganz gut in zwei Bände alten Styls zusammendrängen ließen ꝛc.

*. In der Englischen Armee werden seit einiger Zeit Versuche gemacht, die Peitschenhiebe durch andere Strafe zu ersetzen. Die Soldaten eines in Guernsay liegenden Regimentes hatten sich zum Theil dem Trunk sehr ergeben, und es war zu fürchten, daß dieses Laster, bei der dortigen Wohlfeilheit des Weines, sehr um sich greifen würde. Der Oberst des Regimentes beschloß also, der Mannschaft das Trinken zu verleiden, ohne von der Peitsche Gebrauch zu machen. Er ließ in einem Tagsbefehl die Soldaten zur Nüchternheit und Pünktlichkeit im Dienst auffordern. Am folgenden Tage war ein Soldat betrunken, und kam in Arrest, wo ihn der Oberst in Begleitung des Wundarztes besuchte. Der Letztere untersuchte den Puls des im Katzenjammer liegenden Soldaten, und erklärte ihn für fieberkrank. Es wurden sogleich vier Mann beordert, den Kranken in eine Decke zu hüllen, und durch die Caserne in das Spital zu tragen. Dort wurde ihm ein Blasenpflaster zwischen die Schulter gelegt, er erhielt eine ganze Woche hindurch nur Brot und Wasser zur Nahrung, und durfte das Bett keinen Augenblick verlassen. Nach seiner Rückkehr zum Regiment wurde der Trunkenbold natürlich die Zielscheibe des Spottes für seine Kameraden. Mehrere andre Trunkenbolde wurden eben so behandelt, und nach vollendeter Brot- und Wasserkur von den ordnungsliebenden Soldaten verhöhnt. Dieses Mittel wirkte; es hat sich seit mehreren Monaten kein Soldat dieses Regiments mehr betrunken. A. Thz.

*. Naive Aufopferung. Die Frauen auf den Sandwichinseln lassen sich die Namen der verstorbenen lieben Männer auf die Zungenspitze tättowiren, um nach Frauenart das Theuerste stets im Munde zu führen.

*. Bekanntlich ging Kaiser Joseph öfter in unscheinbarer Kleidung unter das Volk. Bei einer solchen Gelegenheit hörte er einst, daß ein paar Soldaten sehr über ihn schimpften. Des andern Tages ließ er ihre Nummer aufsuchen und sie vor sich führen. Er fragte sie, ob sie gestern nicht Dies und Jenes von ihm gesagt hätten. „O ja," antwortete einer derselben, und wir hätten noch viel Aergeres gesprochen, wenn wir einen noch größeren Rausch gehabt hätten." Dieser naive Einfall bewog den Monarchen, ihnen zu verzeihen. Stgsbl.

*. Brittische Freiheit. In England sind Kinder mit dem achten Jahre unabhängig, und können im zwölften gehangen werden.

*. Da man in Algier keine Uhr kennt, denn das würde ein lächerlicher Luxus sein, so geschieht dort das Abtösen nach irgend einem Sternbilde, und wenn der Himmel bewölkt ist, nach dem Gefühl; die Soldaten sind durch die Nothwendigkeit so vortreffliche Astronomen geworden, daß sie sich nie auch nur um 15 Minuten irren. Wenn die Schildwache unter dem Gewehr glaubt, daß sie zwei Stunden gestanden habe, so ruft sie leise: „Nr. 2, es ist Zeit, das Siebengestirn steht schon ganz hoch."

o*. In diesen Tagen schlug bei einem heftigen Gewitter der Blitz in eine Berliner Restauration und beschädigte das Billard, ohne zu zünden. Jetzt benutzt der speculative Wirth das Donnerwetter, um unter der Rubrik: „höchst merkwürdiger Gewitterschlag" ganz Berlin einzuladen, sich sein Billard zu besehen. „Für Erfrischungen jeder Art werde ich Sorge tragen." Was wußte der Berliner auch nicht auszubeuten! P. Mrgnz.

o*. Eine Grabschrift für Zelter. Dem alten Maurer- und Musikmeister Zelter schrieb Jemand folgende Grabschrift:

Hier schläft ein doppelgeist'ger Weiser,
Er mauerte Musik und setzte Häuser.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 17. September. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Freitag, den 18. September. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen, von Friedrich. Musik von Flotow.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 259. Samstag, den 19. September 1846.

Die Somnambule.

Aus meinem Album, von E. B.

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung drehte sich nun ausschließlich um den Magnetismus, und der Gast wußte ihn auf eine sehr faßliche Weise zu erklären, indem er uns aber auch zu gleicher Zeit warnte, nicht jedem seiner Anhänger unbedingtes Zutrauen zu schenken.

„In ihrem Fanatismus," sagte er, „treten viele aus den Schranken des menschlichen Wissens und geben den ungereimtesten Ideen Raum. Andere kalte Berechner des Gewinns, der ihnen aus dem wunderbaren Phänomen dieser geheimen Kraft zufließen kann, bilden Schauspieler zu öffentlichen Vorstellungen heran, die meistens schlaue Betrüger, beide, den Meister und das Publikum zum Besten haben, und nur Wenige durchwandern mit ernster Forschung ein Gebiet, in welchem der gewissenhafte Beobachter bis an die Grenzen des Ueberirdischen zu gelangen vermag."

Julie rückte wieder näher zu dem Sprecher und schien seine weitere Auseinandersetzung gespannt zu erwarten, allein er blickte sie kopfschüttelnd an, und versicherte ernstlich, es sei für ihr allzureizbares Nervensystem nicht rathsam, tiefer in die Geheimnisse der magnetischen Kraft eingeweiht zu werden.

Nach Beendigung des Mahles begaben wir uns zu einem Herrn B—., der als Arzt und eifriger Forscher die Somnambule bei sich aufgenommen hatte. Wir fanden ein kleines, selbstzufriedenes, aufgewecktes Männchen, das, sich vergnügt die Hände reibend, von Einem zum Andern hüpfte, bald Diesem ins Ohr zischelte, bald Jenem einen bedeutungsvollen Blick zuwarf und Allen nicht genug von der erstaunungswürdigen Hellseherin erzählen konnte. Bald trat die Somnambule selbst aus einem Nebenzimmer in unsere Mitte. Ein schlichtes Landmädchen, blaß und von hinfälligem Ansehen. Nachdem ihre große schwarze Augen die Versammlung dreist gemustert hatten, ließ sie sich auf ein Zeichen des Arztes in einen Armstuhl nieder. Jener streifte nun die Manschetten in die Höhe und begann seine Fingerspitzen von ihrer Stirn einigemal abwärts zu ziehen. Da schlossen sich allmälig die schweren Augenlieder, das Haupt sank wie schlaftrunken gegen die Rücklehne des Sessels; der hellsehende Zustand war eingetreten.

Trotz unserer Freigeisterei wurde doch gezögert, wer zuerst das Orakel erproben sollte und als nun endlich die Tante mit einem beherzten Beispiele vorangehen wollte, öffnete sich plötzlich die Saalthüre und Jeanne trat bleich und zitternd auf sie zu. Das Gerücht von der Hellseherin war auch zu ihr gedrungen und sie war herbeigeeilt, sich von dieser über Mariannen berichten zu lassen. Allein die Antworten der Somnambulen waren so alltäglich, so verwirrt und bedeutungslos, daß unser Begleiter, der Magnetiseur, bald in ihr eine Betrügerin gewahrte und zur Bestürzung ihres leichtgläubigen Gönners die Prophetin mit einem leichten Nadelritz aus ihrem Schlafe aufschreckte.

Der kleine Doctor war wüthend, in die Falle der Dirne gegangen zu sein, diese aber blickte ihn frech an und behauptete, er habe sie zu früh nach dem Essen magnetisirt. Während dieses heftigen Streites verließen wir höchst getäuscht die Versammlung.

Am andern Morgen fanden wir uns frühzeitig in dem Gerichtssaale ein; noch waren wenige Neugierige zugegen, wir konnten uns daher unmittelbar hinter den Sitzen der Angeklagten niederlassen. Jeanne, die sich zu uns gesellt hatte, drückte sich bescheiden an das äußerste Ende der Bank, die Blicke unverwandt auf die gegenüber liegende Thür gerichtet, durch welche die Richter hereintreten mußten. Schon war der Saal bis zum Ersticken mit Zuschauern angefüllt, als Jene endlich mit ihrer Hermelin-verbrämten Kopfbedeckung und den langen, schwarzen, roth ausgeschlagenen Gewändern in feierlicher Stille ihren Platz einnahmen. Alsobald rief einer der Gerichtsdiener die Namen der Zeugen aus. Es waren ihrer nur wenige, und alle hatten sich eingefunden, bis auf einen Bedienten, der sogleich nach Mariannen's Verhaftung nicht mehr gesehen ward.

Nun war der Augenblick gekommen, wo Diese selbst erscheinen mußte. Jeanne erbebte auf ihrem Sitze; ein leises Murmeln verbreitete sich in der Versammlung; Säbel erklirrten und Flintenkolben erdröhnten an der Eingangsthüre, die Wache drängte den sperrenden Haufen gewaltsam zurück und in ihrer Mitte schwankte die Angeklagte mit unsichern Schritten ihrem Platze zu.

Es war ein liebliches Wesen von zarter Gestalt, die ein einfaches verblichenes Trauergewand umhüllte. Schüchtern, jedoch mit einer gewissen Sicherheit ließ sie sich nieder und hörte gesenkten Auges die Beschuldigungen an. Es ergab sich aus dem übereinstimmenden Berichte der Zeugen, daß Marianne zu einer späten Abendstunde, wo man sie krank im Bette glaubte, in das Schlafgemach ihrer Gebieterin sich eingeschlichen und diese am folgenden Morgen ein Demantkreuz von großem Werthe vermißt habe. Das junge Mädchen wurde beobachtet und noch denselben Tag mit einem herumziehenden Hausirer und dann mit einem Kunstgärtner in Verkehr gesehen, dem sie für einen hohen Preis die einzige weiße Camelia in seinem Treibhaus abgekauft hatte.

Von dem Präsidenten befragt, gestand Marianne tief erröthend, daß sie alle Aussagen als wahr anerkenne, nur nicht das nächtliche Eindringen in der Herrin Gemach, welches sie fest und bestimmt leugnete.

„Unglückliches, verstocktes Kind," murmelte die Tante, sie beim Aermel zupfend, während Jeanne die Hände gefaltet zum Himmel erhob, als wolle sie für diese sträfliche Hartnäckigkeit seine Verzeihung erflehen.

Aber Marianne merkte Nichts; die Frage, wie sie zu dem Gelde für die theure Pflanze gekommen und wozu

Digitized by Google

dieselbe bestimmt gewesen sei, hatte sie in sichtbare Verwirrung gesetzt.

Unter verhaltenem Schluchzen bekannte sie in kaum vernehmbaren abgebrochenen Worten, dem Hausirer ein ihr gehöriges Kleinod verkauft zu haben, weigerte sich aber, es zu bezeichnen und fügte nur hinzu, die Camelia sei für das Grab ihrer Mutter bestimmt gewesen.

„Es war ihre Lieblingsblume, an ihrem Namenstage wollte ich den Todtenhügel damit schmücken," sagte sie bewegt, ihr thränenbenetztes Antlitz in die Hände bergend.

Da keine augenscheinlichen Beweise ihres Vergehens vorhanden waren, so wurde sie nach langem Verhör freigesprochen. Wenige der Anwesenden schienen jedoch von ihrer Unschuld überzeugt zu sein; selbst Jeanne trat einige Schritte abwehrend zurück, als nun die Entlassene auf sie zueilte. Marianne, noch eben vor Freude glühend, blieb todtenbleich vor der sich abwendenden Verwandtin stehen; ihr Auge durchlief ängstlich die nach ihr hinblickende Menge und als unter den vielen Bekannten ihr keine Hand freundlich entgegenwinkte, wollte sie der Thüre zuschwanken, aber die Tante, von Mitleid überwältigt, faßte sie bei der Hand und drängte sich so mit ihr durch den erstaunt zurückweichenden Haufen nach ihrer Wohnung, wo sie der Verlassenen einen Zufluchtsort gewährte.

(Schluß folgt.)

Reise von Palermo über Catania nach Messina.

Da von der Straße zwischen Palermo und Messina an der Küste hin nur wenige Meilen fahrbar sind, so muß man die gerade durch den Mittelpunkt von Sicilien über Castro S. Giovanni (das alte Enna) führende Landstraße einschlagen, wenn man auch nicht Catania's selbst wegen dieß gerne thäte. Diese Straße von Palermo nach Catania ist auf den meisten italienischen Karten falsch angegeben und fehlt gänzlich auf der Stieler'schen; sie zieht sich, um nur die auf der letztgenannten Karte bezeichneten Orte anzuführen, über Vicari, Vallelunga, zwischen Calatascibeta und Castro S. Giovanni durch nach Leonforte, S. Filippo d'Argiro, Regalbuto, Aderno, Paterno, Catania. Von da folgt sie der Küste nach Messina. Die Landstraße ist zwar mit Straßengelderhebungen versehen, aber noch ohne Brücken und man muß die zahlreichen Bäche und breiten Flußbetten durchfahren.

Am 15. März verließen wir Palermo in dem dreispännigen Wagen eines Vetturin's, bepackt mit Lebensmitteln und Wein; selbst Brod und Orangen, die gewöhnlichste Frucht des Landes, hatte man uns gerathen mitzunehmen und wir fanden diese Vorsicht nicht überflüssig. Kaum eine Stunde von Palermo wird die Gegend so öde und wild, die Dörfer so elend, daß Niemand die Nähe einer Hauptstadt von mehr als 100,000 Einwohnern vermuthen sollte. Die Ursache davon mag sein, daß Palermo seine Hauptentwickelung nicht nach dem Lande, sondern nach seiner herrlichen Bucht hin hat und von dem Meere seine Zufuhr erhält, und daß der Südländer nicht, wie wir im Norden in unserm kargen Sommer, sein Vergnügen in der ländlichen Natur der Dörfer sucht, sondern von der Sonne Glanz und Gluth übersättigt, ein schattiges Landhaus oder eine kühle Schenke sich zur Erholung erwählt. Die Straße ist belebt von einzelnen Reisenden in schwarzbraunen Capotmänteln, die den Kopf mit der Caputze geschützt, auf kraftigen Maulthieren reiten, welche zugleich die Flinte, die Lebensmittel und die Geräthe zur Zubereitung derselben tragen, denn der Sicilianer verzehrt nicht gern viel in Gasthäusern; er verlangt von dem Wirthe bloß eine Schlafstelle und bereitet seine Speisen an dem großen Feuer in der Küche selbst, wofür er einige Tari (10 Kr. Conv. M.) bezahlt. Dieses spanische Verfahren, Folge der schlechten Beschaffenheit der Wirthshäuser, verhindert rückwirkend ein Aufkommen derselben an der übrigens sehr besuchten Straße. Ferner begegnet man vielen kleinen plumpgebauten, aber doch bunt bemalten Karren mit einem Maulthier bespannt, in denen Schwefel transportirt wird, der jedoch kaum mehr wiegt, als der Fuhrmann, welcher in seinen braunen Mantel gehüllt, die prosaische, landesübliche weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, im Halbschlummer darauf liegt, und das Thier, das ja von der einzigen fahrbaren Straße doch nicht abweichen kann, sich selbst überläßt. Abends in der Herberge besorgt er sein Zugthier, verschlingt seine Maccaroni und legt sich zur Ruhe, um am andern Morgen dieß thierische Leben, das sich zwischen Auf- und Abladen, zwischen Schwefelmine und Hafenort bewegt, wieder zu beginnen. Das Getreide wird immer noch auf dem Rücken der Maulthiere nach Palermo gebracht, wie zur Zeit, als es noch keine Landstraße gab, obgleich an Wagen gespannt, der vierte Theil der Thiere dasselbe leisten würde. Nie sieht man einen Fußgänger; sogar die Feldarbeiter, welche noch den altrömischen Pflug benutzen, haben ihre Esel, auf denen sie Abends nach Hause reiten, so daß gewiß ebenso viele Maulthiere und Esel als Menschen auf der Insel leben. Das Elend der niederen Volksklasse ist, wie unglaublich dieß scheinen mag, noch ärger als in Neapel: die Bettler sehen noch zerlumpter, die Häuser noch höhlenartiger aus. Die Gegend hat wenige Reize, wenn man an die neue, großartige Vegetation durch längeren Aufenthalt in Palermo schon gewöhnt ist. Die Straße schlängelt sich über Hügel, wo der herrlichste Boden oft nur zur Weide dient, zwischen Kalksteinbergen ohne allen Anbau. Die Gipfel sind nackt, da man trotz eines Gesetzes Karls III., welches genau vorschrieb, wie weit die Wälder auf den Bergen geschont werden sollten, um dem Wassermangel durch das schnelle Abfließen desselben vorzubeugen, während der Besetzung und Verwaltung Siciliens durch die Engländer, wo das Holz im Preise stieg, die Wälder fast ausgerottet hat. Die Folge davon war, daß die Quellen versiegten und das Eiland jetzt nur an den Küsten Bergströme von kurzem Lauf hat, welche den größten Theil des Jahres trocken liegen. Daher kommt es, daß der Reisende, der das Innere von Sicilien als ein unbekanntes, klassisches und südliches Land mit großen Erwartungen betritt, enttäuscht wird, wenn er eine Gegend vom Charakter des Eichsfeldes betritt, ohne gewaltige Bäume, schattige Haine, mit niederm Holz bewachsene Hügel an Thälern, die von Bächen durchbraust werden, und ohne Wiesen, welche Schönheiten alle deutsche Landschaften zieren und die auch um Rom in den Gebirgen, um Neapel bei Vico, la Cava und im Mühlenthale von Amalfi sich bieten. Man findet zu wenig Spuren menschlichen Fleißes im Innern und die gegenwärtigen Verhältnisse seiner Bewohner unterstützen die erschlaffende Wirkung des Klima's. Warum soll der sicilianische Bauer fleißig arbeiten, da auf ihm der Druck des Lehnwesens noch harter lastet als irgendwo sonst in Europa, da er als Zeitpächter in größter Abhängigkeit vom Besitzer lebt? Und wenn er wollte, wie könnte er zu einer verständigen Ausbeutung seines Bodens gelangen, da äußerst schlecht für Schulen, gar nicht für landwirthschaftlichen Unterricht gesorgt ist?

Digitized by Google

Einen großen Antheil an dem schlechten Zustand der Landwirthschaft und der Noth des Volkes hat auch die Abnahme des Handels durch verkehrte Zollmaßregeln (1835 besaß Sicilien 2058, 1839 nur 1997 Fahrzeuge) und die geringe Theilung des Grundeigenthums, wie denn der Boden der ganzen Provinz Trapani nur unter vier Besitzer getheilt ist, den Herzog von Castelvetrano, den Fürsten Pandolfina, den Grafen von Modica und den Erzbischof von Mazzara. Dort findet sich die größte Armuth und die höchste Anzahl der Verbrecher, denn in Trapani kommt schon auf 6931 Menschen eine Tödtung, in Catania erst auf 43,623; und von 567 Diebstählen, welche in Trapani 1840 verübt wurden, waren 147 an Getreide und andern Lebensmitteln von armen Leuten aus Noth begangen worden.

Die großen Städte des Alterthums lagen alle in der Nähe des Meeres, und viele der heutigen Orte im Innern entstanden erst, als die Saracenen durch ihre Plünderungen die Küsten unsicher machten. Man flüchtete nun zu den unzugänglichsten, versteckteften Felsenspitzen und baute Zufluchtsörter, welche gerade durch ihre Lage auch später zu keiner Blüthe und Größe gelangen konnten. Erst wo die Gebirge in die Ebene von Catania übergehen, zeigt sich sorgfältiger Anbau, Wohlhabenheit und der Aetna verleiht dieser Gegend auch eine Großartigkeit, die dem Innern fehlt. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Rouen. Ein Versuch ward hier am 30. August vor allen Autoritäten der Stadt und einer großen Anzahl Zuschauern mit einer Maschine gemacht, die alles was bis jetzt in dieser Art existirt, weit hinter sich läßt. Herr Gibert, der Erfinder, ließ in derselben einen Mann tief hinab in die Seine, welcher mit Tischlergeräthschaften versehen, unten in Zeit von einer halben Stunde einen Kasten fertigte, der dem besten Kistenmacher Ehre gebracht haben würde, welcher ihn in seiner Werkstatt nicht in so kurzer Zeit gefertigt haben könnte. Ja, was noch mehr ist, jeder von den Zuschauern konnte schriftliche Fragen an den Taucher richten, die derselbe eben so beantwortete. Er kann in der Maschine einen halben Tag unter Wasser bleiben und dort jede ihm beliebige Arbeit vornehmen. In der nächsten Woche will Herr Gibert seinen trefflichen Versuch wiederholen. Dem Vernehmen nach gedenkt er zwei Maurer mit ihren Utensilien hinab zu lassen, die unten eine Pyramide erbauen sollen. Orgnl.

*** Peru besitzt eine große Anzahl von außerordentlich reichen Metalldistrikten. Eine große Berühmtheit erlangte die „Mine von Salcedo", sowohl durch den unermeßlichen Ertrag als durch ihr und ihres Besitzers tragisches Ende. Don Jose Salcedo, ein armer Spanier, der sich in Puno aufhielt, verliebte sich in ein Indianermädchen, dessen Mutter ihm unter der Bedingung, daß er sich mit ihrer Tochter verheirathe, einen Silbergang entdeckte. Salcedo erfüllte den Wunsch und bearbeitete mit dem günstigsten Erfolge die Grube. Der Ruf seines ungeheuren Reichthums erregte die Eifersucht des damaligen Vicekönigs Grafen von Lemos, der sich in Besitz der Minen zu setzen wünschte. Da sich Salcedo durch seine Gutmüthigkeit und Freigebigkeit unter der indianischen Bevölkerung einen sehr großen Anhang erworben hatte, so benutzte dies der Vicekönig, um ihn des Hochverrathes anzuklagen, vorgebend, er wiegle die Indianer gegen die spanische Herrschaft auf. Salcedo wurde eingesteckt und vom Tribunal als Aufrührer zum Tode verurtheilt. Im Gefängnisse bat er den Vicekönig, die Processakten nach Madrid zu schicken, dem obersten Gerichtshofe die Entscheidung zu überlassen und an die Gnade des Königs appelliren zu dürfen. Dabei machte er dem Vicey den Vorschlag, er wolle ihm aus Erkenntlichkeit für diese Bewilligung von dem Tage, an dem das Schiff den Hafen von Callao verlasse, bis zu dessen Rückkunft, täglich eine Barre Silber geben. Bedenkt man, daß zu jener Zeit die Reise von Callao nach Spanien und zurück immer 12 bis 16 Monate dauerte, so kann man sich einen Begriff von dem fast fabelhaften Reichthume Salcedos und seiner Mine machen. Der Vicekönig ging die Bedingung nicht ein, reiste selbst nach Puno und ließ Salcedo im Mai 1669 erhängen. Diese grausame und unbesonnene Handlungsweise verfehlte aber durchaus ihren Zweck. Als Salcedo hoffnungslos seinem Tode entgegensah, begaben sich seine Schwiegermutter und ihre Freunde und Verwandten in die Grube, setzten sie unter Wasser, zerstörten die Arbeiten, und verschlossen den Eingang so genau, daß es unmöglich war, ihn wieder aufzufinden. Bis auf den heutigen Tag ist sie verloren. Die Thäter zerstreuten sich, und von denen, die eingefangen wurden, konnten weder Versprechungen noch die qualvollsten Torturen die Bezeichnung der Mine herauspressen. Man weiß nur daß sie in der Nähe der Cerro von Laycacota und Cananchari war.

*** Die Bibliothek zu Weimar besitzt wohl die zahlreichste Stammbuchersammlung. Sie besteht aus dreihundertfünfundzwanzig Bänden.

*** Diderot hatte in seiner Jugend beständig mit Mangel und Noth zu kämpfen und machte aus allem eine Waffe, um sein ungünstiges Schicksal zu besiegen. U. A. erzählt man folgende Anekdote: Ein mit Diderot verwandter Barfüßermönch, Namens Ange, war von dem Ehrgeiz gequält, das Ansehen seines Ordens zu vermehren, zu welchem Zweck er, um sein Kloster berühmt zu machen, ungluckliche und wohlerzogene junge Leute anwarb, die er aus ihrer Verlegenheit zog und denen er, wenn sie das Mönchsleben ergriffen, Mittel und Wege verschaffte, sich mit ihrer Familie zu versöhnen. Diderot glaubte von diesem Menschen Vortheil ziehen zu können. Er gab ihm daher nach und nach zu verstehen, daß er sich in ein Kloster in der Provinz zurückzuziehen beabsichtige, vorher aber noch weitläufige und peinliche Geschäfte abzumachen habe. Er müsse vorher 1200 Franken erwerben, namentlich um ein unglückliches, durch ihn verführtes weibliches Geschöpf zu retten, das, wenn er sich zurückzöge, keine andere Zuflucht als das Laster haben würde. Den Verzug fürchtend, rieth der Mönch kein eigenes Haus an und drang ihm die 1200 Franken auf, damit er sogleich das Klosterleben beginnen könne. Diderot bezahlte, statt seiner vorgeblichen Maitresse, seine eigenen Schulden, kehrte dann zum Bruder Ange mit sorgenvollem Gesicht zurück und sagte ihm, daß er zur Bezahlung seines Wirths, seines Schneiders u. s. w. noch eine kleine Summe bedürfe. So erwischt er noch 600 Franken und verspricht, sogleich zurückzukommen, um in das Kloster einzutreten. In der That kommt er auch bald zurück, erbittet sich aber noch ein Sümmchen zum Ankauf von Büchern, Leinenzeug und Möbeln. Bruder Ange erwiedert: er solle sogleich eintreten, morgen werde er das ihm Nöthige erhalten. „Sie wollen mir also kein Geld geben?" antwortet Diderot. — „Nein, wahrlich nicht." — „Nun wohl, dann will ich auch nicht mehr Karmeliter werden. Lassen Sie sich von meinem Vater erzählen."

*** Die Sagen von geheimer, langsamer Vergiftung unter den Negern in Brasilien, welche in frühern Jahrhunderten die Aufmerksamkeit Europa's beschäftigten, sind jetzt ziemlich allgemein in Mißcredit gekommen, mit wie viel Grund, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Eine Thatsache jedoch, welche jeder Arzt, der unter der Sklavenbevölkerung Brasiliens praktizirt, stets vor Augen haben sollte, ist die, daß unter dem Namen Fetitço, — ein portugiesisch-afrikanisches Wort, das den Begriff von Zauber, Liebestrank, Gift, wenn es unter gewisser Form beigebracht wird, in sich schließt, —

Digitized by Google

Vergiftung sehr häufig geübt wird, und so geschickt sind diejenigen, welche das Gift beibringen, daß mannigfaltige Krankheiten daraus hervorgehen, und jede mögliche Abstufung von Zeit, in welcher das Gift wirkt, zum voraus angegeben werden kann, so daß das Opfer des Feitiço anscheinend an einem langsamen Marasmus oder an einer heftigen Kolik stirbt. Eine solche Kunst und die Geschicklichkeit, mit der dieselbe geübt wird, erfordern eine angemessene Erziehung und den Besitz mannigfacher, durch Ueberlieferung unter den Negern fortgepflanzter Kenntnisse; man wird dieß um so leichter glauben, wenn man weiß, daß in einigen Gegenden Brasiliens — und ich spreche mit besonderer Bezugnahme auf das Innere der Provinz San Paulo, wo ich jetzt wohne — unter der Sklavenbevölkerung eine geheime Brüderschaft besteht, ähnlich der Gesellschaft der Thags in Indien, welche es für die Erfüllung einer religiösen Pflicht halten, jährlich eine gewisse Anzahl Personen zu ermorden, die stets unter den Schwarzen selbst und selten oder nie unter den Familien ihrer Herren ausgewählt werden. In dieser Gesellschaft sind mehrere Grade, und die Tauglichkeit der Aspiranten zur Einweihung in die geheimen Lehren soll, wie man vermuthet, nach der Geschicklichkeit, mit der sie einen oder mehrere Todesfälle herbeiführen, beurtheilt werden; oft werden die nächsten Verwandten ausersehen, um ihre Festigkeit desto besser zu erproben. Hier hat Gift die Stelle des bei den Thags gewöhnlichen Stricks eingenommen, und eine ziemlich häufige Art es beizubringen, ist eine Prise Tabak, und ein ganz authentischer, auf diese Weise bewirkter Todesfall wurde im Innern dieser Provinz an einem absichtlichen Mörder selbst herbeigeführt. Magnetismus (mesmerism) welcher nach der Vermuthung mehrerer wohlunterrichteten Personen von diesen Giftmischern mehrfach geübt wird, gehört gleichfalls zu ihren Mitteln, um die Lebenskraft zu zerstören. Es ist eine seltsame Thatsache, daß viele von denen, welche langsam auf ihrem Lager hinsiechen, oft hartnäckig behaupten, daß dieser oder jener ihrer Mitsklaven die Ursache ihres Todes sei, wobei sie als Grund anführen, daß sie jede Nacht von ihm träumen; nicht selten bestätigt das spätere Geständniß des Angeklagten diese Beschuldigung.

*** Hexenglaube in Schottland. Das Nachstehende ist einem kürzlich auf Befehl des Parlaments gedruckten Bericht über den Zustand der Gefängnisse von Schottland entnommen, und zeigt den tiefen Stand der Bildung, der noch unter mehreren Classen des Volks herrscht, in einem sehr schroffen Lichte. Ein Mann in dem Gefängnisse von Dingwall, 24 Jahre alt, sagte aus: „Ich lebe in der Nähe von Tain und bin ein Fischer, ich befinde mich im Gefängniß, weil ich eine Frau Namens M. M. angriff. Dieß geschah, weil sie alles, was ich hatte, beherte; sie hinderte mich am Fischfang, und machte, daß mein Boot umschlug. Die andern Fischer sagten, sie hätten gar keine Aussicht Häringe zu fangen, so lange ich bei ihnen sei, und wollten mich nicht mit sich gehen lassen. M. M. ist in der ganzen Nachbarschaft als Here bekannt: hundertmal schon hat sie in Gestalt eines Hasen die Kühe ausgetrunken, doch habe ich dieß nicht selbst gesehen. Die Leute in meiner Nachbarschaft glauben, wenn irgend jemand Blut von einer Here bekomme, so könne sie nicht mehr schaden, und dieß ist der Grund, weshalb ich sie mit meinem kleinen Messer schnitt; ich hielt es jedoch so, daß es so wenig tief wie möglich eindrang. Alles was ich wollte, war ein Paar Tropfen Blut, und ich war nicht der erste, der ihr Blut abzapfen wollte. Die, welche mir riethen, sie zu schneiden, sagten mir, wenn ich es nicht thue, so würde sie mich ertränken, und die andern im Boote würden sicherlich mit zu Grunde gehen. Es ist hart, daß ich dafür ins Gefängniß kommen soll, denn die Bibel befiehlt, Heren zu bestrafen, und unter allen Geschwornen ist auch nicht Einer, der nicht wußte, daß M. M. eine Here ist." Ausld.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 17. September.)

Die Conzertsaison, die Zeit, in welcher die Kritiker, nicht aber die Recensenten, in Verlegenheit gerathen, beginnt wieder. Es ist geradezu unmöglich, nach einmaligem Hören etwas Gescheidtes über einen Virtuosen zu sagen, — darin liegt die Verlegenheit der Kritiker und das Behagen der Recensenten, in einem Conzertbericht nivellirt sich Sachkenntniß und Sachunkenntniß; denn vor Gott und einem reisenden Virtuosen ist alles Wissen eitel. — Herr Wilh. Kuhe, fürstl. Hohenzollern-Hechinglscher Hofpianist, gab vorgestern Abend ein interessantes Conzert im Salon des Hauses „Mozart". Kuhe besitzt eine außerordentliche Volubilität in den Passagen, er sucht dem Instrument vorzugsweise in seinen glockenhellen, perlenden Tönen durch höchste Präzision und Gewandtheit des Piano-Anschlages Bedeutung abzugewinnen. Sein Forte dagegen ist mehr durch das Massenhafte der Accord-Verdoppelungen gewaltig, als dynamisch grandios. Auf alle Fälle gebührt diesem Virtuosen der Ruhm eines sehr gewandten Technikers. — Wir halten es für eine glückliche Wahl, daß man das Conzert mit einem Streichquartett und zwar mit einem Werke unsers W. Speier eröffnete. Wenn das große Publikum Speier nur als Liederkomponisten kennt, dann ist er dem Musiker auch im Instrumentalsatze durch seine trefflichen 6stimmigen Violinduette bekannt; weniger dürften dagegen seine Streichquartette selbst in der musikalischen Welt Beachtung gefunden haben. Es war das dritte seiner im Stich erschienenen Quartette, welches uns hier vorgeführt wurde. Das Ganze ist im Geiste Spohr's gehalten, der zur Zeit, da Speier diese Werke geschrieben, durch persönliche Beziehungen ihn künstlerisch vielfach förderte und anregte. Im Allegro namentlich verweben sich die Stimmen überaus zart und anmuthig zu einem elegischen Totalausdruck, der auf die neue Richtung des Quartettsatzes hinweist, welche damals Spohr durch seine elegisch-romantische Auffassung der instrumentalen Tondichtung einleitete. Scherzo und Finale zeichnen sich durch die Energie des rhythmischen Lebens sehr vortheilhaft aus, namentlich ist das Finale durch die, wir möchten sagen, geschwätzige Figurirungen der ersten Violine in bunten capriciösen Kontrasten anziehend. Bei dem Vortrage dieses gar nicht leichten Quartettes verdient die Leistung des Violinisten H. Wolff hervorgehoben zu werden. Der Musiker weiß, was es heißen will, ein tüchtiger Quartettspieler sein. Da gilt es, rein, exakt, aber einfach, ohne alle Manierismen, ohne Ostentation, es gilt, mit gediegener Auffassung und mit maßvoller Selbstbeherrschung zu spielen, und gerade dies sind Vorzüge, die man Herrn Wolff in nicht geringem Grade vindiciren muß. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 18. September. Johanna und Hannchen, Lustspiel in 2 Abtheilungen, nach Scribe und Varner von B. A. Herrmann. Hierauf: Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in 1 Akt, nach einer Anekdote von L. Feldmann. Zum Schluß: Die vier ungarischen Instrumentalsänger Herr Weiß, Zorer, Schwarz, Grunzwag, im National-Costüme.

Samstag, den 19. September. Donna Diana, Lustspiel in 5 Abtheilungen, nach Calderon von Weis.

Sonntag, den 20. September. Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 260. Sonntag, den 20. September **1846.**

Die Somnambule.

Aus meinem Album, von E. B.

(Schluß.)

Trotz allen Vorstellungen beharrte diese auf der Behauptung ihrer Unschuld, verfiel aber in eine düstere Gemüthsstimmung, die sie nach wenigen Tagen auf das Krankenlager warf. Wir alle hatten das sanfte duldende Kind liebgewonnen und verweilten abwechselnd an ihrem Bette. Eines Tages wollte auch der Baron v. G—, unser Magnetiseur, die Pflege der Kranken mit uns theilen. Die Patientin war eingeschlafen und lächelnd fragte er, ob wir ihm erlauben wollten, seine magnetische Heilkunst an ihr zu bewähren. Anfangs widersetzte sich die Tante diesem Vorschlage, befürchtend, ihr Schützling möchte sich eine Blöße geben, und bei ihrem leidenden Zustande überhaupt ein solcher Versuch nicht ohne Gefahr sein. Julia aber, die seit jener Tischunterhaltung ein unbedingtes Vertrauen in die geheime Kraft des Herrn v. G— setzte, wußte mit einschmeichelnden Worten alle Einwendungen zu widerlegen und der Baron schritt zu seinem Werke.

Es dauerte nicht lange, so beseelten sich die ruhigen Gesichtszüge des Schlafenden mit einem Ausdruck innern Lebens; ihre Augen blieben zwar geschlossen, aber das Haupt bewegte sich sanft von einer Seite zur andern und ihre Hände suchten nach dem Stuhle am Fuße des Bettes, wo ihre Kleider lagen. Sie ergriff die Schürze und zog aus der Tasche ein kleines Schmuckkästchen von rothem verblaßten Saffian. Seufzend öffnete sie es; das Gepräge eines Kreuzes war auf dem schwarzen Sammet deutlich abgedrückt. Marianne berührte die Stelle mit ihren Lippen und fing an zu reden, erst leise und unvernehmbar, dann immer verständlicher.

„Wirst Du mir vergeben, Mutter?" flüsterte sie vor sich hin. „Aber siehe, als ich in den Dienst eintreten und die Trauer um Dich ablegen mußte, da glaubte ich gegen Dein Andenken gesündigt zu haben; das that mir so weh und ich sann unablässig, wie ich Dir die Fortdauer meiner Liebe beweisen könnte; lange, ach lange, stand ich an, Dein Gebot zu übertreten, aber mein Kummer erstickte endlich die Stimme des Gewissens und ich . . ."

Hier verstummte sie plötzlich und zwei Thränen glänzten an ihren Augenwimpern. Nun schloß sie das Kästchen zu, verbarg es wieder in die Tasche und sank dann sichtlich erschöpft in die Kissen zurück.

Herr v. G— richtete einige Fragen an sie, die jedoch unbeantwortet blieben.

„Sie befindet sich nicht im hellsehenden Zustande, ist aber nahe daran," sagte er zuversichtlich. „Wenn ihr Gesundheitszustand es erlauben wird, wollen wir den Versuch erneuern."

Wir kamen überein, des Schmuckkästchens gegen Niemand zu erwähnen, bemerkten aber mit tiefer Bekümmerniß Mariannens Sorgfalt, es uns zu verbergen, indem sie die Schürze beständig unter ihrem Kopfkissen aufbewahrte.

Obschon die Tante ihren Schützling nun nicht länger schuldlos glauben konnte, bemühte sie sich dennoch, uns auf alle erdenkliche Weise von dem Gegentheil zu überzeugen, und diese Uneinigkeit mit sich selbst ließ sie einer zweiten Probe des Barons mit Ungeduld entgegensehen. Endlich war der Tag erschienen, wo Marianne das Bett verlassen konnte.

Bleich, abgemattet, in trübes Hinbrüten versunken, saß sie in einem hohen Lehnstuhle. Herr v. G— näherte sich ihr von hinten, die Arme ausgestreckt vor sich hinhaltend. Sie verfiel fast augenblicklich in einen Zustand leichter Betäubung, der ihr behaglich zu sein schien. Nun bewegte er mehrere Male, wie zum Einsegnen, die Hände über ihrem Haupte, da suchte sie vergeblich einer plötzlichen Anwandlung von Schlaf sich zu erwehren und in wenigen Secunden waren ihre Augen fest geschlossen. Sogleich legte der Magnetiseur seine Hand auf ihre Brust und sagte in gebietendem Tone:

„Beantworte meine Fragen!"

Marianne drückte die Hand wider die Stirne mit dem Ausdrucke eines physischen Schmerzes.

„Wo ist der Hausirer, dem Du das Kreuz verkauft?" fuhr der Baron fort.

„Auf dem Wege hierher; er ist von Louis, dem Bedienten, begleitet."

„Befindet sich das Kleinod noch unter seinen Waaren?"

„Ja," stammelte Marianne, nachdem sie mit zusammengezogener Stirne eine sichtliche Anstrengung gemacht hatte, sich auf etwas deutlich zu besinnen.

„Warum hast Du es denn dem Gerichte nicht bezeichnen wollen?" fragte er ernst und streng.

Sie versuchte zu antworten, fuhr aber plötzlich mit der Hand nach dem Halse und die tiefe Röthe, welche mit einem Male in ihrem Gesichte aufstieg, deutete eine Empfindung des Erstickens an.

„Guter Gott!" schrie die Tante erschrocken, „das Kind unterliegt dieser überwältigenden Kraft. Genug, Herr Baron, beendigen Sie einen Versuch, der uns leider das Befürchtete schon hinlänglich bewiesen hat."

Ungern willfahrte Herr v. G— ihrem Wunsche, strich mit den Händen sogleich einige Mal über die Stirne der Hellsehenden und bald schlug sie die schweren Augenlieder wieder auf.

Die Tante machte uns nun ein Zeichen, sie mit ihr allein zu lassen, aber noch ehe wir dem Wink gehorchen konnten, erschien Jeanne freudig in dem Zimmer. Sie hielt triumphirend ein Ordenskreuz in die Höhe und eilte, Mariannen unter Thränen und Küssen in die zitternden Arme zu schließen. Diese aber, das verhängnißvolle Kleinod lebhaft an sich reißend, zog das bewußte Kästchen hervor.

Digitized by Google

Nun war uns die Hälfte des Räthsels gelöst. In ihrem frommen Wahne, sie müsse der Mutter einen äußerlichen Beweis ihrer Trauer geben, hatte Marianne nach langem Kampfe des Vaters Ehrenzeichen verkauft, um das theure Grab lieblich auszuschmücken. Sie gestand es unter heißen Thränen, als habe sie ein schweres Vergehen begangen, und auch der Handelsmann, von dem vermißten Diener aufgesucht, bestätigte, daß sie ihm keinen andern als diesen Gegenstand verkauft habe.

Wir alle verloren uns in Vermuthungen über das Verschwinden des kostbaren Kleinods ihrer Herrin. Allein die Thatsache ihres nächtlichen Eindringens in deren Schlafgemach ließ nichtsdestoweniger den Verdacht einer Entwendung auf ihr ruhen.

„Sollte Marianne etwa Nachtwandlerin sein?" fragte endlich Herr v. G—, Jeanne bei Seite ziehend.

„O, lieber Herr," erwiederte diese ängstlich, „machen Sie das arme Kind nicht unglücklich, aber Ihnen will ich es nur gestehen, daß sie in einem aufgeregten Zustande oft des Nachts schlafend im Hause herumirrt. Sie weiß es selbst nicht und wir haben es auch vor jedem Anderen zu verheimlichen gesucht, sonst würde sie schwerlich einen Dienst bekommen haben."

Sobald der Baron dies vernommen hatte, kehrte er zu dem ahnungslosen Mädchen zurück. Dies Mal bedurfte es nur seines festen Blickes und einer leichten Bewegung der Hände, um sie zum Schlafe zu bringen.

Auf sein Gebot versetzte sie sich nun in das Zimmer ihrer Gebieterin, nannte jeden darin befindlichen Gegenstand und bezeichnete zuletzt hinter einem heimlichen Gefache des Juwelenkästchens das vermißte Demantkreuz.

Außer sich vor Staunen und Hoffnung eilte Jeanne nach dem unweit gelegenen Landsitze von Mariannens Herrschaft, wo man die Aussage der Hellseherin aufs Genaueste bestätigt fand.

Diese wunderbare Entdeckung verbreitete sich schnell wie ein Lauffeuer in dem ganzen Städtchen. Alle kamen glückwünschend, um das Wundermädchen zu sehen. Der kleine Doctor wollte sie durchaus zu seinen Forschungen anwerben. Marianne aber, tief erschüttert, erhob nur das schöne Auge dankend gen Himmel und gelobte von nun an, in dem Kloster Sancta Maria allem Verkehr mit einer Welt zu entsagen, die so häufig und grausam ein reines Herz nach dem äußeren Scheine richtet.

Reise von Palermo über Catania nach Messina.

(Fortsetzung.)

Wir machten Mittag in einem großen Dorfe, das am Fuße eines sarazenischen Schlosses liegt und von dem unser Fuhrmann Geschichten von verherten Kindern erzählte, welche nach den Schätzen, die dort liegen, grabend, von dem Kobold mit Buckeln begabt wurden. Solche „Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur" finden sonst wenig Anklang in dem schönen Lande der Sonne. Das Dorf gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Die Häuser etwas über Mannshoch, ohne den mindesten Bewurf aus rohen Feldsteinen erbaut, sind an einander gehängt, so daß jedesmal eine Mauer gespart wird und ziehen sich auf dem gänzlich ungeebneten felsigen Boden in unregelmäßigen Straßen den Berg hinauf, so daß das Ganze wie ein für einen Tag in der Eile erbautes Lager aussieht. Es ist keine Uebertreibung, daß ein deutscher Schweinstall besser aussieht, als ein solches Haus, und alle Schilderungen des irländischen Elends passen hierher, nur daß man hier keinen Winter kennt. Ebenso fehlen alle freundlichen Umgebungen; ohne Gärtchen, Hecken, Bäume, liegen die Häuser mitten im Feld. Man kann vier Klassen dieser Hütten unterscheiden: 1) ohne Fenster, bloß mit einer Thüre; 2) mit einem Fenster, das mit einem Laden oder hölzernen Gitter versehen ist; 3) das Fenster ist mit Papier verklebt, oder 4) mit Glasscheiben versehen (sehr selten), welche gewöhnlich zerbrochen sind. Dazu kommen bei jedem Dorf ein Paar eingestürzte oder nicht ausgebaute Häuser. Das Wirthshaus war des Uebrigen würdig. Für einen Teller schmutzige Maccaroni und eine Tasse Kaffee, auf der Fettaugen schwammen, beides nur Schangerichte, wurden 2 fl. verlangt. Das Nachtquartier, ein einsames langes Haus auf einer plumpen Säulenhalle ruhend, Mangonaro genannt, war bei unsrer Ankunft schon voll von Schwefelfuhrleuten und zeigte einen Schmutz und eine Unordnung, von welcher selbst ein viermonatlicher Aufenthalt in Neapel und der Umgegend uns noch keinen Begriff gegeben hatte. Obgleich das Haus jede Nacht so viel Gäste beherbergt, als es nur fassen kann, indem es weit und breit das einzige Wirthshaus an der Heerstraße ist, so waren doch in den beiden Fenstern unseres Zimmers statt zwölf Scheiben nur fünf vorhanden, der Tisch klebte von Fett, außer Stühlen war kein Hausgeräth im Zimmer, die Betten waren schmutzig und voller Wanzen. Zu haben war nichts als Eier; heißes Wasser zum Thee, den wir mit uns führten, zu bekommen, kostete große Mühe, da man uns zuerst die Brühe geben wollte, worin Maccaroni abgesotten worden waren, welche die Fuhrleute mit den Händen herausgegessen hatten. Dem Gasthofwesen nach liegt Sicilien überhaupt nicht in Europa. Wer keine gastfreundlichen Verbindungen hat, muß selbst an den großen und lebhaften Orten, z. B. in Marsala von 15000 Einwohnern bei Woodhouse, in Taormina im Dominikanerkloster, die Güte englischer Weinhändler oder die Gastlichkeit von Klöstern in Anspruch nehmen.

Den andern Morgen fuhren wir weiter bei kühlem, trübem Wetter. Die Gegend behielt denselben Charakter, doch kamen wir durch einige liebliche Wiesenthaler. Man hatte uns in Neapel viel von der Unsicherheit der Straßen Siciliens erzählt und vor einigen Wochen noch sollten förmliche Gefechte zwischen Räubern und Landjägern stattgefunden haben. Obgleich wir ohne Bedeckung und Waffen reis'ten, ja nicht einmal uns zusammenhielten, sondern in bergigen Gegenden, wo der alte Saumpfad gerader als die Fahrstraße die Höhe hinanführt, dem Wagen vorausgingen, erlebten wir doch nicht das Mindeste; verdachtige Gestalten, denen wir an einsamen Stellen begegneten, grüßten uns höflich und wir sahen nur einmal Gefangene geschlossen vorbeiführen. In allen großen Dörfern liegen Soldatenabtheilungen, in allen einsamen Wirthshäusern Posten von Landjägern, welche außerdem einige Casernen an der Straße haben.

An diesem zweiten Tage unserer Reise begegneten wir vielen Lastthieren mit Baumwolle, Orangen und Weinstein beladen, und machten Mittagsrast in dem großen Dorfe Serra di Valle. Am Abend kamen wir ziemlich hoch und sahen bei Sonnenuntergang gerade vor uns als einen rosenrothen Kegel über den graden Berglinien hervorragend die Spitze des noch mehr als zwei Tagereisen entfernten Aetna. Wir blieben über Nacht in dem ersten Gasthof eines Orts von fast 9000 Einwohnern, S. Catarina, wo

Digitized by Google

aus unserer Stube erst einige nicht näher zu bezeichnende fremde Körper entfernt und die Tassen zum Thee aus dem Kaffeehaus geholt werden mußten.

An dem dritten Tage mußten wir drei Flüsse ohne Brücken durchfahren; obgleich das Wasser sehr niedrig war, reichte es doch bis an die Achsen. Dann kamen wir zwischen zwei jener Sicilien eigenthümlichen Bergstädtchen durch, welche die Furcht vor den Saracenen erbaut, zwischen Calatafcibeta und Castro S. Giovanni, dem alten Enna, einer Stadt von 10,000 Einwohnern, welche aus den Steinen des Felsens selbst erbaut und demselben an Farbe gleich, so sehr mit dem Berg verwachsen ist, daß man nur aus den Linien der hervorragenden Kirchen auf menschliche Wohnungen schließen kann, sonst aber bei flüchtigem Hinblick das Ganze für einen vielfach zerklüfteten Fels halten müßte. Auf der äußersten Spitze über Castro S. Giovanni liegt noch eine alte Burg, Castrum Ennae. Zu Mittag blieben wir in Leonforte, einem Städtchen, von dem ein Fürst seinen Namen führt, das an dem Rand einer tiefen Schlucht gelegen ist und steile elend gepflasterte Straßen, verfallene Häuser und einen Kirchthurm hat, der noch ohne Dach, aber schon zur Hälfte eingestürzt ist; doch ist auch hier die Kunst nicht unvertreten, denn die Kapuzinerkirche bewahrt ein Gemälde von Fiesole. Gegen Abend sahen wir wieder den Aetna; sein schneeiges Haupt, im schönsten Rosenroth schimmernd, ragte aus blaugrauen Wolken wie ein Riese unter Zwergen über die andern Berge hervor. Nachdem wir an diesem Tage 55 Miglien zurückgelegt, kamen wir am Abend in Regal Buto an, einem Städtchen von 9000 Einwohnern mit 16 Kirchen und 9 Klöstern, wo wir die wohlbezahlte Gastfreundschaft eines reichen Edelmannes genossen, der uns in Nachtmütze und Manchesterjacke Gesellschaft leistete. (Fortsetzung folgt.)

Literaturbericht.

Von J. W. Appell.

1) Skizzen von Julian. Abenteurr, Erzählungen und Phantasiestücke in Callot-Hoffmann's Manirr. (zweite verb Aufl. Neuhaldensleben. 215 S.)

„Diese Skizzen machen auf Originalität keinen Anspruch. Sie sind wie das Titelblatt offen und ehrlich genug besagt, Hoffmann'schen Phantasiestücken nachgezeichnet." So beginnt der Verf. (Karl Uschner) seine Vorrede und meint dann später, „Nachahmungen seien ja nicht schlechtbin verwerflich"

Es ist aber Hoffmann, der arme nächtlich-gehetzte und den bösen Mächten des Lebens erlegene Hoffmann, den er hier nachzuahmen versucht. Es ist die Poesie der Krankhaftigkeit und der Verzerrung. Von Noth und Sorgen in das gemeine platte Alltagsleben gedrängt und wild durch das Schicksal umhergeschlagen, ein unnennbares Heimweh in der Brust, begabt mit den feinsten Fühlfäden für das Schöne und im Schmachten nach der Schönheit sich in einen Strudel gewaltsam anfreizender Genüsse stürzend, mußte E. T. A Hoffmann eben jener Kreisler-Hoffmann werden, der ohne Befriedigung, ohne Versöhnung mit der Welt blieb. Er schrieb nicht willkürlich so, er mußte es. Und diese Schreibart, jene Gestalten, welche sich seinem ewigkreisenden Geiste in tiefer Nacht schmerzvoll entrangen, will man „nachzeichnen"? Seine Gefühle und Krankheit affektirt man? Es wäre empörend, wenn es nicht lächerlich wäre. Denn ein Lächeln wird Einem in der That abgenöthigt, sieht man, wie der Verf. sein Vorbild in oft so geringfügigen äußeren Einzelnheiten sklavisch nachahmt und bemüht ist, sich den seenischen Apparat der Hoffmann'schen Novellen anzuflicken, durch welchen hie und da seine Blöße hervorsieht. Am Besten ist noch die Novelle „Arkanum", welche der Verf. in der Vorrede als ein „Stiefkind seiner Laune" bezeichnet, und zwar grade deßhalb, weil K. Uschner sich hier weniger in die Manier des Callotisten hinaufschraubt. Die Skizzen verrathen überhaupt (s die Vorrede) eine „leibliche" Erfindungsgabe. Wäre nur nicht noch die Taktlosigkeit begangen, uns blos abgestandene Figuren, bezopfte Archivare, blöde linkische Candidaten der Theologie ꝛc. vorzuführen, wäre nur immer für die Fantasie ein Motiv da! Sonst sind die Novellen „Sprünge" und „Augenzauber" spannend angelegt; der „Schweinsoergnügling" aber und namentlich die „Irrlichtflammen" machen nicht nur einen widrigen Eindruck, sondern rufen auch jedes bessere Gefühl in die Waffen.

Und von diesen Nachtstücken bildet der Verf. sich ein, daß sie den Freunden und Verehrern des genialen Hoffmann, wenn auch nicht den Genuß der Lektüre seiner Schriften, doch eine schauerlich angenehme Unterhaltung zweiten Ranges (?) gewähren!

2) Prima vera. Novellen von Ludw. Koehler (Jena, Luden. 2 Bde.)

Der jugendliche Verf. besitzt unstreitig ein frisches schöpferisches Vermögen, das zu schönen Hoffnungen berechtigt. Es fehlt den hier gebotenen Novellen, die zum Theil ferne Weltgegenden, Südamerika und den Kaukasus zur Decoration haben, weder an Leben, bunter objektiver Mannichfaltigkeit, noch an der Schlagkraft einer gewissen innewohnenden Psyche, allein wir vermissen doch die künstlerische, fertig herausgearbeitete Gestaltung, wie sie die Novelle beansprucht. Alles tobt in Hast vorüber und ist mit wenigen heißen Pinselstrichen hingeworfen, eigentlich nur eine Farbenskizze. Der Roman und die Novelle sollen aber keine Farbenskizze sein, sondern ein Oelbild, ihre Motive müssen mit Bedacht und Sorgfalt angelegt werden, ist der Eindruck auch ein heftiger.

Diese vollsaftige Natur mit ihrer etwas wüsten Kraft wird sich indeß hoffentlich noch läutern und klären. Zwar ist die Vielschreibeeei, in welche L. Koehler einzugehen droht (er hat außer diesen Novellen und Genrebildern aus dem Burschenleben seit Kurzem ein historisches Zeitbild „Norwegen 1814" nebst zwei dreibändigen Romanen zur Welt gebracht und bereitet soeben eine Sammlung seiner Gedichte vor) keinenfalls der Weg dazu. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Gutzkow's „Uriel Acosta" wird zuerst auf dem Hamburger Stadttheater hervortreten, einer Bühne, die im raschen Vorfühlen von Neuigkeiten noch immer in den vorderen Reihen steht. Unsere junge Dramatik muß sich tummeln, den Vorsprung einzuholen, den wieder die nicht endenden Uebersetzungen des Herrn Börnstein in Paris ihr abgewonnen haben. Steht nichts Neues auch von Laube, Mosen, Halm, Prutz, Bauernfeld zu erwarten?

*** Der Champagner als Wähler. Unter den vielen Wahlskandalen, die von der Opposition in den jüngsten Sitzungen der französischen Deputirtenkammer (bei Prüfung der Wahlprocesse) aufgerührt wurden, kam auch die Thatsache zur Sprache, daß in Altkirch von kaum 200 Wählern für 44 000 Francs Champagner getrunken wurde, den indeß — wie zur Steuer der Wahrheit ge-

Digitized by Google

sagt werden müsse — nicht der Deputirte Köchlin, sondern dessen Frau heimlich bezahlt habe. Hmrst.

*** Banknotes-Regen. Am 12. Sept., Abends zwischen 5 und 6 Uhr, in dem Augenblicke, wo die Spaziergänger aus den Tuilerieen zurückkehrten, um zu Mittag zu speisen, fiel ein wahrer Regen von Banknotes von 1000 und 500 Frcs. auf dem Vendome-Platze. Ein Windstoß hatte, wie man sagte, diesen Schatz aus dem Bureau eines der reichsten Hotels auf diesem großen Platze entführt und so die öffentliche Straße damit besäet. Alle diese Billets wurden, die meisten durch das Publikum, aufgesammelt und auf der Stelle dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben. Nach Statt gehabter Zählung fanden sich 123,500 Frcs. wieder vor. Der Pack dieser Banknotes hatte aus 125,000 Frcs. bestanden, und es fehlten noch zwei Billets, eines von 1000, das andere von 500 Frcs. Diese waren durch den Wind auf die Dächer der Häuser geführt worden, wo sie durch zwei eheliche Kaminfeger aufgesucht und wiedergefunden wurden.

*** Ein Selbstmörder aus verlorener Ehre. Der Barbier Augustin Cordonnier in Brügge hat sich am vorigen Samstage in seiner Wohnung erhängt, und zwar aus verletztem Ehr- und Pflichtgefühle. Sein Schreiber hatte ihm nämlich die Messer auf Tagesanbruch versprochen und nicht Wort gehalten. So außer Stande, seinen vielen Kunden an einem Samstage den Bart nicht zu rechter Zeit scheeren zu können, gab er sich den Tod.

*** Der Dudelsack, von dem man in dem letzten Decennium fast allegends mehr sprechen hörte, soll durch einen Instrumentenmacher in Edinburgh auf so erstaunenswerthe Weise verbessert worden sein, daß dieses Instrument alle Wahrscheinlichkeit nach sehr bald in die Mode kommen und in den Salons eine Rolle spielen wird. Schon jetzt soll die Nachfrage nach diesen veredelten Dudelsäcken so bedeutend sein, daß eine Menge von Bestellungen unberücksichtigt bleiben muß, da mehr als 50 Arbeiter, ausschließlich mit der Erzeugung von Dudelsäcken beschäftigt, den sich häufenden Nachfragen nicht genügen können. W. a. Musik-Z.

*** Synonimik. Auf dem Theater in Mailand sollte in einer komischen Oper ein Tenor-Sänger in einem Part auftreten, in welchem der Baß ihn »asino« schalt. — „Können Sie es denn nicht vermeiden," sagte bei der Hauptprobe der Tenor, der kein Italiener war, mich einen Esel zu heißen und dem Gelächter Preis zu geben? — „Nichts leichter als das," antwortete lachend der Buffo, „ich brauche nur statt asino — giumento (Maulthier) zu sagen." — „Was heißt giumento?« — „Es heißt ungefähr eben so viel als asino, aber es ist ein Ausdruck, den nur wissenschaftlich Gebildete verstehen." — Dabei blieb es. Die Vorstellung fand statt, die gefürchtete Stelle kam, der Buffo articulirte mit aller Kraft eines italienischen Künstler-Organs: »Giumento!« — und das Haus bebte vom allgewaltigen Gelächter. — „Verflucht!" — rief der empfindsame Tenor, „muß denn der Henker heute lauter Gelehrte ins Theater führen? Oestr. Mrgnbt.

*** Ein Engländer, der dieser Tage im Offenbacher Omnibus über unsere Mainbrücke fuhr, fragte einen neben ihm Sitzenden, wen die Statue darstelle? „Den Zwerg Karls des Großen", war die Antwort. — „I suppose", replied Tom, und schrieb die Notiz sofort in sein Album. †.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 18. September.)

Im hiesigen Städel'schen Institute sind in jüngster Zeit verschiedene interessante neue Bilder zur Ausstellung gekommen. Wir heben daraus ein Werk des Belgiers De Biefre hervor, mehr jedoch fast um des Namens des Meisters willen, als wegen der Bedeutung des Bildes. Dieser kraftvolle komponirende, in seinen Farben markig frische Historienmaler hat sich hier einen Gegenstand gewählt, der die zarteste Anmuth der Ausführung heischte: „Rafael und die Fornarina." Schon die große Dimension des Bildes erschwert die Handhabung wenigstens dieses Stoffes, so sehr wir auch sonst das Herausgehen aus dem bräuchlichen kleinen Maßstabe von dem modernen Maler fordern möchten, denn in einem großen Bilde wird die Composition zur Hauptsache, und ihre Schwächen lassen sich nicht durch Kunstgriffe in der Ausführung vertauschen. Den Niederländer hat es mit den Ideal-Gestalten nie recht glücken wollen; de Biefre's Rafael mag werthvoll in der Porträtähnlichkeit sein, die Fornarina ist gewiß kein ideales Weib. Und weshalb hat der Maler so auffallende Gegensätze in der Gesichtsfarbe beider Figuren gegeben. Rafael hat den gelben Teint des ächten Italieners, die Geliebte eine ganz nordische Färbung wie Milch und Blut! Hat man eine Zeitlang die Jungfrau angeblickt und schaut denn zu Rafael hinüber, so meint man, er leide an der Gelbsucht, versöhnt man sich aber mit seinem Teint und sieht auf die Fornarina, so erscheint uns die Färbung ihres Gesichts wachsfigurenhaft. — Gute, sinnig gefaßte Landschaften, an denen die deutsche Kunst immer reicher wird, tauchen bei unsern Ausstellungen in erfreulich großer Anzahl auf. In dem was das tief gemüthliche, liebevolle, warme Erfassen der stillen, frischen Berg- und Waldnatur betrifft, haben Gleim und Rosenkranz diesmal anerkennenswerthes geleistet. Namentlich erscheinen die Gleim'schen Tyrolerlandschaften durch ein warmes, flores Kolorit hervorragend. Doch glauben wir, daß dieser talentreiche junge Künstler sich weiterhin vor allzu schroffen Effekten des hellen Lichtes, welches er sehr liebt, hüten müsse, um nicht in Manierismus zu verfallen. — Wenn im vergangenen Herbste Rustige durch sein niedliches Genrebild „die Weinprobe" die Gunst der Beschauer gewann, so kann man das Gleiche diesmal nicht von einer neuen, verwandten Arbeit „Im Omnibus" — rühmen. Rustige stellt hier die Qualen der in einem Omnibus eng zusammengepreßten, von Staub und Hitze gepeinigten, halb schlafenden, halb wachenden Reisegesellschaft humoristisch dar. Was ist aber für eine Komik in diese widerwärtigen Misère zu bringen? Das sind ja nur Karikaturen des Ekelhaften! Schwitzende, von Hitze hochroth erglühende Gesichter, eine Branntweingeröthete, garstige alte Fratze die eben einnickt, und andere häßliche Figuren, dann zum Kontraste ein flaches, mädchenhaftes Zierpüppchen, dem ein Student den Hof macht — — das sind keine Gegenstände für den Humor und überhaupt für ein Kunstwerk. Auch ist im Technischen die, freilich sehr schwierige Perspektive, welche das innere des Wagens darstellen soll, gar nicht glücklich gegeben, so daß der Totaleindruck mehr ein widerwärtiger ist, als der der freien, heiteren Komik. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 19. September. Donna Diana, Lustspiel in 5 Abtheilungen, nach Calderon von Wolf.

Sonntag, den 20. September. Die Favorite, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Alphonse: Herr Basse, vom k. k. Theater an der Wien. (Abonnement suspendu.)

Montag, den 21. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 261. Montag, den 21. September **1846.**

Der Bildhauer von Venedig.

Eine Künstlernovelle.

Die glühenden Strahlen einer italienischen Sonne fielen durch bestäubte Fenster matt in die Künstlerwerkstätte Zarini's und übergossen mit bunten Farben die herrlichen Schöpfungen, welche der Meißel des jungen Künstlers aus dem Marmor geformt, denen sein Genius Leben und Odem eingehaucht hatte. Zarini saß ermüdet von der Arbeit des Tages am Fuß eines großen Blocks von blendend weißem Marmor, den er für ein neues Kunstgebilde herzurichten im Begriff gewesen; sein dunkles Haar fiel in reichen Locken über die Hand, auf der sein Kopf ruhte; seine Stirn, auf welcher erhabene Gedanken ausgeprägt lagen, war bleich; und sein dunkles Auge, aus welchem der Geist seine Blitze schoß, unterdrückte eben das gewohnte Feuer und schweifte von einer zur andern der genialen Kunstschöpfungen, mit denen seine Werkstätte ausgestattet war.

Während sich so seine Seele mit den mannigfaltigsten Bildern beschäftigte, trat ein Fremder ein. Er war in einen weiten Mantel gehüllt, hatte sein Gesicht sorgfältig hinter einer Maske verborgen und setzte sich, nachdem er den Künstler begrüßt, auf ein niedriges Piedestal Zarini gegenüber.

„Senor Zarini!" begann der Fremde, zu gleicher Zeit die Maske vom Gesicht nehmend und sein sanftes melancholisches Auge auf den erstaunten Bildner heftend, der sich nicht erklären konnte, was der seltsame Besuch zu bedeuten habe — denn nur Wenige hatten bisher seine einsame Werkstätte mit ihrer Gegenwart beehrt; — „Senor Zarini! Euch habe ich unter vielen Künstlern von klangvollerem Namen und weiter verbreitetem Ruf ausgewählt, bei einem Gegenstand von großer Bedeutung von Eures Meißels Fertigkeit ein Zeugniß abzulegen. Meinen gegenwärtigen Besuch veranlaßte der Wunsch, Euer schönes Talent für ein Kunstwerk in Anspruch zu nehmen — für das Abbild eines jungen Mädchens. Das Porträt, welches ich Euch hier zurücklassen werde, soll Euch Führer sein, wenn Ihr die Schönheit, den Liebreiz des wunderbaren Originals wiedergeben wollt, obgleich ich dieses selbst nur eine unvollkommene Nachahmung nennen muß. Es ist das Werk eines jungen Malers von Florenz, die letzte Schöpfung seiner Hand; denn kaum hatte er seine Aufgabe vollendet, als der Pinsel seinen Fingern entfiel, seine Hand kraftlos von der Staffelei herabsank und ein Geist, der Ruhm geerntet haben würde, zu andern, lichtvolleren Welten emporstieg. Heute über ein Jahr werde ich wieder bei Euch einsprechen, und ich hoffe, daß Euer Meißel mittlerweile seinem Pinsel die Ehre streitig gemacht haben wird. Ihr sollt aus dem Inhalt dieser Börse ersehen, daß ich auch ein Hauptrequisit nicht vergessen habe, denn ich kenne die Verhältnisse der jungen Männer Eures Berufs und will Eure Zeit und Mühe nicht in Anspruch nehmen, ohne Euch von vornherein zu zeigen, wie ich dergleichen Dienste zu belohnen pflege; und vergeßt nur nicht, ihr habt da erst die Hälfte der Summe erhalten, welche Ihr nach der Vollendung des Kunstwerkes doppelt empfangen sollt."

Nach diesen Worten verschwand der Fremde auf dieselbe geheimnißvolle Weise, wie er hereingekommen war, hatte jedoch die Börse und ein kleines Miniaturbild zurückgelassen, welches in einen Rahmen von Ebenholz gefaßt war und in jeder Ecke ein vergoldetes Wappenschild alter patricischer Familien trug.

Zarini konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen und würde gern Alles, was er gesehen hatte, für die Bilder eines Traumes gehalten haben, der seine eben erwachten Sinne noch umschwebe, aber die Börse und das Porträt, welche vor ihm lagen, mußten ihn ja überzeugen, daß es keine Täuschung war, was er gesehen hatte.

Seine Augen fühlten sich geblendet von dem Anblick so vielen Goldes; tausend herrliche Schlösser bauten sich vor ihm auf, während er den reichen Schatz betrachtete. Ein glückliches Ereigniß hatte ihn mit einem Mal in eine beneidenswerthe Lage versetzt; eben noch der ärmste Bildhauer in ganz Venedig sah er sich plötzlich reicher als alle seine Kunstgenossen; eine Quelle von Ruhm und Ehre hatte ein einziger Augenblick vor ihm aufgethan, er brauchte nur darnach zu greifen.

Während seine Phantasie so froh beschäftigt war, fiel sein Auge unwillkürlich auf das Miniaturbild, welches ihm der Fremde als Modell zurückgelassen hatte, und die lichten Träume, welche ihn umgaukelten, waren augenblicklich erloschen.

Es war das Bild eines jungen schönen Mädchens, im Grabesschmuck auf ein Lager hingegossen; ein weißes Leichentuch verhüllte kaum die schwellenden Formen; ihre Arme waren übereinandergelegt und in der einen Hand der Todten welkte — als ein Symbol des schönen Kindes, welches sie schweigsam umfangen hielt — eine halberschlossene Blume, wie tödtlich angehaucht von der stillen Melancholie, welche rings umher herrschte. Ein Kranz von weißen Rosen umflocht die herrliche Stirne und ein dunkles Lockenhaar schmiegte sich lang herabwallend an den zarten Schnee ihres Nackens.

Es war das Werk einer Meisterhand. Die Conturen des schönen Gesichtes und der reizenden Gestalt waren mit seltner Vollendung ausgeführt; die Farben waren sanft und weich, Licht und Schatten verschwammen unmerklich in einander und das Ganze war fürwahr ein tadelloses Meisterstück der Zwillingsschwester der Bildhauerkunst — der Malerei.

Zarini's ganze Seele schien der Außenwelt nicht mehr anzugehören, so war sie in Betrachtung der Triumphe versenkt, welche die Kunst feierte; er prüfte das Bild mit unverwandtem Auge, bis die Schatten des Abends, die hereinbrechende Nacht verkündend, sich langsam über Vene-

Digitized by Google

dig ausbreiteten, und den Anblick der wunderbaren Schöne, welche ihn bisher festgebannt, nicht länger gestattete.

Die Reize der Verblichenen webten sich in der folgenden Nacht in Zarini's Träume. Er glaubte den Auftrag des Fremden eben ausgeführt zu haben und vor ihm stand eine bezaubernde Gestalt. Ihre strahlenden Augen ruhten voll Bewunderung auf ihrem eigenen Engelsbild und dann schien sie einen freundlichen Blick dem Künstler zuzuwenden, der wie anbetend vor der himmlischen Erscheinung stand. Seine Seele fühlte die Gluth der Blicke, lauschte der warmen Beredsamkeit dieser Augen, und verstand die hinreißende, unausgesprochene Sprache der Liebe.

Auch das Schicksal des Florentinischen Malers tauchte in seinen Träumen wieder auf. Zarini glaubte in seine Werkstätte getreten zu sein. Das himmliche Bild athmete aus zahlreichen Gemälden um ihn her. Gedanke, Ausdruck, Sprache, ja selbst die eigentlichen Lebensäußerungen schienen dem Willen des jugendlichen Künstlers unterthan. Herrliche Schöpfungen der Phantasie, in ihrem ursprünglichsten Lichtglanz strahlend, traten so rein aus der Leinwand hervor, als wären sie in ihrem ersten Aufflug festgehalten worden, bevor ihre eben entstandenen Schwingen an der Außenwelt befleckt, ihr lichtumflossenes Wesen verdunkelt würde. Mit Gefühl und Geschmack sah Zarini überall um sich her die Sprache der edelsten Leidenschaft geschrieben; sie athmete aus den reinen Zügen der Madonna, ließ sich aus der Gestalt der sterbenden Kleopatra vernehmen, sprach aus den bezaubernden Formen der wellengebornen Venus, und aus unzähligen andern Gebilden, welche umher zerstreut lagen. (Fortsetzung folgt.)

Reise von Palermo über Catania nach Messina.

(Fortsetzung.)

Am folgenden, dem vierten Tag bemerkten wir schon die Nähe von Catania; die Gegend wird weniger wild, besser angebaut, wir sahen nicht mehr, wie zuweilen die vorigen Tage, stundenlang keinen Baum. Ueber die beiden Flüsse, die wir heute überschreiten mußten, führen schöne Brücken. Es war der Josephtag, daher überall doppelt viel Müßige, Schießen und Feuerwerk nach italienischer Sitte in allen Dörfern. Wir durchfuhren zuerst Aderno, mit einem ungeheuren Kloster, dabei die Trümmer eines maurischen Castells, das von einem Wall umgeben ist, auf dessen vier Ecken zierliche Thürmchen stehen, dann Brancavilla, mit Lavaplatten vom Aetna gepflastert. Die Gegend wurde immer ebener; rechts sah man Paterno mit seiner Burg, dann die ganze Bergkette bis zum Meer, links den Aetna, dessen Spitze leider in Nebel gehüllt war und von dem man nur die ungeheuere Grundfläche und die glänzende Schneeschicht darüber erblickte. In Paterno, einem Städtchen, von dem einer der vielen sicilianischen Fürsten den Namen führt, sahen wir, während wir zu Mittag dort verweilten, einen eigenthümlichen Aufzug. Der Bischof mit einigen andern Geistlichen fuhr in einem altmodischen schweren Glaswagen, mit vier Maulthieren bespannt, aus der Kirche nach Hause. Hinten auf standen zwei bordirte Bediente mit großen Hüten, vor ihm her zog eine freiwillige Musikbande in Uniform, d. h. blaue und grüne Röcke, Tschakos mit Federbüschen aller Farben und dreieckige Hüte wimmelten durch einander, und wie die Kleider, so harmonirten auch die Instrumente.

Je mehr man sich dem Aetna nähert und in die fruchtbare Ebene von Catania herabkommt, desto üppiger wird der Pflanzenwuchs. Die Cactus erscheinen immer baumartiger und schon fangen auf der linken Seite der Straße einzelne Lavablöcke an sichtbar zu werden; man fährt zwischen Feldern hin, auf denen — im März! — der Weizen dicht und bis zwei Fuß hoch steht. Der Flachs hat bereits abgeblüht; die Felder tragen nebst wuchernden Cactus stämmige Oelbäume und Luzerner Klee, und kaum genügt dies alles für die Fruchtbarkeit des Bodens. Bald wird die Lava immer dichter, alle Felder sind damit bestreut und eingefaßt; sie bildet die Unterlage zu dem verschiedenen Grün der Aloe, des Cactus, des Klee's und Getreides. Nach dem Aetna zu erblickt man links einen schwarzen, wenigstens eine halbe Miglie breiten Lavastrom, der sich zwischen den frischgrünen Feldern durchwindet, links liegen die Trümmer eines durch den Aetna zerstörten Dorfes. Bald erblickt man ganze Lavaberge mit Flechten bewachsen und endlich passirt man einen Strom, über und durch den die Straße gebahnt ist, der mit seinen schwarzen Schollen 10—15 Fuß die Straße bedeckt und mit riesigen Cactus besetzt ist, deren starke Wurzeln die Lava sprengen. Der Aetna ist 10,900 Fuß engl. (nach Cacciatore) hoch und hat 49 Geviertmeilen Landes mit Lava bedeckt; wie klein erscheint dagegen der Vesuv, der nur ein Drittel seiner Höhe, die des Brockens, erreicht und Eine Quadratmeile beschüttet hat!

Mit einbrechender Nacht fuhren wir in dem durch das Josephsfest belebten Catania ein und fanden in dem trefflichen Gasthof des Don Abbate, dessen Fremdenbuch eine Versammlung von Namen aller Völker und einen vielzüngigen Lobgesang auf den Wirth enthält, ein Ende unserer nicolaischen Leiden.

Catania ist, wie Palermo, die Residenz und Messina, die Handelsstadt, ist der Hauptsitz des Gewerbfleißes und der Bildung von Sicilien. Der Lavastrom von 1669, der sie zerstörte, mußte selbst den Stoff liefern, um sie regelmäßiger und schöner aufzubauen. Damals erreichte die Lava nach mehreren Tagen die nur vierthalb Meilen vom Auswurfkegel entfernte Stadt. Sie bäumte sich langsam an den fünfzig Fuß hohen Mauern auf und drohte sie zu übersteigen, als man zu einem verzweifelten Mittel griff. Vierzig Männer, in nasse Felle gekleidet, brachen mit Hacken und Hämmern die Seite der erstarrten Schlackenkruste auf und suchten die noch glühende Masse längs der Mauer nach dem Meere hinzuleiten. Einige Zeit gelang es, endlich aber überstieg die Gluthmasse dennoch die Mauer und brach in die unglückliche Stadt ein, die sie fast in ihrer ganzen Breite durchfloß und zerstörte. Noch heute sieht man hie und da in abgelegenen Theilen der Stadt statt der Häuser einen abgehauenen Lavastrom die Seite der Straße bilden. Zwei Gebäude sind es besonders, die durch ihr Verhalten gegen jene Zerstörung merkwürdig wurden, das Benedictinerkloster und das Hasenkastell. Als ein heiliges Gebäude rühmt sich die Benedictinerabtei, an deren Mauern der Strom zu fließen aufhörte, durch ein Wunder erhalten zu sein, das dem Naturkundigen keines ist, ein Beweis, daß auch die Naturwissenschaften dem Glauben gefährlich werden können. Der Physiker erklärt diese Erscheinung durch die Wasserdämpfe, welche aus der glühenden Lava ausbrechen und deren Spannung, wenn ihnen nur eine Spalte zum Entweichen bleibt, so zunimmt, daß der Strom dadurch zurückgehalten wird, zumal, wenn abspringende Schlackenstückchen allmälig oben eine Decke bilden, welche das Entweichen des Gases noch mehr hemmt. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich

Digitized by Google

an dem unheiligen Gewande, dem Hafenstrop. Dagegen es durch den Lavastrom, der die ganze Gestalt des Hafens veränderte, mit dem Lande verbunden wurde, so blieben doch seine Mauern durch eine tiefe Spalte von dem neuen Gestein getrennt.

Den Sender des Verderbens kann man zwar wegen des Schnees im März noch nicht besteigen, wir fuhren aber, um doch einen Begriff von diesem mächtigen Vulkan zu bekommen, nach Nicoloſi, wohin eine gute Straße zwischen Lavamauern führt, hinter denen manneshohe Cactus hervorragen. Von Nicoloſi gelangt man durch ein ausgedehntes, hoch mit vulkanischem schwarzen Sand bedecktes Feld zu dem Monte cosso oder als Doppelkrater Monti rossi genannt, aus dem der Strom von 1669 kam. Solcher Krater stehen viele Hunderte um den Gipfel des Aetna herum und brennen mit einer Eruption aus. Auf dem Gipfel des „Rothenbergs", der von der Farbe seiner eisenhaltigen Schlacken den Namen führt, ist man etwa zu einem Drittel der Höhe des Aetna gelangt, 3300 Fuß, demnach wenig niedriger als der Vesuv und übersieht die beiden obern Regionen des Berges mit ihren Kratern und Eisfeldern, die Spitze nur bei hellem Wetter. Nach abwärts überblickt man die Ebene, worin Catania liegt, mit der schön geschwungenen Küste weiterhin. Von der Spitze des Aetna übersieht man aber ganz Sicilien wie eine Landkarte und bei sehr reiner Luft soll der Blick über Calabrien bis in den Busen von Tarent tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbericht.

(Schluß.)

3) Der Patriot. Eine schweizerische Erzählung aus dem Jahr 1830 von Eulogius Ernst. (Frankfurt, Sauerländer. 2 Bde.)

Wer sich entschließen könnte, Nr. 2 und Nr. 3 hinter einander zu lesen, müßte sich aus dem Sturm des aufschäumenden Meeres mit einem Male auf ein ruhiges Eiland oder vielmehr auf eine Sandbank versetzt fühlen. Denn was Ludw. Koehler gerade in Hülle und Fülle besitzt, fehlt Eulogius Ernst, unter welcher Verkappung, beiläufig gesagt, der Sohn eines vielbekannten Schriftstellers zum erstenmale in die Schranken tritt, gänzlich: die Gabe der Erfindung und die Fähigkeit, durch lebensvolle Schilderungen seine Charaktere zu heben und hervortreten zu lassen. E. Ernst scheint sich überhaupt mehr auf das Gute zu verstehen, als auf das Schöne. Dies bekundet schon S. 10, wo er bemerkt, daß er eigentlich keinen Roman habe schreiben wollen, sondern nur darauf ausgehe, „wahr" zu sein. Der Dichter muß bekanntlich, da er die Wahrheit zur Dichtung verklärt, jede Erfindung „wahr" zu machen verstehen. Auch fühlt man bei dem „Patrioten" sogleich die Absicht, schweizerische Zustände aufzudecken und auf ihre Verbesserung hinzuwirken. Die Lokalfärbung mag allerdings gelungen sein; allein das Buch ist wie eine Examenaufgabe geschrieben, seine Handlung ohne Neuheit, die Figuren lauter liebe alte Bekannte. Erinnert doch selbst eine der anziehendsten, der schwarze Salomo mit seinem Schlupfwinkel im Wald, auffallend genug an Walter Scotts alten Edie im „Alterthümler". Ueberall indeß blickt eine bürgerlichtüchtige Gesinnung, sowie eine gesunde anspruchlose Gemüthlichkeit hervor, die freilich von allen Vorzügen und Mängeln des „modernen Schriftstellers".

5) Ludwig von Seligenberg. (Deutschland von 1523—1525.) Hist. Roman von Amalie Schoppe. (Jena, Luden. 3 Bde.)

Die Kämpfe der Bauern und letzten Ritter am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sind hier im alten abgetragenen Kleide der historischen Novellistik leidlich und weidlich romantisirt. Bunte Beweglichkeit einzelner Situationen und eine historische Porteätirung, die sich ordentlich auf Quellenstudium zu stützen scheint, verleihen übrigens dem Roman vieles Interesse.

5) Der Einzug der Alliirten zu Frankfurt am Main von G. W. P. (Frankf.)

Die Lektüre dieses Schriftchens hat den Referenten nach der Mißstimmung, die er von so manchem mittelmäßigen belletristischen Zeuge bekam, das sich, wie durch einen Fluch des Schicksals, gerade auf seinem Schreibtisch zusammenfand, mit einigem Genusse belohnt. Theils nach eigener Anschauung, theils nach „glaubwürdigen Augen- und Ohrenzeugen" werden uns hier Erinnerungen aus einer buntbewegten, drangvollen Zeit vorgeführt, die mit ihrem rauschenden Patriotismus, ihren begeisterten Primanern, die den Theodor Körner in Mund und Herzen trugen, Truppenmärschen und Kriegsscenen für die Fantasie einen Reiz haben mußte, den wir abstrakte Halbmenschen nur noch zu ahnen vermögen.

Alles dies spiegelt sich hier, nach dem Zusammenhang unserer Reichs- und Handelsstadt mit der Weltgeschichte, in einzelnen Bildern, die durch gefällige und wahre Darstellung, wobei der Verf. Geschmack genug besaß, um das hinzuzudichten, was als Würze selbst der Wahrheit nicht fehlen darf — sich zu einem recht anziehenden Ganzen aneinanderreihen. Hervorzuheben sind die Abschnitte „der alte Blücher", „der Sturm" und „die große Parade" nebst den ergötzlichen Schilderungen von Huber's Tanzstunde.

6) Gedichte von K. Bromm. (Frankfurt, Keßler. 168 S.)

Ein nur mäßiges Dichtertalent hat hier die Blüthen seiner lyrischen Productivität in einen Strauß zusammengebunden. Es ist ein einfacher, bescheidener Strauß, der statt dem vielköpfigen Ungeheuer, Publikum genannt, vielleicht besser einem Kreis von Verwandten, guten Freunden oder der Geliebten des Dichters unter die Nase gehalten worden wäre, ein Strauß, in dem uns nur hie und da ein Gras blümchen mit kindlich treuen Augen anblinzt. Die harmlos beschränkte Kindlichkeit des Dichters, welcher sich begeistert und tröstet mit den Worten:

„Zeigt der Dichtung Paradies
Dir sich in der Abendsonne, —
Nach der Arbeit schwärmt sich's süß —
Teilt hinein zu frei'ger Wonne.
Mögen stolze Herren sich
Unter Lorbeerbäumen zeigen,
Laß es nicht behindern Dich,
Keinem ist's ausschließlich eigen."

wird freilich manchmal fast zur Kindischkeit. So in dem Gedicht vom „Bienelein" (S. 127); seine ABC-Buch-Moral am Schlusse ist gar zu naiv.

Andere Gedichte, in welchen er nicht blos sein Mädchen, die Frühlingssonne und die Maienwonne besingt, vor allen die gutgemeinten politischen Anklänge entbehren der unmittelbaren Kraft und Wärme, während übrigens die „Soldatenbraut", das „Wiegenlied", dann die schalkhaft

Digitized by Google

naive „Vertheidigung“ freundliche Erwähnung verdienen.

Eine besondere Sorgfalt scheint Herr Bromm der Form gewidmet zu haben, doch ist auch sie nicht selten spielend.

Feuilleton.

*** Paris, 22. Sept. Die zu Koleo wohnenden Fronzosen haben vor Kurzem dem Andenken des berühmten Generals Kleber ein dauerndes Zeichen gewidmet. Das Haus auf dem Platze Eskebieh, in welchem er gestorben, wird seit einiger Zeit von einem unserer Landesgenossen bewohnt; auf der Terrasse, wo des Meuchelmörders Dolch den General getroffen, haben sie jetzt von einer Granitsäule getragene Büste aufstellen und inmitten der äußern Façade des Hauses eine Marmorplatte mit der Inschrift einfügen lassen: „Jean Baptiste Kleber, Obergeneral der Armee von Aegypten, geboren zu Strasburg 1754, starb in diesem Hause am 14. Juni 1800.“ Unter der Inschrift, in einem von Lorbeerblättern umgebenen Medaillon, liest man die Namen der Hauptsiege, welche Kleber errungen.

*** Paris. Die Arbeiten des Wintergartens in den Champs Elysees werden mit großem Eifer betrieben; das größte Treibhaus wird so ausgedehnt, daß 2000 Menschen sich dort ergehen können, umgeben von 100,000 köstlichen Pflanzen und Allem, was das Pflanzenreich nur Seltenes und Bewundernswerthes liefern kann.

*** Unsere Bettina ist nicht die einzige berühmte und literarisch ausgezeichnete Frau ihres Namens. Wir finden in den Annalen der Wissenschaft eine Bettino, Tochter des gefeierten Juristen Johann Andrea, Gattin des Professors Johann de S. Gregorio zu Benonien, die der Jurisprudenz so kundig war, daß sie, wenn ihr Gemahl krank war oder sonst Abhaltungen hatte, statt seiner den Katheder bestieg und den Studenten die Rechte erklärte.

*** Jenny Lind in Kuxhaven. Man schreibt aus Kuxhaven: „Haben Sie sich nicht auch gewundert, daß Jenny Lind hier ein Konzert zum Besten der Armen gegeben, das einen so schönen Ertrag geliefert hat? es sind circa 600 Thaler dafür eingegangen. — Es ist bis jetzt aber leider nichts in öffentlichen Blättern darüber gesagt, was wohl namentlich darin liegt, daß sich Keiner so recht daran wagt. — Sie hat überhaupt hier viel Gutes gethan an armen Leuten auf dem Lande, wo sie öfter halbe Tage lang herumspazierte und im Stillen Geld spendete.“

*** Der Theologe Harvest, der vortreffliche Abhandlungen hinterlassen hat, befand sich einst mit einem seiner Freunde in Calais. Das Schild des Gasthofes, in dem sie abgestiegen waren, stellte einen kriechenden silbernen Löwen dar. Harvest ging allein auf dem Wall spazieren, verirrte sich, und da er kein Französisch konnte, so machte er die Stellung des kriechenden Löwen seines Gasthofes nach, nahm einen Shilling zwischen die Zähne und fing an, so durch die Stadt zu ziehen. Das hieß den Einwohnern aber denn doch zuviel zumuthen! Man hielt ihn für toll und sperrte ihn ein. — Derselbe Geistliche ließ einmal drei Predigtmanuskripte, die er bei sich hatte, auf dem Tisch liegen. Da trat einer seiner Freunde herein und legte die Blätter der Manuskripte um, indem er sie durch einander mischte, so daß keines mehr auf das andere folgte, und am Morgen las Harvest die sonderbare Predigt, ohne zu merken, daß, was er sprach, keinen Sinn hatte. Korresp.

*** Stuttgart, 16. Sept. Vorgestern ward im hiesigen Hoftheater Laube's „Gottsched und Gellert“ zum ersten Male zur Aufführung gebracht. Bei dem Ruf Laube's, dem populären Gegenstand, hätte ich ein volleres Haus erwartet. Allein die Geldklemme in Folge der Theuerung trägt wohl hauptsächlich die Schuld an dem so häufig leeren Hause, gerade jetzt, wo das Repertoire befriedigender ist als je und die Intendanz sich unverkennbar alle Mühe gibt, das Beste zu leisten. Wenn wir aber auch bei dieser Vorstellung nicht von einem vollen Hause reden können, so darf doch behauptet werden, Laube's Gottsched und Gellert habe entschieden Glück gemacht; wie sollte dies aber auch, namentlich in diesem Augenblicke, anders sein können? Möchte das Stück noch so viele Fehler haben, es müßte schon seiner deutsch-patriotischen Tendenz wegen, welche die Trennung der deutschen Bruderstämme bitter beklagt, und auf Vereinigung hinarbeitet, gefallen; fast jede hierauf bezügliche Stelle wurde von rauschendem Applaus begleitet. Vom Hofe wohnte außer dem Prinzen Friedrich und seiner Gemahlin der Vorstellung Niemand an.

*** Meyerbeer hat vom König von Preußen einen angenehmen Auftrag erhalten, den nämlich, zu dem Trauerspiel „Struensee“ von Michael Beer (dem Bruder des Componisten) eine Ouverture und Zwischenaktmusik zu komponiren.

*** Von J. G. Kohl's „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ ist im Brockhaus'schen Verlage der erste Theil erschienen. Die ersten 175 Seiten handeln von Homburg und den Herzogthümern.

*** Von dem bekannten Phrenologen Noël, der seit längerer Zeit in Dresden lebt, ist so eben eine zweite gänzlich umgearbeitete Auflage seiner früher englisch und deutsch herausgegebenen verdienstvollen „Grundzüge der Phrenologie“ erschienen (Dresden bei Arnold). Noël ist übrigens nicht, wie früher verlautete, ein Schwager Lord Byrons, sondern ein Neffe von des Dichters Gemahlin. **

*** Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich die biographischen Romane, welche hauptsächlich durch Tieck's „Dichterleben“ hervorgerufen worden sind, mit jedem Tage mehren. Vor Kurzem sind erst „Goethe's Studentenjahre“ erschienen und schon liegt uns wieder eine „novellistische Schilderung“ in zwei Bänden aus Jean Paul's Jugend vor, welche Theodor Oelckers bei Klemm in Leipzig herausgibt. **

*** Lübeck. Henry Vieuxtemps ist aus England eingetroffen, um sich nach Petersburg zu begeben, wo er sein Engagement als kaiserl. Solist und Lehrer in der kaiserl. Violinschule antreten wird; er hat im Laufe von fünf Monaten sechzig Conzerte gegeben, in denen sein viertes Conzert (A-dur), sein Duo aus Don Juan, Yankee-doodle (das bekannte amerikanische Volkslied) und Paganini's Carneval vor allen ungetheilten Beifall enthielten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 20. September. Die Favorite, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Alphonse: Herr Basse, vom k.k. Theater an der Wien.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 21. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 262. Dienstag, den 22. September 1846.

Der Bildhauer von Venedig.

Eine Künstlernovelle.

(Fortsetzung)

Die Scene veränderte sich. Zarini begleitete den Maler nach einer kleinen Kapelle, welche mit dem Kloster der heiligen Magdalena in Verbindung stand; und hier lag im tiefen Schlaf des Todes befangen, ein junges Mädchen auf einem reich gestickten Lager. Die bleiche Farbe der Wange sagte es, was für eine herrliche Blume in dem Lenz ihrer Schönheit verwelkte. Ein heller Lichtschein umfloß ihre weiche Stirne, als wenn der Geist unwillig, einen so schönen lieblichen Schrein verlassen zu müssen, mit seinem letzten Lebewohl noch zaudere. Sie war die Seele von des Malers lieblichsten Träumen; seit Jahren hatte er jeden seiner Gedanken nur ihr allein geweiht, und jetzt eben war es seine tief erschütternde Aufgabe, zu künftigen Tagen ein Denkmal an die Liebreize zu schaffen, die er so inbrünstig angebetet. Sein Pinsel arbeitete rasch und ließ überall die Spuren seines Lichtes hinter sich. Endlich war seine Aufgabe vollendet; aber der Augenblick, in welchem der begeisterte Künstler die letzte Hand an sein herrliches Bild legte, sah auch seine Seele von dannen schweben, um der lichten Erscheinung zu begegnen, welche vor ihm dem Himmel zugeeilt war. Mit einem Seufzer erwachte Zarini aus seinem Traum; aber die Formen des Ideals, vor welchem sich sein Geist gebeugt, standen auch in seinen wachenden Stunden vor ihm.

Einige Monate waren verstrichen, während welcher das Werk des Künstlers im raschen Fortschreiten begriffen war; der Meißel hatte in dieser Zeit Wunder geschaffen; in der Masse des Marmors verkörperten sich alle die Glorien, welche in seinem Herzen schliefen; eine nach der andern trat gezaubert und bezaubernd an das Licht des Tages. Neue Reize entfalteten sich in rascher Folge. Herrlich wie die smaragdene Erde emportaucht, wenn die Nebel vor den Strahlen der Morgensonne fliehen, so quollen aus dem rauhen Marmorblock mälig die schwellenden Formen hervor.

Aber ein neues Bild drängte sich mit Macht in den schönen Traum des Bildners, und drohte den Fortschritt seines Meisterwerks aufzuhalten.

Bei einem Besuch der ehrwürdigen St. Markuskirche, die an dem Festtag ihres Schutzpatrons glänzend erleuchtet war, während die vollen, gewaltigen, tief erschütternden Klänge der Orgel durch die Abendstille brausten, hatte der Künstler wenige Augenblicke an dem Altar gestanden, als eine leichte anmuthige Gestalt leise an ihm vorüberschwebte und vor dem Bild der Madonna in die Kniee sank.

Es war eine Erscheinung, die das Auge eines Künstlers an sich fesseln mußte; nicht gerade groß zu nennen, aber aus der reizendsten Gießform der Natur hervorgegangen: ein unvergleichliches Ebenmaß der Glieder, ein entzückendes Etwas in der ganzen Erscheinung.

Des Bildners Auge folgte allen ihren Bewegungen; jeden Augenblick hoffte er, ein Antlitz sehen zu dürfen, welches ihm seine Phantasie bereits als das Antlitz himmelentsprossener Schönheit ausgemalt hatte; aber ein neidischer Schleier machte alle Hoffnungen zu nichte.

Die großen Feierlichkeiten des Abends gingen alle unbemerkt an ihm vorüber; seine Augen konnten sich von der liebreizenden Gestalt der Unbekannten nicht abwenden und badeten sich in dem schwarzen Lockenhaar, welches unter dem Schleier hervor über den schönen schneeigen Nacken quoll.

Die Töne der Orgel waren längst verklungen, die erhebenden Stimmen des Chors verstummt, da erging sich noch des Bildners Seele in überirdischen Regionen und es dauerte lange, bis er endlich aus seinen schwärmerischen Träumen erwachte; die Menge der Andächtigen hatte den Dom bereits verlassen, er sah sich allein in den weiten Räumen und nur mit Widerstreben vermochte er sich aus denselben zu entfernen.

Hinfort war Zarini der fleißigste Besucher der St. Markuskirche; unablässig harrte er in ihren Gängen, trat an alle Altäre; aber die ängstlich suchenden Mienen, der rasche unstäte Blick und sein unwillkürliches Zusammenfahren bei jedem Fußfall der betenden Menge, Alles verrieth, daß es nicht die Andacht allein war, welche seine Schritte hierher gelenkt hatte.

Mittlerweile durfte sich sein Meißel von der Arbeit ausruhen; das Porträt mochte still und unbeachtet schlummern und der Marmor seine Herrlichkeiten noch vor der Welt verbergen. Zarini mischte sich in das Gedränge der auf der Piazza hin- und herwogenden Menge, folgte allen Gesellschaften, welche ihr Vergnügen auf dem Wasser suchten, frequentirte alle öffentlichen Lustorte, nur trieb ihn ein anderer Zweck dahin. Aber vergeblich suchte er hier, umsonst forschte er dort, er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht, auf seinen Entdeckungsfahrten nicht gefördert.

Eines Abends jedoch, nach vielen Wochen erfolglosen Suchens, während seine Gondel langsam an dem Palast de Este vorbeigleitete, schwebte die Gestalt der Unbekannten, deren Erscheinung in der St. Markuskirche eine so wunderbare Veränderung in seinem ganzen Wesen hervorgerufen hatte, in der Gallerie an ihm vorüber. Er ließ seinen Gondolier einen Augenblick halten; aber das schöne Wesen war im Nu verschwunden

> Gleich einem lichten Stern da oben,
> Der kaum gesehn, und ehe wir ihn loben:
> „O sieh, wie wundervoll!“ — erloschen ist.

Hier trat in der abenteuerlichen Geschichte Zarini's eine Epoche ein; hier sah er sich mit einem Mal ein Hinderniß berghoch aufthürmen vor seinem Glück der Gegenwart und seinen Hoffnungen für die Zukunft — das Wesen, welches er mit so viel Seelengluth aufgesucht hatte, war die Bewohnerin eines Palastes, während er, ein unbekannter und

Digitized by Google

nicht genannter Künstler, sich in seiner Werkstätte bequemen mußte. Aber die Schatten, welche einen Augenblick seine Seele verdüsterten, wurden rasch wieder zerstreut. War er denn nicht auch der Sprosse eines ächten patricischen Stammes; ja! das Blut der alten und edlen Colonnas rollte rein durch seine Adern; nur weil die Besitzungen des Zweiges der Familie, welchem er angehörte, verzettelt waren, mußte er den Meißel führen, um die Bedürfnisse der Gegenwart und den Hunger der Zukunft zu beschwichtigen.

Von diesem Augenblick an lebte er fast nur in seiner Gondel; mehrmals täglich schiffte er an dem Palast de Este vorüber und war zuweilen glücklich genug, einen flüchtigen Blick jenes Liebreizes zu erhaschen, der sogar noch die Glorieen überstrahlte, die sich seine Phantasie in den erregtesten Momenten ihrer Schöpfung ausgemalt hatte.

Seine schöne Stimme, von den Klängen der Laute getragen, athmete die Liebesgluth seiner Seele, während die Gondel bewegungslos unter den Fenstern des Palastes wie ein Schwan auf den mondbeglänzten Wassern ruhte; und mehr denn einmal wurde sein Lied mit einer Blume belohnt, die aus der schönen Hand auf die Saiten seiner Laute niederfiel.

Der Handel von Venedig war um diese Zeit in seiner vollen Blüthe. So weit das Auge reichen konnte, waren die blauen Wogen des adriatischen Meeres mit zahllosen Segelschiffen überdeckt; einige brachten die Seidenstoffe und funkelnden Edelsteine Indiens, die hohen großen Reize der edlen Töchter von Venedig noch zu erhöhen; andere waren mit köstlichen Weinen aus den gesuchtesten Pflanzungen der griechischen Inseln beladen; der Reichthum des Ostens und die Herrlichkeiten des Archipels und der Levante ergossen sich gleich den Wogen eines mächtigen Stromes über die reiche Stadt der hundert Inseln. Menschen aus allen Nationen drängten sich auf dem Markt von Venedig und Fahrzeuge aus allen Zonen durchschnitten seine Gewässer, ihre Schätze zu verwerthen.

Ein großer Kauffahrer aus Ancona flog vor einem frischen Südostwinde rasch dem Hafen zu; seine Ladung war für Venedig bestimmt; die ermüdeten Seeleute pflegten, auf dem Verdeck zerstreut, der Ruhe, und sogar der Pilot wachte nur halb, denn sein Dienst schien heute kaum nothwendig, da der Wind so erwünscht gerade nach dem Hafen blies, den man erreichen wollte. Durch ein plötzliches Gekrache wurde er jedoch bald aus seinen Träumen geweckt, ein furchtbares Angstgeschrei ließ sich vernehmen, eine mit Leuten besetzte Gondel war unglücklicher Weise, als der Gondolier rasch an dem Kauffahrer vorübergleiten wollte, wider das mächtige Schiff geprallt und zerschellte. Einige andere Gondeln waren zur guten Stunde in der Nähe und eilten an den Ort des Unglücks, um den in Lebensgefahr Schwebenden zu Hülfe zu kommen; unter den Beistehenden befand sich auch Zarini. Durch seine eigenen Anstrengungen wurden zwei der Bedrohten in seine Gondel gerettet, eine Adele de Scarpa, die Tochter eines reichen, sehr angesehenen Senators — die andere Dame war Ida, die Nichte des De Este, das Himmelsbild seiner Träume.

Erstere brachte Zarini in eine andere Gondel zu ihrem Vetter, der gerade zur Zeit des Unfalles in der Nähe, aber zu spät gekommen war, um noch an dem Rettungswerk Theil nehmen zu können; Ida de Este beschloß Zarini nach ihrer Wohnung zu geleiten. Es war ein glückliches Ereigniß für den Künstler, wenigstens sah er es damals so an, und dankte oft im Stillen dem Piloten des Anconeser für seine Sorglosigkeit und dem Gondolier für seine ungeschickte Führung; beide waren ja doch die unmittelbaren Urheber seines schönen Abenteuers.

Der Unfall gestattete Zarini freien Zutritt in dem Palast de Este. Der greise Onkel rechnete ihm die Rettung seiner Nichte hoch an und lud ihn ein, öfter bei ihm einzusprechen; dazu wußte die schöne Ida dem Künstler so viele Verbindlichkeiten aufzulegen, daß er seine Besuche häufig wiederholen mußte.

Nicht mehr denn sechs Monate waren seit Zarini's Begegnung mit jenem Fremden verstrichen, den wir am Anfang dieser Erzählung eingeführt haben, und schon war fast jeder Gedanke an den Auftrag desselben in der Seele des Künstlers erloschen. Zarini schien überhaupt seit seiner Bekanntschaft mit Ida de Este das ganze Leben, welches hinter ihm lag, vergessen zu haben. Ihn erfüllte nur der Reiz der Gegenwart und die lichten Träume der Zukunft: in die Vergangenheit mochte er nicht zurückblicken; die Schatten, welche auf ihr lagen, wollten nicht zu den sonnigen Tagen passen, die angebrochen waren. An Ida's Seite zog die Sommerzeit eilend vorüber und ließ keine Spur von Sorge zurück. Die Stunden dünkten ihm wie schimmernde Seewellen; brach sich eine rauschend am Rande der Zeit, so folgte ihr rasch eine andere, nicht minder licht und glänzend.

Aber das Glück, aus welcher Quelle es auch kommen mag, kann nicht immer dauern: es ist eine Blume, die nur eine kurze Weile blüht, da ihre Reize dann dahingehen wie alle Träume des Lebens. (Schluß folgt.)

Reise von Palermo über Catania nach Messina.

(Fortsetzung.)

In der Sakristei der Hauptkirche sieht man ein großes Frescogemälde, das kunstlos, aber mit ergreifender Wahrheit die theilweise Zerstörung der Stadt 1669 mit den flüchtenden Einwohnern darstellt. Das Benedictinerkloster ist reich und hat nicht weniger als 200,000 fl. Einkünfte, dennoch ist es nicht ausgebaut und die Säulen der Stirnseite von ungleicher Länge starren, ohne etwas zu tragen, in die Höhe. Im Innern gleicht das Kloster einem Palast mit prächtiger Treppe, weiten Gängen und drei Speisesalen für verschiedene Gelegenheiten. Die Kirche des Klosters, 1687—1780 erbaut, ist gerade halb so lang wie die Peterskirche, und inwendig geweißt; sie hat eine gewaltige Orgel und einen Altar mit erhabenen Bildwerken aus gediegenem Gold. In der Kirche haben sich die Mönche von einem Sicilianer eine Mittagslinie ziehen lassen, die aber, obgleich sie viel Geld kostete, ganz fehlerhaft ausfiel und später durch Sartorius von Waltershausen, jetzt auf Island, und Prof. Listing, jetzt in Göttingen, welche sich damals wegen ihrer Untersuchungen über den Aetna in Catania aufhielten, verbessert wurde. So wie die Seidenfabriken der Stadt blühen und der Hafen von vielen kleinen Fahrzeugen belebt ist, so zeigt sich auch hier das regste wissenschaftliche Leben Siciliens, unterhalten durch die 1444 gestiftete Hochschule, eine Akademie der Wissenschaften und die für Naturwissenschaften thätige Gesellschaft: Accademia Gioenia, welche Abhandlungen und Sammlungen zur Naturgeschichte Siciliens veranlaßt. Der Aetna, die fischreiche See, der üppige Pflanzenwuchs, der herrliche bläuliche Bernstein, den man hier fischt, mußten den naturgeschichtlichen Bestrebungen einen besondern Antrieb geben. Weltbekannt war der alte Gemellaro, der Aetnakundige; reiche

Digitized by Google

Naturalienschätze enthält auch die allumfassende Sammlung des Fürsten Biscari, die des Professors Maravigna u. s. w.

Die Straße von hier nach Messina führt beständig am Meere hin und ist von immergrünen Eichen beschattet. Man kommt durch Aci Reale und bleibt, wenn man Taormina besuchen will, in Giardini über Nacht. Auf dem ganzen Wege, besonders in Aci, Catania und Messina, bemerkt man viele unvollendete Gebäude, Frontmauern mit öden Fensterhöhlen, zu Hütten verbaute Erdgeschosse von Palästen, was theils den Erdbeben, besonders dem von 1818, theils den zerrütteten Geldverhältnissen des Adels, theils endlich dem Aufstand von 1837 zuzuschreiben ist. Die Cholera hatte Sicilien mit außerordentlicher Heftigkeit ergriffen, *) und wie in Rußland, Ungarn, verbreitete sich auch hier unter dem ungebildeten Volke der Glaube an Vergiftung; eine hemmende Sperre, doppelt lästig in einem Lande mit unzähligen Häfen, wo die Verbindung der einzelnen Orte fast nur zur See stattfindet, steigerte die vorhandene Unzufriedenheit zur Wuth, die in Palermo in einer glücklichen Empörung gegen die neapolitanische Besatzung ausbrach, in Syracus zu den furchtbarsten Gräueln sich steigerte. Sogleich erwachten die aus dem Mittelalter vererbten Feindschaften der sizilianischen Städte. Messina blieb treu und rettete als Landungspunkt von Calabrien her die neapolitanische Herrschaft. die Bewohner von Catania zogen gegen die Messinesen und beide trafen sich bei Aci Reale, das gleichfalls die Fahne des Aufstands aufgepflanzt hatte; die Palermitaner zogen ins Gebirg gegen die königlich gesinnte Stadt Caltanisetta. Die Erschöpfung durch die furchtbare Wuth der Seuche sowie die rücksichtslose Strenge des auch in neuester Zeit vielgenannten Schweizergenerals von Sonnenberg bezwangen die Insel, und durch Patent vom 10. November 1837 wurde die erst 1833 zugesicherte eigene Verwaltung Siciliens aufgehoben.

Von diesem Bild voll Gräuel und Blut wenden wir uns nach Taormina, vielleicht dem reizendsten Punkte Europa's, ja der ganzen Erde, einem Bilde, wie die reichste Einbildungskraft es nicht herrlicher, umfassender, mannigfaltiger ausmalen könnte, wo der Blick das Meer mit den fernen calabresischen Bergen, die schöngeschwungene sicilianische Küste von Scaletta bis Syrakus, den gewaltigen Aetna mit dem weißen Schneegipfel und der Rauchsäule in seinem ganzen Umfang wie sonst nirgends umfaßt. Da ist die wildeste Felsennatur mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bekleidet und mit Ueberresten der phantastischen Architektur des Mittelalters bedeckt, da liegt die Stadt Taormina, das alte Tauromenium. schon im Jahr 370 vor Christus durch Flüchtlinge aus Naxos gegründet, wo die Baukunst aller drei Weltalter ihre Spuren hinterlassen hat; endlich ist der Standpunkt des Beschauers selbst einer der herrlichsten Urberreste des Alterthums, ein in den schönsten Verhältnissen erbautes Theater corinthischen Styls. Man reitet in die arme, verfallene, nur noch von 4000 Bettlern bewohnte Stadt einen steilen Felsenweg hinauf durch ein maurisches Thor, dessen Zinnen gar zierlich und leicht mit durchbrochenen Bogen auf Tragsteinen aufgesetzt sind. Noch andere saracenische Thürme sieht man, maurische Fensterbogen, in Kirchen verwandelte Tempel und Moscheen und antike umgestürzte Kapellen unter Palmen und Cactus. Das Theater liegt in einer hufeisenförmigen Vertiefung zwischen Felsen, die Bühne nach dem Meer zugekehrt, wo sich noch jetzt beständig wechselnd das erhabenste Schauspiel darbietet.

Die Straße nach Messina bleibt immer am Meere und gewährt nach dieser Seite Abwechselung durch die seltsam gestalteten, reich bewachsenen Lavablöcke im Meer und den Blick nach der calabresischen Küste; auf der andern Seite ist sie von den Gebirgen begrenzt, aus deren Schluchten sich zahlreiche Fiumaren nach dem Meere hinziehen. Es sind dieß Flußbetten, zuweilen breiter als der Rhein, mit Steingeröll bedeckt und von unzähligen kleinen Bachen durchflossen, welche, wenn der Schnee des Aetna schmilzt, auf kurze Zeit zu reißenden Strömen anschwellen, die alle Verbindung hemmen. An den gefahrlicheren stehen Wächterhäuschen, deren Bewohner den Kutschern die einzuhaltende Richtung angeben. Durch eine lange Reihe von Orangengärten angekündigt, zeigt sich Messina, das sich vom Meere aus an steilen Hügeln aufwärts zieht, oben liegen Klöster, Kirchen, Schanzen, in den Schluchten und Fiumaren ziehen sich die Orangengärten hin. Das Erdbeben von 1783 *) hat fast ganz Messina in Trümmer geworfen; nur die Hauptkirche und das Jesuitenkollegium blieben stehen, und noch heute finden sich Erinnerungen daran in zahlreichen Barackengruppen, welche damals zur ersten Unterkunft der Obdachlosen errichtet, in abgelegeneren Theilen der Stadt später auch ihre ständigen Bewohner fanden. Man sucht sie allmälig auf dem Wege der Enteignung zu entfernen, indem man die neuen Straßen dahin richtet. Am meisten litt damals die Palaststraße (la Palazzata) am Hafen, welche auf angeschwemmtem Land erbaut ist. Bei dem Wiederaufbau der Stadt schrieb man die Errichtung der Hafenstraße in früherer Weise vor, wonach alle Häuser eine und dieselbe Höhe haben müssen und ein Viereck (isola) mit, eines ohne Säulen angelegt wird, und gewährte dazu fünfzig Jahre Abgabenfreiheit. Durch die mancherlei vulkanischen und politischen Erschütterungen wurden aber bis 1833 die meisten Häuser nicht fertig und da nun die Steuern wieder bezahlt werden sollten, so stockte der Bau vollends und die Gebäude wurden, soweit sie gerade vollendet waren, zuweilen in der Mitte der Stockwerke, unter Nothdächer gebracht.

(Schluß folgt.)

*) Am 9. Juli 1837 wurden in Palermo 1800 Leichen beerdigt; im Ganzen starben 40,000 Menschen daselbst.

Feuilleton.

*** Die „Kölnische Zeitung" Nr. 248 — schreibt man dem „Rh. Beob." — verursachte in Kerpen in allen Kreisen eine allgemeine Heiterkeit, als unter ihren vermischten Nachrichten aus Zievrich, im Kreise Bergheim, vom 2. Sept. ein merkwürdiges „Meteor" beschrieben wurde, das an diesem Abende „um 10 Uhr 5 Minuten, in der Richtung von Kerpen hin, tief unten am Firmamente, weit im Süden, als ein helles, blendendes Licht, in Gestalt eines ungewöhnlich großen Sterns, der Anfangs langsam höher stieg und dann, nachdem er in rascher Bewegung eine kreisformige Bahn von Osten nach Süden bis zur höchsten Höhe beschrieben hatte, mit unverändertem Glanze, im Verlaufe von etwa fünf Minuten plötzlich verschwand." Denn man hatte das „Meteor" auch aufsteigen und verschwinden sehen, ja, man hatte es im Garten des Hôtel de belle vue zu Kerpen fabriciren sehen. Ein vagabundirender Me-

*) Auch in Frankfurt a. M. fühlbar durch ein starkes Schwanken des Pfarrthurms. Göthe erkannte es (nach Eckermann) in Weimar im Augenblick, wo es stattfand aus der Beschaffenheit der Atmosphäre, während Humboldt mit atmosphärischen Erscheinungen jeden Zusammenhang leugnet.

Digitized by Google

chanikus und Physikus hatte am Abend des 2. September den Garten des Hôtel de belle vue gewählt, um zur Unterhaltung und Belehrung des Publikums einen Luftballon steigen zu lassen. Der aus Seidenpapier gefertigte, ungefähr 10 Fuß hohe und 6 Fuß breite Ballon wurde mit erwärmter Luft vermittels eines Strohfeuers gefüllt und durch ein im Innern des Ballons angebrachtes hellbrennendes Feuer blendend erleuchtet. Um 10 Uhr und einige Minuten stieg der Ballon langsam fast senkrecht in die Höhe, wurde dann von dem wehenden Nordostwinde gefaßt und in der Richtung nach Südwesten fortgetrieben. Nachdem derselbe sich auf eine beträchtliche Weite von den Zuschauern entfernt hatte, erschien er nur noch wie ein ungewöhnlich großer Stern und verschwand dem Auge des Zuschauers nach ungefähr 10 Minuten.

*** Danzig, 9. September. Einer der hiesigen Justiz-Commissarien, Criminalrath Skerle, hat Vollmacht zur Einleitung eines Prozesses, der ein Seitenstück zu dem bekannten Drama: „Marie Anne," oder „eine Mutter aus dem Volke" bilden dürfte. Es handelt sich bei der Klage ebenfalls um nichts mehr und um nichts weniger als ein Kind, das man seiner Mutter streitig macht. Die Frau des Kaufmanns W. sieht bei einer Vorstellung in der Kunstreiterbude ein etwa 12jähriges Mädchen, welches sie sofort nicht für ihr eigenes, wohl aber für das Kind ihres Ehemannes hält. Vergebens sind die Vorstellungen der Mutter, einer armen, rechtlichen Schneiderwittwe; die Frau des Kaufmanns besteht auf ihrer Behauptung und weiß auch für dieselbe manche Gründe geltend zu machen, die ich hier besser verschweige als erzähle. Der Schmerz und die Angst der armen Mutter, welche der bloße Gedanke an den möglichen Verlust ihres einzigen Kleinods, ihres Kindes, zur Verzweiflung treibt, hat etwas Tragisches. Hoffentlich kommt es nicht zum wirklichen Prozesse, da die Wittwe sich doch durch Zeugen als die rechtmäßige Mutter ihres Kindes wird ausweisen können. Ztg. f. Pr.

*** Sonderbare Grillen. Manche Schriftsteller haben sonderbare Grillen. So konnte Buffon z. B. nicht anders als mit Manchetten schreiben. Voltaire mußte beim Dichten schwarzen Kaffee trinken. Méry muß, selbst mitten im heißesten Sommer, beim Arbeiten seinen Ueberrock oder Paletot anziehen. Eugen Sue kann nur in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer arbeiten und Alexander Dumas nur bei verschlossenen Thüren seine Romane schreiben. Als Herr Delrieu, der Dichter des „Artaxerxes," einst im Salon des damaligen französischen Ministers, Herrn von Martignac, seinen „König Pharamond" vorlas, löste er, weil es sehr warm war, mit Erlaubniß seiner Zuhörer, im ersten Akte ein klein wenig die Halsbinde. Im zweiten Akte nahm er sie ganz ab, im dritten Akte zog er den Rock, im vierten die Weste aus und als er im fünften schon am Hosenträger rüttelte, rief Herr von Martignac: „Es ist ein Glück, meine Freunde, daß das Stück nicht mehr als fünf Akte hat." Chariv.

*** In diesem Augenblick, berichten französische Blätter, lebt in dem Hôtel des Bains Frascati zu Havre ein englischer Sonderling. Nach der mit seinem Wirth abgeschlossenen Uebereinkunft müssen alle Gerichte, die er berührt hat, ins Meer geworfen und den Fischen zur Speise gegeben werden; von einer Putterhenne mit Trüffeln nimmt er einen Flügel, von einem starken Rostbeef schneidet er ein Stück, und in Betreff des Ueberrestes wird die Uebereinkunft vollzogen. Eben so verhält es sich mit Allem, was auf der Tafel erscheint, von der Suppe bis zu den Früchten. Man trägt nichts ab. Kaum hat unser Engländer sein Mahl beendigt, als zwei Bediente das Tischtuch mit Allem, was servirt worden, wegnehmen. Man trägt dies in ein Boot und die Matrosen fahren damit auf der Stelle 30 bis 40 Faden weit ins Meer, und der Sohn Albions steht, mit einer Lorgnette bewaffnet, von der Höhe der Terrasse von Frascati der Vollziehung seiner Befehle zu. Ist die Operation beendigt, so sagte er: Very well, und kehrt in sein Zimmer zurück, welches er nur verläßt, um dieses Schauspiel zu genießen.

*** Der Vogelmensch, — keine Fabel. — Master Hirst hatte eine so große Leidenschaft für das Studium der Vögel gefaßt, daß er, ohne verrückt zu sein, sich vorsetzte, auch als Vogel gekleidet zu gehen. So sah man ihn, als er 60 Jahre alt war, in seinem Schlosse Rockliffe bei York wie auf der Landstraße in einer langen Weste, die mit Federn aller Arten von Vögel bedeckt war, und einem roth und grünen Hut, der sich unmittelbar über dem Kopf wölbte; ferner trug er ganz breite Borten, die von Pfauenfedern gemacht waren und sich wie Flügel bewegten. Seine schwarzseidenen Beinkleider waren an der Seite mit einer Art rother Rosetten besetzt, die Hahnenkämmen glichen, und seine blauseidenen Strümpfe mit rothen und violetten Punkten bestreut, die wie Pfauenfederaugen aussahen. Statt der Schuhe trug er rothes Elendsfell, daß ihm Gänsefüße gab, und um das Erstaunen seiner Nachbarn zu vollenden, ritt er dann noch auf einem Stier umher. Nichtsdestoweniger war dieser Mann in allen Geschäften wie in den Uebungen der Wohlthätigkeit äußerst besonnen. Er hat ein Werk über die Vögel geschrieben, das sehr nützlich und merkwürdig ist. Korresp.

*** Eine zahlreiche Männergesellschaft, so erzählt Karl Förster (s. Biograph. u. literar. Skizzen aus dem Leben u. der Zeit K. Försters, Dresden 1846. 8. S. 291) war an der gastlichen Tafel des General Gersdorf versammelt; es herrschte unter der stattlichen Versammlung die heiterste und lebendigste Unterhaltung. Gersdorf, unerschöpflich in witzigen Darstellungen eigner und fremder Erlebnisse, erwähnte die Generale Gutschmidt, Funk und Thielemann. Sie wären, sagte einer der Anwesenden, von diesen Herren die beste Charakteristik zu geben vermögen. — Nichts leichter, antwortet Gersdorf. Stellen Sie sich vor, Ihre Frau Gemahlin hätte in ihrem Ofen eine Katze, die sie nicht herauszubringen im Stande wäre. Da tritt Funk herein. Lieber General, sagt sie klagend, da hat sich eine Katze in meinen Ofen verirrt, helfen Sie doch! — Ja, gnädige Frau, antwortet Jener, das wird sich machen, erlauben Sie mir nur einige Augenblicke Zeit, ich werde Ihnen sogleich einen Plan bringen, wie es auszuführen. Er entfernt sich in ein Nebenzimmer. Jetzt kommt Thielemann. Lieber General, redet die Dame ihn an, wir haben eine Katze im Ofen, drinnen sitzt Funk seit einer halben Stunde und sinnt nach, helfen Sie doch! Thielemann ergreift eiligst einen Borstwich und fährt damit so gewaltig in den Ofen, daß derselbe mitten entzweibricht, die Katze aber nicht zum Vorschein kommt. Jetzt erscheint Gutschmidt; es wird an ihn dieselbe Bitte gerichtet. Er ist sogleich bereit, leert aber erst ein Glas Wein, das zufällig in der Nähe steht, dann klopft er tüchtig an die Hinterwand des Ofens, und siehe — die Katze fährt hervor.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 21. September. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Dienstag, den 22. September. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse mit Gesang in 4 Bildern von Räder. Musik von Cantal.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 263. Mittwoch, den 23. September 1846.

Der Bildhauer von Venedig.

Eine Künstlernovelle.

(Schluß.)

Garcia von Istre, der Sohn eines reichen Senators, beobachtete mit neidischem Auge Zarini's Erfolge. Auch er wollte sich um Ida's Hand bewerben, denn sie sollte sehr reich sein. Er wußte, daß er sich mit ihrem Vermögen aus einer schwierigen Lage retten konnte, in welche er durch ein wüstes unbändiges Leben gerathen war. Seine Spielsucht hatte ihn bereits tief in Schulden gestürzt, und seine Gefährten, die ihm oft aus der Geldnoth geholfen, drangen auf Befriedigung und wurden ungebärdig. Von seinem eigenen Vermögen hatte er nichts mehr zu hoffen; er war um mehr als den doppelten Betrag verschuldet; so war denn der Entschluß in ihm gereift, durch die Hand der Ida de Este in den Besitz ihrer Güter zu gelangen. Er legte deßhalb sein Herz der „angebeteten Göttin" zu Füßen, aber diese wies die Gabe mit Verachtung zurück und Garcia verließ den Palast de Este, wie Catilina den römischen Senat, mit einem Fluch auf seinen Lippen und Rache in seiner Brust, fest entschlossen, die Flamme, welche seine erfolglose Werbung in ihm entzündet hatte, nur unter dem Sturz der Unschuldigen verlöschen zu machen.

Böse Natur und schlechte Gesellschaft hatten Garcia zu jedem Verbrechen fähig gemacht; nunmehr forderte ihn seine Rachsucht auf, die gräßlichste Probe abzulegen. Wuth und Verzweiflung tobten in seiner Seele, als er von Ida's Verlobung mit Zarini hörte. Sein Stolz war tief verwundet, weil ein Künstler ohne Rang und Namen Erhörung gefunden, wo ihn, den Sohn eines Patriciers, ein Blick der Verachtung gestraft hatte.

Ida pflegte fast täglich die St. Marcuskirche zu besuchen; niemand begleitete sie dahin als ihre Zofe, und Garcia beschloß, sich wenigstens der Person der edlen Braut zu bemächtigen, wenn er nicht in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen vermöge.

Eines Abends, als Ida de Este aus der Kapelle zurückkehrte, wurde ihre Gondel von einer Rotte nichtswürdiger Gesellen umringt, die Garcia für sein verbrecherisches Beginnen gewonnen hatte. Der Gondolier versuchte Widerstand, da ihm aber seine Angreifer an Stärke weit überlegen waren, so wurde er leicht bezwungen und mußte Ida in eine Felukke schleppen sehen, die man für sie in Bereitschaft gehalten hatte. Eine rasche Flucht versprach dem ruchlosen Unternehmen einen glänzenden Erfolg. Sie schlugen die Richtung nach einer der Inseln ein, welche die Küste von Dalmatien einfassen; dort gedachte Garcia so lange vor der Verfolgung des de Este sicher zu sein, bis er Ida bewegen konnte, seine Braut zu werden, um dann, nach Venedig zurückgekehrt, von den Gütern, welche durch ihre Hand auf ihn übergingen, Besitz zu nehmen. Diese Hoffnungen hatten ihm den ruchlosen Plan eingegeben, den er jetzt rasch ausführte, und wie es schien, mit Erfolg. Ida lag bewußtlos in der Kajüte der Felukke. Sie war bei dem ersten Angriff der räuberischen Bande ohnmächtig in die Arme ihrer Zofe gesunken und blieb lange Zeit unempfindlich für die Leiden, welche sich für ihre wieder erwachenden Lebensgeister vorbereiteten. Eine dunkle Wolke umhüllte mitleidig mit ihrem Schicksal das Licht ihrer Seele und ließ sie die bedenkliche Wahrheit ihrer Lage nicht gewahren.

Garcia triumphirte über das Gelingen seines Plans und betrachtete voll stiller Befriedigung die fast leblose Gestalt der dahingesunkenen Jungfrau. Er wollte warten, bis ihre Sinneskräfte wieder zurückgekehrt seien, um sich dann zu ihren Füßen niederzuwerfen und Verzeihung zu erflehen für sein gewaltthätiges Beginnen.

Ida erholte sich allmälig. Garcia kniete neben ihrem Lager, erheuchelte die edelsten Gesinnungen und schilderte mit glühender Beredsamkeit die Allgewalt seiner Liebe, die alle seine Handlungen bestimmt und ihn sogar zum Aeußersten verleitet habe, weil sie seine reine aufrichtige Neigung, welche ihm ihre unwiderstehlichen Reize, ihre hohen Geistesgaben eingeflößt, mit Verachtung zurückgewiesen. Die Jungfrau heftete ihr dunkles Auge voll starrer Verwunderung auf Garcia, während dieser so viele warme Liebe und Edelsinn erheuchelte und die Sprache der Verstellung meisterlich zu reden wußte, aber sie antwortete nichts; in ihrer Seele stürmte es von Gefühlen und Gedanken, daß sie ihrer selbst nicht bewußt werden konnte; doch ein einziger Blick belehrte den gemeinen Heuchler, daß sie ihn durchschaut habe.

Garcia bot eben noch alle seine Ueberredungskunst auf, als ein wildes Geschrei auf dem Verdeck seine Aufmerksamkeit erregte und ehe er sich noch von seinen Knieen erhoben hatte, stürzte Zarini in die Kajüte, und stand, einen gezückten Degen in der Hand, vor ihm. Der Bildner forderte den Verräther auf, sich zu ergeben; dieser antwortete damit, daß er wüthend seine Klinge zog. Der Stahl blitzte in dem Licht, welches die Kerzen in der Kajüte ausgossen, Stirne gegen Stirne standen die Kämpfer, einer den andern bitter hassend, und beide zu einem entscheidenden Gang bereit. Zarini fühlte sich von seiner Liebe zu Ida gestählt, er wollte nur ihre Freiheit wieder gewinnen; Garcia glaubte den Vortheil behaupten zu müssen, den er durch den Raub der Jungfrau schon gewonnen hatte, und wollte jetzt das einzige Hinderniß, welches ihm noch im Weg stand, vernichten. Ihre Degen kreuzten sich in gleichem und wie es schien, nicht zur Entscheidung führenden Kampf, denn lange Zeit fochten sie ohne Erfolg. Da empfing Garcia eine leichte Wunde, welche ihn so erbitterte, daß er voll Wuth seine Hiebe aufs Geradewohl führte, während Zarini seinen Vortheil bewachte und mit Gewandtheit parirte. Endlich machte er eine Finte, Garcia fuhr mit seinem Degen aus,

Digitized by Google

ihr zu begegnen und gab so die Brust los; Zarini benutzte diesen Augenblick und durchbohrte seinen Gegner. Dieser stürzte entseelt zu Boden, während Jener auf ein in der Nähe stehendes Lager sank, denn er war durch Blutverlust ohnmächtig geworden, da er in der Hitze des Gefechts zwei bis drei Wunden empfangen hatte.

In diesem Augenblick eilte de Este, dessen Felukke etwas langsamer war, als die Zarini's, in die Kajüte, Rache schnaubend gegen den schon gerichteten Garcia und das Recht anrufend, die Ehrenkränkung seines Hauses mit eigner Hand vergelten zu dürfen; aber sein Zorn verwandelte sich in Schrecken und Angst, als seine Augen dem Schauspiel begegneten, welches eben in der Kajüte zu Ende ging. Zarini stand über den Leib der sterbenden Ida gebeugt, ihre Seele, zu rein und gut für diese Welt, war im Begriff, sich in lichtere, weniger stürmische Sphären emporzuschwingen; Garcia hatte, scheußlich genug, der unglücklichen Jungfrau in seinem Sturz den Todesstoß gegeben; sie stand an der Schwelle des Grabes und zögerte noch zu sterben, da sie den geliebten Künstler sah.

Im feierlich ernsten Zuge wurde Ida's Leiche nach dem Palast de Este zurückgebracht und wenige Tage nach der schauerlichen Tragödie geleitete man ihre sterblichen Reste zwanzig Meilen von Venedig nach einem kleinen Dorf, wo sie in der Ahnengruft ihres Hauses beigesetzt wurde.

Zarini verließ von dieser Zeit an nur selten seine Werkstätte; tiefe Melancholie hatte ihn beschlichen. Die Wunde, welche er in dem Zweikampf mit Garcia empfangen, und die traurigen Ereignisse, welche denselben begleiteten, machten ihm das Leben zu einer schweren Bürde. Er suchte nicht mehr die Lust, welche ihm einst sein Meißel gewährt; die alten Siegeszeichen seiner Kunst ließ er unbeachtet stehen, und vergaß sogar, oder schien es wenigstens zu vergessen, daß er einst die unaussprechlichen Reize bewundern konnte, welche die gelungenen Bildwerke — die Früchte seiner eigenen schöpferischen Phantasie — die um ihn her zerstreut standen, entfalteten.

Eines Abends kurz vor Sonnenuntergang schritt Zarini wie gewöhnlich in seiner Werkstätte auf und nieder. Seine Gedanken waren von der Außenwelt abgezogen, seine Phantasie beschäftigte sich wieder lebhaft mit Ida, ihr Bild webte sich in die schwärmerischsten Träume: da blieb er auf einmal vor dem kleinen Fach stehen, worin das Miniaturbild lag, welches ihm einst der geheimnißvolle Fremde gebracht hatte. Unwillkürlich griff seine Hand darnach und mit einem Mal kehrten seine Sinne in die Wirklichkeit zurück; die Umstände, unter welchen er in den Besitz desselben gelangt war, tauchten lebhaft in seiner Erinnerung auf. In sprachloser Verwunderung betrachtete er das Porträt — es war das Bild der Ida de Este. Dieselbe Heiterkeit des Gesichtes, derselbe Frieden der Seele, dieselbe Sanftmuth im Ausdruck, dieselbe Anmuth der Gestalt, derselbe Liebreiz — alles, alles stimmte so genau mit der Hingeschiedenen überein, daß man sie als das schöne Original nicht verkennen konnte.

Sein Entschluß war sogleich gefaßt. Mit heiterm Auge, das Blitze durch seine Melancholie schoß, griff er nach dem Meißel, der so lange unbeschäftigt gelegen, und machte ihn wieder dem künstlerischen Geist dienstbar. Der Marmor gewann Leib und Seele unter seiner Hand, und eine Glorie nach der andern trat entzückend in's Leben ein.

De Este wunderte sich über die lange Abwesenheit Zarini's, da er doch sonst so fleißig in den Palast gekommen war, und fand sich endlich bewogen, den Künstler einmal in seiner Werkstätte zu besuchen. Er trat ein, aber zu seinem Schrecken fand er den Bildner neben einem Werke sitzend, an welches derselbe eben die letzte Hand gelegt hatte. De Este rief ihn beim Namen und erhielt keine Antwort; er schüttelte ihn, aber das Leben Zarini's war entflohen. Er betrachtete das Marmorbild, welches der Künstler vollendet hatte; es war Ida, seine Nichte, auf dem Sterbebette. Zarini's Reste wurden in der Gruft des Hauses de Este neben seinem Ideal beigesetzt und die letzte Schöpfung des Bildners deckt heute beide Leichen, seit Jahrhunderten ein schönes Denkmal der Kunst und eine stille Mahnung an das Schicksal der Ida de Este und ihren begeisterten Verehrer — Zarini, den Bildhauer von Venedig. †††.

Reise von Palermo über Catania nach Messina.

(Schluß.)

Der Hafen von Messina ist einer der schönsten aller Meere, geräumig, sicher und ganz von der Natur gebildet. Er ist mit einer schmalen, gekrümmten Landzunge umgeben, welche hinlänglich hoch und fest ist, um die Schiffe vor den Wellen zu schützen und eine halbe Stunde Länge hat. Seinen Eingang vertheidigt die 1647 erbaute Festung, und hier findet sich unter den Namen Calofato, oder wegen seiner nelkenartigen Form Garofalo, die Charybdis, welche der Dichter um ihre Furchtbarkeit zu steigern, nicht nur gefährlicher als sie heute sich darstellt, schildert, sondern auch dem zweiten Schreckniß der Schiffer, der Scylla, einem Felsen nahe an der kalabrischen Küste, näher gerückt hat. Heutzutage ist dieser Strudel selbst einer Barke, die er abwechselnd in entgegengesetzten Richtungen herumdreht, nicht mehr gefährlich. — Messina ist reine Handelsstadt; außer einer unbedeutenden Hochschule, welche die Stadt zum Lohn ihrer Treue 1838 erhielt, ist die Wissenschaft hier nicht vertreten. Als Haupthafen Siciliens für die Ausfuhr von Südfrüchten und Einfuhr von Manufakturwaaren hat sie zahlreiche Beziehungen zum europäischen Norden und zur Vermittelung dieses Handels lebt hier eine Anzahl deutscher und englischer Kaufmannsfamilien, welche eine kleine evangelische Gemeinde bilden und die außer den Handelsvortheilen und der Schönheit der Gegend und des Klima's, besonders auch, so sonderbar dieß unter neapolitanischem Scepter lauten mag, die Freiheit des hiesigen Lebens fesselt. Diese Freiheit ist weniger eine politische, denn von allen Staatsangelegenheiten werden die Fremden, die ganz unter sich leben, nicht berührt, als vielmehr eine gesellige Ungezwungenheit. Das Klima schreibt Lebensweise und Kleidung so gebieterisch vor, daß man danach lebt, unbekümmert durch einen Hof oder durch müßige Fremde, und in weißen leichten Jacken seinen Geschäften und Vergnügungen nachgeht. In diesem Umgang erfuhr ich manche Einzelheiten über den Handel mit Orangen, welche, da dies Ideal der Früchte in manchen Städten unsers Nordens, wo ihren Verkauf kein langer Landtransport vertheuert, z. B. Hamburg und Berlin, bereits Bürgerrecht erlangt hat, von allgemeinerem Interesse sein dürften.

Der Orangenbaum trägt vom fünften bis zum dreißigsten Jahre. Er ist ebenso empfindlich gegen Hitze wie gegen Kälte, kommt daher am besten in niedrig gelegenen schattigen, feuchten Schluchten fort. Man pflanzt ihn daher gern in Finmaren, wo man ihn aber durch kostbare

Digitized by Google

Einfassungen von starken Mauern vor den zeitweise stattfindenden Ueberschwemmungen, mit denen zugleich Steingeröll herabgerissen wird, schützen muß. Sehr viel kosten auch die Wasserleitungen, welche an zu trocknen Stellen eigens gebaut werden müssen. Die Bäume tragen zwar das ganze Jahr hindurch, aber nur die im September (erste Erndte) und Januar (Haupterndte) gepflückten eignen sich zum Versenden. Die besten und haltbarsten kommen aus der Gegend des Aetna, von Stilo, Castelvetro und Giojosa; die von Castelvetro, wenn sie zum Versenden geeignet sind, kosten mit dem Ausschuß (d. h. den durch Hagel, Insekten u. s. w. beschädigten) an Ort und Stelle 3 fl. 36 kr. die Kiste, welche bis Stettin 1 fl. 36 kr. Fracht kostet. Im Sommer sind sie auch in Messina verhältnißmäßig sehr theuer; anderthalb Pfund kosten 12 kr. Nach der ersten Erndte geben 1000 Orangen 3 Kisten, nach der Haupterndte nur zwei, weil dann der Ausschuß wegfällt. Von Citronen gehen 360 auf die Kiste. Messina betreibt auch den Handel mit den kostbaren Essenzen (ätherischen Oelen), obgleich diese mehr aus Calabrien, als aus Sicilien kommen. Die kostbarste ist die Cedro-Essenz, von einer seltnen Art großer Citronen, wovon das Pfund dort 7 fl. 12 kr. kostet. Das Bergamottöl kommt nur aus einem kleinen Strich bei Reggio; man findet die Bäume zwar auch sonst in Sicilien, sie tragen aber keine Frucht. Man gewinnt diese Essenz, indem man die Schale der Bergamott-Orange in einen Schwamm ausspritzt und diesen, wenn er voll Saft ist, ausdrückt. Dieses Oel kostet halb so viel als das Cedro-Oel, die der gewöhnlichen Orange und Citrone an Ort und Stelle nur ein Sechstel (1 fl. 12 kr. per Pfund.) Außer diesen ätherischen Gegenständen der Ausfuhr hat dieses reichste Land der Welt noch über fünfzig Erzeugnisse, die zur Ausfuhr sich eignen, wovon hier nur die wichtigsten stehen mögen: Schwefel, Alaun, Bimsstein Weinstein, Getreide, Baumwolle, Reis, Wein, Branntwein, Oel, Tabak, Mandeln, Manna, Süßholz, Johannisbrod, Pistazien, Felle und Lumpen.

Die Ursachen dieser Armuth des Volks im Gegensatze zu dem Reichthum des Landes sind mit unerbittlichen Thatsachen verzeichnet in den „Italienischen Zuständen" von Mittermaier, einem Buch, das zuerst dem größeren Publikum Zahlen vorgelegt über ein Land, über das man fast nur Redensarten zu lesen gewohnt war, und dem um so größere Wichtigkeit beizulegen ist, als der Verfasser auf jeder Seite seine Vorliebe für alles Italienische ausspricht, die Schattenseiten also sicher nicht schwärzt. 18.

Die Ungarn und ihre Volkslieder.

Von J. W. Appell.

> „Sie würden auch daraus kennen lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gebildeter Völker sind."
>
> Lessing.

An seinen Liedern vermögt ihr ein Volk zu erkennen. In jenen Gesangen, die nicht der Einzelne dichtet, die unbewußt aus der Masse entstehen und in ihrem Munde fortleben, könnt ihr seinen Herzschlag fühlen. Sie sind die Kindheitssprache einer Nation und drücken in Lust und Leid selbst von Dem die Ahnung aus, was sie später in der Blüthe ihres Daseins zur Erscheinung bringen wird, ihre geheime Hoffnung und ihren verschlossenen Schmerz. Um so willkommener muß uns eine Mittheilung von ungarischen Volksliedern sein. Denn Ungarn gehört allerdings noch zu jenen Ländern, die dem übrigen Europa nicht viel weniger als das Innere Afrika's, eine terra incognita sind; es spuken in vielen Köpfen noch sehr fabelhafte Begriffe von ihm. Seit jenen Tagen, wo große schwarzbärtige Schaaren mit ihren Lanzen auf kleinen behenden Gäulchen aus dem Karpathenpasse hervorbrachen und im Nu die angränzenden Lande überfluteten, seit den Tagen von Merseburg und auf dem Lechfelde ist es fast außer alle Berührung mit dem übrigen Europa gekommen und erst in neuester Zeit haben wir dem gesegneten Pannonien wiederum ein näheres Augenmerk gewidmet. Wir haben gefunden, daß es mit seinen dunkelfüßängigen, geheimnißvollen Zigeunermädchen, die das Zimbal schlagen, mit seinen rebenumgrünten Hügeln, undurchdringlichen Wäldern und Puszten (Steppen), wo der Blume Schmelz noch nicht vom Staube rasselnder Karossen bedeckt wird und Liebe und Leid noch nicht auf Strümpfen gehen wie bei uns, für die Romantik noch einen eben so schönen Tummelplatz als für die Kultur ein weites Feld bietet; wir haben ihm eine thaten- und heldenreiche Vergangenheit, einen Wein, bei dem man sich in's Elysium versetzen, und Tabak, bei dem man sich ein Sultan träumen kann, zugestanden; wir haben Lenau, Pyrker und den bilderschwelgenden, bilderstürmischen Beck nicht nur anerkannt, sondern auch gefeiert; aber von einer eigentlichen, eigenthümlichen Poesie der Magyaren haben wir nur wenig gewußt.

Deßhalb ist ein jüngst bei Georg Wigand erschienenes Bändchen „ungarische Volkslieder", übersetzt und eingeleitet von M. A. Greguß, eine ebenso neue als erfreuliche Erscheinung. Hier erhalten wir mit einem Male einen Strauß von kleinen wilden Haideblümchen, die den freien Feldern jenes Landes in freiem Wachsthum entsprossen sind, und Liebesklagen, tändelnde erotische Sprüchlein, Freiheitsseufzer und Bauernmädchenwünsche — kurz alle Töne des ungarischen Volkslebens umschwirren hier in ihrer Ursprünglichkeit unser Ohr.

Der Herausgeber, ein geborner Ungar, welcher in Halle lebt, scheint diese Volksliedersammlung mit reiflicher Auswahl und liebevoller Sorgfalt, wie ein Schatzkästlein, zusammengestellt zu haben. Sie ist die erste ihrer Art. Was die Bearbeitung anlangt, so kann ich leider darüber nicht urtheilen; doch sind die Verse jedenfalls sehr musikalisch und Greguß versichert, überall das Versmaß des Originales befolgt zu haben. Die Reime hat er zwar öfters vertauscht, aus männlichen weibliche, aus weiblichen männliche gemacht; aber solche Abweichungen mögen schon darin ihre Entschuldigung finden, daß die ungarischen Reimgesetze den deutschen durchweg nicht entsprechen. Seine ganze Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste sechzehn sogenannte Schämperlieder umfaßt, kleine, meist vierzeilige epigrammatische Liederschmetterlinge, wie wir sie auch in Süddeutschland unter den Namen „Schnodahüpfl", „Gsetzl", „Stückle" u. s. w. kennen. Die zweite Abtheilung enthält fünfundzwanzig längere Volkslieder, die auch größtentheils nur drei bis vier Strophen haben — denn der Gedankenfluß des Ungarn strömt sich nicht in so ungehemmter, langathmiger Breite aus, wie der des Deutschen; er ist mehr sprunghaft und abgebrochen —; die dritte endlich sechszehn Lieder von bekannten Verfassern, Kisfaludy, dem Großmeister der ungarischen Poesie, Vörösmarty, Csokonai, Döbrentei, Gál, Bitkovics, Cucor und Anderen, die volksthümlich geworden sind.

Digitized by Google

Der Grundzug aller dieser Lieder ist eine heißblütige, unstäte Lebendigkeit, durch die indeß immer, selbst bei den wildlustigen Klängen, die das Sporengeklirre des werbenden Husaren begleiten, der Schimmer eines tiefen Gefühles hervorleuchtet und ein stiller, düsterer, verhaltener Schmerz wehl, als drücke schwüle Gewitterluft auf dem Herzen. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Eine Freihandels-Pastete. Die Einwohner von Derby-Dale in England haben, wie das Wakefield-Journal meldet, die Verherrlichung Sir Robert Peels, wegen des von ihm herbeigeführten Freihandels-Systems, nicht durch Illumination oder Errichtung einer Statue, sondern durch Anfertigung und Verzehrung einer gigantischen Pastete gefeiert, welche unter dem Zulauf von Tausenden auf einem Wagen durch die Stadt gezogen wurde, begleitet von drei Musikchören, welche abwechselnd ihre Töne erschallen ließen. Nachdem der Umzug beendet war, wurde die Pastete in Stücke geschnitten und Jedem, der sich meldete, besonders der arbeitenden Klasse, für die sie vornämlich bestimmt war, davon zugetheilt. Dieselbe hatte 18 Fuß im Umfange, 7 Fuß 10 Zoll im Durchmesser und 10 Zoll Tiefe. Die Ingredienzien, aus welchen sie gemacht war, bestanden aus 2 Sack (34 Stein 4 Pfd.) Mehl, 100 Pfd. Nierenfett, 20 Pfd. Butter, 2 Pfd. Speck, dem Fleisch von 4 Schafen, 1 Lamm, einem halben Kalbe, 2 Gänsen, 4 Enten, 10 Kaninchen, 5 Hasen, 15 Rebhühnern, 1 Fasan, 12 Tauben, 5 Hühnern und noch einer Menge verschiedenen Geflügels.

*** Man hat wohl in neuerer Zeit viel von enormen Schriftstellerhonoraren gehört. Lord Byron bekam für einen Gesang seines „Childe Harold" 2500 Pfd. Sterl., Louis Blanc für sein größeres Werk über die Jahre 1830 bis 1840 eine halbe Million Franes u. s. f. Auch Zeitschriften zahlen ihren Mitarbeitern mitunter hohe Summen. Das Alles verschwindet aber gegen den Ehrensold, welchen der weltand Begründer und Herausgeber der „Münchener Landbötin," Dr. Müller, jahretang seinem Tagesneuigkeiten-Kolporteur entrichtete: dieser bekam jeden Morgen, wenn er seinen Rapport brachte — eine Tasse Kaffee und für zwei Kreuzer Brod! Korresp.

*** Irische Volkspoesie und Volksmusik. „In den Tönen der galischen oder keltischen Völker," bemerkt Clement, „ist, wie in allem Schönen, etwas Unvergleichliches und Unaussprechliches, ihr innerstes Wesen ist nicht zu beschreiben. Sie sind das Eigenthum ganzer Völker, und wenn auch jetzt nicht mehr, so doch gewesen, und darum sind sie schön, darum ewig. In der Bretagne, als ich sie durchreiste, war mir sehr darum zu thun, ein Volkslied zu hören: ich hörte viele, und habe mich überzeugt, daß die bretanische Musik dieselbe keltische ist, welche sich in Irland, Wales und den Hochlanden findet. Wenigstens ist der Charakter der britischen Musik des Continents derselbe wie der schottisch hochländische. Das Grundelement unsrer Seele, Trauer, waltet darin vor."

*** Amerikanische Butter. Die immer rührigen und unternehmenden Amerikaner benutzen die engliche Zollreduction bereits mannichfach. So fangen sie an, ihre frischeste Butter in Eis verpackt nach England zu schicken. Zu Anfang Juli kamen in Liverpool davon drei große Schiffsladungen an, zwei aus den Ver. Staaten und eine aus Canada. Was werden dazu die deutschen Ost- und Nordseeländer, zumal Holstein und Friesland sagen? Daß ihnen die Aufhebung der Korngesetze am wenigsten fromme, haben sie bereits mit Resignation zugestanden und jetzt erhalten sie Concurrenz selbst in Artikeln, wo sie ihre Nähe hatten sich in unbestreitbarer Sicherheit glaubten.

*** Da alle Zeichen des Todes oftmals trügen und deshalb leider noch immer Fälle von Lebendigbegraben vorkommen, so dürfte die Entdeckung des französischen Arztes Ripault von Wichtigkeit sein, welcher ein nie täuschendes Zeichen des Todes gefunden haben will. Im Tode läßt sich nämlich die Iris des Auges in jede Gestalt drücken, während sie rund bleibt, wie man auch den Augapfel drückt, wenn noch Leben im Körper ist.

*** Einfache Grabschrift. Auf dem Grabsteine des englischen Schauspielers Burbage, eines Zeitgenossen Shakespeare's, stehen die zwei Worte: Exit Burbage! (Burbage geht ab!)

*** Ich hatte einmal, erzählt ein in Peru Reisender, als mir mein Paß abgefordert wurde, gerade kein anderes Papier in der Tasche als das, womit ich die Flinte lud und reichte es auf Gerathewohl dem indianischen Beamten hin, der es mit Wichtigkeit entfaltete. Mit dicken Lettern stand darauf Lucia de Lammermoor. Es war der Theaterzettel der letzten Oper, die vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde. Nachdem der Agent der Polizei bald das Blatt, bald mich aufmerksam betrachtet hatte, gab er es mir mit den Worten zurück: „Der Paß ist in Ordnung."

*** Ehe durch die berühmte Schauspielerin Clairon das Costume auf dem französischen Theater eingeführt war, kannte man für die Tragödie durchaus nur Ein Kleid, welches das römische Kleid hieß, und in welchem man auch Stücke aufführte, worin Amerikaner, Spanier und andere Nationen auftraten. Lekain war der erste, der sich dem Costüme unterzog. Ein anderer Schauspieler Dauberval befand sich gerade bei ihm, als ihm der Theaterschneider das Kleid des Orestes brachte, welches er zur Rolle des Orest in der Andromache bestellt hatte. Die Neuheit dieses Gewandes fiel Dauberval auf, und er frug was das wäre? „Man nennt es ein griechisches Kleid," sagte Lekain. „„Ach,"" versetzte Dauberval, „„das ist ausnehmend schön; das nächste römische Kleid, welches ich brauche, werde ich mir griechisch machen lassen."" Virtd.

*** Einem Bauer gelang es, auf einem Markte für ein nicht gar schönes Stück Rindvieh 40 Gulden Conv. Münze zu bekommen. Darüber höchst erfreut, zeigte er aus Scherz dem Thiere die vier zahlgültigen Banknoten mit den Worten: „Siehst du, das verdanke ich dir." Der Ochs, in der Meinung, es sei etwas zum Fressen, langte mit seiner rauhen Zunge nach den Papieren und verschlang sie im Nu, als wären sie Leckerbissen. Weg war nun der Erlös des armen Bauers, welcher noch dazu seinen Ochsen dem Käufer ausliefern mußte.

*** Vor dem Feldzuge gegen die Türken fragte ein Offizier den Kaiser Joseph, welches denn seine wahre Absicht beim gegenwärtigen Kriege wäre. Joseph fragte ihn, ob er schweigen könne. „Ja," war die Antwort. „Gut," versetzte Joseph, „so erlauben Sie mir zu beweisen, daß ich es auch kann."

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 22. September. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse mit Gesang in 4 Bildern von Räder. Musik von Cantal.

Mittwoch, den 23. September. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

Freitag, den 25. September. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen von Bellini. (Gastrolle) Amina: Fräulein Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 264. Donnerstag, den 24. September 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

1.

Seit neun Monaten blieb eines der schönsten Hotels im Faubourg Saint Germain unbewohnt. Die Fensterladen waren dicht geschlossen und öffneten sich nur einmal im Monat, um frische Luft in die weiten Gemächer zu lassen. Ein alter Bedienter schüttelte an diesem Tage am Fenster die kostbaren Teppiche und Tigerfelle aus, denen dicke Staubwolken entquollen. Todtenstille herrschte in dem Hof; ein paar Sperlinge hatten sich in demselben eingenistet und pickten zwischen den Pflastersteinen die Haferkörner und Grashälmchen auf; Spinnen breiteten ihr Netz aus zwischen den müßigen Rädern der in Ruhestand versetzten Karossen: es war eine ganz trostlose Einsamkeit.

So war es aber nicht immer gewesen. Das Hotel hatte früher seine festlichen Tage, oder besser seine lärmenden Nächte erlebt, in welchen man von der Straße aus an den weißen durchsichtigen Vorhängen die zierlichen Schatten aufgeputzter junger Herzoginnen mit Blumen auf dem Kopf sich hin- und herbewegen sah. Aber eines Abends waren Kerzen, Kronleuchter, feurige Aureolen, Lärm und Musik in den Sälen, Necken, Kichern und Kosen auf dem Balkon erloschen und verstummt. Die Straße, früher erhellt von dem Widerschein dieser blitzenden und funkelnden Abende, und ihrer ganzen Länge nach mit einer doppelten Reihe prächtiger Staatswagen mit bunten und silbernen und goldnen Wappenschildern eingefaßt, war still und dunkel, wie die übrigen Straßen der edelstolzen Vorstadt.

Anfangs glaubte die Nachbarschaft, die Besitzer des Hotels seien aufgebrochen, um die schöne Jahreszeit auf ihren Landgütern zu verleben. Sie waren in der That wie gewöhnlich in dem wunderschönen Monat Mai abgereist und hatten versprochen, im Herbste wieder heimzukehren. Aber die Blätter der Bäume im Hof des Hotels waren bereits acht Mal gefallen und die gnädige Herrschaft wollte noch immer nicht wiederkommen.

Diese übermäßig verlängerte Abwesenheit gab natürlich den Leuten viel zu reden und tausend Vermuthungen wurden laut. Anfangs fürchtete man, ein unheilbares Unglück müsse die ausgewanderte Familie auf dem Lande betroffen haben; indessen liefen doch keine betrübende Nachrichten ein. Andere wollten behaupten, das Haus sei bankerott geworden; aber das Vermögen der gnädigen Herrschaft hatte ein halbes Jahrhundert lang den Revolutionen und Bürgerkriegen so Stand gehalten, daß der ungewöhnlichste Aufwand, Spiel und alle geldverschlingenden Thorheiten des Pariser Luxus den unerschöpflichen Quellen nichts hätten anhaben können.

Die Neugierigsten fragten einen Lakaien aus, der in dieser Einsamkeit, wie die übrigen Möbel des Hotels, außer Dienst gesetzt war. Aber wußte er wirklich nichts Näheres oder war es nur Verschwiegenheit von seiner Seite: er antwortete, daß er am allerwenigsten seine Herrschaft begreifen könne.

Man erinnerte sich in der Nachbarschaft, ein kleines braunes Mädchen mit langen Haarflechten und nackten Beinen öfter unter den großen Kastanienbäumen gesehen zu haben, welche den Hof beschatteten; man glaubte noch ihre liebliche, etwas stammelnde Stimme zu vernehmen. Nach der Berechnung der umwohnenden Leute konnte sie jetzt siebzehn Jahre alt sein, und die Verwunderung und Neugierde wuchs nur noch mehr, da man die Abwesenheit dieses Mädchens in einem Alter nicht begreifen konnte, wo doch ernstlich daran gedacht werden mußte, sie in die Welt einzuführen. Was mochte nur die gnädige Herrschaft beständig auf dem Lande zu thun haben?

2.

Nicht weniger auffallend war die Lebensweise der sonderbaren Familie auf ihrem Schlosse. Dieses Schloß lag mitten in Berry auf einer kleinen Anhöhe. Auf einem vielfach gewundenen und verschlungenen Seitenweg gelangte man hinauf. Das Dach schickte fünf mit Schiefer gedeckte Kegel nach dem Himmel, von Wetterfahnen und dicken bleiernen Knöpfen überragt. Aus der Ferne gesehen, nahm sich das Gebäude mit seinen düstern Thürmchen und massiven Wänden ungemein ernst aus. Der Character der Bauart zeugte für ein hohes Alter, Löcher und Risse in den Mauern für einen langen und harten Dienst, Schwalben und wilde Tauben bauten in die weiten Spalten der Steine.

Aus dem Schloß sah man in einen dicht verwachsenen Park, der die Façade desselben ganz verhüllte. Die hintern Theile des Gebäudes waren durch hohe Mauern, Giebel, Thürmchen und einiges neue Mauerwerk aus dem vorigen Jahrhundert, welches man in die alten Constructionen eingeschoben hatte, um sie zu stützen und zu befestigen, hinlänglich gedeckt.

Das Eingangsthor, auf jeder Seite durch zwei kleinere Thürme bewacht, welche den Einsturz drohten, war nach außen mit großen eisernen Nägeln beschlagen. Mit einem gewissen Stolz, der sich komisch genug ausnahm, zeigte es auf seinen wurmstichigen Füllungen Eberfüße, Hirschgeweihe, Eulenköpfe und Weihenflügel, denen vor Alter die Federn ausfielen. Diese Jägertrophäen waren von den Vorfahren der gnädigen Herrschaft an dem Thore befestigt worden, denn der gegenwärtige Besitzer des Schlosses fand kein Vergnügen am Waidwerk, wie es in unsern Tagen die reichen Gutsherrn treiben, um in die Einförmigkeit des Lebens in der Provinz einigen Wechsel zu bringen.

Auf den ersten Blick hin zu urtheilen, gab es nichts Trübseligeres, als diesen Wohnsitz der Familie von B**. Im Frühling jeden Jahres hatte die Wiederkehr der gnädigen Herren Lärm und Pracht von Paris in dem Schlosse hervorgerufen; jetzt schien es gänzlich ausgestorben. Die

Digitized by Google

ewige Langeweile, so furchtbar sie sich denken läßt, machte sich in seinen Mauern breit. Der von Ulmen eingefaßte Weg, welcher an die Thüre des Parks führte, hatte seinen alten feinen Goldsand unter einer dicken Grasschicht versteckt; die Rinnen, welche das Wasser in die Bassins zu führen hatten, versagten ihren Dienst, und ein Theil der Wände war eingestürzt, ohne daß Jemand daran dachte, sie wiederherzustellen. Der längere Aufenthalt der gnädigen Herrschaft hätte denn doch ein besseres Aussehen des Hauses veranlassen sollen.

Hier, wie in Paris, zerbrach man sich die Köpfe über diese absonderliche Art der Familie. Das müßige Leben in der Provinz forderte zu tausend neugierigen, verleumderischen und absprechenden Aeußerungen auf. Aber die Gutsherren der Umgegend konnten ebenso wenig wie die Nachbarn in Paris der Sache auf den Grund kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ungarn und ihre Volkslieder.

(Schluß.)

Die Lieder singen zum größten Theil von Liebe und zwar mit einer zaubrischsüßen und würzigen Gluth, die uns in der Perle der Sammlung (Nr. 5 der zweiten Abtheilung):

„Mehr noch liebe ich Dich
Als die Taub' den Waizen
Träume Tag und Nächte
Nur von deinen Reizen.

Ach kein Weib gebar Dich,
Dich gebar die Rose
In Pfingstmorgens Kühle
Aus dem thauigen Schooße."

ebensosehr an den Orient mahnt, als die Indolenz, welche sich im Schluß des siebenzehnten Liedes der zweiten Abtheilung:

„Vormittags denk' ich mit Ruhe
Was ich Nachmittags wohl thue."

ausspricht. Dabei darf aber auch das edle Traubenblut nie fehlen. Sine Baccho friget Venus. Wein und Liebe müssen sich in der Regel gleichsam ergänzen; und fast immer findet sich der Ungar bewogen zu trinken. Der Wein ist ihm eine Panacee für den herbsten Kummer und die verzehrendste Sehnsucht. Bald heißt es (22. II):

„— Vater, Mutter sind im Grabe,
Wüste Haid' ist meine Habe;
In der Schenke wird es mir vielleicht gelingen
Meinen Schmerz mit Wein zu zwingen."

und der Trunkene, welcher den Weg nach Hause nicht findet, frägt (2. I):

„Warum zeigt man nicht die Thüre
Die mich in das Wirthhaus führe?" —

bald trinkt sich Einer aus Gram zu Tode, wie in dem schönen Liede vom Hirten zu Hartobágys (8. III.) Greift doch selbst die Dirne zum Sorgenbrecher und vertreibt sich die Grillen mit ihrer „Kanne" (14. III.) Oft beschleicht aber den Ungarn über sein Treiben eine leise Ironie, wie sich überhaupt komisches und tragisches Moment meist in einem und demselben Liede verranken, weshalb der Herausgeber das ungarische Volkslied, im Gegensatz zu dem melancholischen slawischen und dem gemüthlichen deutschen Volksliede, sehr richtig das humoristische nennt.

Höchst eigenthümlich und ergötzlich tritt dies in Nr. 9 der zweiten Abtheilung hervor, wo der Bursche Betrachtungen über seine eigne Armuth und Lumpigkeit anstellt; statt zu klagen findet er sie vielmehr tragikomisch und, sich bis zur Selbstironie erhebend, singt er mit schwermüthigem Leichtsinn:

Mir fehlt nichts, nur über Armuth
Ueber Armuth brumm' ich,
Ich bin stets ein lust'ger Bruder
Nur mein Rock ist lumpig.

Löcher hab' ich, doch kein Brod,
Diese Schmach bekenn' ich;
Zähle ich mein Geld zusammen,
Find' ich keinen Pfennig."

Ebenso in Nr. 14 der ersten Abtheilung, wo der Strolch, naiv genug, ein Bekenntniß seines Wandels ablegt:

„Ohne Flamme brennt kein Licht
Ohne Mausen leb' ich nicht;
Maus't ich nicht, so tausch' ich halt
Hab' doch meinen Unterhalt."

Ich glaube die Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit der ungarischen und deutschen Nation, wie ihrer Volkslieder nicht bezeichnender darstellen zu können, als wenn ich hier, ohne dem Leser eine weitere Betrachtung voraus wegzunehmen, das alte Lied vom armen Schwartenhals daneben halte. Der arme Schwartenhals ist nämlich das persönliche deutsche Landstreicher- und Vagabundenwesen. Wer erkennte nicht in seiner ehrlichen Spitzbüberei und in dem phlegmatisch rührenden Tone, womit folgende Geschichte vorgetragen ist, den ächten Deutschen wie er leibt und lebt?

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus, *)
Man fragt mich, wer ich wäre,
Ich bin ein armer Schwartenhals
Ich eß' und trink' so gerne.

Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher geh'n
Den Becher ließ ich sinken.

Man setzt mich oben an den Tisch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel stand mir leere.

Da ich des Nachts wollt' schlafen geh'n,
Man wieß mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu nisteln,
Da stachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Disteln.

*) Siehe „des Knaben Wunderhorn" 1r. Bd.", dem es die Herausgeber aus G. Forster's „frischen Liedlein" (Nürnberg 1565) einverleibt haben. A. d. R.

Digitized by Google

Da ich zu Morgens früh aufstand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Mein's Unglücks selber lachen.

Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand
Und gürt' es an die Seiten,
Ich Armer mußt zu Fuße gehen,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

Ich hob mich auf und ging davon
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannssohn,
Sein' Tasch mußt er mir lassen."

„Wie dem Inhalte nach humoristisch, sagt der Herausgeber, so ist das ungarische Volkslied in seiner Form dramatisch. Hier läßt sich wieder eine Parallele zwischen ihm und zwischen dem deutschen und slawischen Volksliede ziehen, indem letzteres einen mehr epischen, das deutsche einen mehr lyrischen Charakter hat und somit von allen dem Begriffe des Volksliedes am nächsten steht. Der Slave, sagt Gregnß in seiner Vorrede, lebt mehr in der Vergangenheit, er betrauert das verschwundene Glück und erzählt von den Thaten seiner Ahnen, von den Freuden der vorigen Zeit, die nie mehr zurückkehren sollen. Der Deutsche lebt in der Zukunft; auch ihn befriedigt die Gegenwart nicht, er sehnt sich und prophetisch verkündend hallen seine Lieder einer schöneren Zrit entgegen, die er sich aber durch die Gegenwart erkämpfen will. Der Ungar lebt in der Gegenwart; er erinnert sich dankbar seiner großen Väter, er kämpft, leider nur zu oft unglücklich für die Zukunft, — aber den Lebenden gehört das Lied. Daher erscheint hier der Sänger immer in einer eigenthümlich dramatischen Situation; er objektivirt sich selbst, malt sich gleichfalls selbst ab." In der That sind auch die meisten dieser Liedchen kleine Dramen, ja oft erscheint der dramatische Charakter selbst äußerlich, indem sie sich zum Dialoge gestalten wie Nr. 14 der zweiten Abtheilung zeigt:

Schatz mach' auf die Thüre doch!
Nicht der Slav, der Ungar pocht.
Hei! wie lange machst du drin!
Weißt wohl gar nicht, wer ich bin?

„Weiß es wohl, doch fürcht' ich mich
Denn der Bursche hält nicht Stich;
Schwöret Lieb' mit Saus und Braus
Dreht sich um und — lacht uns aus."

Ebenso Nr. 4 und Nr. 11, und im zwölften Liede der zweiten Abtheilung prägt sich die dramatische Handlung auf entschiedene Weise aus: Der Sänger reitet zum Liebchen; er spricht seinem Roß zu, es möge nicht weiden, sondern seine Füße wahren und eilen, und gelobt ihm einen „sammtnen Sattel", einen „seidnen Zaum". Jetzt nähert er sich der Donau, er bittet sie, seinen Pfad nicht zu überschwemmen, unter dem komischen Vorwande, dies könnte seinem Rosse schädlich werden, da er seinen eigentlichen Zweck, zum Liebchen zu gelangen, verheimlichen will; er reitet weiter und:

„Aus dem Fenster blinkt der kleinen Lampe Schein,"

er reitet noch weiter und nun erblickt er sie selbst... Wer sieht ihn jetzt nicht lustig vom Roß herunterspringen, indem er ruft:

„Brannes Mädchen, schlumm're nimmer, komm' heraus!
Dein Geliebter harret Deiner vor dem Haus."

Der Herausgeber mag daher Recht haben, wenn er bemerkt, daß sich die ungarische Literatur vielleicht einst hauptsächlich auf dramatischem Felde geltend machen würde. Wir aber können, indem wir das vorliegende Büchlein recht angelegentlich empfehlen, schließlich nicht umhin, den Wunsch zu äußern, daß eine Lücke, die nur durch Mangel an Sprachkenntniß bei der sonst allezeit fertigen deutschen Uebersetzerlust erklärbar ist, endlich einmal ausgefüllt werde, daß die ungarische Literatur überhaupt nicht länger, wie ein schönes Kind, dem die Freier ausbleiben, wie ein Aschenbrödel, zu Hause sitze und uns die poetischen Produktionen einer Nation, in der so reiche Kräfte gähren, nicht länger vorenthalten werden.

Es sind wohl bis jetzt einige Romane Jósika's (von Treumundt übersetzt) bei uns eingebürgert worden und Graf Mailáth hat in seinen „magyarischen Gedichten" (Stuttgart und Tübingen) einen Blick in die ungarische Lyrik erschlossen. Aber wer von uns kennt Alexander Kisfaludy's Muse, die wie Beck irgendwo sagt, in Ungarn als „Messias zum Auferstehungsfeste der Lyrik" rief und aus dem tiefsten Seelenleben des ungarischen Volkes schöpfte? Wer Garais episches Gedicht, den „Csatár", Vörösmarty's „Zauberthal" und andere Epopöen, die nach Beck, mit denen aller Nationen herausfordernd in die Schranken treten? Wer weiß etwas, von den Trauerspielen Toth Lörincz's, dessen Talent ein allgewaltiges sein soll? —

Der letzte Band von Hillebrand's „deutscher National-Literatur seit Lessing bis auf die Gegenwart".

Es sind bereits mehrere Monate her, seit ich den dritten Band des Hillebrand'schen Literaturwerkes, der eben die Presse verlassen hatte, durchstudirte, behufs einer detaillirten kritischen Charakteristik — — ich beginne dieselbe mit dem Geständniß, daß mich der Totaleindruck des Buches zögernd, zurückhaltend machte, daß ich mich erst nach abermaliger Lectüre zu jener Arbeit entschließen konnte. Dies ist, dünkt mir, bezeichnend für das Buch. Denn im Allgemeinen gehört ein bischen Leichtsinn, ein etwas weites Gewissen dazu, die kurze Kritik eines ausgedehnten Werkes zu schreiben. Hillebrand's Literaturgeschichte stimmte mich jedesmal scrupulös gewissenhaft, sobald ich zur Kritik über dieselbe die Feder ansetzte. Es ist die umfangsreiche, gereifte Arbeit eines gereiften Geistes, die vor mir liegt, eine Arbeit, in welcher die Bewältigung eines großartigen Stoffes versucht ist, dessen auch nur halbwegs Herr zu sein, Wenige sich rühmen können; es ist weiter eine selbstständige, vielleicht in Betracht der bedingungsweise zu fordernden geschmeidigen Hingabe des Historikers an sein Objekt, hier und da zu selbstandige Individualität des Verfassers, die vor uns tritt, und die sich keineswegs mit Einem Blick durchschauen läßt; es handelt sich, kurz gesagt, um ein Buch, aus welchem man vorerst recht viel zu lernen hat, und über welches man daher füglich dann erst urtheilen kann, wenn man sich nachgerade im eigensten Besitz des Gelernten weiß.

Digitized by Google

Hillebrand hat sich den Rahmen des dritten Bandes so weit als möglich gespannt. Er sucht alle Zweige der Nationalliteratur in die Betrachtung zu ziehen, selbst das wissenschaftliche Schriftthum bis in die Hauptwerke der Fachwissenschaften hinab. Sodann wird die Literaturgeschichte bis auf die unmittelbarste Gegenwart fortgeführt. Blicken wir auf diesen Punkt, der dem Buche das meiste äußere Interesse erwecken wird (denn Hillebrand hat sich hier einer Genauigkeit und Reichhaltigkeit befleißigt, wie wohl kein Anderer) so müssen wir freilich bekennen, daß die eigenthümliche Darstellungsweise des Verfassers, die in den andern Partien im Glanze ihrer Vorzüge sich bewährt, hier fast als Schwäche erscheint. Hillebrand ist nämlich unbestreitbar ein großer Meister der Charakteristik. Hat er einen historischen Charakter zu schildern, der ihm in kräftiger Originalität seiner Größen und Schwächen entgegentritt, so weiß er ihn gar scharf und eindringlich aus der Tiefe seines Wesens zu entwickeln und ein wahrhaft plastisch gerundetes, trefflich beleuchtetes Gemälde vor uns aufzustellen. Legte der ganze zweite Band in den gegeneinandergehaltenen Charakteristiken Goethe's und Schiller's das glänzendste Zeugniß hierfür ab, dann bleiben in dem vorliegenden die Schilderungen eines Forster, Fichte, Tieck, Genz, Börne ꝛc. gewiß nicht hinter denselben zurück. Aber sobald nicht eine bedeutsame historische Persönlichkeit, sondern mehr jene nur gruppenweise geltenden Leute des Uebergangs, jene Männer der Verarbeitung oder Verdünnung weltgeschichtlicher Ideen im Strome der nationalliterarischen Entwickelungen auftauchen, läßt Hillebrand gerne den Ton der eigentlichen Charakteristik fallen und wird kompendiarisch referirend. Hierdurch scheidet sich die Darstellungsweise mitunter ziemlich schroff in zwei Gegensätze, und gerade in dem letzten Abschnitt, der die Poeten der Gegenwart umfaßt, tritt das kompendiarisch Registerhafte entschieden in den Vordergrund. Natürlich. Betrachtet genau diese männliche, gediegene Auffassung der großen historischen Charaktere, und Ihr werdet finden, daß Hillebrand mit etwas Unfertigem, Schwankendem, Schwebendem sich schwerlich bis zu dem Punkte eines liebevollen Eingehens wird befreunden können. Er ist keine jener Naturen die Allem gerecht sind und jeglichem Stoffe sich hingeben können; er ist eine schroffe, weil eine kräftige, selbstständige Individualität, und jene prachtvollen plastischen Charaktergemälde wiegen wahrlich ein gelegentliches Stückchen trockenerer Aufzählungen auf. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** **Kunstwerke aus Frankfurt.** Mit Vergnügen ersieht man aus einem der letzten Berichte der „Berliner Zeitung" über die dermalige Ausstellung der königlichen Akademie der Künste, daß das neueste große Bild unseres ausgezeichneten Historienmalers Alfred Rethel bei den dortigen Kunstautoritäten anerkennende Würdigung gefunden hat. — Das Bild, den Apostel Petrus vorstellend, wie er den Lahmen heilt, wird in jenen Blättern einer gründlichen, strengen Kritik unterzogen, zugleich aber, trotz der großen Menge eingelieferter Bilder bedeutender Meister, für das einzige unter ihnen erklärt, welches den Namen eines eigentlichen historischen Gemäldes verdiene. — Wir wünschen, daß das Bild, welches Herr Rethel dem Vernehmen nach wegen Kürze der Zeit vor dessen Absendung nach Berlin nicht öffentlich ausstellen, sondern nur wenigen Personen zeigen konnte, bei seiner Zurückkunft dem hiesigen Publikum vorgeführt werden möge. — Dasselbe eignet sich seines Umfanges wegen nicht zum Privatbesitz, wohl aber für größere Gallerien, in welchen es eine gesunde und kräftige historische Schule der neuern Zeit würdig zu repräsentiren berufen scheint. †.

*** **Englische Sonderbarkeit.** Der berühmte Sir John Priee heirathete drei Frauen. Die beiden ersten wurden auf seinen Befehl einbalsamirt und wie zwei Statuen zu Seiten seines Bettes aufgestellt. Die dritte Frau, die er heirathen wollte, entsetzte sich jedoch über diese beiden Mumien und verweigerte ihm ihre Hand, bis er sie habe beerdigen lassen. — Dasselbe begegnete auch dem Dr. van Barchell. Er vereinigte sich mit zwei Aerzten, um dem Leibe seiner verstorbenen Frau den Reiz des Lebens zu geben. Man spritzte die Blutgefäße aus, so daß die Lippen und Wangen ihre Farbe behielten, füllte alle Höhlen des Leibes mit fäulnißverhütenden Substanzen, setzte Glasaugen statt der wirklichen ein, ordnete die Haare mit der größten Sorgfalt, legte den Körper in eine mit Gyps ausgegossene Lade, und bedeckte diese mit einer Crystallscheibe. So blieb Madame van Burchell, scheinbar lebendig, fünf Jahre lang in dem Gemache ihres Mannes stehen. Unglücklicher Weise forderte aber eine zweite Frau die Wegschaffung ihrer Rivalin und die Beerdigung des Leichnams. Pmrst.

*** **Caen.** Gestern wurde ein gewisser Loudais hier an den Pranger gestellt, dessen Schandthaten ihm eine gewisse furchtbare Berühmtheit zugezogen hatten. Eine Menge Menschen eilte herzu um diesen Bösewicht zu sehen. Man flüsterte einander zu: „Siebzig Jahre Zwangsarbeit muß er erdulden!" Ein junges Mädchen brach in Thränen aus. „Beruhigen sie sich, mein liebes Kind," rief er, „ich befreie mich doch wieder, ich bin meiner Sache gewiß." — Die Geschichte dieses Verbrechers bietet mitunter seltsame Züge dar. Zu der Zeit, als seine Räubereien in dem Distrikt la Dive den größten Schrecken verbreiteten, kehrte er eines Abends in einer elenden Dorfherberge ein. Er fand den Wirth und die Wirthin in der größten Verzweiflung; beide weinten und jammerten laut, er fragte um die Ursache und erfuhr, daß sie ganz arm wären und daß am morgenden Tage ein Gerichtsdiener erscheinen würde, um ihnen das Wenige was sie hätten, zu nehmen, da sie 400 Frcs. bezahlen müßten und nur 200 Frcs. dazu hätten. „Wenn es weiter nichts ist, da heult nicht mehr," rief er ihnen zu, „ich will Euch die 200 Frcs. geben, Ihr könnt sie mir später wieder erstatten." Und wirklich zahlte er ihnen die Summe. Am anderen Tage verließ er das Wirthshaus und stellte auf dem Wege durch ein Gehölz sich auf, das der Huissier passiren mußte. Als der Unglückselige erschien, stürzte er sich mit Riesenkraft auf ihn, nahm ihm die Summe, band ihm die Hände auf den Rücken und ließ ihn liegen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 23. September. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abtheilungen, von Fr. Kind. Musik von Conradin Kreutzer.

Freitag, den 25. September. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Jeany Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 265. Freitag, den 25. September 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

Kein Fremder wurde in dem Schlosse empfangen. Sogar die Pächter, welche mit dem gnädigen Herrn zu verkehren hatten, kamen niemals bis in das Innere des Hauses. Der Graf gab ihnen seine Audienzen auf der Zugbrücke. Es muß nämlich noch bemerkt werden, daß die ganze Masse der Gebäulichkeiten von einem breiten Graben umgeben war, in welchen sich in der Regenzeit die Dachrinnen des Hauses ergossen. Es war das einzige Wasser, welches sie empfingen, seitdem die Röhren, durch die Nachlässigkeit der Herrschaft geborsten oder verstopft, kein lebendiges Quellwasser mehr zuführten.

Der Graf blieb stehen. Er empfing seine Leute mit kalter Höflichkeit. Seine Worte waren kurz und karg. Eine dunkle Wolke des Ernstes lag über seine offene Stirne und niedergeschlagenen Augen ausgebreitet und ließ Niemand das Geheimniß eines Kummers ergründen, dem ohne Zweifel jeglicher Trost fehlte, weil der Graf ihn mit aller seiner Macht und seinem Reichthum nicht zu lindern vermochte.

Die Bauern waren, bis auf die Frohndienste, was Respect und Unterwürfigkeit anbelangt, wahre Vasallen, wie es heutzutage in einem Lande sein kann, welches noch wenig von Straßen, Zeitungsblättern und Reisenden durchkreuzt ist. Von ihnen, als stummen und passiven Zeugen hatte der Graf nichts zu fürchten; sie zahlten ihren Pachtzins und ehrten den Schmerz des gnädigen Herrn instinctmäßig, etwa wie die Kinder, welche nicht lärmen und lachen können, wenn sie ihre Mutter traurig sehen.

Außer diesen kurzen, von den Geschäften gebotenen Zusammenkünften hatte Herr von B** mit Niemand im Lande Verkehr. Er lebte geheimnißvoll zurückgezogen. Um sein von dicken Mauern und grünem Laubwerk wohlbewehrtes Schloß herrschte eine tiefe, fast unheimliche Stille.

Die Neugierde der ganzen Gegend, wie die der Hauptstadt, beschäftigte sich vorzugsweise mit der Tochter des Grafen, einem schönen Kind, das man früherhin mit Stolz hatte sehen lassen, und auf einmal verschwunden war. Sollten die Blattern das Mädchen vielleicht entstellt haben? War im Lauf der Zeit ein abstoßendes Ungethüm aus dem Kinde geworden, welches man zur Ehre des Hauses nicht mehr sehen lassen durfte? Hatte die Tochter gegen die gute Sitte vielleicht einen jener Fehler verschuldet, die besonders bei alten und strengen Familien ewige Trauer im Gefolge haben? Man konnte nicht dahinter kommen.

3.

Die Natur in Berry ist einfach und erhaben; ein gewisses ursprüngliches Gepräge, das man in Frankreich so leicht nicht wiederfindet, hat die Hand der Civilisation noch nicht ausgelöscht. Nur selten sind Wege durch die Waldungen gebahnt; an vielen Stellen wird die Jungfräulichkeit der Landschaft durch die Schwierigkeit des Transportes vor der Art des Holzhauers geschützt. Anhöhen ohne Maß und Ordnung von wilden Bäumen gekrönt, röthliche Ockerwände an den zerrissenen Bergen, träge Flüsse zwischen alten Weiden oder überhängenden Birken, und stark genug, schwere Fahrzeuge zu tragen, Alles verleiht dieser einsamen Gegend einen majestätisch ruhigen Character und mahnt an das ewig wahre Wort: Wo der Mensch nicht ist und seine Werke fehlen, tritt uns die Gottheit näher.

Herrlich fügen sich zu dieser jungfräulichen Natur die Ruinen, mit welchen das Land an vielen Orten übersät ist. Erst gestern, meint man, sei hier das Ritterthum zusammengestürzt; Ueberreste von festen Schlössern und wirre Haufen aus den Fugen gerissener Steine, aus deren Mitte noch der Thurm sein kahles, verwittertes Haupt emporreckt, vereinigen sich mit jähen Felsen und dunkeln undurchdringlichen Wäldern zu romantischen Bildern. Die Kriege der Fronde haben mit eiserner Hand an diesen stolzen Zwingburgen gerüttelt, bevor sich Richelieu durch ihre gänzliche Zerstörung verdient gemacht. Einige sind jedoch auf ihrem unerschütterlichen Grunde stehen geblieben und beherrschen heute noch in ihre Einsamkeit gehüllt wie ein überwundener Krieger in seinem Mantel die malerischen Höhen von Berry.

Auch die Sitten haben etwas Mittelalterliches bewahrt, besonders bei den alten adligen Geschlechtern, die jeden Verkehr mit der übrigen Welt entschieden zurückweisen. Nichtsdestoweniger darf man behaupten, daß heute die Schlösser von Berry, wahrhafte Nester von Stein, aus welchen die Raubvögel verschwunden sind, von einer neuen Generation bevölkert werden, die mit der ernsten Bauart ihrer Wohnsitze wenig harmonirt. Leben und Luxus der Hauptstadt schieben moderne Bilder in die alten Rahmen. Junge Frauen, in die neuesten Moden von Paris gekleidet, öffnen seiner Gesellschaft ihre Salons so freundlich und ungezwungen, daß die alten, steifen, gar ehrbaren Burgfrauen noch in ihren Bildern, welche Pietät und Ahnenstolz der Familie ringsum an den Wänden paradiren läßt, schamroth werden und unwillig mit den Zähnen knirschen.

So hätte es denn auch auf dem Schloß des Grafen von B** recht vergnüglich hergehen können, und daß es eben nicht geschah, wollte den Leuten nicht in den Kopf. Da theilte sich mit einem Male die Neugierde zwischen dem alten unheimlichen Landsitz und der Wohnung eines jungen deutschen Arztes, der sich vor einigen Monaten in dieser Gegend niedergelassen hatte. Das Haus, welches er bewohnte, lag eine halbe Meile vom Schloß entfernt und war ein altes Kloster, das er aus seinen Ruinen wieder herrichten ließ. Gegen Norden lehnte es sich an einen dichten dunkeln Wald, nach Südwesten stand es frei und wenn der Wind so recht über das baufällige Dach tobte, dann

Digitized by Google

regnete es Ziegelsteine. Eine grüne Hecke faßte das Gärtchen ein, wo etwas Gemüse, einige Obstbäume und Weinstöcke vegetirten. Die Tauben aus dem Schloß ruhten sich gern auf dem Dach des Arztes aus oder suchten eine Quelle auf, welche mitten in dem Küchengarten frisch aus dem Boden sprudelte.

Der Bewohner dieses abenteuerlichen Hauses hieß Georg Fritz. Ueber seine Lebensweise konnte man sich nicht genug wundern. Jäger, welche an den Teichen nach Schwalben und Bachstelzen schossen, sahen ihn oft unbeweglich und träumend am Wasser stehen. Ein ander Mal vergrub er sich tief im Walde in das Dickicht oder bahnte sich auf's Geradewohl einen Weg durch das Haideland, an welchem es in Berry auch nicht fehlt. Er schien absichtlich den Leuten aus dem Weg zu gehen, und diese bespöttelten gar bald seine wunderliche Launen und seine seltsame Sitten. Wenn ihn die Städter der Umgegend nicht zum Essen einluden, so aß er wahrscheinlich gar nicht, denn immer sah man ihn dann auf einem Stein am Weg im Schatten eines Baumes sitzen, und ein aufgeschlagenes Buch lag auf seinen Knieen. Ob er wirklich las, darüber konnten die Leute selbst nicht einig werden. Unter den Bauern hatte sich Georg Fritz einen eigenthümlichen Namen gemacht: er galt für einen Herenmeister.

Die Wahrheit ist, daß er sich von Wissensdrang und Sucht nach dem Uebernatürlichen getrieben, schon in früher Jugend mit geheimer Wissenschaft und schwarzer Kunst befaßte. Faust und Hoffmann's Erzählungen waren seine Lieblingslectüre. Sein Vater, ein alter deutscher Alchymist, der am Blasen gestorben war, hatte ihn schon frühe in die kabbalistischen Mysterien eingeweiht und sein Unterricht fand in dem Sohne einen höchst gedeihlichen Boden. Später machte Georg Fritz die Bekanntschaft eines Schülers von Mesmer, und dieser mußte ihm als Führer in das dunkle Labyrinth der geheimen Naturkräfte dienen.

Georg Fritz hatte Medicin studirt, aber er hielt nichts auf diese Kunst zu heilen, er hatte nur den einen Glauben an das geheimnißvolle und wohlthätige Princip, welches die Natur in uns gelegt hat, um unsere Mitmenschen von ihren Uebeln genesen zu machen. Seine Heilmittel waren einfach: sie bestanden in der Kraft des Blickes, in freimaurerischen Zeichen und in einem wohlthätigen Blasen seiner Lippen über mit Wasser gefüllte Gläser. Der junge Doctor verlangte von seinem Kranken nichts als ein wenig Glauben. „Glauben Sie nur," sagte er zu ihnen, „und Sie werden genesen!" Die armen Bauern gaben bald alle andere Aerzte des Landes auf und eilten, den Doctor Georg Fritz zu consultiren. Dies erweckte natürlich großen Haß und Neid auf der andern Seite; sie denuncirten ihren abenteuerlichen herzugelaufenen Collegen dem Pfarrer und dieser berichtete an den Bischof. Die Sache machte in dem unwissenden und abergläubischen Lande großen Lärm, die Geistlichkeit des Orts nahm auch wirklich Partei gegen Fritz, und hätte der junge Doctor eben so wohl im sechzehnten Jahrhundert gelebt, er wäre sonder Zweifel in aller Form als Schwarzkünstler verbrannt worden.

Georg Fritz war aber ganz einfach ein Magnetiseur.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Band von Hillebrand's „deutscher National-Literatur seit Lessing bis auf die Gegenwart".

(Fortsetzung)

Hillebrand beginnt den dritten Band seines Werkes mit einer Schilderung der deutschen Dramatik in den letzten zwei Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts. Schröder, Iffland, Kotzebue sind als Hauptcharaktere in den Vordergrund gestellt und der Geist des Zeitabschnittes ist mit scharfer Kritik an ihnen anschaulich gemacht. Der tiefe sittliche Ernst, den Hildebrand der hohlen, selbstgefälligen Frivolität so nachdrücklich entgegenstellt, die glühende Herzensbegeisterung für das Recht der Idee, für das aus der Tiefe der Idee erwachsene Kunstwerk, für den nationalen Fortschritt auf dem Grunde des wahrsten, eigensten Geisteslebens, bricht hier wie in dem ganzen Werke mächtig hervor. Sei es, daß Hillebrand verneine oder bejahe, so sehen wir immer, es geschieht deßhalb, weil es ihm ein heiliger Ernst um das Heiligste, um das Wesenhafte, um das in sich selbst Wahre ist. Es gibt nicht blos eine religiöse, philosophische, politische, es gibt auch eine ästhetische Gesinnungstüchtigkeit, und sie ist es gerade, die Hillebrands Kunsturtheile so gewichtig, so gewaltig einschlagend macht. Das ist es auch, was dem Buche eine nachhaltige Wirkung außerhalb des gelehrten Kreises sichern wird, was es zu einem populären Werke im edelsten Sinne des Wortes stempelt: — der Leser sieht überall, daß der Verfasser an Geist und Herz ein Mann ist.

Wenn Hillebrand bei jenem Abschnitte über die deutsche Dramatik am Schlusse des vorigen Jahrhunderts an Schiller und Göthe anknüpft und nachweist, wie diese mehr oder minder maßgebend auf die Strebungen der ganzen Periode in der Bühnendichtung wirkten, wenn er dann namentlich auf die zwischen Dichtung und Darstellung vermittelnde Wirksamkeit Schröder's eingeht, so war ihm Gelegenheit, ja eigentlich die Nöthigung gegeben, einen Punkt schärfer in's Auge zu fassen, der für die ganze nachfolgende Dramatik von höchster Bedeutung wird: wir meinen den Dualismus des gespielten und des gelesenen Drama's. Nicht als ob Hillebrand dies geradezu übersehen hätte. Im Gegentheil. Aber mir dünkt, er hat diesen Zwiespalt in seiner ganzen prinzipiellen Consequenz nicht ausgebeutet. Der deutsche Kunstphilosoph, der Literarhistoriker steht fast durchschnittlich dem Theater zu fern. Man wird über die literarhistorische Stellung der neuesten dramatischen Anläufe schwerlich in's Klare kommen können, wenn man das Bedeutsame nicht in ihrem unmittelbaren Einflusse auf die Bühne sucht. Ueberhaupt zieht sich der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis in der Literatur so entschieden durch die ganze moderne Literargeschichte, daß man ihn fast als Eintheilungsgrund benutzen könnte. Wenn man im Mittelalter zwischen gelehrter Poesie und Volkspoesie schied, so kann man jetzt zwischen Kunst- und Bildungsliteratur und einer reinen Unterhaltungsliteratur den scharfen Unterschied wahrnehmen. Das gelesene und das gespielte Drama lief früher diesem Unterschiede genau parallel. Dramen für die Bühne waren mit wenigen Ausnahmen Unterhaltungspoesie, Kunstdramen wurden nur für die Presse gedichtet: in der Zeit der Romantiker tritt dieser Dualismus am schneidendsten und zugleich einleuchtendsten hervor. Mag so viel Reflexion, so viel Unfreiheit, so viel Gemachtes, als nur immerhin will, in unserer modernsten Poesie liegen, im Grunde ist sie

Digitized by Google

doch eine sehr energische Reaktion gegen die erkünstelte Bildungs- und Reflexionsliteratur der vorhergegangenen Periode, im Grunde läßt sich doch in unserer jetzt so massenhaft auftretenden Novellistik das Streben durchaus nicht verkennen, Bildungsliteratur und Unterhaltungsliteratur in einander aufgehen zu lassen; sei unsere neue Dramatik noch so arm, so dürr, so ganz ohne alle Naturfrische und geniale Ursprünglichkeit, wie Manche behaupten, sie hat doch Eine große Tugend, die viel kleine Sünden aufwiegt, sie steuert auf den Punkt los, wirkliche Poesie zu werden; denn sie will die dramatische Dichtung wieder zur eigentlichen Bühnendichtung machen. Gestehen wir es offen: wir greifen über die dazwischen liegende Periode hinaus auf Schröder und Iffland zurück, nicht um ihrer Schwächen willen, die uns gar nicht mehr verführen können, sondern weil sie formell das besitzen, was uns fehlt, weil sie für die Bühne dichteten. Wenn Hillebrand von Gutzkow sagt, daß er im „Nero" bei allem Verfehlten Hoffnungen erregt habe, die er später nicht erfüllt, so ist dies von dem abstrakt ästhetischen Standpunkte unseres Historikers aus zwar richtig. fassen wir aber die dramatische Aufgabe der Gegenwart als die Vermittelung des oben berührten Dualismus, so müssen wir gerade umgekehrt behaupten, daß Gutzkow geleistet habe, was man nach seinem Nero kaum hätte hoffen dürfen. Denn wenn auch der Nero einen materiellen poetischen Reichthum birgt, wie kein späteres Gutzkow'sches Drama, so steht er doch noch wesentlich eben in seiner abstrakten Kunsttendenz auf dem Standpunkte der Romantik. Gutzkow würde vielleicht ein größerer Dichter geworden sein, wenn er die Hoffnungen, von denen Hillebrand redet, erfüllt hätte, während er so vielleicht eine um so wichtigere literarhistorische Mission verfolgt. (Fortsetzung folgt.)

Georg Forster *).

Das Schicksal scheint sich oft darin zu gefallen, gerade diejenigen, welche in seinem Dienste am edelsten streben und seinen welthistorischen Planen ihr Denken und ihr Thun am uneigennützigsten widmen, am wenigsten zu begünstigen, sie vielmehr die Strenge seines Ernstes vor Andern fühlen zu lassen. So erging es auch Forstern, den man wohl mit Recht den Märtyrer des Lebens und der Idee nennen darf. Begabt mit schönen Geisteskräften, von einem Willen getragen, der dem Besten und Höchsten zustrebte, dazu eine Tiefe des Gemüths, in der sich die lebendigsten Sympathien für Menschliches und Menschen regten, zu Allem die reichste, vielseitigste Kenntniß aus der Natur- und Menschenwelt — wie hätte ein Mann mit solcher Ausstattung nicht das Glück auf seinem Wege finden sollen? Und doch fand Forster nur Unruhe, Noth, Täuschung und einen frühzeitigen Tod, der die einzige Gunst zu sein schien, welche ihm das Schicksal zugedacht. Wie Schillern, nur in anderer Weise, war ihm die Freiheit das Ideal, dem er gleich unsdauernd und gleich gedrückt seine Kraft und seine That weihete. „Frei sein, heißt Mensch sein," so lautete sein Wahlspruch. Mit ihm verzweifelte er nicht an dem Fortschritte der Menschheit, als alle Gräuel der Leidenschaft und des Irrthums den Aufschwung niederzogen, von dem er eine neue Jugend derselben erwartet hatte. Was die Gegenwart damals nicht fassen konnte, weil sie mitten in den Wehen der Geburt befangen war, das weissagte Forster einer glücklicheren Zukunft als Pfand und Erbtheil.

Forster's nationalliterarische Bedeutung hängt mit seinem politischen Weltverhältnisse innigst zusammen, nicht bloß insofern, als seine Schriften vielfach von seiner politischen Ansicht und Stimmung durchdrungen sind, sondern auch und zwar hauptsächlich deßwegen, weil sein politischer Standpunkt recht eigentlich den Kern und das Wesen seines gesammten Geistesstrebens kundbar macht. Seine Politik war keine nationalbeschränkte, es war die Politik der Menschheit; auch hierin stand Forster neben Schiller, der ihn freilich wenig erkennen wollte. Während dieser den idealen Kosmopolitismus im Don Carlos predigte und in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande das Auflehnen der Menschenrechte gegen das Unrecht der Gewalt preisen mochte, war jener bemühet, in die Wogen der heranbrängenden Freiheitsströmung zu treten, um rüstig zu helfen, das Schiff, welches die Pfänder der menschenfreien Zukunft trug, glücklich in den Hafen zu bringen. Als es nicht gelingen wollte, als er schon nahe daran war, der Arbeit für die Idee politischer Emancipation der Menschheit zu erliegen, pries er noch die Wenigen (wie z. B. Adam Lux), die das Leben lassen für sie. So deutsch in seiner kosmopolitischen Weltansicht, war er auch deutsch in seinen schriftstellerischen Thaten, wie in der ganzen Vielseitigkeit, womit er strebte und den Geist in Allem suchte. In dieser Deutschheit seines Denkens und Wollens liegt auch der eigentliche Mittelpunkt seines Lebens, das in unruhiger Mannichfaltigkeit und wechselvoller Richtung sich bewegte. „Die Einheit seines Lebens", sagt Varnhagen von ihm so treffend als wahr, „steht darin fest, daß er ein Deutscher sein mußte und in dieser Eigenschaft alles Andere sein konnte; in diesem Character flossen die Elemente, welche als ungewöhnliche Bedingungen von Anfang seinem Dasein beigegeben waren, am leichtesten zusammen und in diesem Character konnten sie sich wieder am selbstständigsten darstellen. (Fortsetzung folgt.)

*) Aus Hillebrand's „deutscher Nationalliteratur".

München.

Das Journal des Beaux arts im Haag nimmt König Ludwig's Kunstschöpfungen gegen Verunglimpfungen der Münchener Kunst durch andere auswärtige Journale sehr in Schutz. Se. Majestät — heißt es — hat nicht nur eine Anzahl Kirchen neu erbaut und mit Kunstschmuck ausgestattet, die Allerheiligencapelle, die Mariahilfkirche in der Au, die Ludwigskirche, die Basilika des hl. Bonifaz, und die Herstellung mehrerer altehrwürdiger Dome von Regensburg, Bamberg und Speyer angeordnet, sondern er hat auch für antike Sculptur ein Museum errichtet, die Glyptothek, und dasselbe mit Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heroenwelt bereichert; deßgleichen für Werke der Malerei und der andern zeichnenden Künste die Pinakothek, und sie mit Bildern aus der Geschichte der Malerei, deßgleichen mit Statuen großer Maler geziert; er hat seinen königl. Palast erweitert, und den einen Anbau (den neuen Königsbau) zu einem Heiligthum griechischer und deutscher Dichtkunst, den andern (den Saalbau) zu einem Denkmal deutscher Geschichte gemacht; er hat deutscher Vaterlandsliebe und der Ehre deutscher Nation die Walhalla gebaut, und ihre Giebelfelder und ihre Innenräume mit Sculpturen erfüllt; er errichtet dem Ruhme Baierns ein hohes Denkmal (Baierns Ruhmeshalle mit einem ehernen Kolosse der Bavaria) und feiert in mehrfachen Werken die Siege der Deutschen, wie insonderheit die der Baiern über auswärtige Feinde. Hohen Vorfahren, ausgezeichneten Män-

Digitized by Google

nern des Vaterlandes und tapfern Kriegern errichtet er Ehrenstatuen and Obelisken, und selbst an die sonst gleichgültige Form des Geldes knüpft er — bei den Geschichtsthalern — bedeutende Erinnerangen, und wo er ein weltaussehendes, indastrielles Unternehmen ausführt, wie den Donau-Main-Canalbau, gibt ee ihm durch ein Werk dee Knast die höhere Weihe. †.

Feuilleton.

*** Manche unserer Leser erinnern sich wohl jenes Heren Professors Keller aus Berlia, der vor einigen Jahren in Süddeutschland „plastische Vorstellungen mit lebendea Bildern" gab, in denen er, wie sich damals ein Kritiker ausdrückte, „den Marmor wieder in Fleisch verwandelte." Nachdem Herrn Keller's Aesthetik in Deutschland auf polizeiliche Hindernisse gestoßea, and aicht minder aus dem gottlosen Paris ia kürzester Frist von Polizei wegen ausgewiesen worden war, fand dieselbe in Londoa — der Metropole des vorzugsweise christlichen Albions, in welchem zwar wealge deutsch-Hegel'sche Sadducäer, aber desto mehr englische Pharisäer wohnen, — die allerfreandlichste Aufnahme, so zwar, daß der Herr Professor bereits einem Bankierhaus ia Düsseldorf 12,000 Thaler Erspartes als Depositum herübergeschickt habea soll. Es koaate sich nicht fehlen, daß ein so praktisches Volk wie die Engländer — wie praktisch sie sind, sagt uns die Times in ihrer Polemik über Schleswig-Holstein alle Tage — sich dieses Industrie- und Freihandelszweigs nicht bios bemächtigen, soadern ihn weiter ausbilden würde. So zeigt dean jetzt ein Herr Professor Tauraour in den Journalen seinen Subskribenten, einem hohen Adel and verehrungswürdigen Publikum an, daß er seiaer Sammlung weiblicher Modelle von der kaukasischen Race, welche täglich Nachmittags und Abends in der „römischen Halle" auf dem Haymarket zu sehea ist, ein Sortiment Negerinaen (female models of colour) hinzugefügt habe, die „sich in verschiedenen, für sie besonders arrangirten Gruppen peoduziren werdea." Am Schluß der Ankündigung heißt es: »Venus will rise from the sea till further notice.«

*** Münchea. Se. kaiserl. Hoheit der Herzog von Leuchtenberg benützte die wenigen Stunden seines hiesigen Aufeathalts am 18. Sept. zu einer Besichtigung des Schlachtengemäldes von Smolensk aus dem französisch-russischen Feldzug des Jahres 1812, welches Peter Heß in Auftrag des russischen Kaisers eben vollendet hatte. Der Beschauer dieses Meisterwerkes wähnt sich ganz auf jenen Kriegsschauplatz zurückversetzt. †.

*** Die Darmstädter Zeitschrift „das Vaterland" meldet: Unverbürgten Nachrichtea aus Erbach im Odenwalde zufolge sollen vor ungefähr 14 Tagen mehrere Reisende, welche Abends den dasigea Rittersaal besuchten, wahrgenommen haben, daß der berühmte Schwedenkönig Gustav Adolf, dessen Rüstuag bekanntlich dort aufgestellt und dessen Gesicht dem Original auf täuschende Weise nachgebildet ist, mehrmals mit dem Kopfe schüttelte. Scharfsichtigere wollen bemerkt haben, daß seine Augenbranen sich finster zusammenzogea and seine Lippea sich bewegten. Andern Nachrichtea zu Folge, welche gleichfalls nicht verbürgt werden könnea, (—) wurde am Morgea nach jenem Abende der Panzerhandschuh, den Gastav Adolf an der rechten Seite trägt, mitten im Rittersaal gefundea, als weaa er mit Heftigkeit dorthin geschleudert worden wäre.

*** Paris. Ein kleines zehajähriges Mädchen, das einer unangenehmen Angewohnheit wegen, von den Aeltern Schläge and von seiaen Geschwistern Verspottung erhielt, hat sich im Canal St. Martin ins Wasser gestürzt. Es wurde sogleich gerettet. Orgal.

*** Eine Paviansanekdote. Ein Koranna *) besaß einen gezähmten Pavian, der wie alle Affen eine unüberwindliche Furcht vor Schlangen hegte. Eines Tages wickelte ihm sein Herr in einem Anfing von Muthwillen eine todte Schlange um den Hals: der Pavian saß regungslos und starr vor Entsetzea über eine Stunde da, bis ihm die Schlange abgenommen wurde. Leise and furchtsam schlich er in des Koraana Hütte. Nicht lange daraaf rief der Herr den Pavian, der ihm — sein tägliches Geschäft — den Kopf kranea sollte; der Pavian rührte sich nicht vom Fleck, so oft and immer ärgerlicher auch sein Herr nach ihm schrie. Endlich ergriff dieser einen Stock and begann den Paviaa zu schlagen. Das war dem Pavian zu viel, grimmig sprang er auf and machte sich über den Koranna her. Die Nachbarn hörtea die Balgerei nad eilten zu der Hütte, koanten aber vor Staub and Rauch, der aus derselben drang, aichts unterscheiden, als einige glühende Kohlea, die im Innern der Wohnung hin und hergeworfea wurden. Der Maaa uad der Affe schrien und kreischea durcheinander, bis plötzlich der Letztere herausstürzte, sich durch die Umstehenden theils drängte, theils über sie hinwegsprang, and in die Berge floh. Der Koranna war ia dem Kampfe gefährtich gebissea worden, und hatte mehrere Wochen zu thaa, ehe er sich von seinea Wunden erholte. Nachdem er genesen, machte er sich rachedürstend auf, um den Pavian im Gebirge aufzusuchen. Nach langem Herumstreifen entdeckte er seinen Feind, den er anter tausend Pavianen erkannt hätte. Der Paviaa guckte eben hinter einer Felsenspitze hervor. Rasch legte der Koranna sein Gewehr auf ihn an, aber eben so eaich hatte sich der Affe hinter den Felsea geduckt and hielt höhnisch klappernd einen Kameraden als Schild in die Höhe. Der Mann paßte ihm noch eine Weile auf, aber endlich blieb ihm aichts anderes übrig als heimzugehen und seine Rache auf ein aadermal zu verschieben. (Leben in der Wildniß. Von H. H. Methane.)

*** Rath für einen Tabakraucher. Ja Erfurt gibt es ein kleines Thor, durch welches Spaziergänger nach dem herrlichen Steigerwald gelangea, und welches den allgemeinen Namen „das Pförtchen" führt. In früheren Zeitea wae aa diesem Thore, sowie noch jetzt an allen andern Thorea der Stadt eine Wache, and der auf dem Posten stehende Soldat hatte einem jeden durchs Pförtchen Einwanderuden streng das Raachen za verbieten. Einst kam von seiaen Spaziergängen, die brennende Pfeife im Munde, gemüthlich ein Bürger aa diesem Posten vorüber, ohne des Verbotes zu gedenkea. Der Soldat, ein bornirter Wende, rief dem Heimkehrenden alles Ernstes zu: „Hören Sie, wenn Sie hier rauchen wollen, so müssea Sie die Pfeife aus dem Munde thun."

*) Name eiaes wilden Stammes, der ia Südafrika am Oranje-Flusse lebt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 24. September. (Auf Verlangen): Stadt and Laad, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Freitag, den 25. September. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungea voa Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 266. Samstag, den 26. September 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

4.

Das ehemalige Kloster, welches der Arzt nächstdem Schloß bewohnte, war ein altes Gebäude, das sich an eine verfallene Kirche lehnte. Ein weites kaltes Erdgeschoß, an dessen Plafond sich dicke Balken hinzogen, erhielt sein Licht durch zwei große Fenster, die nach einem kleinen Hof gingen, wo ein paar Hühner gackerten. Eine hölzerne Treppe führte aus diesem niedrigen Saal ziemlich steil zu zwei Stuben, deren eines das Schlafzimmer Georgs, das andere für seine Haushälterin bestimmt war. Ein paar gebrechliche Stühle, ein Tisch und ein alter an der Wand hängender Uhrkasten bildeten die ganze Mobiliarschaft. Von Außen sah die kleine Wohnung so übel nicht aus; ein Weinstock breitete seine Blätter über die Thüre und einige aus der Mauer gelöste Steine waren durch Stücke gothischer Sculptur ersetzt, die man unter den Ruinen der Kirche gefunden hatte.

Georg Fritz ließ sich auch noch aus diesen seltsamen Ueberresten im Hintergrund seines Gartens einen kleinen Pavillon herrichten, wohin er sich zurückzog, wenn er seine geheimnißvolle Experimente der schwarzen Kunst machen wollte. Dort brachte er Stunden und Tage zu und trat jedesmal mit bleichem Gesicht, verstörten Augen und gebrochener Stimme heraus, ohne daß man über die Natur seiner Arbeit und den Grund seiner Seelenpein etwas erfahren konnte. Bei seinen alchymistischen Operationen sah man nur einen hoch über sein Dach hinausragenden Schornstein Rauch auswerfen.

Er beschäftigte sich gerade einmal mit dem Versuch einer Meisterarbeit, als seine alte Magd, aller gemessenen Ordre zum Trotz, stürmisch an die Thüre pochte. Fritz öffnete. Ein weißer Dampf qualmte aus einem mit Gasfeuer erhitzten Schmelztigel und verbreitete in der ganzen Stube eine dunkle erstickende Luft, daß Marthe mehrmals husten mußte.

„Was ist Dein Begehr?" fragte der Alchymist in übler Laune.

Die alte Marthe bedeutete ihm, es warte ein Bedienter in der Livree des Schlosses draußen im Hofe.

„Nun, was geht das mich an?" versetzte Fritz die Achseln zuckend, und trat wieder, Angst und Bangen im Auge, an seinen Schmelztigel, in welchem ein Diamant gebären sollte und langsam zu Asche verbrannte.

Marthe kam sanft auf ihren Auftrag zurück; sie machte eine lange Beschreibung vom gnädigen Herrn, dem Grafen von B**, und dann, fuhr sie fort, behaupte man, es wohne auch ein siebzehnjähriges Mädchen auf dem Schloß. Eine solche Nachricht verfehlt bei einem jungen Manne niemals ihre Wirkung.

„So lasse den Bedienten in's Haus treten," versetzte der Alchymist etwas beruhigter. „Ich werde ihn sogleich sprechen."

Der Lakai des Grafen wurde in das Erdgeschoß geführt. Marthe, ihren Herrn erwartend, fuhr einige Mal mit dem Wischlappen über den großen eichenen Tisch, und wenn sich dieser nicht sogleich in einen eleganten Gueridon von Orangenholz verwandelte, so lag dies nur daran, daß Marthe nicht wie ihr Brodherr die Kunst der Transmutationen verstand.

Als der Alchymist eintrat, überreichte ihm der Bediente des Schlosses einen Brief des Inhalts:

„Herr Doctor!

„Ich schicke Ihnen meinen Lakaien und meine Pferde. „Sie wollen sich, wenn ich bitten darf, ohne Säumen auf „das Schloß bringen lassen. Wir erwarten Sie zuversicht„lich. Der Graf von B**."

„Ich stehe zu Diensten," erklärte Georg Fritz nach einer kleinen Pause.

Der junge Doctor stieg bald darauf in den Wagen des Grafen, der Bediente klappte den Schlag zu, der Kutscher schnalzte mit der Zunge und die Pferde zogen an.

5.

Eine Viertelstunde war der Wagen über eine steinige Straße gerollt, da gewahrte der Alchymist die hohen Thürme des Schlosses. Das Thor drehte sich auf den Ruf des Kutschers träg in seinen rostigen Angeln: es schien sein Amt fast verlernt zu haben. Durch einen unreinlichen Vorhof, eingefaßt von niedrigen Gebäuden, die ohne Zweifel zu Scheunen, Remisen und Ställen dienten, gelangte man über die Zugbrücke in einen zweiten, innern Hof, der säuberlich und gepflastert war. Lautlose Stille herrschte in diesem zweiten Theil des Schlosses. Ein mit Wasser gefüllter Graben, auf welchem buntschillernde Enten umherschwammen, zog seinen kalten Gürtel um diese Einsamkeit. An den wenigen Fenstern, welche durch die dicken Mauern gebrochen waren, hatte man von innen die Vorhänge niedergelassen und dies vermehrte nicht wenig das Geheimnißvolle, welches die ganze Wohnstätte umgab. Tauben und Rauchschwalben kreisten um die Spitze der Thürme, und ein paar Hunde von edler Race und vordem für die Jagd abgerichtet, lagen mit halbgeschlossenen Augen auf dem Steinpflaster des Hofes, eine passende Staffage zu der allgemeinen Langeweile und Schläfrigkeit in den weiten Raumlichkeiten.

Ein alter Diener, in schwarzen Sammt gekleidet und eine Stahlkette um den Hals, grüßte schweigend den jungen Doctor und stieg vor ihm durch eine niedrige Thüre von uralter Structur eine Wendeltreppe hinan. Georg Fritz folgte.

Diese Treppe führte zu einem prachtvoll ausgestatteten Salon. Der Bediente stellte einen Sessel zurecht, bat den jungen Doctor, den gnädigen Herrn Grafen zu erwarten,

Digitized by Google

der gleich kommen werde, und entfernte sich. Als Fritz allein war, sah er neugierig um sich, und sein Auge fiel im Hintergrund des Salons auf ein Oelgemälde in goldnem Rahmen. Es war ein junges Mädchen von so außerordentlicher Schönheit, daß der Doctor sich überzeugt hielt, er sehe eine Schöpfung der Phantasie und nicht ein der Natur abcopirtes Porträt vor sich.

Nach wenigen Minuten öffnete sich leise eine Thüre des Salons und der Herr Graf von B** trat ein. Blässe der Verzweiflung entstellte sein ernstes, strenges Gesicht. Er gab mit kalter Artigkeit dem Doctor ein Zeichen, sich in einen Sessel neben ihn zu setzen.

„Herr Doctor," begann der Graf, „Sie haben es mit einem Manne zu thun, der Ihrer unverbrüchlichen Discretion bedarf."

„Daran hat es mir niemals gefehlt, mein Herr," fiel Georg Fritz rasch ein.

„Glaube Ihnen gern," versetzte der Graf und beobachtete wieder ein tiefes Schweigen.

„Darf ich also die Veranlassung wissen, die mich hierher führt?" fuhr der Doctor nach einer Pause etwas ungeduldig auf.

„Sogleich. Ich habe eine Tochter . . . ."

Hier erstarb dem Alten die Stimme und seine Stirne verfinsterte sich.

„Die ist wohl krank?" fragte Fritz, der schnell Aufklärung haben wollte.

„Wie Sie sagen — krank."

Der Graf machte eine Bewegung, um dem Arzt zu bezeichnen, daß der Kopf der Sitz des Uebels sei.

„Sie ist wahnsinnig?" fragte Fritz bedenklich errathend.

„Wollte Gott!" versetzte der schwer gebeugte Vater. „Der Wahnsinn ist wenigstens ein Zustand der Aufregung und zuweilen geistiger Ueberspannung, die ihre Opfer über die Grenzen des Menschlichen hinausreißt. Meine Tochter ist weniger als das. Mein armes Kind ist blödsinnig."

(Fortsetzung folgt.)

Die erste öffentliche Sitzung der Germanisten-Versammlung.

(Frankfurt, 24. September.)

Im Kaisersaale des Römers haben sich die Männer der geschichtlichen Disciplinen deutscher Wissenschaft versammelt: die Zahl der aktiven Mitglieder ist nicht gering, worunter manch bedeutender Name, der der Nation angehört, die Zahl der nichtaktiven Zuhörerschaft hätte zur Ehre des wissenschaftlichen Sinnes unserer Stadt größer sein können — sie füllte fast nur zur Hälfte den angewiesenen Raum.

Herr Prof. Reyscher aus Tübingen leitete den Kongreß in kurzer Rede ein, die Statuten wurden verlesen, und der Redner forderte auf, zur Wahl eines Präsidenten zu schreiten. Mit einstimmigem, lautem Beifall wurde der Vorschlag, Jakob Grimm diese Ehrenstelle zu übertragen, angenommen. Grimm bestieg die Tribüne. In eigenthümlicher Anspruchlosigkeit des äußeren Vortrages begann er sich über das ganze Material, welches die Versammlung ausbeuten könne, kurz und prägnant zu verbreiten. Er ging von der Sprache aus, in der sich ja der Begriff des Volkes recht eigentlich bestimme und abgränze, um mit leichter Wendung auf die eifrigen und gründlichen Quellenforschungen unserer Historiker den Uebergang zur Berührung der Geschichtsstudien selber zu gewinnen. Kurze aber schlagende Worte über das Verhältniß des deutschen Rechtes zum römischen Rechte knüpften sich hieran. Nachdem Grimm solchergestalt den ganzen substanziellen Inhalt der Verhandlungen bevorwortet hatte, suchte er auch die formellen Gränzen der Debatte zu ziehen. Fern müsse bleiben, was vom rein theoretisch-wissenschaftlichen Feld abschweife, fern also vornehmlich die eigentliche Politik. Der Zweck der Versammlung sei Besprechung rein wissenschaftlicher Plane, verbunden mit persönlichem Kennenlernen, darum solle man auch den nichtigen und verderblichen Unterschied des Norddeutschen und Süddeutschen hier fallen lassen. Auch die Einflüsse der Glaubensstreitigkeiten gehören nicht in diese Versammlung. Gott mache es den Menschen bequem, während leider Viele, deren Amt es sei, ihn zu verkündigen, sich's zur Aufgabe stellten, die Menschen einander recht unbequem zu machen. Auch wüßten die deutschen Historiker ja recht gut, daß wir erst Deutsche gewesen und nachher Christen geworden seien. — Grimm gab zudem die nöthigen Winke über die Geschäftsordnung und ernannte sich sechs Mitglieder zum Beistande, sowie die beiden Sekretäre. Zum Schlusse machte er, unter lebhafter Acclamation bekannt, daß man eine historische und rechtswissenschaftliche Erörterung der schleswig-holstein'schen Frage zum Gegenstande der heutigen Verhandlungen gewählt habe.

Professor Dr. Beseler aus Greifswalde trat demzufolge mit einer mit vielem Scharfsinn und Fleiß zusammengestellten streng juristischen Widerlegung des Commissionsgutachtens auf, welches die dänische Regierung veröffentlichte, um dadurch den offenen Brief staatsrechtlich zu rechtfertigen. Namentlich suchte er die Unrichtigkeit der officiellen Interpretation jener Urkunde nachzuweisen, der zufolge Schleswig 1721 Dännemark incorporirt worden sein soll.

Hatte Beseler in der äußeren Fassung des Vortrags bis auf die Recitation hinab die kühle Besonnenheit, die subtile Schärfe der rein verständigen Untersuchung walten lassen, so gewährte es einen interessanten Gegensatz, nach ihm der kräftig und markirt vorgetragenen, mehr oratorisch gefaßten Untersuchung des Geheimen Hofraths Welcker von Freiburg zu folgen. Er gab einen Ueberblick über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogthums Lauenburg, schilderte dessen alte freie ständische Verfassung, und suchte darzuthun, daß, obgleich dieses Herzogthum an den König von Dänemark als Entschädigung für anderweitige Verluste abgetreten wurde, doch damit nicht auch die dänische lex regia Staatsgrundgesetz für Lauenburg geworden sei, so daß nach Erlöschung des dänischen Mannsstammes die cognatische Erbfolge eintreten müsse. Vielmehr seien dem Herzogthume bei der Uebernahme ausdrücklich seine alten Verfassungsrechte, die nur von agnatischen Erbfolge wissen, zugestanden worden. — Dieser Behauptung stellte Geh. Staatsrath Jaup von Darmstadt Bedenken entgegen, die eine Replik Welcker's hervorriefen.

Nunmehr trat Dahlmann auf. Er wollte wenige gelegentliche Bemerkungen einstreuen und bestieg nur auf den Wunsch der Versammlung die Tribüne. Er wies auf das bereits fünfhundertjährige Alter der schleswig-holsteinischen Frage hin, deren Erfinder man ihn genannt habe. Auf juristische Beweise gegen die dänischen Uebergriffe ließ sich der Redner diesmal nicht ein, dagegen hob er nachdrücklich hervor, daß es für Dänemark nicht nur nicht nach-

Digitized by Google

theilig, sondern vielmehr vom größten Vortheil sei, wenn künftig seine Union mit den Herzogthümern aufhöre. Sinnvoll sei der Königstuhl der alten Scandinavier immer nach Norden gerichtet gewesen. Dänemark müsse mit Schweden und Norwegen in die engste Allianz treten und sich in sich selbst concentriren und kräftigen. Mit Deutschland aber solle es in Freundschaft leben. Strebe es seinem Berufe gemäß nach einer solchen Stellung, dann könne es ein starker Wall werden gegen den Handelsdespotismus des Westens und gegen die Angriffe des ländergierigen Ostens. Deutschland aber würde in den Herzogthümern das finden, was ihm noch fehle, ein Volk tüchtiger Seeleute. —

Unterdessen war die neueste Nummer der Ober-Postamts-Zeitung mit der neuen königlichen Bekanntmachung, die eine Beschwichtigung der aufgeregten Herzogthümer beabsichtigt, der Versammlung mitgetheilt worden. Prof. Reyscher bestieg mit dem Zeitungsblatte die Rednerbühne, verlas das königliche Schreiben von Plon, und nachdem er auseinandergesetzt hatte, daß es keineswegs geeignet sey, irgend eine Beruhigung zu gewähren, da die Unzertrennlichkeit des dänischen Gesammtstaates darin behauptet werde und überhaupt alle darin ausgesprochenen Conzessionen nur scheinbar seyen, — schloß er mit der Bemerkung, daß mit dieser neuen Bekanntmachung nichts weiter anzufangen sey, als — daß man sie einstweilen bei Seite lege. Der Redner resumirte nun nochmals die bisher vorgebrachten Argumente, als er aber schließlich die Aufforderung an die Versammelten ergehen ließ, den, sämmtlich im deutschen Sinne gehaltenen, Vorträgen über Schleswig-Holstein, gewissermaßen als Jury, durch Erheben von den Sitzen, faktisch beizustimmen, erhob sich augenblicklich mehrfacher Widerspruch. Neben Anderen wies Mittermaier auf das Unheil hin, welches eine solche Demonstration den künftigen Versammlungen bereiten könne, während Souchay hervorhob, daß in der Wissenschaft keine Majorität entscheide, und daß wohl über die äußeren Interessen der Versammlung, niemals aber über den wissenschaftlichen Inhalt der Vorträge abgestimmt werden könne.

Die durch dieses Intermezzo hervorgerufene augenblickliche Mißstimmung wurde rasch getilgt durch einen herrlichen Vortrag des Prof. Michelsen aus Jena. Obgleich ganz und gar improvisirt, zeichnete er sich doch durch eine Fülle und Gediegenheit der Gedanken und durch eine Geschmeidigkeit und Rundung der Fassung aus, die nur aus der speziellsten literarischen Beschäftigung dieses Mannes mit dem Gegenstande erklärlich wird. Dieser Vortrag, der den Schluß der Sitzung bildete, wäre vielleicht besser ihre Einleitung gewesen, denn in ihm ward, historisch, wie local, recht eigentlich der Grund und Boden untersucht, auf dem sich die Debatte bewegte. Mit ungemeiner Detailkenntniß verbreitete sich Michelsen über die in der Sprache beurkundete Nationalität der Herzogthümer und Dänemarks, so wie über die historischen Verhältnisse des Landes, und es gehörte in der That die volle Fülle der Darstellungsgabe dieses Gelehrten dazu, um die Aufmerksamkeit der Versammlung am Schlusse der langen und ermüdenden Sitzung noch einmal in vollem Maße rege zu machen. R.

Georg Forster.

(Fortsetzung.)

Forster's Leistungen und Charakter sind zur Schmach unserer national-kleinlichen Rücksichten und Befangenheiten lange Zeit hindurch mehr oder weniger mißkannt und zurückgesetzt worden. Von seinen Zeitgenossen verlassen, von den Regierungen, die sich nicht schämten, einen Preis von hundert Dukaten auf das Haupt eines ihrer edelsten Patrioten zu setzen, geächtet, selbst von unserem größten Dichter, dessen Werth und Ruhm er so offen anerkannte, in den Xenien mit matter Witzelei verfolgt, mußte der Mann, von dem W. v. Humboldt gestand, daß er ihm einen großen Theil seiner Bildung verdanke, an dem er „die fruchtbare Fülle von Ideen" bewunderte, sowie „den Eifer für alles Wahre und Gute", dessen „Herz er innig liebte," weil es selbst „so gern durch Liebe beglückte," mußte, sagen wir, der Mann, den auch Alexander v. Humboldt zum freundschaftlichen Genossen seiner holländischen Reise machte, wie ein Verstoßener im Auslande die Freiheit suchen, um sein Grab zu finden. Schiller's bekanntes Wort: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" sollte indeß seine Wahrheit auch an Forster wie an der großen Weltbegebenheit, in die sein Schicksal so innig und tragisch verflochten war, bewähren. Freilich mußte erst ein halbes Jahrhundert vergehen, bevor die Gerechtigkeit über Beide einen unparteiischen Spruch zu geben wagte.

Mehr als Einer durfte wohl Georg Forster, unter Mühsalen und schweren Prüfungen zum Manne geschmiedet, die Frage des Göthe'schen Prometheus:

„Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?"

mit Fug auf sich anwenden. Von schottischer Abkunft (ein Georg Forster, welcher im siebenzehnten Jahrhundert nach Preußen ausgewandert, war sein Ahn), Sohn des bekannten Weltumseglers Reinhold Forster, mochte er das eigenthümliche Gepräge seines Charakters, praktische Strebsamkeit bei idealer Gemüthsrichtung, der Mischung der beiden nationalen Elemente, des britischen und deutschen, verdanken. Vom Vater den unruhigen Thätigkeitsdrang in sich tragend, wurde er gleichsam wider seine Natur schon als Knabe in das Stillleben der Gelehrsamkeit hineingeschoben und zu frühreifer Geistesentwickelung von dem heftigen, oft rücksichtslosen Vater hingedrängt. Sein weltstrebender Sinn gerieth dadurch alsbald in Widerspruch mit den gegebenen Verhältnissen, und dieser Widerspruch blieb auch für die Folgezeit, zumal da ähnliche Beschränkungen der Lage ihn oftmals bedrückten, die Hauptquelle seines schweren Schicksals. Unsicherheit der bürgerlichen Stellung, steter Kampf des persönlichen Gefühls und wahrheitsfester Charakterstärke gegen die Zumuthungen der socialen Mächte, ökonomische und eheliche Verlegenheiten, endlich der kühne Bruch seines politischen Liberalismus mit der Schlaffheit der damaligen deutschbürgerlichen Gesinnung, überhaupt alle Feindseligkeit, die ihm bereitet ward, wurzelte in dem Boden jener seiner subjektiven Erhebung gegen die Kleinwelt der ihn umgebenden Wirklichkeit. Sein kühner Geist drang in die Geschichte der Menschheit, wie er den Erdkreis zum Gegenstande der Anschauung machte. Als zarter Knabe begleitete er seinen Vater, auf den Wegen durch das unwirthliche Rußland, nach Petersburg und Moskau, nicht lange darauf sehen wir ihn an dessen Seite in England, dort wie hier bereits beschäftiget, denselben in seinen lite-

Digitized by Google

rarischen Arbeiten, namentlich Uebersetzungen, zu unterstützen. Fast noch Kind gab er Unterricht, machte dann einen Versuch, sich der Handlung zu widmen, und wetteiferte, nachdem dieser mißlungen, von Neuem mit dem Vater in vielseitigem Uebertragungswerke. Als siebenzehnjähriger Jüngling umsegelte er mit Cook und seinem Vater die Welt. Diese Reise erfüllte seinen Geist mit den reichsten Kenntnissen, sein Gemüth mit der Kraft, welche ihn später über die wechselvollsten Launen des Schicksals erhob und ihn aufrecht hielt im Angesichte der ärgsten Gräuel und Wirrnisse, womit die Revolution ihre Erscheinung umgab: Zugleich aber legten die Mühseligkeiten und Strapazen den Grund zu einer Mißstimmung seiner Gesundheit, die ihn nie mehr verließ und seinen frühzeitigen Tod mit verursachte. Bald nachher sah er seine Familie in äußerster Noth, den Vater im Schuldthurme, und mit der seltensten Aufopferung, mit allen möglichen Mitteln, die sein umherblickender Geist ihm bot, versuchte er Rettung auf beiden Seiten. Solcherlei Sorgen und Mühen in der schönsten Blüthe des Alters, verbunden mit den Anstrengungen unaufhörlicher Brotarbeiten seit den frühesten Knabenjahren, mußten wohl zeitig Falten in seinem Gemüthe schlagen, welche später nie mehr ganz geebnet werden konnten

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Darmstadt, 23. Sept. Gestern sahen wir auf hiesiger Bühne nach langer Zeit wieder Göthe's „Egmont." Die Aufführung war im Ganzen eine gelungene. Außerordentlich brav exekutirte das Orchester die schwierige Instrumentation der großen Tonschöpfung; Herr Becker, als Egmont ging mit Verstand und Phantasie in den Geist seiner Rolle ein, und gab daher auch den Geist, nicht bloß die hohle Maske. Möchten sich manche seiner Herren Collegen an ihm ein Beispiel nehmen. Clärchen wurde durch Fräulein Bett von Mannheim gegeben. Frl. Bett ist eine Anfängerin, aber sie hat viel Talent, gute Mittel, ansprechende Persönlichkeit und ihre gestrige Darstellung zeigte, daß sie über ihre Rollen denkt. Ecken und Fehler zeigten sich noch genug; Fleiß und bescheidenes Ringen nach wahrem Kunstverständniß können diese bald abschleifen. Wir möchten dieser jungen Schauspielerin ein günstiges Prognostikon stellen. Den Alba gab Herr Sted, zum Erstenmale; genügend und fleißig. Die übrigen Darsteller griffen nach Kräften ein, und die ganze Darstellung war gelungen zu nennen. Es that aber Noth, einmal etwas der Mühe lohnendes auf die Bühne zu bringen. Außer Kleist's Prinz von Homburg beachte unser Repertoire noch kein einziges annehmbares Drama in dieser ersten Abonnementsabtheilung. Hoffen wir indessen auf die Zukunft; die Intendanz ist wieder bemüht, unser Theater zu heben und es zu dem zu machen, was es war. So wird es denn für unsere Nachbarn längs der Eisenbahn wohl der Mühe werth sein, dann und wann auf den Schienen hierher zu rollen, um einer Bühnenvorstellung beizuwohnen. Js.

*** Man spricht in Paris von dem beabsichtigten Bau einer Moschee, damit die dort sich aufhaltenden jungen Aegyptier, die Türken, Tunesen und andere Mohammedaner ihren Gottesdienst ausüben können. Ein arabischer Mufti soll dazu berufen und eben so, wie die Geistlichen anderer dissentirender Kulte, besoldet werden.

*** Die „Berl. Nachr." schreiben: Im Besitz des Prof. Hähnel befindet sich eine Composition von Schwindt aus Wien, die Einweihung des Freiburger Münsters darstellend, welche als Carton Alles in sich vereinigt, was im vorherigen angedeutet und gewünscht. Einfache, sich deutlich aussprechende Handlung, edle schöne Form, vereinigt mit der feinsten Charakteristik, und sprudelnd von einer Fülle neuer glücklicher Motive, stempeln dieses Werk zu dem Schönsten, was die neueste Kunst hervorgebracht, und es wäre sehr dankenswerth, wenn die Akademie der Künste den Besitzer dieses Schatzes bei einer geeigneten Gelegenheit veranlassen möchte, diese Zeichnung des genialen Schwindt zu einer Ausstellung herzugeben.

*** Folgende literarische Notizen bringt die „Allg. Ztg." aus Wien: Der Dichter Friedr. Hebbel, seit seiner Vermählung mit der k. k. Schauspielerin Enghaus hier ansässig, arbeitet dem Vernehmen nach an einer kritischen Abhandlung über das Hofburgtheater; ein neues Trauerspiel von ihm, „Julia", ist vollendet. Unser trefflicher, leider so schweigsamer Grillparzer ist mit Vollendung eines schon vor Jahren entworfenen Trauerspieles „Rudolf II." beschäftigt. Bauernfeld hat zwei neue Lustspiele, in denen der jetzt im Burgtheater engagirte Komiker Beckmann die Hauptrollen spielen wird, eingereicht. So dürfen wir hoffen, daß das seit einigen Monaten nur aus sehr alten Stücken gebildete Repertoire endlich einiges Leben entwickeln werde. — Unter den Erscheinungen der Presse begrüßen wir vor allem vier Bändchen „Aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechts," die bisher nur als Manuskript gedruckt, jetzt — wie vor einigen Monaten die „Allg. Ztg." gewünscht hatte — Eigenthum der gesammelten Lesewelt geworden sind und deren Verfasser bekanntlich Fürst Friedrich Schwarzenberg ist.

*** Hamburg. Baison befindet sich noch immer unwohl und hat sich, zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit, nach Helgoland begeben müssen.

*** Das Hotel de Pologne. In einem der schönsten und komfortabelsten Gasthöfe Deutschlands, dem Hotel de Pologne in Leipzig, der bekanntlich dieser Tage ein Raub der Flammen geworden, waren sonst die Notabilitäten der Leipziger Literatur an zwei verschiedenen Guelfen- und Ghibellinen-Tischen täglich zu finden. Oettinger, Herloßsohn, Robert Hellee, Heinrich Laube waren dort Stammgäste. Das leichte Völkchen der Bühnenmitglieder des Stadttheaters, Marr an der Spitze hatte dort ebenfalls allabendliche Zusammenkünfte. Die Privatgesellschaft „der Tunnel," unter Lortzings Leitung, erheiterte oft in den geräumigen Sälen dieses Riesengebäudes mit ihren Productionen Tausende von Zuhörern. Der Schiller-Verein hielt ebenfalls daselbst seine Sitzungen. Zur Messezeit glichen die beiden Häuser des Hotels einem Bienenkorb, einer Stadt in der Stadt, und jetzt ist Alles ein Schutt- und Trümmerhaufen!

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 25. September. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Samstag, den 26. September. Idomeneus, König von Kreta, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 267. Sonntag, den 27. September **1846.**

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

6.

In dem Salon war eine Thüre, die wahrscheinlich in ein Nebenzimmer führte, durch einen Vorhang von rothem Damast verhüllt, den von Zeit zu Zeit die Zugluft aufblähte. Der Graf von B** hob die eine Ecke des Teppichs empor und der junge Arzt erblickte durch den mit goldnen Leisten verzierten Rahmen der Thüre eine Dame von außerordentlicher Schönheit. Sie saß mitten in dem Gemach in einem Sessel; die Fenster nach dem Garten waren geöffnet und ließen durch die niedergelassenen Vorhänge nur ein mattes Licht zu. Die Dame zerknitterte Bänder und Blumen zwischen den Fingern. Fritz stand geblendet, das Oelbild des Salons war ihm anfangs unerreichbar vorgekommen, jetzt blieb es noch weit hinter dem Original zurück.

Die Stirne Pulcheriens — so hieß die Schöne — umflocht ein Kranz von siebzehn weißen Rosen, ein Symbol ihrer Lebensjahre, welche für sie nur Blumen des Frühlings gewesen waren. Zwei braune Flechten, glatt und fest an die Schläfe geschmiegt, faßten das schöne Oval des Gesichtes ein, die übrigen Haare waren zurückgelegt und am Hinterkopf in griechischer Weise einfach zusammengeschlungen Große schwarze Augen, das schön gewölbte Kinn und die ohne merklichen Einschnitt sich von der Stirne herab verlängernde Nasenlinie gaben diesem Profil ein antikes Gepräge vom großartigsten Character. Hals, Nacken, Arme, Hände und Füße vom vollendetsten Ebenmaß fügten sich harmonisch zu diesen Reizen des Gesichtes und bildeten zusammen ein Wesen, an welchem sich die schöpferische Natur selbst übertroffen hatte.

Und doch war dieses Mädchen ein unvollendetes Werk. Nur an der sterblichen Hülle bewährte sich die Meisterschaft. Prometheus hatte dem reizenden Gebilde kein Leben eingehaucht, die Seele, der Geist — sie fehlten.

In früher Jugend hatte Pulcherie die schönsten Hoffnungen geweckt. Niemals hatte man ein solches Kind gesehen. Da war ein Loben und Verwundern ohne Ende. Man konnte nicht fertig werden, von den schönen Armen, den netten Füßchen, den großen Augen zu erzählen und die gnädige Frau von B** pries sich dreimal glücklich, Mutter zu sein. Aber mit den Jahren war das Alter der Jungfrau gekommen und das Kind war geblieben.

Pulcherie hatte kaum so viel Verstand wie ein Mädchen von drei Jahren. Ihr hübscher Mund ließ nur unartikulirte Töne vernehmen. Sie war jedoch weder stumm noch taub; da sie aber keinen Gedanken hatte, so konnte sie auch von ihrer Sprache keinen Gebrauch machen. Ganze Tage lang kam kein Laut über ihre Lippen, unempfindlich und lässig saß sie da. Die Sonne gab ihr noch ein wenig Leben; sie richtete dann den Kopf empor, schlug ihre großen schwarzen Augen voll Schlaf auf und blickte starr und unstät um sich; bald aber sank sie wieder in den Sessel zurück, die schwarzen Augen fielen zu, das schwere Haupt neigte sich wie ein Mohnkopf und sie saß unbeweglich gleich einer Leiche.

Der junge Arzt durchschaute sogleich den bedauerlichen Zustand des Mädchens. Grade das, was den Reiz des Lebens ausmacht, mangelte der Unglücklichen. Dem schönen Antlitz fehlte das Gepräge des Geistes, die herrlichen Formen, der majestätische Bau waren von keinem Willen und Bewußtsein getragen und der ganze Körper schien nur jenem Gesetz der Schwerkraft zu gehorchen, welches alle leblosen Dinge nach dem Boden herabzieht. Eine schöne Dame, welche Geist hat, ist tausendmal schön, während Pulcherie mit allen ihren Reizen immer dieselbe blieb. Die Seele, unablässig von Gedanken und Gefühlen bewegt und erregt, kann allein das Wunder einer Vervielfältigung des Weibes schaffen, wie sie den edlen Wünschen unsers Herzens entspricht. Nach einigen Augenblicken stummen Anstaunens wunderte sich der junge Arzt, Pulcherie schon etwas weniger schön zu finden, als beim ersten Blick. Er suchte einen Mangel und fand es schnell genug heraus, daß das Mädchen keine Physiognomie habe. Die Physiognomie ist der Styl des Gesichtes und da es keinen Styl ohne Gedanken gibt, so konnte Pulcherie keine Physiognomie haben. Die Unbeweglichkeit und Monotomie dieser Züge wurde zuletzt langweilig.

7.

Der Graf machte dem jungen Arzt einige genauere Mittheilungen über den Seelenzustand seiner Tochter. Pulcherie war wie eine Blume, sie wußte nichts von ihrer Schönheit. Man hatte indeß bemerkt, daß ihr etwas Eitelkeit doch nicht ganz fremd war — und dies ist ja bei den Frauen so natürlich! Sie besah sich gern im Spiegel, wenn sie Blumen im Haare, Ketten am Halse oder goldne Spangen an den Armen trug. Aber es war eine kindische, farblose Freude, mit welcher es auch immer schnell wieder vorüber war. Menschen, Natur, Kunst boten ihr nicht die kleinste Anregung, machten durchaus keinen Eindruck auf sie; sie hatte für Alles das nämliche Gesicht, einen und denselben Blick. Ihre Mutter bildete sich ein, von der Tochter geliebt zu werden, aber im Grunde hatte Pulcherie Zizime, den Haushund, eben so lieb.

Merkwürdig war noch des Mädchens ungleiche Stimmung; ohne sichtbare Veranlassung ging sie rasch vom Lachen ins Weinen über, in Lust und Leid folgte sie einem unklaren Instinct. Möglich, daß diese Natur, so unvollkommen und niedrig sie war, ihre eignen Gesetze hatte, über welche sich die Psychologen den Kopf zerbrechen mochten. Pulcherie nahm gleich den Blumen nichts vom Leben an, als Schönheit und Thränen. Im Augenblicke war sie heiter wie ein Vogel, der singt, ohne es zu wissen, und in andern Augenblicken empfand sie den Schmerz der Sinn-

Digitized by Google

pflanze, welche ängstlich ihre Blätter einzieht. Ob sich das arme Mädchen in seinem Zustande glücklich fühlte? Man wußte es nicht. Vielleicht war es ihr nicht einmal klar, daß sie wirklich lebe.

So lange Fritz die Blödsinnige schweigend betrachtete, hatte sie nur eine einzige Bewegung gemacht. Wie träumend zog sie den Kamm von Schildkrötenschale, der ihre Haare in einem mächtigen und schönen Knoten zusammenhielt, von dem Kopfe und die schwarzen Flechten rollten über ihre Schultern und das weiße Kleid. Sie fing dann an, damit zu spielen, löste sie auseinander und breitete sie wie einen Schleier um Kopf, Gesicht und Nacken.

Der junge Doctor ging auf Pulcherien zu und legte ihre Hände zwischen die seinigen. Sie ließ es geschehen. Keine Röthe, keine Spur jungfräulicher Scham, die sich doch selbst bei irrsinnigen Mädchen einem jungen Manne gegenüber geltend macht, war auf dem erloschenen Gesichte zu bemerken. Fritz blies dem Mädchen auf die Stirne und strich einigemal mit seinen Fingern über ihre Arme, Schultern und Brust. Ein leichtes Herzklopfen beim Anblick dieser herrlichen Formen machte von Zeit zu Zeit die Hand des jungen Arztes bei seinen Operationen erzittern.

Der Magnetismus hat seine sacramentale Seite, welche in Streichen, Blicken und sanftem oder stärkerem Blasen bestehen; diese Verrichtungen sind die Leiter des Willens und dienen dazu, sich in „Rapport zu setzen". Wie viel Unbegreifliches auch die Erscheinungen dieser Wissenschaft für die Meisten haben mögen, so sind sie nichtsdestoweniger von einem positiven und ganz materiellen Mechanismus abhängig, durch welchen die Seele unwillkürlich in Thätigkeit gesetzt wird. Georg Fritz hatte es aber bei diesem ersten Besuch mit einem so plumpen, ganz in Unordnung gerathenen Instrument zu thun, daß er noch kein befriedigendes Resultat erzielen konnte: es erging ihm etwa wie einem großen Musiker, der ein Pianoforte spielen soll, an welchem alle Tasten stumm oder falsch sind und keine Tonleiter möglich ist. Er versuchte, einige Harmonie in die desorganisirten Seelenkräfte zu bringen, aber ohne Erfolg. Das Einzige, was er bemerken konnte, war, daß sich Pulcherie, durch seine Operationen einigermaßen magnetisirt, gern an ihn anschmiegte. Der junge Arzt konnte den Gedanken nicht los werden, daß viele Frauen Alles in der Welt für solche Schönheit opfern und durch sie ein wahres Glück in ihrer Umgebung verbreiten würden. Was mochte nun Gott für Gründe gehabt haben, daß er dieses arme Geschöpf so verschwenderisch mit Reizen ausgestattet und ihm doch die Kraft versagt hatte, glücklich damit zu sein und glücklich zu machen? Und dieser Gedanke ließ in Georg Fritz die Hoffnung nicht ersterben, die Vorsehung werde doch am Ende noch der Natur zu Hülfe kommen.

Der Heilung Pulcheriens stellten sich manche Hindernisse entgegen: man mußte es fast Verwegenheit nennen, da eine Kur zu versuchen, wo die geschicktesten Aerzte alle Schätze ihres Wissens umsonst aufgeboten hatten. Aber Georg Fritz glaubte an die Zauberkraft seiner Kunst und dieser Glaube trug ihn über alle Schwierigkeiten hinweg, wie einst den St. Peter über die Wasser.

Der Doctor untersuchte Pulcheriens Hand, denn er mischte seiner Kunst auch etwas Chiromantie bei; die Linien in derselben waren blaß und undeutlich ausgeprägt; das deutete untrüglich auf große Geistesschwäche, denn die Hand ist der Trabant des Kopfes und das Buch des Verstandes.

„Nun," fragte der Graf am Ende der Sitzung, „hoffen Sie noch etwas?"

„Ich werde vorerst fortfahren müssen," lautete die Antwort.

„Und wann wollen Sie wiederkommen, Doctor?"

„Morgen, wenn der Herr Graf erlauben."

Georg Fritz empfahl sich und ging. Die ganze folgende Nacht konnte er nicht schlafen. Pulcherie war schön und kalt wie eine Galathea von Marmor. Er sann auf Mittel, sie in's Leben zu rufen; aber je mehr er darüber nachdachte, je länger ihm dieser herrliche Mädchenkopf vorschwebte, desto mehr gerieth er in Gefahr, Pygmalions Loos zu theilen und sich in seine Statue zu verlieben.

Georg Forster.

(Fortsetzung.)

So durch Reisen und den Aufenthalt in den großen Weltstädten zu freier und umfassender Weltansicht gebildet (außer London und Petersburg hatte er auch Paris gesehen und hier mit dem berühmten Naturforscher Buffon Umgang gepflogen,) erhielt Forster den Ruf zu einer Lehrstelle an dem in Kassel neugegründeten Karolinum, wo er mit tüchtigen Männern, wie z. B. mit F. H. Jacobi, J. v. Müller, Sömmering, zusammentraf. Obwohl er nicht lange vorher schon Berlin besucht hatte, trat er doch hier zuerst vollständig in rein deutsche Verhältnisse, zugleich in die Mitte allseitig gährender wissenschaftlicher und namentlich literarischer Zustände, in die Mitte der widersprechendsten religiösen Ueberzeugungen, Lehren und Kämpfe. Der Unglaube der Aufklärung einerseits, der Ueberglaube der Frommen andererseits empfing den jungen Mann, der bisher den unbefangenen Blick mehr in Gottes unendliche Welt als in das Gebiet theologischer Meinungen gerichtet hatte. Aus der Beschäftigung mit der gegenständlichen Wirklichkeit, aus dem Kreise eines durchweg praktisch strebsamen Volks plötzlich in die Kleinwelt seiner deutschen spekulativ-quietistischen Landsleute versetzt, fand er, von Natur deutsch-innerlich gestimmt, in der engen Anschließung an Jacobi, der sich ihm zunächst freundschaftlich verband, Anlaß und Antrieb zu frommer mystischer Schwärmerei, in welcher er seine Jugendidealität, um welche ihn das Schicksal betrogen, gleichsam nachträumte. Doch hatte ihn die Welt bereits zu fest geprägt, als daß er in der frommen Sentimentalität lange hatte heimisch bleiben können. Bald entsagte er deshalb der frommseligen Weltverachtung wieder, ohne darum seinen Glauben an eine höhere Leitung der Dinge aufzugeben, der ihn nie verließ. Mit demselben wanderte er weiter fort auf der Bahn freithätiger Lebenswirksamkeit. Von Kassel aus hatte er mit dem benachbarten Göttingen sich in Verbindung gesetzt und mit seinen ausgezeichnetsten Männern sich theilweise näher befreundet. So mit Heyne, dessen Tochter Therese er nachmals ehlichte, dann besonders mit Lichtenberg, einem in mancher Hinsicht ihm geist- und sinnverwandten Manne. Obwohl er anfangs (als ihn die Gefühlsmystik Jacobi's gefangen hielt) jenen scharfverständigen Satiriker „nicht nach seinem Herzen fand," so war es doch einige Jahre nachher gerade derselbe, dem gegenüber er seine Jacobi'schen Sympathien verleugnete, und der hinwieder seine Freiheitsüberzeugungen am meisten theilte, als die Revolution ihn zu ihrem Apostel machte. Wie wenig er nun auch sonst den Stimmungen der Göttinger und ihrem

Digitized by Google

gouvernementalen Feudalismus sich zugeneigt finden konn'e, so blieb doch die Verbindung mit diesem berühmten und wahrhaft reichen Sitze historischer Gelehrsamkeit fortwährend von Bedeutung für seine Studien und wissenschaftlichen Arbeiten. Wir halten uns nicht dabei auf, wie seine Lebensbahn ihn weiter führte, wie er, nach Wilna berufen, an geselliger und wissenschaftlicher Vereinsamung litt, wie er, in mancherlei Hoffnungen auf große Reiseunternehmungen getäuscht, in unsicherer Lage sorgte, wir gehen an diesem Wechsel seiner Verhältnisse, an diesen Leiden seines Geistes und Gemüths vorüber, um dem Lebenspunkte zuzueilen, der ihn auf der Höhe seines Charakters, aber auch seines tragischen Schicksals zeigt. Von Freunden empfohlen, kam Forster gerade in der Zeit, da in Frankreich die Revolution heraudrängte, als Bibliothekar nach Mainz, wo damals auch J. v. Müller an der Universität angestellt war. Dieser Ort wurde nun für ihn in doppelter Hinsicht merkwürdig, indem er hier einerseits seine besten Schriften ausarbeitete, andererseits aber auch und mehr in die Stürme der neuen benachbarten Weltbegebenheit geführt wurde. Eine Reise, die er mit Alexandee v. Humboldt nach den Niederlanden, Frankreich und England machte, und deren Resultat die mit Recht vielgerühmten „Ansichten vom Niederrhein" sind, fällt ebenfalls in diese Zeit. Als Mainz, von seiner Regierung verlassen und von seinen Sympathien getrieben, sich der Revolution zuwandte, sendete es Forsteen, als seiner besten Büeger Einen und als den beeedtesten Sprecher für die Intereffen der politischen Feeiheit, nach Paris, um den Anschluß an die neue Republik zu unterhandeln. Hier nun entfaltete er alle Geistes- und Charakterstärke, welche in ihm die Natur angelegt und ein vielseitig bewegtes Leben gereift und gefestiget hatte. Von seiner Familie abgeschieden, von den vielfachen Gräueln, die täglich mehr die Sache der neuen Freiheit dicht vor seinen Augen schändeten, in innerstem Herzen betrübt, in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, dabei von Sorgen und Beklemmnissen seiner Lage gedrückt, verlor er das Veetrauen nicht, als fast alle früheren Feeunde der großen weltgeschichtlichen That sich von ihr mit Abscheu wendeten und an ihrer höheren Bedeutung verzweifeln wollten. Georg Forster war der Eine, der nicht verzagte und den künftigen Tag des Lichts aus dem gährenden Choos dee Gegenwart aufgehen sah. „Die Größe der Zeit," schreibt ee an Huber, „ist Riesengröße, aber eben darum fordert sie die ungewöhnlichsten Opfer." Er meint, wie er in einem Beiefe an seine Fenn von Paris aus sich äußeet, „daß man die Revolution nicht in Beziehung auf Menschengläck und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlechte hervorzubringen." Wie die Deutschen zu Luther's Zeit füe das allgemeine Wohl Mäetyrer weeden mußten, so glaubt er, seien die Feanzosen „vielleicht sogar zur Steuse" bestimmt, die Märtyrer zu sein für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen werde. Freilich galt solche Theilnahme an den Geschicken der Menschheit damals für Verbrechen, sowie auch jetzt noch in den Augen Vieler, die, wie jener Bauer, an dem Strome der Zeitbewegung sitzen, um zu warten, bis er sich verlaufen, und dann trocknen Fußes hinüber zu gelangen. Forster wurde von Deutschlands Fürsten geächtet und staeb in Paris 1794, verkümmert duech Soegen und Mühsal, aber nicht gebrochen in seinem Glauben an den endlichen Sieg der Feeiheit, der er sein Leben geopfeet. In der Fülle der Bedrangnisse und traurigen Eefahrungen, die ihn umringten, fast schon in den Aemen des Todes, richtete er seinen Blick noch auf neue ferne Unternehmungen. Den Osten wollte er beeeisen, und sein rastlos thätiger Geist war stark genug, um sich unter dem härtesten Drucke für jenen Zweck mit dem Studium orientalischer Speachen zubeschäftigen. Was er einst an seine Braut schrieb (seine Ehe war nicht glücklich): „Kein Mensch kann uns das glückliche Gefühl nehmen, welches das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, uns giebt," hat ee in seinem vielbedeängten Leben an sich selbst gewiß hinlänglich bewährt gefunden. Wohl mag er in Vielem geirrt und, von dem Deange unbefriedigter Thätigkeit fortgetrieben, manche Verlegenheit und Sorge sich selber bereitet haben — wer wollte ihm, der dem Besten seine Keaft gewidmet, es zu hoch anrechnen?

„Es iert dee Mensch, so lang er steebt."

Freilich, wer nicht strebt, mag selbstgenügsam sich seiner schuldlosen Faulheit frenen. (Fortsetzung folgt.)

Der letzte Band von Hillebrand's „deutscher National-Literatur seit Lessing bis auf die Gegenwart".

(Fortsetzung)

Wenn am Ende Einer oder der Andere, der das Buch und namentlich den Abschnitt über die Poeten der Gegenwaet nur so obenhin durchblatterte, zu der Ansicht kommen könnte, es walte hier mehr eine Kritik des subjektiven Gefallens oder Mißfallens, als daß das Urtheil des Beefassees ein objektives, von historeisch-philosophischen Prämissen ausgegangenes sei, so wäre dieser Ansicht freilich nur das Anempfehlen eines gründlicheren Studiums des Werkes entgegenzuhalten. Allein gerade weil die gewaltige Masse des Stoffes dem oberflächlicheren Leser mitunter die Einsicht in das prinzipiell konsequente Verfahren unsers Historikers verwehren mag, wollen wir versuchen, die Voraussetzungen anzudeuten, auf denen sich Hillebrand's sehr objektives Kunsturtheil erbaut. Man halte das, was er im dritten Bande übee Jean Paul und über die Romantiker geurtheilt zusammen mit dem, was der zweite Band übee Schiller und Göthe gab, so wird man finden, daß Hillebrand das Ideal einer keuschen und züchtigen, maßvollen, plastisch geformten, kraftgediegenen, naturwüchsigen Kunst obenhin stellt, daß er gegen eine kokettieende Kunst, gegen eine gemachte, reflektirte Kunst, gegen eine schlunderig geniale, maßlos übeeschwengliche, unklaee, unreine Kunst allerwege protestiet. Sein theoretisches Prinzip ist das in Göthe praktisch gewoedene des harmonischen, plastischen, in seiner Klarheit tiefen Kunstweekes. Und gerade daß er an diesen Anfoederungen unverbrüchlich festhält, gibt sich, so stählend und kräftigend für den Leser — als ästhetische Gesinnungstüchtigkeit kund. Es kommt doch auch wahrlich nicht darauf an, daß man dem Leser auf jeglicher Seite unter die Nase reibe, man urtheile peinzipiell, daß man in jeglichem Kapitel lang und breit auseinandersetze, man entwickle jetzt genetisch, man baue organisch auf — — ich dächte vielmehr ein Buch, welches mit so vielem Studium, mit so viel redlicher Geistesarbeit, wie das vorliegende, geschrieben sei, dürfe auch die Anforderung machen, daß man studire, daß man arbeite, indem man es lese, daß man Sinn und Geist des Verfassers zu ergründen sich bemühe und nicht begehee, er solle uns schon beim bloßen Uebeeblättern den Grundriß des Ganzen leichthin erkennen lassen.

Digitized by Google

Die prinzipielle Konsequenz, die sich durch das ganze Hillebrand'sche Werk zieht, wird ihm freilich vielleicht gerade in dem Abschnitte über die neueste Zeit am wenigsten gedankt werden. „Wer geraden Weges geht", sagt er in diesem Sinne in der Vorrede, „stößt leicht an, am leichtesten, wenn der Weg quer durch so mancherlei Interessen, Parteien, Koterien, Ansichten und Standpunkte führt, wie es hier der Fall ist. Da lauert die Politik, hier die Theologie, auf der einen Seite liegen die ästhetischen Theorien, auf der andern die persönlichen Sympathien und Antipathien, der Eine bringt seine private Moral herbei, der Andere die Wucht der Gelehrsamkeit, und meistens will Jeder, daß ihm und seinem Gesichtspunkte besondere Rechnung getragen werde, wenn er uns seine Gunst schenken soll. Allein ich habe es auf die Gefahr hin, Vielen zu mißfallen, mit Platon's Worte zu halten gesucht, der nämlich in seiner Republik, dem alten Homer mit Tadel begegnend, sich damit entschuldiget, „daß ein Mensch nicht höher stehe als die Wahrheit, und er deßhalb reden müsse, wie er denke."

Wenn auch Hillebrand mit weit größerer Liebe und eben deßhalb tiefer als Gervinus auf die modernste literarische Entwicklung eingeht, so steht er doch wesentlich mit ihm auf ein und demselben Standpunkte. Schon in der Musse der Poeten sieht er unsere Poesie-Armuth, die Hast der Produktion und das Durchprobiren aller künstlerischen Mittel, die Dienstbarkeit der Kunst gegenüber dem Zeitgeiste, ohne daß er frei aus der Idee gefaßt und dargestellt werde, das tolle Streben nach dem Forcirten, Auffallenden, und Neuen charakterisirt ihm die laufende Periode. Hillebrand mußte so sprechen; — das eben ist ja die bittere prinzipielle Konsequenz, auf die wir oben hindeuteten — und wir glauben, daß ein unerbittlicher ästhetischer Rigorismus sehr wohl an der Zeit sei. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** München. Der Wittelsbacher Palast, nach Gärtner's Plan, erinnert trotz der Frische und Neuheit seiner nunmehr vollendeten Aeußerlichkeit an die staunenerregende Großartigkeit und Pracht der alten maurischen Königs-Paläste in Spanien. Die rothe Ziegelfärbung seines äußerlichen Schmuckes macht eine romantische, wohlthuende Wirkung auf jede Gesinnung des ihm zum Hintergrunde dienenden Himmels, mag er umwölkt sein, oder im reinsten Azur schimmern. — Diese gothische Burg hat vier achteckige Erkerthürme und bildet ein Viereck von 240' Länge und 220' Breite; die Höhe des Palastes bis auf die Zinnen der Thürme und Pavillons mißt 110 Fuß. — Der innere Ausschmuck hat bereits begonnen. — Schade, daß diese kolossale Wittelsbacher Königsburg in der Ebene und nicht auf einer der an die Stadt stoßenden Isar-Anhöhen zu stehen gekommen ist! +.

*** Aus der Kapelle Greenwichhospitals ist eine wunderliche Bekanntmachung zu lesen, berichtet der Examiner. Sie beschwert sich darüber, daß ein Theil der Veteranen während des Gottesdienstes zu schlafen pflege, und die Bootsmänner werden deshalb angewiesen, dieselben, die höchstbefahrten jedoch ausgenommen, zu wecken und namentlich während der Verlesung des Glaubens munter zu erhalten, sowie dem Capitain vom Dienste darüber Anzeige zu machen.

*** Hamburg. Eine lebendige Carricatur ward auf die Pferderennen versucht, welche dieses Jahr wieder auf den Feldern bei Wandsbeck, aber ohne Hazardspiel, unter starkem Zuströmen des Publikums abgehalten wurden. Die Carricatur darauf bestand in einem Eselwettrennen, das ein Hamburger Wirth auf dem holsteinischen Theile von Eimsbüttel abhalten wollte, weil er auf hamburgischem Gebiete die Erlaubniß dazu nicht erlangen konnte. Er hatte dasselbe auf einen Sonntag Nachmittag angesetzt und verkaufte eine so große Zahl von Billets zu den „bedeckten und sich selbst bedeckenden Plätzen," daß zum voraus Unglück zu befürchten war. Eine Tribüne war erbaut, eine eigene Schenkwirthschaft errichtet und viele andere Wirthe hinten Zelte in der Nähe aufgeschlagen. Als aber das Rennen vor sich gehen sollte, hatte das Publikum, auf den Zuschauerplätzen nicht Raum findend, die Rennbahn besetzt und die vierfüßigen Esel konnten daher nicht laufen. Kaum gelang es, ein Kameel (eine Satyre auf den Weinhallenwirth) über die Bahn zu führen; ein Ziegengespann konnte schon nicht mehr durchkommen und die wirklichen Esel kamen gar nicht zur Producirung, ganz im Gegensatz zum gewöhnlichen Hergang der Dinge. Jetzt schrie das Publikum, es wolle für sein Geld etwas sehen, und obwohl es selbst das schaurige Schauspiel verhinderte, fiel es über die Schenke und die Kasse des Unternehmers her, zertrümmerte Alles und suchte die Gurgel für die Entbehrung der Augenweide zu entschädigen. Die aufgestellte holsteinische Kavallerie war zu schwach, dem Tumult zu wehren, und so ist es nur dem Zufall beizumessen, daß der furchtbare Skandal ohne erhebliche Beschädigung von Menschen vorüberging.

*** Ursachen und Wirkungen. Welches sind die zwei großen und entgegengesetzten Wirkungen, die von der verschiedenen Einwirkung von Wärme und Kälte hervorgebracht werden? fragte ein gelehrter Pädagog einen seiner Schüler. — Die Hitze, erwiederte der Jüngling, dehnt aus, während dagegen die Kälte zusammenzieht. — Sehr richtig, sprach der Lehrer; könntet Ihr aber zur Bekräftigung dieser Wahrheit nicht irgend ein Factum aus Eurer eigenen Erfahrung anführen? — Allerdings! Wenn die Witterung heiß ist, so sind die Tage viel länger, und wenn es kalt wird, nehmen dieselben um ein Bedeutendes ab! A. Thz.

*** Im Baranyaer Comitat hätte unlängst ein Pferdedieb sollen gehängt werden; als er unter den Galgen kam, bat er sich als letzte Gnade aus, noch eine Pfeife Tabak rauchen zu dürfen; es wurde ihm zugestanden. Er rauchte aber so gemächlich, daß ihm endlich befohlen wurde, die Pfeife wegzulegen, so schwer es ihm auch ankommen mochte, und sich zum Sterben anzuschicken. Er lehnte demnach die halb ausgerauchte Pfeife wohlbedächtig an den Galgen an, und stieg muthig die Stufen hinauf; als er oben war, wurde „Pardon" gerufen. Kaum befand er sich wieder unten, so griff er geschwind nach seiner noch glimmenden Pfeife, fing an zu rauchen, und sagte mit stoischer Gelassenheit zu den Umstehenden: „Ueber dem Spaß wäre mir bald meine Pfeife ausgegangen."

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. September. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Montag, den 28. September. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräulein Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 268. Montag, den 28. September 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

8.

Georg Fritz war eine eigenthümliche Erscheinung. Blond mit blauen Augen stellte er den deutschen Schwärmer dar, welcher sein Auge unablässig nach dem Himmel richtet. Er war schlank und zart gebaut; das Leben schien sich bei ihm in die oberen Regionen des Kopfes zurückgezogen zu haben, die sehr groß und stark ausgebildet waren.

Seit seinem Besuch auf dem Schlosse wurde der junge Doctor träumerischer und nachdenklicher denn je. Ganze Tage lang geheimnißvoll in die tiefsten Wälder vergraben ohne Nahrung zu sich zu nehmen, schien er, wie alle unruhigen, von mystischem Wissensdurst gequälte Geister, nur das Bedürfniß zu haben, die Natur in ihrer verborgensten Werkstätte zu belauschen.

Zuweilen brach diese düstere Stimmung in wüsten fieberhaften Träumen hervor, so daß man sich in der ganzen Gegend einander in's Ohr raunte, wie Georg Fritz mit den bösen Geistern im Bund stehe, und die frommen Leute sich bekreuzten, wenn sein Name genannt wurde. Oft sah man ihn die höchsten Berge erklimmen, der Wind wühlte in seinen Haaren, der Mund verzerrte sich und murmelte unverständliche Worte, die Augen waren starr und unverwandt nach dem Himmel gerichtet, als wollten sie den ganzen weiten Horizont in sich hineinsaugen. Die alte Marthe gerieth dann in Seelenangst um ihren Gebieter und fürchtete schon, ein feuriger Wagen werde an einem schönen Tage vom Himmel herabfahren, und den Herr Doctor auf und davon führen, wie einst Elias, den Propheten.

Georg Fritz wollte die Schöpferkraft des Lebens finden. Wie jene alten Alchymisten, welche der Natur den himmlischen Odem abtrotzen wollten, die Statuen und Automaten ihrer Erfindung zu beseelen, so rief der junge Arzt die Sterne, das Licht, die Winde und die Wasser zu Hülfe, Pulcherien, die in der That ja auch nur ein Automat von Fleisch und Bein war, eine Seele zu schaffen.

Nur einen Augenblick wünschte er jenen befruchtenden Hauch zu besitzen, der unablässig Himmel und Erde mit Kreaturen ohne Zahl bevölkert. Sein Haupt über die Abgründe beugend, versuchte er das ursprüngliche Element des Lebens in seine unersättliche Brust einzusaugen; aber die menschliche Brust würde ja diesen schöpferischen Odem nicht fassen können und die unbegriffene Urkraft ist von Ewigkeit her den durstigen Lippen eines Faust fremd geblieben.

Georg Fritz verlebte Tage der trostlosesten Verzweiflung, an welchen er Selbstmord brütete: wenn er aber mitten in der ewigen Harmonie der Schöpfung stand und die unversiegbaren Freudenquellen des Alls in seine dürstende Seele hineinrauschten, dann meinte er doch immer wieder, finden zu müssen, was er suchte. An die Seelenwanderung glaubend, legte er seine Lippen an den Mund sterbender Mädchen; die zerfallende Hülle sollte ihm ihr Lebensprincip abtreten, daß er es der armen blödsinnigen Pulcherie mittheilen könne, die nur ein halbes Geschöpf aus der Werkstätte der Natur hervorgegangen war. Die Seele des Mädchens dünkte ihm wie jene Daphne, welche zur Hälfte von der rauhen Rinde des Lorbeers gefangen gehalten unfähig ist, in das Leben hinaus zu treten; er mußte die Fesseln sprengen und die unbewegliche Seele aus dem Kerker ziehen, wo ihre umnachteten Augen das Licht noch nicht geschaut hatten.

9.

Die ersten Versuche waren langwierig und mühsam. Die starke Organisation des Fräuleins von B** stellte den Anstrengungen des jungen Doctor eine kaum zu bewältigende Unempfindlichkeit in den Weg. Das wiederholte Bestreichen und das kräftige Anblasen, durch welche Operationen die erstarrten Glieder in Aufregung oder in Schlaf versetzt zu werden pflegen, der feste Blick, der wie Blei auf die unstäten, seelenlosen Augen der Leidenden drückte, fanden in dem unglückseligen Mädchen nichts vor als eine aller inneren Erregung und Bewegung baare Masse. Man hätte eben so gut einen Feldstein magnetisiren können. Dem jungen Doctor ging bereits die Geduld aus und er wollte den so liebgewonnenen Gedanken, aus diesem unvollkommenen Wesen ein Weib nach seinem Bilde zu schaffen, wieder aufgeben.

Dieser Kampf zwischen dem schaffenwollenden Georg Fritz und seinem widerstrebenden, thatlosen, unbeholfenen Stoff, an welchem er seine Schöpferkraft entfalten wollte, glich in etwa jenem erhabenen Proceß, da die Gottheit am Anfang von Zeit und Welt in dem ungestalteten, gährenden Chaos die ersten Lebensäußerungen hervorrief. Je mehr Ausdauer und Mühe der junge Arzt entfaltete, je mehr er gewissermaßen über diesem moralischen Chaos brütete, in welchem die kalten und verworrenen Elemente einer künftigen Formation durch einander gäheten, um so mehr glaubte er an äußeren Zeichen seine Hoffnung wieder nähren zu dürfen. Diese unzusammenhängenden, noch ungeordneten Zeichen glichen wieder jenen ersten furchtbaren Erscheinungen, unter welchen die Natur allmälig an das Licht trat. Die Wissenschaft lehrt uns ja, daß der von uns bewohnte Erdball eine lange Kindheit zu durchlaufen hatte, bevor er nach einer Reihe von Umgestaltungen und fortwährenden Verbesserungen, den festen, ausgebildeten Zustand erreichte, in welchem ihn der Mensch bei seiner Ankunft vorfand.

Georg Fritz, durch diese ersten flüchtigen Zeichen außer allen Zweifel gesetzt über ein noch tief verborgen schlummerndes Leben, dessen Gesetze er noch nicht begreifen konnte, setzte seine ersten Versuche mit größerem Eifer als jemals fort. Das Licht seiner Wissenschaft in der Hand, suchte er

Digitized by Google

in die dunkeln Tiefen des merkwürdigen Geschöpfes einzudringen, wo er, wie bei den Pflanzen und Zoophyten, vorläufig weniger ein Leben, als ein Vegetiren voraussetzen mußte.

10.

Georg Fritz ließ Pulcherien alle Einflüsse des Magnetismus empfinden. Man tritt hier in eine phantastische Welt, wo die Wahrscheinlichkeit keinen Sinn mehr hat, wo alle gewöhnlichen und vorgemerkten Regeln sich umkehren, wo der Pilot, der sie durchkreuzen will, nur einen Kompaß hat, — den Glauben.

Der Leser wird also glauben müssen, wenn er eine dunkle Welt betreten will, wo der Verstand des Menschen eine Reihe unerklärlicher Erscheinungen, deren Faden er nicht festhalten, deren Ursache er nicht ergründen kann, eben deßhalb blind durchschreiten muß. Die gewöhnlichen Naturgesetze, mit Einem Schlag durch unbekannte Hebel umgekehrt, scheinen hier die Anstrengungen unsers beschränkten Wissens absichtlich zu verspotten, und wir retten uns eitel und umsonst in die kalten Regionen des Zweifels.

Anfänglich hatte Pulcherie den jungen Arzt ohne Widerstreben gesehen; sie fühlte sich vielmehr durch einen gewissen Trieb zu ihm hingezogen. Seitdem aber Georg Fritz vermittelst seiner Zeichen und durch die Kraft seines Wollens die schlummernden Geister seiner Kranken aufgeweckt hatte, wehrte sich diese gegen die Einwirkungen, stieß mit Sträuben und fürchterlichem Schreien Alles von sich, und versuchte mit den Händen das magnetische Fluidum von sich fern zu halten.

Dieser Widerstand Pulcherien's gegen die energische Einwirkung des Doctor Georg Fritz mußte wiederum jenem Sträuben und Aufgähren des Chaos gleichen, als es die schöpferische Kraft gegen seinen Willen aus der langen ursprünglichen Ruhe heraustreten ließ, um es für die Formationen des Lebens in Bewegung zu setzen. Die Fähigkeiten und Kräfte dieser unbeholfenen Masse, welche in Trägheit und Schlaf befangen lagen, grollten der fremden Gewalt, welche sie zur Entfaltung und Thätigkeit antrieb: sie fühlten sich ja so behaglich in ihrem Nichts.

Trotz der Widersetzlichkeit dieser mißgestalteten Natur, die nicht ins Leben treten wollte, gelang es Georg Fritz am Ende doch, sie zu bändigen und sich unterwürfig zu machen. Die Kraft des Wissens ließ ihn das Sträuben einer blinden Masse bezwingen, der Geist siegte über das Fleisch. Herr der Bewegungen und Functionen seiner Kranken hatte Georg eine Herrschaft über dieselbe errungen, die, wenn sie auch nur auf den Organismus beschränkt blieb, doch schon mächtig genug war. Man kennt in diesem Punkt die geheimnißvollen Einwirkungen des Magnetiseurs. Fritz flößte gewissermaßen den Sinnen Pulcheriens seinen Willen ein, so daß er sich die außerordentlichsten Wirkungen davon versprechen durfte. Die Kranke war äußerlich nichts weiter als eine Harfe, in deren Saiten die Finger des jungen Arztes sich mit Geschick bewegten, um sie in allen Accorden erklingen zu lassen, die er zu hören wünschte. So wiederholte sich in der Behandlung Pulcherien's in gewissem Sinn jene schöne Fabel des Alterthums von Orpheus, der die Seele seiner Eurydice durch die wundervollen Harmonien seiner Leier und durch die Allgewalt seiner Liebe aus dem schauerlichen Dunkel des Tartarus zum Lichte der Oberwelt heraufführt.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Forster.

(Schluß.)

Forster hat außer einer großen Menge Schriften (unter denen namentlich seine vielen Uebersetzungen,) die der literarischen Erwerbthätigkeit angehören, mehrere andere hinterlassen, welchen das Gepräge des Klassischen nach Inhalt und Form aufgedrückt steht. Sie bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Politik, Kritik, der Kunst und Literatur, wie auf dem der Naturwissenschaft und Völkerkunde. Was seine Werke im Allgemeinen auszeichnet, ist die edle großartige Unbefangenheit des Sinnes, der sich fast in allen kundgiebt, dazu die bestimmte Richtung auf die Sache, die Klarheit der Auffassung, die Höhe der objektiven Beurtheilung bei aller subjektiven Theilnahme, die Besonnenheit, das Maß, die weltmännische Freiheit und Sicherheit des Tons, die selbst noch durch die Begeisterung zieht, endlich die Gediegenheit stylistischer Behandlung, welche sich ebensosehr durch Einfachheit der Mittel als durch Kraft der Färbung, Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, gebildete Männlichkeit und im Ganzen durch ebenmäßige Haltung charakterisirt. Ein Feind spekulativer Abstraktionen (wie er denn gegen Kant's abstraktive Behandlung der Aesthetik polemisirte) weiß Forster doch seinen Schriften den lebendigen Hauch und freiblickenden Geist der Philosophie mitzutheilen. Wir möchten ihn wie persönlich, so auch literarisch in mehr als einer Hinsicht wohl Lessingen vergleichen, den er freilich nicht überall an Schärfe des Denkens und an Reichthum der Ideen erreicht. Auch ist seine Darstellung, der angeführten Tugenden ungeachtet, nicht durchweg frei von Härten, die jedoch keine solche Bedeutung gewinnen, daß sie, bei der fast durchgängigen Korrektheit des Styls, den Eindruck klassischer Haltung des Ganzen stören könnten.

Wir sprechen nicht von Forster's kleineren Schriften, die theils Völker- und Länderkunde, theils Naturgeschichte und menschliches Leben betreffen. Reinheit der Beobachtung, praktisches Urtheil, belehrender Gehalt, vielfach anziehende, lebensvolle Darstellung zeichnen die meisten dieser Aufsätze vortheilhaft aus. Die Briefe, welche, wie wir schon bemerkt, seine Frau besonders herausgegeben und mit einem biographischen Abriffe begleitet hat, verbreiten sich über die bedeutsamsten Personen und Verhältnisse eines wichtigen Zeitraumes des vorigen Jahrhunderts (1778 — 1794). Sie zeigen klaren Blick, weltgebildete Uebersicht und Richtigkeit des Urtheils in hohem Grade. Mit prophetischen Worten verkündet Forster die Umwälzung, zeichnet dann, nachdem sie eingetreten, ihren Charakter auf's treffendste und deutet mit sicherem Vorblicke auf ihre Entwickelung und Folgen hin. Dabei treten Personen und damalige sociale Zustände in scharfer Beleuchtung hervor. Ueberall aber bemerkt man des edlen Mannes hohe Gesinnung und wahrheitsstrebenden Geist, vor denen die schwache Empfindsamkeit wie die kleinliche Beurtheilung schlechthin zurücktreten. — Unter den größeren Schriften Forster's begegnen wir zunächst der „Reise um die Welt". Sie enthält die Resultate der Cook'schen Weltumsegelung in den Jahren 1772—1775, auf welcher er, wie wir gehört, als Jüngling seinen Vater begleitete. Sehen wir ab von ihrem Verhältnisse zur Völker- und Länderkunde, sowie zur Naturgeschichte, welches nach dem damaligen Stande dieser Wissenschaften zu beurtheilen ist, so haben wir in literarischer Hinsicht die klare Auffassung, die unbefangene Erzählungsweise und die lichtvolle, oft bis zur Begeisterung sich

Digitized by Google

erhebende Schilderung der Gegenden, Menschen und ihrer Sitten zu bemerken. Mag auch die Neuheit, womit jene damals noch so fremden Welterscheinungen den jugendlichen Sinn erfaßten, die Darstellung nicht selten über die Grenzen der ruhigen Anschauung und Erzählung hinausgetrieben haben, immer wird das Buch, welches eine bestimmte Richtung unserer Prosaliteratur gewissermaßen eröffnet, eine Zierde derselben bleiben. — Höher an Geist, reicher an Ideen, reifer an Welt- und Menschenkenntniß ist das Werk, welches unter dem Titel „Ansichten vom Niederrhein" die Erfahrungen, Empfindungen und Gedanken enthält, die Forster auf der Reise, die er, wie wir gehört, mit Alex. v. Humboldt nach den Niederlanden, Frankreich und England (1790—1791) machte, bildete und sammelte. Mit dieser Arbeit, welche er „mit dem Muthe eines Löwen" unternahm, wollte er den Besten seiner Nation gefallen. Was die Schrift zunächst und im Allgemeinen charakterisirt, ist die Kunstgestalt, in der sie wie das Erzeugniß eines durchaus gereiften Geistes vor uns hintritt. Wir sehen ein Werk, an dem Gedanke wie bildender Genius sich gleich sehr betheiligt haben. Gehalt und Form sind zu freier Einheit zusammengegangen, Verstand und Geschmack finden sich in demselben Maße befriedigt. Unsere nationale Prosa darf die Schrift als eins ihrer schönsten Denkmale aufweisen. Der Verfasser erscheint darin auf dem Standpunkte persönlicher Durch- und Hochbildung, philosophischer Denkfreiheit und ästhetischer Weltanschauung, woraus, wie man es wohl bezeichnet hat, „eine gewisse Vornehmigkeit des Tons" in Ausdruck und Haltung entstand. Göthe, Schiller, W. v. Humboldt und Andere bewegen sich in dieser Weise. Forster hat die Kunst verstanden, das Verschiedene zu objektiver Gesammtheit, die Einzelnheiten des Stoffs in der Allgemeinheit der Ansichten und Gesichtspunkte auf das glücklichste zu vereinen und hiermit Anschauung, Wissen und ideales Urtheil zugleich zu befriedigen. Eine seltene Fülle und Vielseitigkeit des Inhalts tritt uns entgegen an der Hand eines weltgewandten Führers, gründlichen Kenners und genialen Beobachters. Keine Seite, die den denkenden Menschen anziehen kann, ist unbeachtet geblieben. Es ist zu bewundern, wie es dem gelehrten und talentvollen Manne gelungen, alle Hauptfragen der Zeit an seine gelegentlichen Reiseanschauungen zu knüpfen und sie so in ihrer Allgemeinheit gewissermassen zu individualisiren. Literatur und Kunst einerseits, die politische Konstellation andererseits theilen sich vornehmlich in die Schrift, welche Lessing's kritischen Seherblick, Schiller's Freiheitssinn, Göthe's plastisch-bestimmte Anschauung und W. v. Humboldt's ruhig formelle Haltung an sich darstellt, dabei überall sich im Gebiete der Kunst auf der Höhe reiner Schönheit, im Gebiete der Politik und Geschichte auf der eines besonnenen, obwohl entschiedenen Liberalismus behauptet. Was aber dem Buche einen eigenthümlichen Werth für uns gibt, ist der rein deutsche Charakter, den es trägt, und der uns hauptsächlich in der Art und Weise entgegenkommt, womit der Verfasser die Gründlichkeit der Sachkenntniß mit dem Ernste der Wahrheit und der Innigkeit des Gefühls vereint hat. Er belehrt, indem er erweckt, und er erweckt, indem er belehrt.

Neben dieser nationalen Eigenthümlichkeit darf aber die Schrift noch von Seiten der politischen Auffassung der Dinge und der damaligen Gegenwart als ein ruhmwürdiges Denkmal socialer Weisheit wie Gesinnung zugleich betrachtet werden. Idee und welthistorische Bedeutung der Revolution sind nirgends tiefer und wahrer gefaßt worden. Wir erblicken den Mann des Fortschrittes und den Freund der Menschheit auf der Höhe kosmopolitischer Umsicht und staatskluger Beurtheilung. Mit großem Geschick weiß er alle politischen Fragen unter dem Prinzipe vernünftiger Freiheit zu behandeln. Das echte Palladium staatlicher Freiheit sieht er vor Allem in der Oeffentlichkeit der Rechtspflege. „Kein Land und Volk", schreibt er, „wage sich frei zu nennen, so lange ihre Richter bei verschlossenen Thüren über das Schicksal ihrer Mitmenschen entscheiden — im Verborgenen richten ist Meuchelmord!" Wie würde der Mann staunen, wenn er seine Landsleute nach fünfzig Jahren noch in der Gefahr solcher Meuchelei von rechtswegen fände, und in einer Volkskammer die hohe ministerielle Weisheit vernehmen müßte, daß die Oeffentlichkeit die gute Moral in Verlegenheit bringen könne. Was doch unsere Staatsmänner so zart moralisch thun, wenn der moralische Popanz dazu dienen soll, dem Volke zu verweigern, was des Volkes ist! — Forster's politische Denkweise tritt aber am entschiedensten in der Erwiederung hervor, die er gegen Burke's oben berührtes Buch über die französische Revolution ergehen ließ, und die sich rühmlich neben Fichte's gleichfalls schon erwähnte „Beiträge zur Berichtigung des Urtheils über die Revolution" stellen darf. Ernst und scharf weist er die kurzsichtige Auffassung des englischen Schriftstellers zurück. In Burke widerlegt er Alle, die wie dieser wegen der Irrthümer, welche sich in die Entwickelung jenes großen Dramas drängten, dessen tiefgehende welthistorische Bedeutung verkennen wollen. Treffend deutet er darauf hin, wie die Schreckuisse und Ausgeburten der Revolution nicht in ihr, sondern in der gänzlichen Verderbtheit der vorausgehenden Zeiten und Generationen ihren Grund hatten. „Der jetzige Zustand", spricht er, „ist jedesmal im Vorhergehenden gegründet, und je verächtlicher Burke von der Nationalversammlung sprechen darf, je mehr Gräuel und Laster er in dieser Menschenfresserhöhle gewahr wird, desto verabscheuungswürdiger erscheint die vorige Verfassung, in welcher sich solche Ungeheuer erzeugen mußten." Weiter heißt es: „Nicht die Weisheit oder Thorheit der Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften Klerus und den mark- und hirnlosen Adel der damaligen Zeit vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Korporationen hat sie ihrem Untergange zugeführt." Zugleich bemerkt Forster sehr richtig, daß Burke auf eine keineswegs sehr würdige Art durch oratorischen Pomp und namentlich durch Schimpfwörter, „die fast allen Reichthum der Sprache erschöpfen," eine Handlung verdächtige, die er nicht begreifen mag oder kann. Ueberhaupt aber ist die französische Revolution nirgends bis auf die jüngste Schrift Dahlmann's herab in ihrer geschichtlichen Nothwendigkeit, ihrem wahren Charakter und Verhältnisse zur Zeit und zu dem Fortschritte der Menschheit, kurz, in ihrer ganzen welthistorischen Bedeutung, also vom Grunde der Idee aus, tiefer aufgefaßt und richtiger beurtheilt worden. Forster war kein sansculottischer Republikaner, sondern ein kosmopolitischer Patriot, der die Frucht des neuen republikanischen Kampfes den Nationen und namentlich seinem deutschen Vaterlande nach Maßgabe der Empfänglichkeit und eigenthümlichen Stellung zugewendet wissen wollte.

— —

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Frankfurt, den 26. Sept. Gestern Abend hat Fräulein Jenny Lind ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne als Amine in der „Nachtwandlerin" eröffnet. Es wäre ein eitel Bemühen, wollte man neue Blumen und Blätter in den Kranz ihres Ruhmes flechten. — Wenn sich nüchterne, eingetrocknete Seelen da und dort in wohlfeilem Spott über die „Enthusiasten" auslassen, so vergessen sie, daß zu bedauern bleibt, wer keines Enthusiasmus fähig ist, wo die Natur so verschwenderisch geschaffen hat. Es sei Jedem vergönnt, wenn ihm der Mond nur deßhalb scheint, daß er in stockfinsterer Nacht nicht falle, wenn ihm Höhen und Tiefen nur darum wechseln, weil von oben das Wasser abläuft und unten die Rüben besser gerathen. Aber Allen, denen der Nachthimmel mit seinen Welten und die Erde in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ein aufgeschlagenes Buch ist, in welchem sie von der ewigen Göttlichkeit und des Menschen Verwandtschaft mit ihr lesen sollen, werden Den beklagen müssen, dem die Sprache dieses Buches unverständlich geblieben: die „Enthusiasten" werden über den Egoisten mitleidig die Achsel zucken. — Auch Jenny Lind ist das aufgeschlagene Buch einer wunderbaren Natur, in welchem die Kunst auf der Folie menschlichen Adels in einer Weise verzeichnet steht, die man früher kaum geahnt, heute noch nicht begriffen hat. Man vergeht sich deßhalb an dieser Schöpfung, wenn man die Sängerin, die Darstellerin und die äußere Erscheinung mit ihrem gewaltigen Eindruck von einander sondern will, gerade wie es eine Sünde wäre, wenn man die erschütternde Gruppe des Laokoon zertheilen wollte: denn eben in der ursprünglichen Einheit, in der Verschmelzung aller Factoren liegt die große Bedeutung der Jenny Lind, und eben aus dieser Einheit erzeugt sich ihre gewaltige Wirkung auf die Masse, ohne daß diese sich der Ursache bewußt zu werden brauchte. Die Kritik muß bei Jenny Lind schweigen und mag, namentlich an ihrer vollendeten Darstellungsweise, lernen; wem aber Gott die Gnade verliehen, eine solche Erscheinung würdigen und sich daran erfreuen zu können, — nun der lasse sich in Gottes Namen von den Philistern einen „Enthusiasten" schelten. E. S.

*** Fürst Blücher's Galanterie. Als Fürst Blücher nach beendigtem Feldzug Hamburg besuchte, veranstaltete man auf der Steenschanze eine große Revue der Hamburger Bürgergarde. In einem in Mitte dieses großen Raumes erbauten Zelte wurde dem gefeierten Helden ein solennes Frühstück servirt, zu welchem sich alle Notabilitäten Hamburgs einstellten. Unter den Anwesenden befand sich auch eine Madame Schröder, die mit einer prächtigen Stimme begabt, vorzüglich durch einen meisterhaften Vortrag des God save the king bekannt und berühmt war, was dem Helden von Waterloo mitgetheilt wurde, und bei ihm den Wunsch rege machte, von der Dame genanntes Lied vortragen zu hören, wozu sich dieselbe auch sogleich bereit erklärte. Nachdem sie geendet, drückte der Feldherr in herzlichen Worten für die Bereitwilligkeit, mit der sie seinem Wunsche nachgekommen sei, seinen Dank aus und fügte in scherzendem Tone bei, daß er, um ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, bei ihrem nächstgeborenen Kinde Pathenstelle vertreten wolle. Madame Schröder für diese Ehre herzlich dankend, äußerte, so ehrenvoll auch des Herrn Grafen Anerbieten für sie sei, doch den Wunsch augenblicklich ein wenn auch noch so kleines Zeichen seines Wohlwollens zu empfangen. Auf einen Wink Blücher's gab man ihm seinen Hut, auf dem ein weißer Federbusch wehte. „Madame", sagte er sich freundlich verbeugend, „ziehen Sie aus diesem Federbusch eine Feder. Er hat in allen Schlachten meinen Kopf bedeckt und wenn seine Weiße etwas geschwärzt ist, so bedenken Sie, daß der Dampf der Kanonen es war, der ihm seine natürliche Farbe raubte. Diese Büschel war der Schrecken meiner Feinde, der Leitstern meiner Soldaten und er war mehr als einmal die Standarte, um die der wildeste Kampf tobte. Nehmen Sie daraus eine Feder und erhalten Sie mir ein freundliches Andenken!" Jahresz.

*** München. In wohlunterrichteten Kreisen spricht man von einem Circular, worin die Mitglieder der Hofbühne an die bestehende Verpflichtung erinnert werden, daß kein Mitglied des Hoftheaters ohne vorerst nachgesuchte und dafür erhaltene Erlaubniß über die Bühnenverwaltung, Leistungen der Kunstanstalt u. s. w. in öffentliche Blätter schreiben oder schreiben lassen oder dergleichen Aufsätze in Journale einsenden oder befördern, noch irgend eine Faktion im Publikum erregen oder Theil daran nehmen solle, mit dem „Beifügen", daß die Mitglieder der Hofbühne den Umgang mit sogenannten Literaten zu vermeiden haben, widrigenfalls Anzeige zur allerhöchsten Stelle zu gewärtigen wäre. — Das „Beifügen" macht großes Aufsehen. Es ist zwar noch immer nicht so, als wenn einst die Weimarische Bühnenverwaltung den Theaterangehörigen allen Umgang mit Göthe, Schiller, Wieland und Herder hätte verbieten wollen. München hat keine solchen Literaten wie damals Weimar hatte. Indessen sind Plötz, Thiersch, Herrmann, Löhle, Schmid, Duxendeeger, Schubert ꝛc. doch auch solche Literaten, die wohl nimmer unter so allgemeiner Umgangsverpönung gemeint sein können. Vielmehr mag man vielleicht nur deßhalb die Sache so allgemein bezeichnet haben, um nicht genöthigt zu sein, denjenigen zu nennen, der die seltsame Maßregel veranlaßt haben soll. Man soll nämlich die moralische Ueberzeugung, nicht aber die rechtliche Gewißheit haben, wer fortwährend in einem hiesigen Blatte, mehr aber noch in der „Leipz. Theaterchronik" die Intendanz, Regie und einzelne Mitglieder auf eine Art angreift, welche der schuldigen Achtung mehr als zuwider läuft. — Nächstens mehr hievon. +.

*** Es scheint in neuester Zeit eine Tod-Lüge sich immer wiederholen zu wollen. Seit ein paar Jahren meldet man in Zeitungen jetzt den Tod dieses, dann jenes Schriftstellers, die gleich nachher in witziger oder nicht witziger Erklärung selbst die Kunde verbreiten, daß sie noch „die Erde treten, die einst ihren Leichnam drücken wird." Bei der stets Vermehrung solcher Tod-Lügen möchte man fast glauben, daß dieser oder jener Schriftsteller zuweilen dabei selbst die Hand im Spiel hat, um sich möglichst ein wieder erwecktes Leben in der Lesewelt zu gewinnen.

*** Omnibus in London. Die Gesammtzahl der Omnibus, welche jetzt die Straßen von London durchziehen, ist 1490, welche etwa 4000 Menschen beschäftigen. Auf einigen Straßen gewinnen sie täglich 4 Pfd., auf andern nur 2, nimmt man aber auch nur letztere Zahl an, so gewinnen sie täglich 2980 Pfd. und jährlich 1,087,700 Pfd.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 27. September. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Montag, den 28. September. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräulein Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 269. Dienstag, den 29. September 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

11.

Oft will aber der Magnetiseur nicht direct auf seine Kranke wirken; er bedient sich dann oft solcher Vermittler, denen er seine Wirkungskraft mittheilt. Unempfindliche Gegenstände, die er sich dienstbar zu machen weiß, fügen sich dann wie ein treues Gesinde seinem Willen.

So sah man denn eines Abends Georg Fritz in dem Schlosse an einem der Bäume des Parks seine geheimnißvollen Operationen vornehmen. Die Dienerschaft im Hause lachte darüber, da sie sich nicht denken konnte, was der sonderbare Mann mit dem Baum zu schaffen habe. Als Pulcherie am folgenden Morgen erwachte, gab sie durch Gebärden die Absicht zu erkennen, auszugehen; ihre Zofen konnten dies nicht begreifen, denn Fräulein von B** wollte in der Regel niemals ihr Zimmer verlassen; eine süße Behaglichkeit hielt sie darin zurück. Man reichte ihr den Arm, um sie die Stufen der Freitreppe, welche nach dem Garten ging, hinabzugeleiten. Aber kaum hatte das Mädchen den Fuß in die Allee gesetzt, als sie den Frauen ihren Arm entwand und allein, wie von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen, auf den Baum zuging, welchen der Doctor Tags zuvor magnetisirt hatte; es war eine Stechpalme mit ihren rauhhaarigen Blättern. Pulcherie lagerte sich in den Schatten des Baumes und schlief ein. Die Blätter, feucht vom Thau und vom Winde bewegt, schienen alle Gedanken von Georg Fritz einen nach dem andern über die schöne Träumerin auszugießen; dann bildeten sich einige unverständliche Worte, wie wenn man im Traume spricht, und erstarben auf den halbgeöffneten Lippen des Mädchens. So schlief Pulcherie bis zum Abend. Ihr Vater, erschreckt, versuchte sie aus dem Schlummer zu wecken; aber es wollte ihm nicht gelingen. Man durfte sie noch so heftig am Arme rütteln, ja sogar ihre entblößte Schulter mit einer goldnen Nadel stechen, sie gab kein Lebenszeichen von sich. Da kam endlich der junge Doctor. Mit den Worten: „Pulcherie, ich bin es; stehe auf!" reichte er ihr seine Hand, und sie erwachte.

Von dieser Zeit fand sich Fräulein von B** jeden Tag an dem Baume ein, um einige Stunden in seinem Schatten zu schlafen. Sie verfehlte nie die rechte Palme: der magnetische Baum stand zwar ganz tief in dem Gehölz, aber er zog sie durch seine wundersame Gewalt unwiderstehlich an.

Eine schwere, von Schlaf und Vergessenheit getränkte Binde fiel sogleich auf ihre Augen, und sie schlummerte ein. Nicht nur wohlthätige Ruhe, sondern auch süße Träume und lichte Visionen bot dieser Baum, und es schien wahr werden zu wollen, was der Doctor so oft ausgesprochen: nur im Schlafe könne Pulcherien's Seele erwachen. In demselben Park befand sich noch ein andrer bezaubeter Baum, ein dichtbelaubter Nußbaum, welchen Georg Fritz häufig magnetisirte. Dieser hatte die Bestimmung, Pulcherien abzustoßen, indem er ihr ein feindliches, schmerzbereitendes Fluidum nach dem Kopf strömte. Sie versuchte trotz alledem öfter, ihm nahe zu kommen; aber dann wuchs der Widerstand auf Seiten des Baumes in einem furchtbaren Verhältniß. Pulcherie fühlte sich mit der größten Gewalt und in weite Ferne zurückgeworfen. Vergebens strengte sie sich manchmal an, gegen diesen widrigen, verwirrenden Strom anzukämpfen; immer mußte sie weichen. Dieser Baum, der sich so siegreich gegen jede Annäherung vertheidigte, würde in jedem Andern als Pulcherien Schrecken und Bestürzung hervorgerufen haben, und hieraus, wie aus allem Vorhergehendem ergibt sich, daß Pulcheriens Zustand mehr oder minder auf die Wirkungen der positiven und negativen Electricität zurückbezogen werden muß.

12.

So oft wiederholte und so wunderbare Versuche konnten auf die Dauer nicht verfehlen, in Pulcheriens Seele anzuklingen und sie aus ihrer Verdumpfung zu wecken. Diese Seele wollte aber noch immer nicht an den Tag heraustreten: sorgfältig und lange eingewoben in die undurchdringlichen Finsternisse der stumpfen und blinden Sinne, wollte sie sich vor dem Licht, das sich mit einem Mal um sie verbreitete, mit aller Kraft verbergen, ähnlich wie manche der Tageshelle feindliche Vögel sich immer in das Dunkel zurückziehen.

Georg Fritz bemühte sich nun mehr denn je, auch dieses Hinderniß wirksamst zu beseitigen. Statt der langen Beschreibung von dem Fortgang und den Resultaten dieses moralischen Kampfes genüge zu wissen, daß jeder Tag schätzbare Zeichen der Entwickelung mit sich brachte. Der Kopf Pulcherien's war in Thätigkeit.

Seit einiger Zeit bewegte Fräulein von B** während der magnetischen Sitzungen ihre Lippen als wolle sie das düstere, blödsinnige, ewige Schweigen brechen; aber ihren bewegten Lippen fehlte der Laut, gewisse unsichtbare Bande schienen das Wort sclavisch auf dem Rand des unmächtigen Mundes zurückzuhalten.

Sie litt ersichtlich an jener unbezwinglichen Stummheit, welche das innere Leben und Weben nicht zur Aeußerung kommen läßt. Georg Fritz gab sich unsägliche Mühe, die Anstrengungen seiner Kranken zu unterstützen, und mit Gewalt das Wort über die widerstrebenden Lippen zu führen; er vermochte es nicht. Die Organe, neidisch darüber, daß sich die Seele ihrer Botmäßigkeit zu entledigen strebte, schienen die Gefangene, ihr Bemühen zu vereiteln, in den tiefsten Kerker zurückweisen zu wollen. Diese strebte und kämpfte, die Fesseln zu brechen, die Riegel zu lösen, aber vergebens; nach fruchtlosen Anstrengungen sank sie

Digitized by Google

wieder unheilbar erschöpft zurück, so daß selbst der junge Doctor wieder zu verzweifeln anfing.

Kommen wir noch einmal auf die Erschaffung der Welt zurück, mit welcher die moralische Wiedergeburt Pulcheriens eine überraschende und allerdings etwas geheimnißvolle Aehnlichkeit hat, so muß man sich jenen Tag vorstellen, an welchem, da die mit Leben beseelten Geschöpfe noch nicht erschaffen waren, auf der jungen Erde ein tiefes, unheimliches Schweigen herrschte. Ringsum Todesstille. Der große Geist der Welt war vorhanden, er offenbarte sich in Allem und durch Alles; auch der Begriff war vorhanden für das Einzelne wie für das Ganze, aber in der Trägheit, in der Unbehülflichkeit der Materie gefangen gehalten durch unsichtbare Fesseln, konnte sich das Wort nicht frei machen. Gewissermaßen versclavt mußte es die allmälige Entwickelung des Lebensorganismus von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten abwarten, um gerettet zu werden. In der Pflanze war und ist es noch tief eingekerkert, in den edlern Thieren blieb und bleibt es immer gefesselt, wenn es auch in dem Laute Gestalt zu gewinnen strebt, erst in dem Menschen hat es sich ganz frei gemacht und seinen Aufflug genommen.

Die erste Stimme, welche sich in der neuerschaffenen Welt vernehmen ließ, war ein ungeheures und unmöglich zu beschreibendes Ereigniß. Diese Stimme war das überraschende Zeichen der Befreiung des Geistes, welcher bisher in den niedrigen und dunkeln Regionen der Materie in ehernen Banden gelegen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Architektur.

Die Münchner fliegenden Blätter haben seit einiger Zeit auf ergötzliche Weise und in dem ihnen eigenen, gesunden, drastischen Humor die dortige moderne Architektur persiflirt. Freilich sollte man billigerweise die Schwierigkeiten aller Art erwägen, mit denen unsre Architekten der neuern Zeit zu kämpfen haben, um einzusehen, daß auch in dieser Sphäre wie in gar vielen andern die größte augenblickliche Zerfahrenheit und Unsicherheit den Baukünstler einengen und verlegen machen. Wir haben leider im Lauf der Zeiten neben politischen Verlusten auch manches Andere verloren; ob wir schuld oder nicht schuld sind, ist eine andere Frage, über welche sich reden ließe; — immerhin aber ist gewiß, daß auch unser deutscher, selbstständig durchgebildeter Geschmack, wie er im Mittelalter in glorreicher Blüthe üppig sich über das damalige gebildete Europa verbreitet hatte, dahin ist, — und daß wir heute in der Fremde für jenen erhabenen, Jahrhunderte alten, ehrwürdigen Baustyl, allerwärts ausländische Lappen eintauschen. Was wir uns auch vorrechnen mögen über unsere Fortschritte, — wir haben Viel gelernt, sind weit vorgerückt — aber die äußeren sichtbaren Zeichen, jene monumentalen Charakteristiken großer Zeiten, fehlen dennoch überall. Es ist der Kunst noch nicht gelungen, sich in bleibend nationalem Werthe zu zeigen.

Ich will von München reden. Dort geschieht in der That in allen Künsten viel, doch sind die eigenthümlichen unabhängigen Elemente selten. Man baut griechisch, byzantinisch, altitalienisch, gothisch, — dann auch gelegentlich im sogenannten modernen italienischen Style, nur hat man es bis jetzt nicht dahin bringen können, auch nur ein einziges Wohnhaus zu bauen, welches unsrer Zeit, unserm Klima und unserm deutschen Geschmack insonderheit zusagen könnte; und doch wäre damit mehr gewonnen für die volksthümliche Kunst, als wenn man da einen italienischen Palast und dort eine byzantinische Kirche, hier eine Loggia und wo anders einen griechischen Tempel nachahmt. Man sieht in München, namentlich bei Wohnhäusern, im Allgemeinen viel zu wenig auf schöne Verhältnisse und richtiges und tüchtiges Durchbilden der Grundrisse, was dann immer zur Folge hat, daß eine oft überladene Ornamentistik nachhelfen soll. Daß man zu dem Ende die Gebäude in neuester Zeit, ich möchte sagen buntscheckig bemalt und so die Formen durch die Farbe beeinträchtigt, ist ein weiterer Fehler, welchen der gesunde Geschmack nie billigen kann, wie auch allenthalben das Urtheil des Publikums nicht dafür ist. Was unter einem tiefblauen Himmel, in einer Vegetation der glühendsten Farbenpracht schön sein kann, — das wird unter grauem Himmel und andrer Pflanzenwelt wie gesagt buntscheckig erscheinen.

Und gleichwohl geschieht in München mehr für die Architektur als irgendwo. Vergleicht man die Bestrebungen andrer Städte damit, so muß man immerhin zugeben, daß dort nicht einmal entfernt so viel Geschmack zu Tage gefördert werde. In München sind jedenfalls dem Künstler mehr als sonst Mittel und Gelegenheit gegeben, sein Talent zu entwickeln und nach Umständen thatsächlich geltend zu machen — und man kann bereits nachrechnen, welche Früchte das getragen hat. Vielleicht gelingt es dem Einen oder dem Andern zuletzt doch, einen für unsre Zeit eigenthümlichen Weg einzuschlagen. Ich sage nur einen eigenthümlichen Weg, denn einen neuen Styl herbeicitiren zu wollen, ist eben so unmöglich, als es überhaupt unwahrscheinlich ist, daß sich je wieder einmal eine länger andauernde Geschmacksperiode bilden werde. Als die Menschen sich noch mehr in der Gattung verloren hatten, als einzelne große Geistesbewegungen noch Jahrhunderte nachklingen konnten in einem Menschen wie im andern, — da war es möglich, daß Kunstformen sich Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang erhalten konnten. Die älteren Kunstepochen waren progressive von längerer Dauer als die jüngern; und in unsern Tagen schlägt der Geschmack des kommenden Decenniums den des jetzigen. Der Mensch hat sich zu sehr zum Individuum herangebildet, als daß er sich noch allgemeinen Formen anschließen möchte. Auch spielt das Material in der Architektur eine Rolle wie in keinem andern Kunstfach: — und nun kann morgen schon eine technische Erfindung kommen, welche, ehe sie der Architekt mit Geschmack durchzubilden vermag, von einer andern überholen wird. Unter solchen Umständen könnte man dem Architekten höchstens empfehlen, (wie oft dies schon geschehen, bedarf keines Beweises) bei Gebäuden eigenen oder stylosen Geschmacks wo möglich gar keine hergebrachten Formen zu gebrauchen und jede Art von Dekoration aus dem Material und der Construction hervorgehen zu lassen, bei stylistischen und reichverzierten Gebäuden aber einen unserm Klima entsprechenden ältern Styl bis zum tiefsten Ursprung zu verfolgen, verstehen zu lernen und dann anzuwenden.

Der königlich griechische Baurath Ludwig Lange hat in der letztern Weise jetzt Entwürfe veröffentlicht, welche für ein fürstliches Haus projectirt sind und ein erstes Heft von seinen „Werken der höhern Baukunst“ bilden. In diesem Project ist der Rundbogen- oder gemeinhin der byzantinische Styl mit Verständniß und Ge-

Digitized by Google

schmack sowohl, als in origineller und freier Behandlung angewendet. Man findet fast aus jeder Art seines Erscheinens in verschiedenen Zeiten Anklänge und dabei ist das Ganze, wenn man näher auf den Grundriß eingeht, ebensowohl auf Zweckmäßigkeit und Bedürfniß, als auf comfortable Behaglichkeit in einer Weise überdacht, die wirklich viele Poesie in sich birgt. Es ist doch sehr zu beklagen, wenn es einem talentvollen Architekten nicht gelingt, seine Ideen zu verwirklichen, wenn seine letzte Satisfaction für vielen Aufwand von Phantasie und Nachdenken keine andere ist, als die, seine Projekte veröffentlichen zu können. Mögen sich junge Architekten diese Entwürfe nur recht beschauen, denn gar manche schöne Architektur ist in Deutschland einem Stück Papier anvertraut und gar manche Flachheit macht sich in der Ausführung auf brutale Weise breit im platten Lande. Besonders sind in diesem Entwurfe die beiden Seitenfaçaden ein reizend anziehendes Bild, welches diese Räume im schönsten Sinne als die Wohnung, würdig eines edlen Menschen, erscheinen lassen. Die vordere Ansicht zielt mehr auf Würde und imposante Pracht; doch sind bei alledem die romantischen Theile nirgends überladen und meistens selbst mit geringen Kosten herzustellen. Zwar sind viele Sculpturen andererseits projectirt, allein sie spielen keine so bedeutende Rolle für den Haupteindruck, daß sie nicht als einfachere Ornamentistik behandelt werden könnten, wenn nämlich auf die vorgeschriebenen Mittel Bedacht genommen werden müßte. Sie sind ohnehin auch meist so angebracht, daß sie durch Malereien ersetzt werden könnten, was der Totalwirkung um so weniger schaden könnte, als die mosaikartige Behandlung in Backsteinen für das Colorit einen Uebergang bilden würde. So wie der Verfasser dieses Entwurfs sich in der Erklärung seines Planes ausspricht, unterliegt es keinem Zweifel, daß das Projekt für den Palast des Kronprinzen von Bayern erdacht war, — dahin zielen auch wohl einige Embleme; — und gewiß ist es auch daher zu erklären, daß das Gebäude in der vorgelegten Zeichnung seinen Platz in der Brienner Straße in München an der Ecke der Türkenstraße einnehmen sollte. Gerade für diesen Platz muß man den ganzen Entwurf als besonders gelungen und überlegt erklären. Denn wenn man jene Umgebungen des Gebäudes kennt, wird man besonders noch die hintern Räume, welche nach dem gräfl. Baiersdorfischen Palais zu stehen kämen und mit bedeckten Gängen ebner Erde und Balkon und Erkern im zweiten Stock versehen waren, liebgewinnen müssen. Ohne Zweifel war dorthin ein Garten gedacht, der zwar nicht sonderlich groß sein konnte, aber immerhin genügt hätte. Ganz hübsch ist deßhalb dort der Festsaal, ein Lesezimmer und noch im ersten Stock ein Zimmer des Fürsten hingedacht. Ueberhaupt kann man leicht sehen, daß der Künstler seine Aufgabe mit Liebe und innerm Antheil löste; denn passender könnte eine Wohnung für ein jugendliches Fürstenpaar kaum erdacht werden. Gärtner hat die Aufgabe zu lösen, diesen Entwurf zu übertreffen. Bereits ist sein Werk weit gediehen; denn sein Plan wurde dem von Lange vorgezogen. Sollte es diesem berühmten Baukünstler gelingen, Schöneres zu bringen, als Lange versprach, dann wird Gärtner eines seiner schönsten Werke vollenden und München um eines seiner bedeutendsten und edelsten Gebäude reicher werden.

Lange aber möge in Ruhe fortfahren, denn wir können mit Zuversicht hoffen, daß es ihm noch gelingen werde, solch schöne Entwürfe irgendwo auszuführen. Einstweilen bleibt wenigstens die Veröffentlichung derselben eine werthvolle Erscheinung in diesem edlen Fache und sowohl Architekten als Laien und Baulustige werden sich daran erfreuen. *L.*

Feuilleton.

*** Arago. Von allen jetzt lebenden Männern der Wissenschaft ist Arago wohl derjenige, dessen Ruf am allgemeinsten verbreitet ist und auf dessen Autorität man sich am häufigsten beruft. An den Ufern des Mississippi ist man mit seinem Namen nicht minder vertraut, als am Quai Voltaire. Seine Aussprüche werden ebenso oft im Delta des Ganges, als am Themsufer citirt, und sein Ruf lebt nicht allein unter den Gelehrten, er ist geradezu populär. Alle, die einer kommenden Sonnenfinsterniß oder einem nahenden Kometen entgegensehen — Alle, die die Veränderung des Wetters zu prophezeien suchen und den Mondwechsel beobachten — Alle, die den Besuchen des Orkans ausgesetzt sind oder den fallenden Donnerschlag abzuleiten suchen — Alle berufen sich auf den Namen Arago; sei es mit Recht oder mit Unrecht, sie citiren seine angeblichen oder muthmaßlichen Vorhersagungen und behaupten, auf seinen Orakelsprüchen zu fußen. Kurz, es gibt keinen lebenden Gelehrten, dessen Name so allgemein bekannt und dessen Autorität so allgemein populär wäre, als die Arago's. Bl. a. d. Gegenw.

*** Das Oratorium „Elias" von Mendelssohn, welches, wie wir schon erwähnt, in Birmingham im Laufe des vorigen Monats zur Aufführung gekommen ist, besteht aus zwei Theilen. Das Thema ist aus dem siebzehnten und achtzehnten Kapitel des ersten Buches der Könige und andern Theilen der Bibel entlehnt. Mr. Bartholomew hat die Uebertragung des Textes in's Englische besorgt. Die Personen oder Charaktere sind Elias (Standigl), die Wittwe, Ahab, Obadiah und Engel; Chöre der Engel, des Volkes und der Baals-Priester. Die Wirkungen der Chöre werden als kolossal und die Instrumentirung als wahrhaft wunderbar geschildert. Es soll Mendelssohns bestes Werk sein.

*** Das neu decorirte Covent Garden Theater (jetzt Theater Victoria und Albert genannt) in London ist ganz mit gelbem Atlas ausgeschlagen, worüber die schönen Engländerinnen höchst erzürnt sind, weil sie, bekanntlich fast alle bload, nicht darauf rechnen können, in dem gelben fashionablen Theater gut auszusehen. Die Decke des Theatersaales und der Vorhang ist mit Nachahmungen der Freskomalereien in Pompeji — verunziert.

*** Bei Medau und Comp. in Prag wird eine mit ungeheurem Fleiß gearbeitete Literatur zu Göthe's Werken, von dem bekannten Scheriftsteller Junk, erscheinen. Die allerkleinsten Notizen über Göthe sind darin nachgewiesen.

*** Wie ein dramatischer Dichter schlau ist. Ein Dichter sandte an eine süddeutsche Bühne das Manuskript seines Dramas und leimte, ohne daß dies äußerlich sichtbar war, an mehren Stellen jene Blätter, welche die Hauptscenen enthielten, zusammen; um im Falle der Rücksendung sich zu überzeugen, ob sein Manuskript gelesen worden ist. Nach einigen Wochen erhielt er es zurück mit der Weisung, daß es sich durchaus zur Darstellung nicht eigne, und die zusammengeleisterten Blätter — hielten durch die Dauer einiger Wochen nur noch fester aneinander. W. Sigsbl.

*** Folgende ergötzliche Historie passirte kürzlich in der Kaiserstadt, melden die „Signale": Es begab sich, daß ein junger Mann, der sich für einen Componisten ausgab, es durch allerlei Umtriebe endlich dahin brachte, einige Musikstücke, angeblich von seiner eigenen Composition, von einem Theaterdirector in den Zwischenacten

Digitized by Google

zur Aufführung angenommen zu sehen. Der Anzeige davon auf dem Theaterzettel ließ er beisetzen, daß er die Aufführung persönlich leiten werde. Bei der Orchesterprobe jedoch zeigte sich bald, daß der junge Mensch weder einen Begriff vom Dirigiren überhaupt habe, noch auch in der Partitur seiner angeblichen Composition Bescheid wisse; das Orchester kam in Verwirrung, und man sah sich zuletzt gezwungen, den Kapellmeister, der im Theaterhause wohnte, herbeizuholen, damit nur die Probe stattfinden könne. Als dieser im Orchester erschien, stand man eben an einer unübersteigbaren Klippe, indem ein Theil der Instrumente Dur, der andere Moll spielte. „Ja, Herr Compositeur," rief der Kapellmeister, „es kann doch wohl nur ein Accord der richtige sein, entweder Dur oder Moll, welcher ist nun der rechte?" — „Welcher?" — entgegnete ganz bestürzt der Pseudo-Compositeur — „nun, welchen Sie, Herr Kapellmeister, für gut halten." — Verwundert über ein solches Zugeständniß sah der Kapellmeister auf den Geängstigten; Aehnliches war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen; endlich aber brach er unwillig in die Worte aus: „Ja Herr, Sie werden doch wissen, in welcher Tonart Ihr Stück spielt?" — „In welcher Tonart?" entgegnete jener und athmete wieder frei auf, „handelt's sich um nichts weiter? das muß sich zeigen, wir wollen die Partitur zu Rathe ziehen, da wird sich's finden." Mit diesen Worten fing er an, in der Partitur zu blättern, der Kapellmeister aber, und mit ihm die Orchestermitglieder, lachten über diese Naivetät, die Probe begann nun von Neuem; der Componist aber zog sich bescheiden in den Hintergrund. — Nach der Aufführung jedoch sagte er öffentlich, daß er mit dem Orchester seine Compositionen einstudirt, dem Kapellmeister aber die Ehre der Direktion überlassen habe.

*** Faraday, einer der größten Chemiker und Physiker Englands, hält häufig in London öffentliche Vorträge, in denen er seine neue Entdeckungen mittheilt. In einer der letzten dieser Vorlesungen wurde plötzlich eine Dame unter den Zuschauern ganz blau im Gesichte. Die Dame hatte sich geschminkt und die rothe Schminke nahm bei der Entwickelung gewisser Dämpfe, die der Professor erzeugte, die schönste blaue Farbe an, zum großen Jubel aller Anwesenden. Eine Nachbarin machte endlich die Unglückliche aufmerksam, die ihr blau angelaufenes Gesicht mit dem Taschentuche bedeckte und in größter Verlegenheit sich entfernte.

*** Napoleon in Bernstein. Bei der Stadt Zappot hat man ein Stück Bernstein gefunden, das, von ungeheurer Größe und Schwere, dem Profil Napoleon's so ähnlich sieht, daß man die Hand eines großen Meisters daran zu erkennen meint.

*** Den vielen Freunden des (ächten) Champagners die angenehme Nachricht, daß der diesjährige Ertrag an Trauben in der Champagne ein beispielloser ist; die ältesten Winzer können sich keines so gesegneten Jahres erinnern und selbst der berühmte Kometenjahrgang wird in allen Beziehungen übertroffen. — Aus allen Weinländern kommen gleich günstige Nachrichten und nur die Gegend um Bordeaux soll wenig erzeugt haben.

*** Alles aus Patriotismus. Ein Amerikaner wurde von seinen Freunden zur Rede gestellt, warum er so viel trinke, und ermahnt, er solle sich dieser verderblichen Neigung doch nicht so hingeben. „Was Neigung!" rief er pathetisch, „Neigung! Seht 'mal! Glaubt Ihr, ich trinke aus Neigung? Ist mir nie eingefallen! Ich trinke aus Patriotismus. He, sagt mal, was erhält den Staat? Taxen und Abgaben. Nun denn, mit jedem Tropfen Schnaps, der über meine Lippen fließt, zahle ich eine Taxe, mit jedem Gläschen Liqueur, das in meine Kehle hinabgleitet, vermehre ich die Einnahmen des Staates und befestige daher dessen Existenz. Das ist der Grund, warum ich trinke. Nicht aus Neigung. Folgte ich meiner Neigung, so tränke ich Buttermilch oder Wasser wie Ihr unpatriotischen Kerle. Aber ich bin nicht wie Ihr, ich denke nicht an mich allein, ich denke an das Ganze, dessen Glied ich bin, und darum thue ich meinen Neigungen Gewalt an, darum verläugne ich mich selbst und — trinke. Und jetzt wagt es, mir mein Trinken noch einmal vorzuwerfen!" Hmrft.

*** Ein ächter Zecher. Graf Poppo von Henneberg, welcher am 4. März 1574 gestorben ist, trug in seinen Beinkleidern allezeit eine feine lange härne Schnur mit sich herum. Wollte er einmal beim Trunk recht lustig sein, so zog er diese Schnur allen Anwesenden durch ihre Ohrringe, damit keiner ausweichen und sich den ausgebrachten Gesundheiten entziehen konnte. Hatte aber Jemand noch kein Loch im Ohrläppchen, so mußte er sich eins hineinbohren lassen und zu diesem Zweck führte der Graf auch immer einen kleinen Bohrer mit sich.

London. Das Testament einer Miß Marie-Anna Johnson ward in diesen Tagen eröffnet, sie hinterläßt eine Summe von 25,000 L., folgende Klausein befinden sich in diesem letzten Willen, es heißt darin: „Ich vermache meinem schwarzen Hunde Curts eine Pension von 50 L. jährlich, zahlbar alle sechs Monate, jeder meiner Katzen: Blacky, Jemmy und Tom, 10 L. Margaretha Jolson und Harriet Polly, die alten Mägde meiner Mutter, sollen Sorge für die Thiere tragen.

*** Kannibalische Fütterung. Kürzlich kam hier mit einem dem Herrn Konrad Warnecke zugehörenden Grönlandsfahrer ein junger Eisbär an, dessen Nahrung während der Reise aus dem Fleische seiner eigenen Mutter bestanden hatte. Als man nämlich dem jungen Sprossen der nordischen Familie die Schlinge um den Hals geworfen und ihn so in die Schaluppe gezogen hatte, versuchte die ihres Jungen beraubte Eisbärin dasselbe zu befreien und schlug ihre gewaltigen Tatzen in die Planken der Schaluppe, um diese zu erklettern. Die Mannschaft sah sich daher genöthigt, den unwillkommenen Gast zu tödten, und man benutzte das Fleisch der Bärin zur Fütterung ihres eigenen Jungen.

*** München. Am 20. September Vormittags versammelte sich eine Menschenmenge vor dem königl. Polizeigebäude, um zu sehen, wie jener Engländer, welcher der Londoner Bank einige hunderttausend Gulden veruntreute und hier aufgegriffen ward, weggebracht wurde. Derselbe ist ein hübscher, großer Mann mit dunkelm Bart und erregte mehrseitiges Bedauern bei dem Gedanken, daß ihm nach seiner Ankunft in London ein Monument zwischen Himmel und Erde errichtet werden dürfte. Es bewährten sich wieder Schiller's Worte, die Fiesko zu sagen hat: „Es ist gemein, eine volle Börse zu leeren; es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen." †.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 28. September. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräulein Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Dienstag, den 29. September. Moritz von Sachsen, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von R. E. Prutz.

Mittwoch, den 30. September. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 270. Mittwoch, den 30. September 1846.

☞ Wir finden uns zu dem Ersuchen veranlaßt, Einsendungen für das Konversationsblatt mit keiner andern Adresse als derjenigen der Redaction der Ober-Postamts-Zeitung versehen zu wollen.

Die Redaction des Konversationsblattes.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

13.

Georg Fritz hoffte jeden Tag mehr auf eine moralische Wiedergeburt Pulcheriens zu einem vollendeteren Leben. Wie der Jehova der heiligen Schrift setzte er die noch formlosen Elemente seiner Schöpfung in Bewegung, um sich das Ideal daraus gestalten zu lassen, welches er in der Seele trug. Des Mädchens Geist schien allmälig dem Tage seiner Geburt zuzureifen und man erwartete allgemein im Schlosse einen entscheidenden Augenblick.

Eines Abends, da Fräulein von B** in ihrem Salon auf einem Divan saß, ergeiff der Doctor ihre Hand und forderte Pulcherien auf: „Schlafen Sie!"

Sie schlummerte auch sogleich ein, denn Georg hatte durch seine fortgesetzten Operationen eine unumschränkte Gewalt über das Mädchen gewonnen. Sie lag einige Augenblicke schweigend in einem schweren Schlaf befangen. Da aber Fritz dieses stummen Zustandes, nachdem er fast einen Monat gedauert, müde war, so beschloß er, demselben rasch ein Ende zu machen. Er berührte zu dem Zweck die Magengegend mit der Spitze eines eisernen Stäbchens.

Dieses Stäbchen, deren sich die Schwarzkünstler bei ihren Beschwörungen bedienen und welchen abergläubige Zeitalter so viel Wunderkraft beimessen, haben vorzugsweise die Bestimmung, das Wort über die widerstrebenden Lippen des Magnetisirten zu nöthigen.

Das geräumige, düstere Zimmer war nur durch eine große krystallne Astrallampe erhellt, welche auf die Zauberscene ihr gedämpftes Licht warf. Der Graf von B** und seine Gemahlin beobachteten ein tiefes Schweigen. In dem Augenblick, da sich Pulcherie von dem Stäbchen berührt fühlte, machte sie eine leichte, sehr anmuthige Bewegung, that einige Schritte nach dem Kamin, betrachtete sich in dem Spiegel, steckte eine Blume in ihr Haar und rief halblaut über sich selbst verwundert aus:

„Wie schön!"

Dies war der erste Laut und die erste Offenbarung des Weibes: „Ich bin schön!" Eine Wolke fiel von Pulcheriens Augen.

Vorher war dieses stumme und unempfindliche Geschöpf der Erde zu vergleichen vor dem Erscheinen der ersten Menschen. Sie war schön, wie die jungfräuliche, ursprüngliche Natur, aber nur zufällig, ohne daß sie es wußte, ohne daß es ihr frommte; der Form fehlte der Gedanke, dem Bilde der Beschauer.

Verstand und Gefühl, welche sich jetzt in dem Mädchen zu regen begannen, waren der menschliche Geist, der auf der blödsinnigen, ihrer eigenen Schönheit sich nicht bewußten Erde erschien. Die großen Augen, seither seelenlos und starr, der artige Mund, seither zum Schweigen verurtheilt, die weißen Hände, seither träge und schläfrig herabhangend, alle die eben noch unzusammenhängenden, zweck- und ziellosen Reize, vereinigten sich mit einem Mal und sammelten sich in Pulcheriens Bewußtsein, wie das ganze Universum sich begreift und sich bewunderte in dem ersten Menschen.

„Ich bin schön!" Das war der Siegesruf dieses aus dem Dunkel des Nichts ins Leben getretenen Mädchens, das sich nur selbst gefiel, selbst bewunderte; das Lächeln auf dem liebreizenden Antlitz Pulcheriens über ihre langen aufgelösten Haare, über die schöne Arme, weißen Hände, den ganzen Körperbau ihrer selbst, — dieses selige Lächeln, dieser geblendete Blick zeugten von dem Aufstrahlen eines edleren Lichtes, welches das ganze Zimmer durchglänzte.

Georg Fritz befürchtete, eine längere Vision möge die erst erwachenden Seelenkräfte des Mädchens erschöpfen; er ließ sie deßhalb erstaunt und beschwichtigt in den Armen ihres Vaters zurück, der gewissermaßen die Geburt seiner Tochter zum zweiten Male erlebt hatte.

14.

Der junge Doctor verbielt kaum in seiner schwächlichen Brust die Ausbrüche maßloser Freude und großen Stolzes, die bald durch neue Hemmnisse niedergekämpft werden sollten.

Der Magnetismus ist ein fabelhaftes Feld, wo der Erfolg, den man sich errungen zu haben glaubt, gar oft nach vorher unbeachteten Seiten entschlüpft. Georg Fritz hatte freilich die erschlaffte Seele aufgerüttelt, er hatte sie in ihrer dunkeln Nacht aufgefunden, um sie gewaltsam und an den Haaren ans Licht des Bewußtseins zu ziehen, aber nicht nur, daß sie bald wieder in ihre Trägheit und Verdumpfung zurücksank, der Doctor sah auch ein, daß er nichts ausrichte, wenn er nicht bis in das Herz des Mädchens vordringe.

Die Seele der Frauen lebt und webt mehr im Herzen als im Kopf.

Hatte auch Pulcheriens Geist die dichte Wolke, in deren Dunkel sie gehüllt war, einen Augenblick durchbrochen, so war doch diese bleiche Sonne ohne Wärme bald wieder in ihre Nacht zurückgekehrt; es galt ein anderes, intensiveres Licht von mehr Dauer aufzufinden. Georg Fritz glaubte aus äußern Anzeichen auf Regungen des Herzens, auf Gefühle schließen zu dürfen. Hier wollte er jetzt wirken, hier versprach er sich Erfolg.

Digitized by Google

Zu diesem Zweck widmete Georg Fritz seiner Kranken die allerzarteste Sorgfalt. Da er an jenes Agens glaubte, welches der Mensch nach seinem Willen auf unbeseelte Gegenstände übertragen kann und welches dieselben Gegenstände wiederum unmittelbar den Personen mittheilen, welche sie berühren, so nahm er seine Zuflucht zu allen Bezauberungskünsten des Gefühls. Der Magnetismus bot ihm tausend Mittel, mit Pulcherien einen geheimen und vertrauten Verkehr zu pflegen; so ließ er sie z. B., oft ein Glas Wasser trinken, welches er durch Blasen gehörig magnetisirt hatte, und gab ihr auf diese Weise gewissermaßen seine Seele ein. Pulcherie sah sich dann überall neben Georg Fritz, athmete gleichsam die Luft der Liebe und fand ihn in Allem, was sie berührte, denn der Doctor hatte nicht vergessen, auf alle Gegenstände in dem Zimmer wirksam zu agiren. Die Blumen, die Bagatellen ihrer Toilette, sogar die Speisen, welche das Mädchen zu sich nahm, waren von dem beständigen Gedanken des jungen Arztes durchtränkt.

Der Stechpalme, in deren Schatten des Doctors magnetische Einwirkung Pulcherien einschläferte, ist bereits Erwähnung geschehen. Die Bäume spielen in den Annalen des Mesmerismus eine bedeutende Rolle. Man weiß, was für merkwürdige Erinnerungen sich im vorigen Jahrhundert an die uralte Ulme von Buzanci knüpften, in deren Schatten zuerst der Marquis von Puseygur die Wunder des Somnambulismus beobachtete.

Vor einigen Wochen hatte Georg Fritz seine Zauberkraft auf einen der Apfelbäume des Gartens übertragen. Dieser Apfelbaum wurde deßhalb von den Leuten des Schlosses „Baum der Erkenntniß" genannt.

An einem Herbsttag, als sich Georg Fritz in den Alleen des Gartens erging, und sonder Zweifel, wie alle Magnetiseurs, über die Universalseele nachdachte, zog ihn Fräulein von B** sanft am Arme unter den mit Früchten beladenen Apfelbaum. War dieß nur eine Regung des Apprtits? Oder fand Pulcherie in diesen Aepfeln, die so schön und einladend aussahen, nur das, was Georg Fritz durch seine magische Kraft hineingelegt hatte? Der junge Doctor beabsichtigte, dem Mädchen durch diese Früchte die Erkenntniß des Guten und Bösen beizubringen; denn bisher schlief auch das Gewissen der blödsinnigen Schönen, in undurchdringliches Dunkel eingewoben.

Das Fräulein streckte die Hand aus nach einem der mit Früchten beladenen Aeste; dieser neigte sich langsam herab, Pulcherie brach einen Apfel und ließ sich ihn schmecken. Da schien denn auch die Binde zu fallen, welche ihrem moralischen Sinn das Licht versagte; denn da sie jetzt zum erstenmal ihre Kehle einem jungen Manne gegenüber entblößt sah, erröthete sie und verhüllte mit beiden Händen verschämt das Gesicht.

Ganz verwirrt und Blättergirlanden um den Hals geschlungen eilte Fräulein von B** sogleich in das Schloß. Sie schien nachher vor dem Baum der Erkenntniß eine ganz absonderliche Furcht zu haben, als wenn sie dort ihre kindliche Einfalt und Unschuld eingebüßt hätte. In dem Schatten des Apfelbaums hatte sie das Verbotene und vielleicht auch den Reiz desselben kennen gelernt.

(Fortsetzung folgt.)

Die zweite und dritte öffentliche Sitzung der Germanisten-Versammlung.

Zu der zweiten Sitzung bildete das deutsche Recht den Gegenstand der Verhandlungen. Die Sache ward mit viel Lebendigkeit ins Auge gefaßt, der Stoff als ein Erfahrungsstoff, populär behandelt, und wir freuten uns herzlich, daß die Vortragenden nicht als docirende Professoren, sondern als Redner die Rednerbühne betraten.

In der Sektionssitzung des vergangenen Tages hatten die Juristen über die Bedeutung des gemeinen deutschen Rechtes verhandelt, und hieran wurde, nach der Eröffnungsrede des Präsidenten J. Grimm, angeknüpft. Jakob Grimm in seiner schlichten, gemüthlichen, wir möchten sagen, in seiner so durchaus naiven Weise des Vortrages sprach über die Stellung, in welche die Wissenschaften, deren Vertreter die Versammelten, allmählig zu den „exakten Disciplinen" gerathen seien. Die Mathematik, Physik, Chemie erlangen, um des materiellen Einflusses willen, ein entschiedenes Uebergewicht, es gilt hier einen großartigen Wetteifer. Welche Richtung man hierbei aber, und gerade um jenes Gegensatzes willen recht entschieden, nehmen müsse, deutete Grimm an, indem er auf den Umschwung der grammatischen Studien hinwies und auf den Weg, den er in seiner Schrift „über die Poesie im Rechte" einzuschlagen versucht habe.

Mittermaier begann nunmehr in einer sehr lebendigen Rede die Behandlung der Frage über die Bedeutung des deutschen Rechtes und über den Mißbrauch, den man mit dem römischen treibe. Das römische wurzelt nicht in unserm Volksgeiste, es ist künstlich eingeimpft; es ist eine Selbsttäuschung, wenn manche Rechtslehrer wähnen, es sei allmählig in der That in das Volksbewußtsein übergegangen. Man habe das Recht das Kleid eines Volkes genannt, das römische Recht passe uns aber verzweifelt schlecht. Die Probe darauf ist leicht zu machen. Die Bestimmtheit, die Unzweideutigkeit eines Rechtes ist seine Trefflichkeit. Das römische Recht gibt für unsre Verhältnisse keine feste Normen. Wo selbst die Gelehrten stets zwiespaltig in der Auslegung sind, wie soll sich da der schlichte Bürger das landesbräuchliche Recht auszulegen vermögen? In Frankreich ist es ganz anders; wenn der französische Bauer seinen code nachschlägt, so weiß er, woran er ist, bei unsern Rechtszuständen hängt es aber nicht einmal vom corpus juris, es hängt von dem System der Richter ab, wie die Entscheidung fällt, und man kann den nämlichen Prozeß vor einem Gerichte, dessen Mitglieder in Berlin studirt haben, verlieren, den man gewonnen hätte, wenn sie vielleicht in Heidelberg studirt hätten. Diese Sätze führte Mittermaier durch eine Menge prägnanter Beispiele an vielen Rechtsverhältnissen durch im Charakter der entschiedensten, begeistertsten Polemik. Er will ein deutsches Recht, im deutschen Nationalgeiste gewurzelt, und hoch sei es an der Zeit, daß uns ein solches zu Theil werde. — Der hierauf folgende Vortrag des Ministerialrath Christ von Karlsruhe bildete gleichsam die positive Ergänzung zu der Negation Mittermaier's. Christ zeigte, wie man ein deutsches Recht anstreben müsse, wie die Männer der Wissenschaft auch praktisch zur That schreiten sollten. Er fordert in diesem Sinne zur Association auf. Die alten Quellen des deutschen Rechtes müssen gründlicher erforscht werden, es bedarf vorerst einer bedeutenden wissenschaftlichen Durcharbeitung, um zu einem

Digitized by Google

im nationalen Geiste wohlbegründeten deutschen Rechte zu gelangen.

Auch bei den Vorstudien muß man mit Ernst und Fleiß Hand anlegen, die Rechtssprache muß gereinigt, schon auf den Gymnasien muß für eine gründliche Kenntniß der alten deutschen Sprache gesorgt werden, damit die Juristen nicht nachgebends, wie es häufig geschieht, aus purer sprachlicher Unkenntniß die rechte Auffassung und Benutzung der vaterländischen Quellen verfehlen. — Grimm erinnerte hierauf in kurzen Worten, man möge nicht einseitig sein, man könne auf allzu ausschließlich deutschem Wege auch zu einer die lebendige Entwicklung des Rechtes ertödtenden Abschließung kommen und müsse das römische Recht vorerst mindestens noch als ein wissenschaftliches Ferment gelten lassen.

Professor Hefster aus Berlin griff die Ansicht Mittermaier's über das willkurliche Verfahren vieler romanistischer Juristen an, da hier die Schuld nicht auf das römische Recht, sondern auf die schlechte Befähigung jener Leute falle. Allein Mittermaier hatte ja gerade in der freigegebenen willkürlichen Auslegung die Unzulänglichkeit des römischen Rechtes gefunden. Suchten Mittermaier und Heist mehr im Geiste parlamentarischer Beredtsamkeit ihr Thema zu behandeln, so strebte Heffter in seinem Vortrage entschiedener den feingebildeten, glatten Katheder ton an. Heffter suchte auf dem Standpunkte juristischer Gelehrsamkeit zu vermitteln. Der wissenschaftliche Gehalt des corpus juris ist auch für das deutsche Recht nicht zu entbehren. Man dürfe hier nicht tendenziös schroff zwischen Germanisten und Romanisten scheiden, im Gegentheil, man müsse den Romanisten zeigen, daß man Wissenschaftliches anstrebe, die Romanisten seien die Brüder der Germanisten in der Wissenschaft, darum seien sie selbst aus dieser Versammlung nicht auszuschließen. Hierüber entspann sich eine sehr kurze, aber auch sehr scharfe Debatte zwischen Warnkonig und Mittermaier. Der Erstere schien vollends eine Ungerechtigkeit in der Nichteinladung der Romanisten zu sehen und wollte sie zur nächsten Versammlung eingeladen wissen. Allein Mittermaier warf in sehr heftiger Erwiederung die Schuld auf die Romanisten selber zurück. „Sie selber haben es verschmäht, deutsche Juristen genannt zu werden, sie haben nicht kommen wollen." Auch fiel weiterhin die Bemerkung, die Interessen der Germanisten würden bei einer solchen Einladung schlecht gewahret sein, denn die quantitative überwiegende Stimmenzahl der Romanisten müsse ohne Zweifel die Wirksamkeit der Versammlung im deutschen Sinne aufs entschiedenste hemmen. Ein hieran sich schließender Vortrag Reyscher's enthielt, obgleich ziemlich breit ausgedehnt, wenig Neues und ging nur wenig auf die Sachlage des romanistischen und germanistischen Gegensatzes ein. Der Präsident brach denselben ab, damit auch die geschichts- und sprachforschende Abtheilung zu Worte kommen möge. (Schluß folgt.)

Der letzte Band von Hillebrand's „deutscher National-Literatur seit Lessing bis auf die Gegenwart".

(Schluß.)

Mehr als vielleicht irgend ein ähnliches Buch veranschaulicht uns das Hillebrand'sche den gewaltigen Umschwung, welchen die deutsche Literaturgeschichtsschreibung in der neuesten Zeit gewonnen hat. Sonst gab es wohl Autoren- und Bücherregister, es gab Schulkritiken, eingeflochten in eine geschichtliche Entwicklung der Literatur — — doch Eines war unserer Gegenwart ausschließlich vorbehalten: die Literaturgeschichte als die Geisteskulturgeschichte der Nation zu fassen. Fast keine andere Disciplin ist so groß in ihrem Universalismus, keine hat so wie die Literarhistorie den ganzen kulturgeschichtlichen Boden zu ihren Spezialzwecken ausgebeutet. Es ist natürlich. Unsre Zeit hat einen entschiedenen Beruf zum Geschichtsschreiben, aber unsere Bücher sind zu fast unsre einzigen historisch zu erfassenden Thaten. Die Männer des Geistes haben mit Fug und Recht ihren Reichstag im alten Kaisersaale zu Frankfurt halten können; denn sie sind ja die modernen deutschen Reichsfürsten, arme Reichsfürsten zwar, aber doch von Gottes Gnaden.

Unsre Literaturgeschichte war früher fast nur formell, sie hat jetzt eine Substanz gewonnen. Der Geist der deutschen Nation in der Schrift ist ihre Substanz geworden, den muß sie organisch, genetisch zu entwickeln und aufzuzeigen suchen. Sie muß ihn verfolgen in allen Gestalten, in welchen er zur Erscheinung gekommen ist, und muß die Resultate dieser Forschung in Bezug setzen zu ihrem engeren Stoff. Die Literaturgeschichte hat sich ein unendliches Feld erobert, darum bietet sie aber auch ein unerschöpfliches Bildungsmaterial. Auch hierin wiederum gebührt Hillebrand vor seinen Vorgängern ein großes Verdienst. Die Art und Weise, wie er das Gesammtgebiet der Wissenschaft berücksichtigt, wie er den historischen mit dem ästhetisch-philosophischen Standpunkt zu vereinigen sucht, wie er den Poeten als solchen, aber auch als den Poeten der Nation faßt — dies Alles zeugt von dem Universalismus des Verfassers, durch welchen sein Buch im besten Sinne populär wird. Sonst fand in den Literaturgeschichten fast nur zu lesen von den schönen Geistern, jetzt aber lesen wir in ihnen vornehmlich von den großen Geistern. Dieser Gegensatz wird durch die Lektüre des Hillebrand'schen Werkes schärf zum Bewußtsein gebracht. Die Kunst soll allerdings im rechten Sinne auch eine Wissenschaft — eine unexakte Wissenschaft — und die Wissenschaft eine Kunst sein. Durch die Literaturgeschichte ward diese Wahrheit den Zeitgenossen vornehmlich zum Bewußtsein gebracht, und nur dann soll Einer heute eine Literaturgeschichte schreiben, wenn er ein Mann der Wissenschaft ist, der eine — Künstlerseele besitzt.

W. H. R.

Feuilleton.

*** Otto Bellmann. Als wir, so erzählt das „Mag. für d. Lit. des Ausld.", an einem schönen Sonntage, den 26. Juli, auf dem prächtigen Dampfschiffe „Gautiod," in Stockholm am Skeppsbro (eigentlich Schiffbrücke, jetzt aber besser Schiffsrand) landeten, erfuhren wir, daß am Nachmittage das jährliche große Volksfest, das sogenannte Brüllmannsfest, im Thiergarten gefeiert werde. Dieser Thiergarten liegt auf einer etwa eine Stunde langen, kaum ½ Stunde breiten Scheere oder Felseninsel, längs des nördlichen Ufers des sogenannten Saltsiö oder Salzsees, obgleich derselbe gar nicht salzig ist, sondern nur ein Theil des Mälaesees genannt werden könnte. Wir fuhren auf einem Boote mit zwei Schifferinnen, die hier „Rudermadams" genannt werden, nach der hübschen Besitzung Manilla, wo die Taubstummen-Anstalt unter Herrn Borg sich befindet und wo auch bald eine Blindra-Anstalt errichtet werden soll. Von hier gingen wir nach dem Wirthshause, wo der Brüllmanns-Verein, der durch ganz Schweden 4000 Mitglieder zählen soll, seine Sitzung hatte und von wo die Theilnehmer nach

Digitized by Google

der unfern befindlichen, auf einem steinernen Fußgestell errichteten bronzenen Büste Bellmann's unter Absingen seiner Lieder zogen und dieselbe bekränzten. Es waren wohl 20,000 Menschen zugegen, aus allen Klassen des Volks, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, aber, zur Ehre der Bevölkerung gesagt, auch nicht die geringste rohe Störung kam vor. Otto Bellmann ist der nordische Anakreon, ja, man könnte auch sagen, der nordische Eulenspiegel. Er war Dichter, Tonsetzer seiner eigenen Lieder und spielte und sang sie selbst auf einer eigenthümlichen Laute; dabei ein lebensfroher, jedes ernste Geschäft fliehender Mann, Liebling Gustav III. oder, wie das Volk ihn oft nennt, Hofnarr desselben. Bellmann's Lieder begleiteten uns durch Schweden und Norwegen; wir hörten sie in gebildeten Kreisen und im Munde Dalekarlischer Schifferinnen (Dalkullen). Noch am Schlusse unserer nordischen Reise, in Kopenhagen, fanden wir im Tivoli ein Kierdiatt von zwei schwedischen Sängern und einer Sängerin, die alle Abende Bellmann'sche Lieder zur Laute vortrugen und die größte Heiterkeit erregten. Auch im königlichen Schauspielhause sahen wir hier ein Ballet, Bellmann's-Polka genannt, worin der Dichter in seiner tollsten Laune, liebend Wein, Weib und Gesang, zuletzt vom Genius aus goldenem Becher mit Nektar getränkt, dargestellt wird.

*** In einem Schreiben aus Florenz vom 13. Sept. in französischen Blättern heißt es: Monsignore Giambattista Rossini, Professor an der Universität zu Pisa, hat so eben eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Er fand nämlich in der Bibliothek des Palastes Strozzi hierselbst ein Dokument, welches nachweist, daß das große Gemälde „das heilige Abendmahl", welches im verwichenen Jahre in dem Kloster des heil. Onuphrius zu Florenz aufgefunden worden und von welchem man allgemein glaubte, daß es von Raphael sei, nicht von ihm herrührt, sondern von Neri di Bicci in den Jahren 1461 — 62 (also 22 Jahre vor der Geburt Raphael's) gemalt worden ist. Das in Rede stehende Dokument ist ein von Neri di Bicci eigenhändig geschriebenes Tagebuch, in welchem mit klaren und bestimmten Worten gesagt ist, daß das Gemälde „das heilige Abendmahl" bei ihm von dem Kloster zum heil. Onuphrius am 20. Mai 1461 bestellt worden, und daß er dasselbe am 20. März 1462 diesem Kloster überliefert und noch an demselben Tage den Preis dafür erhalten habe.

*** Am 22. September 1814 starb in Berlin Iffland. Sein Grab zerfiel unbeachtet und die Schriftzüge, die seinen Namen kündeten; das eiserne Gitter war vom Rost zerstört. Neben Iffland ruht Friederike Bethmann. Durch die älteren angeregt, beschlossen die Mitglieder des königl. Theaters, Ifflands Grabmal aufzufrischen. Der Hügel ist nun mit Epheu überzogen und bepflanzt, der Weg durch Kies geebnet; die in der Mauer befestigte Marmortafel zeigt einfach Namen und Todestag an, und das Gitter ist ausgebessert. Gleiches geschah mit dem Grabe der Bethmann; zwischen beiden Gräbern wird eine Tafel die goldene Inschrift haben: „Erneuert 1846 von den Mitgliedern der königl. Bühne".

*** Dietz. Nicht blos am Rheine sucht man alte volksthümliche Bauwerke zu erhalten, den angestammten Geschmack zu pflegen und fortzupflanzen, auch in den Nebenthälern hat das Gute Wurzel geschlagen; hier an der Lahn wird ein Schloß, welches bis dahin noch nicht ganz zerfallen war, wieder mit dem Glanze der Vorzeit umkleidet werden, die Burg Schaumburg nämlich, welche dem Erzherzog Stephan von Oesterreich gehört und von demselben wieder wohnlich eingerichtet und zu Zeiten bewohnt werden soll. Da das Schloß von bedeutendem Umfange ist, und eine weite großartige Lahngegend von der Höhe herab beherrscht, so dürften Stolzenfels und Rheinstein mit der Zeit einen bedeutenden Rivalen in der Nachbarschaft erhalten.

*** Eine erst kürzlich im Druck erschienene Anekdote von Friedrich dem Großen. Anfang des Jahres 1761 kam der General Seidlitz wieder zur Armee, von welcher er, mehr Mißvergnügens als Unpäßlichkeits halber, lange abwesend gewesen war, Dem General Krockow und dem Grafen Schwerin, bekannten Spaßmachern des Königs, war mit dieser Wiedererscheinung nicht gedient, sie wußten, daß ihnen Seidlitz nichts weniger als günstig war. Was hatten sie also zu thun? Der Tag der Ankunft Seidlitzen's war bekannt, sie putzten sich an diesem Tage mit ihrer Staatsuniform, welche im Felde zu tragen nicht gewöhnlich war. Sobald sie der König erblickt, fragt er, warum sie dermaßen in Gala sind? Sie thun verwundert und fragen den König wieder zurück, ob er denn nicht wisse, was heute bei der ganzen Cavallerie vorgehe, welche die Ankunft des Generals Seidlitz celebrire? Der König schweigt sichtbar betroffen still. Als Seidlitz vor ihm erscheint, empfängt er denselben äußerst kalt, sagt: „Mein lieber Seidlitz, Er siehet sehr elend aus, Er hat sich viel zu frühe aufgemacht, Er muß sich noch pflegen," und nöthigt denselben in der That, wieder zurückzukehren. Berenhorst, der Erzähler dieses Zuges, fügt am Schlusse die Frage hinzu: „Das war doch wohl Eifersucht?" A. M. Z.

*** Shakespeare verliebt. Shakespeare hatte eine junge Schauspielerin, Namens Clarence, für das Theater ausgebildet. Er liebte sie und war über die Maßen eifersüchtig. Eines Tages machte er die Entdeckung, daß seine Schöne einem Lord ein nächtliches Stelldichein bewilligt hatte, daß dieser sich um Mitternacht unter ihrem Fenster zeigen werde, und daß das Losungswort, auf welches der Nebenbuhler eingelassen werden solle, „Richard III." sei. Shakespeare war der Mann dazu, der diese Entdeckung zu benutzen verstand. Er wollte sich weder mystificiren lassen noch sein Glück in die Hände eines Feindes geben. So fand er sich denn wenige Minuten vor Mitternacht, in einen Mantel gehüllt und den Hut tief in die Stirne gedrückt, unter Clarencen's Fenster ein. Er gibt das verabredete Zeichen und wird ohne Zögern zu der Geliebten eingelassen, von der er sich erkennen läßt. Die Ungetreue weiß den Eifersüchtigen bald zu beschwichtigen; da trifft auch der Lord ein, und ruft das Losungswort herauf. Shakespeare kommt das Abenteuer jetzt zum Lachen vor; er stellt sich an's Fenster und fordert den armen Lord auf: „Richard III. ziehe sich zurück, Wilhelm ist Herr des Platzes." Alexander Duval hat diese Anekdote zu einem kleinen Stück: „Shakespeare verliebt" benutzt, in welchem Talma den Dichter spielte; heute ist dasselbe vom Theatre verschwunden. ✝✝✝

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 29. September. Moritz von Sachsen, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von R. E. Prutz.

Mittwoch, den 30. September. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 271. Donnerstag, den 1. October **1846.**

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

15.

Georg Fritz kam eines Abends wie gewöhnlich auf das Schloß und schläferte Pulcherien durch Anblasen der Stirne ein. Es war ein schöner Juniabend. Durch die weitgeöffneten Fenster trug der Wind die Wohlgerüche des Thymian und des spanischen Klees in den Salon. Eine starke, feuchte Zugluft bewegte von Zeit zu Zeit die Vorhänge oder blähte sie auf wie Segel. Die Blätter rauschten in dem Park, mälig verstummte der Gesang der Vögel, und es lag eine so heilige Stimmung über die ganze Scene ausgebreitet, als wenn die Natur ihren Abendhymnus sänge. Auch der Graf und die Gräfin von B** konnten sich eines frommen Schauers nicht erwehren, wenn sie nach dem Himmel aufblickten, wo die Sterne langsam aus der Dämmerung hervortraten, während der Mond rein, licht und keusch wie eine junge Braut über den Horizont stieg. Pulcherie war weiß gekleidet, eine Farbe, die ihr am schönsten stand. Seit einiger Zeit fand sie eine Freude dran, ihren Anzug selbst zu wählen, ordnete mit Geschmack ihre Haare, zog die Falten ihres Kleides zurecht und trug Blumen in dem Gürtel.

Fräulein von B** schien von den Blicken des jungen Arztes ganz abhängig. Ein neues Geheimniß trat inmitten dieser erhabenen Natur zwischen Beiden ein; die Augen von Georg Fritz glänzten wie zwei Sterne. Mit einem Mal legte Pulcherie seine Hände zwischen die ihrigen, betrachtete ihn mit ihren großen dunkeln Augen, die doch nicht sahen, und sprach mit leiser, innerlichster, gezogener Stimme, als wollte sie die Süßigkeit aus jedem Buchstaben kosten, zu dem Doctor:

„Ich liebe Dich!"

In demselben Augenblick sank ihr Kopf in den Sessel zurück, ihre langen Haarflechten lösten sich auf, der Puls hatte sein Gleichmaß verloren, und das Herz schlug fast nicht mehr. Diesen Zustand nennen die Magnetiseure eine Extase. Sie folgt auf das Hellsehen und offenbart sich gewöhnlich nach einer großen Anregung. In solchen Augenblicken zerreißt die Seele ihre Banden und nimmt ihren Aufflug in eine Welt, deren sie sich bei ihrer Rückkehr nicht mehr erinnert. Mit diesem ewigen und göttlichen Ausruf: „Ich liebe Dich!" war das junge Mädchen in den Himmel gestiegen.

Die Extase ist ein gefährlicher Zustand, den der Magnetiseur nicht beherrschen kann und wo er auch aufhört, Herr und Meister zu sein. Der Magnetisirte widersetzt sich ihm wie jedem Andern. Georg mochte Fräulein von B** auffordern, wie er wollte, sie möge zu sich kommen und ein Lebenszeichen von sich geben, sie kümmerte sich nicht darum; im Gegentheil schien sie sich immer mehr und mehr mit Wohlbehagen in eine, der unserigen ganz entlegne und fremde Welt zu verlieren. Ueber ihren bleichen Schläfen sah man die Pulse sich nicht mehr bewegen. Das ganze Haus gerieth in die größte Bestürzung. Die Vorschriften des Doctors, welche bis dahin bei Fräulein von B** immer einem sclavischen Gehorsam begegnet waren, gingen diesmal in Heftigkeit und Drohungen über, ohne daß er etwas ausrichtete: eine Leiche hätte nicht mehr Unempfindlichkeit zeigen können. Fritz selbst litt schon an Erschöpfung und glaubte wie Alle, die gegenwärtig waren, Pulcherie sei todt. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, um der Kranken zum letzten Mal zu gebieten, daß sie erwachen solle; aber aller Gewalt, die er anwandte, zum Trotz dauerte der bleierne Schlaf fort. Georg Fritz neigte sein Haupt vor Entkräftung und Rathlosigkeit; da begegneten seine Lippen der weißen, zarten und schöngeformten Hand Pulcheriens, er küßte sie sanft, wie eine junge Leiche, die man der Erde anvertrauen will, und — Pulcherie war augenblicklich erwacht.

„Georg," fragte sie, indem sie die großen, noch schlaftrunkenen Augen aufschlug und dann mit beiden Händen bedeckte, „warum weckst Du mich? Ich war so glücklich!"

Der Doctor verließ das Schloß größer als gewöhnlich; es kam ihm vor, als wenn sein Kopf bis an den Himmel reichte. Wenig fehlte, daß er nicht an seine Gabe glaubte, der ganzen Natur gebieten zu können, und als er unterwegs an ein ausgetretenes Bächlein kam, verspürte er Lust, anstatt weiter aufwärts die hölzerne Brücke aufzusuchen, lieber über die Fläche des Wassers zu schreiten.

16.

Ein letztes Hinderniß blieb zu besiegen, eine letzte Schranke zu durchbrechen; Georg Fritz mußte die Fortschritte der Entwicklung, welche Pulcherie jeden Tag im Schlafe machte, auf den wachenden Zustand übertragen; denn bisher war das Leben des Mädchens nur ein Traum gewesen, ein Schatten von dem, was der Doctor erreichen wollte. Er faßte die Schwierigkeit dieses Unternehmens und indem er sie ernstlich zu überwinden suchte, glaubte er das Mittel in seiner Abwesenheit zu finden. Die beständige Einwirkung, welche er auf Fräulein von B** übte, erhielt die Kranke immer in einer blinden Abhängigkeit, wodurch er sie denn verhinderte, sich frei heranzubilden. Der junge Arzt blieb demnach einige Tage lang vom Schloß entfernt und theilte Pulcherien den Schlaf in einem Briefe mit, den er durch seine Willenskraft zu einem stark wirkenden Einschläferungsmittel gemacht hatte. Das Mädchen entschlummerte, als sie kaum das gewissermaßen von Schlaf durchtränkte Papier berührte, und erwachte von selbst wieder in einer von Georg Fritz bezeichneten Stunde.

Der Magnetismus ist wie die Chimäre des Alterthums, die rasche Flügel am Rücken trägt, deren sie sich zum Fliegen bediente, und auch schwere Füße hat, welche sie oft auf die Erde setzt; die überraschendsten seiner moralischen Phä-

Digitized by Google

nomene entstehen durch Zeichen, durch Leitur, und durch Talismane, welche unwillkürlich an die bekannten Hexenkünste des Mittelalters erinnern.

In der Abwesenheit von Georg Fritz übte sich Pulcherie natürlich allein im Denken. Von diesem Augenblick an wurde des Fräuleins Zustand mit jedem Tage besser. Wie Schuppen fiel es der armen Blinden von den Augen ihrer Seele; sie erblickte zum ersten Mal die Erde, den Himmel, die Schönheit; denn man muß wissen, von allen diesen Wundern hatte Pulcherie vorher nichts gewußt: zu sehen und zu hören, braucht man mehr als Augen und Ohren. Sie sprach bald alle Worte, denn die Gedanken rufen natürlich Worte hervor. Sie erkannte ihren Vater, ihre Mutter und die dienstbaren Geister des Hauses. Sie lernte lesen und beten. Die Unermeßlichkeit der Schöpfung und die Bilder des Lebens gaben ihr eine Ahnung von Gott. Pulcherie wiederholte in sich die Geschichte des ersten Weibes, welches, wenn man den Gelehrten glauben darf, anfangs an den Boden gewachsen ein Pflanzenleben hinschleppte, bis es allmälig vollkommnere und seelenhaftere Formen gewann, und endlich als Weib mit einem Herzen und einer Seele in die Welt trat. Da blickte sie denn um sich, faßte auf, begriff und liebte. Pulcherie hatte wie eine Blume vegetirt, die in ihrer Unbeweglichkeit nichts denkt, nichts handelt, und deren ganze Aufgabe nur darin besteht, äußere Schönheit zu entfalten. Nunmehr wurde die Blume eine Frau, freilich nur langsam und mit Mühe; es war einst die Arbeit von sechs Tagen, und nun dauerte es sechs Monate.

(Fortsetzung folgt.)

Die zweite und dritte öffentliche Sitzung der Germanisten-Versammlung.

(Schluß.)

Dahlmann bestieg nunmehr die Tribüne, um noch einen historischen Stoff zu behandeln. Dem Manne, welcher sich um die nordische Geschichte so verdient gemacht, mußte es wohl nahe liegen, nun auch die historische und politischr Berechtigung des skandinavischen Nordens aufzuweisen, während man gestern das Recht Deutschlands demselben gegenüber gewahrt hatte. Dahlmann ging von dem Satze aus (auf den er auch am Ende seiner Rede wieder zurückkam), daß ohne eine freie, volksthümliche Verfassung keine im Volksgeiste gegründete Rechtspflege möglich sei. Er schilderte zu dem Ende mit tief eindringender Sachkenntniß die Verfassungszustände des Nordens. Wir können von Skandinavien lernen im Kapitel über die Freiheit, denn es hat sich derselben von jeher in nicht geringem Maße zu erfreuen gehabt. Dahlmann zeigt, wie das Geschwornengericht nordischen Ursprunges ist, er verfolgt seine Entstehung und Ausbildung in den skandinavischen Ländern. Dann wendet er sich zur Darstellung der verwandten englischen Jury, die er mit großer Lebendigkeit nach ihrem Wesen und den Grundbedingungen ihres Fortbestehens behandelt. Er zieht hierbei eine scharfe Grenzlinie zwischen Civiljury und Criminaljury. Die letztere erkennt er in ihrem höchsten Verdienste und Vorzuge an. Ueber die Consequenz aber, welche man um der Erfolge der Criminaljury willen auf die deutschen Verhältnisse ziehen könne und dürfe, wagt er nichts zu entscheiden. Den Schluß der Dahlmann'schen Rede bildete die Erörterung des höchstwichtigen Punktes, daß das öffentliche Geschwornengericht ein großartiges Nationalerziehungsmittel sei, und daß erst durch eine Jury das deutsche Volk wieder zu dem verlorenen nationalen Rechtsbewußtsein gelangen könne. Der Vortrag Dahlmann's machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck: dem tonlosen, fast flüsternden Organ mußte man mit äußerst gespannter Aufmerksamkeit lauschen, und obgleich gar manches Wort selbst für die näher Sitzenden verloren ging, spornte doch die gewichtige, inhaltreiche Rede des bedeutenden Mannes Geist und Ohr so sehr zur Achtsamkeit, daß man nur in wahrhaft nervöser Spannung und Ueberreizung dem interessanten Gange der Entwicklung folgen konnte. —

Michelsen fügte noch wenige aber kräftige Worte hinzu, in denen er, selbst ein Sohn des Nordens, die Naturfrische, die Lebensfülle des Nordens pries, deren stählende Einflüsse wir nicht von uns abweisen dürfen. Zum Schlusse der Versammlung beantragte Mittermaier die Ernennung einer Kommission zur Untersuchung der Frage über die mögliche Einführung eines deutschen Geschwornengerichts.

Die hierauf folgende Sectionssitzung war vornehmlich interessant durch einen sehr lebhaften Prinzipienstreit der Historiker, welcher aber auch zu praktischen Konsequenzen zu führen drohte. Es handelte sich nämlich darum, ob die Versammlung in Zukunft eine im rein gelehrten Sinne geschichtsforschende oder eine frei und universalistisch-wissenschaftlich historische, sein solle. Auf der einen Seite führte vornehmlich Pertz, auf der anderen Dahlmann und Gervinus das Wort.

In der letzten Generalversammlung redeten die Sprachforscher. Wilhelm Grimm hielt einen Vortrag über das große deutsche Wörterbuch, welches er eben mit seinem Bruder ausarbeitet. Er wies nach, was sie anstrebten — nicht im Sinn des Dictionnaire de l'Académie française ein Normal-Wörterbuch, das Jedem abstrakte Richtschnur sein solle, sondern vielmehr eine organisch gegliederte Naturgeschichte des reichen deutschen Wörterschatzes. Dabei berührte er viele höchst wichtige Punkte, die wir nur theilweise andeuten wollen. Er zeigte, wie sehr wir, namentlich durch die strengwissenschaftliche Literatur, der ächten naturwüchsigen Ueppigkeit der Sprache verlustig geworden seien, glatt und fein, aber auch abstrakt in der Ausdrucksweise, wie unsre Rede mehr und mehr ihre sinnliche Unmittelbarkeit eingebüßt. Goethe's großartige Verdienste um die schöpferische Weiterbildung der Sprache wurden mit großem Nachdruck ans Licht gestellt. Der Raum gestattet uns nicht, in das Detail aller einzelnen weiteren Vorträge einzugehen, doch müssen wir noch den des Professor Gaupp aus Breslau rühmend hervorheben. In eindringlicher und gründlicher Weise sprach sich derselbe über die Flachheit der bisher meist statuirten Hypothese von der Stellung der germanischen Völkerschaften zu den romanischen zur Zeit der Völkerwanderung aus. Er suchte nachzuweisen, daß hier keineswegs das Verhältniß des Eroberers zu dem Besiegten obgewaltet und jene romanischen Mischvölker erzeugt habe, sondern daß vielmehr die siegreichen Germanen mit den Romanen friedliche Verträge, wenn auch mit Vorbehalt einer gewissen Suprematie, eingegangen. Genauer legte er dies dar an dem Stamm der Burgundionen, über welchen uns noch ausführliche Nachrichten bewahrt sind, und zeigte, welche bedeutende Folgen für die Wissenschaft aus der sorgfältigen Ergründung jenes Punktes erwachsen müßten. — Lappenberg nahm ein Thema auf, welches

Digitized by Google

Jakob Grimm in seiner Eröffnungsrede der zweiten Sitzung schon kurz berührt hatte: ob und in wie fern zu Ehren und Frommen der deutschen Sprache und des deutschen Wesens auf die in allen Welttheilen zerstreuten und allmählig ihre Nationalität vergessenden, deutschen Auswanderer eine durchgreifende Einwirkung möglich sei?

Zum Schluß ward in einem Vortrage Jakob Grimm's Lübeck als der Ort der nächstjährigen Versammlung vorgeschlagen und angenommen. Dr. Duhn aus Lübeck und Bürgermeister Smidt aus Bremen sprachen neben Grimm manches warme Wort über diese Wahl. Man hob den Charakter Lübeck's als einer freien Stadt hervor, man wies auch auf die großen Bedrängnisse hin, welche diese wichtige, ehrwürdige Handelsstadt in neuerer Zeit durch nordischen Einfluß habe erleiden müssen.

Zur geselligen Belebung wie zur künstlerischen Verherrlichung des denkwürdigen wissenschaftlichen Congresses wurde das Möglichste geleistet. Der Cäcilienverein veranstaltete ein Conzert, in welchem Bach'sche, Händel'sche und Mendelssohn'sche Compositionen unter Messer's Leitung auf's Trefflichste executirt wurden; der Liederkranz lud die Männer der deutschen Wissenschaft zu einer Abendunterhaltung, wo bei Liedern und Becherklang manch kräftiges, freies, deutsches Wort unter den Trinksprüchen gesprochen ward, daß alle Theilnehmer diesen Abend als einen gemüthlich heiteren und doch auch als einen erhebenden ohne Gleichen priesen. Auch bei den beiden Festessen redete Mancher, den man zu den Besten der Nation zählt, offen, ehrlich und scharf, daß sich der Schlendrian und die mattherzige, gedankenwägende Bedachtsamkeit baß darüber entsetzen dürfte. R.

Richelieu als Tragödien-Dichter.

Nach Innen und Außen hatte der Kardinal de Richelieu Siege erfochten. Aber er wollte noch neue Triumphe; ihm genügte nicht der Ruhm, mit dem er sich durch politische Gewandtheit bedeckt, er wollte sich auch einen großen literarischen Namen gründen. Nicht zufrieden, durch Pensionen und Begünstigungen die vorzüglichsten Poeten seiner Zeit ermuthigt, die Akademie française begründet zu haben, wollte er selbst durch eigene Tragödien und Lustspiele die Poesie in Frankreich heben und sich so den Genies, deren Mäcenas er war, als geistig ebenbürtig zeigen.

In dieser Absicht hatte er alle Dramatiker von Ruf um sich versammelt und gab jedem, so oft er den Plan zu einem Theaterstück entworfen, einen Akt desselben zu schreiben. Dann sah er Alles durch, machte daran die Aenderungen, die er für passend hielt, und schaltete Tiraden und Dialoge von eigener Dichtung ein

Die fünf Mitarbeiter Richelieu des Dichters waren Claude de l'Estoile, Colletet, Abbé de Boisrobert, Rotrou und Pierre Corneille.

Eines Tages meldete sich der letzte zur Audienz beim Kardinal und las ihm einige Bruchstücke eines Aktes vor, den er zu schreiben beauftragt worden war. Richelieu hörte ihm mit wohlwollender Aufmerksamkeit zu.

„Aber Sie kommen nicht recht vorwärts mit der Arbeit," sagte er zuletzt; „M. de l'Estoile hat seinen Akt bereits vollendet und doch kann er, wie Sie wissen, nur bei Kerzenlicht dichten. Freilich zündet er oft auch am hellen Tage Kerzen an, und zieht sich in ein ganz finsteres Zimmer zurück. Auch Boisrobert," fuhr der Kardinal nach einer Weile fort, „hat mir gestern seine Arbeit gebracht. Wie kommt es, daß Sie allein zurückbleiben?"

„Die Herren haben wohl mehr Talent als ich, Monseigneur; denn ich kann versichern, ich bot Alles auf, um mich Ihres Vertrauens würdig zu erweisen. Gelang mirs nicht, so liegt die Schuld nicht an meinem Willen."

„Sie sind zu bescheiden; Ihre Verse, die Sie mir eben lasen, sind tadellos und wenigstens eben so viel werth als die jener Herren. Es ist ein anderer Grund, der Sie so unpünktlich macht, ein Grund, den Sie mir verheimlichen . . . ."

„Wenn ich wagen dürfte, Monseigneur . . . ."

„Wagen Sie, vertrauen Sie mir an," sagte der Kardinal mit einem gütigen Lächeln, das seinen strengen Zügen nicht sehr geläufig war.

„Wohlan, Monseigneur, da Sie mir so viel gütige Theilnahme schenken, so will ich Ihnen Alles offen bekennen, was mich verfolgt, was mich unaufhörlich beunruhigt, was meine Gedanken verwirrt, wenn ich sie sammeln will, um Ihrer Gunst würdige Verse zu dichten . . . aber Monseigneur, in Wahrheit, kaum traue ich mich . . ."

„Sprechen Sie, Corneille, ohne Furcht, vielleicht finden wir ein Heilmittel für Ihr Uebel."

„Nun denn," sagte der Dichter erröthend und die Augen zu Boden schlagend, „ich bin verliebt!"

„Verliebt, und das wars, was Sie so sorgsam verhehlten! Und in wen?"

„Ach, Monseigneur, das eben ist mein Unglück: in die Tochter des Generallieutenants Monsieur de Lamperrière. Ich bin nur ein schlichter Theaterstückmacher, bin arm und kann das Weib nicht erlangen, das ich anbete! Das ist der Grund meiner Verwirrung, meiner Aufregung, das ist's, was meine Geisteskräfte aufzehrt; Sie sehen, Monseigneur, ich habe keine Hoffnung."

„Vielleicht doch," sagte der Kardinal und entließ den Dichter mit freundlicher Miene.

Corneille verbeugte sich, dankte dem Kardinal und ging.

Wenige Tage später erhielt Generallieutenant Monsieur de Lamperrière eine dringende Ordre, sogleich nach Paris zu kommen. Ganz bleich, zitternd vor Angst, den alleermögenden Minister unbewußt beleidigt zu haben, eilte er in den Palast des Kardinals.

Richelieu empfing ihn sehr artig, ließ ihn neben sich Platz nehmen und hub ohne Vorbereitung an:

„Haben Sie Kinder, Herr Generallieutenant?"

„Eine Tochter, Monseigneur," erwiederte dieser erstaunt.

„Und wie alt ist diese Tochter?"

„Achtzehn Jahr, Monseigneur."

„Haben Sie daran gedacht, sie zu verheirathen?"

„Sie ist noch zu jung."

„Der Meinung wird wohl Ihre Tochter nicht sein. Wie?"

„Leider nein, Monseigneur," erwiederte de Lamperrière, der nicht begriff, wo das Verhör hinaus wolle. „Sie hat sich in einen, weiß nicht welchen Scribler verliebt, der Sonette und Madrigale, was weiß ich Alles, an sie richtete. Damit hat er ihre Eitelkeit gefesselt, so daß sie von Niemanden hören will als von ihm."

„Wenn sie ihn liebt, so müssen Sie ihm sie geben. Es ist ein schlimmes System, in einer so ernsten Angelegenheit dem Willen der Kinder zuwiderzuhandeln."

„Aber Monseigneur, der junge Mensch hat nichts: er ist ohne Vermögen, ohne Aussichten."

„Herr Generallieutenant, wir müssen offen reden. Der junge Mann, Pierre Corneille, ist mein Schützling. Er

Digitized by Google

liebt ihre Tochter, er muß sie haben. Nun wissen Sie, weßhalb ich Sie rufen ließ, und wir werden sehen, ob Sie mir wohl diese Gefälligkeit versagen."

Bestürzt eilte der Generallieutenant zu seinem künftigen Eidam, verkündete ihm nach allerlei geschickten Umschweifen seinen Entschluß, ihm seine Tochter zur Gattin zu geben, und schloß damit, ihn um seine Protection bei dem aufgebrachten Kardinal zu bitten.

Das Erste, was Corneille bei dieser unerwarteten Glücksnachricht that, war, daß er zum Kardinal eilte und sich ihm zu Füßen warf.

„Wann werde ich, Monseigneur, mich so vieler Gnade würdig erweisen können?"

„Stehen Sie auf, Monsieur Corneille, der Gram schadete ihren poetischen Arbeiten. Nur damit Sie mir künftig mehr schöne Verse machen, suchte ich Ihnen zu Ihrem Glücke zu verhelfen; Sie sind mir zu keinem Dank verpflichtet."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Ihre Erwartungen nicht zu täuschen," erwiederte der große Corneille.

Feuilleton.

*** Aus Stockholm berichtet die „Köln. Ztg.": In den Merkwürdigkeiten dieses ungewöhnlichen Sommers dürfte unter Anderm auch Folgendes gehören: Einem Blumenfreunde in Oerebro ist es gelungen, von Cereus triangularis eine ganz vollkommen ausgebildete Blume zu erhalten, welche 15 Zoll im Durchmesser hatte und in ihrer ganzen Schönheit prangte. Nur einmal soll sie sich früher in Europa so vollständig in einem botanischen Garten zu London entwickelt haben. Im Län von Wermland ist eine Zugheuschrecke (Gryllus migratorius) am ersten Sept. gegriffen, welche bis jetzt wohl das eine oder das andere Mal in Schonen, aber nie so nördlich getroffen worden ist, und bei Moß ein Fliegefisch (Exocoetus exsiliens) gefangen worden, der im nördlichen Europa nur ein einziges Mal bei Plymouth gefunden sein soll. Uebrigens blühen in manchen Gegenden der spanische Flieder, der Faulbaum (Prunus padus) u. s. w. zum zweiten Male.

*** Rom, im Sept. Die umfänglichen Ruinen der antiken Cutilia bei Aquila, wo Vespasian seine Thermen auf den Apenninen erbaute, sind von einer Gesellschaft Industrieller vor kurzem behufs der Neugründung von Heilquellen theilweise aufgeräumt worden. Man fand bei dieser Gelegenheit außer vielen andern antiken Denkmälern sechs vorzüglich gearbeitete Marmor- und Granitwannen der Vespasianischen Bäder.

*** Die colossale Reiterstatue des Herzogs von Wellington kommt nun, trotz aller Protestationen im Parlament und im „Punch" — wo die Statue, der Herzog in seinem gegenwärtigen Aussehen, mit der stark gekrümmten Nase, reichlich unter den Zerrbildern dieses Witzblattes figurirte — doch auf den im Jahr 1828 vollendeten Triumphbogen am Eingang des Hydeparks zu stehen. Die Statue ist nun vollendet und dieser Tage im Atelier des Bildhauers Wyatt von vielen Personen besichtigt worden; sie wurde in mehreren Stücken gegossen, die jetzt zusammengefügt sind und ein Ganzes von 22 Fuß Höhe bilden, das 40 Tonnen (80.000 Pfd.) wiegt. Das Waterlooer Schlachtroß „Kopenhagen" steht in ruhiger Haltung da, und der Herzog, in dem bis auf die Sporen getreu nachgebildeten Kostüm, welches er in der Schlacht von Waterloo trug, ist dargestellt mit einem Teleskop in der rechten Hand. Das im Arsenal zu Woolwich erbaute Fuhrwerk, welches diese gewaltige Metallmasse nach Hyde-park-Corner bringen soll, wiegt mit seinen massiven Rädern, die 12 Fuß im Durchmesser hatten, 10 Tonnen, und 30 bis 40 Pferde werden erforderlich sein, um die Statue an ihren Bestimmungsort zu schaffen, was in etwa vierzehn Tagen geschehen soll.

*** Jubiläen, Denkmale und Festessen nicht zu vergessen! — Der Herausgeber der „Zeitschrift für Phrenologie", Dr. v. Struve, hatte vor mehreren Jahren einen öffentlichen Aufruf erlassen zur Errichtung eines Denkmals für Gall. In einer der letzten Nummern des genannten Blattes fragt er nunmehr die fünf Einsender von Beiträgen zu dem beabsichtigten Denkmal, was er mit der eingegangenen Summe machen solle — nur fünf Verehrer der Gall'schen Lehre hatten also bis heut ihr Scherflein beigesteuert. Armer Struve, armer Gall! — kein Denkmal jetzt, ein seltner Fall! — Im Jahr 1546 ist in Hamburg von einem gewissen Woltmer der erste Jahreskalender in seiner jetzigen Gestalt herausgegeben worden. Also schnell eine Säcularfeier, so lange es noch Zeit ist! — Die Leipziger „Illustrirte" (vom 5. September) macht auf ein nahe bevorstehendes Jubiläum, auf das hundertjährige (!) der Rübenzucker-Industrie aufmerksam. Vor einem Jahrhundert, im Winter 1746 zu 1747, hielt der berühmte deutsche Chemiker Andreas Siegmund Marggraf (geb. 1709 in Berlin, gest. 1763) in der Hauptsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren thätigstes Mitglied er war, einen Vortrag über seine Versuche zur Auffindung eines dem eingeführten vollkommen gleichen Zuckers in mehreren einheimischen Pflanzen, besonders den Runkelrüben, und bewies durch vorgelegte Proben und umständliche Auseinandersetzung seiner Methode, daß die fabrikmäßige Darstellung des einheimischen Zuckers kein Hirngespinnst genannt werden dürfe. Die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Marggraf's wird zu diesem Zwecke vorgeschlagen. Nch. d. Gesllsch.

*** Ein schlagender Beweis. Barneveldt, Großpensionär von Holland und Gegner des Grafen Moritz von Oranien, ward von Letzterem unter der Anschuldigung, das Land den Spaniern in die Hände liefern zu wollen, aufs Schaffot gebracht. Jeder der Richter, welche ihn verurtheilt hatten, erhielt für seine Mühe 2400 Gulden. Einige Tage nach der Hinrichtung sagte ein berühmter Advocat zu einem dieser Richter: „Man sagt Euch zwei Dinge nach, die ich nicht glauben kann, nämlich, daß Ihr nicht viel Kopf hättet, und zweitens, daß Ihr geizig wäret. Das Erste kann nicht wahr sein, denn Ihr habt den Pensionär eines todeswürdigen Verbrechens schuldig befunden, was die geschicktesten Rechtsgelehrten nicht vermocht haben. Das Zweite ist eben so unrichtig, denn Ihr habt für 2400 Gulden einen Spruch gegeben, den ich für alles Geld in der Welt nicht hätte geben mögen."

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 30. September. Gottsched und Gellert, Charakter-Lustspiel in 5 Abtheilungen von Heinrich Laube.

Donnerstag, den 1. Oktober. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Pfennig-Zeitung.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 272. Freitag, den 2. October 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

17.

Fräulein von B** gewann sogar in physischer Beziehung viel durch die Behandlung des jungen Doctors: der Hals, bisher nachlässig und träge, begann den Kopf zu tragen; der schlanke Wuchs prägte sich deutlich aus; die Augen, vordem ohne Seele, warfen jetzt ein Feuer aus, welches sengend auf die Herzen fiel. Pulcherie war von seltner Schönheit. Ihr dumpfes, langweiliges Gesicht vervielfältigte sich jetzt wie durch ein Wunder in tausend verschiedenen, reizenden Zügen und Stimmungen. Der Gedanke war belebend eingetreten und dichtete und vollendete an der herrlichen Gestalt. Es waren jetzt nicht mehr die kalten, unbeweglichen Linien, welche nichts aus ihrer monotonen Regelmäßigkeit herauszubringen vermochte; es war nicht mehr diese gedankenlose, starre Miene, welche den ermüdete, der sie ansah. Das Gesicht Pulcheriens durchlief jetzt alle Noten der unendlichen Tonleiter, welche man Herz, Gemüth nennt.

Etwas Süßes, Unaussprechliches, das man kaum bei den Engeln findet, zeichnete dieses anmuthsvolle Geschöpf aus, welches so zu sagen nicht auf gewöhnlichen Wegen zum Leben gekommen war.

Kaum konnte sich das Wort auch in dem wachenden Zustand des Mädchens der letzten Bande entledigen, welche es gefangen gehalten hatten, als Pulcherie nach dem jungen Doctor verlangte. Georg Fritz kam also wieder auf das Schloß und begann die Ausbildung seines Zöglings. Diese ging rasch und leicht von Statten; Pulcherie ahnte gewissermaßen das Wissen ihres Lehrers; er war ihr Buch, sie lernte ihn auswendig. Georg machte Pulcherie mit dem Namen der Blumen, der Vögel, der Sterne bekannt; er erzählte ihr die ganze Schöpfungsgeschichte. Sie hörte ihm aufmerksam zu, wie ein neues Wesen, welches unerfahren und neugierig aus den Schatten des Nichts hervortritt.

Lehrer und Schülerin gefielen sich auf ihren mannigfaltigen Spaziergängen im Freien; oft standen sie Beide, das Auge in der unendlichen Natur badend; die stille, melancholische Einsamkeit der Landschaft erfüllte ihre Seelen mit heiligem Ernst. Dem Wald seine Träume, den Quellen ihre Klage, dem Horizont seine Unermeßlichkeit, der Erde ihr Aufstreben nach dem Himmel entlehnend, lebten sie Beide im ganzen Universum.

Die jungfräuliche, halb wilde Natur von Berry hatte einige Aehnlichkeit mit jener ursprünglichen Welt, die wir uns mit Unrecht als ein irdisches Paradies und einen köstlichen Garten vorstellen, da sie ohne allen Zweifel nur eine unbeholfene, noch in dem bewußtlosen, nicht ausgebildeten Zustand der Kindheit befangene Natur war. Zwischen Pulcherien und der Gegend, in welcher sie wohnte, zeigte sich eine eigenthümliche Verwandtschaft, beide boten das Bild einer jungen Schöpfung, die nur allmälig aus der Ruhe und Wildheit heraustritt. Das Fräulein sah sich in einer Landschaft, welcher die Cultur täglich mehr ihre Spuren aufdrückte; Ackerbau und Gewerbfleiß machten sich die trägen Elemente unterthan zum allgemeinen Gedeihen. Die bisher unthätigen Bäche mußten Mühlen, Eisenwerke und Maschinen in Bewegung setzen, und das taktmäßige, monotone Pochen der Hämmer erklang fast wie der langsame, schwerfällige Tritt der Civilisation. In gewissem Sinn Eins mit dieser fortschreitenden, in Thätigkeit gesetzten Natur, erfolgte auch die geistige Entwickelung des Fräulein von B**.

Jeden Augenblick wurde Pulcherie durch neue Eindrücke überrascht und in Verwunderung gesetzt. Sie staunte über den Tag und über die Nacht, über die Sonne und die Sterne, über die sprachlosen Blumen und über die kehlfertigen Vögel; sie konnte von all' dem Sehen und Hören kaum zu dem Bewußtsein ihrer selbst kommen. Georg Fritz erklärte ihr die Ursachen aller Naturerscheinungen und förderte in Pulcherien mehr und mehr das Verständniß aller Dinge.

Zu dem großen Buch der Natur fügte dann der Doctor die Werke deutscher und französischer Dichter, welche Pulcherie schnell las und rasch begriff. Er erklärte ihr die dunkeln Stellen, nicht ohne zu erröthen, wenn irgendwo zufällig von der Liebe die Rede war.

Da Georg Fritz auch musikalisch war, so öffnete er der Stimme Pulcheriens, die, wie ein armer Zeisig, in der Kehle des Mädchens gefangen war, die Thüre, auf und davon zu fliegen; die Befreite begann zu singen, nicht nur richtig, sondern auch zum Entzücken schön.

Indem auf diese Weise das Fräulein von B** in dem Doctor ein Buch der Offenbarung Gottes besaß, indem sie beständig an seinem Mund lauschte und in seinen Gedanken las, ging ihre Ausbildung mit raschen Schritten der Vollendung entgegen.

18.

Aus dieser fortgesetzten geistigen Beziehung entwickelte sich zwischen Georg und Pulcherien eine unbegrenzte Sympathie. Das Wort Liebe, so viel Zauber es auch enthalten mag, bleibt doch zu schwach, eine geheimnißvolle Verbindung zu bezeichnen, für welche die Natur nicht viele Beispiele aufzuweisen hat.

An den Tagen, wo sich der Eine ernst zeigte, war es die Andere auch. Wenn Pulcherie litt, litt Georg ebenfalls. Mußte der Doctor einmal erröthen, so bildete sich sogleich auch eine leichte rosige Wolke auf den Wangen seiner Freundin. In den Momenten der Freude spielte dieselbe Heiterkeit um die Lippen Beider. Abends konnte die Schülerin an ihrem Pianoforte nur mit ihrem Lehrer singen; sie spielten und sangen die herrlichsten Duette. Ihre Stimmen teugen einander mit Fülle und Lieblichkeit, und folgten immer derselben Regung und Bewegung, wie zwei

Digitized by Google

Tauben in sonnenheller Luft. Der Anblick der Natur weckte in Beiden die nämlichen Stimmungen; sie hatten Beide nur Einen Blick für die irdischen und himmlischen Dinge; wenn der Eine sich fromm bewegt fühlte, betete die Andere. Es war dasselbe denkende und liebende Wesen zwei Mal in einem einzigen Gedanken und in einer einzigen Liebe. Die Neigung, welche Beide an einander fesselte, war fast Egoismus zu nennen.

Georg und Pulcherie bedurften nicht einmal des Wortes, ihre Gedanken einander mitzutheilen; in ihrer Unterhaltung herrschte gewöhnlich ein gewisses beredtes und bedeutungsvolles Schweigen. Was der Eine sagte, hatte die Andere schon errathen. Ganze Stunden brachten sie in solch mystischem Zwiegespräch hin, während ihre Herzen eng verbunden die ganze Schöpfung durchflogen.

Dieselben Triebe zogen sie zu Menschen und Dingen hin, oder stießen sie davon ab; die Personen, an welchen der junge Doctor kein Gefallen fand, konnten überzeugt sein, daß sie auch Pulcherien mißliebig waren, und umgekehrt. Sie hatten Beide nur ein Herz und eine Seele. Pulcherie fand in Georg ihr eignes Ideal, so wie diesem in ihr die ganze Welt aufging. Auch in der Kunst und in allem Andern äußerten Beide den nämlichen Geschmack; zu gleicher Zeit fühlte sich der Eine wie die Andere von derselben Lectüre angezogen, und es traf sich oft, daß sie Beide, ohne sich vorher einander mitgetheilt zu haben, dieselben Gedanken fast mit denselben Worten in Versen ausdrückten. Wenn Georg diese vollkommenste Uebereinstimmung bezeichnen wollte, nannte er Pulcherien seine Schwester und diese ihn ihren Bruder. (Fortsetzung folgt.)

Die Versammlung der Naturforscher in Kiel.

Am 24. September hatte die letzte allgemeine Versammlung der Naturforscher statt, worin Prof. Michaelis, nachdem er die Versammlung von einigen Zuschriften und Sendungen von auswärtigen Gelehrten benachrichtigt hatte, einen an den Konsereuzrath Pfaff gerichteten Brief des würdigen Oken vorlas, worin derselbe bemerkte, daß er seit 1830 sich veranlaßt gesehen habe, keiner Versammlung der Naturforscher mehr beizuwohnen. Er bedaure es deshalb sehr, auch in diesem Jahre nicht nach Kiel kommen zu können. Nachdem der Brief verlesen war, hielt der große Physiker Oersted aus Kopenhagen einen, und zwar sehr gelehrten, philosophischen Vortrag. Er sprach über die Weseneinheit unseres Erkenntnißvermögens in dem ganzen Erschaffnen, vom Standpunkte des Naturforschers aus betrachtet. Die Philosophie komme freilich schneller zum Ziele, klarer aber und anschaulicher werde die Sache durch die Naturwissenschaft. Betrachte man die uns zunächst umgebenden Organismen, so erhalte man eine nur höchst einseitige Ansicht; fasse man aber alle auf unserer Erde sich befindenden Organismen zusammen mit denen, die in den zoologischen Bildungen enthalten sind, so käme man zu der Erkenntniß, daß alle insgesammt aus einem durchaus einheitlichen Gedanken hervorgegangen seien. Die Gesetze der Bewegung seien zuerst freilich unverständlich, bald aber könne unser Geist denselben Zusammenhang aus sich entwickeln. Mathematisch bewiesen und unserer Anschauung gemäß sei die grade Linie die einfachste. Erst nach Jahrtausenden habe man gefunden, daß jede einfache Bewegung in einer graden Linie geschehe und daß jede Bewegung, durch mehrere Kräfte hervorgebracht, sich als Produkt der einwirkenden Kräfte herausstelle. Die krummlinigen Bewegungen erfolgten aus dem Zusammenwirken eines einfachen Impulses und einer beständig wirkenden Kraft; nach denselben Gesetzen bewegten sich die Weltkörper. Die Bewohner eines anderen Weltkörpers müßten endlich auch dieselben Gesetze erkennen oder etwas Falsches; sie könnten auf kein anderes wissenschaftliches Endresultat kommen; woraus die Aehnlichkeit des Erkenntnißvermögens aller Weltallbewohner abzuleiten wäre. Das Licht sei in der Grundform gleichartig im ganzen Universum; dieselben Farbengesetze herrschten in der ganzen Welt, das Licht möge kommen, von welchem Fixstern es wolle. Mögen die empfindenden Wesen anderer Weltkörper seiner oder gröber organisirt sein, die Empfindungen müßten doch analog sein, also wäre darin eine Grundähnlichkeit des Ganzen angedeutet. Der Schall müsse gleichfalls im ganzen Universum identisch sein. Rücksichtlich der Entstehung des Weltalls, so könne eine gesteigerte Entwickelung der Erde und der Dinge auf ihr nachgewiesen werden. Das Endresultat müsse ein Produkt mit Selbstbewußtsein sein. Die Gestalt anderer Weltkörper zeige dasselbe Gesetz der Entwickelung des Ganzen; daraus müsse man aber auch schließen, daß auch dort die Organismen in ähnlichen Perioden entstanden und vergangen seien. Wenn dies auf jedem Weltkörper der Fall sei, so müsse man daraus herleiten, daß eine göttliche Grundvernunft das ganze Universum durchdringe. Hieraus folge eine Grundähnlichkeit des Erkenntnißvermögens aller Wesen. — Darauf trat Prof. Forchhammer, ebenfalls aus Kopenhagen, auf und sprach über die Eigenthümlichkeiten des Meerwassers und seine Strömungen. Der Salzgehalt des Meerwassers sei am stärksten in den tropischen Zonen und zwar des mitten zwischen den Continenten. Gegen die Pole und gegen das Land nehme der Gehalt successive ab. Gegen das Land, weil fortwährend süßes Wasser dem Meere zuströme. Gegen die Pole, wegen der sehr großen Wasserverdampfung in der tropischen Zone. Das salzfreie Wasser steige in den Tropen empor, falle als Regen in den Polgegenden nieder und fließe wieder zurück zum Aequator. Die Polarströme seien also physisch nothwendig. Ein um die Erde laufender Aequatorialstrom theile sich, wenn er auf den Continent stoße, in einen nördlichen und südlichen, und so entständen tropische Ströme zwischen den Meridianen. Im Atlantischen Meere habe man einen völlig entwickelten tropischen und Polarstrom, in welchen der nothwendige Unterschied an Salzgehalt nachgewiesen werden könne. Durch diese Meerströmungen erleide das Klima und namentlich das von Europa eine merkliche Abweichung von dem astronomischen Klima. Das europäische Klima werde durch diese Strömungen sehr gemildert. Unsere Nebel, besonders die unserer Meeresküsten, seien das Resultat davon. Das Klima des westlichen Europas sei nicht von jeher so gewesen wie jetzt. Ein Strom gehe durch den Kanal und verursache hier jetzt ein milderes Klima. Früher, als England und Frankreich noch zusammengehangen hätten (welches sich durch die Gleichartigkeit der gegenüberstehenden Gebirgsformationen beweisen lasse), habe jene Strömung um Schottland gehen müssen, habe sich also den arktischen Regionen genähert, bevor sie zu uns gekommen, so daß das Klima damals ein ganz anderes habe sein müssen. Jener Durchbruch sei in historischen Zeiten geschehen. Die Flußmündungen am Kanal und an der Nordsee hätten früher eine andere Richtung gehabt als jetzt. Dieselben sind immer mehr nach Süden und Westen gerückt, als Folge der

Digitized by Google

nach dem Durchbruch veränderten Fluthrichtung. Ferner könne die Marsch sich nur bei ruhigem Meere bilden. Die breiteste Marsch sei diesseits des Kanals in Holland, werde successive schmäler und höre auf der Höhe der Insel Sylt ganz auf. Das könne nicht möglich sein, wenn Frankreich und England nicht verbunden gewesen wären. Die Marsch ruhe auf untermeerischen Wäldern, die das Resultat einer Senkung sein müßten; diese müsse vor dem Durchbruche vorhergehen. Unmittelbar an den Küsten bemerke man noch Grabhügel, so daß also das Land vor dem Durchbruche bewohnt gewesen. Auch seien Spuren einer etwa 40 Fuß hohen Fluth an der Westküste wahrzunehmen; überdies bewiesen einzelne Nachrichten über die cimbrische Fluth den späteren Durchbruch. Das nördliche Europa steige fortwährend aus dem Meere mehr empor. Die große russische Ebene zwischen dem weißen Meere und dem finnischen Meerbusen sei mit arktischen Muscheln bedeckt; überdies seien mehrere große Landseen in jenen Ebenen, woraus man mit Recht auf eine Wasserverbindung des Nordmeeres mit der Ostsee schließen könne. Dort konnte also früher ein Polarstrom eindringen; ein zweiter Grund des früher kälteren Klimas. Eine abermalige Veränderung des Klimas im entgegengesetzten Sinne wäre zu befürchten, wenn etwa die Landenge von Panama durchbrochen würde. Dann würde der tropische Strom durch diese Enge gehen und nicht mehr, aus dem Meerbusen von Mexiko zurückkehrend, unsere Küsten berühren. Es würde allmählig kälter und kälter werden und wir würden ein Klima erhalten, wie jetzt Labrador. (Allgemeiner Beifall.) — Darauf sprach Prof. Scherr auf eine höchst energische Weise. Er bedauerte, daß es ihm an Zeit fehle, noch über manche Fragen der jetzigen Wissenschaft reden zu können. Es gäbe noch ein großes Weltgesetz, größer als das physikalische: dies sei die Anziehungskraft der Herzen, Wärme erzeugend und verbreitend. Sie hätten hier einen wirksamen Heerd gehabt, aus dem der Dank entspringe, den die Stadt Kiel den hochverehrten Besuchern darbringe. — Ein Mitglied sprach den Dank gegen den König, die Geschäftsführer und die Einwohner Kiels aus. — Professor Wiebel stellte den Antrag: es möge die Gesellschaft beschließen, daß die Geschäftsführer eine Adresse an Oken abfassen, um ihn zur nächsten Versammlung einzuladen. — Ein anderes Mitglied stellte den Antrag: man möge eine Deputation nach Plön schicken, um dem König den Dank der Gesellschaft für seine Gnade kund zu thun. — Darauf wurde die Versammlung von Prof. Michaelis aufgelöset. Er hob noch hervor, daß die Versammlung eine deutsche gewesen sei; man wünschte, daß die werthen Landsleute eine Erinnerung mit in ihre ferne Heimath nehmen möchten; die Erinnerung, daß sie vereinigt gewesen wären mit treu denkenden, fest entschlossenen und bedachtsam handelnden Männern. H. N. Z.

Die Walhalla und ihr Album.

(Reiseblätter aus Bayern, von C. G. Z. — Bremen, Schünemann.)

Im zweiten Stockwerk der Walhalla liegt auf einem Marmortische ein reich gebundenes Buch, um die Namen und, wenn man will, die Bemerkungen der Besuchenden aufzunehmen. Der König, die Königin und sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen haben dieses Album durch ihre Unterschriften geweiht und eröffnet. Der König läßt sich, so versicherte der Kastellan, die darin niedergelegten Ergüsse der Bewunderung bisweilen vorlegen. — Bilden die 96 Büsten und die 64 Gedenktafeln den ersten Cyklus der Walhalla-Genossen, so hat der Verfasser einer übrigens recht brauchbaren Broschüre einen zweiten Kreis von Walhalla-Genossen geschaffen, indem er nach eigenem Ermessen unter den eingeschriebenen Namen eine Auswahl veranstaltete und diese der Nachwelt gedruckt überlieferte. In seiner Vorbemerkung sagt er unter Anderem: „Dieses erwägend (nämlich daß das Durchgehen aller Namen zu ermüdend und aufhaltlich sei), veranstaltete der Verleger an Ort und Stelle einen Auszug aus dem fraglichen Einschreibebuche, welchem er, wie begreiflich, vor Allen die durch einen höheren gesellschaftlichen Rang oder durch literarischen und künstlerischen Ruf sich auszeichnenden Personen einverleibte. Wenn hiervon einige erhebliche Namen weggeblieben sein sollten, so trägt die Schuld lediglich die Unlesbarkeit nicht weniger Unterschriften. Von den übrigen Einzeichnungen wurden so viele ausgehoben, als erforderlich war, um die verschiedenen Stände, Länder und Völker, welchen die vorgängigen Besucher der Walhalla angehören, hinlänglich repräsentirt erscheinen zu lassen." Also ein förmliches, konstitutionelles Repräsentativ-System, aber — mit Schreibunterricht, wenn man nicht ausgeschlossen werden will! Ergötzlich ist es zu lesen, in welcher Weise sich der Charakter der verschiedenen Nationen im Album der Walhalla kund gegeben hat. Die Engländer bezeigen „King Louis" ihre „Satisfaction", versichern Sr. Maj., daß sie Vieles gesehen, und daß seine Walhalla den Tempel von Pästum und das Parthenon übertreffe; die Russen haben sich in diplomatischer Schweigsamkeit gar nicht geäußert; die Griechen haben sich natürlich an ihr klassisches Griechenland und die Italiener an „la bella Italia" erinnert. Von den Franzosen haben nur Einige einzelne Worte flüchtig hingeworfen, und ein Hauptmann aus Belgien hat den König „Louis I. de l'Allemagne" genannt. Die Deutschen endlich sind zum Theil in Sentimentalität verfallen; einigen hat „das Herz höher geschlagen", andere haben Dichterstellen citirt. Am besten gefielen mir die Worte des Herrn Archidiakonus Linder aus Basel. Er schrieb in dankbarer Anerkennung der zu Gunsten seiner Landsleute gemachten Ausnahme:

„Dank sei dem Könige, der bei den deutschen Namen
Auch Schweizern Raum gewährt,
Noch sind's zwar Wenige, die zu der Ehre kamen;
O, würden's Viele werth!"

Und wahrlich, nur mit Bedauern kann man eines Landes gedenken, dessen Vergangenheit so reich an hochherziger Einigkeit und edlem Biedersinn, und dessen Gegenwart so arm an Zufriedenheit ist. Warum hat sich die Schweiz von Deutschland losgerissen, sind ihre Söhne nicht Allemannen, reden sie nicht unsere Sprache? Nicht den Verlust der Schweiz als unseres Bollwerks gegen den Süden beklage ich, denn das bleibt sie auch in ihrer jetzigen politischen Gestaltung, aber daß so viele edle Kräfte durch Eifersucht, Egoismus und wohl unterhaltenen Fanatismus im Angesichte Deutschlands zersplittert und vergeudet werden, das ist es, was wohl Jeden, der es ehrlich mit der Menschheit meint, mit Schmerz und Unwillen erfüllt. Die Hoffnung, ein Walhalla-Genosse zweiter Klasse zu werden, ließ mich den Aufseher um eine ganz neue Feder bitten, mit welcher ich so schön und leserlich als möglich neben meinen Namen einige Worte in das große Album schrieb, welche der König wohl eben so wenig lesen wird als viele

Digitized by Google

andere Eingebungen des Augenblicks. — Bis zur Vollendung der Walhalla kam der König sehr oft, um selbst Anordnungen zu treffen, jetzt geht sein Lieblingsweg zur neuen Befreiungshalle unweit Kehlheim, deren Kuppel, wie man sagt, die größte der Welt werden wird. Entzückt von Schwanthaler's nördlichem Rundbilde und hocherfüllt von dem Ruhme der im Innern des Gebäudes vereinigten Männer trat ich vor das südliche Rundbild, die Schlacht am Teutoburger Walde darstellend. Dies allein ist nach meiner Ansicht die Reise zur Ruhmeshalle werth, wenigstens habe ich etwas Aehnliches in diesen Dimensionen nirgends gesehen. Vielfach ist dem Baumeister der Vorwurf gemacht worden, daß er für einen Tempel deutscher Ehre nicht den deutschen, sondern den griechischen Styl gewählt habe Er hat aber hierin nur den königlichen Willen befolgt und sich damit begnügen müssen, deutsche Gewächse, namentlich Eichenlaub, die Eichel, den Tannenzapfen, Sagittarien-Blätter u. s. w. als Ornamente an verschiedenen Theilen des Gebäudes anzubringen. Mich persönlich hat die undeutsche Gestaltung der Halle deshalb nicht gestört, weil sie nicht unter modernen Gebäuden steht; die Rainen der Feste Stauf und eine kleine gothische Kapelle bilden die nächsten Umgebungen derselben zur Rechten, links ziehen sich bewaldete Bergketten hinter derselben hin, deren abgeflachter, steiniger Fuß wohl an Griechenland erinnern kann, wenn man einige Einbildungskraft zu Hülfe nimmt. Es ist also nichts da, was in dieser Beziehung von Außen störend einwirkt, und so wie ich das Innere betreten hatte, versöhnten mich die deutschen Namen und der Grundgedanke sehr bald mit dem griechischen Style. — Auf einer grünumschatteten Chaussee kann man auf der südlichen Seite bequem bis zum Vorplatz der Walhalla fahren. Mein Kutscher war so gütig gewesen, mir diesen Weg zu verschweigen; er hatte mich ganz ruhig die Cyklopen-Terrassen keuchend ersteigen lassen, und süß, von meiner Ankunft überrascht, bei einer Maas Bier im Gasthause von Donaustauf; dies zur Notiz für Andere, welche nicht athemlos auf der obersten Terrasse des Tempels anzukommen wünschen.

Feuilleton.

*** Das neue pennsylvanische Gefängniß in Berlin. Dieser Riesenbau, dessen fünf Flügel nun äußerlich vollendet dastehen, macht in der That einen großartig schauerlichen Eindruck. Obgleich wir ihn schon zu wiederholten Malen besuchten, spürten wir dennoch keine Verminderung dieses Eindrucks. Man denke sich auf einem sandigen Hügel, von einer großen Ringmauer umgeben, fünf hochragende Flügelgebäude, die in der Mitte zusammenlaufen und nach außen wie innen gleiches Aussehen haben. In der Mitte erhebt sich ein über alle andere Thürmchen, die in der Ringmauer zu Wächterwohnungen bestimmt sind, hervorragender viereckiger Thurm in Form eines colossalen Schornsteins. Unter diesem befindet sich das Centrum, eine Halle mit größeren Fenstern, von der aus man das Innere der langen Corridore mit großer Leichtigkeit übersehen kann. An beiden Seitenwänden dieser Corridore führen lange Gallerieen, auf eisernen Consolen ruhend, an sämmtlichen Thüren der einzelnen Zellen vorüber. Obgleich diese Flügelgebäude drei Stock hoch sind, und also drei Zellenreihen übereinander enthalten, so ist dennoch der ganze Raum der Corridore mit einem Blick zu übersehen; in von Zeit zu Zeit ist das hohe Dach von großen Glasfenstern durchbrochen, die den blauen Schimmer des fernen Horizontes durchblicken lassen. Es hat also nicht jedes Stockwerk seine eigene Flur, sondern diese bilden lediglich die an den Seitenwänden hinlaufenden, mit eisernen Geländern versehenen Eisendrahtlogen, die sicher auf großen eisernen Consolen ruhen. Die einzelnen Zellen sind nur sehr klein, von der Breite einer Mannslänge und etwa um die Hälfte tiefer. Quer über den Raum weg werden die Hängematten angebracht, in denen die Gefangenen schlafen. In ziemlicher Höhe läßt ein quadratförmiges Fenster von gepreßtem Glas ein mattes Licht herein. Die Thüren der Zelle ist sorgsam mit Eisenarbeit versehen; in der Höhe eines Mannes befindet sich eine längliche, sehr kleine Glasscheibe, durch welche der Wächter von außen jeden Winkel des kleinen Raumes übersehen kann, wenn er draußen eine Klappe in die Höhe schiebt. Unmittelbar darunter befindet sich in der Thüre ein viereckiger Schieber, der von außen zur Seite geschoben die Speisen hineinreichen läßt. Für die anderweiten menschlichen Bedürfnisse des Gefangenen ist in sehr zweckmäßiger Weise gesorgt. Ueberhaupt reißt der Anblick der einzelnen schönen und überaus zweckmäßigen Einrichtungen unwillkürlich zur Bewunderung hin. Die unermeßlichen Räume des Gefängnisses werden durch warme Luft geheizt, die vom Keller aus in vielgewundenen Röhren das Gebäude durchströmt. Andere Röhren wieder führen von oben her frische Luft in die einzelnen Zimmer, noch andere sind dazu bestimmt, die üblen Dünste hinauszuführen. So ist auf jede mögliche Weise für die Gesundheit des Gefangenen gesorgt. Es kann z. B. in jeder Zelle eine beliebige Temperatur und vor Allem eine wohlthätige Circulation der Luft hergestellt werden. In den Fenstern befinden sich nämlich zwei Luftscheiben, durch welche Luft herein- und hinausströmen und zu jeder Zeit Luftzug veranlaßt werden kann. Daß der Bau dieses großartigen Gefängnisses enorme Summen kostet, ist bekannt und außerdem leicht denkbar. Wandelst.

*** Bisher kannte man die Gebirgsart nicht, welche die Goldplättchen ursprünglich enthält, die am Oberrheine, im Baden'schen und in Frankreich, durch Waschen aus dem Sande des Rheinbettes gewonnen werden. Herr Daubrée hat aber jüngst der Akademie der Wissenschaften zu Paris angezeigt, daß es zuverlässig die schieferigen Quarze der Alpen seien, in welchen das Gold enthalten ist. Er hat 60 Kilogrammen dieser Gesteine fein gepocht und aus dem Pulver Goldplättchen beim Waschen erhalten, vollkommen denjenigen ähnlich, welche man am Rheinbette antrifft. Diese Quarz-Geschiebe aus dem Rheine waren von derjenigen Art, wie man sie gewöhnlich zum Straßenpflaster in Straßburg, Basel, Neu-Breisach ꝛc. anwendet, so daß also die Bewohner jener Städte im eigentlichen Sinne auf Gold einhergehen. Freilich ist der Gehalt dieser Pflastersteine an Gold sehr gering. Köln. Z

*** Der Austerfang ist an der französischen Nordküste außerordentlich ergiebig. Von Granville hat man in der ersten Woche Septembers mehr als acht Millionen Stück nach Paris geschickt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 1. Oktober. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräul Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Freitag, den 2. Oktober. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Druck von August Osterrieth

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 273. Samstag, den 3. October 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

19.

Durch den Magnetismus wurden die Bande dieser Verbindung von Tag zu Tag noch enger geschlossen. Der junge Doctor übte auf Pulcherie jene unglaubliche Macht dieser Kunst aus, welche darin besteht, daß sie alle natürliche Beziehungen des Magnetisirten verändert. Der Geschmack der Früchte, der Duft der Blumen, Alles ist seinem Willen unterthan: bis auf das Gewicht der Körper gibt es nichts, wo er nicht nach Lust und Gefallen die herrschenden Gesetze aufheben könnte. Er ist im Stande, den Rosen die Würze der Veilchen und den Pfirsichen die Süßigkeit der Nuß zu verleihen, wie er einem leichten Handschuh von Garn die Schwere eines Panzerhandschuhs mitzutheilen vermag.

Dies Alles bannte das junge Mädchen in eine fantastische, willkürliche Welt, in der nichts für sie vorhanden war, als die Herrschaft des Doctors. Wie von Moses erzählt wird, daß er des Pharaonen Gott war durch die Gewalt, welche er auf diesen König ausübte, indem er das Wasser der Cisternen in Blut verwandelte und ihn mit Ungeheuern umgab, so wurde in demselben Sinn Georg Fritz der Gott des Fräuleins von B**.

Uebrigens bediente sich der Doctor seiner Göttlichkeit nur zu dem Glück seines Geschöpfes, denn Pulcherie war ja doch eigentlich sein Werk; er hatte sie in dem dunkeln, wirren Chaos aufgesucht, wo sie ohne Seele erstarrt lag, um sie durch seine Zaubermacht an das Licht zu ziehen.

Alle Geheimnisse, welche der Magnetismus seinem Eingeweihten zur Verfügung stellt, alle Talismane, durch die er einen vertrauten und unauflöslichen Verkehr zwischen zwei Herzen herstellt, wurden von dem Doctor und Fräulein von B** zum Frommen ihrer Liebe ausgebeutet.

In seiner Abwesenheit bediente sich Georg Fritz der Natur als Vermittlerin, seine geheimsten Gedanken zu Pulcherien gelangen zu lassen. Die Gabe der Offenbarung verlieh er den Bänken, auf welche sich das Mädchen zu setzen pflegte, den Büschen, die den Pfad einfaßten, wo sie gern lustwandelte, den Maulbeerfeigenbäumen, deren dichtbelaubte Aeste sich über das Fenster ihres Zimmers breiteten.

Alles, was Pulcherien umgab, erzählte ihr beständig von Georg. Die Schöpfung war nur ein Schleier, unter welchem der Geliebte seine unsichtbare, geheimnißvolle Erscheinung barg; die Bäume, welche über ihrem Haupte die Blätter wie eben so viel kleine, grüne, beredte Zungen bewegten, waren Vertraute, die ihr von den unaussprechlichen Gefühlen des Herzens erzählten, welches von ihr eingenommen war. Die zärtlichsten Dinge, welche Georg Fritz auszusprechen sich nicht getraute, theilte er auf diese Weise den Bäumen mit, oder den Wellen des Teiches, den Blumen, der ganzen Natur: diese gedämpfte und verschleierte Sprache beunruhigte weniger als ein lautes Wort das noch verdüsterte Gewissen des genesenden Mädchens.

Der Magnetismus hat, wie die schwarze Kunst des Mittelalters, geheime Mittel und Zeichen, welche den Mittheilungen aus der Entfernung zu Hülfe kommen. Georg und Pulcherie bedienten sich derselben, um einander immer gegenwärtig zu sein; es fand zwischen Beiden ein beständiger Austausch von sympathetischen Bändern, Kißchen, Haarlocken, Medaillons und andern Dingen statt, lauter Gegenstände, die Georg Fritz in gewissem Sinne geweiht hatte; diese Talismane übten auf beide so fest verbundene Herzen den süßesten Zauber der Liebe.

Eines Abends, da sich Pulcherie allein in dem Garten erging, gewahrte sie eine Rose, von der sie sich geheimnißvoll angezogen fühlte; sie streckte die Hand nach der Blume aus und näherte sie ihrem Gesicht; aber in demselben Augenblick schlürfte sie mit dem duftigen Hauch der Rose einen süßen Traum ein, in welchem sie mehrmals den Namen Georgs vernehmen ließ. Der Doctor hatte sich dieser Rose mitgetheilt, damit Pulcherie sie pflücke und seine Wünsche erfahre.

20.

Diese Verbindung zwischen Georg Fritz und Pulcherien war so seelenhaft, so innig und so schwärmerisch, daß die beiden Liebenden gar nicht daran dachten, das Band auch nach der Weltsitte zu schlingen. Die Vermählung dünkte ihnen vielmehr eine schwere Fessel, die zu ihrem Glück gar nichts beitragen könne. Indessen schien man sich um so ernstlicher in dem Schloß damit zu beschäftigen.

Die beiden Liebenden hatten noch nichts davon gesprochen: Pulcherie wußte ja von den Leiden und Freuden der Ehe so viel wie nichts. Als sie aber eines Abends Arm in Arm in den bedecktesten Gängen des Parks lustwandelten, fühlten sich Beide ganz trunken vor Glück; kein Mißton trübte die überselige Stimmung, wie heller Sonnenschein lag es über Pulcheriens und des Doctors Seele ausgebreitet. Das Mädchen war schöner denn je; ihre großen, schwarzen Augen glänzten wie zwei Sterne; ihr weißes, durchsichtiges Antlitz überflog eine leichte Röthe, ihre Hand hielt die des Geliebten fest umschlungen. Sie schritten zwischen lustigem Grün und tiefem Blau auf dem schmalen Pfad hin, und glaubten mit jedem Athemzug den ganzen Himmel einzusaugen. Da standen sie mit einem Mal unter dem bezauberten Baume und Georg Fritz steckte Pulcherien einen goldnen Ring an den Finger.

„Das ist unser Trauring," sprach er zu dem entzückten Mädchen. „Ich habe ihm meine Seele mitgetheilt, und so lange Du ihn an der Hand trägst, wirst Du mich lieben."

Dieser Ring besaß noch viele andere Tugenden. Wenn Pulcherie sehen wollte, was der abwesende Georg mache, so legte sie den Ring an; allsogleich drückte dann ein hellsehender Schlummer ihre Augenlieder zu und die junge Braut konnte in der weitesten Ferne jedem Schritt des

Digitized by Google

Geliebten folgen. Es war kein Winkel so tief und so versteckt, daß ihn Pulcherie mittelst dieses Ringes nicht erreicht hätte, um das Treiben des Doctors zu beobachten. Aber so lange die Brauttage dauerten und während der Graf von B** zur Vermählung seiner Tochter alle Anstalten im Schlosse traf, überraschte sie den Geliebten niemals anders, als auf einsamen Spaziergängen in dem Schatten des Waldes oder am Ufer des Wassers, sie als seinen ersten und letzten Gedanken im Herzen tragend.

21.

Auch das Schloß stellte in seiner ungepflegten, wilden Beschaffenheit so ziemlich den moralischen Zustand des Fräulein von B** dar, bevor Georg hier die Wege gebahnt hatte, um dem Licht den Zutritt zu eröffnen: es war schwarz, verbaut, kalt. Garten und Haus nahmen in ganz kurzer Zeit den Character ihres Besitzers an. Namentlich war der Park in den letzten acht Jahren kindisch alt geworden; die Bäumen hingen alle seitwärts und hatten ein trübseliges Ansehen, wie Pulcheriens schlanker Bau, bevor er von Georg Fritz aufgerichtet war; frisches und dürres Laub an den Bäumen und auf den Wegen; üppig aufschießendes Unkraut und Giftpflanzen überdeckten die Bosketts und waren von Nattern bevölkert. Man fegte die Wege, beschnitt die Bäume, richtete die schiefen Stämme gerade empor, und so eröffnete sich für den Park und für das ganze Haus ebenso wie für das gnädige Fräulein ein neues Leben.

Luft, Bewegung, Lärm, Feste, Jagdpartien waren seit einiger Zeit in dem alten Schloß wieder an der Tagesordnung. Man hörte das Wiehern der Rosse; die Hunde schüttelten ihre Schläfrigkeit ab und bellten laut auf; auch die Dienerschaft veränderte die Livree ihres Gesichtes.

Nicht anders ging es in dem Eingangshof zu, wo Hühner, Tauben und ein dicker Moosüberzug die Abwesenheit der gnädigen Herrschaft benutzt hatten, sich breit zu machen. Der Garten, der den Sand seiner Gänge unter eine struppige Schicht von Gras und Kraut versteckte, und dessen Obstbäume seit lange vergessen hatten, Früchte zu tragen, gewann wieder sein edles Ansehen und seine Fruchtbarkeit. Bisher hatten sich im Schlosse Sommer und Winter sehr ähnlich gesehen, so kalt, einförmig und trübselig sah es darin aus; aber dieß Jahr schien der Lenz nach einem achtjährigen Winter zurückzukehren; man gewahrte zum erstenmal wieder Schwalben, Blumen, Früchte, Lauben, Sonnenlicht, kurz vergnügliche Natur; aber für das ganze Haus war der Leitstern dieses Sommers die Sonne nicht allein gewesen!

Dieselbe wohlthätige Revolution rüttelte das Hotel des Grafen von B** in dem Faubourg Saint-Germain aus dem Schlafe. Hammer und Zange waren in lauter Thätigkeit und vermeldeten der Nachbarschaft, daß sie Vorbereitungen träfen, die gnädige Herrschaft in Paris würdig zu empfangen; neue Vorhänge guckten durch die Fenster, neue Tapeten schmückten die Zimmer, im Hof wurden die mit Staub bedeckten Kutschen gefegt, und innen und außen wurde das Hotel bis unter das Dach neu angestrichen. Der alte Hausverwalter schien sich inmitten dieser Vorbereitungen, welche auf die Wiederkunft der herrlichen Zeiten des Hauses B** deuteten, zu verjüngen.

Jedoch brachte man noch den ganzen Herbst auf dem Lande zu.

Einige Wochen lang störte nichts mehr im Schlosse das Glück und die stille Behaglichkeit des neuen Lebens. Pulcheriens Vater behandelte den Doctor mit Achtung, stellte ihn seinen Freunden aus der Nachbarschaft, da diese seit einiger Zeit das Schloß wieder besuchten, als einen außerordentlichen Mann vor, von dem man noch Wunder erwarten durfe. Bei Tische wies er ihm den Platz an der Seite seiner Tochter an; hätte es an Wein gefehlt, so würde er Georg Fritz bereitwilligst vorgeschlagen haben, aus Wasser welchen zu machen; aber der Keller des gnädigen Herrn von B** war in dieser Beziehung gut berathen und selbst die Hochzeitsgäste von Cana hätten seinem Reichthum nichts anhaben können.

Das magnetische Band, welches Georg an Pulcherie fesselte, war immee dasselbe. Begegneten sich die beiden Liebenden, so fühlten sie sich gewissermaßen erst als ganze Menschen; Fräulein von B** hatte in dem Doctor eine Seele, er in ihr eine schöne Form gefunden; den melancholischen Träumer hatte diese vollendete Schönheit aus seinen richtigen Phantasien wieder in den Lärm der Welt zurückgezogen.

So hatten sie alle Beide durch ihre gegenseitige Annäherung einander Dienste geleistet, durch welche sie glücklich wurden. Georg bewunderte sich in Pulcherien, ihn beschlich bei ihrem Anblick jenes Gefühl des Stolzes und der Befriedigung, wie es Gott selbst empfand, als er am siebenten Tag sah, daß Alles gut war und sich ausruhte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde.

Ein Versuch von Wilhelm Stricker. Leipzig, bei Gustav Mayer. 1845.

Wir würden nicht auf dieses bereits im vorigen Jahre erschienene Buch zurückkommen, wenn nicht der Gegenstand, welchen hier der Verf. zuerst und zwar populär (Vorrede S. V) zu behandeln versucht, von Männern wie Pertz und Lappenberg gerade in diesen Tagen als ein höchst wichtiger bezeichnet worden wäre. Es wünschten die Genannten, die geschichtliche Abtheilung der Germanistenversammlung möchte sich mit Sammlung von Nachrichten über die außerhalb der deutschen Bundesgrenze wohnenden Sprachgenossen beschäftigen und wo möglich ein Organ gründen, um ihre Verbindung mit dem Stammlande zu vermitteln.

Das erwähnte Werkchen zerfällt in vier Bücher. Das erste behandelt die Sprachgrenze um die alten Sitze der Deutschen, nebst den benachbarten Sprachinseln und den deutschen Elementen in den angrenzenden Landern nach Ost und West, welche mit Deutschland in staatlicher Verbindung stehen oder gestanden haben. Das zweite Buch schildert die deutschen Ansiedler in den übrigen Ländern Europa's; das dritte die in den andern Welttheilen; das vierte endlich bespricht das deutsche Element in denjenigen europäischen Hauptstädten, wo es eigenthümlich und selbstständig hervortritt.

Das erste Buch beschreibt die Sprachgrenze nach Bernhardi mit den seitdem bekannt gewordenen Ergänzungen und Berichtigungen. Von den Sprachinseln sind wohl die interessantesten die Gemeinden in den abgelegenen Thälern am Südabhang des Monterosa, welche durch Schott genauer bekannt geworden sind, und das Sachsenland in Siebenbürgen, wo das deutsche Element neuerdings kräftig und selbstbewußt hervortritt und kürzlich eine Verstärkung durch schwäbische Einwanderer erhalten hat.

Digitized by Google

Daran schließt sich der Versuch, aus den unvollständigen Zählungen und Angaben, welche vorliegen, sämmtliche ansässige und beisammenwohnende Hoch- und Niederdeutschen auf der Erde zusammenzurechnen. Der Vers. erhält das Ergebniß von 53 Millionen, welche Zahl nach den neuen Untersuchungen von Wappäus, wonach die Deutschen in Nordamerika auf höchstens zwei Millionen zu setzen wären, auf die runde Summe von 50 Millionen zu beschränken ist. Die deutschen Länder gegen West: Holland und Belgien, Elsaß und Lothringen sind sämmtlich dem Reiche entfremdet, dagegen stehen im Osten slavische und magyarische Länder mit zahlreicher deutscher Bevölkerung durch Oesterreich und Preußen mit Deutschland noch in einer gewissen Verbindung.

Das zweite Buch umfaßt die Deutschen in Rußland, welche zwei große Gruppen bilden, die in den Ostseeprovinzen und die im Süden des Reichs wohnenden. Diese letzteren zerfallen in die großen Coloniolverbände der Wolga und Touriens, welche wieder einzelne Ansiedelungen bis über den Kaukasus in ehemals persische Lande geschickt haben.

Die Deutschen in Spanien, in den um 1770 angelegten Ansiedelungen der Sierra Morena, über welche Höfken noch 1841 berichtete, bieten nur noch geschichtliches Interesse, da sie ihre Nationalität fast ganz eingebüßt haben.

Endlich sind in Großbritannien noch die wenig bekannten pfälzischen Colonien bei Limerik und in Wales die flamischen Colonien, worüber eine handschriftliche Nachricht mitgetheilt wird, zu bemerken.

Zwei Erdtheile sind es insbesondere, welche in dem dritten Buche besprochen werden, Amerika und Australien.

In Afrika finden sich nur geschichtliche Anklänge durch die Besitzungen des großen Kurfursten in Guinea, über welche Stuhr ein eignes Buch verfaßt hat. Von Amerika sind natürlich der wichtigste Theil die Vereinigten Staaten, wo das deutsche Element sowohl in den reichen Seestädten des Ostens, als auf den fruchtbaren Fluren des Westens ein so wichtiges, mannichfach entwickeltes ist, das sich durch eigne Kirchen und Schulen, Theater und Zeitungen, Truppenkörper und Vereine geltend macht, durch Vereine, die in einer Weise, welche Europa beschämt, für das Wohl der Auswanderer sorgen.

Bei Besprechung der deutsch-nordamerikanischen Presse ist eine Uebersicht der außerhalb Deutschlands erscheinenden deutschen Zeitblätter beigefügt, wovon zwei Organe, in Bukarest und Paris, seitdem eingegangen sind, welche durch den „Beobachter am Sund", der in deutscher Sprache für Dänemark kämpft, nicht ersetzt worden sind. Eines der ältesten in Amerika gedruckten deutschen Werke, eine sehr seltne und schöne Ausgabe der Bibel, Germantown (in Pennsylvanien) 1743, besitzt die Frankfurter Stadtbibliothek. Durch die freudige Bereitwilligkeit und die Tapferkeit der Deutschen in dem Krieg gegen Mexiko kann ihr Ansehen in Nordamerika nur gesteigert werden; aber, als wenn in keinem Theile der Erde das kleinste Treffen gekämpft werden könnte, ohne daß Deutsche gegen Deutsche fechten, führte auch in diesem Kriege der Hesse von Racknitz die mexikanische Reiterei gegen seine Landsleute. Obgleich Texas jetzt ein Staat der Union geworden ist, so verdient er doch eine selbstständige Besprechung wegen der Unternehmungen des „Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer nach Texas".

Südamerika bietet zwei Hauptpunkte: Venezuela, das schon vor 300 Jahren den Welsern eigenthümlich gehörte und wohin 1842 eine deutsche Colonie geführt wurde, welche nach den neuesten Nachrichten gescheitert ist, und Brasilien, der Kerker und das Grab so vieler leichtgläubigen Deutschen.

Von Australien sind bis jetzt Neuholland, wo Neu-Schlesien 1838 mit 4 Dörfern angelegt wurde, und Neuseeland von einer größeren Zahl von Deutschen bewohnt.

Das vierte Buch, gleichsam ein Anhang, bespricht die Deutschen in Lissabon, in Paris, wo sie Hülfs- und wissenschaftliche Vereine bilden, auch mehrmals Versuche gemacht haben, Zeitschriften in ihrer Sprache zu gründen, in London, Stockholm, Christiania, in Petersburg, wo sie eigentlich den Stamm der beständigen Bevölkerung bilden, in Moskau, Bukarest, Jassy, Constantinopel, in Rom, wo der Verf. nach eigner Anschauung das Fest der deutschen Künstler beschreibt, in Neapel und Messina.

Da ein solches Werk, welches in der Gegenwart wurzelt, beständiger Ergänzung bedarf, so hat der Verf. in dem diesjährigen Februarheft von Maltens Weltkunde bereits Nachträge dazu gegeben.

Der Wiener Männergesangverein und seine letzte Sängerfahrt nach Laxenburg.

Das deutsche Männerlied, im Vaterland längst das geistige Eigenthum des Volkes geworden, hat seit mehren Jahren auch in Oesterreich seine Gläubigen gefunden, und erfreut sich besonders in Wien der sorgsamsten Pege und Pflege Der ehrenwerthe Redakteur der „Wiener Musikzeitung", Dr. Aug. Schmidt, hat durch die Gründung des hierortigen Männergesangvereins eine sehr fühlbare Lücke der musikalischen Zustände unserer Residenz ausgefüllt, und die Leistungen dieses Vereines seit seinem erst dreijährigem Bestehen übertreffen alle Erwartungen, die man davon hegen kann. Bedenkt man, mit welchen Hindernissen mannigfacher Verhältnisse wegen eine Gesellschaft zu kämpfen hatte, deren Aufgabe es sein mußte, dem Liede Eingang in die Herzen des Volkes zu verschaffen, und wie schwierig es war, für die hier so fremde Idee zu begeistern, da die Schranken des Wortes dieses primären edleren Liedtheiles, etwas enge gezogen sind — so ist der thatsächliche Erfolg derselben ein außerordentlicher, weil bis heute nicht nur die Residenz den wärmsten Antheil daran nimmt, sondern auch alle bedeutenderen Städte des ganzen Kaiserreiches bereits ähnliche Vereine aufzuweisen haben. Außer den obenerwähnten, sollte die junge Liedertafel auch noch auf andere Hemmungen stoßen. Die exclusive Noblesse aller hiesigen Kunstnotabilitäten ließ es nicht zu, daß ein Staudigl, ein Erl, in die Reihe der Sänger getreten wäre, Namen, die dem Publikum eine gewisse Gewähr schaft geleistet hätten, — oder daß Dessauer, Nicolai, Proch u. s. s. durch Compositionen beigetragen und ihre Theilnahme auf diese doch nur sie ehrende Weise manifestirt hätten. Wien ist nun einmal so; es muß jede Erscheinung an irgend ein Renommé knüpfen können, sonst glaubt es nicht an ihren Werth. — Endlich mußte die Geselligkeit, bei ausländischen Liedertafeln ein besonderer Reiz und ein mächtiges Bindungsmittel, hier ganz im Hintergrund bleiben, weil eine polizeiliche Maßregel jede zu irgend einem Zwecke sich gestaltende Zusammenkunft in öffentlichen Salons untersagt, und sich der Verein sonach auf den in jeder Beziehung unpassenden Saal der Gesellschaft der Musikfreunde beschränken mußte, was den Versammlungen den steifen Anstrich der Schule gibt; ein Umstand, der den

Digitized by Google

fröhlichen Wiener eher abhält, als animirt, Mitglied des Vereins zu werden. Dem allem zum Trotz hat sich indeß eine Schaar von nahe 200 Dilettanten gebildet, die mit Liebe und Eifer der Sache zugethan, den Bewohnern der Residenz schon die herrlichsten Genüsse geboten hat. — Die Vereinsgeschichte zählt dießfalls glänzende Momente, von denen ich nur der Aufführung der Mendelssohn'schen Chöre zur Antigone erwähne, die eine bis ins kleinste Detail so vollendete war, daß Männer von Fach, welche dieselbe an andern Orten, namentlich in Potsdam, hörten, der hiesigen bei weitem den Vorzug einräumten.

Nun, begünstigt vom allerhöchsten Hofe, von der Regierung als öffentliches Institut anerkannt, hochverehrt von jedem Musikfreunde, steht der Männergesangverein fest, und wir knüpfen die schönsten Hoffnungen an seine Zukunft. Er hat nun schon eilfmal bei Wohlthätigkeitsconzerten mitgewirkt, unter dieser schönen Firma auch selbst Conzerte veranstaltet — er hat uns mit den besten, feurigsten und heiligsten Gesängen deutscher Tondichter vertraut gemacht, und im Vaterlande selbst Lieder wach gerufen, die, incarnirt im Herzen des Volkes, für edlere Genüsse stimmen, und zu den vielen Kränzen österreich'schen Ruhmes auch den des Barden winden. Storch, Barth, Fuchs sind Belege dafür.

Ich rechne dem Vereine diese besondere Begünstigung vaterländischer Talente um so mehr zum Verdienst, als es sich alle übrigen Wiener Institute zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, dieselben eher zu unterdrücken als zu fördern. Exempla odiosa.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Italien hat wieder eine seiner wissenschaftlichen Berühmtheiten verloren, um welche manches Land es beneiden mochte. Der gelehrte Reisende Cavaliere Giuseppe Acerbi ist in den letzten Tagen des August zu Castelgoffredo bei Mantua gestorben. Acerbi war der erste Italiener, der bis an das Nord-Cap vordrang, und dies zu einer Zeit, wo der Norden Europa's überhaupt noch in eine limerische Nacht gehüllt und noch nicht so wissenschaftlich erforscht war als jetzt. Im Jahre 1802 erschien von ihm in englischer Sprache die Beschreibung dieser Reise zu London, und der Verfasser legte darin seine in den Jahren 1798 und 1799 gemachten Beobachtungen mit einer Schärfe des Urtheiles nieder, die ihm schon damals den Beifall der gelehrten Welt erwarb. Später ernannte ihn die Regierung zum General-Consul in Alexandrien, und den zehnjährigen Aufenthalt in dem Lande der Pharaonen benutzte er mit eiserner Ausdauer zur Entwickelung seiner Kenntnisse der orientalischen Sprachen und der Naturwissenschaft. Auch Asien lernte Acerbi aus eigener Anschauung kennen, und als er später nach Mailand zurückkehrte und dort die Leitung der „Biblioteca italiana" übernahm, eröffnete sich seinem reichen Geiste ein weites Feld literarischer Wirksamkeit, deren Früchte unschätzbar sind. Den Abend seines Lebens brachte er in glücklicher Muße in seinem Geburtsorte Castelgoffredo bei Mantua hin, wo er sich mit allen Hülfsmitteln der Gelehrsamkeit umgab und inmitten auserlesener Sammlungen rüstig und immerfort thätig ein heiteres Greisenalter durchlebte. Köln. Z.

*** Der britische Gelehrten-Congreß ist am 17. Sept. auseinander gegangen, nachdem er vorher den Beschluß gefaßt, daß in Zukunft auch Damen active Mitglieder der Association zur Beförderung der Wissenschaften werden können. Zum Orte der nächstjährigen Zusammenkunft ist Oxford bestimmt worden.

*** Ein in Frankreich kürzlich erschienenes Werk über China berichtet: „In Cochinchina ist der auswärtige Handel von geringer Bedeutung und fast ganz in den Händen des Königs, welcher ihn mit fünf nach europäischer Art ausgerüsteten Dreimastern betreibt. Diese bringen die Erzeugnisse des Landes, als: Seide, Thee, Zimmt, Elfenbein u. s. w., nach Canton, Singapore, Batavia und Calcutta, wogegen auf diesen Plätzen europäische Manufakturen ꝛc. eingekauft werden. Diese Ver- und Einkäufe werden von hochgestellten Mandarinen besorgt, welche bei der Rückkehr vom Könige entweder belohnt oder, wenn er mit ihnen nicht zufrieden, bestraft werden. Thieu-tri sandte im verflossenen Jahre zwölf Mandarinen nach Canton zum Einkauf verschiedener Gegenstände; da diese seinen Beifall nicht fanden, so wurden die hohen Männer ohne ferneren Prozeß degradirt, ins Gefängniß gestreckt und alle ihre Güter confiscirt."

*** Die lange mit großer Spannung erwarteten, so geistreich entworfenen und so vollendet ausgeführten Illustrationen Kaulbachs zum Reinke Fuchs sind jetzt im Stich größtentheils vollendet, und die erste Lieferung wird bereits zur allgemeinen Versendung vorbereitet.

*** Nach einem alten ungarischen Gesetz wurde derjenige Mann, welcher der Bigamie überführt war, verurtheilt, mit beiden Frauen unter Einem Dache zu wohnen. Diese Strafe war furchtbar, grausam, barbarisch; deßhalb wurde das Verbrechen auch nur selten begangen. †.

*** Im Parke zu Rohran, dem Geburtsort Joseph Haydn's, auf einer kleinen von der Leitha gebildeten Insel, steht diesem Meister zu Ehren ein Monument, das ihm ein Graf Harrach, ein Verehrer seines Genies, noch bei Lebzeiten mit folgender Inschrift setzen ließ:

„Ein Denkmalstein für Haydn's Ruhm!
Macht diesen Platz zum Heiligthum';
Die Muse klaget wehmuthvoll,
Daß dieses großen Meisters Hand,
Die stets Gefühl mit Kunst verband,
Daß die'se Hand einst modern soll."

Auf diesem Monument erhebt sich die Büste Joseph Haydn's, die auf Noten und musikalischen Instrumenten ruht. — Eine zweite Inschrift auf dem Monumente lautet:

„Ihr holden Filomelen,
Belebet diesen Hain,
Und laß'l durch tausend Kehlen
Dies Lied verewigt sein;
Fern singt es manche Schöne
Am schmelzenden Klavier',
Und fühlt durch Haydn's Töne
Auch Zärtlichkeit mit Dir."

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 2. October. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Samstag, den 3 Oktober. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräulein Jenny Lind, k. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 274. Sonntag, den 4. October 1846.

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Fortsetzung.)

22.

Der Tag der Ruhe schien in der That für die Liebenden gekommen zu sein; sie fanden in der Freude ihres Herzens ein ewiges Fest. Als indessen die Familie eines Abends in dem Salon beisammen war und Karte spielte, hüpfte Pulcherie gleich einem Reh die Stufen der Freitreppe hinab. In lebhaftem Glanze zeichnete der Mond seine wachsende Scheibe über den düstern Schatten des Parks ab; die Freitreppe führte nach einer Terrasse, welche mit Blumenbosletts und Bänken besetzt war; mitten in dem Salon hatte Pulcherie des Doctors Nähe geahnt. Georg Fritz saß ihrer wartend draußen in dem Garten und als er sie kommen sah, sprach er zu ihr:

„Ich habe Dich insgeheim hierher gerufen, weil ich Dich sehen, Dich allein sehen muß."

„Warum weinst Du?" fragte Pulcherie, da sie in des Doctors Auge eine Thräne bemerkte.

„Weil ich Dich liebe," war seine Antwort.

„Ei! Und das wäre ein Grund, traurig zu sein!" scherzte Pulcherie, indem ein reizendes Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Ich hätte freilich keinen Grund, traurig zu sein," versetzte Georg, „wenn wir Beide allein auf der Welt wären; aber . . . ."

„Banne doch diese trübseligen Gedanken," unterbrach ihn das Fräulein von B**. „Weißt Du ja, daß ich Dich liebe, und daß man mir hier in Allem zu Willen ist. Ich liebe Dich, Georg; wenn wir uns so einander ansehen, so habe ich Deine Augen in den meinen und Du bist Herr meiner Seele; was Du willst, das will ich; was Du sagst, daran habe ich gedacht. — Ich finde Dich schön! Aber liebe ich Dich etwa deßhalb? Ich glaube nicht. Warum denn? Ich weiß es nicht. Dich lieben ist mir ebenso natürlich und Bedürfniß wie das Leben selbst. Ich fasse mich nicht ohne Dich. Wenn ich bin, so bin ich, weil Du bist. Vor Dir bin ich ja nicht gewesen, ich habe auf Dich gewartet; ich muß Dir das Alles sagen! Ach fürwahr! wir lieben uns recht innig! Und doch, der ganzen Welt ist dieses Wort so geläufig. Wir müßten eins für uns allein haben, denn die andern Männer und Frauen haben kein Herz, dem unserigen zu vergleichen.

Diese Worte mit einer Seherstimme sprechend, strich Pulcherie mit ihren zarten Händen dem Doctor die langen Haare zurück und berührte seine Stirne mit ihren Lippen.

„Lebe wohl," fuhr sie dann fort. „Ich liebe Dich."

Damit sprang sie weg, indem sie dem glücklichen Mann durch Zeichen zu verstehen gab, daß ihre Pflicht sie in den Salon zurückrufe.

23.

Georg Fritz zeichnete sich durch jene Schönheit aus, welche der Seele entsprießt; denn im übrigen ordneten ihn seine unregelmäßigen Züge, sein hagerer Bau, seine nachlässige Haltung und seine täppische Manier in die Reihe derjenigen Männer, welche von vielen Frauen gar nicht beachtet werden, deren inneres und gewissermaßen umschleiertes Verdienst aber mehr als jeder Andere das Herz der einmal aufgefundenen Geliebten an sich zu fesseln weiß.

Seit einiger Zeit hatten sich die innern Augen Pulcheriens durch die Einwirkung des Magnetismus zu einer zweiten Anschauung erschlossen; sie schaute hell in die dunkle Nacht der Zukunft. Ahnungen und Vorgefühle hatte sie jetzt, welche niemals täuschten. Ihr Geist entdeckte im Schlaf die flüchtigen, lichten Spuren von noch nicht eingetretenen Ereignissen, von denen sie dem Doctor Mittheilungen machte.

An einem Morgen, da eben der letzte Hauch der kühlen Nachtluft durch das Laub des Parks rauschte, erzählte Pulcherie ihrem Geliebten einen Traum, den sie in der vergangenen Nacht gehabt.

„Mir träumte," begann sie, „daß wir Beide auf dem Balkon mit einander plauderten; wir waren heiter und glücklich wie eben. Eine erfrischende Luft trug den Duft der Blumen in den Salon und spielte leicht mit den Vorhängen. Während wir nun so, die Hände verschlungen, mit einander schäkerten, hörten wir es dreimal an die Thüre pochen. In sprachloser Angst sahen wir einander an. Die drei Schläge waren uns auf das Herz gefallen, wir hörten sie nicht, wir fühlten sie. — Die Thüre ging von selbst auf. Die Erscheinung, welche eintrat, war ich oder vielmehr mein Geist, denn ich sah mich blaß, bleifarben, gespenstisch mir selbst gegenüber. Dieser Geist kam auf den Balkon zu, wo wir die frische Luft einsogen, und rief mich dreimal bei meinem Namen. Der Schrecken erfaßte mich mit eiskalter Hand und ich erwachte.

„Das ist ein fürchterlicher Traum," bemerkte der Doctor.

„Furchtbar, wahrhaftig," wiederholte das Fräulein von B**. „Dieses doppelte Wesen, diese ungetrübte Heiterkeit auf der einen Seite und diese Bläße des Todes auf der andern, die Lebendige ihrem todten Schatten gegenüber, muß das nicht trübe Ahnungen erwecken?"

„Und bist Du auch gewiß," fragte Georg dringend, „daß dieser Schatten der Deine war?"

„Ja, ich habe mich erkannt; das Gespenst hatte meine Stimme, ich kann und darf nicht daran zweifeln; nur war es, wie ich Dir schon gesagt, viel bleicher als ich; bin ich einmal todt, dann werde ich ganz gewiß so und nicht anders aussehen."

Nachdem Georg und Pulcherie noch eine Weile schweigend auf und nieder gegangen waren, kehrten sie traurig nach dem Schlosse zurück.

Digitized by Google

24.

Seit einigen Tagen begegnete der Graf von B** dem jungen Doctor kälter als gewöhnlich; er schien zwischen ihm und dem gnädigen Fräulein eine Schranke wieder aufrichten zu wollen, welche Georg Fritz mit einem kühnen Anlauf rasch übersprungen hatte. Der Herr von B** war ein Edelmann mit ordnungsmäßigem Stammbaum und Wappenschild, der sich nicht entschließen konnte, von den aus alten Zeiten ererbten Pergamenten und Titeln, welche von seinen Ahnherren theuer erkauft waren, auch nur das Geringste aufzugeben. Er war freilich dem jungen Doctor großen Dank schuldig und vergaß dies auch nicht. Er war ein Ehrenmann, der mit der Erkenntlichkeit keineswegs zurückbleiben wollte, und Fritz hatte gerechte Ansprüche auf Pulcheriens Hand; aber es kam dem Grafen doch schwer an, sich seiner Verpflichtung gegen den Doctor dadurch zu entledigen, daß er ihn seinen Eidam werden ließ, heute, da jeder ebenbürtige Edelmann sich auf den Knieen um die Ehre einer solchen Verbindung beworben haben würde. Sein Name war berühmt; Pulcherie konnte sich jetzt verloben; er wünschte vielleicht, ohne es sich selbst aufrichtig einzugestehen, daß Georg Fritz die Verlegenheit des Hauptes einer alten Familie begreife und sich nach und nach von einer Verbindung lossage, die in den Augen der Welt doch keine Billigung finden konnte.

Georg Fritz war ein Philosoph, der den ganzen Stolz eines Gelehrten und das Zartgefühl eines Ehrenmanns in seiner Brust trug. Er durchschaute den geheimen Gedanken des Grafen, wenn er auch verschleiert war; er fühlte sich durch ihn verwundet; sein Herz blutete lange draußen im Freien, in stiller Einsamkeit.

So schrecklich ihm auch das Opfer sein mochte, ihm, der nur in Pulcherien lebte, so versuchte er doch, seine Liebe zu dem Mädchen zu überwinden; aber es wollte ihm nicht gelingen. Je mehr er sie von sich zu trennen strebte, desto fester schmiegte sie sich gleich dem Epheu an ihn. Pulcherie war für Georg eine der menschlichen Schöpfungen, von denen die Alchymisten des Mittelalters behaupteten, sie hätten sie durch die Geheimnisse ihrer Kunst hervorgerufen, und von denen sie deßhalb durch das ganze Leben begleitet würden. Der junge Doctor konnte den Gedanken an diese sichtbare Schönheit nicht mehr los werden, die er aus der wolkigen Höhe des Traumes auf die hellen, ebnen Bahnen der Natur geleitet hatte. Beide Wesen gehörten noch unumgänglich nothwendig zu einander, ein Theil hatte ohne den andern keinen Werth; sie trennen wollen, hieß sie tödten. Indessen faßte Georg Fritz, als ein ungemein großherziger Mann, einen raschen Entschluß, der auf das Schicksal der Liebenden einen bedeutenden Einfluß ausüben sollte.

25.

Als das Fräulein von B** eines Morgens erwachte, zog sie die Vorhänge ihres Bettes bei Seite, um das Auge an den ersten Strahlen der Sonne zu erfreuen. Es war im Monat August; die ganze Natur begrüßte mit Vogelsang und Flügelschlag den erwachenden Tag. Eine Waldrebe wiegte an dem Fenster ihre weißen Sterne in grünen Laubbüscheln. Ein frisches Lüftchen benetzte die Fenster nach dem Park mit den Thauperlen. Pulcherie nahm mit aller Andacht ihrer Seele an dieser stillen Feier Theil. Da fällt das Auge des Fräuleins mit einem Mal zufällig auf den Nachttisch, — ein Brief von Georgs Hand an sie gerichtet. Rasch ist das Papier entfaltet und Pulcherie liest:

„Ich reise ab; ich folge dem Wunsche eines alten Oheims, „der mich vor seinem Tode noch einmal umarmen will; „ich gehe nach der Schweiz. Lebe wohl, Du, die ich liebe, „wie noch kein Weib auf Erden geliebt worden ist.

Georg Fritz."

Das Fräulein von B** sprang in Eile auf, kleidete sich an und machte sich ganz verstört auf den Weg, um der Abreise Georgs zuvorzukommen. Sie erkundigte sich bei den Leuten des Schlosses, die wollten von nichts gehört haben. Man ging in das Zimmer des jungen Doctors, und fand es leer. Hufstritte in dem Sand des zweiten Hofes ließen an ein nächtliches Verschwinden glauben. Man mußte die trefflichsten Vorsichtsmaßregeln genommen haben, um das Bellen der Hunde zu beschwichtigen. Auf der Straße, welche der Reisende eingeschlagen zu haben schien, wurde ein Eilbote nachgesendet; aber von dem Verschwundenen war keine Spur zu finden. Man vermuthete nunmehr, daß er mit seinem Pferd durch einen kleinen Fluß, der in der Nähe des Schlosses den Weg sperrte, geschwommen sey, um so am sichersten allen Verfolgungen zu entgehen.

Das Fräulein von B** wurde von unsäglichem Schmerz heimgesucht. Man mußte sie zu Bette bringen, wo sich bald ein bösartiges Fieber einstellte. Tausendmal wiederholte sie im Delirium den Namen Georgs.

(Schluß folgt.)

Festgruß an die deutschen Sänger,

bei ihrem Einzug in Brüssel gesprochen von Dr. Coremans.

„Nicht der Worte, der Thaten bedürfen wir!" So sprechen mahnende Stimmen zu uns. Aber sind nicht die Worte Saamen künftiger Thaten, und sind nicht die Thaten die keimenden Saaten künftiger Ideen? Leere Worte freilich sind Spreu und verhallen spurlos im Winde, aber sinnvolle, verständige Worte gehen für die nächste wie für die spätere Zukunft nicht verloren. Im Gewande der Worte grüßen die Ideen, die weltherrschenden, Sie, zu dem Augenblicke Ihres friedlich-feierlichen Einzugs in der belgischen Siebenhügelstadt. Es grüßen Sie die dunkeln Riesengestalten des Heiligen Waldes (Sylva sacra), des Sonienforstes, dessen Eichen und Buchen, Erlen und Eschen, an geweihten Stätten und Quellen, einst hier rauschten, wo nun lange Häuserreihen weithin sich ausdehnen! Diese Hünenstimmen der fernen Sagenzeit mahnen an die gewaltige Kraft der Wodinssöhne des alten Brabants. Ihr Gruß ist derjenige germanischer Urstärke. Es grüßen Sie aus näherer Vergangenheit die Widerhalle jener zarten Minnelieder des ritterlichen Herzogs Johann. Sie erinnern an altdeutsche Gutmüthigkeit und an altdeutschen Sang; duftreiche Blüthenkränze, an der Eiche deutschen Heldenmuths prangend. Es grüßet Sie jenes altbrabantische Bürgerthum, das stolze Dome, feste Kriegsthürme und mächtige Rathhäuser baute und auf städtischer Freiung seine Rechte eben so gut durch das Schwert, als durch die Rede zu vertheidigen wußte. Es grüßen Sie die großen Staatsmänner und kriegserfahrenen Hauptleute am Hofe Karl's V., der hier in Brüssel von der Höhe des deutschen Kaiserthrones Gebote ertheilte, die gleichzeitig in Byzanz und in Riga, in Neapel und in Kadix und jenseits der Meere, in Peru und Mexiko zum Vollzuge gelangten. Diese Mauren bringen Ihnen die Zeit ins Gedächtniß, wo der Kaiser, zu Gent geboren, in zahlreichen Erlassen

Digitized by Google

von seiner unerschütterlichen Liebe für das deutsche Vaterland sprach, während seine mannhafte Schwester Maria, die Brüsselerin, sich berufen erklärte, die Niederlande, „Deutschlands Vormauer", um jeden Preis zu vertheidigen. Es grüßet Sie die große Märtyrerschaar, welche im 16. Jahrhundert, auf dem Blutgerüste oder im Kampfe, den Tod erlitt für die Unabhängigkeit der Heimath und für die Freiheit des Gedankens! Es grüßen Sie die treuen Kämpfer aus dem Volke, die in der langen Nacht der heiligen Oda (26.—27. im Windmonate 1708), beim düstern Scheine ihrer von Bomben entzündeten Wohnungen die Krieger des hochmüthigen Ludwigs XIV. von ihren Stadtmauern siegreich zurücktrieben. Ihr Gruß liegt in ihrem Wahlspruche: „Aufrechthaltung vaterländischer Freiheit, Sitte und Art." Es grüßet Sie der ehrwürdige Schatten des Vertheidigers der Rechte der Arbeiter, des „greisen Anneessens, der am Fuße des Schaffots sich für zu alt erklärte, Grundsätzen zu entsagen, denen erst das neunzehnte Jahrhundert die rechte Geltung" zu verschaffen berufen ist. Es grüßen Sie die Geister jener Einundvierzig Männer, die am 15. im Lenzmonate 1790 mit altbrabantischer Männerkühnheit die denkwürdige Adresse überreichten, worin sie, für eine neue Zeit, eine neue Verfassung erlangten, begründet auf allgemeine Stimmgebung und Anerkennung der Rechte eines Jeden auf vollen Genuß aller staatlichen und gesellschaftlichen Vortheile. Ihr Beispiel ist ihr Gruß, und dieses Beispiel lehrt, daß die würdigen Vertheidiger großer Ideen in entscheidenden Augenblicken nicht erst ängstlich zählen müssen, wie Viele sie seien? Es grüßen Sie Alle unter den jetzt hier Lebenden, welche entschlossen sind, nach der Ahnen Weise die wiedererworbene Selbstständigkeit und die Freiheit des Vaterlandes als treue Erben zu bewahren und die in der Germanen-Verbrüderung die sicherste Abwehr fremder Dienstbarkeit erblicken. Es grüßen Sie die Widerklange deutscher Wissenschaft an der Hochschule und deutscher Musik an heiliger Stätte, in den Lehranstalten, im Schauspielhause und in der Tonhalle; es grüßen Sie die Ausdrücke der Dankbarkeit unserer wiedergeborenen Malerkunst, welcher Deutschland in den letzten Jahren die schönsten und herrlichsten Kränze wand; es grüßet Sie mit gleichen Gefühlen die neue belgische Geschichtschreibung, welche ihre jetzige Anerkennung von der stolzen Anglia vor Allem dem ehrenden, erhebenden Beifall deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Forschungsliebe verdankt. Es grüßet Sie in treuer Gemüthlichkeit die jugendfrische Dichtkunst und Literatur niederdeutscher Zunge, die in Deutschland so viele herzbefreundete Dolmetscher und Gönner fand; es grüßet Sie freudigfroh der durch Deutschlands Hülfe zu neuem Leben erwachte Gewerbfleiß vieler unserer Landschaften, und diesem Gruße schließt unser aufstrebender Handel sich an. Geistige, herzliche und materielle Bande vereinen das neue Belgien mit dem großen, neuen Deutschland. Es grüßen Sie in der Hauptstadt des freien Belgiens die großen Erinnerungen der Vergangenheit, die Neigungen und Wünsche der Gegenwart, die unendlichen Hoffnungen und Ahnungen der Zukunft. Das alte Brüssel heißt Sie willkommen, das neue Brüssel jubelt Ihnen entgegen, und die Freiheit, aller Deutschen Urbeschützerin, segnet den neuen Bund der Söhne Mittelgardens!

Der Wiener Männergesangverein und seine letzte Sängerfahrt nach Larenburg.

(Schluß.)

Eine der schönsten Eigenthümlichkeiten des Vereins sind aber seine im Sommer jeden Jahres in die Umgebungen der Stadt unternommenen Sängerfahrten. Die letzte der dießjährigen Salon fand Sonntags den 20. September d. J. nach dem k. k. Lustschloß Larenburg Statt und versammelte zu allen Ständen zählende zahlreiche Zuhörerschaft.

Larenburg bietet einen der reizendsten Ausflüge; mittelst der Gloggnitzer Bahn dort angelangt, besuchten die Sänger Vormittags mehre der schöneren Partien des kaiserlichen Gartens und begannen das Fest mit Kreuzer's feierlichem „Schäfer's Sonntagsmorgen", welcher Chor ganz geschaffen ist, jene kirchliche Stimmung zu erzeugen, womit man in der That diesen erhebenden Gesängen lauschen soll. Es war kalt und nebelig. Wie herrlich aber rollten sich unter diesen Liedern — wie die Courtine unter den letzten Klängen der Ouvertüre — die Nebelvorhänge auf! Ein klarer blauer Herbsttag glänzte über die Thauperlen der Gräser. Es lag eine wahrhaft sonntägliche Heiligkeit, eine wunderbare Magie in dieser zögernden virgilen Enthüllung der Rasenplätze — der Blumenparterres, der Baumgruppen — der träumenden Wasser — der todtstummen Ebene außerhalb des Gartens — der serneren Kirchthürme — und des geklüfteten bläulichen Höhenzugs, der aus dem Klosterthale herüberschaut, ernst und alt, wie ein Wächter der Zeit! — Und in diesen warmen heitren Himmel hineinjubelnd, durchzogen die Sänger den Garten; ein Lied folgte dem andern — und jedes erweckte Begeisterung bei seinen Zuhörern.

Ein ländlich geschmückter Salon nahm nun die Sänger zum Mittagsmahl auf; sinnige Toaste, Trink- und Tafellieder wechselten; es war ein so herzlicher freundbrüderlicher Ton über die Tafelrunde ausgebreitet, daß man unwillkürlich Seume's Worten huldigte:

„Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

Während der nun eintretenden Sängerruh spielte die Kapelle des in der Nähe garnisonirenden dritten Bataillons kais. Feldjäger, und um 5 Uhr begann auf dem kaiserlichen Teiche die Gondelfahrt. Voran stimmenweise in acht Kähnen vertheilt die Sänger, und mit den Sängern die Jäger, und um sie im Halbkreise anmuthige Frauen und Mädchen, weich gestimmt von der Eigenthümlichkeit dieser Abendfahrt — und der stille schweigende Zug der Schwäne des Teiches, Gondeln ähnlich, mit weißen Rosenblättern befrachtet. Tausende von Schau- und Hörgierigen umgaben, wie ein lebender Rahmen, das Spiegelbild des Teiches; von den Bison-Gallerien des zierlichen Alt-Schlosses, vor welchem Arndt's unsterbliches: „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen wurde, winkten grüßende Hände, wehten Tücher und improvisirte Fahnen, wie sie eben die Lust oder der Enthusiasmus erfanden, — jetzt klangen die hunderstimmigen Chöre, jetzt eine weiche vierstimmige Schiffer-Idylle; jetzt die Hornklänge der begleitenden Jäger über die Wellen, dann stürmte der Beifall der Menge darein; dann war es stille, und nur der Ruderschlag der Führer hörbar — es war ein wunderbarer Eindruck. Abends aber beleuchteten sich diese Gondeln mit Fackeln, am Ufer brannten bengalische Feuer ab. Wir von einem Geistertag erhellt, glänzte das Schloß, und die Fackeln wurden von dem Schimmer düster und ihre Träger unheimliche Gestalten. Die Schwäne zogen noch immer mit. Unterdessen sank die Nacht herbstlich und schwarz auf die Wellen; da begannen die Sänger die Fackeln zu schwingen und in Kreisen zu drehen, und feurige Räder über dem Wasser zu schlagen und tolle

Digitized by Google

Hurrahs zu rufen und einen wilden abentheuerlichen Piratenchor zu singen — und die Kähne trennten sich, und schwammen wieder zusammen und widerstrahlten in den Tiefen, als möchten sie einen goldnen Raub versenken; und kriegerische Klänge schollten vom Kapellenschiff darein — — bis endlich die Lichter ruhten, sanftere Weisen ertönten, und wie ein Abendsegen Oesterreich's erhebende Volkshymne den Schluß machte. Die Schwäne aber zogen noch immer mit, und zogen mit bis zum Landungsplatze, als hätten sie die Sänger liebgewonnen! Um 8 Uhr war das Ende der Parthie. Der Eindruck dieses hier natürlich noch nie gebotenen Festes wird für Alle, die ihm anwohnten, ein bleibender sein. Die taktvolle Direction des Vereins hat sich durch das sorgliche Arrangement das Publikum zu dem tebhaftesten Dank verpflichtet; und wir hoffen, der geschätzten Gesellschaft durch den glücklichen Anklang, den alle ihre Fahrten und ihr jedesmaliges öffentliches Auftreten fanden, endlich einmal Veranlassung zu geben, in Wien wenn nicht ein deutsches — doch wenigstens ein österreichisches großes Sängerfest zu veranstalten.

Wien, den 24. September 1846. Costa.

Feuilleton.

*** H. Heine hat noch aus den Pyrenäen einen Brief an seinen Freund, Herrn J. Campe in Hamburg, geschrieben, welcher die über seine Krankheit verbreiteten traurigen Nachrichten leider bestätigt. Heine vertirrt wie Mercutio selbst im Angesicht des Todes noch nicht ganz seinen lachenden Humor, man lese nur die nachstehenden Zeilen: „Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser Letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube. Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu andern Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet. Daß ich Ihnen den Troll noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. —"

*** Oldenburg, 28. Sept. Seit einigen Tagen verweilt hier der dänische Dichter Andersen auf seiner Rückreise von Italien und den Pyrenäen nach Kopenhagen. Den zahlreichen Freunden seiner Muse wird es lieb sein zu hören, daß eine Gesammtausgabe seiner Werke in 25 Bändchen in Leipzig erscheinen wird, wovon bereits 5 Bändchen die Presse verlassen haben. Diese Ausgabe wird nicht allein die in Deutschland bereits bekannten Romane (den Improvisator, O. T., Nur ein Geiger), den Bazar, die Mondscheinbilder) und die lieblichen Märchen umfassen, sondern auch mehrere Bändchen Gedichte und Dramatisches geben. Wir werden zum erstenmal wirklich deutsche Uebersetzungen der Andersen'schen Werke erhalten; denn die bisherigen Uebertragungen verriethen nur allzusehr, daß sie aus der Feder von Dänen geflossen, die unserer Sprache nur wenig mächtig waren.

*** Die Budrun-Marmore sind jetzt im englischen Museum niedergelegt. Budrun liegt, wie bekannt, auf dem Boden des alten Halicarnassus und man glaubt, daß diese Sculpturen, die zum Theil in ein türkisches Fort als gewöhnliche Bausteine eingemauert waren, zu dem berühmten Mausoleum gehörten. Wenn, was freilich sehr zu bezweifeln, diese Ansicht richtig ist, dann sind die Sculpturen denen des Parthenon gleichzuschätzen, denn sie sind das Werk der vier berühmtesten Künstler jener Zeit, Brixis, Leochares, Scopas und Timotheos, oder nach Vitruv Praxiteles. Die Budrun-Marmore würden also den Styl einer Periode repräsentiren, welche aus Mangel an Denkmalen uns am wenigsten bekannt ist, nämlich das Jahrhundert vor Alexander. Der Gegenstand der Friesen ist, wie der aller, die man in Phigalien und Lycien fand, ein Kampf mit Amazonen. Auf den ersten Anblick fühlt man sich durch die meisterhafte Composition der Gruppen betroffen, wie aber das Auge länger und kritischer darauf verweilt, entdeckt man Einzelheiten, welche diese Friesen von den ältern griechischen unterscheiden. Sie verrathen nicht die sorglose barbarische Unwissenheit der lycischen Friesen, sie sind sorgfältiger und geschickter ausgearbeitet als die phigalischen, aber doch fehlt die Einfachheit, die Ruhe und die schmucklose Schönheit des Phidias. Der allgemeine Entwurf ist gut, aber Zeichnung und Behandlung sind nicht ohne Manierirtheit. Wir wollen hiermit keinen Streit über ihren Ursprung beginnen, aber diese Friesen zeigen deutliche Spuren eines beginnenden Verfalls, und wir möchten sie eher ein Jahrhundert nach als vor Alexander setzen. Ausl.

*** Von einer seltsamen Insektenschlacht berichtet ein in Hereford (England) erscheinendes Blatt. Am 18. September Nachmittags besichtigte in der Nachbarschaft jener Stadt ein achtbarer Farmer seine Schafheerden auf der Weide, als plötzlich ein summendes Geräusch in der Luft seine Aufmerksamkeit erregte. Als er näher zusah, erblickte er zahllose Bienenschwärme, welche von allen Seiten herbeiflogen und ganz in seiner Nähe einen Kampf begannen, der nicht eher aufhörte, als bis Tausende von Todten den Platz bedeckten. Viele hundert Neugierige besuchten später das Schlachtfeld und man erkannte in den todten Insekten, die unter dem Namen „wilde oder Erdbienen" bekannte Gattung. Die Ursache dieser seltsamen Erscheinung konnte natürlich Niemand angeben.

*** Jeder Mensch ist ein geborener Aristokrat — selbst der Negersclave! Im Süden der Vereinigten Staaten hört man einen zum andern sagen: Pack' dich, du Spottpreis-Neger! Es gibt Niemand fünfzig Dollars für dich und ich bin tausend werth!

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 3 Oktober. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Marie: Fräulein Jenny Lind, k. schwedische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Sonntag, den 4. October. Der Weinmfegter wider Willen, abentenerliche Posse in 4 Bildern. Musik von Cantal.

Druck von August Osterrieth

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 275. Montag, den 5. October **1846.**

Das bezauberte Schloß.

Novelle von Alphons Esquiros.

(Schluß.)

26.

Nach Verlauf von einigen Tagen ließ das Fieber nach, aber es machte nur einer Entkräftung und Abspannung Platz, welche für das Fräulein von B** noch mehr befürchten ließen als die überstandene Krankheit. Des Doctors Abwesenheit machte einen furchtbaren Eindruck auf das Mädchen. Gänzlich erschlafft lag sie da; es war, als wenn Alles mit ihm, den sie liebte, davon gewichen wäre; Wärme und Leben waren ihr mit einem Mal versagt; sie hatte mit dem Geliebten den Stern ihrer Seele verloren, und sie errieth noch vor dem Verlauf von acht Tagen, was aus den Blumen des Feldes werden würde, wenn die Sonne aufhöre zu scheinen.

Monate lang mälig genesend, wurde sie nach und nach wieder von jener schrecklichen Geisteskrankheit ergriffen, aus welcher sie Georg Fritz gerettet hatte. Ihre Seele war mit dem jungen Doctor davon geeilt, ihr Herz war mit dem Geliebten fortgezogen. Von Tag zu Tag wurde sie mehr, was sie vordem gewesen war, ein armes, unempfindliches, dem Nichts verwandtes Geschöpf, das nur ein Hauch der Liebe einen Augenblick ins Leben gerufen hatte.

Nur dann gewann sie erst wieder etwas Verstand und hellsehende Kraft, wenn man ihr den sympathetischen Ring, welchen ihr Georg Fritz zum Geschenk gemacht, an den Finger steckte. Vermittelst dieses einfach gearbeiteten goldnen Ringes konnte sie mit den Augen ihrer Seele den fernen Freund sehen, und zwar so, als wenn er bei ihr wäre.

„Er denkt an mich," sagte sie oft. „Wir gehen zusammen an dem Ufer eines Sees spazieren, über welchem große weiße Vögel hinfliegen. Wir haben uns noch immer sehr lieb, mein theuerster Freund und ich!"

In diesen Augenblicken der Ekstase, wenn sie mit dem abwesenden Georg verkehrte, erfaßte Pulcherien eine solche Empfindsamkeit und Schwermuth, daß sie zu weinen anfing, wenn man aus Besorgniß, sie ganz zu erschöpfen, ihr den Ring vom Finger zog. Dieser Zauberring brachte sie seinem Urheber und dem Lebensprincip desselben näher: es war der Ring einer mystischen, übernatürlichen Verbindung, wo die Herzen zuweilen auf der Erde anlangen, wenn ihre Gedanken und Gefühle längst schon, und so zu sagen vor ihnen, in dem Himmel sind.

Wenn sie aufhörte, den Doctor zu sehen, dann schien eine tiefe Nacht ihre Seele zu verdunkeln. Der schöne Kopf hing trunken von Schlaf herab wie eine Mohnblüthe auf ihrem Stengel. Sie sank dann in jene alte Verdumpfung zurück, in jenen geistigen Tod, aus dem Georg Fritz sie auferweckt hatte. Ohne ihn war nichts mit ihr anzufangen; sie zeigte nur ihre schönen Formen oder schlief. Die frische Gesichtsfarbe erbleichte, die Rosen ihres Mundes entblätterten sich, die ganze Erscheinung erstarb. Pulcherie schien im Herbst mit den letzten Schwärmen der wilden Tauben, welche an den Fenstern des Schlosses vorüberzogen, diese Erde, wo sie seither gewohnt, verlassen zu wollen.

27.

Der Zustand des Doctors war indessen kaum weniger Besorgniß erregend. Er hatte sich in eine Hütte der Schweiz zurückgezogen und beobachtete düstern Blickes an den fahlen Tagen des Herbstes das langsame Absterben der Natur und seines eignen Herzens.

Seine Liebe war im Lenz jung geworden mit den grünen Blättern und mit diesen welkte sie. Georg Fritz konnte Pulcheriens Bild nicht aus seiner Seele verbannen. In den wilden Wäldern, welche ihn an die Landschaft von Berry erinnerten, einsam umherschleichend weinte er. Es befiel ihn ein krankhaftes Heimweh, denn das Vaterland ist nicht da, wo wir geboren sind, sondern dort, wo das Mädchen athmet, das wir lieben.

Er hatte es wohl versucht, sich diese Liebe aus dem Sinn zu schlagen, aber er sah auch bald ein, daß es ihm leichter anläme, sein Leben als seine Liebe zu lassen. So wollte er denn langsam hinsterben, damit die eitle Leidenschaft mit ihm verlösche und der Graf von B** dann wieder das volle Recht besitze, über die Hand seiner Tochter zu verfügen.

So war das Schicksal Georgs und Pulcheriens. Eines krankte so zu sagen an dem Andern. Es war durchaus nothwendig, sie einander zu vermählen, oder man mußte erwarten, sie sterben zu sehen.

Der Graf war Vater. Er hätte den entschuldbaren Vorurtheilen nachgeben und den Einflüsterungen über das, was man die Ehre eines Hauses nennt, ein allzu williges Ohr leihen können; aber er liebte seine Tochter, und da er sie wieder in einen so beklagenswerthen Zustand verfallen sah, so schrieb er an den Doctor, er möge doch eiligst nach dem Schlosse zurückkommen.

28.

Georg Fritz kehrte zurück. Pulcherie gewann neues Leben bei seiner Annäherung. Sie ahnte ihn schon, da er noch dreißig Meilen entfernt war. Als er aber in das Zimmer trat, empfand sie eine himmlische Freude; ihre entfärbten Lippen begegneten sich lange in einem Kuß, der kalt und bleich war wie der Tod.

Nach einigen Tagen war das Fräulein von B** in seiner Seele wieder ganz genesen; Geist und Herz waren ihr mit Georg zurückgekehrt. Aber die durch die eben überstandene Krankheit geschwächte Constitution zeigte unauslöschliche Spuren von Erschöpfung. Der Glanz der Augen bei dem Anblick des jungen Doctors war der einer erlöschenden Lampe, die noch einmal hell aufflammt, bevor sie gänzlich verglimmt.

Digitized by Google

Die beiden Liebenden waren von unseligen Ahnungen erfüllt. Der erste Schnee, welcher auf die Erde fiel, kam ihnen vor wie ein weißes Leichentuch, welches den Einen wie den Andern decken sollte. Das Gekrächze der Raben unter dem grauen Himmel weckte in ihrer Seele eine peinigende Stimmung. Schwermüthig schritten sie neben einander die langen einsamen Alleen des Parks hin, während der Wind durch die entlaubten Bäume rauschte oder die welken Blätter unter ihren Füßen über den Boden fegte.

„Wir sind die Verlobten des Todes," sprach Pulcherie zu Georg, indem sie ihre Hand in die seinige legte. „Unser Hochzeitsbett wird der bleierne Sarg sein und meinen Brautkranz wird man aus weißen Immortellen flechten. Was liegt daran? Wir werden uns in der andeen Welt ebenso wenig verlassen als in dieser und selbst der Tod wird nicht stark genug sein, uns zu trennen."

Georg und Pulcherie behielten ihr volles Bewußtsein bis zum letzten Augenblick. Sie verständigten sich mit einem Blick oder durch einen Händedruck. Beide bedurften fast nicht mehr des ausgesprochenen Wortes, um mit einander zu reden, so waren ihee Seelen in Eins aufgegangen.

29.

Eines Morgens erwachte Pulcherie mit einem seltsamen Blick. Ihren Zofen befahl sie, ihr in dem Bette die Kleider anzulegen. Sie selbst ordnete ihre Toilette an: ein weißes Kleid, einen Schleier und einen Kranz von Orangeblüthen in den Haaren. Als das Mädchen so angezogen wae, ließ sie den Geafen, ihren Vater, rufen. Dieser kam in großer Eile. Als er eintrat, richtete sich das Fräulein auf, schloß seine Hand in die ihrige und fragte ihn ehrfurchtsvoll:

„Herr Graf, wollen Sie mich zum Altare führen?"

Herr von B** glaubte, seine Tochter spräche im Fieberwahnsinn nnd bat sie, sich zu beruhigen; aber Pulcherie bestand darauf, daß man einen Priester kommen lasse. Man fügte sich ihrem Wunsche und der Geistliche des Dorfes erschien an dem Bett der Kranken, im weißen Choehemd und veilchenblauer Stola mit den heiligen Oelen.

„Sie irren sich, Herr Pfarrer," redete ihn das Fräulein mit einem verzückten Lächeln an; „nicht die letzte Oelung sollen Sie mir spenden; Sie sollen mich trauen."

Dann blickte sie nach der Thüre.

„Mein Beäutigam bleibt lange," fuhr sie nach einer Pause fort.

In demselben Augenblick trat Georg Fritz ein. Er war todtenbleich, und auf den Arm eines Bedienten gestützt, trat er langsam näher. Die Blicke der Anwesenden hafteten ernst auf der melancholischen Gestalt des jungen Mannes an dem Sterbebette Pulcheriens.

Das junge Mädchen nahm nun Abschied von seiner Mutter, vom Doctor und vom ganzen Hause, indem sie halb verklärt Alle tröstete, daß sie den ewigen Brauttag begeben wolle."

„Weinet nicht," bat sie, „denn mein Bräutigam ist bei mir und ich bin bei ihm."

Aber die Thränen flossen nun um so reichlicher an dem Sterbebette. Der Priester verrichtete alle Ceremonien der Trauung. Als er den Vater um seine Einwilligung befragte, gab der Graf keine Antwort: er zerfloß in Thränen. Georg und Pulcherie waren die Einzigen, welche beruhigt schienen. Des Himmels Heiterkeit verklärte ihre Augen; Pulcherie war noch niemals so schön gewesen; man ahnte das Paradies hinter der heiligen und durchsichtigen Bläße ihrer jungfräulichen Züge. Andächtig lauschte ihr Ohr den Gebeten der Kirche und als der Geistliche den magnetisirten Ring gesegnet hatte, gab er diesen Georg, daß er ihn Pulcherien an den Finger stecke.

„Dieser Ring," sprach dann das Mädchen, „wird mir dazu dienen, meinen Heißgeliebten mit allen Gedanken in dem Himmel zu folgen. Man soll ihn mir nicht von der Hand nehmen, wenn ich gestorben bin."

Als der Priester die letzten Akte der Trauung vollzogen hatte, wendete sich Pulceeie mit den Worten an den Geafen:

„Erlauben Sie mir nun, Vater, daß ich mit meinem Gatten scheide?"

In demselben Augenblick war Georg Fritz von dem Sessel, in welchem ihn sein Gemüthszustand während der ganzen Ceremonie gefesselt hielt, aufgesprungen und lag nun Pulceeien in den Armen; ihre Herzen schlugen gegen einander und ihre Lippen begegneten sich in einem letzten Seufzer. Georg sog die Seele seiner Geliebten ein und trug sie nach dem Himmel. —

In dem Park des Schlosses wurden die beiden Unglücklichen unter demselben Stein begraben. Man hat ihre Namen auf das Todtenmal geschrieben; ich habe den einfachen, rührenden Stein, der eines der größten Geheimnisse des menschlichen Herzens deckt, oft gesehen. Ein Weißdorn neigte sich darüber, vom Thau befeuchtet und zwei Vögel zwitscherten in seinen Zweigen.

Die Aerzte haben sich diese sonderbare Krankheit nicht erklären können, ihre Heilung wollte ihnen eben so wenig gelingen. Pulcheriens ganzes Leben ist wie das des jungen Doctors für die Wissenschaft ein Mysterium geblieben.

Die Poesie findet für alle Dinge das letzte Wort; ihr kommt es zu, die dichten Schleier der Seele zu lüften, welche aufzuziehen Mesmer und Hoffmann umsonst versucht haben.

Nachdem Fräulein von B** einige Zeit in ihrem Geliebten aufgelebt war, nachdem sich ihr Herz an das seinige mit unauflöslichen Banden angekettet, siechte sie hin mit dem hinsterbenden Doctor und starb in ihm, den sie geliebt hatte.

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

Unter den vielen Sagenkreisen des Mittelalters hat keiner einen größeren Umfang und eine reichere Fülle der einschlagenden Produetionen aufzuweisen, als der karlingische, welchem die zur mythischen Figur verklärte, an sich historische Persönlichkeit Karls des Großen als ein ähnlicher Mittelpunkt dient, wie Arthur dem Kreise von der Tafelrunde. Er und seine Paladine (d. h. Genossen des Palastes) sind die leuchtendsten Punkte innerhalb desselben und mehrere von diesen letztern selbst Mittelpunkte von umfangreichen Kreisen, welche, von der allgemeinen Peripherie umschlossen, sich bald mehr von einander gesondert halten, bald in einander übergehen. Dazu gesellten sich die mannichfaltigsten Individualitäten und Begebenheiten, da die Biegsamkeit und allgemeine Tendenz der karlingischen Sagenwelt ein Anschwellen ins Unendliche, wie es die unermüdliche Phantasie der romanischen Völker des Mittelalters anstrebte, durchaus begünstigen mußte. Im

Digitized by Google

Allgemeinen ist die historische Grundlage erwiesen, wenn sie aber auch deutlicher und völliger als bei den andern Kreisen des mittelalterlichen Epos hervorschimmert, so überwuchert sie doch gewaltig der lebendig-rastlos fortzeugende Geist der Sage, also daß sich oft nur eine halbe Spur des reellen Factums ermitteln läßt. Begebenheiten aus der Geschichte Karl's des Großen sind allerdings in der karlingischen Sage verarbeitet, allein amplificirt, nach ihrem Charakter oder den Namen verändert, in's Weite ausgesponnen und überdieß mit fränkischen Vorgängern und Nachfolgern aus dem Königshause der Karolinger theils äußerlich erweitert, theils innerlich vermischt. Man verlange hier weder chronologische Ordnung, noch strenge Identität der Personen und Ereignisse mit der Geschichte. Die romantische Poesie hat bald zwei oder mehrere Personen desselben Namens verschmolzen, bald Personen verschiedenen oder gleichen Namens aus derselben Dynastie (wie zu Karl oder Karlmann, dem mächtigen Könige des Kreises, vornämlich Karl Martell und Karl der Große, aber auch manche Nachfolger gesteuert haben); ebenso rückte die Sage in freier Umstellung und Umformung das weit Auseinandergelegene von den ältesten Traditionen der karlingischen Dynastie bis auf die ersten Kreuzzüge an einander. Indessen ist, wenigstens im früheren Mittelalter, wo diese Dichtungen aus und an Volkssagen und Volksgesängen, also aus lebendigem Volksbewußtsein aufblühten, eine gewisse volksthümliche Treue und Stetigkeit der Sage (ähnlich den griechischen und rein deutschen Heldensagenkreisen) augenfällig. Anders in Italien, besonders seit dem 15. Jahrhundert. Hier sprang man so frei und lustig mit den alten Stoffen um, daß uns die beiden Meister Bojardo und Ariosto in wahrhaft neue Welten einführen; allein auch sie hängen noch durch starke Fäden am Alten, jener freilich weit mehr als dieser, da sie gewisse Hauptcharaktere, bewegende Grundgedanken und Begebenheiten aufnehmen, und so verflüchtigen sich selbst unter Ariost's Händen die Bildungen der Sage nicht gerade bis zu einer von der volksthümlichen Grundlage ganz und gar wegfliehenden Romantik.

Die eminentesten historischen Momente, die im karlingischen Kreise vorausgesetzt werden müssen, sind folgende. Zuerst die Verdienste, welche sich seit Karl Martell die Könige seines Geschlechtes um das christliche Europa erwarben, durch Bekämpfung der Sarazenen in Frankreich und Spanien, der Sachsen, Normänner u. a Ungläubigen; sodann die Verbindung Karls des Großen mit dem Morgenlande durch Harun al Raschid, die ehrfurchtgebietende Weltmonarchie und römische Kaiserwürde jenes Herrschers, seine Befreundung mit den Päpsten und seine Schirmvogtei über die Kirche; weiterhin die Zerrüttung des späteren karlingischen Frankenreichs im Westen des Rheins durch äußere Feinde und rücksichtslosen Vasallen-Uebermuth; endlich der von Frankreich ausgehende begeisternngathmende erste Kreuzzug. Mehre der neben Karl am meisten von der Sage ausgezeichneten Persönlichkeiten sind, wiewohl in der Geschichte von keiner sonderlichen Bedeutung, doch historisch verbürgt, namentlich Roland, Rinald, Olivier, die Rüdiger, auch wohl Ogier. Ebenso die zwei grandiosesten Begebenheiten der Karlsage, die Belagerung von Paris durch die Sarazenen — die sich zwar nie ereignet, aber wenigstens auf die wirklichen Angriffe der Normanen gegen Paris gestützt hat — und directer die Kämpfe der Franken gegen die spanischen Mauren, sowie der Untergang eines christlichen Heerhaufens bei Roncevaľ. (Forts. folgt.)

Englische Sitten auf der französischen Bühne.

Wie man weiß, ist die genaue Kenntniß der Sitten und Gebräuche anderer Nationen gerade keine Haupttugend französischer Schriftsteller, und namentlich legen die auf den Pariser Theatern aufgeführten Bühnenstücke in dieser Beziehung eine ans Fabelhafte grenzende Naivetät an den Tag. Man sollte denken, daß die Herren Scribe, Dumas, Soulié und Compagnie zum wenigsten mit der Geschichte und den Zuständen ihrer nächsten Nachbarn, der Engländer, hinlänglich bekannt wären, um keine gar zu auffallenden Schnitzer zu machen; aber Stücke wie „Richard Darlington", „Marie Tudor", „Ein Glas Wasser" u. dergl. beweisen das Gegentheil. Den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht indessen ein fünfaktiges Drama, welches neulich unter dem Titel: Le Marché de Londres mit großem Erfolg im Theater Ambigu-Comique gegeben wurde und in der France Dramatique au 19ième Siècle (einer Sammlung der besten französischen Theaterstücke neuerer Zeit) abgedruckt ist. Die Ungereimtheiten, von denen es strotzt, sind in der That so handgreiflich, daß man versucht wird, das Ganze für eine Mystification zu halten, die der Verfasser seinem Publikum spielt, um die Leichtgläubigkeit desselben auf die Probe zu stellen. Die Handlung beginnt damit, daß ein Londoner Fabrikant, Lord Ashton, der bei Blackwood (Blackwall?) in der City wohnt, seine beiden Werkmeister, Richard und John Davis, wegen einiger von ihnen zu Stande gebrachten Verbesserungen im Maschinenwesen, als Theilnehmer in sein Geschäft aufnimmt und bei Anlaß dieser glücklichen Begebenheit seinen Arbeitern einen Feiertag gewährt, indem er einem Jeden 50 Lstr.— sage fünfzig Pfund Sterling, d. h. 340 Thaler — schenkt, um auf seine Gesundheit zu trinken! Dieser freigebige und hochadlige Fabrikant hat eine Mündel, Miß Lucy Stendhal, die er mit seinem nunmehrigen Associé, Richard Davis, verheirathet, der im Verlauf des Stückes Sir Davis, Parlamentsmitglied und designirter Lord-Mayor von London wird, sich aber in einem Anfall von Eifersucht entschließt, seine Gemahlin — nach der in England bei Lord-Mayors und Pa...mentsmitgliedern so gangbaren Sitte — auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden zu versteigern. Der Markt — in London ist nämlich nur ein Markt! — ist mit Zuschauern gefüllt (was sehr natürlich ist) und Seine Lordschaft in spe führt die Dame, einen Strick um den Hals, auf den Platz, wo er sie als eine femme adultère feilbietet. Nichtsdestoweniger macht ein Verehrer der Lady, ein gewisser Sir Mortimer, der auch zuweilen Lord Mortimer heißt, das sehr noble Gebot von 1000 Pfund Sterling; man will sie ihm zuschlagen, da ruft plötzlich eine Stimme: fünfzigtausend Guineen! „Die Thurmuhr von Smithfield schlägt drei; ein in Schwarz gekleideter Mann stellt sich zwischen Sir Richard und Lady Davis und berührt sie mit seinem Stabe", wodurch die Scheidung gesetzlich vollzogen wird! Im fünften Akte klären sich, wie gewöhnlich, alle kleinen Mißverständnisse auf; der Käufer, ein Herr Harry (ohne Zunamen) aus Kalkutta, ist der Bruder der Lady Davis, und da selbst in England ein Bruder seine Schwester nicht heirathen darf, wenn er sie auch in ehrlicher Auction erstanden, so wird der Handel rückgängig, und der Lord-Mayor, von der Unschuld seiner Gattin überzeugt, nimmt sich vor, ihr öffentliche Genugthuung zu geben, wie er sie öffentlich entehrt hat. Dieses geschieht an seinem Installirungsfeste, womit das Stück schließt und welches folgendermaßen beschrieben wird: Die

Digitized by Google

Bühne stellt den Tagesanbruch vor. Zwei Nachtwächterpatrouillen (deux patrouilles de watchmen) begegnen sich und geben einander flüsternd die Lösung, worauf sie mit dem Ruf: Sechs Uhr! Es ist Tag! abgehen. (NB Das Installirungsfest des Lord-Mayors — Lord Mayor's Day — wird am 9. November gefeiert) Trompetenschall und Kanonendonner; das Volk schreit: Hier ist er! Hier ist er! Richard tritt auf (früh um 6 Uhr und noch dazu an einem nebligen Morgen, wie eine von den handelnden Personen zur Charakterisirung des englischen Klimas bemerkt!) zu Fuß in seinem Lord-Mayors-Kostüm, Lucy an der Hand führend und gefolgt von seiner ganzen Familie, den Aldermen und den Mitgliedern des Unterhauses. In demselben Augenblick nähert sich von der Londoner Brücke der königliche Hofstaat (um 6 Uhr an einem nebeligen Novembermorgen!) mit Herolden an der Spitze. Die Königin erscheint, das Volk ruft: Es lebe die Königin! Es lebe der neue Lord-Mayor! und so endet das Drama en cinq actes et huit tableaux, genannt Le Marché de Londres. Nach diesen Proben von den Lokalkenntnissen des Verfassers wird man sich nicht wundern, wenn er den St. James-Park für einen Wald nach Art des Bois de Boulogne hält, der von der fashionablen Welt als Duellplatz benutzt wird — wenn er seine Lords und Baronets sich in einem City-Wirthshause bei einer Pfeife und einer Kanne Bier versammeln läßt, und wenn er Smithfield in einen Fruchtmarkt verwandelt und als einen unbedeckten Raum darstellt, wo die Marktleute (wie in Berlin) unter dem Schutze ihrer Regenschirme kauern. Solche Züge reichen hin, um den echten Pariser badaud zu bezeichnen, der nie über seine Barrièren hinausgekommen ist und vor dessen Einbildungskraft der Montblanc und der Montmartre, der Sklavenmarkt von Konstantinopel und der Marché des Innocens sich in gleichen Farben ausmalen. M. f. d. L. d. A.

Feuilleton.

*** An der nördlichen Seite der Sophien-Moschee in Konstantinopel befindet sich eine, durch starkes Mauerwerk verwahrte und vollkommen unverehrte Thür in einem Rahmen von weißem Marmor, die sogenannte Bischofsthür, an welche sich, nach dem Bericht einer reisenden Dame, eine Tradition knüpft. Dieselbe wird nemlich — so glauben die Türken — von einem griechischen Bischof bewacht, der in jener verhängnißvollen Stunde den Gottesdienst verrichtete, als die Türken Konstantinopel einnahmen und jetzt, mit seiner vollen Amtstracht bekleidet, in der Bibel lesend, hinter jener Thüre sitzen soll. Wenn die Sophien-Moschee einst wieder eine christliche Kirche werden sollte, ist die Bestimmung des Bischofs, aus dem vermauerten Kabinet hervorzutreten und vor dem Hochaltar eine feierliche Messe zu lesen; bis dahin — meinen die Türken — müssen die Anstrengungen aller Handwerker des osmanischen Reiches vergeblich seyn, die Mauer gewaltsam niederzureißen und die Thür zu öffnen.

*** Am 13. September starb in Fontainebleau der älteste Diener des dortigen königlichen Schlosses, Namens Aly, welcher durch die Wechselfälle seines Lebens bemerkenswerth war. Von einer circassischen Hirtenfamilie geboren, wurde er als achtjähriger Knabe einem rumelischen Sklavenhändler verkauft, von welchem er dann in das Eigenthum eines wohlhabenden Türken in Konstantinopel überging. Dieser schenkte ihn einem Ulema, der die Pilgerfahrt nach Mekka unternahm, und bei dieser Gelegenheit entwich der junge Aly nach Egypten, in welchem Lande er von Menon anfänglich in ein Sicherheitsbataillon aufgenommen, später aber bei der Rückkehr Napoleons in Europa von diesem in das Mameluken-Corps übersetzt wurde. Durch Wunden und Kriegsanstrengungen dienstunfähig geworden, wurde er im Jahre 1804 von der Kaiserin Josephine in Dienst genommen, und im Jahre 1805 als Zimmerwärter nach Fontainebleau gesendet, woselbst er durch fünf aufeinander folgende Regierungen sich in seiner Anstellung unangefochten erhielt, bis ihn kürzlich ein sanfter Tod ereilte.

*** Das „Schleswig-Holsteinlied" ist in Berlin und Leipzig neuerdings gedruckt erschienen. In dem Leipziger Abdrucke heißt es auf dem Titel, daß das Lied zuerst in Würzburg gesungen und von Chemnitz sei. Das ist laut der „Deutschen Allg. Ztg." unrichtig. Das Lied wurde in seiner ursprünglichen Gestalt von dem Kreis-Justizrath Dr. Straß zu Berlin im Jahre 1844 gedichtet und zu dem damaligen Liederfeste nach Schleswig gesendet, wohin er eingeladen war, aber wegen Unwohlseins sich nicht begeben konnte. Der Advokat Chemnitz modifizirte das Lied und der Musikdirektor Bellmann zu Schleswig, Mitglied der Akademie der Musik zu Stockholm, komponirte es, worauf es bei dem Gesangfeste zu Schleswig schon im Jahre 1844 von einem äußerst zahlreichen Sängerchore gesungen und nach einem dem Referenten zu Gesicht gekommenen Briefe mit Begeisterung aufgenommen wurde. Der Text ist mehrfach corrumpirt, ursprünglich aber am richtigsten in einem schönen Abdrucke, die Doppeleiche (Schleswig und Holstein) als Vignette, mit der musikalischen Begleitung bei Beuhn in Schleswig erschienen. Dem Vernehmen nach wird jetzt eine neue Ausgabe mit beiden ältern Texten und einem verbesserten, sowie mit den Noten, herauskommen.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters 1846/47 ist vorläufig auf den 23. October festgesetzt. Den verehrten Mitgliedern und Abonnenten wird zur Kenntniß gebracht, daß im Laufe des Halbjahrs durch die Sorge des Herrn Kapellmeisters Guhr (Mitvorstands der Anstalt) die berühmtesten und beliebtesten Beethoven'schen Symphonien neben großen Musikwerken lebender Meister zur Aufführung kommen. Auch werden, wie früher, literarhistorische Abhandlungen und gewählte Poesieen in reicher Mannigfaltigkeit abwechseln. Diejenigen Personen, welche sich als Mitglieder oder Abonnenten des Museums wollen einzeichnen lassen, werden gebeten, Herrn Jacob Krebs, Mainzergasse, davon zu benachrichtigen. Die seit mehreren Jahren getroffene Einrichtung, daß durchaus keine Freikarten mehr ausgegeben werden, wohl aber Eintrittskarten, für das ganze Semester jetzt schon zu 11 fl., und für einzelne Abende künftig zu 1 fl. 30 kr. zu haben sind, soll fortbestehen.

Frankfurt a. M., den 2. October 1846.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 5. October. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, k. schwedische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 276. Dienstag, den 6. October **1846.**

Unsern.

Novelle von W. Hamm.

Das Theater war ziemlich gefüllt. Man gab die „Stumme von Portici", und deren ewig schöne Musik hatte eine größere auszewähltere Gesellschaft als gewöhnlich in Parterre und Logen versammelt. Im Parquet saß, neben mehreren Freunden, Julius, ein junger Dichter und Schriftsteller, und musterte, statt die Lazaroms auf der Bühne, den Kranz der Damen rings in den Logen. Aber das waren immer dieselben, längst bekannten Abonnenten-Gesichter, und verdrießlich ließ er mehrmals die Lorgnette wieder sinken. Plötzlich aber blieb sein Blick wie gefesselt an einer neuen Erscheinung haften. Zu seiner Rechten, in einer Loge ersten Rangs, saß eine Fremde, ein junges Mädchen, dessen ideale, reiche Schönheit Jedem auffallen mußte. Als Julius sie zufällig erblickte, erschrack er fast, denn gerade auf ihn heftete die Schöne die dunklen, feuchten Augen, die wie wundersame, feuchte Blüten aus den Ranken brauner Locken leuchteten. Wie ein Zauber wirkte dieser Blick auf ihn; er konnte den seinen nicht mehr abwenden, eine geheime Gewalt verbot sogar den Versuch dazu, und als das Mädchen sich wegkehrte, starrte er immer noch wie geistesabwesend nach dem reinen, reizenden Profil. Erst als seine Nachbarn aufmerksam auf ihn wurden und der Richtung seiner Augen folgten, besann er sich auf das Unartige seines Benehmens, und zwang sich, dem Gesang des Vicekönigs scheinbare Aufmerksamkeit zu schenken. Aber nur scheinbar hörte er zu — denn in der That vernahm er nur ein Summen und Brausen im Gehirn; alle seine Sinne hatten sich in den einen des Gesichts concentrirt, und dieser strengte sich an, gleich den Grafen von Montemolin im schiefsten Winkel schielend, nur ein wenig von der Gestalt, der Hand oder dem Kleide der Unbekannten zu erspähen. Sehr oft freilich konnte er es sich nicht versagen, den ganzen Kopf zu wenden, und sonderbar, immer begegnete sein Auge dem der Schönen, und heftiger schlug ihm dann das Herz. Im ersten Zwischenacte, während dessen ihm wieder eine freiere Aussicht und Hinsicht vergönnt war, frug er seine Freunde sowohl, wie alle Nachbarn nach dem Namen der interessanten Fremden; Niemand kannte sie, aber alle vereinigten sich im Preise ihrer Schönheit, und die Lorgnetten und Binocles richteten sich so eifrig nach der Loge derselben, daß sie fast unmuthig sich ablehnte und oft lange unsichtbar ward. Dennoch sandte sie während des ganzen Abends von Zeit zu Zeit einen Blick nach Julius. Als das Theater zu Ende war, stürmte dieser auf höchst rücksichtslose Weise durch die Menge; der Erste am Ausgange, harrte er sehnsüchtig auf das Erscheinen seiner Unbekannten. Sie kam; hatte er früher ihr reizendes Antlitz bewundert, so entzückte ihn nun ihre vollendete, stolze Gestalt, und wäre nicht der fatale Bediente gewesen, der ihr die Mantille umhing, er wäre vielleicht so keck und unklug gewesen, ihr seine Begleitung anzubieten. So aber begnügte er sich glücklicherweise, wie ein getreuer Page ihren Schritten in der kürzesten Entfernung zu folgen, zum großen Aerger des ehrerbietig nachtretenden Kammerdieners. Die Schöne sah sich erst um, als sie ihr Haus erreichte. Julius stand dicht vor ihr, er fuhr zusammen, verbeugte sich, aber ehe er noch an den Hut greifen konnte, war sie verschwunden und er stand allein, und der Mond lachte recht höhnisch herab auf ihn von dem Nachthimmel. Das bemerkte er zwar, aber er segnete ihn dennoch, denn sein Schein erlaubte ihm, sich Lage und Nummer des Hauses aufzunotiren, in welchem das schöne fremde Mädchen wohnte. Fieberisch aufgeregt eilte er nach Hause; zwar hatte er Freunden versprochen, den Abend mit ihnen in froher Gesellschaft zuzubringen, aber heute war es ihm unmöglich, und er hing in seinem einsamen Gemach Träumen nach, oder dichtete Lieder einer höchst wundersamen Verzuckung.

Andern Morgens besuchte Julius schon ziemlich frühe seine Tante Amalie. Es war dies ein nicht ganz junges Fräulein von höchst ehrwürdigem Aeußern; gütig und besorgt für Alle, welche sie liebten, hatte Tante Amalie besonders für ihren Neffen Julius eine fast zärtliche Neigung gefaßt. Sie liebte in ihm sein freies, gutmüthiges Wesen, seine heitere, kindliche, oft kindische Fröhlichkeit, und vor allem war sie stolz auf dessen dichterische Productionen, von welchen sie beständig einige Muster in der Tasche nachführte, um diese bei Gelegenheit Freunden und Gönnern vorzulesen. Außer ihren liebenswürdigen Eigenschaften besaß aber auch die Tante ein bedeutendes Vermögen, ein Vorzug, gegen welchen Julius, der mutmaßliche Erbe, durchaus nicht unempfindlich war. Darum suchte er ihr auch in allen Stücken angenehm zu sein, bemühte sich fast mit der Aufmerksamkeit eines Liebhabers um sie und ihre kleinen Launen, und bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, der Tante Amalie zu gefallen. Heute hatte er ihr versprochen, mehrere seiner neuesten Gedichte vorzulesen. Er würde dies Versprechen schwerlich gehalten haben, denn es war ihm von der lieblichen Erscheinung des vorigen Abends noch ein kleiner Schwindel im Kopf, etwas Herzbrausen in der Brust zurück geblieben, aber er wußte, daß die Tante ein Wegbleiben, einen Wortbruch außerordentlich übel nehmen würde. Er kam also, und trotz seiner Migräne, von welcher er als Einleitung erzählte, las er nicht allein ganz gut sondern auch recht viel; die Tante unterbrach ihn häufig, um auszurufen: „Classisch! Einzig! Wahr gefühlt! Wie poetisch!" u. s. w., oder um eine Thräne der Rührung abzuwischen, oder um dem plaudernden Papagei Koko, der beständig Dieb! oder ähnliche unpassende Worte schrie, mit Mandeln den Schnabel zu stopfen.

Julius beruhigte sich endlich; er war sehr angegriffen von dem Lesen seiner Werke. Die zärtliche Tante brachte ihm selbst ein Glas kalten Punsch und ein Stück Torte,

Digitized by Google

und nachdem sie den Neffen genug gelobt, rückte sie ihren Lehnstuhl näher zu dem seinigen und begann:

„Lieber Julius, ich habe mir schon längst vorgenommen, über eine sehr wichtige Angelegenheit mit dir zu reden.“

Julius sah die Tante groß an; sie schaute ihm so eigenthümlich in die Augen, daß er das tête à tête ein wenig zu fürchten begann. Nichts destoweniger küßte er ihr auf die artigste Weise die Hand, und rief feurig: Sprechen Sie, beste Tante! Ihr Wille ist mir, wie Sie wissen, Gesetz!“

„Nicht so, mein Theurer,“ sprach die Tante weiter, indem sie seine Hand festhielt. „Gebieten will ich Dir nicht, kann es nicht. Aber höre mich! Du stehst allein, bist in dem Alter, einmal solid, gesetzt zu werden, Du bedarfst einer Stütze. Deine reiche Phantasie will einen Stamm, an welchem sie sich hinaufranke; Dein Gemüth bedarf eines gleichgesinnten Wesens, das Dich ganz versteht, Dich ergänzt, Dich liebt. Kurz, ich glaube, — ich meine, — Du solltest heirathen.“

Julius erschrack ein wenig bei diesem Vorschlage; er faßte sich jedoch, und rief seufzend nur: „Ach!“

Tante Amalie fuhr leise fort: „Ich weiß, was Du sagen willst. Du bist nur wenig vermögend, das was Deine poetischen Productionen Dir einbringen, ist auch nicht viel, aber dafür habe ich genug für uns Beide. Was mein ist, soll Dein sein; Nahrungssorgen werden Dich daher nicht quälen. Daher wähle! Aber wähle gut! Keines jener Kinder, welche nur der Vergnügungen wegen zu leben scheinen, keine jener Coquetten, welche das Herz der Männer nur als einen Spiegel zu betrachten gewohnt sind; auch keine jener guten Hausfrauen, welche schwarze Flecken im Gesicht und auf der Schürze haben, erst Abends Toilette machen, und nur von Bohnen-Einmachen und Weißzeug zu reden wissen. Nein, Du brauchst eine Frau, die mehr ist, die Alles hat, was Du, und noch mehr. Sieh, lieber Julius, ich will Dir keinen Vorschlag machen, aber doch — doch sage mir vor allem, hast Du etwa schon gewählt?“ Dabei drückte Tante Amalie ihrem Neffen recht zärtlich die Hand und sah ihm erwartend in's Auge. Dieses wurde bald roth, bald blaß; in tödtlicher Verlegenheit wußte er kein Wort hervorzubringen. Die Tante sagte nach einer kleinen Pause: „Nur Muth, lieber Julius; habe Vertrauen zu mir. Wenn Du gewählt hast, so nenne Die, welche Du liebst, und erwarte Alles, Alles von meiner Liebe zu Dir!“ Die Gute konnte das Weinen nicht mehr zurück halten, sie schluchzte laut, fiel dem Neffen um den Hals und küßte ihn herzlich. Julius war der Verzweiflung nahe. Als die Tante ihn losließ, warf er sich vor ihr auf die Kniee.

„Theure, edle, gütige Tante,“ rief er im Tone des grenzenlosesten Schmerzes, „ich verstehe Sie! Aber Ihre Güte drückt mich zu Boden. Ich kann nicht — ach erlassen Sie mir das Geständniß. Ewig werde ich Sie verehren, lieben wie eine Mutter — aber — ich liebe eine Andere!“ Mit diesen Worten sprang er auf und stürzte zur Thüre hinaus.

„Eine Andre?“ rief die Tante bestürzt im Tone der höchsten Verwunderung. Koko schrie auf die Straße hinab: „Narr! Narr!“ und der Flüchtling drunten glaubte die Stimme eines Verstandesmenschen zu vernehmen, welcher einen Dichter beurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sage von Karl dem Großen.

Von Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.)

Wir wissen aus der documentirten Geschichte Karls des Großen, daß er im Jahre 777 zu Paderborn durch eine Gesandtschaft spanischer Araber gegen den Emir Abderrahman zu Hülfe gerufen wurde, im Frühling des folgenden Jahres wirklich in Spanien eindrang, ein ihm entgegengestelltes Heer in die Flucht schlug, Saragossa eroberte, und durch Schätze und Geisel von den Arabern begütigt wurde. Ein Sachsen-Aufstand rief ihn bald nach Deutschland zurück. Sein Heer — so erzählt nun Eginhard im Leben Karl's des Großen weiter — zog ohne Verlust ab, außer daß in den Pyrenäen, als es in langem Zuge marschirte, die Wasconen aus einem auf der Höhe gelegten Hinterhalte den Nachtrab angriffen und erschlugen, in welchem Treffen außer Andern Hruotland, Markgraf von Bretagne, fiel. Dazu nehme man die Angabe einer Urkunde Karl's des Kahlen vom Jahre 845, daß der Ueberfall der Wasconen vom treulosen Herzog Lupus von Aquitanien geleitet wurde, den Karl später aufhängen ließ, und man hat die wichtigste, (doch nicht die einzige) geschichtliche Spur von Ganelo (Guenelun, Gan), dem bösen Prinzip der Ronceval Sage.

Volkstradition und Volksgesang bildeten den wahren Urborn unseres Kreises. Da jedoch die alten Lieder verloren sind, so gibt es für uns keine wichtigere und ältere Quelle für die Erkenntniß der Ursprünge desselben, als die abgeleitete, welche in der unhistorischen Mönchsarbeit des sogenannten Turpinus fließt. Allerdings hat ein Mönch des Namens, nachher Erzbischof von Rheims, vor und während Karl's des Großen Regierung wirklich gelebt. Allein trotzdem hält ihn Niemand mehr für den Verfasser der vielberufenen, lateinisch geschriebenen Geschichte vom Leben Karl's des Großen und Roland's. Der Machtspruch des Papstes Calixtus II. für ihre Aechtheit (in einer Bulle von 1122) konnte nicht hindern, daß man dieselbe schon im 15. Jahrhundert bezweifelte, sicher wenigstens in Italien, wie sich schon aus der muthwilligen Weise ihrer Anführung bei den italienischen Epikern und aus deren lustigem Umspringen mit dem Stoffe schließen läßt. Denn Pojardo und Ariost citiren den Turpin gewöhnlich da, wo er kein Zeugniß für das Geschehene ablegt, wo ihm aber die Capricen und Uebertreibungen der Phantasie wie einem allgemein gebräuchlichen Lastesel aufgebürdet werden. Jetzt ist man darüber einig, daß ein Geistlicher gegen Ende des 11. Jahrhunderts das Büchlein abgefaßt, aber nicht erfunden und erlogen hat. Vielmehr gilt es als ein Zusammenfluß von Volkssagen, in welchem Ausschmückungen nicht fehlen und ein durchstreichender Hauch mönchischer Abergläubigkeit, wie Manches von den wundergroßen Werken und Ereignissen, aus dem Kopfe des Ordners stammen möchte; die offenbaren Steigerungen des Volksthümlichen aber noch nicht zur Annahme eines Betruges berechtigen. Blicken auch wirklich pfaffische Absichten sehr weltlicher Art durch, so darf man doch nicht den Zweck der Schrift in diese allein setzen, da der Urheber sicherlich auch christliche Begeisterung entflammen wollte, und ihr einen stofflichen Werth nicht absprechen. Selbst einzelne Abenteuerheiten irren uns nicht, wenn wir mit Wilhelm Grimm (in der Einleitung zu seiner Ausgabe des deutschen Rolandes-Liet) diese

Digitized by Google

älteste noch übrige Quelle der Karlsage für klarer, einfacher und zusammenhängender als die folgenden Bearbeitungen halten, wie sehr diese immer an Poesie ihr überlegen seien. Sie liefert eine mythische Geschichte des Kampfes, welchen Karl der Große gegen die Sarazenen in Spanien führt, nachdem ihn der Apostel Jacob wiederholt im Traume zur Befreiung des Landes von ihrer Herrschaft aufgefordert hat. Karl's Kriege, vorzüglich mit Argolandus, der Strauß Roland's mit dem Riesen Ferracutus und seine theologische Disputation mit demselben, der Verrath der Paladine durch Gannalon, einen aus ihrer Mitte, das Treffen in Roncisval gegen die Sarazenenkönige Marsirius und Beligand, das Leiden der Streiter Karl's, Roland's Tod, die Rache, welche Karl an den Sarazenen und Gannalon nimmt, und die letzten Ehren, welche den gefallenen christlichen Helden erwiesen werden, springen als Hauptpunkte in Turpin's Darstellung hervor. Zwei Seiten erkennen wir aber sogleich als charakteristisch: das der Karlsage angeborne, bei Turpin ganz einseitig gepflegte religiöse Element, und einen Ueberschwang von Wundern, göttlichen Einwirkungen und übermenschlichen Heldenthaten, überhaupt einen Grad der phantastischen Amplification, der es uns nicht auffallend finden laßt, wenn Bojard mit seinen Riesen, Drachen, gefeiten Kolossen, unzerbrechlichen Waffenstücken, Helden, denen ein ganzes Heer nichts anhat, Kraftthieren, dämonischen Wesen u. s. w. sich oft auf den Turpin beruft; denn insofern hat er und hat Ariost am Abschluß des Kreises noch im Sinne des alten Vaters geschaffen. Nur mit dem gewichtvollen Unterschiede, daß bei Turpin die Macht Gottes und die Glorie seiner Erwählten das Wunder auf eine ernste und heilige Quelle zurückführt. In diesem Aether der Sage ist es nichts Gewagtes, wenn die Speere grün ausschlagen, wenn Roland das Horn Olivant in Roncesval so stark bläst, daß es mitten von einander springt, ihm selbst aber die Adern und Nerven des Halses bersten und der acht Meilen entfernte Kaiser den Schall hört, wenn die Sonne stille steht, dieweil Karl den Heiden nachsetzt u. dgl.

Nun aber haben sich unabhängig von Turpin eine Menge von Sagen fortgepflanzt, und es läßt sich nicht einmal annehmen, daß die späteren französischen Epen (Romans) von der Karlsage aus Turpin geflossen sind. Schon in der Schlacht bei Hastings erscholl (1066) das von Taillefer vorgesungene Rolandslied im Normannenheere Wilhelm's des Eroberers. In Frankreich und Italien wurde die Karlsage in rhapsodischen Liedern verherrlicht; dort in den alten chansons de geste (oder romans), welche die Jongleurs von Schloß zu Schloß absangen. Nicht anders als bei den Hellenen, Deutschen und Skandinaviern wurden die gestes der alten Helden zuerst gesungen, und nicht von dem unteren Stande der Jongleurs allein, sondern auch von Rittern. „So viele und so große Mähren," versichert ein alter Geschichtschreiber, „werden von Roland gesungen, daß fast in ganz Europa der Mund des Volkes von nichts Anderem widerhallt, — — so daß in ganz Italien Roland nicht mehr für den Eigennamen eines Mannes, sondern für den Namen der Tapferkeit geschätzt wird." Denkmäler bezeugen ein noch weit höheres Alterthum der Sage: die Steinbilder im Dome zu Verona, welche die beiden Schwäger Roland und Olivier vorstellen, sollen aus dem 9. Jahrhundert stammen; ein Rolandsfelsen wird schon in einer Schenkungsurkunde vom Jahr 918 erwähnt; im Mittelalter nannte man häufig Lokalitäten des südlichen Frankreichs nach Roland u. s. f.

Das Alter der Roland-, überhaupt der karlingischen Sage und ihre vielästige Verbreitung macht natürlich die Frage nach ihrer Heimath zum Gegenstande verwickelter wissenschaftlicher Untersuchungen. Man statuirt bald einen bretonischen, bald einen provençalischen, bald einen nordfranzösischen, bald einen deutschen Ursprung. Der höchst überwiegende und frühe Reichthum an Karlsromanen in der französischen Literatur, noch mehr der Geist derselben, scheint am ersten für Frankreich zu zeugen; doch theilen wohl das nördliche und südliche Frankreich den Ruhm einer selbstständigen Erzeugung. Sagen von Karl dem Großen in Deutschland sind zwar verbreitet und alt, allein der karlingische Kreis epischer Sagen wanderte zu uns höchst wahrscheinlich erst aus Frankreich ein. Unsere Dichtungen aus demselben sind alle auf romanische Quellen zurückzuführen und tauchen zuerst im 12. und 13. Jahrhundert auf. Die französischen Karlsromane hingegen werden aus überzeugenden Gründen zwischen den ersten und zweiten Kreuzzug gesetzt. Damals sammelte man in Frankreich die Lieder und bildete aus ihnen große Epopöen, in welchen sich das religiöse und politische Bewußtsein der Periode der ersten Kreuzzüge gegenständlich macht, da die lebendige Volkssage in ihrem Fortschritte die Geister der neuen Zeit auf sich wirken zu lassen pflegt. Namentlich entdeckt sich am französischen Rolandslied sein Ursprung aus einzelnen Liedern, welche den Nibelungen ähnlich geordnet und überarbeitet wurden. Aus der Annahme jener Entstehungszeit erklärt es sich, daß Paris in allen Romanen immer zum Hauptsitze Karl's des Großen dient, da es doch erst unter der dritten fränkischen Dynastie Residenz wurde. Man hat auch mit Fug geltend gemacht, daß die meisten dieser Romane das Gepräge der bis auf Ludwig VII. herrschenden Feudalanarchie an sich tragen. Was aber über alles Andere an ihnen hervorleuchtet, ist, wie bei Turpin, das Religiöse, durch dessen Stärke sie sich von den andern Heldensagen des Mittelalters bedeutend abheben.

(Fortsezung folgt.)

Feuilleton.

*** Leipzig. In nächster Zeit verspricht es auf unserm Büchermarkte wieder lebhaft zu werden. Vor Kurzem sind einige historische Schriften von Belang erschienen, von denen wir als neuestes Erzeugniß Haltaus „Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Ende des punischen Söldnerkrieges", gewisser Maßen eine Fortsetzung von Niebuhr's römischer Geschichte, nennen. Auf dem Felde der schöngeistigen Literatur werden in kurzer Zeit mehrere Werke die Presse verlassen. Mit Bestimmtheit können wir als bald erscheinend anführen „Neue Gedichte" von Moriz Hartmann, der nach längerem Aufenthalt in Paris auf einige Wochen wieder bei uns eingekehrt ist. Zwei andere österreichische Dichter, Alfred Meißner und Nordmann, jener durch ein Bändchen feuriger Gedichte, dieser als sinniger Novellist bereits bekannt, sind ebenfalls beschäftigt, ihre neuesten Erzeugnisse durch hiesige Verleger dem Publikum vorzulegen. Von Nordmann erwarten wir einen Band Gedichte „Sturm und Stille", von Meißner ein größeres poetisches Werk „Zisska". Theodor Oelckers hat neuerdings einen Roman aus Jean Paul's Jugendleben herausgegeben, über dessen Werth wir noch kein Urtheil fällen können, da er uns bis jetzt noch nicht zu Gesichte gekommen ist. Auch von Heinrich Laube, dessen „Gräfin Chateaubriant" in zweiter Auflage bei Teubner erscheint, ist ein neuer Roman zu erwarten. Robert

Peller soll, wie es heißt, mit einer Gesammtausgabe seiner Novellen beschäftigt sein, und Ernst Willkomm bereitet „Reisebilder und Studien" als Früchte seiner italienischen Reise vor, die zu Ostern erscheinen werden. Gustav Kühne endlich, der vor einigen Tagen von einer Reise an den Rhein und nach Belgien wieder zurückgekehrt ist, wird mit Nächstem die erste Probelieferung der aus Lewald's in seine Hände übergegangenen „Europa" ausgeben, worauf alle wahren Freunde der Literatur gespannt sind, da man sich von Kühne's Leitung des genannten Journals allgemein für die schönwissenschaftliche Journalistik nur Gutes verspricht. K. Z.

*** Ein Jahrbuch für Poesie und Prosa, mit Beiträgen von E. Mörike, J. Kerner, E. Geibel, G. Kinkel, Hoffmann von Fallersleben, Karl Beck, R. E. Prutz, L. Storch, Titus Ulrich, H. Rollet, O. L. B. Wolff, J. P. Eckermann, Krug von Nidda (†), Fr. L. Jahn u. A., herausgegeben von Heinrich Pröhle, wird in diesen Tagen, über 20 Bogen stark, bei Louis Garcke in Merseburg erscheinen. **

*** Unter dem Nachlasse des unglücklichen Philipp Kaufmann befinden sich dreizehn Gesänge von Dante's „Hölle" und ein noch ungedruckter Band von Shakespeare.

*** Die „Hamburger Börsenliste" enthält einen Artikel, überschrieben: die Seeschlange, in welchem aus Bergens Stiftstidende vom 10. Sept. und Sunds Pfarrhof vom 31. August d. J. mitgetheilt wird, daß Sonnabend den 8. August mehrere Personen auf der Strecke zwischen den Inseln Sartorö, Loerö und Tosöe jenes fabelhafte Thier gesehen haben. Das Thier kam aus dem Sund heraus, der Kopf einem Fährmannsboot gleich und hinter ihm erhoben sich 3 bis 5 Bogen, jeder ein paar Faden lang. Das Thier schwamm etwa so rasch als ein Ruderboot. So sah zuerst ein gewisser Dantel Salomonsen, welcher dort wohnt, früh am Tage dieses Thier. Später, um 11 Uhr Vormittags, als er abwesend war, hörte seine Frau draußen auf der See ein Geräusch und bald sah sie mit ihren zwei Kindern dicht an ihr vorbei das Thier nach Norden schwimmen und zwar so nahe, daß die Wellen an dem Ufer hinliefen, wie bei der Fahrt eines Dampfbootes. Sie sagen, das Thier habe schwarzbraun ausgesehen, seine Bogen bald über das Wasser gehoben, bald gesenkt. Augen aber hätten sie nicht gesehen. Auch ein Knabe, Abraham Abrahamsen Hagenäs, sah das Thier, als er fischte, und da dasselbe auf ihn zuzukommen schien, so flüchtete er sich an das Land auf einen Hügel, wo er sah, wie das Thier den Kopf erhob, den Rachen öffnete und mit Augen, wie Teller groß, ihn ansah. Vor diesem schrecklichen Anblick warf er sich zu Boden und war so erschrocken, daß er sich erst drei Stunden darauf nach Hause wagte. Seiner Angabe nach war das Thier einem Aal ähnlich, so weit er es sehen konnte, 30 Faden lang, schwärzlich auf dem Rücken und unterhalb weiß gestreift. Auch in Björnefiord soll die Schlange von mehreren Personen gesehen worden sein. Es ist schwer zu sagen, was an diesen Angaben wahr ist und welche Täuschung oder Lüge ihnen zum Grunde liegt, denn wahrscheinlich ist und bleibt die nordische Seeschlange doch eine Fabel.

*** Eine Verheirathung durch den elektrischen Telegraphen. Ein Neuyorker Blatt erzählt eine neue Anwendung des elektrischen Telegraphen. Ein Kaufmann zu Boston hatte einen Commis, welcher das Herz seiner Tochter gewonnen hatte. Da die von den beiden Liebenden geträumte Verbindung mit den Planen des Vaters nicht übereinstimmte, so beschloß dieser, den jungen Mann, welchen er übrigens wegen seiner Thätigkeit und Rechtlichkeit schätzte, unter einem plausiblen Vorwande für einige Zeit zu entfernen; die Trennung, hoffte er, würde die Liebe der jungen Leute im Keim ersticken. Der Papa schickte also den Commis nach Neuyork, von wo er sich in Handelsgeschäften nach England begeben sollte. Der Geliebte befand sich bereits in Neuyork, als die Tochter des Principals den Plan, welcher ihr Liebesglück zu vernichten drohte, erfuhr. Sie schickte sogleich mit dem elektrischen Telegraphen an den Geliebten eine Depesche, deren Inhalt so interessant war, daß der Commis sich sogleich in Begleitung der nöthigen Beamten und Zeugen in das Telegraphenbureau zu Neuyork begab. Die Tochter des Kaufmanns befand sich, ebenfalls unter gehöriger Assistenz im Bureau desselben Telegraphen zu Boston. Der elektrische Telegraph setzte die beiden Partien in Verbindung; die Fragen und Antworten wechselten mit großer Schnelligkeit, und die beiden Liebenden verließen die betreffenden Telegraphenbureaux — verheirathet, ganz und gar verheirathet. Der junge Gatte reiste nach England ab. Einige Zeit nach dieser elektro-telegraphischen Vermählung stellte der Kaufmann seiner Tochter einen Mann nach seiner Wahl vor; aber zu seinem größten Erstaunen erklärte ihm die schöne Miß, daß sie mit dem Manne ihrer eignen Wahl durch den Telegraphen verheirathet sei. Der Vater will die Heirath rückgängig machen, und es hängt von dem richterlichen Spruche ab, ob der elektrische Telegraph ein zweites Gretna-Green werden soll. Allg. Ztg.

Auf unser Preisausschreiben vom 10. Mai d. J. sind uns folgend bezeichnete Bewerbungen nach und nach zugekommen:

1) „Des Augenblickes Lust hat sie geboren ꝛc." — 2) Omnibus semper placuisse, res est plena fortunae ꝛc." — 3) „Ars longa, vita brevis." — 4) „Ich singe wie der Vogel singt." — 5) „Suege tandem" — 6) „Freiheit herrscht nur im Reich der Töne." — 7) „Vita brevis — ars longa." — 8) „Nur Beharrung führt zum Ziel." — 9) „Immer strebe zum Ganzen ꝛc" — 10) Senza stella non si fa ꝛc" — 11) „Ohne Geist, Natur und Wahrheit gibt es keine Kunst ꝛc." — 12) „Feierlich, wild, zärtlich!" — 13) „Cäcilia!" — 14) „Die Größe macht nichts aus ꝛc." — 15) „Kühn will ich der Kraft vertrauen ꝛc." — 16) „Nur dem Bessern weichen, sei Wahlspruch." — 17) „Ausgestreuet ist der Samme über alles deutsche Land." — 18) „Ich komme vom Gebirge her ꝛc." — 19) Fahret hin, fahret hin, Grillen, geht mir aus dem Sinn! — 20) „Ich werde mich freuen!" — 21) „Geh' hin, versuch's!" — 22) „Ist die Musik nur Spiel und Scherz ꝛc." — 23) „Suche nie das Glück!" — 24) „Aus dem Ganzen möge der Geist kundgeben, ob ꝛc." — 25) „Versuch's!" — 26) „Toujours assez, et jamais trop." — 27) „Wo der Geist fehlt, sind die Noten Tinte."

Wir haben diese Werke, nach Inhalt des Preisausschreibens, zur Beurtheilung versendet, deren Ergebniß wir, sobald es uns möglich, anzeigen werden, und sprechen hiermit unsern besten Dank aus für die ansehnliche Beachtung dieses Unternehmens, das gleichwohl den Siegern nur Kränze, aber deutsche Ehrenkränze bietet.

Mannheim, im October 1846.

Im Namen des Musikvereins
A. Schüffler.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 5. October. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheil. Musik von Bellini (Vorletzte Gastrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, k. schwedische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Dienstag, den 6. October. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach Bayard und de Balli, von W. Friedrich.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 277. Mittwoch, den 7. October 1846.

Unstern.

Novelle von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Daheim geberdete sich Julius völlig wie ein Rasender. Zuerst warf er einen Stuhl um, dessen Lehne einige leere Flaschen entzwei schlug; dann gab er dem Tintenfaß einen Stoß, das es gerade kopfüber auf einen Pack Novitäten flog, die heute der Buchhändler zur Einsicht gesandt hatte; endlich warf er sich auf das Sopha, auf dem gerade geglättete Wäsche lag, und hielt einen Monolog, dessen Eingang nicht gut wiederzugeben ist. — „Verwünschte, vermaledeite Geschichte!" knirschte er und biß an den Nägeln. „Alles fort! Alles verloren! Selbst die Hoffnung verloren! O Tante, Tante, was verlangst Du von mir! Nein, es ist unmöglich! des Geldes, des nichtigen Besitzes wegen opfere ich nicht mich, nicht meine Freiheit, mein ganzes Lebensglück! Und doch wäre es gerade dieser geträumte Besitz gewesen, welcher mir allein zu meinem Glücke hatte helfen können. Aber ich bin ein Kind des Unglücks. Das Schicksal hat sich gegen mich verschworen — ich bin elend. Was soll ich thun?"

Nach diesen Worten schien der Arme einen Entschluß fassen zu wollen. Er sprang empor, nahm die Terzerolen von der Wand und betrachtete dieselben lange starr und wehmüthig. Er wollte die Hähne aufziehen, aber sie waren sehr eingerostet. Mißmuthig warf er die Todeswaffen auf das Bette, und ging mit verschränkten Armen heftig im Zimmer auf und nieder.

Der Bediente brachte die heutigen Zeitungen. Mechanisch griff Julius darnach. Das Fremdenblatt kam ihm zuerst in die Hand. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch's Gemüthe; er glaubte, ein wenig abergläubisch, wie er war, den Fingerzeig des Fatums zu erkennen. Hastig überlief er die Liste der Fremden — da stand es — kein Zweifel, sie war es, die Schöne von gestern Abend: „Fräulein Marie Heltmann von Worstadt bei Herrn Hauptmann Tolder." Sie mußte es sein, Hauptmann Tolder hieß der Besitzer des Hauses, dessen Nummer sich der junge Enthusiast am vorigen Abend so genau aufnotirt hatte. Jetzt schien er auf einmal umgewandelt, wieder heiter und zufrieden. Rasch und sorgfältig machte er seine Toilette; er hatte beschlossen, vor der Schönen wenigstens eine kleine Fensterpromenade zu machen.

Vergebens blickte er von der Straße hinauf nach den offenen Fenstern; Niemand ließ sich sehen. Am Ende der Straße kehrte er verdrießlich um, da kam Jemand aus dem Thor, noch Jemand, eine ganze Gesellschaft. Sie war darunter, schon von fern erkannte er die hohe, stolze Gestalt. Der Zug kam auf ihn zu; mit Schrecken gewahrte er bei demselben Diener, welche Gepäck trugen; mit Schrecken fiel ihm ein, daß er dicht am Bahnhof der Eisenbahn stehe. Sie kamen an ihm vorüber, die schöne Fremde erblickte ihn und ward tief roth, als er, denn es befanden sich Damen seiner Bekanntschaft in ihrer Begleitung, ehrfurchtsvoll sich verbeugte. Er folgte den Vorangehenden, sie traten in den Bahnhof, — wirklich Marie ging. Sie nahm Abschied von den Freundinnen, und jeder Kuß, den sie gab oder empfing, war dem Verliebten ein Stich in's Herz. Jetzt trat sie in den Wartesaal, noch einmal sah sie zu ihm herüber, noch einmal ließ sie ihr weißes Tuch flattern — er schmeichelte sich fast mit der berauschenden Hoffnung, dieser Gruß habe ihm gegolten — dann verschwand sie. Julius eilte hin, wo er den Zug vorüber fliegen sehen konnte. Zum Letztenmale erblickte, grüßte er sie — und fort brauste das Dampfroß mit Windeseile.

Trotz seines Aergers und Kummers war Julius den ganzen Tag über bis spät in die Nacht hinein sehr geschäftig. Er lief zu dem Buchhändler und kam von ihm zurück mit einer Menge liniirter Bogen, welche er theilweise ausfüllte; er schrieb lange, eilte oft vor den Spiegel, kramte unter seinen Schriften, und packte endlich mit Hülfe seines Bedienten einen großen Koffer voll Kleidungsstücke und Manuscripte.

„Aber um's Himmelswillen, Herr," sagte Johann, „was wollen Sie denn mit den abgetragenen Kleidern thun, welche Sie da einpacken? Sie können sich nirgends damit sehen lassen!"

„Behalte Deine Weisheit für Dich" fuhr ihn der Herr an, „das geht Dich gar nichts an. Morgen frühe um 5 Uhr wecke mich, ich verreise."

Am andern Morgen um 6 Uhr nahm Julius im Bahnhof ein Billet nach Worstadt, ein großer Plan war in seiner Seele gereift. Seinem Bedienten rief er zu: „Grüße vielmals meine Tante Amalie! Sie möge mir verzeihen — ich kann nicht anders! Fort muß ich, in die weite Welt! Vergiß auch nicht, den Schneider anzutreiben — in einigen Tagen komme ich wieder!" —

Worstadt ist ein stilles, freundliches Landstädtchen am Ufer eines großen Flusses. Als Julius darin seinen Einzug hielt, klopfte ihm das Herz gewaltig; er lehnte sich rechts und links aus dem Schlage des Omnibus, aber er sah nicht das, was er suchte. Im besten Gasthause von einem bebäbigen Wirthe freundlich empfangen, hatte er es sich bald bequem gemacht, und saß endlich allein im Gastzimmer bei einer Flasche ächter Liebfrauenmilch dem Wirth, welchen er dazu eingeladen, gegenüber. Das Gespräch kam bald auf die Honoratioren der Stadt; behutsam forschte Julius, und bald klang ihm der liebe Name Heltmann.

„Das ist einer unserer ersten Kaufleute, der Heltmann," sagte der Wirth mit der Zunge schnalzend, nachdem er den eigenen Wein gekostet, „ein Mann, welcher überall an der Spitze steht. Und reich ist er — Sie glauben es kaum. Er hat eine Tochter, wenn Sie die einmal sähen, Herr, das Herz im Leibe würde Ihnen aufgehen! Sie ist seither in der Residenz gewesen, aber seit gestern zurück, denn

Digitized by Google

heute Abend ist der erste Ball unseres Casino, und da darf sie nicht fehlen, denn sie ist die Krone der Gesellschaft. Es haben sich schon Viele um sie beworben, aber sie ist etwas eigen — Sie verstehen mich, — so — poetisch, sehr gebildet, sehr wohl erzogen; o sie ist ein Muster. Aber Apropos, ist es Ihnen vielleicht angenehm, unsern Casinoball zu besuchen? Ich, als Mitglied, werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie einzuführen."

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit dem größten Danke an," entgegnete Julius freudestrahlend. „Jetzt aber haben Sie die Güte, mir ein Adreßbuch zu besorgen, denn ich habe heute noch verschiedne Geschäfte abzumachen." Das Adreßbuch kam, Julius ging auf sein Zimmer, und bald trat er auf die Straße. Der neugierige Wirth erschrack sehr, als er jetzt seinen Gast erblickte. Dieser, vordem elegant gekleidet, erschien nun in dem ärmlichsten Aufzug. Er trug eine große, grüne Mütze von zweifelhafter Façon, einen abgeschossenen, blauen Tuchrock, dessen Nähte ganz weiß ergänzten, keine Halsbinde, gelbe Sommerbeinkleider, etwas zu kurz, und defecte Stiefel. Unter dem Arm hielt er eine große Mappe.

„Das ist nicht ganz Ohne, dahinter steckt was;" sagte der pfiffige Wirth sein Käppchen zurecht rückend, indem er dem seltsamen Gaste so lange als möglich nachsah.

Dieser schritt geraden Wegs auf das Haus des Kaufmanns Heltmann zu, welches er vorher erfragt hatte. Er zog die Klingel; nach einigem Warten wurde ihm aufgemacht. Da er den Herrn des Hauses zu sprechen begehrte, so wies ihn die Magd in das Wohnzimmer, nachdem sie vorher zu ihm gesagt hatte: „Putze Er aber seine Stiefel recht sauber ab."

Auf das „Herein" trat Julius in das Zimmer. Drei Personen waren in dem netten, wohnlichen Gemach, ein ältlicher Herr, eine Dame, welche offenbar dessen Gattin war, und endlich sie — Marie, sie selbst. Sie saß am Fenster, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, ein Buch vor sich. Kaum erblickte sie den Eintretenden, als sich ihr Gesicht und Hals mit Purpur übergoß. Ohne Zweifel hatte sie ihn sogleich erkannt; in peinlicher Verlegenheit wandte sie sich ab. Nicht minder verlegen, consternirt, war der kühne Eindringling.

„Was wünschen Sie?" frug der alte Herr.

„Ich — ich — ich wünschte Herrn Heltmann" — stotterte Julius.

„Der bin ich, was ist Ihr Begehren?" redete jener etwas barsch.

Julius hatte sich gesammelt, seine Fassung wieder gewonnen. „Ich reise in Geschäften der B.'schen Buchhandlung," sagte er, — „und erlaube mir, Ihnen ein ausgezeichnetes Werk zur Subscription anzubieten."

„Ich bedarf nichts dergleichen," sprach Herr Heltmann, sich abkehrend.

„Aber, verehrter Herr," entgegnete Julius, seine Mappe öffnend, es ist dies kein Werk gewöhnlichen Schlags, im Gegentheil, es wird ungeheure Sensation erregen, es sind Gedichte." —

„Auch gar noch Gedichte?" lachte Herr Heltmann. „Gehen Sie mir damit. Einmal für allemal, ich kaufe nichts."

„Verzeihen Sie nur noch einen Augenblick," fuhr der unverschämte Subscribentensammler fort. „Diese Gedichte, von welchen ich Ihnen einen Theil des Manuscripts als Probe vorlegen kann, sind keine Alltagsgedichte; sie sind betitelt „Marienlieder", aber nicht zu verwechseln mit denjenigen von Görres. Sie besingen in glühender Poesie ein Ideal, ein Mädchen, das nur einmal auf der Erde lebt. Ja, wahrlich, sie sind aus dem Herzen geflossen." —

„Man sollte fast glauben, Sie hätten sie selbst gedichtet," sagte der Kaufmann ironisch. „Indessen — ich brauche nichts."

„Aber gnädige Frau, mein Fräulein, wollen Sie nicht Ihre Bitten mit den meinigen vereinen?" frug der geängstete Julius, sich den Damen nähernd. „Lesen Sie diese Gedichte, oder besser, ich will Ihnen einige vorlesen, und Ihr Urtheil wird dem meinen beistimmen. Darf ich Ihnen einige vorlesen?"

„Nein, nein," rief Frau Heltmann etwas erzürnt über die Zudringlichkeit des Fremden; „verschonen Sie uns. Nimm' ihm ein Exemplar ab, lieber Mann!".

Herr Heltmann zögerte. „Sie brauchen sich blos zu unterzeichnen," versicherte Julius, „das Buch wird erst bei dem Empfang bezahlt. Ihr Namen aber wird mir viel nützen, Sie sind als Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften bekannt, und" —

„Nun, so unterzeichne für mich, Marie," sagte der Vater etwas ärgerlich zu der Tochter. Julius eilte zu dem schönen Mädchen und bot ihr einen Subscriptionsbogen. Sie schrieb, ohne die Augen aufzuschlagen, mit zitternder Hand den Namen ihres Vaters nieder. Julius zitterte nicht weniger, die Nähe der Geliebten, der Hauch ihres Athems, der Anblick ihrer weißen Hand, ihrer duftenden Locken, welche sich auf dem weißen, reizenden Nacken wiegten, erregten in ihm einen Taumel, welcher ihn fast verrathen hätte. Dennoch gelang es ihm, während sie schrieb, rasch und unbemerkt ein Gedicht, wie ein Brief gefaltet, in ihr Arbeitskörbchen zu werfen. (Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Fortsetzung.)

Wir sind dem Geist des karlingischen Kreises entgegentreten. Wenn wir ihn näher prüfen, so kann in keiner Hinsicht eine erschöpfende Uebersicht und Kritik über die einzelnen Romane von uns erwartet werden. Wir wollen nur zwei wesentlich verschiedenen Haupttendenzen derselben nachgehen, um uns in der Mannichfaltigkeit das Schlagendste herauszusuchen, was die geschichtliche Stellung der französischen Karlsromane zu den italienischen Rolanden erläutert.

I Die streng-christliche, orthodox-kirchliche Seite des Kreises hat sich wohl als die ursprünglichste in ihm erzeugt und bis zu den italienischen Epikern hin als die vorzugsweise berechtigte behauptet. Hier wirken Karl der Große und seine Pärs (d. h. Gleichen) oder Paladine als gottgeweihte Kämpfer der Kirche in Opposition gegen die Sarazenen, von der Glorie eines heiligen Ritterthums umwoben und ganz unberührt von der Weltlichkeit der bretonischen Tafelrunde. Die Zahl dieser Gottesstreiter ist durchaus schwankend, schon bei Turpin selber, wo die eine Ausgabe 28, die andere 33 Namen herzählt; und wenn das alte italienische Volksbuch zwölf Räthe nennt, welche Karl der Große nach seiner Thronbesteigung gewählt habe, so ergibt sich klar die Un-

Digitized by Google

vollständigkeit dieser Liste. Die beliebte Zwölfzahl scheint hauptsächlich um der Vergleichung mit den zwölf Aposteln willen Eingang gefunden zu haben. Eine solche Parallele zieht auch schon Turpin. „Jene Männer," sagt er, „sind berühmte Helden, Krieger, welche an Macht und Tapferkeit die Mächtigen der Welt überragen, Christi Adel, die Verbreiter des christlichen Glaubens in der Welt. Denn wie unser Herr Jesus Christus mit seinen zwölf Aposteln und Schülern die Welt gewonnen hat, also hat Karl, König der Gallier und Kaiser der Römer, mit diesen Kämpfern Hispanien gewonnen zur Ehre des Namens Gottes." Im Lichte des ersten Kreuzzugs wurde der große Völkergebieter, dessen Verdienste um das Christenthum laut den Jahrbüchern der Geschichte mit der Politik Hand in Hand gegangen waren, mit der Gottesweihe geheiligt und mit einer Majestät bekleidet, die alle irdische Schranke aufhebt, alle sinnliche Schlacken absorbirt; Gottes Auge ruht vorzugsweise auf ihm als seinem vornehmsten Rustzeug, seine Feinde sind Gottes Feinde, seine Kriege Gottes-kriege. Engel Gottes verkehren mit ihm, und um seiner Sendung willen offenbart sich Gottes Allmacht durch Wunder. Die um ihn versammelten Kämpen mußten im Fortgang der Sage alle rein werden, was bei Turpin nur erst dem Olivier und Roland beschieden ist. Sie haben kein andres Geschäft als für den reinen Glauben zu streiten und sich für denselben zum Opfer darzubringen; um dieses Berufes willen sind sie mit übermäßigen Kräften ausgerüstet, und jede menschliche Regung, die sich auf ihn nicht bezieht, kommt gar nicht in ihnen auf, oder verschwebt als Schatten vor dem himmlischen Lichte. Ihr Glaubenseifer ist von erhabener, aber furchtbarer und schonungsloser Einseitigkeit; dabei jedoch ohne menschlichen Haß gegen den Andersglaubenden und ohne Eigenwillen. Wilhelm Grimm führt zwei treffend schöne Züge an, die hierher gehören. „Wähnst du", sagt Genelun zu dem Heiden im deutschen Rolandsliede Konrad's, „daß der Kaiser nach eignem Willen handle? er führt Gottes Befehle aus, die seine Boten ihm bringen." — „Welch ein Held", heißt es von dem Amiral in dem ältesten französischen Gedichte von Roland, „wenn er ein Christ gewesen wäre!" In dieser eisenfesten Glaubigkeit spürt man den Athem des ersten Kreuzzuges. Das isolirte Interesse der Nationalität verschwindet vor dem christlichen. Noch mehr, es treten nun die Gefühle, Triebe und Leidenschaften des natürlichen Menschen als Beweggründe, überhaupt die psychologische Motivirung des Epos in den Hintergrund *) und machen einer unmittelbar göttlichen Leitung, die sich in häufigen Engelserscheinungen objectivirt, Platz. Die That des freien Heroismus wird in die demüthige Erfüllung der von Gott vorgeschriebenen Pflicht umgesetzt, ohne daß man sagen darf, dieses geistliche Ritterthum buße den epischen Charakter wirklich ein. Die Bethätigung persönlicher Kraft ist dieselbe, ja erhöht; aber sie wird nicht durch den Selbstwillen und den sich selbst genügenden Genius der Kühnheit aufgerufen. (Fortsetzung folgt.)

*) Daß die Kartssage aber auch hierin von Alters her nicht ganz leer ausging, lehrt die gediegene Zeichnung Ganelon's in den Rolandsliedern, neben dem Hagen der Nibelungen, ohne Frage eine der meisterhaftesten Charakteristiken welche im Schatze der epischen Poesie irgend bewahrt werden.

Der deutsch-vlämische Sängerbund bei dem Septemberfest.

AA Brüssel, den 28. September.

Sie werden sich wundern, erst jetzt die Fortsetzung des Berichtes über die Septemberfeste zu erhalten, die in diesem Jahre um so bedeutender waren, weil der deutsch-vlämische Sängerbund, der sie verherrlichen half, dadurch in seinen Bestrebungen festen Fuß faßte, seine Tendenz gleichsam offiziell anerkannt wurde. Was die Feste an und für sich angeht, so wiederholen sich die Einzelnheiten seit sechszehn Jahren, wie Bogenschießen, Volksspiele aller Art, öffentliche Tanzvergnügen, Illuminationen und wie das sonstige Festgepränge heißen mag; aber mit jedem Jahre hat der Enthusiasmus abgenommen, denn mit jedem Jahre haben die Leute klarer eingesehen, daß sie mit ihrer Revolution nur gewissen Parteien, die jetzt dem schönen Lande lästig sind, gedient haben, daß die Revolution dem allgemeinen Wohlstande Wunden geschlagen hat, welche die unsäglichsten Anstrengungen, die größten Opfer nicht zu heilen im Stande waren. Mit dem lebhaftesten Jubel wurde daher der Handelsvertrag mit Holland begrüßt und bei allen Gelegenheiten darauf hingedeutet, daß die ganze Feier nur une tête pacifique sei, daß eben deshalb auch vom Gouvernement die Tendenz des deutsch-vlämischen Sängerbundes anerkannt werde, indem es dem Sängerfeste jede Unterstützung bewilligte und es gleichsam zum Glanzpunkt aller Feierlichkeiten erhob. Im Allgemeinen sind die Sympathien für Deutschland die lebendigsten, und sogar im Wallonenlande; denn auch die Belgier haben sich endlich von der historischen Wahrheit überzeugt, daß noch kein kleineres Volk, welches sich an Frankreich schloß, glücklich war. Was Wunder, daß von den Franzosenfreunden, den Franskillons, das durch des Gesanges Kunst geschlossene Bundniß zwischen Deutschland und Belgien mit Aerger betrachtet wird, und dies um so mehr, da sogar viele wallonische Städte den Wunsch ausgesprochen haben, sich dem Sängerbunde anschließen zu dürfen; was Wunder, daß die Franskillons alle Mittel aufbieten, demselben entgegenzuwirken. Die Mehrzahl der öffentlichen Blätter befindet sich in den Händen von Franzosen, welche man nach der Revolution mit offenen Armen aufnahm, weil Belgien, in intellektueller Beziehung sehr vernachlässigt, von Frankreich den Messias der Intelligenz erwartete, und so fanden hier selbst französische Abenteurer aller Art in der Presse einen fetten Bissen, in welchen sie sich auch so gründlich hineinfraßen, daß es jetzt für einstweilen noch unmöglich ist, dieselben zu vertreiben. Daß Gesellen dieser Art nun ihren Grimm gegen den Bund und das Sängerfest loslassen, ist ganz natürlich; das Beste ist aber, daß man in ganz Belgien weiß, was man von ihnen zu halten hat; zur Unterhaltung liest man ihre Sachen, einen bleibenden Eindruck haben sie nicht. So kann man sich die belgische Preßfrechheit erklären, die man in Deutschland oft verwundert anstaunt, als alle Grenzen überschreitend, die hier aber ohne allen nachhaltigen Einfluß ist. Unsere Gäste und besonders die deutschen wurden mit der größten Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit behandelt, man gab sich alle nur erdenkliche Mühe, ihnen den Aufenthalt in Brüssel angenehm zu machen. Das im Beisein der königlichen Familie in dem herrlich ausgeschmückten Cirkus gegebene Sängerfest überzeugte uns, daß die vlämischen Vereine noch zu weit zurück sind, um mit den deutschen Genossen, deren etwa 200

Digitized by Google

zugegen waren, singen zu können, wie denn auch die Ensemble-Stücke von deutschen Compoaisten zu schwierig waren, um von solchea Anfängern, die mit deutscher Musik noch nicht vertraut sind, gesungen zu werden. Dazu kam die Eitelkeit des königl. belgischea Musikdirektors Bender, eines gebornen Deutschen, welcher gern den Ruhm des Ganzen für sich haben wollte und daher sein Möglichstes that, daß die Begleitung so schlecht als immer möglich ausfiel, indem von den meisten Chören nicht einmal ordentliche Proben abgehalten wurden. An solche kleinliche Manöver sind wir hier, wo in Allem das persönliche Interesse vorwaltet, gewohnt. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Augsburg, Ende September. Der k. Conservator Fernbach aus München, dessen Leistungen namentlich im Fache der Caustik Anerkennung gefunden, ist mit besonderer Unterstützung Sr. Maj. des Königs und der k. Akademie der bildenden Künste auf einer Forschungsreise im südlichen Deutschland begriffen. Seine Aufgabe geht dahin: die alten Freskomalereien in Beziehung auf Dauer und Beständigkeit der Farben zu prüfen, die dabei angewandte Technik kennen zu lernen und die Erfolge seiner Zeit bekannt zu machen. Wie wir vernehmen, haben seine Bemühungen bereits zu schönen Ergebnissen geführt, namentlich soll er bei seinen in Gegenwart von Kunstverständigen vorgenommenen chemischen Untersuchungen die Ueberzeugung erlangt haben, daß viele hiesige Mauergemälde, die man bisher für Fresken gehalten, z. B. die in italienischem Styl ausgeführten Malereien im Fuggerhause, einer andern, eigenthümlichen, aber höchst einfachen Technik angehören (!). Gleich günstige Erfolge soll er in Würtemberg, vorzüglich in Lorch in der Begräbnißcapelle der Hohenstaufen, erzielt haben, und man darf sich der gegründeten Erwartung hingeben, daß seine Reise für die Weiterbildung der Freskomalerei der Jetztzeit in vielfacher Beziehung von Bedeutung werden wird. Hr. Fernbach ist jetzt auf dem Wege nach Tyrol, und wird insbesondere den merkwürdigen Fresken in Brixen seine Aufmerksamkeit widmen. A. Z.

*** Auf dem Gesangfest zu Weißenfels hat sich der alte Jahn, der als Ehrengast erschienen war, des von Deibeck angetasteten Arndtschen Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland", verdientermaßen angenommen. Neulich, sagte er, hat ein Querkopf, der alle Glieder in der Quere hat, das allgesungene „Was ist des Deutschen Vaterland?" schlecht gemacht. Er hat Arndt vorgeworfen: das Lied habe keinen richtigen Anfang; aber Arndt hat zur rechten Zeit angefangen, und das gilt und entscheidet. Wer darf über ein Volkslied richten als das Volk allein? Wer aber sind in diesem Fall des Volks Vertreter, Anwälte und Geschworne, wenn nicht die Gesangvereine? Wollt Ihr nicht eine Zuschrift an Arndt erlassen? Ganz einfach des Inhalts: Wir haben früher „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen, haben es noch heute unter unaussprechlichem Beifall mit Jubel und Zujauchzen der versammelten Menge vorgetragen, und werden es fortwährend singen." Der Vorschlag ist durchgegangen.

*** Als einst der Herzog von Fleury den berühmten Tänzer Beauris bei Dem. Contat, seiner Geliebten, antraf, sagte er, statt in Zorn zu gerathen, mit großer Herablassung zu ihm: „Ich werde stets Achtung für Ihre Beine haben, betreten Sie aber diese Schwelle wieder, so schlage ich Ihnen die Arme entzwei."

Geographischer Verein.

Vorlesungen während des Winters 1846/47.

Da über den bisherigen Hörsaal für die Vorlesungen des geographischen Vereins, welchen derselbe durch die Güte des physikalischen Vereins und der naturforschenden Gesellschaft seit 8 Jahren zu benutzen, in Stand gesetzt war, für diesen Winter anderweitig verfügt worden ist, und die Anzeige dieses Beschlusses erst ganz kurz vor dem bestimmten Anfange der Vorlesungen gemacht wurde, so daß es dem Vorstande nicht möglich war, die nöthigen Vorkehrungen für ein neues Lokal zu treffen, so werden die Vorlesungen des Vereins vorerst in dem eigenen Lokale desselben, im alten Senckenbergischen Stiftsgebäude, jeden Mittwoch zu den gewohnten Stunden Abends von 7–8 Uhr stattfinden.

Der erste Vortrag wird nächsten Mittwach, den 7. October, von Herrn Dr. Bögner gehalten, aus dessen demnächst im Druck erscheinenden Werke;

„Ueber Erdbeben, mit besonderer Beziehung der Erschütterungen im mittleren Deutschland, ihre Gleichzeitigkeit „oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in „entfernten Ländern; nebst Vorzeigung einer Karte, den Ver„breitungsbezirk des Erdbebens vom 29. Juli 1846 dar„stellend."

Die regelmäßigen Vorlesungen des Herrn Dr. Stricker beginnen Mittwoch, den 21. October. Derselbe wird in einer Reihe von Vorträgen: Schleswig-Holstein (zum Theil nach eigener Anschauung, zum Theil nach dem eben erschienenen Werke von Kohl) behandeln, und daran den Ueberblick merkwürdiger Länder, z. B. Mexiko (nach Mühlenpfordt), Siebenbürgen (nach de Gerando), und, wenn es die Zeit erlaubt, auch Ungarn (nach Kohl) und eine Einleitung zur Charakteristik der europäischen Völker knüpfen.

Außerdem finden im Laufe des Winters in dem Lokale des geographischen Vereins noch folgende Vorträge statt:

1) Von Herrn Dr. Harold Bagge: über Aegypten, als Ergebniß seiner Reise dahin.
2) Von Herrn Candidat Fester: über Belgien, nach einem persönlichen längern Aufenthalt daselbst.
3) Von Herrn Dr. Ed. Heyden: über die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Erdkunde überhaupt.

Nichtmitglieder und Damen, welche diesen Vorlesungen beizuwohnen wünschen, können in der Schmerberschen Buchhandlung Eintrittskarten erhalten.

* Der Eingang in das Lokal ist hinter der Schlimmen Mauer nahe an der großen Eichenheimerstraße, rechts im Hofe des Senckenbergischen Stiftsgebäudes die 3. Thüre.

Der Vorstand des Frankfurter geogr. Vereins.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 6. October. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Göthe.

Mittwoch, den 7. October. Die Vestalin, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Spontini (Letzte Gastrolle) Julie: Fräul. Jenny Lind, k. schwedische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 278. Donnerstag, den 8. October 1846.

Unstern.

Novelle von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Der Name war eingetragen, Marie sah zum Fenster hinaus, Julius mußte sich verabschieden. In der Thüre rief ihm Herr Heitmann noch zu:

„Sie können sich in der Küche etwas zu essen geben lassen."

Dies vernahm die Magd; etwas mürrisch rief sie den falschen Subscribentensammler in ihr Reich. Julius, obgleich er innerlich lachte, beschloß bei dieser Gelegenheit einen Versuch zu machen, ob dieser dienende Geist zu gewinnen und zu seinem Zwecke zu gebrauchen sei. Ohne viele Umstände faßte er deshalb ihre Hand, zog sie an sich und sagte:

„Schönes Kind —"

„Laß er mich los," entgegnete zornig die weder schöne noch jugendliche Besenführerin, „was unterfteht er sich?"

„Aber so höre mich doch nur!" fuhr Julius dringend fort. „Ich will Dich ja nur um einen Dienst bitten."

„Unverschämter!" schrie die Magd, „gehe er seiner Wege, oder — ach Peter!"

Die breite Gestalt eines Hausknechts erschien an der Küchenthüre und Julius war froh, ohne weitere Belästigung, als einige nachgerufene Ehrentitel, wieder die Straße zu gewinnen.

In seinem Zimmer überlegte er. „Etwas ist jedenfalls gewonnen," sprach er zu sich selbst. „Marie hat mich erkannt, sie hat mein Gedicht gelesen, sie weiß, was ich will. Heute Abend auf dem Balle werde ich sie wiedersehen, sprechen, und alles Weitere findet sich. Das Glück scheint mir zu lächeln; aber mein Einfall war auch gut. Als Subscribentensammler, ich, der Mann der Welt, der Dichter, — o es ist zum Todtlachen! Jetzt aber will ich den Brief an die Tante absenden. Sie wird mir verzeihen, und Alles kann gut werden." Er zog den schon am vorigen Tage geschriebenen Brief an die Tante aus der Tasche, welchen er des größeren Effekts halber erst in Worstadt auf die Post hatte geben wollen, und schlug ihn auseinander, um ihn nochmals zu überlesen. Aber Wehe! Das war nicht der Brief, er hielt das Gedicht an Marie in der Hand, und ihr hatte er den Brief an die Tante zugespielt. Julius stand niedergedonnert; er konnte keinen Gedanken finden, rathlos, in dumpfer Verzweiflung starrte er auf das Papier. Da stand:

Du bist so schön, wie wilde See:
Wenn sturmgejagt die stolzen Wogen
Wildbrandend ihres Schaumes Schnee
Hoch schleudern bis zum Himmelsbogen;
Du bist so schön, wie dunkle Nacht,
Die mit den langen, schwarzen Locken
Und ihrer glüh'nden Augen Pracht
Uns hüllt und fesselt, süß erschrocken;
Du bist so schön, wie das Gedicht,
Das Gott sich selbst zum Preis gesungen,
Und das in einem Strom von Licht,
Des Chaos Dunkel hat bezwungen; ꝛc.

Wüthend zerknitterte Julius das Blatt; er rannte wie wahnsinnig in der Stube auf und nieder, auf sich, seinen Unstern, auf die ganze Welt fluchend. Er kam fast außer sich, wenn er sich vormalte, was wohl Marie denken möchte, wenn sie läse: „Nicht undankbar nennen Sie mich, theure, verehrte Tante, wenn ich zum erstenmale in meinem Leben Ihnen ungehorsam bin, Ihrem Willen zu widerstreben wage. Das Schicksal will es so — ich kann nicht der Ihrige sein. Wenn auch Liebe und Dankbarkeit mir die Pflicht auferlegten, Ihnen das zu werden zu versuchen, was Sie wünschen, daß ich Ihnen sein soll — ich darf und kann Sie nicht täuschen. Ich habe vorgestern im Theater ein Mädchen gesehen, von welchem mein Herz sagt, daß ich es lieben muß u. s. w." Der arme junge Mann war in der schrecklichsten Lage. In dumpfem Hinbrüten lag er auf dem Ruhebett, bis der Wirth eintrat, welcher ihm das Billet für den heutigen Ball brachte, und verwundert schien, seinen Gast so verstört zu finden. Das Ballbillet gewährte indessen Julius einigen Trost; er ermannte sich und ward besonnener. „Es ist überhaupt noch nichts verloren", sagte er sich, „ich werde sie heute Abend sprechen, meinen Irrthum eingestehen und dann ihr das für sie bestimmte Gedicht geben. Im Grunde genommen ist sogar der verwünschte Zufall so übel nicht, denn er gibt mir Gelegenheit, sogleich und ohne Umschweife Marien zu sagen, was ich fühle. Ja, es wird, es muß gehen." Schnell setzte er sich an den Pult und schrieb das zerdrückte Gedicht sauber auf ein neues Blatt mit Goldschnitt.

In dem gewähltesten Anzug trat am Abend Julius neben seinem Wirthe in den Ballsaal. Schon war viele Welt daselbst versammelt. Die Herren standen in der Mitte oder spazierten auf und ab, die Damen saßen längs den Wänden und plauderten mit einander oder notirten sich ihre Engagements. Auch Marie war da. Sie saß neben ihrer Mutter, schön wie eine Göttin, reich und geschmackvoll gekleidet. Sie war unstreitig die Schönste aller Schönen; die jungen Herren drängten sich zu ihr, um einen Tanz zu erhalten. Julius ward bange, er fürchtete zu spät zu kommen, und ohne zu bedenken, daß ein Fremder vorgestellt sein muß, wenn eine Dame ihm einen Tanz gewähren soll, stürmte er gerade auf Marien los. Sie erkannte ihn sogleich, seine zitternd vorgebrachte Frage erhielt eine Zeit lang keine Antwort, endlich aber entgegnete sie mit leiser Stimme einige Worte der Gewährung. Ju-

Digitized by Google

lius war überglücklich; er dankte und zog sich zurück. Marien's Mutter aber hatte ihn unterdessen mit sehr bedenklichem Gesichte fixirt; jetzt rief sie ihren Gatten und machte ihn auf den Fremden aufmerksam. Herr Heltmann war der Vorstand des Vorstädter Casinos. Die geschlossenen Gesellschaften in Landstädten sind wo möglich noch geschlossener, als diejenigen in großen Städten; die Ballotage wird dort unerbittlich streng geübt, und Alles hinausballotirt, was nicht auf den Namen eines sogenannten Honoratioren Anspruch machen kann. Man denke sich daher das Erstaunen, die Entrüstung des Herrn Heltmann, als er auf dem Balle des Casinos einen Mann erblickte, dem er an demselben Morgen noch ein Almosen hatte reichen wollen; freilich jetzt in eleganter Tournüre, aber immer doch ein Subscribentensammler. Das war zu arg, das konnte so nicht hingehen, die Ehre des Casinos, die der ganzen Stadt stand auf dem Spiel. Herr Heltmann wollte trotzdem nichts für sich allein thun, er rief daher mehrere Ausschußmitglieder zu sich und theilte denselben die bedenkliche Sache mit. Bald richteten sich die Augen Aller auf den armen Julius, der ganz unbefangen an einer Säule lehnte, oder vielmehr sehr befangen im Anblick seiner schönen Geliebten. Man frug: „Wer hat ihn eingeführt?" Man antwortete: „Der Gastwirth zur Krone." Dieser ward aufgesucht; aber er war wieder weggegangen, um mit mehreren älteren Freunden ein Spielchen zu machen. Es blieb nur das Aeußerste zu thun übrig Plötzlich ward Julius durch den Casinodiener in das Nebenzimmer gerufen. Hier trat ihm ein unbekannter Herr entgegen, welcher ihm sagte:

„Mein Herr, ich bin in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, Ihnen anzuzeigen, daß Sie hierher nicht gehören."

„Mein Gott, ich bin doch eingeführt," entgegnete Julius hochroth vor Zorn und Bestürzung.

„Davon wissen wir nichts," entgegnete Jener wegwerfend, „kurzum, Sie können hier nicht bleiben. Sie sollten wissen, daß Leute Ihres Standes —"

„Meines Standes?" rief Julius, „kennen Sie denn meinen Stand, Herr?"

„Allerdings," erwiederte der Andre, „oder sind Sie etwa heute Morgen nicht bei Heren Heltmann gewesen?"

„Allerdings war ich da," sagte Julius zögernd, beschämt, „aber ich dächte —"

„Hier ist nichts mehr zu denken," fuhr ihn das Ausschußmitglied grob an. „Entweder Sie gehen gutwillig, oder man wird Mittel finden, Sie hinaus zu spediren."

„Das ist zu viel, Herr!" schrie Julius wüthend. „Sie werden mir für diese Beleidigung Genugthuung geben."

Der Herr lachte laut auf, und wie ein Echo klang das Gelächter einer Menge Andrer nach, welche sich gesammelt hatten, um dem Auftritt zuzusehen. Zugleich fühlte Julius eine Hand auf seiner Schulter; sich umsehend, gewahrte er einen Mann mit rothem Kragen neben sich. Rasend stieß er diesen zurück, und stürzte die Treppe hinab, auf die Straße, verfolgt von dem Gelächter der Casinomitglieder, deren viele ihm noch durch die Fenster nachblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Fortsetzung.)

Hat nun dadurch der Geist der Geschichte in der Sage sich ganz verwandelt, so geschah dieß ebenso mit den äußeren Begebenheiten. Grade Karl's d. G. wichtigste That für das Christenthum, die Sachsenbekehrung, tritt — obwohl nicht ganz — zurück; dagegen legt die Sage das größte Gewicht auf jenen untergeordneten Vorfall zwischen Franken und Waskonen in den Pyrenäen und schafft aus einem christlichen Bergvolke Sarazenen, aus einem vorübergehenden Treffen eine große Angelegenheit des Christenthums. Sie hängt sich an die Berührung Karls mit dem Orient, um eine Reise des Kaisers nach Jerusalem und Konstantinopel unterzuschieben, sie läßt die politische Expedition nach Spanien selbst in einen Kreuzzug gegen die Sarazenen umschlagen; sie verknüpft die Züge der normannisch-karlingischen Geschichte mit Erinnerungen an Karl Martell's Sarazenenkrieg und gelangt zu der Dichtung von der Belagerung Kaiser Karls durch die Heiden in Paris. Sie gebiert nicht nur den großen Karl als heroischen Heiland und geistlichen Weltmonarchen wieder; mit seiner Bedeutung muß sie auch die Macht seiner Feinde ins Ungeheuere steigern. So war die Karlsage berufen, in der romantischen Poesie des Mittelalters die erste Stelle zu gewinnen und sich immer mehr zu bereichern, ohne den religiös-ritterlichen Grundtypus, diese Seele der mittelalterlichen Welt, aufzugeben. Denn sie ist in der That der vollständigste und reinste Spiegel des Mittelalters in seiner allgemein gültigsten Tendenz. Der Kern der Karlsage, eben jene Kriege des Kaisers gegen die Heiden, muß noch im Ariost ausdauern. Allerdings werden wir uns auch in diesem Kreise mit weltlichen Stoffen ganz conträrer Art bekannt zu machen haben, mit solchen, die Karls Kämpfe mit Vasallen betreffen, aber einmal ist dieß nicht im ursprünglichen Sinne des Kreises, sodann verläugnet sich der letztere auch nicht in den Gebilden jener zweiten Sagenformation. Wenigstens der Eine Roland steht auch inmitten menschlicher Leidenschaften in den alten Dichtungen der Karlsage als ein Idealbild von unbefleckter Reinheit und wunderbarer Größe da. Dieser Sohn Milons von Anglant, aus dessen Liebesbund mit Bertha, der Schwester Karls d. G., entsprossen, ist der bevorzugteste Liebling der Karlsage, wenn man will der Petrus, auf welchen Karl sein Werk gründet. Von den Völkern des Abendlandes durch Sagen, Lieder, Volksbücher, Steinbilder u. s. w. geehrt, drang sein Ruhm bis zu den Georgiern, ja die Türken feierten ihn als Einen der Ihrigen, nur die stolzen Spanier konnten es nicht über sich gewinnen, ihm den Vorrang zu lassen, und ersannen seine Ueberwindung durch Bernard del Carpio. Der große Dante versetzt ihn mit Kaiser Karl in den fünften Himmel des Paradieses. Roland wird schon durch verschiedene Ehrentitel als der erste unter jenen bewaffneten Aposteln rangirt. „Er war (laut dem alten italienischen Prosaroman) der gefürchtetste Mann der Welt und wurde vom Hirten der heiligen Kirche zu deren Bannerträger, zum Kämpen der ganzen Christenheit und zum römischen Senator gemacht, und Karl nannte ihn nachher den Bannerträger der

Digitized by Google

Christenheit." Bis auf Bojard und Arioſt wurde dieſe religiöſe Prägnanz, dieſe einzige Höhe der Stellung ihm ungeſchmälert belaſſen. Dem Reiz der Sinne nicht zugänglich, lebt er mit Alda entweder in geräuſchloſem Brautſtande oder in jungfräulicher Ehe; ſie äußert auf ſeine Handlungen keinen Einfluß; Heiden zu beſiegen, zu bekehren, zu taufen, das iſt ſein Leben. Dafür kommt ihm aber auch das Auserleſene zu Gute; ſein Schwert Durendar iſt gefeit, ſo daß ihm ſelbſt der feſte Stein nicht widerſteht, ſein Horn wundervoll, ſein Leib unverwundbar (Arioſt nimmt die Ferſe aus), in den ſpaniſchen Romanzen ſelbſt ſein Roß und ſeine Rüſtung feſt u. ſ. f. Unter Allem aber, was die Dichtung über Roland von ſeiner frühen Kindheit an zu berichten weiß, ſteht ſein Kämpfen in der Roncevalſchlacht und ſein durch Ganelons Verrath herbeigeführtes Martyrthum oben an. Dieſer Gegenſtand, welcher ſchon in den letzten Kapiteln des Turpin als Stern des Ganzen glänzt, iſt weiterhin in Frankreich und Deutſchland, wie oben bemerkt, zu ſelbſtſtändigen epiſchen Ganzen ausgebildet worden. Das höchſte Alter unter den franzöſiſchen Rolands-Epen nimmt le chanson de Roland ou de Roncevaux aus dem 12. Jahrhundert in Anſpruch. Die reiche Triebkraft der Sage hat in den andern Abfaſſungen nicht unbedeutende Differenzen bewirkt. (Forts. folgt.)

Der deutſch-vlämiſche Sängerbund bei dem Septemberfeſt.

Aus Brüſſel, 28. Sept. (Schluß.)

Als die Preisſtücke nennen wir die „Meeresſtille und glückliche Fahrt" des Herrn Fiſcher aus Würzburg, ein Tonſtück, das, wenn auch nur mittelmäßig, wie hier ausgeführt, begeiſternd anſprechen muß, dann des königl. Direktors Weber aus Köln „rheinpreußiſches Kriegerlied", und zwei vlämiſche Compoſitionen, eine Hymne von Stadfeld, einem gebornen Wiesbadner, Zögling des Brüſſeler Conſervatoriums, und eine Cantate von Buſſchop aus Brügge. Außerordentlich beſucht war das Conzert und überraſchend der begeiſterte Beifall, welcher den Tonſtücken, die einigermaßen gut ausgeführt wurden, gezollt ward. Nach dem Conzerte gab die Geſellſchaft Philharmonia mit der germaniſchen Verbrüderung, an deren Spitze Herr van Thielen, ein für das deutſche Element hochbegeiſterter junger Mann, ſteht, den Sängergaſten ein großartiges Abendfeſt in ihrem ſchönen Lokale. Mit einer wahren Verſchwendung wurde hier den tauſenden anweſenden Perſonen Rheinwein und Bordeaux geſpendet; es wurden mehrere tauſend Flaſchen geleert, und als der Wein ſeine Kraft äußerte, wurden die gefeierten Männer des Abends im Triumph durch den Saal getragen, während die ganze Geſellſchaft in lauter Luſt daherraſte. Aeußerſt gediegen waren einzelne der ausgebrachten Trinkſprüche, welche hier vorzüglich dem deutſchen Elemente und ſeiner Wiederbelebung in Belgien galten. Die Parteiung ſprach ſich hier deutlich aus, denn als nach einer Rede Jemand aus der Menge rief: Pas de politique! trat Herr van Thielen auf und zeigte in einer energiſchen Rede, wie die Zeit gekommen, daß ſich die Flamingen der Vormundſchaft der Franskiljons, unter welchen ſie ſeit ſechzehn Jahren in politiſcher Beziehung geſtanden, entzögen, daß auch ſie einmal ihre nationalen Rechte und Sprache geltend machten. Mit einer unbeſchreiblichen Begeiſterung wurde dieſe Rede aufgenommen, ſo wie auch verſchiedene Toaſte auf Papſt Pius IX., den Fortſchritt der Intelligenz in Belgien und auf die Aufrechthaltung der deutſchen Nationalität von Schleswig-Holſtein, die durch einen Rendsburger vertreten war. Es war ein ſehr ſchöner Feſtabend. Nicht minder ſchön und würdig war die in dem gothiſchen Saale des Rathhauſes am folgenden Tage ſtattfindende Vertheilung der Erinnerungs-Medaillen, die, ſehr gelungen, auf der Hauptſeite ein Compliment für Deutſchland enthält, nämlich die belgiſche Jungfrau krönt den deutſchen Barden. Die Kehrſeite zeigt die mit Oelbaum- und Eichenzweigen umſchlungenen Wappen von Köln und Brüſſel mit der Umſchrift: Vlaemsch-Duitsch Zangverbond. Nationael Feest te Brussel 24—25. Sept. 1846. Der Medailleur, der ſie geſchnitten hat, iſt ein in Brüſſel anſaſſiger Deutſcher, F. Wiener, berühmt durch die von ihm herausgegebenen Erinnerungs-Medaillen an die vorzüglichſten Baudenkmale Belgiens. Die Vertheilung geſchah mit der größten Feierlichkeit durch Herrn Fontainas, Schöffen der Stadt. Gediegen und paſſend waren die Worte, mit welchen derſelbe die Medaille den einzelnen Vereinen überreichte, inhaltsſchwer die Erwiderungen, welche Herr van Duyſe übernommen hatte, der beſonders ſchön ſprach, als die Vertreter eines holländiſchen und eines walloniſchen Vereins die Medaillen empfingen. Ausgezeichnet durch Ehrenmedaillen wurden Hr Kapellmeiſter Fiſcher aus Wurzburg, der königl. Muſikdirektor Weber aus Koln und E. van Maldeghem aus Brüſſel, die ſich beſonders um das Gedeihen des Bundes verdient gemacht haben. Man muß den Leuten zugeſtehen, daß ſie eine Art und Weiſe des öffentlichen Decorums haben, die nichts zu wunſchen läßt, daß ſie überhaupt wiſſen, daß bei einem Feſte die öffentliche Erſcheinung Alles ausmacht.

Am Abende verſammelte nach dem auf der Place royale gehaltenen Conzerte Herr Baron van t'Serclaes die deutſchen und vlämiſchen Vorſteher des Sängerbundes zu einem glanzenden Mahle, wo die größte Herzlichkeit und Offenheit herrſchte und ſich die Gemüther gegenſeitig frei ihre Meinungen austauſchten. So ſchloß der zweite Feſttag. Den folgenden waren die meiſten fremden Sänger ſchon heimgekehrt, daher ſie auch der Einladung des Miniſters des Innern, welcher im Hôtel des Princes auf Sonntag Abend den ſammtlichen Vorſtehern des Sangerbunoes zu Ehren ein Bankett veranſtaltet hatte, nicht Folge leiſten konnten. Da der Miniſter des Inneren, Herr de Theux, krankheitshalber in Brüſſel nicht anweſend war, führte der Direktor ſeines Miniſteriums den Vorſitz bei dem Bankette, welches in jeder Hinſicht glanzend genannt zu werden verdient. Nach den gewöhnlichen offiziellen Trinkſprüchen galten die vorzüglichſten Toaſte dem ferneren Gedeihen des Sängerbunoes zwiſchen Deutſchland nnd Belgien, den Mannern, die ſich um denſelben verdient gemacht hatten. Am meiſten ſprach aber der Trinkſpruch des Herrn Dr. Weyden aus Köln an: auf eine gluckliche Zukunft Belgiens, auf daß es dieſelbe finde in ſeiner Nationalität und in dem durch eine vernunftige, zeitgemaße Bildung des Volkes immer mehr zu weckenden und zu feſtigenden Selbſtbewußtſein der hohen Wohlthaten ſeiner Inſtitutionen. Als der Redner mit den Worten ſchloß: „Es gilt ein Hoch der achten zeitgemäßen Volksbildung in Belgien! Verachtung und Fluch allen denen, welche derſelben, in welcher Weiſe es auch ſei, hemmend entgegenarbeiten!" wollte der Beifallruf kein Ende nehmen. Man fühlte, der deutſche Gaſt hatte einen wunden Fleck getroffen. — Mehr als zufrieden haben uns

Digitized by Google

alle Gäste verlassen, und die Meisten der Deutschen gaben das Versprechen, uns im künftigen Jahre, wo hier das zweite Sängerfest des Bundes gefeiert werden soll, wieder zu besuchen. Von Seiten des Gouvernements und der Stadt wird, wenn sich bis dahin Vieles nicht geändert hat, Alles aufgeboten werden, den Glanz des Festes zu erhöhen, und werden wir unsere deutschen Gäste wieder herzlich willkommen heißen.

Feuilleton.

*** Frankfurt. Fräulein Jenny Lind setzt ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne unter dem lauten Beifall des stets überfüllten Hauses fort und — thut im Stillen viel Gutes, wie sie es in den Städten gethan, wo sie früher gewesen ist. Norddeutsche Blätter erzählten, daß sie in Curhaven und Hamburg nicht nur bei Conzerten und Opernvorstellungen zu wohlthätigen Zwecken immer bereitwilligst mitgewirkt, sondern daß sie auch über 4000 Mk. Ct. baar an öffentliche Anstalten und Privatarme vertheilt habe. Sie wird nächsten Freitag zum Besten des Theaterpensionsfonds die Regimentstochter singen; eine Gefälligkeit, wofür man ihr vielen Dank wissen wird, obgleich wir bestimmt versichern können, daß dieses Verdienst nicht das größte ist, welches sich die geniale Sängerin in unserer Stadt durch ihre Wohlthätigkeit erworben hat. †††.

*** In Persien stehen die Menschenleben in sehr niedrigem Preise. Auf der Straße von Khorassan nach Dagdan muß man den Aras, der weder Brücken noch Fähren hat, in einer Furth bei dem Orte Kilisch passiren, wo der Fluß tief und breit und die Strömung sehr veränderlich ist. Dort steht eine Abtheilung persische Reiterei, welche folgende Funtionen hat. Sobald ein angesehener Reisender mit einem Firman oder Regierungspaß ankommt, läßt der Offizier einen seiner Leute in den Fluß reiten. Gelangt er glücklich ans andere Ufer, so wird auch dem Reisenden und seinem Gefolge das Uebersetzen gestattet. Häufig aber geschieht es, daß der Soldat von der Strömung fortgerissen wird und ertrinkt; dann müssen die Reisenden so lange warten, bis der Fluß gefallen ist und das Experiment erneuert werden kann. Da die Straße ziemlich lebhaft ist, so rechnet man, daß alljährlich ein Drittheil der Mannschaft bei diesen Versuchen sein Leben verliert.

*** Am 26. September starb auf seinem Landsitze Playford-Hall in Suffolk der älteste Kämpfer für die Sache der Negersklaven, Thomas Clarkson. Geboren am 22. März 1760 in Wisbeach (Cambridgeshire) schrieb er 1785, veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Cambridger Universität, seinen berühmten „Versuch über die Sklaverei und den Menschenhandel", dem der Preis zu Theil ward. Vereint mit Wilberforce stiftete er am 22. Mai 1787 ein Comite, das sich die Befreiung der Negersklaven zur Aufgabe setzte, und dieselbe von 1788 an auch im Parlamente unablässig verfolgte, bis endlich 1807 das Grenville-Fox'sche Ministerium als letzten Regierungsakt die Abschaffung der Sklaverei durchsetzte. Seitdem war Clarkson literarisch mannigfach thätig. Seine bekanntesten Werke sind: „Geschichte der Abschaffung des Sklavenhandels", „Gedanken über die Nothwendigkeit der Abschaffung der Sklaverei", „Bild des Quäkerthums", „Biographie William Penns" u. A. m. Er war bis an sein Ende Präsident der Antisklaverei-Gesellschaft, als welcher er auch gegen das neue Zuckerzollgesetz beim Oberhaus petitionirte und öffentlich auftrat.

*** In Holstein circulirt gegenwärtig ein von einem hohen Beamten gedichtetes Lied, welches dem bekannten Liede von Arndt nachgebildet ist. Es schließt mit folgender Strophe:

Was ist des Däneu Vaterland?
See-, Jüt- und Laa- und Langeland,
So weit man schwarze Töpfe dreht,
Und Theewand trinkt und Smoerrebroed.
Das soll es sein, das soll es sein,
Das, wackrer Däne, soll es sein.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 6. October.)

Bereits vor neunzehn Jahren, am 27. März 1828, ist der „Struensee" von Michael Beer auf der Münchener Hofbühne zur Darstellung gelangt und damals mit entschiedenem Beifall aufgenommen worden; — aber keine deutsche Bühne hat es München nachgethan und so ist die Tragödie nach langer Zeit erst im vorigen Monat auf dem königlichen Theater von Berlin wieder an das Licht getreten. Der Dichter hat die Freude, daß sein Stück in Spree-Athen Glück mache, nicht erleben sollen, denn er ist längst todt. — Ueber den Werth des Trauerspiels lassen sich viele und mancherlei Stimmen vernehmen; am ausführlichsten und durchaus anerkennend spricht sich H. Th. Rötscher aus. Er billigt die Wahl des Stoffes, indem er alle historische, politische und romantische Momente aufzählt, welche dem Dichter dabei an die Hand gegeben sind; er weist dann nach, daß Struensee in der That ein tragischer Charakter ist, der durch den Uebermuth des Tyrannen (gleich Kreon!) seinen Fall verschuldet; und zollt zuletzt der poetischen Bearbeitung und Auebeutung des Stoffes seine Anerkennung in dem Grade, daß er die Tragödie „das reifste Werk eines der dramatischen Poesie zu früh entrissenen edlen Geistes" nennt. Läßt sich von Heinrich Laube's Struensee ebenso viel Rühmliches sagen, dann mag er sich füe seine vermeintliche Zurücksetzung in Berlin damit trösten, daß sich das Gute immer, wenn auch oft spät, Bahn bricht. Mußte Michael Beer doch dasselbe erfahren und hat das Ende nicht einmal erleben dürfen. — Die Musik, welche Meyerbeer zu dem Werke seines Bruders componirt hat, soll wieder den genialen Meister verrathen und der Tragödie ganz angemessen sein.

— In Weimar will man Emanuel Geibel's „König Rodeberich" und in Hannover Scharf von Scharfenstein's „Johanna von Neapel" zur Aufführung bringen. Ob wohl die Wiege für den Heiland des deutschen Theaters schon gezimmert ist?

— Flotow, der bekannte Componist der Oper „Alessandro Stradella", hat eine neue Oper: L'ame en peine, componirt, welche bereits in der großen Oper in Paris aufgeführt ist und entschieden gefallen hat. Die Musik soll ganz vorzüglich sein, der Stoff dingegen eben so bizarr.

— Lenau ist nicht mehr in Winnenden, sondern in eine ausgezeichnete Privat-Irrenanstalt bei Wien gebracht worden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 7. October. Die Vestalin, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Spontini (Letzte Gastrolle) Julie: Fräul. Jenny Lind, k. schwedische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 279. Freitag, den 9. October 1846.

Unstern.

Novelle von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

So gebrochen an Geist und Körper war Julius noch niemals in seinem Leben gewesen. Er weinte vor Zorn und Scham, schalt seine eigene Thorheit, beschloß mit der Frühe des nächsten Morgens abzureisen, und schlief endlich, müde der Selbstvorwürfe, ein. Aber auch der freundliche Gott des Schlummers schien sich gegen den Aermsten verschworen zu haben, denn im Traume noch schlug er sich bald mit Casinovorständen und Polizeidienern herum, bald sah er Marien sich gegenüber bräutlich geschmückt an einem Altare, sich selbst im Festkleid, und wenn er dann der Lieben. Schönen die Hand reichen wollte, stellte sich plötzlich zwischen sie, riesig aus der Erde emporwachsend, die Subscribentenmappe.

Von solchen Schreckbildern geängstigt, erwachte er oft, und dann klang ihm wie Hohn durch die tiefe Stille der dunklen Nacht der ferne Lärm der Ballmusik. Erst gegen Morgen entschlief er fest, und zwar so gut und lange, daß er den Abgang des ersten Eisenbahnzuges total versäumte. Dies war ihm nicht gerade ein Verdruß; er hatte seine Erlebnisse überschlafen, wie man zu sagen pflegt, und überschlafen galt bei ihm für überlegen. Am hellen Morgen sehen überhaupt die Dinge weit besser aus, als in düsterer Nacht. Julius hatte wiederum frische Hoffnung gefaßt. „Es ist ein Mißverständniß durch meine Schuld, ein Unstern gewesen," sagte er zu sich; „nichts ist bis dahin noch verloren, Alles wird sich lösen, und ich muß wagen. Wo so viel auf dem Spiele steht, legt man so leicht nicht die Karten aus der Hand!" Ein treffliches Frühstück stärkte ihn zu neuen Planen und Versuchen. Heute wollte er sich in vollem Glanze, in der Aureole des vornehmen Welttons zeigen; heute galt es, den Vorstädtern allen Irrthum über seinen Stand zu benehmen. Der Wirth ward herbeicitirt, und nachdem ihm Julius tüchtige Vorwürfe über das Unterlassen seiner Vorstellung im Casino gemacht, damit beauftragt, ein gutes Reitpferd mit Sattel und Zeug herbeizuschaffen.

Jener kratzte sich hinter den Ohren. „Ich wüßte hier und in der ganzen Nachbarschaft keinen besseren Reitgaul, als den meinigen," entgegnete er, „aber ich brauche ihn gerade heute selbst im Pflug."

„Was, im Pflug, ein Reitpferd?" schrie Julius verdrießlich.

„Nur ausnahmsweise heute," erwiederte der Wirth; „sonst, auf Ehre, ein treffliches Thier, edle Race, gut geschult, ein ächter Renner. Ich will ihn hereinholen lassen, nur um Ihnen einen Gefallen zu erzeigen. Das Thier wird sicher Ihren Beifall finden."

Julius gab sich zufrieden; er warf sich mittlerweile in einen fashionablen Reitanzug, und nach einer Stunde hielt das Racepferd gesattelt und gezäumt vor der Hausthüre. Großer Gott, was war das für ein Gerippe! Das Pferd war ein sogenannter Mückenschimmel, allerdings unverkennbar aus guter Race, aber alt, steif, bockbeinig, hartmäulig, eigensinnig, stetig, kurz aller Fehler voll.

„Und auf diesem Araber soll ich durch die Straßen reiten?" frug Julius komisch zornig den Wirth.

„Versuchen Sie es nur," entgegnete dieser begütigend; „der Gaul ist so übel nicht, nur wenn er steht, scheint er etwas steif. Sobald er aber in den Gang kommt, so entwickelt sich sein Feuer; ein Feuer, sag' ich Ihnen, nun Sie müssen ihn versuchen; im kurzen Galopp thut es diesem kein Pferd gleich zehn Stunden in der Runde."

Nach vielem Zureden entschloß sich Julius endlich zu dem Wagestück. Er schwang sich behend auf die Rosinante, aber trotz Peitsche und Sporn ging diese nicht eher vorwärts, bis ihr der Hausknecht mit dem Besenstiel nachhalf. Mit einem gewaltigen Satze begann das Roß seinen Gang, einen Trab, welcher dem armen Reiter das Mark in den Gebeinen zusammenschütielte. Trotzdem nahm er sich zusammen; als guter, geübter Reiter gelang es ihm, das Pferd anzufeuern und gleichmäßig vorwärts zu bringen. Zwar sah er viele Leute die Köpfe aus den Fenstern stecken, zwar hörte er die Jungen auf der Straße sich laut zurufen: „Da kommt Kronenwirths Mückenschimmel!" aber sein Roß gab ihm zu viel zu thun, als daß er sehr darauf hätte achten sollen. Jetzt aber gelangte er an das Haus seiner Angebeteten. Er warf rasch einen Blick hinauf, da stand sie wirklich am Fenster, halb von der Gardine verborgen, und es war ihm, als lächle sie ihm freundlich zu. Es ward ihm ganz frei und fröhlich zu Muthe; kühn setzte er dem Pferd den Sporn in die Weichen, um es traversiren zu lassen, aber, ungewohnt solcher Behandlung, fing dies an stetig zu werden. Zugleich gingen im Erdgeschoß des Heltmann'schen Hauses alle Fenster auf und garnirten sich mit lachenden Gesichtern; Commis, Packer, Mägde und Knechte schauten hier, drüben auf der Straße der versammelte Pöbel, dem Kampf des Reiters mit seinem Roß zu. Letzteres war nicht von der Stelle zu bringen, außer rückwärts; es bufte beständig. Julius mochte anfangen, was er wollte. Verwirrt verlor dieser endlich die Besonnenheit, er stieß dem eigensinnigen Thier mit gewaltiger Kraft beide Sporen in die Rippen und ließ es die Peitsche fühlen. Das half, eine mächtige Lanzade machte das Roß, so daß Julius bügellos ward, und flog dann in gestreckter Carriere die Straße hinab, verfolgt von dem Halloh des Volkes. Julius klammerte sich an den Sattelknopf, vergebens suchte er durch die Zügel den Lauf des Thieres zu mäßigen, es flog unaufhaltsam dahin. Fast überritt er den Thorwächter, fast wäre das Roß in den Strom galoppirt, wenn es nicht gestolpert

Digitized by Google

und gestürzt wäre. Bei dem Sturze nahm Julius, einige Beschmutzung abgerechnet, keinen Schaden. Diesmal fluchte er nicht, weinte auch nicht; er schwieg ganz still, aber seine Augen waren roth unterlaufen und die Lippen blutig. Er half dem Thiere wieder auf, übergab es einigen in der Nähe arbeitenden Leuten, um es dem Eigenthümer zuzuführen, und beschloß selbst, da er sich schämte, in das Städtchen zu Fuße zurückzukehren, bis zum Einbruch der Dunkelheit spazieren zu gehen, und über des Schicksals Tücke zu brüten. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Kaum hatte er sich wenige Schritte von der Stelle seines Unfalls entfernt, als er „Halt!" rufen hörte. Er blieb stehen, und sah den Rothkragen vom vergangenen Abend mit dem Thorschreiber auf sich zukommen. Der Erstere schien ihn noch zu kennen, denn ohne viele Umstände sagte er sogleich:

„Der Herr muß augenblicklich mit uns zum Bürgermeister kommen."

„Warum muß ich?" frug Julius.

„Weil Er Galopp geritten ist in der Stadt," entgegnete der Agent der öffentlichen Sicherheit.

„Kann die Sache nicht hier abgemacht werden?" fragte der verwegene Reiter, indem er die Börse zog.

„Nichts da," rief der Rothkragen, „wir lassen uns nicht bestechen. Er geht auf der Stelle mit, oder —"

Julius begann zu fühlen, daß er in einer Schule des Lebens sei, in welcher alle Klassen und Schulstrafen durchgemacht sein wollen, wenn man dereinst bestehen will. Er ergab sich daher auch in diese, wie er glaubte letzte Prüfung mit der Resignation der Verzweiflung; er glaubte jetzt feierlich an ein unabwendbares Fatum. Mit seinen beiden Begleitern durchzog er, ohne jedoch die Augen emporzuschlagen, wie ein Verbrecher durch die ganze Stadt, empfing auf dem Büreau des Bürgermeisters seinen Verweis gegen Erlegung von fünf Gulden Strafe, und zog sich dann, immer begleitet von spottenden Knaben, in sein Zimmer im Gasthause zurück. Der Wirth nahm von ihm schon in der Hausthüre den Dank für das edle Pferd in einem kräftigen Segen an sich.

Julius sah ein, daß er nun nichts mehr zu hoffen habe. Er hatte sich vor ihren Augen, vor Marien's Augen, so lächerlich gemacht, daß es Wahnsinn gewesen wäre, noch länger den Traum künftigen Glücks in ihrer Liebe festzuhalten. Und doch konnte, wollte er so nicht scheiden. Er glaubte es sich selbst sowohl, wie ihr schuldig zu sein, den Fluch der Lächerlichkeit von sich abzuwälzen. Etwas mußte geschehen, aber was, wie? Das war ihm noch nicht klar. Schreiben durfte er ihr nicht; der Brief wäre unfehlbar unerbrochen zurückgekommen; auch graute ihm schon vor dem Gedanken an einen Brief, weil ihm augenblicklich der an die Tante einfiel. Selbst sollte Marie ihn noch hören, seine Liebe wollte er ihr bekennen, dann sie auf immer fliehen. Auf immer! Bittre Wehmuth zuckte bei dem Gedanken durch seine Brust, und er fühlte mehr als jemals, daß er das Mädchen liebe, es nie vergessen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Fortsetzung.)

Wiederum bekundet die Motivirung und mehre Ereignisse eine in den Geist tief eingreifende Verschiedenheit von Turpin, der deßhalb die Quelle nicht sein kann. Ferner nähert sich das mitteldeutsche Rolandes-Liet, welches der Pfaffe Konrad zwischen 1173 und 1177 aus dem Französischen ins Lateinische, hierauf ins Deutsche übertrug, zwar jenem ältesten Chanson, entfernt sich aber andererseits so vielfältig von ihm, daß ihm ein noch unbekanntes Gedicht zur Quelle gedient haben muß. Endlich wird das Werk Konrads in dem Rolandsliet von Stricker (13. Jahrh) zwar verarbeitet, aber auch ihm haben noch andere Quellen zu Gebote gestanden. Welch ein Reichthum, den man mit manchen weniger wichtigen alten Bearbeitungen in Grimms Analysen leicht überblickt und vergleicht! Und doch gelangen wir mit diesem berühmten Forscher zu dem Resultate, „daß keine der von ihm besprochenen Auffassungen der Sage aus der andern unmittelbar entsprungen ist, und eine jede, bei aller sonstigen Uebereinstimmung, mehr oder minder Eigenthümliches enthält. Sodann, daß dieses Eigenthümliche nicht durch vorsätzliche Abänderung, sondern aus vollsthümlicher Mannigfaltigkeit der Sage entstanden ist." Nirgends hat sich aber das religiöse Element reiner und dichterischer offenbart, als im Rolandslied, von dessen Tendenz im verliebten Roland noch ein starker Eindruck zurückgeblieben ist, ein ungleich schwächerer in dem rasenden Roland. Da ich mich über den verwandten Turpin nur an's Allgemeine hielt, so scheint es zweckmäßig, an dem ältesten vorhandenen Rolandsliede mit ein paar Strichen den alten Geist der Rolandsage uns etwas concreter zu veranschaulichen.

Karl hat sich ganz Spanien unterthänig gemacht, nur in Saragossa widersteht ihm König Marsilie. Dieser läßt ihm in seiner Bedrängniß Unterwerfung und Uebertritt zum Christenthum anbieten. Bei einer Berathung, welche Karl mit seinen Baronen hält, stimmt Roland gegen die Annahme, aber Gueneln (auch Guenes genannt) dafür. Nun erbieten sich mehre Paladine zur Gesandtschaft an Marsilie, werden aber vom Kaiser abgewiesen: die Barone sollten einen auswählen. Als hierauf Roland seinen Stiefvater Gueneln vorschlägt, setzt dieses böses Blut, um so mehr, weil Roland seine zornigen Drohungen verlacht. Gueneln ist dergestalt erbittert, daß er Roland seinen Haß anlündigt, wiewohl er sich dem Geschäfte unterzieht. Er erklärt ihn für den Anstifter und sich als seinen und der zwölf Paladine Feind, ehe er mit Stab und Brief fortzieht. Unter einem hohen Oelbaum stößt er auf den Heiden Blamandrius, wird mit ihm über Rolands Tod einig und von ihm nach Saragossa geführt, geräth Anfangs mit Marsilie hart zusammen, weil er ihm harte Forderungen des Kaisers ausrichtet, verständigt sich aber bald mit ihm und verabredet den Verrath, obschon er den Kaiser lobpreist. Der Schurke räth nämlich dem Marsilie, an Karl Geschenke und Geisel zu senden, worauf er nach Frankreich zurückgehen und nur 20,000 Mann mit Roland und Olivier zurücklassen werde; diese müßte dann ein Heidenheer vernichten, und Marsilie werde vor

Digitized by Google

dem Kaiser Ruhe haben. Jetzt wird Guenelun zum zweitenmale beschenkt, und beide leisten sich Eide. Mit Schätzen, Geiseln und den Schlüsseln der Stadt für Karl kehrt der Verräther zu seinem Herrn und lügt ihm von der bevorstehenden Ankunft des unterwürfigen Marsilie in Frankreich.

Jetzt rüsten sich die Franken, da Friede ist, zur Heimkehr und werden in der Nacht von den auf einem Berge lauernden Heiden nicht beunruhigt. Der Kaiser, zwar von bösen Träumen geängstigt, reitet in der Frühe weiter. Zweifelhaft, wem er die Nachhut anvertraue, wird ihm von Guenelun dessen Stiefsohn vorgeschlagen. Der Kaiser durchschaut des Mannes Todhaß und weint, als Roland die Führung übernimmt. Roland will nur Zwanzigtausend bei sich behalten; die Andern gelangen durch die Engpässe nach Gascogne. Aber Karl ahnt, was Guenelun seinem Neffen bei der Nachhut bereitet hat. Mit 400,000 Mann eilt dieser König Marsilie. Als Olivier die heranziehenden Heiden erblickt, nennt er den Guenelun vor Roland einen Verräther. Roland heißt ihn schweigen und hört auch nicht auf die Bitte des Freundes, das Horn Olifan zu blasen, damit der Kaiser umkehre. Der Anblick der Gefahr macht ihn muthiger als einen Löwen und Leoparden. Turpin heißt die Franken beichten. Sie steigen von den Rossen, werfen sich zur Erde: der Erzbischof segnet sie, und legt ihnen den Kampf als Buße auf. Die Schlacht bricht los. Der Kaiser aber ist in tiefer Trauer, und in Frankreich geschehen Zeichen: Donner, Wind, Regen, Blitz, Erdbeben und Finsterniß zur Mittagszeit. Die Heiden erfahren eine furchtbare Niederlage. Erst nun, da Marsilie selbst mit einem großen Heere heranzieht, erkennt Roland Guenes' Verrath. Heftiger Kampf, Bedrängniß der Sarazenen, schwerer Verlust der Christen. Jetzt stößt Roland ins Horn, daß es dreißig Meilen weit schallt, bis zu den Ohren Karls und seiner Gefährten. Er bläst, daß ihm die Schläfe bersten, und Karl und alle Franken hören es. Vergeblich meint Guenelun, der Kaiser rede kindisch; Karl macht sich, nachdem der Verräther beschimpft und an eine Kette gelegt ist, zur Hülfe nach Spanien auf. Bei Roland sind nur noch Sechzig übrig. Trotzdem geht er mit Durendal in den Kampf zurück, schencht die Heiden, haut dem König Marsilie die rechte Hand ab. Marsilie mit hunderttausend Heiden ergreift die Flucht: fünfzigtausend schwarze Heiden halten auf dem Schlachtfelde Stand. Mit rührenden Zügen schildert das Gedicht den Tod Oliviers. Als Roland sich von einer Ohnmacht erholt, sind von seiner Schaar nur noch Zwei am Leben, der Erzbischof Turpin und Walther. Die Drei stürzen sich wieder in den Feind und stiften noch Verderben unter ihm. Walther fällt, Turpin aber, vierfach verwundet, rafft sich nochmals auf und schlagt sich mit vierhundert Heiden herum. Auch Roland kämpft fort, bläst mit geborstenen Schläfen ins Horn, worauf sechzigtausend Frankenhörner erschallen, und nimmt sich sogar zu einem höchst wunderbaren Heldenstück zusammen. Es schaaren sich nämlich viermalhunderttausend Heiden und dringen auf Roland ein, der sich neben Turpin stellt. Die Heiden zerreißen mit geschleuderten Speeren den Panzer Rolands, tödten sein Pferd, verwunden ihn selbst aber nicht. Ja, die Heiden werden in die Flucht gejagt!! Das Feld ist also frei, aber die beiden Sieger ringen mit dem Tode. Roland, im Gefühl seiner Auflösung, betet und setzt sich, Olifan und Durendal in Händen, unter einen Baum zwischen vier Marmorblöcken. Als wiederholte Streiche auf Steine und Fels sein Schwert, das er vernichten will, nicht beschädigen, legt er sich nieder, bittet um Vergebung seiner Sünden, und reicht Gott seinen rechten Handschuh, den der Engel Gabriel abnimmt. Gabriel und der h. Michael tragen seine Seele in das Paradies. Jetzt langt der Kaiser in Runzival an, betrauert mit seinen Franken die Gefallenen, eilt den fliehenden Heiden nach. Aber der Abend bricht ein — da laßt Gott auf sein Gebet die Sonne stille stehen, und sie geht erst unter, als die Heiden von den Christen in den Fluß Sebre gesprengt sind. Die Franken lagern sich sodann ohne Wache und schlafen alle ein. Gott sendet den Engel Gabriel, welcher die ganze Nacht über bei Karl's Haupte steht. Noch ist aber die Christensache einer ernsten Prüfung unterworfen. Denn nun erscheint, dem Marsilie zu Hülfe, der Amiral Baligant mit den Völkern aus einundvierzig Reichen bei Saragossa, und erhält von seinem Schützling die Schlüssel von Saragossa sammt der Hoheit über das Reich. Seine Boten kündigen dem großen Kaiser, der, nach Runzival zurückgewendet, für die Todten Sorge trägt, die Schlacht an. Beide Heere bereiten sich. Das heidnische wird in dreißig Schaaren getheilt, deren geringste hunderttausend Mann zählt. Bis zur Vesperzeit währt die Schlacht, zwar fallen die Heiden aufs Neue über die Franken her, aber Baligant sieht seine Zeichen sinken. Am Abend begegnet er dem Kaiser im Zweikampf und schlägt ihn, daß er wankt; da sendet Gott demselben, weil er ihn nicht besiegt haben will, den Engel Gabriel, und Karl, ermuthigt, fällt den Amiral. Die fernere Erzählung berichtet von der Flucht und Niederlage der Heiden, Marsilies Tod, ausgebrochenen Herzen, der Uebergabe Saragossas, der Heidentaufe und fanatischer Strenge gegen hartnäckige Anhänger des Heidenthums. Karl zieht hierauf nach Frankreich zurück und beruft seine Barone zum Gericht über Guenelun gen Aachen. Hier stirbt Alde, Rolands Verlobte, bei der Kunde von dessen Tod. Nun folgt der Prozeß und grausame Untergang Guenelun's. Die gefangene Gattin des Marsilie aber wird getauft und empfängt den Namen Juliane.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Die „Leipziger Zeitung" berichtet aus Dresden vom 26. Sept.: Unser Landsmann, Dr. Albert Koch, hat uns die Freude gemacht, hier in Dresden zuerst vor allen andern Städten Deutschlands das von ihm im vorigen Jahre aufgefundene fossile Seeungeheuer, welches er Hydrarchos Harlani, zu Ehren des Dr. Harlan in Philadelphia, nannte, aufzustellen, wozu ihm die hiesige Kunstakademie den größern Raum des Doubletten-saales auf der Brühl'schen Terrasse bewilligt hat. Es ist diese große Seeschlange, deren fossile Ueberreste wie hier erblicken, 114 englischer Fuß lang und mag nach den Seitenrippen, die noch zum Theil gut erhalten gefunden worden, einen Umfang von wenigstens 10 bis 12 Ellen gehabt haben. Unstreitig ist der Hydrarchos, der den Uebergang von den Wallfischen zu den Sauriern zu bilden scheint, das größte Reptil, das bisher entdeckt worden; und es dürfte wohl die vermeintlichen Fabeln von großen Seeschlangen, die man noch in den neuesten Zeiten gesehen haben will, zur Wahrheit stempeln. Koch entdeckte dieses Ungeheuer im März 1845 auf einer kleinen Wiese in Alabama in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Jenes

Feld war erst seit Kurzem cultivirt worden, und man hatte dort beim Umackern mehrere Wirbelbeine ans Tageslicht gebracht, welche von den Ansiedlern unbeachtet zu Thürschwellen, Feuerböcken, Kopfunterlagen u. dgl. benutzt worden waren. Koch, einen solchen Fund nicht ahnend, suchte eigentlich dort nach einem vollkommenen Skelett des Riesen-Sauriers, welchen Hartan Basilliosaurus genannt hatte. Hier entdeckte nun Koch unweit des Sintabugue, auf deutsch Schlangenfluß, wo man erst seit einem Jahre angefangen hatte, den Boden zu bebauen, dieses ungeheuere Skelett, das er fast vollkommen erhalten in halbzirkelförmiger Form mit dem Kopfe nach unten in einer Kalksteinformation fand. Aus den Zähnen leitete Koch diese Verwandtschaft mit dem Schlangengeschlechte ab, und ihre Stellung ist auch so, daß seine Beute bequem in den Mund gelangen, aber schwer wieder herauskommen konnte. Der Hydrarchos besuchte nach den Bodenlagen, wo Urüberbleibsel vorkommen, gern die breiten Ströme und die Seebuchten, auf deren Oberfläche er mit über dieselbe erhabenem Nacken und Kopfe jagte. Diese Stellung ergibt sich daraus, daß er nach dem Baue seines Kopfes genöthigt war, diesen emporzuheben, um Athem zu holen, und die starken Wirbelbeine des Nackens, wie eben der verhältnißmäßig kleine Kopf andeuten, daß ihm diese Stellung eigenthümlich war. Die Augen dieses Thieres waren ganz diesem Zweck angemessen, denn sie waren nicht nur sehr groß, sondern auch am Vorderkopfe vorstehend, und maßen 6 bis 8 Zoll im Durchmesser. Der starke und lange Schwanz diente ihm als Ruder. Die Wirbelknochen des Rückens haben 14 bis 15 Zoll Länge, und im Umfange 24—30. Ihre Construction ist von dem jedes andern Thieres verschieden. Derselbe Fall ist es mit den Rippen, die an ihrem untern Ende sehr breit und ruderförmig sind.

*** Mysteriöse Käfer. Auf ägyptischen Gemmen, Münzen, Mumien, Talismanen, Obelisken u. a. Kunstwerken finden sich die Abbildungen des heiligen Käfers (eine Abart unsers Mistkäfers). Der Grund, warum die Aegyptier diese Thiere in ihrer Symbolik eine so bedeutende Rolle spielen ließen, soll der sein: seine Entstehung und schnelle Vermehrung im Kothe nach eingetretener Wärme, ebenso im Schlamm nach dem Rücktritt des Nils und die Nichtbeachtung dieser seiner Entstehungsweise veranlaßte die Meinung, er entstehe ohne Fortpflanzung, und galt daher als Symbol der Schöpferkraft. In seiner fast runden Gestalt, in der glänzenden goldschimmernden Farbe der Flügeldecken fand man Aehnlichkeit mit Gestalt und Glanz der Sonne, der nächsten sichtbaren Bildungsursache. Deßhalb wurde dieser mysteriöse Käfer verehrt, erhielt Priester und Tempel und eine mythische Geschichte. In ihn verwandelten sich die Götter, und der idealische Scarabäus (Käfer) konnte sich den Bitten anderer Götter widersetzen. Solche Käfer trugen die Magier um den Leib, um dadurch Fieberkranke zu heilen; den Kindern hing man als Amulet die gezahnten Fühlhörner dieser Insekten an; der Anblick des idealen Mistkäfers stärkte die Augen, wenn man ihn ansah, weßhalb ihn die Steinschneider ansahen, um ihren Augen eine Erholung zu verschaffen.

*** Nationaltracht. Für den belgischen Künstler, sagt ein Kunstkenner, ist es ein großer Vortheil, daß er überall im Vaterlande noch die malerische Volkstracht findet, die in andern Ländern dem modischen Schnitte überall weicht. Nur die höhern Stände tragen hier wie überall die französische Modeuniform, das Volk ist dem alten Brauche treu geblieben und wenn auch die Kleidung bei den Männern nicht mehr alterthümlich erscheint, so ist sie doch leicht und malerisch. Der Belgier trägt mit nationalstolzer Erinnerung seine Blouse, welche selbst im Marmor des gräflich Merodischen Standbildes in St. Gudula zu Brüssel eine schöne und gute Wirkung macht. Besonders aber das Frauengeschlecht erinnert noch heute an die alten Genrebilder. Die Wallonin trägt einen weiten faltigen Rock und darüber eine breite kraus über die Hüften fallende Jacke, welche noch an die spanischen Frauentrachten erinnert. Bei den Antwerperinnen tritt zu diesem Costüme die hübsche holländische Flügelhaube, von der zwei Spitzenlappen seitwärts herabflattern und das runde rothe Gesichtchen einschließen. In Gent sieht man statt derselben das kleine nur den Hinterkof bedeckende Strohhütchen und auch die Tracht der holländischen Mägde ist eigenthümlich.

*** Der „Franco-Americain" vom 11. Sept. enthält folgende literarische Notiz: „Washington Irving, der in den V. S. mit Cooper die literarische Strahlenkrone theilt, steht im Begriff, von seiner Gesandtschaft in Spanien zurückzukehren. Man versichert, daß er die „Geschichte Mahomeds", welche er nach Materialien, die er während seiner Reise in Spanien gesammelt, nach Maurischen Manuscripten und Legenden geschrieben hat, bald unter Presse gehen wird. Prescott hat sein Werk: „Eraberung Peru's" vollendet und wird diesem „das Leben Philipp II." folgen lassen, Bancroft wird binnen einigen Wochen den 4. Theil seiner „Geschichte der amerikanischen Revolution" herausgeben.

*** Von der Tapferkeit und der Kampfeslust der portugiesischen Truppen, erzählt ein neuerer Schriftsteller: „In einem heißen Gefechte waren einem Corps portugiesischer Jäger die Kugeln ausgegangen, da rissen sich die tapfern Männern die Zähne aus und luden sie statt der Kugeln." — Hätte wohl unser alter wahrheitliebender Münchhausen Glaubwürdigeres berichten können?

*** Von Ch. Dickens erscheint ein neuer Roman unter dem Titel „Geschäfte mit der Firma Dombey u. Comp. en gros, en détail und zur Ausfuhr."

*** Die Börsen-Nachrichten der Ostsee empfehlen das populäre astronomische Handwörterbuch von Dr. J. E. Nürnberger mit den Worten: „Noch keine Literatur der Welt besitzt ein astronomisches Wörterbuch, so daß wir das Werk als eine außerordentliche Erscheinung begrüßen müssen."

*** Seltenes Glück. Byron sagte einmal: „Ich kenne nur Einen Menschen, der glücklich gewesen. Das war Beaumarchais, der Verfasser des Figaro. Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er schon zwei Weiber begraben und drei Prozesse gewonnen."

*** Der Winter kommt diesmal schnell. Das Tyroler Hochgebirge, so meldet der „Humorist", und selbst die Vorberge nach München zu sind seit dem 15. September bereits mit tiefem Schnee bedeckt. In Wien und Leipzig sind bereits mehrere Pianisten und Concert-Menschen eingetroffen. Die Staare und Nußhacker sind schon seit zwei Wochen fortgezogen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 8. Oktober. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Fr. Halm.

Samstag, den 10. October. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und unter gütiger Mitwirkung der Fräul. Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin.) Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Jenny Lind. Im zweiten Akt: Schwedische Lieder, gesungen von Fräul. Jenny Lind. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 280. Samstag, den 10. October 1846.

Unstern.

Novelle von W. Hamm.

(Fortsetzung.)

Endlich kam Julius zu einem Entschluß; er wollte der Geliebten in stiller Nacht ein Lied unter dem Fenster singen, ein Lied des Abschiedes, der hoffnungslosen, aber ewigen Liebe. Dies schien ihm das Beste. An Störung war so leicht nicht zu denken; er war ein nicht ungeübter Sänger und eine Guitarre hatte er unten im Gastzimmer hängen sehen. Diese ließ er sich heraufbringen, stimmte sie, und verbrachte die Zeit bis zum Abend damit, nach einer leichten Melodie ein traurig entsagendes Lied zu dichten. Endlich ward es Abend, endlich dunkle Nacht. Julius trat, die Guitarre im Arm, hinaus auf die Straße. Er gelangte bis zu der Geliebten Haus, ohne daß ihm eine Seele begegnet wäre. Auch da, wie in der ganzen Stadt, herrschte die Stille des Todes. Nur der schwache Schein einer Nachtlampe flimmerte durch weiße Gardinen eines Fensters im Heltmann'schen Hause; denn Nachtwandler sagte es sein ahnendes Herz, das sei der Geliebten Closet. Er stimmte nach einigem Zaudern nochmals sein Instrument und begann sein Lied zu singen. Die Töne rauschten vernehmlich durch die Nacht dahin, kein andrer Laut war hörbar. Einmal war es dem Sänger, als bewege sich ein leichter Schatten hinter dem erleuchteten Fenster, aber der verschwand wieder. In der zweiten Strophe des Liedes hörte Julius deutlich ein Fenster öffnen; „sie ist es," dachte er, „sie hat dich gehört, errathen, und lauscht nun von einem anderen Zimmer aus deinem Gesange." Mächtiger griff er in die Saiten, inniger entströmten die Töne seinem Munde. Aber hoch auf den Dächern begann zugleich ein andres Conzert; luftwandelnde Katzen vergnügten sich ebenfalls im Gesang. Julius suchte dies disharmonische Gekreisch zu übertönen, da, wehe dem Armen! sprang die kleine E-Saite. Er suchte mit den übrigen noch das Lied zu begleiten, aber auch die H-Saite des alten nie gebrauchten Instrumentes sprang. Ein unterdrücktes Kichern ward vernehmbar. Julius nahm sich furchtbar zusammen; er warf die Guitarre weg und sang den letzten Vers seines Liedes ohne Begleitung. Seine ganze Kunst, sein ganzes Gefühl legte er in die Schlußworte:

„Und in der dunklen, bittern Abschiedsnacht
Sei Dir im Lied der Scheidegruß gebracht,
Er ruft Dir zu aus tiefstem Herzensgrunde —"

„O Eduard und Kunigunde!" intonirte plötzlich der Chorus der lauschenden Commis im Erdgeschosse; das Licht im oberen Stocke erlosch, lautes Gelächter schallte durch die Nacht, dazwischen Katzengeschrei, Hundegebell, es war ein infernalischer Lärm. Julius stürmte nicht hinweg; er zertrat die Guitarre, er ballte die Hände, er würde Jeden, welcher ihm genaht wäre, erwürgt haben. Da aber Niemand kam, ging er langsam dem Gasthofe zu.

So war denn Alles vorüber, Alles aus. Das Schicksal hatte sich den einstigen Liebling des Glücks zum Stichblatt seiner tollsten Launen ausersehen, und der Stern, welcher ihm hieher geleuchtet, war im vollen Sinne des Wortes zum verderblichsten Unstern für ihn geworden.

Wenn Julius die Ergebnisse dreier Tage überdachte, dann konnte er nicht anders, er mußte laut auflachen. Aber das war nicht das Lachen des Frohsinns, der Lust über sich selbst und begangene dumme Streiche, es war das Lachen einer Seele, welche der Welt und sich Hohn zuruft. Was war dem Armen nicht Alles begegnet: Er hatte die Hand seiner Tante ausgeschlagen und mit der Liebe derselben ein großes Vermögen verloren; er war, theils um sich zu zerstreuen, theils einem plötzlichen, mächtigen Eindrucke sich hingebend, nach Worstadt gereist, und hatte hier, nachdem er als Subscribentensammler mit Gesinde, Ausschußmitgliedern, Polizei in Händel gerathen war, nachdem er vom Ball gejagt, vom Pferde gestürzt, in einer rührenden Serenade auf schimpfliche Weise unterbrochen worden war, nichts erlangt, als den Ruf eines anmaßenden Narren, er hatte sich vor den Augen der Geliebten und ihrer Angehörigen auf unverbesserliche Art lächerlich gemacht. Das war wahrlich genug, um den kräftigsten Charakter zu brechen, geschweige denn das weiche, reizbare Gemüth des jungen Dichters. Wenn er in dieser Nacht, als er schlaflos, gedankenlos, irren Schrittes, sein Zimmer maß, seine Pistolen zur Hand gehabt hätte, so wäre es vielleicht seine letzte gewesen. Glücklicherweise hatte aber Johann vergessen, sie einzupacken, und ein Mann von Welt kann anständiger Weise keinen andern Tod wählen, als den durch die Kugel, seitdem man in Apotheken das Gift nur gegen den Schein eines Arztes erhält. Abspannung und Ermüdung der Seelenkräfte äußern auch immer ihre Wirkung auf den Körper, und so fiel Julius endlich gegen Morgen in einen festen Schlaf.

Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er fühlte sich außerordentlich angegriffen; heftiges Kopfweh, verbunden mit der Erinnerung an seine Fatalitäten, setzten ihn in die übelste Laune von der Welt. Wirth und Kellner mußten dieselbe entgelten, und es trug keineswegs dazu bei, seine Stimmung zu verbessern, als er vernahm, daß der nächste Bahnzug erst am Abend abgehe, da zwei schon abgefahren seien. Julius beschäftigte sich daher, um sowohl die Langeweile als auch trübe Gedanken zu verbannen, zuerst mit der Lectüre einer Menge alter Zeitungen; dann, noch mehr gelangweilt, packte er seinen Koffer. Auch das war sehr schnell geschehen, denn er nahm sich durchaus nicht die Mühe, die Kleider sorgfältig zusammenzulegen, sondern warf sie in den Behälter, wie sie gerade umherlagen, und zwängte dann den Deckel darauf. Das Kostüm des Subscribentensammlers ward dem Gastwirth zum Andenken bestimmt. Aber es war noch gar lange bis zum Abend. Gern wäre Julius noch einmal

Digitized by Google

am Hause der schönen Marie vorübergegangen, aber er fürchtete sich vor den Gaffern und Spöttern. Nach Tisch beschloß er endlich, eine Promenade längs des Stromes zu machen; den Hut tief in die Stirne gedrückt, raschen Schrittes, gelangte er glücklich vor die Thore, und athmete nun mit einigem Wohlbehagen den frischen Wind, welcher über die Wellen daherstrich und ihm die heiße Stirne kühlte.

Nicht lange war er an dem kieselbestreuten Stromufer auf und abgegangen, als er plötzlich zwei Damen gewahrte, welche ihre Schritte gegen den Fluß lenkten. Ein zweiter Blick belehrte ihn sogleich, es sei Marie mit ihrer Mutter. Erröthend, bebend, barg er sich schnell hinter dem Stamm einer hohen Pappel. Die Damen gingen nach dem Gestade, traten an einen Nachen, ein Schiffer half ihnen darein steigen, sprang nach und stieß vom Ufer ab. Sehnsüchtig schaute Julius aus seinem Versteck der Geliebten nach, jeder Ruderschlag, welcher sie von ihm entfernte, schien ihm eine Meile zwischen sie und sich zu legen, und er konnte nicht anders, er breitete die Arme aus und rief: „Leb' wohl, Marie!" Aber niemand hörte diesen Schrei eines gebrochenen Herzens; denen im Kahn ward er verschlungen vom Rauschen eines mächtigen Dampfbootes, welches gerade stromabwärts brausend, nicht weit an ihnen vorüberfuhr. Anfangs glaubte Julius, die Damen hätten im Sinn, den Dämpfer zu besteigen, aber dieser flog unaufhaltsam dahin, tiefe Furchen in dem Wasser pflügend. Der Kahn, noch nicht weit vom Lande entfernt, fühlte plötzlich die Wirkung der von dem Koloß erregten Wellen. Diese thürmten sich schäumend, wogten auf und nieder, furchtbar schaukelte der kleine Nachen, die Damen hielten sich an dem Rande, — jetzt schien das gebrechliche Fahrzeug von den Fluthen verschlungen. Mit steigender, namenloser Angst hatte Julius hingeblickt, es hielt ihn nicht länger, rasch warf er den Rock ab und sprang in den Fluß; ein guter Schwimmer, zertheilte er mit kräftiger Hand die Wellen und steuerte dem Orte zu, wo er den Kahn umschlagen gesehen zu haben glaubte. Die Strecke war ziemlich groß, die Wogen spülten ihm oft über den Kopf, daß er fast nichts sehen konnte. Plötzlich vernahm er einen Schrei; er klang ihm wie ein Hülferuf. „Muth, Muth!" rief er laut, „ich komme zur Rettung!"

„Hülfe, Hülfe!" tönte es wieder aus Frauenmund ganz nahe neben ihm, er richtete sich mit Anstrengung empor, da kam der Kahn wohlbehalten auf ihn zu gefahren, und ängstlich starrten die Damen nach dem, wie sie glaubten, Ertrinkenden.

Julius schwanden die Sinne; er wäre in der That gesunken, wenn des Schiffers kräftige Faust ihn nicht gepackt, und mit Hülfe der Frauen in den Nachen gezogen hätte.

Es dauerte eine Weile, bis der kühne Schwimmer aus seiner Ohnmacht erwachte. Er schlug die Augen auf und blickte in Marien's Augen, welche thränend über ihn gebeugt, ihn alles erlittene Ungemach vergessen ließen. Das süße Mädchen hielt ihm ein Flacon vor, während ihre Mutter ihm mit dem Tuche Stirn und Haare trocknete.

Julius richtete sich empor, er sammelte sich, er fühlte, daß jetzt erst der Augenblick gekommen sei, der die Entscheidung theilweise in seine Hand lege. Er begann sich zu entschuldigen; Frau Heltmann aber gestattete ihm nicht zu reden. Eben stieß der Kahn an das Land.

(Schluß folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Fortsetzung.)

Diese bis zur Narrheit ausgeprägte Gläubigkeit, diese ausschließende und intolerante Christlichkeit, dieser aus der unmittelbaren Betheiligung Gottes und seiner Engel herfließende, vor keiner Höhe und Tiefe Schwindel empfindende Wunderglaube beherrscht auch das brave deutsche Rolandslied von Konrad. Die zwei Hauptheiligen der Sage stehen hier noch im stärkeren Goldschimmer vor uns. Roland verdankt nicht nur Engeln sein Horn und Schwert, sondern um sein Ende zu verherrlichen, geschehen fast dieselben Wunder, wie beim Tode des Heilands nach den Evangelien. Darum verliert die höchst würdige (nebenbei autokratisch-herrische) Figur des Kaisers nicht im Geringsten. Ich kann es mir nicht versagen, eine vom Glanze seiner Heiligkeit widerstrahlende Stelle zu übersetzen. Die Erben Marsils finden ihn beim Schach: „Sein Antlitz war wonnesam. — — Seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, man erkannte ihn aus weiter Ferne, Niemand durfte fragen, wer der Kaiser wäre, Niemand war ihm gleich. Sein Antlitz war herrlich, mit vollkommenen Augen. Sie konnten ihn nicht anschauen, der Glanz blendete sie, wie die Sonne um Mittag. Den Feinden war er grämlich, den Armen war er heimlich, im Volkskampf war er sieghaft, gegen Böse war er gnädig, gegen Gott war er achtsam. Er war ein rechter Richter, er lehrte uns das geschriebene Gesetz, wie es ihm der Engel vorher dichtete. Er kannte stetes Recht, zu dem Schwerte war er ein guter Knecht. Zu allen Tugenden war er auserkoren. Ein milderer Herrscher wurde in der Welt nie geboren." Unser französisches Gedicht begabt ihn mit weißem Bart und Haupt und schenkt ihm ein Alter von mehr als zweihundert Jahren; der Pfaffe Konrad nennt ihn gemüthlich den „alten Herrn".

Weil uns Raum und Gelegenheit verbieten, die von religiösen Ideen gesättigten Karlsromane außer den Rolanden zu verfolgen, heben wir lieber im Allgemeinen den negativ-ausschließenden Charakter heraus, welchen, vorzüglich eben in jenen Rolandsgedichten, die Kirche in ihrer Stellung zu anderen Religionen hat. Kein Wunder, daß der um keine Unterschiede sich bemühende Eifer den Monotheismus des Islam und die Vielgötterei des Heidenthums ohne Weiteres in dem Namen der Heiden zusammennimmt; denn auch die Muhamedaner beten diesen Dichtungen zufolge Götzen an. Zu ihnen gehört Mahomed selbst (schon Turpin handelt weitläufig von seinem Götzenbilde), dann bei den Italienern besonders das oft genannte Paar Apollin und Trivigant, von welchen weder der Koran noch die Sunna irgend eine Auskunft gibt.

II. Ein ganz anderer Geist weht in den Karlsromanen, welche sich mit den Kämpfen Karls des Großen u. a. karlingischer Regenten gegen ihre Vasallen befassen. Bis jetzt haben wir nur den christlichen Idealismus in der älteren Schichte der Karlssage, Karl als unnahbar groß, die Paladine in einer mit ihm auf den heiligen Zweck gerichteten ehrerbietigen Eintracht und als Gottesstreiter kennen gelernt (so Roland, Olivier, Turpin, Rayms, Ogier, u. a.). Dagegen bricht sich die weltliche Unruhe des Vasallenverhältnisses in einer Reihe von Ge-

Digitized by Google

dichten Bahn, ohne daß Turpin auch nur einen Keim davon enthielte. Mit wilder Kühnheit opponiren hier dem Herrscher seine Paladine, und lassen sich mit ihm in die heftigsten Kämpfe ein. Seine Heiligkeit und Reinheit kommt mehr als Einmal ins Gedränge, nicht anders seine äußere Majestät. Die Unfaßlichkeit der Stellung einbüßend ist er ein sehr realistischer Mittelpunkt, um den sich Kräfte voll von Selbstgefühl und dem Bewußtsein einer Art von Gleichheit drehen und nur mühsam zähmen lassen. Der so kraftvolle, als ungeberdige Heldensinn der Haimonskinder und ihr Auftreten gegen Karl in Verbindung mit ihren Vettern aus dem Hause Buovo ist in diesem Bereich der Sage der vornehmste Gegenstand; die edle Treue des Vaters Haimon selbst und Rolands hält dann das Gleichgewicht. Von den vier Söhnen Haimons (Rinald, Alard, Guiscard, Richardet), den Vettern Roland's, kommt Rinald (Reinald, Reinhold) von Montalbau schon bei Turpin vor als ein Anführer des christlichen Heeres, der in Ronceoals fällt. In aller Breite handeln aber von den Haimonskindern zwei sehr alte französische Gedichte, aus welchen der prosaische Roman le Quatre Fils Aymon und daraus unser rohes, aber an kernhaften epischen Zügen reiches deutsches Volksbuch entsprungen ist. Hier wie bei den italienischen Epikern überstrahlt Rinald seine Brüder. Den Quatre-Fils-Aymon folgend, verschlangen schon vor Bojard italienische Dichter die Geschichte der Haimonskinder mit der von Karl und seinen Paladinen, und so lassen sie denn auch Ariost und Bojard im vollen Zusammenhang mit den Geschichten vom großen Kaiser erscheinen. Aus Frankreich also stammt der italienische Rinald; das italienische Volksbuch schweigt über die Haimonskinder. Nun aber zeigt schon die älteste Dichtung ihn als rebellischen Vasallen Karls, der sich nachher mit ihm versöhnt und ihm beisteht: der alte sagenhafte Charakter dieser Brüder ist überhaupt ganz und gar ungeistlich, sie treten unverblümt als Raub- und Stegreifritter auf. Nicht mehr ein Kreuzzug und Gotteskampf, sondern ein sehr derber Krieg des Lehnsherrn mit den Mannen, und die Belagerung der Haimonssöhne auf dem Schlosse Montalbau macht die Aufgabe der Haimonsromane aus. Karl wird durch die Collision aus seiner bisherigen Stellung herausgedrängt, und doch sein Verhältniß mit eigenthümlichem, nur mehr praktischem Schwunge behandelt. (Fortsetzung folgt.)

Literaturbericht.

Badisches Sagenbuch. Herausgegeben von August Schnezler. Erster Band. Vom Bodensee bis zur Ortenau. Karlsruhe 1846. 8. S. XXXII. u. 495.

Unter die vielen Zeichen neuerwachenden Nationalbewußtseins, frisch wieder aufblühenden Deutschthums möchten wir vor Allem auch die neue Lust rechnen, womit unser Volk sich wieder seiner Urzeit zuwendet. Die letzten fünfzehn Jahre waren besonders reich an solchen Zeichen; sie waren auch die Jahre der Wiedergeburt unserer Volksbücher und der alten Heldensange; in ihnen erschienen jene zahllose Sammlungen deutscher Volkslieder, deutscher Volkssagen und Volksmärchen, waren unsere Germanisten mit wunderbarem Eifer thätig und wurden sie mit jedem Tage regsamer. Und Alles was da erschien und was man dem Volke bot, das nahm es freudig und dankbar auf und man singt und sagt wieder die alten Mären, wie in den schönsten Blüthetagen des deutschen Reiches. Wir begrüßen darum die obengenannte Sammlung schon als neuen Hülfshebel zur Kräftigung unseres Volksthumes. Sie ist recht gemacht dazu, die Brust nicht nur des badischen, sondern jedes Deutschen mit echtem Stolz auf seinen Namen und sein Land zu erfullen und so erreichte der Herausgeber seinen Hauptzweck, „Alt und Jung ein angenehmes Unterhaltungsbuch, den mehr und minder Gebildeten eine romantische Hauspostille" zu schenken, ganz und durchaus. Die Prosa gibt er „in würdiger und glattlesbarer Form"; er besserte selbst, wenn der Text seiner Druckquellen „an Unklarheit der Sätze, schleppender Breite und manchen stylistischen Nachlässigkeiten" litt (Vorrede S. IX.), die neu in dem Buche erscheinenden Dichtungen sind, wenn auch nicht ausgezeichnet, doch größtentheils ziemlich gelungen zu nennen; „die metrischen Verstöße in manchen dichterischen Bearbeitungen" suchte der Herausgeber möglichst zu beseitigen. In dieser Beziehung wollen wir nicht mit dem Herausgeber rechten, wir lassen im Gegentheil dem „Eifer und der warmen Liebe", mit welcher er das Sammeln betrieb, vollstes Recht widerfahren. — Das Buch heißt aber „Badisches Sagenbuch"; wir hätten also erwarten dürfen, daß es uns einfach Sagen und nichts mehr bringe, daß es gleich den Werken von Tettau und Temme, Ziehnert, Bechstein, Kuhne u. a. m. auch ein wissenschaftliches Interesse haben und vielleicht manche Frage lösen werde, die bisher noch zweifelhaft war. Wir durften dieß noch zuversichtlicher erwarten, da der Herausg. in der Vorrede uns nur von Sagen und Märchen spricht, die er mittheilte. In der Erwartung nun finden wir uns schmerzlich getäuscht. Der Herausg. halt sich keineswegs nur und allein an die Sage oder Legende oder das Märchen; er nimmt, wo ihm solche Dinge nicht gerade zu Gebote stehen, auch schon mit der Geschichte vorlieb — und das muß er gar oft — er verschmäht es selbst nicht, rein erdichtete Novellen mitzutheilen (z. B. Spindlers Erzählung von der Frau Demuth und der Frau Hurrle). Eben so wenig oder vielmehr noch weniger genau nimmt er es mit den poetischen Beiträgen, wobei er rein nur darnach sah, ob ein Gedicht auf die oder die Oertlichkeit passe. Uns zum mindesten ist es unbegreiflich, was z. B. die Gedichte „Am Rhein bei Constanz", Johann Huß, Johannes Huß, Sängergruß an Hohentwiel, das Breisgau und ähnliche in einem Sagenbuche zu thun haben. Sie und viele andere und noch ein Drittel des Buches mußten entweder wegbleiben, oder das Buch mußte einen andern Namen haben. Der antiquarische Gehalt der mitgetheilten echten Sagen — die auch wieder oft an allzugesuchter Einkleidung leiden — ist auch sehr schwach. Gottheiten treten fast gar nicht darin auf, selbst keiner der drei Hauptgötter erscheint darin. Um so mehr spielen Zwerge und Nixen, Feuermänner und ähnliche Wesen eine Rolle; auch mannichfaltige Schatzsagen bringt das Buch. Unter den übrigen Sagen heben wir als interessanter hervor die vom Mägdebrunnen (S. 257), der zwischen Rapperschwyl und Eichsel liegt und seinen Namen von drei heiligen Jungfrauen hat, die zu Eichsel begraben sein sollen. Aehnliche Brunnen finden sich auch in Belgien mit ähnlichen Sagen, drei Jungfrauen erscheinen sehr oft in Sagen; der Gedanke an die Norni liegt nahe. Aehnlich treten neun Jungfrauen in einer andern auf (S. 276), die, dem Gebote ihres Vaters zuwider handelnd, in neun Linden verwandelt werden. In einer dritten Sage (S. 341) erscheinen sieben als Engel entschwebende Jungfrauen. Der Pater Ludovicus Unge-

Digitized by Google

lehrt mahnt durchaus an Faust und es sind die beiden Sagen (S. 441) wohl auf ihn übertragen, was 1633 schon geschehen konnte. Wie anders Schwan und Wolf als Geleiter auftreten, so hier in zwei Sagen (SS. 112 und 455) ein Hirsch, der fromme Jungfrauen zur Kirche hin und zurück führt. Eine ähnliche Sage findet sich in Weydens Cölns Vorzeit. Die Burgfrau von Baim im Klettgau, welche noch nach ihrem Tode für ihre Kindlein Sorge trägt, findet Verwandte in einem dänischen Volksliede, welches Xavier Marmier in seinen Chants populaires du Nord mittheilt, und in einem schönen wallonischen, welches J. W. Wolf in dem Messager des Sciences historiques en Belgique bekannt machte. — Wenn wir schließlich dem Badischen Sagenbuch die größtmögliche Verbreitung wünschen, so können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, den Aloys Schreiber schon 1807 in der Badischen Wochenschrift äußerte (wie die Vorrede uns meldet), namentlich, „es möchte sich recht bald eine kundige Hand der Sammlung der badischen Volkssagen (und Volksmärchen müssen wir hinzufügen) unterziehen, ehe dieselben mit der älteren Generation zu Grabe sinken." Zu einer solchen Sammlung bildet das Sagenbuch eine, wie der Herausgeber selbst es auch nennt, „Hauptgrundlage". (Vor. S. XL). Wir sehen dem Erscheinen des 2. Theiles mit Spannung entgegen und hoffen namentlich auch, den Herausgeber selbst darin mehr als Bergmann, als wirklichen, ordentlichen Bergmann kennen zu lernen. Bisher haben wir nur wenig, was er aus dem Schacht des Volkslebens hervorholte; fast Alles ward ihm zugeführt. Grabe er denn auch selbst einmal. Glückauf dazu!

Dt. φ.

Feuilleton.

*** Königshügel in Schweden. Auf Kosten des Kronprinzen von Schweden ist in der Mitte des Monats August eine Oeffnung der sich bei Alt-Upsala befindenden Hünengräber unter Aufsicht des Reichs-Antiquars Hildebrand und Leitung des Oberstlieutenants Stal unternommen worden. Man hat mit dem Graben am Fuße von Odin's Hügel, dem ersten der drei großen sogenannten Königshügel, begonnen und hier zuerst in einer Entfernung von einigen dreißig Fuß einen von ungewöhnlich großen Ziegelsteinen gelegten Herd angetroffen, außerdem aber nur ein Stück von einem Schwerte gefunden. Nachdem man eine mit Brettern gefütterte Gallerie von 7 Fuß 5 Zoll Höhe und 5 Fuß Breite von der östlichen Seite des Hügels nach seinem Mittelpunkte zu angebracht hat, ist man in einem Abstande von 68 Fuß auf eine gewaltige von großen Granitstücken errichtete Mauer getroffen, welche wahrscheinlich eine Grabstätte bildet, deren Umfang ganz bedeutend sein dürfte, weil man noch ungefähr 12 Fuß von der Mitte des Hügels entfernt ist. Der Eingang der Gallerie ist in der Gränzlinie selbst, zwischen dem natürlichen Bergrücken und dem auf ihm aufgeführten Hügel, gewählt worden. Ganz nahe am Rande traf man zwei Steinreihen, von welchen sich die eine bald über die Decke erhob und die andere auf der ursprünglichen Fläche des Bergrückens angelegt war. Wie sich diese allmälig erhob, ist auch die Gallerie, mit langsamer Erhebung von 5 Fuß im Ganzen, mit dem glücklichsten Erfolge weiter geführt worden, so daß ihr Boden in gleicher Fläche mit den untersten Steinen der vorhin genannten Mauer steht. Während des Grabens hat man bis jetzt Bruchstücke von nicht verbrannten Thierknochen, ein versteinertes Stück Holz, Stückchen von verfaultem Holze, Kohlen, verbrannte Knochen ꝛc. gefunden, welche schon zugleich mit den beiden Steinreihen die Vermuthung widerlegt haben, die wohl das eine und andere Mal von Alterthumsforschern geäußert ist, daß diese Hügel bei Alt-Upsala durch die bloße Wirkung von Naturkräften entstanden sein sollten. Gegenwärtig ist man mit dem Durchbrechen der Mauer beschäftigt, welche Arbeit mit großer Schwierigkeit verbunden ist, da zufolge des engen Raumes nur immer je zwei Arbeiter angewandt werden können. Aus der schon geschehenen Untersuchung in Verbindung mit der äußeren Größe des Hügels dürfte man schließen können, daß die Benennung von Königshügeln, welche die Tradition diesen und den übrigen großen Hügeln in der Nähe des so berühmten Heidentempels gegeben hat, mit der Wirklichkeit vollkommen übereinstimme. Auch in einige der kleinen Hügel, welche sich mit dem großen auf demselben Bergesrücken finden, sind Grabungen gemacht worden; und obgleich sich auf der Fläche Spuren einer früheren Untersuchung zeigen, so hat man doch in ihnen Urnen und eine große Menge verbrannter Menschenknochen angetroffen, unter welchen ebenfalls Knochen von vierfüßigen Thieren und Vögeln, wie auch gearbeitete Knochenkugeln, eiserne Nägel, zusammengebackene Klumpen von geschmolzenem Eisen, Bronze u. s. w. vorgekommen sind.

*** Die Franzosen setzen dem Jean Nicot eine Statue. Dieser Naturforscher hat bekanntlich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Tabak nach Europa gebracht. Wir meinen, die Deutschen hätten sich die Ehre, diesen braven Mann durch ein Denkmal zu verherrlichen, nicht vorweg nehmen lassen sollen!

*** Wien. Durch die Unhöflichkeit eines Schusters wurde einmal hier ein schönes Flötenconzert vereitelt. B., der längst verstorbene Lehrer der Flöte, Professor genannt, hätte dieses Conzert geben sollen. Er war aber einem Schuster für sehr viele Stiefel sehr viel Geld schuldig, und wollte durchaus nicht zahlen. Der Schuster sagte zu ihm: Morgen haben Sie ein Conzert, Herr Professor, und da hoffe ich, daß sie mich bezahlen werden. Der Professor aber, der sich eben auf seinem Flötel übte, ward grob, und sagte: Von der Conzerteinnahme, das versichere ich Sie, bekommen Sie keinen Heller. Sie sagten einander noch allerhand Derbheiten, und der Schuster verlor die Geduld, packte das Flötel, und schlug es dem Künstler ein paarmal um den Mund, so daß das Flötel entzwei brach, und der Mund sehr aufschwoll. Da nun das Flötel entzwei gebrochen, und der Mund sehr aufgeschwollen war, so konnte das Conzert nicht stattfinden, indem sich mit einem entzwei gebrochenen Flötel und einem sehr aufgeschwollenen Munde nicht Flötelblasen läßt. So kann man sehen, was die einfachste Unhöflichkeit oft für traurige Folgen hat durch solch' ein unschuldiges Flötel.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 9. October. Der Wollmarkt, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Clauren.

Samstag, den 10. October. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und unter gütiger Mitwirkung der Fräul. Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin.) Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Jenny Lind. Im zweiten Akt: Schwedische Lieder, gesungen von Fräul. Jenny Lind. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 281. Sonntag, den 11. October 1846.

Unsern.

Novelle von W. Hamm.

(Schluß.)

„Hier sind wir an der Aue", sagte Frau Heltmann, „welche wir heute besuchen wollten. Kommen Sie mit uns in das Landhaus, welches dort zwischen den Bäumen hervorschimmert; der Besitzer wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie mit trockenen Kleidern zu versehen. Dann erzählen Sie uns beim Thee, wie es zugegangen ist, daß wir Sie wie einen Fisch aus dem Wasser gezogen haben."

Julius stammelte mehrmals Danksagungen; das Landhaus ward erreicht, der Eigenthümer, ein wohlhabender Pachter, führte den Verunglückten in ein Zimmer, gab ihm reine Wäsche und gute, obgleich ländliche Kleider, und bald trat Julius, in einen respectablen Landwirth von anscheinendem Enbonpoint verwandelt, zu den Damen in das untere Gemach. Diese nöthigten ihm zuerst einige Tassen heißen Thees auf und dann ließen sie sich die Geschichte des Abenteurers erzählen.

Julius hatte während des Umkleidens beschlossen, die Wahrheit einzugestehen, nur die Wahrheit konnte seine Fehler uad begangenen Thorheiten sühnen. Mit möglichster Schonung und Delicatesse begann er daher Alles, von dem Theaterabend in der Residenz an bis zu dem gegenwärtigen Augenblick vorzutragen; so sehr er sich aber auch bestrebte, seine Liebe zu Marien zu verbergen und den Grund seiner lächerlichen Streiche in das Gewand jugendlichen Uebermuthes zu hüllen, es gelang ihm dennoch nicht ganz. Marie erröthete oft und verbarg ihr Antlitz im Tuche, als ob sie lache; Frau Heltmann lächelte, schüttelte aber noch viel öfter den Kopf auf eine sehr mißbilligende Weise.

„Somit, meine Damen," schloß Julius seine Erzählung, „habe ich Ihnen die Geschichte der vier merkwürdigsten Tage meines Lebens wahr und ohne Ausschmückung erzählt. Sie bietet so viel des Lächerlichen, so viel des Vorwurfs, daß ich mich selbst leider nur zu sehr schelten und verdammen muß. Aber richten Sie mich nicht zu streng! Bedenken Sie, daß in dem jugendlichen Kopfe eines phantasiereichen Mannes die Dinge oft ganz anders aussehen, wie in der Wirklichkeit. Bedenken Sie, daß es wenigstens ein wahres, heiliges Gefühl war, welches mich so viele Thorheiten begehen ließ, und verwerfen Sie mich nicht, stoßen Sie mich nicht von sich!"

„Aber, mein Herr —" sagte Frau Heltmann, ihrer Tochter ein Zeichen gebend, „doch es ist Zeit, daß wir nach Hause zurückkehren. Wir werden Ihnen den Nachen wieder hierher zurücksenden, um auch Sie nach Morstadt zu bringen. Da Sie heute noch abreisen, so leben Sie wohl und merken Sie sich die Lehre, daß man wohl einmal thörichte Streiche machen kann, aber durch diese nicht Andre compromittiren darf."

Julius stand da wie ein armer Sünder. Die Damen hingen die Tücher um, sie bereiteten sich zum Fortgehen.

„Sie vergeben mir also nicht, Sie lassen mich trostlos von Ihnen scheiden?" sagte der junge Mann mit bewegter Stimme.

„Gern sei Ihnen vergeben," erwiederte Frau Heltmann. „Reisen Sie mit Gott und vergessen Sie, was Sie hierher geführt."

„Das kann ich nicht," schrie Julius, „bei Gott, das kann ich nicht. Ich werde niemals vergessen, wem ich mein Leben verdanke. Und wenn Sie auch nicht erlauben, daß ich mich Ihnen in einem anderen Lichte als dem, in welchem ich Ihnen erschienen bin, zeigen darf, so sollen Sie dennoch erfahren, daß es kein Unwürdiger gewesen ist, der Ihnen jetzt so beschämt gegenüber steht. Gewiß, Julius Wild ist zwar oft ein unbesonnener, aber niemals ein unwürdiger Mann gewesen. Gedenken Sie dieses Namens!"

Fast erschreckt sahen sich die beiden Damen an.

„Julius Wild?" frug Frau Heltmann fast athemlos, „Julius? Ist es denn möglich? Sie, Sie sind Julius Wild, der Neffe meiner theuren Amalie?"

„O, Sie kennen Tante Amalie?" rief der junge Mann entzückt, „dann ist Alles gut. Dann können Sie mir nicht mehr zürnen, müssen mir vergeben!"

Frau Heltmann betrachtete mit einer Thräne im Auge den Jüngling. „Ihre Mutter war meine Freundin, wie es Ihre Tante ist, Julius," sagte sie, „und ich habe Sie oft als Kind auf meinen Armen getragen. Und jetzt kommen mir Ihre Züge auch so bekannt, so längst gesehen vor, daß ich nicht mehr zweifeln kann. Welch' glücklicher Zufall! Warum aber, böser Mensch, haben Sie nicht früher Ihren Namen genannt? Doch jetzt keine Vorwürfe, keine Erörterungen mehr. Davon, daß Sie abreisen, lieber Julius, ist nicht mehr die Rede, Sie müssen nothwendig einige Tage bei uns bleiben, damit wir und unsere Freunde wieder gut machen können, was wir an Ihnen, Wildfang, verbrochen haben."

Wie gerne ließ er sich halten. Er bot Marien den Arm, und noch war das jenseitige Ufer nicht erreicht, da hatten sich die Beiden schon Vieles gesagt, bekannt, gestanden. Auch der Brief an die Tante kam zur Sprache; Marie zog ihn lächelnd aus dem Arbeitsbeutel. Julius bat um die Zurückgabe; das liebe Mädchen sagte aber:

„Nein, nein, den behalte ich zum Angedenken; er hat mir mehr gesagt, mehr Freude gemacht, als das schönste Gedicht."

Wie erstaunten die Morstädter, als der Rubestörer, Rossebändiger mit den Heltmann'schen Damen durch die Straßen ging, und zwar in Bauerntracht! Wie verwunderte sich Papa Heltmann, als er seine Frau am Arme des Subscribentensammlers in das Zimmer treten sah und diesen als Freund der Familie vorgestellt bekam! Und wie

Digitized by Google

große Augen machte Tante Amalie, als sie am siebenten Tage der Abreise ihres Neffen folgenden Brief erhielt:

„Theure Tante, Ihr Julius ist seit gestern Abend der „glücklichste Mensch in der Welt, wenn Sie ihm wie„der Ihre Güte zuwenden. Marie Heltmann, deren „Eltern Ihnen ja so nahe stehen, ist meine Braut, „wenn Sie nur Ihre gütige Einwilligung dazu ge„ben. O versagen Sie mir nicht das große Glück, „dieses liebenswürdige Mädchen aus Ihren Händen „als Braut zu empfangen. Bei der Liebe, welche „Sie für mich hegen, beschwöre ich Sie, fördern, be„schirmen Sie mein Glück. Vergessen Sie, was Sie „von mir verlangten; ich konnte es nimmermehr ge„währen, denn schon glühte Marien's Bild in mei„nem Herzen. Ich werde Sie, beste Tante, dennoch „ewig lieben, Ihnen ewig dankbar sein — o, Sie „können mich nicht kalt verstoßen wollen. Nein, beste „Tante, Sie haben vergessen und verziehen, dessen bin „ich gewiß. Segnen Sie denn unseren Bund, und „vor Allem, schreiben Sie bald."

Nichts aber kam der Miene gleich, mit welcher Julius noch an demselben Abend die durch den Expressen gekommene Antwort der Tante las:

„Närrischer Junge, was soll ich Dir denn vergeben „und vergessen? Daß Du eben fortgelaufen bist, wie „ich Dir meiner Freundin Heltmann Tochter zur Gat„tin vorschlagen wollte? Das ist mir jetzt schon recht, „da Du sie auch ohnedies bekommen hast, obgleich es „wunderbar ist, wie ein liebes Mädchen an solch' ei„nem Strudelkopf Gefallen finden kann. Von Dei„nem kuriosen Briefe verstehe ich kein Wort weiter, „als daß Du glücklich bist, Du mußt ihn mir verdol„metschen. Deshalb, und damit ich meine mütterliche „Freude an Euch haben kann, erwarte ich morgen „frühe Dich und Deine Braut, nebst den Schwieger„eltern. Gott segne Dich, — Dich und sie! In Eile; „die Feder schreibt so schlecht."

„Dee Gedanke an eine andere Absicht der Tante war doch von allen Thorheiten die größte, das sehe ich jetzt klar ein," sagte Julius, sich mit der Hand vor die Stirne schlagend. „Nein, wie man manchmal so befangen sein kann! Doch Gott sei Dank, Alles hat sich zur Zufriedenheit aufgeklärt! Und wem solch' ein Stern aufgeht, wie dort meine Marie, der glaubt nicht mehr an einen Unstern!"

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Fortsetzung.)

Fesselt uns die herrliche Heldenkühnheit Reinalds und seine Treue gegen die Angehörigen und wieder die rührende Ergebenheit, mit welcher Haimon um der Lehenspflicht willen die mächtige Liebe zu seinen Söhnen überwindend, diese von sich stößt; so sichert sich Karl, indem er — der Mittelpunkt, ohne den Alles auseinander fallen müßte — scheinbar bloß Partei nimmt, nichts desto weniger seine Hoheit und entfaltet sie in voller Siegeskraft da, wo er, durch Malagis Zauberei gefangen und mit Roland in die Hände seiner feindlichen Paladine gegeben, doch den Frieden verwirft, so daß Reinald, von der Majestät erschüttert, ihn auf seinem wunderbaren Rosse Bayard ohne Bedingung entläßt, ja später zur Bürgschaft der Versöhnung seinem Kaiser dieses Roß sogar zum Opfer bringt. — Wie aber von diesen Geschichten die Verweltlichung, zum Theil die Vergröberung der Figur Karls d. G. in der Dichtung ausging, leuchtet von selbst ein. Auf der andern Seite verdunkeln selbst die Gewaltthätigkeiten Reinalds im Roman von den Haimonskindern den ursprünglichen Adel seines Wesens nicht; wir werden weiter unten sehen, wie hoch ihn Bojard halt. Jedenfalls ist in ihm und Roland ein Paar von der Sage vereinigt, das großartig an einander das Ritterthum ergänzt und schon daraus allein ist eine Reihe schöner Abenteuer aufgewachsen.

Noch bei Bojardo ist der feindlichen Beziehung Rolands und Rinalds, noch bei Ariost der Uneinigkeit Haimons mit seinen kühnen Kindern (welche Bojardo aus eigenem Vermögen durch die liebenswürdige Bradamante vermehrt hat) große Wichtigkeit eingeräumt. Uebrigens wollen wir nicht übersehen, daß der Roman von den Haimonskindern am Schlusse in den alten Sinn der Karlssagen zurückbiegt; denn Rinald erobert später als Einsiedler, von Malagis unterstützt, Nazareth und Jerusalem, arbeitet zuletzt als Handlanger beim Bau des Kölner Doms, fällt dem Brodneid seiner Kameraden als Märtyrer zum Opfer und wird auf Karls Verlangen vom Papste canonisirt. — An die Haimonsgeschichten schließt sich die Sage vom gelehrten Zauberer Mangis oder Malegis (Malagis), Reinalds Vetter und Sohn des Bouves oder Buovo, sowie von seinem Bruder Vivian an. Sie gehört mit den Quatre-fils-Aymon zu den Sagen, welche erst in Volksliedern gangbar, dann in Epen verarbeitet, schließlich in Prosa aufgelöst wurden und als Volksbücher auch nach Italien Eingang fanden, wo alle Karlsdichter aus ihnen schöpften. Malagis, der auch in den Quatre-fils-Aymon als Bundesgenosse seiner Vettern tief eingreift, ist eine hochgelehrte, listige, neckische Persönlichkeit, Herr über die Höllengeister und doch dem Bösen nicht verfallen, im Grunde nicht schlecht, wesentlich eine Geburt des Humors. Auch er wird von der religiösen Tendenz nicht unberührt gelassen: ein alter Roman macht ihn zum Kardinal und Papst — doch ist hier schon eine Hindeutung auf Reinecke Fuchs bemerkt worden. — Dazu kommt ein anderes, sehr reichhaltiges Motiv der weltlichen Karlssage, die allerdings an Turpin angelehnte, verrätherische und verschmitzte Sinnes- und Handlungsweise des von Ganelon oder Gan repräsentirten Mainzer Geschlechtes, für welches die Hauptquelle im italienischen Volksbuch fließt. Aus dem Namen Maganzesi (vielleicht von dem altfranzös. Meschance, Unglück) ist das deutsche Wort Mainzer offenbar verderbt; denn das Stammschloß dieser Familie lag auf dem Jura, und an Mainz ist kein Gedanke.

Wie reich an epischem Leben diese Beziehungen sind, wie sie die Ausbreitung einer ganzen epischen Welt von mannichfaltiger Schönheit — zu der die strengreligiöse Richtung nicht genügte — in der Karlssage gefördert haben, darüber ist kaum ein Streit; man darf aber auch behaupten, daß von hier aus die alte Richtung gebrochen war, ehe die Liebe als Herrscherin von späten Kunstdichtern in den Kreis eingeführt wurde. Der praktisch reducirte Lehensherr Karl ist und bleibt eine der glücklichsten epischen Figuren, eine Centralmacht, die zum Vortheil der allgemeinen frischen Bewegung sich eben so mühsam als Schwerpunkt zu behaupten hat, wie Agamemnon im trojanischen Kriege. Indem

Digitized by Google

er seine von Wolken umzogene Hoheit wieder und wieder in ihrer Berechtigung herstellt, gewinnt er an Energie und Wahrheit des Lebens. Seine poetische Würde leidet auch nicht durch gewisse Schattenseiten des Charakters wesentlich Noth. Solche sind Schwäche gegen die Mainzer, Härte gegen die Schwester Bertha, deren Gatten und Sohn, Ungerechtigkeiten aus Schwäche, einzelne Ausbrüche von Rohheit. In französischen Volksbüchern stößt er Schimpfworte aus und züchtigt eigenhändig seine Paladine, auch noch bei Bojardo schwingt er den Stock. Ariost hat alle Flecken der Art sorgfältig verlöscht; aber es steht darum Bojards Karl sammt Allem, was ihn hinunterzieht, menschlich klarer und sinnlich praller, zugleich in achtunggebietender, von volksthümlichem Humor umscherzter Größe vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bukowina.

Erster Artikel.

Einer der unbekanntesten und wildesten Landstriche des österreichischen Reiches ist die Bukowina, sie verdient aber durch die Großartigkeit ihrer Gebirge, welche bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel ansteigen, durch die Schönheit ihrer Wälder und durch ihre eigenthumliche Bevölkerung die Aufmerksamkeit der Reisenden und hier eine nähere Besprechung. Den Namen erhielt diese Landschaft auf folgende Weise 1496 wurde ein polnisches Heer von dem moldauischen Fürsten Stephan dem Großen geschlagen und die Gefangenen mußten das Feld, wo das Treffen vorgefallen war, umpflügen und mit Eicheln bepflanzen, woraus der große Eichenwald, Bukowina genannt, hervorwuchs. 1777 wurde dies Land von der Moldau an Oesterreich abgetreten und 1786 zu einem Kreise Galiziens mit der Hauptstadt Tschernovitz gemacht. Damals zählte man auf 170 Geviertmeilen nur 5 Städte, 235 Dörfer, 28 Klöster und 51 einzelne Häuser; 1804: 190,000 Einw Die Bukowina ist der südlichste und größte Kreis Galiziens und erstreckt sich vom 47. zum 49. Breiten- und vom 42. zum 44 Langengrade. Ihre Gebirge sind Fortsetzungen der galizischen und ungarischen Karpathen und ihre Bildung ist so verschieden, daß die in den mannichfaltigsten und seltsamsten Gestaltungen über- und durcheinander gelagerten Massen in der Länge einer Meile oft zehn oder mehr Gebirgsarten finden lassen Größtentheils besteht jedoch das niedere Gebirge aus einem Gemische von Kalk und Thon, während die höheren Berge meist Feldschiefer sind. Im flachen Lande kommt in einzelnen Kuppen der Porphyrschiefer vor. An Metallen gewahrt das Land eine reiche Ausbeute. In der Umgegend von Dorna wird Golderz gefunden und in der Bistritza betreiben viele Familien, namentlich Zigeuner, die Goldwäsche mit ziemlich lohnendem Erfolge; sodann gewinnt man noch Silber, Blei, Eisen, Kupfer, Alabaster, Porzellanerde, Steinsalz, Steinkohlen, Naphtha, Torf und gute Bausteine. Mit Pflanzenschätzen ist der Bukowina reichlich versehen, und die Flora, besonders die Berge, bietet dem Botaniker manche Ueberraschung. Die Waldungen der Bukowina sind sehr groß und bedecken fast zwei Drittel des Landes. In der höhern Waldregion findet man unter den Nadelhölzern die Fichte und Tanne, beide ausgezeichnet durch riesenhafte Größe, auch die Lerche kommt häufig vor; unter dem Laubholz zeichnet sich aus die Eiche, Buche, Birke, Ulme, Linde, der Ahorn u. s. w. Außer dem gewöhnlichen Wild findet man in diesen Wäldern auch Bären, Wölfe, Luchse und Gemsen, doch wagen die Raubthiere nur in sehr kalten Wintern sich aus den dichtbewachsenen Schluchten der Hochgebirge hervor. Die größten Raubvögel, welche vorkommen, sind die Adler und der Huhnergeier. Außer mehreren Flüssen und Bächen, welche die Bukowina nach allen Richtungen durchströmen, und unter denen der Dniester und Pruth die bekanntesten sind, hat der Kreis noch viele ansehnliche Teiche und einige kleine Bergseen von unergründlicher Tiefe. Der Boden der Thäler ist durchgehends fruchtbar, auf den Bergen aber so schlecht, daß dort nur mühsam Kartoffeln und Hafer fortkommen. Das Klima ist rauh und unbeständig. Regen, Fröste, Winde wechseln mit den schönsten Tagen ab und oft hat man an einem Tage die Erscheinungen aller vier Jahreszeiten. Die Annehmlichkeiten des Frühlings kennt man hier wenig und gewöhnlich ist es erst der Herbst, der die lieblichste Witterung gewährt. Die Sommerhitze tritt oft schon im Mai ein und erreicht in der Regel im Juli ihre höchste Höhe, während die Nächte durchgehends immer kühl bleiben. Im Dezember beginnt der Winter, in dem das Thermometer zuweilen auf — 26 bis 28° R. sinkt und längere Zeit diesen Stand behauptet. Nach dem Durchschnitte mehrjähriger Beobachtungen ist der höchste Wärmestand im Schatten + 26°, der tiefste — 28° R. und der Temperaturwechsel wird oft so bedeutend, daß z.B. im Jahre 1839 am 17. März der Wärmemesser + 20, am 18 März — 5° zeigte. Die meisten Regen fallen im April und October, der meiste Schnee im Dezember und Januar, die meisten Nebel stellen sich im Marz ein, die Gewitter im Juli und August. Die vorherrschende Windrichtung ist Nordost.

Die Bewohner, deren Hauptnahrungsquelle Viehzucht und Landbau ist, erreichen in der Regel kein sehr hohes Alter und nur höchst selten findet man solche, welche 80, 90 Jahre alt werden. Ihre Wohnungen sind kleine holzerne, mit Stroh gedeckte Hütten, in denen sich gewöhnlich nur ein einziges heizbares, eben so wenig helles als geräumiges Zimmer befindet, das zugleich zur Küche dient. Dadurch wird die niedrige, kleine Stube mit so vielem Rauche erfullt, daß sich die darin Versammelten kaum sehen, und da dieselbe gleichzeitig der Aufenthalt der kleineren Hausthiere zu sein pflegt, so verbreitet sich daselbst ein Gestank, den nur ein Einheimischer zu ertragen vermag. Daß da, wo die Wohnungen so eckelhaft sind, die Straßen sich nicht durch Reinlichkeit auszeichnen, versteht sich von selbst, und nicht selten überragt der vor dem Häuschen aufgepflanzte Düngerhaufen dasselbe so sehr an Höhe und Breite, daß es gar nicht sichtbar ist. Diese Häuschen sind in der Regel nur von einer Familie bewohnt, welche die Nachte entweder auf einer mit wollenen Decken belegten Bank, die an der Wand hinläuft und Divan genannt wird, oder auf einem Strohlager zubringt, wobei sie zur Bedeckung meist nur ihre Kleider wählt. Noch armseliger ist die Wohnung des Gebirgsbewohners; seine Hütte ist ein bloßer Verschlag von Brettern, dessen Decke mit Steinen belegt ist. Neben ihm bewohnen seine Schafe und Ziegen diese Hütte. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

•°• Ueber den diesjährigen Sommer und nachfolgenden Winter. Der Sommer 1846 währte vom 1. Juni bis 13. Sept., 106 Tage. Er zählt überhaupt 90 Tage (7 mehr als 1834) mit 20° und darüber Temperatur und 91 Tage mit 15° mittlerer

Digitized by Google

Temperatur (12 weniger als 1834). Die höchste Wärme war 27.5° am 1. August (29.3° 1834). Es folgten 56 Tage mit 15° mittlerer Temperatur auf einander (1834 nur 54) vom 26. Juni bis 20. August; darunter eine Gruppe 9 sehr heißer Tage mit 20° und darüber mittlerer Temperatur vom 30. Juli bis 7. August (1834 nur 3). Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate Juni, Juli, August war 17.7° (1834 nur 17.1°). Die fünf Monate Mai bis September hatten 16.0° mittlere Temperatur (1834 hatte 16.1°). Die 13 ersten Tage des Septembers gehören alle zu den heißen Sommertagen (1834 hatte 11, darunter noch 5 heiße Tage vom 17. bis 21. Sept.). Die Temperatur der 106 Sommertage war 17.5°. Vom 1. Mai bis 30. Sept. zählt man 87 heitere und unter diesen 25 völlig wolkenfreie Tage (1834 zählte 83 und 25). Tage mit Regen vom 1. Mai bis 30. Sept. gab es 61 (49 im Sommer 1834); es fielen in fünf Monaten nur 1070 Kubikzoll (1130 im Jahr 1834; 1009 im Jahr 1780). Nimmt man den nassen Mai aus, so fielen in den 106 Sommertagen nur 483 Kubikzoll und bis Ende September 648 Kubikzoll (1834 dagegen 1048; 1780 auch 738). Demnach gab es seit 1779 keinen Sommer, welcher heißer, heller und trockener als 1846 gewesen wäre. Der Weinstock blühte vom 12. bis 21. Juni, die Trauben wurden im August gekocht, im September gebrunten, so daß die Weinlese an manchen Orten schon am 21. September begann, und die Trauben nie reichlicher, süßer und gesunder gesehen wurden. — Es entsteht nun die Frage: Haben wir einen strengen Winter zu erwarten? Nur die Erfahrung kann darauf eine Antwort geben. Es bieten sich zur Vergleichung acht Jahre mit heißen Sommern dar, welche auch für das Rebenerzeugniß günstig waren, nämlich 1780, 1802, 1807, 1811, 1822, 1826, 1834, 1842. Diese alle haben wenig Tage mit Schnee, nur drei sind namhaft kalt, doch bei Weitem nicht so kalt als der Winter 1845, die übrigen fünf sind nicht kälter als der Winter 1844, besonders gehört der Winter 1835, welchem der diesjährige am ähnlichsten werden dürfte, zu den milden, wenn er auch früher als gewöhnlich eintreten sollte. — Warum sollte er auch allzu strenge werden? Ist ja doch die Erdwärme durch den heißen Sommer von entgegengesetzter Nachwirkung, und hat das Hochgebirge viel mehr Schnee verloren als sonst, was eben so gegen den Pol hin der Fall sein muß. Daß die Zugvögel sich früher entfernten als sonst, hat seinen Grund nicht in ihrer Voraussicht eines strengen Winters, sondern in der frühen Erstarkung des Jungen für ihre Reise; ebenso ist es mit der früheren Reife des Holzes der Bäume und Sträucher. Krls. Z.

*** Die Herzogin von Orleans ging bekanntlich nicht selbst nach London, um Pathenstelle bei der neugebornen Prinzessin von England zu versehen, weil ein Gelübde sie binde, sich nie von ihren Kindern zu trennen. Dieses Gelübde hat die Prinzessin abgelegt, als ihr Gemahl, der vielbedauerte Herzog von Orleans, so plötzlich hinweggerafft ward, als die ganze Familie in Thränen des bittersten Schmerzes um die beiden königl. Waisen, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres versammelt war. Damals erklärte Helene von Orleans feierlich, sich nie und unter keiner Bedingung von ihren Kindern, sei es auch auf die kürzeste Zeit, zu trennen, sondern ihnen durch treue Hut und Pflege den früh entrissenen Vater zu ersetzen. Sie hat dieses Gelübde treu erfüllt: vier Jahre sind seit jenem Unglückstage vergangen und die Prinzessin hat ihre Kinder nie verlassen. Reisen, Feste, Repräsentationen sehen sie nur dann, wenn ihre Kinder dabei anwesend sind und Tag und Nacht läßt sie dieselben nicht von ihrer Seite. Wird die Mutterliebe der schützende Genius sein, der den Grafen von Paris durch alle Stürme der Zukunft hindurch sicher und fest an den Fuß des Thrones geleiten wird? Wahrlich, wenn man die Schicksale der präsumtiven Thronerben Frankreichs seit den letzten 50 Jahren durchgeht, so fühlt man, daß sie eines mächtigen Schutzengels bedürfen. Der Dauphin, Sohn Ludwigs XVI., starb im Tempel, der Sohn Napoleons, der künftige Erbe von halb Europa, starb im Exil zu Schönbrunn, der Sohn Karls X., der Herzog von Berry, fiel unter dem Dolche eines Mörders, der Herzog von Bordeaux irrt unstät auf fremder Erde umher, der erstgeborne Sohn Louis Philipps wird wie durch einen Blitzschlag seiner Familie entrissen; sie alle hatten liebende Mütter, die über sie wachten — möge der Graf von Paris glücklicher sein! Jahresz.

*** Nach der alten Etikette am Hofe Frankreichs mußte eine Königin nach dem Tode ihres Gemahls sechs Wochen lang zu Bette bleiben und durfte während dieser Zeit nichts sehen als Kerzenlicht. Dieß beobachtete noch Maria nach dem Absterben Ludwigs XII. im Jahre 1515.

*** In der Nähe von West-Springfield ist ein Teich, dessen Wasserfläche etwa 50 Acker Land bedeckt. Sein klares durchsichtiges Wasser ist seit kurzer Zeit trübe geworden; aus dem schmutzig gelben Wasser steigt eine Gasquelle auf, über deren Eigenschaft noch nichts Näheres mitgetheilt wird. Man vermuthet, das vor etlichen Wochen in der Umgegend verspürte schwache Erdbeben stehe zu dieser Erscheinung in einer nähern Beziehung.

*** Berlin. In diesen Tagen trifft aus Paris der berühmte Musard hier ein, um ähnliche colossale Conzerte, wie in Frankreichs Hauptstadt, in Kroll's schönem Lokale zu dirigiren. Welche Wirkungen dergleichen musikalische Unterhaltungen hervorbringen müssen, ist schon daraus zu entnehmen, daß er von Herrn Kroll zu seinen Conzerten unter Anderm auch zwölf Contra-Bässe verlangt hat, welche herbeizuschaffen nicht so leicht sein möchte. Herrn Musard mußte, ehe er sich entschloß, zu diesem Behuf jetzt nach Berlin zu kommen, von Herrn Kroll außer den Reisekosten noch das Honorar von 1000 Frs. für jeden Abend, an welchem er dirigirt, zugesichert werden. Ungeachtet dieser bedeutenden Ausgaben, welche Herrn Kroll dadurch erwachsen, wird das Eintrittsgeld doch nur 10 Sgr. pr. Person zu den Sälen und 15 Sgr. zu den Logen betragen, so daß es einem jeden nur einigermaßen Bemittelten möglich gemacht wird, ein so wirkungsreiches Conzert einmal zu hören. Musard wird in diesen Conzerten größtentheils eigene Compositionen vortragen lassen.

*** Quitte ou double. Zu Leicester wurde ein falscher Spieler zu zehn Jahren Transportation verurtheilt. Als er den Ausspruch des Gerichts hörte, rief er dem Richter zu: „Sir, laßt aus würfeln, zwanzig Jahr oder nichts."

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 10. Oktober. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und unter gütiger Mitwirkung der Fräul. Jenny Lind, k. schwed. Hofopernsängerin.) Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Jenny Lind. Im zweiten Akt: Schwedische Lieder, gesungen von Fräul. Jenny Lind. (Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.)

Sonntag, den 11. Oktober. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 282. Montag, den 12. October 1846.

Die Hochzeitsreise.

Aus meinem Album. Von E. Becher.

Am Vorabend unserer Abreise nach Paris sahen wir vor dem nahe gelegenen Gasthofe einen Wagen stillhalten. Auf dem Hintersitze Bediente und Kammermädchen, im Innern ein junges Paar mit verschlungenen Händen in den weich gepolsterten Ecken ruhend. Ohne Hülfe sprang die Dame von dem niedergelassenen Trute, warf einen Blick nach dem darin bleibenden Gefährten und ging dann, den Shawl dicht um sich gezogen, längs dem Quai mit raschen Schritten auf und ab.

Es war eine schöne, schlanke Gestalt, aber so zart gebaut, daß der starke Wind sie ordentlich schwanken machte und ihr Begleiter ängstlich nach ihr hinblickte, wenn sie an dem Schlage gleichsam vorbei geweht kam. Als er zum drittenmale den Kopf vorbeugte, schien sein edles, blaßes Antlitz krampfhaft verzogen, doch ihr dichter Schleier ließ es sie nicht wahrnehmen und sie verfolgte ihren Gang, bis das Posthorn den Wechsel des Gespanns verkündete, da schaute sie freundlich nickend durch das Wagenfenster, taumelte aber sogleich mit einem durchdringenden Schrei erbleichend zurück.

Den jungen Mann hatte ein Blutsturz befallen; schwer athmend und sprachlos lag er auf seinem Sitze hingestreckt.

Die herbeieilende Dienerschaft trug beide Gatten leblos in den Gasthof, indeß der Postillon, ein Liedchen pfeifend, seine Pferde wieder abspannte und die gaffende Menge sich langsam zerstreute. Bald darauf wurde der Arzt des Städchens, der mit uns am Whistische saß, zu seinem großen Verdruße abgerufen. Er blieb ziemlich lange aus und machte bei seiner Rückkehr eine bedenkliche Miene.

„Eine schöne Geschichte, das," erwiederte er grämlich auf unsere Fragen, „da will man eine Hochzeitsreise nach Paris machen und kutschirt schnurstracks in die andere Welt hinein. Das junge unerfahrene Weibchen hat keinen Begriff von der Gefahr ihres Gatten und er selbst besteht auf dem Vorsatze, schon morgen die Reise weiter fortzusetzen. Ha, er mag nur immerhin die Fakultät in der Weltstadt consultiren," fügte der Doktor murmelnd hinzu und bildete mit den Spielmarken ein Kreuz, das wohl zu gleicher Zeit die Zahl der gewonnenen Stiche und den Ausgang von der Krankheit seines neuen Patienten bezeichnen sollte.

Am andern Morgen sahen wir auch wirklich den Reisewagen unter unsern Fenstern vorbeifahren, aber langsam und feierlich wie eine Trauerkutsche; die Fenster waren aufgezogen und wir sahen, wie die schön geformte Hand der jungen Dame dem Gatten ein Riechfläschchen hinreichte.

Wenige Stunden nachher rief auch uns das Posthorn aus dem Kreise der Freunde und rasselnd flogen wir auf der staubigen Heerstraße nach Paris dahin.

In der ersten Nachtherberge trafen wir mit den jungen Vermählten zusammen; sie waren längst vor uns angekommen und saßen, vom Abendgolde umflossen, unter dem Schatten einer hohen Linde.

Es war ein rührender Contrast, welchen die bleiche Stirne des leidenden Gatten mit der blühenden, rosigen Wange seiner Gefährtin bildete, deren Auge ihm selig entgegenstrahlte, weil er sich besser fühlte und mit Zärtlichkeit die matten Blicke auf ihr verweilen ließ.

Von nun an folgten sich unsere Wagen unmittelbar, als gehörten sie zu einer Gesellschaft. Wir trugen Sorge, stets mit unserm Wagen hinter ihnen zu bleiben, um dem Kranken keinen Staub zu verursachen und hielten jedesmal mit dem Ehepaare an, wenn ein malerischer Punkt der Dauphiné mit ihren romantischen Felsengruppen, Waldungen und stürzenden Wassern, seine Bewunderung fesselten.

Es war Luisen's — so hieß die jugendliche Frau — erster Ausflug in die Welt, und der selige Gatte ergötzte sich an ihrem jubelnden Entzücken, wie eine Mutter sich ergötzt an dem ersten Lächeln ihres Kindes; zugleich bemühte er sich mit liebevollster Sorgfalt, es durch die Befriedigung ihrer kleinsten Wünsche noch zu erhöhen.

So bezeugte sie einmal, ihr Riechfläschchen aufrüttelnd, eine kindliche Freude an den im Sonnenschein spielenden Perlen, welche sich am Rande bildeten und verglich sie mit einem Juwelenreif, der ihre Hand schön schmücken würde. In der nächsten Stadt angelangt, verließ der Gatte beim Umspannen auf kurze Zeit den Wagen, und als Luise das Fläschchen wieder aufnahm, ließ er unbemerkt einen Diamantring darüber gleiten.

Auf diese tändelnde Weise legten sie im Morgenroth ihres neues Lebens die mehrtägige Reise sorglos und reich an Hoffnung und froher Zuversicht zurück.

Un er freundlicher, obschon zurückhaltender Verkehr, hatte uns gegenseitig bewogen, in demselben Hôtel garni eine Wohnung zu beziehen. Manche Ausflüge in der Umgegend wurden gemeinsam unternommen und überall erregte das junge Paar Aufmerksamkeit und Bewunderung. Endlich hielt uns der längere Aufenthalt auf dem Landsitze einer befreundeten Familie mehrere Wochen von ihnen entfernt.

Bei unserer Heimkehr hatte eine traurige Veränderung in ihrer Lebensweise statt gefunden. Luisens Gatte war abermals von seinem Uebel befallen worden und der Arzt hatte die Gefahr seines Zustandes nicht verschwiegen.

Die junge Frau war anfangs tief erschüttert, wurde indeß bald durch leichten Muth und die Beweglichkeit ihres Alters bei dem ersten Anschein einer Besserung wieder von tröstlichen Hoffnungen erfüllt und bewegte sich mit bezaubernder Anmuth in dem kleinen Kreise, den sie zur Zerstreuung des Genesenden um sich versammelt hatte. Zu diesem gehörte auch ein Fremder von ausgezeichnetem Anstande, ein Obrist in russischen Diensten, mit dem unsere Freunde öfters im Theater zusammengetroffen waren. Er

Digitized by Google

kam fast jeden Tag, war unablässig für die Unterhaltung des Patienten bemüht und wußte durch seine anekdotenreiche Unterhaltung und geselligen Talente viel Leben und Heiterkeit in der Krankenstube zu verbreiten. Demungeachtet fühlten wir uns wenig zu ihm hingezogen.

Eines Tages kam Luise freudestrahlend zu uns. Die Gesundheit ihres Gatten hatte rasche Fortschritte gemacht; er konnte wieder ausgehen und wollte ihr nun auf alle mögliche Weise Ersatz für die erlittenen Entbehrungen bieten. Der gefällige Krankenwärter, wie sie den Russen nannte, hatte zu dem Zweck eine Loge in der französischen Oper gemiethet, wo Duprez's Benefiz den Hof und die ganze schöne Welt von Paris vereinigen sollte.

„Sie sind von der Parthie," sagte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln; „wir erwarten Sie gegen sieben Uhr zum Kaffe."

Mit diesen Worten trällerte das liebliche Wesen, ohne irgend einer Einwendung Gehör geben zu wollen, aus unserm Zimmer.

Als wir uns zur festgesetzten Stunde einfanden, trafen wir den Gatten allein mit dem bewußten Hausfreunde. Luise war noch mit ihrer Toilette beschäftigt. Unser Anzug wurde von dem Weltmann mit Kennerblicken gemustert und da wir kein Geschmeide trugen, nur wegen seiner Frische mit nachlässig vornehmem Tone gepriesen.

Nun erschien die jugendliche Wirthin im reichen Spitzengewande, eine aufgeblühte Rose am Busen und die lichtbraunen Locken schmucklos Wangen und Hals umgießend. Sie war so reizend, daß wir sie alle mit einem unwillkürlichen Ausruf der Bewunderung begrüßten.

Der Fremde betrachtete die geschmackvolle Toilette mit sichtlichem Wohlgefallen und sagte dann zu dem Gatten:

„Ich hatte mir geschmeichelt, heute den kostbaren Familienschmuck zu sehen, von dem mehreremale in meiner Gegenwart die Rede gewesen ist. Sie sehen, ich bin ein Liebhaber von Edelsteinen." —

Bei diesen Worten zog er den eng anschließenden Handschuh aus und ließ einen Solitaire von ungewöhnlicher Größe im Lichte der Wachskerzen funkeln.

„Sie haben Recht," entgegnete Jener, „dieß ist eine passende Gelegenheit, Ihnen denselben zu zeigen, ohne sich den Anschein einer Prahlerei zu geben," und sogleich klingelte er der Kammerfrau, um das Kästchen mit den Kleinodien herbeibringen zu lassen.

Wir alle staunten über die seltene Juwelenpracht und schmückten scherzend die junge Frau mit Diadem, Gurtel, Ohrgehänge, Armspangen und Halsband.

„Nun bist Du strahlend schön, wie an unserm Trauungstage," sagte der glückliche Gatte, einen Kuß auf ihre Stirn drückend; sie aber legte das Köpfchen auf seine Schulter und flüsterte bittend:

„Laß mich das Geschmeide wieder ablegen, es wiegt so schwer, daß ich mich ganz beklommen fühle."

„Nein, nein, das wäre Hochverrath gegen die armuthigste Schönheit," rief hastig der Hausfreund und warf ihr den reichen Kaschmir über die Schultern.

In demselben Augenblick wurden die Wagen gemeldet; er ergriff ihre Hand und führte sie von dem beifällig nickenden Gatten gefolgt, mit einem seltsamen Ausdruck heimlicher Zufriedenheit, rasch die Treppe hinunter.

(Schluß folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Fortsetzung.)

Italien eignete sich frühe Karl den Großen wie ein hochgefeiertes Symbol der Christenheit selber an und schenkte während des Mittelalters seinem Sagenkreis eine ungleich wärmere Theilnahme als dem bretonischen von Artus und der Tafelrunde. Denn obgleich dieser nicht unbekannt blieb und, wie wir bald genauer erfahren, zu einem wichtigen Ferment des italienischen Epos wurde, so haben sich die Italiener doch nicht mit produktiver Entschiedenheit den dahin einschlagenden Romanen zugeneigt, ihre großen Dichter (seit Dante) nur Episoden oder Anspielungen daher geborgt. Zuerst ließ sich auch hier die Karlsdichtung in Volksgesängen vernehmen. Schon Jahrhunderte vor Bojard sangen Rhapsoden, auf gut Deutsch Bänkelsänger, vor versammelter Menge auf Straßen und Hafenplätzen die Thaten Karls d. G. und der Paladine, und zwar mit freier Handhabung der Stoffe und Einmischung von Sagen, welche in Italien zu Hause waren. Fraxpant sind aber an den erzählenden Reimgesängen oder Romanzi der Bänkelsänger Eigenheiten, welche uns die Kunstform Bojards und Arioſts zum Theil schon roh vorzeichnen. Sie ziehen nämlich durch öfteres Anreden die Hörer und sich selbst mit ihrer Persönlichkeit gleichsam in die Begebenheiten hinein, namentlich bei den Ruhepunkten, die nach Willkür vor dem gemäßen Abschluß eintreten. — Diese lebendige Gegenseitigkeit von Dichter und Publikum correspondirte mit einem ganz lockeren, subjectiv zu nennenden Fortgang; denn die Erzählung wurde zufällig fallen gelassen, zufällig wieder aufgenommen. Die äußere Freiheit begegnete sich mit einer inneren Ungebundenheit, welche die sorglose romantische Laune der klassischen Dichter in Bewirthschaftung der Sage als eine volksthümliche Weise des poetischen Anbaues beurkundet. In der nächsten Zeit vor Bojard componirte man mehrere größere Dichtungen in der rhapsodischen Form, und bis auf Arioſt ist sich die italienische Epik darin gleich geblieben. Wir finden diesen Ton in Pulcis Morganate und zuerst veredelt in Bojard, welcher mitten unter den Damen und Rittern am Hofe zu Ferrara sitzt, ihnen seine Abenteuer vorträgt, sie anredet, ihnen zu Gehör Betrachtungen einfließen läßt, beliebig abbricht und zum Fahrengelassenen nach Behagen wieder zurückzugreifen scheint. Man wurde aber vor Bojard auch mit Turpin und den oben besprochenen französischen Volksbüchern bekannt. Zudem erfreute sich ein italienisches Volksbuch, betitelt die fränkischen Königssöhne (Reali di Francia), einer ausgebreiteten Popularität. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts wanderte dasselbe in Handschriften durch Italien. Nach Leopold Ranke mag es nordfranzösischen Ursprungs und nicht vor dem 14. Jahrh. entstanden sein. Von den acht Büchern sind bis jetzt nur die ersten sechs gedruckt, und erst im sechsten leben Karl und Roland auf; ihre späteren Thaten behandeln die ungedruckten, von jenem Gelehrten ausgezogenen Bücher. Diese hatte offenbar Bojard vor sich. Die Reali wurden bis auf ihn in Italien noch mehr ausgebeutet, als Turpin, so oft sich auch die Epiker auf letzteren berufen. Der Inhalt besteht in der genealogischen Heldenfabel vom Geschlechte Constantins des Großen, welches unter dessen

Digitized by Google

Sohne Klovo zuerst das Reich der Franken in Besitz nahm, bis zu Karl und Pipin. Da sich damit als eigentlicher Gegenstand „eine eingebildete, phantastische Historie der Ausbreitung des Christenthums eng verknüpft" (Raule), so verläugnet sich auch hier wieder die Wurzel der Karlssage nicht; doch verspürt man nirgends die mönchischen Tendenzen des sogenannten Turpin. Die letzten zwei Bücher heben von einem dreifachen Angriffe der Sarazenen auf christliche Länder unter Agolante und seinen Söhnen Almonte und Trojano an (schon Turpin kennt Karls d. G. Kampf mit Aigolandus, König von Afrika) und geben in der Hauptsache bis auf die Christianisirung Spaniens und die Rache Karls für Ganelons Verrath. Turpin ist Quelle, aber es kommen alte Traditionen als weitere Grundlagen hinzu. Eine Menge von Zügen erinnert an Bojard. Die Haimonskinder bleiben wohl aus dem Spiele; inzwischen finden sich dafür um so mehr andere Helden und Begebenheiten außerhalb der eigentlichen Rolandssage, welche Bojard benützt hat. Dahin gehört der Angriff Agolante's und Almonte's auf Risa an der Meerenge von Sicilien, welches von dem tapferen Riccieri vertheidigt wird; dieser verliebt sich bei der Gelegenheit in Agolante's Tochter Ghalaziella und vermählt sich mit ihr, worauf sein neidischer Bruder Beltram Risa an die Sarazenen verräth. Hier ist der Keim zur Geschichte des in spätern Gesängen Bojards und im ganzen Ariost mit Liebe behandelten Ruggiero (Rudiger). Man ließ nämlich den ausbündig trefflichen Helden und Stammvater des Hauses Este mit seiner Schwester Marfisa von Riccieri und Ghalaziella abstammen. Von diesem Geschwisterpaar erzählt freilich das italienische Volksbuch nichts, doch versichert der alte Verfasser, die Sage zu kennen. Demnächst gemahnt die von Bojardo erfundene Angelika an eine persische Sultanstochter im 8. Buche der Reali, deren Vater von ihrem verschmähten Liebhaber bekriegt, aber von Roland aus der Klemme gezogen wird. Mit diesen zwei wichtigsten Parallelen bescheiden wir uns hier; von anderen Quellen Bojards war vorhin die Rede.

Soviel von den Quellen der Karlssage überhaupt, soweit ihre Kenntniß für das Studium Ariosts und Bojards von allgemeinem Interesse sein dürfte. Beide Dichter machen aber Epoche theils durch das neue Element der Liebe, welchem sie in unserem Kreise zur Herrschaft verhelfen, theils durch Originalität des Tons und der Composition, theils durch den wahren Kunstgehalt, welchen der frei behandelte Sagenstoff durch sie empfangen hat. Hierfür reicht die bisherige Betrachtung des Stoffes nicht aus, wir müssen die frühere Geschichte der epischen Kunst Italiens uns im Flage ansehen. Sowie das italienische Epos erst ins Leben trat, als die Blüthen der mittelalterlichen Epik allenthalben verwelkt waren, fiel ihm der kunstmäßige Abschluß der Karlsage zu, und zwar mit dem näheren Berufe, die ritterliche Romantik mit dem Geiste antiker Schönheit zu verschmelzen. Der Vater der italienischen Literatur, Dante, grub auch dieses Gesetz auf die eherne Tafel seiner göttlichen Komödie; denn gab er auch diesem allegorischen Gedichte einen überwiegend subjectiven Zusammenhalt und mehr die Einheit des in der Dialektik des Bildes sich fortbewegenden dogmatischen Gedankens, als diejenige der epischen Natürlichkeit, so ist doch mit solcher Energie der abstracte Gehalt in die Formen der epischen Plastik gegossen, daß die Vereinigung der Antike mit der Romantik von ihm an unter allen Wandelungen durch die klassische Periode des italienischen Epos Grundzug blieb. Dantes Meister war nicht Homer, sondern Virgil; er und Ovid regten zumeist die vorzüglichsten Epiker Italiens an.

(Schluß folgt.)

Die Bukowina.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Die Nahrung des Bukowiners ist sehr einfach und besteht oft nur in der Mamuliga, einer aus Kukurus- (Mais-) Mehl nach Art der italienischen Polenta bereiteten Speise, welche zu jeder Tageszeit mit Käse und Milch genossen wird, ein Gericht, welches die Hauptrolle auch in den Steppen des südlichen Rußland bis nach Asien hin spielt. Aus gleichem Mehl wird auch das Brod (Mulai) gebacken. Knoblauchsuppe, Sauerkraut (Bursch), Gurken und Hülsenfrüchte, also die russischen Nationalgerichte, sind nach der Mamuliga die gesuchtesten Speisen. Nur nach eben zurückgelegter Fastenzeit, die hier strenge beobachtet wird, und mehr als die Hälfte des Jahres einnimmt — (die meisten Bewohner der Bukowina bekennen sich zur griechischen Religion) — genießt der Landmann etwas Rind- oder Hühnerfleisch. Unter den Getränken ist der Branntwein sehr beliebt. Männer und Weiber sind ihm mit Leidenschaft ergeben und selbst Kinder vertragen denselben hier zu Lande in einer Menge, welche Staunen erregt. Die Neugebornen werden oft mehrere Jahre lang gesäugt, nebenbei erhalten sie auch noch Mehlbrei zur Nahrung und um sie ruhig zu erhalten, gibt man ihnen schon in den ersten Wochen Branntwein, bei welcher Behandlung fast die Hälfte der Kinder vor Ende des ersten Lebensjahres zu Grunde geht. Gewaschen oder gebadet werden sie fast nie. An der bedeutenden Sterblichkeit mag übrigens auch noch der Umstand großen Antheil haben, daß die Angehörigen der griechischen Kirche ihre Kinder gleich nach der Geburt zu jeder Jahreszeit ins kalte Wasser tauchen, was gewöhnlich im Freien und meistens im fließenden Wasser geschieht.

Die Verschiedenheit der Nationen in der Bukowina, die theils ursprünglich im Lande waren, theils später eingewandert sind, bedingt auch eine Verschiedenheit der hiesigen Trachten, welche im Ganzen alle zweckmäßig genannt werden können. Die Moldauer, welche zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen, tragen im Sommer ein langes leinenes Hemd mit weiten offenen Aermeln über einem von grobem, braunen oder weißen Tuch verfertigten Beinkleid und um den Leib einen breiten ledernen Gürtel, der mit messingenen Knöpfen verziert ist. Ueber das Hemd wird eine aus Stoff und Farbe dem Beinkleid gleiche Jacke angezogen und im Winter mit einem langen, bis unter die Waden reichenden Schafpelze vertauscht. Das an der Stirn ganz kurz geschorne und am Hinterkopfe lange Haar ist mit einer fuchsartigen Lammfellmütze bedeckt; die Füße mit Schuhen bekleidet, die aus rohen Ochsenhäuten verfertigt und mit Riemen über den Knöcheln befestigt werden.

Die Weiber tragen ebenfalls ein langes, leinenes Hemd, welches sie an den Achseln, an der Brust und an den Aermeln mit Wolle, bisweilen mit Gold- und Silberfäden oder mit Glasperlen sticken; die Stelle des Unterrocks vertritt eine um die Lenden gebundene breite Schürze von brauner Wolle oder gebleichter Leinwand, welche gleich dem Hemde bunt ausgenäht ist. Im Winter schützen sie sich eben so wie die Männer durch einen langen Schafpelz

Digitized by Google

gegen die Kälte. Den Kopf hüllen sie in ein weißes leinenes Tuch, während die Mädchen ihre Haare in Zöpfe flechten und mit Bändern schmücken. Nach den Moldauern sind die Huzulen, ein slavischer Volksstamm, die zahlreichsten, diesen folgen Juden, Ruthenen, Deutsche, Armenier, Ungarn, Zigeuner und Lipowaner. Die letztern verdienen ihrer vielen Eigenthümlichkeiten wegen einer besondern Erwähnung. Sie sind erst im Jahre 1783 vom schwarzen Meere in die Bukowina eingewandert und erhielten bei ihrer Ansiedelung vollkommene Religionsfreiheit und die Befreiung vom Wehrstande. Sie beschäftigen sich meistens als Weber, Seiler, Obstgärtner und zeichnen sich durch Fleiß vor den übrigen Bewohnern des Kreises aus. Ihre Religionsgebräuche sind unbekannt, weil Andersgläubigen der Zutritt in ihr Bethaus nicht gestattet wird. Den Priester wählen sie aus ihrer Mitte; Fleisch genießen sie sehr mäßig und sind im Beobachten der Fasten äußerst strenge. Der Gebrauch geistiger Getränke und des Tabaks ist nach ihren Glaubenssätzen verboten, ebenso der Gebrauch der Arzneimittel und die Blatternimpfung. Bei dieser wenig zahlreichen Sekte, welche an die Hindus und Parsen erinnert, findet man Menschen von sehr hohem Alter. 18.

Feuilleton.

*** Frankfurt. Die Lichtbilder des Herrn J. Bosch aus Wien. Die Lichtbilder, dissolving views, diese Erfindung, welche den vereinten Kräften der Chemie und Optik ihr Entstehen verdankt, sind bekanntlich aus England zuerst durch Döbler auf deutschen Boden verpflanzt worden. In neuerer Zeit hat auch Hr. J. Bosch aus Wien sich mit diesem Kunstzweige beschäftigt, und bereits in mehreren Städten ehrende Anerkennung geerntet. Ohne mit den Lichtbildern Döbler's eine Parallele ziehen zu wollen, darf man denen des Herrn Bosch nachrühmen, daß sie mit besonderer Klarheit und Treue das zu veranschaulichende Bild vor das Auge des Zuschauers bringen, wobei auch die sinnige Art, wie die verschiedenen Bilder gleichsam in einander verschwimmen, angenehm überrascht. Herr Bosch weiß durch den Wechsel der mannichfachsten Bilder den Beschauer zu fesseln und ermüdende Einförmigkeit fern zu halten. Die Riesenwölbungen mittelalterlicher Dome wechseln mit blumigen, sonnebeschienenen Matten, die Gräuelscenen des Schlachtfeldes mit der freundlichen Ruhe einer vom Monde mild und klar beleuchteten Landschaft ab, und zum Schlusse führt der Künstler heitre Bilder aus dem Alltagsleben vor, die durch ihre Naturwahrheit und komische Wirkung ergötzen. In Pesth, Nürnberg, Wiesbaden, Mainz ꝛc. hat Herr Bosch durch seine Leistungen entschiedenen Beifall geerntet. So wird ihm derselbe auch nicht fehlen, wenn er nächstens seine schönen Bilder den Bewohnern anderer Städte vorführt. ✝.

*** In den Jahren 1539 und 1540 gab es so viel Wein, daß sich, wie ein alter Bericht sagt, viele Leute darüber zu Tod tranken. Ein Edelmann ließ damals seinen alten Wein durch seine Bauern im Robot austrinken; sie mußten wöchentlich aus Geschäft, Händel und blutige Köpfe gab es dann genug und der Edelmann als Gerichtsherr stand sich dabei besser, als wenn er den Wein verkauft hätte.

*** Nach einem uns aus London zukommenden Schreiben hat ein deutscher Naturforscher, Namens Gesner, in der Bai von Neufundland zwei neue Arten mehlreicher Knollenpflanzen entdeckt, welche so viel zu versprechen scheinen, als die wilden Kartoffeln, die einst von Sir Walter Raleigh von Virginien nach Europa gebracht wurden, als erste Exemplare der Frucht, welche jetzt ein fast unentbehrliches Bedürfniß für unsern Continent geworden ist, so daß ihr zweijähriges Mißrathen allwärts Besorgnisse verbreitet. Die neuaufgefundenen Knollenpflanzen sind kleiner als unsere gewöhnlichen Kartoffeln, sehen aber sonst wie diese aus; das Innere ist vollkommen weiß, und soll den Geschmack und Geruch unserer Kartoffeln haben. Wir behalten uns nähere Mittheilungen über diesen hochwichtigen Fund vor. A. Z.

*** Eine Rarität. John Smith zu Heywood Newroad, Near, in der Nähe von Bury, trägt einen Hut, den er 1799 zu Rochdale für einen halben Kronenthaler kaufte und seit jener Zeit, also 47 Jahre, regelmäßig jeden Tag trug. Obgleich das Exemplar in einem sehr desolaten Zustande sein soll, hofft man doch, er werde in drei Jahren noch sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern können. Seine Memoiren, in vielen Bänden, sollen erst nach seinem Tode veröffentlicht werden. †††.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 10. October.)

Noch im Laufe dieses Monats wird Gottfried Kinkel bei Bädeker in Essen ein Jahrbuch für 1847 unter dem Titel erscheinen lassen: „Vom Rhein, Leben, Kunst und Dichtung". Tüchtige Kräfte der Kunst, Literatur und schönen Wissenschaft, wie sie an den Ufern des Rheins, besonders an der Hochschule zu Bonn und auf der Kunstakademie zu Düsseldorf, treiben und blühen, zu einem schönen vaterländischen Werk zu vereinigen, ist der nächste Zweck des Unternehmens, an welchem in den folgenden Jahren fortgebaut werden soll. In dem ersten Jahrgang sind außer anderm Interessanten drei gelungene Nachbildungen neuerer Werke der Düsseldorfer Schule von Hübner, Volckhardt und Mayer mit passender Textbegleitung von Kinkel versprochen. Außer dem Herausgeber haben Schnaase, Professor Löbell und Levin Schücking novellistische, Karl Simrock und Wolfgang Müller größere Gedichte, und außer andern Arndt, Braunfels, Dräxler-Manfred, Annette von Droste-Hülshoff, Geibel, Kaufmann, Smets, Adelheid von Stolterfoth und Ludwig Wihl kleinere Poesieen geliefert. Man darf sich also in den 25 Bogen viel Schönes versprechen. — Auch in Frankreich wächst die Rheinliteratur mit jedem Tage. So rühmt die „Revue de deux Mondes" ein so eben erschienenes Werk von André Delrieu, welches in passender Kürze und schöner Form alles Wissenswürdige von den Ufern des Rheins enthalte, während auch den Wundersagen, zärtlichen Romanzen und tiefsinnigen Balladen, der eigentlichen Seele des deutschen Stroms, ihr Recht widerfahren ist. Jedenfalls muß dies Buch besser, d. h. weniger barokk sein als Victor Hugo's „Rhein, wenn es dieses Lob verdienen soll.

— Spontini, der sehr bedenklich erkrankt war, befindet sich auf dem Weg der Besserung, und wird bald völlig genesen sein.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 11. October. Die Musketiere der Königin, große Oper in 3 Abtheilungen, von St. Georges, ins Deutsche übertragen von Carl Gollmick. Musik von Halevy.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 283. Dienstag, den 13. October 1846.

Ein Lied vom König Wein, Anno 1846.

Thalwärts hör' ich erschallen
Ein kriegrisch Getön',
Viel' Schüsse hör' ich knallen
Von allen Rebenhöh'n.
Ihr zieht wohl gar als Kreger
Wider den König Wein?
Glaubt mir, er wird ein Sieger
Ueber Euch alle sein.

Jetzt mögt' Ihr ihn bestehen,
Er ist ja nur ein Kind,
Lächelnd die Mienen sehen,
Sein Kuß ist süß und lind;
Jetzt führt Ihr ihn nach Hause
Und schirmt ihn sorgsam ein
In holzgefügter Klause,
In finsterm Kämmerlein.

In engem Kerker träumet
Sein königlich Gemüth,
Das junge Leben schäumet,
Wann nun die Rebe blüht.
Und nicht in vierzn Jahren,
Ein ein'ges geht nur um,
So könnt' Ihr schon erfahren
Des Herrn Ingenium.

So brav und gut gerathen
War nie ein Heldenkind,
Sogleich in Kinderthaten
Versucht es seinen Muth.
Der Königssohn thut trinken
Die Fahrt in alle Welt;
Wohl unter Tisch und Bänken
Liegen, die er gefällt.

Man hat von solchem Streite
Gehört zu keiner Zeit,
Wo so die Kämpfer beide
In höchster Einigkeit;
Wo stolz sich für den Sieger
Stets der Besiegte hält,
Und wo der Unterliegee
Standhaft behält das Feld.

Ihr alle, die bezwungen
Der hohe König schon,
Ihr Alten und ihr Jungen,
Ihr Stillen und ihr Froh'n,
Ihr Krummen und ihr G'raden
Stoßt an und stimmet ein:
Vor allen Potentaten
Ein Hoch dem König Wein!

J. E. Braun.

Die Hochzeitsreise.

Aus meinem Album. Von E. Becher.

(Schluß.)

Kurze Zeit nach unserm Eintritt in die Loge erhob der Kapellmeister sein gebietendes Stäbchen und es erschallte die Ouvertüre von Rossini's Tell. Die vollendete Aufführung und namentlich die hinreißende, tief ergreifende Stimme des Tenors hatten unsere Aufmerksamkeit so gänzlich gefesselt, daß der Obrist uns unbemerkt verlassen konnte.

In dem letzten Akte stellte er sich wieder ein; er war indeß sichtlich zerstreut und warf häufig einen Blick nach der kleinen Glasscheibe in der Logenthüre, durch welche wir von Zeit zu Zeit eine hohe männliche Gestalt in dem Corridor vorbeigleiten sahen.

Endlich war der Vorhang gefallen, und ein jeder suchte sich einen Weg durch die wogende Menge zu bahnen. Da Luisens Gatte sich etwas ermüdet fühlte, geleitete ihn sein Freund zuerst an den Wagen, während sie mit uns in dem Vorsaal auf seine Rückkehr wartete; bald kam er, auch ihr den Arm anzubieten, und in dem Gewühle sie schnell aus den Augen verlierend, gelangten wir erst nach einer geraumen Weile zu der eignen Kutsche.

Auf der Hausflur trat uns der Gatte in großer Aufregung entgegen.

„Warum haben Sie Luise bei sich behalten," rief er lebhaft; „hätte ich sie nicht in so guter Umgebung gewußt, so würde ich mich ernstlich geängstigt haben, aber wo bleibt sie denn mit dem Obristen?"

Wir sahen ihn betroffen an und hielten die Sache für einen Scherz des muntern Weibchens.

„Komm, komm' Luise," schrie er mit steigender Ungeduld der Treppe hinunter, „dieser Spaß ist unzeitig und hat lange genug gedauert."

In seiner festen Ueberzeugung wollte er lange nicht glauben, daß wir ohne sie zurückgekommen waren, und als er endlich unsere Betheuerungen nicht mehr in Zweifel ziehen konnte, theilte er uns bestürzt mit, daß er nach langem vergeblichem Warten, in der Meinung, seine Frau habe mit ihrem Begleiter unsern Wagen in dem Gedränge leichter erreichen können, allein nach dem Hotel abgefahren sei.

In gespannter Unruhe horchten wir nun auf jedes rasselnde Fuhrwerk und glaubten, es müsse die Vermißten herbeiführen. Einige Wagen hielten hie und da in der Nachbarschaft, die meisten fuhren vorüber und jedes verhallende Wagengerassel erfüllte uns mit wachsender Bangigkeit.

So brachten wir in Furcht und Hoffnung die Nacht bei dem trostlosen Freunde zu. Sein Zustand grenzte an wahnsinnige Verzweiflung.

Mit Anbruch des Tages verließ er uns, um die Polizei von dem unglücklichen Vorfall in Kenntniß zu setzen und kehrte erst spät am Abend wieder zurück. Den ganzen Tag war er in den Straßen umhergeirrt, hatte mehreremale die ausgestellten Leichname in der Morgue besichtigt und

Digitized by Google

war dann längs den Ufern der Seine auf und ab gewandelt.

Am folgenden Morgen lag der Beklagenswerthe im hitzigen Fieber; er begrüßte uns, seine Wärterinnen, als die wiedergefundene Gattin. Es war ein herzzerreißender Anblick.

In dieser qualvollen Lage verflossen uns drei Tage ohne irgend eine Auskunft über die Verschwundene, als am Morgen des vierten Tages der Kranke zum erstenmal in einen tiefen Schlummer fiel; wir hatten eine günstige Krise und entfernten uns, selbst der Ruhe bedürfend, von seinem Lager. Da stürzte plötzlich Henriette, Luisens Kammerfrau, bleich und verstört in unser Zimmer.

„Um Gotteswillen," rief sie erschrocken, „kommen Sie schnell herunter, die gnädige Frau ist zurückgekehrt."

Wir fanden ihre Gebieterin laut schluchzend in den Armen des Gatten. Die Füße waren nackt und blutig, verwirrt hing ihr das Haar um die Schultern und ihr zerrissenen Kleider bedeckten kaum die schön geformten Glieder. Er gab uns ein Zeichen, nicht näher zu treten; seine todtbleichen Züge drückten einen maßlosen Schmerz aus. Beklommenen Herzens gehorchten wir dem Winke und zogen uns schweigend zurück.

Als wir gegen Abend uns nochmals bei dem Ehepaar einstellten, lief die Dienerschaft verwirrt in den Corridors hin und her. Ihr Herr hatte soeben einen neuen Blutsturz gehabt, der seine Auflösung herbeizuführen drohte. Luise, seine Hand in der ihrigen haltend, saß thränenlos an dem Bette. Ein finsterer Blick lag auf der sonst so kindlich heitern Stirne und ihre jugendlichen Züge schienen um zehn Jahre gealtert.

Unsere Erscheinung machte sie beben, doch sich sogleich fassend, sagte sie mit einem seltsamen, fast wilden Blick auf den röchelnden Gatten:

„Sie sehen, es gibt Geheimnisse, die zu erfahren tödtet; bald wird ihm wohl sein und auch mir."

Nach diesen klanglos ausgesprochenen Worten versank sie in ein tiefes Schweigen, ohne unsere Bemühungen um den Sterbenden zu unterstützen oder uns eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Ach, wir vermochten es nicht, das entfliehende Leben aufzuhalten, und bald hatte unser Freund den Todeskampf vollendet.

Von diesem Momente an hielt sich seine Gattin in ihrem Gemache eingeschlossen und überließ es uns, für die Bestattung der Leiche zu sorgen. Sie wollte bis dahin, sagte sie, von allem Umgange abgesondert leben.

Aber am Morgen der Beerdigung wurde Luise entseelt neben der Leiche gefunden. Nach der Meinung des Arztes mußte sie sich schon mehrerer Tage aller Nahrung enthalten haben, und wirklich gestand das Kammermädchen schluchzend, daß sie ihre Gebieterin auf keinerlei Weise habe überreden können, die geringste Speise zu sich zu nehmen.

In schwermüthigen Betrachtungen versunken, begleiteten wir die beiden Gatten auf ihrem letzten Wege, wie wir noch vor wenigen Wochen ihnen auf dem ersten, lebensfrohen Ausfluge in die Welt gefolgt waren.

Da wurde der Leichenzug plötzlich von einem Auflaufe vieler Menschen gehemmt. Es war in der Nähe eines Pfandhauses, wo ein Fremder den Besitz vieler Juwelen und anderer Kostbarkeiten, die er versetzen wollte nicht zu rechtfertigen gewußt hatte und deshalb in Verhaft genommen worden war. Wir konnten uns einen neugierigen Blick auf den Gefangenen nicht versagen und erkannten in ihm den fremden Pseudo-Obristen.

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Erster Artikel.

Die Sage von Karl dem Großen.

(Schluß.)

Das Verhältniß der italienischen Poesie auf ihrem Höhepunkt zur römischen ist aber darum nicht von fern das der Nachahmung und Abhängigkeit; was man aus den Vorbildern holte, bestand weder in den Hauptstoffen (die Herübernahme einzelner Mythen, Vorstellungen, Bilder, Gleichnisse ꝛc. wird nicht geläugnet), noch in der Form der Composition, sondern wesentlich in der Sicherheit und Harmonie, in der sinnlichen Bewegung und ausgestaltenden Freudigkeit, in der verständigen Objectivität, Helligkeit und anschaulichen Fülle der Darstellung, in den Linien der Schönheit, genug in dem entschieden künstlerischen Styl, welcher das in sich mehr oder weniger verlorne Phantasieleben des Mittelalters in die schöne Gegenwart der durchdrungenen Form erhob. Der antike Formensinn hat bei Dante und seinen großen Nachfolgern die selbstständige Ideenwelt des romantischen Weltalters, er hat aber auch die Schöpfung volksthümlicher, dem Inhalte gemäßer Compositionsformen und Versgesetze nicht verkümmert. Bojard und Ariost stehen genau auf dieser versöhnten Mittellinie sonst so weit auseinander liegender Tendenzen der Poesie. Die Literatoren nennen zwar als Erstling epischer Kunst die Theseide des Boccaz; ich finde jedoch in ihr keinen geschichtlichen Lebenspunkt, als daß Boccaz das typische Versgebände des italienischen Epos, die Ottave rime, wo nicht erfunden, doch zuerst für die poetische Erzählung benutzt hat. Weit die wichtigste Anfangserscheinung ist uns Dante selbst, im bedingten Sinne ein wahrer Epiker, und wahrlich ein großer, wenn Einer im Mittelalter! Trotz des fast zweihundertjährigen Zwischenraumes von ihm bis zur Entstehung des eigentlichen Epos, blieb der Styl hier wie dort in seinem eigensten Geiste derselbe. Die ersten großen Epopöen fallen zudem mitten in eine Zeit, wo das wieder erstandene klassische Alterthum, nachdem längst Dante's, Petrarca's und Boccacio's Heroldsrufe erklungen waren, eine tiefe und allgemeine Sympathie erregte. Die ästhetische Begabung der italienischen Nationalität sog aus dem antiken Geist und Styl frisches Leben. Wie mächtig aber auch diese auf Schönheitsstatt, reine Kunstbildung, mitunter selbst äußeren Zuschnitt influirten, dennoch war im Ganzen die Form der Meisterwerke (die Versregel mit eingeschlossen) eine höchst originelle, das am vollkommensten plastische Gefäß für den romantischen Heldengeist des Mittelalters.

Die epische Kunstperiode der italienischen Poesie hebt mit dem Zeitalter der Medicis an, in der letzten Hälfte des 15. Jahrh, also in der Abendröthe des Mittelalters, dessen Genius sich gegen die Macht der Antike, noch mühsamer gegen das Eindringen jener Aufklärung zu wehren hatte, die in Kirche, Staat, Kriegsweise, Industrie und allen Kreisen des Lebens die gewaltigsten Veränderungen hervorrief. Dieser Kampf und Uebergang mußte sich auch im Entwickelungsgange des Epos abspiegeln. Wir dürfen für unseren Zweck, die Manier der zwei alten Meister in ihr rechtes historisches Licht zu setzen, über Manches, was an der Schwelle dieser Zeit steht, hinwegsehen, weil es keine Epoche macht. Halten wir uns lediglich an die drei Repräsentanten der drei Richtungen, welche bei

Digitized by Google

jenem großen Lebensumschwunge naturgemäß zum Vorschein kamen. Die stärkste Begeisterung für das Ritterthum in einer schon fast ganz unritterlich gewordenen Zeit durchflammte einen vorzüglichen Dichter, Bojardo, und trug ihn in die kühnsten Räume der Heldenfeier. Dieser nachgeborne Ritterton mit seiner sich selbst übersteigenden und darum unbewußt ironischen, sich nur erst harmlos neckenden Thatenlust besaß Gläubigkeit und doch wieder Keckheit des Erfindens genug, um die Ritterherrlichkeit des Mittelalters in vollem und neuem Glanze zu beleuchten. Gleichzeitig mit Bojardo und von ihm unabhängig wurde aber von Luigi Pulci ein Ton angeschlagen, der, so untergeordnet er sein mag, mehr der Ausdruck der Zeit war, als jener Bojardo's, indem nämlich dem epischen Ernste die grobe, zerfressende Ironie über Heldenthum und Frömmigkeit der Ritterzeit sich einnistet und den Dualismus der Zeit unversöhnt darlegt. Den Geist beider Richtungen in einer höchst edlen, wiewohl nicht vollendet epischen Mitte zu überwinden gelang Arioſt, dem wahrhaftesten Organe des Ueberganges. Eine frommfleißige und andachtig sich hingebende Pflege alter Heldensage lag außer dem Gesichtskreise der Nation, und doch war noch lebendiger Trieb vorhanden, das Alte im Lichte der neuen Zeit, welche sich noch nicht scharf von ihm gesondert hatte, von Neuem zu gestalten und zu genießen. Es galt also, das mythische Ritterthum mit einem klug, genußsuchtig, üppig, wankelmuthig, egoistisch, ja höchst frivol gewordenen Zeitalter auszugleichen; und befriedigend war dieß nur dann zu realisiren, wenn beide Welten durch eine lebensvolle und überlegene Einheit in einander geschlungen wurden. Diese wundersame Einheit fand Arioſt durch seine rein poetische Ironie, welche mit fröhlichem Lächeln, ohne den Tod der Satire im Herzen zu tragen, sich auf den Gegensätzen hin und her wiegt, und indem sie eine Zeit an der anderen aufhebt, beide zugleich gelten und ihr Wesentliches durch die komische Flüchtigkeit hindurch erkennen läßt. In dieser zugleich positiven und negativen Ironie war es allein möglich, das Streitende und Gährende, welches im Leben einen schroffen Bruch ahnen ließ, künstlich zu versöhnen. Wie ein feiner Thau erfrischt sie die Bluthen des Ritterthums, statt dem Nachtfroste gleich zerstörend auf sie zu fallen.

Beide, Luigi Pulci (1432—1487) und Bojardo (1430—1478) übten auf Arioſt den größten, auf einander gar keinen Einfluß, da sie ganz unabhängig von einander dichteten. Pulci, ein Tischgenosse Lorenzo's von Medici, gehört zu den kecken Spöttern, welche in jener Zeit mit der Waffe des Witzes gegen das Pfaffenthum in die Schranken traten. Wenn ein solcher Mann die älteste eigentliche Ritter-Epopöe der Italiener, welche auf ästhetischem Standpunkt diesen Namen verdient, geschrieben hat, (um wie viel Jahre er oder Bojardo sich den Vorsprung abgewonnen, ist übrigens gleichgultig, weil sie ganz unabhängig von einander dichteten), so nimmt es nicht Wunder, daß er die witzige Manier in unvollendeter Härte einführte. Sein Gedicht vom Riesen Morgante (Morgante maggiore) ist dem allgemeinsten Umrisse nach aus dem achten Buch der Reali di Francia geschöpft, aber der Dichter geht nicht nur mit dieser Quelle sehr frei um, sondern bereichert sie auch mit vielen anderweit vorgefundenen Sagen oder eigenen Erfindungen. Morgante ist nicht der Hauptheld, sondern Roland, der erste Paladin Karls d. Gr., welchen die Ränke seines Feindes Gan zu einem abenteuernden Leben forttreiben, wobei er denn einen überwundenen Riesen, Morgante, zum Christenthum bekehrt und als Genossen bei seinen Heldenthaten erkürt. Später steht Orlando seinem Kaiser bei und fällt in der Schlacht bei Roncisval. Mit dieser endigt das Gedicht, welches da begonnen hatte, wo Roland, von Karl beleidigt, ihn verläßt. Er hat weder Einheit der Handlung, noch Einheit des Tones und der Gesinnung und ist in der Composition regellos, in der Form unvollendet. Neben dem Ernste tummelt sich die Burleske, welche bis zu plumpen Späßen und Harlekiniaden sich herabläßt und in den mit sorgloser Freigebigkeit hingesprudelten Sprüch- und Witzworten des florentinischen Idioms einen Haupthebel hat. Das Unversöhnte der Gegensätze ist höchst eigen; es gilt dem Dichter bald um Scherz, bald um Ernst; „epische Fastnachtspoesie" darf man jedoch mit dem Bouterweck den Morgante nicht schelten. Wohl werden die Priester abwechselnd mit scharfem Spott und bitterem Ernst verfolgt; allein die Untersuchungen über tiefbewegende Fragen der Religion, wie bizarr auch die Gelegenheiten seien, wo sie angestellt werden, erlauben nicht, daß man sie für Schelmereien nehme; eben so wenig die nach dem Herkommen beibehaltenen wirklich frommen Anfangsgebete. Wenn also religiöse und kirchliche Dinge tausendfältigen Spott erfahren, so ist darum das Gedicht nicht von einer freigeisterischen Gesinnung durchdrungen. In der Behandlung des Ritterthums ist Ironie unverkennbar; allein Roland, dem Helden der Volkssage, noch weit näher als der des Arioſt und selbst der des Bojardo, steht in reiner Größe, von irdischer Einmischung und Liebesverführung frei, wie bei Turpin, höchst versöhnlich, nicht gewaltsam, als ein großmüthiger, fester Gotteskämpfer und Vorfechter für König und Vaterland da. Panizzi, der gelehrte neuere Herausgeber des verliebten Roland, behauptet sogar: „Rolands Charakter bei Pulci ist wirklich und wahrhaft episch, und Wenige werden läugnen, daß den besten Roland Pulci gezeichnet hat." Gegen Ende reinigt sich das Epos im Ganzen von dem spaßhaften Wesen und glänzt durch wahrhafte Poesie mehrer Partien. Pulci war aber bei aller Größe des Talents nicht der Mann, um ein Ganzes mit Einem Haache zu durchziehen, oder die Einflusse der Zeit versagten es. Echte Poesie des Ritterthums, schöne Zuge des Charakters und Herzens, Tiefsinn und Frömmigkeit laufen mit Gemeinem, Widerwärtigem, Abgeschmacktem durcheinander; das ganz Entgegengesetzte stoßt oft hart und verletzend zusammen. Leopold Ranke (zur Geschichte der italienischen Poesie), dessen schöne Entwickelung uns zum Leitstern bei der kurzen Andeutung über diesen Dichter gedient hat, sagt zum Schlusse von dem Morgante: „Es ist etwas Wildes und Chaotisches darin. Die Elemente, die in dem Zeitalter kämpfend liegen, sind in all ihren Gegensätzen auch in dem Gedichte vorhanden. Pulci ist einer der genialsten, geistreichsten Menschen, die jemals Verse gemacht haben, obgleich sein Werk von aller Vollendung weit entfernt ist."

Feuilleton.

*** Bei Oberstadt, Oberamt Tuttlingen in Würtemberg, sind auf der schon früher erwähnten heidnischen Grabstätte etwa 50 Gräber aufgedeckt worden. Das ganze Grabfeld ist 120 Schritte lang und eben so breit. Die besterhaltenen und inhaltreichsten Särge mit Eisenwaffen, vielleicht dem Stande der Herren angehörig, liegen oben an der Straße. Weiter abwärts fand man Särge, die meist einen Bogen mit drei Pfeilen oder einen langen

Digitized by Google

Stab enthielten, vielleicht dem Stande der Knechte angehörig, und noch weiter Kinder und Frauen. Alle Särge sind Todtenbäume, d. h. mit der Axt behauene, wie Tröge ausgehölte Baumstämme, auf deren Deckeln sich Schlangenköpfe zeigen. Die Särge der Frauen waren meist ganz glatt. Zwei Gräber enthielten statt der Todtenbäume gezimmerte Bettstellen, eines einen breiten viereckigen Kasten, wahrscheinlich für 2 Leichen, von denen aber nichts mehr zu erkennen war. Die Särge lagen in blauem Thon in etwa 4 bis 5 Fuß Tiefe. Ihr Inhalt war höchst merkwürdig und es ist zu hoffen, daß aus demselben ein eigenes Museum gebildet werde, da ein ähnlicher Fund wohl schwerlich wieder vorkommt. Man fand sehr schöne Waffen, sowohl das Holz als Metall noch sehr gut erhalten: Schwerter in den hölzernen Scheiden, Lanzen mit Leder umwunden. In einem sehr kostbar ausgestatteten Sarge fand man ein schönes Pferdegebiß, Sattel, Gurt ꝛc., und in dem Arm eine langhalsige Geige, so hoch, daß der Kopf des Todten sich seitwärts darauf lehnte. Da kein Zweifel darüber herrschen kann, daß diese Gräber aus der vorrömischen Zeit herstammen, also etwa 2000 Jahre alt sind, so hat man hier das älteste Denkmal schwäbischer Sängerkunst. Nicht fern von diesem Grabe fand man die weich auf Moos gebetteten Ueberreste eines Frauenzimmers, mit bunten Korallenschnüren und noch einer Haarnadel in den braunen Haaren, die, nachdem sie an das Licht kamen, roth erschienen. Sogar von dem Käppchen über den Haaren fanden sich noch Spuren.

*** Der Pariser „Constitutionnel" vom 6. Oktober enthält folgende interessante Mittheilung: Einer der Söhne Schamils, des Helden des Kaukasus, wurde vor mehreren Jahren, erst acht Jahre alt, von den Russen gefangen genommen. Der Kaiser ließ ihm in der Militärschule eine ausgezeichnete Erziehung geben, und der Sohn des gefürchteten Kriegers gehörte bald zu den besten Schülern. Er sprach niemals von seinem Vater und schien überhaupt sein Geburtsland vergessen zu haben. Seine Schulkameraden, ja selbst die Professoren wußten nichts von seiner Abkunft, denn er war ihnen unter einem anderen als seinem eigentlichen Namen bekannt. Verflossenen Juli verließ er die Militärschule und wurde als Lieutenant zu einem finnländischen Regiment geschickt. Vor einem Monate verschwand er plötzlich und ließ einen Brief an seinen Obristen zurück, worin er ihn über seine Abkunft unterrichtete und ihm erklärte, er habe, obgleich jung, sein Geburtsland nicht vergessen und er begebe sich jetzt dorthin, um sich seinem Vater und seinen Brüdern anzuschließen. Die Nachricht von seinem Verschwinden erregte großes Aufsehen. Der junge Schamil, der jetzt 18 Jahre alt ist, war bei seinen Mitschülern außerordentlich beliebt, und sie können jetzt seine Geduld und seinen Muth, mit dem er lange Zeit hindurch sein Schicksal ertrug, nicht genug bewundern. Man glaubt, daß er Schweden glücklich erreicht habe. Die Mitglieder einer wohlhabenden finnländischen Bauernfamilie sind verhaftet worden, weil sie im Verdacht stehen, die Flucht des jungen Schamil begünstigt zu haben.

*** Ein französischer Soldat, der in Algier dienstunfähig geworden, unterhielt die Bewohner seines heimathlichen Dorfes, wohin er sich zurückgezogen, in gemüthlichen Winterabenden beim Bierglase mit seinen wunderbaren Erlebnissen in der Berberei. Unter andern erzählte er von einer eigenen, sehr zweckmäßigen Hinrichtungsart in Biledulgerid. Dort wird nämlich dem Verbrecher ein gewaltiger Regenschirm in den Leib getrieben, und jener dann mit Macht aufgespannt. — In der Gegend von Bona wollte er einen Araber gekannt haben, der eine Auster so gezähmt, daß sie ihm wie ein Hund auf der Promenade nachlief. Auch behauptete er, auf dem Markte von Constantine einen seltsamen Verkehr gesehen zu haben. Ein Käufer gab für Waaren einen Franzosenkopf und bekam zwei Beduinenkinderköpfe statt Kleingeld heraus. — An der Grenze der Sahara versicherte er ein Völkchen kennen gelernt zu haben, das sich vom Kameelmist nährt und zwar Morgens, Mittags und Abends nichts als Kameelmist verzehrt. — Aber wie ist das möglich? riefen hier die Zuhörer, solches Zeug zu essen. — Ah, meine Herren, erwiederte der algierische Soldat, es kömmt dabei nur auf die Zubereitung an.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 11. Octobee.)

Wie früher schon die beiden Theile des Göthe'schen Faust, so hat Herr Birch nun auch die Nibelungen ins Englische übersetzt. Mit seltener Treue ist das Original Strophe für Strophe und Vers für Vers wieder gegeben. — Es ist in mehr als einer Hinsicht bezeichnend, wie große Aufmerksamkeit man in dieser Zeit in England, und mehr noch in Frankreich, unserer guten Literatur aus alten und neuen Tagen zuwendet. Taillandier, Henri Blaze, N. Martin u. A. suchen unsere Nachbarn über dem Rhein mit der Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Literatur durch historische Arbeiten, kritische Aufsätze und, freilich oft erbärmlich schlechte, Uebersetzungen gründlich bekannt zu machen, um das Interesse dafür zu wecken. Die Franzosen machen hier jedenfalls wieder ein besser Geschäft als die Deutschen. Sie schicken ihre moderigen und mörderlichen Feuilleton-Romane, die sie neuerdings selbst nicht mehr verdauen können, ehe sie noch in Paris ausgebacken sind, nach Deutschland, unsern Heißhunger darnach zu stillen, und tauschen sich dafür meistens Gutes, Schönes, anerkannt Klassisches ein. Es ist traurig, aber — wahr.

— Der unternehmende Buchhändler Otto Klemm kündigt eine Gesammtausgabe von Immermann's Werken an.

— Das erste Heft von der durch Kaulbachs Zeichnungen illustrirten Ausgabe des Göthe'schen Reineke Fuchs ist ein wahres Prachtwerk, oder mehr ein Kunstwerk, in glänzendster Gestalt, das der deutschen Literatur und Kunst zu gleicher Ehre gereicht. Das Heft bietet außer einigen Vignetten und Arabesken drei auf den Text bezügliche Hauptbilder von Kaulbachs Meisterhand. Das erste stellt den Hofhalt des Königs Nobel, das zweite Reineke Fuchs in seiner Burg Malepartus schlemmend, das dritte den Singunterricht, den er dem armen Lampe, dem Hasen, ertheilt, dar. Anmuth und Humor verschwistern sich auf das glücklichste in allen dreien.

— Bulfe, der Componist der „Pantomimskinder", läßt im Theater an der Wien eine neue Oper „Clara von Montalban" in Scene gehen. — Während der Versammlung der Land- und Forstwirthe in Gratz ist dort Conradin Kreutzers Oper, „der Edelknecht" zum erstenmal aufgeführt worden und seitdem mit wachsendem Beifall öfter wiederholt worden. Unter der eigenen Leitung dieses beliebten Componisten wird auf dem Hamburger Stadttheater seine neueste Oper „die Hochländerin" nächstens zur Darstellung gelangen.

Frankfurter Stadt-Theater.

☞ Montag, den 12. Octobee, bleibt das Theater geschlossen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 284. Mittwoch, den 14. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Meugen.

1.

Die Jugendgenossen.

Die glühende Nachmittagssonne eines schönen Sommertages im Jahre 1622 übergoß mit rosigem Schein einen jener grünen, wasserreichen, malerischen Anger, welche nur dem Boden Englands eigenthümlich sind. Ein junger Reiter auf einem niedern schottischen Pferdchen trabte wohlgemuth darüber hin. Sein zierlicher Anzug, das stattliche Wamms von schwarzem Sammt mit weißem Atlas gefüttert, der feine Spitzenkragen, vorn durch eine blaue Seidenschnur zusammengehalten, deren Quasten anmuthig auf der Brust spielten, der runde Hut mit breiter Krempe und lang herabwallender Feder, Alles verrieth den Sohn eines vornehmen Geschlechtes. Die Leute im Felde, an denen der Reiter vorüberkam, erzeigten ihm, von ihrer Arbeit aufblickend, viele Ehrerbietung, wofür aber der junge Cavalier, dessen schön geformte Züge ein Ausdruck stolzer Härte verfinsterte, wenig Erkenntlichkeit an den Tag legte, sondern das dunkle, feurige Auge fest auf die majestätischen Bäume eines Gehölzes gerichtet hielt, hinter dem das Ziel seiner Sehnsucht noch in weiter Ferne verborgen lag. Mit Hülfe der Sporen war auch dieses Laubgewölbe bald durchschnitten, und jenseits einer herrlichen Au, die ein breiter Fluß, mit vielfach gewundenen Ufern, durchströmte, stiegen jetzt die stolzen Zinnen einer Herrenburg auf hoher Felsenwand empor. Vom höchsten der die breiten Ringmauern krönenden, Thürme flaggte eine riesige purpurrothe Fahne in die durchsichtige Luft, die schwarzen Lücken für Geschütz gähnten drohend in die Ebene hinab. Man nahte dem Sitz eines eben so reichen als kriegerischen Barons.

Die in ungeheuern Ketten ruhende Zugbrücke über den im verengten Bette brausenden Flußarm senkte sich gastlich vor dem jungen Reiter, und in wenigen Minuten stand dieser in einem der dunkelsten Schattengänge des Schloßgartens vor einem jungen Mann, ihm gleich an Alter und Stand. Dieser saß in Träume versunken, den schönlockigen Kopf in beide Hände vergraben, und sichtlich von Schmerz erfüllt. Da schreckte ihn ein Geräusch auf; ein Strahl der Freude zuckte über die sanften Züge des todtbleichen Angesichts und sich dem Ankommenden mit der ganzen Gluth der Jugendgefühle in die Arme werfend, rief er aus:

„Romuald, Du? Willkommen, herzlich willkommen! — Wie schön, daß Du Deinen Bruder besuchst."

„Um Gotteswillen, Arthur," unterbrach ihn der Andre, „was ist geschehen? Dein mildes Auge, es blickt so wild! Thränen zittern an Deinen Wimpern, blutig zerbissen sind Deine Lippen! Was ist Dir widerfahren?"

„Laß mich's vergessen — in Deinem Anschaun, im Genuß Deiner liebevollen, unverbrüchlichen Freundschaft. Laß mich's vergessen," versetzte mit leidenschaftlicher Heftigkeit Arthur, „daß der Sohn des Hauses, im Angesicht aller versammelten Dienstleute, knieend zu den Füßen des Vaters, eine Fehlbitte thun konnte."

„Und was erbatest Du?" frug theilnehmend Romuald.

„Sir Walter Verney, bekannt durch seine unbeugsame Strenge gegen die ganze Welt, ist es nicht minder durch die rührendste Herzlichkeit gegen seinen einzigen Sohn —"

„Den er gleichwohl vor hundert Zeugen so unerhört demüthigen konnte!" — „Ach Romuald," sprach Arthur und hing sich in des Freundes Arm, mit ihm den dunklen Baumgang auf und nieder wandelnd, „ich könnte es nicht über mich gewinnen, einem Menschen, dem ich bloß einmal im Leben aus meinem Herzen zugelächelt, so eisernen Sinnes Gnade zu versagen, wie mein Vater es mir angethan."

„Es ist wahr," fuhr der Erzähler, allmälig die Heftigkeit seines Tons mildernd, fort, „Dickson hat sich einer schweren Nachlässigkeit an dem kostbaren Eigenthum seines Herrn schuldig gemacht. Du weißt, welche Sorgfalt mein Vater auf die Pflege seiner Schweißhunde legte, wie hoch er besonders den riesigen, nie fehlenden Spürauf hielt. Nun erkrankt das Thier plötzlich, und erkrankt unter Umständen, die vermuthen lassen, daß es von der Wuth befallen sein könne. Dickson erschrocken und vermeinend, man werde die Schuld des Uebels ihm zurechnen, sucht die Krankheit des Thieres so lange zu verhehlen, bis es ihm gelungen sein würde, dieselbe zu heben; unglücklicherweise begibt sich Sir Walter heute Morgen selbst in den Zwinger und erkennt im Nu Spürauf's bedenklichen Zustand. Sein leicht entzündlicher Zorn bricht in furchtbaren Flammen aus. Der löwenstarke Hund war an den Herrn herangesprungen, hatte nach seiner Hand geschnappt und sich dann winselnd in den dunkelsten Winkel des Zwingers verkrochen. Sir Walter warf den zitternden Dickson zu Boden, trat ihn mit Füßen und jagte ihn unter entsetzlichen Flüchen aus dem Dienste. Dickson ist 66 Jahre alt, in unserm Schlosse geboren, und hoffte da, wie sein Vater und Großvater zu sterben. Blutend, verzweifelnd, suchte mich der unglückliche Mann auf und bat mich, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Ich verschob es auf heute, eben als mein Vater im Schloßhof mit den Jägern zu Pferde steigen wollte. Mein Herz war von der tiefen Reue des alten Hundewärters mächtig erschüttert; ich bat mit Wärme und Innigkeit. Mein Vater, in seinem Leben nie ungütig gegen mich, war es bei dieser Gelegenheit auf eine Weise, die ich nie vergessen kann; so wahr mir Gott helfen möge, Romuald, niemals!"

„Pah, mein Guter!" tröstete der Jugendgenosse, die Hand des Erzählers innig drückend. „So denkst Du jetzt, weil die Beschämung noch ganz frisch im Herzen brennt. Laß wenige Jahre vergehen und die Händel zwischen König und Parlament werden uns das Gedächtniß ganz an-

Digitized by Google

derer Leiden und Bitterkeiten aufzwingen. Hast Du gehört, was neuerdings von der Episkopalparthei für freventliche Urtheile gegen die Bekenner der unversälschten Kirche gefällt worden sind? Man hat den schottischen Theologen Leighton zu öffentlicher Auspeitschung und Pranger in Westminster, zur Schlitzung des einen Nasenflügels, zur Abschneidung des einen Ohrs, und zur Brandmarkung der einen Wange verurtheilt; ferner zur Büßung derselben Strafe auf der andern Seite des Gesichts in der nächstfolgenden Woche in Cheapside und zu lebenslänglicher Einkerkerung im Flottengefängniß. Ist etwas von dieser zunehmenden Tyrannei des Königs und des schändlichen Weibes, der Tochter des Antichrist's, an seiner Seite, in Eure Hallen gedrungen? Darüber vergessen sich leicht Kränkungen, wie die vom Vater Dir angethane, bester Arthur!"

„Sir Walter," bemerkte mit einiger Wärme, doch immer im herzlichsten Tone Arthur, „Sir Walter findet, daß die aufrührerische Handlungsweise des Volks und Parlaments den König zu noch strengern Maßregeln bestimmen dürfte. Er äußerte die Ueberzeugung, daß Leighton und sein Gelichter als erwiesene Hochverräther und Verächter der geheiligten Majestät des Königs eine noch schimpflichere und blutigere Züchtigung verdient hätten, als die ihnen durch den Spruch der Bischöfe wirklich zu Theil ward."

Romuald runzelte leicht die schöne, von künftiger Heldenstärke zeugende Stirne.

„Gelichter meint Sir Walter Verney?" sprach er mit ernst tadelnder Stimme. „Möge Se. Herrlichkeit sich in dem Urtheil über den gesetzmäßigen Widerstand des Volkes nicht täuschen. Möge der edle Lord, dieser Ansicht ist mein Vater, möge er nicht die unheilvolle Befangenheit jenes Wentworths, unseres Nachbarn, theilen, der ursprünglich für die Sache des Volkes im Parlamente sprechend, jetzt als Graf Strafford die Uebergriffe des Hofes mit dem verwegensten Uebermuth vertheidigt."

„Du bist über die Vorfälle in London ungewöhnlich genau unterrichtet," erwiederte Arthur, indem er mit einigem Erstaunen den sanften Blick auf seinen jugendlichen Gefährten heftete.

„Man muß wohl," erwiederte Romuald. „Es wird zum blutigen Kriege kommen auf diesem schönen Inselande. Schon erheben sich immer mehr die wahren Gesalbten, zu keltern die rothe Zornestraube des Herrn, im Blut zu baden die Zügel der Renner, und was die Meinen betrifft, so sind sie längst darüber einig, auf welcher Seite das Recht und England's Wohlfahrt. Aber laß uns in's Schloß gehen, theurer Arthur! Mich dürstet — später, wenn es Dir genehm ist, wollen wir am Pausolipp uns üben, Felsenwände zu stürmen und über dem brausenden Wasser die schwindelnden Wipfel tausendjähriger Bäume zu erklimmen. (Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

Endlich waren wir auf dem höchsten Gipfel der steilen Felsen angelangt. Der alte Fischer war außer Athem und konnte zwei Minuten lang kein Wort hervorbringen; die Erschöpfung schien ihn zu Boden zu drücken.

„Es ist noch nicht lange her," rief er endlich aus, „da hätte ich Sie eben so festen Schrittes hierher geführt, wie der jüngste meiner Söhne. Aber vor drei Jahren habe ich ein Abenteuer bestanden, wie es nur sehr wenig Menschen überleben, um es nachher den Leuten zu erzählen. Sechs Stunden der furchtbarsten Todesangst haben mich an Leib und Seele gebrochen."

„Sie halten mich für alt, nicht wahr?" fuhr er nach einer Pause fort. „Aber ich bin es nicht. Es bedurfte nur eines Tages, — was sage ich, nur weniger Stunden, meine kohlschwarzen Haare zu bleichen, meine Glieder zu lähmen, meine Nerven in dem Grad zu schwächen, daß ein Schatten mich erschreckt, und daß die geringste Anstrengung mich am ganzen Leibe zittern macht. Wissen Sie, daß ich kaum über jenes kleine Vorgebirge hinaus zu sehen vermag, ohne daß mich ein Schwindel erfaßt!"

Das kleine Vorgebirge, von welchem er so ängstlich sprach, war eine senkrechte Felsenwand, die fünfzehn bis sechzehnhundert Fuß hoch, über die benachbarten Berge hinausragte und deren scharfe Spitzen an ihrem Fuß ein granitnes Meer mit schwarzen, unbeweglich starren Fluthen bildeten. Mein Führer hatte sich an dem Saum der schmalen Felsplatte so sorglos hingestreckt, daß der schwerere Theil seines Körpers über dem Abgrund hing, während er sich nur mit dem Ellenbogen auf einen hervorspringenden Stein stemmte. Für alle Schätze der ganzen Welt hätte ich mich nicht auf sechs Fuß an diesen gefährlichen Punkt gewagt, und der bloße Gedanke an die Gefahr, der sich mein unempfindlicher Begleiter aussetzte, regte mich dermaßen auf, daß auch ich mich langsam der Länge nach auf den Boden hinstreckte, indem ich mich an dem kümmerlichen Gesträppe festklammerte, und es nicht einmal wagte, die Augen nach dem Himmel zu erheben. Es kam mir vor, als werde es nicht lange dauern, da erfasse ein gewaltiger Sturm den Berggipfel, dem wir uns anvertraut, und schleudere ihn sammt uns in die grausenhafte Tiefe hinab. Ich glaubte schon das Wanken seiner Grundfesten zu spüren und es brauchte mehr denn eine halbe Stunde, um mich allmalig so zu beruhigen, daß ich mich sitzend aufrichtete und meine Blicke nach dem Horizont schweifen ließ.

„Auf, mein Herr, Muth gefaßt!" redete mich jetzt mein Führer an, der seither ein Matrosenlied gebrummt hatte. „Ich habe Sie hierher geführt, um Sie mit eigenen Augen den Schauplatz des Ereignisses sehen zu lassen, das ich Ihnen erzählen will. Aber vor allen Dingen, wissen Sie, wo wir sind?"

„Wir sind," fuhr er, ohne meine Antwort abzuwarten, fort und gestikulirte mit seinem eigenthümlichen Eifer, „wir sind hier dicht an der norwegischen Küste, unter dem 68ten Breitegrad, in der großen Provinz Nordland, in dem unwirthlichen Bereich der Lofoden . . . Der Berg, welcher uns in diesem Augenblick zum Stuhl dient, heißt Helseggen, d. i. der Wolkige. — Jetzt richten Sie sich gefälligst einmal auf, halten Sie sich, wenn Sie den Kopf umdrehen, mit beiden Händen recht fest am Boden . . . . so ist's recht! . . . . und nun blicken Sie vor sich, dort nach dem Nebelstreif, der unter unsern Augen einen Theil der See maskirt."

Ich that, wie mich der Alte geheißen, und meine Augen ruhten auf einem weiten, dunkeln und bewegten Spiegel, der so düster aussah, daß mir unwillkürlich der nubische Geograph und sein „Meer der Finsterniß" einfiel*).

*) Im Jahre 1159 schrieb El-Drisi, an dem Hofe Rogers, Königs von Sicilien, ein Buch unter dem Titel: „Wette Fahrten ei-

mals hat sich die menschliche Phantasie ein furchtbareres Panorama geschaffen. Links und rechts, so weit das Auge reichen konnte, dehnten sich wie die Schlußmauern der Welt lange Felsenreihen hin, deren leuchtende Kämme dem Panzer eines ungeheuren Käfers glichen. Die schwerfälligen, dunkeln Wogen, die ich bereits erwähnt, waren oben von graulichem Schaum überzogen und brandeten mit widerlichem, fast gespensterhaften Rauschen an den unwirthlichen Felsen. Etwa fünf oder sechs Meilen von unserm Vorgebirge entfernt gewahrte man ein kleines unfruchtbares Eiland, oder, um es besser zu sagen, man vermuthete ein solches hinter dem Gürtel der brausenden Wasser, welche zum Theil die unbestimmten Conturen eines flachen, grauen Uferrandes hervortreten ließen. Dem Lande näher, etwa nur zwei Meilen weit, unterschied man schon besser ein zweites Eiland. Es war noch kleiner, unwirthlicher und trostloser als das erste und die bräunlich dunkeln, in den mannichfachsten Formen gebrochenen und zackigen Granitmassen verliehen ihm ein bizarres Ansehen. Zwischen der Küste und dem entfernteren Eilande zeigte das Meer eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Obgleich ein starker Wind über das Wasser her uns in das Gesicht blies, — so stark, daß eine Brigg, deren Umrisse sich weit von uns auf der offenen See deutlich abzeichneten, mit allen aufgehißten Segeln jeden Augenblick in die Wogen hinabtauchte — sah man doch das Meer nicht hohl gehen; nur hier und dort zischte und wallte und schoß das Wasser nach allen Richtungen, überall, vor dem Winde sowohl als hinter dem Winde, und zwar ohne viel Schaum abzusetzen, außer da, wo es sich an den Felsen brach.

„Die entferntere Insel," nahm mein Begleiter wieder das Wort, „heißt in der Sprache der Norweger Burrgh; sie liegt halbwegs Moskoe. Eine Meile nordwärts sehen Sie Ambaaren. Da unten erblickt man Islesen, Hotholm, Keildholm, Suarwen und Buckholm. Weiter draußen in der See würde ich Ihnen bei schönem Wetter Otterholm, Flimen, Sandflesen und Stockholm zeigen. Das wären so die Namen aller dieser Inseln. Aber Sie müssen mich nicht fragen, warum ich Ihnen Alles so haarklein bezeichne, denn ich weiß es selbst nicht. Wenn's nicht so ein heimlicher, unwiderstehlicher Trieb wäre, so würde mich nichts bewegen, Ihnen das zu sagen .... Hören Sie jetzt nichts? Sehen Sie nicht, wie das Wasser sein Ansehen ändret?"

Wir waren noch nicht länger als zehn Minuten auf dem Gipfel des Helseggen, den wir von der Landseite her erstiegen hatten, angelangt und auf dem Scheitel des Vorgebirges waren wir mit einemmal des Meeres ansichtig geworden. Während der Alte schwatzte, erregte meine Aufmerksamkeit ein gewaltiges Getöse, welches mit jeder Minute stärker wurde und sich dem Brüllen einer großen Büffelheerde, wie man sie auf den wilden Triften Amerikas findet, vergleichen ließ. Zu gleicher Zeit sah ich, wie die Fläche der See und ihre Unebenheiten sich rasch umgestalteten und plötzlich eine Strömung von Westen nach Osten entstand. Während ich den Verlauf dieser Naturerscheinung beobachtete, sah ich, wie die neugebildete Strömung in wenig Augenblicken furchtbar reißend wurde: mit jeder Minute wuchs ihre Schnellkraft, ihre unwiderstehliche Gewalt und in kürzester Zeit gerieth die ganze See bis zur Insel Burrgh in eine Bewegung, und in einen Strom, als werde sie von einer unsichtbaren Macht aufgepeitscht. Besonders aber zwischen Moskoe und der Küste stürzte die Masse der aufgeführerischen Gewässer mit grausigem Tosen dahin. Aufgewühlt und zerrissen, hohl und von tausend feindlichen Strömungen durchfurcht, — convulsivisch von Wirbeln und Strudeln erfaßt, — aufgebläht und zischend wie über einen Schmelzofen ausgegossen, — in riesenhaft anwachsende Spirallinien gewunden und von unbegreiflicher Macht emporgeworfen und wieder hinabgezogen — rollten die Wasser, an Schnelle und Zorn wetteifernd, fort, als werfe sie ein Sturzbach einen jähen Felsen herab, — und immer und ununterbrochen nach Osten.

Nach Verlauf von wenigen Minuten änderte sich die Scene abermals. Die unebene Wasserfläche schien sich zu glätten; die Strudel und Wirbel verschwanden einer nach dem andern, während ein dicker Schaum über das eben noch so widerlich dunkle Meer seine langen weißen Streifen legte. Je mehr sich die silbernen Linien ausdehnten, um, die hohen Wellen ebnend und die Höhlungen ausfüllend, einen runden glatten Spiegel einzufassen, um so deutlicher wurde es mir, daß sich damit eine neue Erscheinung vorbereite. In der That war dieser weite Kreis auch nur die Contur eines neuen, noch größeren Strudels; denn kaum hatte der Durchmesser desselben etwa die Länge einer Meile, als sich mit reißender Schnelligkeit ein furchtbar gähnender Abgrund aufthat; seine äußeren Ränder waren durch erwähnten glänzenden Gürtel bezeichnet, aber nicht eine einzige Schaumflocke fiel in den grausigen Trichter, dessen innere Wände glatt, glänzend und schwarz, mit dem Horizont einen Winkel von ungefähr 45 Grad bildeten. Das Auge unterschied kaum die Schwindel erregenden Drehungen in diesem beweglichen Schlund und es ächzte und stöhnte und knarrte und brauste und donnerte in wirrem, betäubendem Lärm, wie ihn selbst der Niagara den geängsteten Reisenden noch nicht hat vernehmen lassen.

Der Berg erzitterte in seinem tiefsten Grunde und der Felsen krachte unter unseren Sohlen. Ich warf mich mit dem Gesicht auf den Boden und umklammerte in fiebrischer Angst die armseligen Pflanzen, denen meine Hände begegneten, während sie mit ihren Nägeln die Erde pflugten.

Nach einem Augenblick des Schweigens, während dessen ich mich von meinem Schrecken erholte, rief ich meinem Führer zu: „Das kann nichts Anderes sein, als der furchtbare Strudel, der bei euch Maelstrom heißt."

„In der That, das ist sein Name, wie er häufig gehört wird," versetzte der Alte, „aber wir Norweger nennen ihn den Moskoe-Strom von der Insel Moskoe, die ich Ihnen vorhin gezeigt habe." (Fortsetzung folgt.)

---

nes Wißbegierigen, die Wunder der Welt zu erforschen." Es gibt eine schlechte Uebersetzung von dem Werk, Geographia Nubiensis betitelt. Das „Meer der Finsterniß" war der atlantische Ocean.

Feuilleton.

*** Ein versteinerter Baum.** Wie vielfach anziehend das Nahethal für den Geologen und Mineralogen ist, darf als eine bekannte Thatsache vorausgesetzt werden. Eben so gewiß ist es aber, daß merkwürdige Einzelnheiten in diesem Flußthale häufig dem Blicke des Forschers entgehen, weil sie zur Seite der Hauptstraße des Verkehrs liegen. Auf eine der interessantesten Vorkommenheiten wollen diese Zeilen aufmerksam machen: Das nördlich gegen den Hunsrücken einschneidende Seitenthal Monzingen, berühmt durch seinen ausgezeichneten Wein, liegt etwa eine Stunde von der Ausmündung in das Nahethal das Dörfchen Auen. Schon in früheren Zeiten brach man nördlich von dem Dörfchen einen

Digitized by Google

schönen, feinkörnigen Sandstein, der vielfach verarbeitet wurde. In neuester Zeit ist dieser großartige Steinbruch dadurch berühmt geworden, daß er die schönsten Steine zum Kölner Dombau liefert. Aus seinen Massen sind die zwei schönen Portale gegen Süd und Nord erbaut. Nicht weit von diesem Dombau-Steinbruche findet sich die Merkwürdigkeit, deren hier gedacht werden soll, nämlich ein gänzlich versteinerter Baumstamm mit Wurzeln, dessen Durchmesser drei Fuß beträgt. Hinter dem Dombau-Steinbruche, und zwar in nördlicher Richtung, befindet sich ein anderer Steinbruch; doet lagert auf dem Sandsteine Thonschiefer in dünner Lage. Wo der Sandstein und der Thonschiefer sich berühren, liegt der Stamm in der Richtung von Süd nach Nord, in mäßiger Erhebung gegen Norden, etwa 30—40 Fuß unter der Oberfläche, etwa ein Drittheil des Umfangs, resp. des noch erhaltenen Theils zu Tage legend. Die Wurzeln sind in einander mannigfach verschlungen und liegen völlig am Tage. Der Stamm, dessen Durchmesser, wie bemerkt, circa 3 Fuß beträgt, war, ehe er zerstört wurde, was beim Aufräumen des Steinbruchs geschah, ungefähr 30 Fuß lang. Am nördlichen Ende ist ein Ast sichtbar. Was noch erhalten, ist 7 Fuß lang vom Hauptstamme. Das untere Stück des Stammes scheint der Rinde ledig zu sein; indeß entdeckt man oben, daß die Rinde regelmäßig in Längestreifen gerippt war. An der äußeren Seite des mittleren Stückes nimmt man Narben wahr, die gegen unten weilenförmig, gegen oben hin, resp. gegen das Stammende, in stets zweizeiligen parallelen Streifen auslaufen. Der Stamm ist völlig versteinert, so daß kaum etwas von innerer Textur wahrzunehmen ist. Es wäre, da der Stamm der Verwitterung und der Zerstörung Preis gegeben ist, wünschenswerth, daß er von Sachkundigen genau untersucht und beschrieben, etwa für das Museum von Bonn gerettet würde. K. Z.

*** Die bekannte Madame Weiß hat mit den 40 Kindern, welche ihr Ballet bilden, im buchstäblichen Sinne des Wortes Schiffbruch gelitten. Das Dampfboot Great-Britain, auf welchem sie sich nach Amerika eingeschifft hatte, ist nämlich an der englischen Küste gescheitert. Die Kleinen wurden indeß alle glücklich gerettet und lagerten auf dem Strande um Madame Weiß gruppirt, die, wie Niobe, mit verhülltem Haupte in ihrer Mitte saß. Eine Gutsbesitzerin der Umgegend, Lady Montgomery, ließ die armen erfrorenen Kinder in ihrer Dorfschule einquartieren. Mad. Weiß erleidet durch den Schiffbruch großen Schaden. Die Garderobe, Musik ꝛc. ist wahrscheinlich ruinirt, und die Spekulation mit Amerika fehlgeschlagen, da die Kinder schwerlich mehr auf ein Schiff zu bringen sein werden. Nach Frankreich darf Mad. Weiß nicht mehr, und in Deutschland dürfte ihrer auch nicht der beste Empfang harren; auch hat sie durch ihre Prozesse mit Herrn Lumley und andern englischen Theaterdirektionen in der letzten Zeit ihres Aufenthalts in England ansehnliche Verluste erlitten.

*** Jemand wollte kürzlich einem Ausländer die Schnelligkeit der ungarischen Wechselgerichtsprocedur anschaulich machen und definirte wie folgt: Sonntag sitzen Sie nach gemächlich in einem Armstuhl gelehnt in Ihrer Behausung und lesen die Bibel, kommen da zufällig auf die 1. Epistel an die Corinther Cap. 16 V. 2, wo es heißt: Auf einen jeglichen Sabbath erlege bei sich selbst ein jeglicher unter euch, sammle, was ihm gut dünkt, auf daß nicht, wenn ich komme, dann allererst die Steuer zu sammeln sei — und erinnere sich bei dieser Gelegenheit an Ihre rückständige Portion (Abgaben), lassen gleich darauf in Ermangelung an Baarschaft am Montag einen Geldsensalen kommen, der Ihnen welches procuriren soll, und stellen Dienstag die Schuldverschreibung aus. Mittwoch geben Sie das Geld aus. Donnerstag erfolgt schon die Citation vor das Wechselgericht auf Freiung, wo Sie sogleich convincirt und exequirt werden; um Ihnen aber nicht viel Zeit zur Appellation zu lassen, wird Samstag darauf licitirt. — Was über die Schuldverschreibung eingeht, machen Spesen aus, höchstens ließe man Ihnen zur weitern sonntägigen Erbauung die Bibel, mit welcher Sie Sonntag andächtig Alles verlassen können, und für sich und Ihre Angehörigen Manna in der Wüste klauben können.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 12. October.)

Der am 1. October ausgegebene Weidmann'sche Michaelis-Meßkatalog enthält auf 381 Seiten 5283 bereits erschienene und 258 künftig erscheinende Werke, sowie 163 Karten, Pläne ꝛc. Von den als erschienen angezeigten Werken kommen auf Leipzig 849, Berlin 514, Stuttgart 282, Wien 163, München 117, auf Frankfurt am Main 90. Die Interessen des Tages fanden wir bei dem Durchgehen des Katalogs in reichem Maße vertreten. Die reformatorischen Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete haben allein 268 Schriften hervorgerufen, von denen 140 die Bewegungen im Protestantismus und die Bestrebungen der Lichtfreunde speciell, 57 den Deutsch-Katholicismus betreffen; 51 Schriften feiern Luther's Ehrengedächtniß; Wiederabdrücke verschiedener seiner Schriften zählten wir 20; 29 größere und kleinere Schriften, welche die Reform des Judenthums behandeln, lassen erkennen, daß der Wunsch nach einer zeitgemäßen Umgestaltung und Reinigung desselben immer mehr erkannt und dringender wird. Pestalozzi und Leibnitz sind der Erstere durch 16, der Letztere durch 7 Schriften gefeiert; das Interesse Deutschlands für die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten wird durch 17 Schriften vertreten. Dagegen sind die materiellen Interessen diesmal weniger reichlich bedacht, die Auswanderungssache hat zwar 31 verschiedene Schriften hervorgerufen, unter denen sich sogar eine Auswanderungszeitung befindet, aber fast alle bestehen nur aus Führern und Dollmetschern oder aus Schriften, denen man es schon an dem Titel ansieht, daß sie nur aus Spekulation fabrizirt, nicht aber aus reinem Interesse und mit voller Sachkenntniß geschrieben worden sind. Der freie Handel hat 11, die Bankfrage 12 Schriften hervorgerufen, die Reiseliteratur ist besonders zahlreich vorhanden. Die Abtheilung „Fremde Literatur" ist diesmal schwächer ausgefallen als gewöhnlich und beschränkt sich überhaupt nur auf eine Auswahl der durch den deutschen Buchhandel zu beziehenden Werke in den vornehmsten fremden Sprachen.

— Im königlichen Theater in Berlin gesellt sich zu den erwartenden Neuigkeiten: „Eine Familie. Original-Schauspiel in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer." Der Stoff nimmt Bezug auf die neuen gesellschaftlichen Richtungen oder vielmehr Verkehrtheiten, und in der Behandlung des Stoffs sind durch die Bühnenkenntniß der Verfasserin sehr wirksame Scenen entstanden, die dem genannten Stück den Eingang zu allen deutschen Bühnen öffnen werden. Nächst diesem und dem (in wenigen Tagen zur Aufführung kommenden) neuesten Schauspiel der Frau von Weissenthurn und der reizenden dramatischen Idylle: „König René's Tochter" sollen wir, wie man sagt, noch mehr Neuigkeiten im jetzigen Jahre erhalten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 13. October. Die Räuber, Schauspiel in fünf Abtheilungen, von Fr. v. Schiller.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 285. Donnerstag, den 15. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung.)

Romuald hatte von Sir Hugh Hatton, seinem Vater, nicht ohne Schwierigkeit die Erlaubniß erhalten, einige Tage als Gast bei Arthur auf Verneycastle verweilen zu dürfen. Die Sonne neigte sich bereits ihrem Untergange zu, als die beiden Jugendgenossen durch ein der Zugbrücke entgegengesetztes Thor das Freie betraten und rüstig, zuerst den Fluß entlang, dann durch eine baumreiche Au, einer Gruppe wild gezackter Felsen zuschritten, die frei aus der Ebene emporstieg. Durch ein vorzeitliches Elementarereigniß war die ungeheure Felsenmasse mitten von einander gespalten, so zwar, daß die schmale Oeffnung zwischen beiden Wänden als Fußpfad benutzt wurde, weßhalb ihr auch von irgend einem Kenner des Alterthums die eigentliche Benennung Pausolipp beigelegt worden war.

Arthur schien durch den Besuch und die Aufmunterung des Freundes all seinen Kummer vergessen zu haben; seine fast mädchenhaften Wangen glühten wie frische Rosen; die reichen blonden Locken quollen anmuthig über die Schultern herab; das blaue Auge blickte in kecker Jugendlust unter den gebogenen Wimpern hervor.

Als beide Freunde an die Felswand gelangt waren, rief Arthur, Romuald zum Wettkampf anfeuernd, aus:

„Nie noch hat es uns glücken wollen! Vorwärts, lieber Bruder, wir wagen es noch einmal und kein ächter Cavalier, der abläßt, bis die nackten Zinnen männlich erklimmt sind!"

Gleichzeitig begann er den Fels an seiner steilsten Seite zu erklettern.

Romuald hatte die Stirn bei dem Ausdruck „ächter Cavalier" finster gerunzelt; jetzt warf er durch eine anmuthige Bewegung des Hauptes die schwarzen Lockenwellen aus dem Gesicht, drückte den Rundhut tief in die Augen und folgte kaltblütig, aber entschlossen dem Beispiele seines Vorgängers. Aber das Glück war gegen ihn. Während Arthur mit unermüdlicher Kraft und Gewandtheit aufwärts klimmte, während sein triumphirendes Jauchzen das Echo der Au weckte, verzweifelte Romuald gänzlich, daß es ihm an dieser Stelle glücken könne.

Eben hatte Arthur eine vom Rande der Felsenwand kaum auf Klafterlänge abstehende Stelle erreicht und benutzte sie, um einen Augenblick Athem zu schöpfen, als sein Gefährte ausrief:

„Ich versuche es jenseits des Pausolipps. Oben reichen wir uns jedenfalls die Hände!"

Dabei schwang sich Romuald von der niedern Stufe, die er erreicht hatte, herab und schritt mit neuem Muth der finstern Spalte des Felsens zu.

Mit vergnügten Blicken sah ihm Arthur von seinem luftigen Standpunkte zu. Da traf mit einem Mal ein heftiges Schnauben das Ohr des jungen Mannes; die Haselstauden zu beiden Seiten des Fußpfades bewegten und theilten sich und im Nu schoß die Gestalt eines riesigen Schweißhundes hervor, gerade dem Pausolipp zu. Kaum hatte Arthur die stieren, gläsernen Augen, die weit heraushängende bleifarbne Zunge, den schäumenden Rachen, den zwischen den Beinen eingeklemmten Schweif des Thieres erblickt, als er mit einem Schrei des Entsetzens Romuald zurief:

„Rette Dich aus dem Pausolipp, Freund! Um Gotteswillen, fliehe! Der wüthende Spürauf ist dicht auf Deinen Fersen; ich werde thun, was ich kann, das Thier aufzuhalten."

Aber schon war der Schweißhund in das Pausolipp eingedrungen, Romuald konnte höchstens dreißig Schritte voraushaben und die unheimliche Felsenspalte betrug weit über das Sechsfache dieser Strecke. Ein Zusammentreffen des wehrlosen Freundes mit dem wüthenden Thiere war folglich unvermeidlich.

Arthur durchrieselte es wie Eis. Er warf einen prüfenden Blick in die Tiefe und sprang entschlossen hinab. Da vernahm er das furchtbare Heulen des tollen Hundes zwischen den Felsen und gleich darauf trat Romuald aus dem Hohlweg hervor. Sein Auge sprühte Feuer und mit einem triumphirenden Lächeln sah er sich nach dem Freunde um, der von der Felsplatte verschwunden war, und verwundet am Boden lag.

„Romuald! Bist Du es wirklich noch?" rief ihm dieser schon von ferne zu. „Und der wüthende Hund . . .?"

„Der wird Niemand mehr schaden," versetzte der Andre mit fester Stimme. „Mein guter Engel legte mir in der äußersten Gefahr ein gewaltiges Felsstück zur Hand, ich ergriff es mit der Kraft, welche mir die Todesangst lieh, und schleuderte es im entscheidenden Augenblicke auf den Kopf des Thieres. Mit einem Sprung war ich dann über die zerschmetterte Bestie hinweg, und komme hieher, um nun auch Dir zu helfen; laß sehen, Du bist wohl schwer verletzt?"

Der Verwundete lächelte.

„Es hat nichts zu bedeuten. Ich bin ungeschickt gesprungen; eine Verrenkung, nichts weiter."

„So sagst Du, aber die starken Blutungen, Freund? Es scheint doch bedenklich."

Romuald kniete neben dem Verletzten nieder, untersuchte seine Wunden, und bemühte sich, das Blut zu stillen.

„Ich bin mit meinem ganzen Hause von Herzen puritanisch, aber so wahr ich auf die Wiederbefreiung Englands hoffe, an den Schweißhund und Deine rührende Liebe werde ich ewiglich denken." So sprach der achtzehnjährige Romuald zu dem Jugendgenossen.

Landleute kamen des Weges. Sie mußten Arthur in das Schloß tragen. Er genas, aber als Andenken an seinen hochherzigen Sprung behielt er einen verkürzten, gelähmten Fuß.

Digitized by Google

2.

Das Schlachtfeld.

Man schrieb in England das Jahr 1644. Wieder brannte eine heiße Sonne vom krystallreinen Aether auf dieselbe Ebene, dieselben Baumgruppen herab, durch die einst der Knabe Romuald Hatton in dem schwarzsammtnen Wamms, dem feinen Spitzenkragen mit blauseidener Quaste und dem breiten Rundhut mit lang herabwallender Feder, wohlgemuth dahintrabte. Dort, wo die Riesenbäume des Gehölzes emporragten, in deren Angesicht die rothe Fahne der Verneys auf hohem Thurm in der Luft flatterte, dort hielt mit Staub und Schweiß bedeckt, ein nicht zahlreicher, aber furchtbarer Kriegerhaufe, theils zu Pferd, theils zu Fuß. In der Mitte des Trupps wehte eine blaue Fahne mit der Aufschrift: „Religion und Freiheit". Der Anführer, eine hohe riesige Gestalt mit dichtem schwarzen Haar, dem Rundhut und der Feder alter Zeiten, ausgezeichnet sonst durch einen glänzenden Schuppenpanzer, ein riesiges Schwert mit großem Stahlkorb, massive messingene Sporen an den schweren, bis an die Mitte des Schenkels reichenden Stiefeln, die nervigen Hände bewehrt mit dem größten Paare hirschlederner Stulphandschuhe, schwang sich vom schäumenden Rappen und winkte den Anführer des Fußvolks zu sich.

„Kapitän Blackwell!" redete er diesen an, „ich habe Euch nichts weiter zu wiederholen. Ihr geht und besetzt die Gebüsche, durch die er auf seiner Flucht jedenfalls kommen muß, indeß ich seinen Reiterhaufen hier von dem Gehölz aus angreife und auf Euren Hinterhalt werfe. Keinen Pardon, Kapitän Blakwell! Die Anhänger jener ruchlosen Moabiter und Amalekiter sind vor dem Angesicht des Herrn gerichtet. Ich gebe Euch das beste Beispiel, wie man, folgsam höhern Geboten, die sündhafte Liebe zu einem dieser Belialssöhne aus dem Herzen reißen muß, denn einst, wem ist es nicht bekannt, war mir dieser Arthur Verney theurer als ein leiblicher Bruder, und auch er ist mir mit großer Liebe entgegengekommen. Aber, so ändern sich die Geschicke, ehe noch die heutige Sonne zur Ruhe sinkt, fällt England's Schwert durch unsere schwachen Hände schwer auf das Haupt der Empörer, und obschon ich weiß, wie wenig es Noth thut, Euern Eifer zu spornen, keine Gnade, Kapitän Blackwell! keine Schonung mit ihnen, mit ihren Weibern, mit ihren Kindern, mit ihren greisen Vätern und Sippen!"

„Seid um unsertwillen ohne Sorge!" versetzte Blackwell, eine stämmige Gestalt, mit harten, trotzigen Zügen, die durch die Sonne vieler heißen Schlachttage dunkel gebräunt waren. „Ihr kennt meine Weise, Sir Romuald! Wie die Schurken von Euch aufgesagt auf meinen Bezirk einstürmen: „Legt an! Feuer im Namen Gottes! Schlagt den Sturm des heiligen Mathias!" Meine Bursche verstehen sich auf einen löblichen Gruß mit dem Feuerrohr. Der Friede des Herrn sei mit Euch!"

Mit diesem apostolischen Segenswunsch zog der Kapitän an der Spitze seines Haufens ab.

Romuald Hatton stellte Vorposten aus, gestattete seiner Truppe abzusitzen und ließ sich selbst am Fuß einer alten Eiche nieder. Den breiten Rundhut legte er neben sich auf den Rasen, zog ein Buch, betitelt „Der christliche Tournister, für die Parlamentssoldaten" aus der Tasche und las.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

(Fortsetzung.)

2.

Durch das, was ich früher über die Erscheinung dieses Strudels gelesen hatte, war ich keineswegs auf das Schauspiel vorbereitet, welches sich hier meinen erstaunten Blicken darbot. Die Beschreibung von Jonas Ramus, — die ausführlichste, welche mir je zu Gesicht gekommen ist, — gibt nicht einmal einen schwachen Begriff von diesen Grausen erregenden Wundern der Natur; sie läßt es nicht ahnen, von welchem Staunen, welcher Beklemmung, welchem Schwindel bei dem Anblicke dieses großartigen Phänomens der Mensch erfaßt wird, welcher dasselbe zum erstenmale sieht. Ich weiß weder wo, noch zu welcher Zeit jener Verfasser die Naturerscheinung beobachtet hat, aber ich möchte wetten, daß es nicht von dem Gipfel des Helseggen aus, und auch nicht an einem stürmischen Tage geschehen ist. Nichts desto weniger können für die genauere Beschreibung einige Bemerkungen aus diesem Buche hier Raum finden, sind sie auch wenig geeignet, die Eindrücke zu veranschaulichen, welche ein so erhabnes, so furchtbares Bild auf den Beschauer macht.

„Zwischen Lofoden und Moskoe, sagt Jonas Ramus, beträgt die Tiefe des Wassers an sechsunddreißig bis vierzig Faden; aber auf der andern Seite, nach der Insel Ver (Burrgh) hin, nimmt diese Tiefe in dem Grad ab, daß ein Schiff dort nicht durchfahren kann, ohne befürchten zu müssen, es werde an den hervorspringenden Klippen zerschellen, was sogar bei dem heitersten Wetter schon geschehen ist. Zur Zeit der Fluth schießt der Strom zwischen Moskoe und Lofoden mit bewundernswerther Schnelle und Tosen hin; aber vornehmlich bei der Ebbe übertäubt das Rauschen und Brausen an dieser Stelle den Donner der berühmtesten Katarakte. Man hört es viele Meilen weit und die Windsbraut und die Wirbel sind so gewaltig und so das Innerste aufwühlend, daß ein Fahrzeug mit hohem Bord, wenn es einmal in ihren Bereich hineingezogen ist, bis auf den Meeresgrund hinabgeschleudert wird, da unten ohne Gnade an den Felsen zu zerschellen. Sänftigen sich die Strudel und stellt sich der glatte Spiegel wieder her, dann erscheinen die Trümmer Alles dessen, was auf diese Weise hinabgeschlungen worden ist, auf der Oberfläche. Uebrigens treten diese Pausen der Ruhe nur bei der wechselnden Wiederkehr von Ebbe und Fluth ein und dauern kaum länger als eine Viertelstunde: dann erneuert sich allmälig der Aufruhr in dem Wasser. Hat die Strömung den Gipfel ihrer Gewalt erreicht und steigert noch der Wind ihre Wuth, dann ist es sogar eine Meile abwärts höchst gefährlich. Schaluppen, Yachten und größere Fahrzeuge werden fortgerissen, wenn sie sich nicht fern genug gehalten, und sich nicht gehütet haben, in den Bereich des Maelstroms zu gerathen. Ja es ereignet sich oft, daß Wallfische, die sich zu nahe an den Strudel gewagt, seiner unwiderstehlichen Gewalt unterliegen müssen. Man macht sich keinen Begriff von dem Kampf, der dann entsteht, von der Nothwehr und dem Toben der ungeheuren Thiere, wenn sie durch die ihnen weit überlegene Kraft gebändigt werden sollen. Ein Bär, der einmal den Versuch machte, über die Meerenge zwischen Lofoden und Moskoe zu schwimmen, wurde von dem Strom erfaßt und wie ein Strohhalm fortgetragen, und sein Heulen, welches man auf der

Digitized by Google

Küste vernahm, bildete mit den tobenden Wassern ein herzzerreißendes Konzert. Ungeheure Stämme von Weißtannen und Fichten, die in den Schlund hinabgezogen werden, sind, wenn sie wieder zum Vorschein kommen, der Rinde entkleidet und so zerfetzt, daß sie eine Art Vließ überdeckt, oder daß man sie, von ferne gesehen, für große zottige Thiere hält. Daraus geht hervor, daß der Boden des Abgrunds aus scharfen und spitzen Felsen besteht, die gleichsam die Zähne des Ungeheuers bilden, von denen die gewaltigen Bäume tief unten förmlich zernagt werden. Die Bewegungen dieses eigenthümlichen Stroms sind von Ebbe und Fluth abhängig, die regelmäßig von sechs zu sechs Stunden wiederkehren. Im Jahr 1645, am Sonntag Sexagesimä, am ganz frühen Morgen, war die Strömung des Wassers so ungestüm und das Getöse so furchtbar, daß sich in den Wohnungen an der Küste viele Steine aus den Wänden lösten und zu Boden fielen."

So berichtet der naive Chronikschreiber, und ich fühle mich keineswegs versucht, die Farben dieses Bildes zu stark aufgetragen zu finden. Nur eins ist mir nicht klar geworden, mit was für einer Sonde nämlich und in welchem Augenblick er die Tiefe dieser Wasser hat ergründen können. Wahrscheinlich meint er da, wo er von vierzig Faden spricht, die Stellen des Kanals, welche Lofoden oder Moskoe zunächst liegen. Aber nach der Mitte des Moskoe-Stroms wird derselbe immer tiefer und tiefer und ich kann für diese Thatsache keinen andern Beweis beibringen, als die Schätzung meines unbewaffneten Auges, da ich von dem Scheitel des Helseggen in den unergründlichen Schlund hinabblickte. Dürfte man einem solchen heulenden Phlegeton gegenüber scherzen, so müßte ich über die Naivität lachen, mit welcher der ehrliche Jonas Ramus nicht ohne Bedenklichkeit und oratorischen Vorbehalt die Anekdoten von Baren und Wallfischen erzählt, die der todtbringende Strudel mit sich fortgerissen habe. Bei mir wenigstens wurde es zur unbestreitbaren Gewißheit, daß das größte Kriegsfahrzeug, wenn es in den Bereich dieses Strudels geräth, ihm eben so wenig Widerstand zu leisten vermöchte als das welke Blatt einem Orkan, und daß sich augenblicklich der gähnende schwarze Mund aber ihm schließen würde.

Was die gelehrten Abhandlungen betrifft, welche sich mit dieser Naturerscheinung beschäftigen, so konnte ich einigen bei ihrer Durchlesung meinen Beifall nicht versagen, aber jetzt, da ich auf dem Helseggen stand, scheinen sie mir nichts als Zweifel und wirre unbestimmte Begriffe geboten zu haben. Die allgemein beliebteste Erklärung findet sich in der Encyclopédie britannique in folgende Worte gefaßt: „Ebenso wie die drei Strudel von geringerer Bedeutung bei den Faroer-Inseln, so hat auch dieser keinen andern Ursprung, als die Bewegung der Meereswellen, die sich zur Zeit der Ebbe und Fluth erheben und übereinanderstürzen, während eine von Sandbänken und Felsen gebildete Mauer dem gewaltigen Andrang der Wogen widersteht, und die zurückprallende und sich aufthürmende Wassermasse zwingt, gleich Kataraкten auf der anderen Seite niederzuströmen. Jemehr daher die Fluthen ansteigen, desto tiefer ist ihr Fall, und durch diese doppelte Bewegung entsteht der fragliche Strudel, dessen furchtbare Kraft und unwiderstehliche Gewalt man leicht berechnen kann, wenn man ähnliche Versuche im Kleinen nachahmen will.

Kircher und andere Naturforscher haben die Vermuthung aufgestellt, es müsse sich in dem Mittelpunkt des Kanals, wo der Maelstrom sein erhabenes Schauspiel darbietet, eine Höhle befinden, die in die tiefste Tiefe des Erdballs hineinreiche und dann in einer weitentlegenen Region, etwa in dem Bothnischen Meerbusen, den einer dieser Gelehrten hierbei unbedenklich genannt hat, ihren Ausgang nehme. Diese Ansicht, die auf keiner bestimmten Thatsache beruht, wollte meiner Auffassung am besten gefallen. Während ich die Naturerscheinung beobachtete und mit meinem Führer darüber sprach, war ich nicht wenig überrascht, als er mir sagte, daß diese Meinung, die allgemein von den Bewohnern der Küste Norwegens angenommen sei, nichts weniger als mit seiner eigenen Ansicht von der Sache in Harmonie sei. Ich suchte ihm klar zu machen, daß Vieles für die gelehrten Herren spreche, aber er gestand mir ganz naiv, daß er zwar wenig von solchen Dingen verstehe, daß er sich jedoch die Erscheinung in seiner Weise erklärt habe. Er theilte mir seine Anschauung mit und ich fand, daß er eben nicht weiter gekommen war als ich selbst. In der That nimmt sich manche Erklärung auf dem Papier bestimmt, umfassend und folgerecht genug aus, aber steht man Angesichts des donnernden Abgrunds, dann muß man sie alle unverständlich, wenn nicht — absurd nennen.

So dachte ich. Da schrie mir mit einemmal der alte Fischer in die betäubten Ohren: „Sie haben sich's jetzt genug betrachtet. Wollen Sie nun mit mir hinter jene Felsenspitze kriechen, an der sich das laute Tosen des Wassers bricht, so will ich Ihnen erzählen, warum ich mir erlaube, so meine eigenen Ansichten von dem Moskoe-Strom zu haben."

Ich klimmte und kletterte an den bezeichneten Punkt, der Alte hinter mir drein, und als wir dann beide neben einander saßen, den Rücken an die Steinwand gelehnt, begann er seine Erzählung.

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbericht.

Von Friedrich Zimmermann.

Homer's Ilias, in Hexametern übersetzt von Hermann Monjé. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer's Verlag. 1846.

Seit einem halben Jahrhundert ist der Voß'sche Homer ein theures Besitzthum unsres Volkes, unschätzbar an unverwüstlicher Güte und von unberechenbarem Einfluß auf die poetische Sprache, Literatur und Bildung Deutschlands. Daß ihm sehr viel fehle, um der epische Erzvater Homer leibhaftig zu sein, hat man uns seit A. W. v. Schlegel's schlagender Kritik oft und bis zum Ueberdruß bewiesen. Ein gewisses salbungsvolles Pathos, ein zu starkes Auftragen der Farben, gewaltsame Behandlung der Sprache vieler Verse, nicht selten Mangel an einfacher Wahrheit und naiver Lebendigkeit — diese wesentlichsten Schattenseiten stellt wohl heute Niemand mehr in Abrede. Wenn also auch der alte Spruch, eine Iliade nach Homer zu versuchen, mit Recht gar bedenklich findet, so bleibt doch eine im Geiste und der Wahrheit Homer's, das heißt treu empfangene und wiedergeborne deutsche Iliade immer noch eine große Aufgabe, an deren Lösung sich manches frische Talent auch fernerhin zu wagen befugt ist. Wer die Schwierigkeiten derselben und das Verdienst des bis jetzt Geleisteten in vollem Umfang würdigen will, bringe sich durch lange fortgesetzte und häufig wiederholte Lectüre die anmuthvolle Unmittelbarkeit und zugleich wundervolle Kunstvollendung Homer's zum klaren Bewußtsein. Denn „einfache Volks- und Naturpoesie" sind die harmonischen

Digitized by Google

Gesänge nicht allein; auch die epische Kunst derselben, in welcher das Natürliche nur ein Moment ist, steht unübertrefflich da. Man verlangt daher einen ganz deutschen und von den Grazien gepflegten Vers, stellt aber mit Recht die Forderung, daß er sich einer noch strengeren und kunstmäßigeren Technik füge, als diejenige ist, deren Gesetze der bahnbrechende Altmeister erst mit Schweiß und Mühe ausdenken oder herausfühlen mußte; vor ihm und neben ihm ging es unverzagt über den Knüppeldamm weg, selbst in Weimar und Jena. Damals war er der herrliche Dulder Odysseus, welchem die Muse ausschließlich gönnte, den Bogen zu spannen und durch die sechs Ringe des Hexameters den beflügelten Pfeil des Wortes zu schießen. Endlich hat man ihm die Kunst abgelauscht und bisweilen den Heros übertroffen; aber wer gäbe uns je eine deutsche Ilias, auch eine bessere, ohne von seiner Weisheit gestärkt zu sein?

Viele mit Freude durchgelesene Stellen von Monjé's neuer Uebersetzung erwecken in mir den Glauben, daß das Werk sehr wohl gelungen sei, namentlich aber sich durch echt deutsche Behandlung des Verses und edle Natürlichkeit der Sprache auszeichne. Mögen Viele diesen kräftigen Fortschritt theilnehmend begleiten. Hier soll nur auf die Erscheinung aufmerksam gemacht werden. Zur Probe also einige Verse (XXII. 131 ff.)

Solches erwog er im Geist und wariete. Aber Achilleus
Nahte sich, wild wie Ares, der blutige Stürmer im Helmbusch,
Rechtshin über die Schulter die schreckliche Pelionesche
Schwingend, und rings umstrahlt vom leuchtenden Glanze des Erzes,
Wie ein verheerender Brand und die glühende Sonne des Aufgangs.
Hektor zitterte, wie er ihn sah; nicht länger vermocht' er
Ruhig zu steh'n; er entwich von dem Thor, und flüchtete bebend.
Hinter ihm her sprang jener, den hurtigen Füßen vertrauend.
Wie im Gebirge der Falk, der geschwindeste unter den Vögeln,
Leicht mit zuckenden Stößen der schüchternen Taube sich nachschwingt,
Seitwärts weicht sie ihm aus; doch nah und mit gellender Stimme
Schießt er beständig daher, voll eifriger Gier, sie zu haschen:
So flog jener mit Wuth gradan; und der fliehende Hektor
Lief an der Mauer dahin, die geschmeidigen Kniee bewegend.
Dort an der Warte vorbei und dem luftigen Feigengestide,
Seitwärts neben der Mauer den Fahrweg immer verfolgend,
Stürmten sie fort. Sie erreichten die zwei schönfließenden Bäche,
Wo zwei sprudelnde Quellen des wirbelnden Xanthos entspringen.
Warm entrinnt von der einen die Fluth, und immer entsteigt ihr
Wallender Dampf ringsher, wie der Rauch von brennendem Feuer;
Aber die andere strömt auch selbst im Sommer wie Hagel,
Oder wie schauriger Schnee und glitzernde Schollen des Eises.

Feuilleton.

*** Leon Faucher erzählt in seinem Buche über England (deutsch v. Seybt, Lpzg. 1846): Wer nichts als das West-Ende sieht, würde London ohne Zweifel die schönste und gesundeste Stadt der Welt nennen, aber London ist eine Stadt der Gegensätze; neben einem Reichthum, der jedes Vergleichs spottet, entdeckt man die entsetzlichste und erbärmlichste Armuth; dieselbe Stadt, welche die tadellosen Häuser, die schmucken Straßen, die grünenden Squares des West-Endes in sich faßt, enthält auch in ihrem Innern halbzerfallene Barracken, ungepflasterte Straßen ohne Beleuchtung und ohne Schleusen, Plätze, aus denen weder die Luft noch die Gewässer einen Ausweg finden, und Kloaken, die jedes andere Volk nicht bewohnen würde, und die zur Ehre der Menschheit sich anderswärts nicht finden. — Die drei Quartiere Spitalfields, Bethnal-Green und White-Chapel bilden in London eine Art cettischer Stadt. Französische Arbeiter, nach dem Widerruf des Edikts von Nantes aus ihrer Heimath vertrieben, irländische Proletarier, alljährlich durch Hungersnoth aus Irland verjagt, und Juden aus allen Punkten Europa's bilden mit der englischen Bevölkerung den Stamm der Verbannten. Zwischen Spitalfields und Bethnal-Green ist Montags und Dienstags zwischen sechs und sieben Uhr Kindermarkt. Die Eltern bringen dort ihre acht- bis neunjährigen Kinder jedes Geschlechts zu Markte, um sie zu vermiethen. Liegt der Handel darnieder, so trifft man auf diesem Markt oft 300 kleine Arbeiter; nimmt die kommerzielle Thätigkeit wieder zu, so findet man nicht mehr als fünfzig bis sechzig auf einmal dort versammelt. Sobald der Vertrag abgeschlossen ist, macht der Abmiether aus dem Kinde, was er will, einen Arbeiter, einen Ausläufer oder einen Bedienten: das Kind gehört ihm ausschließlich zwölf bis fünfzehn Stunden des Tages, denn die Eltern verlangen für diese Unglücklichen keine andere Erziehung als die der Dienstbarkeit. So macht die moderne Gesellschaft das Kind der Armen, sobald es eben nur auf seinen Füßen stehen und die Arme bewegen kann, zu einer Lohnmaschine. Es gibt in Europa keinen Ort, außer London, wo etwas Aehnliches stattfindet. Man kann den Markt von Bethnal-Green mit den Bazars vergleichen, wo Sklaven zum Kauf ausgeboten werden, aber man muß bis in die Mitte Afrika's gehen, um Völker zu finden, bei denen die Sklaven von ihren eigenen Eltern zu Markt gebracht werden.

*** Die Stadt Leitmeritz in Böhmen besitzt ein sehr merkwürdiges in den Jahren 1500—1520 auf Kosten des Jakob Rouowsky von Weignow zu Stande gebrachtes Kirchenliederbuch in lateinischer Sprache, das an Kostbarkeit und Geschmack seines Gleichen sucht. Die Buchstaben sind von bedeutender Größe, die Anfangsbuchstaben stets auf das prachtvollste gemalt, meist mit biblischen Darstellungen oder Scenen aus der Heiligengeschichte verziert, die bedeutenden Kunstwerth haben; das interessanteste Blatt ist jenes, das eine sehr kunstreiche Darstellung der Verbrennung des Huß zum Gegenstand hat. Das ganze Buch wiegt mehr als einen Centner und zu seinen riesigen Blättern mußten 405 Kälber ihre Häute liefern. Vaterl.

*** Einen Aufsatz des Stuttgarter „Morgenblatt" über englische Touristinnen leitet die Bemerkung ein: Es sei eine auffallende Erscheinung, daß seit zehn Jahren die Zahl der Engländer, die sich auf dem Festlande aufhalten, von der Anzahl der Engländerinnen fast übertroffen werde; aber so sehr als das Reisen scheine es den englischen Frauen zum Bedürfniß geworden zu sein, ihre Reisen zu beschreiben und durch den Druck zu veröffentlichen, da die englische Presse in einer Zeit von fünf Jahren zweiundfünfzig Bände Reisebeschreibungen aus der Feder englischer Damen geliefert habe.

Frankfurter Stadt-Theater.

☞ Mittwoch, den 14. October, bleibt das Theater geschlossen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 286. Freitag, den 16. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung.)

Auch seine Untergebenen, buntscheckige, übelgekleidete Gesellen, mit Piken, Schwertern, Stoßdegen, Keulen unvollkommen bewaffnet, trieben mancherlei Kurzweil.

Es wurde Abend, ehe der erwartete Royalistentrupp eintreffen wollte. Gewaltige Wolkenmassen ballten sich mittlerweile am Himmel zusammen und drohten mit einem schweren Gewitter.

Romuald Berney war bereits bei seinem „christlichen Tornister für die Parlamentssoldaten" etwas ungeduldig geworden. Da meldeten endlich die Vorposten das Anrücken des Feindes.

Feuer im Blick und Zorn im Herzen, schwangen sich die Puritaner in die Sättel. Der Anführer sprengte seine Reihen entlang. — Viele Männer murmelten Gebete, aber in Aller Augen suchte der finstere Blick Romuald's zu lesen, was er von ihnen für den beginnenden Kampf erwarten dürfe.

Nachdem der Ritter eine Stellung genommen, die ihn von der Straße aus völlig verbarg, beobachtete er scharf die anrückende feindliche Schaar, in deren Mitte ein purpurfarbiges Banner mit der Aufschrift „Monarchie und Ehre" flatterte. An der Spitze des Zuges ritt im kriegerischen Schmuck ein stattlicher Mann auf einem milchweißen Pferde. Alle waren in grüner Tracht; die meisten trugen Pickelhauben und Küraße, treffliche Waffen, und Zuversicht auf die eigne Kraft wie Verachtung des Feindes äußerten sich in Spott- und Kriegsliedern, die sie nach dem Takt der Pfeifen mit aller Kraft ihrer Kehlen in die Luft brüllten.

Die Puritaner wurden durch diese wilden, ungeschlachten Gesänge nur noch erbitterter und konnten kaum den Augenblick erwarten, der ihnen den Feind in die Hand geben sollte.

Nachdem Hatton die sorglosen Royalisten so weit in die Ebene hatte ziehen lassen, daß er ihnen mit gutem Erfolg in den Rücken fallen konnte, gab er seinen Gläubigen das Zeichen zum Marsch und ließ zugleich als Antwort auf die leichtfertigen Kriegslieder des Feindes den Psalm anstimmen: „Meine Seele hanget an dir!"

Die Puritaner sangen mit einer Begeisterung, als sollte die Wölbung des Himmels bersten. Der Gesang der Royalisten verstummte, und durch eine rasch ausgeführte Schwenkung boten sie plötzlich ihren Feinden die Stirne. Während beide Partheien das Zeichen zum Angriff erwarteten, schien sich der Anführer der Königlichen noch zu bedenken. Er schickte einen Trompeter vor und ließ den feindlichen Befehlshaber zu einer Unterredung vor die Mitte seiner Schaaren auffordern. Zugleich spornte er seinen Schimmel und erwartete, das zweischneidige gewaltige Schwert gesenkt, die Entschließung seines Gegners. Langsam und erst nach gepflogener Rücksprache mit den Seinigen kam Sir Romuald Hatton heran, und prüfte mit seinem feurigem Auge das Antlitz seines ehemaligen Jugendgenossen Arthur Berney. Eine dunkle Röthe färbte das sonnverbrannte edle Angesicht des letztern und die Stimme bebte ihm, als er sprach:

„Sir Romuald! Laßt uns in Frieden von einander scheiden! Ziehen wir das Schwert ohne persönlichen Haß. Niemand wird es uns als Feigheit oder Verrath an der Sache auslegen, die wir verfechten, wenn wir Gefühle ehren, die einst die Wonne und die Lust unseres Daseins ausmachten. Ich darf Euch unbedenklich diesen Vorschlag machen, denn mein Haufen ist dem Eurigen an Zahl weit überlegen."

„Doch nicht an Tapferkeit, hoffe ich," entgegnete Hatton mit Stolz.

„Euer Begehren, Sir Arthur," fuhr der Puritaneranführer mit herbem Nachdruck fort, „finde ich entschieden knabenhaft und unmännlich. Nachdem Ihr Euer tapferes Schwert zu diesen verlornen Kindern Belials getragen, seid Ihr meinem Herzen nichts mehr, als ein schmählicher Feind, den ich beharrlich und unerschrocken bekämpfen will, bis zum letzten Athemzug."

„Hört den Donner rollen über unsern sündigen Häuptern," sprach mit erhobener Stimme Arthur. „Der Himmel selbst gibt sein Entsetzen kund, daß die Bürger eines und desselben Landes mordlustig sich aufsuchen und zerfleischen, gleich gedungenen Fechtern in der Arena. Groß — ich erröthe nicht, es dem Gegner in das Angesicht zu bekennen — groß ist mein Abscheu vor einem Kriege, in welchem mir der Bruder als Feind entgegentritt. Helft mir edelmüthig das Entsetzliche vermeiden."

„Genug des weibischen Gefasels," fiel trotzig der Puritaner ein. „Ich weiß von keiner freundlichen Regung gegen Euch. Aergert Dich Dein Auge, so reiß' es aus, also belehrt mich die Schrift. Wer war es, der zuerst die Proklamation in diese glückliche Insel geschleudert? Alle Rebellen, Rebellengenossen, und wer ihnen förderlich und nützlich sei, zu ergreifen und zu tödten; alle Häuser, Flecken und Städte, wo die Rebellen Beistand und Obdach gefunden, wie alle Vorräthe an Getraide und Futter niederzubrennen, Alles zu plündern, zu verwüsten und dem Erdboden gleich zu machen; endlich alle waffenfähige Mannschaft schonungslos niederzuhauen? Wer anders als Arthur Berney und seine Genossen gab die Losung zu solcher Unmenschlichkeit? So geht demnach hin und erntet die Früchte der Leidenschaft, die Eure unglückseligen Häupter gesät. Wehe aber Allen, die der Herr heimsucht in seinem Grimme!"

Digitized by Google

Seinen Hengst herumwerfend, sprengte Hatton zu den Seinen zurück.

Während das Gewitter unter furchtbarem Donnern und Blitzen losbrach, und während der Regen in Strömen niederfiel, trafen die feindlichen Partheien zusammen. Die Königlichen wehrten sich tapfer, aber sie wurden geschlagen, ihr Verhängniß hieß sie die von Hatton vorausgesehene Straße zur Flucht wählen; Blackwell's Salven sendeten Tod und Verderben in ihre schon aufgelösten Reihen, und wie von einem bösen Geist getrieben, drängte Romuald Hatton mit seinem wilden Heer nach. Die Niederlage der Royalisten war vollständig; nur der außerordentlichen Schnelligkeit seines Pferdes hatte Arthur seine Rettung zu verdanken, denn von bloßer Gefangenschaft wäre bei so erbitterten Feinden keine Rede gewesen.

Romuald ließ den Trompeter zum Sammeln der zerstreuten Verfolger blasen, und grollte dem Geschicke, welches seinem Schwerte den einstigen Jugendgenossen hatte entkommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

(Fortsetzung.)

3.

„Meine beiden Brüder und ich", so erzählte mein Führer, „wir besaßen ein hübsches, gutgetakeltes Smack von siebzig Tonnen. Damit fischten wir gewöhnlich zwischen Moskoe und den Inseln, welche bei Vurrgh liegen. Ich muß Sie zuerst wissen lassen, daß in der heftigsten Springfluth, wenn die steigende See gegen eine feindliche Strömung ankämpft, der Fang immer ein guter ist, in so fern man nur die Gelegenheit zu benutzen versteht und auch Muth genug hat. Aber unter allen Küstenbewohnern von Lofoden waren wir die Einzigen, denen es eine Lust dünkte, im ganzen Umkreis der Inseln das Glück herauszufordern, wie ich es Ihnen beschrieben habe. Die gewöhnliche Fischerei wird viel weiter unten, mehr nach Süden betrieben. Dort gibt es zu jeder Stunde Fische und die Gefahr ist nicht groß; man zieht diese Striche vor, das ist natürlich. Wenn man sich aber hier die guten Plätze aussucht und sich mitten in die Felsen hineinwagt, so findet man nicht nur die schönsten Arten, eine herrliche Auswahl, sondern es gibt hier zu Zeiten auch eine unerschöpfliche Menge. So brachten wir denn nach einem einzigen Tag der Arbeit viel mehr heim als unsere weniger kühnen Kameraden in einer ganzen Woche hatten zusammenbringen können. Das war so eine Spekulation wie jede andere: die Lebensgefahr vergaß der Eifer, den Muth ersetzte das Capital. Wir sind nicht die ersten, die so rechnen; meinen Sie nicht Herr?

Unser Fahrzeug lag in einer Bucht hier an der Küste, fünf Meilen weiter hinauf, als wo wir da sitzen; bei schönem Wetter waren wir gewohnt, die Viertelstunde Gnadenfrist, welche der Maelstrom zwischen Ebbe und Fluth bietet, zu benutzen, um über den Kanal zu kommen, den Sie eben gesehen haben — weit über dem Loch, das versteht sich von selbst — und dann wurde sogleich entweder bei Otterholm oder bei Sandflesen Anker geworfen, an Stellen, wo die Wirbel am wenigsten heftig sind. Dort blieben wir, so lange die Fluth dauerte, und wenn das Meer wieder fiel, dann kehrten wir nach Hause zurück. Da Ihnen dieß wahrscheinlich noch keinen sehr hohen Begriff von unserer Klugheit gibt, so muß ich ferner hinzusetzen, daß wir niemals zu einem solchen Fang ausfuhren, ohne guten Wind zu haben und ohne des günstigen Windes auch für die Heimfahrt gewiß zu sein. Man kann sich da irren, wollen Sie sagen, aber wir haben seine Nasen, und es traf sich nur selten, daß wir unsere Rechnung falsch gemacht hatten. Zweimal jedoch — zweimal in sechs Jahren — sind wir durch eine Windstille, die plötzlich eingetreten war, gezwungen worden, die ganze Nacht vor Anker zu bleiben. Aber die Windstillen sind an unserer Küste äußerst selten. Ein andermal wurden wir wider unsern Willen ans Land gesetzt und mußten eine ganze Woche mit den Lebensmitteln auskommen, die wir für vierundzwanzig Stunden mitgebracht hatten. Das war eine harte Diät, die Nahrung zwar gesund, aber doch gar wenig. Die Ursache war ein Sturm, ein Teufelswind, der plötzlich losbrach, da wir auf unserem Terrain angekommen waren: und bei einem Wind, wie sich der anließ, ist mit dem vermaledeiten Kanal nicht zu spaßen. Bei der Gelegenheit, von welcher ich eben spreche, würden wir ohne alle Gnade auf die hohe See hinausgetrieben sein — denn von den Wirbeln hinüber und herübergeworfen, konnten wir mit unserm Anker nichts anfangen und mußten ihn herausziehen — wären wir nicht in eine der Querströmungen gerathen, die sich heute hier, morgen dort bilden, und dann wieder verschwinden, ohne daß man weiß, wie und warum? sie führte uns unter dem Wind nach Flimen, wo wir glücklicher Weise ankern konnten.

Ohne Sie vor Langeweile gähnen zu machen, könnte ich Ihnen nicht den zwanzigsten Theil der Gefahren erzählen, die wir in dem Fischereibezirk, den wir uns ausgesucht, haben bestehen müssen. Es ist ein verteufelter Platz, sogar bei schönstem Wetter. Aber wir fanden immer den Weg, ihm ein Schnippchen zu schlagen, ein so gewaltiger Herr er auch ist, und ohne Unfall über ihn wegzukommen, indem wir ihm unsere Reverenz machten. Manchmal freilich, wenn wir in der Viertelstunde seiner Ruhe eine Minute zu früh oder zu spät kamen, pochte mir doch das Herz ganz gewaltig. Man mag es anfangen, wie man will, es trifft sich immer einmal so. Der Wind blies nicht so stark, als wir glaubten, da wir in die See hinaussteuerten, und die Strömung war reißender, als sie es sein durfte, und behinderte unser Smack am Manövriren: da muß man sich denn gleich auf Abenteuer gefaßt machen. Mein Bruder hatte einen Sohn von achtzehn Jahren; meine beiden Buben waren auch schon hübsch herangewachsen. Die hätten uns freilich viel helfen können, wenn es bei solchen Gelegenheiten galt, die Fähre vom Platz zu bringen; und beim Fang, o lieber Gott! die konnten mit der Schulter ihr Theil heben! Aber wenn wir uns einmal kurz und gut entschlossen hatten, unsere Haut dran zu setzen, so dünkte uns doch die ihre noch ein wenig zu jung, als daß sie auf väterliches Geheiß an der Partie hätten Theil nehmen dürfen. Da müßte man ja kein Herz und keine Seele haben; denn, man mag erzählen und beschreiben, wie man will, die Gefahr ist unsäglich groß. Hören Sie jetzt; reine Wahrheit!

In wenig Tagen werden es drei Jahre, da ereignete sich, was ich Ihnen jetzt erzählen will. Es war am 10. Juli 183., ein Datum, welches die Leute der Gegend so bald nicht vergessen werden; denn an diesem Tage tobte

Digitized by Google

einer der furchtbarsten Orkane, die uns der Himmel seit langer Zeit geschickt hat. Und doch wehte den ganzen Morgen — was sage ich, noch spät am Nachmittag, — der Wind mild und sanft aus Südwesten, während die Sonne so hell strahlte wie je. Da hätte kein Seemann unter uns, selbst keiner von den ältesten, geahnt, was sich ereignen sollte.

Meine beiden Brüder und ich hatten gegen zwei Uhr nachmittags ohne Unfall unsere gewöhnliche Ueberfahrt gemacht; und als wir einmal zwischen den Inseln waren, hatten wir unser Smack bald mit einem ganz wunderbar reichen Fang beladen; Fische gab es heute mehr, als wir je zuvor gesehen. Es war gerade sieben, hier nach dieser meiner Uhr, als wir uns zur Heimfahrt anschickten, denn nach unserer Berechnung mußten wir ja an den Strom gelangen, daß wir in der Pause zwischen Ebbe und Fluth hinüberkommen konnten, d. h. präcis acht Uhr.

Vor einem frischen Wind flog unsere Fähre eine Zeit lang leicht dahin; keiner von uns dachte daran, sich zu fürchten, und in der That hatten wir auch gar keine Veranlassung zu Besorgnissen. Da mit einemmal schlägt der Wind um, pfeift von Helseggen herüber und hatte uns gepackt. Das war schon etwas Außerordentliches, das war uns niemals begegnet, und ich fing an, ängstlich zu werden, ohne recht zu wissen, warum. Wir drehten das Fahrzeug nach dem Wind, aber es konnte nicht von der Stelle, so machten ihm die Wirbel zu schaffen. Da machte ich den Vorschlag, wir wollten nach unserm Ankerplatz zurückkehren; aber wie erschracken wir, als wir hinter uns den ganzen Horizont mit kupferrothem Gewölk überzogen sahen, ein Gewölk von sonderbarer, schauerlicher Färbung, das mit überraschender Schnelligkeit am Himmel hinflog.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Bechelde und das Schill's-Denkmal.

Am 21. Sept. verlor das in alter und neuer Zeit vielbewegte, oft vor dem Richterstuhl der Hansa zu Lübeck geforderte, an ausgezeichneten Männern reiche Braunschweig einen seiner emsigsten Geschichtsforscher, Friedrich v. Bechelde, Neffen der beiden berühmten Herren v. Strombeck. — Sein altpatricisches Geschlecht hatte einen Wappenbrief vom Kaiser Siegmund und schon früher wurde Bürgermeister Hermann Bechelde vom Herzog Friedrich von Braunschweig, wegen seiner Tapferkeit bei Winsen an der Aller, auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. — Friedrich Bechelde's frühere Arbeiten gehörten den Alterthümern Braunschweigs, das, wie München und Lübeck, zum Theil auch Hamburg, Hannover und Stade, „eine Stadt Heinrichs des Löwen" genannt werden mag. — Später weihte er sich der schweren Prüfungszeit Deutschlands unter dem Joche des Soldatenkaisers (1806—1813), namentlich jenem „Jahre voll Unglücks und Ruhmes" 1809, dem Jahre der Landwehren, des Tyrolerkrieges, dem Jahre von Aspern und Wagram. Als Knabe hatte ihn der nach viel größerem Mißlingen immer noch denkwürdige Ritterzug Schill's und das graufe Ende so viel edler Jünglinge seiner Schaar angezogen, die, nachdem die blutigen Würfel in Stralsund gefallen, vor S. Leonhard zu Braunschweig und zu Wesel den Verbrechertod litten oder auf die Galeeren geschmiedet wurden.

Das Todesloos fiel auf zwölf dieser Patrioten. An drei nach einander folgenden Tagen wurden die Unglücklichen zum Tode hinausgeführt. Nur erst im Augenblicke des Aufrufes erfuhren sie ihr Schicksal, dem sie mit ächt deutschem Muthe Arm in Arm entgegengingen. Häufig hört man Augenzeugen von der Todesverachtung erzählen, welche selbst die fremden Schergen bewunderten. Auf dem Executionsplatze wurden die Gemordeten leicht beigescharrt, und ruhten dort viele Jahre, bis zufällig ihre Gebeine wieder aufgegraben wurden. Von Bechelde's Patriotismus brachte die Errichtung eines Denkmals über ihre irdischen Reste in Anregung, und es gelang ihm, eine so bedeutende Summe zusammenzubringen, daß im Mai 1837 das geschmackvolle und sinnige Denkmal bei S. Leonhard eingeweiht werden konnte. Am 24. Sept. 1837 wurde auch Schills Haupt, am 1. Juni 1809 zu Stralsund durch Feindes Hand von dem entseelten Körper getrennt und bis dahin in dem Museum zu Leiden aufbewahrt, unter dem Monumente feierlich beigesetzt. Die neben demselben errichtete Kapelle enthält interessante Reliquien und Erinnerungen. In ihr werden unter anderm zwei Säbel aufbewahrt, welche Schill führte, eine Brieftasche von rothem Cordnan, welche ihm die unvergeßliche Luise von Preußen vor seinem Ausmarsche schenkte, und welche die von ihr eigenhändig geschriebenen Worte: „Für den braven Herrn von Schill. Königsberg, den 21. Mai 1808" enthält. Ferner eine Uniformsweste und ein Geldbeutel von Schill, welchen letztern der Lieutenant a. D. Bree übergab; eine von dem König Ludwig von Bayern geschenkte halb colossale Erzbüste Schill's, nach dessen Todtenmaske von Stiglmair gegossen: sie ruhet auf drei mit Lorbeer umwundenen Kanonen, die der König von Preußen bewilligte; der Säbel des kaiserl franz. Generals Vissou, welchen derselbe bei seiner Gefangennehmung vor Innsbruck dem Landesschützen Major Martin Teimer übergab; eine silberne und eine kupferne Münze, welche Hofer während seines Regiments prägen ließ; dessen Siegel und Brustbild, von dem Magistrate zu Innsbruck geschenkt; die Relation einer Audienz, in welcher der österreichische Held, Erzherzog Karl, von Bechelde die Zusage ertheilte, daß sein Degen einst nach seinem Tode der Kapelle übermacht werden solle, so wie auch dessen Portrait, welches er der Stiftung schenkte; das Brustbild Herzog Friedrich Wilhelms von Braunschweig von letzterer Stadt verehrt, und mehrere andere Gegenstände, namentlich noch die sämmtlichen Wappen der Offiziere des Regiments, in welchem Schill diente (des zweiten Brandenburger Husarenregiments). Den Platz zu dem Monumente und seiner Umgebung hat ebenfalls der König von Preußen angekauft und geschenkt, die Glocke in der Kapelle hat die verstorbene Kurfürstin von Hessen-Kassel gestiftet, sie wird am Todestage Schills, seiner hingerichteten Krieger, Friedrich Wilhelms und Hofers alljährlich geläutet. Ein ehemaliger Oberjäger im Schill'schen Corps, Möhring, dem eine bescheidene Pension bewilligt ist, wurde als Hüter der Gebeine und des Monuments seiner Kameraden angestellt, und bewohnt die Kapelle, welche, wie das Denkmal selbst, mit einer gefälligen Baum- und Blumenanlage umgeben ist. Durch v. Bechelde's Tod ist um die Anstalt gewissermaßen verwaist.

Des Verstorbenen letzte Jahre waren dem abenteuerlichen Zuge des Herzogs von Braunschweig aus Böhmen bis Bremen und Elofleth, — den Thaten der Tapfern jenes kühnen Welfenfürsten in Spanien und Portugal und ihren

Digitized by Google

mitunter höchst romantischen Schicksalen ergeben. — Die Hand des Todes berührte den wackern deutschen Mann urplötzlich, als er von seinem nahen Gute Großstöckheim zu einem freundschaftlichen Mahle in den sächsischen Hof nach Braunschweig gekommen war. — Sit illi terra levis!

Feuilleton.

⁂ Stockholm, 2. Oct. Man hat bei fortgesetzter Arbeit gefunden, daß die große Mauer in Odia's Hügel, deren ich neulich erwähnte, die Kante einer außerordentlich großen Grotte *) bildet, welche von ansehnlichen Granitsteinen errichtet ist, von denen einige deutliche Spuren einer Bearbeitung zeigen. Diese Steinmauer ruht auf einem dicken, festen Estrich von Thon, der einen Fuß hoch über eine feine Sandschicht ausgebreitet ist, zwischen welcher und der Oberfläche des natürlichen Bergrückens einige große Steine liegen. Die Grotte erhebt sich allmälig von einer Höhe von vier Fuß bis zu einer Höhe von neun Fuß, so daß sich die obere Kante derselben achtzehn Fuß unter dem Gipfel des Hügels befindet. Auf dem Estrich kommen Kohlen und andere Spuren von stattgefundener Verbrennung zwischen großen Steinen vor. Die in Menge vorkommenden Kohlen geben zu erkennen, daß die in den Hügel gesetzte Leiche auf dem Estrich verbrannt und daß die Gebeine gesammelt and in eine Urne gelegt worden sind. Es ist zu bedauern, daß die Arbeit für dieses Jahr beendet und also das Aufsuchen dieser Urne und zu vermuthender Waffen und Schmucksachen bis zum künftigen Sommer verschoben worden ist. Man muß sich daher jetzt damit begnügen, die Gewißheit erlangt zu haben, daß diese Hügel nicht von einem Spiele der Natur, sondern wirklich von Menschenhänden gebildet worden sind und als äußerst merkwürdige Denkmale des Alterthums dastehen. Daß das Publikum ein warmes Interesse für diese vaterländischen Forschungen hege, das möchte deutlich die große Masse von Reisenden beweisen, welche sich täglich einfand, um nähere Kenntniß von dem Fortgange der Arbeit zu erhalten, davon möchte die Ungeduld zeugen, mit welcher man den ersten Nachrichten über dieselben durch die Tagespresse entgegen harrte.

⁂ Die Aussteuer der Infantin Luise. Das Vermögen der Infantin Luise war bei Gelegenheit ihrer Vermählung so oft der Gegenstand der Debatten, daß unsere Leser gewiß mit Interesse lesen werden, was die „Reforme" aus Aktenstücken beibringt. Das erste Document, das sie mittheilt, ist das Testament Ferdinands VII., datirt aus Aranjuez, 10. Juni 1830. Das andere ist das Inventarium, welches die provisorische Regentschaft durch den Marschall Palafox and die übrigen Kommissionsglieder am 10. Dezember 1840 nach der Abreise Marie Christinens aus Spanien aufnehmen ließ. Ersteres spricht sich über den Grundbesitz aus, der beiden Schwestern gemeinschaftlich gehört und keineswegs bedeutend ist. Das bewegliche Vermögen, welches die 25 Millionen bilden soll, reduzirt sich laut der zweiten Urkunde auf 3,147,820 Realen, and zwar auf folgende Weise: a) an Edelsteinen und Schmuck 2,332,309 Realen; b) an Silberzeug 539,125 Realen; c) an Goldgegenständen 276,387 Realen. Ferner weiset dieses amtliche Protokoll nach: 1) daß die Königin Isabelle im Augenblick der Abreise ihrer Mutter an Leibwäsche nur elf Hemden von gewöhnlicher Leinwand besaß; 2) daß sie nicht einen vollständigen Schmuck hatte; 3) daß sich an Silbergeräthe im königl. Schlosse nur drei silberne Dintenfässer vorfanden; 4) daß sich die Königin schwach versilberter Blechgeräthe bedienen mußte, bis Herr Heras beim Hofjuwelier Martinez silberne anfertigen ließ; 5) daß die meisten Schränke im Juwelenzimmer leer waren; 6) daß man keinen einzigen Realen baares Geld im Schlosse fand. — Es ist zu bemerken, daß Marie Christine bis zu ihrer unfreiwilligen Abreise Vormünderin ihrer Töchter war.

⁂ Leipzig. Ueber die am 11. Oct. stattgehabte 150ste Luftfahrt des Herrn Green berichtet die „D. A. Z.", daß dieselbe vom schönsten Wetter unterstützt vollkommen glücklich von statten ging. Herr Green stieg in Begleitung der Herren Dr. Barker, Lehrers an der hiesigen Handelslehranstalt, and Dr. v. Keller von hier Punkt 4 Uhr auf, erhielt seine Richtung nach Nordost und fiel ein Viertel nach 5 Uhr bei dem Dorfe Cupsal anweit Liebmena, etwa 3½ Stunden von Leipzig, wieder zur Erde. Die höchste erreichte Höhe beläuft sich auf 5400 Fuß.

⁂ Sollte Jemand noch keinen rechten Begriff von der Philosophie haben, der lasse sich vom „Wandelstern" auf jene Notiz in einem Werk des Professor Windischmann verweisen, als welche also lautet: „Die Philosophie ist wesentlich nichts Anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zuschselbstkommen, so wie nicht minder das auf diese Weise verfahrende Zuschselbstbringen and dann das Beischselbstbeharren der im bloßen finalichen nad fleischlichen Leben außer sich seienden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft" . . . Haben Sie's verstanden, meine Herren?

⁂ Göthe nad die Berlinerin. Es ist hinlänglich bekannt, wie sehr Göthe durch die Besuche von Neugierigen gequält nad endlich dahin gebracht wurde, sich auf solche Weise nicht mehr zur Schau stellen zu wollen. An einem Tage meldete ihm jedoch sein Kammerdiener, eben der unglückliche Stadelmann, welcher sich vor etwa einem Jahre in Jena im Armenhause erhängte, es sei eine große, sehr korpulente Frau aus Berlin da, die sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern den „großen Jethe" sehen wolle. Die Seltsamkeit des Besuchs zog den Dichterheros an, und er befahl, die gute Frau einzuführen, die schon nach einigen Augenblicken im besten Staate, mit raschen Schritten und vor Eile keuchend, zu ihm eintrat, ihn starr ansah und dann rund um ihn herging, um den außerordentlichen Mann von allen Seiten zu besehen. „Liebe Frau," nahm jetzt Göthe lächelnd das Wort, „kennt Sie mich denn?" — „Jott!" war die mit Pathos gegebene Antwort, „ick sollte Jethe nicht kennen?!" und die Arme zur Deklamation erhebend, deklamirte sie:

„Festgemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt!"

*) Kummel, mit welcher Benennung die schwedischen Alterthumsforscher Grotten bezeichnen, die oft aus ungeheuren Steinblöcken mit einer bewundernswürdigen Kraft gebildet sind nad sich entweder oberhalb der Erdoberfläche oder in Hügeln finden. Sie dienten theils zu Gradkammern, theils zu geweihten Plätzen für eine Gottheit oder ein Heiligthum.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 15. October. Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abtheilungen und 3 Akten, nach Leuven und Brunswick. Übersetzt von F. Ellmenreich. Musik von Adam.

Samstag, den 17. October. (Zum Erstenmale): Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix. — Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt, von Göthe.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 287. Samstag, den 17. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mangen.

(Fortsetzung.)

3.

Der Ueberfall.

Unter Absingung von Psalmen waren die Puritaner auf ihre Feinde losgebrochen, und einen Psalm anstimmend, zogen sie von der Wahlstatt ab. Ihre Verwundeten nahmen sie mit sich.

Das Unwetter dauerte noch fort, die Nacht brach herein und Romuald nahm seinen Marsch gegen ein von Berney-Castle nördlich gelegenes, ungefähr eine Stunde entferntes Dorf. Die Bewohner waren königlich gesinnt, und hatten bei der Annäherung feindlicher Schaaren ihre Hütten verlassen; nur einige Frauen waren zur Obhut der Kinder zurückgeblieben, die man nicht gewagt hatte, der Wuth des Sturmes im Walde auszusetzen.

Romuald ließ die nächsten Scheuern öffnen, die Mannschaft hineintreten und ertheilte darauf Kapitän Blackwell die nöthigen Befehle.

Man traf Anstalten, die Nacht an diesem Orte zuzubringen. Blackwell ließ zuerst Lebensmittel in den Hütten aufsuchen, dann wurden die Weiber und ihre unschuldigen Pflegbefohlenen einem blinden Fanatismus geopfert; ruhig vernahm Romuald ihr lautes Angstgeschrei. Er war wiederum in ein Buch vertieft, von dem er gar nicht aufblicken mochte. Der interessante Titel desselben lautete: „Die militärischen und geistlichen Uebungen von Lazarus Howard, wie man Gewehr in Arm, mit zwölf Tempo's in's Paradies gelangen kann."

Der Regen schüttete in Strömen; dieß mochte die Ursache sein, daß die Brandlegung des Dorfes zu wiederholtenmalen mißglückte; endlich trat Kapitän Blackwell mit von Rauch geschwärztem Gesicht ein, um dem Oberbefehlshaber triumphirend die Feuersäulen zu zeigen, die jetzt ihren lichten Schein in die graufe Nacht verbreiteten.

„Gut, Kapitän Blackwell," erwiederte Romuald Hatton, „diese Fackel war zu unserm Vorhaben durchaus nothwendig. Das Feuer wird in Arthur Berney die Meinung erwecken, wir seien des Unwetters wegen nach Carlton abgezogen, und beabsichtigten keinen Angriff auf sein festes Schloß. Seht zu, daß Ihr durch irdische Nahrung und etwas Schlaf das schwache Fleisch erquickt, denn bald wird die Stunde da sein, Kapitän Blackwell, bald!"

„Ich bin stets auf meinem Posten, Sir, und bereit zum strengen Dienst des Herrn," versetzte der Kapitän, verzehrte die Speckseite, die man ihm aufbewahrt, trank den Wachholderbranntwein aus seiner Feldflasche, sprach einen Psalm und legte dann sein schweres Haupt auf einen Haufen Stroh, den Schlaf zu suchen, der auch nicht lang auf sich warten ließ.

Romuald schien keine Ermüdung zu fühlen, kein Bedürfniß nach Ruhe zu kennen. Alles, mit Ausnahme zweier Schildwachen, schlief, er las emsig fort, horchte zuweilen mit halbem Ohre auf die Wuth des Regens und schürte mit den langen Sporen das erneuernde Feuer auf.

Nachdem er zum drittenmale seine Uhr zu Rathe gezogen, versenkte er sein Erbauungsbuch in die Taschen der weiten Pamphosen, und rief mit dröhnender Stimme nach den Schläfern hin:

„Auf! die Stunde ist da! Jetzt liegen sie drüben in Sorglosigkeit und Schlummer begraben. Beim zweiten Hahnenschrei müssen wir an den Mauern sein!" —

Eine silberne Ampel erleuchtete mit mattem Schimmer das Schlafgemach Romuald Berney's. Eine hohe schlanke Frauengestalt in weiten Trauerkleidern saß in einem Lehnstuhle zu Häupten des Bettes, und warf von Zeit zu Zeit einen wonneseligen Blick auf ein in der Wiege schlummerndes Kind. — Den süßen Schlaf desselben störte nicht das graufe Unwetter, welches wider die Scheiben schlug; es lächelte, während der Sturm draußen heulte, und diese himmlische Ruhe des Kindes schien auch das Herz der Mutter zu beruhigen.

Nicht lange währte es, und eine geheime Thüre bewegte sich geräuschlos in der Wand und Arthur trat ein, aber mit leisen, vorsichtigen Tritten, um den Schlummer seines Knaben, seines Einzigen, nicht zu stören.

Die Frau suchte ängstlich in des Ritters Zügen zu lesen, wie es um ihn stehe, und prüfte den Verband, welchen er am Kopfe trug. Da erfaßte Arthur die Hand seiner Gattin, drückte sie mit Wärme, und tröstete, daß nichts zu befürchten sei.

„Die Natur selbst," sagte er, „hat der Wuth unserer Feinde für heute Nacht eine Schranke gesetzt; kriegerische Unternehmungen sind bei diesem Unwetter nicht wohl auszuführen. Meine Leute sind von den überstandenen Anstrengungen erschöpft und haben sich von den Mauern zurückgezogen, um der Ruhe zu pflegen. Auch ich will versuchen, mir für Morgen neue Kraft zu sammeln."

„Thue das, mein Gemahl," fiel die Lady lebhaft ein, und eilends legte sie die Hirschhaut und die Kissen zurecht, welche das Lager des Ritters bildeten.

Berney warf Hut, Schwert und Handschuhe ab und legte sich nieder, die Lady nahm ihren Sitz im Armstuhl ein und rückte sanft die Wiege dem Auge des Vaters näher.

„Unser Ralph!" begann da der Ritter, „in jammervollen Zeiten geboren! Wer wird des Kindes sich erbarmen, wenn sein wie ein Wild gehetzter Vater doch einmal der Meute zum Opfer fällt?"

„O sprich nicht so, Arthur," tröstete die Lady, sich auf die Kniee niederlassend und mit ihren Armen den Ruhenden umschlingend. „Dieser eine Unfall darf Deinen Heldengeist nicht zu Boden drücken. Wie oft hast Du diese Verräther des Throns, diese Frevler am göttlichen Recht vor Dir hergejagt, wie eine Heerde furchtsamer Schafe! Kommen wird der Tag, wo Dein gutes Schwert den heutigen

Triumph des Feindes blutig heimzahlt. Dessen bin ich gewiß!"

„Von ihm kein Wort," unterbrach mit einiger Heftigkeit der Ritter, indem der Zorn sein Gesicht in Falten legte. „Und müßte ich zehntausend Jahre leben, nie könnte der Eindruck verlöschen, den der heutige Tag in meiner Seele zurückgelassen hat. Es hatte mich schon tief gekränkt, daß er keinen meiner vielen freundlichen Botschafter einer Antwort würdigte, die ich seit dem Beginn der Feindseligkeiten an ihn abgesandt. Doch immer hegte ich noch die Zuversicht, in irgend einem Winkel seines Herzens schlummere das alte zärtliche Gefühl für den treuen Jugendfreund und keine Parteiwuth könne es da mit ihrem Gift vernichten. Allein da ich ihn heute mir gegenüber sah, da ich mit dem Licht meiner Augen die gänzliche Verhärtung seines Gemüths gegen mich wahrnahm — da ich auf meiner Flucht mit Knirschen und Herzensjammer den teuflischen Geist erkannte, der ihn anstachelte, rastlos das Verderben desselben Menschen zu suchen, der einst ohne Bedenken von der Höhe herabsprang, ihm Beistand zu leisten in dringender Gefahr, da theuerste Eugenie, da schwärzte sich das Bild dieses Menschen zu der Scheußlichkeit des bösen Prinzips selber, und ruhte mein Auge nicht auf Dir, fände ich nicht im Anschauen dieses Knaben eine neue Quelle des Gottvertrauens und der Menschenliebe, — fürwahr, dieser eine Tag hätte allen Keim des Guten in mir erstickt, vergiftet, vernichtet. Noch jetzt macht mich schon sein Name vor Wuth beben und ich schaudre manchmal selbst vor den Flüchen, die ich auf ihn herabgerufen!"

Beschwichtigend umschlang die Lady mit ihren welchen Armen den Gemahl und das bleiche Antlitz dem Fenster zugewendet, rief sie aus:

„Arthur! Vernimmst Du nichts? Auf den Mauern däucht mir, tummeln sich Deine Krieger?"

Der Ritter erhob sich etwas von seinem Lager; ein furchtbarer Wind tobte draußen, daß die Fenster klirrten; Arthur lauschte und hörte nichts.

Die Spannung währte einige peinliche Minuten; da sprang der Ritter vom Lager empor, sein geschärftes Ohr vernahm durch das Heulen des Sturmes deutlich Waffengeklirr von Kämpfenden, man kam den Gang zu dem nächsten Zimmer heran, die Thüre flog auf — und an der Schwelle stand, von Regen triefend, das Auge von höllischem Feuer leuchtend, eine furchtbare Gestalt — Romuald Hatton.

„Man muß Euch im Neste suchen, wenn man Euch fangen will," höhnte der Puritaner. „In Eurer Höhle, bei Eurem Jungen finde ich Euch! Zieht, Arthur Berney, zum Beweise, wessen Gott der gerechtere und stärkere!"

Die Lady, das erhobene Schwert in der Hand des Todfeindes erblickend, stieß einen herzzerreißenden Schrei aus; der Knabe in der Wiege erwachte und begann erschreckt zu weinen.

Arthur ergriff die auf dem Tische liegende Waffe, und mit den Worten:

„Verräther! auch Deine Stunde wird kommen," trat er beherzt dem Angreifer entgegen.

Voll der größten Seelenangst war die Lady Zeugin des ungleichen Kampfes. Ihr Gemahl war durch die Kopfwunde entkräftet und so dem Gegner nicht gewachsen; seine Streiche fielen immer matter, und der Augenblick einer furchtbaren Entscheidung nahte heran.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

(Fortsetzung.)

„Zu gleicher Zeit legte sich mit einemmal der Wind; eine augenblickliche Stille trat ein, und wir trieben da und dort hin nach allen Richtungen. Dazu kam nun noch, daß wir uns bei dieser Lage der Dinge nicht viel Zeit zum Bedenken nehmen konnten. In weniger denn einer Minute war der Sturm über uns losgebrochen; in weniger denn zwei sahen wir nichts mehr als unten die dunkel gähnende See und oben den fahlgelb feurigen Himmel; auf der einen Seite völlige Finsterniß, auf der andern spritzte uns der Schaum in die Augen; Sie können sich denken, wie es uns auf unserm armseligen Smack zu Muthe war.

„Es wäre ein eitles Bemühen, wollte ich Ihnen den Orkan beschreiben, der zu toben begann; die ältesten Seeleute von Norwegen haben keinen erlebt, der diesem auch nur von fern zu vergleichen wäre. Wir hatten unsere Segel zum Theil eingezogen, bevor er uns erreichte. Aber bei dem ersten Windstoß stürzten unsere beiden Maste, als wären sie am Fuße durchgesägt, über Bord. Mein jüngerer Bruder, der sich, um nicht hinausgeschleudert zu werden, an den großen Mast gebunden hatte, wurde mit demselben in das Wasser gerissen.

„Nichts Leichteres auf der See als unsere kleine Fähre; eine wahre Feder, ein Korkpfropf, oder was für ein Spielwerk der Winde man sich sonst denken will. Sie hatte ein vollständiges Deck ohne eine andere Oeffnung als eine kleine Lucke am Vordertheil; wir versäumten es niemals, diese mit Latten und getheerten Segeltüchern hermetisch zu verschließen, wenn wir durch den Maelstrom fuhren, eine Vorsicht, die auf unseren Meeren wegen der Sturzwellen unumgänglich ist. Ohne diesen Umstand wären wir sogleich gesunken; denn einige Minuten lang waren wir im buchstäblichen Sinn unter dem Wasser. Ich kann Ihnen nicht erzählen, denn ich habe es niemals erfahren, wie sich mein älterer Bruder aus dieser Todesgefahr gerettet hat. Was mich betrifft, so ließ ich sogleich das Focksegel, an welchem ich mich gehalten, fahren, warf mich platt auf den Boden, die Füße wider das schmale Plattbord des Vordertheils gestemmt und mit den Händen einen Pflock umklammernd, der am Fuße des Focksegelmastes befestigt war. Ich nahm diese Lage — die möglich beste, wie ich jetzt darüber denke, ganz instinktmäßig ein, denn ich hatte den Kopf verloren und berechnete nichts mehr.

„Wie ich Ihnen schon sagte, wurden wir vom Wasser überdeckt; wie lange dieß gedauert, läßt sich schwer bestimmen. Ich hielt meinen Athem an und klammerte mich, so fest ich vermochte, an den erwähnten Pflock. Einen Augenblick glaubte ich zu ersticken; dann, ohne meinen Haltpunkt loszulassen, richtete ich mich auf die Kniee empor und da ich meinen Kopf frei fühlte, so schnappte ich einigemal gehörig nach Luft. Fast in demselben Moment tauchte unsere kleine Fähre, wie ein gebadeter Hund sich schüttelnd, gleichfalls wenigstens zu zwei Drittheilen aus der See auf. Da that ich denn mein Möglichstes, Muth und Geistesgegenwart zu gewinnen, um darüber nachzudenken, was nun zu thun sei. Während ich meine Begriffe sammelte, fühlte ich mich plötzlich am Arm gefaßt. Es war mein älterer Bruder, den ich weggespült glaubte wie den andern; um so größere Freude empfand ich nun, ihn neben mir wieder zu finden. Aber diese Freude mußte sogleich

dem furchtbarsten Schrecken weichen, als er mir das eine Wort in die Ohren donnerte: „Moskoe-Strom!!“

„Niemand in der Welt würde sich je darüber Rechenschaft geben können, was in diesem Augenblick Alles in mir vorging. Wie in einem heftigen Fieberanfall zitterte ich am ganzen Leibe. Ich wußte ja, was mein Bruder hatte sagen wollen; ich begriff, welche Drohungen in dem einzigen Wort enthalten waren, das er ausgesprochen. Der Wind, den wir hinter uns hatten, trieb uns gerade auf den Strom und Strudel zu und nichts, nein, nichts konnte uns mehr retten.

„Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, schon gesagt, daß wir immer, wenn wir durch den gefährlichen Kanal fuhren, eine Stelle weit oberhalb des Wirbels dazu wählten, selbst in der allerschönsten Jahreszeit, und sogar, wenn das Meer glatt war wie ein Spiegel; und daß wir zum Uebermaß aller Vorsicht warteten und lauerten, bis das schlimme Gewässer zwischen Ebbe und Fluth ein wenig zur Ruhe gekommen war; aber jetzt schossen wir geradeswegs auf den Schlund los, ein furchtbarer Orkan peitschte uns unbarmherzig hinein. Vielleicht, dachte ich, trifft sich's gerade, daß der Strom nicht tobt: so blieb uns doch noch ein Schimmer von Hoffnung; aber sogleich mußte ich auch wieder über mich selbst spotten, einen so thörichten Gedanken nähren und noch an die Möglichkeit der Rettung glauben zu können. Ich wußte recht wohl, daß wir zum Tod verurtheilt waren, hätten wir auch unsre Smack gegen ein Schiff von neunzig Kanonen vertauschen dürfen.

„Jetzt schien der Orkan seine größte Wuth loszulassen; vielleicht mochten wir uns auch in dieser Beziehung täuschen, da wir ihm entfliehen wollten. Gewiß ist, die Wogen, die der Wind anfänglich niedergehalten hatte, und die schäumend nicht aus ihrem Niveau getreten waren, thürmten sich jetzt zu ungeheuren Bergen auf. Auch der Himmel hatte ein ganz anderes Ansehen gewonnen. An allen Punkten des Horizonts sahen ihn meine Augen schwarz wie Pech, aber über unsern Häuptern hatte sich eine Art von Dom geöffnet, hellblau, leuchtend, durchsichtig, — der schönste Himmel eines Sommerabends — aus dessen Mittelpunkt der Mond seine lichtvollsten Strahlen herabsandte, erglänzend, wie ich ihn noch niemals gesehen. Allen Gegenständen, von denen wir uns umgeben fanden, verlieh er die schönsten, deutlichsten Formen: und großer Gott, was war es für eine Scene, die er mit so himmlischem Licht übergoß!

„Zwei bis dreimal versuchte ich meinen Bruder anzureden; aber, ohne daß ich mir die Ursache hätte erklären können, war das Toben der See so furchtbar laut geworden, daß ich es nicht vermochte, mich verständlich zu machen; meine Lippen an seine Ohren legend, schrie ich, als wenn ich bersten wollte. Da sah ich ihn auf einmal den Kopf schütteln; er wurde bleich wie eine Leiche und seine Finger über dem Mund kreuzend, schien er sagen zu wollen: „Horch!“

„Ich verstand nicht gleich diese Geberde; aber bald ging mir ein furchtbarer Gedanke in meinem Gehirn auf. Ich zog meine Uhr aus der Tasche; sie war stehen geblieben: ich betrachtete das Zifferblatt im Mondschein, und wider meinen Willen brach ich in Thränen aus, während ich sie in einer Regung der Wuth in die See hinausschleuderte. Diese Uhr hatte Alles verschuldet. Sie zeigte noch Sieben! Wir hatten die Zeit, den Augenblick versäumt, wo das Meerwasser steht; jetzt tobte und raste der Maelstrom in seiner ganzen Furchtbarkeit.

„Wenn ein Schiff gut gebaut und im rechten Gleichgewicht und nicht überladen ist, so scheinen die Wogen bei einem tüchtigen Wind, und so lange es auf der hohen See ist, unter dem Kiel herzufahren — worüber sich unsere Landmenschen nicht wenig zu verwundern pflegen, was aber wir Seeleute die Cavalcade machen nennen. Bisher hatten denn auch wir unsere Cavalcade von Woge zu Woge meisterlich gemacht. Aber in diesem Augenblick erfaßte uns eine Riesenwelle gerade an der Wölbung des Hintertheils unter dem Steuerruder, drückte dieses nieder, richtete dadurch langsam das Vordertheil empor und schien uns fürwahr eine Jakobsleiter bauen zu wollen. Diese Himmelfahrten wider Willen erzeugten hoch oben auf den Wogen Gedanken in mir, deren ich vorher nicht fähig war. Als das Schiff den Kamm der Welle erreicht hatte, stürzte es rasch wieder nieder, wie ein Pferd sich niederläßt, wenn es eine Zeit lang auf den Hinterfüßen sich gebäumt hat, und nun glitten wir unaufhaltsam nach dem Strom hin mit einem Gefühl der Unbehaglichkeit und des Schwindels, wie Sie es gewiß schon selbst einmal erfahren haben, wenn es Ihnen etwa geträumt, sie wurden nach einer Steinwand geschleudert, ohne sich weder mit den Händen, noch mit den Füßen dagegen wehren zu können. Indessen benutzte ich den Augenblick, wo wir auf der Spitze einer der ungeheuern Wogen schwebten, einen raschen Blick in die Runde zu werfen, und dieser einzige Blick reichte hin, mich genau zu belehren, wo wir waren. Den Moskoe-Strom sah ich eine Viertelmeile weit in grader Linie uns im Angesicht; aber er glich nicht mehr dem, dessen Anblick Sie vorhin zittern gemacht hat, er glich eben so wenig dem Moskoe-Strom aller Tage, als dieser da einem Mühlbach. Hätte ich nicht vorher gewußt, wo wir waren und was wie zu erwarten hatten, den Ort, mit dem meine Augen so vertraut waren, würde ich in meinem Leben nicht wieder erkannt haben. Das Bild war so grauenerregend, daß ich seinen Anblick nicht ertragen konnte; meine Augen schlossen sich durch eine Art Nervenkrampf von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Ein ungeheurer Kupferfelsen. Das Athenäum vom 19. September gibt nach dem Detroit Advertiser eine merkwürdige Beschreibung von einem ungeheuren Kupferfelsen. Dieser liegt in dem sogenannten Adlerhafen (Eagle Harbour) und Dr. Pitt nennt ihn den Urgroßvater aller kupferhaltigen Gesteine, denn man schätzt sein Gewicht auf 75 bis 100 Tonnen. Am Ufer des Sees hat man einen offenen Einschnitt in den Boden gemacht, 12' breit, 85' lang und 7 bis 8' tief. Hier liegt die ungeheuere Kupfermasse. Die Schichte, welche 90 Procent reines Kupfer enthält, ist in der Mitte, und durchläuft die ganze Länge des Einschnitts in verschiedener Dicke von 6" zu 2' mit Zweigen von einem bis zu zwei Zoll in der Dicke, die nach Osten und Westen auslaufen und 1' bis 2' lang sind. Die Zwischenräume sind mit Sand und Trappgestein angefüllt, das mit gediegenem Kupfer durchsetzt ist. Der Anblick ist äußerst seltsam, denn das Ganze sieht gar nicht wie ein Fels aus, sondern vielmehr wie ein großer Baum, der umgefallen und zu Metall geworden, nur mit der Ausnahme, daß die Tiefe in keinem Verhältniß ist. Große einzelne Massen gediegenen Kupfers von 50 bis 300 Pfd. hat man bereits längs der Schichte herausgenommen.

Der neue Planet ist noch nicht getauft. Man hat den Namen Janus vorgeschlagen, Le Verrier wünscht ihn jedoch nicht, weil

er die Bedeutung enthält, daß der Planet der letzte im System wäre, und dieser Ansicht ist L. nicht. Als er die Sitzung der Akademie verließ, hatte er eine kleine eben so bescheidene als inhaltsschwere Note zurückgelassen; sie lautete: „Man wird jenen Irrthum (die Abweichung seiner Berechnung von der Galleschen Beobachtung) gering finden, wenn man die Kleinheit der Störungen, wornach der Ort des Planeten bestimmt worden ist, erwägt. Dieser Erfolg muß uns hoffen lassen, daß man nach dreißig- oder vierzigjähriger Beobachtung des neuen Planeten ihn zur Entdeckung des nächstfolgenden im Abstand von der Sonne wird benutzen können und so weiter fort. Unglücklicher Weise wird man bald zu Gestirnen gelangen, die wegen ihrer unermeßlichen Entfernung unsichtbar sind, aber ihre Bahnen werden sich vermittelst der Theorie mit großer Genauigkeit bestimmen lassen." So hat Le Verrier den Grund zu einer ganz neuen Astronomie, einer Astronomie des Unsichtbaren, gelegt, deren wissenschaftliches Gebäude freilich erst in Jahrtausenden ausgebaut werden kann.

⁂ Was Industrie leisten kann, hat dieser Tage eine Stickerin in Brüssel bewiesen. Die Königin der Belgier wollte ihrer künftigen Schwägerin, der Infantin Luise von Spanien, und deren Schwester, der Königin Isabella, ein Hochzeitsgeschenk aus belgischen Landeserzeugnissen machen. Zu diesem Zwecke bestellte sie bei der Putzmacherin Pieron 80 Dutzend Taschentücher. Alle sollten nach einem gegebenen Muster das spanische Wappen, umgeben von dem Orden des goldenen Vließes und darüber die Königskrone mit noch verschiedenen anderen Verzierungen von Blumen und Arabesken in Brüsseler Kanten tragen. Nach 12 Tagen schon lieferte Mlle. Pieron ihre 80 Dutzend Tücher ab, und man hat in Brabanter Spitzen, Brüsseler Kanten und Batiststickerei nie etwas Vollkommneres gesehen, so daß die Arbeiten in Brüssel öffentlich ausgestellt wurden und allgemeine Bewunderung erregten.

⁂ Von Bardy aus macht man folgende seltsame Mittheilung, deren Richtigkeit wir natürlicher Weise nicht verbürgen können: Unweit Bardy a. d. S. befindet sich gegenwärtig ein Faß, welches dem Heidelberger an Größe gleich, oder wohl noch größer ist, und wegen seines seltsamen Zweckes die Aufmerksamkeit des Publikums erregt. — Ein Unbekannter kommt zu einem Böttchermeister in genannter Stadt und bestellt sich ein Faß ungewöhnlicher Größe. Der Böttcher ist bereit, ein solches zu machen, verlangt jedoch, da ihm dieß etwas sonderbar schien, zuvor die Bezahlung, welche ihm auch geleistet wurde. Darauf geht dieser Unbekannte zu einem als fromm bekannten Dienstmädchen und bittet um ihre Hand zum ehelichen Bunde. Er erzählte ihr nun, daß er aus sicherer Quelle wisse, daß die Menschen nach 3 Jahren durch eine Sündflut alle vertilgt werden würden, und daß er sich, um gerettet zu werden, wie Noah, ein Faß mit einem Dampfkessel habe bauen lassen und darin solle auch sie (seine Braut), vom Untergange gerettet werden, um alsdann mit ihm, mittelst der Dampfkesselkraft, (ohne Dampfmaschine) bei günstigem Winde (ohne Segel) nach Amerika zu schiffen. Nun wurde er aufmerksam gemacht, daß sich das Faß drehen und der Aufenthalt in demselben nicht angenehm sein werde, worauf er demselben einen Rand geben ließ. Die Abfahrt von dort über Magdeburg würde er, seiner Aussage nach, sehr bald antreten! — Kann noch Jemand mitfahren?

⁂ Im frühern Jahrgange des „Gevattersmanns" war von „mein Herr und Musje" die Rede. Wir haben aber auch noch ein altes gutes Wort, mit dem wir einem Jeden den Herrn austreiben könnten, wenn wir nämlich Meister würden. Im Mittelalter hieß jeder selbstständige Bürger Meister, und die Engländer, die großentheils von den alten Deutschen abstammen und viel von den alten Bräuchen und Rechten erhalten haben, nennen noch jetzt jeden Mann: Meister und jede Frau: Meisterin. In Oberdeutschland, wozu auch die deutsche Schweiz gerechnet werden muß, sagen noch heutigen Tages die Dienstboten nicht Herr und Frau, sondern Meister und Meisterin. Die Franzosen haben einmal zur Revolutionszeit das Wort Herr abgeschafft; es durfte Niemand mehr mit Herr angeredet werden, sondern nur mit: Bürger. Das ist allerdings der höchste und schönste Titel. So etwas schafft sich aber nicht durch ein Gesetz ab, das muß die Sitte, die Gewohnheit thun. Bei uns Deutschen kommt das Wort Meister nach und nach fast ganz in Abgang, seitdem die Handwerksleute fast alle Fabrikanten heißen wollen. Bei Ritt-, Stall- und Wachtmeister hat das Wort noch seine volle Bedeutung. Bei andern Worten klingt es aber in unsern Tagen fast wie Hohn und Spott. So bei Bürgermeister. Der ist oft gerade am wenigsten Meister über die Bürger, sondern ein ganz anderer, mit einem andern Titel. Der Hofmeister, wie man die Erzieher nennt, hat bei Hof am wenigsten zu sagen. In Wien nennt man die Thürwächter Hausmeister, vielleicht gerade weil sie die Untergebenen des Hauses sind. Und nun gar die Schulmeister, die könnte man in unsern Tagen leider oft Schulsklaven nennen. Wills Gott, werden wir künftig einmal Meister statt Herren. Gevatterom.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 15 Oktober.)

Von Eduard Devrient sind so eben in Leipzig vier Bände „dramatische und dramaturgische Schriften" erschienen. Nach einem Bericht in der „D. A. Z." enthält das Werk einen reichen Schatz von Bühnenstücken und von den Zuständen des Kunst- und Bühnenlebens. Drei Bände desselben füllen dramatische Stücke, Schauspiele, Opern und Lustspiele, die zum Theil dem Publikum bekannt sind. Der vierte Band bringt — nun was denn? — Antwort: was heute in keines deutschen Autoren gesammelten Schriften fehlen darf — der vierte Band bringt „Briefe aus Paris". Das versteht sich von selbst: da es in Deutschland nicht viel zu sehen gibt, so müssen wir uns immer wieder Briefe von Paris schreiben lassen. Außerdem enthält der letzte Band noch einen Alexander von Humboldt zugeeigneten Abschnitt: „Theaterschule, eine Mittheilung an das Theaterpublikum". Wenn die beherzigenswerthen Hinweisungen darin auf dem allen Zoetscheiten zugänglichen deutschen Boden lebendige Wurzel schlagen, dann wird unserm Bühnenleben die höhere Veredlung reifen, meint die „D. A. Z.". Dieses Wenn müssen wir also abwarten.

— Das dem Stuttgarter „Morgenblatt" seither beigelegte Literaturblatt soll nächstens eingehen und der Redakteur desselben, Wolfgang Menzel, nach Preußen übersiedeln. Die „Bremer Zeitung" vermuthet, er sei veranlaßt worden, nach Berlin zu kommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 17. Oktober. (Zum Erstenmale): Der Beiter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix. — Vorher geht: Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt, von Göthe.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 288. Sonntag, den 18. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick sah man im düstern Licht der Ampel die majestätische Gestalt der Lady, die allein den Arm des rauhesten Feindes hätte entwaffnen müssen, sich zwischen den taumelnden Ehegemahl und seinen Gegner werfen, und im nächsten Augenblick hauchte sie ihr Leben zu den Füßen desjenigen aus, den sie vergebens zu retten versucht. — Da stand selbst Romnald eine Weile und schien nicht ohne Erschütterung den dahingesunkenen Leib zu betrachten; aber Arthur Verney raffte unterdessen den Rest seiner Kräfte zusammen und mit dem laut widerhallenden Ruf: „Eugenie, Dich will ich rächen!" stürzte er auf seinen Feind los. Der Puritaner, auf einen verzweifelten Angriff Arthur's gefaßt, suchte sich mit Kälte zu wehren, allein was half da die Wucht seines Eisenarmes; was nützte der dämonische Glaubenseifer, was seine vielgepriesene Tapferkeit? Drei Feinde stritten erbittert gegen ihn: ein schnöder Parteisucht geopferter aufrichtiger Freund, der Geist des gemordeten Weibes am Boden und der Genius des weinenden Knabe in der Wiege.

Romuald erhielt eine schwere Wunde am Halse, eine zweite am Schenkel, schäumend vor Wuth sank er auf das rechte Knie; der Tod, der unbarmherzige Schlichter aller Kämpfe, trat eiskalt an sein Herz, doch leistete er immer noch trotzige Gegenwehr.

Da stürmten schwere Schritte den Gang heran, verworrenes Geschrei ließ sich vernehmen, Waffen klirrten im Vorsaal und ein Haufe Puritaner stürmte in das Gemach.

Die Bänder der Wiege hinderten Arthur, seinen Knaben im Fluge an sich zu reißen; er sah sich gezwungen, denselben sammt der Leiche den Feinden zurückzulassen.

Die Kriegsmänner betrachteten verwundert die Scene. Der Ritter fast regungslos auf dem Kniee liegend, hier ein entseeltes Weib, dort durch die Wand Verney entflohen; sie hatten ihn im Eintreten noch gesehen und wo war die Thüre, durch die er entschlüpfte?

Eine wilde Gestalt mit zottig auf das schwarze Koller herabwallendem Haar stand an der Wiege, hob den schreienden Knaben hoch empor in der Riesenfaust, und richtete triumphirend den Blick auf die scharfen Kanten der Marmorbekleidung des Kamins.

Da rief Hatton, der sich mittlerweile erhoben, mit gebieterischer Stimme:

„Halt, Caleb, bei meinem Zorn! Des Knaben schont! Er soll mit dem meinigen in den Walliser Bergen erzogen werden, eine feste Säule des ächten Glaubens, dafür stehe ich Euch!"

Der Parlamentsbefehlshaber trat herzu und nahm das Kind in seine Arme. Vor seinem rauhen Antlitz suchte es sich ängstlich zu verbergen.

„Schafft das kananitische Weib hinweg," gebot Romnald Hatton den Uebrigen. „Die Trauerfarbe ihrer üppigen Gewänder höhnt die Gerechtigkeit und die heiligen Siege dieses frommen englischen Volkes!"

Man vollzog seinen Befehl und jetzt erst gestattete er seinem Leibdiener Caleb, ihm die Wunden zu verbinden.

4.

Der Sohn.

Ringsum an den Wänden des großen Waffensaals hingen die Bilder der Hattons. Neben jedem prangte der Brustharnisch nebst den übrigen Waffenstücken, welche der Ritter im Leben getragen, und die sich wie heilige Reliquien auf Kind und Kindeskinder vererbten. Die Reihe eröffnete im wurmstichigen Rahmen das Bild Aymars, des tapfern Streiters im Heere der Normannen bei Hastings, und Erwerbers der Baronie Hatton; vor ihm stand der Tisch zum Brettspiel mit den erforderlichen Stuhlen in kostbarer Schnitz- und Tapezierarbeit; die Reihe schloß das Conterfei des gegenwärtigen Herrn. Es war ein Bild von großem Kunstwerth, denn die Hand Daniel Myten's hatte es gemalt, und verglich man die Eisenzüge Aymar's mit denen seines Enkels Romuald, so mußte man gestehen, daß die Kraft des stählernen Normannen sich ungeschmälert fortgeerbt auf den wilden Kämpfer für die Demokratie des Calvinismus. Ein schwarzer Stutzbart zierte das hohe kühne Antlitz Romuald Hatton's. Unter einer harten Felsenstirne, dem Herd der kühnsten, verwegensten Entschlüsse, leuchteten die großen Augen hervor, voll unheimlichen Feuers. Die lang und gerade auslaufende Nase verlieh den scharfen, strengen Zügen ritterlichen Adel, und der festgeschlossene Mund vollendete den wildschönen Ausdruck eines Mannes, dem Schwäche, Arglist, Demuth, sinnliches Behagen eben so fern lagen, wie Majestät und Erhabenheit, der aber alle Eigenschaften eines unbändigen Kriegers und grausamen Drängers in sich vereinte. Diesem auch in seinem fürchterlichen Charakter immer noch anziehenden Bild glich in nichts die hohe, gebeugte, ausgemergelte Gestalt mit spärlichen grauen Haaren, die eben den Waffensaal betrat und mit schlotterndem Gange dem Brettspieltische zuschritt. So hatten die Jahre den wilden Puritanerkrieger verändert.

Noch war die Hydra des Bürgerkrieges nicht gefesselt; hundertmal besiegt, erschienen die Cavaliere immer wieder im Feld, und wie Cromwell in Whitehall vor dem Gespenste des flüchtigen zweiten Karls, so schauerte jeder Republikaner auf dem wohlverwahrten Sitze seiner Ahnen vor der unerwarteten Rückkehr seines Nachbars, der ritterliche Rache zu nehmen hatte für nicht vergessene Gewaltthat.

Hatton legte seinen Rundhut ab und begrub die tiefgefurchte Stirne in seine breiten, abgemagerten Hände.

Digitized by Google

Ein Geräusch über seinem Haupte störte ihn aus seinem Nachdenken auf. Er horchte mit einem Ausdruck von Scheu und Angst in seinen irren Augen und an seinem halbgeöffneten Munde, der seltsam abstach gegen die von ihm einst besessene Eisenruhe zur Zeit seines Kampfes mit Arthur Verney.

Man vernahm in dem oberen Gemache heftige Schritte, krampfhaftes Lachen, wildes Stampfen, welches selten lang währte, aber nach größeren Pausen der tiefsten Stille sich immer wiederholte.

Die bleichen Lippen des Lauschers bewegten sich zu einem ängstlichen Geflüster:

„Beide unter dem Schutt des einstürzenden Hauses begraben, beide, und ein so ungleiches Schicksal. Der Eine — Gott Zebaoth! — der Eine eine Masse unkenntlichen purpurfarbigen Breies, der Andere gesund, wohl erhalten, als hätten Engel ihre schützenden Fittige über ihn ausgebreitet. Gleich darauf sank sie, die eine Eiche beschämte an Kraft und Lebensfülle, zu Boden; ein unheilbarer Beinbruch führte unter dem Geleit unsäglicher Schmerzen den Tod herbei, und sie ließ mich allein zurück in diesem Jammerthal, unter diesen übertünchten Gräbern!"

Die herben Erinnerungen beugten den Ritter, daß sein kummervolles Haupt auf den Tisch niedersank.

Ein leises Geräusch erhob sich im anstoßenden Saal; ein Hund von eisengrauer Farbe und gewaltiger Größe zeigte sich neugierig an der Schwelle, lief dann mit hängenden Ohren und wedelndem Schweif auf den Ritter zu, und legte mit der Vertraulichkeit eines alten Günstlings die lange Schnauze auf dessen Knie.

Romuald erhob das Haupt, drückte seine Rechte auf des Hundes Kopf, sah ihm fest in die schwarzen Augen und rief:

„Treuherz!"

Der Hund antwortete durch ein Näherrücken der Schnauze und ein heftiges Peitschen der Quadern mit dem Schweife.

„Treuherz, auf dich kann ich zählen, auf dich! Du wirst nie meinen Feinden dienen. Durch dich werden sie meinen Schlupfwinkel, wenn es je dazu käme, nicht aufspüren."

Mit diesen Worten liebkoste er den Hund.

Da trat ein rüstiger Mann in den Saal, dessen ohnehin unfreundliches Antlitz durch zwei quer über dasselbe laufende Narben bis zur Scheußlichkeit entstellt war. Er trug auf silberner Platte einen großen silbernen Schenkkrug nebst den erforderlichen Bechern, stellte Alles säuberlich auf den Tisch hin, und trat dann in die Vertiefung eines Fensters zurück, weiterer Befehle seines gestrengen Herrn gewärtig.

Sir Romuald füllte einen Becher, stürzte ihn in einem Zuge hinab, und rief dann mit großer Heftigkeit:

„Welcher Höllenspuk, Caleb, in diesem stillen, christlichen Hause? Befolgt Ihr so meine Befehle? Habe ich nicht meinen Willen ernstlich ausgesprochen, daß dieser lang geduldete Unfug ein Ende nehmen müsse?"

„Sir Romuald," versetzte der Diener, einen Schritt aus der Fensternische hervortretend, „nicht mir meßt die Schuld bei. Als ich dem Junker Euern Auftrag mittheilte, gerieth Master John ganz gewaltig in Zorn. Er warf mich zu Boden, trat mich mit Füßen, zerrte mich zur Thüre hinaus, warf mich die Treppe hinab und schwur bei allen Heiligen: ich könne dem Himmel danken, daß er nicht das Aergste an mir verübt."

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

(Fortsetzung.)

„Es dauerte keine zwei Minuten mehr, da fühlten wir, wie die Wogen sich mit einemmale senkten und wie wir in ein schäumendes Bett abgesetzt und gleichsam darin begraben wurden. Dann drehte sich unsere Fähre mit großem Geräusch nach der Backbordseite halb um und schoß gleich einem Pfeil in der neuen Richtung hin. Zugleich löste sich das donnerähnliche Tosen der Wogen in eine Art schrilles Zischen auf, etwa wie die Essen von zehntausend Dampfbooten hören lassen würden, wenn man auf ihnen mit einem Schlag die Sicherheitsventile öffnen wollte. Wir waren nun innerhalb des Schaumgürtels, welcher beständig den Strudel einfaßt, und ich malte es mir schon recht schön aus, wie wir jetzt gleich von dem furchtbaren Schlund hinabgezogen werden mußten, den unsere Augen, geblendet durch die Schnelligkeit, mit welcher wir nach der verhängnißvollen Stelle gezogen wurden, nicht erkennen konnten.

„Das Schiff schien die See kaum zu berühren, der Kiel reichte zum Theil noch hoch über das Wasser. Man meinte, eine Luftblase fahre über die empörten Wogen hin. Den feuchten Abgrund hatten wir am Steuerbord und auf der anderen Seite dehnte sich der unermeßliche Ocean aus, welchen wir eben durchschifft hatten. Zwischen uns und dem Horizont thürmte er seine bewegten Berge zu einer hohen Mauer auf.

„Es mag Sie wundern: aber Sie müssen mir glauben, daß ich in dem Augenblick, wo wir, so zu sagen, in den Krallen des Ungeheuers waren, das uns zu verschlingen drohte, mich viel beruhigter fühlte, als noch wenige Minuten zuvor, da wir erst darauf losfuhren. Da ja nun doch einmal jede Aussicht auf Rettung abgeschnitten war, so dünkten mir die Schrecken, die mich vorhin wahnsinnig hätten machen können, jetzt kaum der Rede werth. Die Verzweiflung hatte meine Nerven wieder gestählt.

„Ich möchte nicht für einen Großsprecher gelten — aber selbst auf diese Gefahr hin will ich die Wahrheit sagen. Ich dachte mir, das müsse doch ein ganz herrlicher Tod sein; auf der andern Seite wollte mir aber nicht recht einleuchten, warum man erst ein so unbedeutendes Dasein fristen müsse, um dann durch eine so wunderbare Schöpfung des göttlichen Willens umzukommen. Jenes Leben und dieses Sterben hielten sich die Wage nicht. Diesen Gedanken gab mir nun freilich ein kleinlicher Egoismus ein. Dann überkam mich eine gewaltige Neugierde, vor meinem Untergange so recht genau zu erfahren, was es eigentlich mit dem merkwürdigen Maelstrom, in welchem ich untergehen sollte, für eine Bewandniß habe. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, mir selbst um den Preis meines Lebens einen Begriff von seiner geheimnißvollen Tiefe zu verschaffen, und mein größtes Bedauern war der Gedanke, daß ich meinen alten Kameraden am Gestade niemals die Geheimnisse würde mittheilen können, in deren Besitz ich allein auf der Welt jetzt kommen sollte. Das sind freilich bei einem Menschen, der sterben will, ganz sonderbare Grillen. Auch dachte ich nachher wieder, die furchtbare Gewalt, von der wir fortgerissen wurden, und die gräßlichen Bilder, welche mich umgaben, könnten meinen Verstand etwas in Unordnung gebracht haben. Jedenfalls bin ich in jener verhängnißvollen Stunde ein halber Narr gewesen und das ist Alles, was ich sagen kann, um alles Unbegreifliche begreiflich zu machen.

Digitized by Google

„Ein anderer Umstand, den ich zu erwähnen vergaß, trug einigermaßen dazu bei, daß ich meiner wieder Herr wurde; wir waren nämlich nicht mehr der Gewalt des Windes ausgesetzt. Sie haben ohne Zweifel vorhin bemerkt, daß der Schaumgürtel, welcher die Ränder des Maelstroms einfaßt, tief unter dem Niveau des Oceans liegt, so daß er eine Art grollenden, dunkeln, unebenen, bergigen Walls über uns bildete, hinter welchem uns keine menschliche Macht hätte erreichen können, denn er war undurchdringlich für Alles, sogar für den Orkan. Nun wird es Ihnen, wenn Sie niemals auf dem Meere gefahren sind, schwer sein zu begreifen, bis zu welchem Grad der Seewind durch seine heftigen Stöße und durch die Schaumflocken, die er Einem in das Gesicht schleudert, das Gehirn aufregen und Sinne und Verstand verwirren kann. Er nimmt Ihnen den Athem und macht Sie blind und taub zugleich, er raubt Ihnen so die Ruhe, die Sie zum Denken, Wollen und Handeln nöthig haben. Von diesen kleinen Belästigungen waren wir in diesem Augenblicke frei, gerade wie der arme Sünder, gegen den die Strenge seiner Henker plötzlich nachläßt und dem für sein bestimmtes unabänderliches Todesloos noch tausend kleine Entschädigungen geboten werden.

„Sie werden mich hoffentlich nicht fragen, wie vielmal wir um den schäumenden Gürtel, welcher den Maelstrom begrenzt, herumgefahren sind. Mehr geschleudert als fahrend beschrieben wir eine ganze Stunde lang diesen Zirkel, der sich allmälig und unmerklich verengte. Nach jeder Kreisfahrt ließen wir auf der Backbordseite einen breiteren Strich, bei jeder Kreisfahrt kamen wir dem Schlunde näher. Ich hatte indessen den Pflock, an welchem ich mich angeklammert, nicht losgelassen. Mein Bruder hielt hinten eine kleine leere Tonne fest umschlungen, die, an dem Deck gehörig befestigt, das Einzige war, was der Orkan, als er uns überraschte, nicht weggefegt hatte. Als er sah, daß es geradeswegs auf den Strudel losging, ließ er seinen Haltpunkt fahren, und kroch in seiner fürchterlichen Todesangst an mich heran, um sich ebenfalls an dem Pflock, dem ich mich anvertraut, festzuklammern; für unsere vier Hände war derselbe zu klein, und der Unglückliche versuchte, mich wegzudrängen. Niemals hatte mich etwas so empört, wie dieser schmutzige Egoismus, und doch sah ich, daß der arme Teufel seines Verstandes nicht mehr mächtig war. Die Angst hatte ihn zum kompletten Narr gemacht Ich überlegte und entschloß mich, ihm den Platz abzutreten. Es lag ja eigentlich wenig dran, ob der Eine oder der Andere im Besitz eines nutzlosen Ringes war; die Gefahr war auf einem Schiff, welches mit Mann und Maus untergehen sollte, überall die nämliche. Ich ließ also den Pflock fahren, und arbeitete mich, so gut es gehen wollte, nach hinten, um mich des ledig gewordenen Tönnchens zu bemächtigen. Dieß war nicht so schwer, als ich geglaubt hatte, denn das Smack schwebte ganz gerade auf seinem Kiel hin, nur von Zeit zu Zeit, aber selten, von Wind oder Wellen aus dem Gleichgewichte gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Todtentanz in Clusone.

Die neueren Schriftsteller über die Darstellungen des Todtentanzes (Peignot, Danon, Jubinal, Fortoul) hatten bekanntlich behauptet, daß sich in Italien keine solche Darstellung finde; dieser Gegenstand eigne sich ausschließlich für germanische Einbildungskraft und Poesie, und der Grund, welcher die Künstler vermocht hätte, ihn zu behandeln, sei in der Lust des Scherzes und der Satire, nicht in einem tiefen sittlichen oder religiösen Gedanken zu suchen. Was die erste dieser Behauptungen betrifft, so sprach für dieselbe der Umstand, daß von den sechsundzwanzig bekannten Todtentänzen sich bei weitem die meisten in Deutschland und der Schweiz und nur einer in London und einer in Burgos fänden. Erst die neueste Zeit hat die Unrichtigkeit dieser Behauptung gezeigt. Zuerst hat Cesare Cantu auf einen Todtentanz aufmerksam gemacht, der sich auf einer Mauer bei Como befindet, und bis dahin entweder ganz unbekannt oder doch nicht gehörig beachtet war. Zandetti hat diesen Todtentanz in einer erst in diesem Jahr erschienenen Schrift erläutert und dabei die Behauptung aufgestellt, daß nicht Spott oder Satire die Darsteller der Todtentänze geleitet hätten, sondern daß diese Darstellungen aus dem ernsten Sinn hervorgegangen seien, welcher im elften und zwölften Jahrhundert die Prediger veranlaßt habe, die Gleichheit aller Klassen der Gesellschaft hervorzuheben und zu diesem Zweck an den Tod zu erinnern, der in jedem Augenblick unerwartet kommen und Rechenschaft fordern könne. Dieser Gedanke an den Tod sei der vorherrschende Gedanke jener Zeit geworden, den man beständig vor Augen zu halten für unumgänglich achtete, und dessen sich deßhalb Wissenschaften und Künste bemächtigten.

Zandetti hatte vorhergesagt, daß sorgfältigere Nachforschungen ohne Zweifel weitere Darstellungen des Todtentanzes in Italien auffinden würden. Diese Vorhersagung ist sehr schnell in Erfüllung gegangen. Man fand einen Todtentanz, der an Reichthum und Erfindung und an Kunst der Ausführung den von Como weit übertrifft und überdies viel besser erhalten ist, ein Freskobild vom Jahr 1480 auf der Façade einer Kirche in dem uralten, merkwürdigen Orte Clusone in der Valle Seriana (Provinz Bergamo). Die Handlung, welche auf diesem Bilde dargestellt ist, zerfällt in zwei Theile, deren jeder ein eigenes Gemälde bildet. Das eine steht über dem anderen. Auf dem oberen ist die unerbittliche Macht, der Triumph des Todes, dargestellt, das untere enthält den Tanz oder das Spiel, welches der Tod mit den menschlichen Dingen treibt. Die Erfindung des oberen Bildes ist im höchsten Grade eigenthümlich. Man sieht ein großes, offenes Grabmal, auf dessen Rand giftige Insekten und Gewürme (Skorpione, Vipern u. dergl.) herumkriechen; im Grabmal drinnen sieht man zwei Leichname einander entgegenliegen, einen Papst und einen Bischof, wie die Gewänder zeigen. In der Mitte des Randes vor dem Grabmal steht ein riesenhaftes Gerippe, wie der König des Todes mit stolzem, strengen Gesicht. Dieses Gerippe breitet mit dem ausgestreckten Arm zwei Blätter aus. Auf dem einen dieser Blätter liest man:

Giunge la morte piena de egualeza!
Sole ve voglio e non vostra richeza!

auf dem anderp:

Digna mi son di portar corona
E che signoresi ogni persona!

Diesem Könige stehen zwei dienende Gerippe zur Seite; das eine spannt einen Bogen und schießt auf einen Schuß drei Pfeile auf einen Haufen ab, der vor ihm unter dem Grabmal steht. Dasselbe thut das andere Gerippe nach der anderen Seite hin; dieses schießt aber mit einer Flinte,

Digitized by Google

wie man sie in jener Zeit gebrauchte (ein langes Rohr ohne Kolben in einen concaven Schaft eingelassen). Es bedient sich einer Lunte zum Anzünden des Pulvers. Linker Hand vom Grabmal sieht man einige von Hunden begleitetete berittene Jäger, welche fliehen und den Falken in die Luft lassen. In diesem Augenblick trifft den einen der Pfeil des Todes. Näher am Grabmal sieht man weltliche und kirchliche Würdenträger, darunter einen Dogen von Venedig. Zur Rechten steht eine Menge von Königen, Ministern, Prälaten und anderen vornehmen Leuten in einem dichten Haufen beisammen Alle, und von den Zunächststehenden bemerkt man dies am deutlichsten, beschwören den Tod, sie zu verschonen, und bieten ihm das Kostbarste, was sie haben, Kronen, Gold, Gürtel; aber der Tod bleibt unbeweglich und fährt fort, seine Pfeile zu versenden. Schon sieht man eine Masse von Leichen verwirrt durch einander auf dem Boden hingestreckt; es sind lauter Vornehme und Leute von den verschiedensten Nationen, unter Anderen auch ein Tatar und ein Mohr.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Brünn (Mähren). Eine halbe Stunde von dem Stifte Raigern, bei dem Dorfe Rebesovic, sind slavische Alterthümer bei der Bestellung des Bodens gefunden worden. Schon früher hatte man daselbst Urnen u. dgl. gefunden, das Gefundene aber nicht weiter beachtet. Durch Landleute aufmerksam gemacht, ließ der um die Vaterlandskunde verdiente Professor Wolny Nachgrabungen machen. Man fand ganze Reihen von Gräbern, deren Todte das Angesicht gegen Osten gerichtet haben. Bei den männlichen findet man ein Messer und zu den Füßen eine an die Seite gelegte Urne; bei den weiblichen liegt die Urne an dem Schädel und Schmucksachen liegen zur Seite. Man findet Lanzen, Pfeilspitzen und Haken, die in der Form wie unter der Bezeichnung „obusek" noch heutzutage unter den mährischen Walachen im Gebrauche sind. Unter den Schmucksachen sind es cylindrische Drahtgewinde, Glaskügelchen und silberne schön gearbeitete Ohrringe, die einer besonderen prüfenden Aufmerksamkeit werth sind. Die aufgefundenen Gegenstände werden einstweilen in dem Stifte Raigern, in dessen Nähe einer der Opferplätze der heidnischen Einwohner Mährens bei Anlegung der Eisenbahn aus der Masse der Aschenschichten entdeckt wurde, aufbewahrt, wo ihnen durch den kunstsinnigen Abt des Klosters, den Prälaten Schlossar, eine Reihe von Zimmern angewiesen ist, die als Museum im Jahr 1848 als dem achthundertjährigen Gedächtnißfeste des Stiftes, eröffnet werden sollen.

⁂ Auf Jenny Lind soll in Wien dem Vernehmen nach eine Medaille von ihren Verehrern geprägt worden sein, die ihr dort bei ihrer Ankunft feierlich überreicht werden wird.

⁂ In Valenciennes hat sich in diesen Tagen Folgendes begeben. Es fanden öffentliche „Lustbarkeiten" statt, bei denen auf dem St. Johannisplatze auch die Passion Jesu Christi aufgeführt wurde. Während der Vorstellung zeigte sich den Zuschauern bald, daß die Darstellenden (Leute aus dem Volke) einen kleinen Stich hatten; die Hauptperson der Passion hatte zu sehr im Weinberge des Herrn gewirkt; doch ging Alles gut, bis Christus ans Kreuz genagelt werden sollte. Da kam der Zimmermann, der auch zu tief ins Glas geguckt hatte, und schlug dem Valenciennes Heiland, der gekreuzigt werden sollte, einen Nagel wirklich in die Hand. Der Heiland fluchte gotteslästerlich, sprang vom Kreuze und packte den Zimmermann beim Halse. Judas und Kaiphas wollten sich ins Mittel legen, die heilige Jungfrau und Pontius Pilatus bemühten sich, Frieden zu stiften, und endlich wurde mit großer Mühe die Ruhe wieder hergestellt, und das Stück zu Ende gespielt, weil weiter kein Schaden vorgefallen war, als daß der Bart des heiligen Petrus in den Händen des Heilands blieb. So erzählt der „Impartial du Nord".

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 16. October.)

Auf dem königlichen Theater in Berlin soll in diesem Winter außer Gutzkow's Trauerspiel: „Acosta" und Laube's Drama: „die Karls-Schüler" (Schiller erscheint darin bis zur Flucht nach der ersten mit Jubel aufgenommenen Nachricht von dem Erfolg der „Räuber" in Mannheim) ein aus dem Dänischen übersetztes Stück, ein reizendes dramatisches Idyll von Henrick Hertz: „König René's Tochter" zur Aufführung gelangen — kein Knallstück, kein Bühnenrausch, sondern ein ächt poetisches Produkt. Als neue Opern sind den Berlinern für dieses Jahr „die beiden Prinzen" von Esser, „Wilhelm von Oranien" von Eckard und „der Waffenschmied von Worms" von Lortzing versprochen, also drei Werke deutscher Tonsetzer!

— Benedikt's neue Oper „Die Kreuzfahrer" ist in der letzten Saison in London nicht weniger als 60 Mal binnen 3 Monaten auf dem Drurylanetheater gegeben worden. Das ist offenbar mehr, als sich selbst von einer italienischen Oper in Italien erwarten läßt; auf diese Weise kommt auf jeden zweiten Tag eine Aufführung. — Seit Weber's „Freischütz" ist noch keine Oper so in's englische Volk gedrungen wie dieser „Kreuzfahrer". Man hört in allen Straßen die Motive von Drehorgeln spielen. Graf Westmoreland, der englische Gesandte in Berlin, bekannt als großer Mäcen der Musik, soll sich für die Aufführung dieser Oper in Berlin sehr interessiren.

— Wie Berliner Zeitungen wissen wollen, hätten wir hier in Frankfurt die berühmte Opernsängerin Mad. Viardot-Garcia, welche dermalen als Amine ꝛc. die preußische Hauptstadt enthusiasmirt, zu einem Gastspiel zu erwarten, wenn die „Gefeierte" ihren Rollencyklus in Berlin vollendet hat.

— Franz Liszt, der sich neuerlich dem Vernehmen nach mit einer Ungarin vermählen wollte, bewirbt sich heute dem Vernehmen nach im Vereta mit dem Freiherrn v. Lannoy, durch zahlreiche Arbeiten im musikalischen Fache bekannt, um den Pacht des Hofoperntheaters in Wien. Außerdem und insbesondere wünscht Liszt die Stelle eines Hofmusikdirektors anstatt des unheildarem Siechthume verfallenen Donizetti zu erlangen. Ohne der ausgezeichneten Künstlerschaft dieses Mannes, der kürzlich erst von dem ödenburger Komitate zum Gerichtsbeisitzer ernannt wurde, zu nahe treten zu wollen, — Liszt als „ungarischer Komitatsdebatter", welche Composition!"

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 17. October. Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abtheilungen, von Roderich Benedix.

Sonntag, den 18. October. Titus, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№. 289. Dienstag, den 20. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung.)

„Feuer und Schwefel!“ polterte Hatton aufspringend, „das hat die blasse Weiberfratze gewagt? So will denn ich selbst ihn über sein Nachtwandlerthum zur Rede stellen und sehen, wer der Herr des Hauses ist, ich oder Er!“

„Bleibt, Sir Romuald,“ trat ihm begütigend der Narbige in den Weg, „mäßigt Euren gerechten Unwillen. Es ist am Ende doch Euer Fleisch und Blut, das einzige Kind, die Hoffnung und Stütze Eures glorreichen Namens, und so lange weder Arzt noch Pfarrer ein Mittel für Junker John's Krankheit wissen . . . .“

„Krankheit?“ rief auf den Lehnstuhl zurücksinkend mit verstörtem Blick der Ritter, füllte einen zweiten Becher und stürzte ihn wie den ersten hinab. „Sind nicht alle Leute ihres gesunden Verstandes baar, die einen achtzehnjährigen Menschen für krank ausgeben, der doch einen Koloß, einen Büffelochsen wie Dich, Caleb, zu Boden wirft und zur Thüre hinausstößt? Gib Antwort, dummer Tropf. Was stört des Junkers Schlaf? was schwächt seine Eßlust? was scheucht ihn aus der Gesellschaft junger Leute seines Alters, ja aller Menschen? Warum sitzt er nicht voll Zerknirschung über dem heiligen Buche der Wonne und dem Labsal der frommen Kämpfer dieses großen englischen Volkes, anstatt über alte heidnische Pergamente herzufallen und sie zu verschlingen, als wenn es Manna wäre? Bezahlt man darum einen graduirten Giftmischer; darum eine geweihte Leuchte des lebendigen Wortes Gottes, damit sie auf die bedenkliche Frage ihres Herrn die Achseln zucke und spreche: Entschuldigt, Sir Romuald. Aber dieses Uebel Eures Sohnes wissen wir nicht zu deuten. Es hängt nicht mit den Gesetzen der Natur zusammen. Tod und Pest über euch Narren!“

„Stille, um Gotteswillen stille!“ beschwichtigte der Diener und deutete mit ängstlichen Blicken nach der Seite, von wo man das Sporengeklirr eines langsam nahenden Wandlers vernahm.

Ein Gespenst hätte die beiden gewaltigen Kriegsgestalten nicht mehr entsetzen können, als der Junker, welcher eben in schwarzer Sammtkleidung, mit Federhut und Degen eintrat. Das Düstere dieser Farbe, die er mit unbezwinglicher Vorliebe schon frühzeitig für sich in Anspruch nahm, bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem hellblonden, in reichen Locken herabwallenden Haar, und dem bleichen, ganz bartlosen Gesicht.

John war groß und schlank gebaut, die Formen schienen schmächtig, aber Sehnen, Muskeln und Nerven besaßen unverkennbar große Stärke. Schon sein Blick verrieth einen eigenthümlichen Seelenzustand; es war ein Blick, der dieser Welt nicht angehörte, der, obwohl er auf irdischen Gegenständen haftete, doch nach einem Verständniß, nach einer Offenbarung außer dem Bereich des gewöhnlichen Lebens zu spähen schien.

Schon die Art seines Eintretens mußte die Bestürzung des Herrn und des Dieners vermehren.

John eilte mit stürmischen Schritten durch den Saal, blieb einen Augenblick dem Ritter gegenüber stehen, heftete einen durchbohrenden Blick auf denselben, daß selbst der Hund sich scheu hinter seinen Herrn verkroch, stieß dann einen tiefen Seufzer aus, stampfte wild mit dem Fuße, und versenkte sich dann, gleichgultig gegen die Zeugen, in die Betrachtung der Ahnenbilder.

Der Ritter wischte sich den Angstschweiß von der hohen kahlen Stirne, stürzte wieder einen Becher hinab, und rief in einem Ton, den man nicht an ihm gewohnt war: „Sohn, mein lieber, theurer Sohn!“

„Was begehrst du, Vater?“ erwiederte der Junker sich ehrerbietig gegen den Sprechenden wendend.

„Du bist krank — du leidest am Fieber — es wird gut sein, wenn Master Slip Dir zur Ader läßt?“

„Hast Du das von Master Slip selbst, Vater, dann sei so gut und sag' ihm, er sei mit all seiner Bücherweisheit, die er mühselig in Oxford zusammengeschleppt — ein Esel,“ erwiederte der Junker und setzte kaltblütig seine Betrachtung der Ahnenbilder fort.

Dunkle Zornröthe färbte des Ritters Antlitz. „Gottes Tod!“ schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß Brettspiel und Becher erklirrten. „Was unterfängst Du Dich, Gelbschnabel? Welche Verletzung kindlicher und edelmännischer Ehrerbietung in Deinem Benehmen? Hab' Acht — ich wünsche meinem einstigen Namensträger nichts Uebels — aber hab' Acht, daß Gewalt den bösen Geist in Dir nicht banne, da er so trotzig gegen Güte und Sanftmuth sich auflehnt.“

Die Gestalt des Junkers streckte sich hierauf zu einer übernatürlichen Länge. Das wenige Blut floh aus den Lippen, kalter Schweiß trat in glänzenden Tropfen auf die Stirne, die Brust hob sich in ungestümen Wogen, und mit furchtbar erhobener Stimme rief er: „Gewalt? Versuch's nur! Komm heran! Gewalt? Jetzt hast Du das Gespenst genannt. Jetzt kenne ich den Alp, der auf mich drückt! Gewalt?! Sei hoch bedankt, daß Du das dunkle Räthsel mir gelöst hast. Gewalt! O, nimm meinen Schwur: ich bin gefaßt, von Niemanden Gewalt zu ertragen, Vater, auch von Deinem finstern Lord Protektor nicht!“ — Der Junker blieb die Arme verschränkt, die Blicke voll Feuer, vor dem Ritter stehen.

Sir Romuald mäßigte seine Hitze, griff wieder zum Becher, und sprach, den frühern sanften Ton wieder anstimmend: „Wer ist Dir übel begegnet, John? Du bist nicht mit der Ruthe erzogen worden, obgleich die Schrift diese Art Liebe verständigen Vätern anräth. Was habe ich Dir gethan, das über das Maaß der gewöhnlichen Strenge hinausliefe, wie sie der Vater gegen seine Kinder

Digitized by Google

übt? Willst Du Dich darüber ernstlich gegen mich erklären?"

„Sir," versetzte gesenkten Angesichts und demüthigen Tons der Junker, „Sir, habe Nachsicht mit meinen wilden Fantasien. Es ist allerdings Mehreres bei mir nicht in der Ordnung, wie es sein soll; aber nicht im Gemüthe, im Herzen, im Blute ist es so. Diese drei sind ehrlich, offen, treu gegen Dich; — blos hier — der junge Mann deutete mit wehmüthig trüber Miene auf seine Stirne — hier hält ein unreiner Geist zu Zeiten seinen Hof, dessen Macht ich mich mit allen Sprüchen des heiligen Buches, mit dem die heidnischen Feinde dieses schönen Landes bekämpft worden sind, nicht erwehren kann. Zürne mir nicht, theurer Vater, ich bin unglückseliger, als Du denkst. Sieh, es ist kein Zweifel, sonnenklar fühle ich es, daß das Regiment der Zucht, der Mäßigkeit, der strengsten Reinheit, welches ihr zum Entsetzen der Papisten, nach Strömen von Blut hergestellt habt, der rechte Weg zum Heil ist und zur Gnade. Sag', Sir, ergebe ich mich nicht geistlichen Uebungen, als stünde mir die Weihe bevor, sitze ich nicht bis Mitternacht vor Bibel, Todtenkopf und Cruzifix; gleicht mein Schlafgemach nicht eher einem Bethhaus, als dem Ruheort eines adeligen Junkers? Sagt, Sir, spreche ich nicht die Wahrheit?"

„Ganze Wahrheit, nur weiter!" erwiederte düster, den Becher zur Seite schiebend, der Ritter.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

(Fortsetzung.)

„Kaum hatte ich mich an meinem neuen Posten befestigt, fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, als wir auf der Steuerbordseite einen gewaltigen Stoß verspürten; das Smack kam aus der Richtung und gerieth, indem das Hintertheil hoch in der Luft schwebte, in den furchtbaren Strudel.

„Mit dem peinlichen Gefühl, wie es einen so jähen Sturz zu begleiten pflegt, umschlang ich das Faß, an welchem ich hing, krampfhaft fest. Meine Augen schlossen sich wieder und einige Secunden wagte ich nicht, sie aufzuschlagen, indem ich nun die letzte Entscheidung erwartete. Aber merkwürdig: der Tod wollte sich mit seinen Bangigkeiten nicht einstellen. Minuten folgten auf Minuten und ich lebte immer noch. Das Gefühl des Sturzes hatte aufgehört. Die Bewegung der Fähre war dieselbe, wie die, als wir, ob wir wollten oder nicht, gleich einem Kreisel auf dem Schaumgürtel herumsausten, von dem ich vorhin erzählt, nur daß sich das Smack mehr auf die Seite neigte. Ich faßte frischen Muth und wagte mich umzusehen, wo wir uns befänden.

„Dieser Blick war von einem Gefühl begleitet, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Schrecken und Verwunderung paarten sich. Unser kleines Fahrzeug hing — wie durch einen magischen Faden gehalten — in halber Höhe an der inneren Seite des ungeheuern Trichters, dessen vollkommen glatte Wände man für Marmor oder polirtes Ebenholz hätte halten können, wenn nicht die schwindelerregende Schnelligkeit der kreisrunden Bewegung gewesen wäre, und wenn sich nicht die Strahlen des Mondes, der noch immer ruhig und heiter mitten in dem von schwarzem Gewölk umrahmten tiefblauen Dom stand, tausendfältig in den Windungen des Strudels, die Augen blendend, gebrochen hatten. Bis in die grausige Tiefe hinab war das silberne Licht ausgegossen.

„Anfänglich waren meine Gedanken zu verwirrt, als daß ich alles einzeln und genau hätte beobachten können; mir wurde kaum in unbestimmten Umrissen die großartige Erhabenheit dieses merkwürdigen Seestückes, wie es sich hier dem menschlichen Auge zum erstenmal bot, gegenwärtig. Als ich meiner wieder mehr Herr geworden war, tauchten meine Blicke unwillkürlich in den Grund des Strudels hinab; nichts stand ihnen hier im Wege durch die eigenthümliche Lage des Schiffes, dessen Kiel immer noch sein Recht relativ behauptete, wenn er auch seitwärts, mit dem Horizont in einem Winkel von fünfundzwanzig Grad an der Wandung hing. Da natürlich unser Deck denselben Neigungswinkel bildete, so hingen wir selbst mehr als wir standen, und es galt also, sich festzuhalten. Das war jedoch nicht so schwer, als man vielleicht denkt, was vorzüglich von der reißend schnellen rotatorischen Bewegung herkommen mag.

„Die Strahlen des Mondes, habe ich Ihnen schon gesagt, senkten sich bis tief auf den spitzen Grund des Trichters; nichts desto weniger war es unmöglich, etwas da unten genau zu erkennen, weil sich ein dichter Nebelflor gebildet hatte, über welchem, ähnlich jener schmalen Brücke, die sich die Türken zwischen Zeit und Ewigkeit geschlagen denken, ein prachtvoller Regenbogen ausgespannt lag. Ohne Zweifel war dieser Nebel, oder um besser zu reden, dieser luftige Schaum das Resultat des Zusammenstoßes der Wasser, wenn sie sich auf dem Grund der feuchten Höhle begegneten und an einander brachen; aber von dem widerlichen Geheul, welches wie von einem unsichtbaren Ungeheuer heraustönte und bis an die Wölbung des Himmels drang, kann ich Ihnen nicht einmal einen schwachen Begriff beibringen.

„Unsere erste Rutschpartie in den Strudel hatte uns eine beträchtliche Strecke an der verhängnißvollen Wand hinabgeführt. Aber wir fuhren nicht gleich tiefer hinab — immer ging es im Kreis herum, immer rund herum, und zwar stoßweise mit Zwischenpausen, selten daß wir einmal einen vollständigen Umlauf machten. Dann ging es wieder abwärts, langsam freilich, aber ohne Gnade abwärts.

„Indem ich das wie Ebenholz glatte, nasse, weite Bett, auf dem wir hingeschnellt wurden, rings um mich her betrachtete, gewahrte ich bald, daß unser Fahrzeug nicht die einzige Beute des gähnenden Schlundes war. Ueber wie unter uns wirbelten Trümmer von Schiffen, Zimmerholz, Baumstämme und viele andere, weniger umfangreiche Gegenstände, wie Schiffsgeräthschaften, zerbrochene Kisten, Latten, Faßdauben, Bretter u. s. w. Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt, durch welche unerklärliche Neugierde meine erste Todesangst beschwichtigt wurde. Je näher ich nun dem schrecklichen Ende kam, welches mir bestimmt zu sein schien, desto mehr Macht gewann dieses unbezwingliche Gefühl über mich: bald begann ich mit einem Interesse, von dem ich nicht gerade Rechenschaft geben kann, die zahlreichen Gegenstände zu beobachten, die mit uns die unfreiwillige Rundfahrt machten. Es mußte mich ein wahrhafter Wahnsinn befallen haben, denn bald suchte und fand ich einen tröstlichen Zeitvertreib darin, die Verhältnisse der Schnelligkeit ihres Hinabschießens zu berechnen und über den Ausgang dieser Höllenfahrten meine Vermuthungen aufzustellen. Diese Tanne da, so dachte ich z. B. —, ist gewiß zuerst unten, und ich empfand einen geheimen Aer-

Digitized by Google

ger, als ich sah, wie ein Stück von einem holländischen Kauffahrer der Tanne den Vorsprung abgewann, und früher unten meinen Blicken verschwand. Nachdem ich noch einige ähnliche Muthmaßungen aufgestellt und eben eingesehen hatte, daß meine Berechnungen immer falsch waren und daß meinen Voraussetzungen unfehlbar durch den Erfolg widersprochen wurde, — da fühlte ich mich am ganzen Leibe beben, und das Herz schlug mir in der Brust, daß ich fast den Athem verlor.

„Sie glauben vielleicht, ich hätte mich gefürchtet? Wahrhaftig nein; es war nicht sowohl Angst, was mich jetzt erfaßte, als vielmehr eine bange Hoffnung, deren erste Strahlen mir eben aufgingen. Meine Beobachtungen führten mich nämlich auf einen Gedanken, welcher zwar keine Rettung versprach, aber doch die einzige freilich noch sehr unwahrscheinliche Aussicht eröffnete, daß wir dem Tod, welchen wir für ganz unvermeidlich gehalten hatten, noch entgehen könnten.

„Ich erinnerte mich der großen Menge von Trümmern, welche der Moskoe-Strom, nachdem er sie hinabgeschlungen, wieder auswirft, und die dann an der Küste von Lofoden geländet werden. Der größte Theil derselben war nun freilich auf die merkwürdigste Weise zerfetzt, zersplittert, zernagt, kurz so entstellt und unkenntlich gemacht, daß man oft nicht wußte, was man daraus machen sollte; aber es fand sich doch auch Manches vor, was, einige Beschädigungen abgerechnet, noch ganz und vollständig erhalten war.

„Woher mochte nun dieser Unterschied kommen?

„Ich erklärte es mir auf folgendem einfachen Wege: die verstümmelten Gegenstände waren die einzigen, welche bis tief auf den untersten Grund hinabgezogen und dort an den spitzen Felsen so übel zugerichtet wurden; was aber wenige Minuten früher oder später in den Strudel gerathen war, bevor er zu toben und zu kreisen anfing, das erreichte nicht mehr den Grund, sondern wurde schnell wieder vom Wasser ausgestoßen.

„Daraus ergaben sich mir — und wohl zu merken: schneller, als Sie vielleicht glauben — drei sehr einfache, aber höchst wichtige Resultate:

„Erstens, daß in der Regel die Schnellkraft, mit welcher die Körper hinabfahren, in direktem Verhältniß zu ihrem Volumen steht.

„Zweitens, daß von zwei Körpern, welche denselben Flächenraum haben, von denen der erste eine sphärische, der zweite aber irgend eine andere Gestalt hat, der sphärische um ein Ansehnliches schneller von dem Strudel hinabgezogen wird.

„Drittens, daß von zwei Körpern, deren einer cylindrisch, der andere irgendwie anders geformt ist, der cylindrische derjenige ist, welcher viel langsamer hinabtaucht.

(Schluß folgt.)

Der Todtentanz in Clusone.

(Schluß.)

Das untere Bild nun stellt den Todtentanz in folgender Weise dar. Man sieht zur Linken, wie sich ein Haufe zusammendrängt, um aus einer massiven Thüre herauszukommen. Unter denen, die schon herausgekommen sind, zieht zuerst eine Buhlerin die Aufmerksamkeit auf sich, die, prächtig gekleidet, üppigen Aussehens, sich in einem Spiegel beschaut und in diesem Augenblick von einem höhnischen Gerippe am Arm ergriffen und in den Tanz gezogen wird; auf dieses Paar folgt ein anderes, ein Frate mit einem Gerippe, ferner ein Fußsoldat, weiter eine Gestalt in dreifarbigem Kleide, die einen Eimer trägt, der einem Milcheimer ähnelt, dann einer mit an den Lenden gegürtetem Oberkleid, dem an der einen Seite ein Geldsack herabhängt, ferner ein Student und nach diesem noch zwei oder drei andere Paare, die man nicht mehr erkennen kann, weil sie entweder verwischt sind oder der Kalk abgesprungen ist. In den Kostümen und dem verschiedenen Ausdrucke der Tänzer und in der Kunst, die Ironie und die höhnische Artigkeit der Gerippe auf die verschiedenste Weise darzustellen, zeigt sich eine staunenswerthe Mannigfaltigkeit. Ueber diesem unteren Bilde stehen die Worte: O ti che serve a Dio del buon core non havire paura a questo ballo venire, ma alligramente vene e non temire. Per chi nase elli convene morire. In einem four d'opera sieht man einen Schädel, der einen Zettel mit den Worten: Son fine in den Zähnen hält.

Das obere Bild ist vollkommen gut erhalten, das untere, wie gesagt, zum Theil verdorben, das wichtigste aber ist noch ganz vollständig erhalten und von so lebhaften Farben, daß man glauben könnte, es sei vor wenigen Jahren gemacht. Die Zeit, aus der das Gemälde herrührt, läßt schon voraussetzen, daß es in gutem Styl gemalt sein werde. Dieß ist so sehr der Fall, daß es in dieser Hinsicht alle lombardischen Fresken aus jener Zeit übertrifft. Die Köpfe sind voll Leben und drücken die Bewegungen des Inneren wundervoll aus, man gewahrt deutlich das energische Streben nach der Befreiung der Kunst. Da sieht man keine Trockenheit der Falten und der Bewegungen mehr, sondern durchaus Anmuth und Reichthum. Abgesehen von der großen Wichtigkeit, die dieses Werk für den Archäologen hat, ist es auch ein kostbares Denkmal für die Kunstgeschichte und die Geschichte der Kostüme und Kleidungen.

Unter dem gegenwärtigen Bilde findet sich, wie man an den Theilen sieht, wo der Kalk abgesprungen ist, eine Tünche, auf welcher bloße Konturen gezogen waren, die, wie es scheint, nur einen Todtentanz vorstellten. Dieser war entweder älter, als das eben beschriebene Bild, oder es war eine Skizze des Malers, oder eine vorläufige Probe für die Besteller. Von dem Maler dieses Bildes sind auch die anderen Wände der Kirche innen und außen bemalt. Sein Name ist unbekannt. Außen sind die Thaten der Frati dargestellt, innen die merkwürdigsten Scenen aus dem Leben Christi. Unter diesen ist die Kreuzigung ein Werk von hoher Vollendung, voll tiefen Gefühls, voll Reichthum und Kühnheit der Empfindung, und in allen Köpfen ein solcher Charakter, daß man diesen Künstler unter die ausgezeichnetsten Maler dieser guten Zeit zählen muß. Ich habe diese Notizen einem vortrefflichen Aufsatze des Signore Gabriele Rosa entnommen, der im Giornale della provincia di Bergamo (21. und 28. August 1846, Nr. 68 und 69) enthalten ist, und will bei dieser Gelegenheit über zwei merkwürdige Reliefs in Stein einige Worte sagen, von denen ich nicht weiß, ob sie die Aufmerksamkeit, die sie verdienen, schon erlangt haben. Auf einer Fahrt von Bergamo nach Lecco hielten wir eine halbe Stunde im Dorfe Pontita (wo die berühmte Abtei Pontita stand, in der der Lombardenbund geschlossen wurde). Wir gingen, die Kirche zu besehen, die noch Reste aus jener Zeit enthält, und trafen in einem an die Kirche stoßenden Nebengange zwei in die Mauer eingelassene Steinreliefs, die eine entfernte Verwandtschaft mit der Idee

Digitized by Google

des Todtentanzes verriethen. Das eine, das für den von der Kirche in den Gang Tretenden sich linker Hand befindet, ist ein Denkmal für den Stifter der Kirche und besteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitenbildern. Auf dem Mittelbilde sieht man Jesus sitzend, auf dem Seitenbilde zur Linken bringt ein Heiliger den Donatar als Kind in Windeln her und reicht ihn Jesu hin, auf dem Seitenbilde rechts ist der Donatar vorgestellt, der das Modell der Kirche Jesu darbringt; zwei Heilige stehen hinter ihm — Jesus deutet mit der linken Hand auf den Donatar mit dem Modell, mit der rechten auf das Kind in den Windeln, als ob er sagen wollte: aus Kindern, die unter solcher Obhut stehen, werden Männer, wie der, der mir da die Kirche bringt. Ich weiß nicht, ob mit diesem Bilde das gegenüberstehende zusammenhängt. Auf diesem sieht man einen Reiter im Galopp reiten, dessen erste Idee unstreitig aus der Apokalypse genommen ist, er hält hoch hinter sich eine Wage; in jeder Schale derselben steht ein Mensch, der eine hebt die Arme freudig empor, der andere wischt sich die Thränen von den Augen, zur äußersten Rechten des Bildes steht eine Säule, auf der drei menschliche Figuren stehen, als ob sie gleichfalls auf den Reiter warteten, der sie entführen soll. Unter dem Reiter ist offenbar der Tod gemeint, aber zugleich als Richter, welcher Schuld und Verdienst der Verstorbenen wägt und sie ihrem Bestimmungsorte, der Seligkeit oder der Verdammniß, zuführt. Er sitzt fest im Bügel, das Pferd ist gut gemacht, besonders ist die Bewegung gelungen. Der Styl beider Bilder ist der des ausgehenden elften Jahrhunderts, dem sie, wie die Jahrzahl 1095 auf dem ersten Bilde zeigt, auch angehören. Ich wollte mit dieser kurzen Andeutung über diese zwei Bildwerke, die wohl längst bekannt gemacht worden sind, worüber ich mir in diesem Augenblicke keine Gewißheit verschaffen kann, nur darauf hinweisen, daß dem letzteren ganz offenbar eine ähnliche Idee zu Grunde liegt, wie diejenige, welche Zandetti als die den Todtentänzen zu Grunde liegende angibt. A. Z.

Feuilleton.

*** Der Sklavenhandel in Java wird, wie die Singapore Free Press berichtet, öffentlich und ohne Rückhalt, wie wohl nirgends getrieben. Männer, Weiber und Mädchen, ja sogar ein- und zweijährige Kinder werden in den öffentlichen Anzeigen des „Java Courant" gemeinschaftlich mit Pferden, Wagen, Wein u. s. w. zum Verkaufe ausgeboten. Im Blatte vom 6. Mai tragen Boute und Guerin eine aus sieben sehr guten Sklaven bestehende Familie zur Veräußerung im Privatwege an, während sie für den 11. Mai aus dem Nachlasse der verstorbenen Frau Petel die Versteigerung eines 48jährigen Kuhhirten, einer 37jährigen Wäscherin, einer 17½jährigen Magd, eines 14½jährigen Burschen, eines 13½jährigen Mädchens und eines 2½jährigen Kindes nebst einer neuen Kutsche aus Brüssel, ankündigen. Dieselben sauberen Menschenhändler wollten am 13. Mai einen Bedienten, eine sehr gute Magd mit vier Kindern, von denen das jüngste nur 2 Jahre zählte, einen Kutscher und einen Stalljungen versteigern, und gleichzeitig verkauft J. Mohrmann im Privatwege 3 Sklaven aus einer wohlbekannten Familie, einen trefflichen Gärtner sammt Frau, eine Wäscherin nebst ihrem Sohne, einen Sklaven, der ein geschickter Koch, Kutscher und Schneider ist. — Boute und Guerin hielten ferner am 12. Mai die Versteigerung einer schönen Nähterin und ihres Sohnes, beide sehr gute rechtschaffene Personen, eines trefflichen 29jährigen Koches, einer schönen Magd und Nähterin, dann 32 Pipen Madeira-Wein, bester Qualität, und am 23. die von drei Mägden, darunter eine 26 Jahre alt nebst ihrer 12jährigen Tochter. Endlich macht der Domainendirektor bekannt, daß die Sklaventaxe für das tausende Jahr vor Ende September mit 2 Fr. 55 Cent. für jeden Sklaven errichtet werden muß. Das Empfangsbureau in der Residenz Batavia bleibt bis dahin, Sonn- und Festtage ausgenommen, im Amte des Obereinnehmers zu Bellevreden offen. –

*** In Genua wurde am 27. September der Grundstein zu einem Monumente für Christoph Columbus gelegt. Um die Asche dieses berühmten Seefahrers zu erhalten, sind diplomatische Unterhandlungen mit dem spanischen Hofe eingeleitet. Die sterblichen Reste Columbus' ruhten zuerst in Sevilla; dann wurden sie nach St. Domiago gebracht, und im Jahr 1795 in der Kathedrale zu Havanna beerdigt, wo sie sich noch befinden.

*** Einen der sonderbarsten Einfälle hatte gewiß der gute Dichter Göckingk, als er Göthe's Götz von Berlichingen folgendermaßen besang:

„Du mein gutes Schauspiel bist
Unter allen Dramen deutscher Bühne,
Was die Königin Christine
Unter allen Königinnen ist."

Man sieht im ersten Augenblick nicht ein, ob dies Lob oder Tadel oder vielleicht Beides zugleich sein soll. Nur wenn man sich an die hohe Verehrung erinnert, welche Göckingk gegen das Andenken Gustav Adolphs, des Vaters der bizarren Christine, an den Tag gelegt hat, muß man es wahrscheinlich finden, daß jene Aeußerung für ein Lob habe gelten sollen. Dazu kömmt noch der Umstand, daß vor 50 oder 60 Jahren, wo G. schrieb, weibliche Gelehrsamkeit noch mehr geschätzt und bestaunt wurde, als in unseren Tagen, und endlich, daß die großen Schwächen Christinens auch damals wohl minder allgemein bekannt waren. A

*** Immer wieder Gretna-Green! — Die „Morning-Post" erzählt: Lady Rosa Somerset, vierte Tochter des Herzogs von Beaufort, 17 Jahre alt, ist aus dem väterlichen Hause verschwunden. Sie wählte zu ihrer Flucht die Zeit, wo ihre Eltern einem Freunde in Monmouth-Shire einen Besuch abstatteten. Sie soll den Weg nach der schottischen Grenze (Gretna-Green) eingeschlagen haben, und zwar in Begleitung eines Kapitäns Lowell aus einer altenglischen Familie.

Museum.

Vorgekommener Hindernisse wegen tritt die Nothwendigkeit ein, die **Wiedereröffnung des Museums**, welche am 23. October stattfinden sollte, auf

Freitag, den 6. November

anzuberaumen.

Frankfurt a. M., den 19. October 1846.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 19. October. (Zum Erstenmale): Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix. — Hierauf: Optische Lichtbilder von J. Bosch aus Wien.

Dienstag, den 20. October. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 290. Mittwoch, den 21. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung.)

„Nun siehst Du," fuhr John eifrig fort, „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Ein blauer Himmel macht mir Entsetzen, eine warme Luft wirkt auf mich beklemmend wie der Hauch des Giftbaums, von dem die Reisenden melden. Ich sehe dem Menschen in's Auge — sei es ein Kind, ein Mann, ein Weib — ich kann nicht begreifen, wie so viele Jahre, Sie, so viele Jahre hindurch die rothe Zoenestraube des Herrn geleitert worden sein konnte, bis Blut badete die Zügel der Renner. — Solchergestalt haust der unreine Geist in mir, Sir, und verkehrt die natürliche Gestalt der Dinge und Sachen. Gehe ich Abends in den Park, und es schluchzt die Nachtigall in den schattigen Büschen, da denke ich, es sei eine zur Sünde verlockende Stimme, und dann überkommen mich wieder süßere Schauer — ich bebe zurück vor dem Teufelssinn, dem Ernst, der Kälte, dem Henker- und Scheergenwesen unserer gesellschaftlichen Ordnung. Wie wird, als wäre ich durch unerhörte Ränke, durch unsichtbare Fesseln ein Gefangener im freien, schönen Reiche der Natur — als sei Wald und Wiese, Bach und Blume ganz anders anzuschauen, als ich belehret worden bin. Dann raunt mir hinterrücks ein wohlmeinender Geist ein, diese Gedanken sorglich bei mir zu behalten — die Menschen vereinen sich, gegen Andersdenkende wilde Gewalt auszuüben — ihre Gedanken, Gefühle und Meinungen als arge Ketzereien mit Folter und Tod zu strafen. Dies sei geschehen von den Königlichen zuerst, dann von uns, den Kriegern und Streitern des Parlaments und Sr. Lordschaft des Protectors; — ich aber, Vater, so wahr keine Schuld mein Leben befleckt, ich dulde keine Gewalt! Ich empöre mich kraft des Rechts, mit dem der Wurm sich krümmt gegen den Fuß, der ihn zertritt. Dem Himmel sei gedankt, ich habe Riesenstärke — nicht Nerven und Knochen haben Jenen" — er streckte den Finger aus gegen den Diener in der Nische — „niedergeschmettert wie ein morsches Rohr — der Geist der Freiheit that's, und wie Du gesagt hast, Sir, ich fürchte, man hat Andern Gewalt gethan, die wirklich nicht zu dulden war."

Eine große Pause trat ein. Der Junker sah in Gedanken verloren vor sich hin auf den Boden, Caleb suchte das Antlitz des Ritters, und Romuald Hatton, nachdem er durch einen Trunk sich gekräftiget, erhob sich, und die Arme gegen den Junker erhoben, rief er aus:

„Komm', mein Sohn, komm' an das treue Herz Deines Vaters!"

„Wie?" rief verstörten Blicks aus seinen Gedanken auffahrend John.

„In meine Arme komm!" wiederholte zärtlich der Ritter. „Ich bin für jeden Kummer, jedes Leid Deiner jungen Brust, ein zärtlicher, theilnehmender Vater!"

Der Junker trat auf den Rufenden zu, blieb nach einigen Schritten stehen, erhob die Arme, ließ sie sinken, und das Gesicht mit einem unwillkürlichen Schauer zur Hälfte abwendend, rief er dem Ritter zu:

„Täuscht Euch nicht, alter Mann, täuscht Euch nicht — Ihr seid mein Vater nicht! Hier in dieser Brust lassen sich wunderliche Stimmen hören, jeder Blutstropfen in den Adern hat eine Zunge, und sie rufen mir alle seit vielen, vielen Monden zu — — O, es muß kein guter Stern bei meiner Geburt geleuchtet haben! — — Caleb, Caleb leiht mir Euren Arm — führt mich in mein Zimmer zurück, und laßt Doctor Slop wissen, daß er mich eilends besucht. Ich werde Euren Rath befolgen, Sie, und mir doch zur Ader schlagen lassen."

Mit diesen Worten verließ der Junker auf Caleb gestützt den Saal.

Als der Leibdiener zurückkehrte, sah er den Schloßherrn mit verstörten Blicken vor dem Bilde des Ahnherrn Aymar stehen. Aergwöhnend frug Hatton:

„Ist Alles sicher? Nahi Niemand?"

Und da Caleb das Letztere bejahte, rief er aus:

„Dann unverzüglich an's Werk!"

Seine Hand schob das Bild zur Seite, drückte an einer verborgenen Feder — die Mauer knarrte, ein Quaderstein des Fußbodens schob sich auf die Seite und eine Wendeltreppe kam zum Vorschein. Der Ritter stieg auf die erste Stufe hinab und flüsterte gegen Caleb zurück:

„Hast Du gebet? Wahnsinn wär's, sich der zweifelhaften Treue eines wahnsinnigen Sohnes zu vertrauen. Wer ist mir Bürge, daß er in einem Augenblick der Noth nicht mit meinen Mördern sich vereiniget? Noch waltet nicht der Friede über England, noch hat des Protectors gewaltiger Arm nicht alle unsere Feinde zermalmt und unschädlich gemacht. Klugheit ist's, den sichern Hafen während der Stürme suchen. Nur einmal im Tage, alter Knabe, im tiefen Abendgrauen oder beim Hahnenschrei besuchst Du mich, mir Nahrung und Kunde zu bringen. Ich werde mich hüten, zu reden, zu gehen, in tiefster Stille sollen meine Tage hinschleichen; — ich bin alt, vielleicht findet mich der Tod eher auf, als meine Freunde oder Feinde!"

Der Ritter winkte dem Diener mit der Hand. Caleb drückte an der Feder, der Quaderstein schloß sich, das Bild wurde an seine Stelle gerückt und die tiefste Stille herrschte im Gemache oben wie unten. — Staunend vernahmen die Bewohner des Schlosses die Kunde von dem geheimnißvollen Verschwinden ihres Gebieters.

5.

Der Verrath.

Im Bereich einer Eiche, durch deren Blätterwerk der gestirnte Himmel friedlich herabschien, ging mit heftigen Schritten der Ungeduld ein Mann auf und nieder. Er

Digitized by Google

hatte seine hohe Gestalt und sein einfaches kriegerisches Gewand in einen weiten Reitermantel eingehüllt, und wäre die Finsterniß auch dichter gewesen, als sie es war, so hätte man bemerken müssen, daß der Mann an einem Fuße hinkte. Seine Unruhe wurde keinen Augenblick durch die geisterhafte Schönheit der Nacht, die italienische Weichheit der Luft, das Brausen in den Wipfeln der Bäume, oder durch die Musik des über ein felsiges Bett stürzenden Flusses abgelenkt oder gemildert. Er horchte von Zeit zu Zeit in die Gegend; allein bereits zu oft getäuscht, warf er sich zuletzt am Stamme der Eiche nieder, zog den federlosen Hut tief in das Gesicht, wickelte sich besser in seinen Mantel, und setzte so sein Geschäft des Spähens in einer bequemen Lage fort. Dabei waren seine Gedanken ungefähr die folgenden:

„Ich muß Geduld haben — die Schloßuhr hat eben erst eilf geschlagen. Vor Mitternacht ist Jervis niemals zu unserer Zusammenkunft erschienen. Ob er dies Mal glücklicher war? — Es kann nicht sein — er darf, er darf meiner Rache nicht entgangen sein! Mit unzähligen Gefahren habe ich die Küste dieses unseligen Reiches wieder betreten — ein reicher Blutpreis erwartet Den, der mich den Scherzen des allmächtigen Protectors ausliefert. Kaum wagt mich der ergebenste Anhänger unserer Sache in seinem geheimsten Versteck zu verbergen, und nur an jedem zehnten Tage verlasse ich unter den bergenden Schatten der Nacht meine Höhle, um die gefahrvollen Pfade meiner letzten Sendung in diesem Leben zu wandeln! Mein Ralph, mein theurer, theurer Ralph, süße Blume der Unschuld, auch Du? Fluch über sein Haupt! Obwohl das stürzende Gebälk auch über seinen Knaben ging — er ist doch Dein Mörder, Dein gefühlloser, hündischer, schändlicher Mörder, dennoch ist er's!"

Allmälig steigerten sich die Gedanken Arthur Berney's zu solcher Lebhaftigkeit, daß er vernehmlich in die Nacht hinausflüsterte, indem er zugleich wie beschwörend den Arm zum Sternenhimmel emporhob:

„Wähnt nicht, meine Lieben, wähnt nicht, daß ich Euer vergessen? Nicht einen Gatten, einen Vater habt Ihr, der den Frevler Eures Lebens nicht ungeschreckt läßt ein ganzes Leben lang. Angst um Angst, Schauer um Schauer, Verzweiflung um Verzweiflung, das ist das Recht und die Rache! Seid ruhig — o seid ruhig, Ihr meine Geliebten! Der, dem Ihr das Herz entzückt durch Euer Sein und Gedeihen, durch Eure Liebe, Euer Lächeln, Eure reinen Seelen — er — obwohl morsch und welk zur Zeit, ein abgelebter, ohnmächtiger Greis — er — hängt fest an Euch mit schuldiger Treue bis in den Tod!"

Der Ritter sprach nichts weiter und wartete wie ein dunkles Steinbild den Schlag der Uhr ab, die die neue Stunde verkündigen sollte.

Eben waren ihre schrillen Töne in der Landschaft verhallt, als ganz nahe am Sitz des Ritters das rauhe Gekrächz eines Schuhus erscholl. Der Ritter erhob sich und antwortete durch das leise Pfeifen von Waldschnepfen, worauf der Schuhruf sich wiederholte und die Gestalt eines Mannes, aus dem Gebüsche hervortretend, mit behutsamen Schritten auf die Eiche zukam.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Maelstrom.

Reiseerinnerungen aus Norwegen, von Edgar Poe.

(Schluß.)

„Die Ausdrücke „sphärisch und cylindrisch" waren mir damals, wie Sie sich denken können, noch ganz unbekannt. Ein alter Schulmeister hat mir nachher gesprächsweise, da wir uns öfter von meinem wunderbaren Abenteuer unterhielten, Aufschluß darüber gegeben. Ebenso hat er mir damals auch ganz klar auseinandergesetzt — ich habe nur seitdem die Begründung vergessen — wie die von mir beobachteten Erscheinungen eine ganz natürliche Folge der Form der einzelnen Gegenstände seien, und in welchem Verhältniß ihre Bewegung zu dem wirbelnden Wasser stehe. Er hat mir erklärt, durch welche Vertheilung von Kraft und Widerstand ein in einen Strudel geworfener Cylinder weniger schnell, als jeder andere Gegenstand von demselben Volumen, aber von einer andern Form, die absorbirende Gewalt des in der Spirallinie sich bewegenden Wassers erleide *).

„Ich muß hier noch eines überraschenden Umstandes gedenken, der alle meine Beobachtungen bestätigte und mich auf den Gedanken brachte, meinen Vortheil daraus zu ziehen. Bei jeder Kreisfahrt, die wir machten, sah ich nämlich bald ein Fäßchen, bald ein Maststück, bald eine Segelstange und dergleichen neben uns hertreiben, und ich hatte bemerkt, daß der größere Theil dieser Gegenstände, die sich vorhin, als ich meine Berechnungen begann, noch mit uns auf gleichem Niveau befanden, jetzt eine große Strecke über unsern Köpfen trieben und demnach nicht in den Strudel hinabgezogen wurden. War das nicht sichtbarlich die Hand der Vorsehung?

„Ich glaubte es und bedachte mich auch weiter nicht lang, was da zu thun sei. Ich beschloß, mich an das Fäßchen, welches ich immer noch umklammert hielt, festzubinden, das Tau, mit welchem es auf dem Deck befestigt war, abzuschneiden und mich damit ins Wasser zu werfen.

„Bevor ich diesen Plan ausführte, suchte ich durch Zeichen die Aufmerksamkeit meines Bruders auf mich zu ziehen; ich zeigte ihm die schwimmenden Tönnchen, welche an uns vorbeitrieben und that mein Möglichstes, ihm den Vorsatz, den ich auszuführen gedachte, verständlich zu machen. Einen Augenblick meinte ich, er habe meine Absicht begriffen; aber sei es, daß ich mich geirrt, oder daß die Furcht alle seine Entschlüsse beherrschte, er schüttelte mit einem Blick der Verzweiflung den Kopf und weigerte sich, seinen Posten an dem Pflock aufzugeben. Ich durfte nicht daran denken, ihn mit Gewalt loszureißen: überdieß ließ auch die äußerste Gefahr keinen längeren Verzug zu. So gab ich ihn denn, nicht ohne einen geheimen Schauder, seinem Schicksal anheim und die Taue, welche vorher das Rettungsfäßchen gehalten hatten, um meinen Leib schlingend, stürzte ich mich entschlossen in die See.

„Der Erfolg war meiner schnellen Berechnung ganz entsprechend. Wenn Ihnen jeder Andre als ich dieses Abenteuer erzählte und wenn Sie also noch nicht wüßten, daß ich mit Leib und Leben davon gekommen, so könnte man ein Gefallen daran finden, Ihre ängstliche Spannung immer noch mehr zu steigern. Aber Sie wissen, daß ich gerettet wurde, Sie wissen auch wie, und ich kann also, mit

*) Archimedes de incidentibus in fluido, lib. II.

Digitized by Google

dem, was mir noch zu sagen übrig bleibt, nicht kurz genug sein.

„Eine Stunde mochte etwa verflossen sein, seitdem ich das Smack verlassen, und ich sah es schon weit unter mir, als es Schlag auf Schlag drei oder vier schnelle Kreise beschrieb, und dann, meinen armen Bruder mit sich reißend, mitten in die dichten Nebel, in das schäumende Chaos, welches ich Ihnen vorhin beschrieben, hinabtauchte.

„Das Fäßchen, an welches ich gebunden war, hatte noch nicht zur Hälfte die Entfernung zurückgelegt, welche zwischen dem Grund des Strudels und dem Ort, wo ich mich hineingestürzt, lag, als der Wirbel mit einem Mal ein anderes Ansehen gewann. Die inneren Wandungen des weiten Trichters besänftigten sich allmälig. Allmälig wurden auch die Drehungen des Wassers weniger rasch und heftig; der Schaum tief unten und der Regenbogen, welcher darüber lag, verschwanden; der Grund selbst schien stufenweise und langsam emporzutauchen auf die Oberfläche des Meeres. Der Himmel war heiter, die Winde wehten, der Vollmond strahlte ruhig und unbeweglich im Westen, als ich mich glücklich wieder auf dem Spiegel der See befand, nicht weit von der Küste und gerade über dem Ort, wo der Maelstrom sich eben geschlossen hatte. Es war der Augenblick, wo die gewöhnliche Pause einzutreten pflegt, aber in Folge des schrecklichen Orkans ging die See noch hoch und hohl.

„Mit großer Gewalt riß mich der Strom von dannen, ich wurde hinüber und herüber geworfen und wenige Minuten später befand ich mich mitten unter den Fischerbooten. Ganz erschöpft, wie ich war, und außer Stand, jetzt, nach der Gefahr, nur eine Sylbe hervorzubringen, nahm mich eines derselben auf; die Erinnerung an so viele Schrecken hatte mich ganz mürbe gemacht.

„Die, welche mich ans Land brachten, waren meine alten Kameraden, meine täglichen Gefährten: aber sie erkannten mich ebenso wenig, als sie einen Reisenden aus der andern Welt, aus dem Reich der Geister und Gespenster erkannt haben würden.

„Meine Haare, Tags zuvor noch schwarz wie ein Rabenflügel, hatten die Farbe angenommen, in der Sie dieselben heute sehen.

„Auch der Ausdruck meines Gesichtes, behaupten meine Kameraden, habe sich ganz und gar verändert.

„Ich erzählte ihnen meine Geschichte: nicht ein einziger wollte auch nur ein Wort davon glauben. Sogar Sie, mein Herr, Sie zweifeln, ich möchte darauf wetten. — Was kann ich dazu und davon ihun und was kümmert es mich? Man fährt nicht auf den Grund des Maelstroms, wie an viele andere Orte, um sich zu rühmen, wieder gekommen zu sein. Der Tod, dem man hier ganz nahe in die Augen sehen muß, heilt Einen vom Stolz. Ich denke nur manchmal, daß wenig Reisende die Sache so gesehen haben, wie ich, und es thut mir leid, daß ich sie nicht so nach dem Gebrauch auf einem Stück Papier beschreiben kann. Man hat mir gesagt, daß es dann Niemand wagen würde, mich einer Lüge zu zeihen. Deßwegen, mein Herr, erzähle ich Ihnen und allen denen, die hierher kommen, meine wunderbare Rettung. Will's der liebe Gott, wie er mich hat erhalten wollen, so wird dieses Wunder über Lofoden hinauskommen, wie ich über den Maelstrom hinausgekommen bin."

Feuilleton.

*** Wir haben bereits mehrmals das riesenhafte Teleskop des Lord Rosse erwähnt und müssen nun nachtragen, daß in den letzten drei Monaten zahlreiche Beobachtungen damit angestellt worden sind. Namentlich wendete man die Aufmerksamkeit dem uns zunächst stehenden Himmelskörper, dem Monde, zu. „Er sah," berichtet Dr. Scoresby, „wie eine Kugel von geschmolzenem Silber aus und jeder Gegenstand darauf, der eine Größe von hundert Ellen hatte, war vollkommen deutlich zu erkennen. Gebäude also von der Größe des Münsters in York würden deutlich erkannt worden sein, wenn sich dergleichen im Monde befänden. Aber es zeigte sich durchaus nichts der Art, eben so wenig konnte man Wasser oder eine Atmosphäre entdecken. Dagegen sah man sehr viele erloschene Vulkane mehrere (englische) Meilen breit; durch einen derselben führte eine ununterbrochene 150 Meilen lange Linie so gerade wie eine Eisenbahn. Im allgemeinen gewährte der Mond den Anblick eines ungeheueren Trümmerhaufens und weit und breit um die Vulkane her lagen Felsenstücke, die von den feuerspeienden Bergen wohl umhergestreut worden waren. — Man hofft bald den Mond so daguerreotypiren zu können, wie er sich durch dieses Teleskop zeigt; bisher war dies nicht möglich, weil er bekanntlich nicht still steht. Jetzt aber hat man eine Vorrichtung erfunden, welche dem Teleskope eine jener des Mondes entsprechende Bewegung gibt. A. M. Z.

*** In New-York allein erscheinen laut dem jüngsten Adreßkalender jetzt 148 Zeitungen und andere periodische Schriften.

*** In Rom starb kürzlich hochbetagt eine der berühmtesten Frauen unserer Zeit, die Herzogin von Zerny, welche zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in jener Zeit des zügellosen Luxus, der unverschleierten Schönheit und der leidenschaftslosen Liebe, eine sehr bedeutende Rolle spielte. Sie gehörte zu den gepuderten, parfümirten und bebänderten Damen des französischen Hofes, welche sich so gut auf die große Komödie des Blickes, des Lächelns und des Fächers verstanden. Ihr Name kommt in allen Memoiren über jene Zeit vor. Ihr Herz freilich war sehr unbeständig; sie verheirathete sich zweimal und ließ sich zweimal scheiden. Sie war es, an welche Napoleon eines Tages jene bekannte derbe Frage richtete: „Lieben Sie die Männer noch immer, Madame?" Sie gab darauf ruhig die anzügliche Antwort: „Ja, Sire, wenn sie artig sind."

*** Fang der wilden Enten. Jedem Jäger ist es bekannt, wie scheu und listig die wilden Enten sind, und wie schwer es hält, sich ihnen schußmäßig zu nähern, wenn nicht besondere lokale Verhältnisse den Jäger unterstützen. Auf den vielen Landseen Schwedens endet sich fängt man die Enten auf eine Weise, die eben so originell als einfach ist. Die Landleute, die auf den Entenfang besonders ausgehen, weisen am Strande der Seen, wo die Enten um Nahrung zu suchen häufig umherschwimmen, mehrere ausgehöhlte Kürbisse hin, woran sich die Enten bald so gewöhnen, daß sie ohne Argwohn sich diesen nähern. Wenn sie nun an diesen Anblick gewohnt sind, geht ein Entenfänger mit einem ausgehöhlten und um den Kopf gestrickten Kürbis, der mit Augenlöchern versehen ist, in das Wasser, den Kopf über dem Wasser haltend, und gelangt so, ohne von den Enten für etwas Anderes als einen auf dem Wasser schwimmenden Kürbis gehalten zu sein, an dieselben heran, wo er sie dann bei den Flügeln faßt und schnell unter das Wasser zieht. Die nebenschwimmenden Enten, die das rasche Verschwinden ihrer Kameraden für Untertauchen halten, beunruhigt dies nicht, und auf diese Weise ist es nichts Seltenes, daß ein solcher Fänger zur Augustzeit, ehe er aus dem Wasser tritt, oft 30 bis 40 Enten herausbringt, die er unter dem Wasser an einer mit Schlingen um den

Digitized by Google

Leib gezogenen Schnur befestigt hat. Ein einziger Fänger fing in diesem Sommer, wenn ich nicht irre, 400 Stück auf diese einfache Weise. — Hm!

*** Der laut denkende Lord. Lord Gavthon zeichnet sich durch eine Gabe aus, welche ihm ganz eigenthümlich seyn dürfte. Wenn er z. B. bei Tafel neben einer Dame sitzt und es fällt ihm ein, daß es die Höflichkeit erfordere, der neben ihm Sitzenden eine Gefälligkeit zu erweisen, so überlegt er es vorher und zwar laut: „Ich muß," sagt er z. B., „ein Glas Wein mit Lady N. trinken, ja, ja, ich muß ein Glas Wein mit ihr trinken." Dann wendet er sich an Lady N. und fragt sie, ob sie Wein trinken will. Die Lady willigt mit einem Lächeln ein, das sich über die gesammte Tafel verbreitet, und Lord Gavthon weiß nicht, warum man lacht. — Vor Kurzem speiste er bei Lord D. und saß neben ihm. Während der Mahlzeit blieb unser Lord lange in Gedanken, die endlich laut wurden. „Ich glaube, ich muß diese Zierpuppe von einem Lord zu Tische laden, ja, ich will, ich muß ihn einladen." Er wollte eben das, was im geheimen Rathe seiner Gedanken beschlossen war, zur That werden lassen, als sein Nachbar auf den Einfall kam, auch einmal laut zu denken. „Ich glaube, daß dieser alte Dummkopf mich zu sich laden will, aber ich gehe nicht, nein, ich werde nicht zu ihm gehen." Lord Gavthon war wie vom Donner gerührt, aber sein Erstaunen war größer als sein Aerger. Wie konnte man seine geheimen Gedanken errathen? — Er konnte es nicht begreifen. — Früher spielte er gern Schach; hier spielte ihm seine Gewohnheit stets die fatalsten Streiche. „Diesen Bauer lasse ich stehen," dachte der Lord; „wenn ich ihn stehen lasse, bekomme ich den König, will ich aber ꝛc." So verriethen seine Gedanken immer seine Plane. Das laute Denken brachte ihn auch um eine sehr reiche Braut, welcher er in einem zärtlichen Augenblicke Sachen gestand, die sie um keinen Preis wissen durfte, und welche Geständnisse hinreichten, daß der arme Lord nicht mit dem Gelde seiner reichen Braut seine zahlreichen Gläubiger befriedigen konnte.

*** Sehen oder gesehen werden? Kürzlich erschien eine Madame Pluyette als Beklagte vor dem Friedensrichter zu Neuilly. Die Dame hatte mit einem Schoßhündchen gespielt und das Thier hatte ihr ein Auge ausgebissen. Ein Mann, der unter andern Dingen auch mit Glasaugen handelte, hatte der nun Einäugigen ein solches auf Verlangen für den Preis von 100 Francs zugestellt. Allein sie hatte sich geweigert, die Rechnung zu bezahlen und war deßhalb verklagt worden. Sie erklärte sich dagegen für getäuscht, weil sie mit dem Glasauge nicht sehen könnte. Umsonst suchte man sie zu belehren, daß ein solches Auge nur zum Gesehenwerden, nicht zum Sehen dienen solle. Sie berief sich auf die Perücke, die sie trug, und die eben so guten Dienst thäte, wie eignes Haar, ferner auf drei falsche Zähne, die sie hatte, und die ebenfalls so nützlich wären, wie einst die verlornen. Trotzdem wurde sie verurtheilt, die Rechnung zu zahlen. Dies brachte sie in Wuth. Grimmig warf sie das Glasauge an den Boden und rannte unter allgemeinem Gelächter der Anwesenden zum Saale hinaus. Bl. a. d. G.

*** Der offenherzige Polizeiminister. Ungefähr zur selben Zeit vor Erlassung der allgemeinen Polizei-Ordnung in Holstein machte der jetzt verstorbene Staatsminister Mösting einen Besuch in H. und besah an der Seite des Bürgermeisters die öffentlichen Anstalten. Auf der Straße vollführte die liebe Jugend des Städtchens einen solchen Lärm, daß Mösting sich veranlaßt fand, den Herrn Bürgermeister zu fragen, wer denn hier die Polizei habe. „De Polizei?" erwiederte dieser verdutzt, „dat weet ick nich; aver de söstig Mark hev ick daför."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 19. Oktober.)

Hannover, den 12. Oktober. Gestern sahen wir auf hiesiger Hofbühne die erste Darstellung der Tragödie „Johanna" von Scharff von Scharffenstein. Die Aufführung dieses Werkes war eine der gelungensten, welche wir seit langer Zeit hier gesehen. Die Intendantur hatte in Bezug der Besetzung und Ausstattung Alles gethan, um dem vortrefflichen Werke des jungen Dichters einen Erfolg zu sichern. Fräulein Damböck war in der Titelrolle ausgezeichnet, und hatte Gelegenheit, den Umfang ihrer schönen Mittel geltend zu machen. Karl Devrient war als „Graf Cocleia" sehr brav und Herr Pohle gab den jungen Prinzen Heinrich mit Begeisterung und ganz im Sinne des Dichters. Die übrigen Mitwirkenden trugen nach Kräften zum Gelingen des Ganzen bei. Der Beifall von Seiten des sehr zahlreich versammelten Publikums war ein rauschender; Herr Pohle wurde stürmisch gerufen. — Wir zweifeln nicht, daß es dem jungen, talentvollen Dichter jetzt gelingen wird, sein Werk auch auf andern großen Bühnen zur Darstellung zu bringen, und sind überzeugt, daß diese Tragödie in ganz Deutschland diejenige Anerkennung und Würdigung finden wird, welche diesem ausgezeichneten Werke gebührt. F.

Geographischer Verein.

Vorlesungen während des Winters 1846/47.

Mittwoch, den 21. October, Abends 7—8 Uhr. Herr Dr. Stricker: über „Schleswig-Holstein", zum Theil nach eigener Anschauung, zum Theil nach dem erschienenen Werke von Kohl.

Diejenigen, welche, ohne Mitglieder des Vereins zu sein, den Vorlesungen beizuwohnen wünschen, wollen in der Schmerber'schen Buchhandlung Eintrittskarten in Empfang nehmen, deren Preis festgesetzt ist: für Erwachsene, Herren oder Damen, auf 5 fl., für junge Leute auf 3 fl., für Damen, deren mehrere aus einer Familie die Vorlesungen besuchen, auf je 3 fl. 30 kr.

Das Lokal ist im alten Senkenbergischen Stiftsgebäude, Eingang hinter der Schlimmen-Mauer, nahe an der großen Eschenheimerstraße, im Hofe rechts die dritte Thüre.

Frankfurt, den 14. October 1846.

Der Vorstand
des geographischen Vereins.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 20. October. Alessandro Strabella, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Flotow.

Mittwoch, den 21. October. Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt, von Göthe. Hierauf: (Neu einstudirt) Die Helden, Lustspiel in 1 Akt, von Maesano. Zum Schluß: Optische Lichtbilder von J. Bosch aus Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 291. Donnerstag, den 22. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Meugen.

(Fortsetzung.)

„Ei, pünktlich Sir, pünktlich, prächtiges Wetter zu einem Stelldichein, nicht wie das letztemal, wo der Regen uns wie Flocken wegzupülen drohte," sprach mit vorübergehender Laune der Ankömmling.

„Zur Sache, Jervis," erwiederte kurz abschneidend der Ritter. „Werde ich die tausend Goldstücke, die ich bei mir trage, Dir endlich zu denen übergeben, die Du für Deine Dienste schon empfangen hast?"

„Gnadiger Herr," versetzte der Knecht, „Eure Frage durchbohrt mir in der That das Herz. Der Himmel weiß, daß ich eben so gern die fünf Finger meiner Linken dem Teufel in einem Becken glühender Kohlen preisgäbe, als ich jene Zahl schöner Guineen mein Eigenthum nenne. Bei Sankt Hubert's Horn! Wie friedlich ließe sich's damit im grünen Erin sitzen, eine Compagnie lustiger Bursche auf die Beine bringen, dem schurkischen Papistenschlächter Roll und seiner Leibgarde des Satans ein Schnippchen auf das andere schlagen in den Schlupfwinkeln unnahbarer Felsenklüfte, allein was Ihr auch immer unternehmen mögt, Sir Arthur, in dieser albernen Welt Glück gehört zu Allem!"

„Also wieder nichts?" rief zurückfahrend und mit verbissener Stimme der Baronet.

„Nichts," versetzte gefaßt Jervis.

„Es sind Jahre, daß ich mit schwerem Gelde Dich für meine Wünsche geworben habe, Jervis."

„Ich glaube Euch eifriger gedient zu haben, als Ihr in Eurem Schmerz jetzt geneigt sein werdet, dies anzuerkennen."

„Du hintergehst mich. Es ist nicht möglich, sage ich Dir. Gottlob! Dreißig Jahre der Jagd gaben mir einige Kenntniß, das Lager meines Wildes zu ermitteln. — Sir Romuald befindet sich nirgends als in den Mauern seines Schlosses."

„Ich nehme mit Euch die Hostie darauf, daß es sich nicht anders verhält. Allein wie die Steine beschwören, seinen Aufenthalt zu verrathen? Ich hing mich, wie ich Euch schon früher berichtete, an den bluttriefenden Schurken Caleb; ich schmeichelte ihm mit der Unterwürfigkeit eines Hundes, erschöpfte mich in Dienstleistungen, Lobpreisungen der schamlosesten Art — was war der Erfolg? Der ungeschlachte Kerl dreht sich eines Tages gegen mich herum, faßt mich am Knopfloch meines Wamses, bohrt die Feuerbrände seines zerfetzten Schurkengesichts wie zwei Widerhaken in die meinigen, und spricht also: Höre, Halunke! Ich bemerke Dich allenthalben hinter mir her, wie die Katze um den Brei. Kurz und gut, ich hege keine Gemeinschaft mit hergelaufenen Schurken, wie Du einer bist. Still, Mann, still! Es war der größte Fehlgriff unsers Herrn, Dich in seine Dienste zu nehmen, statt Deinen Leib an den ersten besten englischen Galgen zu hängen. Bemerke ich Dich noch einmal als meinen aufgedrungenen Schatten, so habe ich Dich gewarnt, Sir — ich führe meine starke Faust — und somit Gott befohlen, rothhaariger Judas! — Urtheilt nun selbst, Herr Ritter, ob bei solchem diplomatischen Mißgeschick in unserer Sache ein Schritt vorwärts zu thun war?"

Arthur ließ den Kopf schwermüthig auf die Brust herabsinken und sprach:

„Nichts! Nichts! Ich werde durch Dich wohl nie etwas anderes erfahren. Nimm diese Börse; sie versüße Dir die Schmähworte, die Du in meinem Dienste so unliebsam erfahren. Wir sind von diesem Augenblick geschiedene Leute!"

Dem Irländer das Geld in die Hände drückend, wollte Verney sich hastig entfernen, doch mit der einen Hand versenkte Jervis rasch den reichen Sünderlohn in die Tasche, mit der andern hielt er den Arm des Ritters fest und rief:

„Halt, Sir, keine Uebereilung. Laßt mich mein Gespinnst auf meine Weise abwickeln. Sagt' ich Euch nicht vorhin: Glück, Sir Arthur, Glück gehört zu Allem, was Ihr immer unternehmen möget in dieser albernen Welt? Sagt ich nicht so, Sir Arthur?"

„Komm' zur Sache, Bursche! Ich stehe auf glühenden Kohlen, so oft ich mit Dir rede."

„Begreife, begreife! Ha, wir Söhne Erins wissen, wie süß die mühsam gepflückte Frucht der Rache schmeckt. Nun seht, wie das Glück mit uns in den Bund tritt, und wie der Himmel sich recht sichtbarlich bereitwillig zeigt, den pfiffigen Sir Romuald an das Messer seines Feindes zu liefern. Laßt alle Eure Hunde augenblicks niederstechen in diesen gefährlichen Zeiten. Sir Arthur, — augenblicks alle Eure Hunde, ich warne Euch!"

„Meine Hunde?" frug verwundert der Ritter. „Was haben Hunde mit unserer Angelegenheit zu schaffen?"

„Unendlich viel! Das werdet Ihr im Augenblick inne werden. Was ich that, um den Schlupfwinkel Sir Romuald's aufzuspüren, Ihr wißt es am besten, edler Sir — denn bei meinem kriegerischen Volk, ich habe Euch in keinem meiner Berichte belogen. Nun war ich aber mit allen meinen Mitteln schon ziemlich zu Ende, da will es der Teufel, daß ich aus purer Langeweile Freundschaft mache mit dem Hundewärter, und daß in dieser Freundschaft der Lieblingsschweißhund des Herrn sich sodann an mich gewöhnt, als hätte ich ihm einen sympathetischen Kuchen zu verschlucken gegeben. Wo ich gehe oder stehe, allenthalben ist Treuherz hinter mir her. Vorgestern fällt es Junker John ein, sich die Rüstung seines Lehnherrn Aymar auf sein Zimmer bringen zu lassen, und ich werde mit diesem Auftrag beglückt. Auf der Treppe begegnet mir Treuherz; das riesige Thier geht mit — hat — und als ich an dem Brustharnisch des Normannenritters rüttelte, als der Hund seine schwarze Schnauze ebenfalls dahinbrachte — ha, Sir

Digitized by Google

Arthur — das Spiel — die Geberde der unvernünftigen Bestie muß man gesehen haben — das war in unverständlichen Lauten, in schneidendem kurzem Winseln, in langgezogenem pfeifendem Athem, die deutliche Sprache: hier ist er — das ist der Eingang."

„Wie?" rief Arthur mit wilder Bewegung und preßte des Irländers Arm, daß dieser sich fast versucht fühlte, laut aufzuschreien. „Wie? So sind wir am Ziele? Und des Ritters Hund ist es, der Euch auf die Fährte brachte?"

„Gebt nur meinen Arm los, Sir Arthur; Ihr preßt mich wie ein Schraubstock. So, jetzt redet sich's wieder leicht und behaglich. Nicht anders! Fern sei es von mir, mich mit fremden Federn schmücken zu wollen. Der wilden Bestie gebört die Ehre. Ihre Zeichen waren so schauerlich verständlich — Ihr werdet vielleicht meine Schwachheit belachen, Herr Ritter, aber mich überlief's kalt, daß es das treue Thier des Flüchtlings sein mußte, welches sein Verderben einleitete. Schon in der folgenden Nacht legte ich mich im Waffensaal in's Versteck; ich sah den Schurken Caleb beim Schimmer einer winzigen Blendlaterne arglos an mir vorüberschleichen, das Bild Aymars zur Seite schieben, an einer Feder drücken — — Ich bin zu Ende mit meinen Mittheilungen, Sir! Bei Eurer genauen Kenntniß des Schlosses Eures ehemaligen Freundes werdet Ihr den Weg jetzt auch ohne mich finden."

„Ich will Dich fürder nicht bemühen, wackerer Gesell!" sprach in jauchzendem Ton Arthur Verney. „Halte mir nur die Pforte offen, durch die ich wieder zurück muß. Hier Deine Belohnung. Die Summe ist richtig. Und siehe dieses funkelnde Kleinod von unschätzbarem Werth in meiner Hand. Kehre ich zurück und habe vollbracht, was zu vollbringen ich nicht unterlassen kann, so sei auch dieses Dein, weil der Hund es war, der Hund, der diesen Verrath zu Stande gebracht. Laß uns gehen!"

Und die beiden Männer begaben sich schweigend auf den Weg. (Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche in Frankreich.

2.

Wir theilten in einem früheren Artikel die vorzüglichsten Gebräuche mit, welche sich in Frankreich an die drei Hauptpunkte des Lebens knüpfen, an den Eintritt in dasselbe, an seinen schönsten Blüthetag und an das Scheiden zum Jenseits. Es waren die Hauptstriche zu einer Contur des französischen Volkswesens in seiner alten Reinheit; sie enthielten manches Charakteristische, doch noch viel mehr bieten uns dessen die Feste, Spiele und Tänze des Volkes, deren wir unsern Lesern hier noch einige vorführen, und die Volksglauben, mit denen wir unsere Mittheilung schließen wollen.

Das im alten Volksleben bedeutendste unter allen Festen des Jahres ist gewiß das des Mittsommers, das Fest Sanct Johannis des Täufers. An ihm wird die Sonne froh begrüßt, wenn sie ihre ersten Strahlen sendet, und werden die Rechte des Abends und der Nacht am wenigsten anerkannt. Vor Sonnenaufgang eilt man in der Provence schon auf die Gipfel der Berge und harrt da ihrer Erscheinung. Tritt sie endlich am Horizont hervor, dann erhebt sich lauter Freudenruf und alle Hirtenhörner beginnen ihre schönsten Weisen und in den Thälern werden alle Glocken wach, und alle Büchsen und alle Böller donnern. Die weisen Frauen aber stiegen schon, seit die Morgenröthe begann, an den Bergen umher, ihnen nur bekannte duftige Kräuter von wundersamer Kraft zu sammeln, und kehren nun von Allen begrüßt, heim — denn nun ist das Kraut nicht heilkräftig mehr, nun die geheimnißvolle Johannisnacht hin ist und die Sonne aufstand — zu Hause aber füllen sie die Kräuter in Flaschen, worin sich Olivenöl befindet und hängen diese in die Sonne. Das gibt das herrliche Oli-rongé, was gegen alle Krankheiten, bei allen Wunden hilft.

Sehr glänzend wurde ehedem zu Aix das eigentliche Fest des Tages, das Feuerabbrennen, begangen. Nachdem der Stadtrath einen, alle Spiele und Belustigungen leitenden König ernannt, begann die Bravade. Man trug einen großen Vogel auf ein Feld in der Nähe der Stadt und schoß da mit Pfeilen nach ihm; doch durften dies nur junge Leute aus dem ersten und zweiten Stande; allen andern war die Theilnahme untersagt. Die Magistrate und der Adel überwachten das Schießen, sie proklamirten den Sieger als König des ganzen Festes. Er wählte sich jetzt seine Offiziere, denen die, welche nächst ihm am besten geschossen, als Lieutnant und Fähndrich zutraten, und zog im glänzenden Zuge zu den in den verschiedenen Vierteln der Stadt aufgeschichteten Holzstößen, die er anzündete und um welche er zuerst tanzte. Am folgenden Tage gab es ähnliche Vergnügen bis zum Abende, wo der König in seine Wohnung zurückgeführt wurde und da seinen Begleitern ein gutes Abendbrod geben mußte. Seine Herrschaft dauerte ein Jahr und brachte ihm manche Privilegien. So durfte er der Messe des Commandeurs von Malta am Sanct Johannistage beiwohnen, er hatte freie Jagd, brauchte keine Soldaten ins Quartier zu nehmen, keine Wachen zu thun und durfte die ihm zuerkannte Denkmünze stets tragen. Später trat die Büchse an die Stelle des Bogens und ein hölzerner Vogel an die Stelle des alten lebendigen.

An andern Orten der Provence zündet der Pfarrer oder einer der Magistrate das Feuer an und jeder der Umstehenden wirft einen Brand hinzu und geht dreimal um den Holzstoß. Am Schlusse der Ceremonie bilden Alle eine Kette und tanzen herum.

Aehnlich geht's in Ciotat zu, nur werfen dort die jungen Leute sich wechselseitig ins Meer. In Paris mußte bis auf Ludwig XI. der König selbst zugegen sein. Auf dem Grève-Platze erhob sich ein hoher Mastbaum, an dem Raketen und andere Pulversachen befestigt waren und auf dessen Spitze ein Korb mit — wer sollte es glauben? — Katzen oder Füchsen hing; ehe die armen Thiere todt waren, schrieen sie jämmerlich und das war das Hauptvergnügen für das Volk.

Aber auch das Fest der winterlichen Sommerwende, das der Geburt des Heilandes, wurde und wird recht festlich begangen, und besonders in der Provence. Da versammeln sich am Vorabend alle Familienglieder bei dem Aeltesten der Familie, um einem Mahle beizuwohnen, wobei es trockene Früchte, Kuchen, Konfekt und heißen Wein in Ueberfluß gibt. Selbst die Fernstwohnenden säumen nicht, sich einzufinden. Der Aelteste nimmt, ehe das Mahl beginnt, das jüngste Kind an der Hand und führt es zur Hausthür, gefolgt von allen Andern. Da liegt ein langer dicker Block Olivenholz (oder von irgend einem andern Fruchtbaum), der Calignaou genannt wird. Das Kind gießt drei Libationen Wein darauf und spricht dabei die schönen Worte:

Digitized by Google

Aleyre, Dion nous aleyra,
Cachofué ven, tout ben ven;
Dieu nous fagué la graci du veire l'an que ven,
Se sian pas mai que siguen pas men.

d. i. Lasset uns fröhlich sein, Gott macht uns fröhlich! Das verborgene Feuer kommt, Alles kommt gut. Gott gebe uns die Gnade, das Jahr zu sehen, welches kommt; und wenn wir dann nicht mehr sind, daß wir auch nicht weniger seien.

Jetzt trinkt das Kind aus dem Glase, der Aelteste nach ihm und so alle Mitglieder der Familie; dann faßt es den Block am einen Ende, der Aelteste faßt ihn am andern und also trägt man ihn zum Heerde; doch verbrennt man ihn nicht ganz, sondern bewahrt einen Theil davon auf bis zum Neujahrstage. Die Kohlen davon verbrennen die Leinwand nicht, so sagt das Volk; zu Marseille legte man selbst die glühenden Kohlen auf das Tischtuch. Vom Heerde ziehen Alle in derselben Ordnung zur Tafel und das Kind, welches eben den Olivenblock segnete, segnet nun auch die Tafel. Hier in dem patriarchalischen Kreise herrscht bald die lauteste Fröhlichkeit und welche Zwistigkeiten auch zwischen Einzelnen aus der Familie obwalteten, sie werden geebnet und ausgeglichen; denn wehe ihm, der sich der Aussöhnung weigerte! Alle Calenos (so heißen die Festgäste von Calène, dem Namen des Festes) würde er zu Feinden haben.

Gar freundlich ist auch die kirchliche Feier an manchen Orten. Während der Opferung treten die Hirten der Pfarre, ein Tamburin an der Spitze, in die Kirche, große Körbe mit Kuchen und Früchten auf dem Arme; ihnen folgt ein kleiner grün geschmückter Wagen, den ein Schaf zieht, dessen Wolle mit bunten Bändern durchwunden ist, und hinter diesem endlich kommen zum Schlusse wieder Hirten und Hirtinnen, welche im Chore Weihnachtslieder singen. Alle gehen um den Altar und vertheilen sich, nachdem sie die Opfergaben niedergelegt, in der Kirche.

Wir lassen diesen uralten Hauptfesten eine bunte Reihe weniger bedeutsamer oder auch mehr örtlicher folgen, und können da wohl nicht besser beginnen, als mit der Feier des ersten Mai.

In der ganzen Provence wählt man am 1. Mai die hübschesten Kinder in der Pfarre oder den Stadtvierteln aus, kleidet sie ganz weiß und schmückt sie mit einem Kranze und Rosengnirlanden. Die Mayos heißen sie; man führt sie im Triumphe umher und setzt sie endlich auf einer kleinen Erhöhung nieder, worauf jeder Vorübergehende ihren Gefährtinnen ein Opfer für sie sie geben muß. Der Archevlog wird in den Mayos die römische Maiuma nicht verkennen. Neben diesem Reste des römischen Alterthums blüht in einigen Dörfern des Departements Vaneluse ein anderer, der gewiß celtischer Abstammung ist, jedenfalls nahe Verwandtschaft mit deutschen Gebräuchen hat. Es zieht da nämlich das Carri umher, ein mit gelben Gardinen verhängter und mit Pappelzweigen geschmückter Wagen, worin eine Menge von Musikanten sitzen und die lustigsten Weisen spielen. Voran thront auf einem großen prächtigen Sessel der König, neben ihm sitzt sein Lieutenant. Das Gespann ist der Majestät würdig, es besteht aus 30—40 glänzend geschirrten Maulesels, auf deren jedem ein peitschenknallender Postillon reitet. Der Lärm, den diese Peitschen, Maulthiere und Musikanten machen, wäre jedenfalls schon sattsam und genug, um unser Einem den Kopf toll zu machen, doch die Provenzalen scheinen sich nicht so leicht irre machen zu lassen. Zu all dem und dem Halloh der zuschauenden und mitrennenden Menge kommt nämlich noch der einer bedeutenden Zahl von Ehrengardisten, die dem königlichen Wagen vorher traben und den Weg bahnen. Kein Pferd ist mehr im Dorfe zu haben, kein Esel, kein Maulthier in seinem Stalle zu finden, alle haben ihre Reiter gefunden, alle geleiten den einziehenden Maikönig, denn diesen Namen dürfen wir ihm unbedenklich geben. So zieht man dreimal durch den Ort, dann vor's Thor, wo auf ein Zeichen des Königs plötzlich alle Reiter in gestrecktem Galopp davon rennen. Der, welcher am ehesten an einem bestimmten Punkte anlangt, erhält einen Preis. Am folgenden Sonntage wiederholt sich das Ganze, nur dürfen dann blos Esel dabei geritten werden; am Abende müssen die beiden Würdenträger, namentlich der König und sein Lieutenant Allen ein Mahl geben, welche, sei es nun als Musikanten oder als Ehrengardisten, oder als was sonst, bei dem Feste mitgewirkt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Darmstadt.

„Von guten Regierungen und von guten Frauen spricht man nicht" — ist eine alte deutsche Regel. — Natürlich! man wird nur darum beneidet und Neid ruft Tadel hervor, wie denn die Welt lieber tadelt, argwöhnt, ja verleumdet, als lobt, glaubt, anerkennt. — Aehnliches gilt vom Theater-Regiment. Um weder glauben zu machen, es sei von der hiesigen Bühne nicht die Rede, weil sie tadellos sei, noch um die Meinung zu erregen, man fürchte Neid, Widerspruch und Anfeindung, wenn man das Gute zur Anerkennung bringt, dafür scheint das einfachste und anspruchloseste Mittel: eine kurze thatsächliche Uebersicht des vom Beginn der Saison im September bis hierher Geleisteten.

Das Schauspiel ist bis jetzt von der Oper überflügelt, nicht etwa in der Quantität neuer Vorführungen, — darin ist jenes voraus, — sondern in der Qualität des Vorgeführten, sowohl seinem inneren Werthe als der Ausführung nach. Neu und theils neu einstudirt waren: „Der Prinz von Homburg" von H. v. Kleist, „Die Gesellen" von Dennery, „Riquiqui" von Kosmar, „der Blitz" von Müllner, „Mein Mann geht aus", übersetzt von Börnstein und „Von sieben die Pünktlichste" von Angely, von welchem die drei letzten ein sehr empfängliches, heiteres Publikum fanden, so wie das erstgenannte nationale Schauspiel des edlen Dichters seinen großen Totaleindruck nicht verfehlte. Außerdem wurde der hier sehr beliebte „verwunschene Prinz" von Plötz wiederholt, die „schöne Athenienserin" vorübergeführt, und mit „Egmont" und „Ein Sommernachtstraum" das Publikum beehrt, welches beide mit Anerkennung aufnahm, besonders aber letzteren, mit Geschmack und Glanz ausgestattet, am Schlusse stürmischen Beifall gab.

Die Oper konnte eines verspätet eingetroffenen ersten Mitgliedes wegen das zur erstmaligen Aufführung Bestimmte noch nicht bringen, — führte jedoch neu Einstudiertes vor: Rossini's „Belagerung von Korinth" mit glänzendem Erfolg, „die Puritaner" von Bellini mit einem nicht minder guten Ensemble und großem Beifall. „Fidelio", welcher eine Art Furore machte, in allen seinen Nummern zu Beifall oder nach der ausgezeichneten Ausführung der beiden Ouvertüren, (die Ouvertüre zu Lenore wurde zwischen beiden Akten gegeben), zu einem Sturm des Enthusiasmus aufregte. — Außerdem wurde die grandiose Aufführung der „Stummen" in ihrem stets neuen Glanze wieder stürmisch begrüßt, Rossini's „Barbier von Sevilla" gern gesehen, und „Figaro's Hochzeit" von Mozart, zweimal, man kann sagen gefeiert, denn das Publikum,

Digitized by Google

welches bei klassischen Opern sich am zahlreichsten einfindet, bezeugte lebhafte Theilnahme an der würdigen Ausführung. Am 11. d. M. wurde Beethoven's „Fidelio" wiederholt. Der eingetroffene berühmte Gast, Fräulein Jenny Lind, wohnte der Vorstellung bei mit sichtlichem, tiefem Interesse an der vorzüglichen Durchführung des unsterblichen Werkes.

Am 13. d. erschien endlich die seit ihrer vorjährigen Anwesenheit stets Vermißte und lang Ersehnte, in Bellini's „Nachtwandlerin" als Amine. Es wäre eitles Bemühen, den enthusiastischen Jubel des Empfangs schildern zu wollen. Er war zugleich so herzlich und verehrungsvoll, daß man wohl sah, er galt der unerreichten, vollendeten Künstlerin nicht allein, sondern auch der edlen Persönlichkeit, dem hochstehenden Charakter. Mit der wachsenden Bewunderung, dem beseligten Entzücken steigerte sich auch die begeisterte Theilnahme bis zu Ende an einer poetischen Kunstschöpfung voll idealer Naturwahrheit.

Fräulein Jenny Lind hat acht Tage bei uns verweilt. „Norma" und die „Regimentstochter" waren ihre letzten Gastvorstellungen; — contrastirende Partieen, welche durch die eigenthümliche, höhere und doch so natürliche Auffassungsweise, mit Bewahrung reinster Weiblichkeit und edler Frauenwürde, herrliche Schöpfungen ihres Genius sind.

Feuilleton.

*** Nach der „Rh.- u. Mos.-Ztg." hat ein in Brüssel ansässiger Besitzer einer großen Piano-Fabrik, Herr Van Hecke, ein Mann von Bildung und ein erfindereicher Kopf, einen Luftwagen erfunden, für welche Erfindung er auch bereits in Paris ein Patent genommen. Die belgische Regierung hat zu den Versuchen ein Terrain in dem großen Eisenbahnhofe von Mechein (Malines) angewiesen und Hr. Van Hecke behauptet, mit dem Barometer in der Hand und einem durch ihn erfundenen Steuerruder-Apparat seine Maschine auf und nieder und nach allen Richtungen, ohne Gefahr, von den Strömungen in der Luft fortgerissen zu werden, nach einem Punkt hinleiten zu können.

*** Dose und Strumpf. Katharina II., Kaiserin von Rußland, sendete an Voltaire eine elfenbeinerne Dose, welche sie selbst gedrechselt hatte. Diese Dose gab Voltairen zu einer lustigen Idee Veranlassung; nemlich, nachdem er von seiner Nichte einigen Unterricht im Stricken empfangen hatte, schickte er der erhabenen Monarchin als Gegengeschenk ein Paar weiße seidene Strümpfe von ihm selbst gestrickt, begleitet von einer galanten, in Versen aufgestellten Epistel, worin dieser berühmte Dichter unter anderm ihr zu wissen that: Nachdem er aus ihrer schönen Händen eines Mannes Werk von einer Frau gefertigt erhalten hätte, so bäte er Ihre kaiserliche Majestät, einer Frau Werk, von Männerhänden geschaffen, gleichfalls anzunehmen. (O. Mrgbl.)

*** Auch eine gemischte Ehe. Als im Jahr 1655 Rudolph, Graf von Sulz, Landvoigt zu Hagenau — ein Katholik — mit einer Protestantin, der verwittweten Gräfin von Hagenau sich vermählte, stellte er ihr nachstehende, wörtlich abgeschriebene Urkunde aus: „Ich, Rudolph, Graue zu Sulz, verspricht bei meiner gräflichen Ehre, oder der Teufel soll mich holen! daß ich meine künftige Gemahlin bei ihrer Religion bleiben lassen, auch im wenigsten zu Abfall Keinen Anlaß geben will. Ich habe droben zwei Bibeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen; sie lese nur fleißige und lapfer darin. Zudem nehme ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich bleib bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie zur Höll." — der Graf von Sulz hatte ganz Recht.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 20. October.)

Im Opernhaus zu Berlin sind am 15. October, dem Geburtstag des Königs, „Die beiden Prinzen" von Esser in Mainz zum erstenmal gegeben und mit großem Beifall aufgenommen worden. Die Oper gehört der entschieden komischen Gattung an; die Handlung derselben basirt auf einer Intrigue in dem Parteikampf der Yorks und Lancasters (der weißen und rothen Rose). Die Musik gefiel durch ihren melodischen Fluß und wirksame Instrumentation. Von vielen einzelnen Nummern, über welche sich alle Berichte übereinstimmend und anerkennend aussprechen, wurde eine, von Mantius vortrefflich vorgetragen: „Nur eine Perle nenn' ich mein" da capo verlangt, und Berliner Blätter sprechen die Ueberzeugung aus, daß sich die schöne Oper durch ihre faßliche, populäre Musik auf dem Repertoire erhalten werde.

— Von Wolfgang Müller wird uns ein größeres Gedicht „Eine Rheinfahrt" aus der thätigen „Literarischen Anstalt" zu Frankfurt — ein poetisches Panorama des großen deutschen Stromes in einer Reihe schöner historischer Genre- und Landschaftsbilder der Städte, Burgen und des Lebens an seinen Ufern versprochen.

— Im v. Arnim'schen Verlage in Berlin ist erschienen: „Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer" von L. Achim v. Arnim; dieses Buch bildet zugleich den sechzehnten Band von dessen sämmtlichen Werken.

— Grillparzer ist, nach Berichten aus Wien, mit der Vollendung eines schon vor Jahren entworfenen Trauerspiels: „Rudolph der Zweite" beschäftigt, und Friedrich Steinemann in Münster hat ein neues Drama „Der Friedländer", eine Episode aus Wallensteins Leben, auf historische Quellen basirt, vollendet.

— Der schottische Künstler Kallide arbeitet nach einer Meldung der „Kölnischen Zeitung" in Carrara im Auftrage eines Privatmannes seine auf der letzten Berliner Ausstellung bewunderte Gruppe, „eine Bacchantin mit einem Panther spielend" (überlebensgroß), im besten carrarischen Marmor. Ebendaselbst ist der würtembergische Bildhauer Hofer mit der Ausführung einer überlebensgroßen Gruppe „Der Raub des Hylas" (zur Aufstellung auf einem der Plätze Stuttgarts), so wie zweier Pferdebändiger-Gruppen von fünfzehn Fuß Höhe beschäftigt, zu welchen letzteren die Modelle in arabischen Rossen aus dem würtembergischen Gestüt gewählt sind.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 21. October. Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt, von Göthe. Hierauf: (Neu einstudirt) Die Heiden, Lustspiel in 1 Akt, von Marsano. Zum Schluß: Optische Lichtbilder von J. Bosch aus Wien.

Donnerstag, den 22. October. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheil.; nach dem Französ. von C. Gollmick. Musik von Auber.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 292. Freitag, den 23. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung.)

6.

Die Vergeltung.

In seinem freiwilligen Gefängniß saß Romuald Hatton. Er ruhte in einem großen Lehnstuhl, die Hände auf der Brust gefaltet, die trüben Augen auf das Spiel des Flämmchens in der Ampel gerichtet, welche Sonne und Mond dieses trübseligen Aufenthalts war.

In langen Minuten, die sich allmälig zu Stunden dehnten, machte er keine einzige Bewegung; er schlief nicht, das bewies die aufhorchende Stellung, bewies das lauschende Ohr, und das rastlose Kreisen der großen glänzenden Augen um den kleinen Gegenstand ihrer ununterbrochenen Betrachtung — das rothgelbe Flämmchen.

Oben schien Junker John eine heftige Anfechtung des unreinen Geistes bestehen zu müssen, denn seit der Zeit als die übrigen Schloßbewohner gerade dem Schlafe sich überlassen haben mochten, wurde es in seinem Stockwerke laut und lebendig. Deutlich vernahm man in der unterirdischen Region sein wildes Umherrennen, sein unheimliches Lautreden, seine häufigen Angriffe mit dem blanken Schwerte auf die Rüstungen, mit denen die Wände seines Zimmers geschmückt waren. Allmälig ging eine entschiedene Veränderung in der Haltung des Ritters vor. Er drehte sich im Sessel nach einer der Ampel entgegengesetzten Richtung um; die heftigste Spannung trat in seine abgelebten, von den tiefsten Furchen eines kummervollen Alters durchschnittenen Züge — ein Knarren oben — hierauf tiefe Stille — leise Schritte — und Caleb mit einem großen Korbe stand an der Seite seines Gebieters. Der Diener begann sogleich mit großer Behutsamkeit den Inhalt desselben auf ein unfern stehendes Tischchen zu entleeren.

„Du bist stumm, Caleb? Warum sprichst Du nicht?“ rief endlich Irise der Ritter, nachdem er einige Zeit der Beschäftigung seines Dienstmannes zugesehen.

„Alles beim Alten, mein theurer Sir! Keine Gefahr, als die Eurer Einbildung durch die Tollheit des Junkers. Der Gott Moses wacht über sein auserwähltes Volk in England!“

„Und Cromwell? Wenn seine Herrschaft so unangefochten ist, wenn der Liebling Gottes das schnöde Baalpriesterthum, die Schande unsers glorreichen Landes bis zur Wurzel ausgerottet, warum die ewige Furcht, die er unter dem Trazen eines verborgenen Harnisches durchblicken läßt? Warum sein tägliches Wechseln des Lagers, dem Raubthier gleich bei der Verfolgung des Jägers?“

„Schnöde Empfindungen der Cavaliere, mein Gebieter, die ich bedaure, Euch mitgetheilt zu haben. Lange wird Cromwell leben, um das letzte Zucken des apokalyptischen Thieres zu sehen. Nur Ihr, mein tapferer Gebieter, Ihr seid in diesem Zustande als der zu erkennen, der Ihr warst in heißen Schlachten, auf ruhmreichen Zügen und Märschen. Darf ich Euch diesen Becher reichen, mein theurer Sir?“

„Wackeres Herz, gib! Die Zunge klebt mir am Gaumen, das Fleisch wird welk und schwach. Gib, treuer Caleb!“

Der Ritter empfing den Becher und erhob ihn eben gegen seine Lippen, als ein Schrei aus des Junkers Zimmer so erschreckend in die Tiefe herabscholl, daß das silberne Gefäß der bebenden Hand des Ritters entsank und mit großem Geräusch auf den Platten hinrollte.

„Ewige Gnade des Himmels, was thut Ihr! Solcher Lärm in der Grabesstille der Nacht ist gefährlich. Niemand weiß, wie nahe das Ohr des Lauschers“

„Fort, Caleb, fort!“ flüsterte mit erschrecktem Ton der beunruhigte Baronet. „Der Junker kann kommen. Das war ein schauerlicher, schauerlicher Schrei. Todeskälte ist mit ihm in mein Gebein gefahren. Der Nachtwandler kann mit gezücktem Schwert vor uns stehen, ehe wir es uns versehen.“

„Possen, edler Sir, Possen!“ versetzte der entschlossenere Diener. „Indeß, die Wahrheit zu bekennen, auch mir verursacht das Thun des Junkers einiges Bangen. Ich begebe mich in den Waffensaal auf die Lauer. Erwartet mich indeß noch, mein gnädiger Herr!“

Trübsinnig sah der Baronet dem Diener nach, und saß in seinem Lehnstuhl, geknickt, bleich, eine Beute nagender Unruhe und Gedanken. Caleb kehrte in einiger Zeit wieder zurück.

„Alles stille!“ flüsterte er. „Junker John scheint zur Ruhe gegangen zu sein. Erlaubt Ihr jetzt einen Becher, mein edler Sir? Ihr blickt sehr angegriffen.“

„Wirkung der gepreßten, dumpfen Luft, die ich athme. Laß übrigens — später, später — Mich quält ein anderer Gedanke, als der Zustand des jungen Menschen und seine räthselhafte Tobsucht.“

„Doctor Slip, mein Gebieter,“ flüsterte der Diener, „kann sich nicht entschließen, die Aufregungen Master Johns für gewöhnliche Narrheit zu erklären. Er versicherte dem hochwürdigen Mr. Huskinson im feierlichsten Tone, daß in ihr eine geheimnißvolle Offenbarung der Natur sich kundgebe. Er ging sogar so weit, die Vermuthung auszusprechen, daß —“

„Warum stockst Du, Tölpel? Welche Vermuthung? Sprich es aus — ich befehle es!“

„Daß jene Leute, bei denen das Unglück in Wales geschah, Euch, edler Sir, unabsichtlich getäuscht haben könnten. Daß Ihr bei Eurer Ankunft dieses Irrthums nicht inne geworden, daß aber, wenn es sich so verhalte, der Schlüssel der Geisteszerrüttung des Junkers gleichsam am Tage liege. Diese Vermuthung wagte Doctor Slip gegen den hochwürdigen Mr. Huskinson auszusprechen.“

Digitized by Google

„Ha, wagte er? Der Hölle schwersten Fluch über den leichtfertigen Schwätzer! — Irrthum? Ich irrte mich nicht. Meine Hand würde gebebt haben, das papistische Fleisch, die höllische Brut des kananitischen Weibes auf meinen Arm zu nehmen. Wehe dem gelehrten Giftmischer, wenn ich auch nur diese meine morsche Hand einst mit einem Schlage auf sein wurmstichiges Gehirn auffallen lassen kann! Und was hat Treuherz im Waffensaal zu schaffen? Wer bringt die Bestie an einen Ort, von dem sie ewig verbannt sein sollte, wie Licht vor aufbewahrtem Pulver?"

„Treuherz, mein Gebieter? Treuherz im Waffensaal? Davon weiß ich keine Sylbe."

„Schande über Dich, daß Du es nicht weißt. — Treuherz, sage ich, war im Waffensaal, und sein edler Instinct hat sich nicht verleugnet. Er heulte an Aymars Bild, daß es mich aufrüttelte wie eine Mahnung zum Gericht im Thale Josafat. Nur ein Schurke, der sich in keiner Art auf die geheimnißvolle Natur dieser merkwürdigen Race versteht, konnte die schauerlichen Zeichen des Thieres für gewöhnliche Aeußerungen seiner Lebhaftigkeit genommen haben. Bloß Dein eilfertiges Kommen an diesen beiden Tagen hinderte mich, Dir meine Entrüstung sogleich kund zu geben."

„Die Sache soll unverzüglich mit der Vorsicht untersucht werden, die sie erheischt. Und verlaßt Euch darauf, war es Junker John, in dessen Gesellschaft Treuherz Aymars Bild beschnoberte, so wird diese Hand sich des Schweigens Eures Lieblings versichern."

„Du hast meine Einwilligung. Besser todt, als ein unwissendes Werkzeug für die Pläne meiner Feinde. Kann doch keine Kunst, keine Weisheit, keine List die Stimme der Natur auf eine andere Weise zum Schweigen bringen. Geh' jetzt zurück, treuer Caleb. Der Junker regt sich wieder. Ich werde versuchen, einen gesunden Schlaf zu thun!"

Und Caleb ging. — Seinem Verschwinden folgte die frühere Grabesstille, in welcher der Baronet kaum wagte, seinem Athem den gewöhnlichen Lauf zu verstatten. Wenn er gegen den Diener die Absicht aussprach, einen gesunden Schlaf zu machen, so rechtfertigte er durch keine seiner Bewegungen diesen Vorsatz. Eine beständige Unruhe hielt seine Augen weit geöffnet; mit dem Leibe laß er vorwärts gebeugt, zuweilen preßte er beide Hände gegen die Brust, und die Gedanken, die ihn bewegten, möchten vielleicht folgendergestalt auszudrücken sein:

„Nimmer — nimmer — bei den Pforten der Hölle! nimmer! — Sie tappen am Puls meines Geheimnisses — mögen sie's! Mein Mund soll keine ihrer läppischen Auslegungen bekräftigen. O Glorie England's! Majestät unserer gereinigten und wieder befestigten Kirche! Warum euren treuen Knecht so schmählich verlassen? Himmel und Hölle verbinden sich gegen seine Ruhe. — Ein Knabe steht auf und predigt durch sein seltsam Thun Mord, unmenschlichen, unsühnbaren Mord, den ich statt einer löblichen Kriegsthat verübt haben soll. — Ich konnte nicht zweien Herren dienen. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; so spricht das heilige Buch. Ich habe bloß nach seinen Worten gethan!"

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Weniger glänzend, aber mehr komisch ist das Spiel des Caramantrant, des Eintritts der Fasten (carême entrant) welches in vielen Dörfern der Provence am Aschermittwoch Statt findet und den Carneval schließt. Caramantran ist ein drollig gekleideter Strohmann, der auf einem Karren durch die Stadt gefahren, oder auch auf einer Bahre getragen wird. Aehnlich kostümirte Männer mit stets vollen und stets leeren Weingläsern geleiten ihn und ahmen so lange Betrunkene nach, als sie noch nicht selbst betrunken sind. Vor dem Karren des braven Fest- und Freudenmannes ziehen Andere her, als Richter und Advokaten verkleidet, ihnen folgt die Anklagerin des armen Fasching, die magere, bleiche Fasten, und ihr die trauernden Freunde des Caramantran, die in schwarzen Kleidern, mit beflorten Hüten und fliegenden Haaren auf alten Rossinanten Seufzer und Wehklagen ausstoßen, denn sie wissen nur allzu wohl, welches Loos dem Lustigen bereitet ist. Auf dem Hauptplatz halt man an, die Richter und Advokaten nehmen Platz auf ihren Sitzen und Caramantran muß sich auf dem Stuhl der Angeklagten niederlassen. Die magere Hexe Fasten beginnt die Klage, der Vertheidiger antwortet, das öffentliche Ministerium unterstützt die Klage, die Richter berathen und — der Präsident erhebt sich und spricht das Urtheil aus, „daß Caramantran mittelst Steinigung vom Leben zum Tode gebracht werden solle." Die ganze Versammlung wehklagt und schreit um Gnade, aber die Herren der Gerechtigkeit hören nicht darauf; auf einen Wink von ihnen fassen die Alguazils den Verurtheilten, den sein Vertheidiger zum Letztenmale umarmt, sie fesseln ihn an der Mauer und er sinkt unter den Würfen von tausend Steinigern; der Bach oder das Meer ist sein Grab. Sit illi aqua levis!

Um dieselbe Zeit, wie der Tod des Caramantran, fällt in dem Dorfe Andrieux (Depart. Basses-Alpes) das Fest der Wiederkehr der Sonne (16. Februar), welche da während hundert Tagen unsichtbar ist. Mit dem Beginne der Morgendämmerung fangen alle Hirtenhörner und Hirtenflöten an zu spielen und dampfen alle Kamine, denn jeder Einwohner backt einen Eierkuchen. Diesen in der Hand, versammeln sie sich um den ältesten der Hirten, der heute der Ehrwürdige heißt, bilden eine Kette und umtanzen ihn einigemale. Dann begeben sie sich zur Brücke, Musik an der Spitze, setzen ihre Kuchen auf dem Geländer nieder und fahren auf einer nahen Wiese fort mit ihren Farandoulen (Kettentänze) bis der erste Strahl der Sonne über die Wiese streift. Dann hören alle Tänze auf, Jeder eilt zur Brücke, nimmt den Kuchen wieder und hält ihn opfernd der Sonne entgegen; der Ehrwürdige hält mit beiden Händen den Seinen und entblößt das Haupt dabei. So bleiben sie stehen, bis die Sonne höher und höher steigend, das ganze Dorf bescheint, kehren dann im Zuge nach dem Hauptplatze und von da nach Hause zurück, wo jeder seine Kuchen im Kreise der Familie ißt.

Glänzender, geräuschvoller und großartiger war das Fest der Tarasque in Tarascon (Depart. Bouches du Rhone) eines der vielen Feste, welche der gute König René gestiftet hat und zwar zum Andenken an die geschäftige heilige Martha, die der Legende zufolge nach dem Tode des Herrn in diese Gegend kam und sie von einem gräßlichen Drachen befreite. Die Tarasque ist nämlich nichts anders, als ein ungeheurer Drache, der durch zwölf in sei-

Digitized by Google

nem Bauch sitzende Männer bewegt wird, aber wie wüthend sonst auch, doch nun sanft wie ein Lamm einem weißgekleideten Mädchen folgt, welches ihn an einem leichten Bande führt. Dieß geschieht am Festtage der Heiligen, in deren Kirche auch der Zug schließt und vor deren Bild die Tarasque drei Sprünge macht, wie die Sonne, wenn ihr erster Strahl dem Dreifaltigkeitstage scheint. Nebstdem aber verließ der Drache ehedem noch einmal im Jahr seine Höhle und das war beim eigentlichen Fest der Tarasque, um Pfingsten. Männer aus den ersten Familien des Landes machten dabei die Honneurs und hielten offene Tafel für jeden Fremden. Am Pfingsttage wohnten sie der Vesper bei, zogen dann unter Trommeln und Trompetenschall durch die Stadt und vertheilten überall rothe Kokarden, welche die Männer am Knopfloch, die Frauen am Busen trugen, so lange das Fest dauerte. Die Gilde der Rhone-Matrosen folgte den Rittern und theilte blaue Kokarden aus. Ihr folgten alle Zünfte der Stadt mit ihren Abzeichen. So führten z. B. die Lastträger den heil. Christoph als Zeichen, und sechs andere Zunftgenossen hinter ihm ein Faß mit Wein, aus dem jeder Zuschauer trinken durfte. Die Winzer meldeten sich durch zwei Leute an, welche eine Schlinge trugen, mit der sie die Umstehenden zu Falle zu bringen suchten. Die Hirten hatten drei schön gekleidete junge Mädchen in ihrer Mitte, welche auf Eseln ritten; außerdem beschmierte einer von ihnen das Gesicht der allzunah sich Drängenden mit Wachholderöl. Die Matrosen hatten an ihrer Spitze einen von sechs Pferden gezogenen Wagen, auf dem ein mit Wasser gefülltes Schiff lag; die Neugierigsten wurden damit genäßt. Die Ackersleute saßen alle auf prächtigen Maulthieren, waren von Trommeln, Trompeten und Zimbeln umrauscht, und vertheilten geweihtes Brod.

Am Pfingstmontage nach der Messe wiederholte sich die Prozession, nur waren dann die Ritter und Matrosen im Costüm, denn es galt nun, die Tarasque zu holen. Der Drache warf, sobald er erschien, Raketen und Schwärmer aus seinen Nasenlöchern, und schlug meist arg mit dem Schwanze, ja selbst, daß manche der Zuschauer ein blaues Mal und oft mehr noch davon trugen, dieß übrigens nur unter und zum größten Jubel der Menge. So zog man in die Kirche, wo der Drache seine schon erwähnten drei Sprünge machen mußte. Dann traten die Aeltesten der Zünfte vor, legten der Heiligen als Opfergabe ein geweihtes Brod zu Füßen und werfen für die Armen eine reiche Spende in den Opferkasten. Beim Auszug aus der Kirche bildeten Alle Farandoulen und tanzten die Straßen entlang. —

Ehe wir die Procedure und ihre nächsten Nachbarn verlassen, wollen wir noch eines sehr schönen Tages gedenken; es ist der der La Cordelo. Vom vergoldeten Knopfe einer hohen Stange hängt eine Menge sehr langer Bänder herunter. Eine gleiche Zahl von Tänzer und Tänzerinnen schlingen einen Kreis und wiegen sich einige Zeit im Tanze darum; nun faßt jeder ein Band und sie treten alle in gleiche Entfernung von der Stange, so daß die Bänder einen buntfarbigen Ueberzug bilden. Mit leichtem anmuthigen Sprunge wechseln sie dann, das Band festhaltend, ihre Plätze und verschlingen auf die Weise die Bänder so künstlich, daß der Kegel zu einer buntkarrirten Hütte wird, welche sie zum Schlusse zurücktanzend wieder zum Kegel machen.

Trage uns ein Collège der Tarasque in die Normandie, die Gargouille nach Rouen. Auch da hauste ehedem ein Drache, doch war es nicht eine Martha, keine Königstochter, wie die, welche das Ungethüm am Drachenfels durch die Kraft des heiligen Kreuzes überwand, es war überhaupt keine Heilige, sondern ein Heiliger und zwar Sankt Romanus, der die Gegend von der Gegenwart des Graulichen befreite. Sankt Romanus war nämlich Bischof von Rouen, und erbot sich, als das Volk bei ihm wehklagte und jammerte, den Drachen als Gefangenen in die Stadt zu führen, nur müsse Jemand ihn geleiten. Nun waren die von Rouen zwar sehr gute Christen, aber zu dem Geleit wollte sich doch Keiner verstehen. Da überredete der fromme Bischof einen zum Tode verurtheilten Mörder, ihm zu folgen und zwar unter dem Versprechen, ihm die Befreiung von der verdienten schweren Strafe zu erwirken, sofern er Alles pünktlich thue, was ihm befohlen werde. So verließen Beide die Stadt. An dem Sumpfe angekommen, in dem das Ungethüm lag, sahen sie es heutegierig lauern, doch das schreckte den Bischof nicht ab; er ging ruhig auf den Drachen zu, mit dem Zeichen des Kreuzes sich waffnend, und band ihm seine Stola um den Hals und siehe, der Drache ließ Alles mit sich geschehen. Dann befahl er dem Mörder, das eine Ende der Stola zu nehmen und den schlimmen Gast zur Stadt zu führen; der Mörder folgte und der Drache wurde auf dem Markte öffentlich verbrannt und die Asche in die vier Winde zerstreut. Das hörte König Dagobert und entbot Sankt Roman zu sich, um die Wahrheit von ihm selbst zu hören; und als der Prälat ihm Alles bestätigt, schenkte er zum ewigen Gedächtniß des Wunders dem Kathedral-Kapitel der Stadt das Privilegium, alljährlich am Himmelfahrtstage einem Verbrecher die Freiheit wieder zu geben. Dieß ist der Ursprung des Festes der Gargouille. Ueber das Wort selbst bemerken wir, daß es altfranzösisch und durch Dachrinne zu übersetzen ist; sieht man doch an unsern Kirchen deutschen Styles die Dachrinnen hauptsächlich in Drachengestalten gebildet. Gehen wir jetzt zum Feste selbst über.

Dreizehn Tage vor Pfingsten begaben sich vier Stifts-Canonici, gefolgt von vier Stiftskaplänen und dem Stifts-pedell vor sich, Alle im Ornate zur großen Kammer des Parlaments, von da zum Baillin und den Beisitzern und forderten Kraft des privilége de la fierte (von fere-trum, Privilegium des Reliquienkastens von Sankt Roman) Alle auf, die eben schwebenden Untersuchungen gegen in den Gefängnissen der Stadt verwahrte Gefangene aufzuschieben, bis das Privilegium zum Vollzug gekommen sei. Der Bischof und das Kapitel sandten am Montag, Dienstag und Mittwoch der Kreuzwoche zwei Canonici und einen Tabellis in allen Gefängnissen umher, um alle Gefangene zu verhören und ihre Aussagen aufzunehmen. Am Himmelfahrtstage versammelten sich dann um sieben Uhr Morgens die Canonici, Priester und Kapitularen, stimmten die schöne Hymne „Veni creator spiritus" an und schwuren, nichts von dem verlauten zu lassen, was ihnen von den Gefangenen mitgetheilt worden sei. Die Namen der Letztern wurden verlesen, man stritt lange für den oder jenen und proklamirte endlich den Namen des zu Begnadigenden, der unter Siegel an die Herren des Parlamentes gesandt wurde. Diese erwarteten den Boten des Kapitels im großen Saale und in ihren rothen Talaren und geboten die Freilassung. Gegen drei Uhr öffnete sich das Gefängniß, der Begnadigte trat in seinen Kerkerkleidern, die Ketten am Fuße, heraus und begab sich zur Stiftskirche, wo der Reliquienkasten ausgestellt war. Da legte er zuvörderst ein öffentliches Bekenntniß seiner Schuld ab, wurde dann von

Digitized by Google

seinen Fesseln befreit und hob mit sieben andern Gefangenen den Reliquienkasten auf, der nun in langer Prozession durch die ganze Stadt getragen wurde. Vor dem Reliquienkasten her ging aber ein Mann, der auf hoher Stange die Gargouille trug. Rückgekehrt zur Kirche wurde eine feierliche Messe gehalten, während welcher der Begnadigte sich jedem der Cononici zu Füßen warf, um seiner Sünden los und ledig gesprochen zu werden. Darnach führte man ihn zum Hause des Präfekten der Bruderschaft von Sankt Roman, gab ihm da ein gut Abendmahl und entließ ihn, nachdem der Prior des Klosters Bonne-nouvelle ihm unter einer letzten Ermahnung seinen Segen gegeben.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Der Verfasser der „Promessi sposi" Manzoni ist von Gestalt untersetzt, mager und nicht schön gewachsen, sein Hals kurz, sein Haar und Backenbart grau, seine Züge leidend und blaß, oft von einem nervösen Zucken überflogen, bei dem seine Augen momentan etwas Stieres bekommen, und die Unterlippe beinahe verschwindet; seine schmale Stirn soll die Kante besitzen, welche die Phrenologen das Organ der Musik nennen, sein Auge ist lichtbraun, die breiten Augenlieder geröthet, sein ganzes Aussehen seinem Alter von zweiundsechzig Jahren angemessen. Manzoni spricht fließend, das Französische wie seine Muttersprache, lebhaft, mit Gefühl und oft von dem Gegenstande hingerissen; nur hat er nicht selten ein gewisses, wohl nervöses Hinderniß im Sprechen zu bekämpfen, das ihn fast halbe Minuten lang aufhält, über eine Sylbe hinauszukommen. Der Ausdruck seines Wesens ist höchst fein, zart und wohlwollend, von der mildesten Innigkeit. Er lebt einsam und zurückgezogen, nur für seine Familie und wenige Freunde, ist sehr kränklich und mag in seinem Leben viel Kummer erduldet haben. Den Winter über hält er sich in Mailand auf, im Sommer auf seinem Landgute, ich glaube Brasigtio, in der Nähe von Monza.

*** Ein englischer Gouverneur. Als Napoleon auf der Insel Helena gefangen gehalten wurde, glaubte das englische Ministerium, es könne von der Insel Tristan d'Acunha aus (einem Felsen mit einigen grünen Grasflecken) eine gefährliche Verbindung mit dem Gefangenen angeknüpft werden und schickte deßhalb einen Korporal Glaß mit einigen Soldaten dahin. Die meisten der letzten kehrten später zurück, und Glaß blieb mit wenigen Männern und Frauen, fünfzig Stück Hornvieh und zweiunddreißig Kindern auf der Insel, legte sich aber den Titel Gouverneur bei und seine Colonie gedieh. Noch lebt er und der Mrs. Meredith, die ihn auf der Fahrt nach Ostindien besuchte, erzählte er: „Es fehlt uns hier an gar nichts als an Nägeln. Der Wind nimmt bisweilen die Dächer unserer Häuser mit, da wir sie nicht gehörig befestigen können. Uebrigens sind wir sehr glücklich; meine Unterthanen zanken sich nie unter einander, nur bei den Frauen kommt es mitunter vor und wir Männer sind dann genöthiget, Frieden zu stiften. Auch bin ich nicht blos Gouverneur, sondern auch Pfarrer und Schulmeister; ich begrabe und taufe; jeden Sonntag halte ich Gottesdienst und meine Schüler können recht hübsch in der Bibel buchstabiren. Kleider verfertigen wir uns aus der Leinwand, welche uns die Wallfischjäger bringen; nur der Anzug unserer Weiber macht uns einige Schwierigkeiten, und sie sind selten damit zufrieden. Unsere Schuhe vollends sind sehr geschwind gemacht; wir umwickeln nämlich die Füße mit der noch weichen Haut des Pottfisches, die dann in der Form des Fußes eintrocknet und unsere Schuhe sind fertig. A. Ztg.

*** Der Professor der Beredsamkeit, Anderson in London, kündigte vor Kurzem zwei öffentliche Vorlesungen über Shakespeare an, und es fanden sich drei, schreibe drei Zuhörer ein, deren Namen man uns hätte nennen sollen. Derselbe Saal hatte, als Tom Thumb sich darin zeigte, über 1500 Zuschauer.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 21. October.)

Frankfurt. In diesen Wochen wird das Museum für bevorstehendes Wintersemester wieder eröffnet werden. Die Anstalt verdient es gewiß, daß man den Wiederbeginn ihrer Thätigkeit freundlich begrüßt; denn steigerte sich die Theilnahme und Betheiligung der gebildeten Bewohner Frankfurts zu dem Grade, den man wohl wünschen muß, so könnten wir hier eines Centralpunktes artistischer und literarischer Production uns rühmen, der den zersplitterten Interessen gar sehr Noth thut. Die Anforderungen an die Leistungen des Museums haben sich in dem Maße gesteigert, daß nur der allgemeine Antheil der Gebildeten unserer Stadt ihr Fortbestehen in würdiger Weise und auf die Dauer garantiren kann, und eigentlich müßte man sich's im Interesse der höhern Bildung zur Ehrensache machen, Mitglied des Museums zu seyn. So viel Concerte auch die Frankfurter Wintersaison immerhin bringen mag, so ist doch das Museum fast die einzige Zufluchtsstätte für klassische Instrumentalaufführungen, und je weniger Frankfurt als Handelsstadt überhaupt Ueberfluß hat an Anregung zur freien Humanitätsbildung, um so eifriger müßte man wohl dasjenige benutzen, was nur in dieser Art durch das Museum in der erfreulichsten Weise geboten wird.

— Von dem Dirigenten des Frankfurter Cäcilienvereins Franz Messer ist ein Heft neuer Lieder (bei André in Offenbach) erschienen, auf welches wir im Interesse eines reinen und von Grund aus tüchtigen Kunststrebens die Aufmerksamkeit des musikalischen Publikums hinlenken zu müssen glauben. Die Kunstfreunde wissen, daß sich mehr und mehr, namentlich im Formellen der Tondichtung, ein Trachten nach altehrenvester Gediegenheit, vornehmlich an Bach und Händel anknüpfend, Bahn bricht, welches am prägnantesten in Mendelssohn repräsentirt ist und, wenn auch die alten Formen oft keineswegs neu belebt erscheinen, doch einen großartigen Fortschritt bekundet gegen die Verflachung, zu welcher allmälig die verbrauchten Formen der alten Wiener Tonschule den Geist der andern Richtung abgeschwächt haben. Messer gehört zu Jenen, die auf der Basis des Alten Neues schaffen wollen. So bekunden auch diese Lieder entschiedene Originalität bei gründlicher Technik. Namentlich ist der „Abschied" (Ade du lieber Tannenwald) von J. R. Vogl, um des duftigen musikalischen Kolorites willen, „der Morgen" von Eichendorff, wegen der Frische des rhythmischen und melodischen Ganges und des sehr selbstständigen Accompagnements, „Heiß mich nicht reden" von Goethe, wegen der wohldurchdachten dramatischen Auffassung und das Lied aus Giesebrechts „Buch der letzten Dinge", wegen des trefflich wiedergegebenen mystischen Grundtones rühmend hervorzuheben. R.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 23. October. Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abtheilungen, von J. v. Plötz. Hierauf: (Erste Abtheilung) Optische Lichtbilder. (Zweite Abtheilung) Komische Spiegelbilder aus dem Leben, von J. Bosch aus Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 293. Samstag, den 24. October 1846.

Der Schweißhund.

Erzählung von Mengen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die letztere Betrachtung, von dem Ritter öfters wiederholt, schien ihre besänftigende Wirkung nicht zu verfehlen; er sank in den Armstuhl zurück, faltete die Hände und schloß beruhigt die Augen. Das breite Schwert mit dem Stahlkorbgriff stand ihm zur Seite. Die kleine Flamme der Ampel warf nothdürftig ihren düstern Schein in die Winkel des großen Gewölbes, beleuchtete aber hell die eine Seite von dem Antlitz des greisen Schläfers. Das Rad der Zeit kreiste um; die Minuten flohen; die Brust des Ritters hob sich und die verrätherischen Lippen riefen laut die Geheimnisse des Träumers durch die Stille.

„Fort — fort! — Ich besitze noch die alte Stärke — den alten Trotz! — Auch Du, Kananiterin? — was vermag Dein gespenstisches Dräuen gegen den gesalbten Krieger des Herrn! — Man betrauert nicht ungestraft Baal unter dem Angesicht der treuen Wächter Israels! — Und jetzt Du? — Ha, der Hund! — Morgen ist er eine Speise der Raben und Geier unter den Lüften des Himmels. Fort! Niemands Verrath nützt Dir — der starke Cromwell, diese sichern Mauern schützen auch mich gegen Dich!"

Wieder wurde der Schlummer des Ritters friedlich — da — ein Knarren oben — zuckend, mit weit aufgerissenen Augen fuhr der Schläfer auf — das Flämmchen in der Lampe kämpfte vor seinen trüben Blicken zwischen Tod und Leben. Es war also nichts — ein eitler Schrecken; der Tisch krachte gleichzeitig, wie wenn der Sage nach der Tod ein Opfer anzumelden erscheint. Kaltes Entsetzen schüttelte den Leib des Ritters und ein heißer Schweiß floß an seiner Stirne hinab. Sein Auge hing unverwandt an dem Verscheiden der Ampel. Die Nacht, der allgewaltige finstere Tod und das kleine, in allen Farben zitternde Licht, das mit Verzweiflungskraft sich sträubende Leben, — so im schlimmsten Falle würde der Held Israels sich aufbäumen unter den Schwertstreichen Kanaans und Moabs. — Jetzt schien es aus. Schwarz füllte sich der Rand der Ampel, immer tiefer zum winzigen Punkte schrumpfte der weite Schein ein — da lohte das Oel des Lebens wieder wunderbar hoch empor — der Ritter beugte sich instinctartig vorwärts, die flackernde Helle, das Symbol seiner Hoffnung einzusaugen — nur zwei Schritte von ihm stand ein Mann im weiten Mantel, mit Augen, die die tiefste Bitterkeit, den unauslöschlichsten Haß sprühten. Mechanisch griff die welke Hand des Verborgenen nach dem Schwert ohne es zu fassen, und die bebenden Lippen stotterten:

„Wie kommt Ihr bis hierher? Welcher Judas hat so an mir gehandelt?"

Der fremde Mann weidete sich an der Ohnmacht des einst so gefürchteten Puritaners, und knirschte zwischen den Zähnen:

„Endlich, endlich! Ungeheuer, verzweifle und stirb! Ein Hund — Dein Treuherz hat meinem Kundschafter Dein Lager verrathen. Wehe Dir, Du dreifacher Mörder! Mörder eines Vaters, eines Weibes, eines Kindes! Wir begegnen uns noch einmal in einer zweiten Welt des Hasses, Du edler Jugendgenosse!"

Und eine funkelnde Waffe fuhr zingelnd hernieder, und stack Romuald Hatton bis an das Heft in der Brust.

„Du lügst — lügst, Arthur Berney!" stöhnte der Sterbende. „Deines Kindes Mörder bin ich nicht! — Horch! — das Getöse oben — Sporenklirren — Lampenschimmer — es kommt herab. — Hüte Dich, fleischliche Waffen zu gebrauchen, Arthur Berney! — Das ist in Wahrheit der Samen, den Du rächst und beweinst! — —"

Der Puritaner krümmte sich noch zu den Füßen des Junkers, der mit stürmischer Hast die Wendeltreppe herabstieg; sein Blick erfaßte noch die hohe bleiche Gestalt des Träumers, seine ernst feagenden Augen, die goldgelben wirren Locken, das gezückte Schwert in seiner Rechten, das flammende Kerzenlicht in seiner Linken, — dann schloß sich des Schwärmers Auge auf ewig. — Vater und Sohn richteten über der frischen Leiche nach langen Jahren wieder die Blicke auf einander.

7.

Die Krisis.

Die Lage Arthurs nach dem Geständniß Hatlons war bedenklich. Wie die Gefahr eines verzweifelten Zusammentreffens mit Waffen abwenden, wozu der Anblick des Entseelten den heißblütigen und in seinem Geiste ohnedieß verwirrten jungen Mann unfehlbar mächtig auffordern mußte? Der unaussprechlich wilde, unheimliche Blick des Junkers, sein rasches Niedersetzen des Lichts, seine kriegerische, für Angriff und Vertheidigung berechnete Stellung, steigerten die Angst des Vaters; doch verlor der Held so vieler Abenteuer und Gefahren nicht die Kraft zu schneller Ueberlegung. Mit einer Stimme, deren Klang die Inbrunst seiner Vatergefühle etwas Heiliginniges und Bewegendes beimischte, sagte er:

„Junger Mann, übereilt Euch nicht! Bei Allem, was Euer Herz in Lust und Freude, in Andacht und Bewunderung bewegt, ich beschwöre Euch zu Eurem eignen Heil, beherrscht Euch so lange, bis ich Euch Aufschluß über diese blutige That werde gegeben haben. Bei der Majestät des einen und allmächtigen Gottes! Dieser Todte, den mein Dolch traf, — dieser Sünder vor dem Richterstuhl des Allerhöchsten hat mir in seinem Verscheiden ein wichtiges Geständniß über Eure Person anvertraut, Junker John!"

Mit flammenden Blicken, in denen sich aber keinerlei Entsetzen oder Schauer über das greise Opfer aussprach, hatte der Junker die Leiche Romuald Hattons betrachtet; jetzt trat er ihr näher, blickte dem Entseelten forschend in das Antlitz, und rief dann:

Digitized by Google

„Todt! — Wirklich todt?!“

Er athmete hoch auf; wie ein Schleier verschwand es von seinem Antlitz, dann wandte er sich gegen Berney und sprach mit ernstem, aber nichts weniger als leidenschaftlichem Tone:

„Und wer seid Ihr, Sir? — Wie kommt Ihr an diesen Ort? Ich bin doppelt befugt, Rechenschaft zu fordern über eine That, verübt in diesen Mauern und an diesem Manne.“

„So hört mich wohl an, der Ihr bis jetzt als Junker John behandelt worden seid. Ich bin Arthur Berney, Baronet, — und Ihr, der Ihr mir fremd gegenübersteht, bereit, vielleicht im nächsten Augenblick Euer Mordgewehr und Eure Jugendstärke gegen mich zu gebrauchen, nach dem Geständniß des Todten, seid mein Sohn, mein bei dem Ueberfall meines Schlosses mir geraubtes Kind! — Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut. Das bin ich und solches bist Du, bis zur Stunde genannt John Hatton, in Wahrheit aber Ralph Berney!“

Der Ritter erwartete den ersten Eindruck seiner Rede, als er aber auch nicht die kleinste Veränderung in den strengen Zügen des Jünglings gewahren konnte, sprach er weiter:

„Mein Name Arthur Berney sagt Alles über mich. Dir kann nicht unbekannt sein, in welchen Beziehungen ich einst zu diesem Todten stand. Als Knabe schwur er mir ewige Freundschaft; ich habe einen gelähmten Fuß durch ihn — und bin Dein Vater! Er war es, der seinen Haß gegen die Vertheidiger des königlichen Märtyrers so weit ausdehnte, mich mit persönlichem Grimme unversöhnlich zu befehden. Er hetzte mich im Felde, denn das Schlachtenglück war gegen mich; er hetzte mich erbarmungslos wie das elende Thier in schmutziger Höhle — und ich bin Dein Vater! Er erstieg bei nächtlicher Weile mit Anwendung tückischer List mein Schloß — Du schliefst an meiner Seite und erwachtest mit einem Weinen, das noch in meinen Ohren widerhallt, als er rasend in seinem Durst nach meinem Blute in mein Zimmer stürmte — und ich bin Dein Vater, Ralph! Das kananitische Weib, welches sein Schwert durchbohrte, war Deine Mutter, war sie, die uns Beiden nicht weniger treu und segensreich sich zeigte, als es der Himmel jemals uns sein kann; — dieses Gold Deiner Haare ist von ihr — ich habe keine andere Beweise für Dich, Ralph; Du hast kein Mal, kein äußeres Kennzeichen der Natur, daß Du der Unserige bist — ich kann nur wiederholen: Dieser todte Mann da bezeugte mir feierlich, Du seiest mein Fleisch und Blut — und ich, Ralph Berney, ich glaube es — ich bin von der Wahrheit seines Geständnisses durchdrungen!“

„Und ich, wie bin ich es!“ rief der Junker, ließ das Schwert sinken, und warf sich an die Brust des Ritters. „Vater, Vater, was hast Du gelitten?“ rief er nach einer Pause, in der nur ihre Herzen zu einander gesprochen hatten, sank auf seine Kniee und bedeckte des Flüchtlings Hand mit heißen Küssen.

„Und Deine Jugend, mein süßer Ralph? Obwohl sein vermeinter Sohn und Erbe, hörte ich sagen: Du habest wenig frohe Stunden verlebt.“

„Das war von der Zeit an,“ rief, sich erhebend, der Junker, „als ich Hattons Blutthaten gegen Dich und die Deinigen vernahm, da wurde ich ernst, einsiedlerisch, nachdenkend. Böse Träume kamen über mich — ich hatte das dunkle Gefühl, das zu thun, was Du thatest, heldenmüthiger, treuer Vater und Schirmer! Das verursachte mir einen Kampf, von dem ich Dir schauerliche Dinge erzählen könnte, aber das Gewissen scheint den Todten in meinem Thun gepeinigt zu haben. Wenn ich mir alle Umstände ins Gedächtniß zurückrufe, so glaube ich, der wilde Puritaner ist vor meiner dunkel arbeitenden Rache in dieses Versteck geflohen. Es hat ihm nichts genützt — die Berneys sind starke Feinde, wie sie edle Freunde zu sein vermögen. Den Beweis für Beides halte ich in meinen Armen!“

Der Ritter küßte und liebkoste das Haupt seines Sohnes. Dann rief er aus:

„Ralph! Der Morgen dämmert — Du weißt vielleicht als Junker John, welcher Preis auf meinem Haupt steht. Ich muß eilen, den Blicken Deiner Dienstmannen zu entfliehen. Nur Einer ist unter ihnen, der den Kavalier nicht haßt und verabscheut als den Abschaum der Menschheit — Jervis.“

„Wir gehen zusammen. Fort aus dieser Höhle der Unbarmherzigkeit, des religiösen und politischen Wahnsinnes!“ rief Ralph, sein Schwert aufhebend und in die Scheide steckend. „Ich theile Deinen Hunger, Vater; bewache die Silberhaare auf Deinem ehrwürdigen Haupt, aber vor Einem bewahre ich mich: Diesen Mann, ich fühle es, hätte ich auch erschlagen — seine Partie werde ich werkthätig nie befehden — sie ist diejenige, auf deren Seite ich, trotz aller ihrer Gräuel, mit meinem Geiste stehe.“

„Das halte wie Du willst. Du bist mündig. Wir bleiben Vater und Sohn, bleiben Berneys in unsern Beziehungen und ehren die ewige Natur höher als die wechselnden Gebote der Religion und der Gesellschaft. — Gott allein weiß, was die Wahrheit ist!“

Die Flucht des alten Kavaliers hatte einige Gefahren, die aber die Entschlossenheit und Geistesgegenwart Ralphs glücklich beseitigte. Bei Karls des Zweiten Zurückberufung durch den schottischen General Monk waren beide Berneys noch am Leben, sie kehrten in die Hallen ihrer Ahnen zurück und lebten wie Schiffer und Weltumsegler in der Erinnerung schmerzlicher und erhebender Unglücksfälle. In einiger Zeit erhob sich in der Dorfkirche von Hattons Besitzthum ein von Allen angestauntes kostbares Grabmal. Es zeigte Sir Romualds lang gestreckte Gestalt in ritterlicher Rüstung, die Hand am Schwert, auf einem marmornen Sarkophage. Ein riesiger Hund blickt vom Fußende auf die geschlossenen Augen des gewaltthätigen Puritaners.

Sitten und Gebräuche in Frankreich.

(Schluß.)

Folge diesem ernsten Feste ein für seine Zeit gleich ernstes, für uns aber schwerlich mehr ernstes, das Eselsfest in Beauvais. Da zog ehedem jedes Jahr aus der Kathedrale eine Prozession nach Sankt Stephan; deren Hauptperson war ein Esel, auf dem ein mit einer Chorkappe bekleidetes Mädchen, ein Kind auf dem Arme, saß. Man feierte damit das Gedächtniß an die Flucht der heiligen Mutter mit dem Heilande nach Egypten. Der Esel mit der Jungfrau wurden in Sankt Stephan herein- und auf dem Chore an die Evangelienseite geführt, worauf eine feierliche Messe begann; nach der Epistel sang man die Eselprosa, welche wir hier folgen ließen, wenn wir sie mit einer Uebersetzung begleiten könnten; darin würde sie aber zu viel verlieren und darum unterdrücken wir sie, wie leid es uns auch thut; und bemerken nur noch, daß der Introi-

Digitized by Google

tus, das Kyrie-Eleyson, das Gloria und Credo mit einem dreifachen: Hihan! schlossen und auch das Deo gratias nach dem Ite missa est durch ein Hihan! Hihan! Hihan! ersetzt wurde.

Wir lachen, wir staunen und wissen nicht worüber mehr erstaunen, über das Sonderbare der Ceremonie oder vielmehr über die schöne fromme Einfalt, die einfältige Frömmigkeit unserer Väter, diese so unendlich innige Frömmigkeit, die zu verstehen wir kaum oder gar nicht mehr im Stande sind.

Wir lachen, weil wir blos die Schale sehen und nicht durchdringen können bis zum Kern, der doch so würzig ist. Wäre diese Schale nur ein wenig minder roh, wir würden sie schon adoptiren, wenn auch der Kern der alte bliebe. Ein Beweis dafür ist unser Weihnachtsbaum, dessen Stifter (so wir Clemens Brentano glauben dürfen) niemand anders ist, als der heilige Franciscus *), und dessen Stiftung aus dem einfältig frommen Sinne hervorging, wie das Eselsfest.

---

*) Man vergl. die folgende weniger bekannte Dichtung von Clemens Brentano; sie befindet sich unter einer Lithographie von H. Knauth in München, nach einer Zeichnung Eduard Steinle's, und erschien im Verlage der Kunsthandlung von Julius Buddeus in Düsseldorf.

Die Krippenfeier des heiligen Franciscus.

Als Sanct Franciscus hat am heil'gen Stuhl zu Rom,
Wollt' gern Honorius dem frommen Sohn erlauben
Ein bildlich Weihnachtfest, drauß unter'm Sternendom
Im offnen Hirtenfeld, zu Trost dem Kinderglauben.

Und kindlich hat Sanct Franz hierauf zum ersten Mal
Mit einer Krippe Bau die heil'ge Nacht gefeiert;
Im Feld bei Greccia im Reatiner Thal
Schuf er die Kinderlust, die jährlich sich erneuert.

Er stellt die Krippe auf bei Ochs und Eselein,
Vom Lampenlicht umstrahlt, in stiller Felsenzelle,
Dort bei dem Kindlein kniet die heil'ge Mutter rein
Und Joseph und die Schaar der Hirten an der Schwelle.

Er lehrt das Schäfervolk, der Hirtenmägdlein Schaar,
Bei Flötenklang und Sang empor das Herz zu schwingen,
Da an der Krippe Fuß die Priester am Altar
Der heil'gen Weihenacht dreifaches Opfer bringen.

Und dreimal schon sang Franz das Evangelium,
Als seiner Rede Gluth erweckt die Morgenröthe,
Da jauchzt der Wiederhall in Berg und Thal ringsum
Von Lerch und Hirtensang, Schalmeienklang und Flöte.

O, wohl ein Gloria, wie es die Lerche sang,
Die ihrer Flüglein Thau zum Lichte opfern zückte,
Ein Gloria, das still der Jungfrau Herz durchdrang,
Als Licht von wahrem Licht in Mutteraugen blickte.

In Lichtes Wiederstrahl des Gloria Wiederhall
Vom Fels der Kirche hee, das Engel einst gesungen
In Bethl'ms Hirtenthal dem Kindlein in dem Stall,
Weckt Franz im Hirtenmund und auf der Priester Zungen.

Im Jahr zwölfhundert dreiundzwanzig rief Sanct Franz
Im Thal hier so hervor der Unschuld Andachtsquelle,
Die Weihnachtslichterlust und Kinderaugenglanz
Perlspiegelt bis zu uns an ernster Zukunft Schwelle.

Aus dieser Quelle hat des Künstlers treue Hand,
Da sie dies Bild entwarf, sich selbst und euch gesegnet,
Ihr Kinderherzen, die des Bildes Sinn erkannt
Und dieses arme Lied, das seinem Sinn begegnet:

Nehmt hin das Christgeschenk und dankt dem Jesukind,
Stimmt ein: Gott in der Höh' sei Ehre, und hienieden
Den Herzen allen, die da guten Willens sind,
(So singt das Engelpaar im Baume) werde Frieden!

Schließlich sei es uns noch erlaubt, einige der besondersten Volksglauben unsern Lesern vorzuführen.

Daß der Teufel Hagel und Wetter macht und die Hexen in seinem Namen dasselbe thun können, wird wenigen unbekannt sein; dieß ist aber gewiß nicht der Fall mit einem Mittel gegen Hagel und Wetter. Das ist nämlich sehr einfach und besteht kurz darin, daß der Pfarrer der Gemeinde eine seiner Socken der unheildrohenden Wolke zuwerfe, dadurch verliert sie ihre Kraft. Oder man halte auch der Wolke einen Spiegel vor, wenn sie sich darin erblickt und sieht, wie schwarz und häßlich sie ist, dann wird sie erschrocken fliehen.

Wenn man Melonen säet, dann verberge man sich vor den Weibern, sonst sind die Früchte nicht genießbar.

Wie bei uns, so ist auch in Frankreich die freundliche Schwalbe lieb und werthgehalten. Sie ist „die Botin des Lebens", das Volk nennt sie gleichfalls „Gottes-Huhnchen" und man hält es für eine Gotteslästerung und glaubt, sich des Himmels Strafgericht zuzuziehen, wenn ihr Nest zerstört wird. Den Kindern schärft man darum auch stets ein, daß „Schwalbe und Grille Mitglieder der Familie" seien.

Auch die Eidechse ist des Menschen Freund; sie bewacht ihn, wenn er schläft und sorgt, daß ihm nichts Uebles zustieße, ja sie hat schon oft Menschen vor giftigen Schlangen vertheidigt.

Ebenfalls freundlich gesinnt sind uns die Schlangen, welche man in den Ställen findet. Sie bringen dem Vieh Glück und helfen zu seinem Gedeihen, man sagt selbst, daß sie die Ochsen reinlich halten und die Pferde striegeln.

Wenn die Tregorresen einen Ertrunkenen suchen, dann nehmen sie ein Schwarzbrod, stecken eine brennende Kerze hinein und übergeben es den Wellen. Gottes Finger führt es dann an den Ort, wo die Leiche liegt.

Sternschnuppen sind Seelen, die von der Erde auffahrend, den zackigen Weg zum Paradiese nehmen. Wenn man in dem Augenblick, wo man sie sieht, schnell einen Wunsch äußert, dann tragen sie den mit sich zum Himmel und er wird gewiß erhört.

Am Dreikönigstage legt man das den abwesenden Familiengliedern zukommende Stück von Dreikönigkuchen zur Seite. Verschimmelt es nicht, dann sind sie gesund, wird es schimmelig, dann sind sie krank, verdirbt es gar, dann ist ihr Tod gewiß.

An einigen Orten der Bretagne wirft man am Neujahrstage so viele Stückchen Brod auf den Spiegel einer Quelle, als die Familie Mitglieder hat. Aus der Art und Weise, wie sie schwimmen, schließt man auf den zuerst Sterbenden.

Auch in anderer Weise noch muß die Quelle weissagen. Wenn z. B. eine Mutter ein krankes Kind hat, dann wirft sie einen weißen Schleier auf das Wasser der Quelle; sinkt derselbe, dann stirbt das Kind, im andern Falle wird es bald wieder frisch und gesund sein.

An der Küste von Croisic gehen die Fischerfrauen auf einen Felsen am Meere und flehen die Vögel an, bald die Männer und Geliebten zurückzuführen. Sie sind dabei geputzt und tragen einen großen Blumenstrauß an der

Digitized by Google

Brust, während ihre Haare im Winde flattern; sie rufen dabei:

Goëlans, Goëlans!
Ramenez nous nos maris et nos amants!

Anders machen es die Fischer- und Schifferfrauen in Roscoff; diese kehren nach der Messe den Staub in der Kirche zusammen und blasen ihn nach der Seite hin, von wo sie ihre Männer und Geliebten heimkehrend erwarten. Dadurch erlangen sie für diese günstigen Wind.

Jahre, in denen es viel Nüsse gibt, sind auch reich an unehelichen Kindern.

In Perigueux wirft die Hausmagd am Neujahrstage ein Stück Brod in den Brunnen; wie groß auch die Dürre in dem Jahre werden möge, auf den Brunnen hat sie keinen Einfluß, dem Hause mangelt's nie an Wasser.

Feuilleton.

*** Die Prinzessin Adelaide von Orleans. Die Schwester Ludwig Philipps hat einen heiteren Charakter, sehr viel Geist, und ebenso wie ihr Großvater, der vortreffliche Herzog von Penthievre, ein edles und gutes Herz. So oft Ludwig Philipp, der ein sehr zärtlicher Bruder ist, eine Stunde am Tage Zeit hat, widmet er dieselbe seiner Schwester, mit der er sich oft über Regierungsangelegenheiten zu unterhalten pflegt. Die Prinzessin besitzt einen bewundernswürdigen Scharfsinn für die Beurtheilung der politischen Ereignisse, sie ist muthig und entschlossen in Augenblicken der Gefahr. Dabei hat sie vorzügliche Kenntnisse, ein sehr Gedächtniß und namentlich eine große Gabe der Erzählung. Ihr Styl ist sanft und würdevoll und drückt die Gutmüthigkeit ihres Charakters aus. Ihr Aufenthalt in der Fremde, das Unglück, welches sie mit ihren Brüdern getheilt hat, haben der Prinzessin Adelaide eine bedeutende Menschenkenntniß und Erfahrung in allen Verhältnissen des Lebens, namentlich in den öffentlichen Angelegenheiten gegeben, so daß sie sich niemals vom Schein täuschen läßt. Ihrem Charakter nach liebt sie die Offenheit und Freimüthigkeit, jede niedrige Handlung und die Schmeichelei der Höflinge mißfallen ihr, allein als Frau von seiner Bildung und Schwester eines Königs weiß sie klug in ihrem Innern die Verachtung zu verbergen, welche ihr das Betragen von dergleichen Leuten einflößt. Die Prinzessin Adelaide liebt und schützt die Künste. Wenigstens den sechsten Theil ihres Einkommens, welches sich, wenn ich nicht irre, auf 800,000 Francs jährlich beläuft, verwendet die Prinzessin zu wohlthätigen Zwecken, Pensionen und Unterstützung von Schriftstellern und Künstlern, Gründung und Unterhaltung von Schulen, Krankenhäusern u. s. w. Eine besondere Liebe hat die Prinzessin Adelaide für alle ihre Neffen und Nichten, welche dieselbe durch beständige Zeichen der Anhänglichkeit erwiedern.

*** Wie man doch die Leichtgläubigkeit der Menschen mißbraucht! Ein südfranzösisches Blatt enthält folgenden Puff: „Der diesjährige Michaelismarkt wird besonders anziehend durch eine noch nie gesehene Naturmerkwürdigkeit, nämlich durch einen lebenden Fisch, der große Meer-Tiger genannt. Dieses Seeungeheuer wurde von dem Naturforscher Cäsar Massetini mit Hülfe mehrerer Beduinen gefangen. Dieses wilde Thier hat ein ungeheueres Gewicht; seine Kinnladen sind mit einer Doppelreihe der furchtbarsten Zähne besetzt; sein Körper ist mit weichen, sammetartigen Haaren bedeckt, und seine Flossfedern haben die Form einer Menschenhand. Durch langjährige Geduld und Ausdauer ist es dem Besitzer dieses Seeungeheuers gelungen, dasselbe dergestalt zu zähmen, daß es auf den geringsten Wink des Wärters sich aufrichtet und ihm die Hand küßt; und was bei einem zum Geschlecht der Fische gehörenden Thiere noch erstaunlicher, es spricht die Wörter: „Papa" und „Mama" ganz deutlich aus. Dieses Ungeheuer frißt täglich 40 Pfund Fische. Es ist auf seiner Durchreise nach Paris nur kurze Zeit zu sehen. Wer bei der Mahlzeit zusehen will, zahlt doppeltes Eintrittsgeld." A. Thz.

*** Man sprach neulich in Berlin von der Richtung der „Berliner Zeitungshalle" des Herrn G. Jalias. Die Einen wollten eine freie, die Andern eine scheinbar freie Richtung darin finden. Ein Radikaler sagte, der Redacteur hätte in der ehemaligen Leipziger Allgemeinen (jetzt Deutschen Allg.) Zeitung nur mit dem Spiritus asper über preußische Zustände gesprochen, jetzt dagegen trage Alles hierüber den Spiritus lenis. „Ja", sagte der witzige Dr. J., „wenn Herr Julius nichts vom Spiritus asper an seine Halle wendet, so muß sie nothwendig Alle werden."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 22. October.)

Frankfurt. Freitag den 30. October wird der 13jährige Pianist Alfred Jäll aus Triest im Saale des Hauses Mozart ein Conrert veranstalten. Der Ruf, welcher dem jungen Virtuosen vorausgeht, ist ein bedeutender und rechtfertigt die Erwartung, mit der man diesem Concert entgegensieht.

— Hamburg. Am 14. Oct. trat Herr Balson, nach überstandener Krankheit und von seiner Badereise zurückgekehrt, als Hamlet wieder auf. So sind denn alle die Gerüchte, die sich über beabsichtigtes Austreten von Seiten des Herrn Balson verbreiteten, in Nichts zerfallen. Es wäre auch ein empfindlicher Verlust, wenn das Schauspiel die Mitwirkung dieses Talentes entbehren sollte. Das Publikum schien dies durch einen rauschenden und lang anhaltenden Empfang aussprechen zu wollen. Nach Beendigung des Stückes richtete er Worte des Dankes an die Versammlung, die erneuten tärmenden Applaus zur Folge hatten.

— Am 3. d. M. ging auf dem Hoftheater zu Weimar zum ersten Mal „König Roderich", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Emanuel Geibel in Scene.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 24. October. Ueber Lichterscheinungen im Momente des Krystallisirens gewisser Körper. — Ueber das färbende Princip des Campecheholzes und dessen merkwürdige Eigenschaft.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 23. October. Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abtheilungen, von J. v. Plötz. Hierauf: (Erste Abtheilung) Optische Lichtbilder. (Zweite Abtheilung) Komische Spiegelbilder aus dem Leben, von J. Bosch aus Wien.

Samstag, den 24. October. (Zum Erstenmale wiederholt) Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix. Vorher geht: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in 1 Akt, von L. Schneider.

Sonntag, den 25. October. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräul. Emilie Walter, k. k. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 294. Sonntag, den 25. October 1846.

Eine Begegnung.

Novellistische Skizze, von J. W. A.

— Er konnte kein Auge von ihr wegwenden. Er hörte keine Note von der herrlichen Musik und sah Nichts von den prachtvollen Decorationen, welche für die Oper waren angefertigt worden. Sein ganzes Wesen hatte sich an jener Dame festgesogen, die, wie eine klagende Göttin, ihre lieblich zarte Hand auf die Logenbrüstung gelehnt, da saß und der Musik mit stiller antheilsvoller Begeisterung zu lauschen schien. Nie hatte ihn etwas so in innerster Seele getroffen, als diese Erscheinung. Ein dunkelseidnes Gewand hob die Lilienweiße ihrer Haut; das Gesicht, über dem leiser elegischer Hauch schwebte, mild und bleich, zeichnete sich durch eine weiche Rundung aus, die mit den feingeschweiften Brauen und den anmuthig gewölbten Lippen etwas wahrhaft Madonnenähnliches hatte, und das Auge — o das Auge! Aus ihm leuchtete sie ganz heraus, jene süße Gewalt eines Frauenherzens, die den ungezügelten Fittig des Geistes zu binden vermag und die es allein versteht, den Schatz zu heben, welcher in unserer Brust vergraben liegt unter Schutt und Staub.

Mit einem Male wandte die Dame den Kopf und es war Alfred, als ruhe ihr Blick lang auf ihm. Ein seliger Schauer durchrieselte ihn. Da fiel der Vorhang und Alfred wurde von den Wegeilenden mit fortgerissen. Der Geobheiten und Verwünschungen nicht achtend, welche man ihm von allen Seiten reichlich spendete, stieß er sich durch die Menge nach dem Ausgang. Da saß sie schon im Wagen, an der Seite eines alten Herrn; er glaubte noch einen halb fragenden, halb abschiednehmenden Blick auf sich fallen zu sehen und der Wagen rollte davon in die dunklen Steaßen hinein.

Diesen Blick konnte sich der arme Alfred nicht aus dem Sinne schlagen. Seit jenem Abend erfüllte ihn nur der Wunsch, den Namen und Aufenthalt der Fremden zu erfahren, sie wiederzusehen. Sein Pinsel feierte, die Farben auf seiner Palette trockneten ein und wie Einer, der nirgends Ruhe finden kann, wanderte er stets durch und um die Stadt, sah jeder Dame unter den Hut, lief Abends mancher Kutsche ein großes Stück im Trabe nach, um sich beim Aussteigen der Darinsitzenden getäuscht zu sehen, und besuchte zum großen Nachtheil seiner dünnleibigen Börse alle Oerter öffentlicher Unterhaltung. Vergebens! Als Alfred daher endlich an dem Erfolg seiner Forschungen verzweifelte, trieb es ihn, das holdselige Bild, wie es ihm in der Seele lebte, festzuhalten. Er spannte sich eines Morgens eine Leinwand auf, schloß seine Thüre ab, um vor allen profanen Störungen gesichert zu sein, und begann die lieben, theuren Züge zu entwerfen. Er arbeitete mit unermüdetem Fleiß und weil sein ganzes Herz ihm die Hand führte, so hatte er schon nach wenigen Tagen ein überaus gelungenes Porträt vollendet, das er seinem Bette gegenüber aufhing, um es beständig im Auge haben zu können. — So war es Spätherbst geworden, ohne daß Alfred aus seinem Hindämmern erwacht wäre. Er hatte wieder, seiner Gewohnheit gemäß, einen halben Morgen vor dem Bilde zugebracht, wobei ihm das Herz sehnsuchtsweich schwoll, die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ihn sein Magen daran erinnerte, er habe noch nicht gefrühstückt, und sein Geldbeutel ihn belehrte, daß er nahe daran sei, auch kein Mittagsmahl zu bekommen. Er mußte Letzteres natürlich finden, wenn er bedachte, wie wenig er seither gearbeitet hatte.

Alfred fühlte mit einem Male seine armselige Lage in ihrer ganzen Bitterkeit. Von widerstreitenden Gefühlen zerrissen und halb der romantischen Täuschung sich schämend, welche ihn in solchen Mangel versetzte, eilte er auf die Steaße, um wenigstens dem Zorne seiner Wäscherin zu entgehen, die nach kurzer Zeit kommen mußte. Er wurde noch bitterer durch den Anblick der geschniegelten Pflastertreter und Commis gestimmt, die gleich Fliegen im Sonnenschein herumschwärmten oder zähnestochernd in den Fenstern der Gasthöfe lagen; und lief planlos und ziellos mehrere Stunden lang umher, bis er draußen vor der Stadt am Eingangsthore des Friedhofes stehen blieb. Das Gatter war offen. Alfred trat hinein und die trauernde Stille über den Kreuzen und eingesunkenen Hügeln, nur durch das Geflüster der vom Winde leise bewegten Baumwipfel gestört, von welchen dann und wann ein Blatt welk und düer niederraschelte, dazu die matten ersterbenden Farbentöne der ganzen Landschaft mit den Bergesfernen, in violettenen Duft gehüllt, — dies Alles berührte ihn bald mit sanfter Elegie und säuselte ihm Frieden in das bewegte Herz. Still und in sich gekehret schritt er den Gräberreihen entlang und gewahrte kaum einen alten Mann mit gebleichtem Haar, der vor einem von zierlichem Eisengitter umschlossenen Grabe stand. Es war ein Mann aus der guten alten Zeit; das Ordensbändchen in dem Knopfloch, wie eine gewisse liebenswürdige Wohlwollenheit seiner Miene ließen einen ausgedienten Militär vermuthen. Wehmüthig blickte er auf das Grab. Der Gram öffnet das Herz und macht uns theilnehmend für fremde Leiden. Ein Glücklicher wird den Unglücklichen nie verstehen; wenn aber zwei Unglückliche sich einander sehen, da schaut der Eine dem Andern ins hagere Angesicht und eine Thräne perlt im Auge! Als der alte Mann mit langsamen zögernden Schritten sich von dem Grabe entfernte, ergriffen ihn die bleichen eingefallenen Wangen und der schmerzliche Blick des Malers. Er näherte sich ihm und fragte auf die freundlichste, zarteste Weise, ob er ihm keinen Dienst erzeigen könne. Der junge Künstler erröthete und stammelte; allein der Fremde wiederholte seine Erkundigungen mit solcher Beharrlichkeit und Höflichkeit, daß er die Lage unseres Freundes bald erfuhr.

„Ich sehe wohl," sagte der gute Alte, „Sie sind arm und stolz. Darüber brauchen Sie nicht zu erröthen, mein

Digitized by Google

Herr, der Stolz macht Ihnen nur Ehre. Schenken Sie mir auf heute Mittag das Vergnügen Ihrer Gegenwart."

Diese Einladung kam zu gelegen und war auf eine zu einnehmende Weise vorgebracht, um abgeschlagen zu werden. Die neuen Freunde schritten bald mit einander nach der Wohnung des Alten, der in der That ein pensionirter Obrist war. Alfred hatte alle Ursache, mit der Gastfreundschaft seines Wirthes zufrieden zu sein. Ehe sie von einander schieden, begehrte der Obrist seine Adresse und schon am folgenden Morgen überraschte er ihn mit einem Besuche.

„Ich komme," sagte er, „um zu sehen, was für Sie gethan werden kann. Man hält mich für einen ziemlichen Gemäldekenner und ich bin Willens, Ihnen ein Bild abzukaufen. Lassen Sie mich gefälligst Ihre Arbeiten sehen!"

Alfred kam in Verlegenheit und brachte einige halb ausgeführte Bilder aus einer frühern Periode.

„Das kann nicht Alles sein, was Sie malten," fuhr der Andere fort. „Zeigen Sie etwas von Ihren vollendeten Stücken!"

„Ich habe sie alle vor sechs Monaten verkauft," erwiederte unser Freund.

„Und was haben Sie seit der Zeit gethan?" fragte der gutherzige Besucher mit einem ungläubigen Lächeln.

„Ich habe ein Bild," versetzte Alfred; „allein, ein so armer Schlucker ich auch bin, ich gebe es nicht her, wenn Sie mir auch den hundertfachen Werth dafür zahlten."

Bei diesen Worten zog er einen grünen Vorhang zurück, hinter welchem das bewußte Porträt hing.

„Guter Gott," schrie der alte Mann auf, „meine verstorbene Tochter, meine Ottilie!" und laut schluchzend barg er sein Gesicht in die Hände.

„Ihre Tochter?" stammelte Alfred und starrte gläsernen Blickes seinen Besucher an.

„Ach ja, mein armes, beweintes Kind. Sie starb an einem Zehrfieber, und als ich gestern mit Ihnen zusammentraf, hatte ich ihr Grab besucht. Wie, sprechen Sie, kamen Sie zu diesem Bild?"

Nicht ohne zu erröthen legte jetzt der Maler ein aufrichtiges Bekenntniß seines Abenteuers ab. Als er geendet, faßte ihn der Obrist bei der Hand.

„Wir trennen uns nicht mehr, mein junger Freund," sprach er. „Sie sollen das Porträt nicht verkaufen, sondern es in mein Haus bringen, das auch das Ihrige sei! Ach, lebte Ottilie noch, ich würde sie Ihnen nicht verweigern. Nun sie aber todt ist, so tröste Du den Kinderlosen über ihren Verlust und sei mein Sohn! — Ja, wir wollen zusammen an sie denken," fuhr er fort und umarmte den Jüngling mit Wärme, „wir wollen zusammen an sie denken und ihr Andenken soll uns segnend umschweben."

Wie der Teufel die Frau von Terentius O'Flaherty geholt hat.

(Aus „de Tyd.")

Wenn ihr einen Augenblick schweigen und mir zuhören wollt, dann erzähle ich euch die Geschichte von Terentius O'Flaherty, dem kleinen rothhaarigen Schneider, der in der kleinen Stadt Kilbrandy wohnte, zur Seite des Thores von Dermot-Reilly, links, wo man nach dem Moore geht. Ich werde Euch alles erzählen, was Euch nur zu wissen nöthig ist, von seiner nichtsnutzigen Frau Polly. Ihr werdet hören, wie er mit Jost dem Teufel trank und plauderte und wie er dabei eine neue Hose machte und wie er seine Frau los wurde und dann glücklich lebte bis zum Stündlein seines seligen Todes — das heißt, wenn er todt ist; und das ist der einzige Punkt in dieser Geschichte, über den ich nicht im Reinen bin.

Es geschah also und trug sich zu an einem schönen Decemberabend so gegen elf Uhr, als Polly schon zu Bette war, daß Terentius noch in seiner Werkstatt saß und übersleißig beschäftigt war, namentlich mit dem Flicken einer Hose, welche ihm der Pater O'Phelim, der Pfarrer der Gemeinde geschickt hatte. Außerdem muß ich gleich noch bemerken, daß Polly sich, bevor sie zu Bette gegangen war, ganz erschrecklich mit ihrem Mann gezankt und ihm gar eine dicke Kartoffel nach dem Kopfe geworfen hatte.

Terentius, der sich endlich mit Freuden allein gesehen, plauderte von Zeit zu Zeit mit sich selbst und dabei flog die Flicknadel immer langsamer durch die Näthe.

„Es geht schlecht," sprach er, „ich bin in einer betrübten Lage und weiß wahrhaftig nicht, was ich machen soll.

„Darin habt Ihr Recht, Ihr habt's in der That nicht allzu gut," antwortete eine Stimme ganz in der Nähe.

Und als Terentius nun seine Augen aufschlug, was sah er da? Einen alten Herrn, ganz schwarz gekleidet, mit einem gutmüthigen Gesicht, mehr oder weniger brauner Hautfarbe und einer Brille auf der Nase, der mit dem Ellenbogen auf dem Tisch lehnte und das Kinn in die Hand stützte.

„Soviel ist wenigstens gewiß," antwortete Terentius dem alten Herrn, „daß ich wenig Ursache zum Lachen habe, doch das muß und wird bleiben wie es ist, denn ich sehe nicht ab, wie es sich ändern sollte."

„Nu, das wollen wir doch einmal sehen," sprach der fremde Herr. „Ich weiß sehr gut, daß es in ganz Irland keinen verheiratheten Mann gibt, der so schlecht von seiner Frau behandelt wird, wie Ihr."

„Das ist die reinste Wahrheit, welche seit Erschaffung der Welt gesprochen wurde," entgegnete Terentius.

„Und Eure Frau —", so wollte der alte Herr fortfahren.

Der guter Schneider fiel ihm in die Rede und flüsterte vorsichtig:

„Sagt nur nichts Schlimmes von ihr, denn sie schläft hier in der Nebenkammer und hat ein so scharfes und feines Gehör, daß ihr kein Wort verloren geht, was Ihr sprecht."

„Laßt sie nur schnarchen!" rief der Fremde fröhlich, „ich muß Euch nur gerade heraus sagen, O'Flaherty, daß ich darüber erstaunt bin, daß Ihr Euch noch bei andern Leuten sehen lassen dürft; schämt Ihr Euch nicht vor Euch selbst? — Ihr wagt nicht zu antworten. Ei, so werft doch das unerträgliche Joch einmal vom Nacken ab. Werdet doch endlich ein Mann! — Nun, und Ihr antwortet nicht?"

Aber Terentius blieb so stumm wie ein Fisch, und statt dem wohlwollenden alten Herrn eine höfliche Antwort zu geben, begann er zu seufzen und sah so jämmerlich aus, wie ein Priester, der eine Todtenmesse liest.

„Hört Ihr nicht, was ich sage, Schneider?" wiederholte der alte Herr.

„Ja wohl, sehr gut, aber meine Frau . . .

„Ei, laßt Eure Frau zum Teufel laufen!"

„Ich wünschte von Grund meines Herzens, daß er mich von ihr befreite," sprach Terentius.

Digitized by Google

Es wäre hundert und für Liebhaber vielleicht auch tausend Gulden werth gewesen, das Gesicht des Fremden zu sehen, als er die Worte hörte. Er faßte Terentii Hand und drückte und schüttelte sie so rauh und hart, daß dem armen Schneider die Thränen in die Augen traten.

„Ich freue mich, mein herzallerliebster Freund, Euch also sprechen zu hören," rief der alte Herr, „denn ich bin gerade zu Euch gekommen, um Euch von Eurer Frau zu erlösen."

Terentius war so entzückt darüber, daß er seine Arme um des Fremden Hals schlug und ihn herzte, als wäre es sein Großvater gewesen.

„Ach, seufzte er im Uebermaß seiner Freude; wenn Ihr darum gekommen seid, dann nenne ich Euch den bravsten Mann, der in ganz Kilbrandy auf zwei Beinen läuft. Ich will Euch mein ganzes Leben lang die Hände küssen und wenn's nöthig ist, alle Tage zweimal und öfterer noch auf Eure Gesundheit trinken."

Und was meint ihr nun, was der alte Herr that? Er zog ein Stück Pergament aus der Tasche und nebstdem ein Fläschchen mit rother Tinte und eine Feder, und bat Terentius, indem er ihm eine mit Tinte gefüllte Feder gab, seinen Namen auf das Pergament zu schreiben und zwar auf eine gewisse Stelle, die er ihm mit dem Finger anwies.

Terentius griff schnell zur Feder, doch da erinnerte er sich, daß er nicht einen Buchstaben schreiben könne. Der alte Herr versicherte ihn aber, daß es darauf nicht ankomme und daß es genüge, wenn er irgend ein Zeichen auf die Stelle kritzele, nur dürfe es kein Kreuzchen sein.

Terentius machte rasch ein Zeichen und frug dann seinen bejahrten Freund, ob er nun noch etwas mehr zu thun habe?

„Nichts anderes," antwortete der Fremde, „als daß Ihr so schnell wie möglich die Hose fertig macht, die Ihr mir schuldig seid."

„Was sagt Ihr da? Ich verstehe Euch nicht," entgegnete O'Flaherty.

„Ei, Ihr seid doch so dumm nicht, daß Ihr nicht einsehen könntet, daß man eben für nichts und aber nichts seinen Namen auf ein Stück Pergament setzt. Ihr habt mit mir einen Kontrakt geschlossen, daß Ihr für mich eine Hose machen wollt, wogegen ich Euch von Eurer Frau erlöse und daß Ihr, falls Ihr den Kontrakt nicht hieltet, Eure Seele mir als Eigenthum verschriebet."

„Ihr seid ein kurioser, alter Narr," sprach Terentius kopfschüttelnd und seelenvergnügt lächelnd. Ich will Euch eine Hose machen, wie O'Connel noch keine an den Beinen hatte; aber wohlverstanden, Ihr müsset auch Euer Wort halten in Bezug auf Polly. Haltet Ihr das nicht, dann bekommt Ihr weder meine Seele, noch meine Hose."

„Fürchtet nichts," versicherte der alte Herr, „Ihr könnt so gewiß auf mich rechnen, als Ihr Terentius O'Flaherty seid."

„Ach ja," sprach der Schneider, „man sieht Euch wohl an, daß Ihr ein braver Mann seid. Wären alle Menschen so, dann fiele Einem das Leben nicht so schwer, aber du lieber Gott . . . ."

„Könnt Ihr denn Euer dummes Maul nicht halten?" rief der alte Herr erzürnt. „Wenn Ihr anfangt, auf diese Weise zu fluchen und zu schwören, dann laß ich Euch im Pöckel sitzen und Polly bleibt wie ein Mühlenstein an Eurem Halse hängen. Was Teufel! Könnt Ihr denn kein ordentliches Gespräch führen, ohne solche Worte einzumischen?"

Terentius versprach gern, sich zu bessern und öffnete so rasch er konnte, einen Kasten, aus dem er drei Stücke des allerprächtigsten Tuches holte; er hatte sie erst unlängst von Murphy O'Leary, dem Tuchhändler in Cork gekauft, und begab sich nun voll Freude an die Arbeit. Der Fremde leistete ihm dabei Gesellschaft, sang lustige Liedchen, oder plauderte mit Terentius, dem der ganze Handel aufs Allerbeste gefiel. Terentius hatte übrigens eine Art von Hirn, welches nie im Stande war, zwei Gedanken mit einander zu verbinden, und so wunderte ihn der sonderbare Vorfall nur sehr wenig. Er konnte nur, so weit er über die Sache nachzudenken vermochte, nicht recht begreifen, wie sein neuer Bekannter in's Haus gekommen war. Die Thüre war immerhin auf's Sorgfältigste verschlossen und für einen gewöhnlichen Menschen ist das Schlüsselloch doch nicht gerade zum Durchgang geeignet.

Doch der arme Schneider hatte noch mehr Ursache unruhig zu werden; in weniger als einer Stunde war die Hose fertig. Der Faden, den er gebrauchte, blieb stets ebenlang, er hätte für ganz Irland Hosen mit ihm nähen können. Das wunderte ihn wohl ein wenig, doch konnte es ihn nicht beunruhigen; es war nur ein Mirakel und er hatte mehr als hundertmal gesehen, wie Pater O'Phelim ganz andere Mirakel verrichtete.

Der alte Herr weckte ihn endlich aus seinen Träumen, indem er ihn frug, ob er nicht eine Prise nehmen wolle, und als Terentius dies gethan, wie ihm der Schnupftabak schmecke?

„Ziemlich gut," sprach Terentius, „nur riecht er stark nach Schwefel." (Schluß folgt.)

Aus Baden.

(Im October.)

Mit jedem Tage wird es hier stiller, die Natur steht in vollkommener Harmonie mit dem schwindenden Glanz unsers Badelebens; wie die Bäume sich allmälig entblättern, so fällt auch Badegast um Badegast von dem hiesigen Aufenthalte ab, und doch ist eigentlich die Natur erst jetzt am schönsten, wie ein Geist der Heimlichkeit weht ihr Odem uns an und wehmüthig scheint uns die menschenleere Promenade anzustarren. Es ist ein trauriger Anblick, jene Räume mit Einmal so öde und leer zu sehen, in welchen noch vor Kurzem ein so buntes, lebendiges Getümmel geherrscht hat. Promenade, Trinkhalle, die Lichtenthaler Allee, alle jüngst noch so besuchten Spaziergänge, wo die Sprachen der verschiedenen Nationen wiederhallten, sind nun mehr oder weniger verlassen; nur hie und da begegnet dem Blicke eine einzelne Gestalt, welche wie ein Flüchtling dahereilt. — Die diesjährige Saison bot die mannigfachsten Genüsse: Bälle, Reunionen, Conzerte, Theater, Alles trug zur Unterhaltung der Badegäste bei, die sich dieses Jahr in reicher Auswahl einfanden. Mehrere hohe Häupter bewegten sich unter den Badegästen und eine Menge Familien ersten Rangs verlebten Wochen und Monaten hier. Der Glanz, der Luxus in Kleidung und Badeleben ließ diesen Sommer für die Bürger wenig zu erwarten übrig. Wer Vergnügen an schönen Gestalten fand, konnte sie in reichem Maße sehen und bewundern. — Was jedoch in diesem Jahre mangelte, war der Besuch von berühmten Schriftstellern. Ehemals, wo Baden der Tummelplatz der berühmtesten Schöngeister war, fand man nach einander Bauernfeld, Gutzkow, Lenau, Auerbach, Braun, Kerner, Kurz und noch eine Menge Andere, deren Namen mir nicht alle jetzt einfallen. Es war ein erfreulicher Anblick, diese Geister in Eintracht auf der

Digitized by Google

Promenade wandelnd zu sehen und Ideen austauschend. Lewald hatte gewußt, alles um sich zu reihen und mit seiner anziehenden Unterhaltung auch zu fesseln; er wußte alle, welche kommen konnten, den Tag, wo sie eintrafen. Die ausgedehnte briefliche Verbindung, zu welcher ihn die Redaction der „Europa" veranlaßte, gab ihm zugleich Gelegenheit, Nachrichten der bekanntesten Schriftsteller zu erhalten. Seit vier Wochen legte er die Redaction der „Europa" bekanntlich nieder; Dr. Kühne sein Nachfolger, ist ein tüchtiger Schriftsteller und man hegt allgemein die Hoffnung, daß die „Europa", bisher etwas gesunken, jetzt neu erwacht. Wir sahen in dieser Saison Raupach, Emma von Niendorf und Justinus Kerner; des Letzteren wehmüthiger Gruß an Lichtenthal war ergreifend und sprach deutlich die Leiden aus, die der halbblinde 60jährige Greis empfinden mußte. Kaum war es ihm möglich, seine Freunde zu erkennen, noch weniger vermochte er die trauten Berge Lichtenthals zu schauen, welche ihm alljährlich so freundlich zugelächelt und die ihm jetzt nur wie Nebelbilder erschienen. Spindler und Chezy, die Bewohner Badens, waren den Sommer über auf Reisen nach dem Orient und sind vor 8—10 Tagen wieder zurückgekommen. Man sieht dem Erfolge dieser Reise, welche so reichhaltigen Stoff geboten haben mußte, mit Erwartung entgegen. Von fremden Schriftsteller nenne ich namentlich den Romanschreiber James, welcher den ganzen Sommer über hier war und eines seiner Kinder zur Grube trug. Für ihn mag Badens Schönheit sich trübe gestaltet haben. Ferner hielt sich sein College Ainsworth mehrere Tage hier auf. Man hatte sich lebhaft auf Georges Sand und auf den berühmten Eugen Sue gefreut; allein vergebens. Ebenso hatte auch Benazet sich alle Mühe gegeben, Jenny Lind für eine Vorstellung zu gewinnen, jedoch war sein Bemühen vergebens geblieben.

Man sollte glauben, Baden müßte jedes Jahr eine gewisse Figur haben, welche einen romantischen Abschnitt des Salonlebens bilde. Zwar möchte es etwas zu viel gesagt sein, wenn ich Sayler als solchen hier aufführen wollte. In mancher Beziehung bietet er jedoch Interessantes genug, er ist ein Genie, d. h. er wußte sich mit solcher Gewandtheit zu benehmen, daß man anfänglich in den schon höhern Kreisen keinen Anstand nahm, den Herrn von Sayler gerne zu sehen. Er wußte sich beliebt zu machen durch seine angeblichen Kenntnisse, er gab sich als Dr. medicinae, Dr. juris, Dr. philologiae, Dr. philosophiae, als Dichter, Rezensent, Mater, als Diplomat, als Gutsbesitzer, war der Liebling der Damen, der Beschützer der Künstler. Dazu das Tragische seiner Laufbahn: Duell, Flucht, Entdeckung seiner niederen Geburt — kurz, genug, um einen vollständigen Stoff zu einer Novelle zu bieten.— Daß Sayler daher eine größere Rolle spielte, als der Gesundheitsdoktor Ernst Mahler, ist wohl begreiflich. — Wenn man alles dieses Treiben gesehen, so kennt man jetzt Baden nicht mehr. In wenig Tagen hört die Bank auf und mit ihr zerfällt Glanz und Herrlichkeit für dieses Jahr.

Feuilleton.

*** Papst Pius hat von der päpstlichen Academie Romana di San Luca den Doctorhut erhalten.

*** Der alte Literarhistoriker Jöcher gibt in seinem Schriftstellerlexikon folgenden Nachsatz bei Pindars Characteristik: „Er wird übrigens des Geizes, der Schmarotzerei, auch eines — affectirten und verwegenen Stylt beschuldiget." — Und wie lange galt Jöcher für eine Autorität!

*** Der Sohn Paganini's, dessen sich die Musikliebhaber von Europa noch erinnern werden, wie er, als kleiner Knabe, seinen berühmten Vater auf allen Reisen begleitete und ein Gegenstand seiner größten Zärtlichkeit war, erscheint jetzt, nachdem er in den Besitz eines großen Vermögens gelangt ist, in den verschiedenen Pariser Salons. Auf seinen Visitenkarten liest man: le Comte de Paganini.

*** Das Pfeifen im Theater ist kraft eines Beschlusses vom 14. October vom Maire zu Straßburg streng verboten und an dessen Stelle angeordnet worden: „Die Zulassung oder Abweisung der Künstler, welche ihre drei Probevorstellungen gemacht haben, wird von den Herren Abonnenten ausgesprochen werden. Zu diesem Behuf wird im Foyer des Theaters ein Bureau zu der auf dem Anschlagzettel des Tages angegebenen Stunde eröffnet. Die Herren Mitglieder der Theatercommission werden das Bureau bilden, unter dem Vorsitze des Maires, und nach dem Votum wird der Regisseur das Resultat des Scrutins anzeigen." M. Urhbl.

*** Der Teufel in der Suppe. Eine drollig schreckliche Geschichte gibt den Parisern zu sprechen und zu lachen. Eine Portierfrau in der Straße... erhebt plötzlich ein furchtbares Geschrei und stürzt wie wahnsinnig aus ihrer Loge heraus. Die Nachbarinen versammeln sich um die Verstörte, und sie erzählt ihnen, daß während sie am Herde gestanden, plötzlich der Teufel in Gestalt eines Skeletts aus dem Schornstein herabgefahren sei, und ein Fußbad in ihrem Kochtopf genommen habe. Allerdings, nur der Teufel vermag Fußbäder in kochender Bouillon auszuhalten. Die Nachbarinen zweifeln, lachen, zanken, gehen aber doch mit in die Küche. Da rasselt es plötzlich in dem Rauchfange und das entsetzliche Skelett fährt abermals herab und setzt sich rittlings auf den Fleischtopf. — Entsetzen! Alles stäubt auseinander. Nur ein alter Corporal, ein napoleonischer Haudegen, beschließt, es mit dem Teufel selber aufzunehmen. Wohlweislich richtet er aber seinen Angriff strategetisch ein, und eilt in ein oberes Stockwerk, um dem Satan, der diesmal nicht gerade der Schwarze, sondern eher der Weiße heißen konnte, den Rückzug abzuschneiden. Dieß gelingt auch vollkommen, denn er trifft drei junge Maler an, die eben damit beschäftigt sind, das Skelett, das sie an einem Seil in das Kaminrohr hinabgelassen haben, wieder herauszuziehen! — Vermuthlich hat der Soldat des Kaiserthums den drei jungen Herren die Lehre eindringlich eingeschärft, daß man nicht mit dem Teufel spassen solle. Indessen, Paris hat, wie gesagt, etwas zu sprechen und zu lachen gehabt. A. Thz.

*** Gott Lob! Um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ist nun auch außer den bereits vorhandenen verschiedenen Uebersetzungen der Romane des lustigen französischen Schriftstellers Paul de Kock noch eine dritte, und zwar eine ganz billige Taschenausgabe erschienen. Es wird jetzt also der Einführung desselben in den Schulen nichts mehr entgegenstehen. Namentlich dürfte diese neue billige Ausgabe den Mädchenschulen anzuempfehlen sein!

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 24. October. (Zum Erstenmale wiederholt) Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix. Vorher geht: Zelt, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in 1 Akt, von L. Schneider.

Sonntag, den 25. October. Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 295. Montag, den 26. October 1846.

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

1.

Auf dem Wege zwischen den Städtchen Ecouflant und Angers und einige Meilen von letzterem entfernt, ging an einem schönen Maiabend des Jahres 1594 ein junger Mann. Es war noch ziemlich frühe, der Mond begann sich langsam zu erheben und seine bleichen Strahlen mischten sich mit dem letzten Schimmer des schwindenden Tages.

Unter dem Filzhute des jungen Mannes fielen die kastanienbraunen Haare in langen Locken auf seine breiten Schultern herab, seine Augen hatten den Ausdruck einer endlosen Trauer, und öfters, wenn er sein Haupt erhob und seine Blicke den Weg maßen, den er noch zu gehen hatte, so erleuchtete ein augenblicklicher Glanz sein Antlitz und ein leiser Seufzer hob zu gleicher Zeit seine Brust.

Er war, was man einen schönen Menschen nennen kann, oder vielmehr ein niedlicher Bursche. Seine hübsche, schlanke Taille wurde von einem Wamms von gutem braunen Stoffe nicht verdeckt.

Heinrich, ein junger Edelmann von Seez in der Normandie, hatte seit einigen Tagen das Schloß seines Vaters verlassen, um dem Wunsche desselben zufolge seine Studien auf der Universität zu Angers, die damals einen sehr guten Ruf hatte, zu vollenden. Der alte Herr ließ nicht mit sich spassen, alle waren gewohnt, seinen Befehlen pünktlich zu gehorchen und so kam es auch, daß Heinrich, trotz seinen Gegenvorstellungen und Bitten, am Ende abreisen mußte. Es war nicht der heimathliche Boden, den zu verlassen es ihn so schmerzte, sondern vielmehr seine Braut Helena, von welcher er sich so ungern trennte. Als er abreiste, kannte seine Verzweiflung keine Grenzen; nach einigen Tagen jedoch war er ruhiger geworden und eine völlige Erschlaffung trat an die Stelle seiner Verzweiflung.

Heinrich hatte ein leicht erregbares, gefühlvolles und zugleich enthusiastisches Herz, und dabei einen fantastischen und wechselvollen Geist, was später die merkwürdigsten Folgen für ihn hatte.

Er ging so vertieft in seine traurige Gedanken, welche sich ihm immer und immer aufdrängten, und nichts schien ihn aus diesen Träumereien reißen zu können. Es waren nur noch zwei bis drei Meilen, bis er das Ziel erreichen konnte, wohin er zu Fuß hatte gehen wollen, um jeden Verkehr mit den übrigen Menschen zu vermeiden und frei und ungestört an sie, an Helene zurückzudenken, die er in Seez verlassen. . . . Von dieser süßen Träumerei gefesselt, schritt er langsam vorwärts. . . . Die Rückerinnerung drängte sich ihm auf . . . ein Seufzer entfuhr seinen Lippen. Ohne Zweifel rief er sich jene Stunden ins Gedächtniß zurück, welche für ihn so selig dahin schwanden und jetzt vorüber waren! . . .

Durch eine ihm bekannte Stimme wurde er aus seinen Träumen geweckt; dieselbe sang die normannischen Strophen:

„Auf der Brücke von Avignon
Hörte ich die Schöne singen ꝛc."

Fast zu gleicher Zeit erschien am Ende des Fußsteigs Jemand, welcher Heinrich folgte und schnurgerade auf diesen zuging.

Die Haltung und das Wesen dieses Menschen verdienen wohl mit wenig Worten hier näher bezeichnet zu werden. Er mochte etwa achtundzwanzig Jahre alt sein und hatte eine kleine, untersetzte und etwas corpulente Gestalt; seine Beine waren gebogen und verliehen ihm wirklich ein komisches Ansehen; sein Antlitz endlich war häßlich, allein hervorgehoben durch ein dunkles Augenpaar, aus dem Schlauheit und eine außergewöhnliche Lebendigkeit blickten, verbunden mit dem Ausdrucke von Güte und Offenheit. Um vollkommen über den Charakter dieses Menschen, über die fröhliche Richtung seines Geistes und über seine freundliche Herzlichkeit urtheilen zu können, muß man ihn sprechen hören.

„Endlich! Endlich!" rief er schon von Ferne, indem er seine Hand gegen den jungen Normanen zum Gruße ausstreckte. „Ich irre mich nicht; er ist's, er muß es sein.... Ich sehe ihn wieder, meinen theuren Gefährten!"

„Lambert!" sagte Heinrich erstaunt.

„Er selbst . . . wie Du Dich jetzt überzeugen kannst.... Richtig eingetroffen bei dem Rendezvous!"

„Wie?"

„Ach, weißt Du nicht mehr, daß ich diesen Abend bei Deinem Rencontre sein sollte?"

„Wahrhaftig . . . ich hatte es wahrlich vergessen. . . . Ach, mein Freund . . . mein Kopf . . . mein Kopf . . ."

„Es ist nicht richtig mit ihm, hm? . . . Doch laß' Dich umarmen!"

Nachdem dies geschehen war, trat Lambert drei Schritte zurück und seinen Kameraden anblickend, sagte er dann:

„Wie schön ist doch dieser liebe Heinrich geworden! . . . Wahrlich, wie hast Du seit zwei Jahren Dich verschönt!... Ach, das ist nicht, wie bei mir!" setzte er hinzu. „Doch scheinst Du traurig zu sein, mein Freund; erzähle mir doch Deine Leiden."

Er schob hierauf seinen Arm in den seines schönen Gefährten und dieser gestand ihm alsdann, indem sie weiter schritten, seine Liebe zu der tugendhaften Helene und sein trauriges Schicksal, das ihn von ihr jetzt trennte. Während seiner Erzählung entfuhren ihm eine Menge schwerer Seufzer.

„Wahrhaftig? — Und Dein Vater hat das gekonnt?... Ach," rief Lambert gerührt aus, „was willst Du aber jetzt machen, mein Lieber? — Mache es wie ich; sei ein Philosoph und schicke Dich in das Unvermeidliche! . . . Ich

Digitized by Google

weiß nun, was Dir fehlt, und ich werde Dir mein Gegenmittel geben."

„Ach! Dafür gibt es keines."

„Pah! Pah! Ich will schon eins finden . . . Zerstreuung, und das sogleich."

„Wer kann mich zerstreuen?"

„Ich!"

„Ach, nein!"

„Das ist meine Sache. Doch jetzt wollen wir von etwas Anderm sprechen. Mein Onkel Corbeau ist gefällig und allgemein geschätzt, und wenn gleich nur ein einfacher Bürger, so kennt er doch Leute, sehr einflußreiche Leute, welche Alles thun werden, um Dir beim Besuch unserer Universität nützlich zu sein. Das bringt Dich in Verbindung mit meiner Familie. Du wirst meinen Onkel sehen und ihn achten, und Du wirst meine Cousine sehen und sie — lieben!"

„Ach!" rief Jener mit ungläubiger Miene und einem leichten Lächeln.

„Ja, ja! . . . Kennst Du das menschliche Herz so genau?"

„Das meinige wenigstens kenne ich."

„Gott bewahre! — Ach, welch' herrliches Wesen ist meine Cousine! Man sollte glauben, Gott verzeih' mirs! sie habe alle Vollkommenheiten erhalten, die für uns Andern der Familie bestimmt waren, sie sei schön auf unser Aller Kosten!... Ich bin gewiß, daß Du sie lieben wirst!"

„Welcher Gedanke!" erwiederte Heinrich, einigermaßen ärgerlich über die Zweifel seiner Treue gegen Helene.

Lambert schien nicht darauf zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Teufel die Frau von Terentius O'Flaherty geholt hat.

(Schluß.)

Der fremde Alte bewies sich noch freigebiger, denn er zog ein Glas und eine Flasche aus der Rocktasche und bat den Schneider, ihm Bescheid zu thun.

O'Haferty war der Mann nicht, der ein solches Anerbieten von der Hand gewiesen hätte; er trank sein Glas in einem Zuge leer, es war aber auch ganz ausgezeichneter Whisky.

„Macht nun Eure Arbeit fertig," sprach der Fremde, nachdem er auch seinerseits ein Glas auf die Gesundheit des Schneiders geleert.

„Ich bin im Augenblick fertig," antwortete Terentius.

Und nun fuhr er mit solch rasender Eile an der Arbeit fort, daß er bald ganz wie außer sich war. Die Nadel lief so schnell auf und nieder und hin und wieder, daß er ihr nicht mehr mit den Augen folgen konnte. Eigentlich bemerkte er auch eine ganz besondere Leichtigkeit im Kopfe. Ich kann unmöglich versichern, daß es von dem Whisky kam, der ihm zu Kopfe gestiegen wäre; eins nur ist gewiß, namentlich, daß ihm ganz ängstlich zu Muthe wurde, als er dem alten Herrn in die Augen sah: sie glänzten, wie zwei feurige Kohlen.

„Was ist das?" frug Terentius, „weiß ich nicht mehr, wo ich bin, oder ist wahrlich Feuer in Euren Augen?"

„Ihr wißt nicht, was Ihr sagt, Terentius," gab der alte Herr zur Antwort; „ich frage Euch, ob Ihr bald fertig seid."

In zwei Minuten war die Hose fertig.

„Nun müßt Ihr die Hose auch einmal anpassen," sprach der alte Herr, „und dann trinken wir noch ein paar Gläschen zusammen."

„Gegen das Trinken habe ich nichts," erwiederte Terentius, „aber die Hose mir anpassen . . . . . das thue ich nicht."

„Nun dann bleibt Alles beim Alten," fuhr der Fremde fort, „Ihr behaltet Euer liebes Weib und sie behält Euch, so lange Ihr lebt."

Diese Drohung schien zu helfen, denn Terentius fuhr wie der Wind in die Hose und half dann noch seinem Freunde die Flasche Whisky leeren. Ehe sie damit noch fertig waren, fingen sie an Liedchen zusammen zu singen, Geschichtchen zu erzählen und lachten so und machten einen solchen Lärm, daß das Haus davon zitterte. Polly schlief gewiß einen Zauberschlaf, da sie nichts davon hörte und es war auch gut für die arme Frau, daß sie nicht eher aufwachte, wie ihr schon hören werdet, ehe meine Geschichte noch zu Ende ist. Terentius vergaß ganz und gar, daß er eine Polly hatte und das war ihm noch nicht geschehen, seit dem Tage, wo Vater O'Phelim sie in der Kirche St. Patriks zu Kilbrandy durch das Band der heiligen Ehe an einander fesselte. Uebrigens gab es andere Dinge, die ihn auch weniger an Polly denken ließen. Die Augen, die schrecklichen Augen des alten Herrn wurden immer glühender und glühender. Sie leuchteten wie die einer Katze oder eines Tigers, der um Mitternacht auf seine Beute stürzt. Das war aber noch nicht Alles. Jedesmal wenn dem fremden Herrn eine Aeußerung von Terentius gefiel, hörte dieser eine Art von Gewispel, als ob Jemand mit einem ausgeriffelten Seilendchen auf den Boden geschlagen hätte.

„Was ist das doch für ein Geräusch unter'm Tische?" frug Terentius.

„Darauf sollt Ihr nicht hören, Terentius," sprach der alte Herr, „das ist nur mein Schwanz und ich wedle und schlage immer damit, wenn ich guter Laune bin."

„Euer Schwanz?" rief Terentius lustig, „jetzt weiß ich doch endlich auch, wer Ihr seid. Ich möchte wohl wetten um so viel als Ihr wollt, daß Ihr auch gespaltene Klauen habt."

„Versteht sich," erwiederte der Alte, indem er beide Klauen aufhob und auf den Tisch legte — sie sahen aus, wie die eines Ochsen oder Schafes.

Ihr meint gewiß, Terentius wäre in Angst gerathen, als er das sah. Aber bewahre, nicht im mindesten. Er nickte im Gegentheil dem Teufel freundlich zu und frug ihn, ob er nicht eine Violine in der Tasche habe, denn in dem Falle möge er gar zu gern einmal tanzen.

Und richtig, der Alte zog eine Violine aus der Tasche und fing an zu spielen, während er den Takt dazu mit dem Schwanze schlug. Außerdem gab er Terentius dann und wann einen freundschaftlichen Rippenstoß, wenn er ihm nicht schnell genug tanzte.

Aber welch ein Jammer, daß alle irdische und höllische Freude so schnell endet!

Während der Schneider und sein Freund Jost sich also angenehm unterhielten, wurde plötzlich die Zimmerthüre geöffnet und zwar von Polly, die mit ihrem finstern aber nicht häßlichen Gesicht auf die Beiden hinschaute. Die Musik hörte einen Augenblick auf.

Digitized by Google

Terentius, der einen Todesschrecken bekam, blieb so steif und unbeweglich wie ein Pfahl, der Alte aber blieb sich ganz gleich und wurde weder unruhig noch zornig.

Ich brauche euch nicht zu sagen, daß Polly beim Anblick des kurioſen Schauſpiels recht verlegen war. Sie ſtand zuerſt wie verſteinert auf der Schwelle, dann aber faßte ſie ſchnell einen Entſchluß, er griff ohne ferneres Bedenken die Feuerzange vom Heerde und ſtürzte damit auf den armen Terentius zu, wahrſcheinlich um ihm den Schädel einzuſchlagen. Da that er aber nicht ſo dumm und verbarg ſich hinter den alten Herrn, auf den er das Kompliment wollte niederfallen laſſen, welches Polly ihm zugedacht. Für dieſe ſelbſt war es einerlei, wem ſie einen Schlag gab, wenn es nur Jemand war, der ſich nicht fühllos gegen Schmerzen bewies. Darum geniete ſie ſich auch nicht im mindeſten, ſtatt ihres Terentius den alten Herrn anzufallen und verſetzte ihm einen ordentlichen Schlag auf die Stirne — doch ſiehe, aus der getroffenen Stelle wuchs urplötzlich ein großes, ſchwarzes, ſpitzes Horn auf.

Polly verlor dadurch noch nicht den Muth, ſondern gab ihm noch einen Schlag, worauf noch ein zweites Horn aus der Stirne des alten Herrn aufſchoß. Der Fremde ſelbſt ſchien ſich gar nicht darum zu kümmern; es war gerade als hätte Polly ihn mit einem Federchen da gekitzelt.

Als Polly ſah, daß die Sache eine ſolche Wendung nahm, da wurde ihr doch ein wenig angſt und ſie ſah wohl, daß es Zeit war, ſüße Brödchen zu backen oder ſich aus dem Staube zu machen. Die beiden Hörner gefielen ihr keineswegs und dazu bemerkte ſie jetzt auch noch, daß der Fremdling einen langen Schwanz, geſpaltene Klauen und feurig glühende Augen hatte.

„Ich glaube ſo wahr als Sankt Patrick lebt und mein Name Polly O'Flaherty iſt, daß ihr der Teufel in eigner Perſon ſeid und will Euch darum auch ganz ruhig in Geſellſchaft meines lieben Terentius laſſen."

Mit den Worten wollte ſie gehen, von wo ſie gekommen war, doch der alte Herr, der trotz ſeiner hohen Bejahrtheit noch viel ſchneller war wie ſie, ſprang ihr in den Weg und begann ein neues Stückchen auf ſeiner Violine zu ſpielen, und Polly mochte wollen oder nicht, ſie mußte aus einer Ecke in die andere ſpringen, gerade wie wenn ſie beſeſſen wäre. Vergebens ſchrie ſie ſich außer Athem, ſie mußte ſo lange tanzen, als der Alte die Geige ſtrich.

„Und jetzt bitte ich Euch, Terentius," ſprach er, „daß Ihr mir einmal die Thüre öffnet. Eure Frau und ich wir gehen zuſammen ein Tänzchen durch die Luft zu machen. Bleibt Ihr nur zu Haus, Beſter; ich möchte Euch nicht rathen, uns zu folgen."

„Bewahre," ſprach Terentius.

Polly aber, deren Angſt mit jeder Sekunde mehr wuchs, beſchwur ihren Mann, auf ſeiner Stelle ſtehen zu bleiben oder ihr zu helfen, aber der brave Terentius war taub an dem Ohr und ſprang windſchnell herzu, um die Thüre zu öffnen.

Der Fremde ging, immer noch auf ſeiner Geige ſpielend, zuerſt heraus, Polly folgte ihm walzend und heulend und mit zu Berge geſtiegenem Haar.

Terentius blieb, die Hände auf dem Rücken, in der Thüre ſtehen, um zu ſehen, wie das ablaufen werde. Der Mond ſchien hell, und ſo konnte er genau ſehen, wie die Beiden fortwalzten über das Kartoffelfeld und den Moor, bis ſie endlich in der Finſterniß verſchwanden und Terentius weder die Geige, noch das Geſchrei Polly's mehr hörte.

Als er ſich noch einmal überzeugt hatte, daß er in der That Polly los war, fing er an, ſo lang und ſo laut zu lachen, daß er meinte, auseinander zu ſpringen. Dann warf er ſich in ſeinen Kleidern aufs Bett und träumte ſo ſüß wie nie, bis die Sonne ſein Fenſter und ſeine Naſe beſchien und ihn weckte.

Das Erſte, was er alsdann that, war, daß er im ganzen Hauſe nachſah, ob ſeine Frau nicht vielleicht zurückgekehrt ſei, denn er hatte alle Urſache zu fürchten, daß der alte Herr ihrer bald müde werde, aber er fand zu ſeiner großen Freude Polly weder todt noch lebendig. Dann ſuchte er die Hoſe, welche er gemacht, aber auch die war nicht zu finden und er ſah keine andere, als die von Pater O'Phelim.

War denn Alles wirklich ſo zugegangen? Das wußte weder der Schneider, noch irgend wer, Mann, Frau oder Kind der guten Stadt Kilbrandy je zu ſagen; ihr müßt ſomit Alles nehmen, wie es iſt und wie ich es aus Terentius eignem Munde hörte. Seine Meinung war, daß ſich ein Wunder mit ihm ereignet hätte, und ich muß bekennen, daß dies auch meine Meinung iſt.

Ich fühle mich übrigens noch gedrungen, beizufügen, daß ſich drei Monate ſpäter das Gerücht verbreitete, man habe Polly in der Nähe von Dublin mit einem Unteroffizier der Lanziers geſehen, der ſich in der That zu Kilbrandy befand, als das eben Gemeldete vorfiel. Iſt es nun wahr, was Terentius mir eidlich verſicherte, daß ſie mit dem Teufel durch die Luft hinweg getanzt iſt, dann glaube ich nicht, daß ſie je wieder nach Kilbrandy zurückkommt und es wäre mir lieb, wenn es wahr wäre, nicht nur im Intereſſe Terentii, ſondern auch in dem meiner Erzählung.

J. W.

Einige Aeußerungen Karl Friedrich Schinkel's über Leben, Bildung und Kunſt.

Ein Vortrag bei ſeiner Gedächtnißfeier von G. F. Waagen.

„Große Männer ſchreiben ihre Abhandlungen über lange Naſen nicht umſonſt", ſagte ein engliſcher Humoriſt; namentlich thnen ſie es in der Gegenwart nicht, wo man die Schulſchreibbücher Göthe's hat lithographiren laſſen. Das iſt eine lächerliche Uebertreibung im Cultus des Genies, während es Anerkennung verdient, daß dieſer was er berührt, nicht wie Midas in Gold, wohl aber in edle Nahrung für Geiſt und Herz verwandelt und das Gewöhnliche erhebt, indem er ſeine eigne Größe hineinlegt. So werden uns hier ein paar gelegentliche Aeußerungen des Architecten Schinkel mitgetheilt, die für alle Sphären menſchlicher Thätigkeit ihre Geltung haben, vornehmlich aber ein Geheimniß der äſthetiſchen Betrachtung enthüllen, dem Jeder nachſinnen und für das er aus dem Kreiſe ſeiner Anſchauungen ſich ſelbſt die Beiſpiele finden möge; die Worte gelten wie für die einzelnen Künſtler, ſo für ganze Völkern die Periode und ihrer Blüthe.

Schinkel hielt nicht blos das Ausruhen auf dem Lorbeere für verderblich, er wollte die Kunſt auch nicht als eine einmal errungene Formenfertigkeit geübt wiſſen, vielmehr ſollte ſie ſtets in jedem neuen Werk ein Neues erſtreben und erringen. Er ſagt: „Zum vollkommenen Zuſtand gehöret reelle Lebendigkeit, Regſamkeit; Phlegma, ſei es körperlich oder geiſtig, iſt ein ſündhafter Zuſtand für den, welcher in Zeiten der Bildung, ein thieriſcher für den, welcher in Zeiten der Barbarei lebt. Nur das Kunſtwerk,

Digitized by Google

welches edle Kräfte gekostet hat und dem man das höchste Streben des Menschen (eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte) ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden, daß er nichts Neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Fertigkeit und angeübte Kunst verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formenschönheit auszukramen, da fängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in andrer Rücksicht über andrer Meister Werke sein mögen, sind doch sein nicht ganz würdig, weil er der Welt etwas Höheres hätte erringen können. — Ueberall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges, denn da weiß man etwas gewiß, also etwas, das schon da ist, wird nur gehandhabt, wird wiederholt angewendet. Dies ist schon eine halbtodte Lebendigkeit. Ueberall da wo man ungewiß ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönem, welches dargestellt werden muß, da wo man also sucht, da ist man wahrhaft lebendig. Aus diesen Reflexionen erklärt sich das oft furchtsame, ängstliche und demüthige Naturell der größten Genies der Erde. ⊙

Feuilleton.

⁂ **Boshafte Ablehnung einer Wette.** Zwischen Sheridan und Monk Lewis kam es einst zu einem hartnäckigen Meinungsstreit, in Folge dessen der letztgenannte Schriftsteller dem Erstern als Wette den Ertrag seines damals erschienenen Werkes „Castle spectre", das zu ihrer Zeit viel Beifall unter dem schöngeistigen Publikum fand, einzusetzen vorschlug. Der kaustische Sheridan schlug die Wette mit den Worten aus: „Da ich nur um Kleinigkeiten zu wetten pflege, so kann ich nicht einsetzen, was Ihr Werk eintragen wird; aber ich habe Nichts dagegen, was es werth ist als Satz zu halten."

⁂ **Verbrecherbevölkerung in London.** Man rechnet, daß in London 12,000 Kinder ausdrücklich zum Laster aufgezogen werden, es gibt 3000 Hehler. 4000 Menschen werden jährlich wegen Verbrechen verurtheilt, 10,000 leben von Beutelschneiderei, 20 000 vom Bettel, 30,000 vom Diebstahl. Diese Bevölkerung trinkt jährlich für drei Millionen geistige Getränke, weßhalb man im Jahr 23,000 Menschen im Zustand der Trunkenheit in den Straßen aufliest; 150,000 sind unmäßigem Branntweintrinken ergeben und die Zahl der Bordelle beträgt 5000. Die Zahl der Verbrechen gegen die Personen ist 8333, gegen das Eigenthum 17,729.

⁂ **Episode aus dem Leben eines Nachtwächters.** Der Wind heulte ein schauerliches Lied, um den Kirchthurm flatterten krächzende Raben und die Windfahne knarrte in ihren verrosteten Angeln, um à la Spieß zu sprechen, als in M....., dort wo die Nordsee gegen die Dämme braust, ein Nachtwächter die eilfte Stunde ausrief. Es ist ein gar zu gräuliches Wetter und er grollt mit dem Schicksal, daß es ihn zum Nachtwächter gemacht und ihn jetzt, wo man keinen Hund zur Thür hinaussagt, auf der Straße Wind und Wetter ausgesetzt, bei rabenschwarzer Nacht umherwandeln läßt. Da taucht vor seinen Augen ein dunkler Gegenstand empor, und siehe, es ist eine wohlverschlossene Kutsche, die ihn freundlich einladet, hineinzusteigen, um bis zum nächsten Stundenschlag unter ihrem schirmenden Dach zu weilen. Halb sank er hin, halb zog sie ihn und ward nicht mehr gesehen, d. h. er stieg ein und schnarchte bald in der lieblichsten Weise. Während der Mann der Nacht in Morpheus Armen träumt: M..... habe ihn, in Betracht seines Diensteifers und seiner nachtwächterschen Umsicht, zum Ehrenbürger und Generalnachtwächter ernannt, spannt man vor die Kutsche, in der ihm der Traumgott liebliche Gebilde vorgaukelt, Pferde, und bald ist dieselbe in Bewegung, um nach einem benachbarten, nur eine Stunde entfernten Flecken zu fahren. Der Mann der Nacht träumt so süß, daß ihn selbst das Stoßen des Fuhrwerks nicht aus seinem Schlaf weckt und erst als der Wagen am Ort seiner Bestimmung angekommen, stillhält, wacht der Sicherheitswächter auf, reibt sich die Augen, steigt schnell aus und beginnt „die Glock ist zwölf, zwölf ist die Glock" zu rufen, während es bereits zwei Uhr geschlagen hat. Der Nachtwächter des Fleckens, erstaunt über die Keckheit, mit welcher man seinen wichtigen Stand zu verhöhnen sucht, stürzt sich wie ein Wüthender auf unsern Freund, und jetzt entspinnt sich eine hyperlustige Scene zwischen den beiden Nachtwächtern, von denen jeder in seinem Recht zu sein vermeint und von denen einer den andern arretiren will, bis sich endlich die Sache aufklärt. Jahresz.

⁂ Die in Leipzig erschienenen „harmlosen Gedichte eines Anti-Muckers" enthalten einen „Abendsegen Michels" mit dem frommen Schluß:

So, liebes Gott! erhalte mich
Im trautlichen Dunkeln ewiglich,
Und sollte Licht es dennoch werden,
So nimm mich lieber von der Erden.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 24. October.)

— **Leipzig.** Am 20. October eröffnete unser Theater seine Winterabonnementsvorstellungen mit Friedrich Hebbel's „Maria Magdalena", bürgerliches Trauerspiel in drei Acten. Voll der freudigsten Ueberraschung haben wir zu berichten, daß das Werk Hebbel's einen außerordentlichen Erfolg davongetragen und durch diese Probe unwiderleglich bewiesen hat, welch eines gewaltigen Eindrucks es fähig ist, sobald es in allseitig gesicherter Darstellung und vor einem gebildeten Publikum auf die Bühne tritt. Das Buch ist vorlängst schon veröffentlicht worden, aber die deutschen Bühnenverwaltungen haben sich voll feiger Schüchternheit oder in thörichtem Unverständniß befangen, der Aufgabe entzogen, ein Trauerspiel auf die Bretter zu bringen, dessen tief poetischer Gehalt und nationeller Ursprung sie zu einem muthigen Versuche nicht blos aufforderte, sondern vielmehr unmittelbar verpflichtete. Wenn nicht die erste Aufführung des Stücks überhaupt, so ist die Leipziger Darstellung doch bestimmt die erste Aufführung von „Maria Magdalena" in einer gesellschaftlich und literarisch bedeutsamen Stadt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 25. October. **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Montag, den 27. October. **Der Vetter**, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Roderich Benedix. Hierauf: (Erste Abtheilung) **Optische Lichtbilder.** (Zweite Abtheilung) **Komische Spiegelbilder aus dem Leben**, von J. Bosch aus Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 296. Dienstag, den 27. October 1846.

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Fortsetzung.)

„Renata hat in der ganzen Stadt den Namen „das schöne Engelskind",“ fuhr Lambert fort.

„Dieser Titel macht ihr Ehre.“

„Ich wette, daß Du Dich in meine Cousine verliebst!“

„Dein Vorschlag ist spaßhaft.“

„Nimmst Du die Wette an?“

„Ja! Ich bin meiner Sache zu gewiß; ich kann mich auf mein Herz verlassen.“

„Also, zehn Thaler?“

„Es sei!“

Heinrich lächelte, während Lambert nach einigem Nachdenken sich von Neuem fröhlich an ihn wandte:

„Noch ein anderer Gedanke, das Resultat des ersten, fährt mir durch den Kopf . . .“

„Wahrscheinlich noch eine zweite Narrheit — laß sehen!“

„Wenn der Zufall — natürlich nur der reine Zufall — wollte, daß Du meine Cousine heiratheteſt!“

„Ach! Du fängst an, in's Weite zu speculiren. . . . Das würde dann nicht mehr pikant sein,“ versetzte der junge Edelmann, belustigt von den seltsamen Gedanken Lambert's.

„Nun,“ fragte dieser, „was denkst Du davon?“

„Daß Du dem Scherze allen Reiz nimmst.“

„Ich wette aber auf die Heirath!“

„Es wäre Gewissenssache, wenn ich, des Gewinnes so gewiß, hier wetten sollte.“

„Gleichviel.“

„Wie hoch also, lieber Freund, willst Du Deine phantastischen Träume bezahlen?“

„Zehn Thaler.“

„Gut, es gilt!“

„Ach, die herrliche Wette!“ rief Lambert. „Ich habe schon im Voraus gewonnen. . . . Du wirst nicht widerstehen können.“

„Wenn Du Helene gesehen hätteſt, würdeſt Du das nicht behaupten.“

„Du kennst Renata noch nicht, mein Lieber.“

„Ach, sie ist so gut, so rein, so liebenswürdig!“

„Meine Cousine ist so schön, so geistreich, so tugendhaft! . . .“

„Wenn Du sie kennteſt! . . .“

„Wenn Du Dir sie vorstellen könnteſt! . . .“

„Wir werden sehen.“

„Ja, wir werden sehen,“ sagte auch Lambert. „Welch' herrlicher Tag! Ich finde einen Freund, verheirathe meine Cousine mit einem Manne, der ihrer würdig ist und gewinne zugleich zwanzig Thaler. — Es lebe die Freude!“

„Ein herrlicher Charakter!“ murmelte Heinrich, indem er in seine vorherige Trauer versank. „Eine Thorheit macht ihn glücklich!“

Unter seinem treuherzigen und fröhlichen Wesen barg Lambert eine ausgezeichnete Menschen- und Sachkenntniß. Er kannte sehr wohl die Macht, welche eine angenehme Neuheit auf ein junges Herz von vierundzwanzig Jahren ausübt, und er glaubte daher nicht zu viel vorherzusagen, wenn er wähnte, sein junger Freund werde erstaunt sein von der Schönheit seiner Cousine.

Anderen Tages machten beide Freunde Toilette und besonders Heinrich kleidete sich mit außerordentlicher Sorgfalt.

„Denn,“ sagte er, „muß ich nicht auch gut gekleidet sein, um dem Onkel Lamberts vorgestellt zu werden?“

Diese momentane Aufmerksamkeit, welche Heinrich vorausſendete, um seine Persönlichkeit recht herauszuheben, entging Lambert nicht und erregte in dem boshaften Mitschüler ein Lächeln.

Endlich, als man fortgehen wollte, gab es immer Zögerungen; Heinrich hatte stets entweder an seinem Wamse oder seiner Frisur etwas zu verbessern. —

Onkel Corbeau war ein guter, großer Bürgersmann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, äußerlich etwas roh, mit einer rauhen, harttönenden Stimme, jedoch innerlich ein herrlicher Mensch, wenn auch der Verstand nicht gerade vorherrschend war. Er empfing seinen Neffen wie gewöhnlich.

„Ach, Du bist's?“ redete er ihn barsch, jedoch nicht ohne Zärtlichkeit an. „Du willst noch Geld haben, nicht wahr? . . . Ich habe keins.“

„Aber, mein lieber Onkel, mit aller Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, ich kann es immer brauchen. Allein heute kam ich nicht deßhalb, um . . .“

„Das hab' ich mir wohl eingebildet . . .“

„So hören Sie mich doch!“

„Nichts! — Wie viel mußt Du denn haben?“

„Nun, weil Sie es denn mit aller Gewalt so haben wollen . . . fünfzehn Thaler könnte ich wohl brauchen.“

Corbeau wühlte in seinen Säcken, indem er beständig im Scherz vor sich hinmurmelte. Endlich sagte er zu Lambert:

„Da hast Du dreißig. Du wirst mich noch zu Grunde richten. . .“

„Ich danke,“ sagte dieser alsdann; „doch Sie müssen wissen, ich bin nicht in dieser Absicht gekommen; Sie haben mich falsch verstanden.“

„Was denn?“

„Ich hatte gewünscht, Ihnen einen meiner Bekannten vorzustellen. Ich habe schon öfters von ihm gesprochen; Heinrich, den ich zu Seez kennen lernte.

Lambert wies bei diesen Worten auf seinen Begleiter. Der Bürger, welcher bis jetzt den jungen Mann noch gar nicht bemerkt hatte, zog nun seine Mütze ab und verneigte sich.

„Mein Herr,“ sagte er.

Digitized by Google

Heinrich verneigte sich ebenfalls grüßend und man scherzte dann fröhlich über dieses und jenes, so daß in wenig Minuten der junge Edelmann und der schlichte Bürger schon die besten Freunde waren.

Lambert, welcher sich für einen Augenblick entfernt hatte, erschien bald wieder und führte seine Cousine an der Hand.

„Ich habe die Ehre, mein lieber Freund, Dir hier Fräulein Renata Corbeau, meine Cousine, vorzustellen," sagte er zu Heinrich.

„Meine Tochter," setzte der Bürger hinzu, indem er sich erhob.

„Mein Fräulein. . . . ." stammelte der junge Mann, indem er, der sonst durch die Anmuth seiner Manieren bekannt war, eine sehr schülerhafte Verneigung machte.

Als er Renata gesehen hatte, fühlte er sich wie von einem elektrischen Zauber berührt, so war er erstaunt über ihre Schönheit.

Während sich der Vater innerlich über den Eindruck freute, den seine Tochter auf den jungen Mann ausübte, und Lambert sich wie ein Sieger die Hände rieb, erröthete Renata und schlug verschämt ihre Augen nieder.

„Arme Helene!" seufzte Lambert.

Der Vater Corbeau ersuchte den jungen Mann, bei ihm zu Tische zu bleiben, was dieser auch ohne viele Umstände annahm.

Man machte alsdann Musik. Der junge Mann sang eine Romanze mit solchem Ausdruck, daß Renata entzückt war.

Die beiden Freunde zogen sich gegen Abend zurück.

Lambert entzückt . . . Heinrich voll Gluth, voll Leidenschaft . . . und Renata nachdenkend.

„Dein Onkel ist ein äußerst liebenswürdiger Mensch," sagte der junge Mann, als sie fortgingen.

„Ich habe Dir es ja gesagt . . . und meine Cousine, wie findest Du sie?"

„Zum Entzücken!"

„Fühlst Du nichts da . . . im Herzen?"

„Nichts! . . . Ach! ich liebe Helene viel zu sehr! . . . und . . ."

„Und Du wirst sie sicherlich heirathen, wenn Du nach Seez zurückkommst?"

„Zweifelst Du daran?"

„Ich? . . . Nein! . . ."

„Ich werde sie niemals vergessen. . . ."

„Ah!"

Der junge Mann, welcher schon voll von dem Bilde der Renata Corbeau war, gab sich alle Mühe, an Helene zu denken.

Mehrere Tage waren seitdem verflossen.

Als eines Morgens Heinrich schon früh ausgegangen war, um träumend in der Morgenkühle umherzuwandern, fand Lambert bei seinem Erwachen auf dem Tische zehn Thaler mit den beigefügten Zeilen:

„Mein Freund! Ich weiß nicht, welcher Zauber mich „gefangen hält . . . aber ich denke nicht mehr an He„lene! . . . Deine Cousine allein erfüllt mein Herz. Ich „habe verloren!"

„Ich habe es gewettet!" rief er freudig aus.

Nach einigem Nachdenken fügte er jedoch hinzu:

„Hiermit ist es nicht abgethan . . . es fehlt noch etwas."

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Roderich Benedix als Bühnendichter; insbesondere seine beiden Stücke: „Der alte Magister" und „Der Vetter".

Von Eduard Sattler.

Unter den Wenigen, welche in diesen Tagen mit Erfolg für die deutsche Bühne arbeiten, steht Roderich Benedix mit in erster Reihe. Wir sagen: mit Erfolg. Damit soll aber nicht gemeint sein, daß sich dieser Theaterdichter mit einem Dutzend Dramen ein sorgenfreies Leben erschrieben hätte. Ach nein! Wenn ihn der liebe Gott nicht zum Sohn oder Erben eines reichen Mannes gemacht hat, dann sitzt er vielleicht in des Himmels Nachbarschaft, in einer Dachkammer, und schreibt mit halberstarrten Fingern an einem Lustspiel, das Repertoire der deutschen Theater um ein gutes Stück reicher und dem deutschen Publikum manchen langen Winterabend kurzweilig zu machen. Wenn wir sagen: mit Erfolg, so will das heißen, daß die meisten Stücke von Roderich Benedix überall im weiland deutschen Reich zur Aufführung kommen und sich auf dem Repertoire behaupten, weil Gallerie und Logen ihr großes Gefallen daran finden. Von einem andern Erfolg kann so lange nicht die Rede sein, als sich der deutsche Bühnendichter mit zwei bis drei Thaler per Akt muß abfinden lassen, und man ein großmüthig Werk gethan zu haben glaubt, wenn ihm obendrein von der zehnten Aufführung eines neuen Stückes, nach Abzug der Unkosten, die halbe Einnahme bewilligt wird. Da die Mode in Frankreich, nach welcher dort die Bühnendichter belohnt werden, nicht einmal bei reich dotirten Theatern Deutschlands in Aufnahme kommen will, so mögen sich Roderich Benedix und seine Berufsgenossen wenigstens damit getrösten, daß einst die Feuilletons aller deutschen Zeitungen ihren Tod beklagen, würzige Biographien mit Holzschnitten bringen, ja daß vielleicht im kommenden Jahrhundert dankbare Bürger die Stelle auf dem Gottesacker, wo ihre Gebeine ruhen, durch einen Denkstein bezeichnen werden. Während der Dichtung Lorbeer dann noch grünt und blüht, ist freilich das Tausendgüldenkraut fertiger Kehlen längst vermodert. Trost genug, mein' ich, für einen deutschen Bühnendichter! —

Von Roderich Benedix sind in der jüngsten Zeit auf dem hiesigen Stadttheater zwei neue Stücke zur Aufführung gekommen: „der alte Magister", ein Drama, und „der Vetter", ein Lustspiel. In beiden erkennt man unwillkürlich den Autor wieder, der schon vor Jahren durch „das bemooste Haupt" Allen lieb geworden, und nachher noch durch andere Arbeiten sein schönes Talent für die kleinere dramatische Dichtung außer Zweifel gestellt hat.

Benedix arbeitet von innen heraus. Um diesen großen Vorzug mögen ihn Manche beneiden, welche heutzutage für die deutsche Bühne dichten wollen, ohne es zu können, weil ihnen der Beruf dazu, der innere Drang fehlt. — Gleichen doch die meisten ihrer Stücke prächtig herausstaffirten, geistreich deklamirenden Automaten, die, je buntscheckiger sie aussehen, je näher sie einem lebendigen Menschen ähneln, uns um so mehr den armen Mann bedauern lassen, der sich vielleicht lange Nächte hindurch über der Herstellung dieses Mechanismus den Kopf zerbrochen und dann Rädchen und Federn und Schrauben mit unsäglicher Mühe zusammengeschweißt, um am Ende des Teufels Dank zu ernten, weil er eben nur einen An-

Digitized by Google

tomaten herausgekünstelt hat. — Anders bei Roderich Benedix. Seine Stücke lassen durch gewandte Anlage, leichte Ver- und Entwicklung, passende Gruppirung der Charaktere, schöne Vertheilung von Schatten und Licht, gefällige Sprache und andere Tugenden, sogleich die ursprüngliche Quelle erkennen, aus welcher sie geflossen sind — den natürlichen Beruf zum Bühnendichter. Dabei ist der Mangel an wahrer Genialität, überschwenglicher Phantasie und schöpferischer Kraft in Benedix durch ethische Vorzüge mehr als ausgeglichen. Bietet er in seinen dramatischen Arbeiten wesentlich nichts Neues, so wahrt er sich doch durch vaterländische Gesinnung, Ehrenhaftigkeit, Gemüthlichkeit und frische Laune eine gewisse Originalität und tritt zugleich so ächt und recht, wie Keiner neben ihm, als deutscher Dramendichter auf. Jedes seiner Stücke hat schon Bedeutung durch die bald mehr, bald weniger versteckte ethische Unterlage; hinter der launigsten Fratze birgt sich oft der furchtbarste Ernst und kein moralisches Gebrechen unserer Zeit bleibt von der Zuchtruthe verschont, so zwar, daß manchmal, was ein Lustspiel hat werden wollen, unwillkürlich in ein Drama ernsterer Gattung umschlägt. Es ist demnach nicht ein bloßer Sinnenkitzel oder eine augenblickliche nervöse Aufregung, welche Benedix durch seine Stücke anstrebt; es ist aber auch ebenso wenig jenes absichtlich Tendenziöse, womit man heute den Applaus der Menge im Sturm erobert; es ist vielmehr das allgemein und wahrhaft Menschliche, welches unsern Dichter und seine Erzeugnisse adelt, was ihnen die günstige Aufnahme beim Publikum sichert. Und nicht nur, daß er dieses ächt Menschliche durch seine Stücke zum Verständniß bringen will; er tritt auch dem Beschauer voll Humanität entgegen; er führt ihn nicht, wie die Franzosen, auf die Galeeren oder in die Kranken-, Irren-, Findel-, Prostitutions- und Correctionshäuser, um ihm die Nerven zucken, die Haare sträuben zu machen; — er führt ihn in die Familien, bezeichnet oft nur durch einen bedeutungsvollen Wink einen moralisch Schwachen oder Gesunkenen und überläßt es dann seiner Phantasie, sich Schreckbilder auszumalen, oder seiner Vernunft, die gute Lehre daraus zu ziehen. Vor dem Stuhle der Kritik werden deßhalb die unästhetischen psychologischen Ungeheuer der französischen Bühne gegen die Moral der Stücke von Benedix im entschiedenen Unrecht bleiben; die Pariser Lustspiele aber, deren ganzes Wesen nur in einem anekdotischen Witz, in einer bedeutungslosen Farce, oder gar in einer Obscönität besteht, können mit den Stücken unsers Dichters, denen niemals ihre psychologische Bedeutung mangelt, in gar keinen Vergleich kommen.

Will man die ethische Bedeutung der Stücke von Benedix ihren Charakter nennen, so darf man das vaterländische, das deutsche Element derselben als ihre Seele bezeichnen. Ein edler Patriotismus pulsirt lebenskräftig durch alle Schöpfungen unsers Dichters; und dieser Patriotismus ist keine äußere, absichtliche Zuthat, wie wir sie in vielen dramatischen Erzeugnissen der Gegenwart vorfinden, um diese auf den Beinen zu erhalten, auf daß sie nicht fallen; sondern quillt unmittelbar und unwillkürlich, und deßhalb so wohlthuend aus dem Herzen. Dieser Patriotismus ist auch nicht an der Zeit krank, liebängelt mit keiner Partei, klagt weder Menschen noch Verhältnisse an, sondern hält in frommer Begeisterung liebend und schirmend das Heimathland umfangen und lebt der festen Ueberzeugung, daß sein großes Zeitalter anbrechen muß, ob wir es selbst noch oder unsere Söhne erleben werden. Benedix empfiehlt uns deßhalb zu allermeist Achtung vor uns selbst; eine Mahnung, die beherzigt werden sollte, denn wie verlangen wir, daß uns die Fremden achten, wenn wir einander selbst „deutsche Michel schimpfen"? Sich aber selbst ehren zu lernen, legt Benedix dem Volk seine Geschichte, seine Literatur, besonders aber seine großen Dichter an das Herz. Daß er unter den letzteren vorzugsweise Schiller die Ehre gibt, ist eine Befangenheit, die wir ihm gern zu gut halten wollen; nicht minder die, daß er das Fremdländische zuweilen ohne Grund bespöttelt, wie wenn er sich z. B. über das Wort postillon d'amour etwa so äußert: „Merkwürdig, daß die Franzosen auch für die schlechteste Sache immer noch einen schönen Ausdruck bereit haben!" —

Gewiß ist, wäre Roderich Benedix qualitativ der Sohn der Musen, wie er uns als Mensch und insbesondere als deutscher Sohn in seinen dramatischen Werken begegnet, er wäre einer unserer größten Bühnendichter geworden. — Daß viele seiner Stücke ihren Autor überdauern werden, mag wohl Niemand bezweifeln.

Nachdem wir in Vorstehendem den Verdiensten unsers Dichters im allgemeinen Rechnung getragen, kehren wir noch einen Augenblick zu dem „alten Magister" und dem „Vetter" zurück. (Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1847. Herausgegeben von Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt, J. D. Sauerländer.

Ein Hauptvorzug dieses Taschenbuchs ist die wohlgeordnete Mannigfaltigkeit seiner Gaben. Ihre Reihe eröffnet auch in diesem Jahre der „Miniatursalon", eine Anzahl von Stichen ausgezeichneter Gemälde lebender Meister, von sehr gut geschriebenen ästhetischen und biographischen Skizzen begleitet. Wir heben hervor Eduard Steinle's Bildniß, von Stralendorff gemalt, von Carl Mülter gestochen; die Genesende von Rustige; der Mutter Abendgebet von Riedel; ein trauerndes Kind von L. Pillier. Die erste Erzählung „Die Vordedeutungen" ist von H. Zschokke verfaßt. Wir gestehen, daß uns die Lösung der in der Ueberschrift rubrizirten Aufgabe — welche gewissermaßen in ihrer eigenen Negation, in einer Nichtlösung besteht — durchaus nicht befriedigt. Desto mehr und freundlicher aber des Verfassers wohlbekannte Darstellungsweise, voll harmlosen Humors und reiner Empfindung; auch fehlt es nicht an tüchtigen Seitenhieben auf die heutigen Schildträger gespenstiger, mit schönen Namen geschmückter Geistermächte. — J. Rank schildert in seinem „Klagmütterlein", dessen wunderlicher Titel erst am Schlusse Erläuterung findet, einen edlen Menschen, der eine sündige That durch ein Leben voll Tugend nicht zu sühnen vermag. Daß er dabei zugleich auch den Schein der Tugend zu wahren sucht, ist zu verzeihlich, um die grausame Nemesis zu rechtfertigen, die mit ihm noch härter die ihm nahe stehenden ganz schuldlosen Menschen zu Boden schmettert. Indessen hält der Verfasser in der Einkleidung dieser Erzählung seinen Pegasus besser im Zaume, als sonst gewöhnlich, ohne darum an Eigenthümlichkeit der Form und an tiefen Blicken in das Seelenleben weniger zu bieten. — Betty Paoli hat ihre Novelle „die Brüder" ebenso kraß begonnen als geendet; der Moral der Fabel (am Schlusse): „die Schuld der Mutter ist gesühnt (!) durch das Elend der von ihr Geborenen" ist weder christlich, noch heidnisch-menschlich. Schade um die Fülle der Leidenschaft und so manche tiefe Reflexion und Empfindung in dem Stücke! — Der

Digitized by Google

Inhalt des „rheinischen Dichtersalons“ bezeugt die Sorgfalt des Herausgebers für diese Sammlung. Wir vernehmen hier E. M. Arndt's bekannte Gesinnung, in schwungvollen Dichterworten ausgesprochen; tiefempfundene Lebenserfahrungen Freiligrath's; echte, innerlich und äußerlich schöne Liebeslieder eines Frauenherzens von L. v. Gall, bekanntlich eines Dichters Gattin, aber schon bevor sie dies ward, einer Dichterin; ein Lied von G. Keller, der uns neulich mit einer trefflichen, auch in diesen Blättern besprochenen Sammlung beschenkte; und so noch Vieles und Vielfaches; den Schluß bildet ein liedevoller Wunsch für die Menschheit von J. H. Frh. v. Wessenberg. — H. Sneidt hat alte „schleswig-holsteinische Geschichten“, welche durch die Gegenwart doppeltes Interesse gewinnen, lebendig erzählt. — W. O. v. Horn erfreut uns wieder durch eine rheinische Dorfgeschichte „Aus der Schmiede“, eine schöne und ergreifende Herzensgeschichte, deren Tonart fast immer das rechte Maß zwischen gebildeter Darstellung und der einfachen Ausdrucksweise des Dorfbewohners hält. — Dr. Adrian gibt eine Reiseskizze „über den Jaman“, eine zusammenhängende Reihe zierlicher und heitrer Genrebilder und Landschaftszeichnungen. Dagegen führen uns W. Müllers „Täuschungen“ in eine schwüle, unheimliche Atmosphäre, deren Ingredienzien z. B. übermenschliche, nicht hinlänglich motivirte Aufopferungen — ein idealisirter Cretin — ein bekannter lebender Dichter und dessen selbstgeopferte Gattin u. s. w. bilden.

Der Gevattersmann. Volksbuch für 1847 von Berthold Auerbach. Dritter Jahrgang, mit 31 Holzschnitten. Braunschweig, Westermann.

Auch ein Taschenbuch, oder lieber ein Hausbuch, werth in jedes Bürgers Hause gelesen zu werden. Der Leser versäume nicht, durch das mit heiteren und ernsten Farben geschmückte Portal der Vorrede in den Bildersaal zu treten, welchen ein guter Maler und was noch mehr ist, ein guter Mensch und herzlicher Freund des Volkes diesem eröffnet. Auch die Gebildeteren aus dem Volke werden sich nicht zu vornehm halten für die sauberen Holzschnitte statt der Stahlstiche, für die 4 Neugroschen Ladenpreis statt so vieler Thaler und endlich für den gevatterlichen Ton des Büchleins, den sie sich mitunter übersetzen mögen, manchmal aber auch nur ja nicht in eine höhere oder stärker bekreuzte Tonart transferiren sollen!

Offenbach a. M.

Feuilleton.

*** Berlin. Der herrliche Schild, welchen Se. Majestät als höchst sinnreiches Pathengeschenk für den Prinzen von Wales, den einstigen Thronfolger Englands, anfertigen läßt, wird in diesen Tagen fertig und dann nach dem Orte seiner Bestimmung abgesendet werden. Unser Peter v. Cornelius hat dazu mit hohem Geiste die Zeichnungen entworfen, und der Bildhauer Fischer die Modelle gemacht, welche dann Hr. Merteas mit Meisterhand ciselirte. Des Letztern Arbeit ist den großartigsten Werken der alten Meister in der Ciselirkunst an die Seite zu stellen. Das Ganze hat der Hofgoldschmied Hoffauer sehr geschickt zusammengefügt. — In der nächsten Woche steht unsern Musikfreunden ein hoher Genuß bevor, indem die berühmte geniale Sängerin, Mad. Garcia-Viardot aus Paris, mit ihrem Landsmanne, Herrn Vivier, dem ersten jetzt lebenden Hornisten, welcher zauberhafte Töne seinem einfachen Blas-Instrumente zu entlocken weiß, ein Concert geben wird. — Die hier in der Wintersaison von dem k. Opernorchester zum Besten seiner Wittwenkasse seit einer Reihe von Jahren schon aufgeführten großartigen Symphonieconzerte, welche von der Elite des Publikums überzahlreich besucht werden, haben für den diesjährigen Winter gestern unter Leitung des Musikdirectors Taubert ihren Anfang genommen. Die Wahl des gestrigen Programms entsprach den Wünschen der Zuhörer. — Musard gefällt hier mit den in Krolls Lokal von ihm gegebenen Monsterconzerten. †

*** Mazarinades. Die zahllosen seiner Zeit gegen Mazarin erschienenen Pamphlete, welche auf die Geschichte jener Zeit ein helles Licht werfen und den allgemeinen Namen Mazarinades führen, sind Gegenstand einer besondern Arbeit von Seite eines Herrn Moreau gewesen, der sein Werk demnächst herausgeben will. Voteur.

*** Maria Stuart's Liebesbriefe. Das Edinburger Review wird in kurzem einen höchst anziehenden Briefwechsel veröffentlichen. Es handelt sich dabei um die Correspondenz Maria Stuarts mit Bothwell vor ihres zweiten Mannes, Lord Darnleys, Ermordung. Die Briefe wurden bei dem großen Processe, der zwischen der Königin und ihren empörten Unterthanen, vor Königin Elisabeth geführt wurde, vom Regenten Murray vorgelegt. Maria Stuarts Vertheidiger leugneten die Authenticität derselben ebenso entschieden, wie die Echtheit von der Gegenpartei verfochten wurde. Später wurden die merkwürdigen Briefe ins englische Archiv gelegt, verschwanden jedoch während der Regierung der Stuarts aus bekannten Gründen aus demselben und schienen vernichtet worden zu seyn. Aber Sir William Knox hat sie jetzt in der Bibliothek Sir Arthur Lesley's, eines Laird im Westen des schottischen Hochlandes, wieder aufgefunden. Ein Ahnherr Sir Arthurs, der Bischof Lesley von Roß nemlich, war einer der zu ihrer Vertheidigung vor dem Schiedsgerichte der Königin Elisabeth ernannten Commissäre. Dieser Bischof von Roß hat den Briefwechsel allem Anscheine nach dort als historische Merkwürdigkeit aufgehoben. Sir William Knox hat seinen Fund mehreren Edinburger Gelehrten zur Prüfung vorgelegt und das Urtheil dieser Männer stimmt vollkommen mit dem Gutachten des englischen Geheimenrathes zu Elisabeths Zeiten überein. Die Briefe sind schlecht stylisirt, es herrscht in ihnen der angezwungene, sorglose Ton, wie er unter Vertrauten gewöhnlich ist; der Inhalt ist aber so reich an Personalitäten und Besonderheiten, daß sie unmöglich Machwerk eines Dritten sein können. Die Correspondenz ist in französischer Sprache geführt. M. Utrhbl.

*** Die Franzosen als Seeleute. Der amerikanische Reisende Schröder bemerkt: Ich habe mich viel mit Toulon und dessen Umgegend beschäftigt. Bewundern mußte ich allerdings die großartigen Anstalten für das Seewesen. Allein es ist etwas im bloßen Ansehen des französischen Seemannes, was die Ueberzeugung erweckt, daß sie nie eine große Rolle zur See spielen werden. Die außerordentlichsten Anstrengungen haben der französischen Marine jetzt ein gigantisches Ansehn gegeben; allein im amerikanischen oder englischen Seemann zeigt sich etwas angeboren und natürlich Seemännisches, was sich nicht anlernen oder nachahmen läßt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 26. October. Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Roderich Benedix. Hierauf: (Erste Abtheilung) Optische Lichtbilder. (Zweite Abtheilung) Komische Spiegelbilder aus dem Leben, von J. Bosch aus Wien.

Dienstag, den 27. October. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräul. Emilie Walter, k. k. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 297. Mittwoch, den 28. October 1846.

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Fortsetzung.)

2.

Der junge Mann setzte seine Besuche bei Renata fort, die er sehr häufig allein traf. In diesen Augenblicken, die beiden nie lange genug dauerten, gestanden sich die jungen Leute, welche für einander geschaffen schienen, nach und nach ihre Liebe. Der Zufall hatte zusammengeführt, was die Natur als das Herrlichste geschaffen. Die Leidenschaft that das Uebrige. Diese Leidenschaft war bald so stark, daß der einzige Gedanke, der ihr zukünftiges Glück enthielt, der war, sich durch das Band der Ehe auf ewig zu fesseln.

Obgleich seine Vorsätze so lobenswerth waren, so wandte sich Heinrich doch nicht an die Familie des schönen Engelskindes. Vater Corbeau bemerkte nicht so deutlich die Innigkeit des Verhältnisses zwischen seiner Tochter und dem Freunde seines Neffen; jedoch dieser Letztere sah heller in der Sache und entdeckte sehr wohl, wie die Zuneigung zwischen Heinrich und seiner Cousine stets mehr und mehr zunahm, und der arme Bursche wurde doch ängstlich, da man in Angers anfing, davon zu reden.

Er konnte sich daher nicht enthalten, ihm zu sagen, was er denke, und erklärte Heinrich, daß seine Cousine, so tugendhaft sie auch sei, sich doch nicht über das Gerede hinwegsetzen könnte, welches sein Betragen verursache. Der junge Edelmann versprach nunmehr Lambert, die Sache dadurch in's rechte Gleis zu bringen, daß er um die Hand Renatas bei ihrem Vater anhalte.

„Im andern Fall," erklärte Lambert ernsthaft, „wäre es meine Pflicht, meinen Onkel von Allem zu unterrichten, der, Gott verzeih' mirs, nichts von der Sache ahnt."

„Es handelt sich um Renatas Ehre . . . daher vertraue meinem Worte."

„Ich vertraue Dir," erwiederte Lambert beruhigt.

Trotzdem jedoch beharrte Heinrich auf seinem Schweigen, weil er fürchtete, daß sein Vater eine Vereinigung nicht zugeben würde mit einem Mädchen, das, so reich auch ihre persönlichen Vorzüge immer sein mochten, doch arm an Vermögen war. Er verschob es von Tag zu Tag und versprach jeden Abend seinem Freunde, sich den andern Tag zu erklären; allein immer hatte er wieder seine Gesinnung geändert.

Eines Abends kehrte er zufriedener zurück.

„Nun," fragte ihn Lambert, „hast Du Dich endlich erkläret?"

„Ich habe Renata ein Heirathsversprechen unterzeichnet."

Dieser fuhr zurück.

„Ah! was denkst Du damit?" sagte er unzufrieden. „Das genügt nicht. Morgen werde ich es meinem Onkel sagen, daß er, um seine Ruhe zu retten, Dir sein Haus verschließen müsse."

„Lambert . . ."

„Nein, mein Herr, so handelt man nicht gegen Jemand, die man schätzt, die man liebt . . ."

„Ach, mein lieber Lambert, beruhige Dich! . . . Was Du hier sagst, ist alles wahr, und doch, wenn ich an die Schwierigkeiten denke, welche mein Vater mir in den Weg legen, an die Einwendungen, welche er gegen diese Heirath machen wird, gegen diese Heirath, welche ich so sehr wünsche, welche alle meine Wünsche ausmacht, . . . so zittere ich . . . so zweifle ich . . ."

„Ja, was erwartest Du denn so?"

„Ich habe an meinen Vater geschrieben und muß seine Antwort abwarten, ehe ich mich erklären kann."

„Das sind Rücksichten, welche mich nichts angehen. . . . Meine Pflicht ist, den Onkel davon in Kenntniß zu setzen. Die Freundschaft verliert ihre Rechte, wenn es sich um die Ehre handelt. Ich habe Dich in meine Familie eingeführt und ich muß für Dich stehen. Auf mich fiele alle Schuld, wenn ich mich hier schwach zeigte."

Heinrich, der die Richtigkeit seiner Gründe einsah, konnte hierauf nichts erwiedern, und die beiden Mitschüler verließen sich fast erbittert auf einander.

Unglücklicherweise wurde Lambert plötzlich krank, was ihm unmöglich machte, sich um das Treiben seines Freundes weiter zu kümmern. Die Krankheit nahm bald einen bösartigen Charakter an. Der junge Edelmann weihte ihm alle Sorgen; dennoch war er nicht so häufig bei ihm, daß ihm nicht einige Augenblicke übrig geblieben wären, um Renata zu sehen.

Das schöne Kind wurde traurig, nachdenkend, melancholisch; sie schien die Gegenwart ihres Vaters zu fürchten. Trotz seiner Blindheit entging Corbeau dennoch dieser Wechsel nicht; er befragte Renata darüber, ohne jedoch die Ursache ihrer Trauer von ihr erfahren zu können. Nur die Gegenwart Heinrichs gab ihrem Antlitz einen Ausdruck von Freude.

Nachdem Corbeau lange darüber nachgedacht hatte, welches die geheimnißvolle Ursache ihrer Trauer sei, glaubte er in seinem Vetter die Ursache entdeckt zu haben, dessen Krankheit sie wohl beunruhigen könne. Darin bestätigte ihn noch ihre Freude, wenn sie den jungen Edelmann sah, der ihr das Neueste von dem armen Kranken brachte.

Um seiner Tochter eine Freude zu machen, entschloß er sich, Lambert in sein Haus bringen zu lassen. Nachdem dieser Plan ausgeführet war, änderte sich jedoch nichts in der Trauer des Mädchens. Sie pflegte ihn, weihte ihm alle Sorgen, allein die Melancholie, welche sich ihres Wesens bemächtigt hatte, schwand nicht.

Es waren nun drei Monate, daß Heinrich Seez und Helenen, welche er ganz vergessen zu haben schien, verlassen hatte, als eines Tages ein Bürger, ein Freund Corbeau's, diesen besuchte.

Digitized by Google

„Nun, Nachbar," sagte er zu ihm, „wißt Ihr schon die große Neuigkeit?"

„Nein," erwiederte Corbeau.

„Wahrhaftig nicht? Es ist doch in ganz Angers von nichts anderm die Rede."

„Was ist es denn?"

„Ihr kennt doch Perette, die Tochter des Herrn Cloquet?"

„Gewiß."

„Sie hat sich von einem jungen Manne aus guter Familie verführen lassen und dieser reist nun, trotz seinem Versprechen, sie zu heirathen, von hier weg."

Unbeweglich hörte Renata Corbeau zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweiter Artikel. — Bojardo.

Wir haben somit die Stätte erreicht, wo die beiden Genien walten. Ungleich bedeutender als Pulci ist sein Zeitgenosse, der treuherzige, edle Graf von Scandiana, Matteo Maria Bojardo, Vasall der Fürsten von Este, ein Mann, dem es mit der Poesie ein leidenschaftlicher Ernst war, der sich innig in die alte Sage hinein lebte und viele Jahre glücklichen Lebens an die Schöpfung des unsterblichen Epos vom verliebten Roland wendete. Zwar in Italien gewann es nur eine Zeitlang die verdiente Liebe, nachher wurde es durch entstellende Umarbeitungen und durch den glücklicheren Roland Ariost's in Schatten gestellt; hoffentlich ist dies aber seit Erscheinung der neuen Ausgabe durch Panizzi (in England) anders, und in Deutschland sind wir so glücklich, in Folge der Bemühungen zweier ausgezeichneten Uebersetzer, den alten Meister ehrenwerth eingebürgert zu sehen. Zuerst hat ihn Gries, dann Regis übersetzt. Ich kenne nur die wunderschöne Bearbeitung des letzteren nebst den angehangten gelehrten Glossen, welche mir in der obigen und weiter folgenden Darstellung die ersprießlichsten Dienste geleistet haben. Indessen habe ich mir völlig unabhängig die Ueberzeugung gebildet, daß der Dichter des durch und durch romantischen Epos vom verliebten Roland einer der größten Epiker alter Zeiten und dem Ariost durchaus ebenbürtig sei. Um so größer war meine Freude, als ich diese Ansicht durch längst gefällte Urtheile deutscher Kenner bestätigt fand, von welchen Val. Schmidt sagt: „Man muß dem Bojardo seinen Platz neben den höchsten Meistern aller Zeiten anweisen;" und Wilhelm Müller: „Der Graf Bojardo, einer der größten Dichter, die irgend ein Volk aufzuweisen hat, und den die Kritik nur dann unter Ariost stellen darf, wenn ihre Schätzung nach dem Alphabete geht ꝛc. Mit derselben Freude ergreife ich diese Gelegenheit, um zu meinem bescheidenen Theile die Indolenz aufzurütteln, welche noch immer hinsichtlich Bojardo's bei uns fortzudauern scheint; doch beschränke ich mich überall auf Andeutungen, damit für Ariost, um den es in diesem Aufsatze vor Allem gilt, Raum behalten wird.

Bojardo kam nur mit einem Bruchstück zu Stande, aber mit einem Bruchstück von grandiosem Umfang. Es enthält im ersten Buch 29, im zweiten 31, im dritten 9 nicht unbeträchtliche Gesänge, und noch läßt sich kein Ende absehen. Der erste Eindruck, welchen es auf den Leser macht, ist eine halbe Bestürzung, Blendung oder Verwirrung; denn er soll sich für einen unendlichen Segen von Begebenheiten und Helden interessiren. Es ist nämlich zunächst die Karlssage nach allen Richtungen ausgeschöpft; aus Turpin, den Reali di Fraucia, den französischen Volksbühnen von den Haimonskindern und deren Verwandten, aus Volksliedern und Sagen oder was immer für Quellen der Stoff herausgeholt, in Wechselwirkung gesetzt und mit unermüdlicher Schöpfungskraft bereichert und selbstständig gewendet. Wir finden Rinald mit seinen Brüdern, Roland, Kaiser Karl, Gan (Ganelon), das Haupt der Maiuzer, Olivier und seine anziehenden Söhne Aquilante und Grifon, über welche die Volkssage verloren zu sein scheint, Ogier den Dänen, Naymo, Malagis, Vivian. Wir machen die Bekanntschaft des Glücksritters Astolf, des englischen Königssohns und Paladins, Vetters von Roland und Rinald, den Bojardo aus dem italienischen Volksbuch und nach andern Vorgängern weiter ausgebildet hat. Die ungeheuren Kämpfe der Sarazenen und Christen thun sich vor den erstaunten Augen auf, zuletzt der Gipfel derselben, die Belagerung von Paris durch die Sarazenen (III, 7 und 8). Wir erfahren von den gewaltigen Herren der Heidenschaft, von Agolante, seinen Söhnen Almont und Trojan, dem Spanier Marsil, dem unverwundbaren Ferragu u. s. f. Diese Herren sind in hundertfältige Beziehungen gesetzt, zum Theil ächte Solitärs der Poesie, wie z. B. der Streit und Kampf zwischen Roland und Rinald. Ein Keim der italienischen Karlssage, auf Rüdiger deutend, ist zum imposantesten epischen Wuchse aufgezogen; der zugleich in den Reali gegebene Wink von Rüdigers Schwester Marfisa regt den Dichter zur Erschaffung jenes bedeutend eingreifenden, den Manuern fürchterlichen Mannweibes an. Aber der Dichter greift über die Karlssage nach allen Seiten hinaus: da sind bretonische Stoffe (von Merlin, vom Königreich der fernen Inseln, die Phantasie von Morgana's Garten, dem Kampf mit dem Drachen vor dem Eintritt in denselben, der Befreiung der festgehaltenen Ritter u. A.), einige der gangbarsten Sagen von Alexander dem Großen, da dieser von Bojardo zu Rüdiger's Ahnherrn gemacht wird, nordische Kunden, historische Ueberlieferungen, Mythen des klassischen Alterthums, Mährchenstoff, Wunder-, Ungeheuer- und Dämonengebilde der buntesten Art, stamme es aus dem Orient oder sonst wo her.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Roderich Benedix als Bühnendichter; insbesondere seine beiden Stücke: „Der alte Magister" und „Der Vetter".

Von Eduard Sattler.

(Schluß.)

Unter allen Stücken von Roderich Benedix ist es vorzugsweise „der alte Magister", in welchem das ethische zugleich mit dem vaterländischen Moment zu seiner vollsten Geltung gelangt. Der Held dieses Dramas, Magister Reisland, ist aus urdeutschem Stoff nach urdeutschem Typus geformt, eine biedere, treuherzige, tiefgemüthliche Natur. In den Schlachten, welche die frisch erwachte Freiheitslust im Vaterland gegen Napoleon schlug, hat er sich das eiserne Kreuz erstritten; die Eindrücke jener Zeit sind in der Seele des Alten unauslöschlich geblieben und bestimmen noch gar oft in späten Tagen sein Thun und Lassen. Nur einmal hat er wahrhaft geliebt, aber das Unglück war im Geleite seiner Neigung und er hat sich des-

Digitized by Google

halb mit seinen frohen und trüben Erinnerungen in die Einsamkeit zurückgezogen. So müssen wir den alten Magister liebgewinnen, müssen an Allem, was ihn berührt, innigen Antheil nehmen. Aber — daß er uns zuweilen doch auch ein mitleidiges Lächeln abnöthigt, machen wir dem Dichter zum Vorwurf. Benedix hat seinen Charakter sehr schön ausgedacht; er war jedoch des Stoffes nicht recht Meister, und so ist ihm die Ausführung stellenweise ganz mißlungen. Daß ein Mann, der einst ein deutscher Studiosus gewesen, der kampflustig die Muskete getragen, der das eiserne Kreuz verdient, der in seinem Leben die Menschen kennen gelernt, viele Erfahrungen gesammelt hat, — daß ein solcher sich von einer alten Haushälterin unter den Pantoffel bringen, sich — und wäre es noch so wohlgemeint — von ihr über den Löffel barbieren läßt, bleibt unwürdig, weil unmännlich, wenn es auch im Leben vorkäme, und thut dem Interesse, welches wir für den alten Magister hegen, der Achtung, die wir vor ihm haben sollen, nicht geringen Eintrag. Daß ein ergrauter Mann, der sich mißbilligend über das Duell ausspricht, der voll männlicher Würde zwei ungezogene Gesellen zurechtweist, sich zuletzt mit denselben Milchbarten „pault", bleibt ein Widerspruch, für welchen wir vergebens nach einer Lösung suchen. Oder soll etwa in dem alten Magister der deutsche Mann mit dem deutschen Philister, wie das gute mit dem bösen Princip, im Kampfe liegen? Nein, es müßte ja sonst der eine oder der andere sieghaft bestehen; aber Reisland bleibt bis an sein Ende ein halber Mann und ein halber Philister, oder besser ein halbes Weib, dem das Herz gar oft mit dem Kopf davon läuft. Wir wiederholen deshalb, die Idee des alten Magister war gut, war deutsch, in der Form ist sie jedoch etwas mißrathen. — Rölzer und Thuning, ein alter und ein junger Spieler, von denen der erste uns Mitleid, der andere Verachtung abzwingt, repräsentiren die ethische Bedeutung des Dramas glücklicher als Reisland die vaterländische. Das Hazardspiel wird thatsächlich in seiner ganzen Gehässigkeit dargestellt, und zwar in einer Weise, die ihren Eindruck nicht verfehlen kann, so daß Rudolph's im Predigton an das Publikum gerichtete Worte: „Wann wird endlich die Zeit kommen, wo das Hazardspiel, dieser Fluch der Familien u. s. w. u. s. w. aufhört!" kaum noch nöthig, in seinem Mund aber und an dem Ort, wo er sie spricht, nicht einmal passend erscheinen. — Frau Baumwieser, Reisland's Haushälterin, die, ganz ähnlich wie der heilige Crispinus, ihren Herrn bestiehlt, um seinem Adoptivsohn, da er sich verheirathen will, eine schöne Ausstattung zu sichern, und deshalb dem alten Magister im entscheidenden Moment ehrlich einige Tausend Thaler einhändigt, steht allzusehr außerhalb des Stückes; wir würden sie ganz wegwünschen, müßten wir dann nicht in unserm Stadttheater auf eine ganz ausgezeichnete Leistung der Madame Meck verzichten. Ueberhaupt wird das Drama hier gut gegeben, und nur Herrn Reger, dem Träger der Hauptrolle, möchten wir es noch besonders an das Herz legen, die Mängel, welche der Dichter an dem alten Reisland verschuldet hat, durch die Darstellung möglichst zu verdecken. Mit herausgekehrter ganzer Männlichkeit gleich im ersten Akt wird dies wohl am besten erreicht. Ja nicht mit gedämpfter Stimme sprechen, nicht hüsteln, nicht vom Alter und nicht von der Haushälterin gebeugt sein! — sonst ist der Bruch zwischen Eingang und Ausgang des Stückes ganz unheilbar.

Weniger inneren Gehalt als der „alte Magister" hat „der Vetter", bleibt aber nichts desto weniger ein allerliebstes Lustspiel, welches überall, besonders wenn der Träger der Titelrolle seinen Mann steht, die glänzendste Aufnahme findet. So hat es nach den neuesten Mittheilungen aus Hamburg das dortige Publikum wahrhaft elektrisirt, und auf dem hiesigen Theater ist sein Erfolg in dem Grad gesichert, daß es binnen acht Tagen dreimal aufgeführt werden konnte.

Allerdings mag es Benedix in diesem Stück zunächst auf die Lachmuskeln abgesehen haben; der treuherzige alte Vetter, dem im ersten Akt nolens volens so viel Geheimnisse anvertraut werden, daß er beinahe daran erstickt, die höchst drollige, große Spannung erregende Verwechslung von vier Briefen im zweiten und das allgemeine Stelldichein wider Willen mit einem Versteckenspiele im letzten Akt, geben zu den komischsten Situationen Anlaß. — Will man aber nicht blos lachen, sondern den einzelnen Charakteren tiefer in die Seele schauen, ihr Verhältniß zu einander genauer prüfen, so springt Einem auch in dieser scheinbar so harmlosen Komödie das ethische Element in die Augen. Egoismus und Vorurtheile des reichen Großhändlers, bei dem der Kopf und die Rechentafel das Regiment führen, und die tiefgründende Gemüthlichkeit des Vetters, der gern alle Menschen glücklich machen möchte, wenn er nur könnte, und selbst dabei zu kurz gekommen ist; — die verzogene, schnippige, leicht aufbrausende, fast boshafte Pauline und die stille, versöhnende, ächt weibliche Luise, die es durch ihr ganzes Wesen „Allen angethan hat", bilden Gegensätze, aus denen wir uns gern eine Lehre für das Leben mit nach Hause nehmen. Ja sogar die verschiedene Art und Weise, wie alle Personen des Lustspiels von dem sechzehnjährigen Wilhelm an bis hinauf zu dem Großhändler und sogar dem alten Vetter — denn auch in seinem Herzen sieht es Luisen gegenüber nicht ganz geheuer aus —; sogar die verschiedene Art und Weise, sagen wir, wie sie Alle lieben, ist auf eine schöne psychologische Beobachtung gegründet. Schon der Umstand, daß sich die Liebe von verschiedenen Seiten auf Luisens ächt weibliches Wesen concentrirt, hat eine tiefere Bedeutung; daß man aber die Charaktere gerade aus der Art ihrer Liebe recht begreifen lernt, rechnen wir zu denjenigen besondern Vorzügen dieses Lustspiels, die es mit den wenigsten, deutschen oder französischen, gemein hat. —

Herr Meck ist als der alte Vetter Siegel ganz unübertrefflich, und wenn gerade nirgends die Vettern besser gerathen, als in unserm deutschen Vaterland, einen so guten, lieben Herr Vetter, wie ihn, wird man sobald nicht wiederfinden. Und wie leicht ist es doch, bei dieser Rolle über die Grenzen des Natürlichen hinauszuschweifen! Aber Herr Meck hat seine schönen Mittel, als ein bewährter Künstler, als ein feiner Komiker, meisterlich in der Gewalt, und daß das Publikum eine solche Leistung zu würdigen versteht, hat es durch den wiederholten Hervorruf des Darstellers bewiesen. — Mit dem Großhändler Gärtner des Herrn Reger sind wir nur da nicht recht einverstanden, wo er dem Vetter andeutet, daß er Luisen heirathen will. Es liegt unsers Erachtens etwas das Zartgefühl Verletzendes darin, wenn er auf einmal, von seiner Liebenswürdigkeit und Liebeslust sprechend, die Stimme verändert und einen Brummbaß wie aus dem Augen heraus anstimmt. — Fräulein Uetz hat die Partie der Luise nicht so in der Gewalt, wie Madame Thomas; sie läßt namentlich diesen Charakter zu viel von seiner weiblichen Würde einbüßen, faßt ihn zu naiv auf, und das ist nicht im Sinne des Dichters. — Dagegen bewährt sich Fräulein Hausmann auch in der Rolle der

Digitized by Google

Pauline wieder als eine talentvolle denkende Jüngerin der Kunst, die rasch und sicher vorwärts schreitet. — Fräulein Daun (Wilhelm) und die Herren Nork (Buchheim) und Thomas (Ernst) tragen zu einer im Ganzen recht lobenswerthen Darstellung des Lustspiels das Ihrige bei. —

Wir schließen unsern Bericht mit der Bemerkung, daß wir in einer Zeit, wo das deutsche Theater mit französischen Stücken überschwemmt ist, wo es unsern Dichtern so schwer wird, ihre Erzeugnisse auf die Bretter zu bringen, und noch schwerer, sich Anerkennung zu verschaffen, mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, einen vaterländischen Dramatiker einmal nach Verdienst würdigen zu dürfen.

Feuilleton.

*** Paris, das seiner Wohlthätigkeit wegen berühmt ist, hat im vorigen Jahre den Armen 1 Mill. fl. C. M., Wien dagegen, obgleich es nicht die Hälfte Einwohner zählt, fast 1½ Mill. fl geschenkt.

*** Herr Emil v. Girardin, der Herausgeber des Pariser Journals „Presse", hat ein neues Mittel erfunden, die Zahl der Abonnenten seines Blattes zu vergrößern. In seinem Journal und durch große Anschlagzettel kündigt er an: die „Memoiren eines Verstorbenen" (mémoires d'outre-tombe) von Chateaubriand werden im Feuilleton der „Presse" „zu der von dem Verfasser bestimmten Zeit" erscheinen. Diese „vom Verfasser bestimmte Zeit" ist aber — nach Chateaubriand's Tode. Herr Girardin bezweckt also mit seiner Anzeige Zweierlei: einmal will er das Publikum glauben machen, die Memoiren würden nächstens erscheinen; anderntheils gibt er Chateaubriand auf eine feine Art zu verstehen, wie langweilig sein Leben Herrn von Girardin wird.

*** Neue Naturgeschichte. In einer norddeutschen Zeitung lesen wir einen jocosen Artikel mit der Ueberschrift: „Aus der Naturgeschichte für erwachsene Kinder". Unter dem Buchstaben L finden wir das Schlagwort: Ladenschwengel, welches besonders gut definirt wird. Es heißt dort nämlich: Ladenschwengel (Ladenschwenguius Boutiquii, seu homo fadissimus) — legt sich gern an den Laden, schwärmt für Barchent und Paul de Kock, für Bier und Haubenputzerinnen, kann eher zwei schlechte Witze machen als einen guten verstehen, hat oft so schlechten Stoff in Händen als im Kopfe, kann stets das Publikum mit Mustern bedienen und selten als Muster dienen. Wenn ihrer fünf beisammen sind, so fehlt nur noch ein einziger zu einem halben Dutzend gemeiner Schlingel.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 26. October.)

Lobe theilt in der „Leipz. allg. musik. Ztg." einen Vorschlag zu einer neuen Art Mozartstiftung mit, dem wir von Herzen die größte Berücksichtigung in ganz Deutschland wünschen möchten.

„Statt Mozart ein steinernes oder ehernes Denkmal zu setzen," sagt er, „hat Frankfurt eine Stiftung für lebende und strebende Jünger der Tonkunst gemacht seit vielen Jahren, und bis jetzt wirklich schon — einen Zögling unterstützt.

Wenn das freilich so fortgeht, so geht es langsam fort, und diese Art von Mozartstiftung trägt mit großer Noth, Mühe und Zeitaufwand — einen Tropfen ins Meer.

Wäre es nicht möglich, den schönen Gedanken zweckmäßiger auszuführen?

Hier ein Vorschlag zu einer Mozartstiftung in anderer Form.

In Frankfurt allein kommen, alle dortigen Musikvereine zusammengerechnet, gewiß mehr als 800 Mitglieder, 800 Freunde der Tonkunst heraus. Nun denke man, diese Achthundert erklärten sich als Mitglieder einer Mozartstiftung in der Art, daß jedes jährlich — einen Thaler zahlte, vierteljährlich 7½ Neugroschen!

So könnte Frankfurt allein und gleich zwei bedürftigen Talenten ein sorgenfreies Studium gewähren *).

Thäten aber Aehnliches alle Städte von einigem Umfang in Deutschland, — es wimmelt ja darin von Musikvereinen aller Art —, so könnten gleich hunderte von Talenten unterstützt werden, denn hunderte von Städten in Deutschland gibt es, die 3 bis 400 Musikliebhaber in sich bergen.

Jeder Verein unterstützte zunächst sein Stadttalent, und griffe erst, wenn da keines zu finden, in die Fremde und Ferne.

Wenn Jeder, dem eine vierteljährige Ausgabe von 7½ Neugroschen keine andere Anstrengung als einen Griff in die Börse kostet, sich zu einer solchen Gabe verstehen wollte, kein einziges armes Musiktalent — denn nicht alle sind ja arm — würde fortan vergebens und traurig nach Ausbildung schmachten. Käme aber unter zehn, zwanzig, ja kämr unter hundert mit so geringen Opfern unterstützten Talenten auch nur eines zur vollen Kunstblüthe, es wäre immer mehr gewonnen, als mit allen Denkmalen für todte Componisten je zu gewinnen ist.

— Fräulein Emilie Walter, die ihren Gastrollencyklus auf hiesiger Bühne heute eröffnet, wird nicht nur als Donna Anna, sondern auch als Medea in der langentbehrten grandiosen Cherubinischen Oper auftreten, sowie auch die Aufführung mehrer anderer klassischer Tonwerke durch die Anwesenheit dieser Künstlerin möglich gemacht und in Aussicht gestellt ist. Wir glauben, daß hierin die kürzeste und beste Empfehlung der von auswärts sehr gepriesenen Sängerin ausgesprochen liegt.

— Aus Köln wird der Redaktion geschrieben: Die seit der kurzen Zeit ihres Hierseins sehr beliebt gewordene Schauspielerin Fräulein Meck aus Frankfurt wird uns in Folge von Differenzen mit der Direktion, schon mit nächstem Monate verlassen. Das Recht soll auf ihrer Seite sein. Wir wissen nicht, wie Herr Beurer diese junge eben so bescheidene als strebsame Künstlerin ersetzen will. R.

*) Hierzu müssen wir uns die Bemerkung erlauben, daß Lobe im Irrthum ist, wenn er meint, die Frankfurter Mozartstiftung solle ein exclusiv Frankfurtisches Institut sein, sie ist vielmehr laut dem in den Statuten ausgesprochenen Zwecke ihrer Gründung, wie er anfänglich namentlich durch W. Speyer gefaßt und angeregt worde, eine Stiftung für ganz Deutschland, die nur ihren Sitz in Frankfurt hat, wie denn für ihre Wirksamkeit ein solcher Centralpunkt gewiß unumgänglich gefordert wird. Am wünschenswerthesten wäre die Ausführung der Lobe'schen Idee gewiß in der Weise, daß man die deutsche Mozartstiftung in Frankfurt hierdurch zur höchsten Blüthe emporzuheben suchte.

Anm. d. Red. d. Konv.-Bl.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 27. October. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. württemb. Kammersängerin.

Mittwoch, den 28. October. Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abtheil., von Feldmann. Hierauf: (Erste Abtheilung) Optische Lichtbilder. (Zweite Abtheilung) Komische Spiegelbilder aus dem Leben, von J. Bosch aus Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 298. Donnerstag, den 29. October 1846.

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Fortsetzung.)

„Ach, das ist schrecklich!“ schrie der alte Bürgersmann. „Und was geschieht mit diesem elenden Geschöpfe?“

„Das weiß man eben nicht. Für den Augenblick haben noch ihre Eltern sie bei sich, trotz der Schande, welche auf ihrem Namen lastet.“

„Arme Leute! Ich bedaure ihre Schwachheit. Braucht es da noch einer Gnade gegen solch eine Schuldige? Ha! Wenn meine Renata mir solche Schande bereiten würde! Jetzt liebe ich sie mehr als mich selbst, aber dann dürfte sie mir nicht wieder vor die Augen!“

„Ach, mein Herr,“ unterbrach ihn sein Nachbar, „Eure Worte sind nicht christlich.“

„Der Abscheu hat sie mir eingegeben . . . denn oft sagt der Mund Dinge, welche das Herz verdammt. . . . An Cloquets Stelle würde ich's ebenso gemacht haben, allein ich würde vor Scham und Schmerz vergehen.“

„Mein Vater!“ rief jetzt Renata, indem sie sich weinend dem alten Manne um den Hals warf.

„Armer Engel!“ murmelte dieser. „Schon der Gedanke allein ergreift sie so sehr.“

„Ach, Ihr habt nichts der Art zu fürchten, Ihr . . .“ sagte der Nachbar Johann Etrouillt mit etwas heimtückischem Wesen.

„Meine Tochter! . . .“ erwiederte Corbeau, indem er sie mit Stolz betrachtete. „Meine fromme, sanfte Tochter ist ein Schatz, den kein unkeuscher Gedanke je nur berührt hat. . . . Sie ist der Trost, die Stütze meines Alters. . . . Ich hege für sie nicht allein eine grenzenlose Freundschaft, sondern sogar eine religiöse Verehrung. . . . Ach, Johann,“ fuhr er mit strahlendem Auge, sich an den Besuchenden wendend, fort, „wenn Ihr Vater wäret und so glücklich wie ich, und Ihr würdet solche Dinge hören, so könntet Ihr wohl begreifen, wie stolz man ist, solch ein geliebtes Kind zu besitzen, von dem man mit Recht sagen kann, es ist eines solchen Vergehens nicht fähig.“

„Ich begreife das wohl,“ versichert der Nachbar.

Eine tödtliche Angst bemächtigte sich der armen Renata.

Der Alte, welcher sie mit vieler Güte betrachtete, schrie plötzlich:

„Mein Gott! . . . Was fehlt Dir, mein Kind? . . . Du erbleichst?“

„Nichts, nichts,“ murmelte diese mit schwacher Stimme, indem sie aufstand, um wegzugehen.

„Aber wenn . . . Du angegriffen bist. . . Du schwankst . . . Du fällst ja. . . . Ach! Mein Kind!“

„Ich sterbe!“ seufzte das junge Mädchen und fiel dem alten Corbeau in die Arme, welcher herbeigesprungen war, um sie aufzufangen.

„Beim Himmel!“ wandte er sich nun an seinen Nachbar, „Meister Johann, ruft doch schnell Hülfe herbei . . . mein armer Kopf schwindelt . . . Raimund, Joseph, herbei! . . .“

Der Nachbar entfernte sich sogleich.

„Rufe nicht,“ sagte Renata, indem sie sich nach und nach erholte und ihre Augen langsam aufschlug. „Nöthige mich nicht, vor Allen zu erröthen.“

„Erröthen! . . .“ wiederholte Corbeau, bei welchem das höchste Erstaunen dem Schrecken Platz machte. „Erröthen! . . . Du, und erröthen!“

„Ich bin schuldig!“

„Schuldig? . . . Nein!“

„Wie Perette! . . . Ich habe meine Pflichten verletzt.“

„Unglückliche!“ rief Corbeau voll Abscheu. „Das kann nicht sein . . . das ist eine harte Probe, auf welche Du mein Herz stellst.“

„Du wirst mich verfluchen... allein ich habe die Wahrheit gesagt, eine Wahrheit, welche mich peinigt. . . .“

„Dir fluchen? Ach mein Gott! Sie wird mich noch zum Narren machen.“

„Verzeihung!“

„Hast Du denn solche nöthig? Ist es denn wahr?“

„Stoße mich nicht von Dir!“

Der arme Vater blieb einen Augenblick wie niedergedonnert, hierauf murmelte er:

„Ach! Ich sehe Alles jetzt . . . es ist schrecklich!“

Er fuhr mit seiner Hand über die von Schweiß triefende Stirne, barg sein Antlitz in seine zitternden Hände und sank alsdann weinend in einen Stuhl.

„Sie! sie!“ rief er mehrmals.

Renata warf sich vor ihm auf die Kniee nieder; mit gefaltenen Händen flehte sie ihn um Gnade an . . . er hatte weder den Muth noch die Kraft, sie zurückzuweisen.

In diesem Augenblicke jedoch trat Johann mit zwei Knechten und der alten Gouvernante ein.

„Laßt uns allein!“ sagte Corbeau zu ihnen, indem er sich mit finsterer Miene erhob.

„Aber Eure Tochter, Meister?“ warf Johann ein.

„Still! Still! Sprecht mir nicht von ihr!“

„Ach! mein Vater! . . . Ich bin verurtheilt, ich sehe es ein.“

„Glaubt es ja nicht,“ sagte jetzt Corbeau im Wahnsinn, „daß Renata schuldig ist . . . sie ist rein . . . sie ist meiner würdig . . .“

Diese Worte trafen das Herz des armen Kindes wie Dolchstiche.

„Wer zweifelt daran?“ warf Meister Johann ein.

„Ihr vielleicht . . . ja . . . Ihr! . . . Sie ist mein innigst geliebtes Kind . . . sie wird ihren alten Vater nicht erröthen machen; sie achtet zu sehr sein weißes Haar. . . . Komm', mein Kind, komm'! Diese Leute da klagen Dich an . . . aber ich werde Dich vertheidigen! . . .“

Digitized by Google

Er drückte alsdann einen Kuß auf die bleiche Stirne der Schuldbewußten, welche noch immer vor ihm kniete. Die Andern entfernten sich, nicht wissend, was sie von diesem seltsamen Auftritt denken sollten.

Corbeau hatte die Kraft seinen Schmerz zu besiegen; nur der Schein konnte seine Ehre noch aufrecht halten; er bestrebte sich auch, diesen Schein zu wahren.

„Denn," sagte er später zu sich selbst, nachdem er seine vorherige Ruhe nach und nach wieder erlangt hatte, „wenn Heinrich ein Ehrenmann ist, so ist noch nichts verloren."

Das Zimmer, welches Lambert bewohnte, war nur durch eine einfache Riegelwand von dem getrennt, in welchem sich diese Scene zugetragen hatte. Der arme Junge hörte und verstand alles und mußte sich selbst anklagen als schuldig an dem Unglücke seiner armen Cousine.

Jedoch weit entfernt, daß diese Aufregung seinen Krankheitszustand verschlimmert hätte, trug sie sogar noch dazu bei, ihn der Genesung näher zu bringen. Er erlangte die Kraft aufzustehen und verließ, obgleich er noch schwach war, das Haus seines Onkels, ohne daß es Jemand bemerkte.

Erregt durch ein sehr natürliches Gefühl von Abscheu, trat er bei dem schönen Edelmann ein, den er noch zu Bett fand. Erstaunt schaute ihn dieser an.

„Ist es kein Traum? . . . Du hier, den ich gestern so krank verließ?"

„Die Wuth hat mir diese Kraft verliehen," erwiederte ihm dieser kalt.

„Wie so?"

„Unedler Freund! Du hast den Samen der Unehre in unsere Familie gestreut. . . . Es bleibt Dir nur noch übrig, Dein Werk zu vollenden."

„Ich weiß, Lambert, daß ich sehr schuldig bin."

„Ich bin kein Edelmann, allein ich hege die Hoffnung, daß Sie es mir nicht verweigern, sich mit mir zu schlagen."

„Du vergißt, daß wir Freunde sind."

„Sie mein Freund?" unterbrach ihn dieser mit Verachtung.

„Gib mir Deine Hand, Lambert."

„Sie haben mich betrogen," erwiederte dieser, indem er seine Hand zurückschleuderte.

„Nun, sei ganz ohne Sorge und höre mich vor Allem nur an. Es ist wahr, ich habe schlecht gehandelt, ich habe ein Mädchen, das ich liebe, unglücklich gemacht, ich habe die Freundschaft, das Vertrauen hintergangen . . . und das ist Unrecht. . . . Allein die Leidenschaft hat mich dazu geführt . . . meine Plane waren reiner Natur, wie sie es immer waren und ich bin bereit, das Uebel, welches ich verursacht habe, wieder gut zu machen, wenn mich Dein Onkel nicht für unwürdig hält, sein Schwiegersohn zu werden. Ich will zu seinen Füßen um die Hand Renatas flehen, ohne die ich nicht leben kann. Das Gefühl, welches ich in mir für dieses junge Mädchen trage, ist rein und edel wie sie selbst; niemals habe ich darnach getrachtet, aus Eitelkeit ihre Neigung zu erringen, sondern stets wünschte ich sie vor den Menschen und vor Gott zu meiner Gattin zu erwählen."

„Bisher hatte ich das auch geglaubt," sagte nun Lambert ruhiger.

„Da ich Renatas Zärtlichkeit auf diese Art hinterging, so setzte ich meine Ehre zum Pfand, daß ich ihr eine glänzende Satisfaction geben werde, damit es ihrem Vater unmöglich ist, mir ein solches prächtiges Kleinod zu verweigern. Es war der Plan, den ich schon längst gehegt, und deßhalb auch die Ursache, warum ich so handeln mußte. . . . Bin ich nun so elend, als Du mich gehalten hast?"

Diese Versicherung beruhigte Lambert sehr und er forderte den jungen Edelmann auf, er solle ihm, um alle weitern Unruhen zu vermeiden, sogleich zu seinem Onkel folgen und um die Hand seiner Nichte anhalten.

„Ich gehe mit Dir," sagte Heinrich.

„Und Dein Vater?"

„Wenn er meine Vereinigung erfährt, wird er nichts mehr einwenden können und wenn er gar erfährt, unter welchen Umständen ich sie schloß, so würde er sogar selbst seine Ehre gern hingeben, um die seines Sohnes zu opfern, er wird mir dann beipflichten."

„So sei es denn!" seufzte der Andere.

Beide gingen nun fort.

Als Corbeau den etwas späten Antrag des jungen Edelmanns empfing, sagte er mit Freuden zu, denn es war der einzige Weg, die Ehre seiner Tochter zu wahren.

Ein Notar und ein Priester wurden gerufen.

Ersterer leitete die Vereinigung, setzte den Contract auf, den Beide unterzeichneten, und der Letztere, ein ehrwürdiger Geistlicher, segnete sie noch denselben Abend in der herrlichen Cathedrale zu Angers ein.

Für Alle war dies ein Tag der Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Anton.

3.

Mathilde Wildauer und Emil Devrient.

Der Sommer ist die unglücklichste Zeit für die Theatersaison; das ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, weil — sie sich alljährlich wiederholt. Wenn draußen Alles grünt, blüht und sproßt in jugendlicher Frische in der weiten Gotteswelt, dann ist es leer, traurig und öde in der Bühnenwelt. Ihre Früchte reifen aber auch nicht am heißen Sonnenstrahle und in freier Natur; bei qualmendem Lampenlichte und in der Treibhaushitze eines übervollen Hauses werden sie gezeitiget. Je höher das Thermometer an der Skala über Null zeigt, desto tiefer sinkt das Barometer der Theaterfrequenz, und steht gewöhnlich unter dem Gefrierpunkte, wenn das Queckfilber bis zu dreißig Grad Reaumur sich ausdehnt. — Nur besondere Erscheinungen in der Kunstwelt können hiervon eine Ausnahme machen und uns verleiten, daß wir mit gemalten Bäumen vorlieb nehmen, wenn uns ein rauschender, lebendiger Wald in seine kühlen Schatten winkt, und daß wir statt Linden- und Akaziendust den erstickenden Dunst von Oel- oder Gaslampen einathmen.

Die Theater unserer Residenz haben in stillschweigender Anerkennung dieser großen Wahrheit stets das Ihrige zum allgemeinen Besten beigetragen. Um dem Publikum den Genuß der schönen Natur an herrlichen Sommerabenden nicht zu entziehen, und die schwere Wahl, ob es den Untergang der Sonne einer neuen Komödie vorziehen solle, nicht durchkämpfen zu lassen, haben sie mit wahrhaft großartiger Aufopferung sich stets bemüht, ihr Repertoir während der Saison, vor und nach den Hundstagen so fad und reizlos als nur möglich zu gestalten. Je größer die Hitze wurde, desto dürrer und ausgetrockneter war auch stets das Repertoir. Manchmal sperrten sie sogar, wie in kleinen Städten, ihre Bühnen abwechselnd an gewissen Tagen zu,

Digitized by Google

oder sie schickten ihre Mitglieder auf Ferien, um sich während derselben durch sortirte Gastspiele auf den entlegensten Provinzbühnen frische Kräfte zu sammeln für die zahllose Menge von dramatischen Novitäten, welche in der nächsten Herbst- und Wintersaison in Scene gesetzt werden sollten. — An diesen menschenfreundlichen Grundsätzen hielt man seit Jahren mit eisernee Konsequenz fest, und theilweise auch heuer. Nur das Theater an der Wien, dessen Direktion man in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme zugestehen muß, wurde dem alten Schlendrian abtrünnig, und versuchte seinem Ripertoir auch während der Sommersaison einen belebenden Reiz und seiner Bühne einen zahlreichen Besuch zu verschaffen, durch das Gastspiel zweier Hofschauspieler, des Fräuleins Mathilde Wildauer vom hiesigen Burgtheater und Emil Devrients aus Dresden.

Wenn ich nun eine kritische Skizze dieser Beiden in einem Aufsatze zusammenfasse, so liegt darin in Beziehung auf ihre künstlerischen Persönlichkeiten kein weiterer Zusammenhang, als der, daß sie nach einander auf derselben Bühne gastirten, und Beide eine Vielseitigkeit ihres Talentes bewährten, die besonders hervorgehoben zu werden verdient. Emil Devrient ist in Deutschland genugsam bekannt und berühmt; aber Mathilde Wildauer ist eine Künstlerin, die außer den Mauern Wiens, ungeachtet ihres reizenden Doppeltalentes als Schauspielerin und Sangerin, noch wenig gekannt sein dürfte, weil sie es bisher verschmähte, während des Ferienmonats die gewöhnliche Badeerholungsreise mit obligaten Gastspielen an allen Provinzbühnen, die nur einiger Maßen anständig honoriren können, vorzunehmen, sondern es immer vorzog, im Lande zu bleiben und ihre Landsleute durch ihr schönes Talent zu erfreuen und zu amüsiren. Auf diese Art ersparte sie sich wenigstens die ermüdende Rundreise, von der die Gastspielenden meistens so invalid zurückkommen, daß sie noch einen zweiten Monat brauchen, um sich von den Ferienstrapazen zu restauriren, wenn schon einmal in einem der Erholung gewidmeten Monate gastirt, und so der gut gemeinte Zweck schnödem Geldgeize aufgeopfert werden muß, was bei der glanzenden Gage unserer Hofschauspieler wohl nicht nöthig wäre. (Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweiter Artikel. — Bojardo.

(Fortsetzung.)

Diesen und andern Quellen verdankt Bojardo einerseits ungemein viel, andererseits prägt er Alles mit dem Stempel seiner Erfindungskraft. Namentlich auch die klassische Mythologie, aus welcher Sagen von der Sphinx, von Circe, Lethe, vom Wettlauf und den goldnen Aepfeln, von den Stieren und dem Drachen der Argonauten, von den Sirenen, Lästrygonen, Hesperiden, von Narciß, Medusa, den Nymphen u. s. w. geschöpft sind. Daneben ergießt romantische Mythologie und Wunderwelt die Fülle ihres Reichthums: diese Feen, Riesen, Zwerge, Geister, Merlin mit seinem Brunnen und Stein, Drachen, Greifen, gefährliche Brücken, ferne Inseln u. dgl. Zum Ueberfluß stellt sich auch die Allegorie als Hebel der epischen Maschinerie dar (die Göttin Gelegenheit der Römer ist hier die Fee Morgane.) Das Epos verschmäht auch Novellen nicht unter seinen Ingredienzen: die anmuthige von den Freunden Irold und Prasild (I. 12) rührt zum Theil aus Boccaz her. Doch wir verfolgen die Quellen nicht weiter und lassen nur einen Theil der mitunter höchst wichtigen Individuen, welche Bojardo ganz neu geschaffen hat, flüchtig die Revue passiren. Wir gedenken des entsetzlichen Renommisten Rodomont, sarazenischen Königs von Sarza, über dessen Benennung eine artige Schnurre erzählt wird. Als Bojardo, heißt es, für einen der tapfersten, aber unbändigsten, lärmendsten Helden einen recht gewichtvollen Namen suchte, befand er sich bei seinem Schlosse Scandiano auf der Jagd. Auf einmal fiel ihm das Wort Rodomonte ein. Außer sich vor Freude, sprengte er mit verhängtem Zügel nach Scandiano zurück und ließ mit allen Glocken läuten. Andre Söhne seiner Laune sind Agramant, König von Afrika, Sohn Trojans; Agrikan, König der Tartaren, und dessen Sohn Mandrikard; der herrliche Brandimart, Rolands Waffenbruder; der spitzbübische Brunell, Diener des Königs von Fetz; Gradaß, König von Serikana; Sakripant, König von Circassien. Die Haimonstochter Bradamante, Rüdiger's Geliebte, Flenrdelise, Brandinarte's Geliebte, und Angelika, die Tochter Königs Galafron von Catay, welche so manchem braven Helden das Herz bethört, verdanken ihm eben so ihr Dasein. Dieses wogende Meer von Persönlichkeiten, Ereignissen, Erscheinungen rauscht auf einem wahren Conflux von Ländern des Orients und Occidents; und einer der interessantisten Concentrationspunkte, Albrakka, das romantische Troja, stammt wieder aus Bojardo's Kopfe, so gut als Angelika, die romantische Helena.

Fragen wir nun nach der Organisation dieser Massen, so war dieselbe schwerlich möglich, ohne ein neues Element, welches sie in Gährung setzte, und ohne eine ganz neue Art der Composition. Um jenes zuerst zu betrachten — Bojardo ist der erste Dichter der Karlssage, welcher die alten Hauptmotive derselben, die Opposition des Christenthums gegen das Heidenthum, sowie die Stellung der christlichen Paladine zu einander und zu ihrem Kaiser durch ein drittes, die romantisch schwärmende Liebe und Galanterie, vermehrt und dadurch den Kreis in ganz neue Schwingungen bringt. Damit wird in großartigem Style die verwegene Ehe zwischen dem Artuskreise und dem karlingischen vollzogen. Daß dies mit vollem Bewußtsein geschah, erhellt aus den eignen Worten des Dichters (II. B. 18. Ges. zu Anfang):

Der Britten Insel-Reich war seiner Zeit
Zugleich berufen wegen Lieb' und Waffen;
Weshalb es noch gefeiert wird bis heut:
Und nie wird König Arthurs Namen schlafen,
Als in viel Schlachten und manch kühnem Streit
Sich herrlich dort bewährten seine Braven,
Auf Abenteuer ziehend mit ihren Damen.
In unsern Tagen noch hört man die Namen.

Auch einen großen Hof in Frankreich dann
Hielt König Karl, doch glich er nicht dem alten
Denn, war er schon ein mächtig starker Mann,
Und hatte bei sich Roland und Rinalden,
Doch, weil er nur auf heil'ge Kriege sann,
Und Liebe seinen Thoren fern gehalten,
War sein Hof nicht so brav und hochgeacht,
Als jener andre, deß ich erst gedacht.

Digitized by Google

Denn Lieb' ist's, die dem Mann verhilft zu Glorien,
Daß er geehrt wird und ihn And're schätzen.
Lieb' ist es, die dem Ritter gibt Victorien,
Und Muth, im Kampf sein Leben d'ran zu setzen.
D'rum freut mich, die begonnenen Historien
Von dem verliebten Roland abzusetzen.
(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Nutzen der Naturwissenschaft. Es gibt eine hübsche Sage von dem berühmten Cuvier. Man erzählt nämlich, demselben sei einst auf einsamem Spaziergange jenes unangenehme Individuum begegnet, welches sich durch Hufe und Hörner merklich von andern Personen unterscheidet. Es entspann sich zwischen demselben und dem Naturforscher folgendes kurze Gespräch. Der Gehörnte. Sie werden die Gefälligkeit haben, mein Herr, mich anzubeten. — Cuvier. Thut mir leid, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich dazu nicht die mindeste Neigung empfinde. — Der Gehörnte. (Mit furchtbarem Mienenspiel.) Sie müssen sich dazu bequemen! — Cuvier. Ich erkläre Ihnen aufs Bestimmteste, daß Sie etwas verlangen, was gegen meine Grundsätze ist und was ich daher nicht gewähren kann. — Der Gehörnte. Gut, mein Herr, da Sie mir die kleine Gefälligkeit verweigern, so werd' ich mir sogleich erlauben, Sie aufzufressen. — Cuvier. (Den Gehörnten mit naturkundigem Blicke vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend.) Hörner und gespaltener Huf — graminivorus! Sie mich essen? — Unsinn!

⁂ Interessanter Komödienzettel vom Jahre 1819! Karlsstadt, am 10. Juli 1819. Zum Vortheile des Herrn Ignaz Biol und seiner 18jährigen Tochter Ludmilla: „Menschenhaß und Reue," ein neues, hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicherweise. Dasselbe ist in fünf Acten nebst einem Prolog, welchen Herr Biol zu Ende separat halten wird. Hoher, gnädiger Adel, löbliches Militär, verehrungswürdiges Publikum! Viele dringende Schulden setzen uns in die zwar angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis, meine Tochter die Eulalia, lassen Sie uns deßhalb nicht untergehen. Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir hierher uns verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch. Es bleibt uns doch nichts. Dero gehorsamster Ignaz Biol, von Zara und seine Tochter Ludmilla.

⁂ Einer der berühmtesten Beutelschneider war wohl der Engländer Barrington. Unter andern erzählt man von ihm folgende Geschichte, die humoristisch genug klingt. Da er zu seinen künstlichen Operationen zuweilen Instrumente brauchte, so kam er einmal zu einem Verfertiger wundärztlicher Werkzeuge und bestellte sich eine Scheere von ganz eigenthümlicher Form. Wenige Tage nachher fragte er wieder nach, die Scheere gefiel ihm und er bezahlte dafür die verlangten zwei Guineen. Als er aus dem Laden getreten war, meinte des Instrumentenmachers Frau: „Aber lieber Mann, der Gentleman schien über die Scheere so erfreut, daß wir ihn doch hätten fragen können, zu was er dieselbe gebraucht. Er kann uns ja empfehlen. Laufe ihm nach!" Der Messerschmied stürmte hinaus, hatte auch seinen Mann bald eingeholt und bat höflichst um Entschuldigung, wenn er zu wissen wünsche, was man mit einer solchen Scheere mache. „Warum, Freundchen?" fragte Barrington, faßte den Messerschmied an seinem Rock und sah ihm fest in die Augen; „ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen darf, es ist ein großes Geheimniß." — „O, ich bitte, Sir, es kann mir nützlich sein." Da drückte ihn Barrington fest an seine Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: „Das ist eine Scheere zum Beutelschneiden." In der größten Bestürzung prallte der Instrumentenmacher zurück und lief dann wieder schnurstracks in seinen Laden. „Sollte man's glauben!" keuchte er gegen seine Frau; „die Scheere dient zum Beutelschneiden." — „Ja, das seh' ich," rief die Ehefrau verwundert; „was ist denn mit deinem Wamms vorgegangen?" Der Messerschmied gaffte, Barrington hatte ihm mit der Scheere die Tasche sammt den zwei Guineen herausgeschnitten, die er eben für das gute Instrument bezahlt hatte. †††

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 27. October.)

Koblenz, 25. Oct. Der Componist aus Frankfurt a. M., M. Haupt, wird Mittwoch den 28. d. im Saale des Gymnasiums ein großes Vocal- und Instrumentalconzert geben, wo unter anderen neuern Compositionen ein neues Tongemälde, die musicalische Schilderung eines Frühlingstages, bestehend in drei Abtheilungen: Morgen, Mittag und Abend, zur Aufführung kommen wird.

— Die A. Z. schreibt bei ihrem Bericht über das erste Auftreten der Fräul. Lind in München: Eben weil Jenny Lind uns näher steht als den Italienern, freut es uns zu hören, daß sie in München nicht, wie in Frankfurt, bloß die schalen Gerichte der modernen italienischen Gesangsmengerei vorführen, sondern nächsten Donnerstag im Freischütz, am Dienstag darauf im Don Juan auftreten wird. War auch Mozart nur ein Deutscher, so glüht in seinen Compositionen doch ein ganz anderes Feuer als in Verdi, Donizetti und tutti quanti. Sie verhalten sich zu jenem wie ein Birch-Pfeiffersches Drama zu einem Shakspeare'schen.

— Breslau, 23. Oct. Seit einigen Tagen hat das Grab eines der verdienstvollsten Gelehrten, die in Breslau gelebt und gewirkt haben, das des ausgezeichneten Geschichtschreibers und Philologen C. F. Manso (gest. als Rector des Magdalenäums 1826) eine würdige Zier erhalten, nachdem es zwanzig Jahre lang nur durch einen Sandstein, dessen Schrift längst völlig unleserlich geworden war, so schlecht bezeichnet war, daß man es kaum auffinden konnte. Auf Veranlassung mehrerer seiner vielen dankbaren Schüler und Verehrer steht nun auf Manso's Grabe ein neues Monument aus schlesischem Marmor, worauf nebst Namen, Geburts- und Todesjahr, man die sinnige Grabschrift, welche er sich selbst gedichtet hat, die auch in Passow's Denkschrift mitgetheilt ist, erblickt. Sie lautet: ◆

Adscriptus terrae, cavi gravis osse cuiquam,
Sis, quem nunc condis, sis mihi, terra, levis.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25. October. Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abtheil., von Feldmann. Hierauf: (Erste Abtheilung) Optische Lichtbilder. (Zweite Abtheilung) Komische Spiegelbilder aus dem Leben, von J. Bosch aus Wien.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 299. Freitag, den 30. October **1846.**

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Fortsetzung.)

3.

Die Heiterkeit kehrte auf Lamberts Antlitz wieder; auch Corbeau war froh über die glückliche Wendung der Dinge. Die liebliche Renata trocknete ihre Thränen wieder und das Glück, das sie nunmehr genoß, ließ sie den erlittenen Schmerz vergessen. Sie wurde überwältigt, das arme Kind, allein welchen Kampf sie bestand, bis es dahin kam! Die gewährte Sicherheit, mit ihm, den sie liebte, auf immer vereinigt zu werden, oder vielmehr der Kampf jeden Tag mit Heinrichs Zärtlichkeit, ohne Hülfe, ohne Rath, ohne Führer, ließ sie verzichten auf ihre eigene Kraft und sie glaubte in einem Augenblick der Aufregung ihn durch das höchste Zeichen der Zärtlichkeit fester an sich zu fesseln; dies war der Grund, daß sie ihrer Liebe ihre Tugendvorsätze opferte, jene Vorsätze, welche man so oft an ihr lobte, und welche ihre schönste Zierde ausgemacht hatten. Alsdann glaubte sie auch in ihrem freien, kindlichen Gemüthe, daß man sie nicht betrügen könne. Eine erste Liebe in einem solchen jugendlichen Herzen wähnte sie ewig, und diese Voraussetzungen setzten ihrer Schwäche die Krone auf.

Renata Corbeau war keine der Frauen, welche jemals ihre Gefühle ändern, und sie glaubte daher auch, daß dies überhaupt bei Andern nicht möglich sei. Sie liebte daher den normannischen Edelmann mit all jenem unschuldigen Feuer, welches sich für ihn in ihrem Herzen entzündete.

Die ersten Tage der Ehe dieser beiden Leute gingen ohne Wolke vorüber, ein herrlicher Friede schien sich über sie zu breiten. Allein welcher Philosoph, ja welcher der besten Charakterergründer wäre wohl im Stande oder könnte behaupten, in dem tiefsten Herzen alle geheimen Gefühle zu lesen?

Durch eine dieser Regellosigkeiten, welche im Menschengemüthe oft die bestgefaßten Grundsätze umstoßen, begannen sich schon einen Monat nach der Vereinigung Heinrichs mit dem schönen Engelskinde, plötzlich fremde Gefühle in dem Gemüth des Letztern zu regen, welche sich auch bald seinem Betragen mittheilte.

Eines Tages war er verschwunden und ließ folgenden Brief an Renata zurück:

„Meine Freundin!

„Das, was sich in meinem Innern regt zu beschreiben, „ist mir unmöglich. Trotz allem Glücke, das mich umgibt, „und das einen Menschen glücklich machen sollte, verfolgt „mich, ich weiß nicht, warum, eine unbeschreibliche Trauer. „Ist es mein Geschick, ist es ein dunkles Etwas, das mich „in seiner tyrannischen Gewalt fesselt? Ich weiß es nicht! „Das, was noch gestern meine höchste Freude war, hat „seinen Reiz für mich verloren und einer der unglücklich„sten Menschen stehe ich heute hier. Ein fremdes Räthsel „ist das menschliche Gemüth! Ich möchte Dich lieben, „mein Dasein in süßer Eintracht mit Dir verleben, und „ein finsteres Verhängniß zwingt mich, Dich zu fliehen. — „Renata, beklage mich; aber fluche mir nicht. Ich ging „nicht darauf aus, Dich zu hintergehen; die Liebe, die ich „Dir geschworen, hatte ich gefühlt! . . . Warum ist sie „so schnell dahin? . . . Es ist nicht der drohende Brief, „den ich von meinem Vater erhielt, nicht jenes Wesen, „das ich ehemals zu lieben gewähnt; nein, es ist mein „finsteres Verhängniß, das mich von Dir hinwegreißt. „Vergebens will ich gegen es ankämpfen, vergebens ihm „widerstehen, ich muß ihm unterliegen, es hat gesiegt. „Verzeihe mir, daß ich Deine Ruhe, Dein Leben getrübt, „daß ich Deine Unschuld gemordet. Ich fühle es, wie „schuldig ich bin; allein, glaube mir, ich bin noch unglück„licher als Du. Ich will mich in ein Kloster vergraben, „um da meine Irrthümer, meine Fehler zu büßen. . . . „Ich werde dort für Dich beten, die Du das unschuldige „Opfer meiner feigen Flucht bist. . . . Lebe wohl! Ich „bin verloren für Dich und die Welt! . . .

Heinrich."

Als Renata diesen Brief empfing und diese verrückte Entsagung ihres Gatten las, so gab sie sich einer unbeschreiblichen Verzweiflung hin und der ganzen Wuth, welche eine solch unwürdige Behandlung ihrem gefühlvollen Herzen einflößen mußte. Sie wurde sehr hart getroffen durch diesen unverhofften, unvorhergesehenen Schlag.

Sie begab sich alsdann zu ihrem Vater, um ihn von dem sonderbaren Vorfall mit ihrem Gatten zu unterrichten. Lambert und Corbeau wußten nicht, was sie machen sollten. . . . Allein es war nöthig, Maßregeln zu ergreifen.

„Ich bin verloren!" weinte die arme Frau.

„Lambert," sagte der Greis, „verflucht sei der Tag, wo dieser Mensch zum ersten Male mein Haus betrat!"

„Es ist eine Feigheit ohne Gleichen!" rief dieser aus. Nach einer langen Pause fuhr er fort:

„Meine liebe Cousine und Sie, mein Onkel, beruhigt Euch. Ich werde seiner Spur folgen und wenn ich ihn erreiche, so soll er auf den Knieen um eine Gnade flehen, welche er zu erhalten sich glücklich schätzen muß."

„Nein, nein! . . ." sagte Renata. „Zu was würde das nützen? Ihr seht ja wohl, daß er mich nicht liebt, mich nie geliebt hat. . . . Und dann sträubt sich mein Stolz dagegen, einen Ungetreuen zurückzurufen, den alle meine Sorgen nicht zu fesseln vermochten."

„Meine Kinder, es ist eine Mißheirath! . . ." unterbrach sie Corbeau. „Dieser Mensch hat geglaubt, die Tochter eines gewöhnlichen Bürgers sei nicht würdig, seinen Namen zu tragen."

„Glauben Sie, mein Onkel?"

Digitized by Google

„Ja. Und weil es so ist, so gebietet es die Würde meiner Stellung hier kräftig einzuschreiten. Ich werde es nicht unterlassen."

Mit diesen Worten ging er in großer Aufregung hinaus.

„Was mich betrifft," rief nun Lambert seinerseits, „ich folge seiner Spur und willigt er nicht ein, Alles wieder gut zu machen, so wird er es mir nicht verweigern, sich mit mir zu schlagen. . . . Auf Parole, meine Cousine, entweder bringe ich Dir Deinen reuigen Gatten wieder, oder ich räche unsere Familie wegen dieses Schimpfes; denn," sagte er vor sich hin, „denn ich bin ja eigentlich Schuld an allem diesem . . . o, die verfluchte Wette!"

„Lambert, beim Himmel, bleibe! . . . Mein feiges Herz liebt ihn viel zu sehr, als daß ich es wünsche, daß man ihn bestrafe. Sehe, ich bin schwach, ich bitte Dich . . . verlasse mich nicht . . . ich habe ja nur Dich als einzige Stütze . . . und wenn das Schicksal gegen Dich wäre, was bliebe mir dann? . . . Lambert . . . ich zittere für Dich . . . bleibe . . . bleibe . . ."

„Wie sie ihn liebt," sagte Lambert für sich hin.

Allein trotz den Bitten Renatas reiste er doch noch denselben Tag nach Seez, wo er gewiß war, den Flüchtling zu finden.

Während dessen wandte sich der alte Bürger an den Criminalrichter zu Angers, um eine Verführungsklage gegen den Entflohenen zu erheben, welcher sogleich die gefängliche Einziehung des angeklagten Verführers veranstaltete.

Die Verfolgungen begannen.

(Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Antony.

Mathilde Wildauer und Emil Deorient.

(Fortsetzung)

Ich habe von einem Doppeltalente der Wildauer gesprochen, und bezeichne dasselbe zugleich, indem ich sie als brillante Opernsängerin und als vortreffliche Lokalschauspielerin in dieser Skizze vorführe. — Natürlicher Weise ist jene Seite dieses Talentes, welche sich der Darstellung von Charakteren zuneigt, die aus dem lokalen Leben gegriffen sind, für das „deutsche Ausland" von geringerer Bedeutung, weil dort wenig oder gar kein Verständniß für dieses spezielle Genre vorhanden ist. Die Vortrefflichkeit dieser Schauspielerin kann daher in diesem Fache nur da gewürdigt werden, wo man die Originale vor sich hat, und daher das Spiegelbild auf der Bühne mit denselben in der nächsten Nähe sogleich vergleichen und beurtheilen kann. Dennoch aber verlohnt es sich der Mühe, bevor ich jene zweite Hälfte dieses schönen Talentes bespreche, die auch im „Auslande" glänzende Anerkennung finden würde, eine kurze Charakteristik ihres lokalen Darstellungstalentes voraus zu schicken, um die künstlerische Vielseitigkeit dieser Schauspielerin in ihrem ganzen Umfange zu betrachten und zu würdigen. — Ich muß gestehen, daß mich die Spielweise der Wildauer in dem Ensemble der Hofschauspieler auf dem Burgtheater oft etwas unangenehm berührte, weil sie in ihren Soubrettenrollen und naiven Partien manchmal durch eine vorlaute Frivolität und durch ein kokettes und aufforderndes Mienen- und Augenspiel sich so bemerkbar machte, daß sie aus dem Rahmen ganz allein hervortrat, sich trennte aus dem harmonischen Ensemble durch ein provinzielles Zuviel, und in das glatte, stille und ebne Zusammenspiel fremdartige und ausscheidende Elemente brachte. Was nun in den geebneten und ruhigen Gang unserer hoffähigen Lustspiele nicht hineintangte, das ist in den lokalen Gemälden, in den dramatisirten Skizzen unseres ungebundenen und frischen Volkslebens am geeignetsten und besten Platze. Es liegt in der Natur des österreichischen Volkes außer der herkömmlichen Gemüthlichkeit, die man aber eher als eine einfache Gutmüthigkeit bezeichnen sollte, ein gewisses ursprüngliches, herausforderndes und ungenirtes Wesen, das sich mit Treuherzigkeit gibt, und bis auf einen gewissen Grad so ziemlich allen Süddeutschen gemeinsam ist. Für diese Charaktere, die sich in ihrem generellen Typus, bis auf einzelne Ausnahmen, vollkommen gleich bleiben, und bei dem weiblichen Geschlechte noch mit einer herzgewinnenden Naivetät gemischt erscheinen, ist die Darstellungsweise der Wildauer eine unvergleichlich treffende. Das begagirte Wesen, die einfache, ungekünstelte und treuherzige Natürlichkeit, ausgedrückt in Blick und Stimme, das Seelenhafte und Empfindungsvolle in Liebesglück und das Elegische im Schmerze, dabei das kräftig Sinnliche, gepaart mit einer unverwelkten Frische, und zu dem Allen eine lieblich klingende Stimme, welche mit schmelzendem Tone und tiefen Gefühle die rührenden Melodien des Volkes anstimmt, — das Alles findet sich bei der Wildauer so eng verbunden, und so glücklich vereint, wie wir es seit lange bei keiner Lokalschauspielerin angetroffen haben. — Ich glaube kaum, daß die Wildauer früher von ihrem hervorragenden Talente für lokale Darstellung eine Kenntniß, vielleicht auch nicht einmal eine Ahnung hatte. Der Zufall, wie dies bei großen Talenten sich schon so oft bewährt hat, brachte sie und uns zur Erkenntniß. Sie spielte einmal zum Besten eines wohlthätigen Zweckes auf einer Vorstadtbühne das Kammermädchen Rosa in Ferdinand Raimunds „Verschwender" und entzückte nicht nur durch dezente und liebenswürdige Darstellung das übervolle Haus, sondern machte im eigentlichen Sinne Furore — Sensation, wie dies bei jedem ausgesprochenen Talente, sei es in was immer für einer Sphäre, der Fall sein muß. Man ging aus der Vorstellung des schon so oft gesehenen Verschwenders mit der festen Ueberzeugung, daß in der Wildauer eine Darstellerin weiblicher lokaler Charaktere gefunden sei, wie sie sein müsse. — Natürlich pflegte sie ihr Talent fort und fort, gab hiervon Proben, so oft es ihre Stellung am Hoftheater erlaubte, gastirte bereits in ihrem neuen Fache im vorigen Jahre auf dem Theater in der Josephstadt, und benützte endlich den heurigen Ferienmonat, um theils als Lokalschauspielerin, theils als Sängerin die Fortschritte ihres liebenswürdigen Talentes dem Publikum zu zeigen.

Man konnte sich wieder freuen über eine frische und ungeschminkte Darstellungsweise, man war entzückt über die wohlthuende Dezenz, die darüber ausgebreitet war, die bei lokalen Charakteren so selten ins Auge gefaßt, von den Darstellerinnen derselben aber in der Regel ganz vernachlässiget wird, und die man bei der Wildauer selbst, wenigstens auf der Hofbühne, wie ich schon früher erwähnte, nicht immer zu loben hatte. Freilich muß hier berücksichtigt werden, daß das Verhältniß, nach welchem die Sittlichkeit bei Darstellungen auf der Burgbühne und in einem Vorstadttheater, im feinen Lustspiele und im derben Volksstücke zu beurtheilen sein wird, ein sehr verschiedenes und divergirendes ist. — Am meisten excellirte die Wildauer

Digitized by Google

heuer als Schwägerin Rosel, in einem Paar dramatisirter Alpenscenen: „'s' letzti Fensterle" betitelt, von Johann Gabriel Seidl, dem Dichter, der die österreichische Schulr am speziellsten vertritt und besonders im Volksdialekte schon Treffliches geleistet hat. Man hatte diese Alpenscenen auf unsern Vorstadtsbühnen, wenn ein Stück gerade nicht den ganzen Abend ausfüllte, als Vor- oder Nachspiele schon öfter gesehen, ohne sich dafür besonders zu interessiren. Allein wie es bei jeder genialen Auffassung, die gerade das Rechte trifft, sei es in was immer für einem Genre, der Fall ist, so war man auch hier entzückt über die Fülle von Poesie, die in diesen kleinen Bildern liegt, und die wie ein verborgener Schatz, erst durch die Wildauer gehoben wurde. Es liegt aber auch eine so kräftige Natürlichkeit, eine so ungesuchte, und eben daher so überraschende poetische Wirkung, ein so künstlerisches Sichgehenlassen und dann wieder eine so harmlose und innig quellende Gemüthlichkeit in der Darstellung dieser Aelplerin durch die Wildauer, daß sie den Zuschauer gegen die verkünstelten und geschraubten Ausgeburten, wie sie unsere afterwitzige sogenannte Volkspoesie in neuester Zeit meistens zu Markte bringt, die nur redende Marionetten genannt werden können, so erquickend anweht, wie ein balsamischer Luftstrom, den man, hinaustretend in die freie Waldesnatur, gierig in sich schlürft, wenn man verdammt ist, sein Tagwerk zu vollbringen in der dunstqualmenden Atmosphäre übervölkerter Städte. (Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweiter Artikel. — Bojardo.

(Fortsetzung.)

Mit der phantastischen Liebe des Arthuskreises ist aber zugleich eine ganze Reihe demselben ursprünglich eingeborner Abenteuerlichkeiten in das Epos Bojardo's gewandert. So rührt wahrscheinlich aus den Arthusromanen die berühmte Grille, daß jeder Ritter die Anerkennung seiner Dame als der schönsten auf der Welt erzwingen muß. Allmächtig reißt die Liebe den Helden fort und überwiegt alles Andre so sehr, daß von dieser Seite der Geist der alten rauhen Einfalt gebrochen ist. Die Damen haben denn auch hier, wie in der episch gestalteten bretonischen Sage, die utopische Freiheit der Lebensbewegung, reisen nach allen Richtungen gleich den Männern, besorgen Botengeschäfte, treiben Heilkunst und Magie u. s. w. Zofen spielen häufig eine Rolle. Manche dieser Lockerheiten boten schon die Reali di Francia, namentlich machen dort die Damen immer den Rittern Liebeserklärungen, anstatt sie abzuwarten. Es harmonirt aber bestens mit der Munterkeit, Geschäftigkeit und Bedeutung — sollen wir sagen mit der Emancipation? — der Frauen, daß auch das bretonisch-französische irrende Ritterthum in unserm Epos und demjenigen Ariost's so sehr zu Ehren kommt, daß der Held seinen partikulären Wünschen oder phantastischen Pflichten zu Liebe aus Abenteuer in Abenteuer rennt und die wunderbarlichsten Zufälle seine Bahn kreuzen. Kein Wunder also, wenn dadurch die alten allgemein-christlichen Ideen des Karlskreises bedeutend verkürzt werden, wenn in Allem diesem der Stachel der Ironie unabwendbar herausgefordert wird *). Um so kräftiger bewährt sich die Natur Bojardo's, da er mit dem Allem das Heldenthum und seine alten Sympathieen, da er seine epische Herrlichkeit mit dem, was sie an sich unterhöhlt, ganz vortrefflich versöhnte. Der Ton, welchen er dabei anschlägt, hält sich so frei von der burlesken Ironie Pulci's als von der Sentimentalität Tasso's, denn er klingt aus einer wirklich naiven, bald ernsten, bald feurigen, bald um den Gegenstand herumscherzenden Begeisterung heraus. Es ist wahr, der Humor, dessen sich der Heldengesang, vorzüglich des Mittelalters, nicht schämt (doch auch schon Homer hat seine „Götterkomödie" von Ares und Aphrodite, wie Welker sie höchst treffend nennt), dringt selbst in die ernsten Bereiche und Personen ein, aber es geht dabei nicht über eine muntere, von Ironie noch sehr weit entfernte Schalkhaftigkeit hinaus. Bojardo legt nur durch Vorliebe für das Erstaunliche, ja Gigantische in physischer Begabung, Thaten, Gesinnungen und Erlebnissen der Helden gutmüthig, ohne eine sich selbst entfremdende Ueberlegenheit zu fühlen, also unbewußt den Keim der Komik hinein, dessen man oft sich selbst mitten in der Rührung nicht erwehrt. Mag auch die Erzählung auf einer messerrückendünnen Scheidewand zwischen heroischem Wunder und Aufschneiderei zu gehen scheinen, z. B. bei der Lanze Astolf's, die ohne Mühe jeden Gegner abwirft, oder bei den reichlich ausgespendeten hieb- und stichfesten Häuten der Helden; jedenfalls mißversteht man den Dichter nicht ärger, als wenn man in einer lustigen Auflösung des Ritterthums seine epische Sendung erblickt, denn er nimmt es im Wesentlichen so ernst damit, als Homer. Bojardo lebt noch ganz in Harmonie mit seinem Stoffe, dessen Poesie aufzuschließen seine einzige künstlerische Tendenz ist, kennt also noch nicht das Gefühl der verlorenen epischen Unschuld, nicht die Absichtlichkeit des Dichters, welcher mehr auf individuelle Gefühle, Gedanken und Witze, als auf das Leben der Sage sein Augenmerk hat. Der liebevoll-begeisterte Antheil des Dichters ist fast allenthalben nur in das Objekt gelegt, das in sicherer Anschaulichkeit für sich spricht. So läßt auch dieser Sinn in dem gegen den Muhamedanismus glühenden Genius keine Parteilichkeit aufkommen; der Heide Agrikan wird fast wie der fromme Christ Roland gefeiert. An jener makellosen Objektivität und tiefgegründeten Nothwendigkeit der treu an die Volkssage sich anschließenden Erzählung Homers, noch mehr an der harmonischen Schönheit der überirdischen Welt, — einer jener Punkte, in welchen der Gleiche nie zu erreichen sein wird, — fehlt freilich viel bei unserm unerschöpflichen Erfinder. Phantastische Willkür entdeckt sich in dem Mangel einer großen, Alles bindenden Schicksals-Conjunktur, in der bunt gewirkten Welt von überall her zusammengelesenen Dämonen, wie behaglich uns auch die Laune ihrer Behandlung anmuthet, in der ungeheuren Anhäufung des Wunderbaren. Gleiche Uebertreibung waltet in der unbändigen Menge riesig großer Kampfstücke, und die schöne Allgemeinheit des Menschlichen geht dadurch verloren, daß nur eine Elite hochgepriesen, die Masse hingegen als elender Pöbel verhöhnt wird.

Recht sichtbar entblößt sich die Vorstufe zur Ariostischen Ironie in den zahlreichen Bramarbasaden, von denen uns einige Beispiele erheitern mögen. Rinald prahlt (I, 4, 51):

Ich, wie ich bin, berühme mich allein,
Dies ganze Volk von Grund aus zu zerstreuen.

*) Wer diesen Geist der Arthussage in einer temperirten Mitte zwischen seiner fratzenhaften Verzerrung und seiner Kunstbeseelung kennen lernen will, den verweise ich auf meine Charakteristik des Iwein mit dem Löwen im „Frankf. Conv.-Bl. 1846 August.

Digitized by Google

Man höre aber erst den Eisenfresser Rodomont (II, 6):

Tod oder lebend bin
Ich jedenfalls zur Ueberfahrt entschlossen.
Komm' ich in Frankreich an mit diesem Sinn,
Hab' ich's im Sack, eh' noch drei Tag' verflossen.
Und käm' ich auch als kalter Leichnam hin,
Denk' ich dies ganze Volk mit Mann und Rossen
Auch todt, so panisch vor mir herzutreiben,
Daß Keiner steht, und mein der Sieg muß bleiben.

Er kann es noch besser (II, 22, 49):

Was flieh'n, antwortet Rodomont, denkst Du
Von mir so schlecht? Auch ohne Dich Gefährten
Will ich allein mit König Karl im Nu,
Und allen seinen Christen fertig werden.
Ja, käm' auch noch das span'sche Volk dazu,
Und Mahom selbst mit allen den Verklärten
Des Paradieses und der Hölle Teufeln,
Würd' ich am Sieg auf ewig nicht verzweifeln.

Auch bringt das unaufhörliche Hauen und Stechen einen abstoßenden Zug in den verliebten Roland. Vergessen wir nur darüber nicht die zarte Kraft der Liebe und Galanterie in vielen Stellen, vor Allem nicht die überall hervorströmende Heldenlust, die vorherrschende große Einfachheit und epische Reinheit der Darstellung, die wenig Malerisches einläßt, da die Form entschieden vor dem Kolorit gilt, was sich bei Ariost gerade umkehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Zur Charakteristik Don Pedro's II. Der mit einer wissenschaftlichen Mission nach Südamerika beauftragte französische Gelehrte Baron d'Areet, welcher Rio-Janeiro im Juli d. J. erreichte, spricht sich über den dermaligen Kaiser von Brasilien in nachfolgender Weise aus: Don Pedro II. ist ein schöner junger Mann von 20 bis 21 Jahren, groß, stark, wohlgebaut. Seine Haare sind blond, sein Blick ist sanft und edel, und seine ganze Physiognomie läßt auf Ruhe und Zufriedenheit der Seele schließen. Der junge Kaiser lebt sehr zurückgezogen und arbeitet viel. Er liebt die Wissenschaft und vorzüglich die Chemie, die er gut kennt, und womit er sich in früherer Zeit in einem kleinen Laboratorium seines Palastes beschäftigte. Er liest viel und kennt mehrere Sprachen; auch ist er mit den französischen Dichtern und Geschichtschreibern vertraut, und er hätte nicht vonnöthen, ein Kaiser zu seyn, um ein in jeder Beziehung ausgezeichneter und bemerkenswerther junger Mann zu sein. Der ganze Eindruck, welchen seine Person auf mich machte, ist jener einer schönen und hochbegabten Persönlichkeit. Der Professor der Chemie an der dortigen medicinischen Fakultät, Dr. Torres Homem, welcher seine Studien in Frankreich gemacht hatte, ist Leibarzt des Kaisers. A. Thz.

*** Georg Anderson, ein wissenschaftlich nicht gebildeter, aber mit vieler Urtheilskraft und einem starken Gedächtnisse begabter Mann von Tondern in Holstein, befand sich sechs Jahre lang auf Reisen in dem Orient und ließ sich nach seiner Zurückkunft (1650) zu Kroppe im Schleswigschen nieder. Der Herzog von Holstein-Gottorp ließ ihn öfters holen und weil Anderson das, was er Merkwürdiges auf seinen Reisen gesehen und aufgezeichnet hatte, im Druck erscheinen zu lassen sich weigerte, so mußte er täglich eine Stunde lang zu dem Herzog in dessen Bibliothek kommen und eine ausführliche Beschreibung von seinen Reisemerkwürdigkeit mündlich machen, welche der hinter einer spanischen Wand versteckte Adam Olearius auf herzoglichen Befehl zu Papier bringen und hernach (1699) herausgeben mußte.

*** Wichmann in Königsberg hat am 15. Oct. Abends in dem Sternbilde der Jagdhunde, in der Nähe Herzog Karls II., einen Kometen aufgefunden. Wichmann hält diesen Kometen für den von de Vico entdeckten. Der neue Komet wird am 26. Oct. in 197° 49′ Rectascension und in 33° 1′ nördliche Declination, also am Hinterthelle des Jagdhundes Charn aufzusuchen sein.

*** Für die Schießwolle hat man außer den Worten Xyloidin, Fulmin, u. dgl. auch die Benennung Pelousine vorgeschlagen. Die Mode, Personennamen auf Entdeckungen und Erfindungen überzutragen, scheint ganz verwerflich. Das Ohr und der gute Geschmack wird gleicherweise dadurch beleidigt und leerer Namenschmeichelei Thür und Thor geöffnet. Man ist besonders in Frankreich damit schnell bei der Hand; von da ist ja auch das barbarische Wort Daguerreolypie zu uns gekommen. Ja, wie verlautet, will man dort den neuesten Planeten Leverrier nennen. Wenn dieses kein Scherz ist, so ist damit Geschmacklosigkeit und Lobhudelei auf die höchste Spitze getrieben. D. A. Z.

*** Die Blaustrümpfe, In England werden die gelehrten Weiber scherzweise Blaustrümpfe genannt, wahrscheinlich wegen Vernachlässigung der Toilette, die man bei ihnen voraussetzt. Darauf anspielend, schrieb einmal Lord Byron in sein Tagebuch: Morgen, Einladung zu einer Indigosoiree bei der blauen Miß **. Soll ich gehen? Ach! Ich habe wenig Geschmack für die blauen Kornblumen, für die schönen Geister in Unterröcken; aber man muß artig sein."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 28. October.)

Berlin, 22. Oct. Peter von Cornelius ist jetzt emsig beschäftigt mit der Zeichnung zum letzten Wandgemälde, womit das im Bau begriffene Königsmausoleum al Fresco geschmückt werden wird. Seine zweimalige Reise nach Rom hatte bekanntlich den Zweck, dort unter den größten Kunstschätzen der Welt den Entwurf zu diesen al Fresco-Gemälden zu machen, was dem genialen Künstler auch sehr gelungen ist.

— Der Dichter Emanuel Geibel hat einen Operntext geschrieben unter dem Titel: „Lurley" welchen er für Mendelssohn-Bartholdy bestimmt hat. Der Dichter hat denselben bei seiner Anwesenheit in Lübeck in einem größeren Kreise von Künstlern vorgelesen, welche ihn für ausgezeichnet in jeder Beziehung erklären.

— M. G. Herbert hat dem Theater an der Wien eine Burleske: „Eisele und Beisele" übergeben, deren Hauptcharaktere die bekannten stereotypen Carricaturen aus den „fliegenden Blättern" sind.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 29. Oktober. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse mit Tanz und Gesang in 4 Bildern. Frei bearbeitet nach dem Französischen von G. Räder. Musik von Cantal.

Samstag, den 31. October. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Romeo: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№. 300. Samstag, den 31. October **1846.**

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Fortsetzung.)

Lambert kam nach Seez, noch ehe die Diener der Gerechtigkeit daſſelbe erreichten. Er begab ſich zum Vater Heinrichs, welch' Letztern er bereits abgereiſt fand, und erzählte ihm die Geſchichte von dem elenden Betragen ſeines Sohnes.

„Ich weiß bereits Alles," unterbrach ihn dieſer mit Kälte; „mein Sohn hat mir ſeine verrückte Leidenſchaft für dieſes junge Mädchen geſtanden und zugleich auch die Gründe, wodurch dieſelbe hervorgerufen worden. Allein er hat nur meine Verzeihung erlangt durch ſeine Folgſamkeit. Unſere Familie von gutem Adel macht Anſprüche auf ein gewiſſes Anſehen."

„Allein," entgegnete ihm Lambert, „zählen Sie die herrlichen Eigenſchaften meiner Couſine für nichts?"

„Was kümmert mich das! Ich habe meinem Sohne erklärt, daß ich in eine ſolche Verbindung, wenn er ſie wieder ſie erneure, nie einwilligen würde."

In der Furcht, ſich zu erhitzen und dabei die Achtung, welche er dem Alter dieſes Mannes ſchuldig war, auf die Seite zu ſetzen, entfernte ſich der junge Mann von dieſem gefühlloſen Vater.

Er erkundigte ſich alsdann nach dem von dem jungen Edelmann gewählten Zufluchtsort, den er nur nach vieler Mühe erfahren konnte. Er wurde jedoch von Neuem durch den Gedanken entmuthigt, daß ſeine Bemühungen am Ende doch vergeblich ſeien, indem er ja nicht wußte, ob der Verfolgte dem Befehle ſeines Vaters oder dem eignen Antriebe nach gehandelt habe, und beſonders aus dieſem letzten Grunde ſich der Kirche in die Arme werfen wolle. Schon als Lambert den Geſuchten erreicht hatte, empfing dieſer ſonderbare Menſch das Diakonat, indem er ohne Zweifel dabei die Abſicht hegte, der Fortdauer ſeiner Heirath ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg zu legen.

Alles war jetzt vergebens, und der arme Junge kam nun traurig, entmuthigt und wüthend über den ſchlechten Erfolg ſeiner Reiſe nach Hauſe zurück.

Renata Corbeau, von ihm über dieſe ſchreckliche Nachricht unterrichtet, ſah nun auch den letzten Hoffnungsſtrahl welcher ihr noch geblinkt hatte, verſchwinden.

Jedoch wurde Heinrich auf gerichtliches Belangen verhaftet und die Sache vor das Criminalgericht in Paris, deſſen Vorſitzer ein Herr von Villeroy war, gebracht.

Als der beſtimmte Tag erſchien und das Tribunal verſammelt war, wurde der Angeklagte vorgeführt.

Er wagte nicht, ſeinen Blick zu erheben, betrachtet von der zahlreichen, neugierigen Menge. Lambert und Corbeau waren gegenwärtig, während die unglückliche Renata ſich in einem Nebenzimmer befand, um hier die Entſcheidung des Gerichts abzuwarten, von der nicht allein ihre Ehre, ſondern auch das Leben ihres Gatten abhing.

Die Rede ihres Advokaten war treffend, voll Feuereifer und erregte einen ungeheuren Beifall ſowohl unter den Zuſchauern, wie auch unter den Beiſitzern des Gerichtes. Der Fall war neu und erforderte ſchon Aufmerkſamkeit. Umſonſt verſuchte der Vertheidiger des jungen Adeligen ſie zu widerlegen; ſein Talent reichte nicht aus.

Allen Richtern erſchien das Benehmen Heinrichs in einem ſehr gehäſſigen Lichte und beſonders, wenn ſie die Art betrachteten, wie er ſich von einem kirchlich geſchloſſenen Bande durch den Eintritt in einen heiligen Orden losreißen wollte.

Nach den Geſetzen der damaligen Zeit wurde er einſtimmig zum Tode verurtheilt und zwar, auf dem Großplatze enthauptet zu werden, wenn er ſich nicht entſchließen wollte, das Bündniß, welches er mit dem Engelskinde geſchloſſen, wieder von Neuem zu beſtätigen und zu beſchwören.

Da er jedoch bereits einen Stand ergriffen hatte, vermöge deſſen es unmöglich wurde, die Heirath wieder für geſetzmäßig zu erklären, ſo beſchloß der Gerichtshof, daß man von der Erklärung, ſeinen Fehler wieder gut machen zu wollen, Umgang nehmen könne und ihn auf den Richtplatz zu bringen habe, wo der Richterſpruch nach Form und Geſetz an ihm vollzogen werden ſolle.

Die Kühnheit, welche den jungen Adeligen bisher erhoben hatte, verließ ihn jedoch, als er ſich zwiſchen den Henker und den Geiſtlichen, der ihn auf dieſe verhängnißvolle Stunde vorbereiten ſollte, geſtellt fand.

In dieſer Begleitung wurde er durch das Zimmer geführt, in welchem die arme Renata mit klopfendem Herzen wartete; bei ſeinem Anblick vergaß ſie allen Groll und rief mit ergreifendem Tone:

„Wohin führt man Dich, mein Heinrich? . . ."

„Zum Tode! . . ." erwiederte dieſer mit troſtloſer Stimme und mit zu Boden gerichtetem Blicke.

„Unglücklicher! So mußte denn auf dem Schaffot unſer zartes Seelenband zerriſſen werden?"

„Ach, Renata!" ſagte er, indem er ihre Hände ergriff. „Ich war Deiner nicht werth . . . zuviel Glück hat meinen Geiſt verwirrt . . . ich bin zum Elenden geworden. . . . Jetzt, wo es viel zu ſpät iſt, erkenne ich wohl den Schatz, den ich verliere. . . . Wenn ich ein neues Leben beginnen könnte, ich würde es anders machen . . ."

„Du würdeſt mich dann noch lieben?" fragte das liebenswürdige Weib ängſtlich.

„Ja, Renata, ja, ich liebe Dich! . . . Die Schuppen fallen mir von den Augen, meine Vernunft kehrt wieder . . . ein neuer Tag geht mir ſtrahlend auf . . ."

„Heinrich!" ſagte ſie nunmehr mit einem forſchenden, ſeltſamen Tone; „bin ich es wohl, nach der Du Dich zurückſehnſt, oder iſt es der Tod, der Dich ſchreckt?"

„Dir will ich es geſtehen . . . es iſt wahr, in dieſer Stunde habe ich Furcht vor dem Loos, das mir bereitet iſt. Allein, Renata, ich fühle zugleich die tiefſte Reue, daß ich

Digitized by Google

Dein Leben vergiftet habe und was mich darnieder drückt, ist, daß ich Dich verliere, ehe ich Deine Verzeihung erlangt habe . . ."

„Meine Verzeihung? . . . Ich verzeihe Dir von Herzen. . . . Würden nur die Richter Dir ebenso verzeihen."

Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, nur geleitet durch ihre Verzweiflung, beseitigte sie alle Hindernisse und drang in den Audienzsaal, wo die Richter noch alle beisammen saßen. Hier begann sie nun mit verwirrten Blicken und in Thränen gebadet zu reden:

„Meine Herren! Sie wollen Den verdammen, welchen ich liebe; das Verbrechen, welches er beging, halten Sie für so groß, daß nichts mehr es gut machen könnte, während Sie das meinige zu entschuldigen finden. Doch haben Sie mich gleich sehr gestraft, denn Sie lassen mich das Härteste erleiden, was mich hätte treffen können, da die Schmach seiner Todesstrafe ja auf mich fällt. Sie haben verlangt, daß er meine Ehre wieder herstelle; allein das Mittel, welches Sie erwählen, schändet mich vor der ganzen Welt; und trotz der Meinung, welche Sie von mir hegen, daß ich mehr unglücklich als schuldig sei, bestrafen Sie mich doch mit der schärfsten, peinlichsten Strafe. Ich werde mich bemühen, meine Herren, Ihr Urtheil näher zu beleuchten. — — Bis zu diesem Augenblicke habe ich Ihnen mein Verbrechen verschwiegen, wie ich es, meinem Glauben nach, sollte. Jedoch gedrängt durch mein Gewissen, sehe ich mich gedrungen, Ihnen zu gestehen, daß ich selber den Angeklagten verführt habe."

Ein zweifelhaftes Gemurmel durchlief den Saal; denn das edle, tugendhafte Aussehen dieser Frau widersprach ihren Worten. (Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Antony.

Mathilde Wildauer und Emil Devrient.

(Fortsetzung)

Unterstützt wird die Wildauer auch durch eine, für weibliche Volkscharaktere ganz geeignete Persönlichkeit. Mag sein, daß dies kaum als eine Schmeichelei ausgelegt werden kann, aber die Künstlerin hat einmal solche Körperformen, die den ächt österreichischen Schlag auszeichnend charakterisiren; einen kleinen, gerundeten aber stämmigen Körperbau, angenehme Fülle, im Blick eine gewisse gesunde Sinnlichkeit, und was eine Hauptsache ist — eine liebliche wohlklingende Stimme. Diese letztere Eigenschaft führt mich zu einer kurzen Schilderung der zweiten Hälfte ihres Talents, bei welcher ich mich aber kürzer fassen werde, weil eine gute, gebildete Sängerin, als welche Mathilde Wildauer gegenwärtig bereits genannt werden kann, nach meiner Meinung keine so seltene Erscheinung ist, als eine so vortreffliche Darstellerin von Volkscharakteren, welche die Wildauer jetzt schon ist.

Als Sängerin produzirte sie sich während ihres Gastspiels im Theater an der Wien in Auber's „schwarzem Domino" in Repriſen der „Haimonskinder" und der „Schweizerfamilie", und zuletzt in des Irländers M. W. Balfe neuer Oper, „die Zigeunerin". Sie vereinigt mit einer angenehmen, lieblich tönenden und mittelstarken Stimme, die in allen Tonlagen ziemlich gleichförmig klingt, eine gute Schule und einen beseelten, warmen Vortrag. Sie intonirt meistens rein, bildet einen hübschen Triller, und weiß Bravour in Verzierungen mit Geschmack anzubringen und mit Eleganz auszuführen. Natürlich verbindet sie als Hofschauspielerin damit ein feines und gewandtes Spiel, und durch diesen Verein von gutem Spiel und Gesang bewirkt sie Effekte und erntet Applaus, den eine andere, eben so gebildete Sängerin, schwerlich erringen würde, aus der einfachen Ursache, weil unsere Sängerinnen vom Fach, das Spiel als eine entbehrliche Nebensache ansehen, eine Ausbildung in dieser Beziehung für überflüssig halten und daher selten in irgend einer Parthie einen ganz befriedigenden Eindruck auf den Zuschauer hervorbringen, der nicht blos hört, sondern auch sieht und leider sehen muß, daß das Spiel die partie honteuse der deutschen Sängerinnen ist. — Daher kam es auch, daß die Wildauer als Hermine in den Haimonskindern ungleich mehr effektuirte, als ihre Vorgängerinnen; nicht weil sie diese Parthie besser sang, sondern das intrigirende, Heirathen kuppelnde Fräulein mit solcher Laune, Lebendigkeit und reizenden Nonchalance spielte, daß man die ganze Geschichte sogar interessant finden konnte, während man sie früher als schleppend und alltäglich, und nur um der lieblichen Musik willen in den Kauf nehmen mußte.

Ueberhaupt ist das graziöse und leichtsinnige Genre der französischen komischen Oper das Feld, auf dem die Wildauer ihres Sieges stets sicher und gewiß sein kann. Auber's Champagner-Musik klingt im Munde dieser Angela noch einmal so süß und aufregend. Wie liebenswürdig spielte aber auch die Wildauer dieses klösterliche Weltkind im schwarzen Domino. Wie charakterisirte sie die hübsche Arragonaise im zweiten Akte und mit welch' pikanten Nuancen erzählte sie im Solo des dritten Aktes die Abenteuer einer außerhalb ihres klösterlichen Asyls zugebrachten Nacht. — Auch in „der Zigeunerin", einer im neuesten eklektischen Style komponirten Oper, die mit einer Menge lieblicher, leicht ins Gehör klingender Melodieen reich dotirt ist, und daher trotz des Recensenten-Votos die Masse des Publikums für sich hat und bereits populär geworden ist, reussirte sie eben so durch die Vereinigung eines gut geschulten Gesanges mit einem natürlichen, aufmerksamen und effektreichen Spiele.

Wenn der Ferienmonat an der Burg zu Ende ist, muß Mathilde Wildauer von der Volksbühne und ihren fesselosen, heiteren Naturen, die sie so frisch und so getreu darzustellen und zu interpretiren versteht, Abschied nehmen und sich wieder hineinschnüren lassen in das Soubrettenfach unserer französischen, oder wenigstens französisierter deutschen Lustspiele. Es ist auch dies etwas Eigenthümliches, daß sie nur während eines Monats im Jahre ihrem Naturell folgen und in einer Sphäre wirken kann, für die sie geboren scheint, und in der sie gegenwärtig einzig dasteht, wenn sie nicht auf den Titel einer k. k. Hofschauspielerin und ihre gesicherte Stellung am Burgtheater Verzicht zu leisten Willens wäre. Während der andern eilf Monate findet sich selten eine Gelegenheit, wo die Hoftheaterdirektion zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes eine Ausnahme von den bestehenden Normen, und ihr Auftreten auf einem Vorstadttheater gestatten kann. Uebrigens steht zu hoffen, daß die Direktion des Theaters an der Wien auch im nachsten Jahre ihr Gelegenheit geben wird, uns mit ihren Leistungen zu erfreuen und in neuen Parthien uns zu beweisen, daß ihr Talent nur Fortschritte machen könne; und ich werde dann vielleicht auf diese Künstlerin wieder zu sprechen kommen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweiter Artikel. — Bojardo.

(Fortsetzung.)

Bojardo ist nicht allein von Ariost fortgesetzt worden (oft spielt der rasende Roland auf Geschichten des älteren Werkes, wie auf bekannte Facten an *), so daß er ihm hundert Fäden zum Fortspinnen des Gewebes überliefert, die größte Anzahl von Namen und Charakteren ihm entweder ausgearbeitet oder neu erfunden hat, die Kenntniß seines verliebten Roland zur Bedingung der Einsicht in das stoffliche Verständniß Ariost's macht; sondern er ist auch ganz Ariost's Vorbild im Fortschritte des Plans, welcher die harmonische Kunst diametral benutzt. Die Handlung schreitet nämlich bei Homer ohne zerstreuende Unterbrechungen, Vor- und Rücksprünge, Begebenheit reiht sich an Begebenheit wie Glieder einer einzigen festen Kette. — Dieß geschieht freilich in der Iliade, schon wegen der Einheit des Schauplatzes, am strengsten. In der Odyssee wechselt wohl das Local mehrfach und die Ausgangspunkte der Grundhandlung liegen auseinander, aber sie stehen in nothwendiger Wechselbeziehung. Das Eine Interesse, die Eine Begebenheit müssen sich ferner wenigstens in ihrem dermaligen Stadium ausgedehnt haben, ehe der Dichter sich nach einer andern Seite umsieht. Daher runden sich wenige große, unter einander anschaulich verbundene Gruppen von Begebenheiten ab. Nun aber ist es bei Bojardo das ganz Gewöhnliche, daß er, welcher den Leser in einem drangvollen Strudel der in aller Breite nach jeder Richtung ausstrebenden, neben einander gestellten und wieder in einander geschlungenen Begebenheiten hineinzieht, die einzelnen Vorgänge oft genug auf dem reifen Punkte ihrer Entwickelung abreißt und rasch einem andern zufliegt, um auch dann bald wieder den Leser auf halbem Wege im Stich zu lassen. So zerfällt das Gedicht in eine Menge meistens für sich ungeschlossener Rhapsodieen, und man sieht zwar leicht, wer jedesmal Herr des vorgeführten Abenteuers ist, nicht so aber, wer oder welche Handlung das Ganze regiert oder dirigirt; denn an Wichtigkeit wetteifern viele Competenten miteinander. Wir fahren die rhapsodische Form Bojardo's mitten aus dem Volksgesang herauswachsen; allein er hat sie von ihren rohen Auswüchsen auf ihren eigenen Grundlagen gesäubert. Er bricht, wie die alten Bankelsänger, in der Mitte ab, aber mit Grazie und Anmuth; er ahmt ihnen auch darin nach, daß er die Rückkehr zu einem verlassenen Abenteuer durch Formeln andeutet, wie jene sie beliebten. Er hat die Anrufungen des Heilands oder der heiligen Jungfrau um Beistand, welche in der Romanze zu Anfang und Ende gäng und gäbe waren, durch Reflexionen und Ansprache ersetzt, und auch darin an Ariost einen, ihm freilich überlegenen Nachfolger gefunden. Er steht aber außer diesen Aeußerlichkeiten tief im Geiste der alten Romanzen und ist der ächteste italienische Volksepiker, der (wie sich W. Müller einst ausdrückte) die ritterlichen Abenteuer von den Gassen in die Säle des glänzenden Hofes von Ferrara einführte.

Die rhapsodische Manier Bojardo's wird gefordert durch seine Intention, das ganze Ritterthum auszugestalten und die Motive des Karls- und Arthuskreises mit einander wirken zu lassen, den welthistorisch ausgebreiteten Religionskrieg hier, die auf einem unübersehlichen Boden producirten und von dem allgemeinen Mittelpunkt wegstrebenden Thaten so vieler Kämpen dort, die Wirkungen der Liebe und Ehre, aber auch die Fälle des Wunders und Ungefährs darzustellen. Jeder Hauptheld verfolgt neben dem Gesammtinteresse seine Eigenzwecke, und der Reichthum an Episoden, unter denen sich manches Novellistische und dem epischen Gehalte Fremde befindet, ist so groß, daß ein schlichtes Fortschreiten all diesen Stoff unmöglich bewältigt hatte, nur eben die gewählte Manier, durch stetes Ein- und Ausbiegen eine Handlung mitten in andre zu fassen. Dabei wäre nun aber ein blos äußerliches Nebeneinander und eine gefällige Verknüpfung ohne epische Einheit leicht gedenkbar; man fühlt sich fast versucht, der Vermuthung Raum zu geben, als habe Bojardo eine Form erstrebt, in welcher sich die bunt verworrene Ritter- und Damenwelt auch an der Composition ausdrücke. So verliert sich auch der unmittelbare Eindruck des Ganzen oft durch die fast als Fehler erscheinende Produktionskraft, welche das Neue vom Neuesten und Unerwarteten verschlingen läßt. Man findet, daß es dem neckischen Zufall Vergnügen macht die Pläne bei Seite zu schlagen, daß ein recht fahriges Ritterthum im Vordergrunde auf- und abjagt. Man glaubt bei aller Kernhaftigkeit, Biederkeit und Liebeswärme dieser Ritter schon hier die Lust von Donquixotterien inficirt zu verspüren. Die Liebe gibt nicht dem Thun Roland's allein, sondern auch dem vieler Andern den mächtigsten Anstoß und zieht die Aufmerksamkeit von dem Hauptkampfe so weit ab, daß auf die einzelnen Liebes- und Heldenhistorien die volle Beleuchtung fällt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. z. B. im rasenden Roland XXX, 39–41. XXXI, 41.

Feuilleton.

⁂ Kunstausstellung. Es dürfte nur wenigen bekannt seyn, daß die Sitte der Kunstausstellungen aus Frankreich stammt und zwar aus dem Frankreich der älteren Bourbonen. Unter Ludwig dem Vierzehnten wurde im Jahre 1699 die erste namhafte Kunstausstellung zu Paris gehalten. Der Hofintendant Mansard, welcher dieserhalb einen Antrag an den König machte, nennt die Kunstausstellungen jedoch damals schon eine „ancienne coutume" am Hofe. Im Ganzen sind von 1699 bis 1836 also in hundertsiebenunddreißig Jahren neunundfünfzig Kunstausstellungen in Paris gehalten worden, die über vierzigtausend artistische Werke lieferten. A.

⁂ Einem Bericht der „Britannia" zufolge hat ein Herr de la Haye die Absicht, eine Eisenbahn auf dem Meeresgrunde anzulegen, und will der Ausführung seines Vorhabens, für das er leidenschaftlich eingenommen, sicher sein. In Brüssel hat Herr van Hecke, Besitzer einer großen Pianofortefabrik und eines erfinderischen Kopfes, einen Luftwagen erfunden und bereits in Paris patentiren lassen. Die belgische Regierung hat Versuche angeordnet, und Hr. van Hecke behauptet mit einem durch ihn erfundenen Steuerruder-Apparat, seine Maschine auf und nieder nach allen Richtungen, ohne Gefahr, von den Strömungen in der Luft fortgerissen zu werden, nach einem bestimmten Punkte hinleiten zu können. Hannöv. A. Z.

⁂ Vor mehreren Monaten brachte die deutsche Damenzeitung (damals noch unter der Redaction von Theodor Drobisch) die Nachricht, zu Bordeaux sei ein reicher Mann, Namens de Aye, gestorben und habe seinen beiden hübschen Nichten das Sümmchen von 100,000 Francs mit der Weisung hinterlassen, dasselbe in dem sächsischen Städtchen Pegau zu verzehren oder sich dort zu verhei-

Digitized by Google

rathen, weil er, als Soldat des Kaiserreiches, in der Schlacht bei Leipzig schwer verwundet, in Pegau Pflegung und Heilung gefunden. Als diese Nachricht nach Pegau kam, war Jubel in allen Ecken, und jeder wollte den braven verwundeten Franzosen gewartet und gepflegt haben. Mehrere Leipziger Journale und fast sämmtliche Provinzialblätter Sachsens theilten die Nachricht mit, auch das Pegauer Wochenblatt und einige Zeit darauf das Leipziger Tageblatt, welches das Wurzener Wochenblatt als Quelle angab. Jeden Tag las man mehr davon, denn auch politische Zeitungen erzählten die Sache nach, und jede setzte in bekannter Weise etwas hinzu. Aus den hübschen Mädchen wurden außerordentlich schöne Mädchen; die 100,000 Francs vermehrten sich bald auf 2 und 300,000, und ehe vier Wochen vergingen, war das Sümmchen zu einer halben Million angewachsen. Die Stadt Pegau wurde genannt wie noch nie, und eines Tages kamen daselbst zwei Lieutenants augenscheinlich zu ihrem Vergnügen an, und erkundigten sich nebenbei, wann die Französinnen mit den 100,000 Francs eintreffen würden. Eines Tages erschien ein Abgesandter aus Pegau bei Drobisch in Leipzig und fragte ihn höflichst, von wo ihm jene Nachricht gekommen. Der Schalk, welcher die Sache längst vergessen hatte und damit nur den Nachdruckern seines Feuilletons ein Schnippchen schlagen wollte, nannte ohne sich lange zu besinnen das Journal des Débats vom März d. J. Spornstreichs lief der Gesandte auf das Museum und blätterte das ganze Märzheft durch, bis er — in den April gelangte. Jetzt soll Pegau diese reichen Mädchen nicht einmal besitzen, denn Dresden usurpirt die Töchter des Generals, welche nach dem Elbflorenzer Tageblatte eine Million besitzen. Dresden will den bei Leipzig Verwundeten gewartet und gepflegt haben und geräth mit Pegau in Streit wegen einer — Mystification. — A. M. Z.

*** Der Blaumantel in Paris. Mitten in dieser Bedrängniß der jetzigen Theuerung zeigt sich der Wohlthätigkeitssinn der Pariser allenthalben und oft in der lobenswerthesten Weise. Man kennt schon längst die geheimnißvolle Erscheinung des Mannes mit dem blauen Mäntel (l'homme au petit manteau), der in seinen milden Steuern zur rechten Zeit und am rechten Orte unermüdlich ist. Gewöhnlich zeigt er sich erst im Winter, wo er den Armen wie eine Vorsehung erscheint, in dem Augenblicke, gerade wo die Kälte ihre Noth verdoppelt und die Arbeit fehlt. Dieses Jahr aber scheint ihn das Bewußtsein der außerordentlichen Bedürfnisse seiner Schützlinge früher als gewöhnlich an's Werk getrieben zu haben. An verschiedenen Stellen der Hauptstadt, vorzüglich aber in der Nähe des großen Marktes des Innocents, hat er, unter freiem Himmel, seine wohlfeile Küche aufgeschlagen. Für drei Sols erhält da jeder Arme vollständige Mahlzeit, bestehend aus einem großen Stück Brod zu ein Sol, einem gehäuften Teller Suppe, ein Sol, und einem Teller voll Bohnen, ein Sol; für die kleine Tasse (demie-tasse) schwarzen Kaffees mit Zimmel gezuckert, bezahlt man vier Sols; das ist Luxus. Nur im Winter bei starker Kälte vertheilt der wackere Blaumantel alle seine Speisen unentgeltlich. Hmrft.

*** London. In der City ereignete sich vorige Woche folgender komische Vorfall: „Das 3. Infanterieregiment, nach der Farbe der Aufschläge das gelbe genannt, erhielt Befehl, nach Irland zu marschiren; und da der Weg durch die City führt, ließ der Oberst Patny Dennis dem Lord Major den Durchmarsch des Regiments ansagen. Dieser, welcher die Vorrechte der City behaupten wollte, dem Regimente aber keine bewaffnete Macht entgegenzustellen hatte, gab anheim, man möchte ihnen eine Heerde Ochsen von Smithfield, wo gerade Markt war, entgegen treiben. Als nun das Regiment eben über die Blakfriars Brücke debouchirt war, siehe, da befindet es sich im Angesicht der in Schlachtordnung aufgestellten Ochsen. Die fliegende Fahnen, das Trommeln und die kriegerische Musik machen die Heerde toll und mit vorgestreckten Hörnern rennen sie im Sturmschritt auf das Regiment los. Der Oberst rommandirt: Fällt das Gewehr! Mehrere Ochsen fallen sehr schwer verwundet und gelödtet, aber auch ganze Reihen Soldaten wurden niedergestreckt. Wir können keine Zahlenangaben über den beiderseitigen Verlust machen, da uns die offizielle Liste der Verwundeten und Todten noch nicht zu Gesichte gekommen.

*** In Paris greift eine malitiöse Mode sehr um sich; die Gläubiger lassen nämlich Medaillen auf ihre Schuldner schlagen, ungefähr mit der Aufschrift: „Herr .. schuldet Herrn .. die Summe von .. seit zehn Jahren." Diese Medaillen werden auf der Straße vertheilt.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 29. Oktober.)

Bei Otto Klemm in Berlin sollen Immermanns Werke, wie wir bereits angezeigt haben, in einer Gesammtausgabe erscheinen; sicher ein glückliches Unternehmen, denn die früher bei Schaub erschienenen „gesammelten Schriften", die sich durch allmälige Aneinanderreihung der einzelnen Werke bildeten, sind sehr theuer, weil sie noch nach den Bibliothekspreisen eingerichtet waren, von denen wir zum Heil der schönwissenschaftlichen Literatur immer mehr zurückkommen. Grade das Schlechteste (die eigentliche Leihbibliothekswaare) verlangt jetzt nur noch hohe, für seinen Werth unverschämte Preise, weil es nicht anders bestehen kann. Ein gewöhnlicher Leihbibliothekroman, der gar nicht auf Privatkreise rechnen kann, muß nothwendig theuer sein, weil er — man nimmt das im Durchschnitt so an — auf höchstens 300 Ex. Absatz Aussicht hat. Nimmt nun die Billigkeit der Bücherpreise ferner noch eine Zeitlang so zu wie seit den letzten paar Jahren, so wird das große Publikum allmälig mehr dahin kommen, sich selber Bücher auszuwählen und zu kaufen, statt sich lediglich auf Leihbibliotheken zu verlassen. Die schlechte Belletristik wird dadurch ihren Hauptabsatzmarkt verengt sehen, sie wird sich gegen die allgemeine Preisverminderung mit ihren hohen Preisen ohnehin nicht halten können und neben allen übrigen Vortheilen der Bücherwohlfeilheit wird uns auch der daraus erwachsen, daß sie der Ueberfluthung mit einer schlechten Waare einen wohlthätigen Damm entgegenstellt.

Physikalischer Verein.

Wegen Verhinderung des Herrn Professor Dr. Böttger werden die Vorlesungen vom 31. October an ausgesetzt und beginnen wieder Samstag den 7. November d. J.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 31. October. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Romeo: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin

Druck von August Osterrieth

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 301. Sonntag, den 1. November 1846.

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Fortsetzung.)

„Glauben Sie ihr nicht!“ schrie Corbeau, indem er sich hin- und herwand auf seinem Stuhle.

„Das ist falsch!“ fügte Lambert bei.

Mit einem bittenden Wink flehte sie Beide an zu schweigen. Besiegt durch diesen Blick senkten sie das Haupt und sie fuhr fort:

„Ja, ich habe ihn zuerst geliebt und ich allein bin also Schuld an meiner Schande. Wenn die Gerechtigkeit ein Opfer verlangt, so möge sie mich ergreifen. Strafen Sie den Schuldigen, und lassen Sie den Unschuldigen frei. Sie klagen ihn an, daß er sich in einen heiligen Orden aufnehmen ließ; allein diese That ist nicht sein freier Wille, sondern der seines tyrannischen Vaters. Können Sie ihn wegen eines Verbrechens strafen, an dem er nicht schuld ist? . . . Bin ich Ihnen so verhaßt, daß Sie befehlen zu müssen glauben, er solle eher eines schmählichen Todes sterben, als mich heirathen, oder vielmehr ein Band erneuern, das er gebrochen! Sein jetziger Stand halte ihn davon ab, sagen Sie. Obgleich ich ein Mädchen und unwissend in diesen Dingen bin, so hat meine Liebe mir alles deutlich genug vor die Seele gestellt. Wenn es sich um das Leben dessen handelt, den ich liebe, da ist mir keine Wissenschaft mehr fremd.“

In diesem Augenblick flüsterte der Advokat Heinrichs dem heldenkühnen jungen Weibe einige Worte in's Ohr.

„Ich weiß, meine Herren,“ fuhr diese nun fort, „und auch Sie können es nicht leugnen, daß er vermöge einer Dispens vom Pabste wieder in die Bande der Ehe treten kann. Man erwartet hier den Gesandten Sr. Heiligkeit; dieser besitzt jedmögliche Vollmacht Seitens des Kirchenfürsten, welcher mild und großmüthig ist, wie Gott, dem er dient, und wie der Gottmensch, dessen Stelle er vertritt. Entschließen Sie sich, meine Herren, den Vollzug der Strafe einstweilen mit einem schlimmen Arreste zu verwechseln. Der Schrecken, welcher ihm durch die Anklage und das gefällte Urtheil eingeflößt wurde, war allein schon Strafe genug für das Verbrechen, dessen Sie ihn beschuldigen. O, daß Sie in meinem Herzen lesen könnten, welche Angst es peinigt! In Ihren Herzen regt sich das Mitleid nicht so leicht, urtheilen Sie daher nach Recht und mit Milde, und wenn Sie unerbittlich sind, o, so lassen Sie mich wenigstens die Strafe meines Gatten theilen, dessen Verbrechen ich ja auch getheilt habe!“

Obgleich Renata Corbeau bei dieser Rede sehr ergriffen war, so trug sie dieselbe doch mit klarer und lauter Stimme vor. Nachdem sie jedoch geschlossen hatte, verließen sie ihre Kräfte und sie fiel besinnungslos in die Arme ihres Vaters und ihres Cousins.

Eine lange Pause trat nun ein.

Die Schönheit, die Jugend und die Thränen dieser Frau rührten die Richter und stimmten sie zu ihren Gunsten.

Während man sie entfernte, sammelte der Präsident von Villeroy die Stimmen der Beisitzer, und es wurde auf deren Antrag beschlossen, daß man die Strafe auf sechs Monate verschieben solle und daß der Angeklagte während dieser Zeit beim Pabste um Dispens nachsuchen müsse, welche ihm nöthig wäre, um seiner Wünsche Erfüllung zu erlangen.

Als Renata zu sich kam und von ihrem Vater die Kunde vernahm, wie sie durch ihre Worte die Milde der Richter bewirkt habe, fiel sie auf die Kniee nieder und sandte ein Dankgebet zu Gott, auf den allein sie gebaut hatte.

Der schuldige Gatte war erfüllt von Bewunderung für seine Gattin und wußte nicht, wie er ausdrücken solle, welche Freude ihn durchdringe.

Er wurde alsdann in das Gefängniß nach Chatelet gebracht, um hier die Entscheidung des Pabstes abzuwarten.

„Ich wollte wetten, daß dieser Mensch noch alles erlangt, was er wünscht,“ sagte Lambert. „Diese Leute haben immer mehr Glück als sie verdienen.“

Der alte Bürgersmann und seine Tochter gingen lange nicht so traurig in die Wohnung, welche sie sich für den Augenblick in Paris genommen hatten.

4.

Die abenteuerliche Geschichte der Renata Corbeau machte großes Aufsehen in Angers. Ueberall sprach man von der contractmäßigen Verbindung, welche mit so vortheilhaften Aussichten geschlossen worden war. Wenn man die Handlungsweise Heinrichs einerseits auch unrecht fand, so verfehlte man andererseits doch nicht, an Renata auch geheime Fehler zu finden, welche zum Theile ihren Gatten wieder entschuldigen sollten. Der Titel „das schöne Engelskind“, den man ihr allgemein gegeben hatte, trug nicht wenig zur Eifersucht der übrigen weiblichen Einwohnerschaft bei; in gleichem Maße als ihre Schöne Bewunderer anzog, erregte sie auch erbitterte Nebenbuhlerinnen. Die Eigenliebe vergibt nicht so leicht und je mehr man sie mit Weihrauch bestreut hatte, je mehr man ihre Reize anerkannt hatte, um so mehr wurde auch die Eifersucht rege und um so mehr entflammten die unzufriedenen Herzen. Die Bosheit übte ihr Spiel aus; es war nicht nur die Schönheit und Tugenden allein, welche diesen Ehrentitel ihr zuzogen und den man jetzt angriff, sondern der Titel selbst. So ist aber die Welt.

Corbeau und Lambert wußten das; sie hätten auch blind sein müssen, wenn sie es nicht bemerkt hätten; sie wollten aber nicht eher nach Angers zurückkehren, bis die Ehre der jungen Frau von jedem Makel befreit sein würde. Um dieses zu bewirken, war es nöthig, daß Heinrich frei würde und wieder in dem ehelichen Verhältniß, das durch seine Launenhaftigkeit auf Augenblicke gestört war, lebe.

Die Reue des jungen Edelmanns war wirklich sehr groß; denn in der That, durch eine jener natürlichen Wen-

Digitized by Google

dungen eines schwachen und wechselvollen Geistes seufzte er über seine schlechte Aufführung, nicht sowohl darum, weil ihm die Bestrafung an sich schon wehe that, sondern mehr deßhalb, weil seine Vernunft es ihm vorwarf, und ihm den Willen eingab, ein würdigeres und vernünftigeres Leben zu führen. Die Frau, welche er einen Augenblick nicht mehr zu lieben wähnte, zeigte sich im Unglück so groß, so erhaben, so versöhnlich, trotz so vieler Ursache zum Haß, daß er ihr gegenüber sich klein und elend fühlte! Als sie seine Gefahr einsah, welche Selbstverleugnung, während Alles ihn zurückstieß! Sie, welche er von sich stieß, opferte sich ihm auf. Welches Vergessen, welches Vergeben seines Verbrechens, als sie das Unglück ihres Gatten erfuhr.

Heinrich war besiegt, war niedergeschmettert von so viel Güte und hegte innerlich die Hoffnung und den festen Vorsatz, ihr das Glück, das er ihr geraubt, tausendfach zurückzugeben.

„Ach, mein Gott!" sagte er zu sich. „Wie will ich ihr dieses Leben versüßen, das meine Blindheit ihr vordem so verbittert hatte! . . . Mein Gott, verzeihe dem Schuldigen, welcher, ohne sein Glück zu verstehen, sich in die letzte Zuflucht zurückziehen wollte. . . . Du würdest mich zurückgestoßen haben, denn nur reine Herzen können Dir dienen, und das meine war es nicht; derjenige, welcher sich Deinem Dienste weiht, muß alle menschliche Leidenschaften von sich gestreift haben, aber ich habe Dein heiliges Gesetz verletzt und war nicht würdig Deinem Thron zu nahen. Erst lende Deine himmlische Gnade auf mich herab, damit ich verdiene, mich dem Heiligthum zu nahen, das ich entweihte. Doch, mein Gott, Du hast mir die Augen geöffnet und das war Deine väterliche Rache. Gott straft seine verlornen Kinder nur, um ihnen die Augen zu öffnen und ihnen den Weg zu zeigen, den sie fortan zu wandeln haben."

Solche reuige Gedanken füllten die Stunden des Verurtheilten und die Zukunft ließ ihn ein Leben voll Glück schauen, so daß sein Herz ruhiger, getrösteter schlug; und in alle diese Gedanken mischte sich das Bild derjenigen, die er liebte, und welche Gott darum in seine Träume zu weben schien, um ihm die Pein der Gefangenschaft und der Ungewißheit einigermaßen zu versüßen.

Nur ein Mann durfte ihn in seinem Gefängniß besuchen; es war dies ein Geistlicher. Während der langen Verhandlungen, welche sie pflogen, suchte ihn der Beichtvater in seinen Vorsätzen zu bestärken und ihm zu beweisen, daß seine Vernunft und sein Herz ihm schon dies Betragen vorschreiben müßten, und daß er es außerdem auch noch dem Weibe gegenüber, welches soviel für ihn gethan, schuldig sei.

Endlich nach etwa einem Monate kam der päbstliche Gesandte, den man schon seit langer Zeit erwartet hatte, in Frankreich an. Es war dies der berühmte Cardinal von Medicis, welcher später als Leo XI. zum Pabst erwählt wurde.

Renala, Lambert und der Vertheidiger Heinrichs suchten bei ihm vorgelassen zu werden, um von ihm die Dispens zu erwirken, nach welcher die Weihe des Letztern als Null und nichtig erklärt werden durfte, oder mit einem Worte, um die Begnadigung Heinrichs zu erlangen. Jedoch der Prälat verweigerte alles standhaft, trotz der Bitten der schönen jungen Frau, so sehr war er darüber empört, daß der Angeklagte, nur um ein Bündniß, das er mit Willen geschlossen, aufzulösen, in den geistlichen Stand habe treten wollen.

Er verweigerte daher die Dispens.

In dieser schwierigen Lage gab die Liebe der armen Frau ihr wieder den rechten Weg an. Nichts konnte sie von dem schönen Ziele zurückschrecken, das sie sich einmal gestellt hatte. Je mehr sich ihr Hindernisse entgegenstemmten, um so mehr schien sich ihr Muth zu vergrößern, mit dem sie gegen dieselben ankämpfte.

(Schluß folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Anton.

Mathilde Wildauer und Emil Devrient.

(Fortsetzung)

Nach Mathilde Wildauer begann Emil Devrient sein Gastspiel und trat in seinen bekannten Rollen als Majoratserbe, Richard Wanderer, Landwirth, Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab", Robert in den „Teufelsmemoiren" und Lord Harleigh in „Wahn und Wahnsinn" auf. Neu war er dann in „Dr. Robin", einer französischen Vinette, die ihn als Garrick in einer, schon oft da gewesenen Verkleidungsscene vorführte, als Graf Waltron in dem alten Militar-Spektakelstücke gleichen Namens, bei dem sich die Birch Pfeiffer die seltsame Mühe genommen hat, es den Zeitverhältnissen (!) gemäß umzuarbeiten, und in einem kleinen Lustspiele, „die seltsame Wette", das ohne sein freies und reich nüancirtes Spiel langweilig und ungenießbar wäre. Daß Devrient nur wieder in solchen Rollen debütirte, die wir schon bei seinen früheren Gastspielen wiederholt gesehen hatten, ist gewiß nicht zu seinem eigenen Vortheile, kann aber ihm nicht als Verschulden zugerechnet werden, da sein reichhaltiges Rollenverzeichniß, wie es uns von seinen auswartigen Gastvorstellungen bekannt ist, nicht nur die interessantesten Parthien des ganzen modernen deutschen Schauspiels aufzuzählen im Stande ist, sondern auch noch viele Lieblingsparthien des deutschen Theaterpublikums aus französischen Originalen, die in ihren unendlich freien Bearbeitungen die Lücken des deutschen Repertoirs ausstopfen müssen, in sich faßt. Nur unsere, von der Etikette bevormundeten, und von der Censur unter Kuratel gestellten Repertoirs-Verhältnisse sind daran Schuld. Und dennoch war der äußere Erfolg ein so günstiger, daß das Theater an der Wien an den schönsten Sommerabenden gefüllt und der Beifall so lebhaft war, als ihn ein Künstler seines Ranges verdient, davon abgesehen, daß ihm von einigen, besonders enthusiastischen Verehrerinnen am Abschiedsabend sogar Erinnerungskränze zugeworfen wurden.

Emil Devrient's Persönlichkeit ist in deutschen Landen durch sein schauspielerisches Wanderleben allerwärts bekannt und berühmt; seine Auffassungs- und Spielweise ist gewiß in allen kritischen Blättern, die nur existiren, schon erörtert und gewürdiget, und sein Ruf durch die papiernen Lobposaunen unserer Zeitungs-Feuilletonisten in sämmtlichen deutschen Gauen ausgetrompetet worden. Nur in Wien ist man trotz seiner wiederholten Gastspiele auf der Burgbühne und dem Theater an der Wien über den Rang, den er unter den dramatischen Künstlern, oder vielmehr unter den schauspielerischen Notabilitäten der Jetztzeit einnimmt, noch nicht in's Reine gekommen. Ich glaube daher, daß hier die unbefangene Meinung einer bescheidenen Justemilien-Stimme um so nothwendiger und glaubwürdiger er-

Digitized by Google

scheinen dürfte, weil die Wiener Journalistik bis jetzt zu einer vorurtheilsfreien Beurtheilung Emil Devrient's noch nicht gelangt ist, sondern sich in die Extreme einer nichtssagenden Lobhudelei und eines unverständigen, rücksichtslosen Herabreißens spaltete, und wie gewöhnlich, so auch hier, die Wahrheit in der Mitte liegt. Freilich werden sie mich nun auch, die Sechzehnendigen, wenn ich nicht mit den Wölfen heule, zu den schlechten Korrespondenten zählen, die ihr Vaterland beim deutschen Auslande in Mißkredit bringen und der literarischen Würde eine Blöße geben, da sie an einem Devrient, der nach dem erhabenen, ästhetischen Standpunkte der noblen Wiener Kritik auch nicht einen Zoll Anerkennung verdient, noch etwas Lobenswerthes finden können. Zu's Himmelsnamen, wer keiner Klique angehört und Kamaraderie nicht nöthig hat, kann Manches wagen.

Nach meiner Ueberzeugung ist Emil Devrient der poetischste Schauspieler Deutschlands. Was ihn dazu macht, ist vor Allem die ideale Auffassung aller Charaktere, denen er auf der Bühne Gestalt und Leben gibt, und die ich noch bei keinem andern Schauspieler in dieser Vollendung gefunden habe. Diese poetische Darstellungsweise, die seine Gebilde durchdringt und so interessant macht, hält sich mit seinem Sinn und kritischem Takte innerhalb ihrer festen Grenzen und artet nie in jene verschwommene Sentimentalität aus, die manche Schauspieler als Idealisirung geltend machen wollen. Die Poesie, die Devrient seinen Darstellungen einhaucht, ist etwas Ursprüngliches und Innerliches; nichts Erzwungenes oder Fremdartiges. Sie verdient um so mehr Anerkennung, als es bei einem Künstler, der der sogenannten „norddeutschen Schule der denkenden Schauspieler" angehört, immer eine Seltenheit ist, wenn er der trockenen, realistischen Richtung, der nüchternen, berechnenden Auffassungsweise etwas weniger Platz einräumt, und seine Darstellungen von dem innewohnenden Feuer der Poesie durchströmen und bisweilen sogar überwältigen läßt. Das ist und bleibt noch immer ein elektrischer Funke, der den Zuschauer erregt und aufflammen macht, wie es der Erfolg bei Devrient selbst beweist, der in seinen meisten Rollen, trotz mancher Mängel im Detail, von denen ich weiter unten freimüthig reden werde, dennoch durch das Feuer und die Wärme seiner poetischen Auffassung das Publikum mit sich fortreißt und begeistert. Wäre Devrient kälter und besonnener, wie es die norddeutsche Schule von ihren Eleven fordert, so würden sein bisweilen manierirtes Spiel, eine schwankende Deklamationsweise und manche Inkonsequenzen in der Durchführung eines Charakters oft greller erscheinen, die jetzt im freien Zuge seiner poetischen, fortstürmenden Darstellung verschwimmen. Würde er mehr klügeln, berechnen und sondiren, so würden von der entgegengesetzten Seite betrachtet, diese Fehler wieder von ihm vermieden werden, dagegen aber die idealisirende Schönheit seiner Darstellung verkümmern und die Ursprünglichkeit seiner Poesie verloren gehen. Poetische Schauspieler sind aber gegenwärtig im lieben Vaterlande eine solche Seltenheit, daß wie Emil Devrient aus guten Gründen mit all' seinen kleinen Schönheitsfehlern noch immer mehr und mehr schätzen und anerkennen werden müssen, je mehr jene Sorte von trockenen und nüchternen Pedanten überhand nimmt, die unter dem tönenden Namen „Charakteristiker" sich auf den deutschen Bühnen jetzt vorzudrängen suchen, bei Licht betrachtet aber nichts als ordinäre Grimaçiers sind. Das Publikum, das in dieser Beziehung oft heller sieht, als die Kritik, fühlt sich von der poesie- und marklosen Nüchternheit dieser sogenannten Charakteristiker selten angezogen und nie erwärmt, und klatscht dafür seinem Devrient, der mit dem ersten Schritte auf die Bühne, Feuer, Leben und die verjüngende Kraft der Poesie heraufbeschwört, lauten und lebhaften Beifall zu.

Freilich wird Devrient auch durch eine Persönlichkeit unterstützt, die seinem idealisirenden Spiele die günstigste Folie gewährt. Eine hochgewachsene, schlanke Figur, geistreicher Kopf, sprechende Augen nehmen das Publikum, insbesondere das weibliche, schon beim ersten Anblicke für ihn ein. Dazu besitzt Devrient eine Repräsentation, die wahrhaft adelig genannt werden kann, die feinste Tournüre, Grazie in seinen Bewegungen, wie wenig deutsche Schauspieler, und dann versteht er es, dieselben, ohne daß sie abgezirkelt erscheinen, wieder zu mäßigen und zu beherrschen, wie es bei diesem feurigen und aufgeregten Spiele noch wenigere deutsche Schauspieler verstehen.

Noch besitzt Emil Devrient eine reiche Gabe der Natur, die werthvollste für den Schauspieler, in seiner schönen, klangvollen Stimme. Wie aber dem Verschwender, der das Metall überhaupt nicht zu schätzen weiß, so geht es Devrient mit dem seiner Stimme. Statt einen klugen und mäßigen Gebrauch davon zu machen, wirft er es leichtsinnig und verschwenderisch hin und bereitet sich gerade durch seinen Reichthum Verlegenheiten. Zu dem gewaltigen Stimmsonde, den Devrient sein eigen nennt, liegt die Ursache seiner mangelhaften Deklamation und einer oft übertriebenen Accentuirung einzelner Stellen, die dadurch, daß er sie mit zu entschiedenem Tone markirt, aus dem Zusammenhange herausgerissen erscheinen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum seine Darstellungen oft lückenhaft erscheinen, während doch die Auffassung eine untadelhafte war, und in der Anlage und Ausführung des Charakters die Kritik sonst keine Mängel entdecken konnte. Allein die Eitelkeit, mit seinem Organe, dessen Klangfülle Devrient kennt und von dessen Wirkung, besonders auf weiche Herzen und thränenfeuchte Augen er überzeugt ist, zu brilliren, läßt ihn die Rücksicht vergessen, die er der Konsequenz des einmal erfaßten Charakters schuldig ist und verleitet ihn, seiner Stimme Klang in allen Tonarten zu versuchen, alle Register durchzujagen, bald leise zu flüstern, bald donnernd grollen, dann wieder schwärmend singen, dann tonlos die Rede gleichsam fallen zu lassen und so eine Musterkarte von Tonmutationen zu produziren, die mit der darzustellenden Rolle in einem so sehr entfernten Verhältnisse steht.

(Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Ueber Volksschriften. Von J. D.

Man spricht heut zu Tage so viel von Volkston und Volkssprache, die wir bei all unsrer politischen Zerrissenheit den Engländern und Franzosen sogar voraus hatten, daß es einem nicht zu verargen ist, auch einmal die Frage aufzuwerfen: was ist denn Volkssprache? Wenn sie weiter nichts ist, als ein jedem verständliches Gemengsel, so braucht man's nicht zu drucken; denn das hört man zur Uebergenüge in Stadt und Land. Ferner wenn sie weiter nichts ist, als ein Poltroniren über politische und conventionelle Fragen, so ist zuletzt jeder politische Kannegießer ein Volksredner, und das zu drucken wäre ebenfalls überflüssig. Nein! die Volkssprache ist eine gewaltige Sprache, sie ist an Bildern und Sentenzen reicher noch als die gekünstelte Sprache des Gelehrten.

Digitized by Google

Wenn diese eine Weltsprache ist, und auf abgerundete Vollkommenheit Anspruch macht, so ist die Volkssprache vorzugsweise der Ausdruck eines nationalen Bewußtseins und wird durch die unmittelbare Entwicklung der Volksgeschichte getragen. Sie ist aber auch eine delicate Sprache. Soviel sie will, darf sie derb und naiv sein, aber jede Gemeinheit, jede Schlüpfrigkeit entheiligt sie. Die Grenzen können hier nicht scharf genug gezogen sein. Es geht daraus hervor, wie schnell die Namen gezählt sind, die der Volkssprache vollkommen Meister waren. Vor Allen zwei, die längst gestorben, aber im Herzen der Nation noch lange fortlieben. Der eine, Matthias Claudius, unter dem Namen Asmus bekannt, dessen Wandsbecker Bote einst von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus ging. Der andere, Hebel, dessen Rheinländischer Hausfreund, dessen Schatzkästlein noch jetzt die beliebtesten Haus- und Familienbücher sind. Unter den Lebenden begrüßen wir zuerst einen ehrwürdigen Veteranen, H. Zschokke, der in seinen verschiedenen Volksschriften (Branntweinpest, Goldmacherdorf ꝛc.), in seinem Alamonlade und in dem Schweizer-Boten in jedem Herzen einmal eine Saite angeschlagen hat, die Klang gab. — Im Uebrigen hat man zum vorzugsweisen Organ der Volkssprache den Volkskalender gewählt. Die Verfasser desselben sind beinahe sämmtlich bekannte Namen; vor allen Berthold Auerbach, Gubitz, W. O. v. Horn, Nieritz und Spindler. Sie haben sich alle bereits in der Literatur des Volkes Kränze verdient, doch trifft sie ein harter Vorwurf, der so leicht zu vermeiden wäre. Der Lehrer des Volkes hat sich durchaus freizuhalten von der Polemik gegen irgend eine religiöse Ansicht, irgend eine politische Farbe; er darf nie der Wortführer einer Partei sein. Was Asmus und Hebel in dieser Beziehung für uns waren, haben wir jetzt außer Zschokke nur noch an einem der obengenannten, an W. O. v. Horn, dem Verfasser der Spinnstube, deren zweiter Jahrgang so eben bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen ist. Unter der Rubrik „altes Gold" entwickelt er an volksthümliche Sprüchwörter angeknüpfte Betrachtungen, die bei der gewiß erfolgenden raschen Verbreitung von unberechenbarem Einfluß auf die Volksmoralität sein werden. Hier steht kein Schulmeister, der mit dem Stocke, kein Sittenprediger, der mit der ewigen Ungnade droht, sondern ein liebender Vater, der voll Geist und Gemüth die reichen Erfahrungen seines Lebens mit ein bischen poetischem Anstrich auskramt. Solch altes Gold wird nur in dem Schacht eines reichen Gemüthes gegraben und in der Münze eines scharfen Geistes geprägt. Solch altes Gold haben wir in Hebel's Schatzkästlein gefunden, und ist uns seit diesen Tagen nicht mehr geboten worden.

Feuilleton.

*** Schatzgräbereien im Großen beschäftigen jetzt den Speculationsgeist der Amerikaner. Zu Matamoras lebt, wie eine dortige Correspondenz berichtet, seit zwanzig Jahren ein Mann, der jetzt damit umgeht, fünfzig wohlhabende Männer für eine Schatzgräberei im Großen anzuwerben. Einige Tagereisen von Chihuahua, nördlich vom Rio Grande, soll einst eine beträchtliche Stadt gestanden haben, welche von den Indianern belagert und zerstört wurde. Alle Einwohner wurden niedergemacht, bis auf zwei, deren einer nach Spanien, und der andere nach Neu-Orleans ging. Dieser letztere ging mit einer zahlreichen Begleitung nach Mexiko zurück, um einen bei der Annäherung der Indianer verborgenen Schatz von fünfzig Millionen Piastern aufzusuchen. Die Schatzgräber kehrten aber nicht wieder zurück, man hörte gar nichts wieder von ihnen, und es wird vermuthet, daß sie von den Indianern ermordet wurden. Die Zerstörung jener Stadt durch die Indianer ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, welche nicht nur unter dem Volke allgemein bekannt, sondern auch durch vorhandene Urkunden erwiesen ist. Aus den letzteren geht hervor, daß alljährlich zweimal große Ladungen edler Metalle nach Spanien abgingen, denn Mexiko war damals noch eine spanische Provinz. Die immer größer und wichtiger werdende Stadt erregte die Eifersucht der Indianer, welche in dem Augenblicke, als man eine neue Gold- und Silberladung nach Spanien absenden wollte, in großer Zahl die Stadt umzingelten, und nach kurzem Widerstande einnahmen und in Brand steckten. Von den Einwohnern entkamen nur die beiden oben Genannten, welche die Kunde dieses schrecklichen Ereignisses in die bewohnteren Theile von Mexiko und nach Neuorleans brachten. Eine Gesellschaft von Reisenden hat, nach der Versicherung eines amerikanischen Journals, die Trümmer jener Stadt nebst den Ueberresten einer großen Wasserleitung und eines Bergwerks aufgefunden. Man geht jetzt in Neuorleans stark damit um, dort Nachgrabungen anstellen zu lassen. — Ein anderes Unternehmen dieser Art hat schon einen ziemlich günstigen Erfolg gehabt. Man hat nemlich die Stelle aufgefunden, an welcher das spanische Kriegsschiff „San-Pedro," welches große Summen an Bord hatte, unfern der amerikanischen Küste im Jahre 1815 unterging. Eine Gesellschaft hat ein mit Tauch-Apparaten versehenes Schiff ausgerüstet, und es sind bereits an sechzigtausend Piaster, welche in einer Tiefe von sechzig Fuß auf dem Meeresgrunde, mit Sand und Korallen bedeckt lagen, zu Tage gefördert worden. — Jetzt hat der Schatzgrabungsschwindel die Amerikaner in Masse ergriffen, und man glaubt überall Gold und Schätze im Schoße der Erde zu wittern. A. Thz.

*** Der rothe Strich. Ein Fremder fragte in Wien: „Was bedeutet denn der dicke, rothe Strich über dem fünften Stock jenes Hauses?" — Wiener: „Das ist das Zeichen, wie weit im Jahre 1830 bei der großen Ueberschwemmung der Donau das Wasser gestiegen ist." — Fremder: „So hoch kann das Wasser unmöglich gestiegen sein, sonst wäre ja ganz Wien untergegangen." — „Schauens, der Strich war eigentlich nur hier an der Parterrewohnung, die Gassenjungen haben ihn aber alle Augenblicke fortgewischt, und da hat denn der neue Hauswirth, den Buben zum Possen, daß sie ihren Muthwillen nicht mehr ausüben können, den Strich über dem fünften Stock anbringen lassen."

*** Eine Wiener Zeitschrift enthielt kürzlich nachstehenden poetischen Erguß „an Jenny Lind":

Seit Grillparzer selbst ein Loblied dir sang,
Bleibt, was ein And'rer singt — ein seelenloser Klang.

Saphir setzt diesem Distichon folgende zwei Verse an dessen Verfasser entgegen:

Seitdem du diese zwei Zeilen geschnoben,
Bleibt, was ein And'rer schreibt — gar nicht geschroben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 31. October. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Romeo: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Sonntag, den 1. November. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von J. Kaiser. Musik von A. Müller. Hierauf: (Zum Letztenmale) Optische Lichtbilder, von Joh. Bolch aus Wien.

☞ Von Sonntag den 1. November an beginnen die Vorstellungen wieder um 6 Uhr.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 302. Montag, den 2. November 1846.

Die Wette.

Novelle, von Eduard Goldner.

(Schluß.)

Als eines Tages ihr Vater und Cousin niedergeschlagen von einem abermaligen vergeblichen Versuche zurückkamen, sagte Renata zu ihnen:

„Ihr urtheilt zu schnell über die Unmöglichkeit einer Rettung; mir bleibt noch eine Hoffnung."

„Wollte Gott, daß sie nicht trüge!"

„Gewiß kann ich für den Erfolg auch nicht stehen . . . aber ich habe Vertrauen in dieses Mittel und ich glaube auch, daß es mir glückt."

„Und das wäre?" fragte Lambert.

„Das ist mein Geheimniß."

„Ich will hoffen und wünschen, daß es zu etwas nützt."

Der alte Bürgersmann zuckte zweifelhaft die Achseln.

„Wie, mein Vater," sagte Renata zu ihm, „Du zweifelst?"

„Ich bin so unglücklich!"

„Und ich! . . ," seufzte sie, indem sie die Augen zum Himmel erhob, als ob sie ihn zum Zeugen ihrer Qualen anrufen wolle.

„Was mich betrifft," warf Lambert ein, „so wollte ich wetten, daß . . ."

Er brach hier schnell ab, als er bemerkte, daß Renata ihm jedes seiner Worte von den Lippen zu lesen schien.

„Ich will hinausgehen! . . ." sagte sie.

Sie wandte sich gegen die Thüre.

„Wohin willst Du, mein Kind?"

„Liebe Cousine, soll ich Dich begleiten?" sagte der junge Mann.

„Nein . . . nein . . ."

Als sie schon längst sich entfernt hatte, murmelte Corbeau mit einem tiefen Seufzer:

„Gott schütze Dich, meine Tochter!"

„Arme Cousine! . . ." setzte Lambert hinzu.

Das schöne Engelskind legte in schnellem Schritte den Weg zwischen der Wohnung ihres Vaters und dem Franziskanerkloster, welches in der Nähe der Sümpfe lag, zurück; die Verzweiflung lieh ihr Riesenkräfte. Als sie in diesem friedlichen Zufluchtsort angekommen war, hielt sie am Hauptthore und fragte den Layenbruder, der die Function eines Portiers versah, nach dem Vater Lorenz.

Dies war der Beichtiger des Verurtheilten.

Der ehrwürdige Greis ward gerufen und erschien alsbald.

„Ich bin bereit," sagte Renata.

„Ich habe Dich erwartet, mein Kind."

„So wollen wir gehen. Stützen Sie sich auf meinen Arm; ich bin stark."

Sie hüllte sich alsdann in einen seidenen Mantel, welchen sie zu Haus schnell umgehängt hatte, und Beide wandten sich gegen den Louvre.

Als sie in den königlichen Palast treten wollten, wurde ihnen von der Wache der Eintritt verwehrt.

„O, jetzt ist Alles verloren!" rief Renata.

„Noch nicht, meine Tochter! . . . Wir wollen hier warten," erwiederte ihr der heilige Mann.

Man erlaubte ihnen in einer großen Gallerie, welche in die königlichen Gemächer führte, zu warten. Während Seufzer um Seufzer die Brust des Mädchens hob, betete der fromme Greis andächtig seinen Rosenkranz.

Eine Stunde, zwei, drei Stunden gingen vorüber . . . der König erschien nicht. Endlich vernahm man den Klang von Waffen, Pferdegetrappel und menschlichen Stimmen in dem Hofe des Palastes. Die Thore öffneten sich und der Huissier rief mit seiner eintönigen Stimme:

„Der König!"

Zuerst hörte man Schritte auf den Staffeln der Stiege, alsdann auf den Platten des Vorsaals und endlich auf denen der Gallerie. Heinrich IV., gestützt auf die Schultern Crillon's, mit welchem er sich unterhielt, war ganz beschmutzt und mit Staub bedeckt; ein zahlreiches Gefolge umgab ihn.

„Ventre-Saint-Gris, meine Herren!" sagte er, indem er sich fröhlich an seine Umgebung wandte. „Das nenne ich einmal eine glückliche Jagd! Sully wird sicherlich murren, aber ich lasse ihn schwatzen. Beim heiligen Hubertus! Ein solches Vergnügen ist unbezahlbar."

Ein beifälliges Lächeln begleitete die Worte des Monarchen.

Renata hatte durch einen richtigen Blick den Fürsten erkannt; indem sie ihre Kräfte sammelte, machte sie einige Schritte gegen ihn und fiel alsdann bittend auf ihre Kniee.

„Beim Himmel!" fragte Heinrich, indem er sich erstaunt an einen der diensthabenden Huissier wendete. „Wer ist das schöne Mädchen?"

Der Franziskaner trat nun vor und setzte in wenig Worten alles auseinander, was Renata zu diesem Schritte bewogen; denn sie selbst vermochte keine Sylbe hervorzubringen.

„Stehen Sie doch auf, mein schönes Kind!" sagte der Monarch mit Güte zu ihr. „Ich habe von dieser Sache bereits gehört . . . sie verdient allerdings unsere Aufmerksamkeit."

„Sire!" stammelte das schöne Engelskind, ohne ihre Stellung zu verändern, „Sie kennen jetzt mein Unglück . . . retten Sie Heinrich . . . retten Sie meinen Gatten! . . ."

„Heinrich? . . . Er heißt Heinrich? . . ." sagte der König. „Wenn auch sein Verbrechen noch so groß ist, so ist schon dieser Laut genug, um unsere Milde zu erregen. Was ist zu thun, um die Thränen dieser schönen Augen zu trocknen?"

„Sire, wenn Ihre Majestät bei Sr. Excellenz dem Cardinal von Medicis die nöthige Dispens erwirken würden, so hätten Sie das Glück einer Familie gegründet, welche Sie ewig segnen würde."

Digitized by Google

„Das ist wahr . . . die ergebenen Herzen sind so selten! . . .“ murmelte der König für sich. „Stehen Sie auf, sage ich Ihnen. . . . Unsere Majestät nimmt Sie unter seinen Schutz.“

„Ach, Sire . . .“

„Ha, meine Herren, wie schön ist sie!“ setzte Heinrich hinzu, indem er sich in ihren Anblick vertiefte. „Noch knieend! . . . Nun, stehen Sie auf, mein Kind! Ihre Standhaftigkeit und Ihre Ergebenheit machen Sie eines edlern Platzes würdig.“

Ehe sich Renata erhob, küßte sie dem Monarchen voll Dankbarkeit die Hand, welcher sie wieder der Sorge des Geistlichen übergab und alsdann in seine Zimmer ging, nachdem er sich an der Schwelle noch einmal umgewandt hatte mit den Worten:

„Sie ist wirklich bezaubernd schön!“

„Er ist gerettet!“ rief ihrerseits das junge Weib.

Begleitet von ihrem Führer, überbrachte sie sogleich den Erfolg ihres Ganges ihrem Vater und Lambert.

„Ich würde darauf gewettet haben!“ sagte der Letztere im Scherze, indem er vor Freude hüpfte und seinen Hut in die Höhe warf.

Während dessen ging der Franziskaner zu dem Verurtheilten, um ihm von Neuem Hoffnung einzuflößen.

Wirklich verlangte Heinrich IV. auch, gerührt durch den Muth Renatas, noch denselben Tag die Dispens von dem Cardinal, der einem solchen Bittsteller natürlich nichts so leicht abschlug.

Drei Tage nachher kehrte die Familie nach Angers zurück und dieses Mal mit andern Gefühlen, als damals, wo sie es verlassen hatten, um nach Paris zu gehen.

Nach allem diesem bekam Heinrich plötzlich die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Dieser Unglücksfall ergriff ihn sehr, sicherte jedoch die Zukunft seiner Gattin, denn der alte Edelmann war nicht ohne Vermögen. Ehe der treulose Liebhaber fortging, um seine väterliche Hinterlassenschaft in Empfang zu nehmen, feierte er, nach den Berichten der Chronik, seine neu geschlossene Heirath mit Renata Corbeau mit großem Pompe. Er sah täglich mehr und mehr ein, wie nöthig seine Frau ihm zu seinem Glücke sei und niemals fiel es ihm mehr ein, sie zu verlassen, die ihm Leben und Ehre gerettet.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Anton.

Mathilde Wildauer und Emil Devrient.

(Schluß.)

Devrient's Sprechweise hat viel Aehnlichkeit mit der englischen Stahlstichmanier; nur grelle Lichter und nachtdunkle Schatten, — den wohlthuenden Mittelzustand einer gleichförmigen Tageshelle findet man selten. — Besonders unangenehm berührt hat mich aber diese schwankende Sprechweise und oft aus der ganzen Illusion herausgerissen, wenn Devrient in Scenen der Liebe, des Sehnens und Verlangens, die er so feurig und so poetisch begonnen hatte, plötzlich im klangvollsten Redeflusse in eine Tonart übersprang, die wie eine zerrissene Saite, so grell, so unnatürlich und dabei oft so bitter und höhnend erklang, daß man sich überrascht fragen mußte, ob diese Gefühle des Herzens, die der falsche Mund ausspricht, nur sarkastisch und persiflirend gemeint, und diese Worte der Liebe nur verrätherische Ironie sein sollen. Diese Unnatürlichkeit bei einem so reichen und liebenswürdigen Talente, als Emil Devrient besitzt, entsteht blos aus der leidigen Sucht, mit einem sonoren und mächtigen Stimmorgane zu kokettiren — und das ist die Stelle, wo er sterblich ist.

Würde Devrient diese kleinliche Eitelkeit bezähmen, dem Strome seiner Rede zwanglos freien Lauf lassen, alle Stimmkatarakte vermeiden und den Ton seiner Rede jedes Mal gewissenhaft dem Charakter und der Situation anpassen, so würde er dadurch das Affektirte in seinen Leistungen vermeiden; seine Künstlerschaft würde unbestritten sein, und sein Ruhm weniger angefochten werden. Ich habe dieses Gebrechen rücksichtslos berührt und gerügt, weil ich meine, daß es nur im Interesse des Künstlers liegen muß, auf einen Uebelstand aufmerksam gemacht zu werden, der den Totaleindruck seiner Leistungen so beeinträchtiget und gefährdet, und da er nur ein äußerlicher ist, leicht abzustellen wäre. Auch gebe ich gerne der Wahrheit die Ehre und habe daher eben so aufrichtig, als ich die Fehler besprochen habe, auch trotz aller Gegenstimmen, die Vorzüge Emil Devrient's, als eines poesiereichen Künstlers, wie Deutschland nicht Viele zählt, mit jener Wärme anerkannt, die aus meiner Ueberzeugung fließt.

Ueber die einzelnen Rollen, in denen Devrient aufgetreten ist, bleibt mir wenig zu sagen übrig. Sie sind, die Manierirtheiten der Sprache abgerechnet, eines in der deutschen Schauspielerwelt seit langer Zeit so berühmten Künstlernamens vollkommen würdig. Der Humor, mit welchem er den Wanderer und den Robert in den „Teufelsmemoiren“, besonders in den Salonscenen gibt, ist eben so anziehend und trefflich charakterisirt, als die Treuherzigkeit, Natürlichkeit und Seelengüte des unverdorbenen Landwirths oder des verhätschelten und verzogenen Majoratserben. Edel und männlich spielte er auch den Waltron. Wie Devrient die Maske versteht, das beweist er ganz vorzüglich in „Lorbeerbaum und Bettelstab“. Die Erscheinung des körperlich und geistig verkümmerten Dichters im zweiten Akte ist durch schlagende Wahrheit überraschend und frappant. Eben so trefflich gewählt ist auch die Maske des wahnsinnigen Bettlers im Nachspiele und die Durchführung dieses Schemen, der wie eine mährchenhafte Ruine hineinragt in die fröhliche Gegenwart, meisterhaft und um so mehr der vollsten Anerkennung werth, als hier vom Erhabenen zum Lächerlichen wahrlich nur ein Schritt ist. Ich habe diese Rolle von Holtei selbst, und erst kürzlich auch von dem trefflichen Künstler Dessoir gesehen, muß aber doch Devrient den Vorzug geben. Die ähnliche Parthie des Lord Harleigh in „Wahn und Wahnsinn“ spielt er eben so ausgezeichnet; besonders sind die Uebergänge von der stillen unbefangenen Melancholie in den ausbrechenden Paroxismus wahrhaft psychologisch motivirt und angelegt und wirken erschütternd.

Wie Emil Devrient von den Vertretern der Wiener Kritik behandelt wurde, habe ich bereits erwähnt. Als er vor einigen Jahren nach längerer Zeit zum ersten Male auf dem Burgtheater wieder spielte, mußte man ihm schon der Neuheit der Erscheinung wegen, die gehörige Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Nun er aber seit ein paar Jahren regelmäßig mit seinen liebgewordenen Leistungen uns erfreut, und es versäumt hat, sich inzwischen mit unserer Journalistik in ein intimeres Verhältniß zu versetzen, findet man es kaum der Mühe werth, ihn weiter zu beachten, und wenn man es thut, so geschieht es nur mit hinterlistig boshaften Glossen und schlechten Witzen. Natür-

Digitized by Google

lich ist dies pikanter und auch viel leichter, als in die Intentionen eines Künstlers einzugehen, seine Leistungen einer besonnenen Beurtheilung zu unterziehen und dann nach seiner besten Ueberzeugung die Fehler zu rügen, das Schöne und Gelungene aber freudig anzuerkennen und zu würdigen. Einer solchen unpartheiischen und selbstständigen Kritik hat unsere Journalistik mit wenigen Ausnahmen schon längst den Abschied gegeben. Bei ihr geben andere Interessen den Ton an als ästhetische Prinzipien. Würde es nicht ein unangenehmes, ja eckelhaftes Geschäft sein, diese unsauberen Verhältnisse, die bei unsern Lokalkritikern auf Lob und Tadel einwirken, ans Licht zu ziehen, ich würde Herrn Saphir als Revanche für seinen „öffentlichen Entwicklungsprozeß des Korrespondenzwesens" die Geheimnisse der Wiener Journalistik mit besonderer Berücksichtigung des „Humoristen" liefern. Freilich würde dies wenig nützen, denn an eine Besserung ist nicht leicht zu denken, und ich bin nicht Willens, die Skandale und Persönlichkeiten, deren wir bereits in den Wiener Blättern zur Genüge haben, auch noch in die Spalten auswärtiger Zeitungen hinüberzuziehen. Es genüge daher diese Andeutung über das System der Wiener Kritik, die ich zum Nutzen und Frommen auswärtiger Künstler, die auf unsern Bühnen gastiren wollen, deswegen gegeben habe, damit sie sich gehörig zu orientiren wissen, wenn ihnen an der Stimme der Wiener Kritik etwas gelegen ist.

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweiter Artikel. — Bojardo.

(Fortsetzung.)

Gleich zu Anfang, wie bei Ariost auch, erscheint Angelika aus Catay (dem nördlichen Theile China's) am Hofe Karl's des Großen und entflammt die Herzen der Tapfersten. Um ihretwillen wird ein lebensvoll geschildertes Turnier veranstaltet, aber noch vor dessen Ausgang entweicht sie mit ihrem Bruder Argalia, worauf die beiden Vettern Roland und Rinald ihr im Drange der Liebe nacheilen. Der Sarazene Ferragu desgleichen. Von da heben die endlosen Begebenheiten an, in denen dieses Kleeblatt eine Hauptrolle spielt. Rinald wird zwar bald durch den Trank aus einer Zauberquelle im Ardennerwalde zum Haß gegen Angelika verkehrt, die aus einer dort befindlichen Quelle von entgegengesetzter Kraft Liebe zu ihm einschlürft; ihr Gefangener, Malegis, muß ihn sogar, da sie ihn nach Catay begehrt, auf einem bezauberten Schiffe entführen (I, 5). Aber er ist nur so lange spröde, bis Amor ihm später in demselben Ardennerwalde heftige Liebe zur Angelika erweckt (II, 15) und Angelika von dem Brunnen trinkt, welcher die Liebe nimmt (II, 20). Ferragu erreicht seinerseits die Schöne, erschlägt im Zweikampf den Argalia, wird im Festhalten seiner süßen Beute durch Roland gestört und muß sich mit ihm in einen Kampf einlassen, während dessen Angelika verschwindet. Beide Degen werden sodann abgelenkt, da sie vom Stande des Kriegs Nachricht erhalten, und das Allgemeine macht sich diesen Partikularitäten gegenüber geltend. Doch Roland wird durch Angelika lange der Christenheit entzogen, da er ihr in dem Kriege zu helfen hat, der wegen ihrer Schönheit in Asien entbrannt und eine lange Strecke des Gedichts hindurch die Belagerung von Albrakka zu einem Hauptpunkte macht. Viele Helden tummeln sich außer den genannten herum. Rastlos geht der Wechsel zwischen Thaten und Erlebnissen der fahrenden Ritter und der von Kaiser Karl repräsentirten Angelegenheit der Christenheit fort. Denn im zweiten und dritten Buche tobt ein gewaltiger Krieg, den Agramant von Afrika gegen Karl unternimmt, weil sein Vater Trojan durch Roland, den Neffen und Vasallen des Kaisers, gefallen war, und bricht gegen Ende des Gedichts, wo Roland mit Angelika aus Catay bei Karl angelangt ist, bei der Bedrängniß von Paris selbst ab.

Vom zweiten Buche an nimmt der sarazenische Ritter Rüdiger,

> Der unter allen, welche Tugend üben,
> Sich auf der Welt als Muster offenbart,

und seine Liebe zur Haimonstochter Bradamante ein hohes, in Ariost's ganzer Dichtung vorherrschendes Interesse in Anspruch. Man neigt dazu, ihn für den ersten Helden anzusehen, um so mehr, da Bojardo noch Vieles von ihm auf dem Herzen hatte (verspricht er doch sogar noch seinen Tod zu erzählen, III, 1, 3), und doch erhebt sich dagegen das gerechte Bedenken, daß ein Ritter, der im ganzen ersten Buch nur Einmal flüchtig erwähnt wird, das Ganze nicht auf seine Schultern nehmen kann. Wo bleibt also der Eine Hauptheld, die Eine Grundbegebenheit, der epische Ariadnefaden der Einheit? Eine um so verzweifeltere Frage, scheint es, da das Gedicht keinen Schluß hat; denn es ist liegen geblieben, wo die Sarazenen Paris angreifen, Rodomont die Leiter an die Mauer anlegt und nur durch Roland's Ankunft von ihrer Ersteigung abgehalten wird. Ebenso wenig Trost gibt die Ansicht des Torquato Tasso: dem rasenden Roland fehle der Anfang, dem verliebten das Ende. Von jenem werde dies klar, denn der Anfang fehle, man möge nun die Liebe Rüdiger's oder den Krieg zwischen Karl und Agramant als Anfang statuiren. Aber man müsse beide Werke nicht als zwei unterschiedene Bücher, sondern als ein einziges Gedicht betrachten, angefangen von Einem und mit demselben Faden von dem anderen Dichter beendigt. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Richardson, der bekannte afrikanische Reisende, ist in Paris angekommen, von wo er nach England gehen wird, um die Resultate seiner merkwürdigen Forschungen über die innern Länder Afrika's zu veröffentlichen. Er hat nicht allein einen Weg von 3000 engl. Meilen mitten durch die Sahara zurückgelegt, sondern auch die ganze Nordküste mit Einschluß von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli bereist. Nach Vollendung seiner Reisebeschreibung wird Richardson nach Afrika zurückkehren und versuchen auf der neuen Route, von welcher er schon einen Theil bereist hat, bis zum Sudan vorzudringen. Seine Veröffentlichungen werden die Arbeiten der französischen wissenschaftlichen Commission über die Sahara (welche das Sonntagsblatt der „W.-Z." vor einiger Zeit im Auszuge mittheilte) bedeutend erweitern; denn dem Vernehmen nach hat dieser unerschrockene Forscher, welcher blos mit seinen eigenen Hülfsmitteln ausgerüstet, und unterstützt durch eine gründliche Kenntniß der arabischen Sprache zwei Jahre lang die unwirthlichsten Länder durchzog, für Geographie und Ethnographie höchst wichtige Aufschlüsse mitgebracht. Merkwürdig sollen namentlich seine Nachrichten über den Sklavenhandel im Innern von Afrika sein, welche er in einem Lande Namens Znaichel Zbat schöpfte.

Digitized by Google

*** Der jüdische Teufel in Algier. Thomas Campbell erzählt in dem Bericht über seinen Aufenthalt in Algier folgenden interessanten Zug von den dortigen Juden. Wenn ein männliches Individuum stirbt, so glauben sie, daß der Teufel bei dem Sterbehause auf der Lauer stehe, um sich der Leiche auf dem Weg zum Friedhof zu bemächtigen. Da die Rabbiner diese aber auf dem ganzen Wege begleiten, so werden Ihro satanische Majestät in Respect gehalten. Inzwischen folgt der schlaue Teufel doch von ferne, und sucht eine Gelegenheit zu erwischen, den Todten zu fassen oder sich mit in die Gruft zu schleichen. Deßhalb wirft ein Rabbi, der am Grabe steht, Goldstücke so weit er kann von dort in die Ferne. Der Teufel, denken die Juden, ist habsüchtig genug, den Goldstücken nachzulaufen und sich so um eine Seele betrügen zu lassen. Während der Rabbi den Teufel so fortlockt von dem Grabe, verschütten es die Todtengräber schnell. Seltsam ist, daß bei weiblichen Leichen das Auswerfen der Goldstücke nicht stattfindet, weil man dort zu Lande der Meinung ist, daß der Teufel schon viel zu sehr beschäftigt sei, um sich auch noch Frauenzimmer auf den Hals zu laden.

*** Die Tänzerin Cerrito, die in Begleitung ihres Gatten, des Hrn. St. Léon, in Wien angekommen ist, kann nicht im Nationaltheater auftreten, weil ihre Garderobe beim Einschiffen durch Verschulden der Packträger des Dampfschiffes ins Wasser fiel und ganz verdorben ist. Die Tänzerin spricht von der Dampfschifffahrtsdirektion eine Entschädigung von 4000 fl. C. M. an.

*** Spanische Censur. Der größte Theil der spanischen Zeitungen besteht jetzt aus zwei Drittheil weißem Papier. So erschien kürzlich der „Expectador" in folgendem Zustand. Auf der ersten Seite stand: „alle treuen Spanier" und auf der zweiten, ganz unten: „unser glückliches Vaterland." Auf der dritten standen die Worte: „die Infantin durch ihre Heirath" und am Ende der letzten, vierten: „in unserer nächsten Nummer."

*** Ein alter Oeden. In einer der neuesten Nummern des „Nürnberger Correspondenten" liest man unter den Anzeigen auch folgende: „Zur Nachricht: Den hochverehrlichen, hier anwesenden und auswärtigen Mitgliedern des pegnesischen Blumenordens diene zur Nachricht, daß kommenden Montag den 2. November l. J., Abends 6 Uhr, die gesetzliche Generalversammlung im Gasthause zum Schwan am weißen Thurm gehalten wird. Nürnberg, den 28. October 1846. Der Präses: v. Keeß." — Diese Anzeige hat etwas sehr Ueberraschendes, wenn man weiß, daß der pegnesische Blumenorden, eine der ältesten deutschen Gesellschaften, bereits seit dem Jahre 1644 besteht. Zu den verderblichen Folgen des dreißigjährigen Kriegs gehörte bekanntlich auch der Umstand, daß deutsche Sprache und Sitte, namentlich durch französischen Einfluß, förmlich vom Untergang bedroht waren. Anstatt der durch Luther erst wiedergebornen Muttersprache, wurde ein aus deutschen, französischen und lateinischen Worten zusammengemengtes Kauderwelsch gesprochen und sogar von Kanzeln und Katheder herab als schön und „galant" angepriesen. Da suchten denn deutschgesinnte Fürsten, Adlige, Gelehrte und Dichter diesem Unwesen entgegenzuarbeiten und traten hier und dort unter verschiedenen Namen als deutsche Sprachgesellschaften zusammen. So die fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden, 1617 in Weimar; die aufrichtige Tannengesellschaft, 1633 in Straßburg; die deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, 1646 von Phil. von Zesen und Dietrich Peterson in Hamburg gestiftet, die sich so ausdehnte, daß sich ihre Mitglieder in Rosen-, Lilien-, Nelken-, Rauten- und andere Zünfte abtheilten; der Schwanenorden an der Elbe, 1656 von dem bekannten Kirchenliederdichter Johann Rist gestiftet. Die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden, dem wir in der oben angeführten Anzeige als einem noch lebendigen begegnen, wurde 1644 von dem Rathsherrn Georg Philipp Harsdörfer und seinem Freunde dem Prediger, Johann Klaj, in Nürnberg gestiftet. Den Mitgliedern dieser Verbindung wurden alle Schäfernamen beigelegt, wie Myrtill, Damon, Daphnis, Melibäus u. s. w.; durch ihre süßliche Schäferpoesien soll aber die Gesellschaft nur noch mehr zur Verbildung des deutschen Geschmacks beigetragen haben. Harsdörfer, einer der beiden Gründer des Ordens, ein für seine Zeit höchst bedeutender Polyhistor, wenn auch nur ein mittelmäßiger Dichter, ist für unser Frankfurt noch in so fern eine interessante Erscheinung, als er zu einer Gesandtschaft gehörte, welche die Reichsstadt Nürnberg im Jahr 1631 hierher schickte, und sich bei dieser Gelegenheit des Vertrauens seiner Vaterstadt so würdig zeigte, daß er bald nach seiner Rückkehr Mitglied des hohen Rathes wurde. — Indessen scheint sich der pegnesische Blumenorden heute nicht mehr mit deutscher Sprache und Poesie, sondern mit andern Dingen zu befassen. †.†.†.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 30. October.)

Prag. In dem Kreise unserer Literaten erregen jetzt die czechischen Gedichte einer in Diensten stehenden, einige zwanzig Jahre alten Bügerstochter, Anna Paschkowa, großes Aufsehen. Sie dichtet theils im somnambulen, theils im gesunden Zustande lyrische (besonders religiöse) und epische Poesien, die eine sehr reiche Phantasie beurkunden; ja einige enthusiastische Kritiker sagen, daß sie an Talent alle unsere czechischen Lyriker übertreffe. Besonders gelungen ist eine „Vision auf dem Wyschehrad" und ein Gedicht auf den Tod des Fürsten Benjamin Rohan. Sie ringt zum Theil noch mit der Sprache; die neuen von ihr gebildeten Wörter befremden anfangs, doch bei näherer Betrachtung sieht man, daß dieselben ganz richtig aus altböhmischen Wurzeln hergeleitet sind. Schon im sechsten Lebensjahre sollen sich bei ihr Spuren von Somnambulismus gezeigt haben, dessen Grad überhaupt nach Angabe der Aerzte ungewöhnlich ist. Es wäre zu wünschen, daß sich ein Mäcen fände, der zu ihrem Besten — da sie sehr arm ist — diese Gedichte durch den Druck veröffentlichen ließe.

— Das Dresdener Tageblatt vom 29. October berichtet, daß Karl Gutzkow am dortigen Hoftheater zum Dramaturgen ernannt worden ist.

— Pischek ist für die neue italienische Oper in London von Lumley gegen ein Honorar von 2500 Pfund Sterling (bei 25000 fl.) auf 6 Monate engagirt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 1. November. Jakob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abtheilungen, nach Alex. Duval. Musik von Méhul. Hierauf: (Zum Letztenmale) Optische Nebelbilder in 2 Abtheilungen von Joh. Bosch aus Wien.

☞ Von Sonntag den 1. November an beginnen die Vorstellungen wieder um 6 Uhr.

Montag, den 2. November. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 303. Dienstag, den 3. November 1846.

Eine russische Colonie.

Novelle.

Wenn man die englischen Besitzungen in dem mittägigen Indien besucht, so sieht man nicht ohne ein tiefes Gefühl von Mitleiden die Hindustämme sich abarbeiten, indem sie unermüdlich ihr kurzes Dasein dazu opfern, den beutegierigen fremden Kaufleuten ihr fruchtbares Land ausplündern zu helfen. Hier sieht man Soldaten, welche erst ein Jahr vielleicht gedient haben, als wahre Tyrannen über eine Landstrecke gebieten, die man in Europa ganz bequem unter die ältesten Söhne eines Könighauses vertheilen könnte. Diese Stämme, obgleich von Natur brav, widersetzen sich nur selten und dann mit einer wirklichen Trägheit diesen oft unersättlichen und zugleich unerfahrenen Statthaltern. Erheben sich diese Unglücklichen, allzusehr von der Last der Despotie niedergedrückt, wirklich einmal, so dient ihnen ein Grundsatz aus einem ihrer heiligen Bücher als Ruf zur Empörung.

Derselbe heißt:

„Es ist besser sitzen, als gehen; besser liegen, als sitzen; besser schlafen, als wachen; und der Tod ist allem vorzuziehen!"

Der letzte Krieg in China hat einen hinlänglichen Begriff von dem Werthe der Bewohner des ehemaligen Himmelreichs gegeben und die leichte Unterjochung von Sibirien und Kamschatka hat ja ebenfalls zur Genüge bewiesen, welchen geringen Widerstand die asiatischen Völkerschaften zu leisten im Stande sind.

Nicht so ist es bei den amerikanischen Bevölkerungen, ihren Nachbarn der Fall. Kaum daß man die Landenge von Behring überschreitet, so begegnen dem Besucher unter diesen indischen Stämmen feste Charaktere, starke Herzen, welche das Gefühl erhabener Vaterlandsliebe durchglüht.

Noch erzählt man mit Schrecken in den Bergen von Unalaska die Geschichte Stanislaus Orok's und sie zeigt zur Genüge, zu welcher Höhe der Muth der Aleutier sich zu steigern vermag.

Doch ehe wir uns in die Einzelheiten dieser Erzählung einlassen, mögen hier die nöthigsten Andeutungen über die Geographie dieses ausgedehnten Erdstriches folgen.

Die Aleutischen oder auch Fuchsinseln bilden bekanntlich einen langen Archipel, welcher sich von der Spitze der Halbinsel Alaska, längs der nordwestlichen Seite von Amerika bis zu den Ufern der Halbinsel Kamschatka, auf der Ostseite Asiens erstreckt. Unalaska ist, nach Kodiak und Unimak, die bedeutendste dieser Inseln, die in einer gewiß 500 Meilen langen Linie sich hinziehend, wie die unterbrochenen und schwimmenden Ringe einer Kette erscheinen, die den asiatische Continent mit dem amerikanischen verbindet. Einzelne Flammen steigen aus dem vulkanischen Bergrücken der meisten dieser aleutischen Inseln hervor, als wollten sie dadurch ihren gleichförmigen Ursprung und ihre Verwandtschaft mit den Berggipfeln von Alaska und Kamschatka beweisen.

Ein Berg, welcher von ewigen Schnee bedeckt und von einem undurchdringlichen Nebel umhängt ist, erhebt sich auf Unalaska. Das Klima dieser Insel ist kalt und rauh; der Sommer läßt stets sehr lange auf sich warten; die Vegetation ist deßhalb auch sehr weit zurück; die Bäume haben in ihrer mannichfaltigen Gestaltung die nämlichen Verschiedenheiten, wie in den Alpenregionen. Hier findet man Birken, Vogelbeer- und Erlenbäume, welche jedoch nicht die Höhe und die großen Dimensionen gewinnen, wie die Pinien und andern Zapfenbäume; ferner die Kräuter, welche die Thäler in üppigem Wuchse anfüllen und fette Wiesen bilden.

Zur Zeit, als Behring diese aleutischen Inseln entdeckte, waren sie von einem zahlreichen Völkerstamme bewohnt, dessen Sitten und Charaktere sanft und wohlwollend erschienen. Die eigentlichen Aleuten, welche nach dem Schnitte und dem Charakter der Gesichtszüge ein Bruderstamm des sogenannten mongolischen Stammes zu sein scheinen, beschäftigen sich, wie alle nördlich liegenden Völkerstämme, ausschließlich mit Jagd und Fischerei. Sie lebten damals in ungestörtem Frieden; das Meer bot ihnen die Fische, der Himmel die Vögel und auf dem Lande fanden sie Füchse, Wölfe und Bären.

Noch ehe die kaiserlich russisch-amerikanische Gesellschaft von dem Czaaren Paul I. durch seinen Ukas vom 8. Juli 1799 das ausschließliche Recht zum Handel in den russischen Besitzungen der neuen Welt erhalten hatte, waren schon verschiedene kühne russische Schiffer und Abenteurer, von dem Reize der herrlichen, kostbaren Pelze verlockt, dort gelandet und hatten kleine Niederlassungen auf einigen der aleutischen Inseln gegründet.

Wie in allen neu entstehenden Colonien wurden die unglücklichen Eingebornen von den unerbittlichen Jägern, welche ein ungemeines Gelüst nach deren Pelzwerk hatten, nicht wenig geplagt und man verfolgte sie wie die Thiere der Jagd. Wenn also im Laufe dieser Erzählung einige Scenen unmenschlicher Grausamkeit vorkommen, so möge sich der Leser nur für einige Augenblicke in jene Zeit und auch an den Schauplatz unserer Erzählung versetzen.

Ezechiel Abbo.

Unter den alten russischen Jägern war im Jahr 1820 einer, Namens Ezechiel Abbo, der schrecklichste. Ezechiel war noch vor der Bildung der russisch-amerikanischen Gesellschaft an der Spitze von etlichen tüchtigen Abenteurer auf der Insel Unalaska gelandet und hatte sie bald erobert. Hier wiederholten sich die Scenen, welche in der Geschichte des Ferdinand Cortez und des Pizarro geschildert werden. Die Aleutier, anfangs von dem Schalle und

Digitized by Google

der mörderischen Wirkung der Feuerwaffen erschreckt, erholten sich bald von dieser Furcht und erwiederten den Kugelgruß mit einem wohlgezielten Pfeilregen.

Ezechiel verlor bei diesem Kampfe das rechte Auge und wurde noch außerdem im Arme verwundet. Die Aleutier hätten jetzt mit leichter Mühe ihre Angreifer vertilgen können; allein Ezechiel wußte sie zu beruhigen, indem er ihnen eine Ladung Branntwein und andere für sie kostbare Geschenke schickte und dabei auch den gefangenen Weibern und Kindern die Freiheit schenkte. Die Einwohner hatten in ihrer Gutmüthigkeit Abbo's Geschenke angenommen und legten, um die Rückkehr der ihrigen zu feiern, ihre Waffen nieder.

Als sie sich so des Nachts ohne irgend einen Verdacht zu hegen, nachdem sie den Tag über fröhlich verlebt und sich in dem Branntwein übernommen hatten, ohne dessen Wirkung zu kennen, niederlegten, fielen plötzlich die Russen über sie her und metzelten sie ohne Erbarmen nieder.

Zu dieser Zeit kamen die Commissäee der russisch-amerikanischen Gesellschaft in Ounalaska an. Die Aleutier waren tief darniedergedrückt, Ezechiel war Herr der Insel und die Gesellschaft konnte daher nichts anders thun, als diesen kühnen Befehlshaber anwerben. Man sandte ihn ebenfalls gegen die Inlel Ounimak, Aigha und Kanaga, welche bis jetzt noch frei waren. Sein Zug war sehr blutig und da er als Sieger von demselben zurückkam, wurde er zum Chef der Niederlassung ernannt.

Ezechiel Abbo war von kleiner Gestalt, mager, ein wenig gebückt und überhaupt auf den ersten Blick etwas unansehnlich; jedoch bei genauerer Betrachtung setzte an ihm manches in Staunen. Sein Antlitz war bleich, eingefallen und knochig; weißes Haar bedeckte sein Haupt und sein weißer Bart hing wild und unordentlich bis zur Brust herab; sein Blick schien beständig seine Handlungen und Worte Lügen zu strafen; denn er lachte, wo jeder Andere Thränen vergossen hätte, er wuede finster und niedergeschlagen, wo er lustig werden sollte. Die Narbe der Wunde, durch welche er sein rechtes Auge verloren hatte, gab seinem Antlitz den Charakter unbeschreiblicher Härte und um den äußeren Anschein der Wildheit noch zu vervollständigen, trug er beständig einen langen Rock von Bärenhaut.

Ezechiel besaß alle Eigenschaften eines Helden; eine ruhige und ausdauernde Entschlossenheit und eine äußerste Gleichgültigkeit gegen jede Gefahr. Das Leben eines Menschen galt ihm nichts, wenn er einmal etwas beschlossen hatte. Man erzählte Dinge von ihm, welche Nero auf solchen Ruhm hätten eifersüchtig machen können.

So hielt er eines Tages, nachdem man lange in den Bergen nach Füchsen gejagt hatte, in einem Hohlwege. Die Hunde keuchten vor Erschlaffung, Hunger und Durst; man hatte noch einige Stunden Wegs zurückzulegen und die Vorräthe waren alle ausgegangen.

Ezechiel rief einem aleutischen Jäger aus seinem Gefolge zu:

„Viatta," sagte er zu ihm, „Susar" — dies war der Name seines Lieblingshundes — „Susar vergeht fast vor Durst. Er hoffte gewiß auf seinen Antheil an der Jagdbeute. Wir haben aber heute einen unglücklichen Tag gehabt, das Wild ist ausgeblieben, die Füchse werden klug und sind es müde, meinen Hunden zum Futter zu dienen; sage mir daher, hast Du nichts für Susar?"

Zitternd erwiederte der aleutische Jäger:

„Nichts, mein Gebieter."

„So komme einmal näher, Viatta," fuhr Abbo fort. „Mache Deinen Rock auf!"

Der Jäger gehorchte.

Schneller als der Blitz hatte Ezechiel das Jagdmesser von seiner Seite gerissen und den Unglücklichen damit aufgeschlitzt, den er alsdann mit dem Fuße seinem durstigen Hunde hinschob.

Vergaß wohl dieser Mensch, berauscht von seiner unumschränkten Gewalt, daß, so weit er auch vom Vaterlande entfernt sein mochte, doch eines Tages die Stunde kommen könnte, wo ihn die Gerechtigkeit seines Kaisers erreichen und Rechenschaft verlangen würde von dem vergossenen Blute dieser armen Insulaner, welche in den Augen dieses Monarchen wohl den gleichen Werth haben werden, als die jenseits Wohnenden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweiter Artikel. — Bojardo.

(Fortsetzung.)

Es gibt kein poetisches Ganze, also auch kein Epos ohne Einheit, und der verliebte Roland hat sie selbstständig, so gut als der rasende. Alles geht nämlich davon aus, daß der Dichter zwar seinen Roland als Christenvorkämpfer und unvergleichlichen Helden gemäß der Sage darstellt, aber seine Thatkraft durch Frauenliebe aufs Höchste spannt. Die Einheit liegt also in der Liebe Roland's selbst, an welche seine Theilnahme am Kampfe und seine Entfernung von demselben, zugleich der Streit der Völker näher und entfernter gebunden ist, und dieser Mittelpunkt zieht alle Strahlen des Gedichtes an sich, was die andern Helden thun und Episoden jeden Schlags, die nur in freierer Art von ihm bedingt sind, als uns der homerische Styl gewöhnt hat. Dies vereinigt sich vortrefflich mit der von Bojardo ausgesprochenen Grundidee, daß hier das heldenhafte und gottgeweihte des Ritterthums zugleich mit der dasselbe erhöhenden Liebe verherrlicht werden soll; es verträgt sich aber auch mit der vollen Geltung und Wichtigkeit aller anderen Vorkämpfer. An das Eingehen Arioste in die tiefste Intention Bojards ist darnach freilich kein Gedanke, da er Rolanden durch die Liebe zum Mann werden läßt, und Tasso's Urtheil bricht in sich zusammen. Der genauere Nachweis ist indessen an dieser Stelle nicht zu liefern. Neben jener individuellen Einheit ist die dem vollen Epos nothwendige Substanz einer welthistorischen Collision vorhanden, die allerdings im Sinne unseres Sagenkreises nicht auf natürlich nationalen Grundlagen, sondern auf den idealen des christlichen Ritterthums und des Muhamedanismus ruht. Der Kampf zwischen Christen und Heiden ist hier schwungvoller und gediegener, als im rasenden Roland.

Haben wir für Bojardo als einen Schöpfer von unermeßlichem Phantasiereichthum und künstlerischem, in einer Einheit concentrirten Geiste mit Glück gekämpft, so steht er auch in der Ausführung neben Ariost als ein, manche Flecken abgerechnet, vorzüglicher Künstler. Zwar in durchgebildetem Geschmack, in Bildern der Lieblichkeit und Anmuth, in neckischer Behaglichkeit, in flüssiger Eleganz ringt ihm Meister Lodovico — oft zu Ungunsten des eigenen epischen Styls — die Palme ab; allein Bojardo gebricht

Digitized by Google

es nicht an der haltungsvollen, durch innere Steligkeit und Harmonie getragenen Fähigkeit, die Poesie in sehr verschiedenen Tonarten zu üben. Wenige mögen ihm überhaupt beikommen im großen kühnen Leben seiner Entfaltung, in der Klarheit und sinnlichen Kraft der Anschauung, die sich neben Ariost stellen darf und in Schlacht- und Kampfscenen jeder Art diesen hinter sich zurückläßt. Denn die Austheilung des Kranzes, dessen eine Hälfte Ariosten wegen der Zweikämpfe, die andre seinem Vorgänger wegen der Schlachtgemälde zugewiesen wird, ist eine ungegründete Halbheit. Unsere Leser mögen sich hier auf den Zweikampf Roland's und Rinald's im 27. und 28. Gesang des ersten Buchs, diese leuchtende Urkunde eines ächt homerischen Geistes, aufmerksam machen lassen. In der Ueberstürzung des begeisterten, aus der objectiven Sache herausstürmenden Tons findet man jedoch das homerische Maaß wieder und wieder überschritten. Uebrigens sind einzelne Elemente der Geschmacklosigkeit, ja der erschreckenden Rohheit (hier erwähne ich nur die famöse Historie vom Ungeheuer im Marterschloß), desgleichen Züge einer Rarheit, wie in den Romanen der Tafelrunde (und ich ziehe dahin auch die sonst schöne und rührende Erzählung von Prasild, Irold und Tisbine) nicht abzuläugnen. Doch herrscht im Ganzen sittliche Schönheit und Güte vor, und wie oft entzückt die reine Natur einer edel ritterlichen, eben so männlichen als milden Gesinnung, mit welcher auch die Religiosität ohne ascetischen Beischmack sich ergreifend zu vermählen weiß. Welch ein Zug ist dieser von Brandimarte (II, 19, 26):

Noch sieht er um die Schäft' ihm das Geschmeid
Der güldnen Leon' mit reichen Steinen prangen:
Doch Brandimart, der auch den Todten scheut'
Und ehrt', wie hätt' er sich an ihm vergangen?
Er nimmt die Waffen, nicht das Ueberkleid
Und küßt ihm liebevoll die bleichen Wangen;
Verzeih' mir, wenn ich nothgedrungen, sprach er,
Die Wehr die nehm' auf deinem Sterbelager!

Welch ein menschlich zarter Glaube, welch' ein Mitgefühl in Roland's Gespräch mit Agrikan und wie er den Sterbenden tauft (I, 18, 19) *).

In der Charakterzeichnung liegt noch eine besondere Stärke Bojard's, und wenn er irgendwo den Ariost überflügelt, so ist es hierin. Durch Gediegenheit, scharfe Zeichnung und lebendige Wahrheit der Individualität ragen unter Andern Roland, Rinald, Karl und Astolf augenscheinlich über den Bildern empor, welche Ariost von ihnen entwirft. Es ist für die wissenschaftliche Analyse epischer Charaktere in Vergleichung mit dramatischen so wenig bis jetzt gethan, daß die Betrachtung von Bojardo's Charaktergestalten eine so belohnende als vielfach neue Aufgabe sein würde. Auch die drei grundverschiedenen Frauen, Angelika, Bradamante und Marfisa, böten reichen Stoff. Wir dürfen uns aber hier nicht zu weit locken lassen und bekümmern uns lediglich einen Augenblick um ein paar der bevorzugtesten Männer. Von Karl war schon die Rede, auch von Roland; wir haben uns jedoch näher zu überzeugen, wie genial Bojardo den „römischen Rathsherrn" innerhalb seiner aus der alten Sage bekannten Natur durch den neuen Trieb der Liebe entfaltet. Diese Liebe in Verbindung mit der ihm von Hause so eignen biederherzigen, argwohnlosen Offenheit, ruft allerdings einen leisen und mäßigen komischen Anstrich hervor, bei welchem man füglich an den Ritter aus der Mancha erinnern durfte; er steigt dadurch von der Sonnenhöhe der Sage herunter. Die Liebe treibt ihn einerseits zu großen Thaten, andererseits zieht sie ihn wieder davon ab, da sie ihm momentan seinen Beruf als Vorfechters der Christenheit verdeckt. Es ist zugleich tragisch und komisch, daß er für Angelika kein Wagniß zu stark, keinen Weg zu sauer findet, und doch aus zarter Sittsamkeit und einmal über ihn verhängtem Liebesmalheur und Ungeschick niemals seine heißesten Wünsche realisirt; daß er den Damen beistehen und durch Heldenmuth imponiren, aber aus Mangel an hinreißenden Gaben die Herzen nicht aufschließen darf. Ja, es verletzt uns, wenn ihn mitten in seiner idealen Schwärmerei eine sinnliche Leidenschaft für eine Beerätherin, die Origilla, überfällt. Seine Leichgläubigkeit, die schon die älteste Sage indicirt hat, kommt hinzu. Aber sind dies nicht menschliche Flecken, die mit seinem Idealismus zusammenhängen, während sie ihn herunterstimmen, die nicht grell genug aussehen, um ihn lächerlich zu machen, die als Folie seiner Größe diese erst als recht glaublich und wahrhaft menschlich darstellen? Denn sonst durchdringt ein energischer Schwung der Gesinnung, eine Hoheit der reinen Einfalt, ein tiefes, starkes und treues Gemüth, ein unvergleichlicher Zartsinn, eine jungfräuliche Unverdorbenheit, die für ihn unwiderstehlich einnimmt, seine ganze Natur. Rührend und liebenswürdig ist uns seine Keuschheit, seine schüchterne Galanterie, ja eine gewisse Tölpelei, wenn wir seine ritterliche Ehrlichkeit und Gradsinnigkeit, Uneigennützigkeit und Religiosität, seine Herzensgüte gegen Freund und Feind, seinen kräftigen Verstand daneben halten. Wie er Gott, der Dame und dem Kaiser treu ist, so liebt er innig in der Freundschaft. Eine köstliche Zugabe ist seine — wenn auch etwas neckisch erzählte — Theologie und bibelfeste Gelehrsamkeit, welche die andächtige Hingebung dieses nach der einen Seite christlichen Ritters aus den Tiefen des denkenden Bewußtseins ergänzt. Sein Glaubensgespräch mit Agrikan stammt von Turpin her, bei welchem der Riese Ferrarutus und Roland über Christenthum und Muhamedanismus disputirt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. auch die Gebete Rinald's und Grifon's zu Gott und Maria (I, 21).

Feuilleton.

.°. Ein gewaltiger Baßist. Salomo Bendeler, der Sohn eines Cantors zu Quedlinburg, geboren 1724 in seinem einundvierzigsten Jahre, hatte von der Natur die kräftigste, durchdringendste Baßstimme erhalten. Von seinem Vater geschult, begab er sich an mehre deutsche Höfe und dann nach Italien, wo er durch seinen Gesang die Eifersucht der einheimischen Sänger in solchem Grade reizte, daß er seines Lebens nicht sicher war. Er wandte sich nun nach London und übertönte dort die Orgel in der Paulskirche. Vergebich suchte man ihn in England festzuhalten; trotz aller lockenden Bedingungen begab sich Salomo bald über Hamburg, Braunschweig und Leipzig, wo er überall Aufsehen erregte, nach Danzig. Hier besuchte er einige Tage nach seiner Ankunft die Hauptkirche, präludirte ein wenig auf der großen Orgel und erhob dann plötzlich seine Stimme, die wie Sturmesbrausen die Orgel übertönte. Ueberrascht gerieth der weibliche Theil des Auditoriums in Bewegung und die Frau eines angesehenen Rathsherrn

genas von einem muntern Söhnlein. Ihr Gatte, den auf die erwünschte Nachricht das Podagra verließ, zeigte sich für diesen doppelten Dienst gegen den Sänger erkenntlich und Bendeler sah sich von jetzt in allen vornehmen Kreisen mit Achtung empfangen. Auch der damalige Herzog von Braunschweig hatte ihn in gutem Andenken behalten und berief ihn bald an sein Theater. Bendeler machte es zur Bedingung seines Auftretens, im Forst Hasen und Rebhühner nach Belieben schießen zu dürfen. Hier brachte ihn in der Brunstzeit ein wüthender Hirsch in Gefahr, vergebens erhob er dießmal seine donnernde Stimme, er mußte, um nicht gespießt zu werden, den Hirsch niederschießen, was die neidischen Jäger zum Vorwand nahmen, um ihn beim Herzog einzuschwärzen, doch gelang es ihnen nicht. Bendeler erhielt sich dessen Gunst bis zu seinem sanftseeligen Tod. A.

*** Die Münchner Blätter schreiben: Jenny Lind wird ihr großes Talent, wie verlautet, zur Hülfe der abgebrannten Schleedorfer anwenden und zum Besten derselben eine außerordentliche Vorstellung geben, wodurch sie abermals einen schönen Beweis ihres Wohlthätigkeitssinnes an den Tag legt.

*** Hängende Weinleichen. Ein Justizbeamter in Berlin besitzt in seinem Keller einen nicht unbeträchtlichen Vorrath vorzüglichen alten Rheinweines. Um sich gegen den Diebstahl zu sichern, hat er ein nicht leicht zu öffnendes Schloß vor den Keller gelegt und die Latten aus denen die Wände bestehen, enger als gewöhlich machen lassen, so daß man nicht im Stande ist, eine der lagernden Flaschen hindurchzuziehen. Dennoch haben Hausdiebe Mittel gewußt, um auch ohne Anwendung von Gewalt, welche bei etwaiger Entdeckung eine gar zu hohe Strafe nach sich zieht, sich den wohlverwahrten Wein anzueignen. Sie haben nemlich mittelst langer Drathhaken eine Flasche nach der andern an die Latten heran und dann die dünnen Hälse der Flaschen so weit als möglich durch die Latten hindurchgezogen. Dann haben sie mittelst eines Korkziehers die also in der Schwebe hängenden Flasche entkorkt und geleert, so daß der Eigenthümer des Weines, als er nach einiger Zeit seinen Keller besuchen wollte, den größten Theil seiner Flaschen als hängende Leichen vorfand.

*** Unsere Leserinnen mögen bei dem Ankaufe neuer französischer theuerer Shawls vorsichtig sein, weil leider der Betrug, der bisher namentlich in der Leinwand eine unverschämte Rolle spielte, sich auch auf die Cachemirshawls gewendet hat. Man verfertiget dergleichen Shawls, die den kostbarsten täuschend ähnlich sehen und entweder für ein Spottgeld, für 50—100 Franks verkauft, oder gar als ächte eingeschmuggelt werden. Auch hier spielt die zu allem fähige Baumwolle die Hauptrolle. Die Sache macht in Frankreich das allergrößte Aufsehen und man hat sogar die Regierung und die Gerichte zu Hülfe gegen den Betrug aufgerufen.

*** Der „Ungar" bemerkt: Signora Cerrito erhält mit ihrem tanzenden Gemahle 150 Ducaten für jede Darstellung. Eben so viel zahlt die Akademie für die beste Lösung einer mathematischen, juridischen und philosophischen Preisfrage. Letzteres erfordert drei Köpfe und die Arbeit eines ganzen Jahres, während die vier Beine dasselbe in einer halben Stunde erzielen. Das gehört so mit zu den artigen Contrasten des neunzehnten Jahrhunderts!

*** Zwiegespräch. Jacky: He, Tommy, was hast Du da? — Tommy: Eine Auster. — Jacky: O, gib mir ein bischen davon.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 1. November.)

Braunschweig. Den 27. September ging bei gedrängt vollem Hause der „Thomas Münzer" des jungen Dichters T. A. Schröder über unsere Bühne — ein Drama, das sowohl durch Gehalt der Charactere (des Thomas Münzer zumal, der Marie, des Pfeiffer, des Bürgermeisters, des Narren), Gewalt der Handlung und Mannichfaltigkeit der Situationen, als auch durch seine äußerst gewandte und doch lebensfrische, kernige Sprache sich auf das vortheilhafteste auszeichnet und mit stürmischem Beifall vom Publikum begrüßt wurde. Eine Menge kraftreicher Momente läßt darin Schlag auf Schlag die größten Effecte aufeinander folgen. Der Genuß des Stücks wurde erhöht, durch das von A. Methfessel meisterhaft componirte Lied der Lanzenknechte und durch die trefflichen Leistungen der Schauspieler, welche eben so sehr von Freude am Stoff, als von der Kunst zeugten. Dürfte auch an der Haltung der Charakteren und an der stark concentrirten Handlung einiges auszusetzen sein, — das Ganze bleibt eine herrliche Erscheinung unserer Tage und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; in unserer Zeit, welche einem Drama ähnlich sieht mit vielen Situationen und wenig Charakteren und fast gar keiner Handlung, welche die Ansprüche des Publikums zu einer ungeheuern Höhe emporgeschwungen hat, während die Masse der Hindernisse, mit denen der schaffende Geist zu ringen hat, in stetem Wachsen begriffen ist — in unserer Zeit muß die Kritik, will sie der geistigen Entwickelung des Volkes frommen, schon das Schaffen an sich, als etwas Bedeutungsvolles, und die Kunst selbst nicht zu kritisiren, würdigen lernen.

— Die „Leipz. Ztg". schreibt von Berlin: Es wird jetzt mit Bestimmtheit versichert, daß die Theaterschule vom Professor Rötscher mit Anfang künftigen Jahrs hier eröffnet wird, und daß ihm endlich gelungen ist, woran Eduard Devrient so lange vergeblich arbeitete. Ob Hebbels Drama „Marie Magdalena" in Folge der in unsern Blättern erschienenen günstigen Kritiken auch auf unserer Bühne zugelassen wird, ist mehr als zweifelhaft; abgesehen von dem Titel kann man sich mit der darin aufgestellten Moral nicht allgemein einverstanden erklären.

— Es ist vielleicht interessant, das Blatt zu kennen, durch welches eines der wichtigsten Ereignisse in der ganzen Geschichte, der Sieg in der Schlacht bei Leipzig, der Welt kund gethan wurde. Dies waren die „deutschen Blätter", deren Herausgabe dem Buchhändler Brockhaus höheren Orts „befohlen" worden war. Die Nachricht selbst ist abgefaßt von dem jetzt noch in Leipzig lebenden Dr. Becker, der durch seine populär medicinische Schriften zwar keinen Namen, aber viel Geld erworben hat.

— Mainz. Der Bildhauer Scholl in Frankfurt a. M. gibt hier unter dem Titel „Neue Denksteine", selbsterfundene höchst geschmackvolle Zeichnungen heraus, die für die Architektur von Belang sind und durchaus neue Principien geltend machen, die so schön als geistreich ausgedacht und dargestellt sind und sicher nicht verfehlen, Epoche zu machen. Das 3. und 4. Heft insbesondere liefern ganz Ausgezeichnetes.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 2. November. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Dienstag, den 3. November. Der alte Magister, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von R. Benedix. Hierauf: Die Helden, Lustspiel in 1 Akt, von Marsano.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 304. Mittwoch, den 4. November 1846.

Eine russische Colonie.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Die unverhoffte Rettung.

Ezechiel Abbo war, trotz seiner siebzig Jahre, noch ein ganz rüstiger Jäger. Er meinte, daß die Füchse nunmehr, wie er sich ausdrückte, klüger geworden wären, da sich dieselben, in der Ebene verfolgt, in die Berge flüchteten, auf die Gefahr hin, dort von den Bären angegriffen zu werden, welche aber dennoch für sie nicht so gefährlich waren, als die Menschen.

Als Abbo eines Tages sich mehr als gewöhnlich in die von den Vulkanen Onalaskas gebildeten Schluchten vorgewagt hatte, sah er eine Ziege mit einem Zieglein auf sich zukommen. Das arme Thier floh vor Angst und Schrecken längs den Abgründen hin Ezechiel befand sich allein auf einem schmalen Fußwege, als die Ziege an ihm mit der Schnelligkeit des Blitzes vorübersprang. Sie hatte an ihrem Halse ein Band von Muscheln, welche durch ihr Aneinanderschlagen wie eine Schelle tönten.

Ezechiel erstaunte über diese Umstände und war gerade im Begriff, die Flinte anzulegen, als er plötzlich einen heftigen Stoß fühlte. Da er sich umwandte, erblickte er einen Bären mit offenem Rachen und blutlechzenden Augen. Abbo sprang zurück, allein der Bär ließ ihm nicht Zeit zur Vertheidigung, sondern legte seine beiden Tatzen auf Ezechiels Schultern. Gewiß war das eine schreckliche Lage. Der Bär und der Mensch standen so Aug' in Aug'; beide wechselten wie zwei erboste Todfeinde einen Blick und der Kampf begann.

Obgleich Ezechiel ein starker, kräftiger Greis war, so wankte er doch und fiel plötzlich von dem Gewicht seines Gegners niedergedrückt zur Erde. Der Bär warf sich über ihn. Ein durchdringender Schrei entwand sich Abbo's Brust; der Unglückliche rang sich krümmend, und faßte den Bären mit beiden Händen an der Gurgel. Der Kampf fand auf einem schmalen Fußwege statt, dessen eine Seite von einer Mauer von Felsen, die andere von tiefen Felsengründen begrenzt war. Ezechiel lag auf dem Rücken quer über dem Fußwege.

Der Kampf war schrecklich, Abbos Kräfte schwanden mehr und mehr. Er stützte sich mit den Füßen gegen die Felsen, umfaßte den Bären fest mit seinen Armen, gab sich mit den Füßen einen kräftigen Stoß, so daß er bis zum Rande des Abgrundes gleitete, von wo aus er sich hinabstürzen zu wollen schien.

Plötzlich stieß jedoch der Bär ein gräßliches Gebrüll aus, sein Kopf hob und senkte, sein Blick umwölkte sich, und endlich schloß er seine Augen; ein Blutstrom entquoll seinem weit geöffneten Rachen und färbte die Brust Ezechiels mit seinem Purpur. Der Bär fiel auf die Seite, schlug noch einen Augenblick in den Zuckungen des Todeskampfes mit den Tatzen um sich und blieb endlich bewegungslos liegen.

Ezechiel sprang auf und vor ihm stand ein junger Aleutier in seiner ursprünglichen Tracht, nämlich eine Jacke von Vogelfedern, welche bis über die Hälfte der Schenkel reichte, und Hosen von Cetaceegedärmen. Auf seinem Kopfe trug er eine Mütze von Fuchsfell und seine Hand hielt einen abgespannten Bogen.

„Mein Vater," redete dieser junge Mann den Greis an, „ich suche meine Ziege und mein Zieglein, welche dieser Bär hier verfolgt hatte."

Ezechiel schien nicht auf seine Worte zu achten, er betrachtete aufmerksam den jungen Aleutier und sah alsdann auf den Bären, in dessen Brust ein Pfeil stack.

„Du bist Orok?" sagte er endlich zu dem jungen Manne.

„Mein Vater hat Recht," erwiederte dieser, „allein ich weiß seinen Namen nicht; er möge mir deßhalb verzeihen," setzte er hinzu, indem er Ezechiel forschend ansah.

„Du wirst mich begleiten," sagte Abbo.

„Ich erkenne nicht die Züge meines Vaters," begann Orok wieder. „Vielleicht ist er erst neulich in unsere Berge gekommen; doch werde ich ihm folgen, wenn ich ihm dienen kann, nur muß er mir erlauben, daß ich erst meine Ziege und mein Zieglein suche."

„Nein, folge mir!" sagte Ezechiel. „Doch wo sind die Deinen? Wo ist Dein Vater? Wo Deine Mutter?"

„Mein Vater weilt seit drei Monaten in dem Lande der Seligen. Meine Mutter wohnt in der feurigen Höhle und jene Ziege mit ihrem Zieglein sind ihr einziges Eigenthum."

„Wenn Dein Vater todt ist, so will ich seine Stelle vertreten," sagte Ezechiel. „Deine Mutter und Du, Ihr müßt mir alsdann Beide folgen."

„Und wohin wünscht mein Vater, daß wir ihm folgen?" fragte der Jüngling erstaunt.

„Orok, der Ruf Deiner Geschicklichkeit und Großmuth ist bis zu mir gedrungen; auch mein Name wird in diesen rebellischen Gebirgslanden nicht unbekannt sein. Ich bin Ezechiel Abbo."

Bei diesen Worten zitterte der junge Aleutier sichtlich und trat einen Schritt zurück. Sein starrer Blick heftete sich auf Ezechiel, seine Lippen waren zusammengepreßt, seine Augen finster. Jeden Moment schien er auf Abbo losspringen zu wollen, während um die Lippen desselben ein leises Lächeln spielte.

„Ich habe Dich sehr wohl erkannt," sagte Ezechiel. „Jetzt jedoch, Orok, mußt Du mir folgen, wie auch Deine Mutter. Dein aufrührerisches Benehmen muß aufhören, ich will Dich an meine Person fesseln. Du lebst in Deinen Schneebergen, wie ein verdammtes Wesen, während Du in meiner Stadt wie der Sohn eines Fürsten leben sollst."

Die Stirne Oroks hatte sich verfinstert, seine Wangen waren bleich geworden; der sonst so klare, offene Blick ward plötzlich von einer tiefen Trauer umwölkt. Er stand

Digitized by Google

aufrecht vor Ezechiel, seine Arme über die Brust gekreuzt, und schien sich gewaltsam Mühe zu geben, die glühenden Gefühle seines Innern zu besiegen. Endlich hob er das Haupt in die Höhe und ließ seine Arme mit sichtlicher Entmuthigung niedersinken.

„Der Vater der Seligen," sagte er mit tiefer Stimme, „welcher meine Schritte hierher geleitet, will nicht, daß dieser Mensch stirbt; mein Pfeil hat seinen Feind getödtet!"

Nach diesen Worten wandte der junge Aleutier sein Antlitz weg und entfernte sich.

Abbo ließ ihn ruhig ziehen.

„Orok," rief er ihm nach, „Deine Ziege und Dein Zieglein sind den Fußweg hinabgegangen und Du wirst sie auf der Ebene, welche sich am Fuße der Berge hinzieht, wiederfinden."

Orok und Zillah.

Als Orok sich entfernt hatte, nahm Ezechiel eine Pfeife, welche er an seinem Gürtel hängen hatte, an den Mund und that einen durchdringenden Pfiff. In wenig Augenblicken war er von seinem Gefolge umgeben.

Abbo sagte hierauf zu einem alten Aleutier, daß er ihn zu der feurigen Höhle, in die Wohnung von Oroks Mutter führen solle.

Der Aleutier beugte unterthänig sein Haupt und erwiederte:

„Kiera ist Dein Sklave."

Die Truppe trat nun den Weg dahin an. Diese feurige Höhle lag auf einem hohen Gipfel des Berges, unweit der Krateröffnung eines der Vulkane von Ounalaska. Der Schimmer der rothen Flammen, welche aus dieser Oeffnung von Zeit zu Zeit hervorleuchteten, dehnte sich in der Dunkelheit der Nacht bis zu den Schneewellen aus, die sich an der Oeffnung dieser Höhle hinzogen, und deßhalb nannte man sie auch die „feurige Höhle".

Dieselbe war ein rauher und wilder Zufluchtsort. Mit Mühe nur vermochte Ezechiel und sein Gefolge den von Gletschern durchbrochenen und von steilen Abgründen begrenzten Fußpfad hinan zu klimmen. Endlich erreichten sie das Ziel.

Die Mutter Oroks war alt und niedergedrückt von der Last der Entbehrung und des Elends. Als Ezechiel in ihre Hütte eindrang, saß sie auf einem Fuchsfelle bei einem Reisigfeuer, dessen lichte Flammen die Grotte erhellten. Sie molk ein Rennthier.

Als die unglückliche Frau Abbo erblickte, erhob sie sich zitternd und fragte ihn:

„Was verlangst Du von mir? Wir sind vor Dir geflohen und Orok, der Vater meines Kindes ist gestorben. Mein Sohn kennt Dein Antlitz nicht. O, verflucht sei der Tag wo ich Dich kennen lernte."

Ezechiel zitterte bei dem Klange dieser Stimme. Er nahm eine brennendes Holz aus dem Feuer und leuchtete damit in das Antlitz von Oroks Mutter.

„Ja," fuhr diese fort, „Du erkennst mich nicht. Ha! es war in der That schon dunkel, als Du mich meinem Vater raubtest!"

„Zillah," sagte jetzt Abbo, „wenn Dein Sohn auch mein Sohn ist, so danke ich dem Himmel, denn Orok ist ein gewandter, tüchtiger Bursche!"

„Nein, mein Sohn ist nicht Dein Sohn," erwiederte die arme Zillah. „Es ist wahr, Du hast mich meinem Vater geraubt, und mich in Deinem Hause zurückgehalten; aber der Himmel hat es verhütet, daß ein Sohn sein Leben Deiner schändlichen Gewaltthat verdankte. Orok ist der Sohn dessen, welcher mich aus Deinen Händen rettete."

„Gut denn! So wird Orok jetzt mein Sohn," sagte Ezechiel. „Ich verdanke ihm mein Leben, und bin hierher gekommen, um Dich mit mir zu nehmen. Orok will mir nicht folgen, doch Dir wird er wohl folgen, wie noch diesen Morgen das Zieglein seiner Mutter folgte."

Allein Oroks Mutter wollte ihm immer noch nicht folgen, und es blieb Ezechiel nichts übrig, als sie, trotz ihres Geschreis, von seinen Jägern davon tragen zu lassen.

„Zillah," sagte er zu ihr, „ich will Dir ein Leben voll Glück und Ruhe bereiten."

Abbo nahm in der That die arme Zillah in seiner Wohnung auf und umgab sie mit allem, was ihr das Leben glücklich und angenehm machen konnte.

Dieser seltsame Charakter war im Guten wie im Bösen extrem.

Bald erfuhr Orok, nachdem er in schmerzlicher Angst mehrere Tage seine Mutter vergebens gesucht hatte, daß sie von Ezechiel, den er aus der Gewalt des Bären gerettet, fortgeführt worden sei. Diese Nachricht empörte den jungen Aleutier. Mit unruhig klopfendem Herzen und wüthend über diese Undankbarkeit, stieg er zum erstenmale in das Thal hinab, in welchem die Niederlassung der russisch-amerikanischen Gesellschaft und das Haus Abbo's lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rolandsage in Italien.

Von Friedrich Zimmermann.

Zweitee Artikel. — Bojardo.

(Fortsetzung.)

Hieeher gehöet auch noch eine andeee, gae eebauliche Situation. Brandimart nämlich, ein Moslemin, war in jedem Glauben schlecht belehet. Da heißt es nun (II., 12):

Und Roland, so gepeinigt zwae, entbrennt
Voll Eifers, daß dies Schaf sich nicht verlöre;
Erst sagt ee ihm das alte Testament,
Und weil Gott will, daß diesee sich bekehre,
Dann auch das ganze neue bis zum End',
Und so wae Gott mit ihm bei dieser Lehre,
Daß Brandimart zu seinem Bund sich wandte,
Und pünktlich glaubte, was der Graf bekannte.

Sehr bestimmt umeissen ist auch Rinald, welchen man den Diomedes des Cheistenthums genannt hat, nicht so wie Roland, nicht gelehet odee von schwärmeiischer Richtnng, ja nicht veelegen, vor Rolands Oheen seine Hab- und Raubsucht ganz naiv zu predigen, im Uebeigen sehr eittertich und beav, bei allem Heldenungestüm seinee Natné doch von liebensweether Schonung und Anerkennung, wo er dem aufbeausenden Roland gegenübersteht. Der Deitte ist Rüdiger, welchen Bojardo am idealsten hält und uns gleich durch die wunderbare Erziehung auf eine ganz außeeoedentliche Erscheinung spannt. Der Nekeomant Atlas nämlich hatte in den Sternen die künftige Heldenkraft und Tugend des Knaben gelesen und zog ihn darum mit nichts als Löwen-Mael und Nerven groß.

Bojaedo huldigte nebenbei der unfreien, von Arioft neuerdings aufgenommenen Absicht, das Haus Este in Rüdiger, dessen fingieten Ahnherrn, zu verherrlichen. Wahr-

Digitized by Google

haft vertieft dagegen wird Rüdiger's Erscheinung durch jenen tragischen Gedanken, welchen auch die Iliade und die Nibelungen in sich tragen, daß der idealste Held der Dichtung mit seiner äußeren und inneren Schönheit dem frühen Tode nicht entgehen kann und daß die Ahnung davon als Vorbote durch das Gedicht schwebt. Es ist Rüdiger'n bestimmt, jung durch Verrath der Mainzer zu fallen, und, wie schon gesagt, Bojard wollte diesen Untergang noch in sein Epos aufnehmen. Arioſt hat dies mit feinem Takte vermieden, doch kommt er in Form der Prophezeihung ausführlicher darauf zu sprechen (raſ. Roland III, 24 — 25. XLI, 61 — 66).

Neben dieser ernſt poetiſchen Siegfriedgeſtalt glückt dem Dichter die mit keckſtem Humor ausgeführte Figur Aſtolf's. Ein toller, zufahrender Junge, der immer das Bravſte und Größte zu leiſten bereit und überzeugt iſt, mögen auch Andre lachen, deſſen Zuverſicht die glänzendſten Erfolge lohnen, ein Ideal ritterlicher Unverdroſſenheit ohne ſoliden Ernſt, wie ohne Falſch und Feigheit, ein Freund alles ritterlichen Thuns aus ſanguiniſcher Begeiſterung und einem Selbſtgefühl, das nicht erſt fragt und prüft, ein Sonntagskind des Glücks mit ſeiner unwiderſtehlichen Lanze, ſo zu ſagen dem Symbol des guten Humors, der auch ohne Verdienſt vom Himmel fällt und überall durchdringt, eine perſonificirte Parodie auf die ernſte Anſtrengung um Lorbeer und Erfolge, bei aller poſitiven Ehrenhaftigkeit, ein ironiſcher Doppelgänger ſeiner ſelbſt, höchſt gerecht in der Harmonie des Ganzen und durch geſunde Friſche, durch edle Wahrheit ein ganz anderer Burſche, als der phantaſtiſche Wunderthäter Aſtolf im raſenden Roland, von dem uns nur erſtaunliche Abenteuer, aber keine anſchauliche Perſönlichkeit unter die Augen tritt.

(Wird fortgeſetzt.)

Abenteuer auf den Marqueſasinſeln.

Die folgenden Schilderungen ſind dem Buche eines Amerikaners, Namens Melville entnommen, welches derſelbe unter dem Titel: „Beſchreibung eines viermonatlichen Aufenthalts unter den Eingebornen eines Thales auf den Marqueſasinſeln," herausgegeben hat. Es war im Juni 1842, wenige Tage nach der Ankunft des franzöſiſchen Admiral Dupetit-Thouars, welcher ſoeben die Flagge Frankreichs auf den Marqueſas aufgepflanzt hatte, als das amerikaniſche Schiff „Dolly" (ein Wallfiſchfänger), auf welchem ſich Melville befand, in der Bai von Nukuheva vor Anker ging. „Das Aufſehen," erzählt Melville, „welches die Gegenwart der franzöſiſchen Fremdlinge erregt hatte, war zur Zeit unſerer Ankunft bei den Inſeln noch keineswegs im Abnehmen. Die Eingebornen wanderten noch immer ſchaarenweiſe um das Lager und beobachteten mit der lebhafteſten Neugier Alles was vorging. Eine Schmiedewerkſtätte, die man im Schatten einer Baumgruppe in der Nähe des Strandes eingerichtet hatte, lockte eine ſo große Menge an, daß die größte Anſtrengung der ringsum poſtirten Wachen nöthig war, um die wißbegierigen Zuſchauer in gehöriger Entfernung zu halten, damit die Arbeiter ihr Geſchäft beſorgen konnten. Aber nichts erregte größere Bewunderung, als ein Pferd, welches man auf dem „Achilles", einem der Fahrzeuge des Geſchwaders, von Valparaiſo gebracht hatte. Das Thier — es war von vorzüglicher Schönheit — war am Strand unter ein Zelt von Kokoszweigen innerhalb des befeſtigten Lagers geſtellt worden. Gelegentlich führte man es heraus, und dann wurde es, mit ſtattlicher Schabracke bedeckt, von einem der Offiziere auf dem harten Sande des Geſtades hin- und hergetummelt. Dies Werk erntete ſtets lauten Beifall auch von Seiten der Eingebornen."

Verſchiedene Umſtände, beſonders die nicht ſehr ergötzliche Zucht des Kapitäns, brachten Melville zu dem Entſchluſſe, von ſeinem Schiffe zu deſertiren. Er fährt in ſeiner Erzählung fort wie folgt:

„Ich kam von Nukuheva zu Waſſer im Schiffsboote und als wir in die Bai von Tior gelangten, war es hoher Mittag. Die Hitze war drückend geweſen, während wir über den weiten glatten Spiegel des Meeres hinfuhren, denn es gab nur wenig Wind. Die Sonnenſtrahlen hatten ſich in all ihrer Heftigkeit auf uns niedergeſenkt und zur Steigerung unſeres Unbehagens hatten wir auch vergeſſen, uns vor der Abfahrt mit Waſſer zu verſorgen. Hitze und Durſt zuſammen machten mich ſo ungeduldig, an den Strand zu gelangen, daß ich, als wir endlich nach ihm hinlenkten, auf dem Vordertheil des Bootes zu einem Sprunge bereit ſtand. Als das Boot, durch einige ſtarke Ruderſchläge getrieben, zwei Drittel ſeiner Länge auf's Geſtade hinſchoß, ſprang ich unter eine Schaar jugendlicher Wilder, welche zu unſerem freundlichen Empfange bereit ſtanden. Sie folgten mir auf den Ferſen, wie ebenſo viele Kobolde, ſchreiend nach, während ich über die offene Fläche in der Nähe des Strandes vorwärts eilte, bis ich mich, nach Tauchermanier, in das Dunkel des erſten Gehölzes ſtürzte, welches ſich bot. Mir war als bewegte ich mich in einem neuen erquickenden Elemente; — und wie ſoll ich die Scenerie beſchreiben, die ſich dem Auge bot, während ich aus dieſen grünen Hallen hinausſchaute! Das enge Thal, mit ſeinen ſteilen und nahe zuſammengerückten Seitenwänden, die mit Reben bekleidet waren, während ſich oben ein Netzwerk von Zweigen, von grünen Laubmaſſen faſt verſteckt, wölbte, ſchien von meinem Standpunkt aus ein ungeheurer Laubgang, deſſen Endpunkt ſich dem Auge verbarg, während es ſich, als ich vorwärts ging, zum lieblichſten Thale erweiterte, das ich jemals erblickte."

Ein Kamerad, Namens Toby, theilte Melville's Abſichten und beide nützten eine günſtige Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Sie beſchloſſen, landeinwärts zu dringen und ſich von Früchten zu nähren, bis der „Dolly" verſchwunden ſein würde. Ihre Vorbereitungen trafen ſie mehr haſtig als vorſichtig. Sie verſahen ſich mit etwas Schiffszwieback, einer bedeutenden Menge Tabak, Kleidern u. ſ. f. Das Schiffsvolk erhielt einen Feiertag am Strande und hier trieb ein plötzlicher Regenſchauer alle unter einige große Kriegsboote. Alle ſchliefen ein, außer Toby und Melville, welche beſchloſſen, ihre Emancipation damit zu beginnen, daß ſie den Gipfel eines hohen Bergrückens erklömmen, der durch eine Oeffnung im Walde entdeckt ward. (Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Welche Folgen die Erfindung der explosiven Baumwolle nach ſich ziehen werde, ſagt die „Magdeburger Zeitung" iſt von vielen Seiten bald im Ernſt, bald im Scherz anzudeuten verſucht worden. Man iſt im allgemeinen darüber einig, daß ſich vor der Hand noch gar nicht überſehen laſſe, wie weit ſich die Folgen erſtrecken

Digitized by Google

werdea. Und darin hat man sehr Recht, denn jeder Tag bringt neue Beweise von der Ausdehnung, deren diese Entdeckung fähig ist. Aber die ausschweifendste Phantasie ist bisher noch nicht auf diejenige Art der Anwendung gekommen, welche die explosive Baumwolle in Heilstädt gefunden hat. Niemand hat sich außerhalb Heilstädt's träumen lassen, daß man damit eine — Cotillon-Tour arrangiren könne, wie es in Heilstädt auf einem Balle zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät am 15. October geschehen ist! Und zwar folgendermaßen: jede Dame wählte nach der Reihe einen Herrn, legte diesem ein Kügelchen explosiver Baumwolle in die Hand, zündete dies — wahrscheinlich hatte also jede Dame ein Streichschwefelholz in der Hand — furchtlos an (wie man ja wohl auf Jahrmärkten Kanarienvögel eine Pistole abfeuern sieht) und tanzte dann mit dem Geprüften, nachdem sie auf diese sinnige Weise die Macht weiblicher Schönheit über die entzündbaren Männerherzen symbolisch ausgedrückt hatte. Wir tragen fast Bedenken, diese furchtbare Erweiterung der Anwendung von Baumwolle zu allgemeiner Kenntniß zu bringen; denn die Baumwolle nimmt — die Schneiderinnen und tausend getäuschte Augen wissen es! — bereits eine erkleckliche Stelle unter dem Apparate ein, womit das schöne Geschlecht sich ausrüstet. Nun gar explosive Baumwolle im Cotillon — das wird polizeiwidrig gefährlich.

⁂ Lacretelle erzählt in seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches" folgende noch nicht bekannte Anekdoten: Als der erste Consul das Wort: Unterthanen (sujets), welches seit 1789 nicht gehört worden war, in den Frieden mit Rußland einschwärzte und dadurch das Tribunat verstimmte, zog sich der Dichter Lebrun des Machthabers Ungnade durch folgendes, wahrlich nicht sehr revolutionäre Epigramm zu:

Du grand Napoléon, je suis l'admirateur.
Il me veut pour sujet, je suis son serviteur.

Bezeichnender aber als die Sünde, ist die Sühne. Als nemlich 1804 Carnot gegen die Erhebung des glücklichen Eroberers auf den Kaiserthron jene männliche, besonnene, ehrenwerthe Rede hielt, welche dieser gewiß im Grunde der Seele selbst achten mußte, und seine verneinende Stimme auch in die Register einschrieb, soll er gesagt haben: „Ich weiß, daß ich meine Proscription unterzeichne." Da erschmeichelte sich der Dichter jenes Epigramms seine Gnade durch folgende Reime wieder, die er Carnot in den Mund legte:

Vous dites oui, moi je dis non,
Messieurs, je ne suis pas des vôtres
Je signe ma proscription —
Parbleu j'en ai signé bien d'autres.

Für diese nichtswürdige Verhöhnung der Gesinnungstreue belohnte Napoleon den Witzling mit einem Jahrgehalt von 4000 Francs.

⁂ Der englische „Punch" erzählte neulich: Die Londoner Journalisten hätten in ihren Druckereien allezeit einen Artikel abgesetzt fertig stehn, den sie niemals auseinander legen ließen, und zwar des Inhalts: daß es irgendwo im Lande Frösche geregnet habe. — Sobald nun der vorhandene Satz zur Füllung des Blattes nicht vollends ausreiche, so rufe der Faktor nur: — „O — Sie da! — reichen Sie mir doch 'mal den Froschartikel her!" — Dann werde der Artikel Froschregen gebracht, man hebe den vorigen Ortsnamen der Gegend heraus, setze einen andern hinein und der Froschartikel gehe seiner Wege.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 2. November.)

Berlin. Göthe's Faust, mit der Musik des Fürsten Radziwil, eröffnete die Reihe der diesjährigen Concerte der Sing-Akademie. Das Wunderwerk des Dichters hat durch das romantische Licht der Musik, das es in einen reizenden Farbenduft hüllt, wie die gemalten Bogenfenster die Wölbungen gothischer Kirchen, eine neue Gestaltung gewonnen, in der es sich des Herzens noch wärmer und unmittelbarer bemeistert, als es selbst die hohe Gewalt der Dichtung, die ihm innewohnt, vermochte, so lange dieselbe das Bündniß mit dem Reich der Klänge nicht geschlossen hatte. Es bleibt das Hauptverdienst des musikalischen Schöpfers, die Verwandtschaft des Gedichts mit der Musik, seine wahre Sehnsucht, sein Bedürfniß danach in so umfassender Weise erkannt und ins Leben gerufen zu haben.

— Berlin. Es hieß, der „Literarischen Zeitung" sei von der Schröder'schen Buchhandlung der Verlag für Neujahr gekündigt worden und ihr Redacteur bemühe sich vergebens, einen anderweitigen Verleger zu finden, so daß dieses von der Regierung in mancher Beziehung subventionirte Blatt aller Wahrscheinlichkeit nach eingehen werde. Wir können diesem Gerüchte auf das Bestimmteste widersprechen, indem dieselbe nach wie vor in Commission bei der Schröder'schen Buchhandlung verbleiben und so auch ferner fortbestehen wird, wiewohl in ihrer Redaction wohl eine Aenderung eintreten dürfte. Wir sind in der That kein Freund der Gesinnungen und Ansichten, deren Vertreter dieses Blatt ist; allein wir müssen ihr doch andrerseits auch die Anerkennung zu Theil werden lassen, daß sie in bibliographischer Hinsicht nicht Unerhebliches leistet und sich hierdurch sogar vor den meisten Blättern gleichen Zweckes vortheilhaft auszeichnet.

— Darmstadt. Der bekannte Kupferstecher C. F. Grünewald hat sich in der neuesten Zeit viel mit dramatischen Arbeiten beschäftigt und zwar nicht ohne Erfolg. Eine Posse, „der Herzog von Bordeaux", nach Oettinger's gleichnamiger Humoreske in seinem „Dakel Zebra", ist auf mehreren Bühnen (Darmstadt, Nürnberg u. a.) sehr beifällig aufgenommen worden. Gegenwärtig liegen zwei neue Stücke gedruckt vor: „der Diamantschmuck", Lustspiel nach dem englischen Roman „Morlei Ernstein", von James, und „Emma", Drama nach Hauffs Novelle „Jud Süß". Letzteres soll reich an dramatischen Schlaglichtern sein.

— Man schreibt aus Rom: Der ausgezeichnetste Literat Italiens, Kardinal Angelo Mai, kränkelt wie früher und man darf mit Bestimmtheit sagen, daß dieser merkwürdige Mann mit seiner riesigen Gesundheit schon seit einiger Zeit an den Grenzen menschlichen Wohlseins angekommen ist. Angestrengte Arbeiten in Bibliotheken und Archiven waren dazu unstreitig die trifftigste Veranlassung. Er ist gestern zur Erholung auf längere Zeit in die nahen Gebirge abgereist. — Das gelehrte Publikum darf in kurzem eine interessante Reihe von neuen Publikationen neu edirter kirchenhistorischer Schriften und biblischer Commentatoren aus der alten und mittleren Zeit erwarten, welche unter den Auspicien Pius IX. aus der Druckerei der Propaganda ans Licht treten werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 4. November. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Fräul. Rammel, vom herzoglichen Hoftheater zu Wiesbaden. (Gastrolle) Valentine: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. württemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 305. Donnerstag, den 5. November 1846.

Eine russische Colonie.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Orok wußte nicht, daß Ezechiel seine Mutter mit Gewalt entführt hatte, jetzt war ihm dieser Mann und seine Grausamkeit bereits zu bekannt, als daß er nicht vor seiner Gewalt gezittert hätte. Sein Vatte hatte ihm erzählt, wie Abbo aus einem fremden Lande gekommen, an der Spitze seiner Landsleute, um Dunalaska in Besitz zu nehmen, wie er während der Nacht die schlafenden Einwohner hatte niedermetzeln lassen, er schilderte ihm die Erpressungen, die Grausamkeit, welche auf Befehl dieses unerbittlichen Kaufmannes waren verübt worden; er sagte ihm weiter, wie die Aleutier gezwungen worden seien, entweder in die Berge zu fliehen, oder ihr Leben seiner Gnade zu überliefern.

Orok liebte seine Mutter aus tiefster Seele und die Entführung derselben durch Ezechiel, der Gedanke, daß sie in seiner Gewalt wäre, dessen Grausamkeit er kannte, beschäftigte ihn Tag und Nacht und ließ ihm keine Ruhe mehr.

Als er in dem Thale ankam, begab er sich sogleich in Abbo's Wohnung. Dieser jedoch, seinen Besuch voraussehend, ließ ihn sofort zu seiner Mutter führen. Zillah, welche aus ihrer elenden Wohnung so plötzlich in Ezechiels Haus versetzt worden war, wo man sie mit allen Annehmlichkeiten umgab, fühlte sich von Dankbarkeit gegen Abbo durchdrungen, so sehr sie auch Ursache hatte, wegen ihrer gewaltsamen Entführung aus der Wohnung ihres Vaters, ihrem jetzigen Wohlthäter zu zürnen.

Als Orok daher zu seiner Mutter kam, berichtete sie ihm Ezechiels freundliches Benehmen, so daß dieser, erstaunt und gerührt über Abbo's Wohlthaten, sich völlig dem Dienste desjenigen weihte, den er sonst als ein hartes, gefühlloses Ungeheur verabscheut hatte.

Ezechiel kannte sehr wohl den Charakter dieses gutmüthigen Volkes, dessen Wohl in seinen Händen lag, und seine neue Eroberung war für ihn deßhalb nichts Unerwartetes. Er nahm Orok zu seinem Leibjäger an.

Derselbe wurde getauft, d. h. ein russischer Mönch goß ihm Wasser über das Haupt und setzte seinem Namen noch den geheiligten „Stanislaus" vor; denn in dieser Ceremonie bestand die ganze religiöse Erziehung, welche man den Eingebornen von Dunalaska angedeihen ließ.

Orok kannte die Berge auf der ganzen Insel bis in die geheimsten Tiefen; kein Fuchs-, kein Otternest war ihm versteckt genug; deßhalb dachte Ezechiel, welcher doch allgemach alt wurde und dessen Schritte bereits schwankten, ihm die Aufsicht über sein Jagdrevier zu übergeben. Orok war gewandt und wirklich unermüdlich, so daß, wenn er an Abbo's Stelle auf die Jagd zog, seine Beute die ganze Colonie in Ueberfluß setzte.

Oroks Namen ward von allen seinen unglücklichen Landsleuten gesegnet und manche grausame Qualen wurden ihnen durch seine Unerschrockenheit erspart.

Zillah ihrerseits war vollkommen glücklich. Sie hatte eine Menge junger Mädchen, welche Pelzwerk herrichteten. Ueber diese führte sie die obere Aufsicht.

Viatta's Tochter.

Orok war eines Morgens gerade im Begriff, auf die Jagd zu gehen, als er in dem Hofe der Niederlassung ein junges Mädchen aus dem Institute seiner Mutter an einen Pfosten angebunden sah. Das arme Kind war halb entkleidet und ihre Gefährtinnen, welche sie umgaben, trockneten still ihre Thränen.

Orok näherte sich dieser Gruppe, deren trauriger und finsterer Anblick ihn staunen machte.

Das junge Mädchen war geknebelt und ein alter Aleutier schlug ihr jetzt mit einem dicken, gedrehten Riemen auf die Schultern, daß das Blut dem Nacken hinabfloß, während die Unglückliche am ganzen Körper zitterte. Der Aleutier hatte selbst Thränen in den Augen, als er so grausam auf seine Landesgenossin losschlagen mußte.

Unfern saß ein russischer Dienstmann, der die Hiebe zählte und mit einer unvergleichlichen Kaltblütigkeit diejenigen, welche ihm nicht stark genug dünkten, wiederholen ließ. Es war wirklich ein herzergreifender Auftritt; denn diese barbarische Grausamkeit war die Strafe für ein ganz unbedeutendes Vergehen.

Zillah, welche sich in dem Hofe befand, trat endlich auf ihren Sohn zu und hob ihre Hände mit stummem Flehen zu ihm empor. Orok sah mit bleichem Antlitz, mit bebenden Lippen und mit glühendem, starren Blicke auf die blutrünstigen Schultern des jungen Mädchens. Bei dem Anblicke seiner flehenden Mutter trat er auf den russischen Dienstmann zu.

„Meister, wie viel Hiebe hat Theresa Viatta noch auszuhalten?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Fünfundneunzig." erwiederte dieser.

„Meister, wie viel hat sie bereits erhalten?"

„Dreißig."

Auf diese Worte hin öffnete Orok seinen Rock, entblößte seine Schultern nnd stellte sich vor das junge Mädchen.

„Schlage zu, Kieva!" wandte er sich hierauf zu dem alten Aleutier.

Als dieser zauderte, gebot der Russe:

„Schlage zu!"

Der alte Aleutier gehorchte und der Russe zählte laut die Streiche, welche auf Oroks Schultern fielen. Als die Zahl von Fünfundneunzig voll war, ordnete Orok seinen Anzug wieder und ging auf die Jagd. Seine Schultern waren wund geschlagen, das Blut durchdrang seine Kleider, aber sein Antlitz strahlte vor Freude.

Da er des Abends nach Hause kam, erfuhr er erst, daß der russische Dienstmann nach seinem Abgange der armen

Digitized by Google

Theresa Viatta ihre Anzahl Streiche hatte aufzählen lassen, welche er in seiner kindlichen Einfalt ihr erspart zu haben glaubte. Halb todt wurde die Arme in Abbo's Wohnung getragen, allein die Gattin Ezechiels wollte sie nicht bei sich aufnehmen und so beherbergte sie Zillah.

Sei es nun, daß der Betrug dieses russischen Kanibalen ihn so heftig aufbrachte, oder daß die Krankheit Theresas ihn so sehr mit Trauer erfüllte, Oroks ganzes Wesen änderte sich von diesem Tage an. Er weigerte sich, mit auf die Jagd zu gehen, wodurch Abbo dieselbe in eigner Person leiten mußte.

Man legte ihn in Ketten; allein keine Gewalt vermochte diese große Seele zu beugen. Orok zerbrach seine Bande und entfloh wieder in seine Berge.

Allein schon wenige Tage später kehrte er in die Niederlassung zurück, theils auf Bitten seiner Mutter, theils auch, weil ihn wahrscheinlich die Krankheit der armen Theresa beunruhigte. Er übernahm wieder seine Geschäfte, jedoch nicht mehr mit derselben unermüdlichen Thätigkeit, wie vordem.

Diese Theresa war die Tochter jenes Jägers Viatta, welchen damals Ezechiel entleibte, um den Durst seines Hundes Susar mit dessen Blut zu stillen. Sie war ein schwaches Wesen mit blondem Haare und einem Antlitz voll Trauer und Ergebung. Orok sah sie leiden und liebte sie.

Nachdem er nicht mehr dieselbe Thätigkeit, wie früher entwickelte, war die Colonie wieder eben so strenge gegen die Aleutier, als vorher. Abbo, welchen Dankbarkeit und Interesse für einen Augenblick milder gestimmt hatten, wurde wieder derselbe unerbittliche Herrscher und das Benehmen der Russen erreichte bald die höchste Spitze der Grausamkeit.

Die Erkenntlichkeit des Tyrannen.

Zu dieser Zeit landete der russische Kapitän Lindoff auf Ounalaska. Ezechiel, geehrt durch diesen Besuch, befahl den Aleutiern, sich fröhlich und ergeben zu zeigen. Auf der ganzen Insel wurden Freudefeste gefeiert. Die armen Insulaner mußten unter dem Stocke tanzen und dies war wirklich ein so trauriger Anblick, daß selbst die Matrosen, erfüllt von Erbarmen, sich in die Reihen stellten und sie theilweise ablösten.

Auf dieses hielt Abbo Wettrennen zu Fuß, an welchen Männer, Frauen und Kinder Theil nehmen mußten. Als bei einem dieser Rennen nicht alles nach seinem Wunsche ging, fiel dem grausamen Geeise plötzlich ein, die Hunde auf die Unglücklichen loszulassen.

Die Pfeife schrillte durch die Lüfte und die Meute stürzte sich mit Wuth den Aleutiern nach. Diese wieder stießen in beispielloser Unordnung voll Angst und Schrecken gegen einander.

Endlich wurden sie von den Hunden erreicht, welche von dem Schalle der Trompeten, dem Hetzen und Peitschen der russischen Dienstleute zur höchsten Wuth angefeuert worden waren. Die Unglücklichen liefen mit der letzten Kraft der Verzweiflung weiter, hinter sich das Getöse der Trompeten und das Heulen der Hunde, und dazwischen noch das höhnische Gelächter ihrer Henker.

Theresa Viatta allein, erst von ihrer Krankheit genesen, konnte sich kaum noch aufrecht halten, so sehr hatten ihre Kräfte sie verlassen und Schrecken und Anstrengung sie darniedergedrückt. Plötzlich stürzte sich Susar, der feurige, riesenkräftige Susar auf sie. Theresa fiel zusammen, von dem Hunde angepackt. Das wilde Thier faßte das Mädchen gerade am Halse, als es plötzlich von einem kräftigen Schlage getroffen, seine Beute fahren ließ.

Da der Hund umschaute, stand Orok vor ihm. Mit einem Sprunge fuhr er diesem an den Hals. Orok jedoch faßte ihn in seine Arme und drückte ihn nun mit aller Gewalt an seine Brust. Keuchend wandt' sich der Hund, sein Rachen weit offen stehend, mit blutrünstigen Augen. Er biß wüthend um sich, allein der junge Aleutier schloß ihn fester und fester an sich. Bald stieß Susar ein tiefes Aechzen aus, sein Kopf sank matt herab, sein Rachen schloß sich. Orok öffnete seine Arme und Susar fiel bewegungslos auf die Erde nieder. Der Jüngling hatte ihn erdrosselt.

Dieser seltsame schreckliche Kampf dauerte nur einen Augenblick. Die Matrosen und Offiziere der Schiffsbemannung des Kapitän Lindoff, erstaunt über den Muth und die Kaltblütigkeit Oroks, begaben sich zu ihm hin und belabten seine seltene Kraft.

Abbo hingegen hatte nicht ohne geheimen Grimm seinen Lieblingshund fallen sehen und brütete schon einen Gedanken der Rache aus.

Während des Banquets, das er später den Matrosen und Offizieren des Schiffes gab, ließ er plötzlich Orok und Theresa Viatta rufen.

„Meine Freunde," sagte er zu den russischen Offizieren, „Sie haben heute die Heldenthat und die Kaltblütigkeit dieses jungen Wilden bewundert; allein Orok ist auch eben so geschickt als muthig. Er ist der Wilhelm Tell von Ounalaska. Kikva," befahl er dem alten Aleutier, „man bringe Bogen und Pfeile."

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf den Marquesasinseln.

(Fortsetzung.)

„Als wir bis auf eine kurze Strecke dem Bergrücken nahe gekommen waren, sahen wir uns durch eine Masse hohen gelben Schilfrohres aufgehalten, welches so dicht wuchs, als der Raum nur gestattete, und so stark und fest, als wären es Eisenstäbe. Zu unserem Aerger bemerkten wir, daß sich dasselbe halbwegs aufwärts nach der Höhe erstreckte, die wir ersteigen wollten. Einen Augenblick sahen wir uns nach einem passenderen Wege um; es zeigte sich indeß sofort, daß es keinen andern Rath gab, als dies Rohrdickicht auf jeden Fall zu durchbrechen. Wir setzten uns wieder in Bewegung und ich, als der schwerste, machte den Vortrab, indem ich einen Weg durch das Hinderniß zu brechen hoffte, während Toby den Nachtrab bildete. Einige Mal bemühte ich mich, zwischen dem Rohr durchzudringen und dasselbe durch Beugen und Drängen zum Weichen zu bringen; aber ebensogut hätte ein Ochsenfrosch sich einen Weg durch die Zinken eines Kammes bahnen mögen, und verzweifelnd gab ich den Versuch auf. Halb wahnsinnig über das Begegnen eines so wenig erwarteten Hinderniſses, warf ich mich verzweifelt darüber und zermalmte jedes Rohr, welches ich in meine Gewalt bekam; und indem ich wieder aufstand, wiederholte ich die Handlung mit gleichem Erfolg. Zwanzig Minuten lang setzte ich diese heftige Bewegung fort, wodurch ich fast erschöpft war; allein wir kamen damit doch ein Stück in's Dickicht hinein. Toby, der den Vortheil von meiner Mühe geerntet hatte, indem er mir dicht auf den Ferſen folgte,

Digitized by Google

schlug jetzt vor, meine Stelle einzunehmen, und ging daher voran, um mir eine Erholung von meinen Anstrengungen zu gewähren. Da er indeß bei seinem schwächeren Körperbau nur wenig ausrichtete, so war ich bald genöthigt, meinen alten Platz wieder einzunehmen. Wir arbeiteten uns vorwärts, während uns der Schweiß stromweis vom Körper rann und unsere Glieder von den zersplitterten Rohrstücken geritzt und zerfleischt wurden, bis wir ungefähr die Mitte des Dickichts erreicht haben mochten. Da hörte es plötzlich auf zu regnen und die Atmosphäre um uns wurde über alle Beschreibung dick und schwül. Die Elasticität des Rohrs, welches sich von dem zeitweiligen Druck unserer Körper schnell erholte, ließ dasselbe in seine ursprüngliche Position zurückspringen, so daß es uns dicht einschloß, während wir vorwärts drangen, und den Zutritt des leisen Lufthauchs hinderte, der uns außerdem erreicht haben würde. Ueberdies entzog uns die bedeutende Höhe des Rohrs vollständig die Uebersicht der umgebenden Gegenstände und wir waren ungewiß, ob wir während der ganzen Zeit die rechte Richtung eingeschlagen hätten oder nicht. Von meinen lange fortgesetzten Anstrengungen ermattet und athemlos, fühlte ich mich gänzlich unfähig, das Werk fortzuführen. Ich wickelte den Aermel meines Kleides zusammen und drückte die darin enthaltene Feuchtigkeit in meinen ausgetrockneten Mund. Aber die wenigen Tropfen, die ich gewann, gewährten nur geringe Erquickung und ich sank einen Augenblick nieder in dumpfer Apathie, aus welcher ich durch Toby wieder erweckt wurde, der einen Plan ersonnen hatte, wie wir uns aus unserem Netze befreien könnten. Er wirthschaftete munter mit seinem Messer, wie ein Schnitter rechts und links das Rohr mähend und bereitete bald einen offenen Raum um uns her. Dieser Anblick belebte mich wieder, ich ergriff mein eignes Messer und hieb und mähete ohne Erbarmen. Aber ach, je weiter wir vordrangen, um so dicker und größer, und allem Anschein nach auch endloser, wurde das Rohr. Ich begann zu glauben, daß wir ganz und gar gefangen waren und machte mich schon darauf gefaßt, daß wir ohne ein Paar Flügel nie im Stande sein würden, uns zu befreien; — da entdeckte ich einen Schimmer von Tageslicht durch das Rohr zu meiner Rechten und indem ich Toby die frohe Zeitung mittheilte, machten wir uns beide mit frischem Muth an's Werk. Wir bahnten eilig einen Weg nach jener Richtung und fanden uns bald aus aller Verlegenheit und ganz in der Nähe des Bergrückens. Nachdem wir einige Minuten geruht, begannen wir emporzusteigen und erreichten mit einiger Anstrengung bald den Gipfel. Statt jedoch längs der Höhe hinzugehen, wo wir uns den Eingebornen in den Thälern unten deutlich gezeigt haben würden und zwar an einer Stelle, wo sie uns, wenn sie dies beabsichtigten, leicht den Rückzug abschneiden konnten, gingen wir vorsichtig an der einen Seite vorwärts und krochen auf Händen und Knieen, vor Beobachtung durch das hohe Gras geschützt, in welchem wir wie ein Paar Schlangen hinzogen. Nachdem wir uns auf diese unangenehme Weise eine Stunde fortbewegt hatten, erhoben wir uns wieder auf die Füße und setzten unsern Weg kühn längs des Bergrückens fort. Wir hatten denselben in der Gegend, wo er sich endete und an seiner niedrigsten Stelle erstiegen und sahen nun unsern Weg nach dem Gebirge genau vorgezeichnet längs dem schmalen Bergkamme, der mit frischem Grün bekleidet und an manchen Stellen nur wenige Fuß breit war. Ermuthigt durch den Erfolg, der bis dahin unser Unternehmen begleitet hatte und gestärkt durch die erfrischende Atmosphäre, die wir nun athmeten, setzten Toby und ich guten Muthes längs dem Bergrücken eilig unsern Weg fort, als sich plötzlich aus dem Thale, welches nach beiden Seiten unter uns lag, das ferne Geschrei der Eingebornen vernehmen ließ, die uns soeben entdeckt hatten und denen unsere Gestalten, indem sich dieselben gegen den klaren Himmel in scharfem Umriß zeigten, völlig deutlich sein mußten. Indem wir den Blick in die Tiefe warfen, sahen wir die wilden Bewohner hin- und wiederlaufen, scheinbar von einem plötzlichen Alarm in Bewegung gesetzt und für das Auge kaum größer als Pygmäen erscheinend. Ihre weißen strohgedeckten Wohnungen sahen, durch die Entfernung verkleinert, ebenfalls nur wie Kinderhäuschen aus. Während wir aus unserer freien Höhe auf die Insulaner hinabblickten, empfanden wir ein Gefühl der Sicherheit, denn wir waren überzeugt, daß ein Angriff, den sie unternehmen möchten, wegen unseres jetzigen Vorsprungs völlig fruchtlos sein würde, außer wenn sie uns in's Gebirge folgten; aber wir wußten, daß sie dies nicht wagen würden. Wir hielten es indeß doch für rathsam, unsere Zeit so gut wie möglich zu nutzen, und so weit es der Boden erlaubte, eilten wir daher schnell am Rande des Bergrückens hin, bis uns eine steile Klippe zum Stehen brachte, die anfänglich unserm weiten Vorwärtsdringen ein Ziel zu setzen schien. Mit einiger Mühe und Lebensgefahr überstiegen wir sie jedoch und setzten unsere Flucht mit derselben Schnelligkeit fort. Wir hatten das Meeresgestade frühmorgens verlassen und nach ununterbrochenem, obwohl bisweilen schwierigem und gefährlichem Aufsteigen, während wir das Gesicht niemals seewärts gewendet hatten, befanden wir uns etwa drei Stunden vor Sonnenuntergang auf einem Gipfel, welcher der höchste Punkt der Insel zu sein schien. Es war eine ungeheure Basaltklippe, ringsum mit Schmarotzerpflanzen überzogen. Wir befanden uns gewiß mehr als dreitausend Fuß über der Meeresfläche und der Anblick der Scenerie aus dieser Höhe war prachtvoll."

Die Lage der Wanderer war indeß eine bedenkliche, Früchte gab es in dieser Höhe nicht. Das Brod hatte sich mit dem Tabak vermengt oder der Tabak mit dem Brode, und gleichwohl mußte man diese Mischung, als einzige Nahrung, in Rationen abtheilen. Man durfte nicht daran denken, vor der Abfahrt des „Dolly" ein Dorf der Eingebornen aufzusuchen; auch mußte man sich vor den Kannibalen hüten. Bei all dem war die Verlegenheit so groß, daß man gern jedem Pfade folgte, der sich bot, ohne zu fragen wohin er führte. So kam Meloille mit seinem Freunde am zweiten Tage in eine Thalschlucht, wo man zu bleiben beschloß, bis alle Gefahr von Seiten des Schiffes vorüber sein würde.

„Der Anblick", fährt der Erzähler fort, „welcher uns nun ward, wird mir stets lebendig in der Erinnerung bleiben. Fünf schäumende Ströme, welche aus eben so vielen Schlünden stürzten und vom letzten Regen angeschwollen und trübe waren, vereinigten sich zu einem wüthenden Fall von fast achtzig Fuß Höhe und stürzten mit wildem Brausen in ein tiefes schwarzes Becken, eingefaßt von den düstern Felsen, die sich eines emporthürmten. Aus diesem Becken rauschte die vereinigte Fluth durch einen schmalen und steilen Kanal hinab, welcher in die Eingeweide der Erde einzudringen schien. Von oben hingen ungeheure Baumwurzeln über die Schlucht herab, träufend von Feuchtigkeit und zitternd von der Erschütterung des Wasserfalls. Es war jetzt am Sonnenuntergang und das matte unge-

Digitized by Google

wisse Licht, welches seinen Weg in diese Klüfte und waldige Tiefen fand, erhöhte deren seltsames Ansehen und gemahnte uns, daß wir uns sehr bald in gänzlicher Finsterniß befinden würden. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Seit dem 17. October ist die Ausstattung der Kronprinzessin in Stuttgart den Blicken der Neugierigen ausgestellt. Das „Neue Tageblatt" bespricht die Sache folgendermaßen: „Für die Damenwelt ist jetzt das alte Schloß ein ersehnter Wallfahrtsort. So wie die zehnte Stunde schlägt, zieht's in bunten Reihen nach dem einstigen Fürstensitze den Reitschnecken hinauf zu den Prunkgemächern der alten Herzoge von Würtemberg. Dort ist die Ausstattung (auf den ausgegebenen Karten hat man hier das französische Wort Trousseau gesetzt) der Kronprinzessin zu schauen, welche den Blicken der mit Karten beglückten Neugierigen acht Tage lang jeden Vormittag von 10—12 Uhr ausgesetzt ist. In 5 Gemächern sind hier Reichthümer ausgestellt, die ans Unglaubliche, Fabelhafte gränzen. Im ersten Zimmer sind ganze Küchenbatterieen aufgepflanzt, alles was die edle Kochkunst an Utensilien erfunden hat. An dieses stößt links ein Gemach, welches an feinstem und prachtvollstem Glas und Porcellan alles enthält, was von Nöthen ist, um eine Tafel für Hunderte und Tausende zu decken. Die herrlichsten Porcellanmalereien sind da zu sehen und verdienen insbesondere die Aufmerksamkeit von Kennern. In dem Gemach rechts befinden sich die Vasen aller Art, ein ganz eigenthümlicher Schreibtisch, eine Toilette, wobei alle Gegenstände von Porcellan sind, Koffer mit feinstem Linnen u. dgl. m. Auch hier sind die schönsten Porcellanmalereien und die feinsten und kunstreichsten Ciselirarbeiten. Von da gelangt man in einen großen Salon, der fast ganz mit einem enormen Reichthum von Gold- und Silbergeräth aller Art angefüllt ist. Von außerordentlicher Pracht und Schönheit sind die Gegenstände für die Hauscapelle der Prinzessin. Was aber die Damen am meisten interessiren wird, ist das nebenanstoßende Gemach mit den prachtvollsten Kleidern, Pelzwerk und sonstigen Toilettengegenständen, nach deren Besitz gewiß schon mancher vergebliche Seufzer aus gepreßtem Damenherzen aufstieg. Das Ganze bildet eine herrliche Kunstausstellung."

*** Eine Matrosen-Procession erregte unlängst in Cadix große Theilnahme. Es waren bei zehn Schiffsleute mit ihrem Capitän, die zum Dank für ihre eben erfolgte Rettung aus großer Lebensgefahr dieselbe anstellten. Sie hatten einen schrecklichen Sturm überstanden, eine Nacht und einen Tag ihren Untergang vor Augen gesehen und ihn jeden Augenblick erwartet; da legten sie das Gelübde ab, daß sie im Falle ihrer Rettung Gott ein feierliches Dankopfer darbringen wollten. Sie trugen ihr Segeltuch, welches sie vor dem Untergange geschützt hatte, feierlich durch die Straßen und eine Menge Volks folgte andächtig dem Zuge.

*** In Zukunft können Wiener Tänzerinnen und Sängerinnen, welche sich bei irgend einer Gelegenheit Kränze werfen lassen wollen, selbe im Foyer des eigenen Theaters zu Kauf erhalten und brauchen daher um diesen Artikel nicht erst ihre dienstbaren Geister nach der Rosau und nach Erdberg zu schicken. Der „Wanderer" berichtet nemlich, daß damit der Anfang im Foyer des Hoftheaters gemacht werden soll und die bekannte Ziergärtnerin Mad. Leiß in der Vorhalle dieses Musentempels ein Filiale ihres Blumenhandels etabliren wird.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 3. November.)

Man schreibt aus aus Rom: Karl Müller von Stuttgart hat für den Kronprinzen von Würtemberg zwei Genrebilder zu malen, welche das neue Lustschloß nächst Stuttgart zieren sollen. Der Künstler hat mit richtigem Takte die beiden interessantesten Momente des römischen Volkslebens, nemlich „die Octoberfeste in der Villa Borghese" und den „Carneval des Corso" gewählt, wohl wissend, daß zu keiner anderen Zeit des Jahres und bei keiner anderen Gelegenheit, die römische Nationalität drastischer hervortritt.

— Ueber Hebbel's „Maria Magdalena", die bei ihrer zweiten Aufführung zu Leipzig denselben glänzenden Erfolg errang, wie bei der Ersten, erzählt die „Weser-Zeitung": Hebbel ließ vor längerer Zeit seine Dichtung durch Frau Krelinger bei der Prüfungskommission der Berliner Hofbühne einreichen, erhielt dieselbe aber mit dem gedruckten Formular als „unbrauchbar" zurück. Eingestandenermaßen hatte der Generalintendant es nicht einmal gelesen. Dagegen werden die Stücke der Madame Birchpfeiffer immer unbesehen angenommen und stehen wohl über ein halbhundert Mal im Jahre auf dem Repertoire. Das heißt den deutschen Dichter aufmuntern und achten!

— Sir Walter Scott's und seiner Gattin Ruhestätte in Dryburgh Abbey wird erst jetzt einen Denkstein erhalten. Es ist ein rother Granitblock aus den Steinbrüchen von Stirling Hill, in Sarkophagform und gegen 5 Tonnen schwer. Er trägt auf der einen Seite die einfache Inschrift: Sir Walter Scott, Bart, gest. 21. Sept. 1832; auf der andern: Dame Charlotte Margarethe Carpenter, Weib des Sir Walter Scott von Abbotsford, Bart., gest. in Abbotsford 15. Mai 1826.

— Je seltener die eigentlich guten Uebersetzungen deutscher Bücher, namentlich deutscher Dichtungen, in England und Frankreich sind, um so rühmlichere Erwähnung verdient es, wenn sich einmal eine solche Erscheinung ankündigt. Nun hat England auf einmal zwei Uebersetzungen erhalten, die alles Lobes werth sind und zwar rühren beide von Frauen her. Das eine sind B. Auerbachs Dorfgeschichten, übersetzt von Meta Taylor: Das andere: „Auswahl aus Goethe's und Schillers Dramen," übersetzt von Anna Swanwick.

— Von David Strauß „Leben Jesu" ist eine neue englische Uebersetzung nach der vierten Auflage des Originals angekündigt. (London bei Chapman).

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 4. November. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Fräul. Rummel, vom herzoglichen Hoftheater zu Wiesbaden. (Gastrolle) Valentine: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Donnerstag, den 5. Nov. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Drärler-Manfred. (Gastrolle) Marie Anne: Fräulein Dutat, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 306. Freitag, den 6. November **1846.**

Eine russische Colonie.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Orok," wandte sich Ezechiel dann zu dem jungen Manne, „Du liebst Theresa Viatta?"

„Meister, Theresa Viatta ist unglücklich," erwiederte ihm dieser.

„Nun gut! Ich gebe sie Dir zur Frau, wenn Du mit einem Pfeile das Ziel trifft, das ich Dir bestimme."

„Meister, Oroks Pfeil weiß das Herz des Bären zu treffen," sagte der junge Aleutier, indem er Ezechiel bedeutungsvoll ansah.

„Ja, ja!" erwiederte Abbo. „Ich habe das nicht vergessen; allein diesmal wirst Du wenigstens das Ziel sehen, das ich Dir bestimme und wenn Du es trifft, so gebe ich Dir mit Theresa Viatta auch die Freiheit."

„Gut," erwiederte Orok mit flammendem Antlitz.

Die Offiziere und Matrosen hörten dieses Gespräch mit Staunen und Schweigen an.

Ezechiel sagte nach einer Pause:

„Meine Herren! Wir können Ihnen hier nicht den Genuß eines Schauspieles geben, da wir keine Komödianten haben; auch thut mir das nicht sehr leid; denn ich will Ihnen dafür ein anderes Schauspiel bereiten. In Wladimir habe ich einstmals ein Stück gesehen, das hieß Wilhelm Tell; dieser Kerl heulte wie ein Kind, aus Furcht das Haupt seines Sohnes zu treffen; so aber benimmt sich kein Mann, welcher den Muth und die Unerschrockenheit Wilhelm Tells besitzt.

In diesem Augenblicke trat Kieva ein; er brachte den Bogen und die Pfeile. Abbo befahl nun Theresa Viatta, sich am Ende des Saales niederzusetzen, stellte alsdann ein Glas auf ihr Haupt und sagte zu Orok:

„Nimm hier Bogen und Pfeile, zerschmettere dieses Glas und Theresa Viatta ist Dein!"

Orok blickte nach dem Ziele hin, das ihm bestimmt war, nahm einen Pfeil aus den Händen Kieva's und spannte den Bogen, allein seine Hand zitterte — er zerbrach plötzlich den Pfeil zwischen seinen Fingern und sagte dann zu Ezechiel:

„Meister, Orok verzichtet auf Theresa Viatta, lieber will er sie nie mehr sehen, als sich der Gefahr aussetzen, sie zu tödten."

Die russischen Offiziere, welche diesen ganzen Auftritt als einen Scherz Ezechiels ansahen, klatschten der Antwort Oroks Beifall zu.

Abbo hingegen erwiederte dem jungen Aleutier:

„Zerschmettere dieses Glas und ich gebe Dir die Freiheit!"

„Orok hat sich Dir selbst übergeben. Er würde frei sein, so lange Du nicht die Berge von Ounalaska gefangen halten kannst."

„Aber ich kann Dich gefangen halten!"

„So wird Orok frei sein, wenn er zu sterben weiß!"

„Nun gut! Wenn Du dieses Glas nicht zerschmettern willst, so will ich es selbst thun," sagte Ezechiel, indem er auf die Stelle zuging, wo sein Karabiner an der Mauer lehnte.

„Meister! . . ." schrie nun Orok mit zitternder, durchdringender Stimme.

„Schieße oder ich schieße!" sagte Abbo, indem er die Hand nach dem Karabiner ausstreckte.

Orok nahm zitternd einen zweiten Pfeil aus Kieva's Händen, prüfte dessen Spitze und spannte nochmals den Bogen.

Sein Antlitz war bleich, seine Augen glühten vor Angst und Ungeduld, seine Lippen zitterten fieberisch.

„Schnell — lege an!" gebot Ezechiel abermals, seine Hand an das Gewehr legend.

Orok erhob den Bogen, zog die Schnur an und betrachtete einen Augenblick das Glas, welches auf dem Haupte Theresa Viattas stund. Allein der Unglückliche ließ wiederum seine Arme sinken und wischte sich mit der Hand den Schweiß von seiner Stirne. Die höchste Verzweiflung malte sich in seinem Antlitz.

Jetzt erhob sich auch einer der russischen Offiziere und versuchte die Sache zu enden, indem er erklärte, daß das Spiel jetzt weit genug gegangen sei.

Abbo jedoch erwiederte auf diese Einreden mit rauhem Tone:

„Ob er jetzt wohl anlegen wird, oder ich werde Feuer geben!"

Kaum hatte er jedoch die Hand ausgestreckt, als Orok schneller als der Blitz seinen Bogen erhob. Der Pfeil schwirrte los und nagelte die Hand des grausamen Abbo an die Wand. Während dieser vor Schmerz und Wuth aufschrie, sprang Orok auf Theresa zu, faßte sie in seine Arme und verschwand mit ihr aus der Versammlung.

Der Felsensturz.

Es war kaum eine Stunde nach Oroks Flucht vorüber, als Ezechiel mit einem zahlreichen Gefolge die Berge von Ounalaska hinanstürmte. Es war Nacht geworden; der Schnee fiel in großen Flocken und der Vulkan erschien wie eine Fackel, denn aus seinem Krater stieg eine hohe Feuergarbe auf. Gegen diese Flammen hin führte Abbo sein Gefolge, da er vermuthete, daß der junge Aleutier sich in die feurige Höhle geflüchtet hätte.

Orok stieg auch in der That mit Theresa die Spitze des Berges hinauf, wo seine ehemalige Wohnung lag. Da er die näheren Fußwege kannte, so kam er bald dort an.

Theresa lag ohnmächtig in seinen Armen; er legte sie in eine Ecke der Höhle auf ein Moosbett, auf dem ehemals seine Mutter geruht hatte. Dann stieg er schnell wieder den Fußsteig hinab.

Digitized by Google

Zillah war ja noch in der Gewalt der Russen; er mußte sich eilen, auch sie der drohenden Gefahr zu entziehen. In einem Augenblicke war er am Fuße des Berges. Das Thal war öde und verlassen, tiefe Finsterniß herrschte weit und breit.

Ohne zu zaudern legte Orok die Strecke zurück, welche ihn noch vom Hause Abdos trennte. Er drang schnell in denjenigen Theil desselben, in welchem seine Mutter wohnte; doch vergebens suchte er die unglückliche Zillah. Seine Brust drückte ein namenloser Schmerz zusammen, sein Antlitz erbleichte vor Angst. Dennoch wandte er sich jetzt nach Ezechiels Wohnung.

(Schluß folgt.)

Abenteuer auf den Marquesasinseln.

(Fortsetzung.)

Sobald ich meine Neugier durch die Betrachtung dieser Scene befriedigt hatte, begann ich mich zu wundern, wie das, was ich für einen Pfad gehalten, uns zu einem so eigenthümlichen Orte geführet hatte und ich fürchtete, daß ich mich getäuscht haben möge, wenn ich es für einen von den Insulanern gebildeten Weg gehalten hatte. Indeß war dieser Gedanke nicht gerade unangenehm, denn er verminderte unsere Besorgniß, zufällig einem Insulaner begegnen zu können, und ich kam zu dem Schlusse, daß wir vielleicht kaum einen sichereren Zufluchtsort hätten wählen können, als diesen so zufällig gefundenen. Toby pflichtete mir in dieser Hinsicht vollkommen bei und wir begannen sogleich den umherliegenden Abfall der Bäume zu sammeln, um daraus eine Hütte für die Nacht zu bauen. Diese mußten wir dicht am Fuße des Wasserfalles errichten, denn der Strom erstreckte sich sehr nahe zur Wand der Schlucht. Die wenigen hellen Minuten, die uns noch blieben, nützten wir, unsere Hütte mit einer breithalmigen Grasart zu decken, welche aus jedem Spalt der Felsschlucht hervorwuchs. Unsere Hütte, wenn sie diesen Namen verdiente, bestand aus sechs bis acht der geradesten Zweige, die wir finden konnten und die schräg gegen die Felsenwand gelegt wurden, mit den untern Enden etwa einen Fuß weit vom Wasser entfernt. In diesen so bedeckten Raum schickten wir uns an zu kriechen, um unsern müden Körpern, so gut es ging, Ruhe zu verschaffen. Werd' ich je diese furchterliche Nacht vergessen? Was den armen Toby betraf, so war kaum ein Wort aus ihm herauszubringen. Es würde mir ein Trost gewesen sein, seine Stimme zu hören, aber er lag die ganze Nacht hindurch zitternd, wie ein vom Schlage getroffener Mann, die Knie bis zum Kopf emporgezogen, während sein Rücken an der feuchten Felswand ruhte. In dieser jämmerlichen Nacht schien nichts zu fehlen, um das Elend unserer Lage vollkommen zu machen. Der Regen fiel in solchen Strömen, daß unser ärmliches Dach nur wie ein Spott erschien. Umsonst suchte ich den Fluthen auszuweichen, die unaufhörlich auf mich niederströmten; indem ich einen Theil schützte, gab ich einen andern preis und das Wasser fand beständig eine neue Oeffnung, durch die es uns überströmen konnte. Ich bin oft in meinem Leben gebadet worden und habe mir im Allgemeinen wenig daraus gemacht; aber die gehäuften Schrecken dieser Nacht, die todtliche Kälte des Ortes, die furchtbare Dunkelheit und das schreckliche Gefühl unserer unglücklichen Lage raubten mir fast allen Muth."

Manche ähnliche Situationen mußten die Flüchtlinge noch erdulden. Nach vielen Tagen einer mühseligen Wanderung durch diese Wildniß — wobei sich Melville gefährlich am Bein verletzte und vom Fieber befallen wurde — geriethen beide endlich in ein unbekanntes und namenloses Thal, wo sich „Annui-Bäume" befanden, auf denen die Vögel einige verdorrte Früchte übrig gelassen hatten. Auch Spuren menschlichen Lebens fanden sich, aber die Wanderer fragten bereits nicht mehr darnach, ob Typi (der wildere Stamm der Insulaner) oder Happar hier hausen mochten.

„Zweifelnd blickten wir umher, wohin wir die Schritte lenken sollten, denn der Pfad, dem wir bis dahin gefolgt, schien sich nun in dem offenem Raume, wo wir uns befanden, zu verlieren. Endlich entschlossen wir uns, ein nahes Gehölz zu betreten, und wir waren nur noch wenige Schritte davon entfernt, als ich einen Brodfruchtzweig vom Boden aufhob, der völlig grün und soeben erst der zarten Rinde beraubt war. Er war sogar noch feucht und schien im Augenblick erst weggeworfen worden zu sein. Ohne zu sprechen, hielt ich ihn Toby entgegen, der bei diesem unbestreitbaren Beweis von der Nähe der Wilden erschrack. Eine kleine Strecke weiter lag ein Bundel der nämlichen Zweige, mit einem Streifen Rinde zusammengebunden. Hatte es vielleicht ein einsamer Wilder hingeworfen, der, durch unsern Anblick beunruhigt, hinweggeeilt war, um seinen Landsleuten unsere Nähe zu melden? Waren diese Typi oder Happar? — Aber zum Zurückgehen war's zu spät und daher gingen wir langsam vorwärts, während mein Gefährte nach jener Seite eifrig forschend zwischen die Bäume blickte, bis er auf einmal zurückfuhr, als hätt' ihn eine Natter gestochen. Auf's Knie sinkend winkte er mich mit der einen Hand zurück, während er mit der andern einige Zweige zurückbog und aufmerksam einen Gegenstand beobachtete. Sein Zeichen nicht beachtend, näherte ich mich ihm schnell und erblickte ein paar theilweis vom dichten Laube versteckte Gestalten. Sie standen dicht beisammen und waren völlig regungslos. Sie mußten uns zuerst bemerkt und sich in die Waldestiefe zurückgezogen haben, um unserer Beobachtung zu entgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Schauspielers Ball.

Die „Nürnberger Bühnenwelt" gibt über dieses traurige Ereigniß folgende nähere Nachrichten: „George Ball, mit seiner Nichte, Dem. Lichtenstein, seit Ostern d. J. bei dem Nationaltheater in Innsbruck engagirt, hatte das Unglück, sich in seiner Eigenschaft als Oberregisseur gleich in den ersten Proben mehrere Mitglieder zu Feinden zu machen, namentlich auch die Primadonna, Madame S... Diese Kollegen, die sich in ihrer Eitelkeit verletzt fanden, wendeten sich an den Oberdirektor, beklagten sich bei demselben über Ball, und diesem wurde bald durch seinen Obern das Leben verbittert. Außerdem wurde an dem strenge auf Ordnung haltenden Regisseur auch noch dadurch Rache geübt, daß einige Müßiggänger und Tagediebe, die, zu allen ernsteren Geschäften untauglich, nur im Theater als Tonangeber sich ein Ansehen zu geben wissen, zischten und lachten, so oft Ball eine tragische Scene darzustellen hatte. Das übrige Publikum ist ganz so, wie es später in dem unglückseligen Aufsatze geschildert wurde,

Digitized by Google

den Ball geschrieben hat, oder der ihm wenigstens zur Last gelegt wurde und der die Katastrophe herbeiführte: Es traut sich nicht, ein eigenes Urtheil zu haben und läßt sich von den Tonangebern leiten. — Am 6. Juni Morgens kam der Oberdirector in die Theaterkanzlei und sagte Ball in Gegenwart mehrerer Zeugen, er möge ja nicht mehr im Schauspiele auftreten, da er so ohne Anstrengung spiele und so natürlich agire, als ob er sich im Zimmer und nicht vor dem Publikum befinde; — kurz, er sei zu natürlich und das liebe man hier nicht. — Dennoch wurde Ball, als Ludwig Löwe im Juli in Innsbruck gastirte, von dem Publikum als Michel Angelo im „Correggio" und als Kurfürst im „deutschen Krieger," neben dem gefeierten Gaste durch lebhaften Beifall ausgezeichnet. Durch die hier erwähnten Intriguen, Kabalen und Machinationen, mag Ball sich bewogen gefunden haben, den vielbesprochenen Aufsatz zu schreiben; vielleicht wurde er auch dazu durch seine Nichte bestimmt. Am 5. September, während der Probe, kamen die Exemplare mit der verhängnißvollen Correspondenz an. Die Getadelten fielen mit jener Wuth, wie die verletzte Eitelkeit von Histrionen sie erzeugt, darüber her, rannten in allen Kaffee- und Gasthäusern damit umher, und ein gewisser P***, welcher den Tonangeber der übrigen Rotte machte, las den Aufsatz an eben dem Nachmittage an vielleicht zwanzig Orten laut vor. Dabei wußte er den Patriotismus der Tiroler aufzustacheln und sprach die Meinung aus, man sollte Ball erst auspfeifen und ihn dann zu Tode prügeln, weil er sich erfrecht hatte, ein ganzes Volk zu beschimpfen, ja, dieser P*** wollte sogar auf einige benachbarte Ortschaften fahren und die Bauern aufhetzen. Um 1 Uhr Mittags sollte Generalprobe vom „Feischütz" sein; Hr. Bognar, ein Freund Balls, rieth diesem, dabei nicht zu erscheinen, weil er sich sonst persönlichen Mißhandlungen aussetzen würde. Ball ging hierauf um 3 Uhr etwa zur Polizei, und bat, daß man auf gerichtlichem Wege an die Redaction der Bühnenwelt nach Nürnberg schreiben möge, um den Verfasser zu ermitteln. So kam der Abend heran; es wurde der „Doppelgänger" gegeben, in welchem Ball als Jonas im dritten Akte die Bühne zu betreten hat. Kaum zeigte er sich, als ein ungeheures Pfeifen ertönte. Ball trat mit festem Schritte vor, und als darauf Ruhe folgte, richtete er an das Publikum ungefähr folgende Worte: „Ich weiß, daß im Publikum etwas gegen mich herrscht; meine Collegen denuncirten mich als den Verfasser der Kritik, aber ich bin es nicht; ich bat die Polizei, bei der Redaction den Verfasser zu ermitteln; bis die Antwort erfolgt, bitte ich um Gerechtigkeit und bin ich der Verfasser, so möge man dann mit mir nach Gutdünken verfahren." Das unbefangene Publikum applaudirte bei dieser Erklärung und das Stück konnte ruhig zu Ende gespielt werden. Als der Vorhang gefallen war, begleitete ein Polizei-Commissär, um ihn vor Mißhandlungen zu schützen, Ball nach seiner Wohnung; hier angelangt fand er noch zwei andere Polizei-Commissäre; alle drei begleiteten ihn auf sein Zimmer und verlangten hier die Auslieferung seiner Papiere, die auch erfolgte. Was weiter vorgefallen, weiß kein Mensch! Am Morgen des 6. Septembers hielt man es um 11 Uhr für nothwendig, die Thüre zu sprengen, und da fand man Ball und Dlle. Lichtenstein, beide mit durchschnittener Kehle, ein Barbiermesser in der Hand haltend. Mitten im Zimmer stand eine Kohlpfanne; Dem. Lichtenstein hatte am Abend zuvor, noch nach dem Theater, nach Steinkohlen geschickt, aber keine bekommen können; sie mußte daher Holzkohlen nehmen, und diese waren zu schwach, um die beabsichtigte Wirkung der Tödtung durch Dampf hervorzubringen. Es soll sich, von der Hand der Dem. Lichtenstein geschrieben, ein Zettel vorgefunden haben, durch den sie erklärt: „Es sei ihr freiwilliger Entschluß, Balls Loos zu theilen. Ihre hinterlassenen Effecten würden hinreichen, ihre kleinen Schulden zu tilgen." Beide Leichen wurden in das Spital geschafft, und dort seirirt, und die Aerzte erklärten, daß sie seit langer Zeit nicht zwei so gesunde Körper unter dem Messer gehabt hätten. Am Abend des 8. wurde Dem. Lichtenstein still aber in geweihter Erde begraben, Ball jedoch, als Selbstmörder und Mörder, nach Landesgesetz in ungeweihter Erde eingescharrt.

Feuilleton.

*** Die spanischen hohen Vermählten. Der Korrespondent eines englischen Blattes schildert die Erscheinung der beiden königlichen Bräute folgendermaßen: Ihre Majestät, obwohl mit allem Putz und Geschmeide bedeckt, das die Welt nur zu liefern vermochte, sah bleich und unglücklich aus, und das erzwungene Lächeln, das manchmal über ihr Gesicht zuckte, war traurig als Thränen es hätten sein können. Keine Empfindung irgend einer Art sprach aus den schweren und ausdruckslosen Zügen ihres Bräutigams, und so wurden sie zu Mann und Weib gemacht in derselben kattförmlichen Weise, wie nur irgend ein anderes alltägliches Hofceremoniell abgethan wird. Den lebhaftesten Gegensatz bildete das andere höchst anziehende Brautpaar. Die Infantin Luisa, schön und strahlend, war viel einfacher gekleidet als die Königin, und mit aller Gluth und Unschuld eines vierzehnjährigen spanischen Mädchens, sah sie aus, als hinge ihr Leben an dieser Feier. Oft schlug sie in dem edlen Angesicht des Jünglings, der ihr Gefährte und Beschützer für's Leben werden sollte, ihre schönen Augen auf mit einem Ausdruck, der sich nicht mißverstehen ließ, und jeder, der etwas vom menschlichen Herzen versteht, mußte sich überzeugt fühlen, daß, wie kurz auch die vorausgegangene Bekanntschaft war, diese zwei sich zärtlich lieben.

*** Das alte Admiralitätsschiff Nelson's, der Victory, welches als Flaggeschiff des Hafenadmirals in Portsmouth liegt, war am 21. October zur Feier des Jahrestags des Siegs bei Trafalgar wieder bis zu den Mastspitzen festlich mit Lorbeer- und Blumengewinden geschmückt. Auf der durch eine eherne Tafel bezeichneten Stelle des Verdecks, wo Nelson die Todeswunde empfing, lag ebenfalls ein Lorbeerkranz. Abends fand am Bord das übliche Bankett zur Feier des Tages statt, bei welchem Kapitän Pasco als einer der Offiziere, die bei Trafalgar mitgefochten, den Vorsitz führte.

*** Ausdehnung der Hungersnoth in Irland. Wie weit die Hungersnoth in Irland verbreitet ist, mag aus der nachfolgenden Erzählung des »Dublin-Pilot« geschlossen werden. In der Nachbarschaft von Ballyburney zwischen dieser Stadt und dem Orte Edenderry befindet sich ein Gehölz von uralten Bäumen, auf welchen seit undenklichen Zeiten sich fast ein unermeßlicher Schwarm von Krähen aufhält. Am 18 October d. J. wurden die Einwohner der Umgegend durch ein ungewöhnliches Krähen von Seite jener Vögel die ganze Nacht beunruhigt, und als mit Tagesanbruch zur Erutirung des Auflaufs einige Bürger sich an Ort und Stelle begeben hatten, fanden sie tausende der armen Thiere am Boden liegend und, wie es ihre fast ausgedorrten Gerippe bezeigten, wirklich verhungert. Nachdem nemlich der Lebensmittelmangel und die dadurch im Lande entstandene Theuerung seit fast drei Monaten in beständigem Zunehmen ist, so werden alle Fleisch- und Kuchen-

Digitized by Google

abfälle von den Dürftigen in den Häusern eingesammelt, die Armen lagern sich im Voraus auf den gewöhnlichen Kehrichtplätzen, um galleriartige Materien darin aufzusuchen, und selbst sonst unbenanntes Wurzelwerk wird nun ausgegraben wenn es das Leben der Armen halbwegs zu fristen vermag. Daß unter solchen Umständen die auf die Umgebungen von Dörfern und Städten fast ausschließlich angewiesenen Krähen umkommen müssen, ist leicht erklärbar. A. Thz

*** Als am 17. September das Gedächtnißfest der ewig denkwürdigen Belagerung von Szigeth gefeiert wurde, prangte ein prachtvolles Monument mit Zrinys Büste vor dem Stadthause. Dieses ephemere Denkmal soll nun in ein bleibendes verwandelt werden, und man geht damit um, dem unvergeßlichen Helden Zrinyi ein Monument aus Erz zu errichten. Einer der talentvollsten und geschicktesten Bildhauer Ungarns soll damit beschäftigt werden, und die Kosten dieses Denkmals sollen durch Subscriptionen gedeckt werden.

*** Wilde Pferde in Deutschland. Dergleichen finden sich auf dem Sennergestüt bei dem fürstlich Lippe'schen Schlosse Lopshorn. Die daselbst befindlichen wilden Pferde sind unter dem Namen der Senner bekannt. Das Gestüt war schon im fünfzehnten Jahrhundert berühmt. Anfangs ließ man zahme, zur Zucht tüchtige Stuten durch die auserlesensten Hengste bedecken, und selbige durch Hirten in dem Lippe'schen Walde und in der Senne hüten und weiden. Nach und nach wurden sie sich selbst überlassen, und es wurden aus zahmen, wilde und schene Pferde, die sich mit der Zeit sehr stark vermehrten. Nur im höchsten Nothfall wird den Stuten Nahrung gegeben: sie suchen sich dieselbe Winters und Sommers im Walde und in der Senne selbst. Die Pferde halten sich gewöhnlich in Haufen beisammen und trennen sich selten. Der große Lippe'sche Wald und die sich darin befindende gute Weide gibt ihnen die beste Nahrung. Uebrigens gehört dieses Gestüt zu den vorzüglichsten in ganz Deutschland. Alljährlich, gewöhnlich im Juli, findet eine Versteigerung von Sennerpferden bei dem Schlosse Statt, und dieser Pferdemarkt wird sehr stark besucht.

*** Epikuräisches. Unter dieser Aufschrift bringt der »Family Herald« unter andern folgende Regeln und Notizen: Setze kein Vertrauen in schlechte Esser; sie sind gewöhnlich Neider, Narren oder Wichte. Nüchternheit ist das Selbstbewußtsein schwacher Mägen und Enthaltsamkeit ist eine ungesellige Tugend. (Was sagt Vater Mathew zu einem solchen Evangelium?) — Die Liebesmahle der ersten Christen waren eine Art von Piknik. Tertullian berichtet, daß jeder seine Mahlzeit mitbrachte, und daß nach der Communion in der Kirche Tische aufgestellt wurden, an welchen alle gemeinsam speisten. — Morschall de Monchy behauptete Taubenfleisch besitze die Kraft des Tröstens. Hatte er einen Verwandten oder Freund durch den Tod verloren, so bestellte er sich bei seinem Koch ein paar gebratene Tauben und verblieb dann regelmäßig in heiterer Stimmung. — Ueber die eßbaren Schwämme hat man nie einig werden können; bald war des Lobens, bald des Tadelns zuviel. Nero nannte sie eine Götterspeise und ein Beichtvater verfluchte sie als ein königsmörderisches Gericht. In der That sind Tiberius, Claudia, Weib und Kinder des Euripides, Papst Clemens VII., König Karl VI., die Wittwe des Czaaren Alexis und viele Andere daran gestorben. — Daß die alten Kleriker in ihren Schriften die Kirche immer den Weinberg des Herrn nennen, will der »Family Herald« nicht aus dem Gleichniß im Evangelium sondern aus der Liebe der geistlichen Herrn zum Wein herleiten. Im Jahre der Welt 355 brachte Meleagar, König von Macedonien die ersten Truthühne nach Griechenland; die Griechen nannten sie deßhalb Meleagriden und Sophokles führte in einer seiner Tragödien einen Chor von Truthühnen (!) ein, welche den Tod Meleagers beweinen. +++

*** Die Begriffe der Wilden in Australien von einer übernatürlichen göttlichen Macht sind äußerst beschränkt und meist nur das Resultat von Schrecken und Furcht. Und wie schön, wie poetisch ist dennoch der Gedanke, welcher der Art zu Grunde liegt, wie sie ihre Todten bestatten. Stirbt Einer aus dem Stamme, so legen sie den Leichnam mit seinen Waffen, seinem Jagdgeräth und allem, was er sein eigen nannte, kurz vor Sonnenuntergang auf einen Scheiterhaufen; um die Brandstätte wird dann ein Kreis gezogen, in welchen niemand treten darf außer dem Priester. Kündet dann die sinkende Sonne die Nähe des Abends, so zündet derselbe mit einer brennenden Fackel den Holzstoß an und wartet bis die flackernde Flamme verlöscht ist. Dann richten sich seine Augen zum Himmel empor und sobald er den ersten Stern in der Dämmerung gewahrte, ruft er mit feierlicher Stimme der Versammlung zu: „Seht, dort wandelt er mit seinem Feuerstab!" +++.

Programm des Museums.

Am 6. November.

Simfonia Eroica von Beethoven.

Reden und Schweigen; zur Wiedereröffnung des Museums; von Herrn Dr. med. A. Clemens; vorgetragen von Peren Brener.

Ave Maria, Lied von Lindpaitner, gesungen von Fräulein Oswald.

Das Blümchen an der Quelle, Lied von Mühlbauer, componirt von Pentenrieder, gesungen von Fräul. Oswald.

Clavier-Fantasie über Themas aus Don Juan, vorgetragen von Heern Friedeich aus Berlin.

Tonleiter eines Männernamens, Gedicht von Saphir, gesprochen von Fräulein Hausmann.

Cronnan, aus Ossian, componirt von Schubert, gesungen von Herrn Caspari.

Große Sonate von Beethoven (A-moll) für volles Orchester; beardeitet von Herrn Hofkapellmeister Rummel.

Der Anfang ist um ½7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch)* wird um ½6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskorten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 5. November. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abtheilungen, von Fr. Kind. Musik von Conradin Kreutzer. (Gastrolle) Jäger: Herr Meinhard, vom herzogl. Hoftheatee zu Wiesbaden.

Samstag, den 7. Nov. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dörrier-Manfred. (Gastrolle) Marie Anne: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theatee zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 307. Samstag, den 7. November 1846.

Eine russische Colonie.

Novelle.

(Schluß.)

Orok erreichte die Wohnung ohne Hinderniß, denn Ezechiel hatte alle seine russischen Jäger und Dienstleute mit sich genommen und die Bewachung seines Hauses den Sklaven überlassen. Als er in die Hausflur desselben trat, blieb er furchtsam stehen, seine Blicke forschend nach einer Menschengruppe gerichtet.

Es waren mehrere Frauen, welche in einem Winkel der Hausflur knieten und zu beten schienen. Inmitten dieser Frauen lag Zillah unbeweglich auf dem Boden. Als Orok sich näherte, legte er mit schmerzlichem Schweigen die Hand auf seine Brust und blickte wehmüthig auf Zillah, deren Kleider mit Blut befleckt waren; sie war todt. Oroks Augen waren lange starr und unbeweglich auf die Leiche geheftet. Endlich warf er sich über sie hin, ergriff die erstarrte Hand und rief ihren Namen, indem er seine Ohren erwartungsvoll an ihre Lippen legte und die Antwort zu erwarten schien.

Plötzlich trat die Gattin Abbo's, begleitet von bewaffneten und mit Fackeln versehenen Aleutiern, in die Hausflur. Man hatte sie von der Ankunft Oroks benachrichtigt und sie befahl, ihn todt oder lebendig gefangen zu nehmen. Ein einziger Jäger, ein alter Russe, welcher sich inmitten der Aleutier befand, trat mit gezogenem Säbel auf den jungen Mann zu, allein Orok entwaffnete ihn.

Die Uebrigen, welche sich im Hintergrunde hielten, waren, trotz allen Androhungen der Gattin Abbo's, nicht dahin zu bringen, ihre Waffen gegen den Sohn Zillahs zu wenden. Orok hielt den Säbel des Jägers in seiner Hand und stürzte sich so in der Wuth der Verzweiflung auf Ezechiels Weib. Diese fiel zitternd vor Angst auf ihre Knie nieder und rief in ihrem Schrecken den Namen ihres Gatten.

Orok hielt an, er schien zu schwanken; endlich warf er den Säbel weg und sagte zu dem Weibe:

„Gut denn, Weib; Du magst Deinem Manne sagen, daß er meine Mutter gemordet und ich Dich dafür geschont hätte!"

Nach diesen Worten entfloh Orok aus dem Haus und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Traurig ging er in die Berge zurück. Noch immer fiel der Schnee in dichten Flocken nieder und die Nacht war noch dunkler als vorher; kaum schimmerte noch ein schwaches Leuchten von der Seite des Vulkans herüber. Er stieg den Weg zu seiner Hütte hinauf, wo er Theresa allein gelassen hatte. Sein Schritt war rasch, sein Haupt auf die Brust gebeugt, und tiefe schwere Seufzer hoben seine Brust.

Abbo hatte während dessen nach langem Umherirren inmitten dieser Schneemassen den Gipfel des Berges erreicht. Nachdem er mehrere Kienspäne hatte anzünden lassen, befahl er, die feurige Höhle zu untersuchen. Man fand nur zu bald Theresa, welche nach und nach zum Bewußtsein erwachte und vor Angst weinte, als sie sich so allein und verlassen inmitten dieser finstern, kalten Höhle befand.

Da sie Ezechiels Leute eintreten sah, streckte sie ihnen ihre Hände frohlockend entgegen, ein Freudenaschrei entfuhr ihren Lippen.

Abbo erfreut, daß ihn seine Vermuthung nicht betrogen, stellte an verschiedenen Stellen Schildwachen aus, welche Orok bei seiner Rückkehr sogleich fassen sollten. Alsdann ließ er Theresa aus der Höhle holen und befahl ihr, zu singen. Mit trauriger, schwacher Stimme befolgte diese den Befehl.

Plötzlich jedoch fiel ihr ein, daß man sie vielleicht nur singen ließe, um Orok in eine Falle zu locken, worin sie das plötzliche Erscheinen von Ezechiels Leuten, wie auch deren ganzes Benehmen bestärkte. Sie schwieg also.

Vergebens wollte sie Abbo mit Gewalt dazu nöthigen, sie sprang plötzlich auf und entfloh ihren Wächtern in der Richtung nach dem Krater des Vulkans. Der Alte und seine Begleiter wollten ihr nacheilen; allein sie standen bald stille, als ihnen der Schwefeldampf entgegen drang. Umsonst wollte Abbo seine Leute antreiben, er mußte endlich allein vorwärts eilen.

In diesem Augenblick kam Orok. Er sah durch einen Dunstnebel Abbos Gestalt, welcher fast Theresa erreicht hatte. Schneller als der Blitz sprang er auf den Greis zu und faßte ihn in seine Arme; wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, ohne Besinnung rannte er mit ihm vorwärts.

Die Jäger Ezechiels hoben drohend ihre Karabiner auf, legten an — Orok, noch immer Abbo fest umschlungen haltend, klomm einen Felsen hinan, von wo man hinab in den Krater des Vulkans blicken konnte. Noch sah man sie einen Augenblick bei dem Leuchten der Flammen, sich fest umschlungen haltend, hoch oben am Rande des Abgrundes . . . die Jäger drückten los . . . Beide verschwanden.

Zugleich war Theresa zusammengestürzt, der Schwefelqualm hatte sie erstickt.

Den Tag nach dieser grausenhaften Nacht stiegen die Einwohner von Unakaska voll banger Erwartung den Berg hinauf.

Der Vulkan lag ruhig und stille da. Inmitten der Asche fanden die jungen Mädchen den Leichnam Theresas.

Die Männer suchten nach Orok, aber sie fanden ihn nicht. Einer von ihnen trat bis zur Oeffnung des Kraters und sich darüber hinbeugend, rief er Oroks Namen.

Das Echo des Vulkans gab ihm Antwort.

Die Aleutier hoben nun voll gläubigen Vertrauens die Hände gen Himmel, überzeugt, daß Orok nicht todt sei.

Sie sagten, daß er eines Tages aus dem Innern der Berge wieder hervortreten werde, um für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen.

Digitized by Google

Heute noch wallfahren diese armen Insulaner oft hinauf bis zur Spitze des Berges, um Orok zu rufen — doch nur das Echo des Abgrundes gibt ihnen Antwort und ihre Hoffnung flieht immer ferner.

Abenteuer auf den Marquesasinseln

(Fortsetzung.)

Jetzt faßte ich meinen Entschluß. Ich ließ meinen Stock fallen, öffnete das Packet Sachen, welches wir vom Schiffe mitgebracht hatten, entfaltete ein darin enthaltenes Stück Baumwollenzeug und indem ich dies in der einen Hand hielt, pflückte ich mit der andern einen Zweig vom nächsten Busch, sagte Toby, daß er meinem Beispiele folgen sollte, und so brach ich durch das Dickicht vorwärts, indem ich den Zweig zum Zeichen des Friedens gegen die lebenden Gestalten vor uns schwang. Es war ein Knabe und ein Mädchen, schlank und anmuthig, fast völlig nackt, bis auf einen kleinen Schurz von Baumrinde, von welchem an den entgegengesetzten Enden ein Paar der rothen Blätter des Brodfruchtbaumes herabhingen. Ein Arm des Knaben, halb verdeckt von ihren wallenden Locken, war um den Nacken des Mädchens geschlungen, während er eine ihrer Hände in der seinigen hielt; so standen sie beisammen, die Häupter vorwärts geneigt, auf das schwache Geräusch lauschend, welches unser Lauf verursachte, und scheinbar halb entschlossen, aus unserer Gegenwart zu fliehen. Als wir uns näherten, schien ihre Unruhe höchlich zu steigen. Aus Besorgniß, daß sie uns entgehen möchten, hielt ich an und bedeutete sie, sich zu nähern und die Gabe zu empfangen, die ich ihnen entgegenhielt; allein sie wollten nicht. Darauf äußerte ich einige mir bekannte Worte ihrer Sprache, ohne zu hoffen, daß sie mich verstehen würden; aber ich wollte ihnen nur zeigen, daß wir nicht vom Himmel herabgefallen wären. Dies schien ihnen einiges Vertrauen einzuflößen, und ich trat daher wieder näher, das Baumwollenzeug mit einer Hand darreichend und mit der andern den Zweig emporhaltend, während sie sich langsam zurückzogen. Endlich ließen sie uns doch so nahe kommen, daß wir ihnen das Zeug über die Schultern werfen konnten mit dem Bedeuten, es gehöre ihnen. Durch mancherlei Geberden suchten wir ihnen verständlich zu machen, daß wir alle mögliche Achtung vor ihnen hätten. Alles dies schien indeß wenig zu frommen.

Sie eilten davon und wir folgten ihnen, bis sie endlich ein eigenthümliches Hallo erhoben, welches von der andern Seite des Waldes beantwortet wurde. Im nächsten Augenblick erreichten wir wieder einen freien Raum, an dessen äußerstem Ende wir eine lange niedrige Hütte bemerkten, vor welcher sich mehrere Mädchen befanden. Sobald sie uns erblickten, flohen sie mit wildem Geschrei ins nächste Dickicht wie scheue Rehe. Bald nachher wiederhallte das ganze Dorf von tobendem Geschrei und die Eingebornen näherten sich von allen Seiten. Hätte eine Armee fremder Eindringlinge ihr Gebiet überfallen, sie könnten unmöglich größere Aufregung bewiesen haben. Bald waren wir vollständig von einem dichten Gedräng umgeben, und in ihrem eifrigen Verlangen, uns zu betrachten, hinderten sie uns fast am Gehen. Eine ebenso große Schaar umringte unsere jugendlichen Führer, welche mit erstaunlicher Geläufigkeit die Umstände zu berichten schienen, die uns zu einander geführt hatten. Jede neue Bemerkung schien das Staunen der Insulaner zu verdoppeln und sie starrten uns mit forschenden Blicken an. Endlich erreichten wir ein großes und hübsches Gebäude aus Bambus und wurden durch Zeichen zum Eintritt aufgefordert, während die Eingebornen eine Gasse bildeten, um uns durchzulassen. Beim Eintritte warfen wir ohne Ceremonie unsere erschöpften Körper auf die Matten, die den Boden bedeckten. Im Augenblick war die einfache Behausung von Leuten erfüllt, während diejenigen, die nicht mit eintreten konnten, durch die Wandöffnungen uns anstaunten. Es war jetzt Abend und wir vermochten bei dem trüben Lichte eben nur die wilden Gesichter zu unterscheiden, auf denen sich Neugier und Staunen kundgab. Die nackten Gestalten und tätowirten Glieder kräftiger Krieger, dazwischen hier und da die schlankeren Gestalten junger Mädchen — Alles schien in lebendiger, stürmischer Unterhaltung begriffen, deren Gegenstand natürlich nur wir waren. Dabei waren unsere Führer vollauf beschäftigt, zahllose Fragen, die man ihnen vorlegte, zu beantworten. Nichts kommt der wilden Gestikulation dieser Menschen gleich, wenn sie sich lebhaft unterhalten, und bei dieser Gelegenheit entfalteten sie all ihre natürliche Lebendigkeit, in einer Weise tanzend und schreiend, daß uns fast bange wurde. Dicht neben uns kauerten acht bis zehn vornehm aussehende Häuptlinge, denn als solche erwiesen sie sich später, die, gesetzteren Wesens als die Uebrigen, uns mit fester und strenger Aufmerksamkeit betrachteten, wodurch unser Gleichmuth nicht wenig erschüttert wurde. Einer von ihnen, der der vornehmste zu sein schien, setzte sich mir gerade gegenüber und betrachtete mich mit so wilder Miene, daß ich allen Muth verlor. Er öffnete nicht ein einziges Mal die Lippen, sondern behauptete seinen strengen Gesichtsausdruck, ohne den Blick auch nur einmal zur Seite zu wenden. Noch niemals war ich einem so seltsamen und unverwandten Blicke ausgesetzt gewesen; derselbe verrieth nichts von der Gesinnung des Wilden, schien aber meine eigne zu durchschauen. Nachdem ich diesen forschenden Blick ertragen, bis ich mich ganz erschöpft fühlte, nahm ich, um denselben womöglich abzulenken und das Wohlwollen des Kriegers zu gewinnen, etwas Tabak aus der Tasche meines Kleides und bot ihm denselben an. Er wies ruhig die Gabe ab und bedeutete mich, ohne zu sprechen, dieselbe an ihren Ort zurückzustecken. Bei meinem frühern Verkehr mit den Eingebornen von Nukuheoa und Tior hatte ich gefunden, daß ein kleines Stück Tabak jeden von ihnen zu meinem Dienst bereit machen konnte. War das Benehmen des Häuptlings ein Zeichen der Feindschaft? Typi oder Happar? fragte ich mich selbst. Ich stannte, denn im nämlichen Augenblick that das seltsame Wesen vor mir dieselbe Frage. Ich wendete mich an Toby; das flackernde Licht einer Fackel zeigte mir sein Gesicht, bleich von Schrecken bei dieser verhängnißvollen Frage. Ich zögerte einen Augenblick und weiß nicht auf welchen Antrieb es geschah, daß ich antwortete: „Typi." Die düstre Gestalt vor mir nickte beistimmend und murmelte dann: „Mortarki!" — „Mortarki," sagte ich ohne weiteres Zögern, „Typi Mortarki." Welche Verwandlung! die dunkeln Gestalten ringsum sprangen auf die Füße, schlugen entzückt in die Hände und riefen immer und immer wieder jene zauberischen Sylben, deren Aeußerung alles in Ordnung gebracht zu haben schien.

Die Besorgniß, unter Menschenfresser gerathen zu sein, schwand demnach und es trat vielmehr ein Verhältniß wie zwischen Gast und Wirth ein. „Auf unsern Matten ruhend," berichtet Melville weiter, „hielten wir nun eine Art von

Digitized by Google

Lever, indem wir nach einander verschiedenen Trupps der Eingebornen Audienz ertheilten; diese stellten sich uns vor, indem sie ihre Namen nannten, und entfernten sich hocherfreut, nachdem sie auch die unsrigen vernommen hatten. Während dieser Ceremonie herrschte die größte Lustigkeit, fast jeder Aeußerung auf Seiten der Insulaner folgte ein neuer Ausbruch der Heiterkeit, was mich vermuthen ließ daß einige von ihnen die Gesellschaft auf unschuldige Weise auf unsere Kosten unterhielten, indem sie sich allerhand lächerliche Titel beilegten, deren lustige Bedeutung uns freilich gänzlich entging. Alles dies währte ungefähr eine Stunde, bis ich, als das Gedränge ein wenig nachgelassen hatte, mich an Mehevi wandte und ihm zu verstehen gab, daß wir Speise und Schlaf nöthig hätten. Sofort richtete der aufmerksame Häuptling an jemand unter der Menge einige Worte; der Angeredete verschwand und kehrte nach einigen Augenblicken zurück; er brachte eine Schildkrötenschale mit „Poi-Poi" und einige junge Kokosnüsse mit sich, deren Hülse abgestreift, deren harte Schale an einer Stelle durchbrochen war. Diese natürlichen Becher setzten wir beide an unsere Lippen und leerten in einem Zuge den erfrischenden Inhalt aus. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Glaser's Schulatlas der neuesten Erdbeschreibung

und Alex. v. Humboldt's Urtheil über denselben.

Wir fühlen uns verpflichtet im Interesse des geographischen Unterrichts den Wunsch auszusprechen, daß der vorliegende Atlas in allen Schulen, namentlich den mittleren und Volksschulen eingeführt werden möchte. Nicht allein wegen des billigen Preises (die 26 Karten kosten nur 1 fl. 52 kr.), sondern auch wegen der ganz vorzüglich wissenschaftlichen Behandlung, durch welche auf den einzelnen Kärtchen neben den politischen Eintheilungen besonders ein reliefartiges Bild der Oberfläche der Continente und Länder zu klarer und sich tief einprägender Anschauung gebracht wird. Dr. Glaser beschäftigt sich schon seit 15 Jahren ausschließlich mit Kartenarbeiten und Früchte seines Fleißes sind unter anderm ein größerer Atlas, der ebenfalls wie der vorliegende bei Heinrich Hoff in Mannheim erschienen ist. Nach dem Vorwort hat sich Dr. Glaser folgende Aufgabe gestellt. Er vereinigt das topische Bild der Karten in der Art mit der politischen Begränzung, daß Ersteres ohne die Letztere zu hindern, durch die kräftige Zeichnung der Gebirge und Flußnetze sehr merklich hervortritt. Wo, wie bei Europa und Deutschland diese Vereinigung der vielen verschiedenen und natürlicherweise störenden Farben wegen, sich nicht klar und deutlich genug ausführen ließ, wurde jede der genannten Karten in 2 Blättern gegeben. Das eine zur Veranschaulichung der Oro-Hydrographie und das andere zur Uebersicht der politischen Begränzung. Auf den Karten sind die allenfalls nöthigen Erläuterungen und die inneren politischen Eintheilungen angegeben.

Durch die Vereinigung der eben bezeichneten Anforderungen kann dieser Atlas in den Schulen in Verbindung mit jedem geographischen Lehrbuche, auch wenn solches das topographische Element nicht berücksichtigt, gebraucht werden. Die 26 Karten sind hauptsächlich bearbeitet nach den Werken von Ritter, von Humboldt, von Roon, von Liechtenstern, Schacht und Meinicke.

Die wichtigste Empfehlung, welche diesem Schulatlas zu Theil geworden und ihn auch in die weitesten Kreise einführen wird, ist die Alexander von Humboldt's, dieser höchsten Autorität der geographischen Wissenschaft.

Des zum Zeugniß möge hier noch ein Auszug aus einem längeren Schreiben Alexander von Humboldt's an Dr. Glaser, datirt Sanssouci den 24. Aug. 1846 nachfolgen: „Ich beeile mich, da ich mich von hier wahrscheinlich auf einige Zeit entferne, Ihnen, verehrtester Herr Doktor, meinen innigen Dank für das freundliche Geschenk Ihres so ausgezeichneten, mit Sachkenntniß und Sittigkeit ausgearbeiteten Schulatlas, zu sagen. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, daß Sie das hydrographische Element von dem nicht zu entbehrenden politischen getrennt haben. Der große Fehler unserer deutschen Karten ist, daß sie gewöhnlich zu viel auf einem Blatte darstellen wollen, wodurch die graphische Darstellung leidet. Einige Specialkarten sollten Sie künftig noch hinzufügen; auch einige Zahlen der Höhen nicht auf den Karten, sondern an den Rändern. Von den jetzt so gewöhnlichen Gegelpfeilen ganzer Gebirgketten rathe ich sehr ab. Da ich zuerst ganze Länder (Mexiko und Altspanien) im Profile dargestellt, so kränken mich diese geschmacklosen Darstellungen doppelt. Sie lehren nicht mehr als wenn man einfache senkrechte Linien mit Zahlen und Namen aufstellte. Profile von Hochländern können nur Eindruck auf das junge Gemüth machen, wenn durch geschickte Verhältnisse der Maaße der Höhe und Entfernung die Länder eine Masse erhalten und große Höhen über dem Gebirge erscheinen, statt abenteuerlich herabgezogen, um an die Hochebene geheftet zu werden. „Es komme nur darauf an durch sehr ausgezeichnete Beispiele die Jugend anzuregen." —

Auch durch die Herausgabe eines „Topisch-physikalischen Atlases" in 10 Blättern hat sich Dr. Glaser ein wirkliches Verdienst erworben. Daß diesen Professor Berghaus in der Vorrede zu seinem großen physikalischen Atlas durch mißgünstige Bemerkungen herabzusetzen sucht, nimmt ihm durchaus nichts von seinem Werthe in den Augen der Einsichtsvollen. Er ist im Gegentheil noch viel genauer nach den besten Materialien und mit besonderer Berücksichtigung der Werke von Ritter, von Humboldt, Schouw, von Roon, Berghaus, Röggerath, Burkhart, Webster, Cotta, von Liechtenstern und schriftlichen Mittheilungen von F. W. Goldhausen bearbeitet und mit viel größerer Nettigkeit ausgeführt als obiger Schulatlas, welchen Humboldt so hochstellt. Der billige Preis von 3 fl. 12 kr. gestattet jedem Lehrer und auch den Schülern höherer Schulen die Anschaffung, was der hohe Preis des Berghaus'schen erschwert.

Die 6 ersten Karten stellen Deutschland, die Schweiz und Theile der angrenzenden Länder, Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika in physikalischer Hinsicht dar. Die siebente Erdkarte gewährt eine Uebersicht der Verbreitungsbezirke der Getreidearten und des Systems der Isotherm-Kurven oder der Linien gleicher Jahreswärme. Die achte Erdkarte gibt eine Uebersicht der Luft- und Meeresströmungen, der Handelsstraßen und Pflanzen im geographischen Reiche. Das neunte Blatt stellt die Verbreitung der Pflanzen nach senkrechter Richtung dar und eine Höhenkarte der fünf Kontinente. Das letzte Blatt gibt den idealen Durchschnitt eines Theiles der Erdrinde nach dem heutigen Standpunkte der Gognosie.

Es würde Dr. Glaser unmöglich gewesen sein, seine geographischen Werke in dieser Vollkommenheit und Billigkeit herauszugeben, wenn er nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgezeichnete lithographische Technik verbände, was auch durch die Ertheilung des Doktorgrades durch die Akademie zu Gießen schon längst anerkannt worden ist.

Darmstadt, im November 1846.

Feuilleton.

*** Wilhelm der Eroberer und seine Abkömmlinge. Wie alle große souveränen Häuser des christlichen Europa in dem Normannenherzog Wilhelm, der 1066 erobernd in England eindrang, einen gemeinsamen Aeltervater besitzen, ergibt sich aus Folgendem: Den brittischen Thron nimmt heute eine Königin ein welche im 27sten Grad von diesem Fürsten abstammt. Die Kurfürstin Sophia von Hannover wurde durch Parlamentsacte für die Erbin der Krone erklärt und ihr folgte ihr Sohn, Georg I. die zahlreichen Verbindungen englischer Prinzessinnen mit den Häusern des Continents trieben neue Aeste und Zweige aus dem alten Stamm; so finden die Häuser von Preußen, Oranien, Rußland (letzteres durch die Heirath Paul's I. mit der Großnichte Friedrich's II.) in Wilhelm dem Eroberer einen gemeinsamen Ursprung. Die beiden Linien des Hauses Savoyen sind mit Katharine von Castilien, der Gemahlin Karl Emanuels I. blutsverwandt; letztere war eine Großtochter Karls V. und dieser ein Enkel von Ferdinand und Isabella, letztere eine Urenkelin Johann des Großen, Herzogs von Lancaster, dritten Sohnes von Eduard III. Ludwigs XIII. Gemahlin war eine Urgroßtochter Karl's V.; daher die Abstammung der Häuser Orleans und Bourbon in Frankreich, Spanien, Portugal, Brasilien und Neapel. Die Schwester des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, heirathete einen Prinzen von Lothringen, deren Sohn der Gemahl der Kaiserin Theresia wurde; daher die Abstammung des ganzen Hauses Oesterreich und Toscana. Nach einer genealogischen Uebersicht stellt sich heraus, daß unter den lebenden Fürsten der gefeierte Erzherzog Karl von Oesterreich dem Normannen-Herzog Wilhelm am nächsten verwandt ist (im 22sten Grad), und daß die Prinzen von Schweden, die Abkömmlinge des Prinzen Maximilian, des Sohns von Eugen Beauharnais, Wilhelm des Eroberer's entfernteste Verwandte sind (im 29sten Grad). Geht man von diesem Stammherrn aller Souveräne Europa's noch weiter zurück, so stellt sich nach unwiderleglich hergestellten genealogischen Tabellen heraus, daß der Urstammherr der sämmtlichen regierenden Häuser Kaiser Karl der Große ist und zwar durch Mathilde von Flandern, welche dem Herzog Wilhelm von der Normandie vermählt war; demnach steht nicht zu befürchten, daß das Geschlecht des größten Frankenkaisers je verlöschen werde. Uebrigens geht die Stadt Falaise in der Normandie, wo Wilhelm der Eroberer geboren wurde, ernstlich damit um, diesem Fürsten in ihren Mauern ein würdiges Monument aufzurichten; ein Comite ist bereits niedergesetzt, die zu einem Standbild erforderliche Summe zu beschaffen, und dies Comite hat seine Sammel-Liste auch nach England abgehen lassen, welches mit Denkmälern Wilhelm's und seiner Nachkommen überdeckt ist und wo viele Familien des ältesten Adels noch auf normännische Abstammung stolz sind. Hier hofft man eine namhafte Beisteuer zu ernten, die reichste aber erwartet Falaise von den glorreichen Enkeln Wilhelms, welche die Throne Europa's einnehmen. †††.

*** Seydelmann's Denkmal steht schon seit mehreren Monaten auf seinem Grabe, wir hörten aber bis jetzt nichts von einer Weihe und nirgends wurde darüber öffentlich gesprochen. Sonderbar! Unsere Zeit ist doch, sie verkündigt es aller Welt, sehr redseliger Natur und dennoch ein Denkmal fertig, aufgestellt und tiefes Schweigen darüber? —

*** Von einem Herrn G. H. Haydon ist kürzlich ein Werk: Five years Experiense in Australia Felix ꝛc. erschienen, worin er folgendes mittheilt: „Viele Colonisten glauben, daß ein Thier welches den Beschreibungen der Eingebornen nach einem Orang-Utang ziemlich ähnlich sein muß, in der Bergkette hinter Westernport existire, aber ihre Angaben darüber sind so mit abergläubischen Schrecken gemischt, daß manche glauben, es sei ein bloß eingebildetes, durch ihre eigene geschreckte Phantasie erzeugtes Wesen; der Umstand aber, daß einige eigenthümliche Spuren in der genannten Bergkette entdeckt, und damals auch in den Port Philip-Zeitungen erwähnt wurden, so wie einige andere Vorfälle scheinen anzuzeigen, daß hier ein Thier haust, das noch von keinem Weißen gesehen wurde; letzteres darf nicht verwundern, da der Landstrich, in welchem sich das Thier aufhalten soll, ganz außer dem Wege liegt, den gewöhnlich die europäischen Reisenden einschlagen. Ein Eingeborner aus dem Stamm der Waworong gab mir folgenden Bericht: das Thier ist so dick, wie ein Mann und auch so gestaltet, aber es ist mit Ausnahme des Gesichts, das voller Runzeln ist und dem eines alten Mannes gleicht, mit steifen borstigen Haaren bedeckt; es hat lange Finger und Zehen, schichtet Steine auf, um sich gegen Wind oder Regen zu schützen, geht gewöhnlich an einem Stock und erkletiert Bäume mit großer Leichtigkeit; der ganze Körper ist hart und sehnig, wie Holz anzufühlen. Auch sagte mir der Eingeborne, vor vielen Jahren hätten einige dieser Thiere ein Lager der Eingebornen in den Bergen angegriffen und einige Weiber und Kinder fortgeführt, seit welcher Zeit sie sich sehr scheuten, nach Sonnenuntergang umherzustreifen. Ein Mann seines Stammes, Namens Carbora, sey der einzige, welcher eines dieser Thiere getödtet habe, indem er ihm mit dem Tomahawk ein Auge ausgeschlagen, denn keinen andern Theil des Körpers habe er im geringsten verwunden können. Dabei ist freilich zu bemerken, daß, ehe die Weißen ins Land kamen, die Tomahawks der Wilden keineswegs scharf waren." Haydon selbst hörte auf einer seiner Streifereien in der Nacht ein ganz eigenthümliches Geschrei, das die beiden bei ihm befindlichen Schwarzen mit dem größten Schauder erfüllte; sie erklärten dieß Geschrei komme von einem Bundyll-Carno oder Teufel, wie sie jenes Thier nennen. Keiner wollte mehr in der Gegend bleiben und er mußte sich eiligst entfernen. Ausl.

*** Ein Mann, der nicht umsonst gelebt. In Wexford, Canada, starb kürzlich ein gewisser Daniel Arkin, gewöhnlich der „schwarze Daniel" genannt, hundert und zwanzig Jahre alt. Er war nicht so glücklich, eine mit ähnlicher Lebenskraft gesegnete Lebensgefährtin aufzufinden, war sieben Mal verheirathet und hinterläßt nicht weniger als 570 Kinder und Enkel.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 7. November. Ueber Sternschnuppen im Allgemeinen und über die sogenannten Novembermeteore insbesondere.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 7. Nov. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Marie Anne: Fräulein Ottnl, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Montag, den 9. November. Zum Vortheil des Herrn Reger. (Zum Erstenmale): Ein deutsches Leinweber, Schauspiel in 4 Akten, von Ludwig Storch und Friedrich Adami.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 308. Sonntag, den 8. November 1846.

Die Benediktiner von San Nikola il Vecchio.

Das Kloster von San Nikola, das reichste von Catania, dessen Kuppel an Höhe alle Baudenkmale der Stadt übertrifft, war gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts nach den Zeichnungen Continis erbaut worden. Man unterscheidet besonders die Kirche und den Garten; die Kirche wegen ihren Säulen von antikem Grün und einer sehr schönen Orgel, das Werk eines calabresischen Mönches, der statt aller Bezahlung unter seinem Meisterwerke begraben zu werden verlangte; den Garten, wegen der Schwierigkeiten, die bei seiner Anlegung zu besiegen waren. Denn in der That besteht der ganze Boden aus Lava, und alle Erde, die ihn bedeckt, mußte durch Menschenhände hinaufgeschafft werden.

Die Regel des Klosters San Nikola war ehedem außerordentlich streng. Die Mönche mußten auf dem Aetna, an den Grenzen des bewohnbaren Landes wohnen, und deßhalb war auch ihr erstes Klostee an dieser Grenze erbaut, dreiviertel Stunden oberhalb Nikolosi, dem letzten Dorfe, das man auf dem Wege nach dem Krater antrifft. Wie aber alles auf die Dauer nachläßt, so verlor auch die Regel von ihrer Strenge und man ließ das Kloster in Verfall gerathen. Bald, als zwei oder drei Säle durch die Last der Schneemassen unbrauchbar geworden waren, ließen die ehrwürdigen Väter jenes prächtige Gebäude in Catania aufführen, welches den Namen San Nicola il nuovo (Neu San Nikola) erhielt. Später blieb San Nicola il vecchio (Alt San Nikola) Winters und Sommers verlassen. Man sprach zwar drei bis vier Jahre hindurch davon, es auszubessern, um es wieder bewohnbar zu machen; allein man hütete sich wohl, den Plan auszuführen. Endlich hatte eine Räuberbande, Leute, die bedeutend weniger auf Bequemlichkeit hielten als die Mönche, sich desselben bemächtigt und daselbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Nun konnte durchaus keine Rede mehr davon sein, nach San Nikola il Vecchio zurückzuwandern; denn die ehrwürdigen Väter, denen keineswegs daran lag, mit Gästen diese Art in Berührung zu kommen, überließen ihnen stillschweigend den Genuß des Klosters.

Dieses gab indessen Ursache zu einer höchst eigenthümlichen Verwechselung.

Im Jahre 1806 reiste der Graf von Weder, ein Deutscher von altem Adel, von Wien ab, um Sicilien zu besuchen. Er schiffte sich in Triest ein, landete zu Ancona, besuchte Rom, hielt sich daselbst sowie in Neapel eine Zeit lang auf, um sich Empfehlungsbriefe zu verschaffen, schiffte sich dann wieder ein und landete zu Catania. Das Vorhandensein des Klosters San Nikola war dem Grafen seit langer Zeit schon bekannt, so wie der Ruf, den die ehrwürdigen Väter hatten, unter ihren dienenden Brüdern den besten Koch in ganz Sicilien zu besitzen. Deßhalb hatte Graf Weder, der ein ausgezeichneter Gastronom war, nicht ermangelt, sich zu Rom von einem Kardinal, mit dem er bei dem österreichischen Gesandten gespeist hatte, einen Empfehlungsbrief an den Superior des Klosters von San Nikola geben zu lassen. Dee Brief war sehe angelegentlich abgefaßt. Man empfahl den Grafen als einen frommen, eifrigen Pilger, und nahm für ihn die Gastfreundschaft auf so lange Zeit in Anspruch, als es ihm gefallen sollte, in dem Kloster zu bleiben.

Der Graf war gelehrt nach der Art vieler Deutschen, d. h. er hatte eine Unzahl alter, vollkommen vergessener Bücher gelesen, so daß er, mit Hülfe dieser seiner Assertionen, so fehlerhaft und lächerlich sie auch manchmal waren, eine Masse unbekannter Namen herzählen konnte, wodurch seine Paradoxen eine Art pedantischer Majestät erhielten. Nun befand sich unter diesen Büchern ein Verzeichniß aller Benediktinerklöster auf der ganzen Erdoberfläche, und so hatte er gefunden und mit gutdeutschem Gedächtniß behalten, daß die Regel der Benediktiner von San Nikola zu Catania diesen, wie schon gesagt, gebot, auf der äußersten Grenze der reggione coltivata, und dem Anfange der reggione nomorosa zu wohnen. Deßhalb antwortete er auch, als er sich einen Maulthiertreiber kommen ließ, und dieser ihn fragte, ob er nach San Nicola il nuovo oder il vecchio wolle, ohne sich zu bedenken: Nach San Nicola sull' Etna. Es war dies Alles, was der Graf vom Italienischen wußte. Man konnte indessen nicht fehlgehen; die Andeutung war bestimmt. Nichts desto weniger wagte der Treiber einige Bemerkungen, aber der Graf schloß ihm mit den Worten: „Ich bezahle gut!" den Mund. Man kennt die Gewalt eines solchen Argumentes. Der Treiber verabschiedete sich vom Grafen und kam eine halbe Stunde später mit einem Maulthiere zurück.

„Nun?" sagte der Graf.

„Nun, Excellenza?" antwortete der Treiber, der in seiner Eigenschaft als Führer alle Sprachen verstand.

„Nun, mein Gepäck?"

„Excellenza nimmt Ihr Gepäck mit?"

„Warum nicht?"

„Ich glaube, Excellenza hätte besser daran gethan, es im Wirthshause zurückzulassen; es wäre sicherer gewesen."

„Ich lasse niemals mein Gepäck zurück. Verstanden?" sagte der Deutsche.

Der Treiber antwortete mit einer eigenthümlichen Gebärde, die etwa so viel hieß, als: Jeder kann thun, was er will, und holte ein zweites Maulthier. Als dieses beladen war, glaubte der ehrliche Führer es seinem Gewissen schuldig zu sein, noch eine letzte Bemerkung zu machen.

„Excellenza ist also noch immer entschlossen?"

„Allerdings!" antwortete der Graf, indem er ein Paar ungeheure Pistolen in den Sattel seines Thieres steckte.

Digitized by Google

„Sie gehen nach San Nikola il Vecchio?“

„So ist's!“

„Excellenza haben also Freunde in San Nikola il Vecchio?“

„Ich habe einen Brief an den General.“

„An den Hauptmann, wollen Excellenza sagen.“

„An den General, sage ich Dir.“

„Hm, Hm!“ murmelte der Sicilianer.

„Uebrigens bezahle ich Dich gut, hörst Du, Schlingel?“

„Verzeihen Sie,“ fuhr der Führer fort. „Aber da Excellenza so gut versehen sind, wäre es Ihnen nicht einerlei, wenn Sie mich voraus bezahlten?“

„Voraus? und warum das?“

„Weil es schon drei Uhr ist, und da wir vor Nacht nicht ankommen werden, ich sogleich wieder zurückzukehren wünschte.“

„Vor Nacht?“ sagte der Graf. „Wenigstens wird also im Kloster zu Nacht gegessen.“

„Im Kloster?“

„Ja, in San Nikola.“

„O! allerdings wird dort zu Nacht gegessen; man findet dort sogar zur Nachtzeit sicherer eine gedeckte Tafel, als bei Tage.“

„Die Schelme!“ sagte der Graf, dessen Gesicht von einem gastronomischen Blitze erleuchtet wurde. „Da, dies für die gute Nacheicht, die Du mir gibst.“ Und er drückte ihm zwei Piaster in die Hand, die er aus einer prächtig gespickten Börse genommen hatte.

„Schönen Dank, Excellenza,“ antwortete der Maulthiertreiber, der, als er einmal bezahlt war, nichts mehr zu sagen hatte.

Er half dem Grafen das Maulthier besteigen, und machte sich dann auf den Weg, wobei er eine Art von Gesang vernehmen ließ, der viel mehr einem Miserere als einer Tarantelle glich; aber der Graf war zu sehr mit seinen Träumereien beschäftigt, als daß er hätte bemerken können, wie viele Melancholie das Lied athmete. Der Marsch war ziemlich eintönig. Der Führer, als er die Zuversicht des Grafen sah, die sich auf zwei ungeheure Pistolen stützte, welche er in das Halfter gesteckt hatte, war endlich zur Ueberzeugung gelangt, er müsse mit den Gästen von San Nikola im besten Einvernehmen stehen, oder sei vielleicht gar bei einer böhmischen Bande betheiligt, welche mit den sicilianischen in Verbindung stehe. Was ihn selbst betraf, so wußte er, daß er für seine Person nichts zu fürchten hatte. Im Allgemeinen galten die Maulthiertreiber den Räubern für unverletzlich, und dies war, wie man wohl einsieht, doppelt der Fall, wenn sie ihnen eine so gute Beute zuführten, als der Graf zu sein schien. Nichts desto weniger hielt sich der Treiber, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande an jedem Doese auf, dem er auf der Straße begegnete. Es war dies eine Art von Vertrag, den er mit seinem Gewissen schloß, um dem Grafen Zeit zur Ueberlegung zu lassen, damit er noch umkehren könne, wenn es ihm gut dünkte. Allein bei jedem Halt schrie der Graf mit einer Stimme, die der Hunger noch eindringlicher machte:

„Vorwärts, vorwärts! Zum Teufel, wir werden ja niemals ankommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf den Marquesasinseln.

(Fortsetzung.)

Das Poi-Poi ward uns hierauf vorgesetzt und so hungrig ich auch war, hielt ich mich doch erst bei der Betrachtung auf, wie ich es wohl zum Munde würde führen können. Dieses stehende Nahrungsmittel bei den Marquesasinsulanern ist ein Produkt des Brodfruchtbaumes. Hinsichtlich seines plastischen Charakters gleicht es einigermaßen dem Buchbinderkleister, ist von gelber Farbe und von etwas herben Geschmack. So war das Gericht, dessen gute Seiten ich nun zu erforschen bemüht war. Einen Augenblick betrachtete ich es sinnend und da ich mich dann nicht zu weitern Förmlichkeiten verstehen konnte, fuhr ich mit der Hand in die zähe Masse und zog sie zur lauten Belustigung der Eingebornen mit Poi-Poi beladen zurück; das Gericht hing bei diesem Manöver in langen Fäden von jedem Finger herab. So hartnäckig war seine Consistenz, daß, während ich meine schwerbeladene Hand zum Munde führte, die Schüssel an den Fäden fast von der Matte, worauf sie stand, mit empor gezogen wurde. Diese Kundgebung von Ungeschicklichkeit (in welcher mir übrigens auch Toby Gesellschaft leistete), beachte die Umstehenden zu einem unbändigen Gelächter. Sobald sich ihre Lustigkeit ein wenig gelegt hatte, tauchte Mehevi, indem er uns auffordete Acht zu geben, den Zeigefinger seiner rechten Hand in das Gericht und zog ihn, nachdem er damit rasch und geschickt umgerührt, hübsch mit dem Brei bekleidet wieder heraus. Mit einem andern eigenthümlichen Kunstgriff verhinderte er, daß der Poi-Poi auf den Boden tröpfte, während er ihn zum Munde führte, in welchen der Finger gesteckt und, von jedem anhängenden Stoffe befreit, wieder zurückgezogen ward. Diese Verrichtung sollte offenbar zu unserem Unterricht dienen; daher versuchte ich die Sache noch einmal unter Befolgung der angedeuteten Grundsätze, aber mit eben so schlechtem Erfolg. Ein hungernder Mensch fragt indeß wenig nach conventionellen Eigenthümlichkeiten, besonders auf einer Südseeinsel, und daher nahmen Toby und ich das Gericht in unserer ungeschickten Weise ein, indem wir unsere Gesichter über und über mit dem übrigen Brei bepflasterten und unsere Hände fast bis an's Gelenk überklebten. Dieses Nahrungsmittel ist für den Gaumen eines Europäers keineswegs unangenehm, so sehr dieß die Art des Essens anfangs auch sein mag. Was mich betrifft, so gewöhnte ich mich nach Verlauf einiger Tage an den eigenthümlichen Geschmack und gewann ihn sogar lieb. Das war der erste Gang; verschiedene andere Gerichte folgten, von denen einige in der That köstlich waren. Wir schlossen unsere Mahlzeit, indem wir den Inhalt von noch zwei jungen Kokosnüssen leerten, worauf wir uns an den Wolken des Tabaks labten, die man aus einer zierlich geschnitzten Pfeife sog, welche im Kreise herumging. Während der Mahlzeit betrachteten uns die Eingebornen mit steter Neugier, indem sie unsere geringsten Bewegungen beobachteten und in der geringsten Handlung reichlichen Stoff zu Bemerkungen zu entdecken schienen. Ihr Staunen stieg auf's Höchste, als wir unsere unbehaglichen Kleider, die vom Regen durchnäßt waren, abzulegen begannen. Sie besichtigten die Weiße unserer Glieder und schienen den Gegensatz gar nicht zu deuten im Stande zu sein, den dieselben zu der dunkeln Farbe unserer Gesichter bildeten, welche durch sechsmonatlichen Aufenthalt unter der sengen-

Digitized by Google

den Sonne der Linie gebräunt waren. Sie befühlten unsere Haut fast in derselben Weise, wie ein Seidenhändler ein vorzüglich schönes Stück Atlas betrachten würde; einige von ihnen gingen in ihrer Wißbegier so weit, selbst ihr Riechorgan in Anwendung zu bringen.

Einige Stunden scheinen für die Gefangenen genügt zu haben, um sie zu überzeugen, daß sie, was auch ihr endliches Loos sein möchte, für den Augenblick doch nur als Gegenstände der Neugier gelten und demgemäß behandelt werden sollten. Die jungen Damen blickten auf sie und befühlten sie auf's liebevollste; auch währte es nicht lange, so ließ sich der große Mann des Dorfes herab, ihnen das Licht seiner Gegenwart zu schenken, indem er ihnen seinen ceremoniösen Besuch in vollem Hofstaat schenkte. Der Erzähler schildert denselben wie folgt: „Als sich die Schaaren endlich ein wenig verliefen, trat mit dem hohen Federschmuck seines Kopfputzes ein stolz aussehender Krieger durch die niedere Pforte in's Haus. Ich sah sogleich, daß derselbe ein ausgezeichneter Mann sein müßte, denn die andern betrachteten ihn mit großer Unterwürfigkeit und machten ihm Platz, als er sich näherte. Sein Anblick war imponirend. Die glänzenden langen Schwanzfedern des tropischen Vogels, reichlich gemischt mit dem bunten Gefieder des Hahnes, waren in aufrechtem Halbkreis auf seinem Haupte geordnet und mit den untern Enden in einem halbmondförmigen Diadem befestigt, welches seine Stirne umgab. Um seinen Hals hingen mehrere ungeheure Ketten von Eberzähnen, wie Elfenbein polirt und so geordnet, daß der längste und dickste mitten auf der breiten Brust hing. Durch die großen Oeffnungen in seinen Ohren waren zwei kleine und schöngestaltete Wallfischzähne gesteckt, und zwar nach vorn mit den Oeffnungen, welche mit frischgepflücktem Laub ausgestopft waren, während das andere seltsam bearbeitete Ende wunderliche kleine Bilder und Devisen darstellte. Dieser barbarische Schmuck, an der offenen Seite in der angegebenen Weise gefüllt und hinter dem Ohr in einer Spitze auslaufend, glich so ziemlich einem Paar Füllhörnern. Die Lenden des Kriegers waren umgürtet mit den schweren Falten einer dunkelfarbigen Tappa, hinten und vorn mit Bündeln geflochtener Quasten behangen, während Fuß- und Armbänder aus Menschenhaar das eigenthümliche Kostüm vollendeten. In der rechten Hand hielt er einen schön geschnitzten, fast fünfzehn Fuß langen Speer, welcher, aus dem schönen Koarholze bereitet, an einem Ende scharf zugespitzt, am andern aber platt, wie ein Ruder bearbeitet war. Von seinem Gürtel herab hing an einer Schnur eine reichgeschmückte Pfeife; das schlanke Rohr derselben war roth gefärbt und, ebenso wie der Kopf, mit flatternden Streifen des dünnsten Tappa umwunden.

Mehevi — so war des Herrn Name — zeigte sich sogleich besorgt für Melville's Bein und berief einen alten „Medizin-Mann", welcher des Dulders Bein behandelte, bis dieser vor Schmerz schrie. Der nächste Beweis der Gastfreundschaft bestand darin, daß man dem Paar eine Wohnung anwies und Melville einen Mann, Kory-Kory genannt, als Diener zugesellte.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Am 7. October verschied zu Wiesbaden der Herzoglich Nassauische Geheimerath und Oberappellationsgerichts-Vicepräsident, auch Mitglied des Staatsraths, August Ludwig Freiherr von Prenschen von und zu Liebenstein, im Alter von 80 Jahren.

In ihm stieg ein ausgezeichneter Jurist und während des größten Theils seines langen Lebens unablässig thätiger Staatsmann in die Gruft hinab. Geboren den 7. Juli 1766 zu Karlsruhe und Sohn des damaligen Markgräflich Badischen Geheimenraths, später Reichskammergerichtsbeisitzers zu Wetzlar und von 1778 bis zu seinem am 1. September 1794 erfolgten Ableben Fürstlich Oranien-Nassauischen wirklichen Geheimenraths und Regierungspräsidenten Georg Ernst Ludwig Freiherrn von Prenschen von und zu Liebenstein, eines bekannten und ausgezeichneten Rechtsgelehrten und Staatsmannes, widmete auch er sich frühe den Rechts- und Staatswissenschaften und studirte in den Jahren 1785 bis 1788 in Göttingen und Marburg. Nach beendigten Studien praktizirte er ein halbes Jahr bei dem Reichskammergericht in Wetzlar und trat dann noch im Jahre 1788 als Regierungs- und Hofgerichtsassessor zu Wiesbaden in Fürstlich Nassau-Usingische Dienste. Im Jahre 1791 wurde er wirklicher Regierungsrath und bei Errichtung des Fürstlich Nassauischen Gesammt Oberappellationsgerichts im Jahre 1804 Mitglied desselben zu Hadamar. Im Jahre 1810 wurde das Herzoglich Nassauische Oberappellationsgericht nach Diez und im Jahr 1816 nach Wiesbaden verlegt, wohin er demselben folgte und im Jahr 1825 Vicepräsident dieses hohen Gerichtshofes wurde. Im Jahre 1823 war er zum Mitgliede des Staatsraths ernannt worden, welchem er bis zu seinem Ableben angehörte. Schon im Jahr 1816 zum Direktor der juristischen Prüfungscommission ernannt, sind die meisten, dem Rechtsfache angehörigen, jetzt lebenden herzoglichen Staatsdiener unter seiner Leitung geprüft worden. Als im Jahr 1818 die Landstände des Herzogthums zusammenberufen wurden, ward er als gewählter Deputirter des Adels Mitglied der Herrenbank und war während dieses Sitzungsjahres Präsident dieser hohen Kammer, als welcher er auch den Entwurf der Geschäftsordnung, sowie mehrfache andere Gesetzentwürfe leitete. Seit jenem Jahre gehörte er unausgesetzt der ersten Kammer der Stände im Herzogthume an, bis ihn bei der, im Anfange dieses Jahres beginnenden neuen Wahlperiode sein hohes Alter und sein wankender Gesundheitszustand veranlaßten, eine weitere Wahl von sich abzulenken.

Schon sehr leidend und dem Grabe zueilend, traf ihn noch am 23. Juli der herbe Verlust seiner Gattin, mit welcher er 46 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte und welcher er nach drittehalb Monaten in die Gruft folgte.

In ihm verlor das Land einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, einen Staatsmann, dessen Erfahrungen in eine längst hinter uns liegende Vergangenheit reichten, während sein Blick gleichwohl auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet war, weshalb sein Wirken in der ersten Kammer stets ein bedeutungsvolles und segensreiches genannt werden darf, und die gedruckten Verhandlungen dieser Kammer werden noch lange für dieses sein Wirken zeugen.

Auch dem Boden der rechtswissenschaftlichen Literatur blieb sein Name nicht ganz fremd; denn schon im Jahre 1784 erschienen einige Abhandlungen von ihm in dem

Digitized by Google

„Hannöverischen Magazin" und im Jahre 1816 gab er eine Schrift: „Erörterung der Frage, ob Laienzehenten überhaupt und insbesondere in dem ehemaligen Churfürstenthum Trier zur Reparatur und Erbauung der Pfarrkirchen haftbar seien?" im Verlage der neuen Gelehrten-Buchhandlung zu Hadamar und Koblenz heraus.

Sein ehrenfester biederer und humaner Charakter erwarb ihm die Achtung und Hochschätzung aller derer, die ihm nahe kamen, sein Verlust wird von den Seinigen tief betrauert, und lange noch wird er in dem Andenken aller derer, die ihn kannten, leben. — Friede seiner Asche!

Feuilleton.

*** Aus Tübingen erfährt man, daß dort für das beginnende Semester sich namentlich viele Schleswig-Holsteiner haben immatriculiren lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die kräftige Adresse der dortigen Universitätsangehörigen an die schleswig-holsteinische Ständekammer die nächste Veranlassung zu dieser Erscheinung ist.

*** Hatfield House, wo die Königin von England und Prinz Albert sich bei dem Marquis von Salisbury zu Gast befanden, hat geschichtliche Bedeutung. Die Königin Elisabeth lebte hier als Prinzessin am Ende der Regierung ihrer Schwester, der katholischen Maria. Noch steht eine Eiche, der Königin Elisabeth Eiche genannt, unter welcher die Prinzessin saß, als die Nachricht kam, daß Maria todt sei. Hatfield House ist auch der Schauplatz einiger Liebeständeleien, welche auf das Privatleben der „jungfräulichen" Königin ein zweifelhaftes Licht werfen.

*** Die bekannte Schriftstellerin Miß Martineau reist nächstens in Begleitung einiger Freunde nach Aegypten ab, um dort den Winter zuzubringen. Man wird demnach nächstes Jahr ein Werk über Aegypten aus ihrer Feder erwarten dürfen.

*** Graun's unsterblicher „Tod Jesu" wurde am grünen Donnerstag 1755 in der Domkirche zu Berlin zum ersten Male aufgeführt. Die Prinzessin Amalie hatte den Text von Ramler verfertigen lassen und wollte ihn anfänglich selbst komponiren. Sie machte auch einen Anfang damit; der erste Choral und der erste Chor stehen in Kirnberger's „Kunst des reinen Satzes".

*** Herr Rellstab posaunt den gepriesenen Wunderjungen Papendyk, der sechs Jahre alt ist und schon für den Beutel eines spekulirenden Vaters Klavier trommeln muß, in der „Voss. Ztg." aus. Die kleine Hand, sagt Herr R., hat schon eine seltene Sicherheit und noch seltenere Kraft; und es gehört ihr auch, scheint es, ein feines Gefühl für den Ausdruck an. Möchte dem jungen, Hoffnung gebenden Keim eine recht sorgfältige Pflege werden, damit er zur schönen Blüthe und Frucht gedeihe!!

*** Der vollständige Titel des Kaisers von Rußland, wie er in der officiellen Ausgabe des am 18 April d. J. mit der Türkei abgeschlossenen Handelsvertrags sich befindet, lautet: Wir Nikolaus I. von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reussen, von Moskau und Kiew, von Wladimirien und Nowogorod; Czaar von Kasan, Czaar von Astrachan, Czaar von Polen, Czaar von Sibirien, Czaar des taurischen Chersonesus (Krim), Herr von Pleskow und Großherzog von Smolensk, Lithauen, Wolhinien, Podolien und Finland, Herzog von Esthland, Liefland, Kurland und Semgallen, von Sonnogitien, Bialastok, Karelien, Twer, Jugorik, Permik, Wiatka Bulgarien und anderen, Herr und Großherzog des unteren Nowogorod, von Czernigovik, Resan, Polvik, Rostow, Jaroslaw, Belozerik, Udorik, Obdorik, Kondinik, Witepsk, Mstislav; Herrscher der ganzen Nordküste; Herr von Iwerik, Kartalanien, Georgien, Kabardik und der Provinz Armenien; Erbfürst und Souverän der Fürsten von Kaukasien, Gorski und anderen, Erbfolger von Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Normarien, Dithmarsen und Oldenburg u. s. w.

*** Die „Zeitung für die elegante Welt" wird von Woche zu Woche mannichfaltiger. „Die Wittwenallee", Novelle nach dem Französischen von Charles Rabou und — ein Modebild! Kann man mehr von einer Zeitung verlangen, die wöchentlich nur in einer Nummer erscheint?

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 5. November.)

Als ein neuer Beleg, wie wenig noch die Gesetze über geistiges Eigenthumsrecht den steengen Rechtsstandpunkt mit der möglichst weitesten Ausdehnung der geistigen Culturinteressen zu vereinigen wissen, möge folgendes dienen. Die hiesige Theaterdirection hatte Hrn. K. Gollmick die Uebersetzung des Libretto's von Halevy's „Musketieren" übertragen. Buch und Partitur sind in Paris gedruckt im Handel erschienen. Andere deutsche Direktionen boten dem Uebersetzer gleichfalls die Arbeit an für ihre Aufführung — da erschien eine deutsche Ausgabe von Schlesinger in Berlin mit Uebersetzung von Gründaum. Schlesinger hatte das Eigenthumsrecht für Deutschland an sich gekauft, indirekt also auch ein Uebersetzungsmonopol. Jene Directionen zogen demzufolge ihr Hr. Gollmick gemachtes Anerbieten zurück; jede Conrurrenz im Uebersetzen ist aufgehoben und wie dringend thäte dieselbe doch unsern vertirten Libretto's Noth! Bilden die Nachtheile eines solchen angekauften Eigenthumsrechtes nicht eine Parallele zu den Nachtheilen des vielbesprochenen, mit England abgeschlossenen Vertrags gegen Nachdruck? Eine im Verlag erschienene französische Partitur soll für Deutschland — Manuscript sein? Kann der deutsche Musikalienhandel an dem Pariser Repressalien üben? Gewiß nicht. Was geht die deutschen Direktionen der Privatvertrag der Gebrüder Schlesinger an? Die Partitur wird ja doch für 400 fl. nach Deutschland verkauft! Die Gründaum'sche Uebersetzung steht nicht unter dem französischen Text, also darf vorab Jeder eine eigene fertigen, die zu veräußern er ein Recht hat. Wer wird sie aber kaufen, da Schlesinger den Verlag für Deutschland an sich gebracht und seine Uebersetzung damit monopolisirt hat?

— Wien. Der berühmte Violin-Virtuose Ernst schickt sich zu einer Kunstreise nach Rußland an.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 7. Nov. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Marie Anne: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Sonntag, den 8. November. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller. Hierauf:

Montag, den 9. November. Zum Vortheil des Herrn Reger. (Zum Erstenmale): Ein deutscher Leinweber, Schauspiel in 4 Akten, von Ludwig Storch und Friedrich Adami.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 309. Montag, den 9. November 1846.

Die Benediktiner von San Nikola il Vecchio.

(Fortsetzung)

So rückte er voran, gefolgt von den erschreckten Blicken der Bauern, welche von dem Führer den Zweck dieser sonderbaren Pilgerfahrt vernommen hatten, und denen es unbegreiflich war, wie man, ohne mit Gewalt dahin geschleppt zu werden, den Gedanken haben konnte, eine Reise nach San Nikola il Vecchio zu machen. So kamen sie durch Gravina, Santa Lucia di Catarika, Mananunziata und Nikolosi. In diesem letzten Dorfe angelangt, machte der Führer noch einen letzten Versuch.

„Excellenza," sagte er, „an Ihrer Stelle würde ich hier zu Nacht essen und auch hier schlafen. Morgen würde ich alsdann ganz bequem allein nach San Nikola il Vecchio hinauf chlendern."

„Hast Du mir nicht gesagt, ich würde im Kloster ein gutes Nachtessen und ein gutes Bett finden?"

„Per bacco! Ja, wenn sie Ew. Excellenz gut aufnehmen wollen!" antwortete der Führer.

„Aber wenn ich Dir sage, daß ich einen Brief für den General habe."

„Für den Hauptmann?"

„Nein, für den General."

„Nun, wenn Sie es denn durchaus wollen . . ."

„Allerdings will ich es!"

„In diesem Falle, vorwärts!"

Und die beiden Reisenden machten sich wieder auf den Weg.

Wie es der Treiber vorausgesagt hatte, war die Nacht bald hereingebrochen, und da kein Mond schien, so sah man auf vier Schritte vor sich schon nichts mehr. Da Jener aber vollkommen mit der Beschaffenheit des Bodens vertraut war, so war keine Gefahr vorhanden, sich zu verirren. Er schlug einen Fußpfad ein, der sich rechts in die Ländereien wandte. Dann, indem er die angebaute Gegend verließ, betrat er die Waldgegend. Nach einem einstündigen Marsche sah man die Umrisse einer schwarzen Mauer, an deren Fenstern man durchaus kein Licht gewahren konnte.

„Dies ist San Nikola il Vecchio," sagte mit leiser Stimme der Treiber.

„Ah, Ah!" versetzte der Graf. „Das ist ein Kloster in einer sehr melancholischen Lage."

„Wenn Sie wünschen," erwiederte rasch der Führer, „so können wir nach Nikolosi zurückkehren; und wenn Sie nicht in der Herberge übernachten wollen, so ist da ein ausgezeichneter Mann, Signor Gamelaro, der Ihnen ein Bett nicht abschlagen wird."

„Ich kenne ihn nicht. Uebrigens will ich nach San Nikola und nicht nach Nikolosi!"

„Zerebetto da todesco!" brummte der Sicilianer.

Dann trieb er seine beiden Maulthiere an, und fünf Minuten später waren sie am Thore des Klosters.

Das Kloster, in der Nähe gesehen, hatte in seinem Aeußern nichts sonderlich Einladendes. Es war ein altes Gebäude aus dem zwölften Jahrhundert, an dem man leicht die Zerstörungen jeder Belagerung, die seit seiner Gründung stattgehabt hatte, bemerken konnte. Das Datum aller Brände und aller Erdbeben war hier auf dem Steine ausgeprägt. Einige Zacken, welche aus dem dunkelen Hintergrund scharf hervortraten, ließen leicht erkennen, daß ein Theil der Gebäude bereits in Trümmer sank. Die Mauern, welche das Gebäude umgaben, schienen indessen ziemlich gut unterhalten und man hatte an ihnen Schießscharten angebracht, was San Nikolo viel eher das Ansehen einer Festung als eines Klosters gab. Alles dies betrachtete der Graf mit einer sehr ruhigen Miene und befahl dem Treiber zu klopfen. Dieser, der schon seine Maßregeln ergriffen hatte, hob einen alten, durch Rost und Zeit ganz zernagten eisernen Hammer empor und ließ ihn mit seiner ganzen Schwere niederfallen. Der Schlag hallte dumpf in der Tiefe des Klosters wieder, und eine Glocke mit durchdringendem Tone antwortete. Fast zu gleicher Zeit öffnete sich ein kleines, zehn Fuß von der Erde entferntes Fenster. Ein langes Eisenrohr fuhr heraus und richtete sich nach der Brust des Grafen; ein bärtiger Kopf zeigte sich in der Oeffnung und eine Stimme, die durchaus nichts von geistlicher Salbung an sich hatte, rief:

„Werda!"

„Gut Freund!" antwortete der Graf, indem er mit der Hand den Lauf der Flinte wegwandte. „Gut Freund!"

Zu gleicher Zeit glaubte er durch das Fenster den Geruch von Braten zu wittern, der ihm äußerst wohl that.

„Gut Freund, hm! Gut Freund!" sagte der Mann am Fenster. „Und wer steht uns dafür, daß Ihr ein Freund seid?"

Und er brachte den Flintenlauf wieder in die vorige Richtung.

„Mein ehrwürdiger Bruder," antwortete der Graf, indem er mit der größten Kaltblütigkeit die drohende Waffe wieder zurückschob, „ich begreife wohl, daß Ihr Eure Vorsichtsmaßregeln ergreift, ehe Ihr die Fremden einlasset und ich würde an Eurer Stelle ebenso handeln. Aber ich habe einen Brief vom Cardinal Morosini an Euren General."

„An unsern Hauptmann?" sagte der Mann mit der Flinte.

„Nein! Nein! An den General!"

„Einerlei. Seid Ihr allein?" fuhr der Sprecher fort.

„Ganz allein!"

„Gut! So wartet, man wird Euch öffnen."

„Hm! Der Braten riecht gut!" sagte der Deutsche, indem er von seinem Thiere stieg.

„Excellenza," sagte der Maulthiertreiber, der während der Zeit das Gepäck des Grafen abgeladen hatte, „Sie bedürfen meiner nicht weiter?"

„Du willst also nicht da bleiben?" erwiederte der Graf.

Digitized by Google

„Nein!“ sagte der Treiber. „Mit Ihrer Erlaubniß ziehe ich vor, anderswo zu schlafen.“

„So thue, was Du willst!“

„Soll ich Sie vielleicht wieder abholen?“ fragte der Sicilianer.

„Nein! Der General wird mich zurückführen lassen.“

„Sehr wohl. Addio Eccellenza!“

In diesem Augenblick begann der Schlüssel im Schlosse zu knarren. Der Führer sprang auf eines seiner Maulthiere, ergriff den Zügel des andern und entfernte sich im Trabe.

„Das riecht gut,“ sagte der Deutsche, indem er den Geruch, der aus der Küche kam, einzog. „Das riecht sehr gut!“

„Findet Ihr das?“ fragte der sonderbare Thürsteher.

„Ja, ich finde es!“

„Das ist das Nachtessen unseres Oberhauptes, der unterwegs ist und den wir in jedem Augenblicke erwarten.“

„Dann komme ich gerade recht,“ sagte lachend der Graf.

„Kennt er Euch?“ fragte der Thürhüter.

„Nein! Aber ich habe einen Brief an ihn.“

„Aha! Das ist was Anderes. Laßt sehen!“

„Hier.“

Der Thürhüter ergriff den Brief und las:

„Al riverendissimo Generale dei Beneditti, al convento di San Nicola di Catania.“

„Aha! Ich verstehe,“ sagte der Pförtner ihn groß ansehend.

„Nicht wahr, Ihr versteht jetzt? Das ist sehr gut!“ rief der Graf, indem er ihm auf die Schulter klopfte. „In diesem Falle, mein Freund, besorgt mir mein Gepäck, und gebt auf meinen Mantelsack acht; dort steckt meine Börse.“

„Es ist gut, daß ich es weiß,“ sagte der Thürhüter, indem er mit einer ganz eigenthümlichen Hast den Mantelsack ergriff.

Nachdem er sich des übrigen Gepäckes bemächtigt hatte, fuhr er fort:

„Kommt, kommt! Ich sehe wohl, daß Ihr ein Freund von uns seid.“

Der Graf ließ es sich nicht zweimal sagen und folgte seinem Führer.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf den Marquesasinseln

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung der eingeräumten Behausung, sowie der tätowirten Bewohner derselben ist allzuausführlich, um hier mitgetheilt zu werden. Wir lassen dafür die Schilderung eines Besuches folgen, der bei einem der „Löwen“ des Thales gemacht wurde. Dieser (Melville mußte sich von Kory-Kory Huckepuck dorthin tragen lassen) sollte dem Fremdling vermuthlich Ehrfurcht einflößen. „Auf einer jähen Höhe,“ sagt der Erzähler, „lag der Tabu-Hain des Thales, der Schauplatz so manchen Festes und manches schauerlichen Brauchs. Unter dem dunklen Schatten der geweiheten Brodfruchtbäume herrschte hier ein feierliches Dämmerlicht, ein Halbdunkel wie in einer Kathedrale. Der furchtbare Genius heidnischer Anbetung schien schweigend über der Stätte zu ruhen und seinen Zauber über jeden Gegenstand ringsum zu hauchen. Hier und da in den Tiefen dieser schauerlichen Schatten erhoben sich, halb verhüllt von Massen niederhangenden Laubwerks, die Götzenaltäre der Wilden. Dieselben waren aus ungeheuren schwarzen und polirten Steinblöcken gebaut, die ohne Mörtel wohl zwölf bis fünfzehn Fuß hoch übereinander gethürmt und von einem offenen rohgebauten Tempel überragt waren; diesen umgab ein niedres Spalier aus Rohr, innerhalb dessen man, zum Theil schon sehr verwelkt, Opfergaben von Brodfrucht und Kokusnüssen, so wie die faulenden Reste manches neuern Opfers sah. In der Mitte des Waldes befand sich die geheiligte „Hulah Hulah“-Stätte, reservirt für die Feier der phantastischen Religionsgebräuche dieses Volks. Es befand sich daselbst ein geräumiges längliches Gebäude (Pipi genannt), welches an beiden Enden einen hohen Altar hatte, besetzt mit Reihen häßlicher hölzerner Götzen; die beiden andern Seiten des so gebildeten Viereckes waren von Bambushallen eingeschlossen. Große Bäume, die in der Mitte dieses Raumes stehen und ihren dunkeln Schatten darüber breiten, waren an ihren gewaltigen Stämmen mit einfachen, von Bambusgeländern umgebenen und wenige Fuß über dem Boden erhabenen Galerien umgeben, einer Art einfacher Kanzeln, von denen die Priester die Andächtigen anzureden pflegen. Dieser allerheiligste Ort wurde gegen Entweihung durch die strengsten Vorschriften des allmächtigen „Tabu“ geschützt, welcher zu sofortigem Tode jedes frevelnde weibliche Wesen verdammte, welches seine geweiheten Grenzen überschritt oder berührte, ja, auch nur mit ihren Füßen den durch seinen Schatten heilig gemachten Boden betrat. Zu diesem Gebäude, welches in der Sprache der Eingebornen Ti genannt wurde, führte uns nun Mehevi. Bisher waren wir von einer Schaar Eingeborner beider Geschlechter begleitet gewesen; sobald wir uns aber jenem Orte näherten, verloren sich die Frauen allmälig aus der Menge, traten bei Seite und ließen uns vorübergehen. Das erbarmungslose Verbot des Tabu erstreckt sich auch auf dies heilige Gebäude und droht dieselbe furchtbare Strafe an, welche den Hulah-Hulah-Boden vor der Entweihung durch die Gegenwart der Frauen sicherte. Als ich das Haus betrat, war ich überrascht, sechs Musketen an der Bambuswand zu erblicken, an deren Läufen ebenso viel kleine Beutel, die zum Theil mit Pulver gefüllt waren, hingen. Zwischen diesen Musketen sah man in Ordnung aufgestellt eine große Auswahl rohgearbeiteter Speere und Ruder, Wurfspieße und Streitkolben. Dies, sagte ich zu Toby, mag wohl das Zeughaus des Stammes sein. Als wir längs des Gebäudes weiter gingen, überraschte uns der Anblick von vier bis fünf häßlichen alten Wichten, an denen Zeit und Tätowirkunst jede Spur der Menschheit vertilgt zu haben schien. Die Körper dieser Männer waren von einer gleichmäßigen dunkelgrünen Farbe, welche bei vorgerücktem Alter die tätowirten Stellen annehmen; das Tätowiren aber hört bei den Kriegern der Inseln nur auf, sobald alle seit der Jugend auf ihre Glieder gezeichneten Figuren ineinanderschwimmen, und dahin bringt man es nur bei einem sehr langen Leben. Jene widerlichen Geschöpfe schienen den Gebrauch ihrer Füße gänzlich verloren zu haben, denn sie saßen wie in Starrsucht mit gekreuzten Beinen am Boden. Sie achteten nicht im mindesten auf uns, schienen überhaupt unsere Anwesenheit kaum zu bemerken, während Mehevi uns auf die Matten niedersetzen ließ und Kory-Kory einige Worte in unverständlichem Kauderwälsch sprach. Nach einigen Augenblicken trat ein Knabe mit einem holzernen Teller voll Poi-Poi ein, und indem ich mich daran erlabte, war ich wieder genöthigt, mich der gefälligen Zu-

tervention meines unermüdlichen Begleiters zu unterwerfen. Verschiedene andere Gerichte folgten und der Häuptling ging uns in eigner Person mit bestem Beispiele voran, indem er uns sehr gastfreundlich zum Zulangen aufforderte und alle Schüchternheit bei Seite zu legen ersuchte. Die Mahlzeit endete, eine Pfeife ward angezündet, welche von Mund zu Mund ging, und in Folge ihres narkotischen Einflusses, der Ruhe des Ortes und der Schatten der einbrechenden Nacht sank ich und mein Gefährte in eine Art von trunkenem Halbschlummer, während der Häuptling und Koey-Kory neben uns zu schlafen schienen. Ich erwachte, etwa um Mitternacht, aus einem unruhigen Schlummer und indem ich mich halb auf der Matte emporrichtete, merkte ich, daß wir von völliger Finsterniß umhüllt waren. Toby schlief noch, aber unsere andern Gefährten waren verschwunden. Der einzige Laut, der die Stille des Ortes unterbrach, war der kurze Athem der alten Männer, die ich erwähnte, und die in unserer Nähe ruhten. Außer ihnen befand sich, so weit ich es beurtheilen konnte, Niemand im Hause. Eine schlimme Ahnung ergriff mich und ich weckte meinen Kameraden. Flüsternd besprachen wir uns über die unerwartete Entfernung der Eingebornen, als man auf einmal in der Tiefe des Waldes Flammen emporsteigen sah, welche binnen wenigen Momenten die umgebenden Bäume beleuchteten, wobei durch den Contrast das Dunkel, welches uns umgab, nur um so düsterer erschien. Während wir noch auf jenes Schauspiel blickten, zeigten sich dunkle Gestalten, die sich vor den Flammen hin und her bewegten, während andere, tanzend und springend, wie ebenso viele Dämonen aussahen. Indem ich diese neue Erscheinung mit nicht geringer Bangigkeit betrachtete, sagte ich zu meinem Gefährten: „Was mag das bedeuten, Toby?" — „O nichts," erwiederte er, „sie halten nur das Feuer in Bereitschaft, denk' ich." — „Feuer!" rief ich, während mein Herz wie ein Hammer schlug, „wozu Feuer?" — „Ei, das Feuer um uns zu kochen, versteht sich; aus welch anderem Grunde könnten die Kannibalen sonst solch ein Wesen treiben?"

(Schluß folgt.)

Die erste Perrücke.

Ein Beitrag zur Geschichte der Moden.

Die Moden sind nichts Willkürliches, sie beruhen nicht auf der Caprice irgend einer Putzmacherin oder eines Salonlöwen. Der Charakter einer jeden Epoche spiegelt sich in ihren Moden ab und findet in denselben seinen Ausdruck. Wer sähe nicht in einem jener mit wunderlich steifen Schnörkeleien überladenen Möbel des vorigen Säculums die ganze Zeit mit ihrer schwerfälligen Pracht und ihren ta- und auswendigen Zöpfen? Wer erkennte nicht in einem jener Schnallenschuhe mit hohen Absätzen das verkrüppelte und auf Stelzen gehende Jahrhundert in den goldbrokatnen, reichgalonirten Röcken seine verbrämte Hohlheit? Und wer fände nicht in der damaligen Poesie, die einen ganzen gepaderten Olymp beschwört und sich in lang geschwänzten, und zierlich gedrehten Alexandrinern bewegt, Uebereinstimmung damit?

Doch ich wollte diesmal nur von der Entstehung der Perrücken erzählen. Zur Sache!

Ein Herzog von Burgund, Philipp der Gute, hatte während einer langen Krankheit alle seine Haare verloren. Dies war um so empfindlicher für ihn, als er sich damals grade mit der schönen Isabella von Portugal verlobt hatte. In dieser Noth nahm Philipp zuletzt seine Zuflucht zu einem schwarzen Sammtkäppchen, das den fatalen Mangel ziemlich verdeckte. Sein Hof beeilte sich natürlich, diese sonderbare Tracht Philipps nachzunahmen und die Belgier erstaunten nicht wenig, als sie sämmtlichen Hofstaat mit geschorenen Köpfen und schwarzen Sammtkappen in Brüssel einziehen sahen; aber die Burgunder redeten ihnen ein, dies sei eine neue Tracht, die irgend ein frommer, allverehrter Einsiedler anzulegen befohlen habe.

Die Vermählungsfestlichkeiten begannen und Philipp entfaltete alle Pracht seiner Heerschaft. Er hoffte mit Hülfe eines bis dahin nie gesehenen Aufwandes die Mängel seiner persönlichen Erscheinung leichter vergessen zu machen. Unglücklicher Weise verfolgte ihn aber ein sehr widriges Geschick, als er sich grade am eifrigsten bemühte, seiner Braut zu gefallen.

Eines Abends herrschte die tiefste Stille im ganzen Schloß. Die Infantin kniete vor ihrem Betpulte und sprach das Nachtgebet; da öffnete sich plötzlich eine Seitenthüre und sachte trat Jemand ein. Die Beterin wandte den Kopf; es war Herzog Philipp. Voll Zärtlichkeit bog er ein Knie vor seiner reizenden Braut und bat sie, als wohlerzogener Ritter, um Vergebung seiner Kühnheit.

Nach und nach ließ sich die Schöne erflehen und schien nicht ohne Wohlgefallen der Schmeichelrede ihres künftigen Gemahls zu horchen, da fällt im Laufe des süßen Gesprächs durch eine unvorsichtige Wendung plötzlich die verhängnißvolle schwarze Kappe vom Haupte des guten Philipp. Beim Anblicke des ehrwürdigen Schädels, der so ganz und gar von seiner natürlichen Zierde entblößt war, konnte sich die Infantin des lauten Auflachens nicht erwehren.

Der Herzog steht anfangs wie vom Donner gerührt, dann faßt er sich plötzlich, aus dem Gemache eilend, und noch auf der Flur hört er das schallende Gelächter seiner Braut.

Am andern Morgen ward die Hochzeit feierlich begangen, aber ein finstrer Unmuth brütete über des Herzogs Zügen und entfernte alle Fröhlichkeit. Endlich wagte ihn ein angesehener Prälat über seine Verstimmtheit zu befragen.

„Gnädiger Herr," sprach er zu ihm, „ganz Brüssel ist untröstlich ob Eures Schmerzes, vermögen wir ihn denn nicht zu lindern?"

„Unmöglich, es gibt keine Hülfe für mich, ach und ich wäre so gerne geliebt."

„Aber, gnädiger Herr, die Infantin müßte blind sein . . ."

„Wenn sie nicht sähe, daß unter diesem Käppchen, unter diesem verfluchten Kappchen, nicht Ein Haar ist."

Der Prälat setzte einen hohen Preis aus, wer diesen Maagel mit Hülfe der Kunst ersetzen könnte.

Schon verzweifelte er daran, daß an Mensch je ein Ersatzmittel für verlorene Haare finden würde.

Da ließ ein Bauer bitten, ihn vorzulassen.

Kaum war der Bauer eingetreten, so zog er aus einem alten leinenen Sack eine Art von Käppchen heraus, aber ein Käppchen mit langen Haaren versehen, wie sie nur je auf einem Menschenkopfe gewachsen.

Beim Anblick dieses Musterstückes brach der Abt in ein Freudengeschrei aus.

„Dein Name?" feng er hastig den Fremden. „Dein Name, würdiger Mann, sage mir Deinen Namen."

Digitized by Google

„Pierre Lorchant, Herr, ich bin aus Dijon und meines Gewerbes ein Bartscheerer.“

Am Abend dieses denkwürdigen Tages gab Philipp der Gute den Brüsslern einen glänzenden Ball, wo er, geschmückt mit einer Perrücke vom herrlichsten blonden Haare, erschien.

Die Geschichte hat uns verschwiegen, ob die schöne Isabella seitdem mehr Neigung zu ihrem Gatten hegte. Doch sei dem wie ihm wolle: Pierre Lorchant hatte die Perrücke erfunden und „gesegnet sei sein Andenken“ wird mancher unserer Leser, an sein Haupt greifend, für sich hinzufügen. J. W. A.

Feuilleton.

*** Doctor Blandet in Paris hat der dortigen Akademie der Wissenschaften jüngst ein in seiner Art gewiß einziges Memoire vorgelegt, welches folgenden höchst seltsamen Titel führt: „Wiederherstellung der Stimme bei menschlichen Leichen“ »Du rétablissement de la voix sur les cadavres humains«. Wir wollen — heißt es in der „Semaine scientifique“, welcher wir diese seltsame Notiz entnehmen — dieses merkwürdige Unternehmen, welches einen neuen Beweis liefern mag, was der menschlichen Wissenschaft Alles möglich ist, in seinen technischen Einzelnheiten nicht verfolgen können aber nicht umhin, dem höchst interessanten Memoire folgende Stelle zu entnehmen: „Der Kehlkopf (Larynx) — bemerkt Herr Blandet — bringt die Töne hervor, allein die anderen Sprachwerkzeuge müssen dieselben Töne erst ausarbeiten (élaborer), um sie ganz und gar menschlich zu gestalten. Das Resultat hiervon ist vollkommen, sobald ich auf den Leichnam operire. Die Stimme, die ich alsdann erlange, ist die Stimme der todten Person selbst, mit ihrem eigenthümlichen Klang, wodurch man sie aus tausend andern herauskennt. Die Täuschung ist vollkommen, und wird eine vorhergegangene Einbalsamirung diese Körpertheile unzerstört erhalten, so werde ich im Stande sein, die Todten nach vielen Jahren noch sprechen zu machen.“ Herr Blandet, fügt jenes Journal hinzu, hat von der Wirklichkeit seiner wichtigen Entdeckung bereits Beweise geliefert.

*** Eine neue Ansicht über das Leben nach dem Tode. Ein Mr. Grater sagt in seinem »Scattered leaves« betitelten Werke: Der menschliche Geist ist bestimmt, in unserem Sonnensystem nach und nach zur Vollkommenheit zu gelangen. Er beginnt seine Wanderung von dem der Sonne am nächsten Planeten und je mehr er sich von derselben entfernt, in je größerer Reinheit und Lauterkeit erstrahlt er. Sein Planeten-Leben auf Merkur und Venus ist schon beendet, wenn er, ohne ein Gedächtniß für die Vergangenheit zu haben, aus Erde erschaffen, auf der Erde einen neuen Körper empfängt. Wenn er stirbt, pilgert er zur nächsten Station: Mars, dann geht er zur Juno, Vesta, Pallas, Ceres, hierauf zum Jupiter, dann zum Saturn und erreicht endlich auf dem Georgius Sidus jene Vollkommenheit, welche das Ziel seiner langen Wanderung ist. In dieser Ansicht Graters liegt nichts Ungewöhnliches, auch andere Leute theilten früher dieselbe, jetzt aber kömmt der kalculirende, Alles merkantilisch abwägende Engländer. Er fährt fort: Die Seele macht die Wanderung von einem Planeten zum andern mit einer Schnelligkeit, die nur mit der des Lichtes vergleichbar ist. So braucht sie zu ihrer Reise von der Erde zum Mars 4 Minuten 15 Secunden. Sie verweilt auf diesem Planeten circa 200 Jahre. Nach diesem Zeitabschnitt tritt sie von Neuem ihre Wanderung an und gelangt in 10 Minuten und 5 Secunden nach dem Pallas. Auf diesem und den Planeten Vesta, Juno und Ceres treibt sie sich 500 Jahre herum. Nach dieser Zeit muß sie, ein zweiter Ahasver, abermals den Wanderstab ergreifen und gelangt in 20 Minuten 40 Secunden nach dem Jupiter. Sie kann es sich hier schon etwas comfortabler einrichten, denn sie wird hier nicht länger als 1200 Jahre herumspazieren. Nach Ablauf dieser kurzen Spanne Zeit wird ihr Paß nach dem Saturn visirt, in 56 Minuten 30 Secunden ist sie da. Auf dem Saturn muß sie am längsten, 8000 Jahre, aushalten. Erst jetzt betritt die Vielgereiste, die letzte Station, den Georgius Sidus, wozu sie 1 Stunde 18 Minuten 35 Secunden nöthig hat und beendet hier nach einem 5000jährigen Leben ihren Vollkommenheitscursus. Der Verfasser meint, seine Ansicht gewähre vielleicht den einzig positiven und klaren Blick durch die Pforten des Todes und mache das Leben nach dem Tode dem menschlichen Geiste verständlicher und begreiflicher. Sonderbares Raisonnement! Was wird denn mit der Seele, nachdem sie 5000 Jahre auf dem Georgius Sidus zugebracht? Jahrsz.

*** Das Haus der Ninon de l'Enclos in Paris, zuletzt im Besitz eines reichen Engländers, der alle jener Dame einst zugehörig gewesene Gegenstände zu einem Museum in demselben vereinigt hatte, soll nun niedergerissen werden, um einer siebenstöckigen Kaserne Platz zu machen.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 6. November.)

Aus der Offizin von B. Dondorf in Frankfurt a. M. ist ein Album malerischer Ansichten der berühmtesten Städte, ihrer Kirchen, Monumente hervorgegangen, welches als ein Prachtwerk von höchst brillanter Ausstattung gerühmt zu werden verdient. Die Ansichten von Paris, London, Wien, Petersburg, Berlin, Frankfurt rc. sind trefflich in Stahl gestochen, und jedesmal das Hauptbild von einer kleinen, durch Arabesken geschmackvoll wie zu einem Rahmen verbundenen Darstellung der bedeutendsten freien Plätze, Gebäude, Denkmale rc. umgeben. Ein zweites Heft gibt Ansichten der interessantesten deutschen Badeorte. Der Umschlag des Heftes mit Arabesken reich verziert, ist theils im Farbendruck, theils in gepreßtem Golddruck mit großer Eleganz ausgestattet. Wir glauben, daß das ganze Werk auch um der künstlerischen Gelungenheit der Stahlstiche willen große Anerkennung verdient.

— Mehrere deutsche Bühnen bereiten auf Schillers Geburtstag (10. Nov.) die Darstellung von Laubes neuestem Schauspiel, die Karlsschüler, vor, in dem bekanntlich Schiller die Hauptrolle spielt. Die „Allgem. Ztg.“ berichtet, das Stück verdiene eine günstige Aufnahme, „wenn es auch als rasch entworfenes Zeitbild höheren Forderungen der Kritik nicht ganz entsprechen dürfte.“

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 8. November. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Montag, den 9. November. Zum Vortheil des Herrn Reger. (Zum Erstenmale): Ein deutscher Leinweber, Schauspiel in 4 Akten, von Ludwig Storch und Friedrich Adami.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 310. Dienstag, den 10. November 1846.

Die Benediktiner von San Nikola il Vecchio.

(Fortsetzung)

Das Innere des Klosters war nicht weniger überraschend als sein Aeußeres. Ueberall Ruinen. Viele bodenlose Fässer, aber nirgends ein Kruzifix oder Heiligenbild. Der Graf blieb einen Augenblick stehen, denn er war einer jener Schwätzer, welche die üble Gewohnheit haben, stehen zu bleiben, wenn sie sprechen; er drückte sein Erstaunen über eine solche Zerstörung aus.

„Das darf Euch nicht befremden," antwortete der Führer, „wir sind hier ziemlich abgeschnitten von der Welt, wie Ihr sebt. Und da das Gebirg von schlechten Subjecten wimmelt, die weder Gott noch den Teufel fürchten, so lassen wir uns das Wenige, was wir haben, nicht fortschleppen. Alles, was wir von Werth besitzen, befindet sich im Keller unter Schloß und Riegel. Uebrigens werdet Ihr wissen, daß wir in der Ebene, ganz nahe bei Catania, ein anderes Kloster besitzen."

„Nein, ich wußte das nicht. Also Ihr habt noch ein anderes Kloster? Sieh' mal an!"

„Aber jetzt untersucht selbst Euer Gepäck, damit Ihr unserm Oberhaupt bestätigen könnt, daß Euch nichts abhanden gekommen ist."

„O, das ist gleich geschehen. Ein Felleisen, ein Schlafrock und ein Mantelsack. Ich empfehle Euch besonders meinen Mantelsack, denn dort steckt meine Börse."

„Also nur drei Gegenstände, nicht wahr? Aber das ist ja kaum . . ."

„Es ist genug!"

„Glaubt Ihr?"

„Ja, ich glaube."

„Gut! So wartet hier einen Augenblick," sagte der Pförtner, indem er den Graf in eine Art von Zelle treten ließ. „Ich glaube, daß in einer halben Stunde unser Oberhaupt zurück kommen wird."

Und er machte Miene fortzugehen.

„Wartet ein wenig, guter Freund! Saget einmal, dürfte ich nicht einstweilen in die Küche hinunter gehen? Ich könnte vielleicht dem Koche einen oder den andern guten Rath ertheilen?"

„Meinetwegen! Ich sehe nichts Unpassendes dabei. Doch verziehet lieber hier, bis ich Euer Gepäck in Sicherheit gebracht habe, dann will Euch abholen. Apropos! Wie viel enthält Eure Börse?"

„Dreitausend sechshundert und zwanzig Dukaten."

„Dreitausend sechshundert und zwanzig Dukaten; gut!" antwortete der Pförtner.

„Er hat ein recht ehrliches Gesicht, dieser Mann," murmelte der Graf, während er Jenem nachsah, der seine ganze robba fortschleppte. „Ein sehr ehrliches Gesicht."

Zehn Minuten später kam sein Führer zurück.

„Wenn Sie jetzt in die Küche gehen wollen, so steht es Ihnen frei," sagte der Sicilianer.

„Freilich will ich. Wo ist aber die Küche?"

„Kommen Sie!"

Der Graf folgte aufs Neue seinem Führer, der ihn in die Küche des Klosters brachte. Der Bratspieß war im Gange, alle Heerde angesteckt und überall kochte es in den Töpfen und Pfannen.

„Gut!" sagte der Deutsche, indem er auf der letzten Treppe stehen blieb und mit einem Blick das vielverheißende Schauspiel übersah. „Es scheint, daß ich auf keinen Fasttag gekommen bin. Guten Abend, Küchenmeister, guten Abend!"

Der Koch war benachrichtigt worden. Er empfing also den Grafen mit aller Auszeichnung, die einem Gutschmecker zukömmt. Der Graf benutzte diese Zuvorkommenheit, um unter der Hand die Deckel von allen Töpfen zu heben und alle Saucen zu versuchen. Plötzlich sprang er auf den Koch los, der Salz in einen Eierkuchen streuen wollte, und riß ihm das Gefäß aus den Händen, in welchem sich die Eier befanden.

„Um des Himmels Willen, was machst Du denn?" schrie der Deutsche.

„Wie? was ich mache?" fragte der Koch.

„Ja, was Du machst, frage ich."

„Ei, ich streue Salz in den Pfannkuchen."

„Unglücklicher! man thut kein Salz zu den Pfannkuchen, sondern Zucker und Eingemachtes, gutes Stachelbeereneingemachtes."

„Gehen Sie doch!" antwortete der Koch, indem er ihm das Gefäß abzunehmen versuchte.

„Nein, nein!" schrie der Graf, „ich will ihn selbst backen, den Pfannkuchen. Gieb mir nur Eingemachtes."

„Ah!" antwortete der Koch, der hitzig zu werden anfing, „wir wollen doch sehen, wer hier Herr ist!"

„Ich bin es," sagte eine kräftige Stimme. „Was giebt's?"

Der Graf und der Koch wandten sich um. Ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren, in ein Mönchsgewand gekleidet, stand an der Treppe. Er war von hohem Wuchs und hatte jenen harten und gebieterischen Gesichtsausdruck, der denen eigen zu sein pflegt, die zu befehlen gewohnt sind.

„Der Capitän!" rief der Küchenmeister.

„Aha," sagte der Graf, „es ist der General. Mein lieber General," fuhr er fort, indem er dem Mönche entgegenging, „ich bitte um Verzeihung. Aber Sie haben da einen Koch, der keine Pfannkuchen zu bereiten versteht."

„Sie sind der Graf von Weder, mein Herr?" sagte der Mönch in sehr reinem Französisch.

„Ja, mein General," antwortete der Graf, ohne die Eier oder die Gabel, mit der er dieselben zu zerschlagen sich anschickte, hinzulegen. „Ich bin der Graf von Weder in Person."

Digitized by Google

„So sind Sie es also, der mir den Empfehlungsbrief überbrachte, den mir der Bruder Pförtner zugestellt hat?“

„Ich selbst.“

„Seien Sie willkommen, Herr Graf.“

Der Graf verneigte sich.

„Ich bedaure nur,“ fuhr der Mönch fort, „daß die einsame Lage unseres Klosters, seine Entfernung von jedem bewohnten Orte uns nicht erlaubt, Sie besser zu empfangen. Aber wir sind arme Gebirgseinsiedler und ich hoffe, Sie werden uns verzeihen, wenn unsere Tafel nicht besser besetzt ist.“

„Wie? nicht besser besetzt? Im Gegentheile, das Nachtessen scheint mir vorzüglich und wenn ich meinen Pfannkuchen mit Eingemachtem angefertigt haben werde..“

„Aber, Hauptmann,“ sagte der Koch.

„Gib' dem Herrn Eingemachtes, damit er Pfannkuchen nach seiner Art bereiten kann,“ befahl der Mönch.

Der Koch gehorchte ohne ein Wort zu entgegnen.

„Jetzt Herr Graf, geniren Sie sich nicht,“ sagte der Mönch, thuen Sie, als ob Sie zu Hause wären, und wenn Ihr Eierkuchen fertig ist, so kommen Sie herauf. Wir erwarten Sie.“

„In fünf Minuten bin ich fertig. Lassen Sie nur auftragen.“

Und er stieg wieder die Treppe hinauf.

Einen Augenblick nachher kamen zwei Brüder und vollzogen die Befehle des Koches. Während der Zeit vollendete der Graf mit triumphirender Miene sein Backwerk. Als er damit zu Ende war, ging auch er hinauf. Der Superior erwartete ihn mit der ganzen Brüderschaft, die aus etwa zwanzig Mönchen bestand, in dem hellerleuchteten Refektorium, wo man eine vollkommen gedeckte Tafel errichtet hatte. Der Graf wurde durch die Pracht des Silbergeschirres, welches die Tafel zeigte, so wie duech die Feinheit des Tischtuches und der Servietten überrascht. Das Kloster hatte aus seiner Silber- und Weißzeugkammer das Beste hervorgeholt, um seinem Gaste Ehee zu machen. Was den Saal betraf, so stach dieser allerdings durch sein zerfallenes Aussehen sonderbar von der gedeckten Tafel ab. Es war ein großer Raum, der ehemals als Kapelle gedient haben mochte, in welchem man neuerdings ein Kamin angebracht hatte. Die Wände überdeckten statt aller Zierrathe Spinnengewebe. Einige Fledermäuse, durch das Licht angelockt, flatterten an der Decke herum und flogen nach Belieben durch die zerbrochenen Fensterscheiben aus und ein. Außerdem war ein ganzes Zeughaus von Karabinern malerisch an der Wand aufgestellt. Der Graf betrachtete alles dies mit einem Blicke und bewunderte die religiöse Selbstverleugnung der wackeren Mönche, die im Besitze solcher Schätze, wie sie vor seinen Augen ausgebreitet waren, gleich den alten Einsiedlern vom Berge Carmel, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, lebten. Der Superior bemerkte sein Erstaunen.

„Herr Graf,“ sagte er mit feinem Lächeln, „ich bitte Sie nochmals um Verzeihung wegen des schlechten Nachtessens und des harten Lagers, welches Sie hier finden werden. Man hat Ihnen vielleicht das Innere unsers Klosters als einen Ort des Vergnügens und des Wohllebens beschrieben. Sie sehen, wie die Welt uns beurtheilt, Herr Graf. Ich hoffe daher, daß Sie, wenn Sie in die Welt zurückkehren, uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Meiner Treu, General,“ antwortete der Graf, „ich wüßte nicht, was der Tafel fehlen sollte. Ich habe eine sehr gut organisirte Küche angetroffen und setze voraus, daß auch der Wein . . .“

„O,“ antwortete der Superior, „was das betrifft, so können Sie ruhig sein. Der Wein ist gut.“

„Nun, wenn nur der Wein gut ist, so fehlt weiter nichts.“

„Nur möchte ich befürchten, daß unsere Gebräuche Ihnen wenig geistlich erscheinen dürften,“ fuhr der Superior fort. „So haben wir z. B. den Gebrauch, niemals zu Nacht zu essen, ohne daß Jeder von uns ein Paar Pistolen an seiner Seite liegen hat. Es ist dieses eine Vorsichtsmaßregel gegen die Zufälle, die jeden Augenblick eintreten können, besonders an einem so einsam gelegenen Orte. Sie werden also gütigst entschuldigen, wenn wir, trotz Ihrer Gegenwart, nicht von unserer Gewohnheit abweichen.“

Bei diesen Worten hob der Superior seine Kutte in die Höhe und zog ein Paar prachtvolle Pistolen aus seinem Gürtel, die er neben seinen Teller niederlegte.

(Schluß folgt.)

Abenteuer auf den Marquesasinseln.

(Schluß.)

Kurz nachher vernahm man Mehevis Stimme, und eine Portion geröfteten Schweins erklärte die verdächtigen Anstalten, welche die Heroen der Freunde so sehr erschüttert hatten. Toby scheint sich in der That nie von dem Schrecken erholt zu haben. Da er besser zu Fuße war als Melville, dessen Fuß sich nur langsam erholte, so scheint er auch mehr auf die Flucht bedacht gewesen zu sein, die er wirklich nicht lange nachher bewerkstelligte. Wenigstens scheint dies der Fall gewesen zu sein, denn er verschwand und Meloille vernahm nie wieder von ihm. Als er die Eingebornen nach seinem Kameraden befragte, gab man ausweichende und widersprechende Antworten und es hatte den Anschein, als suche man ihm ein entsetzliches Unglück zu verheimlichen. Melville mußte sich daher einen einsamen Aufenthalt unter diesen Wilden gefallen lassen, die ihm denselben nach Kräften angenehm zu machen suchten und nur Mißtrauen und Unmuth zeigten, wenn sie glaubten, daß er der Freuden ihres glücklichen Thales überdrüßig sei. Feste, Begräbnißfeierlichkeiten der Eingebornen und ähnliche Scenen schildert der Erzähler, der sich indeß wirklich bald hinwegzusehnen begann, besonders als man sich eifrig zeigte, ihn zur Tipi-Religion zu bekehren. Daß ihm die Flucht endlich glücklich gelang, beweist schon das Erscheinen der Beschreibung seiner Erlebnisse, woraus wir nur noch das folgende mittheilen wollen.

„Am Dachbalken im Hause Marheyos (so hieß sein Wirth) hing eine Anzahl in Tappa eingehüllter Packete. Viele derselben hatte ich oft in den Händen der Eingebornen gesehn und ihr Inhalt war in meiner Gegenwart untersucht worden. Drei Packete jedoch, die fast über meiner Lagerstätte hingen, hatten durch ihr eigenthümliches Ansehn meine Neugier oft rege gemacht. Mehrmals hatte ich Kory-Kory aufgefordert, mir ihren Inhalt zu zeigen, aber mein Diener, der sonst immer meine Wünsche zu erfüllen bemüht war, verweigerte mir stets die Erfüllung dieses Verlangens. Als ich eines Tages unerwartet aus dem Ti zurückkehrte, schien meine Ankunft die Bewohner des Hauses in die größte Verlegenheit zu bringen. Sie saßen bei-

Digitized by Google

sammen auf den Matten und schloß ich aus den Schnüren, die vom Dach bis an den Boden herunter gezogen waren, daß man die geheimnißvollen Packete aus dem oder jenem Grunde besichtigte. Die augenfällige Unruhe der beobachteten Wilden erfüllte mich mit schlimmer Ahnung und mit dem unbezwinglichen Verlangen, das so eifersüchtig bewahrte Geheimniß zu durchschauen. Trotz der Anstrengung Marheyos und Kory-Korys, mich zurückzuhalten, drängte ich mich in die Mitte des Kreises und konnte eben noch flüchtig die Menschenköpfe erblicken, die von den Andern hastig in die Umhüllung gewickelt wurden, aus welcher man sie genommen hatte. Einen von den drei Köpfen sah ich deutlich. Er war vollkommen erhalten und schien, nach dem unvollkommenen Anblick, den ich davon hatte, einer Räucherung unterworfen gewesen zu sein, wodurch er sein dürres, hartes und mumienartiges Ansehn erlangt hatte. Die zwei langen Schadellocken waren auf dem Kopf in derselben Weise zusammengerollt, wie sie die Person während des Lebens getragen hatte. Die eingesunkenen Wangen erschienen noch schrecklicher durch die Reihen glänzender Zähne, die zwischen den Lippen hervorsahen, während die Augenhöhlen, ausgefüllt mit ovalen Perlmutterstücken, mit einem schwarzen Fleck in der Mitte, die Widerlichkeit des Anblicks noch mehr erhöhten. Zwei der Köpfe waren Insulanern angehörig; aber der dritte war, zu meinem Grausen, der eines weißen Mannes. Obwohl er mir schnell aus den Augen gerückt worden war, genügte der flüchtige Blick doch, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht geirrt hatte." — Kurz nachher fand ein siegreiches Gefecht mit dem Stamme der Huppars statt. Es wurde ein Fest gefeiert, von welchem der Fremde ebenfalls sorgfältig ferngehalten wurde, wahrscheinlich weil man einige Gefangene opfern wollte. Diese Erfahrungen verleideten Melville den Aufenthalt unter seinen Wirthen noch mehr, die, bei all ihrer Freundlichkeit, doch Wilde waren.

Vielleicht findet sich ein deutscher Uebersetzer für das Buch, welches, obwohl es manche Unwahrscheinlichkeiten enthält, doch an interessanten Schilderungen sehr reich ist.

Bl. a. d. G.

Londoner Begräbnißart.

Unter dem effektvollen Titel „die Schrecken London's" ist kürzlich eine Broschüre in London erschienen, welche indessen nur die Mißbräuche bei Begräbnissen behandelt. Auf einem Kirchhof grabt man ein Loch von 30 Fuß Tiefe und stellt einen Sarg hinein, andere kommen nach und werden darüber gestellt, mit Kindersärgen füllt man die Ecken aus, und wenn endlich der Haufen aus 16 oder 18 Särgen besteht, und nur noch etwa anderthalb Fuß von der Oberfläche entfernt ist, wirft man eine schwache Erdschichte darüber. Welcher eckelhafte Geruch, welche schädliche Gase sich aus solchen Leichenpyramiden entwickeln, kann man ohne Mühe errathen. Es gibt volkreiche Quartiere, wo eine Masse Lebender nur wenig Luft einzuathmen haben, und diese Luft ist leichenhaft in der ganzen Strenge des Worts. Vom 1. Januar bis 31. December verläßt der Typhus die Umgebungen des Kirchhofs von St. Clement nicht. In der Straße St. Clement ist eine Kapelle und darunter ein Keller, in den man die Leichen aufstapelt, namentlich die aus zwei benachbarten Arbeitshäusern und einem Hospital. Ueber diesen Särgen ist nicht eine Handvoll Erde, nur ein Boden trennt sie von der Kirchengemeinde, und dieser Boden besteht aus zerbrochenen, an mehreren Orten geborstenen Brettern. Ganz in der Nähe ist ein Cloak, aber dieser Cloak wird nie gereinigt. Wenn man die Pest aus allen Ecken der Welt verscheuchen könnte, sie würde sich hieher flüchten. Die Sterblichkeit, welche in diesem Quartier herrscht, ist unglaublich; freilich ist es nur von Irländern bewohnt, und wie mitleidsvoll England diese Parias behandelt, ist bekannt; indeß setzt die Sterblichkeit dieses Quartiers unaufhörlich die öffentliche Gesundheit in Gefahr, und somit ist endlich auch im Parlament von dieser Sache die Rede gewesen. Wäre von einem Vorfall in Oceanien, von einer Nachricht aus dem Orient die Rede gewesen, die Diskussion würde sehr lebhaft geworden sein, aber etwas, das so nahe lag, beschäftigte den hohen Senat wenig. Indeß wurde eine Untersuchung angeordnet, und ein großer Band Berichte und Zeugenaussagen wurde gedruckt, aber diesen Band liest niemand und die Kirchhofspolizei bleibt, wie sie war; indeß sind schauderhafte Thatsachen zu Tage gekommen.

Unter den zahllosen Arten von Diebstahl, die in London vorfallen, ist der Sargdiebstahl sehr häufig und lucrativ; man stiehlt Bleisärge, und wenn es an solchen fehlt, auch hölzerne; mehr als einmal wurden die Todtengräber der Mitschuld überführt. Chemiker haben die Gase, welche aus diesen Beinhäusern aufsteigen, analysirt und gefunden, daß hier in der Luft Mischungen von Sauerstoff und Stickstoff schwimmen, weit giftiger als Arsenik und Blausäure, wenn man sie in reinem Zustand auffangen könnte; sie behalten, wenn sie in wohl verschlossenen Gefäßen eingesperrt sind, ihre schädlichen Eigenschaften über tausend Jahre.

Ein Architekt hat einen Plan vorgeschlagen, der diesen Nachtheilen etwas abhelfe: er will die Leichen nicht mehr dem Boden übergeben, weil dies zu viel Raum verlangt, sondern eine Pyramide bauen, würdig einer Stadt wie London, welche fünf Millionen Leichen fassen könnte und doppelt so hoch wäre als der Kirchthurm von St. Paul; ungeheure Granitblöcke sollten die äußern Seiten bilden, vier riesenhafte Treppen bis zum Gipfel hinaufführen. Die größte Pyramide Aegyptens wäre dagegen unbedeutend, aber die erforderliche Summe würde sich auf drittehalb Mill. Pfd. belaufen. Indeß ein Jahr liefert 30,000 Todte, und jeder Todte würde, einer in den andern gerechnet, 5 Pfd. zahlen. Das wäre eine Bruttoeinnahme von 150,000 Pfd. Die Unterhaltungs- und Verwaltungskosten würden gleichfalls den Todten zur Last fallen. Das wäre also ein sehr lucratives Geschäft, und der Baumeister hatte wohl nicht Unrecht, seine Pyramide auf Actien gründen zu wollen. Unglücklicherweise haben aber jetzt die Capitalisten einen heiligen Schrecken vor neuen Unternehmungen und der Grabbau besteht vorerst nur auf dem Papier.

Feuilleton.

*** Ein Verehrer Ninons. Lord Hervey sieht zu London in einem Kunstcabinet die Wachsbüste Ninons de Lenclos und verliebt sich sterblich in dieselbe. Er verläßt Familie, Freunde, Vaterland und eilt nach Paris. Dort angekommen fragt er sogleich nach Ninon. Man sagt ihm daß diese Dame bereits vor hundert Jahren gestorben. Lord Hervey kehrt in seine Wohnung zurück, macht sein Testament und ist im Begriff sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als er in einem Journal liest, daß das Hotel, welches Ninon ehemals bewohnte, zu verkaufen sei. Er gibt seinen Vorsatz auf, kauft das Hotel und schließt sich dort ein, nur in Erinne-

Digitized by Google

rung an die berühmte Courtisane schwelgend. Der Lord sendet nach allen Weltgegenden Commissionäre, welche Gegenstände, die ehemals Ninon gehörten, aufkaufen müssen und er bekommt in seinem Hotel zuletzt eine wahre Antiquitäten-Sammlung. Endlich glaubt er alles beisammen zu haben, nur eins fehlte ihm noch, der famose Schminktopf, den Ninon vom Prinzen von Conti empfing. Dieser Schminktopf war in die Hände des Grafen von Bonneval gekommen, der ihn gegen eine Pfeife an Trebisonder Kaufleute gab. Diese Kaufleute verkauften ihn an einen Eunuchen des persischen Sultans Amurat, der ihn einer seiner Odalisken schenkte, die von einer persischen Militärperson entführt wurde. Hier verlor sich die Spur des Schminktöpfchens. Lord Hervey sandte einen Herrn Lottin von Laval nach dem Kleinod aus und es gelang diesem, dasselbe in Mesopotamien wiederzufinden. Die Königin des Landes trug den Topf mit einem Ring an ihrer Nase befestigt und man hielt ihn für einen Talisman gegen Crocodille. Herr Lottin v. Laval tauschte ihn gegen einen zerbrochenen Spiegel, eine Art nach 12 Glasperlen ein und eilte mit seinem Schatz nach Paris. Als Lord Hervey den Topf erblickte, drückte er ihn an seine Lippen und fiel um. Der Schlag hatte ihn gerührt. Jahrsz.

*** Rom. Die gymnastische Fertigkeit eines norddeutschen Landsmanns ward in diesen Tagen der Anlaß zu einem in seiner Art seltenen Abenteuer. Ein ausgezeichneter Schwimmer, P. W. aus B., wettete mit einem Engländer, er wolle von Ponte Molle (dem antiken Poas Milvius) bis zur Brücke der Engelsburg gestiefelt und angekleidet wie er war hinunterschwimmen. Die Entfernung von der einen bis zur andern Brücke beträgt zwei gute italienische Meilen. Die Wette ward gegenseitig versichert. W. stürzte sich in den reißenden Fluß, theilte mit gewandten Armen seine gefährlichen Strudel und erreichte zum äußersten Erstaunen des am Ufer zusammengelaufenen Volks die Nähe der Kirche San Giovanni de' Fiorentini jenseit der als Ziel bestimmten Engelsbrücke. Da eilten Männer in Barken herbei, ihn aufzufischen, weil sie glaubten, er habe sich um Selbstmord zu begehen in die Tiber geworfen, gierig auch nach der für solche Retter stets gewissen goldenen Rettungsmedaille. Allein unser Landsmann schlug mit den Händen um sich, seine Reise noch weiter fortzusetzen! Vergeblich. Er ward ans Gestade gezogen und in eine nahe Soldatenwache gebracht. Auf seine bestimmte Erklärung, daß er keineswegs sich zu ertränken, sondern Spaßes halber diese Wasserreise gemacht habe, gerieth der ihn verhörende Unteroffizier mit allen Anwesenden vor Staunen außer sich, erklärte ihn für wahnsinnig und schickte ihn mit Begleitung nach dem Tollhause an der Longara. Hier saß unser guter Deutscher fünf Tage, jeden Morgen besuchte ihn ein Arzt in der Erwartung, neue Proben der vermeinten Narrheit von ihm zu erhalten. Da diese ausblieben, so setzte man ihn am sechsten Tage wieder auf freien Fuß. Schwimmer solcher Vollkommenheit gibt es freilich im modernen Rom nicht mehr, was aber hier nicht vorkommt, das halten die Römer, wenn es aus der Fremde zu ihnen kommt, bekanntlich nach Befinden der Umstände für Lug und Trug oder Narrheit und Wahnwitz.

*** Das Inquisitionstribunal zu Lima soll noch furchtbarer gewesen sein, als jenes zu Madrid. Indessen wurde ihm die Sache nicht immer leicht gemacht. So sollte sich einmal der Vicekönig Castel Fuerte versündigt haben, daß er vor dem Ketzergericht erscheinen mußte; dieses aber wollte die Gelegenheit benutzen, der Welt zu zeigen, wie groß seine Allmächtigkeit sei, der sich selbst der weltliche Herr des Landes fügen müsse. Castel Fuerte dachte anders. Als Tag und Stunde, wo er vor dem Tribunal erscheinen sollte, gekommen waren, umgab er sich mit seiner Leibwache, einer Compagnie Infanterie und zwei Kanonen. Dann trat er in den Schreckenssaal, setzte sich an den Tisch der Richter, zog seinen Degen und legte denselben entblößt vor sich. „Senores," redete er die Herren an, „ich bin nun bereit, mit Ihnen meine Sache zu schlichten, aber ich kann ihnen nur höchstens eine Stunde Zeit gönnen; ist diese Zeit verstrichen und ich bin nicht in die Mitte meiner Offiziere zurückgekehrt, so haben sie den gemessenen Befehl, das Haus dem Erdboden gleich zu machen." Verblüfft durch solche Kühnheit stellten sich die Herren einen Augenblick, als wenn sie Berathung pflegten, und geleiteten dann mit überschwenglicher Artigkeit den entschlossenen Vicekönig bis auf die Straße zurück. †††.

*** Der elektrische Telegraph in Ehesachen. So gut, wie dem neulich erwähnten nordamerikanischen Liebespaare, das sich durch den Telegraphen verheirathete, ist es einem Liebespaare in England mit dieser neuen Erfindung nicht ergangen. Die Eltern des jungen Mädchens, welche zu Nottingham wohnen, erfuhren, daß ihre Tochter mit ihrem Geliebten nach Lincoln abgereist sei; sie begaben sich sogleich nach dem Bureau des elektrischen Telegraphen (von Nottingham nach Lincoln) und ließen durch dasselbe die Polizeibehörde in letzterer Stadt ersuchen, die Flüchtlinge an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern. Als die Heirathslustigen zu Lincoln ankamen, wurden sie von Beamten der bereits unterrichteten Polizeibehörde in Empfang genommen. Das junge Mädchen wurde ihren Eltern nach Nottingham zurückgeschickt.

*** Es gibt auch in Holstein ein Krähwinkel, schreibt Kohl. Von den Bewohnern von Büsum erzählt man sich, es seien einst ihrer neun beim Bade ins Meer geschwommen. „Als sie zurückkamen, hätte sie die Furcht ergriffen, es möchte unterwegs Einer von ihnen ertrunken sein und Einer hatte daher angefangen zu zählen. Da er aber sich selbst nicht mitgezählt, so hätte er nur acht herausgebracht und eben so wäre es allen Uebrigen gegangen und sie hätten daraus den Schluß gezogen, Einer von ihnen müßte unterwegs ertrunken sein. Sie hätten ihn aber überall vergebens gesucht. Da sei endlich ein Fremder des Weges gekommen, dem hätten sie den Fall erzählt und ihn gebeten, ihnen zu sagen, wie sie wohl richtig zählen könnten; sie glaubten, sie wären nur mit acht und doch könnten sie den Neunten nirgends finden. Da habe der Fremde ihnen den Rath gegeben, sie sollten sich alle auf den Strand hinwerfen, ihre Nase in den Sand abdrücken und dann die Abdrücke zählen, dieß müßte die richtige Anzahl geben."

*** Folgender Witz ist einem holländischen Journal entnommen: Die europäischen Regierungen sind in Hinsicht ihrer Wohnungen, England ausgenommen, sehr bescheiden; die Königin von England hat zwei Häuser, der König der Franzosen nur zwei Kammern, manche deutsche Staaten haben gar nur eine Kammer, in Oesterreich, Preußen und Rußland begnügt man sich mit einem Cabinette, der Sultan hat nur einen Divan, und der Papst hat gar mit einem Stuhle genug.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 9. November. Zum Vortheil des Herrn Reger. (Zum Erstenmale): Ein deutscher Leinweber, Schauspiel in 4 Akten, von Ludwig Storch und Friedrich Adami.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 10. November. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Beethoven. (Gastrolle) Fidelio: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 311. Mittwoch, den 11. November **1846.**

Die Benediktiner von San Nikola il Vecchio.

(Schluß.)

„Sie haben Recht, General, Sie haben ganz Recht!“ antwortete der Deutsche. „Die Pistolen sind die Freunde des Menschen; ich führe auch Pistolen nach. Aber, es ist erstaunlich, wie sehr die Ihrigen den meinigen gleichen.“

„Das mag wohl sein,“ antwortete der Superior, indem er ein Lächeln unterdrückte. „Es sind ausgezeichnete Waffen, die ich aus Deutschland von Kukenreiter habe kommen lassen.“

„Von Kukenreiter? Ganz recht, dort sind auch die meinigen gemacht. Lassen Sie dieselben doch einmal aus meinem Gepäcke herbeiholen, um eine kleine Vergleichung anzustellen.“

„Nach dem Essen, Graf, nach dem Essen. Indessen setzen Sie sich mir gegenüber; so, es ist recht. Können Sie Ihr Benedicite sprechen?“

„Ich habe es einmal gekonnt, aber ich glaube es ziemlich vergessen zu haben.“

„Um so schlimmer,“ sagte der General, „denn ich zählte auf Sie, um es zu sprechen. Aber da Sie es vergessen haben, so werden wir es für diesmal unterlassen müssen.“

Und in der That schluckte der Graf seine Suppe ohne Benedicite hinunter, was auch die andern Mönche thaten. Als er fertig war, reichte ihm der Kapitän eine Flasche.

„Versuchen Sie doch einmal diesen Wein.“

Der Graf, der noch ungewiß war, ob er es mit einem ausgesuchten Wein zu thun hatte, füllte ein kleines Glas und untersuchte dann, indem er es gegen die zunächststehende Kerze hielt, die goldgelbe Flüssigkeit, führte sie darauf zum Munde und probirte den Wein mit der wollüstigen Bedächtigkeit eines Kenners von Fach.

„Es ist erstaunlich,“ sagte der Graf, „ich glaubte bisher alle Weine zu kennen, und kann doch über diesen nicht einig werden. Vielleicht daß es Madera von jungem Gewächse ist.“

„Es ist Marsala, Herr Graf, ein Wein, der nicht bekannt ist, obgleich er es zu sein verdiente. Ja, unser armes Sicilien schließt noch eine Menge von solchen unbekannten Schätzen in sich.“

„Wie, sagten Sie, daß er heiße?“ fragte der Graf, indem er sich ein zweites Glas einschenkte.

„Marsala.“

„Marsala! Wahrhaftig, ein herrlicher Wein! Kömmt er theuer?“

„Zwei Soldi die Flasche.“

„Zwei Soldi die Flasche!“ rief der Graf, indem er sich ein drittes Glas einschenkte.

„Indessen muß ich Ihnen bemerken, daß er einen Fehler hat,“ fügte der Superior hinzu. „Er ist sehr berauschend.“

„Berauschend!“ sagte der Graf verächtlich. „Ich wollte eine Kanne davon trinken, und Niemand sollte mir mehr ansehen, als wenn ich ein Glas Stachelbeersyrup getrunken hätte.“

„So thun Sie sich keinen Zwang an und benehmen Sie sich ganz wie zu Hause. Nur bemerke ich Ihnen, daß wir noch andere Seelen haben.“

Auf die ihm zugestandene Erlaubniß hin begann der Graf zu essen und zu trinken, wie ein ächter Deutscher, und man muß gestehen, er unterstützte auf eine bewundernswerthe Weise den Ruf, in welchem seine Landsleute stehen. Die Mönche, von ihrem Superior aufgemuntert, wollten ihrerseits nicht hinter einem Fremden zurückbleiben, so daß das religiöse Schweigen, das beim Beginne des Mahles geherrscht hatte, bald aufgegeben wurde, und Jeder zuerst mit gedämpfter Stimme mit seinem Nachbar, dann lauter mit Allen zu sprechen anfing. Beim zweiten Gange verwandelte sich das Gespräch in Geschrei, und man begann die sonderbarsten Abenteuer zu erzählen. Der Graf, so wenig er auch das Sicilianische verstand, glaubte doch zu bemerken, daß hauptsächlich von kühnen, durch Räuber ausgeführte Thaten, von geplünderten Klöstern, aufgehängten Gensdarmen, entführten Nonnen die Rede war. Indessen war dies für ihn nichts Ueberraschendes. Die abgeschiedene Lage der würdigen Benediktiner, ihre Entfernung von der Stadt, mochte sie mehr als einmal zu Zeugen solcher Scenen gemacht haben. Der Marsala kreiste fortwährend unbeschadet des alten Syrakusaners, des Muskat von Calabrien und des Malvasiers von Lipari an der Tafel herum. So stark auch der Kopf des Grafen war, fingen doch nachgerade seine Augen an mit Nebel überzogen, und seine Zunge schwer zu werden. Nach und nach folgten auf die Unterhaltung Monologe, und auf diese Gesänge. Der Graf, der auf gleicher Höhe mit seinen Wirthen zu bleiben versuchte, stöberte sein anakreontisches Liedereregister durch, und da er für den Augenblick nichts als Schillers Räuberlied verfand, so begann er mit schmetternder Stimme das berüchtigte: „Ein freies Leben führen wir“, wobei es ihm vorkam, als würfen die Mönche ihre geistlichen Kleider ab und verwandelten sich nach und nach selbst in Räuber. Die ascetischen Gesichter verloren auf einmal ihren frommen Ausdruck und strahlten in wilder Freude. Inzwischen wurde fortwährend gezecht, und so oft man einschenkte, waren es neue Weine, immer einer berauschender als der andere, die aus dem Keller des Fürsten von Paterno oder aus den Lagern der Dominikaner von Aci-Reale geraubt waren. Man schlug mit den geleerten Flaschen auf den Tisch, um frische zu verlangen und stieß dabei die Lampen um. Das Feuer theilte sich dem Tischtuche mit, das Tuch entzündete den Tisch und statt zu löschen, wurden Stühle und Bänke darauf geworfen. In einigen Augenblicken war der Tisch ein ungeheurer Scheiterhaufen, um welchen die Mönche, die Banditen geworden waren, wie Satane herumtanzten.

Digitized by Google

Mitten im Getümmel dieses Hexensabbathes erscholl plötzlich die Stimme des Hauptmannes:

„Le monache! Le monache! (die Nonnen!)"

Ein fürchterliches Hurrah beantwortete den Ruf.

Einen Augenblick nachher öffnete sich eine Thüre und vier Nonnen erschienen, durch fünf bis sechs Banditen herbeigeschleppt. Ein Freudengeheul empfing sie. Der Graf sah alles wie in einem Traume an, und wie in einem Traume kam es ihm vor, als ob eine überirdische Macht seinen Körper an seinen Platz fessele, während sein Geist frei umherschwärmte. Die Banditen stürzten ihnen entgegen. Der Hauptmann versuchte seine Stimme vernehmbar zu machen, aber das allgemeine Geschrei übertäubte sie. Dann kam es dem Grafen vor, als ob der Hauptmann die berühmten Kukenreiter ergreife, die so sehr seinen eigenen glichen. Er glaubte zwei Schüsse zu hören und schloß die Augen, ganz geblendet von den Blitzen. Als er sie wieder öffnete, sah er Blut, und zwei Räuber, die sich heulend in einer Ecke krümmten. Weiter sah er nichts mehr; seine Augen schlossen sich zum zweiten Male, ohne daß er die Kraft hatte, sie wieder zu öffnen, seine Beine brachen unter ihm zusammen und er stürzte wie eine leblose Masse zu Boden. Er war vollständig — betrunken.

Als er erwachte, war es hoch am Tage. Er rieb sich die Augen, richtete sich auf und sah um sich. Er hatte unter einem Baume an der Grenze des Waldes geschlafen. Rechts lag Nikolosi, links Pedara, vor ihm Catania und hinter ihm Catania Marina. Er schien die Nacht unter freiem Himmel auf einem weichen Sandbette zugebracht zu haben, den Kopf auf seinem Mantelsacke und ohne einen andern Betthimmel, als den unermeßlichen Azur. Anfangs erinnerte er sich an gar nichts, und befand sich eine Zeit lang in dem Zustande eines Menschen, der aus einem betäubenden Schlafe erwacht. Endlich richtete er, zuerst langsam und verworren, seine Gedanken auf das Vergangene, und bald fiel ihm seine Abreise von Catania ein, die Bedenklichkeiten des Maulthiertreibers, seine Ankunft im Kloster, der Zank mit dem Koche, der Empfang des Generals, das Mahl, der Marsala, die Orgie, das Feuer, die Nonnen und die Pistolenschüsse. Er sah aufs Neue um sich und bemerkte sein Felleisen, seinen Schlafrock und seinen Mantelsack. Er öffnete den Letztern und fand darin seine Brieftasche, seine Meerschaumpfeife, seinen Tabakebeutel und seine Börse, die zu seinem größten Erstaunen noch ebenso rund schien, als ob nichts vorgefallen wäre. Er öffnete sie mit Beklommenheit; sie war noch immer mit Gold gefüllt, und außerdem lag ein Billet darin. Der Graf öffnete es begierig und las wie folgt:

„Herr Graf!

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß wir uns „auf eine so plötzliche Weise trennen; aber ein Unternehmen von höchster Wichtigkeit ruft uns nach der Gegend „von Cefalu. Ich hoffe, daß Sie die Gastfreundschaft der „Benediktiner von San Nikola il Vecchio nicht vergessen, „und wenn Sie nach Rom zurückkehren, Monsignor Moroni bitten werden, uns arme Sünder in sein Gebet einzuschließen.

„Sie werden all' Ihr Gepäck wieder finden, mit Ausnahme der Kukenreiter, welche ich als Andenken behalten „zu dürfen bitte.

Don Gaetano,
Prior zu San Nikola il Vecchio,
am 16. October 1806."

Der Graf von Weder zählte sein Geld. Es fehlte nicht ein Heller daran.

Als er in Nikolosi ankam, fand er das ganze Dorf in Aufruhr; den Tag vorher war das Kloster zu Santa Klara erbrochen, das Silberzeug gestohlen und die vier jüngsten und schönsten Nonnen geraubt worden, ohne daß man ermitteln konnte, was aus ihnen geworden war. Der Graf fand seinen Maulthiertreiber wieder, bestieg sein Thier und kam nach Catania, wo er, als er erfuhr, daß ein Schiff nach Neapel segelfertig lag, sich einschiffte, und in derselben Nacht noch Sicilien verließ.

Zwei Jahre später las er in der „Allgemeinen Zeitung", daß der berühmte Banditenhauptmann Gaetano, der sich des Klosters San Nikola il Vecchio auf dem Aetna bemächtigt hatte, um eine Räuberhöhle daraus zu machen, nach einem furchtbaren Kampfe gegen ein englisches Regiment von diesem gefangen und zur großen Freude der Bewohner von Catania gehängt worden sei, die er zuletzt sogar unter den Mauern ihrer Stadt zu berauben gewagt hatte.

C. S.

Die böse Taubheit.

Wer das nördliche England bereiste, der kennt auf der Poststation, die zunächst an Gretna Green grenzt, den alten tauben Postillon, Joey Dudley. Im Junius des Jahres 1814 hatte er, als die Kälte gerade sehr strenge war, die Unvorsichtigkeit gehabt, sich ohne sein wollenes Mützchen schlafen zu legen, eine heftige Erkältung hatte ihm sein Gehör genommen.

Nach diesem Verluste stand er doch noch seinem Amte vor; in seinem täglichen Berufsgeschäft nutzten ihm Augen und Sporen mehr als die Ohren. Täglich machte er die vier Meilen hin nach Gretna Green und ebenfalls wieder zurück; er kannte jede Stelle so genau, daß er seine Pferde mit verbundenen Augen dorthin führen konnte. Die Unterredungen des Reisenden in einer Postchaise mit dem Postillon sind fast immer dieselben, Joey kannte aus Erfahrung die drei oder vier Fragen, die an ihn gerichtet wurden, selbst die Stellen, wo man Auskunft von ihm verlangte, wußte er genau, daher hatte er seine Antworten stets in Bereitschaft. Von Zeit zu Zeit wandte er sich also auf seinem Sattel um, und wenn er bemerkte, daß die Augen des Fremden auf ihn gerichtet, die Lippen desselben in Bewegung waren, vielleicht gar die Hand nach irgend einem Orte hindeutete, nach einem Gebäude, einem Gehölz oder sonst dergleichen, dann erzählte der ehrliche Postillon, wem das zugehörte, und fügte noch einige Nebenumstände hinzu. Paßten seine Antworten zuweilen nicht, so schoben die Reisenden es darauf, daß er vor dem Geraffel der Räder die Frage nicht recht verstanden habe. Wandte man zu einer ihm ungewohnten Zeit die Rede an ihn, so zuckte er die Achseln und entgegnete: man möge entschuldigen, er sey ein wenig harthörig.

Im Sommer des Jahres 1829 machte eine mit vier raschen Pferden bespannte Chaise vor dem kleinen Posthause Halt, in welchem Joey diente. Ein junger eleganter Herr und eine dicht verschleierte Dame saßen in dem Wagen, der erstere rief hinaus, daß man ihm sogleich vier andere Pferde vorspannen solle. Der Postmeister trat an den Schlag des Wagens und bedauerte es sehr, nur zwei Pferde und den Postillon Joey zu Hause zu haben. „Das ist über alle Beschreibung verdrießlich, rief der Herr, „zwei

Digitized by Google

elende Postpferde können mein Unglück herbeiführen. Herr Postmeister, wir werden verfolgt, schaffen Sie Rath, um jeden Preis!"

„Ah, das ist eine Affaire von Gretna Green," entgegnete der Beamte, „doch mein Herr, da kann ich helfen, meine zwei starken rüstigen Pferde führen Sie schneller dorthin, als vier von andern Stationen. Ich habe die besten Thiere zehn Meilen in der Runde; wenn Sie sich indeß eine viertel oder halbe Stunde gedulden wollen, können Sie auch vier bekommen."

„Großer Gott! eine halbe Stunde, in einer Lage wo wenige Minuten unsern Untergang herbeiführen können!" rief in großer Gemüthsbewegung der junge Mann. „Ich baue auf ihre Zusicherung hinsichtlich der Pferde, darum lassen sie dieselben anspannen, um Gotteswillen aber eilen Sie!"

Nur einige Momente nach dieser Unterredung hatte Joey die Thiere vorgelegt, und schaute seinem Herrn grade ins Gesicht; dieser gab ihm ein Zeichen, daß er eilen möge so sehr er könne, und so ging die Reise vorwärts. Bald hatte das Paar im Wagen Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Posthalter die Wahrheit gesagt hatte, sie legten eine große Strecke Weges in kurzer Zeit zurück, und man überließ sich der frohen Zuversicht, daß man das ersehnte Ziel ungefährdet erreichen würde.

Da plötzlich läßt sich ein lautes Krachen vernehmen, ein Schrei der Dame, ein heftiger Stoß — dann vollständige Ruhe folgen einander. Der Vordertheil des Wagens hatte sich von dem Hintertheile losgemacht. Der Postillon, den seine Taubheit verhinderte, das Krachen zu vernehmen, jagte mit den Pferden den gewohnten Weg dahin.

Von dem ihm unbegreiflichen Wesen Joeys in die höchste Wuth versetzt, sandte der junge Herr ihm die furchtbarsten Flüche nach; die Dame weinte heftig. — Joey hörte nichts und freute sich über die Schnelligkeit seiner Thiere. — Endlich sprengte er in den Hof des Hauses, des Zieles seiner Reise, unter dem Jubelruf der Gassenjungen hinein.

Wer schildert seinen Schrecken, seine Verzweiflung, als er das Mißgeschick gewahrt. Er führt die Pferde in den Stall und ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, eilt er zu Fuß zurück. Ueber eine Stunde stürmt er dahin, blickt in jeden Nebenpfad, eilt auf jede Anhöhe und überschauet die Gegend, nirgends eine Spur der Reisenden. — Wie es sich später ergab, hatten die Verwandten der jungen Dame das Paar eingeholt und mit sich zurück nach London geführt.

Die Taubheit des armen Postillons brachte den jungen Mann um die Geliebte und um ihr Vermögen von 50000 L. Joey Dudley war so traurig, daß er sich drei Tage in einer einsamen Scheune verbarg und nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, seine Peitsche wieder zur Hand zu nehmen. Orgnl.

Ueber die optischen Lichtbilder des Herrn Bosch.

(Frankfurt.)

Die Lichtbilder des Herrn Bosch zerfallen in drei Kategorien. Rechnet man zur ersten diejenigen Bilder, welche eine Handlung vorführen, also die Jagd- und Schlachtscenen, etwa auch die komischen Spiegelbilder aus dem Leben, so möchten diese am wenigsten für eine Darstellung durch die Zauberlaterne geeignet sein. Die ungewöhnlichen Größenverhältnisse des einzelnen Bildes und die Art und Weise, wie dasselbe zur Anschauung gebracht wird, lassen vergessen, daß wir nur ein Bild, einen einzigen Moment vor uns sehen, namentlich je trefflicher das Gemälde ausgeführt ist, je voller und runder die Formen von Menschen und Thieren heraustreten. Wir vermissen unwillkürlich die Bewegung der einzelnen Figuren und vermissen sie um so mehr, als kriegerische oder jagdlustige Musik, welche die Darstellung der Bilder begleitet, zu fortgesetztem Handeln zu drängen scheint. Hr. Bosch thut deshalb wohl daran, daß er solche Bilder nur in geringer Zahl vorführt und immer rasch wieder verschwinden läßt.

Zur zweiten Kategorie rechnen wir die Landschaften, welche meistens dem Tyrolerland, der Schweiz und Italien entlehnt sind, und die Städteansichten. Wie eine Fata Morgana tauchen Berge und Thäler, Ströme und Meere, Hütten, Häuser und Paläste aus dem Nebel hervor, bald in sonniger Beleuchtung, bald von dem Silberglanz des Mondes umflossen, jetzt im Sommergrün prangend, dann in winterlichen Schnee eingehüllt. Die Wirkung dieser Bilder wird um so größer, je sorgfältiger ausgeführt und je weiter die Perspective ist, weil wir eben in den optischen Lichtbildern nicht etwas Abgemaltes sehen sollen und wollen, sondern ein durch Zauber hervorgerufenes wirkliches Stück der lieben Gotteswelt. Herr Bosch besitzt in dieser Beziehung ganz ausgezeichnete Bilder, und was die Illusion derselben vermag, beweist ein Schweizer, der mit seinem Heimweh der letzten Vorstellung am 1. November, im Parterre anwohnte. Er war bei der Ansicht von Zürich vollkommen genesen, gerieth ganz außer sich vor Freude und meinte, nun könne er gleich einen Nachbar, der am See wohne, etwas Nothwendiges fragen. Als er sich aber eben recht eidgenössisch durch das Publikum drängte, verschwand des Nachbars Haus und die Stadt und der See wieder im Nebel, und den Schweizer überkam aufs neue sein altes gewaltiges Heimweh. Wer in der Nähe des armen Schluckers gestanden, muß bestätigen, daß wir hier reine Wahrheit erzählen.

Von wahrhaft überraschender Wirkung sind die optischen Lichtbilder der dritten Kategorie, die architektonischen Darstellungen. Sieht man in die Kirchen und Kapellen hinein oder schweift das Auge durch die langen Klostergänge, dann kann man sich des Gedankens nicht erwehren, der Choral, welcher hinter der Scene gespielt wird, müsse von der Orgel herabbrausen, und Männer und Frauen in den geheiligten Räumen stünden durch den Eindruck des Erhabenen an dem Boden gefesselt. Sollen wir von dem Schönen, was Herr Bosch der Art aufzuweisen hat, das Schönste nennen, so ist es der Kreuzgang in dem Kapuzinerkloster von Murau in Obersteiermark, die Colonnade in der St. Christophskirche in Mailand, und Selton church of Lancashire. Namentlich zeichnet sich das erstgenannte Bild durch eine prachtvolle Beleuchtung und durch eine überraschend schöne Perspective hinter dem düsteren Vordergrunde aus, wo eine alte Mutter mit ihrem Knaben und ein ehrwürdiger Frater das Ganze einigermaßen beleben. Den Grund dafür, daß sich architektonische Bilder vorzugsweise für die Zauberlaterne des Herrn Bosch eignen, findet man wohl in der Ruhe, in der Starrheit dieser Bilder, die ja ohnehin mehr darauf berechnet sind, eine Idee, eine Stimmung anzuregen und dabei die Phantasie des Schaffenden wie des Genießenden in ihrem uneingeschränkten Rechte lassen. Bei den Lichtbildern aber, welche etwas Gegebenes, der Natur Entlehntes re-

Digitized by Google

produciren, wird man immer den Trieb und die Aeußerung des Lebens vermissen. Dies findet seine volle Anwendung auf die Gegenstände der Menschen- und Thierwelt, theilweise aber auch auf die Landschaften, weniger schon auf die Stäbleansichten.

Herr Bosch hat bei seinen sechs Vorstellungen in unserm Schauspielhause die beifälligste Aufnahme gefunden und wird nun seine Reise wahrscheinlich nach Frankreich fortsetzen, wo der Genuß, den er durch seine dissolving views bereitet, ein ganz neuer sein wird. E. S.

Feuilleton.

*** Stutlgart. In literarischen Kreisen hörte man vor einigen Tagen erzählen, Lady Afton beabsichtige, den kommenden Winter über bei uns zu domiciliren, und habe bereits die geeigneten Schritte gethan. Uns scheint die Nachricht so ganz unwahrscheinlich nicht, denn im Auslande ist man gar zu gern geneigt, unser Würtembeeg für das Eldorado deutscher Schriftsteller zu halten.

*** Der Zweck eines Stuhls. Jemand kaufte kürzlich in einem der elegantesten Möbelmagazine einen Stuhl, schlank, graziös und von reizendem Bau. Den Tag nachher besucht ihn ein Freund, der sich gemächlich in den Stuhl setzen will, als derselbe unter seiner Last zerbricht. Der Stuhlinhaber packt die Rudera zusammen und begibt sich den andern Tag wieder in das Magazin, um sich ob dieser leichtfertigen Arbeit zu beklagen. Erstaunt betrachtet der Inhaber des Magazins den zerbrochenen Stuhl und kann nicht begreifen, wie er in diesen Zustand versetzt sei. „Ja, mein Herr, mein Freund saß noch nicht einmal mit der ganzen Last . . . ." — „Saß!" rief entsetzt einer der Mobilienverkäufer. „Sie haben darauf gesessen?" — „Ei zum Henker, mein Herr, wozu soll ich den Stuhl sonst benutzen?" — „Ja, dann ist es mir erklärlich. Stühle wie diese sind nicht zum Sitzen eingerichtet, Sie müssen sie als Nippsache betrachten." Jahresz

*** Die „Wiener Zeitschrift" läßt sich als Kassandra in Bezug auf die Sängerin Frl. Zerr folgendermaßen vernehmen: „Ehe ein Jahr ins Land geht, wird der Name Zerr so genannt werden, wie der einer Lind." — Dieselbe Zeitschrift gibt einem Fräulein Bauer am Theater an der Wien den Rath, mehr Sorgfalt auf ihre Toilette zu verwenden, „denn sie sehe immer aus, wie eine auf den Kopf gestellte Stecknadel." Wir können uns von diesem Aussehen keinen rechten Begriff machen!

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 9. November.)

Frankfurt. Ein großes Vokal- und Instrumentalconcert, welches Herr Eliason, Mittwoch den 11. November, im Saale des Weidenbusches veranstalten wird, empfiehlt sich sowohl durch den Namen dieses Künstlers, wie durch das bereits ausgegebene Programm. Unter den Mitwirkenden begegnen wir neben dem Concertgeber den besten musikalischen Kräften, welche unsre Stadt aufzuweisen hat, und unter den Nummern, die mit vielem Geschmack zusammengestellt sind, findet sich manches Neue. Wir heben nur das Oclett für Streichinstrumente von Mendelssohn-Bartholdy und das große Concert für vier Pianofortes von Czerny heraus, welches letztere im vorjährigen Concert des Herrn Eliason so freudige Aufnahme fand und deßhalb „auf Verlangen" diesmal wiederholt wird.

— Nachdem jetzt endlich die Verträge zwischen dem Kunstverein für Rheinland und Westphalen und dem Maler Rethel in Betreff der im Rathhaussaale zu Aachen auszuführenden Freskogemälde aus der Geschichte Karls des Großen abgeschlossen sind, hat der Künstler die Anfertigung der Cartons bereits begonnen. Auch hat Professor Keller die Arbeiten auf der Platte für den ihm übertragenen Ruf der Disputa jetzt begonnen. Der Aufenthalt, welcher in dieser Sache eingetreten ist, war durch den Umstand veranlaßt, daß die von Paris verschiedene Kupferplatte, deren Gewicht fast einen Centner beträgt, nicht ganz fehlerfrei war, weßhalb eine neue bestellt werden mußte, die nun jetzt endlich angekommen ist und sich unter den Händen des fleißigen Künstlers befindet, der nun nach jahrelangen, mühsamen und unerquicklichen Vorarbeiten jetzt auf dem Punkte steht, den eigentlichen künstlerischen Theil einer Arbeit anfangen zu können, die vielleicht als die bedeutendste seines Lebens zu betrachten seyn dürfte.

Concert-Anzeige.

Der Contrebassist, Kammermusikus Müller aus Darmstadt, welcher im Januar 1841 in einem Concerte des Liederkranzes (zum Besten der Mozartstiftung) in Frankfurt aufgetreten ist, wird unter Mitwirkung des Liederkranzes in Frankfurt, des Herrn und der Mad. Pirscher und des Herrn Reichel von der Darmstädter Hofbühne

den 13. November

im großen Saale des Weidenbusches ein Concert geben.

Programm.

1) Erster Satz eines Clavierquartetts von Mozart, vorgetragen von dem 9jährigen Sohne des Herrn Pirscher.
2) Arie aus Figaro's Hochzeit, gesungen von Mad. Pirscher.
3) a. Adagio aus der Cismoll-Sonate von Beethoven.
   b. Scherzo von Aug. Müller, für den Contrebass, vorgetragen von dem Concertgeber.
4) La Visione, Scene und Arie von Giovanni Zaccioli, gesungen von Herrn Reichel.
5) Deklamation von Herrn Pirschee.
6) Männerquartett, vorgetragen von den Mitgliedern des Liederkranzes.

7) Andante und Rondo des Clavierquartetts.
8) Lieder, gesungen von Madame Pirscher.
9) Deklamation von Herrn Pirscher.
10) Großes Duett aus den „Hugenotten", gesungen von Madame Pirscher und Herrn Reichel.
11) Männerquartett des Liederkranzes.
12) Arie: „Gnade! Gnade!" aus „Robert der Teufel", gesungen von Madame Pirscher.
13) Introduction, Thema und Variation, komponirt und vorgetragen von dem Concertgeber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 10. November. Zampa, oder: „Die Marmorbraut", große romantische Oper in 3 Abtheilungen, aus dem Französischen des Melleville, von Friederike Ellmenreich. Musik von Preold.

Donnerstag, den 12. November. Johannes Guttenberg, Original-Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 312. Donnerstag, den 12. November 1846.

Aus Diderot's Leben.

Man sieht noch heute in dem Winkel, welchen die Straßen Taranne und St. Benoit bilden, das Haus, das einst Diderot bewohnte und in welchem er mehr als zwanzig Jahre lang den vierten und fünften Stock inne hatte. Wenn Diderot nicht bei Baron Holbach, oder bei Grimm, oder bei d'Alembert, oder bei dem Buchhändler le Breton, dem Herausgeber der „Encyclopädie" war, so fand man ihn stets in seinem fünften Stocke, wo er seine Bibliothek aufgestellt hatte. Hier war er in einem Zimmer, das jedem Ankömmlinge offen stand; hier saß er inmitten von gewiß zwanzig Werken, welche er angefangen hatte und je nach seiner Laune vornahm oder liegen ließ.

Gegen Ende April des Jahres 1760 arbeitete hier Diderot auch eines Tages um fünf Uhr des Morgens, als die Thüre rasch geöffnet wurde und ein Mann mit bleichem Antlitze und verwirrtem Ansehen hereintrat. Nachdem er sich mit einiger Mühe durch die auf dem Boden umherliegenden Bücher und Manuscripte hindurch gearbeitet hatte, gelangte er endlich zu dem Philosophen.

„Ach, mein Gott! Was gibt es denn, Herr von Glenat?" sagte Diderot. „Man sollte glauben, die Gerichte verfolgten Sie."

„Mich nicht, mein theurer Herr; aber Sie!"

„Mich?"

„Ja, Sie!"

„Ich bin aber Niemand einen Sous schuldig, Glenat."

„Es handelt sich hier wohl um Geld. — Und die „Encyclopädie"?"

Diderot wurde bleich.

„Sie sind mein Wohlthäter, Sie überhäufen mich mit Güte," fuhr Glenat fort. „Ich verdanke Ihnen mein Brod, meine Existenz; glauben Sie mir, man ist auf dem Wege, Sie zu verhaften."

„Aber wie erfuhren Sie —"

„Durch Zufall! Ich komme an der Pont-Neuf vorüber und bemerke hier vier Leute, welche heimlich mit einander sprechen — ich höre Ihren Namen, sehe nun deutlicher hin und erkenne unter diesen Herren Rochebrune, den Polizeicommissär von Petit-Chatelet, den rechten Arm des Herrn von Sartines. — Ich eilte her, Sie davon in Kenntniß zu setzen — fliehen Sie, Herr Diderot, und wenn Sie Papiere von Wichtigkeit haben, oder solche, welche Ihnen vielleicht nur irgend schaden können, vertrauen Sie sie mir. — Aber vor Allem, fliehen Sie, kommen Sie der Ankunft Rochebrune's zuvor."

Diderot öffnete das Fenster seines Zimmers, das auf die Straße ging, sah hinaus und trat dann wieder zurück.

„Es ist schon zu spät," sagte er, „der Fiacre der Herren hält bereits vor der Thüre."

Glenat wußte sich vor Schrecken nicht zu fassen. Diderot fiel ihm gerührt um den Hals.

„Glenat," sagte er zu ihm, „ich werde niemals diesen Beweis von Freundschaft und Aufopferung vergessen."

Glenat war ein herunter gekommener Edelmann, welcher sich an unsern Philosophen gewendet hatte, damit dieser seine Fähigkeiten anwende; er liebte die Kunst, betrieb die Literatur und schrieb eine schöne Handschrift. Diderot ließ ihn Manuscripte copiren und stellte ihn seinen Freunden vor, die sich dann ebenfalls seiner annahmen. Er verschaffte ihm daher einen Unterhalt, welcher ihn nicht erniedrigte, und erwarb sich einen Copisten, auf den er in jeder Hinsicht zählen zu können glaubte, was eine Seltenheit bei den Gliedern der philosophischen Gesellschaft war, wozu Diderot gehörte. Die Freundschaft, welche ihm Glenat zu beweisen schien, überzeugte ihn, daß er sein Vertrauen keinem Undankbaren geschenkt hatte.

„Nein, mein theurer Glenat," sagte er zu ihm, „ich habe Ihnen nichts besonderes anzuvertrauen; sie sollen kommen und Alles durchsuchen. — Es ist auch überdies zu spät, um noch etwas zu verbergen."

Der Commissär trat ein und wies seine Ordre vor, worauf ihm Diderot seine Schlüssel überreichte. Glenat näherte sich leise der Thüre und fand bald Gelegenheit zu entwischen, noch ehe ihn der Commissär bemerkte, zur großen Zufriedenheit Diderot's, welcher wenige Tage vorher dem Edelmann gewisse Papiere anvertraut hatte, die in den Händen der Justiz zu sehen, ihm sehr unangenehm gewesen wären.

Der Commissär Rochebrune nahm seine Untersuchung mit der seinem Stande eigenen Gewandtheit und zugleich mit der Rücksicht vor, welche er gegen einen Mann wie Diderot zu nehmen hatte; er durchblätterte Alles, kehrte Alles um, öffnete jedes einzelne Heft und Diderot, welcher seinen Fragen nicht ausweichen konnte, unterstützte ihn sogar bei diesem Geschäfte.

„Dies," sagte er unter Anderem, „ist ein kleines Werk das erst in zwei bis drei Jahren, vielleicht auch niemals im Drucke erscheinen wird. Dies hier sind die Notizen für einen Artikel in die „Encyclopädie", allein Herr von Sartines ist zu gerecht, als daß er den armen le Breton zu Grunde richten wollte."

Der Commissär schob diesen Artikel weg; das war es nicht, was er suchte; Diderot athmete wieder freier auf. Wenn man ihn nicht wegen der „Encyclopädie" ergreifen wollte, so war er gerettet; er glaubte sich stark genug, um alles andere, was nicht auf dieses große Wort Bezug hatte, zu ertragen.

„Sie erkennen mich nicht mehr?" fragte ihn endlich der Commissär.

„Ich hätte Sie bald nicht wieder erkannt," erwiederte Diderot. „Aber jetzt fällt mir's ein — ja, Sie sind's — Sie haben mich vor eilf Jahren nach Vinrennes geführt."

„Ich bin derselbe."

„Es war damals wegen der schönen Augen der Frau von St. Maur und bei Gelegenheit meines Briefes über die Blinden."

Digitized by Google

„Die Dame ist jetzt gealtert," sagte der Commissär, „und ich zweifle, ob ihre schönen Augen jetzt noch die Macht haben, Verhaftungsbefehle zu erwirken."

„Mein Brief aber ist für mich noch immer jung," erwiederte Diderot mit Stolz; „er enthält nützliche Wahrheiten. — Allein muß ich dieses Mal wieder der schönen Augen einer begünstigten Dame wegen in Verhaft?"

Ohne auf diese letzte Frage zu antworten, erklärte Rochebrune, daß er Herrn Diderot zwar nicht ins Gefängniß nach Vincennes, wohl aber, weil das Gesuchte sich nicht vorgefunden, vor den Polizeipräfecten führen müsse.

„Was suchen Sie denn eigentlich?"

„Bemühen Sie sich gar nicht weiter, der Herr Präfect wird es Ihnen schon sagen."

„Allein, ehe ich gehe," sagte Diderot, „muß ich doch Abschied von meiner Frau nehmen. Werde ich lange ausbleiben?"

„Sehr möglich, Herr Diderot, sehr möglich."

Der Philosoph, nicht recht davon überzeugt, stieg in die vierte Etage hinab, ging in das Zimmer seiner Gattin, welche noch in dem Bette lag, und erklärte ihr, daß er auf einige Tage zu Baron Holbach nach Grandval gehe, und übergab sich dann den Händen des Commissärs, mit dem festen Vorsatze, dieses Mal seine Gefangenschaft mit mehr Ruhe zu ertragen, als vor eilf Jahren.

Sie kamen endlich vor dem Polizeihause an, und da es erst sechs Uhr des Morgens war, so befand sich der Magistrat noch im Kabinet, wohin der Commissär selbst Diderot führte.

„Hier ist Herr Diderot," sagte Jener. „Allein, gnädigster Herr, die Taube ist ausgeflogen."

„Gut; lassen Sie uns allein, Rochebrune," erwiederte Sartines, indem er sich erhob, einige Schritte Diderot entgegenging, und ihn alsdann höflich bat, sich auf einen Stuhl niederzulassen.

Herr von Sartines war damals etwa zwei bis drei und dreißig Jahr alt, seine Größe und sein imponirendes strenges Aussehen machten ihn in physischer Hinsicht für diesen wichtigen Posten sehr tauglich; er war von Geburt ein Spanier und seine dunkele Gesichtsfarbe, wie auch das Feuer und die Lebhaftigkeit seiner schwarzen Augen ließen schon an und für sich sein iberisches oder arabisches Blut erkennen. Wenn er Jemand befragte, so bezauberte er ihn durch seine Blicke und erregte dessen Staunen durch einen Scharfsinn, so daß er öfter zu Geständnissen gelangte, welche andere, weniger gewandte und weniger imponirende Magistratspersonen nicht zu entlocken wußten; im Uebrigen war er ein guter und rechtlicher Mann und bezeichnete seinen Lebenslauf durch Wohlthaten und eine vorzügliche Geschäftsführung. Sartines hatte seit einem Jahre die Stelle Bertins erhalten, welcher vor ihm Polizeipräfect war. Diderot, der ihn als einen verständigen und gerechten Mann kannte, war bei seinem Anblick einigermaßen getröstet.

„Ich hatte wirklich Angst, mein verehrter Herr," sagte er, als sie allein waren, „daß ich nicht von Ihnen, sondern von einem Ihrer Secretäre vernommen werden würde."

„Da hatten Sie sehr Unrecht, Herr Diderot," erwiederte Sartines verbindlich, „wenn Sie glaubten, ich würde die Gelegenheit versäumen, mich mit Ihnen ein Stündchen zu unterhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Der Bremer Freimarkt.

Man geräth in einige Verlegenheit, wenn man eine allgemeine Bezeichnung für diese heitere Reliquie mittelalterlichen Treibens sucht. Wodurch hat sie sich erhalten bis auf unsere Tage? Die Cameralisten sind gleich mit der Antwort fertig; aber wenn die Abgaben der Freimarktsleute der Staatseinnahme wirklich zu gute kommen, so muß auch das Freimarktsgeschäft noch in demselben Verhältniß einträglich sein. Und doch ist es nur ein Jahrmarkt, der auf den Handel nicht den geringsten Einfluß hat, während er in das Detailgeschäft jeder Art auf kurze Zeit die anregende Bewegung freier Concurrenz hineinbringt. Was diesen Markt vorzugsweise zu einem herbstlichen Sammelplatz der Bevölkerung der Stadt und Umgegend macht, das ist das Vergnügen. Das Vergnügen ist weder etwas Antikes oder Mittelalterliches, noch etwas Modernes allein, es ist alles zusammen. es ist ewig jung, und daher ist der Freimarkt auch ewig jung. Er ist etwas für die Jugend und für das Volk, ein jugendlicher Alter, der seine Stadt alljährlich heimsucht auf 11 Tage, 11 fidele Tage, (vom 21. Oct. bis 1. Nov.) während deren er den Markt und Domhof und alle freien Plätze für seine Zelte und Buden in Beschlag nimmt und mit seinem lärmenden fahrenden Troß erfüllt. Das ist das Stereotype seiner Erscheinung, der Zopf, der immer länger wird, je eleganter mit jedem Jahre die Stadt drein sieht. Ehrwürdiger Freimarkt! Du schämst dich deiner lumpigen Buden und Juden, deiner albernen Possenreißer und Charlatane, deiner obsoleten Pfefferkuchen und Rösel angesichts des modernen Glanzes der Stadt nicht; du verziehst keine Miene, wenn die verzogenen Bremerkinder sich lustig machen über deinen Trödelkram; du siehst gern fröhliche Gesichter, und der Dom und das Rathhaus sind deine alten Freunde. Auch weißt du, daß du immer noch etwas voraus hast vor der aufgeklärten Zeit; du repräsentirst ein gewaltiges Princip, das noch verwirklicht werden soll, das Princip des Freihandels; du bist ein Prophet.

Und dazu bist du ein ächtes Bremerkind, denn du machst nur innerhalb des Weichbildes von dir reden. Wir aber nehmen jetzt das Wort für ihn, weil er bei aller Unwandelbarkeit seiner Erscheinung doch auch in seiner Weise die Mode mitzumachen weiß und sich dadurch populär erhält. Deshalb verdiente der Freimarkt diesesmal besonders den Namen eines Volksfestes, so weit sich die gelassene norddeutsche Natur dazu einrichten kann. Dabei ist denn freilich die vornehme Welt wenig betheiligt, die dem Comfort häuslicher Zurückgezogenheit huldigend, ihr Leben immer mehr nach englischem Faschion einrichtet. In England aber ist kein Markt fashionable, und Wettrennen haben wir nicht. Dagegen erhielt die Betheiligung der vorzugsweise lebenslustigen Stände bei diesem Volksfeste jetzt einen hoheren Aufschwung durch ein neues Element, das Element, welches die Märkte der Menschheit aufsucht, das der nationalen Begeisterung. Welchen Anklang die Sache Schleswig-Holsteins in den Gegenden zwischen der Elbe und Ems gefunden, beurkunden die Adressen, wiewohl dieselben nur gleichsam die Fernsignale des Feuers sind, das da unten in weiter Ausdehnung lodert. So wenig Beifall die hiesige Adresse ihrer Fassung wegen auch fand, sie wurde doch zahlreich unterschrieben, „um der guten Sache willen." Diese gute Sache aber ist, um es kurz zu sagen,

Digitized by Google

nichts andres als das constitutionelle Princip, das zum Leben unsrer Zeit gehört. Ein Norddeutscher meint es ernst mit seiner Unterschrift; sie gilt ihm fast wie eine Verschreibung. Und eben deshalb waren so Viele bereit, sich dem Vaterlande zu verschreiben. Und was bis dahin die Gemüther beschäftigt hatte, fand nun in der lebensvollen Erscheinung des Volksfestes, in seiner lustigen musikalischen und deklamatorischen Begleitung, gut oder übel, einen allgemeinen Widerhall. Zugleich war dies das ausschließlich Neue, da die Künstlergesellschaften und übrigen Sehenswürdigkeiten, die diese Tage zu verherrlichen pflegen, ausgeblieben waren, so daß den Vergnügungslustigen nur die Wahl zwischen dem Theater und den verschiedenen Restaurants und Cafe's blieb oder vielmehr, Beides ließ sich vereinigen, da der frühe Schluß des Theaters gastronomischen Abendgenüssen einen unbeschränkten Spielraum ließ. In dieser von vornherein comfortablen Stimmung ließ sich das Publikum gern in allen öffentlichen Vergnügungsörtern, besonders im Rathsweinkeller und im großen Ballsaale der Union, durch die verschiedensten Musikbanden mit dem Feuer der Nationallieder erwärmen, mit den Schauern ihrer urkräftigen Töne überrieseln und mit Sympathien für das something rotten in the state of Denmark erfüllen. Man konnte die Schleswig-Holstein-Lieder und „Was ist des Deutschen Vaterland" nicht genug hören, diese Töne, die den Menschen so wunderbar ergreifen, daß er sich in jedem Betracht ungewöhnlicher Leistungen fähig glaubt, was denn neben manchen ernsten auch zu den ergötzlichsten Bemerkungen Anlaß gab. Die Einen hätten die ganze Speisekarte herunter essen mögen, die Andern entwickelten einen fabelhaften Durst nach dem Blute der Reben, die Jüngeren waren entbrannt, sich in den Kugelregen der Schlacht zu stürzen, — alles für's Vaterland, der Idee nach, in Wahrheit aber zum Besten der Wirthe, trotz der theuren Zeit.

Die Geschichte lehrt, daß der Appetit ein integrirendes Moment jeder revolutionären Regung ist. Immerhin empfand aber das deutsche Selbstgefühl eine Genugthuung, die nicht so auf der Oberfläche liegt, wie man zu glauben geneigt sein möchte.

Musik war überall, zum Theil vortreffliche; so erwähnen wir der Leistungen der vier Geschwister Meißer, Tyroler Nationalsänger, welche sich durch ihre von Guitarre und Zitterspiel begleiteten Lieder, sowie durch das beliebte Jodeln, vielseitigen Beifall erwarben. Namentlich zeichnete sich der Bassist durch Tiefe und Reinheit des Tons in den Liedern „Meine Maria in Tyrol", „Tod des Andreas Hofer", „Wee hat denn's Bier umg'schitt" ꝛc aus.

Zu höheren Genüssen lud die Bühne ein, welcher diesesmal nicht wie gewöhnlich durch hospitirende Künstlergesellschaften der Markt verdorben wurde. Vielmehr war dieselbe eine glückliche und anziehende Verbindung mit der englischen Ballet- und Pantomimisten-Gesellschaft Price eingegangen, welche an den Lustspielabenden auftrat, ein vollkommenes pantomimisches Ballet, voll Grazie und Wechsel, diese tanzenden Kinder wahre Elfengestalten. Der Besuch des Theaters war daher während des Marktes sehr zahlreich, die Einnahme belief sich durchschnittlich auf 500 Thlr. für den Abend. Das Comité hat neuerdings außerordentlich viel für die Vervollkommnung der Regie gethan, denn wenn bis jetzt auch nur ein mittelmäßiges Lustspiel, in welchem Madame Julius die einzige ansprechende Erscheinung ist, und ein mangelhaftes Drama, — Herr Kühn hat leider bewiesen, wie wenig er schwierigeren Rollen gewachsen ist, hergestellt wurde: so sieht sich das Publikum doch durch ein tüchtiges Opernpersonal hinreichend entschädigt. Die Oper ist in ihrer gegenwärtigen Verfassung wirklich genügend zu nennen, die Hauptpartien sind gut besetzt und die aus der Neuheit des Arrangements erklärlichen Mängel des Ensemble abgerechnet, gelingen selbst Aufführungen, wie die des Don Juan, in hohem Grade. Einen vortrefflichen Tenoristen haben wir seit kurzem an Hrn. Widemann gewonnen. Sein Tenor ist mehr voll, als hoch, wir hörten selten so schöne Brusttöne. Mit diesen Vorzügen verbindet Hr. W. ein richtiges Spiel und einen seelenvollen Vortrag. Dem Baritonist Bichen fehlt es bei sonstiger Tüchtigkeit nur an Gewandtheit des Spiels. Auch die beiden Sopranistinnen, Madame Schmidtgen und Fräulein Hennigsen sind sehr tüchtig; wenn letztere sich auch noch mehr Schule anzueignen hat, so ist sie doch jedenfalls ein besserer Ersatz für die Meier, während die Mehr eine bessere Zerline abgab, als Madame Kißner. Herr Raberg ist als Bassist rühmend zu nennen. Von den Aufführungen während des Freimarkts sind namhaft zu machen: Don Juan, die Hugenotten, Wilhelm Tell (von Rossini) und zum erstenmale „die drei Paletots", ein ziemlich abgeschmacktes Lustspiel von Lambrecht (aus Oldenburg), und die unsres Wissens bis jetzt nur in Leipzig gegebene komische Oper „der Waffenschmied" von Lortzing. X.

Abschaffung der Todesstrafe.

Die „Trierer Zeitung" spricht bei Gelegenheit der Nachricht, daß die Abschaffung der Todesstrafe von dem dermaligen Inhaber des Stuhles Petri beabsichtigt werde, schöne, beherzigenswerthe Worte. „Wenn es wahr ist", sagt sie, „was die öffentlichen Blätter uns berichten, wenn Papst Pius IX. wirklich beabsichtigt, die Todesstrafe abzuschaffen, dann willkommen, du altes Christenthum, dessen ursprüngliche Kraft solche Blüthen ächter Menschlichkeit hervorzutreiben vermag, tausendmal willkommen vor all jenen religiösen Auswüchsen der Neuzeit voll grausamen Ehrgeizes, voll erheuchelter Milde! Einen Menschen „vom Leben zum Tode bringen", vom schönen warmen Leben zum stillen kalten Tode, mit Einem Schnitte alle Fäden zerschneiden, die sich heiß und tausendfach in die schöne Welt hineinverschlingen, mit Einem Schlage alle Regungen zum Schweigen bringen, die das arme Herz bis zum letzten Zucken krampfhaft bewahrt, ohne Erbarmen den Weg zur Besserung abschneiden, die letzte Hoffnung zertrümmern und den Verzweifelnden in eine endlose Nacht hinunterstürzen endlos unter jeder Voraussetzung, o! dieser Gedanke ist des Denkens der Denker werth, er umfaßt ein entsetzliches Chaos unnennbarer Schmerzen. Eine einzige vor der Hinrichtung belauschte Verbrechernacht müßte die Todesstrafe zur Unmöglichkeit machen! „Doch Das ist Herzensphilosophie, womit man keinen Staat regieren kann. Er hat getödtet, ihm geschehe sein Recht, er werde wieder getödtet!" — So? Der Verbrecher hat ein Verbrechen begangen. Die Wiedervergeltungstheorie (Kant, Hegel) hat den unverkennbaren Fehler, daß sie das Rechtsgesetz mit dem Sittengesetz in offenbaren Widerspruch bringt. Nach dem Rechtsgesetz soll Böses mit Bösem, nach dem Sittengesetz aber Böses mit Gutem vergolten werden. Rechts- und Sittengesetz entsprin-

Digitized by Google

gen derselben Vernunft. Darf die Vernunft auch mit sich selbst in Widerspruch gerathen? Mit der Abschreckungstheorie (Feuerbach) gelangen wir auch zum Foltern, Spießen und Braten. Die Theorie des Abbüßungsvertrages (Fichte) baut auf den falschen Vordersatz, daß jedes einzelne Verbrechen „vogelfrei" mache. Die Besserungs- und Vertheidigungstheorie führt nicht zur Todesstrafe."

Feuilleton.

*** Unsere Leserinnen wissen alle, daß es Mode ist, ein niedliches Schooßhündchen zu haben, aber eben so bekannt ist, daß die Mode meist in das Gegentheil umschlägt, wenn sie sich einmal ändert. So kommen denn jetzt auch die Löwenhündchen aus der Mode und jede modische Dame muß einen großen Neufundländer oder ein ähnliches Ungethüm haben. Man wundere sich darüber nicht, nach den Beinkleidern mit Fußriemen kamen die ohne Träger auf, nach den zu langen und zu engen Fracks die zu weiten und zu kurzen, nach den hohen breitkrämpigen Hüten die Tom-Ponce-Hüte, die kaum eine Hand hoch sind und fast gar keine Krempen haben, nach den Gigot-Aermeln die anliegenden u. s. w., warum sollten also auf die Löwenhündchen nicht auch die Neufundländer folgen? A. Thz.

*** Seit 1789 ist die Besteigung des Montblanc 31 mal mit glücklichem Erfolg unternommen worden; damals betraten drei kühne Einwohner von Chamouni zum erstenmal den Schnee des Gipfels. Neuerdings ist der Name des Grafen Boutlle von Nantes auf die Liste der Montblancbesteiger gekommen. In Chamouni wird ein regelmäßiges Register derselben gehalten mit Angabe des Abgangs und der Rückkehr, der Namen der Reisenden und der Führer, nebst den bemerkenswerthesten Umständen, von denen das Unternehmen begleitet war. Auf der Liste befinden sich fünfzehn Namen von Engländern, die einmal überall hinklettern müssen. Der berühmteste Name ist aber der des Professor Saussure, dessen wissenschaftliche Forschungen und Schriften jenen Theil der Alpen vorzüglich kennen lehren. Lesefr.

*** Den britischen Staatsmann Canning nannte Niebuhr einen „politischen Kosacken" — „er war zu Allem brauchbar."

*** Santa Annas Bein. Santa Anna verlor vor längerer Zeit ein Bein, welches auf dem Kirchhofe feierlich beigesetzt wurde. Als der General aus Mexico fliehen mußte, grub man das Bein aus, der Pöbel schleifte es im Triumphe durch die Stadt und grub es unter dem Galgen ein. Doch siehe da, Santa Anna kehrt zurück und seine erste Frage, in Mexico angekommen, ist nach seinem Bein, an welches Niemand gedacht. Keiner will die Frage beantworten. Endlich erfährt der Präsident das Schicksal seines Beines und befiehlt, daß man den Fehler wieder gut mache. Man gräbt dasselbe abermals aus, Priester sprechen darüber den Segen, man balsamirt es von neuem ein und das Bein wird mit den größten militairischen Ehrenbezeugungen an seine erste Ruhestätte zurückgebracht. So lange Santa Anna das Glück günstig, wird es dort ruhig liegen können. Jahrsz.

*** Das Eis ist eins der ersten Lebensbedürfnisse in Lima und wird achtundzwanzig Meilen weit aus den Cordilleras dorthin gebracht. Unter diesem glühenden Himmel ist jenes Erfrischungsmittel so durchaus nothwendig, daß unter dem Volk eine gewaltige Gährung entstehen würde, wenn es nur wenige Tage fehlte; ja, in allen Revolutionen bedenken sich die Häuptlinge wohl, die Maulthiere, durch welche der Transport des Eises bewerkstelligt wird, von der Stadt entfernt zu halten. Die Indianer brechen es auf den Gletschern in Stücken von sechs Arrobas (etwa 150 Pfund) und lassen es mittelst Stricken an den Fuß des Berges nieder. Hier nehmen es andere Indianer in Empfang und tragen es nach einer ein paar Meilen entfernten Niederlage, wo es dann den Maulthieren aufgeladen wird. Zwei Stücke machen eine Ladung aus, und dreißig solcher Ladungen werden täglich nach Lima geschickt, wo sie, Dank den häufigen Relais, binnen achtzehn bis zwanzig Stunden eintreffen. Während des Transportes verliert das Eis ungefähr ein Drittel seines Gewichts und was übrig bleibt, ist gerade hinreichend, die Consumtion der Stadt für vierundzwanzig Stunden zu decken. Vornehmlich durch Milch oder Ananasbrühe sucht man es recht schmackhaft zu machen. †††.

*** Der beste Grog. Die schottischen Hochländer machen, ihrer scharfen Bergluft wegen, ihr Getränk doppelt so stark, als man es in den untern Landesgegenden zu thun pflegt. Der Hochländer spricht: „Ein Glas Whiskey und ein Glas Wasser gibt einen guten Grog; aber ein Glas Whiskey und ein Glas Whiskey gibt einen noch weit bessern." Bl. a. d. G.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 10. November)

Thorwaldsen's Museum geht mit raschen Schritten seiner Vollendung entgegen, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß es im nächsten Sommer eröffnet werden kann. Die Decorationen im Innern sind fast vollendet, und zeigen in ihrer gelungenen Ausführung, daß die Künstler mit Interesse gearbeitet haben. Namentlich sind mehrere Gemächer, im Pompejanischen Styl mit Arabesken und Verzierungen decorirt, von hinreißender Schönheit. An der dem Schlosse zugewandten Außenseite werden jetzt Freskomalereien in Cement ausgeführt, das Hineinbringen von Thorwaldsen's Arbeiten in das Museum darstellend. Die Malereien an der Seite nach dem Canal werden Thorwaldsen's Ankunft in Kopenhagen und den ihm gebrachten Fackelzug behandeln.

— Wien. Einer unserer talentvollsten Clavierspieler, Pr. Pacher, ein Schüler des verdienten Path, geht diesen Winter durch Deutschland und Belgien nach Paris, Concerte zu geben. Sein schönes elegantes Spiel wird ihm gewiß auch dort volle Anerkennung verschaffen.

— Im Verlage von Brockhaus und Avenarius erscheint jetzt ein Kunstwerk: „Die Frauen der Bibel. In Bildern mit erläuterndem Text". Die ausgegebenen fünf ersten Lieferungen enthalten die Bildnisse von Esther, Rebekka, der Tochter Kepha's, Delila, Eva. Auf die Wahrheit der Unterschriften wird's freilich bei diesen Damen wohl nicht ankommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 12. November. Johannes Gutlenberg, Original-Schauspiel in drei Abtheilungen, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 313. Freitag, den 13. November 1846.

Aus Diderot's Leben.

(Fortsetzung)

Das Antlitz des Präfecten war jetzt ganz freundlich geworden und seine sonst strengen Züge nahmen den Ausdruck einer einnehmenden Güte an.

„Hat Rochebrune seinen Auftrag mit gebührender Rücksicht erfüllt?" fragte er Diderot. „Diese Commissäre sind oft sehr barsch."

„Rochebrune war nur höflich, mein Herr," erwiederte Diderot. „Wir kennen uns schon seit langem, er hat mich vor eilf Jahren nach Vincennes geführt — und mich stets mit sehr viel Rücksicht behandelt. Er ist ein gebildeter Mensch und sehr brauchbar."

„Sehr brauchbar," versicherte Sartines.

„Jedoch," setzte Diderot hinzu, „ist er nicht mit sich zufrieden, indem er fürchtet, Sie möchten ihn für ungeschickt halten, weil er das Verlangte nicht fand."

Sartines lächelte.

„Aber, mein Herr," fragte jetzt Diderot, „was suchte er denn?"

„Ach, mein Gott," erwiederte Sartines, „Sie haben es ja gehört; er sagte ja im Hinausgehen, daß sie davon geflogen sei, die „weiße Taube"."

„Ach, die weiße Taube!"

Hier ist eine kleine Abschweifung nöthig.

Mlle. Quinault Dufresne, welche zu der auf der französischen Bühne so berühmten Familie Dufresne gehörte, hatte schon im Jahr 1760, also seit etwa zwanzig Jahren, das Theater verlassen, und ihr Haus bildete den Versammlungsort für die beliebtesten und berühmtesten Männer in Paris. Man nannte sie nur die junge Quinault. Voltaire, Destouche, Pont de Veyle, Marivaux, der Graf de Caylus, der Marquis d'Argenson und noch viele Andere, hatten der Reihe nach ihren unterhaltenden Soupers beigewohnt, bei welchen die in der Mitte stehende Platte aus einem Dintenfaß bestand, dessen sich jeder der Besitzer mit vielem Humor zu bedienen wußte. Man nannte diese Gesellschaft nur la société du bout du banc. Mlle. Quinault hatte ein herrliches Alter; trotz dem Verlust ihrer äußeren Reize verlor sie dennoch nicht die Fülle ihres Geistes und wußte sich deßhalb stets ihre berühmten Freunde geneigt zu erhalten. Nach dem Tode der Mlle. de l'Espinasse und der Mme. Geoffrie hielt sich d'Alembert meistens bei ihr auf, und hier fand er den Trost, den nur Freundschaft zu gewähren vermag, und zugleich auch die Gesellschaft, welche für ihn Bedürfniß war. Auch Diderot besuchte die Abende der Mlle. Quinault und gerade einige Tage vor dem Besuche des Commissärs hatte er da eine kleine Erzählung, die „weiße Taube" betitelt, vorgelesen. In dieser spielten die Minister, der König und namentlich Frau von Pompadour Hauptrollen, waren aber freilich nicht sehr schonend behandelt.

„Ah, die weiße Taube," sagte Diderot, welcher jetzt vollkommen den Grund seiner Verhaftung verstand. „Nun, mein Herr, Rochebrune hat Recht, sie ist wirklich davon geflogen!"

„Um niemals wiederzukehren?" fragte Sartines.

„Wenigstens nicht in die Hände des Herrn Rochebrune," erwiederte Diderot. „Auch ist ja nichts Schlimmes daran," fügte er hinzu. „Es ist eine unschuldige, kleine Geschichte, so einfach wie der Vogel, dessen Namen sie führt."

„Ja," sagte Sartines, „wenn dieser Vogel nur in dem Salon der Mlle. Quinault herumflattert, wohl; wenn er sich aber erkühnen sollte, zum Fenster hinauszufliegen, so würde das wohl einen solchen Gesang zur Folge haben, daß dem Besitzer dieser Taube eine Zelle in Vincennes zu Theil werden dürfte."

„Sie glauben, verehrter Herr?"

„Ich weiß nicht, Herr Diderot; denn das hängt von Frau von Pompadour ab, welche sehr großes Verlangen hat, diese weiße Taube kennen zu lernen."

„Eine wahre Frauenidee," erwiederte Diderot, „welche bei einer so viel beschäftigten Dame nicht lange dauern wird."

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und Rochebrune führte einen Diener in der Livree des Königs herein; derselbe kam soeben schweißtriefend von Versailles. Er übergab einen Brief an Sartines und sah alsdann nach seinem Pferde in dem Hofe.

Sartines las die Botschaft und sagte zu dem Ueberbringer: „Es ist gut!" Dieser verbeugte sich tief, entfernte sich aus dem Zimmer und eilte in den Hof, wo er zu Pferde stieg und im Galopp wieder nach Versailles zurücksprengte. Rochebrune war im Zimmer geblieben und erwartete mit aufrechter Haltung die weitern Befehle.

„Gehen Sie, gehen Sie, Rochebrune," sagte Sartines zu ihm, „ich will mich noch ein wenig mit Herrn Diderot unterhalten; jedoch bleiben Sie in der Nähe, denn in ein oder zwei Stunden habe ich Sie nöthig."

Rochebrune entfernte sich und Diderot warf auf Sartines einen forschenden Blick. Dieser war finster geworden, seine Stirne hatte sich in Falten gelegt und ein bitteres Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

„Ein Befehl vom Ministerium?" wagte Diderot zu fragen.

„Nahe daran," erwiederte Sartines. „Befehle der Frau von Pompadour."

„Ich wette," warf Diderot leicht hin, „die Marquise will der weißen Taube Voltaires schwarzes Schaaf beigesellen."

„Nein," erwiederte Sartines, indem er aufgebracht den Brief zu Boden warf. „Die Marquise will — grüne Erbsen!"

„Grüne Erbsen!" rief Diderot.

„Ja, grüne Erbsen — von mir verlangt sie grüne Erbsen! Sie verlangt grüne Erbsen von mir, als ob ich der Lieferant für die Küche von Versailles, als ob ich ein Gemüsehändler des Königs wäre."

Digitized by Google

Die kleinen Erbsen waren damals zuerst aufgekommen und aus einer Nachricht aus jener Zeitepoche, welche durch Brillat Savarin auf die Nachwelt kam, wissen wir, daß die erste Platte dieser Erstlingserbsen nicht auf der königlichen Tafel erschien, sondern auf jener eines Generalpächters, welcher dafür 800 Fr. bezahlte. Die Gemüsegärtner waren damals also nicht so zahlreich wie heutzutage und die Gartenkunde nicht so vorgeschritten, weßhalb man wohl ein in unserer Zeit so wenig kostbares Gerücht sehr theuer bezahlen mußte.

Sartines hob den Brief wieder vom Boden auf und gab ihn ganz offen in die Hände Diderots.

„Lesen Sie, Herr Diderot," sagte er zu ihm. „Lesen Sie selbst."

Diderot las Folgendes: „Mein Herr! Seit acht Tagen schon ißt man kleine Erbsen in Paris und vergebens habe ich bis jetzt solche von den Gärtnern des Königs verlangt —"

„Was geht denn das mich an," murmelte Sartines, indem er im Zimmer umherging. „Doch, fahren Sie fort, Herr Diderot, fahren Sie fort!"

„— Ihre Majestät schenkt mir heute die Ehre, bei mir zu soupiren —"

„Also die e kleinen Soupers hören noch immer nicht auf," sagte jetzt Diderot, indem er sich unterbrach. „Ich glaubte, Bordeu habe sie ihr verboten."

„Fahren Sie fort, Herr Diderot," erwiederte Sartines, dessen schlechte Laune sich jeden Augenblick vermehrte.

„— bei mir zu soupiren; ich zähle auf Sie, mein Herr, damit ich Ihrer Majestät solche vorsetzen kann; lassen Sie alle Erbsen, welche sich vorfinden, requiriren — für den Dienst des Königs. Gott nehme Sie in seinen heiligen und hohen Schutz —"

„Sie wird keine kleine Erbsen erhalten," schrie Sartines. „Sie soll keine bekommen und wenn auch alle Marktplätze voll davon wären. Noch diesen Abend reiche ich meine Entlassung ein."

„Wegen dieser grünen Erbsen?" fragte Diderot.

„Nicht wegen meiner, sondern wegen meines persönlichen Ansehens, wegen der Würde meiner Stellung — grüne Erbsen! — Frau Poisson verlangt von mir grüne Erbsen! — Für was hält sie mich denn?"

Trotz seiner Strenge und obgleich er in diesem Augenblick nicht wußte, ob er frei sei oder nicht, würde Diderot doch mit dem größten Leidwesen den Rücktritt des Magistrats gesehen haben. Sartines war tolerant und ehrte die Philosophen; obgleich er sich das Ansehen unerbittlicher Strenge gegen die „Encyclopädie" gab, so ließ er doch zu, daß sie heimlicherweise gedruckt wurde, was ein Anderer schwerlich gethan hätte. Diderot gab sich daher alle Mühe, ihn zu beruhigen.

„Sehen Sie, mein werther Herr," sagte er, „die Frechheit dieser Favoritin gegenüber einer Magistratsperson wie Sie, ist in dieser Lage der Dinge eine wichtige Lehre für Sie; man müßte Alles umstoßen, nur, daß ein solcher Vorfall sich nicht wieder ereignet, denn der König läßt sich leiten, der Favoritin gibt man die Macht in die Hände, welche die Minister unterordnet, und zugleich damit die Gerechtigkeit in ihre Händen legt und das Volk, das sich Alles gefallen läßt — —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Possesso der Kirche des Laterans.

Von G. Römer aus Rom.

Wenn es auch kein höheres Gefühl ist, so veranlaßt doch die bloße Neugierde den Fremden, nach der Entstehung und dem Sinne der prachtvollen römischen Kirchenfeste, welche in keiner anderen Stadt der Welt an Pracht und Herrlichkeit übertroffen werden, zu forschen. Häufig, wir dürfen sagen, meistentheils kennt der protestantische Reisende weder Eines noch das Andere, und so unerklärend und technisch sind die Ausdrücke, mit welchen diese interessanten Ceremonien in den öffentlichen Blättern besprochen werden, daß diese ihn in nichts in seinem Wissen bereichern.

Die feierliche Besitzergreifung der lateranischen Basilika, welche den 8. November dahier stattfindet, ist von so eigenthümlicher Natur, daß wir wohl annehmen dürfen, nachfolgende Notizen über deren Entstehung und Institution möchten mit vielem Interesse gelesen werden, und zwar um so mehr, da Seine Heiligkeit der gegenwärtige Papst die ganze Ceremonie in ihrer ältesten Form vorzunehmen gedenkt, während seine letzten Vorgänger in vielen Punkten von der ursprünglichen Ceremonie abgegangen waren.

Der Lateran wird als die Mutterkirche und das Haupt aller übrigen Kirchen der Christenheit betrachtet. Dieses schöne Gotteshaus ward von Constantin dem Großen erbaut und dem Erlöser St. Johannes dem Täufer und dem Evangelisten gleichen Namens geweiht. Ehemals residirten die Päpste in dem Palaste, welcher zu der Kirche gehört, wurden aber im Vatican gekrönt und kehrten nach beendeter Feierlichkeit in Prozession, mit ihrem ganzen Hofe, zur Besichtigung des Sanctuariums und zur wirklichen Antretung ihres heiligen Amtes nach dem Laterane zurück. Hieraus entstand nun die Ceremonie des „Possesso", welcher ursprünglich unmittelbar nach der Krönung stattfand, später aber, nachdem die Päpste den genannten Palast wegen dessen weniger gesunden Lage nicht mehr zu bewohnen pflegten, ward ein späterer beliebiger Tag zu der interessanten und imposanten Feierlichkeit gewählt. Der früheste Possesso, wovon wir eine genaue Schilderung besitzen, ist derjenige von Leo III. im neunten Jahrhundert. Hierin ist die Art und Weise, in welcher der Papst die Tiara (in Gestalt eines Helmes von „weißem Stoff", wahrscheinlich ein Silbergewebe) empfing, ziemlich umständlich beschrieben. Die Ceremonie ging an dem Fuße der großen Stiege der vatikanischen Basilika vor sich, während die Prioren oder die vornehmsten Magistratspersonen der Bürgerdistrikte dreimal folgenden Satz in lateinischer Sprache sangen: „Unserm Herrn und Papste Leo, den Sanct Peter eingesetzt hat auf seinen Stuhl, auf daß Er lange Jahre darin sitzen bleibe." Hierauf bestieg der dreifach Gekrönte sein Maulthier und kehrte, von seinem gesammten Hofstaate begleitet, unter dem Jubel einer unermeßlichen Volksmasse nach dem Laterane zurück.

Mehrere Papste wurden außerhalb Roms gekrönt, aber für so wichtig wurde die Ceremonie des Laterans gehalten, daß sie jedesmal so bald als möglich nachgeholt ward, wie z. B. bei Sanct Silvester, der nach seiner Krönung in der Kirche von Santa Maria von Collemaggio, außerhalb der Stadtmauern, auf einem weißen Rosse in die Stadt zurückkehrte, um den Possesso zu feiern.

Die Päpste, welche in Avignon residirten, dispensirten sich natürlich von diesem Gebrauche, aber es fand statt dessen eine Prozession statt, bei welcher sie, nachdem sie die

Digitized by Google

Tiara empfangen hatten, mit großem Pompe durch die Stadt getragen wurden. Bei dem Zuge Clemens VI. versahen der Herzog der Normandie (der älteste Sohn des Königs von Frankreich) dann der Herzog von Burgund und der Graf von Dauphiné Stallmeisterdienste.

Nach erfolgter Rückkehr der Päpste in die heilige Stadt finden wir den Gebrauch des Geldwerfens unter das Volk eingerissen und diesem ward auch das Recht zugestanden, sich des Pferdes und Sattelzeuges, so wie ferner des reichen Baldachins, welche bei der Feierlichkeit gedient hatten, zu bemächtigen. Diese der Masse gestattete Freiheit gab Veranlassung zu höchst gefährlichen Tumulten und die dadurch nach und nach entstandene Gesetzlosigkeit war es auch, welche zweien Päpsten, Pius II. und Sixtus IV. sehr schlimm zu statten kam, wenn anders man keine geheimeren Ursachen zu den damaligen Unordnungen gelten lassen will. Seit jenen Vorfallenheiten wurden die Ueberlassungen des Pferdes und des Thronhimmels an das Volk abgestellt. Die Schilderung der Großartigkeit und Pracht jener Umzüge, namentlich wenn sie am Tage der Krönung selbst geschahen, sind der Art, daß sie trotz ihrer Mangelhaftigkeit dennoch ein höchst richtiges Gemälde vor die Fantasie zaubern, und die päpstlichen Züge vom Vatikane nach dem Laterane verdienten wohl von der gewandten Feder eines talentvollen Novellisten niedergezeichnet und zu einem lebendigeren Ganzen vereint zu werden, als sie sich bis jetzt nur in den trockenen und veralteten Folianten früherer Chronikschreiber befinden. (Fortsetzung folgt)

Die Thugs *).

Der helle Schein auflodernder Feuer fiel in das Antlitz Lida's und Riwa's, als sie an der Südspitze des Berges hervortraten, um in das Thal hinabzusteigen. In dem feuchtbaren Grunde, der sich zu ihren Füßen ausdehnte, herrschte das fröhlichste Leben, und es schien fast, als ob sich mit dem Einbruche der Nacht zugleich auch die Freuden des geselligen Verkehrs eingefunden hätten. Auf einem großen Platze, zwischen den Wachtfeuern und einer Reihe aufgeschlagener Zelte, bewegten sich gegen 50 Personen in mannigfaltigen Trachten und verschiedenartigen Gruppen bunt durcheinander. Hier bewunderten oder belachten einige Indier die Kunstfertigkeit eines Taschenspielers; dort saßen zwei reich gekleidete Türken am Boden und verfolgten mit ernsten Mienen die trugerischen Züge des Glücks im Spiele; Andere trafen ihre Vorbereitungen zu einer Mahlzeit; noch Andere, dem Aeußern nach Handelsleute, sprachen auf und abgehend von Geschäftsangelegenheiten und Gewinn. In der Mitte aber von allen Gruppen stand ein mit Erfrischungen besetzter Feldtisch, an welchem ein großer Theil der Reisenden Platz genommen hatte, um sich beim Mahle unter Erzählungen und Gesprächen angenehm die Zeit zu verkürzen. Hier führte Tom, der Diener Rudhams, das Präsidium, und da nur die wenigsten seiner Zuhörer der englischen Sprache mächtig waren, so ließ er es sich von ganzem Herzen angelegen sein, durch eine verständliche Gesticulation den Inhalt seiner begeisterten Worte zu erläutern. Ein Paar Juden, die sich mit in dem Kreise befanden, rief Tom bisweilen zu Zeugen der Wahrheit dessen auf, was er erzählte; eine Vorsicht, die sehr lobenswerth zu nennen war, weil er über die Größe und Macht Englands in der That fast Unglaubliches berichtete. Eben sprach der Britte von den wundervollen Palästen Londons und sagte: „Ja, Freunde! einen vollständigen Begriff von den Prachtgebäuden unserer Hauptstadt werdet ihr euch doch nicht machen können, obgleich ich meine ganze Beredtsamkeit aufbieten werde, die treueste Schilderung davon zu entwerfen. Da ist zum Beispiele der Palast meines Herrn von so außerordentlicher Höhe, daß Jemand, der von der Straße herauf mit den Bewohnern des obersten Stockwerks sprechen wollte, ohne Sprachrohr gar nicht verstanden werden könnte, so wie umgekehrt die Bewohner des obersten Stockwerkes sich eines guten Teleskopes bedienen müssen, um zu erkennen, ob sich ein Mensch auf der Straße unten befinde. Treppen gibt es in dergleichen Gebäuden gar nicht, sondern an einer ungeheuren Säule in der Mitte des Hauses führt ein schneckenförmiger Pfad bis unter den Giebel des Daches, und auf dieser krummen Linie fliegt man mit Dampf durch alle Stockwerke des Hauses hinauf und herunter. An der Säule selbst sind in verschiedenen Zwischenraumen Tabagien angebracht, wo die von der Fahrt Ermüdeten einige Erfrischungen annehmen und außerdem die schönste Aussicht genießen können. „Ich dächte, Moses," redete Tom einen der Juden an, „in der fünften Tabagie von unten herauf hätten wir bei einem Glase Portwein unsere erste Bekanntschaft gemacht?"

„Der Herr hat ein gutes Gedächtniß," versetzte Moses lachend, „mir war jenes Zusammentreffen mit Euch unter dem Himmel beinahe entfallen."

„Wenn Du Dich dessen also noch entsinnen kannst," fuhr Tom fort, „so mußt Du auch wissen, wie der Blitz damals in den Gasbehälter im Erdgeschosse schlug und für fünf Tausend Pfund Schaden darin anrichtete." Dann wendete er sich wieder mit den Worten zur Gesellschaft: „In England giebt es nämlich keine andere, als Gasbeleuchtung, deren brillante Lichtstrahlen die Nacht vollkommen zum Tage umwandeln. Ueberhaupt ist England an Dampf und Gas das reichste Land der Welt, und ich nehme hierbei Gelegenheit, von einigen der größten Unternehmungen zu sprechen, welche das Menschengeschlecht und die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Man beabsichtigt nämlich, die ganze Dampfkraft Englands an einem Punkte zu concentriren und von da aus alle Maschinen des Landes in Bewegung zu setzen. Zu diesem Zwecke ist über einem reichen Steinkohlenlager ein stundenlanges Bassin gegraben worden, welches zur Aufnahme des riesenhaften Kessels bestimmt ist. Zweihunderttausend Metallarbeiter sind schon mit seiner Ausrüstung beschäftigt und das Getöse der Hämmer soll so entsetzlich sein, daß in einer Entfernung von acht englischen Meilen mehrere Menschen taub geworden sind; ja man sagt sogar, der König von Frankreich habe vor diesem furchtbaren Lärmen eine ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun können, und seine Schlaflosigkeit habe die beängstigendsten Gedanken über diesen Volksdampfkessel in ihm erzeugt." (Fortsetzung folgt.)

*) Aus der soeben erschienenen zweiten Ausgabe des in ethnographischer Beziehung überaus interessanten und werthvollen Romans: „Die Thugs oder indischer Fanatismus" von Carl Röhler. (Altenburg, Schnuphase.)

Feuilleton.

*** Hamburg. Die Gas-Compagnie hat jetzt ihre Röhrenleitung bis auf die Vorstadt St. Pauli ausgedehnt, und den dortigen zahlreichen Wirthschaftsbesitzern hatte man angekündigt, daß ver-

Digitized by Google

fuchsweise die Lampen angezündet werden könnten, jedoch sei es nur provisorisch. Das letzte mußte man indeß wohl überhört haben, denn da die Lampen vortrefflich brannten, so kündigte man mehrfach zum vorigen Sonntag „brillante Gaserleuchtung" an, und die Locale waren ungewöhnlich stark besucht. Die Gas-Compagnie aber verstand das Ding anders, und als eben alles im besten Schwunge war, ging sie ans Thor und schloß die Leitung, worauf dann — freudvoll und leidvoll, in einem Odem — die Lampen in den Salons erloschen und alles im Dunkel saß, stand und tanzte. Die Bestürzung war, wie man sich leicht denken kann, außerordentlich und die Verwirrung tragisch, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, das im panischen Schrecken die Ausgänge suchte.

*** Negerhandel in Benguela. Benguela, sagt Tams in seinem Reisewerke „die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika", ist ein Mittelpunkt des Sklavenhandels und hierher bringt der Sohn den Vater, der Oheim den Neffen, kurz der Starke den Schwächeren, wenn er sich die Seligkeit des Branntweinrausches verschaffen will. Für diesen Zweck ist dens auch Benguela vortrefflich eingerichtet. Neben den Wohnungen der Europäer, deren einziger Zweck Bereicherung ist, befinden sich die Waarenniederlagen, d. h. die Sklavenställe, die oftmals ganze Straßen bilden und worin die Armen zusammengepfercht, dem kalten Nachtthau wie dem sengenden Strahle der Mittagssonne preisgegeben, halb verhungert dahinschmachten. Im Jahr 1838 wurden 20,000 Sklaven ausgeführt, trotz der Wachsamkeit der englischen Kreuzer. B. a. d. G.

*** Morgenländische Justiz. Das Dampfschiff „Prinz Eugen" kam vor Kurzem von Alexandrien in Smyrna an. Da sich zwei Cholerafälle am Bord gezeigt hatten, so wurde gemessener Befehl gegeben, daß sowohl Mannschaft als Passagiere strenge Quarantaine halten sollten. Zwei Araber achteten nicht auf diesen Befehl, sprangen über Bord und schwammen an's Ufer. Sie wurden verhaftet und vor den Pascha gebracht. — „Wurt ihr als Passagiere auf dem Dampfschiffe „Prinz Eugen?" — „Ja!" — „Brachet Ihr die Quarantaine?" — „Ja!" — Der Pascha winkte und die Köpfe der Araber rollten zu seinen Füßen.

*** Die Bedeutung des Fächers in Japan. Auf Japan spielt der Fächer eine ganz eigenthümliche und bedeutende Rolle. Er gehört zum Costüm der Männer und Frauen, und der Soldat führt ihn wie der Mönch; auf dem ausgestreckten und ausgebreiteten Fächer erbittet sich der Bettler sein Almosen, auf demselben empfängt ein höflicher Gast die ihm gereichte Leckerei. Der Fächer ist den Höflingen der Chapeau-bas, der ihnen im Vorzimmer kühlend die Langeweile verkürzen heißen muß wie bei uns der Dame ihr Schleier, hinter dem sie Erröthen und Lachen verbirgt; er vertritt die Stelle des zierlichen Stöckchens, das die Hand des Stutzers gedankenlos bewegt. Dem Pädagogen ist er zugleich Griffel, Strafruthe und ein beliebendes Geschenk für fleißige Schüler. Durch Ueberreichung eines Fächers auf einem besonderen Präsentirteller wird vornehmen Verbrechern das Todesurtheil verkündet und im Augenblicke, wo diese unter landesüblicher Dankesbezeugung Hände und Hals der Gabe entgegenstrecken, durch Enthauptung vollzogen. A.

*** Ein altes spanisches Sprüchwort sagt: „Lima ist das Paradies der Frauen, das Fegfeuer der Männer, und die Hölle der Esel." Wenn man aber eine Beschreibung des Carnevals in der peruanischen Hauptstadt liest, so muß man gestehen: Lima ist in dieser Zeit der emancipirten Narrheit nicht nur eine Hölle der Esel, sondern alles Lebendigen. Hier besteht nämlich das Hauptvergnügen in den Tagen des Carnevals darin, daß man die Vorübergehenden begießt, und zwar mit Wasser begießt, über dessen Reinlichkeit man nichts weniger als scrupulös ist; von jedem Balkon regnen Ströme, von oft nicht sehr appetitlichem Geruch und Ausehen, an allen Straßenecken stehen Schwarze im Hinterhalt, die über die Leute herfallen, sie festhalten und in die Gosse wälzen, wenn sie nicht ein Lösegeld zahlen wollen; und auch mit diesem kommt man ohne eine kleine Taufe mit schmutzigem Wasser nicht davon. Haufenweise dringen junge Leute gewaltsam in die Häuser ihrer Bekannten und suchen die Damen heim. Anfangs begießen sie ihr Opfer mit wohlriechenden Wassern, sind aber ihre Vorräthe erschöpft, so muß die Pumpe, oft sogar die Straßenrinne den Mangel ersetzen und der Scherz artet in Brutalität aus. Die Damen mit ihren durchnäßten Kleidern werden von Zimmer zu Zimmer verfolgt, erhitzen sich, werden oft in Folge dieser Saturnalien gefährlich krank und jedes Jahr fordert auf diese Weise seine Opfer. — Ein anderer nicht übler Carnevalsscherz besteht darin, daß man einen Sack mit altem Eisen, Scherben und zerbrochenem Glas füllt. Dieser wird dann an einem Strick an dem Balkon aufgehängt, und zwar so, daß er etwa sieben Fuß über der Straße schwebt. Man läßt nun den Sack auf dem Balkon liegen, bis unten Jemand vorübergeht; dann thut man, als wolle man ihn der Person auf den Kopf werfen; da der Sack aber festgebunden ist, so bleibt er doch genug, daß er den Vorübergehenden nicht verletzen kann. Obgleich man nun im Allgemeinen weiß, daß in allen Straßen sich mehrere solche „unschädliche" Höllenmaschinen vorfinden, so ist doch manchmal das Gepraffel und der Schreck so groß, daß schon Leute auf der Stelle ohnmächtig geworden sind, obgleich sie nicht im geringsten beschädigt waren. Besonders werden die Pferde leicht scheu, bäumen sich und werfen oft zur allgemeinen Belustigung ihre Reiter ab. Jedes Jahr macht die Polizei Maueranschläge in der ganzen Stadt, worin sie dergleichen Späße bei schwerer Strafe verbietet; aber was will eine Polizei in Lima heißen? +++.

*** Das Präveaire. Der Schauspieler Keely, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts in London lebte, war ein origineller Mensch. Einst hatte er sich auf seinen neuen Rock einen Oelfleck gemacht, trug ihn jedoch, da er nicht gleich einen andern sich anschaffen konnte, und wurde nun in der Regel mit den Worten empfangen: „Sie haben sich einen Fleck gemacht." — Endlich ärgerten ihn diese ewigen Wiederholungen, er sagte also gleich, wenn er in eine Gesellschaft kam: „Ich habe mir einen Oelfleck auf den Rock gemacht, doch nun von etwas Anderem!"

Anzeige.

Eingetretener Hindernisse wegen ist das in Nr. 311 des „Conv.-Bl." angekündigte Concert des Contrebassisten Hrn. Aug. Müller vor der Hand verschoben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 12. November. Johannes Gattenberg, Original-Schauspiel in drei Abtheilungen, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Samstag, den 14. November. Zemire und Azor, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Spohr.

Montag, den 16. November. (Zum Vortheil des Herrn Thradtmsky) Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart. Don Juan: Herr Kelchner. (Gastrolle) Donna Anna: Emilie Watter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 314. Samstag, den 14. November 1846.

Aus Diderot's Leben.

(Fortsetzung)

Sartines trat schnell auf Diderot zu und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Schweigen Sie, Unglücklicher! Was haben Sie da gesagt?"

„Ich sage," erwiederte Diderot, ohne aus der Fassung zu kommen, „daß ich Ihnen einen Ort sagen kann, wo Sie junge Erbsen finden, so viel Sie wollen."

„Ich will gar keine," erwiederte Sartines.

„Mehr, als der König essen kann," fuhr Diderot fort.

„Ich sage Ihnen, Herr Diderot, daß ich meine Entlassung einschicken werde."

„Besser ist es, Sie schicken grüne Erbsen! — Für alle Fälle muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, sie ist sehr einfach — Sie kennen die kleine Hus?"

Sartines wühlte einen Augenblick unter einem Stoß Papiere, die umher lagen, nahm alsdann ein Blatt und legte es oben hin.

„Die kleine Hus aus der Comédie-Française," sagte er, „die kenne ich sehr gut. Sind Sie, Herr Diderot, der Freund dieser kleinen Landläuferin?"

„Landläuferin! — Ach, mein Herr, dieses Wort ist sehr hart. Die kleine Hus geht ihrer Beschäftigung nach und tritt mit vieler Loyalität auf. Seit dem „Familienvater", welcher vor zwei Jahren gespielt wurde, stehe ich in näherer Verbindung mit dem komischen Theile dieses Theaters, jedoch sehr schlecht mit der kleinen Hus, welche als Frau wohl recht schön, jedoch als Schauspielerin sehr mittelmäßig ist und der ich daher keine Rolle zutheilen wollte."

„Nun, Herr Diderot, so erzählen Sie mir die Geschichte dieser kleinen Hus."

„Recht gern, mein Herr, auf die Gefahr hin, daß ich Ihnen damit nichts Neues erzähle, denn die Polizei weiß Alles. Noch eine Frage erlauben Sie mir, mein Herr. — Kennen Sie Madame Robin?"

„Nein!"

„Mme. Robin ist die Kuh der Fräulein Hus; es ist ein schönes Thier, mit einem röthlichen Felle und einem weißen Stern auf der Stirne und zugleich ein Wesen, das Ihnen nützlich sein kann."

„Mir?" — „„Ja, mein Herr."" — „Die Kuh oder Fräul. Hus?" — „„Die Kuh, mein Herr."" — „So fangen Sie an, Herr Diderot."

„Die kleine Hus," sagte Diderot, „ist die Tochter einer Frau, welche sich für sehr geistreich hält und im Rufe steht, kleine Gedichte in den „Mercure de France" einrücken zu lassen. Sie werden wohl einsehen, daß eine Mutter, welche Verse macht, keine Zeit hat, ihre Tochter zu erziehen, allein die niedlichen Kinder erziehen sich oft ganz allein und das oft sehr niedlich. So ging es auch mit der kleinen Hus; ihre Köchin lehrte sie lesen und schreiben, und ihre Erziehung hätte sich sehr wahrscheinlich darauf beschränkt, wenn nicht in dem Hause, wo sie wohnte, ein Musketier gewesen wäre."

„Herr Diderot," sagte Sartines lächelnd, „nehmen Sie sich in Acht, das wären kostbare Anzeigen für die Polizei."

„Pah! mein werther Herr, die Polizei kümmert sich nicht um die Erziehungsmethode der Musketire; sie hat Nöthigeres zu thun; auch soll das alles nur dahin führen, daß sie die grüne Erbsen noch vor Tisch Frau von Pompadour schicken."

Sartines machte eine rasche Bewegung mit dem Kopfe, gleichsam, um damit zu sagen, daß seine Wuth gegen die Favoritin noch nicht nachgelassen habe, und Diderot fuhr fort:

„Herr von Courteilles — dies war der Name des Musketiers — lehrte der kleinen Hus so viele Sachen, daß die Mutter einsah, ihre Tochter lerne doch zu viel von ihm; sie belauschte daher beide und überraschte sie plötzlich. Sie werden sich wohl den Auftritt vorstellen können: eine Mutter, welche zu gleicher Zeit schreit, weint, schlägt; und ein junges Mädchen, das fast verzweifelt, sich vor dem Geliebten beschimpft, geschlagen zu sehen, und endlich einen spöttischen Musketier, welcher so gut wie möglich die Tochter vertheidigt und sich über die Mutter lustig macht. Das findet man ja in unserer jetzigen Zeit sehr häufig; die Mutter will, daß man nichts mehr von ihrem Kinde spricht, sie verleugnet, sie verflucht es; das weinende Kind hebt seinen Blick zum Geliebten empor, welcher es mit sich nimmt, weiß der Himmel wohin, besonders in Paris. Courteilles führte die kleine Hus in eine Mansardenwohnung nahe bei der Musketierkaserne, wo sie dann eine Zeit lang jenes Leben voll Elend und Glück führten, das der Abbé Bernis und ich schon so oft besammert haben."

„Sie kennen den Abbé Bernis, Herr Diderot?"

„Das glaube ich, mein Herr! Wir haben sechs Monate lang für sechs Sous à Person bei einem Gastwirthe in der Maurerstraße mit einander gespeist! Seitdem habe ich freilich besser gegessen! — Allein ich war noch nie fröhlicher, mein Herr; und hierin glichen uns die kleine Hus und dieser Courteilles. Sie entbehrten Alles und doch waren sie glücklich; die Kleine hatte eine zerrissene Hatelrause, der Musketier einen an den Ellenbogen zerrissenen Kittel an, weder Holz für den Winter, noch Geld im Beutel war bei ihnen anzutreffen. Trotzdem hatten sie doch ihre Festtage; nämlich, wenn der alte Vater Courteilles seinem Sohn das Viertel seiner Pension schickte, oder wenn ein Wucherer sich einmal gefällig zeigte. — Fräul. Huß," fuhr Diderot fort, „ist groß, gut gebaut und ein wenig mager; sie erkundigte sich nach einem Fortkommen und Clairon gab ihr die Mittel an, indem er sie zu seiner Schülerin machte. Von nun an declamirte sie Tag und Nacht in ihrem Zimmerchen, obgleich dadurch Courteilles, gelangweilt von diesem tragischen Studieren, sie vernachlässigte und in

Digitized by Google

den Spielhäusern umherzog. Die Kleine studirte nun, schrie, gestikulirte, stampfte mit dem Fuße, und Clairon ward endlich so entzückt von ihr, daß sie bald eine Einladung zum Debüttiren erhielt. Sie debüttirte —"

„Das ist Alles ganz recht, Herr Diderot; aber die grünen Erbsen?"

„Aha! der verehrte Her denken nicht mehr, Ihre Entlassung einzuschicken! Um so besser, um so viel besser!"

„Das habe ich nicht gesagt, aber —"

„Mein wertbester Herr, die grünen Erbsen können nicht vor Madame Robin kommen."

„Die Kuh der Fräulein Hus?"

„Ja, mein Herr. Die Kleine debüttirte also und Courteilles läßt an diesem Abende sein Spiel in Ruh und geht ins Theater. Er findet die Kleine zum Entzücken und wähnt, sie spiele wie ein Engel. Ohne Zweifel wird sie engagirt, man wird von ihr sprechen, sich um sie kümmern, mit diesem Gedanken beginnt sein Herz wieder für sie in Liebe zu erglühen, er findet wieder neue Reize an der kleinen Hus und kann den Augenblick nicht erwarten, wo das Trauerspiel zu Ende ist und er seine alten Rechte wieder in Anspruch nehmen kann. Endlich fiel der Vorhang und Courteilles stieg auf die Bühne, drückte dem Unterlampenputzer einen Thaler in die Hand und ließ sich das Ankleidezimmer der Mlle. Hus zeigen. Eine Kammerfrau bewachte den Eingang. Courteilles griff ihr mit der Hand unters Kinn und sagte bittend:

„Mein Kind, öffne mir diese Thüre."

„Es kann nicht sein, Mademoiselle ist beschäftigt."

„Das hat nichts zu sagen. Ich bin ihr Musketier, ihr Freund, ihr Geliebter. Ihre Mutter hat sie mir anvertraut." Die Kammerfrau war unerbittlich. Mademoiselle war mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt.

„Es handelt sich wahrscheinlich von ihrem Engagement?" fragte Courteilles.

„Ja, von ihrem Engagement mit dem Herrn Bankier Bertin."

„Der Musketier machte einen Sprung zurück, die Thüre des Zimmers ging auf und der Bankier Bertin trat heraus; er machte eine lebhafte Bewegung mit seinem Rohre mit goldenem Knopfe. Als der Musketier eintrat, ging ihm die kleine Hus mit offenen Armen entgegen.

„Wie talentvoll Du aber bist, meine Liebe," begann er, indem er das Mädchen umarmte. „Du hast, auf Ehre, fast eben so gut wie die Clairon gespielt."

„Findest Du das, mein Cavalier?" warf die Kleine zerstreut hin.

„Ich versichere Dich, Clairon wird noch eifersüchtig werden; Du wirst noch, ehe drei Jahre vergehen, sie übertroffen haben."

„Was liegt daran?"

„Das kann wohl sein; allein die Hauptsache ist, daß Du engagirt wirst und diesem kann sie sich widersetzen."

„Ich habe bereits mehr als das."

„Der Musketier fing an, sie zu verstehen. Der Anblick Bertins machte ihm Alles begreiflich. Er lud die kleine Hus zum Souper ein.

„Aber, mein lieber Freund," erwiederte ihm die neue Schauspielerin, „bist Du nicht Herrn Bertin begegnet?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Possesso der Kirche des Laterans.

Von G. Romee aus Rom.

(Fortsetzung.)

Es ist sehr zu beklagen, daß Walter Scott niemals diese unerschöpfliche Quelle zu seinen großartigen ritterlichen Sittengemälden benutzt hat; jedenfalls würde eine Schilderung dieser Prachtceremonien, schon wegen des ungeheuren Stoffes, alle übrigen Gemälde seiner genialen Feder bei weitem und die reichvariirten Blätter seiner unsterblichen Muse noch glanzvoller umstrahlt haben. Alle Kardinäle und Prälaten ritten zu Pferde und waren bedeckt und gekleidet mit ihren Mitern, Copen, Umwürfen und anderem reichen Schmucke; dann waren es der fantastische Reichthum der Laien-Costüme; der Glanz der Waffen und der schwankenden Federn; die Strahlen der Juwelen an den Baretten und Hoftrachten der Fürsten und Botschafter und sonstige Schaustellung von Reichthum und Größe, welche die Einzelnheiten dieser staunenswerthen Züge bildeten. Einem uralten Herkommen gemäß wurde das heilige Sakrament, in goldnem Ciborium verschlossen, auf dem Rücken eines prachtvoll geschmückten weißen Maulthiers mit in dem Zuge herumgeführt und von zwölf reichgeschmückten Wachskerzenträgern umgeben.

Bei dem Umzuge Innocenz VIII. warf ein Stallmeister, welcher der Soldano genannt wurde, sobald der Papst den St. Peters-Platz verlassen hatte, aus zweien an seinem Sattel befestigten Säcken Geldmünzen unter das Volk, richtete aber seine Munificenz so geschickt ein, daß die allzu hart Herandrängenden durch ihre eigne Gier nach den weit hinausgeschleuderten Geldstücken alsbald von der Prozession entfernt wurden und diese ohne die mindeste Störung ihren Fortgang halten konnte. Die Abgeordneten der Judenschaft traten dem Papste während des Zuges ehrfurchtsvoll entgegen, überreichten Seiner Heiligkeit eine Abschrift des Pentateuch und richteten folgende Formeln an den Neugekrönten. „Heiliger Vater! Die Juden bitten im Namen ihrer Synagoge, daß Ew. Heiligkeit geruhen möge, die Gebote, welche ihrem Propheten Moses auf dem Berge Sinai von dem Allmächtigen offenbart wurden, allergnädigst gutzuheißen und zu bestätigen, wie dies auch von den früheren Päpsten, den erhabenen Vorgängern Ew. Heiligkeit geschehen war." Worauf der Papst erwiederte: „Wir preisen das Gesetz (die Gebote), verdammen aber die Art und Weise und den Sinn, wie ihr es beobachtet; was denjenigen betrifft, von dem ihr behauptet, daß er noch kommen soll, so lehrt und verkündet die Kirche in allen Ländern, daß er in der Person unseres Heilands Jesus Christus schon gekommen sei." — Als eine merkwürdige Charakteristik jener wilden Zeiten (1484) mag bemerkt werden, daß bei Papst Innocenz, nachdem er an der Kirche vom heiligen Clemens von seinem Rosse herabgestiegen war und auf dem päpstlichen Lehnsessel nach dem Laterane getragen wurde, das Ungestüm des Volkes so stark war, daß die Soldaten, die ihn trugen, mit Gewalt in die Kirche gedrängt wurden und der heilige Vater in die größte Lebensgefahr gerieth, ja daß sogar mehrere Kardinäle, die den Papst von dem Portale der Kirche nach dem Hauptaltar geleiteten, niedergeworfen und mehr oder weniger verletzt wurden.

Nachdem der Papst an dem Hauptaltare Platz genommen hat, ward das Antiphon erhoben. „De stercore erigit

Digitized by Google

pauperem etc., um ihn daran zu erinnern, daß er seine Erhebung der göttlichen Vorsehung, und nicht wie weltliche Fürsten, seiner Geburt oder seinen Ahnen verdanke. Hierauf warf er Kupfermünzen unter das Volk, ausrufend: „Silber und Gold besitze ich nicht, aber das was ich besitze, will ich mit euch theilen!“ — Nach vollbrachten Ceremonien in der lateranischen Kirche ward der Papst nach der nahen Kapelle des heiligen Sylvester geführet, an deren Haupteingang er sich auf einem Lehnsessel von Porphyr niederließ, woselbst ihm der Priester eine Ruthe (als Zeichen der Besserung), die Schlüssel der Basilika und des Palastes (die Symbole seiner apostolischen Machtvollkommenheit) überreichte und ihn alsdann mit einem Gürtel von rother Seide, an welchem ein Beutel hing, der zwölf Edelsteine und ein Stückchen Moschus enthielt, umschlang. Erstere waren eine Anspielung an die zwölf Apostel, letzteres bezog sich auf nachstehende Worte des heiligen Paulus: „Wir sind süßer Geruch von Christus.“

Wenn diese Feierlichkeiten selbst in den stürmischen Abschnitten des Mittelalters prachtvoll und mächtig waren, so dürfen wir uns nicht wundern, sie in den späteren Jahren, wo ein hellerer Tag über Italien hereinzubrechen begann und die Wiedergeburt der Wissenschaft und Kunst ihren Anfang nahm, noch viel großartiger und verfeinerter zu finden. Die Sonne des Friedens fing an die Schrecken und Stürme des Krieges zu zerstreuen und die mildere Era der neueren Geschichte stellte sich ein.

Der „Possesso“ Alexander's VI. (1492) überstrahlte schon alle früheren an Herrlichkeit und Pracht, aber den höchsten Grad irdischen Glanzes erreichten die Feierlichkeiten der Besitzergreifung Leo X., des großartigen Erweckers und Beförderers der geistigen Interessen seines Zeitalters und des fürstlichen Maecen's der katholischen Kirche. Dieser Papst bestieg den Thron im Jahre 1513 und zeigte gleich im Anfange seiner Regierung jene edle Vorliebe für das Glänzende und Hohe, welche ihn nicht weniger auszeichnet als seine wahrhaft fürstliche Freigebigkeit gegen die auserwählten Geister seiner Zeit. Dieser ritterliche Papst bestieg während der Prozession nach dem Laterane dasselbe edle Roß, welches ihn ein Jahr vorher, als er bei Ravenna von den Franzosen zum Gefangenen gemacht wurde, getragen hatte. Er bediente sich nicht des „Triregnos“ seines Vorgängers Julius II., sondern ließ ein anderes weit prachtvolleres, welches aus goldnem Gewebe und drei Juwelenreifen bestand und mit Pfauenfedern bedeckt war, verfertigen. Auch Innocenz III. trug 1198 eine Krone von Pfauenfedern, deren Einführung ein Zeichen der Vergänglichkeit und der Schwäche aller irdischen Macht und Herrlichkeit vorstellen sollte.

(Schluß folgt.)

Die Thugs.

(Fortsetzung.)

Die Aufmerksamkeit, deren sich Tom bei seinen Zuhörern zu erfreuen hatte, bestimmte ihn, die Gesellschaft auch noch mit einem zweiten Wunderwerke bekannt zu machen, woran Großbritannien jetzt arbeite. Nachdem er sich eine Zeit lang an den staunenden Gesichtszügen seiner Nachbarn geweidet hatte, hob er mit stolzer Selbstzufriedenheit wieder an: „In Paris, meine Freunde, hatte man vor einem Jahre den Plan zu einem Leuchtthurme entworfen, von welchem aus die entferntesten Theile der Stadt zur Nachtzeit hinreichend erhellt werden sollten; ein schöner Plan, aber seine Realisirung ist nur ein Kinderspiel zu nennen im Vergleich mit dem Projecte, das man jetzt in England auszuführen gedenkt. Dort will man nämlich vermöge des Siderallichtes eine Erleuchtung zu Stande bringen, welche nicht nur aus Großbritannien, sondern auch von den benachbarten Küsten Frankreichs und Schwedens die Nacht gänzlich verbannen soll. England ist mit den Nachbarstaaten wegen des Beitrags zu den Kosten schon in Unterhandlung getreten; auch Deutschland ist aufgefordert worden, sich der Lichtallianz anzuschließen; die vernünftelnden Deutschen haben aber geantwortet, sie wollten erst zusehen, was England bei einer solchen Erleuchtung für Schatten werfen und wohin derselbe überhaupt fallen würde.“

Während so Rudhams Diener die Gesellschaft auf englische Weise unterhielt, fand bei den äußersten Wachtfeuern nach dem Gebirge hin eine Scene statt, die sonderbar mit dem lustigen Treiben der Menge contrastirte. Vor einem über dem Feuer schwebenden Kessel erblickte man die hagere Gestalt eines indischen Priesters, der bewegungslos und ohne einen Laut von sich zu geben, dem Sieden des Wassers im Kessel zusah. Dem Braminen gegenüber, die Augen starr auf das Antlitz desselben geheftet, stand Tiambo, der Vater Niwa's, und beobachtete aufmerksam das Muskelspiel des heiligen Mannes, gleichsam als ob er aus den Gesichtszügen die geheimsten Gedanken seiner Seele erlauschen wollte. Plötzlich überfluthete das Wasser den Rand des Gefäßes, und die herabströmenden Schaumblasen verdampften zischend in den Flammen des Feuers. Da richtete der Bramine sein Antlitz nach Westen und sagte: „Die Zeichen sind günstig, Du wirst glücklich sein in Deinem Beginnen, Tiambo! Sende Späher gegen Abend und Morgen, damit kein Unberufener dem Opfer nahe, und handle!“

Unterdessen waren Libu und Niwa den Berg herabgestiegen und langten eben bei dem Wachtfeuer an, als der Priester seine Rede beendet hatte. Tiambo wandte sich sogleich an die Ankommenden und forschte bei ihnen nach den Reisenden, die schon längst von der Karavane erwartet worden waren. Da sie vorgaben, Niemand gesehen zu haben, so wurde Libu als Wachtposten nach dem östlichen Ende des Thales entsendet und dem Mädchen befohlen, im Zelte des Vaters sein Lager zu suchen. Kaum hatten sich Beide gehorsam entfernt, so trat ein hochgewachsener Jüngling zu dem geheimnißvollen Paare am Kessel und richtete an Tiambo folgende Worte: „Weiser Dschematar [1]) der Phansigars [2]), der kühne Sprößling eines ächten Thug bittet Dich, ihn unter deiner Leitung zum ersten Male den Arm nach den Feinden der Allmuttee ausstrecken zu lassen. Nara hat unter dem glücklichen Barka [3]) Rani als Kabula [4]) gestanden und wünscht unter den Augen des mächtigen Tiambo seine Geschicklichkeit als Bhartote [5]) zu zeigen, um als ein würdiger Bruder in den heiligen Bund der Phansigars aufgenommen werden zu können. Nur eine Schlinge

[1]) Der Anführer einer Schaar von Thugs.

[2]) Phansigars heißen die Thugs, von Phansi, die Schlinge, weil sie ihre Opfer durch Schlingen tödten.

[3]) Ein in dem Mordsysteme der Phansigars erfahrener Thug.

[4]) Ein Novize.

[5]) Ein Erdrosselter; dies kann ein Thug nur dann werden, wenn er die ersten Proben seiner Geschicklichkeit im Noviziat abgelegt hat, z. B. als Kundschafter, Händehalter und Todtengräber.

Digitized by Google

erhielt Nara von seinem greisen Vater zum Erbe, aber sie war der Schrecken der Feinde Kali's [4]), und was sie umschloß — erbleichte."

„Grünender Zweig eines alternden Stammes!" versetzte der Hindu mit stolzer Würde, „Deine Bitte ist ein Wohllaut in dem Ohre Tiambo's; möge der Ruhm Nara's wachsen, wie eine brausende Woge des Meeres; sei mein Tscheila [5]), ich will Dein Guru [6]) sein."

Darauf reichte der Lehrer dem Schüler die Hand, und der Bramine sprach zur Weihe ihres Bundes: „Was sich zum Dienste der großen Göttin verbindet, ist ihr geweiht im Leben wie im Tode. Sie legte die goldenen Sprüche der Weisheit auf die Zunge des Lehrers und trug die Sehnsucht nach den Tönen des Himmels in das Ohr des Schülers. Segen der Treue! Fluch dem Verrath!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Der dänische Dichter Andersen erzählt in seinem neuesten Buche, einer allerliebsten Schilderung seiner Reise durch Deutschland, Italien, Malta, Griechenland nach Smyrna und Constantinopel Folgendes: Wir kamen (in Preßburg) auf dem freien Platze vor dem Rathhause, über dessen Thüre man ein Gemälde al Fresko gewahrt. Es stellt einen alten Mann im schwarzen Kleide und mit langem Bart vor; er beugt sich über ein aufgeschlagenes Buch. Was bedeutet das Bild? Was berichtet die Sage darüber? Es ist eine Mähr, die Grausen erregt. Dieser Mann war einst einer der einflußreichsten Räthe der Stadt, er war Alchymist und Astrolog, gefürchtet und gehaßt. Er wußte sich Alles anzueignen, selbst das Aeckerchen einer armen Wittwe. Und die Frau fand ihren Weg in das Rathszimmer, wo er unter den Mächtigsten der Stadt saß. Voll Verzweiflung brachte sie ihre Klage vor und verlangte, er solle einen Eid schwören, daß er nach Gesetz und Gewissen gegen sie gehandelt habe. Er nahm die heilige Schrift, beugte sich darüber, las den Eid mit hohler Stimme ab, erhob seine Hand und schwur. Da sauste ein Wirbelwind durch die Halle und Alle fielen auf die Erde nieder. Als es wieder stille ward und sie sich erhoben, war der Meineidige verschwunden. Das Fenster war zerbrochen und draußen an der Wand stand Zug für Zug, wie man es jetzt noch sieht, und unauslöschlich das Bild des Preßburger Rathsherrn. Der Teufel hatte ihn wie einen gemalten Schatten in die weiche Wand geschlagen. +++.

*** Die Herzogin von Orleans hat einen ihr völlig unbekannten Industriellen mit der ihr eigenthümlichen Zartheit und Herzensgüte vom Untergange gerettet. Der Buchhändler M. war im Begriff, sich fallit zu erklären, weil ihm eine mäßige Summe fehlte, um einen unbarmherzigen Gläubiger zu befriedigen; er hatte vergebens an allen Thüren angeklopft und wußte keinen Rath mehr, als der Gedanke in ihm aufstieg, sich der Herzogin von Orleans zu vertrauen. Er schrieb J. k. Hoheit, daß er die Summe von .... dringend bedürfe, und sie von der Großmuth der Frau Herzogin als ein Anlehen erflehe. Der Brief des Buchhändlers war um 8 Uhr Abends abgegeben worden; am nächsten Morgen wurde die erbetene Summe durch eine vertraute Person überbracht, die, nachdem sie einen Blick auf die Bücherreihen rings umher geworfen hatte, fünf bis sechs Bände wählte, welche die Frau Herzogin nöthig habe, indem er dabei ankündigte, daß J. k. H. ihre Bibliothek zu vergrößern wünsche, und später Bücher nehmen werde, deren Werth der Summe gleich komme, die sie so glücklich sei, jetzt seiner Verfügung zu übergeben.

*** Ein Kaspar Hauser als Schauspieler. Vor etwa fünf Jahren fand ein junger Mann auf der Ohlauer Straße in Breslau einen Menschen, der wie ein den Wäldern entsprungener Tertiolage anschaute. Seine ganze Kleidung bestand aus einer wollenen Decke, in die er sich von Kopf bis zu Füßen einhüllte. Die Polizei hielt den fünfzehnjährigen Findling für einen Vagabunden und durchtriebenen Gauner. Da er jedoch, so viel Mühe man sich auch gab, nichts bekennen konnte, als daß er weit, weit ab bis bis jetzt in einem Walde bei einem schwarzen Manne (einem Köhler?) gelebt habe, und von diesem in der Nacht fortgebracht und auf dem Flecke verlassen worden sei, wo man ihn fand, so überzeugte man sich wirklich, daß man es mit dem Opfer irgend einer Unmenschlichkeit zu thun habe. Wohlthätige Menschen nahmen sich des Findlings an. Er erhielt den Namen Levinsky, weil seine Aussprache halb jüdisch, halb polnisch klang. Man schickte ihn in die Schule, wo er auffallend rasche Fortschritte machte. Unter denen, die sich seiner annahmen, befand sich auch Heckscher, damals der beliebteste Schauspieler in Breslau. Levinsky schwärmte für Heckscher, und in Folge dessen auch für die Schauspielkunst. Er bekundete ein schönes Organ, Phantasie und Feuer. Als Heckscher Direktor des Theaters in Sondershausen wurde, nahm er Levinski auf sein dringendes Bitten mit. Er ging zum Theater und lebte mit einem eisernen Fleiße seiner Kunst. Jetzt da das Theater in Sondershausen aufgelöst ist, hat sich Levinski nach Berlin gewandt, wo er die trefflichen Vorbilder der Hofbühne studirt. Hmrst.

*** In den früheren Zeiten, in denen die Studirenden auf Hochschulen sich oft nur durch Rohheit der Sitten auszuzeichnen pflegten, wurde in einer Gesellschaft von Professoren einer Universität viel über diesen Gegenstand gesprochen, und einer der Anwesenden meinte, wenn die Studenten mehr in Damengesellschaften gezogen würden, so würden ihre rohen Sitten sich nach und nach wohl abschleifen. „Ei, gehorsamer Diener, Herr Kollege!" erwiederte ein anderer Professor, „dafür will ich mich höflich bedanken, denn weder meine Frau noch meine Töchter sind Wetzsteine."

Physikalischer Verein.

Samstag, den 14. November. Die Korallen rücksichtlich ihrer Bildung und chemischen Constitution.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 14. November. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Beethoven. (Gastrolle) Fidelio: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Montag, den 16. November. (Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky) Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart. Don Juan: Herr Kelchner. (Gastrolle) Donna Anna: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

[4]) Kali, die Göttin der Thugs.
[5]) Ein Schüler.
[6]) Der Lehrer.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 315. Sonntag, den 15. November 1846.

Aus Diderot's Leben.

(Fortsetzung)

„Bertin war nämlich kürzer verfahren; er hatte ganz einfach zu Fräulein Hus gesagt, daß an dem Thore des Schauspielhauses ein Wagen auf sie warte, und daß in Passy ein Landhaus, von dem er ihr die Schenkung überreichte, für sie bereit stünde; er hatte ihr die Meubles, das Silberzeug, die Kristallsachen, das Porzellan beschrieben, von welchen Dingen er ihr die bezahlten Rechnungen übergab; er sprach selbst von einer Kasse, zu welcher er ihr auch einen Schlüssel überreichte, welche, seinem Worte nach, tausend Louisd'or enthalten sollte, und schließlich lud er sie zum Nachtessen für den Abend ein. Courteilles wußte nicht, wie ihm zu Muth war, als er sie diese Einzelheiten ruhig erzählen hörte; sollte er Bertin nachstürzen und ihm den Degen durch den Leib rennen, oder sollte er über die kleine Hus herfallen; doch ein Augenblick ruhigen Nachdenkens brachte ihn zu sich. Warum ein junges Mädchen hindern, sich eine gute Stellung zu sichern? Auch hatte andererseits Bertin noch nie etwas von ihm gehört, weßhalb sollte er ihn dafür bestrafen, daß er das theuer bezahlte, was ein Musketier umsonst hatte? Es war weit klüger, sich nicht mit der kleinen Hus zu verfeinden, indem sie ihn Bertin nähern könnte, was gar keine nutzlose Bekanntschaft wäre. Courteilles wurde daher zärtlich, sprach von seiner Liebe, rief ihr die frühere Zeit ins Gedächtniß, erklärte mit der gewöhnlichen Phrase, daß er von jetzt an der unglücklichste Mensch sei, gab aber auch zu, daß er einen Bankier freilich nicht ersetzen könne und schloß damit, daß er die kleine Hus um die Gnade bat, sie hie und da besuchen zu dürfen, was sie auch gerne erlaubte. Den andern Tag war Courteilles zu Passy und bei ihrer Toilette gegenwärtig. Ihr kleines Häuschen liegt am Ufer des Altwassers."

„Ich kenne es wohl," sagte Sartines.

„Sie wissen also auch," nahm Diderot wieder das Wort, „daß es ein wahres Kleinod ist; eine doppelte Stiege, ein Belvedere, ein Pferdestall, ein herrlicher Garten und am äußersten Ende desselben ein Kuhstall."

„Und in diesem Kuhstall," sagte hierauf Sartines, „die Kuh der Fräulein Hus, — Frau Robin."

„Mein verehrter Herr," erwiederte Diderot, „Frau Robin ist jetzt allerdings im Kuhstall, jedoch zu jener Zeit, von der ich spreche, war sie noch nicht darinnen. Doch wir werden noch daran kommen.

„Courteilles bewunderte den Garten, die Meubles, das Haus; er blieb bis zum Mittagessen, um Bertin zu erwarten, dessen Willkomm nicht sehr freundlich war. Denn, wie ich Ihnen schon früher gesagt, Courteilles war ein sehr schöner Cavalier; Bertin fürchtete alles, er war plump, seine Gestalt gewöhnlich; er hatte nur Geschick, Ziffern zierlich nebeneinander zu schreiben, allein für eine junge Frau erschien er darum lange nicht so liebenswürdig, als ein Musketier; er sprach daher mit Fräulein Hus von seiner Eifersucht und Courteilles wurde aufgeopfert."

„Wirklich!" rief Sartines.

„Schreiben Sie es dem Gefühle der Dankbarkeit zu. Bertin machte seiner Liebe Ehre, er kannte in Geschenken keine Grenzen, setzte es durch, daß Fräulein Hus bei der Comédie-Française angestellt wurde, er bat, er bestach Verfasser und Schauspieler, daß man ihr Rollen zutheile und schaffte ihr ein Mobiliar von 500,000 Fr. an."

„Und was macht denn Fräulein Hus?" fragte Sartines.

„Fräulein Hus," erwiederte Diderot, „beträgt sich wie eine Vestalin; Bertin und sie führen die beste Haushaltung, die ich kenne. Die Schauspielerin ist treu, sonst eine große Seltenheit, und der Bankier wirklich närrisch in sie verliebt. Ich will Ihnen sogleich den Beweis davon erzählen. — Ich sagte Ihnen schon, daß Fräulein Hus sehr mager ist; Bertin gerieth darüber in Verzweiflung; er ging zu den berühmtesten Aerzten, das Temperament der Fräulein Hus widerstrebte jedem Mittel, bei dem selbst Voltaire an Umfang zugenommen hätte, wenn er es angewandt haben würde; das brachte Bertin zur Verzweiflung, er stellte sich vor, daß Fräulein Hus eine schwache Brust habe, er sieht in ihrer Magerheit die Symptome der Auszehrung; er wähnt vor seinem innern Blick den Tod sich auf das Wesen stürzen zu sehen, das er so sehr liebt; er schlägt ihr vor, zu reisen, doch die Kleine will nicht. Bertin, aus Angst, er möchte ihr den Stand ihrer Gesundheit verrathen und sie dadurch beunruhigen, wagt es nicht, darauf zu bestehen; er spricht während dessen aber noch mehrere Aerzte. Einer derselben erklärte endlich, daß Fräulein Hus zu gut lebe, daß die erhitzenden Getränke und die gewürzten Speisen ihrer Gesundheit schädlich seien; er verbietet Wildpret, Ochsenfleisch, Hammelfleisch u. dgl., und erlaubt nur solche Sachen, welche einfach sind und zur Verdünnung des Bluts wirken, als: Huhn, Kalbfleisch, Gemüse und hauptsächlich — Kuhmilch. Er will einen ruhigen und langen Schlaf, eine mäßige Anstrengung, und verlangt schließlich noch, daß die Gemüse in einem Boden gepflanzt seien, den er besonders angab, daß Hof und Stallung nach seiner Anleitung besorgt werden sollten, damit Fräulein Hus bei Tische nur Fleisch von solchen Thieren erhielte, deren Ruhe zur Kühlung ihres heißen Blutes beitrage. Die sorgsamste Pflege mußte daher die Kuh erhalten, von welcher die Kranke jeden Morgen ihre Milch trank. Der Doctor gab das Alter, die Farbe, die Größe an, die sie haben mußte, und die Kräuter, welche sie genießen durfte; denn unsere gewöhnlichen Feldkräuter, Klee, genügten hier nicht; er suchte in seinem Kopfe nach etwas saftigerem und zarterem, das zugleich erfrischender und zuckerhaltiger machen sollte, und findet endlich, daß sie mit grünen Erbsen gefüttert werden muß.

Digitized by Google

„Bertin nimmt den Doctor sogleich an, er steigt mit ihm in eine Postchaise und Beide fahren in dem Augethal umher, um hier die wunderbare Kuh zu suchen, welche Fräulein Hus retten sollte. Sie suchten mit mehr Sorgfalt als die Egyptier nach ihrem Apis. Endlich fanden sie bei grüner Streue Frau Robin, ein junges, schönes Thier, das Bertin mit vielem Geld bezahlte und das er von seinem Kalbe trennte. Frau Robin ist nun zu Passy bei Fräulein Hus. Doch das ist noch nicht alles, mein Herr. Bertin ging auch noch bei allen Gemüsehändlern umher, die um Paris herumwohnen, bei allen jenen spekulirenden Bauern, welche mit Mühe und Arbeit das künstlich hervorzubringen suchen, was die Natur im Freien nur langsam liefert; er kaufte bei ihnen alle Früherbsen und seit acht Tagen wird Frau Robin ausschließlich mit grünen Erbsen gefüttert."

„Wie!" rief jetzt Sartines. „Während der König von Frankreich und Frau von Pompadour keine grüne Erbsen bekommen können, wird die Kuh einer Schauspielerin damit völlig genährt!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Possesso der Kirche des Laterans.

Von G. Romer aus Rom.

(Schluß.)

Bei dem Zuge Leo's wurden erstens eine ungeheure Menge Gold- und Silbermünzen unter das Volk geworfen; dann eröffneten 200 Reiter in weißer und rother Uniform die Prozession, dann kamen die Anhänger der Häuser Colonna und Orsini, weit über hundert Kavaliere, gefolgt von ihrer und der sehr zahlreichen Dienerschaft der Kardinäle; diesen schlossen sich zahlreiche Musikbanden, Stallmeister, Kammerherren, Standardenträger, zwei Bildnisse von Cherubims (auf goldnen Säulen getragen) der Gonfaloniere des römischen Volkes und der Ritter des deutschen und des Jerusalemer Ordens, die Standarde der Kirche (vom Herzoge von Murone getragen), die päpstlichen Leibpferde, außerdem eine Unzahl Legaten, Fürsten, Edelleute und andere Personen von Auszeichnung und Rang an. Das Maulthier, welches das von acht römischen Bürgern und ebenso vielen Wachskerzen umgebene und von einem reichen Baldachin überdeckte heilige Sakrament trug, eröffnete den noch feierlicheren Zug der Geistlichen, gefolgt von den Sängern der päpstlichen Kapelle und andern Hofbedienten und Angestellten. Dicht hinter seiner Leibgarde ritt das Oberhaupt der katholischen Welt unter einem prachtvollen Thronhimmel. Während der ersten Hälfte der Prozession hielt der Herzog von Ferrara die Zügel des Rosses, und in der zweiten Hälfte versah der sogenannte „Ombrella pontificale", der völlig gewappnet, doch mit entblößtem Haupte zur Seite des Herrschers ging, jenen Dienst. Sobald das Schaugepränge an irgend einem geistlichen Collegio ankam, traten dessen Glieder hervor und begrüßten es mit Anreden und Festgesängen. Prachtvolle Altäre und unzählige Triumphbogen waren in den Straßen errichtet und erstere zeichneten sich eben so sehr durch den Reichthum ihrer Verzierungen, wie die letzteren nicht selten durch ihr sonderbares Vermengen der alten Mythologie mit der herrschenden Kirche aus. Nichts hätte den damaligen Zeitgeist genauer bezeichnen können; es herrschte damals eine übertriebene Verehrung und eine unbegränzte Bewunderung des Classischen, welches nach und nach jedoch dem richtigeren Grundsatze wich, daß Kunst und Wissenschaft mit der Gesellschaft fortschreiten sollen, damit sie den Gefühlen und Gedanken der Gegenwart angehören und diese wiederum ausdrücken sollen, indem sie sich doch niemals ganz mit dem Vergangenen verschmelzen und eben so wenig das Alterthum vollkommen durchdringen, als dasselbe richtig darstellen können. Einer der erwähnten Triumphbogen trug auf der einen Seite eine Statue des Apollo zwischen zwei Springbrunnen von Wein und auf der anderen Façade das Kontrefei unseres Heilandes, wie er Petrus den Himmelsschlüssel überreicht. Ein Anderer war mit den Statuen von Numa Pompilius und Antonius Pius, zweier der weisesten Cäsaren des alten Roms geschmückt und trug die Inschrift: „Non de caesorum numero, fusoque cruore, sed de sperata pace trophea damus." Wieder Andere stellten Könige und Fürsten zur Schau, die sich zärtlich umarmten, oder Kinder, welche mit ihren Fackeln die Attribute des Krieges verbrannten, eine allerdings recht sinnreiche Anspielung auf die friedlichen Aussichten, welche die neue Regierung versprach und hoffen ließ.

Zufolge der bei allen diesen Gelegenheiten beobachteten Anordnungen, nimmt der Zug von der Jesus-Kirche aus seine Richtung nach dem Capitole, woselbst der in Purpur und Goldstoff gekleidete, mit einem reichen Juwelenbande und einem Elfenbein-Scepter geschmückte, von allen Richtern, Angestellten und Garden umgebene Senator Roms die Heiligkeit des Papstes kniend empfängt und dem Herrscher für sich, den römischen Senat und das römische Volk, Gehorsam und Treue gelobt, worauf denn der Papst in ähnlichem Sinne antwortete. Vom Campidoglio zurückkehrend, durchschritt ehemals der Brunkzug einen Ehrenbogen, dessen Errichtung früher eine erbliche Obliegenheit der Herzoge von Parma und später eine Verbindlichkeit von deren Erben, der Könige von Neapel war.

Statt der einstigen Ueberreichung der Schriften ward den jüdischen Abgeordneten nachmals erlaubt, dem Oberhaupte der katholischen Kirche auf dem „Campo Vaccino" ihre Huldigung darzubringen und wiederum später geschah dies unter dem Triumphbogen des Titus. Dieses Denkmal ist zweifelsohne die sprechendste und lebhafteste Erinnerung an Juda's Verfall und wenn wir annehmen wollen, daß dieser Platz ganz absichtslos als der jüdische Huldigungsplatz erwahlt worden sei, so wäre doch jedenfalls dieser Zufall sehr bezeichnend. Die Ceremonien in der Kirche selbst sind lange nach einem unwandelbaren Herkommen verrichtet worden; dagegen war der Gebrauch der Pferde während des Zuges sehr unbestimmt und verschieden. Außer neunzehn Päpsten haben alle andern bei dem Possesso die Rücken edler Rosse bestiegen.

Das Capitel des Laterans empfängt Seine Heiligkeit außerhalb der Kirche, und es werden demselben zwei Kreuze und zwei Pavillone vorgetragen, welches die Bevorzugung seiner Kirche über alle anderen Kirchen der Erde bezeichnen soll; sie gilt als: „Orbis Ecclesiarum mater!" Nachdem der Pabst die Huldigung des Capitels entgegengenommen hat, ritt derselbe in das Portal der Kirche ein, laßt sich aber noch in der Thüre selbst auf die Knie nieder und kußt ein goldenes Kreuz, welches ihm der Cardinal-Erz-Priester entgegenhält; alsdann besteigt er den Thron, woselbst ihm derselbe Cardinal, nachdem er sich innerhalb der Kirche mit den ritualischen Gewändern bekleidet hat, die Schüssel der Basilika, wovon der eine von Gold, der Andere von Silber ist, in einem goldnen mit Blumen gefüllten Becken übergibt, den heili-

Digitized by Google

ligen Vater zugleich auf lateinisch anredend. Hierauf wird die Geistlichkeit der Mutterkirche zur Huldigung gelassen, und der Papst auf dem Thronsessel erst zu dem Altare des heiligen Sakramentes, woselbst Alle unter Einstimmung des „Te Deums" anbetend nieder knieen; alsdann zu einer zweiten Huldigung der Reliquien St. Peters und St Pauls nach dem Hauptaltare hingetragen; hierauf verfügt sich der Neugekrönte nach dem Throne der Tribüne, nimmt die Huldigung der Cardinäle entgegen und der „Presbiterio" wirft eine Gabe von zwei Gold- und Silbermünzen in die Mitra eines Jeden. Ist diese Ceremonie zu Ende, dann tritt der erste Cardinal-Priester, begleitet von den Auditoren der Rota und der Consistorial Advokaten zu dem Altar, woselbst das Loblied „Eraudi Christe ꝛc." angestimmt wird. Endlich verfügt sich der heilige Vater nach demselben Altare, ertheilt die Benediction, eine Börse mit Silbermünzen als das übliche Geschenk an dem Confessional oder der Lade der Apostel zurücklassend. Der Cardinal Diaconus bekleidet jetzt das erhabene Haupt des Herrschers mit der dreifachen Krone, welcher den Thronsessel aufs Neue besteigend, nach der Loggia, der großen Facade des Palastes getragen wird und hier der versammelten Menge den apostolischen Segen in herkömmlicher Weise ertheilt. Die ganze Prozession bewegt sich alsdann in derselben Ordnung nach der Residenz des Papstes zurück.

Ob die herannahende Feierlichkeit die früheren an Glanz noch übertreffen wird, werden wir bald beurtheilen können. Niemand kann aber daran zweifeln, daß die Verehrung und der Enthusiasmus, deren Gegenstand unser erhabener Souverain ist und welche er in der kurzen Zeit, seitdem ihn die göttliche Vorsehung zum Oberhaupte der christlichen Welt machte, so sehr verdient hat, jedenfalls demjenigen, womit nur irgend einer seiner erhabenen Vorgänger begrüßt worden, wenigstens gleichkommen, wo nicht bei Weitem übertreffen wird.

Die Thugs.

(Fortsezung.)

Tiambo küßte jetzt den Jüngling und begab sich sodann mit ihm auf die entgegengesetzte Seite des Lagerplatzes. Hier in einer Vertiefung hinter den Zelten waren sechs Männer emsig beschäftigt, drei tiefe Gruben in den Boden zu arbeiten. Unbekümmert um das Lärmen und das heitere Lachen der Menge vor den Zelten, gruben sie rastlos fort und immer tiefer schaufelten sie mit fürchterlicher Ruhe in den Schooß der Erde.

„Brüder," redete sie der Dschematar an, „habt Ihr Euer Werk bald vollendet?"

„Die Erde wird sogleich bereit sein," scholl es dumpf aus der Tiefe herauf, „die Entschlafenen zu empfangen. Wie viele Wanderer gedenkt der Meister in dem Schatten des Thales zu versenken?"

„Neun," rief Tiambo und mahnte im Fortgehen die Männer zur Eile.

Der Tod also streckte unsichtbar seine Arme aus diesen dunkeln Höhlen, um Wesen hinabzureißen, die vielleicht sorglos und Nichts ahnend noch unter den Lebendigen weilten. Manche Lipre, die sich so eben noch zum Scherz geöffnet hatte, schloß vielleicht schon in der nächsten Stunde eine Erdscholle auf ewig, und mancher Reisende, der jetzt sehnsüchtig von der Umarmung ferner Lieben träumte, umarmte einige Minuten später entseelt einen Todten.

Zur Karawane zurückgekehrt, mischte sich Tiambo theilnehmend unter den Haufen der Fröhlichen, flüsterte aber, an den verschiedenen Gruppen vorüber wandelnd, bald dieser bald jener Person einige Worte vertraulich ins Ohr. Um jedoch den Schein des Geheimnißvollen zu vermeiden, lachte er mitunter laut auf, als ob seine Bemerkungen scherzhaften oder launigen Inhalts wären. Endlich blieb er an dem Feldtische, Tom gegenüber, stehen, hinter dem bereits Nara, mit gespannter Aufmerksamkeit den Erzählungen des Engländers lauschend, eine feste Stellung genommen hatte. Tom war noch immer bemüht, die um ihn versammelten Zuhörer von den Wundern Großbritanniens zu unterhalten, und die Naturerscheinungen des Nordens, von denen er sprach, gaben seiner unerschöpflichen Phantasie reichen Stoff zu interessanten Mittheilungen.

„O, es ist ein großartiger Anblick," rief er, „die himmelhohen Eisberge auf der See ankommen zu sehen, sobald die Sonne die starre Kälte in jenen ewigen Wintergegenden der Erde gebrochen hat. Die Erschütterungen, welche vorzüglich Schottland und Irland zu erleiden haben, wenn jene kolossalen Eismassen im Sturme an die Küsten anbonnern, sind wahrhaft Grausen erregend. Durch das ganze Land zucken die Stöße wie ein Erdbeben, und im Frühjahre des Jahrrs 1777 wäre Edinburg, die Hauptstadt Schottlands, solcher kalten Berührungen wegen beinahe zusammengestürzt. Salomo," sagte er zu dem andern der beiden früher erwähnten Juden, ich dächte, Du müßtest ein Liedchrn davon singen können, wie Gletscherumarmungen thun; denn irre ich nicht, so hast Du einmal am Nordcap fünf volle Stunden lang zwischen Himmel und Erde geschwebt."

Salomo schüttelte sich und antwortete bebend: „Hu, mich friert schon, wenn mich der Herr an so Etwas erinnert."

„Das will ich meinen," lachte Tom, aber es hat Dir doch auch wieder in dem Eispalaste gefallen, worin Du einen Monat auf Irland gewohnt hast. In Großbritannien nämlich," belehrte der Erzähler die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, „lassen sich die Reichen Sommerpalaste und Landhäuser aus grönländischem oder spitzbergischem Eise bauen und verleben darin die heiße Jahreszeit auf die angenehmste Weise von der Welt. Ist der Sommer vorüber, so sind auch die brillanten Eisschlösser verschwunden, und man bezieht für den Winter wieder die Stadt."

In diesem Augenblicke hemmte eine Erscheinung von der Seite der Wachtfeuer her den Redefluß des Britten. Der Bramine, welcher seinen frühern Standpunkt an dem Kessel nicht verlassen hatte, riß ein brennendes Stück Holz aus dem Feuer, schwang dasselbe einige Male im Kreise durch die Luft und stieß es dann hastig in den Kessel, daß das Wasser zischend aufspritzte und der Brand dampfend erlosch. Verwundert schaute Tom nach der Seite, wo sich dies zutrug; bevor er aber noch eine Bemerkung darüber machen konnte, fühlte er sich an beiden Händen fest gehalten, eine Schlinge wurde ihm rasch über den Kopf geworfen, und Nara zog dieselbe mit so unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit zusammen, daß der Unglückliche mit aus den Höhlen getretenen Augen einige Secunden später todt am Boden lag. Derselbe Mordact wurde zugleich mit nicht geringerer Geschicklichkeit an den Juden, den Türken und mehreren Indiern ausgeführt,

Digitized by Google

und da, wo man noch vor einigen Minuten freundschaftlich beisammengesessen hatte, stand jetzt eine Schaar von Mördern in schauerlicher Stille um die Leichname der Ermordeten.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Es ist nicht uninteressant, wie Dr. Tschudi die Kriegszüge der Peruaner beschreibt. Im Gefolge eines peruanischen Heeres befinden sich eben so viele Frauen als waffenfähige Männer. So störend eine solche Begleitung unsern europäischen Offizieren erscheinen mag, die Generale in Peru denken nicht entfernt daran, dieses Verhältniß zu ändern; ja, sie betrachten die Frauen sogar als unentbehrlich, und haben im Grunde nicht so unrecht. Die indischen Frauen, ebenso ausdauernd in Strapazen und ebenso tapfer wie die Männer, machen sich zwei bis drei Stunden, bevor das Lager abgebrochen wird, auf den Weg und kommen um eben so viele Zeit früher an dem nächsten Rastplatz des Heeres an. Hier sammeln sie vor allen Dingen Holz für die Wachtfeuer und bereiten ihren Männern, Söhnen oder Brüdern die Mahlzeit, für welche sie die Vorräthe auf ihrem beschwerlichen Marsch mitgebracht haben. So bilden sie gewissermaßen die Vorsehung für den Soldaten, der ohne sie oft in den öden Steppen und unfruchtbaren Bergen der Cordilleras Hungers sterben müßten. Weit entfernt, zu einem Hinderniß zu werden, durch welches der Raschheit der Märsche geschadet würde, tragen sie vielmehr zu deren Schnelligkeit nicht wenig bei, indem sie durch ihre Fürsorge den Männern manche Mühe sparen und ihnen eine größere Zeit der Rast gönnen. Während der Schlacht bleiben sie in der Nähe des Heeres, aber doch weit genug, daß sie den Truppenbewegungen nicht hinderlich werden; nach dem Kampf bringen sie die Verwundeten weg und besorgen allein den Verband und alle erforderliche Pflege. Aber trotz aller dieser Verdienste ist das Loos der armen rabonas, wie man sie nennt, nichts weniger als beneidenswerth denn abgesehen von den Entbehrungen aller Art und den furchtbaren Strapazen, welchen sie sich unterziehen, werden sie von den Soldaten schlecht behandelt und ertragen auch dieß mit einer mehr als himmlischen Geduld. Uebrigens ist die Behandlung der Soldaten selbst von Seiten der Offiziere eine wahrhaft barbarische. Letztere haben in Kriegszeiten ein unbeschränktes Recht über Leben und Tod und meistens erfolgt die Execution ohne Proceß. Viele Soldaten ziehen deshalb einen freiwilligen Tod dem Kriegsdienst vor. In dem Feldzug des Generals Gonarra gegen Bolivia, im Jahr 1842, stürzten sich hundert Soldaten von der Orayabrücke herab in den Strom. Adios, capitano! riefen sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Hasses und der Verachtung, bevor sie den verhängnißvollen Sprung thaten, und eine Minute später starben sie zerschellt auf den Felsenriffen, über welche der Strom seine Fluthen wälzt. „Ich habe mit meinen Augen gesehen," erzählt Dr. Tschudi, „wie arme Soldaten, die vor Erschöpfung dem Heere nicht mehr folgen konnten, auf dem Platz erschossen wurden. Auf der Straße von Tarma nach Jacya, eine Entfernung von fünfthalb Stunden, habe ich sieben so hingeopferte Indianerleichen gesehen. Der Offizier, der noch kein anderes Blut gesehen hatte, als das seiner eigenen Soldaten, pflegte nur zu rufen, wenn er einen Mann zusammensinken sah: Pegale un tiro (erschießt ihn)! und der Befehl wurde augenblicklich vollzogen. Erfuhren dann am Rastplatz die unglücklichen Rabonas das Schicksal eines Sohnes oder Gatten, so kehrten sie zurück und gruben selbst ein Grab, um die Opfer einer solchen Tyrannei zu bestatten." †††.

*** Eine zweite Verherrlichung der Jenny Lind ist in Berlin erschienen. Sie hat den Lehrer Theophil Bittkow zum Verfasser und führt den Titel „Lindana, eine Romanze", der überschwengliche Verfasser bestreitet darin der Sängerin ihr schwedisches Vaterland und nimmt für sie eine Geburtsstätte im Feenreiche in Anspruch.

*** Die „Voss. Zeit." bringt unter ihren Inseraten Folgendes: Den Manen Schillers! Heil Dir, Entzücker aller edlen Herzen, von dessen Grabe nach den Worten Deines Freundes uns heute nach der Anhauch Deiner Kraft entgegenweht, der Du uns gleich dem Achilles, als ein ewig blühender Jüngling und thatkräftiger Mann in aller Ewigkeit erscheinest! Du hast viel, sehr viel gewirkt. Aber warst Du glücklich? Nein! Deine — Resignation — bezeugt es, welche Zerissenheit Dein Inneres durchwühlte. O! Sie hat Viele, sehr Viele angesteckt! Dank sei es der Philosophie, die uns geheilt und uns dem Glauben wieder entgegengeführt hat!

Wenn ich nicht glaub', ich freu' mich nicht!
Wenn ich glaub', ich nimmer zanke!
Die Weltgeschicht' ist nicht das Weltgericht'!
Sie ist: „Verkörperter Gedanke!!

*** Auf den Berliner Theatern soll von jetzt ab nur mit Baumwolle geschossen werden, da durch die Anwendung derselben den Schauspielern und dem Publikum der höchst lästige und namentlich für die Stimme höchst schädliche Pulverdampf vermieden wird.

*** Man unterhält sich in Münster viel von der List, womit ein Zuchthausgefangener sich vor Kurzem seiner Haft entzogen hat. Derselbe wußte einen eben angekommenen Untersuchungsgefangenen (die Verurtheilten und die bloß in Untersuchung Befindlichen sitzen hier nämlich im selben Gebäude, im Zuchthause) zu bereden, daß er ihm seine Kleider anziehen lasse, begibt sich in diesem Anzug auf den Hof und verlangt von der Schildwache am Thore, daß sie ihm öffne. Als diese, welche den Sträfling noch eben in der Züchtlingskleidung gesehen, sich weigert, gibt derselbe vor, daß er auf Befehl des Inspectors sich in die Stadt begeben solle; er läuft vorn ins Haus, ruft mit lauter Stimme, so daß es die Schildwache hört: „Herr Inspector, soll ich nicht heraus?" und antwortet dann selbst mit der täuschend nachgeahmten Stimme des Inspectors: „Ja wohl, Schildwache lassen Sie den Mann heraus!" Diese öffnet das Thor der Sträfling eilt hinaus und erst nach einigen Stunden klärt sich die Geschichte auf.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 14. November. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Beethoven. (Gastrolle) Fidelio: Fräul. Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Sonntag, den 15. November. (Neu einstudirt) Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. (Gastrolle) Julie: Fräulein Hensel, vom großherzogl. Hoftheater zu Mannheim.

Montag, den 16. November. (Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky) Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart. Don Juan: Herr Reichert. (Gastrolle) Donna Anna: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 316. Montag, den 16. November 1846.

Aus Diderot's Leben.

(Fortsetzung)

„So ist's wirklich, Frau Robin wird bei Fräulein Hus so gehalten. — Aber, mein Herr, bewundern Sie nicht diesen Bertin? Haben Sie je eine herrlichere, aufopfendere Liebe gesehen? Dieser Mensch rührt mich wahrlich; er liebt, und nichts ist ihm zu theuer, um die Frau zu erhalten, welche er so sehr verehrt; er kümmert sich nichts um den Aufwand, den selbst ein Generalpächter gescheut hätte. Antonius ließ eine Perle, ich weiß nicht, von wie viel Millionen schmelzen, damit Cleopatra sie tränke. Lucullus läßt ganz Armenien und den Pontus durchsuchen, um einer einzigen Moraine (ein Seefisch) willen. Bertin gibt täglich tausend Francs für ein einziges Glas Milch, das Fräulein Hus trinken muß. Wer gilt in Ihrer Meinung jetzt wohl mehr, mein Herr, Bertin oder Lucullus und Antonius? Ich ziehe Bertin vor; er breitet seinen Reichthum in der Dunkelheit aus; die beiden andern sind Narren. Ach! Wenn ich am Platze Bertins wäre, mein Herr, ich würde ihm dann vollkommen gleichen; lieber wollte ich Rollen Goldes für einen Teopfen Milch als für eine Diamantenkette geben. — Auch verdient Fräulein Hus alle diese Liebe, sie ist treu; sie hat Courteilles verabschiedet; sie ist die Perle der Schauspielerinnen, der Phönix der Töchter dieser Art. Man würde vergebens nach einer Aehnlichen suchen, nicht allein in der Oper, sondern auch in der Comédie-Française, und ich wette, daß Sophie Arnoult —"

„Sind Sie auch gewiß, daß alles dies wahr ist, Herr Diderot?"

„Ganz gewiß, mein Herr."

„Und was soll ich jetzt thun, was meinen Sie?"

„Hören Sie mich aus, mein Herr! Eines Theils bin ich überzeugt, daß Frau Robin dieser grünen Erbsen ganz überdrüssig ist und daß ihr ein Armvoll Klee eine frischere und würzigere Nahrung geben würde, als dies wässerige Futter; andern Theils ist die kleine Hus ein gutes Mädchen; sie ist schon so gefällig, Ihnen für den halben Preis die grünen Erbsen der Frau Robin abzulassen, und auch Bertin, welchem viel an der Gunst in Versailles liegt, wird nicht dagegen sein. Zu der jetzigen Stunde hat Frau Robin ihre Ration noch nicht erhalten, Sie brauchen also nur nach Passy zu schicken —"

„Und der König ißt dann die Erbsen zu Nacht, welche für Frau Robin bestimmt waren!"

„Allerdings, mein Herr, da Frau von Pompadour ja für alle Fälle grüne Erbsen haben will, sie mögen herkommen, woher sie wollen."

Während dieser ganzen Erzählung war Sartines im Zimmer auf- und abgegangen, hatte Diderot nur mit halber Aufmerksamkeit zugehört und sich von Zeit zu Zeit an seinen Schreibtisch gesetzt, um einige Zeilen zu schreiben. Es war sein Entlassungsgesuch. Diderot stand auf, ergriff das Papier und las.

„Nein, mein Herr," sagte er dann mit Wärme; „die Frechheit dieser Frau Poisson darf dem Staatsdienste nicht solche tüchtige Männer entziehen wie Sie. Schicken Sie die Erbsen, welche die Kuh der Fräulein Hus übrig gelassen hat, nach Versailles, und das sei Ihre einzige Rache."

„In der That," sagte Sartines lächelnd, „wenn sie zart sind, wäre das nicht übel."

„Sie sind sehr zart, mein Herr — Früherbsen! — Herr von Rochebrune! Herr von Rochebrune!" rief jetzt Diderot, indem er einen Schritt gegen die Thüre machte.

Der Commissär stand im Vorsaal des Generalpräfecten, der an dessen Cabinet angrenzte, und trat sogleich ein.

„Herr von Rochebrune," sagte Sartines zu ihm, „hören Sie auf Herrn Diderot und handeln Sie vollkommen nach seinen Befehlen."

Rochebrune, obschon erstaunt darüber, daß man ihn solchergestalt zur Verfügung seines Gefangenen stellte, näherte sich demselben achtungsvoll, um ihn aufmerksam anzuhören.

„Herr von Rochebrune," begann dieser, „wollen Sie gefälligst zu Fräulein Hus nach Passy gehen, und sie bitten, sie möge Ihnen zwei Litres grüne Erbsen geben, deren Preis sie selbst bestimmen solle — sie wären für den König."

„Wenn Fräulein Hus nicht zu Hause ist," setzte Sartines noch bei, „so handeln Sie mit dem Gärtner Bastian und senden Sie dann diese Erbsen dem Koche der Frau von Pompadour."

Der Commissär entfernte sich und Sartines, nunmehr ganz frei von der bösen Laune, welche ihm die Idee seiner Entlassung eingegeben hatte, sagte zu Diderot:

„Sie haben geglaubt, mir die Geschichte der Fräulein Hus vollständig erzählt zu haben?"

„Ohne Zweifel, mein Herr."

„Ich meinerseits kann Ihnen beweisen, daß Sie ihre Geschichte nicht kennen. — Alles, was Sie mir sagten, handelt von dem kostspieligen Unterhalt der Frau Robin."

„Von den grünen Erbsen, welche die Kuh erhält."

„Ja."

„Gestehen Sie doch, ist das nicht genug?"

„Für das Nachtessen der Frau von Pompadour genügt es wohl; da haben Sie Recht; allein hören Sie, was sich seit gestern zu Passy zugetragen und wie die kleine Hus die kleinen Erbsen vergilt, womit Bertin ihre Kuh gefüttert. Sie kennen wohl das Haus, von dem wir sprechen?"

„Freilich, mein Herr! Ich habe einmal mit Bertin darin gespeist — ein ganz guter Mensch von Herzen — ich sah auch die Frau Robin, ein schönes Thier, welche von dem Gärtner Bastian morgens und abends gebadet und gereinigt wird —"

„Neben diesem Hause," fuhr Sartines fort, „ist das Altwasser und dieses gehört einem jungen und schönen Mann, der viel gereist ist, was auch seine guten Manieren

Digitized by Google

bestätigen. Er war ein Mann von vielem gesunden Verstande und hieß Vielard."

„Ich kenne ihn wohl," rief Diderot, „es ist derselbe, welcher mit Bertin gewöhnlich Schach spielt."

„Das heißt, der mit ihm spielte," sagte Sartines. „Es sind bereits achtzehn Monate, daß die treue Fräulein Hus und dieser Vielard sich zu einander hingezogen fühlten. Es war ein liebliches Kleeblatt, welches sich hier zusammenfand und die langen Winterabende zu verkürzen suchte. Als endlich Bertin nach reiflichem Nachdenken einsah, daß Vielard um zwanzig Jahre jünger als er sei, daß Vielard schön sei, daß Vielard Verstand habe, während —"

„Kurz, daß der Eine Alles besitze, was dem Andern fehlt," ergänzte Diderot.

„Da wurde Bertin fürchterlich eifersüchtig, änderte mit einem Mal sein ganzes Benehmen und behandelte Vielard, statt wie früher artig und zuvorkommend, bald äußerst kalt, wurde nach und nach unhöflich, grob, ließ ihm endlich die Thüre weisen und sogar von seinen Leuten beschimpfen. Vielard liebte und duldete."

„Und die kleine Hus?" fragte Diderot.

„Die kleine Hus stellte sich an, als ginge sie das Alles nichts an," erwiederte Sartines, „sie that, als sähe, als verstünde nichts davon. Es gibt nichts liebenswürdigeres als eine untreue Frau, und zugleich ist Niemand verschwenderischer als ein eifersüchtiger Liebhaber. Die kleine Hus hat also, wie Sie sagten, an der Brust gelitten und Bertin deßhalb Frau Robin gekauft und läßt für sie grüne Erbsen in der Hauptstadt holen, nicht so, Herr Diderot?"

„Sie werden sich sogleich davon überzeugen können."

„Gestern endlich," fuhr Sartines fort, „ging Bertin morgens um zehn Uhr von Fräulein Hus weg. Er mußte, um nach Paris zu gehen, an Vielards Fenster vorüber und sobald dieser sah, daß sein Nebenbuhler den Fuß des Berges erreicht hatte, verließ er seine Wohnung, ging zu Fräulein Hus Haus, fand die Thüre offen, tritt ein und begibt sich in das Zimmer seiner Heißgeliebten. Sobald er eingetreten war, wurden alle Thüren geschlossen, Vielard und die kleine Hus saßen bei einander und die Zeit ging so schnell vorüber, daß es schon vier Uhr des Abends war, ohne daß sie sich alle die süßen Worte zugeflüstert hatten, die sie noch seit ihrer Trennung durch Bertins Eifersucht vorräthig hatten. Plötzlich hören sie einen Wagen vorfahren und sie vermuthen natürlich, daß er es ist; jedoch, um ihrer Sache gewiß zu sein, schleicht Vielard durch die Garderobe, dann einer Leiter hinauf auf das Belvedere, von welchem man alles übersehen konnte; von hier sah er mit Schrecken Herrn Bertin aussteigen; er eilt daher wieder hinab, benachrichtigt Fräulein Hus und entfernt sich durch eine Thüre auf das Belvedere, während Bertin zur andern eintritt. Bertin nimmt nun die Stelle ein, welche Vielard eben verlassen; er erzählt ihr, was er gethan habe, was er noch thun werde, ohne daß nur ein Zeichen von Aufregung an ihm zu bemerken gewesen wäre. Auch Fräulein Hus umarmte ihn, erzählte ihm, was sie während dieser Zeit getrieben habe und von der Freude, daß es früher gekommen wären, als sie erwartet habe. Auch sie zeigte dieselbe Sicherheit, dieselbe Ruhe. Eine, zwei, drei Stunden gehen vorüber. Bertin schlägt ein Piket vor und Fräulein Hus nimmt es an.

(Schluß folgt.)

Achter Jahresbericht

des

Verwaltungs-Ausschusses der Mozartstiftung

an

Löblichen Liederkranz dahier

über den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1845 auf 1846.

Mit Ende des verwichenen Monats October ist nunmehr das achte Geschäftsjahr der Mozartstiftung abgelaufen. Dem Ausschuß liegt daher die Pflicht ob, den Rechenschaftsbericht über diese achte Jahresdauer seiner Verwaltung Löblichem Liederkranz statutengemäß hiermit zu erstatten.

Bei Anfang dieses Geschäftsjahres waren zwei Stellen im Verwaltungs-Ausschuß als erledigt wiederum zu besetzen. Die Wahl von Seiten des Liederkranzes fiel auf die Herren Dr. jur. August Giar und Friedrich Schneider, worauf der vervollständigte Ausschuß seinerseits das Amt des Sekretärs wiederum an Hrn. Dr. Giar durch Abstimmung übertrug.

Sind wir bereits in unserem letzten Berichte nicht im Stande gewesen, eine allgemeinere Theilnahme für die Mozartstiftung rühmend anzuerkennen, so ist dies in Bezug auf das nunmehr abgelaufene Geschäftsjahr noch weniger der Fall. Damals hatten wir immer noch einige rühmwürdige Beispiele großmüthiger Gesinnung einzelner Geber hervorzuheben. Was wir für das letzte Rechnungsjahr in dieser Hinsicht zu erwähnen haben, rührt fast lediglich aus dem Liederkranz her.

Bei Ablauf des vorletzten Rechnungsjahres war es durch ungünstige Verhältnisse dahin gekommen, daß der Liederkranz das statutengemäß von ihm alljährlich zum Besten der Mozartstiftung zu gebende Concert schuldig bleiben mußte. Dieses Concert wurde denn nachträglich am 6. December 1845 in Form eines großen Liederkranzes im Saale des Weidenbusches gegeben und ertrug einschließlich des Ueberschusses aus einer frühern Abendunterhaltung zu gleichem Zweck 336 fl. 50 kr.

Das fernere statutengemäße Concert für das zuletzt abgelaufene Jahr fand sodann am 24. Juli 1846 auf der Mainlust Statt. Der Liederkranz wurde hierbei wie schon bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, wo es galt gemeinnützige und milde Zwecke zu befördern, von sämmtlichen hiesigen Männer-Gesang-Vereinen bereitwillig und thätig unterstützt, wofür wir im Namen der Mozartstiftung denselben unsern aufrichtigen Dank hiermit aussprechen. Der Reinertrag dieser Aufführung war 333 fl. 20 kr.

An Gottespfennigen, sowie ferner an Geschenken, welche von einigen Mitgliedern des Liederkranzes der Mozartstiftung gemacht wurden, gingen zusammen 15 fl. 30 kr. ein. Wir können hierbei den Wunsch nicht unterdrücken, daß derlei Veranlassungen in Zukunft recht häufig sich einstellen und in gleicher Weise benutzt werden möchten. Wie diese ebenerwähnten Geschenke, so ist auch eine weitere Gabe der Herren Theodor Mohr, F. W. Prevot und Peter Finck, welche den Honorar-Betrag für eine von ihnen abgegebene Expertise mit 11 fl 24 kr. der Mozartstiftung überwiesen, eine in den Büchern unserer Verwaltung neue Erscheinung. Und wenn auch diese verschiedenen Gaben dem Betrag nach nicht so bedeutend erscheinen, so beweisen sie doch auf Seiten der Mitglieder des Lieder-

Digitized by Google

kranzes und ihrer Freunde einen regen Eifer, ja selbst eine gewisse Erfindungsgabe in Wahrnehmung von Gelegenheiten zur Förderung des Besten der Mozartstiftung. Indem wir daher eine recht fleißige Nachahmung der gegebenen lobenswerthen Beispiele hoffen, fühlen wir uns für solche zu dem innigsten Danke verpflichtet.

Das Nähere über die Gesammt-Einnahme und Ausgabe der Stiftung, sowie über die statutengemäße Anlage der Kapitalien ergibt die von uns aufgestellte Bilanz, welche wir anbei zu überreichen uns beehren.

Laut derselben ist das Aktivvermögen, welches zu Ende des vorletzten Rechnungsjahres 17,789 fl. 24 kr. betrug, beim Ablauf des letzten Jahres auf 19,124 fl 53 kr. angewachsen, was eine Vermehrung von 1335 fl. 29 kr. ergibt.

In Gemäßheit des §. 24 der Statuten wäre nunmehr von Seiten des Liederkranzes die Revision der Rechnungsbücher anzuordnen, und nach deren Beendigung die Bilanz zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Als weitere nunmehrige Aufgabe des Liederkranzes erscheint sodann die Ergänzungswahl für den Verwaltungsausschuß. Aus diesem haben nämlich in Gemäßheit §. 11 der Statuten nach dreijähriger Amtsführung auszutreten:

Herr Friedrich Quilling und
„ Dr. Martin.

Wir ersuchen daher löblichen Liederkranz die desfallsige Ergänzungswahl demnächst vornehmen und von deren Ergebniß dem Verwaltungsausschuß alsdann gefällige Mittheilung machen zu wollen.

Was nun die Wiederbegebung des erledigten Stipendiums betrifft, so haben wir in dieser Beziehung dem Liederkranz nur höchst Erfreuliches zu melden. Der durch die gelesensten deutschen Blätter seinerzeit erlassene Aufruf zur Anmeldung hatte die Folge, daß eine hinreichende Anzahl Bewerber auftrat. Diese wurden alsdann, soweit sie nach Vorschrift der Statuten für zulässig erkannt waren, jeder an einen in dem Wohnort des Bewerbers ansässigen Meister der Tonkunst zur Fertigung der Probearbeiten unter dessen Aufsicht überwiesen, und wir können nicht umhin, die Bereitwilligkeit aller der Männer, welche wir um Uebernahme dieser Function ersuchten, hier rühmend anzuerkennen.

Nachdem hierauf sämmtliche Arbeiten eingegangen waren, wurden vom Verwaltungsausschuß drei ausgezeichnete deutsche Musiker, nämlich:

Herr Kapellmeister Dr. Marschner in Hannover,
„ Kapellmeister Reißiger in Dresden, und
„ Xaver Schnyder von Wartensee in Luzern.

zu Prüfungsrichtern ernannt. Auch diese Männer zeigten die rühmlichste von uns dankbarst anerkannte Bereitwilligkeit zur Uebernahme des Prüfungsgeschäftes. Die Arbeiten wurden an dieselben eingesendet, und die hierauf abgegebenen Aussprüche der Prüfungsrichter liegen nunmehr dem Verwaltungsausschuß vor. Von sämmtlichen Bewerbern, welche, acht an der Zahl, zu den Probearbeiten für zulässig erkannt waren, haben alle drei Prüfungsrichter einen und denselben als den zur Uebernahme des Stipendiums Würdigsten bezeichnet. Der Verwaltungsausschuß hat daher in seiner letzten Sitzung diesen das Stipendium mit dem Betrag von 400 fl. jährlich und zwar vorerst auf Ein Jahr zuerkannt. Sein Name ist Caspar Jacob Bischoff, er ist von Ansbach gebürtig, 22 Jahre alt und dermalen seiner Ausbildung wegen in München wohnhaft. Die Vergebung des zweiten Stipendiums der Mozartstiftung ist sonach entschieden. Nur über die Art und Weise, wie der bewilligte Jahresbetrag zu verwenden sein wird, muß sich der Verwaltungsausschuß, bis hierüber vorerst noch die nöthigen Erkundigungen eingezogen sein werden, weitere Beschlußnahme annoch vorbehalten. Nach dem Urtheil der Prüfungsrichter zu schließen, glauben wir uns zu der Ernennung dieses Stipendiaten nur Glück wünschen und die freudige Hoffnung hegen zu dürfen, daß derselbe unserer Stiftung dereinst Ehre machen und zur Erreichung des edlen Zwecks derselben das Seinige beizutragen nicht verfehlen werde. Auch der Liederkranz dürfte daher alle Ursache haben, unsere frohen Gefühle ob der diesmaligen Vergebung des Stipendiums zu theilen.

In dem bisher von uns Vorgetragenen haben wir alles dasjenige, was in dem Gang unserer Verwaltung während des letzten Geschäftsjahres hervorgehoben zu werden verdient, Löblichem Liederkranz darzulegen die Ehre gehabt. Derselbe wird hieraus entnehmen, daß auch in diesem abgelaufenen Jahr in dem Fortschritt und der Wirksamkeit unserer Stiftung keineswegs ein Stillstand eingetreten ist. Haben wir auch in eben diesem Jahr ganz besonders über den Mangel an Theilnahme für unsere Stiftung aus den weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes, was finanzielle Unterstützung betrifft, zu klagen gehabt, — sind wir auch, in letzterer Beziehung, allein auf unsere Vaterstadt, insbesondere auf das thätige Wirken des Liederkranzes, auf die Unterstützung der übrigen Vereine und auf die Theilnahme des Publikums beschränkt geblieben, — so ist trotz dem unser Kapitalvermögen um ein Ansehnliches vermehrt, die Stiftung ihrem großen Ziele näher gerückt worden. Vor vielen anderen Städten Deutschlands hat gerade unsere Vaterstadt so zahlreiche Beispiele dessen aufzuweisen, was vereinte Kräfte der Einzelnen, selbst ohne die anderwärts oft so wirksame höhere Munificenz, zu schaffen und als ewiges Denkmal edler Gesinnung hinzustellen vermögen. Auch uns wird es nicht fehlen können, ein solches Denkmal zu gründen, das zugleich zum Wohl und Frommen kommender Geschlechter bestehen soll, wenn wir den höhern Zweck unserer Stiftung, die Gründung eines Conservatoriums der Musik fest im Auge behalten und nimmer ruhen bis derselbe vollständig erreicht sein. Wir verfolgen kein unwürdiges Ziel. Niemand täusche sich über die ausgedehnte Wirksamkeit der Musik in unseren Zeiten, wo Alles dieser Kunst huldigt von den höchsten bis zu den niedersten Ständen der Gesellschaft. Wird in ihrem Cultus das Unlautere, das Unedle auf den Altar gestellt, — Entnervung wird der Erfolg sein! Wird dagegen die ächte Hoheit in ihr verehrt, — Lauterkeit, Kraft und Begeisterung werden in die Herzen ihrer Anhänger einziehen!

Auf die begeisternde Kraft der Musik lassen Sie uns denn auch in einer, wenn gleich zunächst materiellen Hinsicht bauen, wir meinen auf das schnellere finanzielle Gedeihen unserer Stiftung. Warum sollten sich nicht auch begeisterte Freunde der Tonkunst finden, welche, mit irdischen Glücksgütern reichlich gesegnet, einen Theil derselben, sei es lebend oder auf den Todesfall, dem Emporkommen der Mozartstiftung zu widmen sich entschließen würden, besonders wenn unser unablässiges Bemühen und reines Streben um dieselbe ihnen Vertrauen eingeflößt haben wird?

Doch was auch die verborgene Zukunft bringen mag, die Mozartstiftung kann ihr getrost entgegensehen, sie steht bereits in segensreicher Wirksamkeit, wie noch die unter so günstigen Auspicien erfolgte Wahl des neuen Stipendiaten letztlich beweist. Auf diesem Weg wird sie vorerst fortfah-

Digitized by Google

ren, und auch so der Anerkennung der Edlen gewiß sein. Möge der Liederkranz, möge unsere Vaterstadt, möge Deutschland sie kräftig unterstützen, die Vorsehung ihre schützende Hand über sie halten!

Vertrauend, daß die von uns ausgesprochenen Gesinnungen bei dem Liederkranz und allen Freunden unserer Stiftung lebhaften Anklang finden werden, schließen wir diesen Bericht mit der Versicherung

Hochachtungsvollst Ergebenheit
Der Verwaltungsausschuß der Mozartstiftung.

Feuilleton.

.*. Bischof Eylert erzählt in seinen „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III: „Blücher verehrte den unsterblichen Klopstock; er hatte ihn persönlich gekannt und geliebt und war oft seiner erhabenen, christlichen Humanität froh geworden. Beide Naturen waren zwar in ihren Richtungen verschieden; aber Blüchers Heldenseele hatte Sinn für das Große und Schöne, und so derb der Mann war, so kindlich war er zugleich. Darin lag für Klopstock eine sympathetische, anziehende Kraft; er erkannte in Blücher das Außerordentliche, und dieser segnete mit Tausenden das Andenken des großen deutschen Dichters. In dieser Harmonie, die ein interessanter Zug in der Charakteristik des Husarengenerals ist, hatte es seinen psychologischen Grund, daß Blücher seinen Freund, Kaufmann von Hostrupp, bei der Wittwe Klopstock anfragen ließ, ob und wann er sie besuchen dürfe. Sie bejahete dies freudig und erwartete zum Frühstück den berühmten alten Helden. Die ehrwürdige Matrone empfing ihn schwarzgekleidet ehrerbietig unten an der Treppe des unscheinbaren Hauses. Es war ein seltener schöner Anblick, als beide, gleich an Jahren, sonst verschieden, mit inniger Liebe gegen den heimgegangenen Freund an dem einfach geschmückten und besetzten Frühstückstisch saßen. Nur von ihm, seinen Verdiensten, seinem Wirken, besonders von Oden und Liedern, von seiner Einfachheit und Liebe war die Rede. „Der König von Dänemark," hob die Wittwe an, „hat vor Jahren meinem seligen Klopstock zwanzig Flaschen vorzüglichen Capwein geschenkt. Wir haben lange und nur an festlichen Tagen, bei außerordentlichen Gelegenheiten davon getrunken. Nur noch eine Flasche ist übrig. Hebe sie, sagte der Verewigte, sorgfältig auf bis zu einem seltenen Ehrenfalle. Dieser ist jetzt gekommen; meinem Hause ist Heil widerfahren durch Ew. Durchlaucht Gegenwart. Mir und dem Wein geschieht Ehre, wenn Sie ihn trinken."

.*. Ein Schauspieler in M... hatte die Rolle des „Carl Moor" mit großem Beifalle gegeben und fand sich veranlaßt den Requisiteur nach der Vorstellung auszuscheiten, daß dieser den schönen rothen Federbusch, den Carl in der letzten Räuberscene von sich wirft, nicht zu sich genommen, sondern auf den Brettern liegen gelassen hatte. Der kleine verwachsene Requisitär ließ sich dies nicht umsonst gesagt sein. Als die Vorstellung wiederholt wurde, stand er schon lange vor der benannten Scene zwischen den ersten Coulissen und paßte wie ein Schießvogel auf den kostbaren rothen Federbusch. „Ich werfe ihn von mir, diesen dicken Busch, wer Lust hat nach mir Hauptmann zu sein, der nehme ihn auf!" ruft Carl und schleudert ihn vorn dicht zu den Lampen hin. — Da kommt eifrig, mit der Brille auf der Nase, der kleine Requisiteur hervor und bemächtigt sich mit ängstlicher Sorgfalt des Federbusches. Das Gelächter über den drolligen zukünftigen Hauptmann ist kaum zu schildern.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 14. November)

Dr. Eliason hat am 11. d. ein sehr interessantes und zahlreich besuchtes Konzert im Saale des Weidenbusches veranstaltet. Das Progeamm war reichhaltig und voll Abwechslung, wie wir's bei den hiesigen Konzerten selten finden. Für den Freund gediegener Musik erschien namentlich die erste Nummer, Oktett von Mendelssohn anziehend. Was die Leistungen des Herrn Konzertgebers selbst betrifft, so ist er als gewandter Soloviolonist bekannt. Allein bei aller Anerkennung, die man gerechterweise der technischen Virtuosität des Herrn Eliason zollen muß, darf eine gewisse Manierirtheit seiner Spielweise auch nicht unberührt bleiben. Er kokettirt zu viel mit den Tönen. Schon im Technischen bekundet sich die Richtung Eliason's vollauf — und vorzugsweise seine Richtung ist's, die wir angreifen möchten. So kommt es, daß sich das Spiel des Herrn Eliason mehr für den Vortrag der modernen Salonsmusik eignet, als für den klassischen Konzertstyl. Die klare, bestimmte, bewußte Darstellung eines vollwichtigen Ideengehaltes in klaren und reinen Tonsoemen, die man namentlich im Quartettspiel lernt, und hier auch am glänzendsten entfalten kann, vermißt man manchmal bei diesem Musiker. Ganz ähnliche Vorzüge und Mängel wie sein Spiel zeigte auch die von ihm komponirte große Phantasie als Komposition. Und hiermit wollen wir keineswegs über den unstreitig sehr routinirten Violinspieler verneinend abgeurtheilt, sondern ihm vielmehr die positive Ergänzung eines künstlerischen Strebens angedeutet haben, welches bei einer ernsteren Richtung und bei einer Selbstentäußerung, die auf den baren Effekt verzichtet, sich gewiß die wahreren Erfolge der streng klassischen Schule erringen würde.

W. H. R.

An die geehrten Abonnenten und Besucher meiner geschichtlichen Vorlesungen.

Da die Räumlichkeit des von mir benutzten Hörsaals gegen mein Erwarten für die Theilnehmenden nicht auszureichen scheint, ein anderes größeres Lokal aber mir für jetzt nicht zu Gebote steht, so bin ich entschlossen, von dieser Woche an jeden Vortrag zweimal zu halten; das eine Mal Montags um 7 Uhr, wie bisher: das zweite Mal Dienstags ebenfalls um 7 Uhr und in demselben Hörsaale. Indem ich dieß zur öffentlichen Anzeige bringe, bemerke ich nur noch, daß die Wahl des einen oder des anderen Tages jedem der verehrten Abonnenten in jeder Woche gänzlich überlassen bleibt.

Die fünfte Vorlesung wird demnach Montag d. 16. und Dienstag den 17. November, Abends 7 Uhr Statt finden.

Gegenstand: Die hervorragendsten und interessantesten Personen und Charaktere aus der Zeit von 1740 — 1756: Fortsetzung und Beschluß. — Friedrich der Große als Feldherr; die Helden des siebenjährigen Krieges.

Dr. Heyden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 16. November. (Zum Vortheil des Herrn Cheudimsky) Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Don Juan: Herr Kelchaer. (Gastrolle) Donna Anna: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 317. Dienstag, den 17. November 1846.

Aus Diderot's Leben.

(Schluß.)

„Während des Spieles will der Mann auf dem Belvedere die Dunkelheit nützen, steigt herab und sucht an den Thüren umher, welche er aber alle verschlossen findet. Er mißt die Höhe des Hauses, ob er vielleicht hinabsteigen könnte; allein das war nicht ohne Lebensgefahr zu bewerkstelligen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als in sein luftiges Asyl zurückzukehren.

„Fräulein Hus ihrerseits schützt alle Viertelstunde vor, etwas Nöthiges nachsehen zu müssen; sie steigt mehrmals in den Hof hinab, um einen Ausweg für ihren Gefangenen zu finden; jedoch vergebens. Bertin sieht das Alles ohne nur ein Wort zu sagen. Das Piket ist endlich fertig, man soupirt, man scherzt, man lacht, und nach dem Nachtessen ziehen sich Beide, jedes in sein Zimmer zurück, als es bereits Mitternacht war. Bertin schläft oder scheint vielmehr sehr fest zu schlafen.

„Fräulein Hus hingegen geht in das Speisezimmer, nimmt Alles mit, was ihr gerade in die Hand geräth, macht so ein ziemlich gutes Nachtessen zurecht, welches sie ihrem Freunde vorsetzt, der vom Belvedere in ihr Zimmer herabsteigt. Nachdem er gegessen hat, wurde bis zum Grauen des Morgens berathen, was unter diesen mißlichen Umständen zu thun sei. Aber Keines wußte Rath und der junge Tag kam immer näher, ohne daß man klüger geworden war. Plötzlich hören sie Herrn Bertin an der Thüre, er klopft und Bielard eilt so schnell er kann durch die Garderobe auf das Belvedere zurück. Aber diesmal findet er hier zwei Lakeien seines Nebenbuhlers als Wache aufgestellt. Er sieht sie an, ohne weiter sich erstaunt zu zeigen und sagte: „Nun, was soll denn das? Ich bin's ja; warum sind denn alle Thüren geschlossen?"

„Plötzlich hörte er Lärm auf der Treppe unten. Er zieht seinen Degen und steigt hinab. Hier trifft er auf den Verwalter Bertins, welcher mit einem Schlosser hinauf will. Er setzt ihm die Degenspitze auf die Brust und ruft ihm befehlend zu:

„Steige hinab mit mir und schließe auf oder ich stoße Dich nieder!"

„Der Verwalter war durch diese Rede so erschrocken, daß er die Treppe vergaß, hinabstürzte und auch den Schlosser mit sich umriß. Der unerschrockene Bielard benutzt diesen Fall, springt die Stufen hinab, kommt so im Hofe an, und erreichte endlich das Hauptthor, wo er auf eine Gruppe von Weibern stieß, welche leise mit einander schwatzten. Er schrie mit verwirrter Stimme und erhobenem Degen: „Macht auf!"

„Die Frauen jedoch laufen mit lautem Angstgeschrei davon. Bielard sieht den großen Schlüssel an der Thüre, er öffnet, mit einem Schritte steht er auf der Straße und in zwei Sprüngen ist er zu Hause."

„Und alles das ist wahr, mein Herr?" fragte Diderot.

„Vollkommen, Herr Diderot; das hat sich gestern zugetragen. — Doch hören Sie weiter: Zwei Stunden nachher fuhr Bertin nach Paris und wieder zwei Stunden nachher verließ Fräulein Hus in einem Fiacre ihr Landhaus, um ihrerseits die Hauptstadt mit einer Ladung von Haushaltungsgerümpel zu erreichen. Sehen Sie hier die Aufführung Ihres Phönix, Herr Diderot. Was sagen Sie dazu?"

„Ich sage mit Terence: mein Herr, ich bin ein Mensch und kenne alle Schwächen der armen Menschheit. — Aber die Leidenschaften, mein Herr —, die Leidenschaften —!"

„Herr Diderot, Sie sind einer der Freunde von Fräulein Hus!"

„Sie ist immerhin eine prächtige Frau, mein Herr, darauf muß ich trotzdem stehen bleiben; auch haben Sie ja selbst zugestanden, daß oft die Liebenswürdigsten am aller coquettesten wären. Bertin reut sicherlich sein Betragen; denn er betet Fräulein Hus an und wird bald um Verzeihung flehen, die sie ihm auch wohl um 10,000 Thaler gewähren wird. Aber wie kommt es, daß Sie so gut von Allem dem unterrichtet sind?"

„Bin ich nicht Polizeipräfect?" erwiederte Sartines, „und muß ich nicht besonders solche Gegenden im Auge behalten, wo die Leidenschaft mehr zu Haus ist? Wenn eine schöne Frau wie Fräulein Hus ein, zwei oder gar drei Liebhaber hat, ist es da nicht möglich, daß diese verschiedenen Leidenschaften zu einem Ausbruch kommen, welcher den Polizeiverordnungen widerspricht?"

„Gewiß, mein Herr."

„Wäre es nicht ebenso möglich gewesen, daß Bielard Bertin getödtet hätte?"

„Ja freilich!" — „Oder daß Bertin Bielard ermordete?"

„Doch ich danke Ihnen, daß durch Sie, Herr Diderot, Frau von Pompadour jetzt zu grünen Erbsen kommt; allein die Befehle der Favoritin sind nicht alle so impertinent, hie und da sind sie auch etwas ernster Natur. Deßhalb wollen wir jetzt Fräulein Hus fallen lassen und zu Ihren Angelegenheiten übergehen."

„Zu den meinen, werther Herr?"

„Ja, denn Frau von Pampadour will nicht allein grüne Erbsen, sie sahndet auch nach einer gewissen — Taube."

„Welche sie dann zu den grünen Erbsen legen will," sagte Diderot. „Doch deßhalb bin ich ganz ruhig; wenn auch die kleine Hus eine leichtsinnige Person ist, so ist doch Fräulein Quinault —"

„Eine sehr ehrwürdige und zuverlässige Frau," unterbrach ihn Sartines.

„Und ich, trotz Ihrem Rochebrune, ich wollte wetten, daß er meine weiße Taube nicht findet."

„Ich habe ihn hingeschickt," erwiederte Sartines ernst, „daß er nichts finden soll."

„Tausend Dank, verehrter Herr!"

Digitized by Google

„Denn ich habe Ihre Taube seit gestern Abend hier."

„Meine weiße Taube?"

„Ihre weiße Taube, — hier ist sie."

Sartines öffnete einen der Schränke in seinem Bureau und gab alsdann dem Philosophen ein auf schönes Papier geschriebenes Manuscript, dessen Blätter mit Rosabändchen zusammengeheftet, die weiße Taube von der ersten bis zu der letzten Zeile enthielten. Diderot sah das Heft.

„O Himmel," rief er, „das ist ja Glenats Handschrift!"

„Ja, Herr Diderot."

„Ein heuchlerisches Ungeheuer, dem ich seit vier Jahren vertraue, ihm sein Brod gebe, und dieser Mensch ist heute gekommen, um mich von Rochebrune's Besuch zu benachrichtigen, — er hat geweint, er hat sich die Haare ausgerauft."

„Das kann sein," sagte Sartines kalt.

„Mein Herr," rief Diderot, „Sie haben solche Leute nöthig? Sie werben, Sie bezahlen solche Dienste?"

Sartines lächelte.

„Und wenn ich bedenke," fuhr Diderot fort, „daß ich nahe daran war, diesen Menschen meinem Grimm als Secretär für seine auswärtige Correspondenz vorzuschlagen, so muß ich schaudern! — Ach! Wahrlich, jetzt werden mir alle, welche in Zukunft zu mir kommen mit schmutzigen zerrissenen Manchetten, mit durchlöcherten Strümpfen, mit unfrisirtem Haare, mit einem alten Sammetrocke, — alle diese Leute mit dem Ausdruck des Elends und der Ehrlichkeit werden mir wie Spione der Polizei erscheinen, wie elende Schufte, welche man sendet, um mich ausforschen zu lassen!"

„Ha!" erwiederte Sartines, „die Menschheit ist so schlecht, daß wir nicht nöthig haben, solche Menschen zu suchen; sie bieten sich von selbst an."

„Wahrlich, mein Herr," sagte nun Diderot, „trotz der Schlechtigkeit, welche die kleine Hus gegen Bertin beging, ist sie mir doch lieber."

„Auch mir," erwiederte Sartines. „Sie sind nun gewarnt; gehen Sie jetzt nach Hause, damit sich Frau Diderot nicht weiter ängstigt und vertrauen Sie Glenat künftig nichts wieder."

Die weiße Taube kehrte so in Diderot's Tasche zurück, welcher Sartines, so viel er vermochte, seinen Dank aussprach; und so entkam er dem Gefängniß in Vincennes, denn es war weit weniger gefährlich, in der „Encyclopädie" Gott und die Heiligen anzugreifen, als Frau von Pompadour in einer Satyre.

Als Diderot aus Sartines Cabinet trat, begegnete er Glenat.

„Sie sind ein Elender!" sagte der Philosoph zu ihm.

„Ich weiß es," erwiederte der entlarvte Angeber lächelnd. „Aber wer zum Teufel! hat Sie so gut davon unterrichtet?"

Bertin versöhnte sich nicht mehr mit der kleinen Hus. Frau Robin kehrte wieder zu ihrem alten Klee zurück. Der König endlich aß grüne Erbsen *).

*) Sollte sich nicht einer unserer Lustspieldichter durch vorstehende Erzählung angeregt fühlen, diesen jedenfalls dramatischen Stoff aufzugreifen? Für Gutzkow's oder Laube's Silhouetten-Manie wären Diderot's so individuell ausgeprägte Persönlichkeit gewiß eine treffliche Aufgabe. Anm. d. Red.

Literaturbericht.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Novellen von Levin Schücking. 2 Bde. Pesth, 1846. G. Heckenast.

Es ist ein großer Unterschied, ob wir die Werke einer Dichterhand zerstreut zwischen ihres Gleichen und Ungleichen in Taschenbüchern, Zeitschriften, u. s. w. zu verschiedenen Zeiten lesen, oder ob in einer Sammlung und an einer Reihe. Referent empfand das recht bei den vorliegenden Novellen, die er mit großem Genusse wieder einmal las, und zwar diesmal in ununterbrochener Reihenfolge. Bei großer Mannigfaltigkeit der Situationen und der Einkleidung tritt zugleich ihre Blutsverwandtschaft, als der Kinder Eines Vaters, lebendig hervor. Hat man nur irgend Schücking kennen gelernt, so sagt man sich oft beim Lesen dieser Novellen: das ist wieder ganz in Schücking's Weise! Ohne Zweifel bezeugt diese Erfahrung, die wir gewiß nicht allein machen, des Dichters nicht bloß reiche, sondern auch originelle, also von allen andern unterschiedene, sich selbst aber treu und gleich bleibende Individualität. Dennoch ist diese Individualität an sich keineswegs fest ausgeprägt und abgeschlossen, sondern sie schwebt noch oft zwischen unversöhnten Gegensätzen, wie z. B. zwischen der Dämmerung der geliebten Romantik voll Bilder und Träume, und zwischen dem Tage des erkannten heutigen Lebens mit seinen wachen Gedanken und unabweislichen Forderungen.

Folgende aphoristische Bemerkungen über einzelne Novellen mögen als gelegentliche Beiträge zur Charakteristik unseres Dichters — gewiß eines der sinnigsten und würdigsten der Gegenwart — angesehen werden. Die Reihe beginnt „der Syndikus von Zweibücken", eine tolle Humoreske von heutzutage seltener Zwecklosigkeit; prächtig ist die phantastische Einleitung des Dichtees, eine Biographie seiner Seelenwanderung vor diesem Leben. — „Nur keine Liebe", eine in eine Novelle übergehende Burleske voll Witzes, Gefühls und ernster Reflexion; doch neben viel Wahrem, unmittelbar aus der inneren und äußeren Natur Copiertem auch viel Bizarres und Unwahrscheinliches, wenn auch Letzteres mehr nur in Nebendingen. So enthält auch das wunderliche Potpourri „Monsieur La Fleur" viele Karrikaturen neben lebendigen Gestalten. „Das Banquet auf Chicksand-Castle" schildert ein furchtbares freiwilliges Opferfest des heraldischen Stolzes; wir möchten es eine dämonische Verklärung des aristokratischen Familienbewußtseins nennen. Den Triumph eines entgegengesetzten Bewußtseins feiert „der Familienschild", in dessen erstem Theile ebenfalls eine Selbstopferung erscheint, durch welche die Geopferten zu Siegern werden. In dem Helden war der Mensch hochmuthiger als der Aristokrat; er hätte nichts dagegen gehabt, ein Ahne zu sein, wohl aber dagegen, ein Enkel zu sein. Dazu noch die wunderliche Zumuthung, eine Ehre in der Unehre zu finden, vorausgesetzt, daß sie aus einem frühen Jahrhundert gemeldet werde." Trotz solcher Aeußerungen blättert Schücking mit besonderer Lust in der bilderreichen Herrlichkeit des Feudalwesens. Aus ähnlichem Triebe liebt er Abenteuerliches und Mährchenhaftes, auch mitten in moderner Novelle. Dazu gehört in der zuletzt genannten die schicksalsschwere Fortsetzung und Sühne einer tragischen Familiengeschichte in einem andern Jahrhundert durch einen Epigonen. Dazwischen treten häufig ergötzliche, wenn auch etwas chargirte Schilderungen

Digitized by Google

eines Philisterthums, dem es ebensowenig an träger Dummheit, als an harmlosem und doch muthwilligem Witze fehlt. Die nächste Erzählung „Wein- und Liebeshandel" enthält viele schöne und tiefe Gedanken unseres dichterischen Philosophen, der jedoch vielleicht in noch tieferen Schachten des Gedankens manches früher gewonnene Erz über noch mächtigeren vergessen würde. Am Wenigsten befriedigte uns die letzte Novelle „Große Kinder", abenteuerlich und spuckhaft beginnend, doch mit dem Spucke auch zu prosaisch und gewöhnlich die Räthsel der Herzen lösend. Das Benehmen der Heldin scheint einmal eine piquante Trennung der Liebenden einzuleiten, aber sie „kriegen sich" doch und werden dadurch ohne Zweifel glücklicher, wenn auch für den Augenblick minder interessant. — Wir gedenken später Gelegenheit zu finden, unsere Ansichten über die neue und bedeutende Phase auszusprechen, in welche Schücking mit seinen letzten größeren Arbeiten getreten ist.

Byron's Frauen. Von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1845.

Die deutsche Dichterin gibt hier eine sinnvolle Darstellung der von Lord Byron gefeierten Frauen. Die eingestreuten Uebertragungen aus Byron's Dichtungen leiden bisweilen an Härten der Sprache und des Versbaues; und doch zerstören diese Fehler den Aetherduft nicht, der darüber schwebt — ich meine nicht bloß die Dichtungen an sich, sondern auch jene Uebertragungen selbst. Am besten untersuchen wir, auch bei den in Prosa geschriebenen Erläuterungen, gar nicht, was aus Byron's Sinne daguerrotypirt und was aus der Verfasserin eigenem Herzen unmittelbar herausgequollen sei, sondern genießen das objective Urtheil und die Subjectivität der Urtheilenden in Einem. Ohne Zweifel hat sie wirklich frei gewählt, was in Byron's Dichterleben ihrem eigenen am Lebendigsten zusagte, und so mit ihm zugleich sich selbst geschildert. Auch wo wir manchen Eigenthümlichkeiten ihrer Novellen mit polemischer Kritik entgegentraten, haben wir um so wärmer ihren schönen Beruf zur Lyrik, zur weiblichsten Dichtung anerkannt. Namentlich wiederholen wir, daß viele ihren Novellen eingefügte Lieder die zarteste Empfindung in entsprechender Form darstellen.

Die Thugs.

(Schluß.)

Tiambo erhob seine Stimme zuerst wieder und gebot dem einen Theile der Thugs, die entseelten Körper zu entkleiden und zu beerdigen; dem andern aber, alles Eigenthum der Ermordeten auf den freien Platz vor seinem Zelte zu bringen. Diesem Befehle wurde punktlich Folge geleistet, und während man die Güter der bedauernswerthen Opfer an der bezeichneten Stelle aufhäufte, wurden ihre nackten Körper schweigend nach den Gruben hinter den Zelten geschleift. Hier schnitt man ihnen vorsichtig die Haut auf, damit dadurch das Schwellen der Glieder im Grabe vermieden und die über den Leichnamen liegende Erde nicht aufgelockert würde, eine Erscheinung, welche den Wanderer leicht zur Entdeckung des scheußlichen Verbrechens hätte führen können. Als dies geschehen war, warfen sechs Todtengräber die Leichname, wie sie der Zufall gerade zusammenbrachte, in die Gruben hinab. Die Schaufeln setzten sich in Bewegung, und bald war der Boden wieder so eben, wie vorher. Tiambo ließ jetzt alle Feuer im Thale auslöschen und gebot den Thugs, sich um ihn zu versammeln. Schnell wurden daher, dem Willen des Führers gemäß, die Flammen erstickt, und die dadurch entstandene Finsterniß verhüllte dem Auge des Beobachters das fernere Beginnen der Thugs. Plötzlich aber schaute der aufgehende Mond über das Gebirg in die Tiefe herunter und goß sein bleiches Licht über die Scene aus, welche auf den Gräbern der Ermordeten stattfand. In einem Halbkreise, das Antlitz gen Westen gekehrt, umstanden die Phansigars ihren Dschematar, und die Stille der Nacht, die Einsamkeit der Gegend und die um ihre Häupter phantastisch geschlungenen weißen Tücher, gaben ihnen das Ansehen von Dämonen, welche ein Zauber an die Stelle festbannt, wo sie nach Sättigung ihrer Lust zum Bösen auf ewig Sklaven der Finsterniß geworden sind. In der Mitte des Halbkreises erblickte man Nara, den der Dschematar, sobald er die Eingeweihten alle um sich versammelt sah, ein reines, weißes Tuch auf der Grabstätte ausbreiten hieß. Nachdem der Jüngling sich dieses Auftrags entledigt hatte, knieten vier der angesehnsten Phansigars an den Enden des Tuches nieder und hielten es fest, worauf der Priester dasselbe feierlich betrat und eine Silbermünze und eine irdene Schale mit rohem Zucker nebst dem heiligen Palladium der Thugs, der Axt, darauf legend, sprach: „Was der dunkle Schoos der Erde Edles erzeugt, bringen die Kinder Kali's der Allmutter zum Geschenk; möge sie allen ihren Unternehmungen günstig sein. Kraft, Stärke und Klugheit verleiht dem Gläubigen die Süßigkeit des Bodens; darum genießet von der Frucht des Lebens und denket beim Anblicke des in der Nacht geweihten Stahls an die Macht der großen Göttin, die ihre Feinde in Eure Hände gegeben. Dschematar, reiche dem neuen Bruder von der geweihten Speise!"

Nachdem der Priester so gesprochen, verließ er den heiligen Ort und blieb, seinen Blick nach dem Untergange der Sonne zu gewendet, regungslos stehen. Tiambo aber ergriff mit der Rechten seinen Schützling Nara, mit der Linken dessen früheren Lehrer Rani und nahm mit ihnen auf dem Tuche vor den drei heiligen Gegenständen Platz. Sobald sich der Dschematar niedergelassen, setzten sich noch so viele Phansigars, als auf dem Tuche Raum fanden, um ihn herum; die übrigen blieben erwartungsvoll im Halbkreise stehen. Tiambo hob sodann die Schaale vom Boden auf, aß einen Theil des Zuckers und vertheilte den andern, Rani und Nara das Meiste spendend, unter die Anwesenden. Als man den Zucker genossen hatte, schlug der Anführer der Thugs seine Augen zum Himmel auf und rief: „Große Göttin, laß uns sechzigtausend Rupien erbeuten!"

Hierauf erhoben sich Alle. Die Silbermünze legte Tiambo in die leere irdene Schaale und überreichte sie Nara; die Axt verbarg er sorgfältig in dem zusammengeschlagenen weißen Tuche und vertraute sie dem Schutze Rani's an. Endlich zündete man ein großes Feuer auf der Grabstätte an. Nara warf die ihm übergebene irdene Schaale mit dem Geldstück in die Flammen und Alles begab sich zur Theilung der Beute nach den Zelten.

Hoch auf stieg die Feuersäule, unter deren Fuße Raubsucht und Fanatismus die Zeugnisse ihrer Unthat eingescharrt hatten, gleichsam als wollte sie Kunde von dem Verbrechen geben, dessen letzte Spuren die Schlauheit des Menschen unter ihr selbst vergrub; aber hinab in die Tiefe, wohin man die unglücklichen Opfer gebettet, drang

Digitized by Google

kein freundlicher Strahl des Lichtes, und ihr Auge lächelte keinem Lebensmorgen und keinem Blicke der Liebe mehr entgegen. So wandelt der Mensch oft in glücklichen Träumen über die Erde, ohne zu ahnen, daß der wuchernde Grashalm, den sein Fuß niedertrat, aus dem Blute unschuldig Erwürgter hervorkeimte, und ohne zu wissen, daß im Hauche des Frühlings ihn die Verwesung mit anweht. Wie verschiedenartig hat das Schicksal die modernden Gebeine Unglücklicher in der Welt verstreut; und wie viele bleichen da, wo sie der Gedanke keines Sterblichen gesucht hätte. Wie viel Wunderbares oder Entsetzliches würde mancher Schädel berichten können, den die Hand des Landmannes oder Maurers an einem stillen Orte herausschaufelte, wenn man dem Todtenkopfe Leben und Bewußtsein zurückzugeben vermöchte! In dem Buche der Vergangenheit steht der Augenblick verzeichnet, in welchem der Lebensfunke eines jeden mit Vernunft begabten Wesens erglühte, und das Buch der Zukunft zeigt die Stellen an, wo alle jene Lichtstrahlen der Gottheit wieder verlöschen werden; aber eine allmächtige Hand wendet die Blätter des zweiten Buchs um und trocknet wohlthätig mit einem undurchsichtigen Schleier die Thränen des Menschengeschlechts ab, wenn dessen weinendes Auge umsonst in den Schriftzügen der Ewigkeit zu lesen versucht. Mit glänzenden Farben zeichnet der Jüngling seine Träume in die Nebelwolke der Zukunft, aber die Wolke zerrinnt, und an der Stelle, wo die Hoffnung die verlockenden Bilder ihres Zauberspiels entfaltet, thürmt sich der Leichenhügel eines auf immer entschlafenen Träumers. Welcher Sterbliche weiß es, ob er in Purpur oder im Bettelgewande sterben werde? Wer kann sagen, ob seine einstige Ruhestätte im Grunde des Meeres, oder in den ewigen Eiskellern eines Gletschers, oder in den Sandwüsten Afrika's aufgeschlagen sei? Wer endlich möchte behaupten, daß er keine Schaffote und keine Mörderdolche zu fürchten habe? Aber nur das Leben zittert vor den Pfaden des Schicksals, welche in die dunkle Kammer der Verwesung führen; was einmal darin eingetreten, kennt keine Furcht und keinen Schmerz mehr. — Ruhig schlummerten die Opfer unter dem Feuerheerde im Thale; unbekümmert um Glaube, Sprache oder Stand, hatte sie der Tod vereint; alles Streben hatte seinen Zielpunkt gefunden, und nur im Hauche des Windes zog ein leiser Seufzer durch die Flammen und schwebte wie ein Geistergruß zu den fernen Geliebten der Heimath.

Noch waren die Thugs mit der Theilung der Beute beschäftigt, welche Tiambo, Wittwen und Waisen zuerst berücksichtigend, mit Gewissenhaftigkeit leitete. Da rief der Priester dem Haufen ein gebieterisches „Still!" zu und deutete nach dem östlichen Eingange des Thales, wo ein dumpfes Geräusch hörbar ward. Im Augenblick darauf vernahm man das ängstliche Warnungszeichen Libu's, und bevor sich die überraschte Mörderbande von ihrem Schrecken erholen konnte, jagte eine Abtheilung englischer Reiter den Zelten zu. Einige der Thugs bemächtigten sich sogleich der vorhandenen Rosse und sprengten in der Richtung nach der Ebene davon; andere nahmen in verworrener Flucht ihren Weg nach dem Gebirge, unter diesen Niwa, Tiambo, Rani und Nara, und bald umstanden die Krieger mit wenigen Gefangenen das lodernde Feuer am Grabe der Ermordeten.

Feuilleton.

*** Ein Reisender schreibt aus St. Petersburg: Unsere Reise von Swinemünde mit dem großen Dampfschiffe „Wladimir" ging bis auf einen großen Unfall, der sich acht Meilen vor Kronstadt ereignete, gut von Statten. Des Morgens um 3 Uhr wurden wir durch einen ungeheuren Stoß aus dem Schlafe erweckt. Natürlich eilten sämmtliche Passagiere auf das Verdeck. Dort angelangt, hörten wir Geheul und Gejammer und sahen Flammen aus dem Schornstein steigen. Die Unruhe und Angst war natürlich von der Art, daß alle glaubten, das letzte Stündlein hätte geschlagen. Es wurden schnell mehrere Laternen angesteckt, und nun sahen wir erst, was vorgefallen war. Unser Schiff hatte ein holländisches Schiff (einen Zweimaster) in den Grund gebohrt. Dasselbe kam uns mit vollen Segeln entgegen und hatte, wie uns später der Capitän sagte, kein Licht auf dem Verdeck, in Folge dessen es von unseren Schiffsleuten nicht gesehen werden konnte. Außer einigen zerrissenen Segeln war von dem ganzen Schiffe nichts mehr zu sehen; zwei Menschen haben sich gerettet, die andern sind dem Tode als Opfer gefallen. Unserem Schiffe ist weiter nichts begegnet, als daß es vorn am Kiele eine kleine Beschädigung davon getragen hat. Man ließ die Nothlöhne herab, um vielleicht Verunglückte zu retten. Alle Versuche blieben aber erfolglos. Korresp.

*** Berlin. Am 10. November begann Herr Professor Wilh. Grimm seine Winter-Vorlesungen an der hiesigen Universität. Derselbe wird das Gedicht Hartmanns von Aue „Erec" nach der Ausgabe von Haupt erklären, vorher sich aber ausführlich über den Artur-Sagenkreis verbreiten.

*** München, 11. Nov. Laube's „Karlsschüler" gingen hier gestern, als am Geburtstage unseres großen Schiller, zum ersten Mal über die Bretter und wurden von einem ziemlich gut besetzten Hause beifällig aufgenommen.

*** Ameisennoth in London. Im Westende der Stadt sind in mehrern Häusern Ameisen eingebrochen und füllen alles an. Sie gleichen denen, die man sonst im Lande sieht, sind aber viel kleiner und von röthlicher Farbe. Selbst die Personen werden von ihnen angegriffen. Dagegen sind Wanzen, die vor ihrer Erscheinung sehr zahlreich waren, fast ganz verschwunden.

Cäcilienverein.

Erstes Abonnement-Concert.

Donnerstag, den 19. November im Vereinslokale, Döngesgasse, im ehemaligen Meyer'schen Hause. — Anfang sieben Uhr.

Josua,

großes Oratorium in 3 Abtheilungen, von G. F. Händel.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 16. November. (Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky) Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen, Musik von Mozart. Don Juan: Herr Kelchner. (Gastrolle) Donna Anna: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Dienstag, den 17. November. (Neu einstudirt) Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. (Gastrolle) Julie: Fräulein Heaser, vom großherzogl. Hoftheater zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 318. Mittwoch, den 18. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

1.

Man wird auf der Karte von Deutschland vergebens nach der kleinen Stadt suchen, wo sich zugetragen, was wir erzählen wollen. Breitlingen — oder besser der Ort, den wir so nennen — ist Zug für Zug eine der alterthümlichen Städte, wie es in unserm Vaterlande noch viele gibt: enge und winkliche Straßen, hohe Häuser mit Ueberhängen und spitzen Giebeln; düstere Kirchen, von einer langen Vergangenheit träumend; vom Zufall hingewürfelte Plätze, die durch ihre unregelmäßige Einfassung allen Gesetzen der Harmonie Hohn sprechen; hier und da ein Kloster mit lang hingedehnten Mauern; endlich eine bunte Bevölkerung von Bürgern und Landleuten, geistlichen Brüdern und Soldaten, frommen Matronen und zerlumpten Bettlern. So liegt die Stadt am Fuß zweier Anhöhen, deren eine an ihrem südlichen Abhang mit Reben bepflanzt ist, während sich auf der andern, höheren, ein festes Schloß erhebt, ehedem furchtbar, nun aber durch die Hand der Zeit zur Hälfte in Trümmer geworfen. In den zerfallenen Thürmen haben sich Raubvögel eingenistet, deren unheimliches Kreischen zur Nachtzeit die Stimme der Todten zu sein scheint, die man einst in den jetzt verschütteten Grüften beigesetzt hat. An der jähen Bergwand herab laufen die cyclopischen Mauern bis tief in das Thal.

In dem engen Hohlweg, welchen die beiden Anhöhen bilden, sieht man den Kirchhof mit seinen alten und neuen Grabhügeln; die Stadt der Todten liegt dicht bei der Stadt der Lebendigen. Eine Mauer, die man aus den Trümmern des alten Schlosses aufgerichtet, verbirgt die erstere dem Auge und trennt sie von einem Weiler, der hinter den Weinpflanzungen hervorlugt und sich an ein Flüßchen lehnt, das etwas weiter in den mächtigen Rhein mündet. Dort liegen einige Kähne am Ufer, und die im Sonnenschein ausgebreiteten Fischernetze erinnern an die friedliche Beschäftigung der Bewohner.

Jenseits der Stadt, der Ruine gerade gegenüber, zieht sich der Saum eines ungeheuren Waldes hin, eines Urwaldes, wie sie im alten Germanien der unzugängliche Wohnsitz tapferer Männer und die Wiege einer geheimnißvollen Gottesverehrung waren. Der Wind, der frei über die eckigen Trümmer des versinkenden Schlosses hinstreicht, wird dort gefangen und läßt ein unheimliches Pfeifen vernehmen. Es ist nicht geheuer im Holz, sagen deßhalb die Leute, und wagen sich mit Einbruch der Nacht nicht leicht mehr in seine dunkeln Baumgänge; der Holzhauer endet frühzeitig sein hartes Tagewerk, der Hirte treibt vor der Dämmerung heim, der Jäger beeilt seinen Schritt, in das freie Feld zu gelangen, und nicht Einer wirft einen Blick zurück, — er könnte durch die unzeitige Neugierde eines jener geheimnißvollen Wesen beleidigen, denen zur Nachtzeit der Wald angehört.

So müssen wir uns das Städtchen Breitlingen am Anfang unserer Geschichte vorstellen. Es ist eine liebliche Sommernacht, und der Mond legt seine silbernen Streifen über die friedlichen Wellen des Flusses. Der Wind spielt in den Weinreben und tändelt mit den breiten Blättern und den langen Ranken. Von Zeit zu Zeit regt sich's noch in den Häusern, Frauenstimmen und Kindergelächter lassen sich hören, hier und dort spiegelt sich noch ein röthliches Licht in den Wassern und die Fischer fahren leise aus zum Fang.

An dem äußersten Ende der Vorstadt trennt eine hohe Mauer einen großen Garten von der Straße. In demselben gibt sich eine unbegrenzte, fast klösterliche Sorgfalt und Pflege kund. Die Rabatten und Bosketts sind arabeskenartig, aber steif in den seltsamsten Figuren angelegt, die Hecken von Buchsbaum erscheinen in Schnitt und Mode eines hinabgerollten Jahrhunderts; Alles tritt in entschiedenen Widerspruch mit den Gewohnheiten des Tages. Auf massiven Fußgestellen zeigen zwanzig verstümmelte Statuen ihre Blöße, welche das Moos vor züchtigen Blicken zu verhüllen strebt; die mit Binsen eingefaßten Bassins sind von Goldfischen bevölkert; die in kerzengerader, militärischer Haltung hinlaufenden Alleen führen nach einem geräumigen Landhaus, dessen spitzes Dach weit hervorspringt. Die Enden der Tragbalken sind mit Schnitzwerk versehen, an den Traufröhren zeigen sich fratzenhafte Mündungen und hoch oben ragt eine Windfahne von köstlicher Arbeit nach dem Himmel.

Im Innern dieses vornehmen Hauses entfaltet sich wie nach außen dieselbe veraltete Pracht, der nämliche aus der Mode gekommene Luxus; Alles verräth die kleinlichste Sorgfalt, aber auch die unnachgiebigste Sparsamkeit. Man sah, der ehedem geborene Glanz sollte erhalten werden, und er war doch seinem Verblassen so nahe. Die Sessel waren mit Seidenstoffen überzogen, aber die Zeit hatte die Farbe gebleicht, den Stoff zerrieben; oben in den hohen Lehnen zeigte sich das Familienwappen eingeschnitzt. Ein dicker Teppich war über den Boden des Salons gebreitet, aber man unterschied deutlich die Straßen, welche man auf demselben zu gehen pflegte. Die Bilder an den Wänden hatten ihren Glanz verloren und schienen wurmstichig; die damastenen Vorhänge an den Fenstern waren hier und da geflickt — kurz, mit allen Regeln der Ordnung und Reinlichkeit verband sich eine gewisse verschämte Dürftigkeit.

Die zwei Fenster des Salons gingen nach dem Garten und bildeten durch ihre weiten Vertiefungen gewissermaßen zwei besondere kleinere Cabinette. In dem einen stand ein Tisch von dunkelm Eichenholz, mit gewundenen Füßen und auf demselben badeten sich in zwei blauen Porzellanvasen,

Digitized by Google

wie man sie vor fünfzig Jahren aus China brachte, große, aber ganz gewöhnliche Blumensträuße. Zwischen diesen ungeheuren Töpfen fand ein Käfig, oder vielmehr ein transportables Vogelhaus, von einer Menge von Zeisigen, Distel- und Blutfinken bewohnt, gerade noch Platz genug. An dem andern Fenster, dem Fayenceofen näher, stand ein zweiter Tisch, und auf demselben lag Seide und Wolle, ein kleiner Stickrahmen, ein Arbeitskörbchen, ein Strickzeug, einige Bücher und ein paar Fischangeln bunt durcheinander.

Eine Dame von etwa dreißig Jahren saß vor diesem Wirrwarr. Ihre Züge konnten nicht für schön gelten; den großen, glänzenden Augen war jeder Reiz durch die dichten Brauen, welche zwei gleichmäßige Bogen bildeten und über der Nase in einander zu wachsen schienen, jeder Reiz genommen. Bei den Neugriechen gelten die Brauen dieser Art für die schönsten der Welt, aber sie geben für jeden, der kein Klephte oder Palikar ist, dem Blick eine äußerst mißfällige Härte. Uebrigens entsprachen die entschiedenen Züge des Mundes, die festgeschlossenen, sarkastisch verzogenen Lippen, die stolze, ja königliche Haltung des Kopfes auf den sanft gewölbten Schultern, dem mannhaften, unnachgiebigen, gebieterischen Stolz, welchen die Dame verrieth. Aber Jugend und Frische fehlten der imponirenden Gestalt, und die frühzeitigen Furchen auf Stirne und Wangen schien eher eine Folge des Kummers als des Alters. Entweder hatte die Dame viel herbe Erfahrungen gemacht oder Sorge um die Zukunft mußte schwer auf ihr lasten.

Sie saß in Gedanken vertieft, die Arbeit war ihren Händen entfallen. Die Arme auf der Brust gekreuzt, die Lippen krampfhaft über einander gelegt, die Stirne in Falten gezogen — Alles zeugte dafür, daß ihr stolzes Gemüth innerlichst aufgeregt war.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, die Dame fuhr plötzlich empor und griff wieder nach ihrer Arbeit.

Der junge Mann, welcher eintrat, verrieth so viel Aehnlichkeit mit ihr, daß man auf den ersten Blick eine nahe Verwandtschaft erkennen mußte; aber die Dame war mindestens fünf Jahre älter als der Eintretende und die in einander verwachsenen Augenbrauen, der üppige Haarwuchs und die majestätische Haltung des Kopfes, welche Beiden gemeinsam waren, die aber dem Manne besser standen, verliehen diesem eine gewisse Schönheit, welche indessen etwa denselben Eindruck machte, wie die glänzenden Wolken zur Sommerzeit, in welchen sich das Gewitter birgt. Selbst wenn die großen braunen Augen beruhigt schienen, kündete der flammende Blick eine versteckte Wildheit an und der verächtliche Zug, welcher um die feingeschnittenen, bleichen Lippen spielte, vermehrte noch den herben Ausdruck des ganzen Gesichts.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturlehre des Schönen von H. C. Oersted.

Es sind im Laufe des Jahrs mehrere Aesthetiken erschienen, von denen wir geschwiegen haben, da sie weder durch eine des Gegenstands würdige geschmackvolle Darstellung, noch durch neue und fruchtbare Gedanken hervorragten; dagegen scheinen uns zwei Vorlesungen eines großen Naturforschers der Beachtung werth, zumal sie mit Gründlichkeit der Untersuchung auch Klarheit der Sprache vereinigen. Oersted hat erkannt, daß wir aufhören uns über die Harmonie von Natur und Geist zu wundern, wenn wir einsehen, daß sie Eins sind, die Natur das Werk der ewigen Vernunft, die Vernunft das Gesetz und Innere der Natur. Diese Einheit wird im Schönen sichtbar und Oersted untersucht nun die Naturbasis der schönen Erscheinung oder das Gesetzmäßige in den angenehmen Formen, Farben, Tönen, wo überall eine zur Mannichfaltigkeit entfaltete und doch sich selbst erhaltende Einheit hervortritt. Wir theilen aus dem durchaus lesenswerthen Schriftchen, das zum erstenmal die Physik und Aesthetik geistvoll zusammengebracht hat, die Erklärung eines Phänomens mit, welches gewiß schon Jedem unsrer Leser aufgefallen, wohl aber nicht allen klar geworden ist.

Es ist bekannt, daß Saiten, welche dieselben Töne geben, indem sie in Schwingungen gesetzt werden, das merkwürdige Verhalten zeigen, daß wenn die eine angeschlagen wird, die andere gleichsam von sich selbst mittönt, aber daß Saiten, welche verschiedene Töne hervorbringen, nicht dieses Verhalten zeigen, wenn nicht die eine, indem sie sich in gewisse kleinere Theile abtheilt, vielleicht eine Zusammenstimmung gibt. Man wundert sich hier nicht darüber, daß die Schwingungen in der einen Saite ähnliche in der andern erwecken können; — denn die schwingende Saite setzt die Luft und alle Theile, mit welchen sie in Verbindung steht, in Zitterung, und diese können wieder auf die ruhende Saite wirken; aber man wundert sich darüber, daß diese Mittheilung sich nicht zeigt, wenn die Saiten eine Stimmung haben, welche Mißklang hervorbringen würde. Die Wirkungen müssen ja ebensowohl in dem einen Fall wie in dem andern sich treffen! Dies geschieht auch: die Wirkungen gehen vor sich, aber in dem ersten Fall haben wir eine Wirkungsreihe, worin das eine Glied das andere verstärkt, in dem letztern hingegen zerstören sie sich gegenseitig. Denken wir uns zwei gespannte Saiten, die in allen Rücksichten gleich sind, so werden sie, wenn sie gebogen werden, gleich schnell schwingen, selbst wenn sie nicht gleich stark gebogen werden; denn je größer die Beugung ist, desto größer ist zwar die bewegende Kraft, aber desto größer ist auch der Weg, den jeder schwingende Theil zu durchlaufen hat. Wird also eine von zwei solchen Saiten angeschlagen, so wird sie bei jeder Schwingung in einer Richtung der Luft einen Stoß geben, welcher sich der andern Saite mittheilen wird. Hierbei macht diese eine äußerst kleine Schwingung, aber gerade von derselben Dauer wie die erstere. Wenn die erste darauf eine Rückschwingung macht, wird die andere auch theils zurückkehren in Folge ihrer eignen erhaltnen Spannung und Bewegung, theils wird sie eine von der ersten veranlaßte neue Einwirkung empfangen, welche ihre Bewegung begünstigen wird u. s. w. Es wird auf diese Weise in der andern Saite eine Reihe von kleinen Schwingungsstößen hervorgebracht, welche jede für sich nicht hinreichend sein würde, einen für das Ohr kenntlichen Ton hervorzubringen, aber deren ganze Summe stark genug dazu ist. Wird hingegen diese Uebereinstimmung in den Schwingungen entbehrt, so wird der von der ersten Saite ausgedehnte Luftstoß wohl Schwingungen in der andern hervorrufen, aber diese werden so vorgehen, daß sie oft Stößen begegnen, welche gerade gegen ihre Bewegung gerichtet sind, und deshalb wird die angefangene Wirkung stocken und keine bedeutende Summe hervorkommen.

Digitized by Google

Dieses Verhalten unter den Saiten ist außerhalb der Wissenschaft als Sympathie bezeichnet, und die Wissenschaft kann recht gut diesen Namen gelten lassen; nur nicht, wenn er eine unverständliche dunkle Naturkraft bezeichnen sollte. Man kann nichts gegen diesen Namen einwenden, daß die Wirkung einseitig scheint, denn die Saite, welche eine andere in Schwingungen setzt, empfängt selbst Rückwirkungen davon, wodurch sie, wenn auch noch so wenig, in ihren eignen Schwingungen unterstützt wird, sowie auch ihre Wirkungen auf die Umgebung von der andern Saite unterstützt werden. Ist hingegen die andere Saite mißstimmig, so wird sie eine störende Rückwirkung auf die Schwingungen der ersten ausüben, gewiß ebenfalls schwach, aber deshalb keineswegs für nichts zu rechnen. Hatte die Saite Gefühl, so würde sie also ihr Sein und Wirken erhöht bei dem Zusammenstimmen der andern fühlen, geschwächt und gestört bei dem Mißstimmen derselben. Im letzteren Fall würde ihr Lebensgefühl gehemmt, und sie empfände Unzufriedenheit, Antipathie, im ersten Fall aber jenes erhöht, und sie empfände Sympathie und frohe Befriedigung. ☉

Ein anderes Fräulein von Kynast. *)

Sonst lebte auf der stolzen Feste Godschiboreth eine reizende Jungfrau und der Ruf ihrer Schönheit verbreitete sich durch alle Gauen des grnsischen Landes. Aus weiter Ferne und aus der Nähe kamen Freier, um sich um die Hand der schönen und einzigen Tochter des Herrn von Godschiboreth zu bewerben. Doch die Stolze hatte sich gelobt, nie das Eigenthum eines Mannes zu werden und sich für immer eine ungeschmälerte Freiheit zu erhalten. Umsonst flehte der greise Vater und bat sein einziges Kind, von den zahlreichen Bewerbern, unter denen sich Jünglinge, mit allen Tugenden geschmückt und mit hinlänglichen Glücksgütern versehen, befanden, Einen zu wählen. Doch keiner von den Vielen vermochte das kalte Herz des Burgfräuleins zu erwärmen. Um aber dem Willen des Vaters und den Zudringlichkeiten der Freier endlich zu entgehen, gab sie nach und versprach dem, wenn auch nicht ihr Herz, doch ihre Hand zu geben, welchem es gelingen würde, sich dieselbe aus der Tiefe des Thales, die Felsenwände ersteigend, in ihrem auf dem äußersten Abhange erbauten Zimmer zu holen. — Traurig zogen die meisten von dannen, denn das Verlangen der übermüthigen Jungfrau war nur auf ihr Verderben gerichtet. Nur einige Jünglinge blieben zurück und schwuren an heiliger Stätte die Braut zu erwerben oder unterzugehen. Sie vereinigten sich zu gemeinschaftlichem Werke mit dem Beding, daß wenn es mehreren gelingen würde, den hohen Preis zu erwerben, das Loos entscheiden sollte. Mit großer Anstrengung arbeiteten sie mit Hammer und Meißel treppenartige Vertiefungen in das harte Gestein und befestigten mit großen Nägeln Stangen in der Wand, um auf ihnen einen festen Standpunkt für ihre verwegenen Arbeiten zu haben. So erreichten sie mit gegenseitiger Unterstützung die Hälfte der Höhe, aber einer nach dem andern stürzte in die schauerliche Tiefe hinab. Schwindel ergriff den einen, als er zufällig hinabsah, ein anderer glitt aus und unter einem Dritten brach der trügerische Balken. Vergebens bat der alte Vater, dem grausamen Beginnen Einhalt zu thun, die hartherzige Tochter aber bestand auf ihrer bestimmten Erklärung. So sehr sich mit jedem Tage die Anzahl der Freier verminderte, so blieben doch die übrigen ihrem Beginnen treu. Aber noch war das letzte Drittel der Höhe nicht erreicht, als bereits alle bis auf einen einzigen in die Tiefe hinabgestürzt waren und auch ihn schien unvermeidlich dies Geschick zu erwarten. Gleichwohl hielt er bei der Arbeit aus und nach unsäglichen Anstrengungen und Mühen erreichte er endlich wirklich die Höhe. — Mit innerm Ingrimme hatte die Jungfrau gesehen, wie der kühne Jüngling mit jedem Tage seinem Ziele näher kam, aber immer hoffte sie noch, daß auch ihn das Geschick der andern ereilen werde. Da aber erschien plötzlich an der Hand ihres alten Vaters der junge Mann in dem Gemache der ihm nun verfallenen Braut, die sich jedoch noch immer weigerte, dem feierlich gegebenen Versprechen nachzukommen. Da ergriff der bis dahin sanfte Freier mit fester Hand die Unwürdige, die so gräßlich mit dem Leben vieler junger Männer gefrevelt hatte und schleuderte sie hinab in die Tiefe, um mit ihrem Blute das Blut der Gemordeten zu sühnen.

*) Aus Koch's „Wanderungen im Orient". Bd. II. S. 187.

Feuilleton.

Keine Stadt in der Welt wird so oft von Erdbeben heimgesucht, als Lima; man rechnet seit der Entdeckung von Amerika auf jedes Jahrhundert zwei. Eines der furchtbarsten, im Jahre 1746, beschreibt Dr. Tschudi. Es war am Tage Simon und Judä (28. October) um halb elf Uhr Abends. Die Erde schien sich mit einem dumpfen furchtbaren Getöse zu öffnen und in einem Augenblicke war Lima nur noch ein Trümmerhaufen. Die wenigen Gebäude, die dem ersten Stoß Trotz geboten hatten, wurden einige Secunden später durch eine zweite horizontale Erschütterung, welche vier Minuten dauerte, zu Fall gebracht. In dem Hafen von Callao war die Verwüstung wenn möglich noch furchtbarer. Kaum ließ sich die Erschütterung verspüren, als das Meer grausenerregend und brausend anschwoll und in einem Augenblick die Stadt sammt ihren Einwohnern verschlang. Fünftausend Seelen fanden ihren Tod in der salzigen Fluth. Eine spanische Corvette, welche in dem Hafen vor Anker lag, wurde über die Mauern der Festung gehoben und fast eine halbe Meile weit in das Land hinein geschleudert. Ein Kreuz bezeichnet noch die Stelle, wo sie niederfiel. Drei schwer beladene Handelsfahrzeuge theilten dasselbe Loos und neunzehn andere Schiffe versanken auf den Grund. Die Stadt war von dem Erdboden verschwunden und Reisende erzählen, daß man heute noch, wenn der Himmel hell und die See ruhig ist, Häuser und Kirchen unter dem Wasser sehen kann. Indessen darf man doch wohl annehmen, daß die Häuser, bevor sie verschlungen wurden, eingestürzt sind; aber die alten Seeleute wissen es noch besser. Sie sehen an manchen Tagen die Leute vor den Thüren ihrer Häuser sitzen, oder nahebeweglich auf der Straße stehen, ja in den stillen Stunden der Nacht will man schon mehr als einmal den Hahnenruf aus dem Wasser herauf vernommen haben. — Uebrigens wächst der tiefe Eindruck, den eine Erderschütterung in Lima hervorbringt, besonders für den Fremden noch durch die Pregarias; so heißen nämlich die allgemeinen Gebete, welche die Gefahr abwenden sollen. Kaum läßt sich ein Stoß verspüren, so stürzen die Bewohner mit dem Ruf Misericordia! aus den Häusern, die große Glocke der Kathedrale gibt ein Signal und zehn Minuten lang läuten alle Glocken der Stadt, um die erschreckten Bewohner zum Gebet zu rufen. †††.

Digitized by Google

*** Die „Blätter aus der Gegenwart“ bringen in ihrer neuesten Nummer eine höchst ergötzliche artistische Beilage: „Zeitungsenten“. In der Mitte des Bildes erblickt man die große Seeschlange, in dem Moment, wo sie im Sonnenschein etliche kleine Inseln verdaut. Dann kommt die wohlbekannte, mehr reiche als schöne Dame mit dem Todtenkopf. Ferner ein Naturfreund, der so glücklich ist, von einem Froschregen überrascht zu werden. Sodann ein Mägdlein, das unversehens beim Trinken ein Fischchen mit verschluckt hat, welches sich in dem jungfräulichem Innern zum großen Fische herangebildet hat und einem berühmten Mediciner Gelegenheit verschafft, mit Hülfe der einfachen Angel einen Triumph der Wissenschaft zu feiern. — Unterhalb der Seeschlange fährt ein sinnreicher Blitzstrahl in das Haus eines Speisewirths und öffnet zwei Dutzend Austern. Dann sieht man, wie ein barbarischer Gatte, unter dem Vorwand seine Frau zum Lachen zu bringen, dieselbe grausam durch Kitzeln auf den Fußsohlen tödtet. Den peinlichen Eindruck, den dieses unheimliche Schäferspiel erregt, mildert die freundliche Ente, welche hier den Schluß macht. Nach fünfundvierzigjähriger Abwesenheit kehrt ein Franzos, der in Sibirien gefangen war, nach dem heimischen Heerde zurück, wo ihn Philax, der Freund seiner Jugend, auf den ersten Blick wieder erkennt. —

*** Genf und die Genfer. Die Genfer haben schon oft die Augen der Welt auf sich gezogen, neuerdings wieder durch ihre Revolution. Ein Engländer schildert diese berühmten Leute seinen Landsleuten, aber so, daß die Genfer sich darüber sehr erzürnen werden. Genf, sagt der Engländer, wäre die angenehmste Stadt in der Welt, wenn man die Genfer daraus vertriebe und ganz Genf, mit Ausnahme einiger Gebäude, niederrisse. Der See und die Berge sind Genf; sobald man in die krummen Gassen der Stadt hineintritt, schwindet die Natur und die Poesie. Man könnte glauben in einem Kloster oder in einem Hause alter Jungfern zu sein. — In den Wissenschaften haben die Genfer durch ihren Fleiß immer viel geleistet, aber für die Kunst geht ihnen jedes Verständniß ab; in unserer Zeit sind Prudier, Calame und Diday aus Genf hervorgegangen, aber Niemand kennt sie in ihrer Vaterstadt. — Sprichwörtlich ist die Genfer Pedanterie und die Sitte hat aus der guten Gesellschaft dort eine Menge Worte verbannt, die sogar unter englischen Damen ungehindert ausgesprochen werden dürfen. Viele Genferinnen sind nie im Museum gewesen, weil sich eine Gipscopie des Apollo darin befindet. In der ehemaligen Kathedrale befinden sich noch viele Holzschnitzereien, die von den Fremden bewundert werden. Neulich sah ich einen großen Theil derselben frisch abgehobelt und als ich nach dem Grunde dieser vandalischen Zerstörung fragte, antwortete mir der Führer mit niedergeschlagenen Augen: es sei da Susanne im Bade dargestellt gewesen und solche Bilder dürfe man doch nicht dulden. Daß die Genfer so gute Kaufleute und Rechner sind, daß sie selbst den Söhnen Abrahams nicht nachstehen, ist bekannt; aber auch ihr Patriotismus ist groß. Ueberall, fast auf jedem Schilde und wo es sonst angeht, ist Tell angebracht, in ganzer Figur, en face, in Profil, stehend, sitzend, mit oder ohne Armbrust. Wir betrachteten kürzlich ein neues Kunstwerk, das offenbar die Zusammenkunft Napoleons und Alexanders in Tilsit vorstellte; ein dazu kommender Genfer erklärte uns aber mit aller Bestimmtheit, es wäre der Schwur der drei Schweizer auf dem Rütli. A. M. Z.

*** Von dem zweiundachtzigjährigen Dichter des Liedes: „Fröhlich und wohlgemuth, wandelt das junge Blut“, dem greisen Schmidt von Lübeck, ist so eben die dritte Auflage seiner Gedichte (bei Hammerich in Altona) erschienen. Wahrhaft rührend ist das letzte Lied der Sammlung: „Am achtzigsten Geburtstag.“

Wo sind sie, die den muntern Knaben
Am Travufer spielen sah'n?
Die Söhne haben sie begraben,
Enkel spielen auf dem Plan, u. s. w.

Der liederreiche Greis verlebt den Rest seiner Tage in Altona. Mögen Diejenigen, die ein freundliches Wort über seine so eben versandten Gedichte zu sagen haben, sich mit ihrer Besprechung beeilen, damit sie den Dichter noch vor Thorschluß erreichen und erfreuen. Grenzb.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 16. November)

Aus Hamburg schreibt man: Das Publikum hielt in dieser Woche, bei Gelegenheit einer Abendunterhaltung im Stadttheater, von dem Komiker Brüning und zu dessen Benefice arrangirt, ein schreckliches Gericht über den Beneficianten, der seinen Zuhörern und Zuschauern eben so viel Geschmacklosigkeit als Langmuth zugetraut hatte. Brüning ist sonst der Liebling des Publikums, das ihm manchen schlechten Witz nachsichtig vergeben hat. An jenem Abend aber muthete er den Versammelten zu viel zu; diesen Schwall von Dummheiten und Fratzenhaftigkeiten konnte man nicht ohne Entrüstung mit ansehen. Der Tumult wuchs von Minute zu Minute, so daß der Vorhang niedergelassen werden mußte. Alle Versuche, das Publikum zu beschwichtigen, scheiterten an seiner Aufregung und seinem gerechten Unwillen; das Haus schien einstürzen zu müssen unter diesem furchtbaren Toben. Der Beneficiant hatte sich aus dem Staube gemacht, und vergeblich wurde er von hundert und abermals hundert Stimmen vor das verhängnißvolle Lumpengericht gefordert. Erst als Director Mühling erschien und Brünings Flucht anzeigte, legte sich der Sturm, und die Zuschauer verliefen sich nach und nach. A. Thz.

— Unser Landsmann, der bekannte Reisende und Maler Moritz Rugendas, befindet sich noch in Paris. Er hat nahe an dreitausend Zeichnungen zurückgebracht, die er im Begriff ist zu ordnen. Sie sind nach Ländern getheilt, und für jedes findet man Reihen von Darstellungen der Gebirgsformen, der Pflanzen, Ansichten der Städte und der Details einzelner Gebäude, Portraits aller Klassen von Einwohnern, Spaniern, Indianern, Mestizen in allen Abstufungen und mit der sichtbaren naturgetreuen Nachahmung in Haltung, Kleidung und Ausdruck.

Geographischer Verein.

Mittwoch, den 18. November, Abends 7—8 Uhr, im Senckenbergischen Hörsaale: Herr Dr. Daniel Bugge: Ueber Egypten und den Orient.

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 17. November. (Neu einstudirt) Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. (Gastrolle) Julie: Fräulein Heuser, vom großherzogl. Hoftheater zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 319. Donnerstag, den 19. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Fortsetzung)

„Du kommst sehr spät nach Hause, Erich," begann die Dame. „Schon seit einer Stunde wartet das Nachtessen auf uns."

„Ich war im Wald und habe die Zeit nicht beachtet," versetzte gleichgültig der junge Mann.

„Als unsere Mutter noch lebte . . ." fuhr das gestrenge Fräulein fort und wollte eben recht weit ausholen, wurde aber rasch unterbrochen.

„Gutes Gott, Stephanie! Ich weiß ja alles auswendig, was Du mir sagen willst," rief Erich unwillig aus. „Als unsere Mutter noch lebte, mußte ich auf die größte Pünktlichkeit halten. Jetzt aber bin ich mein eigner Herr und habe Niemand Rechenschaft abzulegen, wenn ich eine Stunde länger außer dem Hause bleibe."

„Wenn ich gewiß wüßte, daß Du Deine Spaziergänge immer allein machtest . . ." wendete die Dame in leiserem Tone ein.

„Höre, Stephanie," fuhr hier wieder Erich dazwischen, während er mit übel verhaltenem Unwillen eine der Angelschnuren, welche auf dem Tisch lagen, um die Finger wickelte, „ich habe Dir schon oft gerathen, über einen Gegenstand nicht zu sprechen, der mir wirklich verhaßt ist. Fällt es mir jemals ein, Deine Gedanken zu kontrolliren, Dich in Deinem Vergnügen zu stören, Deine Neigungen anzutasten? Du kannst meinethalben, wenn Du willst, den armseligsten Schlucker in Breitlingen heirathen; ich erkenne Dir gern Dein Recht zu, nach freier Wahl das Glück Deines Lebens zu schaffen. In Deinem Alter sind die Neigungen ungehemmt und bilden sich, indem man weiß, woran man ist. Aber die Freiheit, die ich Dir lasse, nehme ich auch für mich in Anspruch, und gerade eben so uneingeschränkt. Ich habe die Vortheile meiner Mutter geehrt, weil sie meine Mutter war; aber ich habe lange genug unter dem Regiment einer Frau gelebt, und erkläre Dir dies jetzt ein- für allemal."

„Also ein Fischerfräulein!" rief die Dame lachend aus und bemühte sich, recht höhnisch und bitter zu sein, während sie den verblüfften Mann scharf ansah.

Einen Augenblick später sprang dieser auf, glühende Röthe überzog seine Wangen. Er wollte auf sie losgehen, aber er wußte sich noch zeitig zu fassen und erwiederte die beißenden Worte mit einem verächtlichen Lachen:

„Sie haben ganz Recht, allergnädigstes Fräulein, die Tochter eines armen Fischers; und da Ihnen noch übrig bleibt, zu wissen, daß die Tochter eines Fischers ein eben so ächtes Herz, eben so edle Triebe, eben so lautere Gefühle haben kann, wie die Erbin eines Grafen; da Sie noch nicht zu wissen scheinen, bis zu welchem Grad die Liebe umgestaltet, veredelt, erhöht . . ."

„Das Nachtessen wartet, Herr Graf," unterbrach ihn die hoffährtige Schwester, erhob sich von ihrem Sessel und schritt, ohne die Hand zu nehmen, die er ihr reichte, nach den inneren Gemächern.

Beim Nachtessen herrschte tiefes Schweigen. Die Anwesenheit der Bedienten verhinderte jede Anspielung auf den Gegenstand, der zwischen den beiden Gästen zur Sprache gekommen war; und dieser Gegenstand beschäftigte allzusehr ihr Inneres, als daß sie ihn auch nur einen Augenblick hätten vergessen können. So mußte denn, da sie wieder in den Salon zurückkehrten, der Streit neu aufgenommen, und erregter, hitziger als je, fortgeführt werden.

Benutzen wir diese Zeit, uns von der eigentlichen Lage dieser beiden vornehmen Waisen ein anschauliches Bild zu verschaffen.

2.

Der Graf Erich Königseck, der letzte Sprosse eines alten stolzen Geschlechts, befand sich am Ende des vorletzten Jahrhunderts in derselben Lage, wie viele adelige Familien in Deutschland. Seine Voreltern, anfangs reich und mächtig, hatten zum Theil durch Freigebigkeit, zum Theil durch unvorhergesehene Ereignisse, nach und nach mit ihren schönsten Besitzungen fast ihre ganze Bedeutung verloren. „Geschenke halten die Freundschaft warm", war seit vielen Generationen ihr liebstes Wahlspruch gewesen; und nachdem diese Edelleute mit immer offener Hand den Ruhm ihrer Uneigennützigkeit und Großmuth für ewige Zeiten gegründet hatten, war am Ende zum Verschenken nichts mehr übrig geblieben.

Der dreißigjährige Krieg hatte den Grafen Erich die armen Reste des Familienschatzes gekostet. Im Alter von sechzehn Jahren stand er unter der einzigen Obhut seiner Mutter und hatte nichts überkommen als das Schloß Breitlingen, ein kleines Besitzthum in der Nachbarschaft und das für die Gräfin stipulirte Witthum; letzteres mußte noch, als die Mutter gestorben war, ehelich zwischen ihm und der Schwester getheilt werden. Nach dem Beispiel seiner ruhmreichen Ahnen hatte Erich nur den einen Wunsch, sich im Waffendienst hervorzuthun; aber die alte Gräfin von Königseck billigte diesen Ehrgeiz keineswegs und wußte ihm durch alle Hindernisse die Bahn zu sperren. Erich war der einzige Erbe des Namens, die einzige Hoffnung der Familie und auf die bewundernswerthe Schönheit bauend, mit welcher der Himmel ihren Sohn ausgestattet hatte, träumte die stolze Mutter von der Verbindung mit irgend einem hochadeligen, reichbegütertem Fräulein, deren glänzender Name und ansehnliche Mitgift Herrlichkeit und Ruhm der zurückgekommenen Familie mit einem Mal wieder aufrichten könne.

In Erwartung, daß sich ihm ein solches Glück darbieten werde, führte Erich ein Leben, welches seinem feurigen Herzen, seinem hochfliegenden Geist eine ewige Qual sein mußte und in der That auch war. Da seine Mutter nicht im Stande war, ihn auf eine Hochschule zu schicken, so

Digitized by Google

wurde er zu seiner weitern Ausbildung einem Geistlichen an der Domkirche zu Breitlingen anvertraut.

In kurzer Zeit hatte sich der Schüler die bescheidene Summe von Kenntnissen zugeeignet, die der fromme Mann für ausreichend hielt, und von diesem Augenblick begannen die langen, müßigen, bleiernen Stunden, welche Erich unter dem mütterlichen Dach hinzubringen verurtheilt war. Unbefriedigter Ehrgeiz, tausend Sorgen um den heimlichen Zwang, den man sich im Hause anthun mußte, Mißmuth, von täglichen Verdrießlichkeiten genährt, gaben dem ohnehin etwas beschränkten Geist der verwittweten Gräfin eine zänkische, herrschsüchtige Richtung. Sie entfaltete in den unbedeutendsten Dingen eine Energie und einen Eigensinn, die kaum bei den allerwichtigsten Angelegenheiten am Ort gewesen wären. Ihr ganzes Leben, ihre Gemüthsweise waren durch den oben beschriebenen Garten hinlänglich bezeichnet. In ihren Gedanken ungeschmeidig, in ihren Ansichten befangen, verlangte sie von Kindern und Dienstboten gleiche Unterwürfigkeit, wie Bäume und Sträucher, welche den Garten zierten, nach ihrem unabänderlichen Willen sein mußten. Dieser einsylbige, passive Gehorsam herrschte überall: und so büßten denn auch die beiden jungen Leute, Bruder und Schwester, unter dem Schein von Ordnung, unter einer gemessenen Regelmäßigkeit, auf welcher ihr Glück zu beruhen schien, einen Reiz des Lebens nach dem andern ein, zu welchem sie durch ihr Alter berechtigt waren, und versauerten sich, von Ueberdruß und Langeweile geplagt, gegenseitig das Dasein.

Machte der junge Erbe Miene, diesem Zustand ein Ende zu machen, so übte Vater Eberhard seinen Einfluß, den er sich durch lange Gewohnheit zu verschaffen gewußt, und predigte ihm blinden, absoluten Gehorsam. Erichs Worte und Handlungen wurden dadurch nach einem Scheingefühl geregelt, wie man es ihm durch erbauliche oder Strafpredigten eingeprägt hatte, während im Grunde der Geist des Widerspruchs und das Streben nach Unabhängigkeit im Wachsen begriffen war. Kein Wunder; niemals war ein ermuthigendes Wort, niemals eine Aeußerung der Zärtlichkeit über die gezwungenen Lippen der unempfindlichen Gräfin gegangen. Wie viele schwache und beschränkte Leute, glaubte sie ihrer eingebildeten Würde etwas zu vergeben, wenn sie das geringste Zugeständniß mache. Ueberdies glaubte sie in ihrem Stolz, wenn von ihrer Seite kein Tadel laut werde, so sei dies eben so viel, als wenn sich Andere in dem überschwenglichsten Lobe ausließen, und Niemand dürfe einen größern Beweis ihrer Befriedigung erwarten, als ihr bedeutungsvolles Schweigen.

Durch diese Schwächen brachte sich die Gräfin in ihren letzten Lebensjahren um alle Tröstungen, auf welche man im Alter bei seiner Umgebung ein Recht hat. Aber es blieb nicht bei diesem einen Uebel; noch vor ihrem Hinscheiden hatte sie alle Jugendlust, alles Wohlwollen, alles natürliche Gefühl in dem Herzen ihrer Kinder ganz und gar erstickt, und diese waren durch die ungewöhnliche Stellung, in welche sie das Schicksal gebracht hatte, ohnedieß schon beklagenswerth genug.

In ihrer Tochter hatte die Mutter ein gelehriges, zu allen Opfern bereitwilliges Kind gefunden. Stephanie, an Nachgiebigkeit gewöhnt, widersprach sogar damals nicht, als ihre Mutter in eine von der jungen Dame sehnlichst gewünschte Verbindung nicht willigte und ihr damit alles Glück der Zukunft entschieden abschnitt. Untadelig in jeder andern Beziehung hatte der Mann, für welchen das Fräulein eine geheime Neigung empfand, die von ihm erwiedert wurde, unglücklicherweise keine neun Ahnen aufzuweisen und mußte deßwegen das Feld räumen. Stephanie vernahm, wie gesagt, diesen Spruch, den keine ihrer süßesten Hoffnungen überdauern sollte; ihr Herz kam, gleich einem vom Frost angehauchten Rosenstrauch, nicht mehr zum Blühen. Das fröhliche Schäkern des Mädchens, das zuweilen das alte Haus belebte, verstummte mit einem Male und dasselbe Haus wurde nun ihrem Bruder nur noch um so verhaßter.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stellung der deutschen Schriftsteller zu denen des Auslandes. *)

Von Dr. H. Künzel.

Wenn ich mir erlaube, einige Bemerkungen über das Verhältniß der deutschen Schriftsteller zu denen des Auslandes mitzutheilen, so geschieht es nicht in der Absicht, durch die Anlegung fremder Maßstäbe etwa die Stellung deutscher Schriftsteller im Gegensatze zu denen des Auslandes in ein nachtheiliges Licht zu setzen, sondern ich will nur die Ansicht klar zu machen suchen, daß die Stellung der Schriftsteller in den drei Kulturländern, Deutschland, England und Frankreich durch die politische Ausbildung der drei Nationen wesentlich bedingt ist. Die Entscheidung, welche Nation in Bezug auf die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung ihren Schriftstellern die meisten Vortheile gewährt, überlasse ich nach Andeutung der Verhältnisse, dem Urtheil eines jeden Einzelnen.

Vor Allem müssen wir den Begriff selbst aufstellen, was wir unter einem Schriftsteller zu verstehen haben. Ich fasse den Begriff Schriftsteller nicht in vornehmer oder enger Weise, sondern im weitesten Umfange des Wortes auf, wie es auch in jenen beiden Ländern geschieht.

Schon der Umstand, daß in Frankreich und England die Schriftsteller bereits längst einen Stand bilden, und man dort darüber einig ist, was man unter einem homme de lettres", einem „literary man" oder „man of the press" zu verstehen habe, und diese Namen in jenen Ländern einen guten Klang haben, während in Deutschland das Wort „Literat" in etwas übelem Rufe steht; dieser Umstand beweist schon hinlänglich, daß der Stand der Schriftsteller noch kein festgestellter und abgeschlossener in Deutschland ist, wie in jenen beiden andern Kulturländern. Wir haben zwar in Deutschland von jeher von Schriftstellern gesprochen und zwar von Schriftstellern, welche ohne eine andere bürgerliche Stellung grade ihre Schriftstellerei zum Berufe machten; aber sie standen vereinzelt da, sie bildeten keinen in der bürgerlichen Gesellschaft abgeschlossenen Stand. Noch bis vor Kurzem sehen wir sie selbst in größeren Städten vereinzelt neben einander stehen; nirgends haben die in den verschiedenen Städten Deutschlands Zerstreuten einen Einheitspunkt. Desto erfreulicher war es, daß zuerst in der Stadt, wo der deutsche Buchhandel seinen Sitz hat, zu Leipzig sich unter den dortigen Schriftstellern das Bedürfniß einer größeren Annäherung regte und im Jahre 1842 den dortigen Schriftstellerverein hervorrief, der, nach seinen Statuten, nicht bloß „wirklichen Schriftstellern, sondern allen denen, von welchen eine lebhafte Betheiligung an den Literaturinteressen und eine Förderung derselben zu erwarten steht," die Aufnahme mit vollem Recht

*) Dieser Vortrag wurde im literarischen Vereine zu Darmstadt im October d. J. gehalten.

Digitized by Google

gestattete. Allerdings fand sich in der Wirklichkeit, daß es bei der Frage, wer Schriftsteller sei, schwierig war, diese zu entscheiden. Es traten Gelehrte bei, die bürgerliche Stellungen einnahmen; aber auch manche, welche durch die Angabe ihren Anspruch auf Aufnahme dadurch geltend machten, daß sie für politische und belletristische Blätter arbeiteten. So ist es dann gekommen, daß in dem Leipziger Schriftstellerverein Gelehrte, Schriftsteller, d. h. Verfasser von anerkannten Werken, und Literaten und Tagesschriftsteller sich alle als gleichberechtigt und stimmfähig einfanden. Und von dieser vorliegenden Vereinigung aus möchten wir auch den Begriff eines deutschen Schriftstellers entnehmen.

Grimm sprach auf der Germanistenversammlung den Begriff „Volk" dahin aus, daß es der Inbegriff aller derer sei, die einer Sprache redeten. Eben so weit möchte ich auch den Begriff von Schriftsteller dahin aufstellen, daß es alle diejenigen sind, welche in einer Sprache für das Interesse ihrer Nation schreiben und zu schreiben verstehen, mag es nun in politischen, in wissenschaftlichen oder schöngeistigen Gebieten sein; aber immer so, daß ihre Arbeiten von der ganzen Nation benutzt werden können, und daß sie durch ihre Arbeiten auf die ganze Nation einwirken. Ich glaube, daß der Begriff weit genug gezogen ist, um in ihm neben den Tagesschriftstellern auch die Gelehrten mit einzuschließen, denen es dadurch zur Pflicht gemacht wird, wie es die Gelehrten Englands und Frankreichs bereits längst thun, und auch manche in Deutschland, vor allem Humboldt, ihre wissenschaftlichen Forschungen in ächt volksthümlicher Fassung darzubieten, so daß diese Forschungen nicht bloß das Eigenthum der gelehrten Kaste bleiben, sondern Eigenthum der gebildeten Nation werden. Die eigentlichen Schriftsteller, deren alleiniger Beruf die schriftstellerische Thätigkeit ist, werden darauf hingewiesen, über die schöne Form nicht die Wahrheit und Bedeutung des Inhaltes hintanzusetzen. Die Tagesschriftsteller aber erhalten dadurch eine Stellung, die ihnen eine höhere moralische Verpflichtung auferlegt, nemlich die, „die Presse als das Organ der Nation nie zu entweihen, stets die Wahrheit in Tagesfragen auszusprechen, damit Diener der öffentlichen Meinung zu werden und nie Tagesgeschichten absichtlich zu verfälschen, also mit einem Worte, die Presse vor Entweihung zu schützen."

Das eigentlich literarische und politische Element war in England längst seit dem Auftreten der Essayisten, namentlich des Swift, Addison, Steele u. a. innigst verschmolzen, weil die Literatur eine nationale und politische Unterlage erhalten hatte. Jene Männer, welche die berühmten Wochenschriften hervorriefen, waren es, welche als Tagesschriftsteller zuerst Witz und glänzende Darstellung mit Würde und Bedeutung des Inhalts verbanden und zwar über Tagesfragen, über die sie sich mit eben so viel Freimüthigkeit als Achtung vor dem Bestehenden und Sittlichen aussprachen. Sie schufen eigentlich jenen Stand der Tagesschriftsteller, welche selbst von den größten Gelehrten Englands als ebenbürtig anerkannt wurden, weil sie neben eigenen Ideen auch die Ideen anderer großer Männer, die noch nicht Gemeingut waren, gleichsam in Scheidemünze für das Volk ausprägten, und alles vor den Richtstuhl der Nation zogen, was deren Wohl und Wehe betraf. Ebenso ist in Frankreich längst das Literarische und Politische in eine Einheit zusammengeflossen und auch in Frankreich gibt es wohl wenige große Gelehrten, welche nicht in irgend einem Tageblatt für das Interesse ihrer Nation geschrieben, und dadurch an dem Leben der Gegenwart den regsten Antheil genommen haben. Wir können das Jahr 1830 wohl als dasjenige bezeichnen, von welchem an man auch in Deutschland an eine ähnliche Verschmelzung des literarischen und politischen Lebens von Seiten der Gelehrten wie der Tagesschriftsteller die Hand angelegt hat, und jene scharfe Trennung der gelehrten und politischen Journale ist immer mehr im Absterben begriffen.

Wenn auch eben die Erfolge in Deutschland noch nicht von der Art sind, wie in jenen beiden Ländern, so sind wir doch auf dem besten Wege, daß auch unsere Tagesschriftstellerei immermehr zum Ausdruck einer nationalselbstständigen öffentlichen Meinung in Deutschland, und daß die freie und unabhängige Presse bei strenger Einhaltung der bestehenden Gesetze und Rechte eine mächtige Waffe für Deutschland werde. Ich habe oben darauf hingewiesen, daß bis noch vor Kurzem in Deutschland den Schriftstellern ein Einheitspunkt gefehlt habe, durch welchen von Zeit zu Zeit die Würde des Schriftstellerthums, die Würde der Literatur und der Tagespresse den Schriftstellern vor Augen gestellt würde, und sie sich so recht als Stand und Gesammtheit dadurch betrachten lernten, der eine hohe sittliche Aufgabe hätte. Auch in dieser Beziehung ist der Erfolg zwar noch kein vollkommner gewesen, doch hat sich der Schriftstellerverein in Leipzig ein hohes Verdienst um die Würde des Schriftstellerthums dadurch erworben, daß er am 27., 28. und 29. April vorigen Jahres die erste deutsche Schriftstellerversammlung zu Leipzig veranstaltete, der, neben ausgezeichneten Gelehrten, viele Tagesschriftsteller beiwohnten, und die Zahl zu 108 wirklichen Theilnehmern anwuchs. Es wurde über mehrere wichtige Themata gesprochen, über die Einführung von Schiedsgerichten zur Entscheidung literarischer Streitigkeiten, über die Grenzen des erlaubten und unerlaubten Nachdrucks in Zeitschriften, über einen Gesetzentwurf, die Rechtsverhältnisse zwischen Schriftstellern und Verlegern betreffend, dann namentlich noch durch Dr. Auerbach angeregt, die Meinungen über die Frage ausgetauscht: in wie weit sollen und dürfen Persönlichkeiten in die Streitigkeiten zwischen Schriftstellern gemischt werden. Auch über den Nutzen einer größeren Annäherung der deutschen Schriftsteller sprach sich der treffliche Dr. Wuttke in einem Vortrage aus. Er sagte unter anderm: „In dieser Versammlung stehen wir Schriftsteller da, verbunden als Einheit. Der Stand der Schriftsteller fängt an, auch in Deutschland als Stand sich zu fühlen. Die Männer, die eben sowohl in bürgerlichen Beschäftigungen thätig sind und die Ergebnisse ihres Sinnens durch den Druck verbreiten, als die Gelehrten, deren alleiniger Beruf die schriftstellerische Thätigkeit ist, bilden ihn zusammen, haben wesentliche Interessen gemein. Die erste Klasse bestand von Alters her und bestand aus den hervorragendsten ihrer jedesmaligen Innung. Bis zu den Zeiten Gottsched's und Lessing's konnten aber bei uns nur wenige Männer, denen das Glück Reichthümer geschenkt hatte, oder die Gunst der Großen lächelte, ihr Leben ausschließlich dem Schriftthum widmen. Jedoch der Reichen war eine sehr geringe Zahl; denn des Gottes Genüsse stumpfen ab gegen den Reiz der Studien, die andern waren abhängig von ihren Gönnern, in Dienstbarkeit. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden diese Schriftsteller unabhängig. In neuester Zeit wurden sie zahlreich, heute beginnen sie als Gesammtheit aufzutreten." — Der treffliche Redner lenkte ausschließlich die Aufmerksamkeit auf zwei Punkte hin, nemlich auf die Wirksamkeit und auf die Stellung der Schriftsteller. Ueber

Digitized by Google

die Wirksamkeit äußerte er sich so: „Richten wir den Blick nicht auf die in Einsamkeit empfangenen Schöpfungen der gelehrten Muse, sondern auf die vorübergehende Einwirkung der Zeit. Die Presse, hat man gesagt, ist eine Macht. Wohl, sie ist eine Macht. Aber sie ist es nur dann, wenn sie recht gehandhabt wird. Nicht jeder einzelne Aufsatz einer einzelnen Zeitschrift, welcher die überlegene Einsicht eines denkenden Kopfes an den Tag fördert, übt für sich allein einen nachhaltigen Einfluß. Wenn aber in vollem Chore alle unsere Blätter einen Ton erklingen lassen, dann wird die Welt der Leser bewegt, die Art der wissenschaftlichen Betrachtung bestimmt. Ein jeder Gebildete nimmt Theil an dem Gegenstande, von dem alle Blätter voll sind, formt sich ein eigenes Urtheil, macht es zum Inhalt seiner Gespräche und vielleicht sogar zur Richtschnur seines Thuns. Dann ist eine öffentliche Meinung da, gebieterisch, wie ihre Natur es ist, dann sind wir die Herren, — nicht wir, der Geist, der aus uns spricht. Nicht unsere Blätter herrschen, von ihnen geht nur Anregung aus, und der Gedanke, den das Volk langsam verarbeitet." (Schluß folgt)

Feuilleton.

*** Marionetten. Was man sich unter dem Namen Marionetten zu denken hat, ist Jedermann bekannt. Aber nur Wenige dürften mit dem Ursprunge desselben vertraut sein. Der Name der Marionetten ist eine Ableitung von Marion, dem Diminutiv von Maria, und rührt von einer berühmten Procession her, die vor älteren Zeiten in Neapel gehalten wurde. Anfänglich waren vornehme venetianische Jungfrauen, welche man Marien nannte, die Zierde dieser Processionen, mit der Zeit aber scheint den edlen Damen die Sache lästig geworden zu sein, und an ihre Stelle traten allmälig menschengroße hölzerne Gliederpuppen, die prachtvoll gekleidet wurden und nach und nach den Namen Marionetten erhielten. Die Sache aber, auf welche man später und jetzt allgemein diesen Namen ausgedehnt hat, ist ungleich älter. Schon bei Schauspielen der Griechen findet man Puppen mit beweglichen Gliedern und diese selbst waren nicht die Erfinder dieser Puppen; sie hatten sie von den Egyptiern erhalten. Herodot erwähnt derselben, indem er den Cultus des Bacchus schildert, und nach Aristoteles müssen die Figuren sogar einen sehr guten Mechanismus gehabt haben, denn er sagt: „Wenn die, welche kleine bewegliche Figuren zeigen, an dem Faden ziehen, der an einem der Glieder befestigt ist, gehorcht dieses Glied augenblicklich. — Man sieht sie den Hals beugen, den Kopf drehen und die Augen, die Hände scheinen die einer lebendigen Person zu sein; alle die verschiedenen Bewegungen werden mit Sicherheit und Anmuth vollzogen." Auch den Römern waren die Marionetten nicht unbekannt und wurden von ihnen bei manchen Festlichkeiten benutzt. A.

*** Das Chamäleon. Ueber dieses lange Zeit als fabelhaft betrachtete Thier theilt das neueste Reisewerk des Engländers Henry H. Methuen: „Life in the wilderness; or wanderings in South Africa" folgende Thatsachen mit: „Die Hottentotten fingen ein Chamäleon. Ob es wahr, daß diese Thiere ihre Farbe dem Laube des Busches, an dem sie hängen, gleich machen können, vermag ich nicht zu sagen; aber dieses eine glich solchem Laube dermaßen, daß es ausnehmend schwer hielt, es davon zu unterscheiden. Es ward nach dem Wagen gebracht, gleich einem Missethäter bei dem Halse aufgeknüpft und wurde nun nicht allein im Gesicht ganz schwarz, sondern wechselte auch am ganzen Leibe seine Farbe in die verschiedenartigsten grünen Schattirungen. Es mochte in der Länge drei Zoll messen; an jedem Fuße befanden sich zwei breite Zehen mit Nägeln, welche das Thier in Stand setzten, sich an den Zweigen festzuklammern. Auch seine Augen waren höchst seltsam, sie waren haselbraun und klein, lagen auf hervorstehenden, beweglichen Kugeln, etwa so groß wie grüne Erbsen, und eins davon wendete sich oft völlig rückwärts, während das andere ebenso weit vorwärts blickte." Auch an Beschreibungen anderer merkwürdiger Thiere jener Küste ist das erwähnte Buch reich, obwohl dessen Verfasser, wie aus allem hervorgeht, der mathematischen und physikalischen Kenntnisse völlig baar ist, die für den Reisenden unumgänglich nothwendig sind, um seinen Beschreibungen einen wissenschaftlichen Werth zu verleihen. Bl. f. l. U.

*** Ein abgesetztes deutsches Sprichwort. Von nun an sagt man von einem Lumpen: Er ist keinen Schuß Baumwolle werth. Als Börne schrieb: Wenn man von mir und Heine spricht, so bitte ich, zwischen uns Beide Baumwolle zu legen — dachte er natürlich an keine explodirende.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 17. November)

Am 7. d. M. starb in Wien Dr. Ch. Kuffner, k. k. Staatsraths-Concipist und Censor, als Schriftsteller rühmlichst bekannt. Seine Werke erschienen erst unlängst gesammelt bei Klang. Im Leben, seiner außerordentlichen Herzensgüte wegen, dergestalt geliebt und geschätzt, daß man von ihm sagen konnte, er sei Einer der Wenigen gewesen, die keinen Feind hatten; als vielseitig gebildeter und productiver Schriftsteller, als dramatischer, lyrischer und epischer Dichter anerkannt und als ein wahrer Gelehrter vom In- und Auslande gepriesen, wird sein Hintritt allgemein betrauert. Er erreichte das 66. Lebensjahr und starb an einem Lungenübel nach kurzem Krankenlager. Er hinterläßt eine trauernde Gattin, die Schwester des berühmten Clavier-Virtuosen Leopold v. Meyer, und aus seiner ersten Ehe einen Sohn. Gestern fand sein feierliches Leichenbegängniß statt.

— Harrys, Redacteur der hannoverschen Morgenzeitung, bittet um Mittheilung niedersächsischer Sagen.

Cäcilienverein.

Erstes Abonnement-Concert.

Donnerstag, den 19. November im Vereinslokale, Döngesgasse, im ehemaligen Meyer'schen Hause. — Anfang sieben Uhr.

Josua,

großes Oratorium in 3 Abtheilungen, von G. F. Händel.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 18. November. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein deutscher Leinweber, Schauspiel in 4 Akten, von Ludwig Storch und Friedrich Adami.

Donnerstag, den 19. November. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen des E. Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt. (Gastrolle) Adrienne von Cardoville: Fräulein Quinl, vom Königstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 320. Freitag, den 20. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Fortsetzung)

Erich hielt indessen an sich, denn seine Sinnesart paßte schlecht zu den kleinen Scharmützeln, in welchen er, im Voraus besiegt, vergeblich die Stärke an den Tag gelegt hätte, von der er sich getragen fühlte. Diese Stärke, die niedergehalten nur noch wuchs, glich den vergrabenen Flammen eines Vulkans. Dieser läßt die Menschen seine Außenwände betreten, läßt Wohnungen auf seinen verglühten Lavaströmen aufrichten, läßt die Fruchtbarkeit seines verbrannten Bodens ausbeuten, aber langsam und unmerklich sammelt er seine verheerenden Flammen an. Dann brechen sie eines Tages hervor und dieser eine Tag bereitet weit und breit Umsturz, Verwüstung und Tod.

Die Gräfin starb. Die Kinder trauerten, wie man Alles betrauert, was der süßen Gewohnheit unvermuthet entrückt wird. Sie vermißten sie jeden Morgen und fast zu jeder Stunde; sie hörten nicht mehr die gebieterische Stimme, die kurz und kalt gegebenen Befehle; die kleinlichen Zänkereien, die Ruhe und Frieden vernichtende Geschäftigkeit hatten aufgehört. Der Autorität beraubt, welche Jahre lang alle ihre Bewegungen, alle ihre Wünsche geregelt, sahen sie sich auf einmal in einer gewissen Leere, wußten nicht, wie sie sich selbst anstellen sollten, und fast dünkte ihnen die Freiheit lästig, für welche sie jetzt zum erstenmal in ihrem Leben verantwortlich waren. Das Haus kam ihnen viel größer vor, aber widerlich wie eine Wüste.

Als die Kinder Hand in Hand von dem Grab zurückkamen, welches sich eben über ihrer letzten Beschützerin geschlossen, fühlten sie sich durch den gemeinsamen Verlust, durch die gemeinsame Trauer, kaum einander näher gerückt. Stephanie war wie ein vom Blitz getroffener Baum, den sein wuchtiger Fall so zu sagen in den Boden geschlagen hat. Erich glich der jungen Eiche, die dem Gewittersturm trotzt, zu neuen Kämpfen herausfordert, und vor Freude bebt, wenn die Winde durch die Blätter fahren und die Stärke des geschmeidigen Stammes prüfen. Die Verschiedenheit ihrer Erziehung erklärt zur Genüge diesen Contrast, der sie für immer trennen mußte. Während der Bruder draußen eine weniger beklemmende Luft einsog, und Leib und Seele durch heilsame Bewegung frisch erhielt, brachte die junge Gräfin keinen Tag und nur höchst selten eine Stunde anders zu, als von den Augen ihrer Mutter bewacht. Die einförmige Beschäftigung im Hause wurde ihr zuletzt zur andern Natur und niemals fiel es ihr ein, in wie nichtige, aber unzerstörbare Vorurtheile sie befangen war. Die Kraft des Lebens vergeudete sich in armseligem Thun, und alle edleren Triebe, welche das Weib zu einem Göttlichen in der Schöpfung machen, waren nach und nach erstickt worden; die eigentliche Seele erstarb, während die Form blieb.

Hatte Erich einen Augenblick glauben können, der Tod seiner Mutter werde die herkömmliche Ordnung in dem alten, vornehmen Hause verändern und ein paar neue Freunde um die jungen Waisen sammeln, so wurde er früh genug enttäuscht. Stephaniens sittliche Erstarrung war eine unheilbare Krankheit; und immer bereit, das Recht ihres höhern Alters als eine unbestreitbare Autorität vorwiegen zu lassen, versuchte sie es, den heißblutigen, freiheitsluftigen Jüngling denselben einförmigen Gewohnheiten, derselben methodischen Langeweile zu unterwerfen, deren Bitterkeit zu begreifen sie längst verlernt hatte. Dieser Versuch mußte jedoch scheitern.

In der Bahn, welche Erich hatte durchlaufen wollen, von der relativen Armuth, die er ererbte, aufgehalten, verlangte er — gleich dem verwundeten Adler, den sein Flug nicht mehr zur Sonne tragen kann — wenigstens in frischer, freier Luft zu horsten, auf der hohen Bergeszinne. Die Noth lastete schwer auf ihm, aber sie drückte ihn nicht nieder. Wer weiß, wohin ihn sein stürmischer Drang geführt haben würde, wären demselben weniger Hindernisse begegnet, und hätten glücklichere Verhältnisse seine Thatkraft begünstigt. Je nach dem Bett, welches sich seinen wilden Wogen öffnet, befruchtet oder verwüstet der Strom die Gefilde, durch welche ihn die Bestimmung von Anfang an gewälzt hat! Mehr denn ein Verbrecher war aus derselben Erde geformt, wie die Apostel, die Märtyrer und die Heroen aller Art. Unter gleichen Umständen konnte Erich Einer dieser oder jener werden. Er fühlte eine verborgene Kraft in sich, verstand sie aber eben so wenig zu zügeln als zu gebrauchen.

Noch eine Zeit lang fügte er sich unter das Joch und die Jahre verstrichen für Bruder und Schwester in einer Art von Scheinleben. Ein einziges Mal wollte der junge Graf dem Fräulein Stephanie bezeugen, wie sehr er beklage, daß ihr beider Glück durch der Mutter Vorurtheile verscherzt sei; aber seine unzeitigen Trostsprüche fanden keinen Anklang in einem Herzen, dessen Wunden längst schon vernarbt waren. Weit entfernt, die schönen Gefühle des Bruders zu theilen, griff Stephanie vielmehr diese Gelegenheit auf, um sich in ungemessenem Lob über die heilsame Strenge auszulassen, durch welche sie verhindert worden war, den Namen der Königseck durch eine „unwürdige" Verbindung herabzusetzen. Es beunruhigte sie, was Erich veranlaßt haben könnte, so zarte, hingebende Empfindungen auszusprechen, und sie bestand auch von seiner Seite auf einem gleichen Opfer, wie sie es gebracht hatte, denn wie schwer es auch ankam, es war nothwendig.

Es war dies nicht der erste, aber der letzte Anspruch Erichs an die Liebe seiner Schwester; nun, da er sich zurückgewiesen sah, wurde das Verlangen in ihm um so lebendiger, ein Wesen zu finden, mit welchem er in vollkommener Harmonie des Geistes und des Gemüthes leben könne. Aber auch sein alter Lehrer — der gute Pater Eberhard — war für den armen Einsamen verloren; denn zur Mission

Digitized by Google

in fernen Landen berufen, hatte derselbe Breitlingen verlassen, um wahrscheinlich nimmer wiederzukehren. So schaute sich denn Erich umsonst nach allen Seiten um und bald dünkte ihm das Loos der Bürger neidenswerth, die sich zu jeder Stunde in ihren Geschäften oder Genüssen begegneten. Gar oft bedauerte er laut, daß eine unübersteigliche Schranke zwischen diesen und ihm sich aufthürme. Ein Edelmann durfte er sich ja nicht unter die Plebejer mischen, von denen er seit seiner frühesten Kindheit sorglich entfernt gehalten war und die sich wohl auch für seine spät kommende Theilnahme an ihren lärmenden Festen, an ihrer ungezwungenen Kurzweil schlecht bedankt haben würden.

So warf sich denn der junge vereinsamte Patricier in die Arme der Natur, dieser großen und allmächtigen Trösterin eines Jeden, der sie zu begeeisen und zu lieben versteht. Die Bücher, die ihn seit lange nicht mehr belehrten und unterhielten, wurden bei Seite geworfen; seine Schwester, die in das einsame Haus durch tausend besondere Interessen fest verwachsen war, ließ er allein, und diese nahm es ziemlich gleichgültig auf, daß sich der Bruder nicht mehr bei ihr gefiel. Ja, Stephanie bemerkte kaum seine immer häufiger werdende Abwesenheit, wenn Erich nicht etwa durch allzulanges Ausbleiben die hergebrachte Ordnung im Hause, die Stunde des Essens, die Arbeit des Gesindes in eine gewisse Verwirrung brachte. Dann klagte sie bitterlich, aber ihre Vorwürfe wurden jeden Tag mit größerer Gleichgültigkeit hingenommen. Am frühen Morgen durchstrich der junge Schwärmer die unbetretensten Pfade des ungeheuren Waldes und hing seinen Gedanken nach, welche die Einsamkeit manchmal bis zur Thorheit steigerte. Dann nahm er die Jagdflinte zur Hand, und verfolgte die Fährte des Wildes, bis körperliche Ermüdung die Mißtöne seiner Seele zum Schweigen gebracht hatte; oder er fuhr dem Sonnenschein und der Sonnenhitze trotzend in seinem kleinen Boot bis mitten auf den Rhein und machte mit wildem Wohlbehagen dessen schuppige Bewohner zum Opfer seiner Lust. Brachte er dann eine volle Jagdtasche oder ein gut gespicktes Netz nach Hause, dann hieß ihn die Gräfin herzlich willkommen; denn sie wußte als gute Haushälterin die Mittel zu schätzen, mit welchen Erich der Speisekammer, wo es oft schlecht genug bestellt war, aus der Verlegenheit half. Aber eines Tages hörten diese Zufuhren, auf welche sie schon mit Bestimmtheit zu rechnen pflegte, mit einem Male auf; und als sich der Bruder darüber erklären sollte, warum er so plötzlich von seiner Gewohnheit abgegangen sei, so geschah dies durchaus nicht in einer Weise, daß der schlimme Verdacht, welcher in dem mißtrauischen Fräulein Wurzel gefaßt hatte, beseitigt worden wäre. Mit dem besonderen Takt, der nur den Frauen eigen ist, und mit dem Ahnungsvermögen, welches auch der weniger Durchgeistigten zu Hülfe kommt, wenn gewisse Geheimnisse die Neugierde rege machen, errieth Stephanie, daß Erich nur durch Bande des Herzens so oft und so lange vom Hause entfernt gehalten werden könne.

Als dieser Verdacht in dem Busen der jungen Gräfin aufgekeimt war, überflog eine Röthe ihre blassen Wangen und nicht ohne gewaltiges Herzklopfen wurden nun nach der Reihe alle die schönen Nachbarinnen gemustert, welche auf die zärtliche Neigung ihres Bruders einiges Recht haben konnten.

„Die Gräfin Rosa kann es nicht sein," sagte sie zu sich selbst, „denn würde auch Erich in drei Stunden das Schloß, wo sie wohnt, erreichen, so brauchte er stromaufwärts mindestens die doppelte Zeit, um wieder daheim zu sein. Ueberdies mag sich die stolze Gräfin um einen armen Schmachtenden, wie er, wenig kümmern. Sie ist es also gewiß nicht. Und die Tochter des Baron Kadschan? — Eben so unmöglich. Erich hat keine Pferde, und fünf lange Meilen liegen zwischen uns. — Konstanze von Hartheim? — Sie muß nächstes Jahr das Gelübde bei den barmherzigen Schwestern ablegen. Ohnehin ist sie so arm wie wir und eben so vornehm; ihre Familie würde in eine solche Verbindung nicht willigen. Und doch kenne ich keine andere mehr. Hätten es ihm vielleicht die schönen schwarze Augen der Tochter des Bürgermeisters angethan . . . ach, ich bin eine Thörin. Das würde er nicht wagen! Und lieber sähe ich ihn da unten im Thal unter den Todten hingestreckt, als daß er ein Mädchen von niederer Geburt liebte."

Solche Gedanken regten das Fräulein nicht wenig auf, ihre Augen flammten, ihr Gesicht glühte, Stolz und Verachtung verzogen ihren Mund, bis sie sich allmälig wieder beruhigte und ein lautes Gelächter aufschlug, das alle Echos des weiten öden Saales weckte.

„Nein, nein," rief sie aus, „das kann, das wird er nicht wagen!" (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stellung der deutschen Schriftsteller zu denen des Auslandes.

Von Dr. Ph. Känzel.

(Schluß.)

Gegen diese Begriffsaufstellung der öffentlichen Meinung durch Dr. Wuttke muß ich indessen protestiren. Weder in Frankreich, noch in England machen die Schriftsteller die öffentliche Meinung, sondern sie sprechen nur das aus, was die Meinung der Nation ist. Also nicht die Ansicht einzelner Schriftsteller, sondern die Ansichten der ganzen Nation über alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, machen die öffentliche Meinung aus, die von den Schriftstellern nur gleichsam in Druck gegeben und weiter fortgepflanzt wird.

Bei der Stellung der Schriftsteller bemerkt Dr Wuttke folgendes: „Tausendmal ist geklagt worden über die schlimme Lage der Schriftsteller. Werden wir uns endlich unserer natürlichen Rechte bewußt. Versuchen wir von jetzt an, ihre bürgerliche Geltung zu gewinnen. Die Vereinigung aller deutschen Schriftsteller, die Förderung des deutschen Schriftstellerstandes ist sein deutlich ausgesprochener Zweck." Um so mehr ist es zu bedauern, daß durch unvorsichtige Aeußerungen zweier Vorstandsmitglieder des Schriftstellervereins zu Leipzig, des Professor Biedermann und des Dr. Laube, welche sie gegen den Staatsminister Schweizer in Weimar fallen ließen, die zweite deutsche Schriftstellerversammlung nicht zu Stande gekommen ist, die nach Weimar ausgeschrieben war. Auf jenem klassischen Boden, auf dem unsere größten Schriftsteller einst gewandelt, wo sie im Tode ruhen, hätte der Verein bei der Grundsteinlegung des Herder-Denkmals gewiß die rechte Weihe erhalten, und wir müssen jenes Nichtzustandekommen im Interesse der Literatur und der Schriftsteller recht sehr beklagen. —

Ich bezeichne nun jene Punkte noch näher, welche ich in England und Frankreich die Vortheile, die eigenthümliche Grundlage eines abgeschlossenen Schriftstellerstandes

Digitized by Google

nennen möchte, welche zugleich die Ursachen enthalten, daß namentlich auch der Tagesschriftsteller eine feste bürgerliche Stellung und eine wichtige Bedeutung im nationalen Leben einnimmt. Vor allen ist es in England und Frankreich die Preßfreiheit. Durch sie ist es möglich, daß alles was die Nation, ihr Wohl und Wehe betrifft, mag es noch so hoch oder niedrig stehen, vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen werden darf. Nichts ist so geringfügig, das, wenn es einen praktischen Nutzen hätte, nicht auch besprochen werden könnte. Mit der Preßfreiheit ist es möglich geworden, daß sich über die weiten Gebiete Englands und Frankreichs, wie ein Netz, großartige Zeitungsinstitute erhoben haben, welche die wichtigsten Waffen der öffentlichen Meinung sind. Glaube man nicht, daß namentlich in England unter dem Schutze der Preßfreiheit jeder seine persönlichen Leidenschaften gegen Staat, Kirche und andere wichtige Einrichtungen austoben könnte. Nein, je sittlicher, wahrhafter und feuriger die Angelegenheiten der Nation besprochen werden, desto großartiger ist auch die Wirksamkeit eines solchen Blattes. Nichts ist aus seinen Kreisen ausgeschlossen, weder die Wissenschaft, noch die Kunst, noch die Literatur, das bürgerliche Leben, die Gerichtsbarkeit, die öffentliche Moral. Die Preßfreiheit macht deßhalb die Presse in England, Frankreich und Nordamerika, ehrenwerth, sittlich und national, und die Beschäftigung, welche die Presse deshalb Schriftstellern gewährt, begründet vielen Hunderten eine geachtete, bürgerliche, unabhängige Stellung, eine Stellung, in der sie nur für die Interessen des öffentlichen Lebens arbeiten. Ein anderer Vorzug, welchen England und Frankreich genießt, und vorzüglich auch der Schriftsteller, ist die großartig fest abgeschlossene Nationalität, von der sich jeder Schriftsteller getragen fühlt, die jedem Schriftsteller zur Grundlage seiner Werke dient. Durch diese Nationalität wird jeder abgehalten sich in abstruse Gelehrsamkeit und unpraktische Richtung zu verlieren. Wünscht er — und welcher Schriftsteller wünscht das nicht — von der Nation beachtet und verstanden zu werden, so muß er sich derselben auch hingeben. Er muß seine schwierigsten Probleme in einer allgemein verständlichen Sprache vortragen. Er darf sich nicht der Gegenwart und ihren Anforderungen verschließen und entziehen, sondern muß alles für die Zeit thun, in der er lebt. Ein französischer und englischer Schriftsteller braucht nicht auf seine Nationalität zu pochen, denn sie ist nicht allein im Inneren geachtet, sondern auch bei allen Nationen, die sie freudig als eine große anerkennen. Dann genießt Frankreich und England den Vortheil der Centralisation. Beide Länder besitzen in ihren Hauptstädten, die beide Weltbildungsstädte sind, natürliche Centralpunkte, wo alle Interessen zusammenlaufen, wo alles Große in bestimmten Zeiten sich zusammenfindet, wo sich eine Persönlichkeit mit der andern mißt, und persönlich befreunden kann. Zugleich sind jene beiden Weltstädte die Mittelpunkte des politischen Lebens. Durch sie wird gerade das politische und literarische Leben der Nation zu einer Einheit verschmolzen, und wie aus allen Theilen des Körpers das Blut nach dem Herzen hinströmt und sich von da aus erfrischt, wieder nach allen seinen Richtungen ergießt, in welchem Kreislaufe eben das Leben besteht; so erhält auch durch jene Centralisation die Nationalität eine stete Erfrischung und Verjüngung. Berthold Auerbach sagt in dieser Beziehung mit Recht: Wir sind in Deutschland nicht centralisirt und aus dieser Decentralisation ist ein ungeheures Auseinanderfallen entstanden". Ein anderer Vortheil, den die Literatur in jenen beiden Ländern genießt, ist die Oeffentlichkeit, welche bei der Achtung vor dem Gesetz und dem häuslichen Leben, alles vor ihren Richterstuhl zieht. In dieser Schule des öffentlichen Lebens beginnen die Schriftsteller ihre Laufbahn. Hunderte, welche gute Stylisten sind, sind für die viele Journale beschäftigt, das, was das öffentliche und politische Leben, die Gerichtshöfe, das Theater, die Literatur, das Volksleben Neues und Belehrendes bieten, aufzuzeichnen und dadurch einen Spiegel der Gegenwart nach allen Richtungen des nationalen Lebens hin der Nation vorzuhalten. Durch diese Berichterstattung erhalten die künftigen Schriftsteller ihre glücklichste Vorbereitung, denn sie lernen am Leben zuerst das Leben kennen. Das beweißt in der neueren Zeit Dickens. Darum ist auch die Anziehungskraft englischer und französischer Schriften gegen viele deutsche Werke so übermächtig, weil uns jene wahres volles Leben bieten, während manche deutsche Werke nur eingebildetes. Namentlich beruhen sowohl die historischen Romane der Engländer, wie die historischen und psychologischen der Engländer und Franzosen auf jener breiten epischen Basis des Lebens, durch die es ihnen gelingt, nicht allein ihre Nation zu fesseln, sondern auch oft genug in mangelhaften Uebersetzungen selbst deutsche Bücher in Deutschland vom Markte zu drängen. Ein anderer Vortheil, den jene beiden Länder gewähren, ist die größere Freiheit, welche in der Entwicklung zu einem Lebensberufe gestattet ist. Ein Engländer und Franzose, wenn er seine Schulbildung gemacht hat, sucht nicht gleich ängstlich eine Stellung im Staatsdienst. Er sieht sich erst die Welt an und darf hoffen, wenn er seine Lebensansichten erweitert und geläutert hat, eben im Dienste der Nation sich noch zeitig genug eine angenehme, unabhängige Stellung zu erwerben. Es ist also nicht das leidige Brodstudium, auf das sich Engländer und Franzosen mit deutscher Aengstlichkeit vorbereiten. Den letzten Vortheil, den ich noch anführen will, sind Vereine zum Schutze der Schriftsteller. Haben wir nicht wenigstens in Frankreich zuerst die dramatischen Schriftsteller zusammentreten sehen, um sich den gerechten Antheil vom Ertrage der Darstellung ihrer Werke durch die Tantième zu sichern, ein Schritt, der auch von den deutschen Dramatikern an den Theatern einzelner Städte mit Glück nachgeahmt worden ist. Freilich ist in Frankreich sonst weniger für den Schutz der Schriftsteller geschehen, und selbst eine Herzogin von Abrantes konnte, trotz dem, daß sie durch ihre großartigen Erlebnisse und Erinnerungen zu einer rechten Memoirenfabrikantin den Beruf hatte und ihn auch tüchtig ausfüllte, dennoch in einem Hospitale arm und verlassen sterben. Desto praktischer bewährt sich aber auch in dieser materiellen Hinsicht zum Schutze der Schriftsteller England, vor allem aber die „Literary fund society" zu London. Ihr gehören alle Schriftsteller, sowohl Gelehrte, belletristische, politische, dramatische und Tagesschriftsteller an, indem sie jährlich einen gewissen Beitrag zu einem Kapitale geben, von dessen Zinsen kranke oder sonst unglücklich gewordene Schriftsteller nicht allein Unterstützung, sondern auch Vorschusse erhalten, ohne daß durch Nennung ihres Namens ihr Ehrgefühl gekränkt würde. Zugleich ist es den Literaturfreunden, zu welchen in jenem Lande die Reichsten und Mächtigsten gehören, vergönnt, durch großartige Beiträge die Schriftsteller zu unterstützen. Außerdem bietet das Festmahl, welches jene Gesellschaft jährlich feiert, den schönsten Einheitspunkt allen Schriftstellern dar, mögen sie nun gelehrte oder Tagesschriftsteller sein, wodurch die

Digitized by Google

Würde der Literatur und der Tagespresse einen mächtigen Aufschwung erhält. Selbst berühmten Schriftstellern Englands ward jene Gesellschaft in der Zeit der Noth eine Quelle des Segens.

Wer möchte nach diesen freilich nur flüchtigen Umrissen nicht zugeben, daß die Verhältnisse der Schriftsteller eines Landes vorzüglich von der politischen und socialen Ausbildung einer Nation bedingt sind? Die Anwendung bleibe Jedem überlassen!

Feuilleton.

⁂ Shakespeare's Geburtshaus zu Stratford ist durch den Tod seiner letzten Eigenthümerin, einer Mistreß Courtia, in Gefahr, öffentlich versteigert zu werden. Englische Zeitschriften fordern die Freunde des unsterblichen Dichters zum Ankauf des ehrwürdigen Gebäudes auf, weil zu besorgen sei, daß dasselbe nach einem andern Punkt Englands, wenn nicht gar über den Kanal transportirt würde.

⁂ Ein Werk von Galileo. Ein junger Astronom, Alberi in Rom, hat in einer Privatbibliothek ein handschriftliches Werk von Galileo über die Jupiter-Satelliten entdeckt, welches man für verloren gehalten hatte.

⁂ Felicien David, der Componist der „Wüste„. hat eine neue Composition vollendet „die Woike". Dem Vernehmen nach wird seine nächste musikalische Produktion „Wasserhose" betitelt sein.

⁂ Danzig, 10. Nov. Gestern ging Fiesko's Verschwörung zu Genua über unsere Bühne, und dabei wäre das Haupt der Verschwörung (Herr Ditt), ganz gegen Schillers Willen, beinahe schon in der Scene, wo Muley Hassan, sein schwarzer Diener, einen Dolch auf ihn zückt, ermordet worden. Herr Baudius vom Leipziger Stadttheater gastirte als Hassan und verwundete mit seinem scharfen und spitzen Dolche Herrn Ditt dermaßen in der rechten Seite, daß er zu Boden sank und die Vorstellung nicht fortgesetzt werden konnte. Ditts Wunde soll anderthalb Zoll tief, aber nicht lebensgefährlich sein.

⁂ Der bekannte Dichter Alfieri trug bekanntlich sehr langes Haar, das ihm bis auf die Schultern hing. Als er sich einstmals an einen mit kostbarem chinesischen Prozellan besetzten Tisch lehnte, hatte er das Unglück, durch eine schnelle Bewegung seines Kopfes, mit seinen Locken eine der Tassen herabzustoßen und zu zerbrechen. Die Dame des Hauses war über diesen Unfall sehr erzürnt und konnte sich nicht enthalten, ihren Unwillen laut zu äußern, indem sie erklärte, daß, da doch nun das Ganze verdorben sei, er eben so gut Alles hätte zerbrechen mögen. Ohne darauf zu antworten, und ohne eine Miene zu verziehen, warf Alfieri augenblicklich auch das noch übrige Porzellangeschirr zu Boden, daß es in tausend Stücke zerbrach. — Ein anderes Mal befand sich Alfieri in einer der Logen des Theatres zu Turin; eine Dame in einer der Nachbarlogen bewunderte laut seine schönen dunkelbraunen Locken und konnte in ihren Lobeserhebungen nicht müde werden. Alfieri blieb stumm und beachtete, wie es schien, die Ausbrüche der Bewunderung dieser Dame nicht im Geringsten. Allein am folgenden Morgen überschickte er der Dame ein Paket mit den Locken seines Dichterhauptes und fügte ein Briefchen bei, welches folgende Zeilen enthielt: „Hier sind meine Haare, die Ihnen so gefielen; allein ich bitte, lassen Sie mich in Ruhe. Wandelst.

⁂ Ein Sänger am Hoftheater im Haag änderte im „Othello" unlängst die Entwickelung aus dem Stegreife ab. Shakespeares Mohr erstickt bekanntlich die Desdemona unter dem Kissen des Brautbettes; der Dichter Ducis und andere französische Bearbeiter lassen sie unter dem Dolch des Afrikaners fallen; aber der Othello im Haager Hoftheater hatte seinen Dolch vergessen und improvisirte eine andere Todesart für die arme Desdemona, er ließ sie nämlich so unsanft auf den Boden fallen, daß das Publikum glauben konnte, sie habe das Genick gebrochen. Die Zuschauer waren heftig erschrocken, und man fürchtete wirklich, die beliebte Künstlerin Dem. Bouvard, welche die Desdemona spielte, habe Schaden genommen, bis sie endlich nach dem Schlusse der Vorstellung auf den stürmischen Hervorruf erschien und dadurch bewies, daß die auf der Bühne Gemordeten sich nachher sehr wohl befinden können.

A. Thzeli.

Programm des Museums.

Am 20. November.

Irdisches und Göttliches im Menschenleben. Doppel-Symphonie für zwei Orchester von Spohr.

1ter Satz: Kinderwelt;
2ter „ Zeit der Leidenschaften;
3ter „ Endlicher Sieg des Göttlichen

Glaubet, Gedicht von Goller, gesprochen von Hrn. Breuer,

Lied von Tieck, componirt von Christfreund, gesungen von Frau Riehl.

Der Wandrer, Lied von Schubert, gesungen von Herrn Anschütz

Der graue Gast, Gedicht von Malitz; gesprochen von Fräulein Nötz.

Abschied von J. N. Vogl, komponirt von Franz Messer; gesungen von Frau Riehl.

„Wär' ich ein Stern", Lied von Gollmick, gesungen von Herrn Anschütz.

Der Mohrenkönig, Gedicht von Freiligrath, gesprochen von Hermann Beurmann.

Requiscat, Gedicht von Freiligrath, gesprochen von Hermann Beurmann.

Auf vielfältiges Begehren wiederholt: Große Sonate in A-moll von Beethoven; für das große Orchester instrumentirt von Rummel.

Der Anfang ist um ½7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um ½6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Keebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 19. November. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen des E. Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt. (Gastrolle) Adrienne von Cardoville: Fräulein Daint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Samstag, den 21. November. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Romeo: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 321. Samstag, den 21. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. R.

(Fortsetzung)

3.

„Minna, Minna, spute Dich! Da kommt der gnädige Herr Graf."

Freudiges Kichern antwortete auf diesen gutmüthigen, aber nicht ganz glaubwürdigen Ruf. Wer dieses frohe, selige Lachen hörte, konnte sich über die frischen Lippen, von denen es ausgehen mußte, nicht täuschen, konnte über die Unschuld eines Herzens nicht ungewiß sein, wo so ungezwungene Heiterkeit wohnte, und mit allen Feuern der Jugend mußten die Augen leuchten, in welchen sich dieses Herz abspiegelte.

„Minna, sei auf Deiner Hut! Bei meiner Schutzheiligen, ich versichere Dich, der Herr Graf wird gleich bei Dir sein."

Es war ein lustiges Mädchen in ländlicher Tracht, welches mit diesen Worten zum zweitenmal seine Gespielin anrief. Es stand hinter einem Weidenbusch, am Saume eines Baches, der plätschernd dem Flusse zueilte. Im Augenblick, da der von dem lieblichen Kinde angemeldete Erich sichtbar wurde, sprang ein zweites Mädchen, welches an dem Bache saß, etwas verwirrt auf. Seine Verwunderung durfte nicht überraschen, denn das Mädchen, welches sich rasch erhoben hatte, war von ganz wunderbarer Schönheit.

Kaum fünfzehn Jahre, blaue Augen, in denen sich des Himmels Azur zu sammeln schien und die, unbeschadet ihres geheimnißvollen Glanzes, von langen, braunen Wimpern überschattet wurden; herrlich blonde Haare, als hätten sich die Strahlen der Sonne in dieselben verirrt; weiße, nackte Füße, wie die einer antiken Nymphe, auf welchen noch die Wasserperlen erglänzten, die schöne Hand, welche den Anzug an den runden, zart geformten Schultern ordnete, die anmuthige und doch von einer gewissen Scheu beherrschte Haltung, Zähne von Elfenbein, die der fein geschnittene Mund zeigte, — kurz, Alles zusammengenommen bildeten ein Ideal, des Meisels eines Canova würdig.

Anfangs wurde zwischen den Dreien, welche der Zufall so zusammengeführt, kein Wort gewechselt. Aber dieses verlegene Schweigen dauerte nur wenige Secunden, denn als sich der junge Graf von seinem ersten Staunen erholt hatte, bot er dem schönen Mädchen die Hand, um ihr beim Ersteigen des abschüssigen Ufers behülflich zu sein; Minna wagte die unerwartete Freundlichkeit des gnädigen Herrn Grafen nicht abzulehnen und einen Augenblick später stand sie neben dem artigen Jäger, die rosigen Füße in dem buschigen Rasen verbergend.

Sollen wir ein Langes und Breites von dem Erfolg dieser ersten Begegnung erzählen, und wie der Graf nach Verlauf einer Stunde eben so wenig an die neun Ahnen von Königseck dachte, wie an die niedrige Geburt des schönen Bauernkindes, der präsumtiven Erbin einer kleinen Hütte? Während dieser Stunde war dem jungen Einsiedler, der bisher nur von Kälte und Zwang wußte, eine ganz neue Welt aufgegangen. Seit seiner Geburt dazu verurtheilt, niemals ein schönes Gefühl mit einem Andern zu theilen, sah er jetzt bei seinen treuherzigen Lobesergießungen ein Engelsgesicht sich mit Purpur färben, sah zwei schöne Augen züchtig niedergeschlagen, fühlte eine weiße Hand in seinen bebenden Händen erzittern. Von nun an wußte er sich nicht mehr allein auf der Welt.

Minna's Vater war arm, sehr arm. Sie hatte die Mutter frühe verloren. Das einzige, das angebetete Kind versüßte dem Greis das einsame Leben und war ihm das Lieblingsschäfchen, das er höher hielt, als ein reicher Mann seine ganze Heerde. Er hatte kein anderes Licht in seinem Hause, wo sie Leben schuf wie ein Morgenstrahl. Die Zusammenkünfte im Schatten der Linden konnten ihm nicht lange ein Geheimniß bleiben. Er wußte, daß der Graf und seine Tochter sich zweimal begegnet hatten, daß eine zweite Schäferstunde für den folgenden Tag verabredet war, und an diesem Abend küßte er sein eingeschlummertes Kind auf die fleckenlose Stirne und gelobte sich, arm und ohne Freunde, wie er war, sie gegen die Absichten ihres vornehmen Verführers zu schützen. Die beiden Liebenden saßen neben einander, die Hände verschlungen, als der kräftig gebaute Fischer unversehens vor ihnen stand. Beide sahen ihn an, ohne zu erschrecken, Minna erröthend, Erich lächelnd. Weder der Eine noch die Andere schlugen die Augen vor seinem strengen Blick nieder.

„Ist es recht, ist es gut, Herr Graf," rief der Alte mit kläglicher Stimme aus, „daß sich der Starke gegen den Schwachen, der Reiche gegen den Armen, der stolze Herr gegen seine niedrige Diener erhebt? Ich habe nur dieses einzige Kind; wollt Ihr wagen, es mir zu nehmen?"

„Ihr habt nur dieses Eine?" versetzte Erich mit Ruhe. „Aber wiegt denn dieses Eine nicht alle Schätze der Welt auf? Ihr habt nur das Eine, sagt Ihr? Wenn Ihr so rechnet, dann seid Ihr von uns Beiden der Mächtigere, der Reichere, der mit vollem Recht Stolzere. Ich, — ich war allein, als Gott sie meine Straße führte."

„Und jetzt, gnädiger Herr?"

„Jetzt gehört sie mir."

Bei diesem Wort fuhr der Alte zusammen und seine geballten Fäuste deuteten auf einen wilden Entschluß. Erich sprang auf, trat ihm entgegen, faßte seinen Arm, den er zum Fluch, vielleicht zu einer Züchtigung bereit hielt, und suchte den Fischer in ruhigem Tone zu besänftigen.

„Sie gehört mir an," sprach Erich, „denn sie hat mir versprochen, mein zu sein. Sie gehört mir an, denn Ihr werdet sie nicht zur Einsamkeit, zur Verzweiflung verdammen."

Digitized by Google

„Gnädiger Herr," nahm der Greis verblüfft das Wort, „ich habe gearbeitet, auf daß sie an nichts Mangel leide; ich habe mich abgemüht, ihre Ruhe zu sichern, ihre Ehre ungefährdet zu erhalten. Laßt sie unter diesem heiligen Schutz, bringt über mein und ihr Haupt keine Unehre, keine Schande!"

„Zu fürchten, daß ich einen so schimpflichen Plan hege, zu glauben, daß sie damit einverstanden sei, heißt ohne allen Anlaß dieses Mädchen und mich bitterlich kränken. Ihr, der Vater dieses Engels, seid der einzige Mensch auf Gottes weiter Welt, dem ich diese doppelte Ehrenkränkung verzeihen kann. Minna gehört mir, wiederhole ich Euch . . . denn sie hat mir versprochen, mein Weib zu werden."

Der alte Fischer, dem die Ueberraschung die Sprache nahm, stand einige Augenblicke und konnte nicht fassen, was ihm Erich eben enthüllt hatte.

„Sie, Euer Weib!" rief er endlich aus. „Habt Ihr's auch wohl überlegt, gnädiger Herr? Denkt Ihr an Euren Namen, Euren Stand, an den Stolz Eures Geschlechtes, der das Knie nicht beugt, nicht einmal vor dem Throne des Kaisers? Bedenkt Ihr, wer Ihr seid? was sie ist?"

„Sie ist meine Braut," erwiederte Erich mit Ruhe, und Minna fing an zu weinen.

„So jung, so unerfahren, so wenig gebildet . . ."

„Sie wird bald an dem genug wissen, was sie durch mich lernen soll."

„So wenig geschaffen, die Rolle eines vornehmen Fräuleins zu spielen . . ."

„Ich bin arm genug, um als Bauer zu leben."

„Aber wenn sie mich verläßt, dann ist es mein Tod."

„Ihr seid ihr Vater, ihr Freund, und sollt auch mein Vater, mein Freund werden."

So sprach Erich, indem er sich über Minna beugte, die auf die Kniee gesunken war.

Die untergehende Sonne warf den langen Schatten des alten Fischers über die reizende Gruppe der Liebenden. Thränen befeuchteten die Wangen des Greises. Es wurden keine andere Gelöbnisse ausgetauscht, kein anderer Segen mehr gesprochen. Der Treue des Edelmanns war man für immer versichert.

Indessen sah Erich nicht ohne die ängstlichste Besorgniß dem Augenblick entgegen, da er sein Versprechen wieder einlösen sollte. Er kannte die unversöhnlichen Vorurtheile seiner Schwester, er sah voraus, mit welcher bitteren Verachtung sie Minna, das schüchterne, harmlose Mädchen in die gemeinsame Wohnung aufnehmen werde. Ja, es war noch viel, annehmen zu dürfen, daß sich das gnädige Fräulein entschließen werde, mit dem plebejischen Weibe des letzten Königseck unter einem Dach zu wohnen. Und doch, welche Vorwürfe häufte er nicht auf sein Haupt, wenn er Stephanie aus der Wohnstätte vertrieb, der einzigen, wo das Dasein noch einigen Reiz für sie haben konnte. Er ahnte, daß die stolze Tochter fern von dem durch das Andenken der Voreltern geheiligten Schloß das Leben nicht lange ertragen werde. Seine Vermählung mit Minna konnte in einen Schwestermord ausgehen. Erschreckt fuhr er bei diesem Gedanken vor sich selbst zurück, und überließ es der Zukunft, die Verwicklung zu lösen, in der er kein Heil sehen konnte.

In der That gelangte bald ein unbestimmtes Gerücht zu den Ohren der Gräfin, aber sie vernahm es mit verächtlicher Ungläubigkeit. Wäre in der unabänderlichen Folge von Tag und Nacht eine Störung eingetreten, wären die Sterne vom Himmel herabgestiegen, um auf dem Planeten, welcher Erde heißt, mit uns zu leben und zu leiden, es hätte das Fräulein weniger Wunder genommen und wäre ihr wahrscheinlicher gewesen, als daß ein Königseck freiwillig eine Mesallianee mit einer armseligen Bauerstochter eingehen werde. Die Gräfin erinnerte sich bei diesem Gedanken ihrer eignen Jugend und wies mit bitterem Lachen die Besorgnisse zurück, die man ihr einflößen wollte. Im Lauf der Zeit jedoch und als sie sich selbst von dem Stand der Sache überzeugen wollte, erschien ihr die häßliche Wahrheit wie ein unheilverkündendes Gespenst, welches von nun an Nachts neben ihrem unruhigen Lager saß. (Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Autony.

4.

Zwei Brunnen und eine Kirche.

Auf der Freiung, einem der historisch merkwürdigsten Plätze Wiens, der zwar sehr unregelmäßig ist, aber von der Schottenabtei in der Richtung gegen den sogenannten Hof zu wenigstens eine ziemliche Länge und eine hübsche Perspektive hat, erhebt sich jetzt das neueste Kunstwerk Ludwig Schwanthaler's in München. Es ist ein, aus fünf Erzfiguren bestehendes Standbild eines Wasserbassins, das in seiner wahrhaften Kunstvollendung eine Zierde unserer, an öffentlichen Kunstwerken eben nicht sehr reichen Stadt bildet, und ein würdiges Gegenstück zu dem berühmten Raphael Donnerschen Brunnen am neuen Markte genannt werden kann.

Ludwig Schwanthaler ist ein Name, den die künstlerische Gegenwart überhaupt unter ihre Ersten, und die Skulptur insbesondere zu ihren besten Meistern zählt, und sein neuestes Werk hat seinen, so oft bewahrten Künstlerruhm nur noch vermehren können. Seit Jahren schon ziert Meister Ludwigs geniale Kunst manche deutsche Stadt mit dem Standbilde eines ihrer Söhne, der aus ihrem Schooße entsprungen, im deutschen Vaterlande sich durch hohe Kunst im Reich der Töne oder der Ideen, dauernden Ruhm und einen Namen erworben hat, der an die sterbliche Hülle nicht gefesselt ist, sondern unsterblich über die Menschenalter hinausragt. In diesem schönen Streben, durch die Kunst seiner bildenden Hand dem deutschen Volke nicht nur die Namen, sondern auch die Gestalten seiner geliebtesten Söhne im unverwelklichen Angedenken zu erhalten, findet Schwanthaler zugleich das einfachste Mittel, auch seinen gefeierten Namen in seinen Werken zu vereinigen und als unvergänglich den Lippen der Zukunft aufzudrücken. — Hätte die Monumenten-Manie, die seit einem Dezennio in Deutschland herrscht, auch kein anderes Verdienst, als dem genialen Meister in München Anregung und Gelegenheit zu zahlreichen Schöpfungen seiner herrlichen Kunst gegeben zu haben, so wäre dies allein hinreichend, um sie in den Augen nicht bloß des Kunstfreundes, sondern jedes deutsch gesinnten Mannes von jeder Anklage frei zu sprechen, und Grund genug sie zu segnen, statt sie lächerlich zu machen.

Auch Wien könnte manchen künstlerischen Namen aufweisen, zählte manchen Helden und Staatsmann, der verdiente, nicht bloß im Gedächtnisse und im Herzen seiner Mitbürger zu leben, sondern auch in ihrer Mitte durch ein, den Stürmen der Zeit trotzendes Bild seiner Persönlichkeit

Digitized by Google

für immer vergegenwärtiget zu werden. Bis jetzt hat nur kaiserliche Munificenz zwei öffentliche Orte mit fürstlichen Standbildern geziert. Auf dem Josephsplatze steht die einfache Reiterstatue des menschenfreundlichen, erleuchteten und für den Fortschritt begeisterten Fürsten, von dem Anastasius Grün singt:

„All' sein Ringen nach dem Lichte, all' sein Thun in ernster Zeit,
„Stich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
„Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
„D'rum, o legt ihm weich die Rose in die harte, eh'rne Hand."

Es ist kein besonderes, geniales Kunstwerk diese Statue, aber einfach und würdig in der Konception, und fehlerfrei in der Ausführung, und erfüllt daher seinen Zweck vollkommen, das österreichische Volk an einen ihm unvergeßlichen Fürsten nicht bloß in Gedanken, sondern auch in der Anschauung stets lebendig zu erinnern.

Das zweite Standbild, am Burgplatze, erst vor einigen Monaten enthüllt, repräsentirt den letzten österreichischen Fürsten, der Deutschlands Kaiserkrone getragen hat. Es tritt viel pretentiöser und reicher auf als die einfache Reiterstatue des seligen Wiener Professors Zauner, sucht die persönliche Charakteristik, die dem Fürstenbilde fehlt, durch allegorische Personen zu vermitteln, und hat seinem Bildner, dem Kavalier Pompeo Marchesi zwar ein Honorar von hunderttausend Gulden und einen Orden getragen, dem Künstler aber nicht ein Blatt zu seinem Kranze hinzugefügt, sondern seinem Rufe sogar wesentlich geschadet. Seit die Statue steht, hat die Kritik noch nicht aufgehört, und findet immer wieder einen neuen Anhaltspunkt zu Bemänglungen, und wenn auch gegen die Idee des Ganzen, die übrigens ziemlich nüchtern und wenig künstlerischen Geistes ist, kein wesentlicher Vorwurf vorgebracht werden kann, so finden sich dagegen in der Ausführung, besonders in den proportionalen Verhältnissen solche, in die Augen springende Fehler, die nicht nur dem Kunstverständigen, dem gebildeten Kritiker, sondern sogar dem Laien beim ersten Anblicke auffallen mußten. Man konnte sich hiervon hundertfältig überzeugen, wenn man in der ersten Zeit nach der Aufstellung des Monuments die unbefangenen Aeußerungen einer zahlreichen Volksmenge belauschte, die ohne künstlerische Vorbildung und ohne ästhetische Regel, bloß von ihrem natürlichen Verstande und scharfem Blicke geleitet, das Verfehlte augenblicklich mit richtigem Takte entdeckte und auch verdammte.

Seit nun erst das Schwanthaler'sche Werk die Feuerung schmückt, und die Aussicht von demselben hinüber sieht nach dem Burgplatze, fühlt man sich zu einer Parallele noch um so mehr aufgefordert und kommt zur augenfälligen Erkenntniß, wie schwerfällig, breit, ja sogar plump Marchesi's allegorische Frauengestalten sind, wenn man sie vergleicht mit den graziösen und reizenden Flußgöttinnen, die Schwanthalers idealisirende Hand formte. Um meinen weiteren Betrachtungen über das schöne, herrliche Werk des Letztern eine gehörige Basis zu geben, ist eine kurze Skizze derselben nothwendig. —

Aus dem Wasserbecken, das aus vier im Halbzirkel geformten Schalen, die aus hellpolirtem Granit zusammengefügt sind, besteht, und zu dem man auf einigen Stufen hinaufsteigt, erhebt sich in der Mitte ein Basaltfels, zuerst in der Formation des Urgesteins, dann prismatisch gezackt, der sich in einiger Höhe abplattet und die vier Sockel für die Personifikationen der vier Hauptflüsse bildet, welche die österreichischen Lande reich bewässern, die Donau, Weichsel, Elbe und den Po. Unter jeder Figur springt aus dem Felsen ein breiter Wasserstrahl rasch und lebendig hervor. Aus der Mitte des Felsens aber steigt eine Säule empor, an die sich die Flußgötter lehnen, die in ihrer Verlängerung mit ornamental angebrachten Eichenstämmen umrankt, sich dann über den Figuren wieder ausbreitet, und so das Kapitäl der Säule bildet, das mit Eichenblättern arabeskenartig verziert ist, und die Gestalt der Austria trägt. Auf der untern Sockellinie steht die deutsche Inschrift: Unter der Regierung Kaiser Ferdinand's I., von Wiens Bürgern errichtet, 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Cromwell im Bunde mit dem Teufel.

In einem englischen Geschichtswerke wird nach dem Berichte des Obersten Lindsay, der einer der vertrautesten Freunde Cromwell's und erster Kapitain seines Regiments war, folgendes von Master Oliver, diesem kolossalen Prototyp des Puritanismus und der politischen Umwälzung Englands mitgetheilt, das sein düsteres Bild sogar mit dem unheimlichen Glutschein einer teuflischen Verbindung umgibt, bei dessen Wiedererzählung wir jedoch gestehen müssen, wie es uns schon längst gewundert hat, daß der Volksglaube einer so dämonischen Natur überhaupt nichts der Art andichtete.

Am 3. September 1651, Morgens einige Stunden vor der Schlacht bei Worcester, in der Cromwell über Karl II. siegte und den Grundstein seiner Macht legte, zog er mich (Lindsay) in ein in der Nähe des Heeres gelegenes Holz, hieß mich vom Pferde steigen, ihm folgen und beobachten, was ich sehen und hören würde.

Nachdem ich einige Schritte vorgegangen, ergriff mich plötzlich eine unwillkurliche dunkle Bangigkeit, die ich mir nicht zu erklären wußte. Cromwell, der mich zusammenschauern und erbleichen sah, fragte mich, was ich hätte. Ich hatte nicht die Kraft, ihm zu antworten; ein heftiges Zittern überfiel plötzlich meine Glieder. Ich, der ich im Feuer von zwanzig Bataillen gestanden habe, empfand eine schreckliche Furcht in dem Schatten dieses Gehölzes. — „Vorwärts!" rief mir Cromwell ungestüm zu, „hast Du etwa Vapeurs? Nun gut! jetzt bleibe hier und verliere mich nicht aus dem Gesichte, denn Du sollst der Wahrheit das Zeugniß ablegen." Er machte mehrere Schritte vorwärts und ich sah einen Unbekannten mit einem grauen Barte nahen, der ihm feierlichen Ausdrucks ein aufgerolltes Pergament darreichte. Cromwell las es mit Eifer. „Wie, schrie er dann mit einem Male auf, das ist ja nur für sieben Jahre! Ich habe von Dir einundzwanzig verlangt, die ich brauche!" — Ich hörte darauf zwischen Beiden einen sehr lebhaften Wortwechsel. — „Bewilligst Du mir vierzehn?" fragte dann Cromwell. — „Nein, ich habe einmal gesagt sieben; weisest Du es ab, so wird ein Anderer damit zufrieden sein." — „Nun gut, gib immer her," antwortete Cromwell, nahm das Pergament und lief auf mich zu. Der Alte war verschwunden.

„Zu Pferde, Lindsay, zu Pferde," rief er dann, „der Sieg ist unser!" und sprengte im Galopp davon. — Ich aber weiß nicht, welcher Schwindel mich ergriff und einen andern Weg nehmen ließ. Ich langte bei meinem Freund Thourougbgood, Pfarrer des Kirchspiels von Grimstone an. „Ihr hier, Lindsay," rief mir dieser entgegen, als er

Digitized by Google

meiner ansichtig wurde, „und man schlägt sich bei Worcester!“ „Ich gehöre nicht zu dem Heere des Teufels,“ antwortete ich ganz außer mir und erzählte ihm das Abenteuer. — Gleichwohl beeilte ich mich wieder zur Armee zu kommen, aber erst nach dem Siege langte ich an. Ich gestehe, daß der Eindruck jenes Morgens mir noch furchtbarer wurde, als sieben Jahre darauf, am dritten September 1658 der Tod Cromwell dahinraffte. A.

Feuilleton.

*** Herr A. Dumas hat auf seiner spanischen Reise mehrere Abenteuer gehabt. Einmal entging er nur durch die große Zahl seiner Begleiter einem Ueberfall von Straßenräubern, welche mit seinem Fuhrmann im Einverständniß zu sein schienen, der den Wagen in den Bergschluchten absichtlich zertrümmerte.

*** Lieblingsblume der Königin von England. Marie von Medicis fiel in Ohnmacht, wenn sie eine Rose sah. So zählt die Geschichte viele Beispiele von Damen auf, welche vor den Blumen überhaupt und insonders einen tiefen Abscheu hatten, und so gleichsam von dem Fluche der Natur beladen worden sind. Im Allgemeinen werden die Blumen von den Damen leidenschaftlich geliebt. Die jetzt regierende Kaiserin von Oesterreich ist eine innige Freundin Floras, besonders der Lilien und Hyazinthen. Unter den gekrönten Frauen Europa's wird hinsichtlich der Blumenliebe wohl der Königin Viktoria der Vorrang gebühren. Diese hochherzige Monarchin hegt zu Windsor ein niedliches Gärtchen mit der nämlichen Hand, die das Scepter über eine Herrschaft streckt, auf deren Gebiet die Sonne nie untergeht. Viktoria schenkt den Pelargonien den Vorzug. Sie besitzt das reichlichste Sortiment dieser Pflanze, welches nur existiren mag. Sie hat die Petargonie in England neuerdings zur Modeblume erhoben. Die englische Damen flechten sich keine Rosen mehr in's Haar, sondern Pelargonien. Dürfte zu zweifeln sein, daß sich diese schöne Pflanze auch über den Kontinent wieder glänzender erhebt?

*** Die „Human Society“ in Edinburg verlieh einem Hunde, der eine in's Wasser gefallene Frau gerettet hatte, ächt englisch einen Halsbandorden von Silber, auf dem die Inschrift prangte: „Von der „Human Society“ dem Hunde Box für die Rettung einer Frau vom Ertrinken in der Nacht des 17. November 1845.“ Nach mehreren Wochen fand man dies Band vertauscht mit einem um den Hals gebundenen Papierstreifen, den man der edlen „Society“ überlieferte und der die Worte trug: „Box hat noch Größeres gethan; er ist nicht eitel, und überließ deßhalb das prunkende Halsband einer grenzenlos elenden Familie, damit sie es einschmelze und sich durch den Ertrag des Silbers einige Zeit vor dem Hungertode rette.“

*** Salo, ein normännischer Bischof, predigte im J. 1104 vor Heinrich d. Ersten in einer langen Rede gegen das gekräuselte lange Haar. Dies machte auf den König und seine Hofleute einen so tiefen Eindruck, daß sie sich entschlossen, ihre herabwallenden Locken, auf die sie so stolz gewesen, zu opfern. Der kluge Prälat ließ ihnen nicht Zeit, ihre Gesinnungen zu ändern; er mißbrauchte die plötzliche Umwandlung, zog augenblicklich eine Scheere hervor und verrichtete die Operation mit eigner Hand. Wandelst.

*** Ein Chorist bei dem Hoftheater einer großen Residenz war seiner Einfalt wegen oft Gegenstand der Neckerei und des Spottes seiner Collegen. Eines Tages kam er zu dem ersten Tenoristen derselben Bühne, sagte, er wolle ihn um eine Gefälligkeit bitten und der Sänger fragte worin diese bestehen solle. „Ich habe versprochen,“ fuhr der Chorist fort, heut Abend in einer Männergesellschaft ein Trinklied vorzutragen und bringe es mit mir hierher, um Sie zu bitten es mir ein Mal zu singen, damit ich höre wie es genommen werden muß — Sie würden mir einen großen Gefallen thun.“ Der Tenorist ließ sich das Lied geben, und war nicht wenig erstaunt als er las: „Hebe! sieh in sanfter Feier, ruht die schlummernde Natur!“ Er gab es lächelnd dem Choristen mit der Bemerkung zurück: „Das ist ja kein Trinklied!“ — „Ich war auch erst der Meinung,“ entgegnete der Chorist, „aber der Bassist B., der es mir verschafft hat, bewies mir, daß es eigens für fröhliche Gelage componirt sei. Sehen Sie nur, da steht über den Noten: Sanft, langsam und mit Nachdruck! Orgni.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 19 November)

Herr Eduard Rosenhain wird im Lauf dieses Winters einige soirées musicales veranstalten, in welchen nur classische Musik zur Aufführung kommen soll.

— Eine irische Provinzialzeitung läßt sich aus London schreiben: „Mit Bedauern meld' ich Ihnen, daß die Gesundheit des berühmtesten Dichters von Irland in rascher Abnahme ist. Seine Lebenssonne neigt sich dem Niedergange zu, und man fürchtet, daß seine Auflösung nahe bevorsteht.“ Thomas Moore ist am 28 Mai 1780 geboren, also 66½ Jahre alt. Da die Londoner Blätter bis jetzt nichts davon enthalten, so wird diese betrübende Nachricht hoffentlich ungegründet sein.

— Nun schreibt aus Pesth vom 8 d.: Gestern sind auf officielles Einschreiten Kuranda's „Grenzboten“ und Oettinger's „Charivari“ den öffentlichen Kaffeehäusern entzogen worden. Wir wissen nicht, ob diese Maßregel aus einem allgemeinen Verbote der genannten Wochenschriften geflossen, oder ob sie sich nur speciell auf die betreffenden Nummern beziehe.

— Von Berlioz soll gegen Ende d. M. eine neue große Komposition, „Faust's Verdammung“, Oper in vier Akten, in der komischen Oper in Paris zur Aufführung kommen.

— Hamburg. Am 9. d. wurde hier ein neues vieraktiges Lustspiel, „Der Bürger und die Dame“ von Dr. Töpfer (nach einer andern Auffassung des Romans „Heinrich Burchhardt“ von Therese) mit großem Beifall und mehrfachem Hervorruf, auch am Ende dem des Verfassers, aufgeführt.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 21. November. Ueber das Verhalten des elektrischen Papiers und der Schießwolle zum Galvanismus und zur Reibungs-Elektricität.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 21. November. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Romeo: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 322. Sonntag, den 22. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Fortsetzung)

Mit mehr Energie und Jugendfrische würde Stephanie nach dieser unerhörten Entdeckung unfehlbar den Verstand verloren haben. Aber die beständige Gewohnheit der Unterwerfung und die Herrschaft, welche man über sich selbst gewinnt, wenn man einem fremden Willen gehorcht, bewahrte sie vor diesem Unglück. Kalt und unbeugsam in ihren einmal gefaßten Entschlüssen, aber eben so geschickt, dieselben geheim zu halten, machte sie sich's zur Aufgabe, die Ehre der Familie zu retten, auf welche sie um so mehr hielt, als es durch die Verarmung ihrer letzten Sprossen immer schwerer wurde, dieselbe aufrecht zu erhalten. Sie hatte diesem Phantom schon Alles zum Opfer gebracht: die erste Liebe ihrer Jugend, die Reize des gesellschaftlichen Lebens, die Freuden ihres Geschlechtes und ihres Standes. Nichts war ihr dafür geblieben, als der verächtlich herabblickende Stolz eines Namens, der neben den vornehmsten genannt werden durfte, und tiefe Verachtung für jede weniger alte und hochedle Geburt.

Nun hatte ein letzter Blitzstrahl das schon so oft heimgesuchte Haus getroffen. Monate um Monate verstrichen unter bitterem Hinüber- und Herüberreden, man überhäufte sich mit immer herberen Vorwürfen, die Unversöhnlichkeit wuchs mit jedem Tage. Stephanie schmeichelte sich mit der Hoffnung, die tolle Neigung, die unwürdige Laune ihres Bruders werde die Probe der Zeit nicht bestehen. Vielleicht rechnete sie sogar in ihrem kalten Egoismus auf unredliche Absichten, auf ein Verbrechen, welches Erich gegen das schuldlose Fischermädchen im Schilde führe; aber die eine wie die andere Erwartung sollten durch den Erfolg getäuscht werden. Minna bewahrte ihre Reinheit und wurde dem jungen Grafen immer theurer, da er durch sie in das Geheimniß der seligsten Liebe und gegenseitiger Hingebung eingeweiht war. Jene Tage der Langenweile, die er voll Ueberdruß anbrechen und hinabsinken sah, jene Nächte, da er sich in fieberhaften Träumen auf seinem Lager umherwarf, waren jetzt zu kurz für alle seine Gedanken des Glückes, für alle die lachenden Bilder, welche ihn umgaukelten. An den frischen Bächen lustwandelnd oder unter grünem Laubgehänge sitzend verlebte er ganze Tage mit Minna, glücklich, die reizende und gelehrige Schülerin zu unterrichten, und oft half ein bis in das Herz dringender, zärtlicher Blick zum Verständniß dunkler Regeln und schwieriger Sätze.

Welcher Liebende hat jemals die Zeit berechnet, die vergeht, die Jahreszeiten, die einander folgen? Wenn die Schneestürme des Winters das glückliche Paar von Triften und Höhen vertrieben, dann setzte sich der letzte Sprosse der Grafen von Königseck an den kleinen Herd des Fischers, ohne daran zu denken, daß dieser Herd ein armer sei unter den ärmsten, ohne die prunklosen Möbel zu beachten, mit welchen die Wohnung seiner Geliebten bescheidentlich ausgestattet war. Aber die biedere, herzliche Art des gnädigen Junkers reichte nicht aus, in Minna's Vater die Besorgnisse zu beschwichtigen, die durch die Muthmaßungen geweckt waren, welche müßige Zungen in dem Städtchen zu verbreiten sich zum Geschäft machten. Er wußte, daß sein untadeliges Kind schon von den gehässigsten Verleumdungen verfolgt wurde, daß ihre züchtige Liebe der Gegenstand viel giftigen Geredes war, und der Arme fühlte sich doch nicht im Stande, seine Tochter zu vertheidigen oder sie zu rächen. Ueberdies ließ ihm die hohe Bedeutung, welche sich an den Namen der Königseck knüpfte, die Verbindung des Grafen und seines Kindes als ein unerhörtes Wunder erscheinen, an dem man zweifeln durfte, wenn man auch die gewichtigsten Gründe hatte, an seine Wirklichkeit zu glauben. Und was sollte daraus werden, wenn Minna, obgleich eine reine Jungfrau, einst den Mann ihrer lieblichsten Träume von sich scheiden sah? Mußte nicht der Friede ihrer Seele für immer vernichtet sein? Konnte sie aus den hohen Regionen, in welche sie Erich zu sich hinaufgezogen, wieder zu harter Arbeit herabsteigen? zur niederdrückenden Wirklichkeit, die dann ihr Theil werden mußte? Diese Gedanken nagten an dem Herzen des Alten und eines Abends benutzte er die Abwesenheit seiner Tochter, um dem jungen Grafen seine Bekümmerniß mitzutheilen, die ihn seit lange nicht mehr ruhen ließ. Erich bebte zu ammen, als er sich zum erstenmal bewußt wurde, bis auf welchen Punkt er das Lebensglück seiner neuen Freunde in Frage gestellt hatte. Er hätte sich für seinen Theil über den Spott und die Bitterkeiten der argen Welt hinausgesetzt; aber er konnte nicht dulden, daß seine Braut denselben ausgesetzt bleibe.

„Genug, Alter!“ rief der Graf, als der Fischer ausgeredet hatte. „Sprich mir kein Wort mehr davon. Die bösen Zungen müssen endlich zum Schweigen gebracht werden. Ich will den Dichtern dieser tollen Mährchen den Mund stopfen, und ist einmal Minna mein Weib, wehe dann Jedem, der einen kränkenden Zweifel über sie laut werden läßt!“

Mit diesen Worten verließ er eiligen Schritts die Hütte, und war bald in den dichten Schatten des Waldes verschwunden. Eine ernste Aufgabe blieb ihm zu erfüllen; aber, da er sie allzu lange verschoben hatte, so sah er sich jetzt genöthigt, sie um jeden Preis und ohne Aufschub zu Ende zu führen. Indessen zögerte er noch, denn er wagte es nicht, an die möglichen Folgen zu denken, welche seine entscheidende Erklärung gegen seine Schwester heraufbeschwören werde.

Wir haben bereits oben erzählt, wie dieses verhängnißvolle Zwiegespräch seinen Anfang nahm und um nunmehr einen Begriff von der furchtbaren Aufregung zu geben, mit welcher Erich eine Frage, von welcher sein ganzes

Digitized by Google

Lebensglück abhing, zur Entscheidung zu führen, kehren wir zu den vornehmen Geschwistern in den Salon zurück, wo sie sich nach dem Abendessen zusammen eingefunden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Romeo und Julie. — Fräulein Heuser vom Hoftheater in Mannheim als Julia.

Am 17. November kündigten die Straßenecken einen Festtag an, wie in dem letzten Jahrgang unseres Bühnenkalenders nur wenige verzeichnet stehen. Einen Ostermorgen, da uns ein todtgeglaubter Göttersohn wieder auferstanden, oder ein Pfingstfest, da sich der heilige Geist der Poesie über unsre Bühne ausgießen und Alle in fremden Zungen reden sollten; — so könnte man den seltenen Feiertag nennen, an welchem wir die Findelhäuser und Narrenspitäler, den französischen Quark und die Jesuitenfresserei des heutigen Theaters einen Augenblick vergessen durften, um in Andacht aus dem Munde des göttlichen Sendboten einen Spruch des Weltgerichts zu vernehmen und dem erschütternden Versöhnungsfest beizuwohnen, welches den Montagues und Capulets über den Leichen ihrer gemordeten Kinder bereitet war. Aber nicht Osterstimmung und nicht Pfingstfreude begleitete uns aus dem Theater, nachdem der Vorhang fünfmal auf- und niedergerauscht war. Man hatte ja einen Charfreitag begangen, Shakespeare sah sich an das Kreuz geschlagen, und nur Wenige standen frei von Schuld auf der Stätte, wo man dem Schöpfer des Romeo und seiner Julia solche Unbill angethan. Ist es nicht ein Wunder, daß sogar der Zufall ironisch wird und gleich hinter dem Gekreuzigten Ahasver, den ewigen Juden, wieder einmal jammernd über die Bretter irren läßt?

Nein; wie bei allen Stücken höherer Gattung, so hat sich auch bei der Darstellung von „Romeo und Julie" wiederum gezeigt, daß unser Schauspiel nicht mehr vom rechten Geist durchglüht ist. Wo nicht die Kraft, da fehlt doch die Anregung, der Wille, das Streben. Man scheint vergessen zu haben, daß wie in jeder andern, so auch in der dramatischen Kunst der Adelsbrief nur durch rastloses Denken und Schaffen zu erringen ist; und wo der Darsteller seines hohen Berufs nicht inne wird, daß er Mittler sein soll zwischen Göttlichem und Menschlichem, daß er den Gedanken des Dichters zur lebendigen Anschauung bringen, seinen Gestalten Form und Leben schaffen soll, da sinkt, was durch die Eckhof, Schröder, Seydelmann, Devrient ebenbürtige Kunst geworden ist, zum gemeinen Broderwerb, da sinkt der Schauspieler zum Komödianten herab. Solche Komödianten und Routiniers, wie man sie bei einigem Geschick und einiger Uebung binnen sechs Monaten dutzendweise fix und fertig auf die Beine stellen kann, pflegen sich freilich unter den Perrücken der Frau Birch-Pfeiffer oder in den Schnallenschuhen des Herrn Iffland recht gewandt zu bewegen, spielen sogar oft „abgerundet" und „nobel", treffen meistens den richtigen Ton; — aber heißt sie den Charakter eines Dichtergenius verkörpern, da werden Mund und Hand und Fuß den Dienst versagen, die „Künstlerschaft" wird zahlungsunfähig und die Kritik muß protestiren. — Von welchem Geist unser Schauspiel vor Jahrzehnten gehoben und getragen sein mußte, dafür legen die ein sprechendes Zeugniß ab, die uns aus jener Zeit, zum Theil noch in künstlerischer Jugend und Frische, übrig geblieben sind, oder bereits abgeschieden, in unserer Erinnerung fortleben. Einen Theil der Schuld, daß dieser ächte Geist von unserm Schauspiel gewichen ist, wälzen wir, wie billig, einem heillosen Recensententhum früherer Jahre zu; aber die größere Hälfte fällt dem Theater selbst zur Last, da es seine Mission hat vergessen können. Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß sich das Interesse der Unternehmer mit dem Interesse der Kunst vereinigen läßt, so man die Sache nur am rechten Ende erfaßt. Vor allem müssen sittlicher Ernst, wissenschaftliche Einsicht und künstlerische Begeisterung von oben nach unten sich geltend machen, dem anerkannt Schönsten und Besten der früheren Zeit muß neben den Erzeugnissen des Tages sein Recht verbleiben*), und offne, ehrliche Kritik, die auf moralischem und ästhetischem Ernst basirt, muß um so mehr wieder zur vollen Anerkennung kommen, als verrufenes Recensententhum lange genug nach allen Seiten hin verderblich gewirkt hat. —

Das Shakespeare'sche Trauerspiel „Romeo und Julie" ist seit Lessing und Wieland von so vielen erklärt und gewürdigt worden, daß sich darüber kaum etwas Neues, gewiß nichts Besseres beibringen läßt. Auch über die einzelnen Charaktere dieses Dramas liegen werthvolle Arbeiten vor **) und die Darsteller, welche, was bei Shakespeare kaum zu umgehen ist, Aufschluß und Belehrung suchen, finden überall die Wege angebahnt.

Wenn La Rochefoucauld sagt, es gebe nur Eine Liebe, obwohl tausend verschiedene Abbilder, so hat er ganz Recht; diese Eine überschwengliche Liebe, diese Liebe als Leidenschaft ist der Grundgedanke unserer Tragödie; Julia aber ist diese Liebe selbst, die sich in Sehnsucht, Angst, Pein, Schrecken, Verzweiflung und Todesqual erproben, die sich aus sinniger Zartheit zur Begeisterung, aus Begeisterung zur Leidenschaft, aus Leidenschaft zum Heldenmuth steigern muß — allmälig steigern muß unter unsern Augen. Hierin liegt es denn auch mit wenigen Worten ausgesprochen, welche Aufgabe der dramatischen Künstlerin in der Rolle der Julia gestellt wird. „Die den warmen Liebeshauch der Balkonscene in seinem vollen Zauber über uns ausbreitende, die in den Tod der Verzweiflung und aus ihm zur todesverachtenden Heroine aufersteheude wie die mit der List des Verstandes den werbenden Paris täuschende Julia zu einem einzigen vollen Leben zu vermitteln, bedarf es mehr, als der hochgesteigerten, idealen Empfindung: dazu gehört die absolute Herrschaft über den ganzen Umfang bedeutender Mittel, verbunden mit dichterischer Intuition." So etwa spricht sich Rötscher in seiner „Kunst der dramatischen Darstellung" (Berlin 1841) über die Rolle der Julia aus. — Fräulein Heuser hat ihre schwere Aufgabe herrlich gelöst, und durch diese Leistung ihre Künstlerschaft außer

*) Wie wenig gegründet der Einwand ist, „daß man classische Stücke immer nur vor leeren Bänken spiele," hat zu Anfang dieses Jahrs die zweimalige Aufführung von Shakespeare's „Othello" und neuerdings die Darstellung von „Romeo und Julie" bewiesen. Man erweitere nur einmal das classische Repertoire. „Egmont", „Hamlet" u. a. ziehen freilich nicht mehr recht, weil sie verhältnißmäßig zu oft geboten werden.

**) Wir verweisen z. B. für das Verständniß der Julia auf die treffliche: „Charakteristik der vorzüglichsten Frauen Shakespeare's" von Mistreß Jameson, deutsch von Dr. Adolph Wagner. Lpz. 1834.

Digitized by Google

allen Zweifel gestellt. Das Werden und Wachsen ihrer Liebe zu Romeo, bis zur höchsten Blüthe derselben in leidenschaftlicher Erregung, uns anschaulich zu machen, ist ihr vortrefflich gelungen. Nur wenn künstlerisches Verständniß so über bedeutende Mittel zu gebieten weiß, ist es möglich, die Empfindung durch fünf Akte hindurch ohne einen Sprung so hinaufzusteigern, daß der letzte Augenblick einer Julia auch als der großartigste, der erschütterndste wirkt. Wäre in der Balkonscene der Ton nicht etwas zu breit und weich gerathen, wie an deutsche Sentimentalität erinnernd, hätte ihn mehr die italische Sonne durchglüht, wir wüßten nichts an der Leistung von Fräulein Heuser auszusetzen. Der Auftritt mit der Wärterin, da Julie Tybalt's Tod und Romeo's Verbannung erfährt, und die Scene, da sie von Mutter, Vater, der Amme und fast auch von Bruder Lorenzo hülf- und hoffnungslos ihrer Verzweiflung überlassen wird, endlich der Wendepunkt der Tragödie," da Julia den Schlaftrunk nimmt, waren Kunstgebilde von einer Vollendung, wie wir sie zu sehen auf der hiesigen Bühne nur selten Gelegenheit haben. — Fräulein Heuser wurde nach dem vierten Akt gerufen, eine Anerkennung von Seiten des Publikums, welche um so mehr verdient war, als unserm Gast ein Spielen auf Effekt durchaus fremd zu sein scheint. Wir können nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, Fräulein Heuser möge uns auch in andern tragischen Rollen vorgeführt werden.

In dem Romeo des Herrn Breuer sind nur die rein lyrischen Partieen einigermaßen gelungen, in den Scenen des Affekts, in den Augenblicken der That fehlte die innere Kraft und Wahrheit; in der ganzen Rolle aber ließ den Darsteller sogar jene gewandte Bewegung im Stich, die man ihm doch sonst nicht absprechen kann. Der Romeo ist eine Shakespeare'sche Figur, das heißt: er kann nur mit einem bedeutenden Aufwand von Studium und Mitteln dargestellt werden, wenn er nach dem Sinn des Dichters und als concreter Mensch aus Einem Guß erscheinen soll. Wenn man aber im Lauf eines Jahres nur zwei, höchstens drei solcher Figuren zur Darstellung zu bringen Gelegenheit hat, dann läßt sich freilich nichts Vollendetes erwarten.

Herr Reger spielte den alten Capulet, diesen gemeinen Vater, der seine Engelstochter ein bleichsüchtiges Ding, eine lose Dirne, ein Talggesicht schimpft und sie auf einer Schleife nach der St. Peterskirche zu schleppen droht, wenn sie sich nicht dem Grafen Paris vermählen wolle. Franz Horn macht in seinen Erläuterungen zu Shakespeare's Schauspielen die gewiß richtige Bemerkung, daß der Dichter Julia's Amme und Aeltern mit lustiger und ernster Gemeinheit vornehmlich deßhalb so ausgerüstet habe, um die verzweifelnde Tochter nur zu entschuldigen, wenn sie handelt, wie sie handelt. Wir geben aber darum dem Herrn Reger nicht zu, daß der Darsteller die grellen Farben des Dichters fausidick auftragen dürfe. Capulet zählt unter die Veronesischen Nobili und wird, selbst wenn der Mund von schmutziger Gemeinheit übergeht, immer noch in Ton und Geberden den Edelmann wahren müssen, wie er ja auch auf dem Ballfest, da er dem Vetter Tybalt die Meinung sagt, immer gegen seine Gäste noch den artigen Heern spielt. — Beiläufig müssen wir hier eines großen Verstoßes gedenken, der uns bei dem genannten Ballfeste in unserer Darstellung aufgefallen ist. Wenn Capulet den Tybalt insgeheim ausschimpft, muß man noch Gäste und Bediente auf der Scene sehen, sonst haben die eingeschobenen Worte des Alten: „Brav, Herzenskinder! . . . Mehr Licht, mehr Licht, zum Kukuk . . . lustig Kinder!" —, durch die er ohne Zweifel seinen Streit mit Tybalt vor den tanzenden und ihn umdrängenden Gästen bemänteln will, keine Bedeutung. Herr Reger und Herr Thomas standen aber ganz allein auf der Scene; an wen waren denn die angeführten Worte gerichtet?

Sogar Herr Meck gab seinen Bruder Lorenzo nicht in jenem Geist, der Gutes will und Gutes schafft, und den wir sonst an dem bedeutenden Künstler gewohnt sind. Eine der besseren Leistungen des Abends war nur der Mercutio des Herrn Grahn, wie sich denn dieser Darsteller überhaupt in so ergötzlichen Figuren meisterlich zurecht zu finden weiß. — Herr Diehl leistet in seinem Fach recht Lobenswerthes, aber der Prinz von Verona gehört nicht zu seinem Fach. — Herr Franzmüller aber muß noch sehr viel lernen, bevor er Benvolios und Masettos spielen kann.

In der wahrhaft kläglichen Bearbeitung der Tragödie für die Bühne verlieren die Partien des Grafen Paris (Herr Nork), des Tybalt (Herr Thomas), der Wärterin (Frau Meck) und andere viel von ihrem Gehalt und geben den Darstellern kaum Gelegenheit, ihre Kräfte geltend zu machen. Wir sagen, eine klägliche Bearbeitung und erinnern nur daran, wie in derselben Ort und Zeit berücksichtigt werden, z. B. in der Scene, da Julie nach der geheimen nächtlichen Zusammenkunft den Geliebten mit den Worten entläßt:

Es tagt, es tagt! Auf! Eile! Fort von hier!

Es ist also früher Morgen; nach einander erscheinen die Amme, die Gräfin, der Graf Capulet, so weit wäre es in der Ordnung. Aber auch Paris findet sich liebewerbend ein; warum so frühe, Herr Graf? — und endlich muß noch Bruder Lorenzo mit dem Schlaftrunke vom Himmel in Julias Zimmer hereingeschneit werden, um Tag und Nacht so in Verwirrung zu bringen, daß man nicht mehr weiß, wie viel die Glocke geschlagen hat.

Es ließe sich gegen die Bearbeitung wie gegen die Darstellung noch viel, unendlich viel sagen; doch wollen wir es genug sein lassen und dankbar anerkennen, wenn unser Zuwenig nicht in den Wind gesprochen sein wird.

Eduard Sattler.

Feuilleton.

*** Die Douane von Galata in Konstantinopel wurde dieser Tage durch ein aus Leipzig eingehendes Packet an eine zur preußischen Gesandtschaft gehörige Adresse in große Aufregung versetzt. Das Packet hätte natürlich mauth- und zollfrei passiren müssen, und es konnte daher nicht die Rede von amtlicher Untersuchung des Inhalts sein. Die Türken aber, stets neugierig wie Kinder, hätten gar zu gern gewußt, was denn wohl für die preußische Gesandtschaft da eingehe, und baten die zur Abholung gekommene Person, es doch zu öffnen und sie den Inhalt sehen zu lassen. Es ward ihnen denn auch gewährt, und siehe da, zwei Bücher in Quart kamen zum Vorscheine. Die türkischen Beamten sehen hinein und erkennen türkische Bücher, ja arabische, und obendrein den ersten Theil des von Professor Fleischer in Leipzig edirten, in der Vogel'schen Offizin daselbst so trefflich gedruckten „Commentars zum Koran von Beidhavi". Staunend sah man dergleichen aus Frankistan antangen. Wer in der Nähe war von Türken, lief sofort zusammen, und im ersten rechtgläubigen Eifer wurde nur eine Ansicht laut, die nämlich, daß man das heilige Buch dem Giaur

Digitized by Google

nicht verabfolgen dürfe, und wenn er noch so vornehm wäre. Es war das, wie gesagt, der Ausspruch des ersten Eifers; denn als ein Gesandtschaftsbeamter hinzukam, schützte man wegen des Zurückhaltens ein Gesetz vor, was unbedingt die Einfuhr ausländischer islamitischer Drucke, auch die der persischen Steindrucke von Tauris und Teheran, verbiete. Natürlich bedurfte es nur des Vortrages des Falles bei dem Mauthminister Sarim-Efendi, einem hochgebildeten Manne, der als Gesandter in London, Paris und Petersburg war, und der Empfänger erhielt die Bücher, welche der Minister jedoch vorher mit dem größten Interesse in nähern Augenschein genommen hatte. „Das können wir hier nicht drucken," äußerte er zu einem türkischen Gelehrten, der gerade mit anwesend war, und der, nachdem er das obgleich unter den Händen Ungläubiger entstandene Werk geküßt, auf Auge und Stirn gelegt und eine lange Zeit halblaut gelesen hatte, sich verwundert darüber äußerte, keinen Fehler darin zu finden.

*** Leipzig, 17. Nov. Heute Abend wurde in Folge der von dem Custos der hiesigen Universitäts-Sternwarte erhaltenen Nachricht von einer merkwürdigen Naturerscheinung diese als ein Nordlicht erkannt und sofort beobachtet. Um 7 Uhr 15 Minuten sah man am ganzen Nordhimmel eine segmentförmige, etwa 10 bis 12 Grad hohe ganze Wand, deren Basis im Horizonte 30 bis 40 Grad lang geschätzt wurde.

*** Wien. Fanni, die zweite, die jüngste Tochter der Grazien, die Lyrikerin des Tanzes, die Luftgeborne und Schaumgewobene und wie die Enthusiasten von der kritischen Garde Fanni Cerrito, das reizende Elfenkind, sonst noch heißen mögen, ist hier angekommen. Sie „duftete" über die Bretter der Nationalbühne in Pesth mit ausgezeichnetem und lautstürmendem Beifalle, und erhielt nicht nur Blumenkränze, was freilich sehr wenig wäre, sondern auch — viel Geld; für jede Vorstellung d. h. für jedes „Duften," baare 150 Ducaten. Großes Geld für das kleine Nationaltheater! Trotz der erhöhten Preisen schlug die Speculation fehl, denn das Theater büßte 5000 fl. C. M. dabei ein. A. Thz.

*** Der neue Planet. Die „Neuen lübeckischen Blätter" haben folgende Notiz aufgefunden: „Ophion, der nächste Planet jenseits des Uranus, ist 780 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und gebraucht 250 Jahre zu seiner Umlaufszeit. Er ist noch nicht entdeckt." Diese kurze Nachricht findet sich in dem Taschenbuch für das Jahr 1802. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi. Hamburg bei Friedr. Perthes. Damit wäre also der Streit über den Namen schon längst entschieden.

*** Nach französischen Zeitschriften bedienen sich mehrere Raucher der Cigarre als Maaß. Die Dauer einer solchen wird als Einheit angesehen, um darnach Distanzen zu messen. Sie sagen z. B.: „Von diesem zu jenem Ort sind so und so viele Cigarren Distanz zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen." Vor Kurzem entstand ein komischer Streit unter den Journalen, woraus man entnahm, daß ein Theaterunternehmer zu einem Autor gesagt: „Eure Posse ist zu lang, sie dauert anderthalb Cigarren." Und wie selbst hörten einen Herrn zu seiner Dame, welche zu lange bei einem Rendezvous auf sich warten ließ, sagen: „Ich wartete auf Sie beinahe zwei Cigarren lang!" — Dies ist eine Sprache der Galanterie, welche unsern Vätern unbekannt war! Hmrst.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 20. November)

Frankfurt. Wir hatten Gelegenheit, den jungen Klaviervirtuosen Alfred Jäll in zwei Konzerten zu hören. Jäll gehört nicht zu den Wunderkindern, die mit ihrer Marter-Virtuosität den Zuhörer auf die Folter spannen und seiner Humanität zuletzt den Applaus des Mitleids entlocken. Man kann freilich auch nicht grade behaupten, daß Jäll noch ein Kind sei. Sein Spiel gibt sich bereits als selbstständige Produktion, die Technik ist schon frei geworden in der unverkennbar durchleuchtenden geistigen Auffassung des Gespielten. Jäll behandelt sein Instrument mit rapider Gewandtheit und großer Kraft, dagegen macht sich in der Vortragsweise selbe noch wenig scharf ausgesprochene Originalität geltend. Uns dünkt übrigens, dies sei insofern lobend zu erwähnen, als Originalität hier doch nur von erkünstelter Frühreife zeugen und schwerlich eine erfreuliche artistische Zukunft verheißen würde. — Bei den neuesten Konzerten in Frankfurt und namentlich auch bei den Jäll'schen sahen wir jedesmal ein größeres klassisches Tonwerk an die Spitze des Programms gestellt. Es wäre sehr wünschenswerth, daß dies als stehender Gebrauch sich einbürgerte. Das große Quintett (mit Clavier) von Spohr, welches das zweite Konzert des jungen Pianisten einleitete, zeigt uns die Forderungen des brillanten Konzerteffekts mit denen des gediegenen Quartettstyles in bekannter genialer Weise vereinigt, wie es außer Spohr — wir erinnern z.B. an sein in ähnlicher Intention geschriebenes E-dur Quartett — nur Wenigen gelungen ist. Demungeachtet scheint es uns doch, als ob gerade in dem besprochenen Quintett, namentlich im Schlußsatze, die Eleganz der Form bereits ein wenig auf Kosten des Inhaltes zu prävaliren beginne. R.

— Karlsruhe, 18. Nov. Wie jetzt ganz bestimmt versichert wird kommt die schwedische Sängerin, Jenny Lind, hieher und zwar schon in der nächsten Woche. Sie wird vier Vorstellungen geben, für deren jede sie, wie es heißt, 1000 fl. erhalten soll. — Billete werden schon jetzt, trotz den doppelten Eintrittspreisen, in Menge bestellt. Durch die ganze Stadt tönt's wie Eine Stimme: „Jenny Lind!" und Alles sieht dem Tage ihres Kommens mit hoher Erwartung entgegen. †.

— München. Die zweite Lieferung von Kaulbach's „Reinecke" ist wo möglich noch gelungener als die erste. Die Gerichtssitzung wegen der ermordeten Henne mit den geistlichen und weltlichen Baronen, und der bußfertige Reinecke sind vortrefflich. Auch die Stiche, von Rahn und Schleich, sind sehr gelungen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 21. November. Fidelio, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Beethoven. (Letzte Gastrolle) Fidelio: Emilie Walter, k. k. österr. Hofopern- und k. würtemb. Kammersängerin.

Sonntag, den 22. November. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Weigl. — Hierauf: Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix.

Mittwoch, den 25. Novembee. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zu dessen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hiesiger Bühne) Zum Erstenmale: Der arlesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Röder. (Gastrolle) Schalk: Fräulein Duini, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 323. Montag, den 23. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Fortsetzung)

4.

„Die Gräfin nahm sogleich ihren gewohnten Platz in einem großen Sessel neben dem Ofen ein, zog ihren Arbeitstisch an sich und that, als sammele sich ihre ganze Aufmerksamkeit in der Stickerei, zu welcher ihr Erich die Zeichnung geliefert hatte. Dieser wußte seine Stimmung weniger niederzuhalten. Seine ungleichen und eiligen Schritte verriethen seine unwillkürliche Aufregung und bei den Anstrengungen, die er machte, um sich wenigstens den Schein der Ruhe zu geben, traten ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirne. Endlich brach er das Schweigen und seine Stimme war so heiser, so seltsam, sie war so ganz anders wie gewöhnlich, daß die Gräfin im ersten Augenblick, da sie ihn hörte, zusammenbebte.

„Stephanie!“ sprach er, „der Augenblick ist gekommen, da wir endlich einmal allen Hehl ablegen und uns mit einander verständigen müssen. Wir stehen allein in der Welt, unsere Herzen sind sich entfremdet, ebenso entfremdet, wie an jenem Tag, wo wir unsere arme Mutter zu ihrer letzten Ruhestätte begleiteten. Ich habe die Bande, welche uns vereinigen, wieder fester knüpfen wollen; ich habe es schon vor langer Zeit gewollt. Ich habe es gewollt und habe gethan, was ich konnte, um dieses Ziel zu erreichen: es ist nicht Dein Wille gewesen. Du hattest ohne Zweifel meine Jugend und mein ganzes Leben zur Einsamkeit und zur Langenweile verurtheilt. Was habe ich verbrochen? Ich wüßte es nicht zu sagen: Du selbst, glaube ich, würdest Dich verlegen nach einem Anlaß umsehen zu dem Urtheil, welches Du gegen mich ausgesprochen hast. . . . Uebrigens enthalte ich mich jeden Vorwurfs und will mich unvernünftig nennen, da ich, ohne Mitleid für Dich zu empfinden, geglaubt habe, Gefühl und Theilnahme für mich in Anspruch nehmen zu dürfen. Du wußtest, daß ich das Vermögen nicht hatte, mich Deiner Herrschaft zu entziehen, nicht die Mittel, mir das Gewicht derselben leichter zu machen; aber das kümmerte Dich wenig. Du konntest Deinem kindischen Eigensinn nicht entsagen, mit dem Du Kleinigkeiten als die wichtigsten Dinge betriebst; Du konntest von Deinen Vorurtheilen nicht loskommen, welche Dich wie eiserne Fesseln umstricken, und es beunruhigte Dich wenig, daß Du mir mein Dasein raubtest, mein Leben erstickest in der verderblichen dicken Luft, welche zwischen diesen Mauern herrscht. Ich habe diese unverdiente Pein lange, fürwahr nur allzulange ertragen; ich habe sie ertragen, ohne mich beklagen zu wollen, aber das natürliche Maß so vieler Dual ist heute übervoll. Demzufolge müssen wir uns entweder enger, viel enger einander anschließen, oder gänzlich und für immer uns trennen.“

„Ich verstehe Sie, Herr Graf von Königseck,“ versetzte Stephanie, indem sie sich mit einer kalten, hoffärtigen Bewegung von ihrem Sitz erhob. „Ohne Zweifel machen Sie in dem Wohnsitz Ihrer Ahnherren die Anstalten zu Ihrer Hochzeit. Die Tochter eines Leibeignen soll den Platz unserer Mutter einnehmen, und sich in demselben Sessel niederlassen, wo ich ausgeruht habe. Nicht wahr, das haben Sie doch sagen wollen? . . . Nun, so hören Sie denn auch mich. Ich bin sehr ruhig, dessen können Sie versichert sein; ja, ich bin seit Langem auf die Stunde vorbereitet, welche jetzt für uns Beide geschlagen hat. Hören Sie denn meinen Schwur, daß, so lange ich lebe, nimmer geschehen soll, was von Ihrer Seite beabsichtigt wird.“

Ebenso viel Zorn als Verachtung verrieth das laute Lachen, mit welchem der Graf dieses feierliche Endurtheil vernahm.

„Ich bin unter dem Dach meiner Voreltern geboren,“ fuhr das gnädige Fräulein mit ziemlicher Kälte fort, „und unter dem Dach meiner Voreltern verlange ich auch zu sterben. Ich habe dasselbe niemals durch einen entehrenden Gedanken besudelt. Ich wage kühn um mich zu blicken. Unter diesen Bildnissen ist nicht ein einziges, dessen starres, unbewegliches Auge ich zu fürchten hätte. Ja, wenn es sein müßte, würde ich es sogar wagen, die Geister Derer, die nicht mehr sind, heraufzurufen, auf daß sie sagen, ob ihr Blut in meinen Adern entartet ist. Sie können sich über den Sinn meiner Worte nicht täuschen. Meine Tage müssen beschließen, wo sie begonnen haben und niemals wird die Tochter eines Bauern den Platz an diesem Kamin mit mir theilen, wo so viel Edelherren vor uns gesessen haben.“

„Stephanie, Stephanie, hüte Dich, was Du da sagst!“ rief der Graf aus und zitterte am ganzen Leibe. Du kennst diese Seele nicht, die Du freventlich herausforderst. Du hast mich bis jetzt Deinen kleinsten Wünschen unterwürfig gesehen, weil bis daher das Leben in meinen Augen es kaum der Mühe verlohnte, den Versuch zu einer Befreiung von diesen Banden zu machen. Heute hat sich Alles geändert. Ich gebe mich nicht mehr gefangen in die engen Begriffe Deiner Lebensansicht. Was Du gesagt hast, ist wahr. Binnen Kurzem wird eine Hochzeit in dem Hause meines Vaters gefeiert werden, und niemals ist eine reinere, eine schönere Braut über diese Schwelle getreten, um sich mit einem unserer stolzen Vorfahren zu vermählen.“

„Schönere? Das ist möglich,“ fiel die Gräfin mit stechender Rede ein. „Aber entweihen wir nicht das glorreiche Blut, welches in unsern Adern rinnt, indem wir die Todten an ihrer Ehre kränken. Reiner, sagen Sie? Diese Reinheit, von der Sie in so unangemessener Begeisterung sprechen, hat ja schon durch den Gifthauch der Verläumdung ihren Glanz verloren. Seit langer Zeit ist Ihr Tugendmirakel eine Zielscheibe des Spottes und gemeinen Witzes.“

Digitized by Google

Erich schlug sich mit geballter Faust an die Stirne und sank fast ohnmächtig in einen Lehnstuhl nieder.

„Noch einmal," sprach er mit gebrochener Stimme, „noch einmal rathe ich Dir, zu bedenken, was Du sprichst. Du beschwörst in mir einen Dämon herauf, von dem ich bis heute nichts gewußt. Und siehst Du denn nicht ein, schwaches Weib, daß Du mir selbst die Waffen gegen Deine Hoffahrt in die Hände gibst? Wenn Verläumdung wirklich die jugendliche, fleckenlose Stirne dieses Mädchens, für welches Deine ungerechte Verachtung so unheilbar ist, besudelte, wo hat sie ihr Gift eingesogen? Wer hat ihr die entehrende Waffe gereicht?"

„Hierin sind wir ganz einverstanden," erwiederte das Fräulein immer noch kälter und unempfindlicher. „Hätten Sie, Herr Graf, niemals vergessen, was Sie ihrer Familie, was Sie sich selbst schuldig sind, so wäre die Fischerstochter, mit Einem ihres Gleichen verheirathet, dem ehrenkeänkenden Gerede, dessen Gegenstand sie jetzt ist, ganz gewiß entgangen. Aber Sie waren so überaus herablassend, sie aus der Dunkelheit, für welche sie geboren war, an das helle Tageslicht zu ziehen, sie der Verachtung preiszugeben, von welcher sie verfolgt wird und die sie den Vorübergehenden mit strafendem Finger zeigt."

„Vielleicht wird ein Tag kommen, da ich entdecke, welcher Höllengeist diesen Sturm heraufbeschworen, welche giftige Zunge die erste Lüge gegen das engelreine Kind geschleudert hat. . . . Und wenn ich wüßte . . ."

„Was würden Sie dann thun, Graf Königseck? Nehmen wir an, ich, Ihre Schwester, um Ihre, meine und die Ehre unserer Familie zu wahren, hätte mit stolzer Verachtung die Gerüchte vernommen, welche mir das Genauere über Ihre thörigte Liebe berichtete. Nehmen wir an, ich hätte die Verläumder gebeten, zweimal zuzusehen, bevor sie unsern Namen mit dem eines Bettelmädchens vermählen. Nehmen wir an, daß meine Worte, verstanden von Leuten, welche keine Leidenschaft verblendete, den Text zu diesen Strafpredigten hergegeben haben, über welche Sie so aufgebracht sind, glauben Sie wohl, ich werde vor Ihren furchtbaren Blicken erzittern? Dann verkennen Sie mich, Herr Graf!"

„Daß Dich der Satan . . .," brummte Erich zwischen den Zähnen, suchte sich aber schnell zu fassen und fragte in ruhigem Ton: „Sie hätten also, gnädiges Fräulein, Ihre Schwester entehrt?"

Stephanie warf mit stolzer Verachtung den Kopf zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Josefd Antony.

(Fortsetzung.)

Der erste Eindruck, den dieser Monumental-Brunnen auf den Beschauer macht, ist ein freudig überraschender. Es ruht auf dem Ganzen eine plastische Vollendung, eine Beherrschung des Stoffes, eine Bewältigung der gefaßten Idee, die eben so das gereifte Urtheil des Kunstkenners, als die naive und prinzipienlose Meinung des Laien für sich gewinnen muß. Während einerseits das Ursprüngliche der Idee, die geniale Freiheit und leichte Behandlung in der Darstellung derselben, die das Werk nicht als ein zusammen Gerafftes oder mühsam Gesuchtes, sondern als ein, dem Geiste des Künstlers mit einem Male entsprungenes Ganze erkennen läßt, imponirt, muß auf der anderen Seite die schöne Harmonie in der Gruppirung, die sinnige Anordnung des Details, die reinste Grazie, die in dem Werke herrscht, und das Ideale, das über der ganzen Gruppe schwebt, und die Materie erst zum Kunstwerke verklärt, jedes empfängliche Auge entzücken und enthusiasmiren. — Aus weiterer Ferne gesehen, stellt sich die ganze Gruppe in etwas spitz und senkrecht aufgehender, obeliskenartiger Form dar. Wenn ich nun meine aufrichtige Meinung nicht zurückhalten will, so muß ich gestehen, daß mir eine sanftere Abdachung von der obersten Figur bis zum Rande des Beckens, eine weniger spitz-pyramidale, sondern mehr breite, konische Form der ganzen Gruppe, lieber gewesen wäre. Schwanthaler hatte auch ursprünglich diese letztere Gruppenform gewählt, und ging erst später aus einem mir unbekannten Grunde davon ab. Ich erinnere mich auch, daß in seiner ersten Skizze die vier personifizirten Flüsse nicht auf eigenen Sockeln, sondern auf dem Felsgrunde selbst saßen, und nicht im Zustande der Ruhe, sondern bewegend und bewegt dargestellt waren, gleichsam als zwängen sie den Quell hervor zu rauschen aus der Erde dunklem Grunde, und so die Ströme zu bilden, denen sie die Namen geben. Daß die Zurücknahme der ersten Skizze, die doch ebenfalls unbedingten Beifall hatte, aus künstlerischen Rücksichten geschah, oder durch besondere Schwierigkeiten in der Ausführung gerechtfertigt wurde, ist wohl anzunehmen; vielleicht hat aber auch eine Vorliebe für die originellere Spitzform den Meister dazu veranlaßt. Ich bin auch der Meinung, daß bei Personifizirungen und Allegorien, bei welchen die einzelnen Figuren im Zustande der Ruhe dargestellt werden, die Gruppenform mehr der Subjektivität überlassen bleiben kann, als bei der Darstellung von Momenten, wo die Personen dramatisch wirkend auftreten, und daher die Anordnung der Gruppe eine bestimmte, aus dem dargestellten Momente mit Nothwendigkeit entspringende sein muß. Wenn diese Maxime etwas für sich hat, so war die Wahl der Gruppenform bei unserm Brunnen-Standbilde unbeschränkt dem Ermessen des Künstlers frei gestellt, und es kann ihn daher mit Recht auch nicht der leiseste Tadel treffen, wenn die gewählte Form den subjektiven Ansichten des Einen oder des Andern, sei er auch ein kompetenter Beurtheiler, nicht vollkommen entspricht.

Fassen wir nun die einzelnen Theile des herrlichen Werkes näher ins Auge, und erfreuen wir uns an den schönen, schwellenden Formen, an weichen, graziösen Umrissen, an dem idealen, wahrhaft poetischen Ausdrucke, der über dem Ganzen schwebt und der sinnigen Charakteristik der einzelnen Personificationen. — Hoch oben auf der eichenumrankten Säule steht die Austria; eine schöne erhabene Jungfrau, milden und edlen Antlitzes, das Haupt mit der Mauerkrone bedeckt, unter dem das aufgelöste Haar in Flechten sich herabringelt auf den kaiserlichen Mantel, der ihren Leib umwallt. Der herrlich geformte rechte Arm hält eine Lanze, während der linke sich auf das Schild stützt, das sie auf den Boden stemmt, und das in der Mitte mit dem kaiserlichen Adler geziert ist. Unter ihr, mit dem Rücken an die Säule gelehnt, reihen sich die vier Flußgötter an einander. Die Donau, ein schönes Weib mit ausgebildeten Formen und dem ebenmäßigsten Gliederbaue, das freundlich offene Angesicht der Sonne zugewendet, wodurch die sonnige Lage des Landes, das sie durchströmt, eben so sinnig symbolisirt wird, als der rasche Stromeslauf, das flüchtige, fließende Element, das sie repräsen-

Digitized by Google

tirt, dadurch angedeutet erscheint, daß die Nymphe die herabwallenden Haupthaare leicht durch ihre Finger gleiten läßt. Der Po ist als ein ernster, schilfbegränzter Greis charakterisirt, der mit Hoheit und Würde auf ein Ruder gelehnt, den antiken Schlüssel der Aquädukte in seinen Händen führt. Die Weichsel, eine üppige Sarmatinn, mit sinnlich reizenden und ausgeprägten Formen, den hervorquellenden Busen mit einem Oberkleide aus Thierfellen, das bis an die Kniee reicht, bedeckt, auf dem Haupte eine nationale Kopfbedeckung, steht imponirend und auffordernd da. Die Elbe, die in Böhmen als Gebirgsfluß entspringt, und daher in Oesterreich nur zu geringer Bedeutung gelangt, ist deßwegen auch am schlanksten und jungfräulichsten gedacht und gebildet. Das Köpfchen mit Schilf und Blumen bekränzt, stützt sie sich auf ein phantastisches, koboldartiges Steingebilde, an Rübezahls Sagen erinnernd, die an diesen Stromesufern ihre Heimath haben, und hält in der rechten Hand eine Muschel, die ihre Stromung in's Meer versinnlicht. — So ist jede der einzelnen Figuren auf die sinnigste Weise individualisirt; in ihrer harmonischen Zusammenstellung aber, in der herrlichen Gruppe, die sie vereiniget bilden, erhält das Kunstwerk erst seinen höchsten Reiz und macht die meisterhafte Vollendung geltend in der Hoheit der Idee, in der Schönheit der Darstellung und in der Vollkommenheit der Ausführung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hamburg.

Hamburg ist eine große Stadt, mit vielen Brücken, Kanälen und Höfen; aber Hamburg ist auch eine schöne Stadt, so schön, wie ich in Deutschland keine zweite kenne. Die Gegend des „Jungfernstiegs" hat einen großartigen Charakter angenommen, es ist ein Punkt, wie ihn vielleicht Europa nicht zum zweiten Male inne hat. Man muß sagen, endlich hat das merkwürdige, einzige Alsterbassin eine würdige Umgebung gefunden; man fühlt sich dabei in einer wahrhaft großen Stadt. Die Ursache dieser Schönheit ist der Brand von 1842, der geistig wie physisch gelenchtet zu haben scheint. Mit den großartigen Anlagen in der materiellen Welt haben sich auch diejenigen in der geistigen Sphäre ausgebildet. Vereine sind erstanden, die an dem Zopf, welcher sich in unsern Institutionen noch theilweise sehr stark geltend macht, gewaltig herumzausen, und ihn wahrscheinlich auch von seinem Piedestal herunterreißen werden; namentlich macht ein Juristenverein, welcher die bedeutendsten Advokaten unserer Stadt zu Mitgliedern zählt, tuchtige Anstalten dazu. Auf der andern Seite darf man übrigens auch nicht verhehlen, daß seit dem Brande sehr viel Charlatanerie in die Hamburger gefahren ist. Der frühere solide Sinn scheint sich nach und nach verlieren zu wollen, mit den vielen Boutiquen, Passagen und Bazars, die an Eleganz sich gegenseitig überbieten, hat der hamburgische Handel einen kleinlichen Charakter angenommen. Man geht weniger auf den Kern, als die Aeußerlichkeit, man macht's den Residenzen nach. Jetzt, wo uns Berlin durch die Eisenbahn sehr nahe gerückt ist, wird sich dies noch schroffer herausstellen, und zwar um so leichter, als man wenig oder gar nichts dabei riskirt. Die Leichtigkeit, mit der man hier Bankerotte macht, ist bekannt; noch nie ist aber davon mehr profitirt worden, als eben jetzt. Man kann hier in den Blättern täglich im Durchschnitt 4 bis 5 Falissementsanzeigen lesen, ohne daß dies den Hambargern auffällt. Heute wird ein Geschäft etablirt, in 2 Monaten ist es damit aus. Die Boutique wird für eine kurze Zeit geschlossen und dann mit verdoppeltem Glanze wieder eröffnet. Einige zwanzig, dreißig Menschen sind vielleicht dabei betrogen worden, aber was thut's? Sie können es ja eben so machen. — Im Uebrigen lebt sich's hier vortrefflich. Die Austern, die Hummer, der Porter, das Rostbeaf, die Cigarren, die Unzahl von Konzerten, „Unterhaltungen" und sonstigen Vergnügungen machen Hamburg zu einem Lieblingsaufenthalt der Fremden. In der That, wer Geld und Sinn hat, sich materiell toll zu genießen, der komme nach Hamburg, ihm ist Gelegenheit dazu in Masse geboten.

Der geistigen Genüsse haben wir noch immer sehr wenige. Die Hamburgische Literatur bewegt sich meist in Gemeinheiten, und will hier und da in der Journalistik Jemand einen höheren Flug nehmen, so wird an ihm so lange herumgezerrt, so wird er so lange beschmutzt, bis er, der Sache überdrüssig, das Feld räumt. Gutzkow und mancher Andere weiß davon ein Lied zu erzählen. Die Hamburger Literaten oder was sich so nennt, hassen jedes geistige Sichervorthun; denn es erregt ihren Neid und deshalb möchte ich jedem Schriftsteller anrathen, der sich bei uns niederlassen will, so wenig wie möglich von sich reden zu machen. Schuselka, der schon 6 Monate unter uns weilt, scheint dieses System befolgen zu wollen. Man sieht ihn wenig, er sitzt in seinem Stübchen und schreibt ein Buch über das andere. Er hat Recht, dies ist die beste Art, seinen Feinden zu begegnen. Die Birch Pfeiffer sagte mir einmal: „Man muß den Schreiern den Mund mit Dramen stopfen." Ich möchte dieses Prinzip jedem Autor empfehlen, der Talent hat und vorwärts will. — Die übrigen Literaten haben mehr oder weniger mit dem Theater zu thun. Töpfer, Wollheim, Mendelsohn und Bärmann schreiben Recensionen, Lustspiele, Possen und Journalartikel. Von Töpfer wird morgen ein neues Zeitgemälde gegeben: „Der Bürger und die Dame". Man berichtet schon im Voraus Gutes darüber. Das ist so die gewöhnliche Art, übrigens bleibt Töpfer nun einmal einer unsrer besten Lustspieldichter. Theodor Hagen scheint sich ganz vom Theater zurückziehen zu wollen, mit der Tageskritik befaßt er sich schon lange nicht mehr. Wie ich höre, hat er einen neuen Roman beendet. Von wem übrigens alle die Angriffe ausgehen, die dieser Schriftsteller hier zu erdulden hat, das mogen die Götter wissen. Man sagt, er sei besonders der jetzigen Direktion ein Dorn im Auge, die in ihm ihren ruhigsten und gefährlichsten Gegner erkennen soll. — Noch muß ich eines Literaten erwähnen, der sich hier seit einiger Zeit aufhält, Herr C. A. Schloenbach. Er gehört zu den Leipziger Ausgewiesenen und ist durch und durch radikal, sonst aber ein ruhiger Mann, auch talentvoll, namentlich für die Ballade. Er redigirt hier den „Erzähler".

Unter den Journalen zeichnen sich die „Jahreszeiten" noch immer durch den Schmutz aus, den sie in ihren Spalten anhäufen. Dieses Blatt ist hier außerordentlich in Mißkredit gekommen und mit Recht, denn die Art und Weise, wie darin namentlich die Theaterartikel geschmiedet werden, die man hier als officiell der Stadttheater-Direktion betrachtet, kann nur Indignation erregen. Der Hauptbesitzer und Leiter dieses Blattes soll Herr Dr. Dammert, der Rechtsconsulent der Herren Cornet und Mühling sein.

Digitized by Google

Der sogenannte Redakteur Vogel wird nur vorgeschoben, um die Gegendemonstrationen zu empfangen, die einzelne Schauspieler auszutheilen sich berechtigt glauben.

Im Theater wenig Neues und Gutes. Die jetzige Direktion schleppt sich mit den kargen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, mühsam ihrem baldigen Ende entgegen. Sie läßt die Sache gehen, wie sie gehe, sonderbarer Weise kann man aber dabei doch noch immer von der „Vortrefflichkeit des Hamburger Stadttheatres" lesen. Die zukünftige Direktion, deren Dispositionen und Pläne sehr geheim gehalten werden, von der man noch gar nichts kennt, wird in den Staub getreten, und die jetzige, deren Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit offen daliegt, in den Himmel gehoben. Das Publikum nimmt im Grunde an dem Allem wenig Theil, es geht spärlich ins Theater, oder nur dann, wenn Skandale zu erwarten sind, wie neulich bei dem Benefiz Brünings. Daß übrigens das Publikum nicht kategorisch von der Direction fordert, daß man es besser respektire, und ihm nicht bloß Hanswurstiaden vorsetze, ist traurig. In der That, wenn wir den Status quo des Stadttheaters betrachten, so finden wir ein mangelhaftes Repertoir und eine mittelmäßige Gesellschaft. Mehrere Hauptfächer sind seit langer Zeit ganz unbesetzt; dahin gehören die der Coloraturſängerin, der Soubrette, der Anstandsdame, der ersten Väter ꝛc. Die Direktion will sparen, gut, sie möge es thun; aber dann soll sie auch nicht fortwährend die Backen voll nehmen und z. B. von den hohen Gagen sprechen, die sie zahlt. Ein hiesiges Blatt berichtet, daß der erste Intrignant, der für Gruneri engagirt worden ist, 960 Thlr. Gage erhält. Freilich haben die Hamburger dafür auch einen Wiener bekommen, den die Beemer für ihr Theater zu schlecht gefunden haben.

Kürzlich war Hoppé hier. Er hat einige Male gastirt, und sowohl beim Publikum als auch bei der Kritik wenig Lorbeeren geerndtet. Herr Hoppé strebt nach wirklicher Darstellung; aber seine Mittel reichen nicht aus. Ich sah ihn als Carlos in „Clavigo" und Philipp in „Don Carlos". In beiden Rollen vermißte ich Styl, Consequenz, überhaupt Darstellung; es war ein Marionettenspiel. Baison als Beaumarchais und Posa feierte großartige Triumphe. Das Haus bebte von Applaus, er rief in der That in beiden Rollen eine kolossale Wirkung hervor. Baison ist und bleibt der wirkliche Liebling des Publikums; sowie er auftritt, beleben sich gleichsam die Anwesenden und schenken der Darstellung die ungetheilteste Aufmerksamkeit. So trotzt das echte Talent allen Chikanen, Intriguen, denen z. B. auch Baison hier unterworfen sein soll. Man sucht ihn zu verkleinern und man sollte sich doch freuen, daß man ihn habe. Nun, das ist der Welt Lauf!

Edmund Rein.

Feuilleton.

*** Madrid, 5. Nov. Ein merkwürdiger Prozeß gegen den Geistlichen einer Gemeinde in Asturien verwirklicht jetzt eine romantische Erzählung, die man in vielen Anekdotensammlungen findet und welche dem verstorbenen Luce de Lancival den Stoff zu einem Gedichte, „Charlreux" genannt, gab. Als Spanien noch Kolonien in Amerika besaß, war ein junger Mann, dessen Geschäfte nicht voran gehen wollten, genöthigt, seine Frau bald nach der Heirath in einem Dorfe bei Astorga zurückzulassen und sein Glück in der neuen Welt zu versuchen. Die Revolutionen jenes Landes gereichten ihm zum Vortheil, und bald schickte er durch den Geistlichen der Gemeinde seiner Frau 500 Piaster, diesem empfehlend, nicht die ganze Summe auf einmal abzuliefern, weil er fürchtete, die junge Frau möchte eine so bedeutende Summe zu schnell ausgeben. Der Geistliche befolgte den Rath so gut, daß er vorgab, nur 25 Piaster erhalten zu haben. Ebenso empfing er die Summe von 1000 Piastern, die im nächsten Jahre folgte. Diese Betrügereien konnten aber nicht lange verborgen bleiben, da Mann und Frau in Briefwechsel standen. Um dieser Gefahr zu begegnen, beschloß der treulose Vermittler, der Frau einen falschen Todtenschein ihres Gatten, der nach erklärter Zahlungsunfähigkeit gestorben sei, einzuhändigen, während er ein ähnliches Dokument über den Tod seiner Frau dem fernen Gatten nach Amerika schickte. Beide glaubten sich frei und schlugen verschiedene Wege ein; der Mann trat in einen Orden und ward Priester, die Frau verheirathete sich wieder und bekam Kinder. Im October dieses Jahres kehrte der Priester zurück und suchte natürlich zuerst den Geistlichen auf. Bei seinem unerwarteten Erscheinen erschrack dieser, erholte sich aber bald wieder und sagte: „Ich bin außer mir, aber ich muß sogleich nach Oviedo abreisen, um in einer sehr wichtigen Angelegenheit mit unserm Bischofe zu reden. Mein Maulthier steht gesattelt an der Thür; bleiben Sie hier, bis zu meiner nahen Zurückkunft, und da morgen Sonntag ist, so können Sie statt meiner das Amt versehen; meine Pfarrkinder werden es Ihnen danken." Der Reisende willigte ein, und las am folgenden Tage die Messe; während der Predigt redete er von den Fügungen der Vorsehung, und führte sein eigenes Beispiel an, der er nach so langer Abwesenheit jetzt zum Grabe eines geliebten Weibes, des Gegenstandes seiner frühesten Neigung, zurückgekehrt sei. Bei diesen Worten stieß eine geachtete Frau, die mit ihren Kindern in der Kapelle war und den Priester schon vorher mit ungewöhnlichem Interesse betrachtet hatte, einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden. Wie brauchen nicht zu sagen, daß das Geheimniß bald aufgeklärt war. Der Verfälscher der Todtenscheine war nicht nach Oviedo abgereist, sondern hielt sich in Astorga verborgen. Er ist jetzt in den Händen der Polizei. Rh. Beob.

*** Der Kaufmann Hobyken in Rotterdam erinnert an den vom Theater her bekannten „Essighändler" mit seinem Schubkarren. Hobyken hat sich aus dem Stande eines Taglöhners, der mit dem Schubkarren seinen dürftigen Unterhalt verdiente, durch die weise Benutzung eines kleinen Lotterie-Gewinns zur Anlage einer Handlung vom bedeutendsten Umfange, zum Besitzer großer Seeschiffe, ja fast zum reichsten Mann in Holland empor geschwungen. Zur Erinnerung an seinen früheren Stand soll er noch jetzt den alten Schubkarren als ein Heiligthum verwahren und in Ehren halten. Gesellsch.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 22. November. Die Schweizerfamilie, lyrische Opee in 3 Abtheilungen. Musik von Weigl. — Hierauf: Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Benedix.

Mittwoch, den 25. November. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zu dessen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hiesiger Bühne) Zum Erstenmale: Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. (Gastrolle) Schall: Fräulein Quinl, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 324. Dienstag, den 24. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Fortsetzung)

„Wollen Sie auf Ihrem Vorsatz bestehen?" fragte sie den Bruder und ihre schwarzen Augenbrauen zogen sich zusammen, wie das Gewölk vor einem Sturme.

„Mehr als je!" lautete die Antwort des Grafen. „Wer etwas Schlimmes angerichtet, muß es auch wieder gut machen, und zwar ohne Verschub. Du hast so eben erklärt, Du wolleſt unter dem Dach Deiner Voreltern sterben. So sei es. Aber Du wirst auch das Weib Deines Bruders in diesem Hause so aufnehmen, wie es aufgenommen zu werden verdient. Wehe Dem, der zwischen diesen Wänden die erste Thräne der neuen Bewohnerin verschuldet!"

„Wahnsinniger! Beklagenswerther Thor!" rief die Gräfin voll größter Erbitterung aus und ihre lang verhaltenen Gefühle brachen auf einmal mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. „Führe, wenn du es wagen willst, dein unseren Namen schändendes Vorhaben aus. Aber bedenke, daß, während du in der unbetretenen Einsamkeit, wo wir leben, wolltest Du nur eine Gemahlin aus Deinem Stande wählen, ohne Genehmigung des Kaisers heirathen könntest, ich nur ein Wort zu sagen brauche, um Deinen ganzen unwürdigen Plan zu vernichten. Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und wenn Du dann noch darauf bestehst, so wird ein Staatsgefängniß Dir den Kopf zurecht setzen. Ich konnte, ja ich hätte vielleicht dieses Wort schon längst aussprechen sollen, aber so lange mir nur noch ein Schimmer von Hoffnung blieb, bebte ich vor der grausamen Nothwendigkeit zurück, das Geheimniß Deiner Selbsterniedrigung der Oeffentlichkeit preis zu geben; baue von nun an nicht länger auf das Schamgefühl, welches mich davon abhielt. Da die Wahrung unserer Familienehre auf mir allein lastet, so wird es mich nichts kosten, sie vor einer Beschmutzung zu retten. Entweder wirst Du hier, und zwar ohne Verzug und unbedingt, Dich dazu verstehen, Deinem entwürdigenden Eigensinn, Deiner Liebesgrille zu entsagen, oder die Sonne wird mir morgen auf dem Weg nach dem kaiserlichen Palaste leuchten."

Erich stand einen Augenblick unbeweglich und sprachlos, dem Gewicht dieser Drohung beinahe erliegend. Er kannte die herbe, unbeugsame Gemüthsart seiner Schwester; sie sagte nur die Wahrheit, — eine Wahrheit, deren volles Bewußtsein sie hatte — wenn sie behauptete, wie er in ihrer Gewalt sei. So war denn das Glück seines ganzen Lebens in die Hände dieser hoffärtigen Frau gegeben. Indessen dachte er nicht einen Augenblick daran, sie durch ein Versprechen zu hintergehen, das er weder erfüllen wollte, noch konnte.

„Stephanie," nahm er in einem ruhigeren, und doch drohenderen Ton als je, das Wort, „bedenke wohl, was Du sagst und was Du thun willst. In wenigen Minuten sehe ich alle Bande, durch welche wir an einander gekettet waren, mit furchtbarer Schnelle zerreißen."

„Das liegt nur an Dir selbst," versetzte das Fräulein mit Bitterkeit. „Indem Du mich zwingen willst, Deine Liebe zu einer niedrigen Bauerstochter zu theilen, hast Du selbst diese Bande gelöst, und ich lehne sie jetzt entschieden ab."

„Du bestehst also darauf, mich zum Aeußersten zu bringen?"

„Ich will Dich nur zur Ehre, zur Pflicht zurückgeleiten."

„Dann bleibt nichts übrig, Stephanie, als daß wir uns trennen; unter dem nämlichen Dach können wir nicht länger mit einander wohnen. Du hast haſſenswürdige Leidenschaft in meinem Busen erregt, einen bösen Geist geweckt, dessen Dasein ich bisher nicht geahnt. So nimm denn Deinen Theil an der Hinterlassenschaft unserer Eltern und scheiden wir von einander ohne längeres Hin- und Herreden."

„Niemals! Ich habe Dir gesagt, daß ich geschworen, in diesem Haus zu leben und zu sterben. Ich habe geschworen, daß, so lange meine Augen das Sonnenlicht sehen, Du, und wenn Du auch trotzest, vor Schande bewahrt werden sollst. Du wirst es wohl nicht wagen, mich von hinnen zu jagen, und mein Gelübde soll treulich erfüllt werden."

„Fräulein, Sie vergessen, daß ich hier der Herr bin."

„Möglich, und doch machen mich Ihre Drohungen lachen. Aber lassen wir diesen mißlichen Gegenstand, wenn es Ihnen beliebt."

„Wir haben, denke ich, über andere Gegenstände nicht zu sprechen. Bleiben Sie hier, Fräulein, so müssen Sie auch die Gesellschafterin meinee Gemahlin werden."

„Täuschen Sie sich nicht. Sollte ihre Gegenwart in diesen geheiligten Mauern je meine Augen beleidigen, so müßte sie der Stunde fluchen, da der Herr Graf sie hereingeführt hat."

„Ha! . . . Wirklich?"

„Die Natur, die Gesetze Ihres Standes, die Erinnerungen Ihrer Familie widersetzen sich einer so undenkbaren Erniedrigung. Meine Toleranz vermag nicht weiter zu gehen, als die der Natur, der Gewohnheit, des Gesetzes, und mein Entschluß, den Sie kennen, ist unwiderruflich."

„Wahrscheinlich ist seine Bedeutung doch nur gering und vermeintlich," spottete Erich, indem er die flammenden Augen auf seine Schwester heftete. „Ich werde jetzt auch der Ueberredung und den Bitten nicht mehr nachgeben. Wir verstehen uns ja ganz vortrefflich."

Da der Graf nicht weiter sprach, so setzte sich das Fräulein nieder und ein höhnisches Lächeln verzog ihre Lippen, die noch von der inneren Aufregung durchzuckt waren. Erich war schrecklich anzuschauen. Seine Hände hatte er so krampfhaft in einander gelegt, daß sich das Blut unter

Digitized by Google

den Nägeln wegzog. Die Adern an Stirne und Hals waren angeschwollen, daß sie zu bersten drohten; die fahle Bläße und der heftige Krampf aller Muskeln gaben seinem Gesicht einen wilden, furchtbaren Ausdruck.

Er wollte aufstehen und durch den Salon gehen, aber schon bei den ersten Schritten stand er an den Boden gefesselt. Seine Lippen öffneten sich, als fürchte er zu ersticken, und da er eben niedersinken wollte, griff er nach der Lehne eines Stuhles, um sich zu stützen. Dann übergoß auf einmal wieder eine glühende Röthe seine Stirne und Wangen. Stephanie arbeitete indessen mit fester Hand und leuchtendem Blick an dem Stickrahmen, welchen die Lampe mit ihrem Schein erhellte. Keine Spur von Bewegung zeigte ihr ruhiges, bläßliches Antlitz.

Der Abend verging, ohne daß von einer oder der andern Seite noch ein Wort gesprochen worden wäre. Nur als seine Schwester sich in ihre Zimmer begab, vernahm Erich, daß sie sich in der Postkutsche, welche am folgenden Tag auf der Straße nach Wien Breulingen passiren sollte, einen Platz bestellen ließ.

Sie hatte also nicht vergebens gedroht. Erich kannte die ganze Bedeutung der Autorität, welche Stephanie um Schutz ansprechen wollte. Gelangte die Nachricht von seiner Vermählung zu den Ohren des Kaisers, so war es um Minna geschehen, für immer war sie seiner Liebe entrückt. In seiner maßlosen Verzweiflung erfaßte der junge Mann mit starker Hand die schwere Lampe, die noch brennend auf dem Tisch stand, schritt durch den langen Saal, und blieb vor jedem der Bildnisse stehen, welche das dunkele Getäfel zierten. Man hätte glauben sollen, er suche in der Geschichte seines Hauses nach irgend einem Beispiel, an dem er lernen könne; aber die bunt bemalten Wappenschilde erzählten ihm nur von strengen Tugenden, von unbefleckter Keuschheit, von ächt bewahrtem Adel. Wie viel würde er nicht darum gegeben haben, hätte sich unter diesen Gräfinnen mit steifem Wuchs, mit starren Blicken, mit verlöschtem Lächeln eine Plebejerin vorgefunden! Aber so fieberische Hoffnung täuschte ihn, das Wunder, welches er erwartete, zeigte sich nicht, — er kannte ja die blasonnirten Tafeln auswendig. So setzte er denn die Lampe wieder auf den Tisch, blickte lange Zeit mit düstern Augen in die glänzende Flamme, und trat dann mit langsamen Schritten in eine Kammer in der Ecke des Saales, wo er allein blieb.

In diesem Cabinet befand sich eine kleine Muschel- und Mineraliensammlung, welche der Pater Eberhard, als er Breulingen verließ, seinem geliebten Schüler hinterlassen hatte, mehrere von dem Grafen selbst geschossene und ausgestopfte Vögel, endlich einige chemische und physikalische Präparate, die ehedem dem guten Geistlichen gedient hatten, wenn er seinem Schüler durch ein oder zwei Experimente die Lection interessanter machen wollte. Der Graf trat an das Schränkchen, welches dieselben einschloß, und nahm mehrere Krystallphiolen heraus, die verschieden gefärbte Flüssigkeiten enthielten. Eine derselben war zu zwei Drittel mit einem weißen, hellen Wasser angefüllt. Er verbarg sie an seinem Busen, blies dann das Licht aus, welches ihm zu seinen geheimen Nachsuchungen geleuchtet hatte und warf sich in einen Lehnstuhl, des Athems kaum mächtig, bleicher denn jemals, die Augen starr und verstört.

Das Geräusch von schweren Schritten durch den langen Gang nöthigte ihn einige Minuten später, seinem Gesicht einen mildern Ausdruck zu geben und die von Sorgen umwölkte Stirne emporzuheben. Eine alte Frau trat ein. Es war die nach der Mutter am meisten geliebte, die Amme der beiden Kinder. Erich erwartete sie und doch fuhr er bei ihrem Anblick zusammen. Jeden Abend um diese Stunde brachte das sorgsame Weib ihm und Stephanien einen für die Nacht bereiteten Trank. Sie ließ gern selbst die Kinder ihr Gebräu versuchen, um die Lobsprüche einzuernten, mit welchen ihre tägliche Fürsorge belohnt zu werden pflegte. Diesmal fand Erich gegen Gewohnheit seine Limonade etwas schwach und verlangte eine Citrone, um ihr einen würzigeren Geschmack zu geben. Die Alte wunderte sich darüber, verließ indessen, nachdem sie ihre Platte einstweilen niedergesetzt, eilig den Salon, um das Verlangte zu holen. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Erich aufsprang, sich krampfhaft und in Verzweiflung mit beiden Händen in die dichten Haare fuhr, als wollte er sie mit der Wurzel ausreißen, und mit einem Seufzer, der alle Fibern seines Herzens auf einmal hätte zersprengen können, und nicht ohne einen ängstlichen Blick um sich zu werfen, in seinen Busen griff, das verhängnißvolle Fläschchen hervorzog und seinen Inhalt Tropfen um Tropfen in das für seine Schwester bestimmte Glas goß. In demselben Augenblick verbreitete sich ein etwas scharfer Geruch durch das Zimmer, aber er verflog auch sogleich wieder und der tödtliche Saft blieb eben so hell, eben so durchsichtig wie vor der Mischung.

„Morgen!“ murmelte der unglückliche Graf, indem sein Auge der treuen Dienerin folgte, als sie das Kabinet verließ, um dasselbe nicht mehr zu betreten. Dann verbarg er sein Gesicht in beide Hände und saß in todesähnlicher Erstarrung.

„Morgen!“ wiederholte er, als er sich endlich aufrichtete, und seine Füße versagten ihm fast den Dienst, da er sich nach seinem Schlafgemach schleppte. „Minna, heißgeliebte Minna! Theuer, sehr theuer habe ich das Recht erkauft, Dir angehören zu dürfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Juste-milieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Anton.

(Fortsetzung.)

Jetzt, wo Schwanthalers Werk unsere Stadt ziert, und unser Auge leuchtet, so oft wir über die Freiung gehen, und uns an einer schönen Idee in schöner Form erfreuen, jetzt sind wenigstens jene Kritikaster und vorlauten Schreier verstummt und vielleicht auch beschwichtiget, die aus schlecht verstandenem Patriotismus früher in den Journalen ihre Windmühlenkämpfe aufführten, für die vaterländische Kunst viel Leeres mit Emphase und Pathos sprachen, einige Lanzen für sie umsonst zersplitterten, und sich's so zu Herzen gehen ließen, daß man einem Ausländer ein solches Werk übertragen habe. — Und ist denn Schwanthaler kein deutscher Künstler? — Da sprecht ihr tagtäglich von deutscher Einigkeit in tausend verschiedenen Phrasen, da kämpft ihr in hundert Broschüren für Einheit des deutschen Vaterlandes, da müht ihr euch ab und beweist haarklein, daß alle Blondköpfe Germaniens, wenn sie auch schwarzes Haar hätten und am Missisippi wohnten, ein gemeinschaftliches Band umschlingt, da singt ihr in allen Tonarten: „Schles-

wig-Holstein, meerumschlungen" und wird einem Künstler, der zu den Besten des deutschen Landes zählt, aber über der Gränze, wenn auch innerhalb des deutschen Reiches, wohnt, ein Kunstwerk bestellt, so schreit ihr ohne Rücksichten über Zurücksetzung eingeborner Künstler, über Begünstigung des Auslandes, und die schönen Worte, Phrasen und Träume vom einigen deutschen Vaterlande vergehen ohne Bedeutung, und der deutsche Künstler ist euch nur ein Brodabschneider, der euch im Erwerbe beeinträchtigt. — Nennt mir doch, ich bitte euch, einen österreichischen oder Wiener Bildhauer, der ein Werk von gleicher Schönheit und Genialität hatte hinstellen können, wie Schwanthaler. Wir wollen deßwegen die einheimischen Künstler nicht ungerecht beurtheilen, wir wollen die verschiedenen Umstände und Verhältnisse, die ein kräftigeres Emporstreben derselben verhindern, nicht wiederholt detailliren, was ohnehin schon bis zum Ueberdruß geschehen ist. Wenn übrigens auch die äußern Einwirkungen sich günstiger und mehr ermuthigend gestalten würden, so fehlt noch immer eine Hauptsache — die Prometheus-Flamme, die nicht jedem Sterblichen leuchtet, und in dieser Beziehung ist es evident, daß wir gegenwärtig keinen Oesterreicher nennen können, der an den Namen Schwanthaler auch nur hinanreichen würde. Wir haben talentvolle Schüler, o ja, aber keine Meister. Daß aber deßwegen unsere städtische Behörde, unbekümmert um die Vorwürfe und Verdächtigungen Einzelner, ein Werk, das unsern Nachkommen von dem Höhepunkte deutscher Kunst ein Zeugniß geben soll, dem größten deutschen Bildner der Jetztzeit übertrug, kann nur belobt werden; und der Erfolg hat die getroffene Wahl auch glänzend gerechtfertiget.

Ueber die hohe Vortrefflichkeit des Schwanthaler'schen Werkes waren diesmal sogar die Wiener Blätter einig, obwohl es an kleinlichen Kritteleien natürlicher Weise nicht fehlte, weil es an solchen nicht fehlen darf, denn wozu wären denn sonst die Herren Kritiker da?

Erwähnt muß noch werden, daß der Guß der Figuren in der königlichen Gießerei in München durch den Inspector Ferdinand Miller ausgeführt, vollkommen gelungen ist. Schon die Mischung des Metalls ist vortrefflich; die feurige, röthlich goldne Farbe hebt die einzelnen Figuren und läßt sie von der mattgrauen Säule aus Rosenheimerstein um so schärfer und prägnanter hervortreten. Der Guß ist rein und korrekt; nirgends findet sich ein Makel und die Ziselirung des Adlers im Wappenschilde, der alle österreichischen Länderwappen zeigt, so wie der Stickereien im kaiserlichen Mantel der Austria, ist wirklich bewundernswerth. —

Einige Wochen früher, bevor der Schwanthaler'sche Brunnen enthüllt war, wurde auch ein Bassin auf der alten Wieden, einer der größeren Vorstädte Wiens, mit einem Standbilde geschmückt. Wenn dasselbe in künstlerischer Beziehung auch keinen hervorragenden Platz einnimmt, so zeigt es doch immerhin ein lobenswerthes Streben, das Gemeinnützige mit dem Schönen zu verbinden, die Liebe zur Kunst populärer zu machen, den Sinn dafür zu heben und den Geschmack zu läutern. Natürlich können kleinere Gemeinden, deren Geldkräfte nicht zureichen, auch nicht Werke von den Großmeistern der Kunst in Anspruch nehmen und honoriren. Hier wäre ein Feld für die emporstrebende, vaterländische Bildhauerkunst und Stoff in hinreichender Menge. Auch wäre es wirklich sehr zu wünschen, wenn die ordinären Busen aus Sandstein, die auf unsern Vorstadtbrunnen die ganze künstlerische Verzierung ausmachen, verschwinden möchten und der Steinmetz weniger als der Künstler dabei beschäftiget würde. — Was nun den neuen Vorstadtbrunnen betrifft, so hat derselbe ebenfalls eine länglicht obeliskenartige Form, die hier durch die Ortsverhältnisse geboten wurde. Der Entwurf des Ganzen ist von dem hiesigen Architekten van der Nüll, die Modellirung der Statuette von dem Wiener Bildhauer Preleuthner. — Was nun Letztere betrifft, so ist dieselbe im Ganzen hübsch geformt und macht einen freundlichen Eindruck; allein näher betrachtet, fällt der sonderbare Kontrast der Bekleidung auf. Während der Engel in einem Faltengewande steckt, das alle Körperformen gänzlich deckt, und dadurch unwillkührlich den Gedanken an anatomische Schwächen des Bildhauers aufkommen läßt, die dadurch verborgen bleiben sollen, ist der Knabe wieder so ärmlich bekleidet, das Gewand liegt wie Trikot so enge an, daß man in einiger Entfernung nackte Körperformen zu sehen meint, und nur durch die eckigen Enden der Bekleidung in dieser Meinung schwankend wird. — Auch sollte die Statue, die unmittelbar auf dem Platze vor der Pfarrkirche der Gemeinde Wieden steht, eine nähere Beziehung zu dem christlichen Weihenamen der Kirche „zum Schutzengel" aussprechen. Allein der Engel macht nichts weniger als eine schützende Pantomime; er streckt den rechten Arm vor wie ein kleiner Präceptor, und Jedermann, dem man die Beziehung, die hier ausgedrückt werden soll, nicht früher begreiflich macht, wird behaupten, daß der Engel den Knaben beten lehrt, was auch das Kind mit gefalteten Händen noch mehr bestätigen muß. — Doch wir wollen mit unserer Bildhauerkunst nicht weiter ins Gericht gehen, sondern sie lieber ermuntern, so viel als möglich, und ihr ein künftiges, kräftiges Gedeihen wünschen. (Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden von Johann Nep. Vogl. Wien. 1846. 8. S. XII. 724.

Da hätten wir einmal wieder nicht-politische Poesieen. Solche Oasen werden stets wünschenswerther in dem Sandmeer von gereimten Kannegießereien, in welchem wir in der letzten Zeit bis an die Kniee gewatet und das alle Freuden der Natur, alle Liebe zur Geschichte, alle Lust an der Sage, verschlungen zu haben schien. Der uns schon lange liebgewordene Vogl bietet uns hier einen frischen Labetrunk, der in dieser „Zeit der Schwerenoth" Manchem wunden wird, Jedem immerhin, in dessen Brust neben dem Gefühl für ächte Freiheit noch Platz ist für Achtung vor dem kräftigen edeln Geiste unserer Alten, der nicht über communistischen und andern Schwärmereien Alles vergaß und mit Füßen trat, was nicht in seinen Kram paßt. Vogl ist offenbar ein bedeutendes episches Talent. Er wählt seine Stoffe mit seinem Takt und behandelt sie mit einer Lust und Leichtigkeit, die mitunter recht wohlthuend auf den Leser zurückwirken, durch die er sich aber auch verleiten läßt, oft die Form allzuleichtfertig zu behandeln. Jeder passend epische Vorwurf gestaltet sich, wie von selbst bei ihm zum Gedicht, aber diese Gestaltung ist großer Verbesserungen fähig und bedarf ihrer selbst, wenn sie den Anforderungen auch halb nur genügen soll, welche wir, neuerdings durch Platen und Rückert noch Verwöhnten an die Form bei dem Dichter machen

Digitized by Google

Herr Vogl wird uns dieses Tadels wegen hoffentlich nicht als Geistesverwandten der von ihm (S. 187) geschilderten Rezensenten betrachten; wir sind ihm diesen Tadel schuldig. Für Erste überschüttet er uns zu viel mit Fremdwörtern. So fanden wir pauver, reduzirt, galant, Komödiant in vier kleinen Verschen, so begegneten wir Teint, Cercles, nobel, Gilé, Glacé, Volontair, Furagiren, Defendiren, desperat, Praktikant, vakant, Fauteuil, die Tour sur mer, rue Victor u. v. a., welche wahrlich keiner Gleichwerthigen im Deutschen ermangeln. Ebensowenig können wir uns mit manchen Formen einverstanden erklären, die Vogl gebraucht, wie entzunden für entzündet, Gespunst für Gespinst, Lard für Lord, des Arzten Haus u. a. Auch mit den Reimen springt Verf. zu leicht um; heutzutage finden solche, wie: durch — Preßburg, Marqueur — her, hält — beseelt, wähnt — Tarent, Ungethüm — Hungersgrimm und Aehnliches keine Gnade mehr; und selbst betrübt — liebt, Blick — zurück, Beide — Freude, Riff — vertief, gelten, und mit Recht, nicht mehr als reine Reime. Sollen wir schließlich auch noch die durchaus verfehlte Eintheilung bekritteln? Die Eintheilung einer solchen Sammlung ist allerdings sehr wesentlich, aber auch sie störte uns hier, eben weil das Buch so viele und so große Vorzüge hat und wir es gern ganz ohne Makel gesehen hätten. Statt alles Weitern schreiben wir sie ab; jeder mache dann selbst beliebige Glossen dazu, aber auch diene sie ferner, unsern Lesern den reichen Inhalt des Buches entfernt anzudeuten: Vaterländische Balladen (12 Nummern), historische Balladen 26, Oertliches 8, Frauenbilder 8, Seebilder 7, Dichterleben 6, Liebeleben 23, moderne Balladen 11, militärische Balladen 11, scherzhafte Balladen 9, vom Mutterherzen 10, Dorfgeschichten 7, Genrestücke und Croquis 28, Blumenballaden 3, Zecher- und Kellersagen 9, Volkssagen 10, Klostersagen 5, Bergmannssagen 6, Gespenstisches 16, fromme Sagen 7, Legenden 12, Nachbildungen 12.

Wir scheiden von dem Buche mit dem Wunsch, daß dasselbe, wie es verdient, einen recht weiten Kreis von Lesern finde, und daß der Dichter in einer baldigen zweiten Auflage Gelegenheit habe, es von den ihm noch anhaftenden kleinen Flecken zu reinigen. Φ

Feuilleton.

*** Der Prof. Rötscher in Berlin zeigt öffentlich an, daß er bis dahin, „wo der Staat durch die Errichtung des beabsichtigten Instituts zur Bildung darstellender Künstler auf eine durchgreifende und vollkommene Weise die Sorge für die Ausbildung der Bühnenkünstler übernimmt," Rath und Unterricht in der Schauspielkunst ertheile. Demnach scheint die Begründung einer wirklichen Theaterschule noch in weiter Aussicht.

*** Ueber Donizetti schreibt Herr J. A. Rosental der „Allg Theaterzeitung". Donizetti ist nichts mehr für die Kunst, und — ein Wunder ausgenommen — auch nichts mehr für die Welt. In Kurzem wird er zur großen Seele des Bellini eilen. Jede Anstrengung der Aerzte, dem berühmten Maestro wieder auch nur einen Grad von Intelligenz beizubringen, ist vergebtich. Donizetti kann jetzt kaum, auch wenn er von zwei Personen unterstützt wird, einige Schritte machen. Sein Auge ist fast erloschen, nur langsam bewegt er seinen Blick; er spricht nicht; er faßt nichts, er erkennt Niemanden, — und nicht einmal der Klang seiner eigenen Harmonie erregt ihn mehr! Der berühmte Arzt Moureau, dessen brüderlicher Pflege er anvertraut, ist der Meinung, daß ihm nur noch wenige Tage hienieden gegönnt sind. Viele Aerzte, die ihn täglich besuchen, versichern ebenfalls, daß Donizettis Ende sehr nahe sei, und vielleicht hat schon jetzt, indem ich dieses schreibe, der Himmel einen Seligen mehr. Ivry, der Ort, an welchem er sich befindet, wird vielleicht seinen letzten Athemzug schon aufgenommen haben; seine Ueberreste werden jedoch einmal im Pantheon Italiens ruhen.

*** E. L. Bulwer erklärte bekanntlich vor einigen Jahren, daß er keinen Roman wieder schreiben würde. Er hält indeß zur Freude seiner zahlreichen Verehrer nicht Wort, denn in den nächsten Tagen erscheint ein neuer Roman von ihm. Merkwürdig ist dabei, daß gerade der sehr reiche Bulwer der erste englische Schriftsteller ist, welcher eine Bestimmung des neuen englisch-preußischen Vertrags über das Verlagsrecht benutzt, um das Recht, eine deutsche Ausgabe seines Werkes zu veranstalten, an einen deutschen Buchhändler zu verkaufen. Außerdem verkauft er das Recht, in Deutschland eine englische Ausgabe zu drucken und so zieht er, was ihm Niemand verargen wird, auf sehr verschiedene Weise materielle Vortheile von seinem Geiste. A. M. Z.

*** Man hat Nelson's Degen aufgefunden. Die Identität dieser Waffe ist von dem Veteranen, der ihn nach dem Tode des Admirals bei Trafalgar aufbewahrte, bestätigt worden. Lord Sape hat den Degen um 100 Guineen gekauft und dem Marinespital zu Greenwich geschenkt.

*** Das „Limerik-Chronikle" erzählt folgenden Fall: Zwei Kinder in einem englischen Arbeitshause wurden, weil sie bei Tische sich gezankt und sich um eine Kruste Brod gestritten, in das Loch eingesperrt. Der Vorsteher des Hauses vergaß die armen Kinder und nach zwei Tagen fand man die Kleinen — todt, sich umschlungen haltend; der Aufseher ist darauf verhaftet worden.

*** Das neue Lustspiel: „Der grüne Mann", von Flotow, recensirt ein Kritiker in München wie folgt: „Im ersten Akte gereichte mir dieses Lustspiel nicht zur Lust; aber im zweiten zur Last; im dritten schlief ich ein, und der vierte riß mich so hin, daß ich mich, ich wußte nicht wie, vor der Thüre befand. Ich dankte meinem Schöpfer und ging — wieder hinein? Nein, das können Sie nicht verlangen. Ich ging wie die Ahnfrau — nach Hause."

*** Bei Déva in Siebenbürgen — berichtet der Ungar — entführte ein junger Advokat auf die romantischeste Weise seine Geliebte, da er auf die wiederholten Bitten um ihre Hand stets abgewiesen worden war. Während der Schwager des Mädchens, bei dem es wohnte, auf dem Markte in Boldogfalva abwesend war, überfiel unser „Heißsporn" das Haus mit 12 bewaffneten Reitern, nahm sich die Liebe seines Herzens mit Gewalt und ließ sich unterwegs mit ihr vermählen. Es ist doch noch nicht alle Romantik ausgestorben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25. November. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zu dessen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hiesiger Bühne) Zum Erstenmale: Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. (Gastrolle) Schalk: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 325. Mittwoch, den 25. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Fortsetzung)

5.

Große Bestürzung herrschte am folgenden Tag in dem altertümlichen Hause. Die Gräfin Stephanie war aus der Welt gegangen. Als die greise Amme frühmorgens die Vorhänge wegzog, um die ersten Strahlen der Sonne in das Gemach zu lassen, hatte das gnädige Fräulein die Augen für immer geschlossen. Bleich und regungslos auf dem Todtenbette hingestreckt, hätte man anfangs glauben können, sie schlummere noch. Auf der einen Hand ruhte ihre Wange, die andere hielt noch den Rosenkranz wie im Gebet. Die Gräfin mußte ohne alles Leiden verschieden sein, denn um die kalten Lippen spielte noch ein Lächeln und der strenge Ausdruck ihrer Züge schien etwas gemildert. Ernst und trübsinnig stand der Graf zu Füßen des Bettes und erwartete den Arzt, welchen man von dem Todesfall hatte benachrichtigen lassen. So sehr er es auch zu verhehlen suchte, man sah, wie er am ganzen Leibe bebte. Freilich hörte er ja nur Weinen und Klagen um sich; er hatte seine einzige Schwester, die letzte seiner Blutsverwandten verloren. Der Arzt fand sich bald ein. Er fühlte den Puls und dieser schlug nicht mehr unter der eiskalten Haut. Er entblößte den schönen weißen Arm bis an die Schulter, aber die Lanzette öffnete dem Blut umsonst einen Weg, denn es rollte nicht mehr durch die bläulichen Adern. Der Doctor schüttelte den Kopf und reichte voll Theilnahme dem Bruder der Verstorbenen die Hand.

„Dieser Todesfall," sprach er, „muß ohne allen Zweifel eine Folge des Kummers sein, und man konnte ihn seit langer Zeit voraussehen. Die junge Gräfin hat an einer Gemüthskrankheit gelitten. Früher oder später hätte dieser harte Schlag erfolgen müssen; menschliche Hülfe hätte die Hingeschiedene nicht zu retten vermocht."

Mit diesen Worten verließ der Arzt das Trauerhaus.

Die wenigen Nachbarn — entweder in Breitlingen oder der Umgegend wohnhaft — die das Recht hatten, sich in einem solchen Augenblick dem Grafen vorzustellen, fanden sich nach der Reihe ein, um demselben ihr Beileid zu bezeugen. Aber Erich war nicht im Stande, auch nur fünf Minuten an einem Ort zu bleiben; trost- und sprachlos, mit trockenen Augen, irrte er durch die Gemächer, ergriff mit zitternden Händen bald hier, bald da einen der verschiedenen Gegenstände, welche Stephanien angehört hatten, und betrachtete sie mit verstörtem Blick, als denke er Spuren daran zu finden, die ihn anklagen könnten.

Die Bestattung der Gräfin sollte mit dem damals üblichen Gepränge und wie es dem hohen Rang der Verstorbenen angemessen war, stattfinden. Vier und zwanzig Stunden blieb die Leiche in dem Sterbehaus ausgestellt, und man traf alle Vorbereitungen, die Trauerceremonien mit dem größten Glanz zu umgeben.

In der Mitte des Friedhofs erhob sich ein kleines, aus Steinen errichtetes Gebäude; dasselbe enthielt nur zwei Räumlichkeiten, eine unter dem Namen der Auferstehungskammer, wo die Leichen der Verstorbenen eine Zeitlang beigesetzt wurden, bevor man sie ins Grab senkte, und eine andre, welche die Glockenstube hieß, weil hier eine Glocke aufgehängt war, deren Zug in die erste Kammer ging, wo sie den Leichen um den Arm gebunden wurde. War der Beigesetzte nur scheintodt und erwachte in der Auferstehungskammer wieder zum Leben, so mußte bei der leisesten Bewegung desselben die Glocke in der andern Stube ertönen. Dem nächsten Verwandten lag deshalb nach der Sitte die traurige Pflicht ob, drei Tage und drei Nächte in diesem Vorsaal des Grabes zu wachen, um dem etwa wieder Auflebenden beim Ertönen der Glocke schnell beizuspringen.

Der lange Tag und die lange Nacht, während welcher die Hülle der Gräfin Stephanie noch unter dem Dach ihrer Voreltern ruhen mußte, verstrichen ohne einen Zwischenfall, und alle Anstalten, die in einer kleinen Stadt wie Breitlingen zu treffen möglich waren, um einen schönen Leichenconduct herzustellen, nahmen die Bewohner des alten Hauses in Anspruch. Am Morgen des zweiten Tages setzte sich der Zug nach dem Friedhof langsam in Bewegung, und hier war schon ein Grab neben jenem bereitet, wo Erichs und Stephaniens Mutter ruhte. Der Leichenwagen fuhr vorüber, ohne vor dieser letzten Wohnung anzuhalten. Die Leiche der Gräfin wurde in die Auferstehungskammer gebracht und dort mit ängstlicher Sorge und Vorsicht auf das bereit gehaltene Lager gelegt. Unter den Trauernden schien die alte Amme am meisten vom Schmerz überwältigt. Sie jammerte laut auf, zerfloß beinahe in Thränen und kniete lange Zeit neben der hingeschiedenen Gebieterin, deren kalte, starre Hände mit ihren weichen umschließend. Alle aber empfanden die innigste Theilnahme für den jungen Grafen. Binnen vierundzwanzig Stunden war er um mehrere Jahre gealtert, eine bleigraue, krankhafte Farbe entstellte sein schönes Gesicht, seine Stimme klang hohl und heiser und seine zitternden Hände versagten ihm den Dienst. — Ganz natürlich! — meinten die, welche ihn in diesem Zustand sahen, — Jahre lang haben sie nur für und mit einander gelebt.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, als der Zug der Trauernden den Rückweg nach der Stadt antrat. Erich blieb, wie es ihm Pflicht und Sitte gebot, auf dem Friedhof zurück, um in der Glockenstube die Nacht zu durchwachen. Nicht ohne einen geheimen Schauder vernahm er wie das Rasseln der Räder und das Geräusch der Tritte allmälig in der Ferne verschwand. Er fühlte, daß er allein bleiben müsse, und allein mit wem? . . . Drüben in der Kammer die starre Leiche seiner Schwester, draußen viel tausend andere Leichen, in lange Schweißtücher gehüllt und

Digitized by Google

in die Erde gebettet, und mitten unter ihnen ein gähnend Grab, welches seinen Bewohner erwartete. In solcher Umgebung wurde es dem jungen Mann unheimlich und in dicken Tropfen trat ihm der Angstschweiß auf die Stirne.

Ruhig im Gemüth, fromm von Herzen, hatte er bei der Leiche seiner Mutter gewacht und gebetet; aber freilich, es war auch der Himmel, der ihm seine Mutter genommen und er war damals noch unschuldig und von Hoffnungen erfüllt. Aber heute! — — Der Unglückliche stand auf, schleppte sich ans Fenster und öffnete es. Die Dämmerung begann sich auf die Erde zu lagern und immer blasser und blasser fiel das Licht durch die schmalen Scheiben des Todtenhauses. Aengstlich sah er sich dann wieder in der Stube um, wo er die Nacht durchwachen sollte.

Eine schwache Flamme brannte in dem Kamin, dort zündete er seine Lampe an. Auf dem Tisch lag ein Gebetbuch aufgeschlagen. Er versuchte darin zu lesen, seine Geisteskräfte daein zu sammeln, aber es war ihm jetzt unmöglich, zu beten; die Schwere seines Verbrechens drückte ihm Leib und Seele zu Boden. Wohl zwanzigmal fragte er sich, wie vom Wahnsinn erfaßt, was er denn hier thun solle, und warum er denn wachen müsse, da ja sein Opfer doch unwiderruflich gefallen sei, und zwanzigmal gab ihm sein böses Gewissen die fürchterliche Antwort, daß er bleiben müsse, bis die Gemordete unter dem Grabhügel ruhe, sonst werde sie ihn verfolgen, ihm nirgends Ruhe lassend.

Nur für Augenblicke gelang es dem jungen Grafen, der wachsenden Todesangst einigermaßen Herr zu werden. Er rief den Stolz seines Geschlechts zu Hülfe und das Vertrauen, welches er vor Kurzem noch in seine Stärke und in seinen Muth setzen durfte. Was hatte er denn ganz und gar zu fürchten? Die Todten vermögen ja nichts gegen die Lebendigen. Aber je furchtbarer ihn sein Gewissen folterte, desto mehr drängten sich ihm die Worte des Doctors wieder auf und die sichere Ueberzeugung, mit welcher er von Stephaniens Tod als von einem unvermeidlichen, voraussichtlichen Ereigniß gesprochen hatte. „Früher oder später mußte es geschehen," war die Meinung der Wissenschaft. Hätte er also nicht warten, hätte er nicht Geduld haben können; mit einigem Aufschub, mit Versprechungen wäre noch Alles gut gegangen, — aber jetzt war es zu spät. Das Verbrechen ließ sich nicht wieder gut machen. Bleich, starr, kalt, lag wenige Schritte von Erich entfernt seine Schwester hingestreckt; Thränen, und wären sie Thränen Blutes, wecken die Todten nicht wieder auf.

(Schluß folgt.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Joseph Antony.

(Schluß.)

In der Vorstadt Jägerzeile, in der Straße, welche nach dem weltbekannten Prater führt, ist zu derselben Zeit, als Schwanthalers reizende Strom-Nymphen auf der Freiung enthüllt wurden, auch eine neue Kirche eröffnet und konsekrirt worden, da das frühere kleine Gotteshaus dem frommen Bedürfnisse der Gemeinde nicht mehr genügte. Schon seit sechs Jahren wurde an dem Werke gebaut und gearbeitet, aber wie sich der Tempel nach und nach erhob und immer höher wurde, wurden auch die ungünstigen Stimmen im Volke und unter den Sachverständigen darüber immer lauter und lauter. — Plan und Anlage des Ganzen, wie es jetzt vor unsern Blicken steht, ist, gerade herausgesagt, verfehlt zu nennen; besonders beleidigt das feinere Auge der Mangel einer durchgeführten Idee, des einheitlichen Ausdrucks, das zusammen Gewürfelte des Styls; mit einem Worte, das System- und Ideenlose des ganzen Werkes. Freilich kann hierüber dem Architekten, Professor Rösner ein gegründeter Vorwurf nicht gemacht werden, da nach seinem ersten Entwurfe die Kirche in reinem gothischen Style hätte aufgeführt werden sollen. Allein, wie es nun einmal immer geht, wenn die Ausführung irgend eines Planes, der im Kopfe eines verständigen Künstlers entsprang, nicht bloß von dem Gutachten, sondern auch von dem entscheidenden Beschlusse mehrerer Köpfe abhängt, die Alle ihre subjektiven Pläne dabei untergebracht und ausgeführt wissen wollen, so ging es auch hier. Aus ökonomischen Verhältnissen und Rücksichten, da die vollkommene Ausführung des Rösner'schen Projektes zu viel Geldmittel in Anspruch nahm, ging man zwar von seinem Plane nicht ganz ab, aber man nahm hier und da weg, legte dort wieder zu, verbesserte hier oder glaubte es wenigstens zu thun, änderte da, weil es so wohlfeiler kommen sollte und so entstand ein mixtum compositum, ein zusammengeflicktes, verkrüppeltes Ding, und statt einer Kirche im gothischen Style haben wir eine im — romanisch-venezianisch-byzantinischen, wie ihn unsere gelehrten Aesthetiker taufen. Ich kenne diesen Styl nicht, und kann daher über die Frage, in wiefern derselbe bei diesem Kirchenbaue in Anwendung gebracht worden ist, mir kein Urtheil anmaßen, nur muß ich gestehen, daß mir der Thurm, bei dessen Ausführung dieser dreinamige Styl in seiner strengsten Reinheit beibehalten sein soll, mit seiner, aus Verschiebungen sich bildenden Spitze und seinen kleinlichen Verzierungen ein großer Dorn im Auge ist.

Das Innere des Gotteshauses ist nicht so tadelnswerth. Nachdem man auf mehreren Stufen hinauf, und durch doppelte Thüren eingetreten ist, steht man in dem Kirchenschiffe, das rechts und links mit Säulen abgeschlossen, einen eigenen Kreuzgang bildet, über welchem sich, da er gedeckt ist, eben so wie ebener Erde, Betstühle für die Gläubigen befinden. Vornenzu werden die Räume der Kirche enger, und dort steht in einer Halbroudelle der Hochaltar. — Der Prospekt des Innern ist weit günstiger als der äußere. Nur für Tageshelle ist zu wenig gesorgt, und obgleich die Kirchenfenster ohnehin nicht zu zahlreich sind, wird das einfallende Licht noch durch geschliffene und matte Verzierungen in denselben so gebrochen und geschwächt, daß das Haus immer in einem düstern Dämmerlichte befangen ist, was aber mit der Bestimmung eines Gotteshauses gewiß im auffallendsten Kontraste steht. Denn, wenn in dem Baue eines Tempels die göttliche Wirklichkeit symbolisirt, und die freie Unendlichkeit der Existenz im Raume ausgedrückt sein soll, wie es die Aesthetik fordert, so wird diese Idee schwerlich in einer halb dämmernden, oder gar finstern und gedrückten Räumlichkeit, sondern nur in einem hohen, leichten, lustigen und frei getragenen Gebäude zum Ausdrucke kommen. Die Durchführung solcher Ideen im Raume aber ist die Aufgabe der universellsten aller Künste, der Baukunst, als der Poesie des Raumes. — Für das bloß sinnliche Bedürfniß des Schutzes gegen die stürmischen Elemente der Naturkraft, oder gegen die ungebändigte Thierwelt eine feste und sichere Wohnung zu bauen, das ist nicht die Sendung der Kunst; dazu genügt die Kelle des Handwerkers. Um so mehr dann bei einem Gebäude, das nicht aus Bequemlichkeitsrücksichten da ist, bei dem

nicht um eine zinsenbringende Eintheilung, um eine lukrative Bestandverlassung gefragt wird; bei einem solchen Gebäude, das einer glaubensvollen Idee geweiht ist, da ist es gewiß auch an der Zeit, seinen Erbauer zu fragen: „was hast du gethan, um den Gedanken des Lebens im Stoffe zu verwirklichen, und die Idee, die dir vorschwebte, die dich geleitet hat, heimisch darzustellen im Reiche der Wirklichkeit?“ — Allein in unserer Zeit, wo die Kunst nur mehr dem Luxus dient, und die Architektur ihre ganze Force darein setzt, schnell und wohlfeil zu bauen, wäre es ein sonderbares Wagniß, einen Baukünstler um Ideen zu fragen, die er in seinem Werke sichtbar ausführen sollte. Ich glaube, die Wenigsten würden eine solche Frage verstehen, aber sie höchstens als eine leise Ironie lächelnd hinnehmen, ohne zu antworten. Was nun aber gar den Kirchenbau anbelangt, so sind unsere Baukünstler in dieser Species ganz außer Uebung gekommen. Wir bauen keine Kirchen mehr, wie im christlich-romantischen Mittelalter, nur große Magazine, weitläufige Zollhäuser, und da fragt es sich um keine Ideen, die darin liegen sollen, sondern höchstens um Räume für confiscirte Waaren, die noch hinein gelegt werden sollen. Und so wollen wir denn auch bei dem Künstler, der unsere neue Kirche baute, Manches entschuldigt sein lassen durch die Kunstzustände unserer Zeit selbst, und noch sehen, was die andern Künste zur Ausschmückung seines Werkes beigetragen haben.

An der vordern Außenwand der Kirche, in den Nischen zu beiden Seiten des Einganges sind die zwei lebensgroßen Standbilder der beiden Heiligen Ferdinand und Anna aufgestellt; zwei würdige und gute Werke von den bekannten und geachteten Wiener Bildhauern, Bauer und Klieber. Die äußere Wand des Hauses selbst ist in ein triftes Steingrau gekleidet. Die innern Kirchenwände aber haben die Farben mehr als gebührlich in Anspruch genommen, und doch ist für Frische und Helle dabei nichts gewonnen worden. Die dominirende Farbe ist ein gewisses braunes Gelb, das die Sehorgane trüb und unangenehm affizirt, und daher auch einen gleichen Eindruck auf den Beschauer hervorbringt. Die Kuppel ist blau mit goldnen Sternen besäet, die aber in ihrer starren Gleichförmigkeit und in ihrer mathematischen Quadrat-Regelmäßigkeit stets wiederkehrend, nichts weniger als an den darüber sich wölbenden Himmelsbogen und die Myriaden flimmernder Lichter mahnen, die, wenn auch nicht so angebracht und gleichförmig an einander gereiht, dennoch mit unbegreiflicher Präcision ihre ungemessenen Bahnen ziehn. — Das Hauptaltarbild, das die Apotheose, oder mit einem christkatholischen Ausdrucke, die Verklärung des heiligen Wenzel zum Gegenstande hat, ist von L. Kupelwieser, dem bekannten Meister, würdig in der Komposition und edel in der Farbe ausgeführt. Ueber demselben sind die Kirchenväter und Evangelisten von seiner Hand al fresco dargestellt. Für die beiden Seitenaltäre hat L. Schulz Christum am Kreuze, die Mutter Christi am Grabe, dann des Weltheilands Geburt und Auferstehung, die beiden letztern ebenfalls al fresco, gemalt. Die Fresken des Kreuzganges, die verschiedenen Leidensstationen Christi darstellend, hat L. Führich, der die christkatholische Histarie sonst so trefflich illustrirt, zwar gut gezeichnet, aber mit grellen und oft widerlichen Farbeneffekten ausgeführt. Freilich haben unsere Künstler in der Wandmalerei zu wenig Praxis, um hier Ausgezeichnetes leisten zu können.

So wurde Wien innerhalb eines kurzen Zeitraumes auf einmal mit mehreren Werken der Skulptur und Architektur geschmückt, und die Kunst, die sich sonst immer über stiefmütterliche Behandlung in unserer Residenz, besonders in öffentlicher Beziehung zu beklagen hatte, kann sich nun des anbrechenden Morgens erfreuen und auf einen heiteren, sonnigen Tag mit Zuversicht hoffen.

Ein Dichtertod.

Eine schöne That besiegelte in der jüngsten Zeit ein schönes Dasein durch den Tod. Ein junger hoffnungsvoller Dichter verlor sein Leben bei dem Versuche — in der galizischen Stadt Tarnopol — einem verunglückten Arbeiter das seinige zu erretten. Die näheren rührenden Umstände dieser That sind folgende. Ein Jüngling, Namens Alwin Reinbold, war am 24. August Mittags so eben in ein Haus getreten, wo er Sprachunterricht ertheilte, als um den vor demselben befindlichen städtischen Brunnen Lärm entstand. Es hieß, ein junger Bursche, ein jüdischer Wasserträger, der vor einer Weile in den Brunnen gestiegen, um etwas an der Pumpe zu verbessern, sei nicht zurückgekehrt, und gebe auf keinen Ruf Antwort. Man eilte aus dem Hause, Reinbold mit. Er drängt sich rasch durch die Menge zu dem Brunnen. Ein Bedienter des Hauses, der ihn gewahrt und sein Vorhaben errath, will ihn davon abhalten. Reinbold aber drängt ihn mit den Worten zurück: „Ich will den Armen retten!“ und schwingt sich mit Behendigkeit die Leiter hinab. Im Vertrauen auf seine Uebung in allen Künsten körperlicher Gewandtheit und in der Schwimmkunst insbesondere, die ihm schon einmal in Wien bei der Rettung eines Menschenlebens zu Statten gekommen war, mochte der Unglückliche wohl nicht geahnt haben, daß hier ein feindlicheres Element mit im Spiele sei, dem noch kein athmendes Wesen ungestraft trotzen konnte. Kaum in der Mitte des Brunnens angelangt, begann er, von der dort angehäuften Stickluft erfaßt und betäubt, zu schwanken, ließ die Leiter los und stürzte in die Tiefe. Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Nach dreistündigen fruchtlosen Versuchen spürte man, daß die im Brunnen fortwährend fleißig herumgewendete Krampe sich wieder in etwas verwickelt habe. Man zog sie mit der größten Vorsicht der Oberfläche zu. Es herrschte Todtenstille ringsumher. Da entfuhr ein Schrei des Entsetzens allen Umstehenden: das schöne blaße, von blonden Locken umwallte Antlitz Reinbolds kam zum Vorschein. Man glaubte einen der Gruft entsteigenden Geist zu sehen. Er wurde von dem Haken, der ihn an den Kleidungsstücken unter einem Arm gefaßt und also in aufrechter Stellung emporgezogen hatte, losgemacht und auf die Erde gelegt. Alle gegenwärtigen Aerzte, unter denen auch der Kreisphysikus, legten hülfreiche Hand an. Man ließ kein Mittel gegen den Erstickungs- und Wassertod unversucht. Es blieb umsonst. Der edle Dichter war todt. Etwa eine Stunde später gelang es, den jüdischen Wasserträger herauszuziehen: wie zu erwarten stand, waren aber auch bei diesem alle angestellten Rettungsversuche ohne Erfolg. — Alwin Reinbold war den 27. Oktober 1818 in Marienugarten in Hannover geboren und der Sohn des ehemaligen Oberamtmanns Reinbold in Celle. Er trat im Jahre 1836 als Kadet bei einem Infanterieregiment in österreichische Dienste, wurde 1839 Offizier, gab aber bereits 1844 den Militärdienst wieder auf, heirathete, erwarb sich das Qualifikationszeugniß zum Postamtsdienst und war eben, um diesen antreten zu können, bemüht, sich in Tarnopol

durch Unterricht in fremden Sprachen das zur Kaution erforderliche Kapital zu erwerben, als ihn der frühe Tod erreichte. Alwin Reinbold war nach dem Zeugniß Aller, die ihn kannten, eben so ausgezeichnet durch umfassende Kenntnisse, als durch seltene geistige Begabung und Gemüthstiefe, Liebenswürdigkeit des Charakters und ein bescheidenes einnehmendes Aeußere. Ein rasches muthiges Streben nach den edelsten Gütern dieser Welt war sein Leben, eine rasche kühne That sein Tod. Er war eine jener seltenen Naturen, deren ganzes Sein und Thun ein lebendiger Ausdruck schwungreicher Poesie ist. Alwin Reinbold hinterläßt eine Wittwe mit einem anderthalbjährigen und einem ungebornen Kinde, nothwendigerweise in bedrängten Umständen. Gleich nach seiner Bestattung legte zwar die Tarnopoler Judenschaft ihre Gefühle für den edlen Verstorbenen durch wirksame Theilnahme an dem Schicksal der Hülflosen an den Tag, und es wetteiferten darin mit ihnen alle Stände der edlen Bewohner Tarnopols; nichtsdestoweniger muß man aber wünschen, daß sich ihnen auch eine höhere Aufmerksamkeit zuwende. A. Z.

Feuilleton.

⁂ Die Enthüllung der Bildsäule des Königs Karl des Vierten, Johann in Norrköping fand am 20. October mit großen Festlichkeiten im Beisein des Königs, der beiden Königinnen und einer zahllosen Menge Zuschauer, von welchen eine große Zahl von dem Magistrat eingeladen war, statt. Der König ist im Marschallsmantel, mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf, in kontemplativer Stellung, mit der linken Hand auf den Schwertgriff gestützt, mit der rechten den Mantel offen haltend, dargestellt. Sein Gesicht drückt Milde und Ernst aus.

⁂ Longwood. Als die Fregatte „Armida" bei ihrer letzten Fahrt vor St. Helena ankam, erfuhr der Kommandant derselben, Kapitän Despointes, aus den Annoncen des dortigen Handels-Journals, daß Longwood, Napoleons Wohnung, der stumme Zeuge von des gefallenen Kaisers Märtyrerthum und Tode, öffentlich versteigert werden solle. In welchem Zustande sich übrigens Longwood befindet, braucht nicht erst erwähnt zu werden; aus des Kaisers Schlafzimmer, wo er starb, hat man einen Stall, aus seinem Arbeitszimmer einen Heuboden gemacht, und so alle Erinnerungsstätten an den Verstorbenen auf die unwürdigste Weise entweiht. Kapitän Despointes faßte den Entschluß, Longwood für Frankreich zu kaufen, oder, da seine Befugnisse nicht so ausgedehnt sind, seinem Vaterlande wenigstens den Ankauf möglich zu machen. Am 20. September sollte die Fregatte St. Helena verlassen, und am 19. erst hatte Herr Despointes die Annonce von dem Verkaufe Longwoods zu Gesichte bekommen; er begab sich sogleich an's Land zu dem Gouverneur und fragte an, ob eine fremde Nation auf britischem Gebiete ein Stück Grund und Boden besitzen könne. Auf die bejahende Antwort eilte er zum Verkäufer, verständigte sich mit demselben und erhielt gegen eine Geldsumme, die er sofort bezahlte, das notoriell ausgefertigte, rechtskräftige Zugeständniß, daß Longwood nicht vor einem Jahre, also nicht vor dem 20. September 1847, versteigert werden solle, wo die Antwort und Entscheidung des Ministeriums aus Paris in St. Helena angelangt sein kann. Der Schätzungspreis ist 40,000 Fr. und diese Summe so unbedeutend, daß die Regierung gewiß keinen Augenblick anstehen wird, die Acquisition zu machen, Longwood in würdiger Weise zu restauriren, die von dem Kaiser gebliebenen Reliquien dort aufzustellen, und das Ganze erhalten und bewachen zu lassen. Hmrft.

⁂ Berlin. Ein origineller Verlags-Kontrakt. Dieser Tage verkaufte Fürst Felix Lichnowsky das Verlagsrecht seiner Memoiren an den kgl. Hofbuchhändler A. Duncker für Rauch's Büste Sr. Maj. des Königs. Der Verleger verpflichtete sich nicht allein, dieses schönste plastische Kunstwerk unserer Ausstellung mit jedem Preis zu bezahlen, sondern übernahm auch noch die schwere Aufgabe, den Meister Rauch zum Verkauf der ihm sehr lieb gewordenen Büste zu bewegen. Wie man hört, hat sich der Autor nur vorbehalten, die Zeit der Veröffentlichung seiner Memoiren noch näher zu bestimmen. M. f. d. L. d. A.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 23. November)

Wir haben in diesen Blättern schon öfters Anlaß genommen, unser Bedauern auszusprechen, daß in dem übermusikalischen Frankfurt nicht einmal regelmäßige Quartettsoiréen, wie in allen größeren Städten, zu Stande kommen. Um so erfreulicher ist es uns jetzt, berichten zu können, daß vier solcher Quartettunterhaltungen im Laufe dieses Winters stattfinden werden, indem sich mit Herrn Heinr. Wolff, erstem Sologeiger des hiesigen Orchesters, die Herren Posch, Eisner jun. und Geißler zu diesem rühmlichen Zwecke vereinigt haben. Ein solches Beginnen kann der Theilnahme des Publikums nicht warm genug ans Herz gelegt werden. Fast das Herrlichste, was unsere größten Tonmeister geschaffen, liegt in ihren Quartetten geborgen, und doch sind diese für die Mehrzahl selbst der sogenannten „Musikalischen" ein vergrabener Schatz. Wir wissen gar nicht, wie reich wir sind. Es war ihr heimlichstes, innigstes Seelenleben, was Haydn, Mozart, Beethoven in ihren Quartetten ausgesungen. Man hört so äußerst selten Haydn'sche und Mozart'sche Instrumentalwerke in Frankfurt, die Beethoven'schen Symphonieen werden fast exclusiv protegirt. Wir freuen uns recht herzlich, in den Quartettsoiréen wieder einmal Instrumentalsätze jener Meister zu hören. Glaubt man vielleicht, es sei unpraktisch, etwa in unserer Zeit auch eine Haydn'sche Symphonie aufzuführen, da diese Musik doch dem Lauenohre verständlicher und einschmeichelnder erscheint, als die Beethoven'sche? Das müßte ja ein gar arges Publikum sein, dem solche Meisterwerke von so klarer, kindlich reiner, herzlicher Ansprache mißfielen! R.

— Die neue Tragödie von Oehlenschläger „Amleth", ward in Kopenhagen am 14. d., am 67jährigen Geburtstage des Dichters aufgeführt, und von Anfang bis zu Ende mit enthusiastischem Beifall aufgenommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 24. November. Der Wollmarkt, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Clauren.

Mittwoch, den 25. November. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zu dessen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hiesiger Bühne) Zum Erstenmale: Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. (Gastrolle) Schalk: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 326. Donnerstag, den 26. November 1846.

Die Glockenstube.

Novelle von O. N.

(Schluß.)

Es war gegen Ausgang des Herbstes. Die Sonne war untergegangen und dichte Massen dunkler Wolken überzogen den Himmel, während feuchte Nebel aus der Erde emporstiegen. Nur das Rauschen des Windes vernahm man, der unter den Cypressen- und Eibenbäumen die welken Blätter über den Boden fegte. Sonst herrschte Stille ringsum, die Stille des Todes. Der Mond, welchen der Nebel noch nicht verschleiert hatte, warf seine Strahlen durch das Fensterchen der Zelle und auf den Dielen zeigten sich die bewegten Schatten der draußen stehenden Bäume. Langsam verstrichen die Stunden. Mitternacht war endlich gekommen. Der Mond verschwand hinter dem Gewölk. Ein stärkerer Wind raschelte durch das dürre Laub und über die Gräber hin; seufzend bewegten sich die Zweige der Todtenbäume. Dann regnete es in dicken Tropfen und es war eine unheimliche Musik, wie er auf die Blätter, Kreuze und Grabsteine niederfiel. Von Minute zu Minute wuchs das Unwetter. Am fernen Horizont grollte der Donner. Von den Dachrinnen des Todtenhauses goß es in Strömen herab.

Erich athmete jetzt freier auf. Dieser Kampf der entfesselten Elemente sagte seinem Herzen besser zu, als die erhabene Stille, welche dem Sturm vorangegangen war. Er wollte an Minna denken, aber da dieß lichte, engelreine Bild nicht in den furchtbaren Rahmen passen wollte, von welchem er sich umgeben sah, so drängten sich ihm bald wieder ganz andere Gedanken auf. Noch einmal beugte er sich über das aufgeschlagene Gebetbuch, aber in dem Augenblick, da er das Blatt umwendete, erfüllte plötzlich ein blendender Schein das kleine Gemach und die heiligen Schriftzeichen verschwammen vor seinen Augen.

Rasch sprang der Graf von seinem Sitze auf, der Donner schien sich über seinem Haupt entladen zu wollen. Die Blitze zuckten wie ebenso viel feurige Dämonen durch das graue Dunkel. Der Wind heulte und pfiff in dem Kamin, und während er dastand, unschlüssig, unbeweglich, von seinem Gewissen und den wilden Elementen mit kalten Schauern übergossen, löschte ein furchtbarer Windstoß, der sich durch die Ritzen der Mauer Bahn brach, mit einem Mal seine Lampe aus — —

In diesem Augenblick läutete die Glocke — —

„Weh mir! Die Glocke!“ rief der junge Graf aus und schien vom Wahnsinn erfaßt. „Die Glocke!“ wiederholte er mit einem wilden Schrei — aber mit äußerster Anstrengung alle seine Sinne, seine ganze Seelenkraft zusammenraffend, brach er sogleich wieder in ein helles Lachen aus, das noch furchtbarer war, als seine letzten Worte. „Thor, der ich bin! Ein solcher Wind muß ja diese ganze Barrake bis in ihren Grundvesten erschüttern! Und ich sollte Gespenster fürchten, weil er einen Glockenzug hat erzittern gemacht? Ist denn nicht auch durch denselben Stoß meine Lampe verlöscht? Und jetzt ist ja Alles wieder still geworden. Feigling! und dreimal Feigling! Daß ich mich vor meinen eigenen Gedanken fürchte!“

Während er diese Worte für sich hinsprach, durchzuckte ein zweiter Blitz, noch schrecklicher als der erste, das kleine Haus, und die Glocke erschallte von neuem. Diesmal waren Erichs Augen auf die Glocke geheftet. Er konnte sich über das Geschehene nicht täuschen, und ebenso wenig den Glauben behaupten, der ihm anfangs genehm schien, um allen Schrecken, die ihn umlagerten, zu trotzen. Der Blitz war ja vorüber, aber die Glocke erschallte immer lauter, von krampfhaften Händen im Todeskampf geläutet.

Wie zerschmettert sank Erich auf die Kniee nieder. Jeder Blitz — und sie folgten einander Schlag auf Schlag — zeigte ihm die Glocke in stärkerer Bewegung, und als es in der Zelle wieder dunkel ward, vernahm er immer noch den gellenden Klang, das unheilvolle Geläute, welches ihn vernichten zu wollen schien.

„Sehen will ich! Sehen! ich muß sehen!“ So rief er endlich und raffte sich auf. „Licht muß ich haben, oder es ist um meinen Kopf geschehen!“

Und er versuchte die Lampe wieder anzuzünden; aber die Hände versagten ihm den Dienst, und es wollte dem Wahnsinnigen nicht gelingen.

Indessen läutete die Glocke fort, ohne eine Secunde zu rasten. Endlich brannte die Lampe wieder, Erich umfaßte sie krampfhaft, taumelte in großen, unstäten Schritten gegen die Wand und betrachtete verstörten Blicks den geisterhaften Glockenzug.

„Er bewegt sich,“ stotterte er, ohne zu wissen, was er sprach, „er bewegt sich immer noch, und doch . . . ja . . . der Wind tost nicht mehr . . . dieses Läuten . . . ja, ich verstehe jetzt. Jemand . . . da drüben in der andern Kammer . . . zieht an der Glocke . . . und wenn es so ist, so muß es . . .“

Hier versagte ihm die Stimme. Den Namen seiner Schwester wagte er nicht auszusprechen.

Zu allem entschlossen, ergriff er nach einer Weile aufs neue die Lampe und öffnete die Thüre, welche nach der Auferstehungszelle führte. Ein schmaler Gang trennte die beiden Kammern. Erich durchschritt ihn, sich an der Wand haltend und kaum von seinen Füßen getragen, die unter ihm zu brechen drohten. Endlich öffnete er die zweite Thüre und stieß sie heftig zurück. Ein feuchter, eiskalter Odem hauchte ihn aus dieser Todtengruft an. Immer war noch der gellende Klang der Glocke zu vernehmen. Erich that einen Schritt vorwärts, trat dann unwillkürlich wieder zurück, bis er endlich, alle Willenskraft zusammennehmend, das Lager erreichte und vor demselben zu Boden stürzte. Ein fürchterlicher Angstschrei verzog seine Lippen, — die Lampe entfiel seinen Händen.

Digitized by Google

„Bist Du es denn, Erich —? Du?“ ließ sich eine schwache Stimme vernehmen. „— Du hier — um über meiner Leiche zu wachen?“

Da diese Worte sein Ohr trafen, fuhr ein Blitz durch die Kammer und der Graf sah seine Schwester aufrecht sitzend, in das Todtengewand gehüllt. Ein tiefer Seufzer stahl sich aus ihrer Brust herauf.

„Ich weiß Alles,“ fuhr die Stimme in der Dunkelheit fort. „Ich habe das Verbrechen errathen, dessen Opfer ich geworden bin. — Aber es war zu spät, mein Leben zu retten — ich habe an die Ehre der Königseck gedacht. — Wenn ich es jetzt überlebe, was werden wir einander sein — Du hast mich ermordet, Du — und ich — ich — ich habe Dich verflucht.“

Auf diese letzten, gebrochenen, kaum verständlichen und immer schwächer werdenden Worte folgte ein Röcheln und dann die Stille des Todes. Erich, vom Schrecken niedergeworfen, sah endlich ein, daß ein neues Unglück geschehen war. Er stürzte aus dem Gemach, zündete einige Blätter des Gebetbuches an und kehrte zu seiner Schwester zurück. Stephanie lag quer über das Todtenbett hingesunken; auf der einen Seite berührten ihre Füße den Boden; das Gewand war in äußerster Unordnung.

Der Arm, mit welchem sie die verhängnißvolle Glocke gezogen hatte, war derselbe, an welchem ihr der Arzt eine Ader geöffnet, um sie ins Leben zurückzurufen. Als man die Leiche zu ihrem letzten Weg schmückte, hatte man den Verband abgenommen, welchen der Doctor um die offnen Adern gelegt hatte. Die außerordentliche Kraftanstrengung beschleunigte die Folge dieser Unvorsichtigkeit. Ihre Wunden brachen wieder auf, und während sie mit ihrem Bruder sprach, während sie versuchte, Licht zu schaffen, büßte sie den Rest des Lebens ein, der ihr noch geblieben war. Erich fand sie bei seiner Zurückkunft in dem blutgetränkten Leichentuch verschieden.

Am folgenden Morgen suchten sich die Leute die Sache so gut zu erklären, als es eben gehen wollte. Man glaubte, die Gräfin sei wieder halb zum Leben erwacht, habe sich stark bewegt und der Blutverlust habe ihren Tod veranlaßt. Außer Erich wußte Niemand, daß die Glocke geläutet hatte!

Was war auch daran gelegen: — der Fluch der Schwester lag auf ihm. Der Unglückliche verlor den Verstand. Nach Jahren fand er ihn zum Theil wieder; aber niemals hörte er das Läuten einer Glocke, ohne von fieberischem Wahnsinn erfaßt zu werden.

Minna härmte sich ab und betete für ihn. Sie hatte ihn nicht aufgegeben, den Beklagenswerthen, der sie so sehr geliebt, daß er ihr sein Leib- und Seelenheil zum Opfer brachte. Noch ehe er Alles eingestanden, hatte das arme tiefbetrübte Kind Alles errathen. Heute ruhen sie nebeneinander auf dem Friedhofe in Breitlingen.

Die Geschichte vom mexikanischen Stier und dem französischen Tiger.

Während des Krieges zwischen Mexiko und Frankreich fand ein Thierkampf in der Hauptstadt Mexiko statt, der durch eine eigenthümliche politische Wendung merkwürdig und für den mexikanischen Volkscharakter bezeichnend wurde. Am 29. April 1838 drängte sich das Volk auf dem Platz der Stiergefechte, um dem Kampf zwischen einem mexikanischem Stier und einem bengalischen Tiger, welcher zur Menagerie zweier Amerikaner gehörte, beizuwohnen. Das Amphitheater war gedrängt voll und die Logen mit reich und geschmackvoll gekleideten Frauen besetzt. Der Präsident erschien ohne das mindeste Aufsehen zu erregen und nur die Ehrenbezeugungen der Truppen und der kriegerische Marsch, den ihre Musik anstimmte, verkündigten die Ankunft des Hauptes der Republik. Die gewöhnliche Einrichtung des Schauplatzes war an diesem Tage geändert; es erhob sich auf ihm ein ungeheurer Käfig von Balken von etwa 60 Fuß im Umfang. Zur Einleitung marterte man drei arme Stiere und einige Pferde zu Tode, dann aber erschienen die Helden des Tages. Der Tiger, einer der größten, die man sehen kann, betrat zuerst den Kampfplatz und streckte sich stolz in seinem Käfig aus. Der Stier, der nach ihm hereintrabte, machte eine nichts weniger als kriegerische Bewegung, als er ihn erblickte. Der Kampf, der nun begann, wurde von den Zuschauern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt, da sie eine Art Gottesgericht darin sahen. Sie betrachteten nämlich den einheimischen Stier als den Kämpfer des mexikanischen Volks, und den aus der Ferne gebrachten Tiger als den Vertreter der Franzosen.

Die Aussichten des Kämpfers der Republik waren nichts weniger als glänzend. Schon vorher hatte man ihm, wie gewöhnlich, die Spitze der Hörner abgesägt. Im Gefühl seiner Schwache suchte er seinen furchtbaren Gegner durch einen schleunigen Rückzug zu meiden, diese aber, mit einem gewaltigen Sprung, vereitelte diesen klugen Entschluß, und zwang ihn zum Kampf, indem er seine Zähne in sein Fleisch einschlug. Zweimal gelang es dem Stier, den Krallen des Tigers sich zu entziehen, dieser aber kehrte immer wieder zurück. Der Schmerz entriß ein furchtbares Gebrüll dem friedlichen Bewohner der Weiden, den sein Feind an dem Nacken gefaßt hatte und so am Boden festhielt. Das Blut rieselte in Strömen herab, immer schwächer wurden seine Angsttöne und er schien zu erliegen. Ein allgemeiner Schrecken und tiefes Schweigen der Versammlung begleitete die rasche und wenig ruhmwürdige Niederlage des Streiters für's Vaterland. Schon eine halbe Stunde dauerte diese Marter und Alles schien verloren, als der Stier mit der Wuth des Schmerzes aufsprang. Ein Hoffnungsschimmer belebt die Zuschauer, alles steigt auf die Bänke und lehnt sich vor aus den Logen. Der Stier steht zwar, aber trotz aller Anstrengung gelingt es nicht, den Tiger, der mit seiner ganzen Last über ihm hängt, abzuschütteln. Plötzlich stürzt der Stier mit einem gewaltigen Sprung auf den Käfig zu und drückt mit Kopf und Hörnern den Tiger gegen die Balken. Das wilde Thier überrascht, gequetscht, läßt nun seine Beute fahren und fällt wie todt zu Boden. Ein Freudengeschrei erhebt sich unter den Zuschauern, die Tücher wehen und die Musik stimmt einen triumphirenden Marsch an. „Es lebe der Stier, es leben die Mexikaner, Tod den Franzosen!“ ertönt es von allen Seiten.

Der Stier aber, als erfahrener Feldherr, verfolgt seinen Sieg und läßt zur Vergeltung den zu seinen Füßen hingestreckten Feind die Wucht seiner Füße und Hörner fühlen. Endlich gesättigt von seinem Sieg und selbst von furchtbaren Wunden zerfleischt, überläßt er den Tiger seinem Schicksal und kehrt in seinen Käfig zurück, trotz des Geschreis, das ihn aufmuntern sollte, seinem Gegner den Garaus zu machen. „Stier heraus!“ tönte es nun von allen Seiten und wie ein schüchterner Schauspieler wird

Digitized by Google

er mit Schlingen hervorgezerrt, um den stürmischen Beifall dankbarer Zuschauer in Empfang zu nehmen. Die Picadores und Matadores, welche ihn auf ihrem Gebiet erblicken, glauben den Augenblick gekommen, das zu vollenden, was der Tiger so schön begonnen hatte, aber ein bisher unbekanntes Gefühl der Großmuth, mächtiger als das Mitleid, ergreift die Zuschauer. Eine nationale Idee knüpft sich an das Leben des Stiers. „Es lebe der Stier, laßt ihn leben, fort mit den Stierkämpfern!“ heißt es von allen Seiten, und der erste seines Geschlechts, findet er Gnade in diesem Raume. Die Dankbarkeit der Mexikaner dafür, daß er ihnen Gutes geweissagt, beschränkte sich nicht auf die Schonung seines Lebens und Heilung seiner Wunden; man unterzeichnete ein Lösegeld, um ihn von dem Metzger, dem er gehörte, loszukaufen und der Regierung als Nationalgeschenk zu bieten.

Aber, o bitterer Schmerz! am Vorabend eines gemächlichen ruhigen Daseins erlag dieser Held, und der Tiger, Dank seiner zähen Natur, erholte sich völlig. Vier Monate später war San Juan de Ulloa erobert und das französische Ultimatum angenommen. So endigte die Geschichte von dem mexikanischen Stier und dem französischen Tiger. — 18.

Die Frauen in Lima.

Nirgends sind wohl die Männer größere Tröpfe als in Peru, und besonders in Lima, der Hauptstadt des Landes. Die Mehrzahl besteht aus weißen Kreolen, nur wenige stammen von den Spaniern ab. Schwach und weibisch, wie sie sind, dünkt ihnen ein Ritt von zehn Stunden eine That, welche in der Heldengeschichte von Peru aufgezeichnet werden muß. Als geschworene Feinde aller Arbeit fangen sie, wenn die Noth dazu zwingt, einen Kramladen an, plaudern vor demselben mit den Nachbarn und rauchen gemächlich ihre Cigarre. Die Wohlhabenderen schlendern den ganzen Tag auf den Straßen umher, machen Besuche, oder schlagen die Zeit in Kaffe- und Spielhäusern und bei Hahnenkämpfen todt. Die Unwissenheit der Meisten übersteigt alle Begriffe. Nach der Versicherung des Doctor Tschudi wußte ein Kriegsminister von Peru nicht einmal oberflächlich, wie groß und wie stark bevölkert sein Vaterland ist und ließ sich's nicht ausreden, Portugal sei ein Grenzland von Peru. Nach einem andern hochgestellten Beamten hätte Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben.

Ein ganz anderes ist das Bild, welches uns von den Frauen in Lima entworfen wird. In allem den Männern weit überlegen, sind sie groß und schön gebaut, ihre Gesichtszüge sehr regelmäßig, ihre Augen und Haare entzückend und bestrickend, ihre Zähne von Elfenbein, ihre Füße wunderbar nett. Aber ganz eigenthümlich ist ihre Tracht. Sie besteht aus einer Art von seidnem Rock, der auf den Hüften sehr weit ist und nach unten so eng und knapp wird, daß die Frauen nur langsam darin gehen können, ja daß es ihnen in der Kirche oft schwer genug fällt, niederzuknieen und sich wieder aufzurichten. — Kein Weib ist patriotischer als die Peruanerin, und viele haben deshalb in dem Krieg mit den Spaniern ihren Tod gefunden. Die Limanerinnen rühmt man auch als gute Mütter, aber als Haushälterinnen sollen sie nicht viel taugen. Die meisten haben eine Menge von Gesinde und Sklaven; diese, eben so bequem wie die Herrschaft, thun indessen nur, was sie wollen, liegen gewöhnlich auf der faulen Haut, und sind kaum zu haben, wenn man sie einmal braucht. Das Rauchen ist bei den Peruanerinnen durchgehends Gewohnheit; zugleich sind sie leidenschaftlich für die Musik eingenommen, können fast alle hübsch singen und die Guitarre oder das Piano spielen. Auch die Nadel wissen Viele gut zu führen; aber am Tage arbeiten sie nur selten, am Abend und in Gesellschaften niemals. Dem Doctor Tschudi mochte das gefallen, denn mit einem heimlichen Aerger an die unvermeidlichen Strickzeuge seiner Landsmänninnen denkend, ruft er in Lima aus: „O glückliche Stadt, wo man in den Salons keine Strümpfe strickt!“ — Uebrigens essen die Limanerinnen lieber viel als wenig; auch können sie durch die Ausgaben für ihre Toilette einen Mann zur Verzweiflung, ja zum Bankerott bringen. So werden z. B. auf dem Blumenmarkt in Lima Sträußchen verkauft, die unter dem Namen pucheros de flores ziemlich bekannt sind. Dieselben bestehen aus einigen Mustern der wegen ihrer Schönheit und ihres Duftes gesuchtesten tropischen Früchte, welche auf Bananenblättern ruhen und höchst geschmackvoll mit Blumen umgeben werden. Man besprengt sie mit Lavendel- und andern wohlriechenden Wassern, und so entzücken diese Sträußchen nicht nur das Auge, sondern verbreiten auch den lieblichsten Geruch. Der Preis eines solchen Bouquets hängt von der Seltenheit der Früchte ab und steigt bis zu achtzehn und zwanzig Gulden; und solche Sträußchen sind nun ein beliebtes Mittel, den Peruanerinnen zu huldigen.

Zum Spiel haben die Frauen in Lima einen großen Hang; nicht weniger zu Liebesintriguen. Bei letzteren kommt ihnen der manto, ein dichter, seidner Schleier, trefflich zu statten; er verbirgt das ganze Gesicht und nur durch eine kleine dreieckige Oeffnung schießen die schönen schwarzen Augen den Vorübergehenden flammende Blicke zu.

Da sich die Peruanerinnen gewaltig für die Politik interessiren, und mit mehr Muth, als ihn das schöne Geschlecht sonst zu besitzen pflegt, begabt sind, so haben sie in den Revolutionen des Landes öfter eine große Rolle gespielt und durch ihre Manöver mehr als einen Regierungswechsel herbeigeführt. Eine der ausgezeichnetsten Damen war in dieser Beziehung Donna Franziska Subyaga, die Gemahlin des einstigen Präsidenten Gamarra. Als sich im Jahr 1834 ihr feigherziger Gatte von der Bevölkerung, die über seine Unentschlossenheit erbittert war, aus Lima jagen ließ, riß ihm Donna Franziska das Schwert aus den Händen, stellte sich an die Spitze der Truppen, verstand es, einen ehrenvollen Rückzug zu befehligen, und der Ordnung, welche sie hielt, verdankte sie ihre und die Rettung des Restes von der Armee. Einem Augenzeugen, der von ihrem Heldenthum wenig erbaut schien und sich deshalb eine unartige Bemerkung erlaubte, ritt die Amazone ohne Furcht und Tadel dicht auf den Leib, und versprach ihm, wenn er sich je wieder von ihr in Lima betreten lasse, werde sie sich aus seiner Haut ein Paar Handschuhe machen lassen. Sie starb wenige Monate nachher in der Verbannung, sonst wäre sie, da ihr Gemahl später an der Spitze eines chilenischen Heeres wieder in Peru einzog, die Frau gewesen, Wort zu halten. S.

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Die „großh. hess. Ztg." theilt ein Schreiben aus Fort Leavensworth im Missourigebiet mit, wo eine Compagnie deutscher Jäger aus Hermann unter dem Commando eines ausgewanderten Hessen eingerückt war, um sich nach Santa-Fé zu begeben. Die Compagnie, 94 Mann stark, trefflich exercirt und disciplinirt, in grauen Waffenröcken mit grünem Stehkragen, fuhr am 26 August auf dem Dampfboot Little Missouri unter lautem Hurrah der am Ufer versammelten Einwohner von Hermann ab, langte am 2 Sept. in Fort Leavensworth an, um am 20. von dort weiter zu marschiren. Wir machen einen Feldzug, lautet der Brief, wie selten eine Armee einen gemacht hat. Einen Raum von 1200 englischen Meilen haben wir zu durchwandern, meistens über unübersehbar wilde Wiesen und unbewohnt, amherziehende uncultivirte feindliche Indianer ausgenommen. Zwei Regimenter Reiterei mit Artillerie und zwei Compagnien Infanterie sind schon abgegangen, gefolgt von 1000 Wagen, jeder mit 6 Maulthieren oder 5 bis 6 Joch Ochsen bespannt. Neun Compagnien Infanterie liegen noch hier und sind zum Abmarsch bereit; andere 500 Wagen mit Mundvorrath und Ammunition sollen mit uns abgehen, und in einigen Wochen sind wir von der cultivirten Welt rein abgeschlossen, der Winter legt eine unübersteigliche Schranke zwischen uns und unsere Lieben, kein freundliches Wort, kein Brief, nichts kann zu uns gelangen! Der erste Platz auf dem Marsche nach Santa Fe, wo wir Halt machen können, ist Bents Fort, 800 englische Meilen von hier. Wir sind die letzten Truppen, die abgehen, und nach uns ist die Communication geschlossen bis die Frühlingssonne die Wege wieder öffnet. In unserem Fort ist eben ein buntes Treiben. Ganze Heerden wilder unbändiger Maulesel werden täglich aus einer großen Umzäunung in die Ställe getrieben, dort mit Schlingen um die Hälse gefangen und dann auf die bestmöglichste Art, meist sehr unsanft, gezähmt, wobei es manche possierliche, aber oft auch gefährliche Scene gibt. Alles ist in Bewegung und aufs eifrigste beschäftigt. 1000 fette Ochsen wurden schon vorausgetrieben; 1000 andere gehen diese Tage ab. Dieser Krieg kostet die Vereinigten Staaten ungeheure Summen!

*** Ein Franzose, A. de France, der seine fünfmonatliche Gefangenschaft unter den Arabern beschrieben hat, entwirft auch folgende den gewöhnlichen Vorstellungen von einem Helden ganz widersprechende Schilderung Abd-el-Kaders: „er ist von kleiner Leibesgestalt, nicht mehr als fünf Fuß hoch; sein Gesicht ist lang und von außerordentlicher Blässe, seine großen schwarzen Augen sind sanft und freundlich: sein Mund ist klein und von anmuthiger Form; seine Nase eine Adlernase; sein Bart dünn aber tiefschwarz. Er trägt einen kleinen Schnurbart, der seinen von Natur feinen und gutmüthigen Zügen einen kriegerischen Ausdruck gibt, aber der Gesammtausdruck seiner Züge ist weich und angenehm. Er hat schöne kleine Hände und Füße, die er mit einiger Koketterie pflegt und alle Augenblicke wäscht. Während er auf den Fersen kauernd mit Jemand spricht, hält er die Zehen mit den Fingern oder er beginnt, wenn ihn diese Stellung ermüdet, die Nägel mit einer Scheere abzuschneiden, die er beständig in seinen Händen hält. In seiner Kleidung befleißigt er sich der äußersten Einfachheit. Sein Burnuß hat keine Spur von Vergoldung oder Stickerei an sich. Er trägt ein Hemd von sehr feiner Leinwand, dessen Nähte mit einer silbernen Tresse besetzt sind. Auf das Hemd kommt zunächst der Haich (eine Hülle von sehr dünner Wolle, die als Umwurf über Haupt und Schultern getragen wird). Ueber dem Haich trägt er zwei Burnuß von weißer Wolle und über den beiden weißen einen schwarzen. Ein Paar Troddeln aus Silber sind die einzigen Zierrathen seiner einfachen Kleidung. Seine Füße ruhen nackt in Pantoffeln. Niemals trägt er Waffen in seinem Gürtel. Sein Kopf ist geschoren und zur Bedeckung desselben dienen ihm zwei oder drei griechische Kappen, eine über der andern, worüber er dann die Kapuze seines Burnuß wirft. — A. M. Z.

*** Das ungarische Journal „Eletkép" verbürgt die Wahrheit des Nachstehenden. In Margita, einem Gute des Grafen Csaky wohnte ein Apotheker, dessen Sohn sich in ein gebildetes und schönes, in der Nachbarschaft wohnendes Judenmädchen verliebte. Die Eltern des jungen Mannes widersetzten sich mit aller ihnen zu Gebote stehenden Strenge dieser Neigung, doch vergebens! Der Jüngling hatte schon einmal das elterliche Haus verlassen, ward aber wieder zurückgebracht; er nahm Gift — sein Vater, der Apotheker, wußte es unschädlich zu machen, und endlich, in dem Momente, als er sich erschießen wollte, riß man ihm das Pistol aus der Hand. Nun verhielt er sich ruhig, aber an dem Judenmädchen zeigten sich Spuren von Geisteszerrüttung, und bald brach der Wahnsinn mit ganzer Gewalt los. Man denke sich den Schmerz des jungen Mannes, als er das Wehklagen und Jammern seiner nebenan wohnenden Geliebten hörte, welches von Zeit zu Zeit mit leisen Seufzern und stillem Weinen abwechselt! Der junge Mann ist seit einiger Zeit in düstere Schwermuth versunken, da es ihm nicht gestattet wurde, das Mädchen zu sehen, welches bereits nach einer andern Ortschaft zu Verwandten gebracht wurde. Graf Csaky hat die Kranke öfters besucht, und auch den Jüngling zu trösten getrachtet, der aber das Loos seiner Geliebten, in unheilbarem Wahnsinne fortzulehen, vermuthlich theilen wird.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 24. November)

Hamburg, 17. November. Die „Hochländerin vom Kaukasus" heißt die neueste Oper des Herrn Konradin Kreutzer, welche gestern im Stadttheater, unter persönlicher Leitung des Komponisten, zur Aufführung kam. Das Buch ist von Herrn Berndt v. Guseck und gehört zu den bessern Originalwerken deutscher Opern. Die Musik ist zwar weniger melodienreich als im „Nachtlager", aber dafür von mehr dramatischer Wirkung, sie schließt sich dem modernen Geschmack an, vermeidet aber glücklich jene Ueberladung von Instrumentation, die heutzutage den Genuß einer Oper zu einer Strapaze für die Ohren macht. Es können die Stimmen hervortreten, sich geltend machen, und dabei in einem natürlichen Maß verbleiben. Wir glauben daher, daß die Oper überall gern gesungen werden dürfte, zumal die Hochländerinn eine tüchtige Bravourrolle ist, worauf eine Künstlerin schon reisen kann. Die Aufnahme vor dem hiesigen Publikum war sehr ehrenvoll, wohl alle Nummern fanden stürmischen Beifall, und zum Schluß wurde der Komponist gerufen.

N. Korresp.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25. November. (Zum Benefiz des Hrn. Haffel und zu dessen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hiesiger Bühne) Zum Erstenmale: Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Raber. (Gastrolle) Schatk: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Samstag, den 28. November. (Neu einstudirt) Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Bauernfeld. (Gastrolle) Katharina a Rosen: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 327. Freitag, den 27. November **1846.**

Das Märchen von den zwei alten Gardinen.

Vor viel hundert Jahren waren einmal ein paar alte Gardinen, nicht solche von gemeiner Baumwolle, wie man jetzt hat, nein, zwei von altem Schrot und Korn, von gutem, starkem Hausmacherlinnen, wie man sie jetzt nur selten findet. Die hatten schon seit Jahren an einem hohen Himmelbett gedient und treu ausgehalten. Alle Jahre um Ostern reisten sie ins Bad und konnten sich eine Woche lang der freien Luft freuen — ja, wahrhaftig, freuen, denn das ganze Jahr hindurch erzählten sie sich in ihrer halbdunkeln Ecke, wie sehnsüchtig sie dem lieben Frühling entgegenharrten, wie sie sich im grünen Grase gütlich thun, auf der Leine tanzen und Klatschklatsch spielen würden und wie sie dann wieder stattlich weiß nach Hause kämen, so daß jede Hausfrau, die zufällig ins Zimmer trete, ihre Freude an ihnen hätte.

Wie fest sie aber auch aushielten, endlich kam das Alter und sie wurden gebrechlich und mürb und das ging zuletzt so weit, daß die Hausfrau sie abnahm und sie trotz all ihrer treuen Dienste auf den Boden zu den alten Lumpen warf. Herr und Vater, was war das für Gesellschaft! Da lagen alte Röcke, Tisch- und Taschentücher, Servietten, die schon als Spüllumpen verabschiedet waren, zu klein gewordene Kinderhemdchen und was Gott weiß und nicht weiß! Die beiden Gardinen hielten fest an einander und blieben den Lumpen so fern wie möglich. Das ärgerte diese und sie höhnten und spotteten der Gardinen, sprachen:

„Ist Euch der Hochmuth noch nicht vergangen? Ihr seid jetzt einmal unter uns armgewordenen Leuten und da ist aller Trotz am Ende. Ihr seid nicht besser, als wir."

Da sahen die Gardinen erst recht stolz auf sie hin, legten sich in noch engere Falten und schwuren einander ewige Treue.

Es bindet nichts fester, als gemeinsames Unglück und es trennt nichts leichter, als unverhofftes Glück. Die Gardinen merkten das auch; sie lagen in dauernder Umarmung Tag und Nacht und wichen sich nicht von der Seite. Eines Morgens kam die Magd, packte beide nebst andern alten Linnen in einen Korb und trug's aus dem Hause.

„Aha," dachten die Gardinen, „jetzt geht's wieder ins Bad und von da ins grüne Wiesengras und von da auf die Leine, wo Hopsasa getanzt wird und Klatschklatsch gespielt, wenn der Wind weht."

Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die Magd ging an der Wäscherin vorüber und trat in ein großes Haus, wo man ihr den Korb abnahm und seinen Inhalt auf eine große Wagschale warf. Gleich nachher bekam die Magd ein gut Stück Geld und ging.

„Nun, wir sind doch gewichtige Leute," sagten die Gardinen, „schwerer, als der große Eisenklumpen. Sind wir doch die Hauptpersonen im Korb, der kleine Pöbel kommt nicht in Anschlag. Jetzt frisch ins Bad."

Ja wohl, jetzt ging's ins Bad, aber nicht aus dem Bade ins schöne grüne Gras, sondern in die Papiermühle. Da litten die armen Gardinen gräßlich. Es kniff und schnitt ihnen durch Mark und Bein; es war ein rechter Jammer.

„Das ist gewiß ein russisch Bad," sagte die Eine ächzend.

„Ich höre und sehe nichts mehr," seufzte die Andere. „Ach, Schwester, die Stunde meiner Auflösung ist nahe; ich fühl's!"

„Ich auch, au, au!" rief die Andere. „Aber treu bis in den Tod und bis über das Grab!"

Und es wurde dunkel vor Beider Augen, noch ein letzter Angstruf und der schwere Augenblick war überstanden; sie flossen als schöner, weißer Druckpapierbrei in eine große Bütte.

Ach, wie war ihnen jetzt so wohl!

„Ob wir jetzt auf das himmlische grüne Gras kommen und auf die himmlische Leine?" frug die Eine.

„Wohin wir auch kommen, treu selbst im Himmel!" rief die Andere.

Kaum hatte sie das Wort aus dem Munde, da, hops, saß ihre Schwester theilweise auf einem Sieb und schwebte weg. Hops, kam das Sieb wieder und auch die andern Theile verschwanden.

„Das ist unser selig Leben. Treue auch im Himmel!" rief sie und hops, hops, saß auch sie auf dem Siebe. Das Wasser strömte an allen Seiten von ihr herunter und einen Augenblick später lag sie als feuchter Papierbogen bei der Schwester.

„Was man mit uns vor hat, weiß ich nicht," jammerte die Eine.

„Ach, mir dusselt der Kopf noch," stotterte die Andere. „Mich schläfert gewaltig."

Und sie schlief ein und ihre Schwester auch; aber der Schlaf dauerte nicht lange und ehe sie wußten, wie ihnen geschah, wurden sie auf einem Holze in die Höhe gehoben und hingen auf einer Leine.

„Hab' ich's nicht gesagt? Jetzt geht der Spaß recht los!" jubelte die Eine plötzlich erwachend. Aber das ging nicht so; sie mußten im Gegentheil hübsch still hängen bleiben und trocknen, und als sie sahen, daß es nicht anders sein konnte, thaten sie das.

Mit ihnen hingen noch einige hundert Bögen auf dem Söller, alle weiß wie Osterlämmchen, und sie freuten sich der edlen Gesellschaft und knüpften rechts und links Bekanntschaften an, hielten übrigens treu zusammen und wichen nicht von einander.

Den Bögen, welche aus der einen Gardine stammten, gegenüber hing eine lange Reihe, die ihnen an Abkunft nichts nachzugeben schienen, die hatten ursprünglich beim Kaiser als Barbiertücher gedient und dann beim Stallknecht als Windeln ein Unterkommen gefunden. Sie pra-

Digitized by Google

chen viel von ihren Souvenirs, und Alles, was sie erzählten, gefiel den Gardinenbögen so gut, daß aus der Bekanntschaft eine Liebschaft wurde. Die Bögen der andern Gardine machten es nicht besser Sie hatten zu Nachbarn eine Bogenreihe, welche von Taschentüchern stammte, die der Condolenzrath, Freiherr von Weinerlich zu Brüllburg, und die Frau Generalberghauptmännin, Freifrau von Knappeneck, geborne von Schönpflaster, verschlissen hatten, als während eines ganzen Winters in der Residenz jede Woche wenigstens ein Trauerspiel gegeben worden war. Des traurigen Dienstes los und von ihren früheren Neigungen gänzlich geheilt durch das Fegefeuer der Mühle, freuten sie sich recht ihres neuen Lebens und sahen einer schönen Zukunft entgegen. Aus Gesprächen über Wind und Wetter, welche ihre Bekanntschaft mit den Gardinenbögen einleiteten, wurden längere Unterhaltungen, und es kam bald zu Geständnissen, aus denen zuletzt glühende Liebe hervorging.

Eines Morgens flüsterten Alle recht vergnügt mit einander, als die Thür des Söllers sich plötzlich öffnete; ehe sie sich's versahen, lagen sie sammt und sonders in zwei Packen da, die Gardinenbogen zum erstenmale getrennt. Das that ihnen allerdings leid, aber sie trösteten sich darüber, da ihnen ihre Geliebten geblieben waren. Von ihren weitern Reisen und Martern wäre viel zu erzählen, doch beschränke ich mich darauf, euch zu sagen, daß die Eine in Ueberdruß und Fülle kam und zuerst das Vergessen lernte; denn wie gesagt, es trennt nichts schneller als unverhofftes Glück.

(Schluß folgt.)

Die Pest in Moskau 1770—72.

Moskau im Jahr 1770 war von dem heutigen in jedem Betracht weit verschieden. Ein unabsehbares Labyrinth krummer und ungepflasterter Gassen, deren sehr viele nur von einer Seite zugänglich waren, wurde von wenigen und auch nur engen Straßen durchschnitten. Die wenigen freien Plätze waren mit Buden verbaut und mitten in der Stadt lagen Sümpfe, die erst in neuerer Zeit ausgefüllt oder mit Abzugskanälen versehen sind. Die Zahl der einstöckigen hölzernen Hütten war bedeutender als jetzt und diese waren am engsten und unordentlichsten in dem nordwestlichen ältesten Stadttheil zusammengeschoben. Für Abfluß des Wassers oder für Reinlichkeit in den Gassen war nirgends gesorgt; Feuchtigkeit machte den Aufenthalt in den niedrigen Gassen unzuträglich und lagen Nebel auf der Stadt, so vermischten sie sich mit den faulen Dünsten der Moore und des stehenden Wassers in den Gräben des Kremlins. Erinnerte aber das Aeußere der Stadt an Zustände des Mittelalters, so war die Lebensweise ihrer Bewohner nicht weniger alterthümlich. Moskau war der Wohnsitz des reichen altrussischen Adels. Asiatische Pracht herrschte in den Häusern der Großen und die uralte Sitte brachte es mit sich, ebenso, wie auf den Landhäusern von einer unübersehbaren Dienerschaft umgeben zu sein. Wenn nun in den meisten dieser Häuser eine Anzahl von 4- bis 500 schlecht gehaltenen Leibeigenen zur Erhaltung des nöthigen Glanzes erfordert wurde, so ergibt sich, daß diese rohe, müßiggängerische Menschenklasse, welche die Hütten in der Nähe der steinernen Paläste bewohnte, einen vorwaltenden Theil der Bevölkerung ausmachte und nicht wenig zur Verschlimmerung herrschender Krankheiten beitragen mußte. Die Bevölkerung von Moskau mochte damals 230,000 Menschen betragen haben.

Die Pest hatte damals das russische Heer, das in den Ländern am schwarzen Meer gegen die Türken zu Felde lag, ergriffen, und von hier aus wurde die Krankheit in Moskau eingeschleppt. Da sie anfangs nicht in ihrer ganzen Heftigkeit auftrat, so wurde sie von den Aerzten verkannt, was den Nachtheil hatte, daß einerseits, so lange es Zeit war, die Maßregeln unterblieben, welche eine Weiterverbreitung der Seuche hätten hemmen können, so wie andererseits durch die bestimmte Aussage der Aerzte, welche sogar durch einen Senatsbeschluß bestätigt wurde, daß die verheerende Krankheit nicht die Pest sei, bei dem Volke später der Glaube daran und die Befolgung der nöthigen Vorschriften nicht zu erlangen war. Vom October bis December schlich die Krankheit in der Stadt umher, dann ergriff sie ein großes, außerhalb der Mauern gelegenes Krankenhaus, dieses wurde aber abgesperrt und die Krankheit war bis zum März erloschen, aber die Beruhigung dauerte nur kurz, denn am 9. März wurde es ruchbar, daß schon seit acht Wochen 130 Menschen in der sehr ungesund gelegenen kais. Tuchfabrik, welche 3000 Arbeiter beschäftigte, an der Pest gestorben waren. Jetzt schien es zur Absperrung allerdings zu spät und man nahm Maßregeln, welche geeignet waren, das Pestgift recht zu verbreiten. Alle pestkranke Tucharbeiter wurden mit ihren Familien in das St. Nikolai-Kloster zu Ugresch, 2 Meilen von Moskau gebracht, die noch Gesunden sollten in zwei Gebäuden in abgelegenen Gegenden der Stadt untergebracht werden, die Mehrzahl derselben hatte sich aber durch die Flucht dieser Maßregel zu entziehen gewußt und in der Stadt zerstreut. Alsbald wurde auch der Gebrauch der öffentlichen Bäder untersagt und den Einwohnern befohlen, von jeder verdächtigen Erkrankung, so wie von jedem Todesfall Anzeige zu machen, was begreiflich unterblieb, weil man kein Mittel hatte, diesem Befehle Nachdruck zu geben. Aerzte und Wundärzte wurden angestellt, um die nöthigen Besichtigungen anzustellen und die hülflosen Kranken zu behandeln, allein alles dieses geschah ohne die nöthige Ordnung und die Verwirrung nahm mit jedem Tage zu. Unterdessen geschah, was vorauszusehen war; Pestkranke und Leichen fanden sich nicht nur in allen Häusern, sondern auch auf den Straßen, und je näher die Gefahr jedem Einwohner gerückt war, desto mehr brach die Rohheit der Gesinnung in allen Ständen durch. Man wollte durchaus nichts von der Pest hören, versäumte gestissentlich jede heilsame Vorsicht in der Lebensweise und betrachtete diejenigen, welche den wahren Namen der Krankheit aussprachen, wie eine Art Aufwiegler und Störer der öffentlichen Ruhe. Drei Viertel der Bewohner, darunter alle Angesehenen und Reichen, verließen allmälig die Stadt. Endlich kamen auch Befehle aus Petersburg.

Für die ganze Pestangelegenheit ward zunächst eine eigene Verwaltung eingerichtet, unter dem Vorsitze des Senators Jeropkin, eines edlen Mannes, der unerschütterliche Kraft mit Milde zu verbinden wußte und während dieser ganzen Trauerzeit seinem schweren Amte mit Einsicht und Würde vorstand. Er ernannte sofort für die 14 Stadtbezirke die nöthigen Beamten und für jeden einen Arzt oder Wundarzt, sorgte für die Unterweisung des Volks, das bei jeder Veranlassung ungläubig und hartnäckig widerstrebte und ließ für die Vorbauung, wie für die Behandlung der Pest allgemeine Vorschriften ausarbeiten; diese wurden aber fast nirgends ausgeführt, denn ein roher, mißtrauischer

Digitized by Google

Volkshaufen kennt überhaupt nur die Regel seiner Vorurtheile, seines Aberglaubens und seines Eigensinns, guter Rath ist für ihn vergeblich, abgesehen davon, daß die, welche ihn ertheilen können, in Zeiten dieser Art sehr selten sind, oder nicht gehört werden. Sehr zweckmäßig war die angeordnete Zählung der Erkrankungen und der Todesfälle, wenn sie auch nur eine mangelhafte Uebersicht gewähren konnten, denn die Einwohner gewöhnten sich schwer an den damit verbundenen Zwang, und Todtenlisten hatte man in Moskau bis dahin überhaupt noch nie geführt. Die schwierigste Aufgabe blieb immer, die Kranken, wie die Verdachtigen unschädlich zu machen. Es wurde befohlen, alle Pestkranke ohne Ausnahme in die Krankenhäuser und ihre Angehörigen in die Quarantäneanstalten zu bringen, weil die Beschränktheit der Wohnungen und die Lebensweise der niedern Volksklasse eine rasche Zunahme der Ansteckung befürchten ließ. Sei es nun, daß die Rohheit der Unterbeamten manches Unziemliche herbeiführte oder daß man sich einem harten Zwange überhaupt nicht fügen wollte, — genug, die gegebene Verordnung erregte allgemeinen Widerwillen und die gewaltsame Trennung der Kranken von den Ihrigen, gewöhnlich auf immer, sowie die Vertreibung der Gesunden von ihrem Herde, erschien als eine unerhörte Grausamkeit, der man sich auf alle Weise entziehen musse. Die Folge war eine fast durchgängige Verheimlichung der Kranken, der die furchtbare Zunahme der Seuche in den folgenden Monaten zum größten Theile zugeschrieben werden muß.

Im April nahm die tägliche Sterblichkeit von 12 schon auf 37 zu; im Ganzen starben während dieses Monats 778. Im Mai starben 878 und in den Hospitälern nahm die Krankenzahl ab. Darüber entstand großes Frohlocken und als man im Juni viele Tucharbeiter aus der Quarantäne entlassen und die öffentlichen Bäder geöffnet sah, so hielten die Widerspenstigen ihre Behauptung, die Pest sey gar nicht vorhanden, für bestätigt und überließen sich von Neuem der gefährlichsten Sorglosigkeit. Indessen war die Zunahme der Seuche offenbar; denn es starben täglich, wiewohl die Einwohnerzahl durch Auswanderung sich fortwährend verminderte, zwischen 27 und 75 und im Ganzen 1099.

Im Juli stieg die Todtenzahl auf 1707 und die düstern Merkmale der Verpestung traten immer greller und entsetzlicher hervor. Die Gerichtshöfe und Werkstätten wurden geschlossen und als die Unterbeamten, Soldaten, Krankenwärter und Todtengräber, die, in ihrem Unglauben an die Gefahr der Ansteckung, zu keiner Art von Vorsicht hatten überredet werden können, in ganzen Schaaren dahingestorben waren, so blieb nichts weiter übrig, als die Uebelthäter aus den Gefängnissen zu den gefährlichsten Verrichtungen zu verwenden, damit nur das nöthigste geschehen und die Leichen entfernt werden konnten. In dem zum Pesthaus eingerichteten Nikolauskloster zu Ugresch blieb nur ein Wärter auf 1000 Kranke übrig; alle andern und alle Unterärzte hatte die Seuche hinweggerafft. Unterdessen blieb der Unglaube des Volkes an das Daseyn der Pest unerschüttert und bei zunehmendem Widerwillen gegen jede Art von ärztlicher Hülfe verließ man sich durchaus nur auf die hergebrachten Hausmittel und die Eingebungen des Aberglaubens. Eine Ansteckung durch Berührung der Kranken oder ihrer Kleider und Betten finde nicht statt, sondern die Krankheit sey eine Strafe für die Sünden der Einwohner und beruhe auf einer Vergiftung der Luft.

Ohne alle Scheu pflegte man also die Pestkranken, versäumte keinen der gewöhnlichen Gebräuche bei der Bestattung der Verstorbenen, begrub diese, um unentdeckt bleiben zu können, in den Kellern und auf den Höfen, versteckte sie sogar auf den Böden, theilte sich in ihren Nachlaß, verkaufte verpestete Kleider und Betten und, wenn dann ganze Häuser ausgestorben, so fanden sich sogleich Diebe, welche die zurückgelassenen Habseligkeiten unter den Leichen hervorzogen, um sie an bethörte Käufer zu verhandeln. Nicht minder nachtheilig aber wirkte der Wahn, man könne sich, wenn man erkrankt wäre, noch dadurch retten, daß man irgend etwas Werthvolles auf die Straße hinauswürfe, weil die Krankheit dann auf den Finder überginge. Dieß geschah so allgemein, daß besondere Beamte beauftragt werden mußten, geopferte Gegenstände der Art mit der nöthigen Vorsicht überall aufzusammeln und zu verbrennen oder sonst unschädlich zu machen. Im August drohte die Seuche alle Schranken zu überschreiten. Es starben 7268, die heimlich Begrabenen ungerechnet, davon nur 845 in den Krankenhäusern. Das Haus des Senator Jeropkin blieb bei dem täglichen Andrang Hülfesuchender nicht verschont. Viele seiner Beamten und Soldaten und sieben seiner eignen Diener wurden von der Pest weggerafft, doch muß bemerkt werden, daß nicht wenige Einwohner durch gewissenhafte Befolgung der Vorschriften ihre Häuser zu schützen wußten und daß namentlich in dem kaiserl. Findelhause unter dem deutschen Arzte Mertens, das gegen tausend Bewohner zählte, nicht ein einziger Pestfall vorgekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** In diesem Augenblicke wird zu Manchester eine Subscription eröffnet, um mit dem Erträgnisse derselben einem armen Rohrdeckenmacher zu Hülfe zu kommen, dessen dichterische Erzeugnisse den Beifall selbst der strengsten Kritik erhalten haben. Hr. John Critchley Prince lebt zu Ashton-under-Lyne, wenige Meilen von Manchester, wo er durch seiner Hände Arbeit seine Angehörigen ernährt, und die wenigen Stunden der Muße literarischen Beschäftigungen widmet. Von seinem neunten Lebensjahre an sich selbst überlassen, hatte Prince jede freie Stunde benützt, um seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, und durch Fleiß und Selbstbildung erlangte er auch eine Stufe der Belehrung, auf welche selbst hochgestellte Männer stolz wären. Prince hatte einen Theil von Deutschland und Frankreich, so wie fast ganz England zu Fuße durchreist. Ungeachtet seiner tausendfachen Mühseligkeiten und Entbehrungen im Leben blieb sein Humor immer heiter, sein Gemüth mild und liebevoll und jeder seiner Wünsche bescheiden. Der erste Band seiner trefflichen poetischen Erzeugnisse, welcher kürzlich erschien, erwarb ihm großen Ruhm, aber keinen pecuniären Vortheil, so daß seine Verehrer sich zu der besagten Subscription zu seinem Besten vereinigten. Mehrere englische Journale bringen Bruchstücke aus seinen Dichtungen, welche mit der blühendsten Sprache die herrlichsten Auffassungen aus dem Gebiete der Natur und des Menschenlebens veranlagen. A. Thz.

*** Thorwaldsen arbeitete seine Kunstgebilde nach dem Leben. Ein junger Römer, der ihm zum Merkur saß und, müde geworden, etwas ausruhte, setzte sich auf das Postament, auf dem er so lange gestanden, nieder, ließ das eine Bein nachlässig herabhängen, zog das andere herauf und umfaßte es unter dem Knie mit der linken Hand, indeß die Rechte sich auf einen Stab stützte. Thorwaldsen

bat ihn, in dieser Lage ein wenig zu bleiben, und modellirte auf der Stelle seinen so berühmt gewordenen „Hirtenknaben auf dem Felsen".

*** Lope de Vega in China. Ein gelehrter Mandarin, der das Spanische von einem Missionär gelernt hat, steht im Begriff, die berühmtesten Erzeugnisse des spanischen Theaters in das Chinesische überzutragen. Schu-ling — dies ist der Name des Mandarins, der auch sonst schon in Europa durch seine Denkschrift über den chinesischen Krieg bekannt ist — hat bereits eine Ankündigung an den Mond veröffentlicht, damit dieser ihm in seinem geschäftlichen Unternehmen beistehe, und zugleich kündigt er an, daß das erste Werk, welches er übersetzen werde, eine Komödie sei „von Juan de Prado, oder der Jesuit". Ausl.

*** Lob eines Schauspielers. Dem rühmlichst bekannten Schauspieler Bouffé, welcher unter die Notabilitäten des Theatre des Variétés in Paris gehört, wird in einer Beurtheilung dieses Theaters von Desfontaines folgendes Lob gespendet: — Bouffé ist, je nachdem es seine Rolle mit sich bringt, bald Kind, bald Greis, er ist der Acteur der großen Menge und doch zugleich der Liebling des reflectirenden, kunstverständigen Theaterfreundes. Er versteht alle Saiten des Herzens zu berühren und sie erzittern alle unter seiner Meisterhand; sollte man nicht meinen, daß er alle Lebensverhältnisse durch eigene Erfahrung kennen gelernt, daß er alle Freuden, alle Schmerzen selbst empfunden habe? Er setzt im Lustspiele alle Lachmuskeln in Bewegung, er entlockt in der Tragödie dem Auge die Thräne; die menschliche Seele ist ohne Schleier für ihn, und alle Geheimnisse des Gewissens und des Herzens werden durch sein Spiel erschlossen und zur Anschauung gebracht. Der Blick, die Geberde, der Ton der Leidenschaft in allen ihren Nüancen — von dem beredten Schweigen bis zu den lautesten Ausbrüchen — Alles steht ihm zu Gebote, um in Durchführung seiner Rollen vollkommen objectiv zu sein. A. M. Z.

*** Vor einigen Tagen war in St. Saulge, im Allier-Departement, eine große Eberjagd. Ein Eber, dem ja das Auge geschossen worden war, und welcher dennoch 3 Stunden lebte, lief endlich in das Dorf St. Franchy, und flüchtete sich dort in die Wohnung des Küsters, in welcher eine Frau mit ihrem Kinde im Arm sich befand. Die Frau stürzte hinaus und warf die Thür hinter sich zu. Der unwillkommene Gast zerstörte Alles, was er im Zimmer fand. Zuletzt wollte er zum Fenster hinaus, indeß hatte fast das ganze Dorf das Haus umzingelt und verhinderte mit allen möglichen Waffen seinen Ausgang. Die Hunde kamen, der Eber flüchtete erschreckt in das Bett und ward dort erschossen.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 25. November)

Wir hörten in diesen Wochen auf unserer Bühne eine gastirende Sängerin, deren größter Fehler in dem liegt, was anderen Sängerinnen ein großer Vorzug sein würde — daß sie eine ungewöhnlich starke Stimme hat. Diese Künstlerin, Frl. Emilie Walter hat etwas Widerspruchvolles in ihren Leistungen — so war es auch in ihren Erfolgen. Niemand wird leugnen, daß ihre Auffassung und Darstellung der Donna Anna verfehlt war. (Sie scheiterte an dem gewöhnlichen Mißgriff, die Donna blos als zürnende Heldin, als eine rachedurstige Medea zu fassen und demgemäß Alles bis auf die einzelnsten Melodieformen zu forciren) — allein der Unparteiische wird ebenso willig zugestehen, daß Frl. Walter als Fidelio etwas recht Tüchtiges geleistet hat. Wir hörten die Partie zweimal und es dünchte uns, dieser Fidelio trage ein ganz eigenthümliches Gepräge, wodurch die Musik gleichsam von einer neuen Seite sich darstellt. Frl. W. gab nicht den gefühlig weichen, sie gab den heroischen Fidelio, dem ganzen Gebilde eine gewisse herbe Großartigkeit leihend. Dafür ist bezeichnend, daß die Sängerin selbst in den Duetts der Oper ansprach; in den Solis hat ihre Kraft mitunter etwas Gewaltsames, was übrigens nicht schwer abzulegen sein dürfte. Ohne starke Begleitung sollte Frl. Walter nie ein Fortissimo anwenden. Frl Walter hätte ihr Gastspiel mit dem Fidelio, nicht mit der Norma beginnen, sie hätte die Medea statt der Donna Anna singen sollen — männlich heroische Rollen des getragenen Styles, wo die Stimmgewalt, der volle, massive Ton siegt! Schon die Natur hat den massiven Stimmen das Koloraturensingen verboten. Warum müssen nach alle Primadonna ihre Gastspiele mit der Norma beginnen? Die Leistungen der Frl. Walter können sehr verkannt werden, sobald sie ihr eigentliches Genre verläßt. Dasselbe ist scharf begrenzt, aber innerhalb desselben konnten wir ihr unsere kritische Achtung nicht versagen. Wohlwollend möchten wir der Sängerin rathen, Maaß zu halten, ihre hohe Stimmlage nicht zu forciren, überhaupt ihre Effekte mehr auf die sehr voll und frisch klingenden Mitteltöne zu bauen und sich geradezu mit Einseitigkeit dem engen Rollenfach der nicht kolorirten heroischen Partieen zuzuwenden, dann wird ihr überall derselbe Erfolg gewiß sein, welchen sie mit ihrem Fidelio erreicht hat. R.

— In Berlin soll die Aufführung des in den Zeitungen so viel besprochenen Theaterstücks „Marie Magdalene" von Hebbel untersagt sein. — In Oldenburg soll dagegen das Stück zur Aufführung kommen.

— Von unserem geschätzten Mitarbeiter, Herrn Dr. L. Diefenbach sind zu gleicher Zeit drei streng wissenschaftliche Werke erschienen, von denen vornehmlich das Eine: „Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprachen", welches auf drei Bände berechnet ist, dem in der gelehrten Welt berühmt gewordenen Namen des ausgezeichneten Sprachforschers neue Geltung und Anerkennung verschaffen wird. — Außerdem erschienen von demselben Autor: „Mittellateinisch-hochdeutsch-böhmisches Wörterbuch nach einer Handschrift vom Jahre 1470" und eine „Pragmatische deutsche Sprachlehre".

Anzeige.

„Der Komet" von C. Herloßsohn wird auch im künftigen Jahre fortgesetzt und dessen Inhalt wesentlich erweitert und bereichert.

Wöchentlich erscheinen sammt den Beilagen sieben Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 10 Thlr. pr. Ct, halbjährig 5 Thlr. und vierteljährig 2½ Thlr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im November 1846.

C. P. Meizer'sche Buchhandlung.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 28. November. (Neu einstudirt) Bürgerlich und commerzisch, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Bauernfeld. (Gastrolle) Katharina v. Rosen: Fräulein Duini, vom Königstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 328. Samstag, den 28. November 1846.

Das Märchen von den zwei alten Gardinen.

(Schluß.)

Sie hatte nämlich eine sehr gute Parthie gemacht und war durch ihre Vermählung unter der Presse, nicht unterm Freiheitsbaum, denn den kannte man damals noch nicht, zu dem glänzenden Titel gekommen: „Danz vnd Spillbuch, oder eyn Anweysung, das Frauenzimmer in allen gelegenheyten gut zu amüsiren, enthaltend allerley Spill vnd Danz, als Menuetto, Espaniola vnd alle welsche Denz. Durch Mathiam Deinesium, der löblich danzkunst lermeystern in Hanau. Franckfurt, bey Johann Metzer im eynhorn. 1608." Das Buch war gleich nachdem es in den Buchhändlerladen kam, gekauft, in Seide eingebunden und auf dem Schnitt vergoldet worden und prangte nun auf dem Tische eines jungen Hofherrn. Es sah zu, wie er Morgens und Abends frisirt und gepudert wurde, es übte allerlei Tänze und Sprünge mit ihm ein, lehrte ihn feine Redensarten, mit deren Auswendiglernen er oft halbe Nächte zubrachte, half ihm bei seinem Briefwechsel und that ihm kurz und gut so treue Dienste, daß er oft in Entzücken ausrief: „O du honigträufender Schatz aller Schätze, du zuckernes Kästlein aller Liebenswürdigkeit, welch eine edle Natur hast du aus mir gemacht!" und es küßte und an sein Herz drückte. Es begleitete ihn überall hin, und in Gesellschaften, wo Damen waren, wanderte es von Hand zu Hand und bildete sich bald nicht weniger ein, wie ein geputzter Commis oder ein „Philister im Sonntagsröckchen." Wie aber auf dieser Welt alles eitel und vergänglich ist, so geht es auch mit Ehre und Ruhm; das mußte das Büchlein erfahren. Allgemach wurde sein Herr älter und älter und Gicht und Podagra zwangen ihn, zu Hause zu bleiben und natürlich blieb das Büchlein auch zu Haus. Endlich starb sein Herr und vermachte alle seine Bücher — er hatte deren mehr als dreißig — einem grundgelehrten Vetter. Der empfing sie sehr kalt, stellte sie wohl in seine Bibliothek, aber ziemlich hoch und der Decke nah. Darauf war das „Danz vnd Spillbuch" aber stolz und blickte recht vornehm auf die übrigen Bücher herab, besonders wenn seine Nachbaren von der guten alten Zeit sprachen und wie sein Herr es so gerne gehabt. Natürlich mischte es sich nie in dergleichen Reden, dazu waren die Nachbarn ihm nicht vornehm genug.

„Mit Sprachmeistern, Sophiens Reise, Anweisungen das Schach zu spielen u. dgl. halt ich mich nicht auf," sagte es oft, „die gehören in die Bedientenstube."

Der Vetter starb auch und schenkte die ganze Bibliothek seinem Urenkel, der, selbst kinderlos, sie dem Enkel seiner Schwester hinterließ. Bei jeder neuen Vererbung rückte das „Danz vnd Spillbuch" höher hinauf und es wurde immer stolzer. Weil es nie in einen Spiegel sah, glaubte es noch in jugendlicher Schönheit zu blühen, aber daran war nicht zu denken. Das Papier war vom vielen Gebrauch beschmutzt und seine Kleider selbst sahen jämmerlich aus. Die Seide war sehr verschossen und das Gold matt geworden, dazu war der Schnitt altmodisch und die neuen Bücher von unten witzelten darüber, so oft sie hinaufblickten.

„Seht mir doch den Tanzmeister droben," rief ein alter Rabener, „der nimmt sich gut aus in seinem verschabten Rock. Bei dem beaucht man nicht zu fragen, wo ist die Schneiderrechnung? Denn wer ihm den Rock zugeschnitten, dem thun die Zähne nicht mehr weh, das sagt jede Nath. Hab auch schon mein redlich Alter, aber ich trag's mit Ehren und einen alten Windbeutel und Narren . . ."

„Der dazu noch mit fünf Buckeln auf'm Rücken gesegnet ist, dem sollt man doch das Handwerk legen," fielen Jean Paul's Werke in einem Band ein. „Das ist ein polizeiwidriger Geck."

„In der That," spottete die elegante Damenbibliothek, „er übertrifft das kameeligste Dromedar und das dromedarigste Kameel."

Und so ging es immer, sobald der Herr den Rücken gedreht hatte. Der sah sich gar nicht nach dem „Danz vnd Spillbuch" um und ließ es verstauben so sehr es wollte. Er hielt sich an gelehrte Juristen und wenn er nicht darin studirte, dann las er, besonders Morgens und Abends, in einem kleinen Büchlein, welches er „Trutznachtigall" nannte. Das stand in seinem Schränkchen verschlossen, denn es war ihm sehr werth, obwohl es ganz unscheinbar eingebunden war, einfach in Leder nämlich, ohne Goldschnitt oder Verzierungen.

Eines Morgens wurde er schnell vom Kaffee weggerufen und ließ die „Trutznachtigall" offen auf seinem Tisch liegen. Die Sonne schien warm ins Zimmer und auf den Tisch, und das Büchlein guckte freundlich aber bescheiden nach allen Seiten um sich. Das „Danz vnd Spillbuch" schaute stolz von der Decke herab und sah die andern Bücher verächtlich an, gerade, als hätte es sagen wollen:

„Ich bin doch das Stolzeste und Ihr andern seid alle nur Pöbel!"

Da fiel sein Blick zufällig auf die „Trutznachtigall" und es lächelte mitleidig, zuckte mit seinen fünf Buckeln und rief:

„Ei, wenn ich mich nicht an Eurem Wasserzeichen versehe, Frau Trutznachtigall, dann habe ich das nicht sonderliche Plaisir, in Euch meine Frau Schwester zu erblicken."

„Trutznachtigall" schaute überrascht in die Höhe und rief froh:

„Gott sei gedankt, daß ich Euch wiederfinde. Habe um Euch viel Leid und Sorge gehabt."

Das „Danz vnd Spillbuch" antwortete:

„Thut mir leid, Ihr seid in schlechten Umständen, wie ich sehe. Hättet mir folgen sollen und nicht allein laufen. Das kommt vom schlechten Umgang, der verdirbt gute, feine Sitten. Habt nichts gelernt, nicht Menuetto noch Espaniola, wißt keine Gesellschaft zu amüsiren. Ah, das geht nicht anders; es war Euer eigener Wille! Hopfen und Malz

Digitized by Google

verloren, indeß ich ein schmucker, nobler Cavalier bin und vornehmen Leuten Amüsement spende."

Darauf sprach „Trutznachtigall":

„Ich hab' meinen Nachbarn vom Söller geheirathet und führe ein zurückgezogenes Leben. Ich bin auch bei manchen vornehmen Leuten angesehen, doch gehe ich eben so gern in die Hüttchen und Stübchen der armen Leute. Was ich zu spenden habe, das ist Trost im Leid und im Glück mehr Freude. Wir haben nicht viel, aber genug und sind zufrieden und danken Gott dafür. Sind unsere Röckchen nicht mehr ganz, das thut nichts; wenn erst ein neues Noth thut, dann kommt das schon, dafür sorge ich nicht. Der Herr hat uns lieb und . . ."

„Laß Dir das nicht träumen, Kind; die Liebe ist nicht weit her; Du verschleißest ja davon. Mich hat der Herr zu lieb, als daß er mich nur in die Hand nähme; er behandelt mich mit Respect, wie sich das für einen noblen Cavalier ziemt."

„Das freut mich sehr, daß er Euch so hoch hält, liebwertheste Frau Schwester."

„Verbitt mir dergleichen Zudringlichkeiten, hör' Sie, Frau Schwester? Laß Sie sich von Ihrem Herrn mißhandeln, so viel Sie will, aber bleib Sie mir mit Ihren Artigkeiten zu Haus. Ich sehe schon, worauf das hinaus will. Habe den Grundsatz, keinem Armen etwas zu geben. Geh Sie in Frieden und laß Sie mich ungeschoren."

„Trutznachtigall" war recht betrübt. Indem sie antworten wollte, öffnete sich die Thür und ihr Herr trat ein. Die nächsten Tage vergingen sehr still. Eines Morgens kam der Herr nicht zum Kaffee und des Abends erschien er auch nicht, und auch die folgenden Tage war er nicht zu sehen. Am Morgen des fünften Tages aber traten zwei Kerle ins Zimmer, räumten alle Bücher aus und fuhren sie fort in die Auction.

Wie triumphirte das „Danz vnd Spillbuch"!

„Jetzt wird mein Werth wieder anerkannt werden," rief es. „Stehe nicht fürder unter'm Pöbel, komme wieder zu Ehren! Heda, Frau Trutznachtigall! Meld' Sie sich morgen in unterthänigster Supplik bei mir und ich will sehen, was ich für Sie thun kann."

Aber die Frau Schwester hörte das nicht, sie lag zu weit von dem hochmüthigen Ding entfernt.

Am andern Morgen begann die Versteigerung. Der Antiquar, der sie abhielt, kam an die stolze Närrin.

„Mathias Zirklers Danz vnd Spillbuch!" rief er. „Einen Gulden, einen halben Gulden, achtzehn Kreuzer — kein Käufer? Ei, meine Herren! Zwölf Kreuzer, sechs Kreuzer!"

„Drei Kreuzer!" brummte ein dicker Buchbinder.

„Drei Kreuzer," wiederholte der Antiquar. „Niemand besser als drei Kreuzer? Zuge'chlagen."

Und der Buchbinder nahm's, riß den Deckel ab und warf das Buch in einen nahestehenden Korb.

„Trutznachtigall von Friedrich von Spee!" rief der Antiquar und zugleich erhoben sich Stimmen von allen Seiten und das Büchlein ging zu einem sehr hohen Preise weg.

Acht Tage nachher lag „Trutznachtigall" in prächtigem rothen Saffianeinband mit Goldschnitt vor ihrem neuen Herrn auf der Fensterbank und der betrachtete sie und freute sich an ihr. Da war ihr so wohl und sie schaute so innig froh heraus auf den Markt und das bunte Treiben, welches ihn erfüllte. Zufällig fiel auch ihr Blick auf einen Bauern, der nahe am Fenster stand und seelenvergnügt ein groß Stück Wurst zu einem Stücke Brod aß. Die Wurst war in ein Papier gewickelt, das warf der Bauer weg, als es leer war und der Wind faßte es und führte es in Kreisen herum, bis er es endlich auf die steinerne Fensterbank warf. Da las „Trutznachtigall" auf dem Papier:

„Danz vnd Spillbuch, oder eyn Anweysung, das Frauenzimmer in allen gelegenheyten gut zu amü—"

Das Uebrige war unlesbar. *) Φ

Die Pest in Moskau 1770—72.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter bangen Erwartungen begann nun der unheilvolle September 1771, und bedrohte die Stadt schon in den ersten Tagen mit dem äußersten Verderben, während alle Ungunst des Himmels das Wüthen der Seuche vermehrte. Schon im Winter war die Witterung veränderlich gewesen. Unbeständiger Frost hatte mit Regen und Nebel abgewechselt und ein unfreundliches Frühjahr wieder nur Nebel und Nässe gebracht; die heitern Tage des Mai und Juni hatten der Pest Einhalt gethan, im Juli und August zogen beständig wieder graue Regen- und Nebelwolken über die Stadt, im September und October floß aber der Regen Tag für Tag in Strömen, es wehten anhaltende, feuchte, warme Südwinde bei gleichzeitig niedrigem Barometerstande, und selbst der Nordwind vermochte nicht, wenn er sich auch mitunter einstellte, die Nebel zu verjagen, welche sich weithin über das Land gelagert hatten. Die Feuchtigkeit dieses Jahres rief auch im übrigen Europa Volkskrankheiten hervor, in Moskau aber starben im September 1771 21.400 Menschen, davon nur 1640 in Krankenhäusern. Viele Todesfälle wurden verheimlicht, denn die bürgerliche Ordnung ging bei der Zunahme erwerbloser Armen ihrer Auflösung entgegen. Unsicherheit und Werthlosigkeit des Lebens haben jederzeit bei dem rohen Haufen diese Folge und die Gelegenheit lockt zu Uebelthaten. — Dumpfe Gährung der Gemüther war schon längst bemerkt worden, endlich am 16. September brach der Aufruhr los, wilde Volkshaufen durchzogen die Straßen, um die Aerzte und Geistlichen, die vermeintlichen Anstifter aller Uebel, zu morden. Der Umstand, der die nächste Veranlassung gab, war ein geringfügiger. Es sollte durch ein Marienbild an der warwarischen Pforte des Kremlin ein Wunder an einem Gelähmten geschehen sein; der Genesene, ein Kaufmann, erzählte von einem Traumgesicht: die Mutter Gottes habe sich wegen zu geringer Verehrung beklagt und verheißen, die Pest zu tilgen. Das Volk wallfahrte sogleich nach der warwarischen Pforte, schmückte das Bild mit Blumen und Geschmeide und brachte Geschenke. Endlose Umzüge wurden veranstaltet und nach jedem wüthete die Pest ärger als zuvor. Man wollte die Todtenmahle und die unterbliebenen kirchlichen Gebräuche bei den Kranken wieder einführen, die Todten wieder innerhalb der Stadt begraben und alle irdische Hülfe verschmähen. Um diesem Unwesen zu steuern hatte am 15. September der Metropolit Ambrosius Kamensky, Erzbischof von Moskau und Kaluga, das Marienbild wegnehmen wollen, allein die abgeschickten Soldaten wurden zurückgedrängt und Ambrosius als Ketzer verwünscht; man zog die Sturmglocke, endlich fand die erhitzte Volksmenge den Erzbischof am andern Morgen im Donski'schen Kloster und ermordete ihn mit

*) Es bedarf nicht der Bemerkung, daß die beiden Buchtitel nicht die des Originals sind und von dem Uebersetzer willkürlich angenommen wurden.

Digitized by Google

Messerstichen. Hierauf zogen sie nach den Krankenhäusern, mißhandelten die Aerzte und zwangen sie zur Flucht, befreiten die in den Quarantänen Eingeschlossenen und plünderten den erzbischöflichen Palast.

Viele Oberbeamten, sogar der Statthalter, Graf Soltikoff, der Oberpolizeimeister und ein Artilleriegeneral flohen pflichtvergessen; und der ganze 16. September verging unter Plünderung und Toben des zügellosen Haufens. Endlich Abends zog der General Jeropkin, der einzige pflichttreue und besonnene Führer, mit nur 150 Reitern und 2 Kanonen den Aufrührern entgegen, ließ mit Kartätschen unter sie feuern, tödtete bei hartnäckiger Gegenwehr über 250 und nahm noch mehr gefangen. Das Gefecht dauerte bis Mitternacht, da erst verstummten die Sturmglocken. Die Ruhe war für den Augenblick hergestellt, und nichts trug zu ihrer Erhaltung mehr bei, als die entsetzliche Zunahme der Sterblichkeit nach diesen Ereignissen. Es starben in den letzten Tagen des September täglich gegen 1000 Menschen.

In diesem Augenblick traf der Fürst Orloff ein, von der Kaiserin Katharina mit unbedingter Vollmacht versehen, zu thun, was noch irgend zur Rettung der Hauptstadt geschehen könne. Er kam mit ansehnlicher Truppenmacht und vielen Beamten, unter ihnen war Orräus, der eifrigste und einsichtsvollste Pestarzt, den Rußland besaß, der in Petersburg, während die Nachrichten aus Moskau über die Natur der Krankheit sich widersprachen, auf die charakteristische Frage der Kaiserin, ob er mit seinem Kopfe für seinen Ausspruch, daß die Pest in Moskau sei, einstehen wolle, keinen Augenblick gezaudert hatte, sein Leben zum Pfande zu setzen. Es machte in Moskau sogleich einen höchst günstigen Eindruck, daß der Fürst Orloff täglich die Straßen durchritt, die Vorübergehenden anredete, die Niedergebeugten tröstete und mit überzeugenden Worten den Unglauben an das Dasein der Pest zu beseitigen suchte, der von Anfang an so verderblich gewirkt hatte. Hierdurch wurde schon in den ersten Tagen das öffentliche Vertrauen wieder hergestellt; an dem Dasein der Pest zweifelte nun niemand mehr, man vermied die Berührung der Pestkranken, zeigte keinen Abscheu mehr vor den Krankenhäusern, und ließ die Verbrennung unreiner Gegenstände ruhig geschehen.

Die Erkrankungen wurden jetzt häufiger als sonst angemeldet, seltener verbarg man noch Verpestete oder setzte sie aus, was noch vor Kurzem selbst durch die angedrohte Verbannung nach Sibirien nicht hatte verhindert werden können. Die neue Verwaltung fand den richtigen Weg, um der Krankheit zu steuern, ohne die Angehörigen der Kranken durch einen Zwang abzuschrecken. Es wurde nur die Anzeige der Erkrankungen gefordert, dagegen konnten sich die Ergriffenen nach eigner Wahl in Hospitälern oder zu Hause behandeln lassen, und die Heilmittel wurden aus der kaiserl. Apotheke umsonst geliefert. Wer einen Kranken verheimlichte, kam als Krankenwärter ins Pesthaus, dagegen wurde jedem, der sich freiwillig in eine Heilanstalt aufnehmen ließ, im Falle der Genesung ein Geldgeschenk zugesichert. Man reinigte die Stadt, sorgte für neue Krankenhäuser, für Unterkunft der Waisenkinder und Bettler, und verhinderte möglichst auf dem Wege der Milde Anhäufungen großer Menschenmassen. Dennoch starben im October noch 17560, im November noch 5239 Menschen. Erst Mitte December, nachdem Orloff am 21. November die Stadt verlassen hatte, traten Ostwinde bei mäßiger Kälte ein, von welcher Zeit an bis zum 12. Januar sie bei geringem Frost, bewölktem Himmel und häufigem Schnee fast ununterbrochen wehten. Am 9. Januar 1772 trat zum erstenmal wieder ein ungewöhnlich hoher Barometerstand ein und in diesem Monat konnte, da die Sterblichkeit des Tages wieder auf 30 herabging, die Pest für erloschen erklärt werden. Schon im December, während welches Monats 805 Todte beerdigt wurden, hatte die Reinigung der Hauptstadt begonnen. Man fand noch über 1000 versteckte Leichen, man räucherte die Gebäude und füllte die Begräbnißplätze mit Erde auf.

Der Menschenverlust im Ganzen betrug vom 1. April bis letzten December 1771: 52000 an der Pest und 4000 an andern Krankheiten Verstorbene; von 12500 Häusern waren 3000 ganz ausgestorben und etwa 6000 überhaupt verpestet. Unter den Verstorbenen waren äußerst wenig aus den höhern Ständen und keiner der Aerzte, welche sich mit der meisten Hingebung ihrer Kranken angenommen hatten. Nur 4 Wundärzte mit 16 Gehülfen, von den Priestern aber waren 150 Opfer der Seuche geworden.

18.

Literaturbericht.

Von Dr. Lorenz Diefenbach.

Iris. Deutscher Almanach für 1847. Herausgegeben von Joh. Grafen Mailath. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Pesth. Heckenast.

Die „Iris" ist schon durch ihren Namen verpflichtet, in farbenschimmerndem Gewande aufzutreten, und thut dies wirklich in bestechender Schönheit, dafür hat ihr ein neidischer Dämon in Person des Setzers hier und da Druckfehler als mouches aufgelegt, und der Corrector hat seine Schutzgeistlichkeit dabei schlecht bewährt. Unter den meistentheils schönen Stahlstichen zeichnen wie den ersten, das Bildniß der holden Erzherzoginn Maria Carolina, aus. So steht auch nach Raum und Gehalt an der Spitze des literarischen Inhaltes „der Waldgänger" von Adalbert Stifter. Wie bei Stifter nicht anders zu erwarten, begrüßen uns beim Eintreten in seine Geschichte die Elementargeister, vorzugsweise seiner vaterländischen Natur, mit sanften Klängen, Farben und Düften. Dann erst kommen die Menschen, so enge mit dieser Natur verbündet das der Dichter mit Recht von seinem Waldgänger und einem Waldbache sagen kann „sie gingen an manchem Waldabhange, an mancher schattigen Stelle vorbei". Stifter beschreibt oder spiegelt im Grunde in allen seinen Dichtungen sein eigenes innerstes Leben. In der Einleitung der vorliegenden gibt er auch ausdrücklich einen Theil seiner persönlichen Lebens- und Herzensgeschichte, von der Zeit an wo er „ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen war. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Gränzen zu langen; damals gab es keine Gränzen und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner oder noch unerreichbarer ist". Eigentliche Erzählung wird diese Dichtung erst in ihrer zweiten Hälfte. Den Knotenpunkt bildet eine Ehescheidung wegen Kinderlosigkeit, wie sie sonst nur in jener kalten Sphäre der Gesellschaft vorkommt, in welcher die Ehen um der „Succession" willen geschlossen werden. Hier aber werden zwei warme Herzen, durch die innigste Liebe verbundene Ehegatten durch Sophismen ihres Gewissens zu jener Trennung geführt, statt daß sie „hätten die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab". Zu spät sehen sie ein, daß sie ihr höchstes Lebensglück einem untergeordneten geopfert hatten; ihre einsamen Gestalten verschwim-

Digitized by Google

men in düsterer Ferne, in welcher kein Ersatz für ihr geopfertes Glück winkt. Dadurch geschieht es, daß auch der Leser nur mit verstimmtem Herzen der vielen wunderschönen, theils seelenvoll leisen, theils tief ergreifenden Worte und Ereignisse gedenkt, welche er zuvor vernahm. — Den grellsten Abstich gegen Stifters Erzählung bildet „Constantin Faalcon", historische Novelle von W. Tosche, eine Reihe hyperstheuischer Schilderungen aus dem fremdartigen Leben Hinterindiens voll wunderlicher Namen, Gegenstände und Ereignisse. Der „Daragan", mit welchem die Geschichte beginnt, hat galanter Weise den sorgsam detaillirten Schmuck der schönen, aus dem gescheiterten Schiffe ans Land geschlenderten Jungfrau verschont bis auf die „goldbrokatenen Schuhe und die weißen, (trotz des Seebades) baaschigen Pantalons". — Julie v. Großmann gibt in der „Brautfahrt" eine Episode aus Gleims Leben so historisch treu, daß nach der Verfasserin eigener Aeußerung die poetische Gerechtigkeit darunter leidet. Viele interessante einzelne Züge aus dem Leben der bedeutendsten Dichter jener Zeit werden uns hier in fast zu ruhiger Darstellung geboten. — Der Herausgeber hat seine chronistische Schilderung einer höchst merkwürdigen Dynastengeschichte bescheiden ans Ende des Buchs gestellt; sie handelt von dem Magyarenkönige Salomon und seinen Zeitgenossen. — Unter den wenigen Gedichten (in gebundener Rede) haben zwei, von Dräxler-Manfred und von Levitschnigg, die gerechte Auszeichnung erhalten, von schönen Stahlstichen begleitet zu werden.

Feuilleton.

*** Das fulminirende Papier. Das Journal de Commerce vom 11. November bringt bei Gelegenheit der Schießbaumwolle eine andere Erfindung, die des Herrn Pelouze, wieder in Erinnerung. Er hatte schon im J. 1838 dem französischen Artilleriecomité eine Abhandlung über sein fulminirendes Papier übergeben, war aber damit abgewiesen worden. Noch vor kurzem sagte ein akademischer Artillerist zu ihm: „Ihr fulminirendes Papier ist ein Spielzeug, das Pulver wird stets und allein in den Gefechten herrschen." Der Chemiker hat sein Papier nochmals umgearbeitet, und zeigt jetzt dem erstaunten Artilleristen durch entscheidende Proben dessen Gewalt. Mit 100 Milligrammen fulminirendes Papier wird eine auf 32 Schritte gegen eine Gußeisenplatte abgeschossene Kugel in ein Blättchen von zwei bis drei Millimetres Dicke verwandelt. 250 Milligramme in den Lauf einer Taschenpistole geladen, rissen die Kugel mit solcher Heftigkeit hinaus, daß der Lauf einen kleinen Riß von zwei Millimetres Länge erhielt. Die Fabrikation ist so leicht, daß es wohl noth thut schon jetzt die Aufmerksamkeit darauf zu richten; ein Buch passendes Papier und ein Glas voll Salpetersäure ist alles was man braucht. Aasl.

*** Der Kaiser Domitian, liebenswürdigen Andenkens, war stark in der Erfindung ganz eigenthümlicher und seltsamer Lustbarkeiten. Unter die unschuldigsten solcher Zerstreuungen gehörten die, daß er häufig zu einem Abendessen acht Kahlköpfe oder acht Einäugige, acht Taube, acht Gichtbrüchige, acht Neger oder acht so korpulente Menschen einlud, daß die absichtlich sehr schmalen Lager für sie nicht genug Raum gewährten, wobei natürlich ihre Verlegenheit, dem Uebel möglichst abzuhelfen, sich höchst komisch machte, worüber er denn aus vollem Halse lachte. Es ist wohl kaum nöthig hier zur Erklärung zu bemerken, daß die Römer bei ihren Mahlzeiten an der Tafel lagen. Ein Seitenstück zu dieser komisch assortirten Tischgesellschaft wird in neuerer Zeit von dem als General in preußischen Diensten stehenden Herzog von Braunschweig-Oels erzählt. Er hatte selbst das Unglück, verwachsen zu sein und lud einst zu einem splendiden Gastmahle eine große Menge Verwachsener aus allen Ständen, die er dann mit den satyrischen Worten begrüßte: „Meine Herren, ich habe Sie eingeladen, weil ich glaubte, daß es Ihnen angenehm wäre, einmal so recht unter uns zu sein.

*** Am 2. November starb in London ein Tonsetzer, der königl. großbritannische Harfenmacher Stumpff, 78 Jahre alt, welcher mit Göthe, Karl Maria v. Weber, Beethoven, Hummel, Mozarts Schwester und Wittwe, in Freundschaftsverhältnissen stand. Göthe ließ mehrere seiner Gedichte drucken.

*** Sämmtliche Mitglieder der Turnvereine Sachsens haben beschlossen, sich von nun an des Hut- und Mützenabnehmens als Grußes zu enthalten.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 26. November)

Wie wenig die edle Jeany Lind den Vorwurf des Geizes verdient, beweist, wenn es überhaupt gegen eine so erbärmliche Verleumdung noch eines Beweises bedürfte, eine uns aus Stuttgart zugehende Nachricht. Sie hat dort eine wahrhaft fürstliche Generosität ausgeübt und viele Menschen glücklich gemacht. 32 arme Familien erhielten von ihr eine jede 25 fl. Dem Pensionsfond der Hofkapelle schenkte sie 350 fl. und dem ärmeren Personal des Theaters 450 fl. Die Summe, die sie außerdem an Trinkgeldern und Geschenken am Theater und im Hotel verwendete, mag sich auf 200 fl. belaufen. Daß sie bei solchen großen Ausgaben wenig Geld für Claqueurs, Blumenspender und feile Rezensenten übrig hat, wollen wir ihr nicht verdenken.

— Leipzig, 24. Nov. Das gestern im Gewandhaussaale stattgehabte Concert zum Besten des Orchester-Pensions-Instituts-Fonds wurde im zweiten Theile mit einem Werk ächter Poesie, der Ouverture „Nachklänge zu Ossian" von Niels W. Gade, im ersten Theile mit einer Neuigkeit, der Ouverture zur Tragödie „Struensee" von G. Meyerbeer, eröffnet. Ungeachtet der sehr gelungenen Ausführung fand letzteres Werk wenig Anklang; es fehlt ihm der künstlerische Schwerpunkt, welchen nie Instrumentaleffekte, seien sie von noch so überraschender Art, zu ersetzen vermögen, wie überhaupt das Gewandhaus nicht der Ort ist, wo Meyerbeer's Muse sich heimisch fühlen und jemals heimisch werden kann.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 28. November. Ueber verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete des Galvanismus, mit Bezugnahme auf die im Cabinet befindlichen Apparate.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 28. November. (Neu einstudirt) Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Bauernfeld. (Gastrolle) Katharina v. Rosen: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 329. Sonntag, den 29. November 1846.

Der Kanut.

Eine Lebensskizze.

An einem Herbstabende des Jahres 1802 saßen in einer Schenke der Straße Mericiere in Lyon drei Handwerker an einem Tische. An der einfachen Kleidung, an ihrer gedehnten Aussprache mußte man sie wohl für Seidenwirker halten, und in der That bezeichneten auch die dreieckigen Hüte, die sammtene Kleidung und die unter den kurzen Hosen hervorsehenden chinesischen Strümpfe hinlänglich das Aeußere der Kanuts; noch kenntlicher machte sie ihr verkrüppelter Gliederbau, ihre krummen Beine und ihre elende zusammengedrückte Gestalt.

Diese drei Zecher waren schon an die dritte Flasche Cyperwein gekommen und ihre Köpfe fingen zu gähren an; denn sie waren arm und daher nicht gewöhnt viel zu trinken. Plötzlich erblickten sie auf der Straße einen fünfzig Jahre alten Mann, welcher, wie sie, in die Tracht der Lyoner Handwerker gekleidet war. Dieser ging mit niedergebeugtem Haupte daher und schien in tiefes Nachdenken versunken.

„He, Vater Joseph Jacquard!“ schrie einer der Trinker, indem er mit dem Finger ans Fenster klopfte, „willst Du nicht ein Glas Wein mit uns trinken?“

Joseph war ohne diesen Ruf zu vernehmen, weiter gegangen; als man denselben aber wiederholte, hielt er an und grüßte die drei Kanute mit der Hand.

„Ich danke Euch, Freunde,“ erwiederte er. „Ich habe keinen Durst; auch wird es spät und meine Frau erwartet mich.“

„Zum Teufel auch!“ rief ihm der Vorige wieder entgegen. „Man wird Dich doch nicht beschuldigen können, Gevatter, daß Du einen Rausch — vielleicht den ersten in Deinem Leben — hast, wenn Du einmal ein Gläschen Cyperwein trinkst und noch vor sieben Uhr nach Hause kommst.“

Dieser verließ dann das Wirthshaus, ergriff seinen Freund am Arme und drängte ihn mit gut gemeinter Lebhaftigkeit an den Tisch der Schenke, an welchem die beiden andern Kanuts saßen. Man gab ihm nun ein Glas in die Hand, füllte die Gläser und trank die Gesundheit seiner Frau, auf welche Höflichkeit er seinen Freunden Bescheid thun mußte. Kurz durch die Macht der Ueberredung, durch die Bitten und das Drängen der Kameraden ließ er sich nach und nach drei Gläser Cyperwein einschenken. Der Kopf des guten Mannes glühte; er ward weniger furchtsam, weniger vorsichtig, und in seinen Reden freier, ungebundener. Er gab sich den Träumen hin über das Glück und den Reichthum der Arbeiter, während sich seine Gefährten theils eine Maschine wünschten, welche statt ihrer arbeite, theils ein am Ufer eines Flusses gelegenes Landgut, theils 1200 Fr. sichere Renten oder auch nur ein schönes Haus in einem volkreichen Stadtviertel, versteht sich, wenn sie dabei nur so viel Geld hätten, daß sie leben könnten ohne etwas anderes zu thun, als höchstens von Morgens bis Abends mit dem Glase in der Hand spazieren zu gehen. Denn die Arbeit dieser armen Seidenweber war so anstrengend, daß es als ein großes Glück angesehen werden konnte, wenn sie nur ihr Leben dabei fortschleppten.

„Wollten wie alle diese schönen Luftschlösser verwirklichen,“ sagte endlich einer der Projectemacher, „so müßten wir nur eine Mechanik zur Verfertigung des Garns erfinden, dann nach England reisen und dort die 50,000 Fr. einziehen, welche die Londoner Gesellschaft dem Erfinder einer solchen Maschine verspricht. Da Du ein Mechaniker bist, Joseph, so könntest Du wohl diese Entdeckung machen.“

Der Angeredete erhob schnell sein Haupt und sah den Sprecher nachdenklich und zerstreut an.

„Um was handelt es sich denn? Was verlangt die Londoner Gesellschaft?“ fragte er.

„Halt, da ist das Journal, welches die Uebersetzung des Artikels der englischen Blätter enthält.“

Joseph ergriff das Journal, las die bezeichnete Stelle aufmerksam durch, las sie zum zweiten Male, nahm dann die hölzernen Leuchter, welche auf dem Tische standen und bearbeitete einige Stücke Faden, die auf dem Boden herumlagen. Wenig Augenblicke nachher warf er ein kleines Netzchen auf den Tisch und rief lachend:

„Wahrhaftig, die Engländer müssen viel Geld übrig haben, daß sie für eine so unbedeutende Entdeckung solch eine große Summe aussetzen! Diese 50,000 Fr. wären leicht zu verdienen.“

So war die Nacht herangekommen, während seine Frau ihn ohne Zweifel mit großer Unruhe erwartete; er benutzte daher, nachdem er das vierte Glas Cyperwein hatten trinken müssen, die Aufmerksamkeit, welche seine Freunde dem kleinen Netze widmeten, und eilte schnell nach Hause. Hier hielt ihm seine Frau eine lange Predigt über die Gefahren des Wirthshausgehens, über die böse Wirkung des Cyperweins, sowie über das Kaltwerden des Nachtessens, und erst durch die Versicherung der aufrichtigsten Reue erhielt er ihre Verzeihung. Er setzte sich dann an den Tisch, aß für drei zu Nacht und legte sich ins Bett, wo er bald in einen tiefen Schlaf fiel.

Es waren bereits acht Tage verflossen, als an einem heiteren Morgen ein reitender Gensd'arme an dem Hause des Mechanikers hielt und abstieg. Ein Gensd'arme hatte, besonders zur Zeit der Revolution, selbst für den ruhigsten Handwerker, eine unheilvolle Bedeutung; deßhalb empfing Jacquard auch mit einer nicht geringen Angst von ihm den Befehl, nach welchem er sogleich auf der Präfektur erscheinen sollte. Glücklicherweise war die Frau des Mechanikers nicht zu Hause und dieser entschloß sich daher, dem Befehle Folge zu leisten, ohne sie davon benachrichtigen zu lassen. Vergeblich sann er nach, was wohl der Magistrat von ihm verlangen könne.

Digitized by Google

Als er auf der Präfektur ankam, zeigte er seine Vorladung vor und man führte ihn sogleich vor den Magistrat.

„Mein Herr," fragte ihn dieser, „Sie haben eine Maschine zur Fabrication der Netze erfunden?"

Joseph hatte in seiner damaligen Betäubung alles vergessen, was an jenem Abende vorging und erwiederte daher verwundert:

„Bei meiner Seele, Herr Präfekt, ich weiß nicht, was Sie damit meinen."

„Wollten Sie nicht nach England reisen, um die Ausländer mit einer Erfindung zu bereichern, die Sie dem Vaterlande schuldig sind!" erwiederte ihm der Präfekt strenge. „In ganz Frankreich ist bereits der Befehl ergangen, Ihnen keinen Paß dahin auszustellen."

„Mein Herr," erwiederte der Handwerker erstaunt, daß das Gouvernement sich um ihn bekümmere und sogar in Bezug auf ihn Befehle ertheile. „Mein Herr, ich schwöre, daß ich nichts von allem dem verstehe, was Sie die Gnade haben, mir zu sagen."

„Alle Ihre Finten sind unnütz! sage ich Ihnen; und um Ihnen alle weitern Lügen zu ersparen, da, sehen Sie!"

Und mit diesen Worten legte er mit vieler Sorgfalt dasselbe Netz auf den Tisch, welches Jacquard an jenem Abend mittelst der Leuchter und der Fädchen gemacht hatte.

Der arme Handwerker verwunderte sich höchlichst, diese Kleinigkeit in den Händen des Präfekten zu sehen, sowie daß man sie mit solcher Wichtigkeit betrachte.

„Wahrhaftig, mein Herr, daran dachte ich nicht mehr; es war ein Scherz, den ich in einem heiteren Augenblicke machte."

„O. Sie sind sehr schlau, Herr Jacquard. Hoffen Sie aber nicht, mich mit dieser verstellten Gutmüthigkeit zu hintergehen! Hier und in Paris wurde von den fähigsten Männern über den Werth Ihrer Erfindung berathschlagt und man erkannte allgemein deren Vortrefflichkeit an. Sie werden daher sogleich mit mir nach Paris reisen."

„Nach Paris! Ich?"

„Sicherlich! In diesem Augenblicke. Die Postchaise steht schon bereit und eben wird angespannt. Kommen Sie nur jetzt sogleich mit mir!"

„Aber, mein Herr, ich kann doch nicht abreisen, ohne meine Frau davon zu benachrichtigen, ohne es ihr wissen zu lassen, wohin ich gehe! Sie war gerade abwesend, als ich ausging und es ist daher billig, daß ich sie vor einer so langen Abreise noch einmal umarme."

„Hier werden Sie alles Nöthige zum Briefe finden. Schreiben Sie daher nur an Ihre Frau, aber einen Brief, den ich vorher lesen kann, denn Sie sind zu listig, als daß ich es Ihnen erlauben könnte, ihr die Ursache Ihrer Abreise mitzutheilen. Sie könnte, wenn sie noch zeitig genug benachrichtigt würde, Ihre Verbindungen mit den Fremden beschleunigen und das muß verhütet werden. Der erste Consul wünscht, daß wir heute noch von Lyon abreisen und wir müssen ihm gehorchen."

„Der erste Consul! — Aber, mein Herr, er kennt mich ja nicht! Er kann mich unmöglich kennen! Bei meiner Seele, ich glaube zu träumen!"

„Sie träumen nicht und das Alles ist wahr, ich schwöre es Ihnen!" unterbrach ihn der Präfekt lachend. „Aber nochmals bitte ich, lassen Sie Ihre List und dieses geheuchelte Erstaunen! Ueberzeugen Sie sich endlich und seien Sie ohne alle Sorge; der erste Consul wird ebenso freigebig gegen Sie sein, als das englische Gouvernement. Sie werden nichts verlieren und zugleich Ihrem Vaterlande dadurch einen Ruhm verschaffen, den es Ihnen dann allein verdankt."

Er schob hierauf seinen Arm in den des Mechanikers, weil er noch immer befürchtete, dieser möchte ihm entfliehen, und Beide bestiegen dann die Postchaise. Bald lag die Vaterstadt hinter dem Rücken des staunenden Jacquard.

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holsteinische Sagen.

Der unermüdliche Reisende, J. G. Kohl, welchem wir bereits verdienstvolle Mittheilungen über „Land und Leute der britischen Inseln", das Innere von Rußland und Polen, Ungarn, Böhmen, Steyermark, die baierischen Hochlande und die Ostseeprovinzen verdanken, hat eine ethnographische Skizze von dem unter dänischer Botmäßigkeit stehenden ultima thule Deutschlands unter dem Titel „die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" mitgetheilt, die im Augenblick, wo das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durchs ganze Vaterland klingt, von doppeltem Interesse sein muß. Zwar ist es, wie der Verfasser in seinem Vorwort selbst eingesteht „nichts weniger als eine umfassende Darstellung" jener Landstriche an der Nordsee; es sind nur einzelne Bemerkungen, wie sie sich gelegentlich auf der Reise und bei kleinen Meerfahrten einstellten. Aber auch solche Fahrten bieten „des Charakteristischen" so viel, daß ein Reisender schon Ansprüche auf unseren Dank hat, wenn er es aufzufassen und lebenstreu wiederzugeben verstund. Dies Verdienst muß man dem Verfasser zuerkennen. Ueber den vielen Kreuz- und Querzügen tritt zwar der einheitliche Charakter des Landes nicht prägnant genug hervor; auch sind bei aller Hingebung an seinen Stoff im Allgemeinen einzelne Partien zu los und leichtfertig zusammengewürfelt. Doch weht überall eine klare Luft und wir befinden uns in der Gesellschaft eines gebildeten, vorurtheilsfreien Beobachters, eines Beobachters, der ausgerüstet mit mannichfachen Kenntnissen, die Sprache der Erfahrung redet, und zuletzt an etwas appellirt, was hier nur den Ausschlag geben kann, an das gesunde Urtheil, und der dabei, trotz seiner farblosen und oft ein wenig schlottrigen Darstellung, selbst der Poesie nicht unzugänglich ist. Das Buch ist deshalb um so schätzbarer, als sich die öffentliche Aufmerksamkeit — abgesehen von der schleswig-holsteinischen Frage — jetzt überhaupt auf eine sehr rührige Weise der Nordsee zugewandt hat.

Wir verzichten darauf, den Inhalt des sehr umfassenden Werkes anzugeben, das einen Eindruck hinterläßt, bei welchem sich in die Heiterkeit der unterhaltenden Lektüre noch die Freude über die Bereicherung unserer Kenntnisse mischt. Ein vollständiges Gerippe desselben erfüllt am Ende keinen besonderen Zweck und ein Mittelweg zwischen diesem und einer sehr raumkostenden Verfolgung des weiteren Ganges wissen wir hier nicht zu finden. Es sey uns deshalb nur vergönnt, aus dem zweiten Band, der namentlich durch die Mittheilungen von der kindlich-poetischen Sagenwelt jener Küstenbewohner sehr anziehend ist, über diese Einiges auszuheben:

„— Einige Sagen, sagt Kohl u. A., scheinen historische Ueberlieferungen von politischen oder Naturereignissen zu seyn; andere sind ganz märchenhaft und phantastisch. Einige der ersteren erinnern uns an frühere Völker, welche hier wohnten, an die Kämpfe der Einwanderer mit ihnen,

Digitized by Google

an alte untergegangene Religionen z. B. an die odin'sche, andere an uralte Veränderungen der Erdoberfläche, wie an den Durchbruch der Gewässer durch den englischen Kanal.

Man könnte daher diese Sagen in historische, geologische, phantastische, physchologische und ethnographische eintheilen und unsre Einbildungskraft führt uns in Folge des wunderbaren und geheimnißvollen Zusammenhangs aller Länder und Völker bei ihrem Anhören auf eine sehr unterhaltende Weise von unserer Insel oder von unsrem kleinen Ewer aus, weit bis nach England, tief bis nach Deutschland, hoch bis nach Scandinavien, ja sogar bis zum entfernten Thule hinüber.

Ich versuchte weiter oben auszuführen, wie die Friesen ein ächtes See- und Schiffervolk seien und theilte einige Bemerkungen darüber mit. Wie bedeutungsvoll mußte mir in dieser Hinsicht nicht die Sage von dem gewaltigen Riesenschiffe „de Mannigfual" sein, von dem die nordfriesischen Seefahrer erzählen, es sei so unermeßlich groß, daß der Kommandant, um seine Befehle zu ertheilen, auf dem Verdecke desselben zu Pferde herumreisen müsse. Die gewaltigen Masten dieses Schiffes heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takelage ist so weitläufig, daß die Matrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haar wieder herunterkommen. Unterwegs fristen sie ihr Leben dadurch, daß sie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthsstuben enthalten, einkehren, um sich zu restauriren.

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Friesen unter dem Bilde jenes Schiffes symbolisch auf unsre Menschenwimmelnde Erde und auf die ganze Welt haben anspielen wollen oder es doch wenigstens unbewußt thaten?

Die Inder, diese stillen Blumenfreunde, denen die Lotospflanze heilig war, denken sich die ganze Oberfläche der Erde als eine schöne Lotosblume, die tief im Boden ihre unergründlichen Wurzeln schlägt und deren Blätter schwimmend, sich über den Ocean, als Inseln und Halbinseln ausbreiten. Die Menschen bewohnen die Blätter wie den Kelch der Riesenblume und nähren sich von ihrem Saft.

Andre Völker haben die runde Welt ein Riesenei genannt, das die Sonne bebrütet und das in die lastige Atmosphäre wie in den Flaum eines weichen Nestes hinabgetaucht wurde, sein Dotter fault nie und gebiert täglich und jährlich und Jahrtausende lang Millionen von kleinen Wesen, welche die Schale des Eies bewandern.

Lustige Dichter haben die Welt mit einer Tafel verglichen, auf welche die Götter ihre Gaben niedersetzen und zu der sie stets neue und neue Wesen zu Gast bitten. Andre sagen, die Erde sei ein Riesenthier, das wie ein Pferd an der Leine beständig um die Sonne galopire. Die Winde sind der schnaubende Athem des Thieres, die Wälder seine Behaarung, die Erdbeben die Zuckungen seiner Haut, die Menschen die kleinen Reiter, die es auf seinem Rücken entführt.

Wie natürlich ist es nun nicht, daß die Friesen sagen, die Welt sei ein Schiff, das in nie endender Reise in dem flimmernden, leuchtenden Meere des dunkelblauen Aethers zwischen den Gestirnen dahinsegle. Die hohen Bergpfeiler sind die Masten, die weißen Wolken stellen die Segel vor, Frieslands Fläche ist das Verdeck. Das Takelwerk in diesem Schiffe ist gar bunt und mannichfaltig, wie die Maschinerie dieser Welt und die Ereignisse dieses Lebens. Der Steuermann läßt bald dieses, bald jenes Segel aufziehen, bald befiehlt er die Stricke so oder so zu ordnen und zu spannen. Es gehen oft viele Jahrhunderte darüber hin, bis seine Befehle vollführt werden, und die Matrosen ältern und sterben oft weg, bevor sie eine Wirkung von diesem oder jenem Manöver sehen, das sie mit ausführen halfen."

(Schluß folgt.)

Kraft des Willens.

Eine Begebenheit, die sich vor vielen Jahren in Pesth zutrug, gibt in gewisser Hinsicht Aufschluß über die scheinbare Todesverachtung mancher Verbrecher, wenn sie das Haupt dem Streich des Nachrichters darbieten sollen. Starker Wille unterstützt die letzte große Eitelkeit dieser Menschen, sie wollen abgehen mit Anstand. — Ein Advocat, ein Mann von Welt, bekannt in vielen Häusern der Hauptstadt Ungarns, hatte sich durch seinen Aufwand in große Geldverlegenheit gestürzt. Um dieser abzuhelfen, faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er lud einen Wucherer ein, ihm eine große Summe in Gold nach seinem Hause an der Donau zu bringen, wo er ihm Papiere dafür einhändigen wollte. Der Geschäftsmann, vielleicht von dem dunklen Vorgefühl eines Unglücks bewogen, vielleicht auch von Aengstlichkeit bei dem Transport so vielen Geldes, nahm einen Verwandten mit sich und hieß diesen in der Nähe der Wohnung des Advokaten warten. Er selbst ging hinein und — kam nicht wieder zurück. Da das Haus nur einen Eingang hatte, den der Wartende fortwährend beobachtete, so faßte dieser bei dem langen Ausbleiben seines Vetters Verdacht, der sich bedeutend erhöhte, als alles Klopfens ungeachtet, niemand die Thüre oder ein Fenster zu öffnen kam. Er machte Anzeige von dem Vorgefallenen, und nach gerichtlich bewirktem Oeffnen der Thüre, fand der abgesandte Commissair alle Beweise einer eben geschehenen Mordthat. Der Hammer, womit der unglückliche Handelsmann erschlagen worden war, das Blut auf den Dielen, die Summe Geldes noch nicht geborgen, — alles dies sprach lauter als die erzwungene Gleichgultigkeit und Ruhe des Verbrechers.

Man bemächtigte sich seiner Person, und als die Gerichtsdiener im Erdgeschoß den Körper des Getödteten fanden, sieht sich der Mörder so zu sagen auf der That ertappt. Im Verhör leugnete er nicht, blieb ruhig und äußerte auf die Frage, wie er zu dieser Schandthat gekommen sey: „Ich brauchte Geld und — es ist ja nur ein Jude!"

Er schien sich darauf zu verlassen, daß er von altadeligem Geschlechte sei, und daß nach ungarischem Gesetze ein Edelmann, der einen Menschen auf seinem Grund und Boden erschlägt, sich mit einer Geldsumme loskaufen könne. Bei dieser Berechnung aber war die strenge Gerechtigkeit des Kaisers Franz nicht in Anschlag gebracht, der Monarch sprach in seiner königlichen Machtvollkommenheit folgendes Urtheil: „Der Mörder sei auf dem öffentlichen Markte der Stadt Pesth mit dem Schwerte hinzurichten." — Man hatte geglaubt, die Ankündigung dieses Spruches werde den Muth des Gefangenen vernichten, aber zum Erstaunen der Richter sprach der Angeklagte: „Kopf ab, nun immerhin!"

Die Anstalten zur Hinrichtung brachten die ganze Bevölkerung der Stadt auf die Beine, es war etwas Unerhörtes, daß ein Mann aus der oberen Gesellschaft als Raubmörder büßen sollte. Die Fenster der Straßen, durch die der Zug kommen mußte, wurden vermiethet. Unterdessen nahm der Verurtheilte Besuch an, unterhielt sich mit seinen Bekannten und bat um die Vergünstigung, daß er in anständiger seiner Kleidung zum Richtplatze gehen dürfe; sie wurde ihm gewährt.

Digitized by Google

Die verhängnißvolle Stunde nahte, der Gefangene schritt aufrecht, heiter mit seinem geistlichen Begleiter sprechend, dem Markte zu. Ohne Spur von Abscheu oder Grauen betrachtete er das Hochgericht, stieg festen Schrittes die Stufen hinan, verbeugte sich nach allen Seiten hin und warf den schwarzen Frack von sich. Als endlich der Schemel gerichtet war und sich ihm der Nachrichter mit Achselzucken nahte, unterbrach er dessen Entschuldigung mit den Worten: „Gut, gut, jeder hat sein Geschäft, Sie müssen das Ihre thun.“ Darauf löste er sehr geschickt die Schleife seines Halstuches, entblößte den Hals, setzte sich auf den Schemel — und ein einziger Streich machte seinem Leben ein Ende. Der Körper wurde gleich darauf in den anatomischen Saal geschafft und im Beisein von Aerzten geöffnet. Da fanden diese das Herz des Menschen durch einen ungeheuren Krampf so zusammengeschrumpft, daß sie erklärten, hätte diese unnatürliche Anspannung, diese tyrannische Beherrschung eines trotzigen Willens über das Gefühl noch eine Viertelstunde gedauert, so würde ein Schlagfluß eingetreten sein. Orgul.

Feuilleton.

*** Ueber den furchtbaren Brand der Quecksilbergruben zu Idria, der in der Nacht vom 3. Nov. ausbrach, bringt das „Oestr. Morgenblatt“ detaillirte Nachrichten, denen wir folgende Schilderung entnehmen: Die Leute lagen zu Dreißigen ohnmächtig am Boden, und man mußte ihnen zu Ader lassen. Die Klöpfe (Ruf um Hilfe) war halbe Stunde lang vernehmbar. Weiber mußten die Spritzen handhaben, die Männer verdämmen; die Kraft versiegte, denn Viele arbeiteten schon vom frühen Morgen. Man schaffte Wein und Brod her, denn sie hatten keinen Bissen gegessen, Alles gab sich der größten Anstrengung hin, und die edelmüthigen Bergleute arbeiteten wie Lastthiere. Matt und durchnäßt stürzte Mancher zusammen, und nach kurzem Erholen wieder zurück so auch die Weiber. Die Feder ist zu schwach, die Liebe der Bergleute und den Eifer bei dieser lebensgefährlichen Arbeit zu beschreiben. Mehrere sind Wittwen mit 5 bis 6 Kindern. Bergmann Gruden (der fünf Kinder zählt) ging dreimal in die Grube, beim dritten Male blieb er darin! Bergmann Domscher rief: „Mich müßt ihr in der Tiefe suchen, wenn ich sterbe, denn ich will am weitesten gehen, um Straffai (ein zu Idria allgemein beliebter Beamter) zu finden!“ Am 5. um 9 Uhr fand das gemeinsame Leichenbegängniß Statt. An den Särgen befanden sich das Bergmanns-Wappen und der Name der Geliebten, Buchsbaumkränze schmückten sie mit ihren starren Blättern. Den Zug eröffneten Bergleute in Uniform, zwölf Andere gingen zwischen jedem Sarge, bei dem letzten Sarge die Uebrigen, ebenfalls in Uniform, sämmtliche Beamte schwarz gekleidet und vieles Volk. Alle zehn Leichen wurden in ein gemeinsames Grab gelegt. Friede ihrer Asche! — Man hält das Feuer bereits für erstickt, doch dringt hie und da noch immer Kohlenoxydgas heraus, welches so erstickend ist, daß ein Licht sogleich darin erlischt, und die Oeffnungen werden sogleich wieder verklebt. Idria ist in Todesangst; Viele wollen es verlassen, da sie Explosionen befürchten, doch dürfte Nichts mehr zu fürchten sein, indem das immer mehr steigende Grubenwasser und die Verdämmung das Glimmen sicher ersticken werden.

*** Ein Dichter am Pranger. Man hat Beispiele genug, daß Dichter und Schriftsteller an den literarischen Pranger gestellt worden sind; aber an den Schandpfahl der weltlichen Gerechtigkeit gestellt zu werden — dies ist unseres Wissens nur Einem begegnet. Wie meinen Daniel de Foe, der mit seinem „Robinson Crusoë“ alle jene Erzählungen am Anfange des vorigen Jahrhunderts mit ihren Seefahrern, abgelegenen Inseln, Diamantenfischern und verlorenen Söhnen hervorgerufen hat. (Seine Werke sind vor Kurzem in London gesammelt erschienen.) Er wurde am 30. Juli 1703 wegen eines Pamphlets gegen einen Minister zu London an den Pranger gestellt und zwar an drei verschiedenen Orten. Allein die Wirkung war sehr verschieden von der, welche man sich versprochen. Die Volksmenge warf dem Dichter Blumen zu. Den Tag vor dieser Ausstellung erschien von ihm „eine Hymne an den Schandpfahl.“ A.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 27. November)

Karlsruhe. Am 24. Nov. ist endlich die gefeierte Jenny Lind aufgetreten, und zwar in der „Nachtwandlerin“. Daß das Haus fabelhaft voll, der Enthusiasmus mythisch stürmisch war, brauche ich nicht zu bemerken. Die weiteren Opern, in welchen Jenny Lind bei uns auftreten wird, sind die „Vestalin“, die „Regimentstochter“ und die „Lucia di Lammermoore.“

— Die explodirende Baumwolle ist nun auch auf die Bretter gekommen; nämlich im Thaliatheater in Hamburg wurde am 1. November d. J. gegeben: „Die explodirende Baumwolle“, Original-Zeitschwank in einem Akt von Leopoldus.

— Der von Oswald Marbach herausgegebene „Kunst- und Literatur-Bericht“ hat in diesem Jahre ein größeres Format und geschmackvollere Ausstattung erhalten. Die Nummern 1 bis 39 (ein Vierteljahr), welche vor uns liegen, enthalten vortreffliche kritische Abhandlungen von A. Bock (Poesie und Politik), von L. Meyer (der moderne Roman), G. Julius (Alliance intellectuelle zwischen Frankreich und Deutschland), H. Bode (die Jesuiten der Gegenwart), Kuno Fischer (George Sand und Gräfin Ida Hahn-Hahn) und Anderen. Die Haltung sämmtlicher Kritiken ist wissenschaftlich, aber nicht von jener unlebendigen Wissenschaftlichkeit, welche sich in bestimmten, abgegränzten Formen der Theorie bewegt oder vielmehr in ihnen ruht oder erstirbt. Das Leben, die Gegenwart und ihr Geist durchdringen das Urtheil und geben ihm eine selbstständige Bedeutung, durch welche das Schaffen nicht niedergedrückt wird. Wir machen gern auf diese Zeitschrift aufmerksam, weil sie sich zu dem kleinen Reigen von Blättern gesellt, in denen die Kritik mit Kenntniß, Ernst und Ueberzeugung gehandhabt wird. Gfrörer.

— Vor einiger Zeit wurde in Amerika der Uebersetzer von Paul de Kocks Schriften wegen dieser Arbeit und zwar auf den Grund der in diesen Schriften enthaltenen Unsittlichkeiten in Boston zu 14 Tagen Arrest verurtheilt; dagegen ließ man die Schriften selbst inzwischen ungehindert verkaufen!

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 28. November. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Sonntag, den 29. November. Zemire und Azor, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Spohr.

Montag, den 30. November. (Zum Erstenmale wiederholt): Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. (Gastrolle) Schalk: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 330. Montag, den 30. November 1846.

Der Kanut.

Eine Lebensskizze.

(Fortsetzung)

Nach drei Tagen führte der Präfekt seinen Gefangenen in das Cabinet des Ministers Carnot.

Dieser ausgezeichnete Mathematiker, der aber gleicherzeit auch voll Vorurtheil und Eigendünkel war, suchte verächtlich die Achseln, als er das von Sorgen und Elend durchfurchte Antlitz des armen Mannes ansah.

„Ah! Ah!" rief er endlich, nachdem er den Lyoner Handwerker von Kopf bis zu den Füßen angesehen hatte, „Sie behaupten gemacht zu haben, was Gott selbst kaum vermocht hätte? Ein Netz wollen Sie machen mit einer gespannten Schnur? Sie sind ein Aufschneider und nichts weiter! Sie lügen!"

Jacquard hatte anfangs bestürzt und furchtsam vor dieser hohen Person gestanden; als er jedoch seine Rechtschaffenheit bezweifeln hörte, da überdeckte eine dunkle Purpurröthe sein Antlitz und stolz hob er sein Haupt in die Höhe.

„Mein Herr," sagte er dann, „es wäre nicht nöthig gewesen, einen ehrlichen Handwerker zweihundert Meilen weit herreisen zu lassen, um ihn so zu beleidigen. Mit weißen Haaren lügt man nicht mehr; doch will ich's Ihnen beweisen. Geben Sie mir Holz, Nägel und Bindfaden, dann brauche ich noch eine Säge und einen Hammer, um Sie zu überzeugen, daß ich kein Aufschneider bin, daß ich in meinem Leben nie gelogen habe. Doch warten Sie, ich brauche das Alles nicht; ich kann mich auch so behelfen."

Er zog nun seinen Rock aus, zerschlug einen Tisch von weißem Holze, der gerade dastand und begann, nachdem er ein Messer aus der Tasche gezogen hatte, zu schneiden, zu beschneiden und alles so schnell und gut herzurichten, daß in einer Viertelstunde die Maschine vollkommen fertig war. Dann nahm er einen Knäul Bindfaden von dem Schreibtische des Ministers, fing an das Netz zu flechten und wandte sich hierauf gegen Carnot:

„So, mein Herr, jetzt können Sie die Maschen zählen; bewegen Sie mit dem Fuß diese Stange und Sie werden dann eine Reihe Maschen diesem Gewebe anfügen. . . . Gut so! Bin ich nun ein Aufschneider, ein Lügner?" fügte er dann hinzu, indem er seine mit Schweiß bedeckte Stirne abtrocknete.

Es war aber nicht der Minister, welcher die Maschine probirte, sondern ein Mann in einem blauen Ueberrocke, der sich bis jetzt die Füße am Kamin gewärmt und keinen Antheil an dem Gespräch genommen hatte.

„Carnot," sagte dieser, „Sie sind überwunden, und dieser gute Mensch siegt diesmal über den Mathematiker. Mein Freund, Ihr Glück ist gemacht; zählen Sie auf mich. Sie empfangen einstweilen einen Gehalt von sechstausend Francs und ebensoviel soll Ihnen auch sogleich für Ihre Erfindung ausbezahlt werden. Es muß dann in meinem Conservatorium für Künstler und Handwerker sogleich eine Wohnung für Sie eingerichtet werden und da ich sehr begierig bin, eine solche große Netzmaschine in Thätigkeit zu sehen, so können Sie schon morgen mit Ihrer Arbeit beginnen."

„Mein Herr, Sie sind zu höflich, als daß ich nicht suchen sollte, Ihnen angenehm zu sein. In drei Tagen wird diese Maschine fertig werden."

Er entfernte sich hierauf wieder mit dem Präfekten.

„Wer ist denn jener magere Herr, der eine so sanfte Stimme hat, und der nicht so grob als der Minister war?" fragte Jacquard.

„Das ist Napoleon Bonaparte, der erste Consul."

Jacquard staunte den Präfekten mit offenem Munde an.

„Ach, mein Gott! Was wird meine Frau sagen, wenn sie erfährt, daß der erste Consul mit mir gesprochen, mir auf die Schulter geklopft hat!"

„Und hauptsächlich, daß er Ihnen einen Gehalt von sechstausend Francs bestimmte!"

„Ja so! Ich hatte das wahrhaftig vergessen."

„Herr Jacquard, Sie sind sehr listig, sehr listig!" erwiederte ihm der Präfekt, welcher es nicht über sich gewinnen konnte, in dem geschickten Manne einen so dummen Menschen zu sehen.

Nachdem Jacquard in das Conservatorium der Künstler und Handwerker eingeführt worden war, begann er sogleich mit der Anfertigung seiner größeren Netzmaschine. Er machte hierzu alles selbst, sowohl die Schlosser-, als auch die Schreiner- und Tischlerarbeit. Man konnte ihn da sehen, wie er eifrig von der Schmiede zur Werkstatt, von der Drehbank zum Beile lief, und besonders gebrauchte er den Hammer mit seltener Gewandtheit. Nie hatte er nöthig, die einzelnen Dimensionen zu messen, sein richtiges Augenmaaß und die seltene Gleichförmigkeit seiner Arbeit führte ihn nie irre. Auch früher hatte er die Form und die Maaße in seiner Construktion stets so richtig getroffen, daß er nie nöthig hatte, etwas daran zu ändern, zu probiren oder gar zu verwerfen.

In seinen Erholungsstunden ging er durch die Säle des Conservatoriums, untersuchte alle Maschinen, welche hier von früherer Zeit her aufbewahrt waren oder erst neu gefertigt waren, erkannte auf den ersten Blick ihren Gebrauch, und es machte ihm stets große Freude, ihre Construktion zu entdecken und sie dann in Gang zu setzen. So betrachtete er auch eines Tages nach vollbrachter Arbeit einen sehr künstlich zusammengesetzten Webstuhl, welcher gebaut worden war, um darauf für die Gemahlin des ersten Consuls einen vorzüglichen Shwal zu wirken. Er folgte mit halb vorgebeugtem Körper, seine Hände auf die Kniee gestützt, aufmerksam dem Gange der Maschine und ein ironisches Lächeln spielte um seine Lippen, als er den

Digitized by Google

Direktor, unter dessen Leitung diese Arbeit vor sich ging, fragte:

„Es wird viel Geld kosten, nicht wahr, mein Herr?"

„Zwanzigtausend Francs."

„Zum Teufel! Ich fand aber doch unten in einem Winkel eine unbenutzte Maschine von Vaucanson, die etwas einfacher ist, und mit welcher man dieselben Arbeiten zu Stande bringen kann, während die Kosten sich höchstens auf achthundert Francs belaufen. Es ist Unrecht, daß man diesem vortrefflichen Werke Vaucanson's nicht mehr Aufmerksamkeit schenkt, denn in ihm herrscht eine Grundidee vor, welche mehr als alle Combinationen der übrigen Webstühle gilt. Ich will sie benutzen."

Er ging nun in seine Werkstätte, beschnitt, schnitt, beschnitt wieder, construirte dann aus dem Gedächtnisse eine ähnliche kleine Maschine wie die des Vaucanson; denn, meinte er, es soll mich sehr freuen, diese Seltenheit nach Lyon bringen zu können und sie meiner Frau zu zeigen. Nachdem er so das Modell fertig gemacht hatte, vereinfachte er daran, verbesserte einiges und verringerte so die Schwierigkeit der Construktion und der Gebrauchsweise um ein Bedeutendes. Nichts war ihm zu schwer, nichts konnte ihn ermüden oder abschrecken, diese in der Folge eine der bewundernswürdigsten und in ihrer Zusammensetzung großartigsten Maschine zu vollenden. Ganz von seinem Werke durchdrungen, griff Jacquard von Zeit zu Zeit an seine breite Stirne und mancher Schweißtropfen rann über seine glühende Wange, bis seine mühsame Arbeit beendigt war. Mit bloßen Armen, sein Hemd bis über den Ellenbogen zurückgeschlagen, führte er eines Tages mit frohem Jubel seinen Hobel und sang dazu ein lustiges Lyoneserlied, als seine Thüre aufging und er beim Umschauen den ersten Consul erblickte.

„Nun, was macht meine Netzmaschine?"

„Consul, sie ist fertig."

„Doch vermag ich in dieser Arbeit, welche Sie gerade vor sich haben, die Form Ihrer ersten Maschine nicht zu erkennen."

„Dieses soll auch keine Netzmaschine sein, sondern ein Webstuhl zur Bearbeitung von Seidenstoffen. Man kann damit eben solche Shwals wirken, wie Sie einen für Ihre Frau Gemahlin wünschen."

„Ist denn dazu nur ein solch' unbedeutendes Werk nöthig?"

„Allerdings! Doch ist es nicht ganz meine eigene Erfindung, Vaucanson hat mich auf diesen Gedanken gebracht: in dieser Maschine, mein Herr, in diesem unbedeutenden Spielzeuge sind, wie ich es schon neulich gesagt, alle Combinationen der Webstühle vereinigt. Er vereinfacht die Bearbeitung der Seidenstoffe, dieser gesuchten Luxuswaaren, und hat zugleich noch das Gute, daß die Arbeiter, welche damit beschäftigt sind, nicht zu Krüppeln, zu Mißgeburten werden; denn Sie können sich nicht vorstellen, zu welchen Leiden und zu welchen widerlichen Verrenkungen des Körpers die armen Kanuts verdammt sind. Derselbe sitzt nämlich auf einem erhöhten Schemel und ist da gezwungen, seine Beine beständig rechts und links zu drehen, um den Fäden die verschiedenen Lagen zu geben, je nachdem es die Stickerei oder die Art der Stoffe erfordert. Einer oder oft auch mehrere Arbeiter sind außerdem noch nothwendig, um die Fäden selbst verschiedenartig zu wenden und zu drehen. Zu dieser martervollen Arbeit des Schlingenziehens verwendet man gewöhnlich Kinder und junge Mädchen; und diese unglücklichen kleinen Geschöpfe müssen sich nun den ganzen Tag in diesen gezwungenen Wendungen bewegen, wodurch ihr Aeußeres sehr mißgestaltet, das Heranwachsen gehemmt und ihr Lebenskeim verdorben wird. Der Webstuhl aber, den ich hier construire, soll, wie ich hoffe, diesem allen abhelfen, wenn mir Gott die Kraft dazu verleiht."

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holsteinische Sagen.

(Schluß.)

Hausgötter und Laren hatten schon die Römer. Haben doch sogar die Kosacken, die wir noch für halbe Nomaden zu halten geneigt sind, ihre Dämonen unter den niedrigen Dächern ihrer kleinen Häuser. Wie sollten sie den Friesen und überhaupt den Germanen und allen diesen nördlichen Völkern fehlen, bei denen so viel Häuslichkeit ist. Wundern muß man sich aber, daß diese Hausgeister fast überall in der Welt ganz auf dieselbe Weise gedacht und von den Menschen behandelt werden.

Ich sprach einmal mit einem Kosacken an den Ufern des Dniepr über die Eigenthümlichkeiten seines „Domo woi" (Hausgeistes) und er machte mir davon ganz dieselbe Schilderung, die mir nachher auch ein Bauer im Erzgebirge von seinem sächsischen Hausgeiste gab und die ich hier wieder von dem „Riß Puks" erhielt, die in Friesland, Jütland und ganz Dänemark unter den Dächern wohnen.

„Puk", „Riß Puk", „Huisputk", „Niskeputk", „Wolterke", „Nißebock" rc., das sind die Namen, welche in diesen nordalbingischen und cimbrischen Gegenden dem Hauskobolde gegeben werden. Puk aber oder Nißpuk ist der gewöhnlichste unter diesen Namen, den er, wie bei den Friesen, so auch bei den Jüten und Dänen durchweg trägt. Und jedenfalls ist dieser Name des Geistes der merkwürdigste, da er unter demselben mit nach England hinübergegangen ist, wo er auf die nämliche Art sein Wesen treibt, wie diesseit des Nordmeeres. Shakespeare führt ihn bekanntlich in seiner Dichtung ein, und was er von des Geistes Wesen und Treiben so poetisch sagt, das erzählt noch heutigen Tages, nur etwas plumper, der friesische und jütische Bauer und ebenso der Landmann in Cumberland und Northumberland. —

Die Puks sind zwergartig und klein. Es ist natürlich, daß alle einst übermächtigen Geister, an deren Existenz jetzt noch bei christlichen Völkern geglaubt wird, klein und zwergig erscheinen. Sie schrumpfen zusammen vor dem Christenthum. Nur vor der Einführung desselben, als der alte Götterglauben noch blühte, waren die überirdischen Gewalten gleich groß mit dem Menschen oder riesig. — Manche schildern seine Kleidung; sie geben ihm eine rothe spitze Mütze auf den Kopf, eine lange graue oder grüne Zwillichjacke über den Leib und Pantoffeln an die Füße. Seine Wohnung ist unter dem Dach, wo er durch zerbrochene Fenster, die nie zugemacht werden dürfen oder durch sonstige Oeffnungen aus- und einschlüpft. Wie die Römer ihren Laren opferten und sie speisten, so wird auch den Puks ein Topf mit Grütze auf den Boden gestellt, in welchen sie gewöhnlich ein Stück Butter zu haben wünschen. Dasselbe geschieht auch noch heutigen Tages im Erzgebirge und die Letten, Kosacken und andere Völker sagen, daß es bei ihnen ebenfalls geschähe.

Digitized by Google

Obgleich die Menschen eine gewisse Scheu vor den Puks haben und sie sich nicht gerne ihren Aufenthaltsorten nahern, so lieben diese Geister doch im Ganzen die Menschen und suchen sich mit ihnen auf gutem Fuße zu halten. Sie verrichten oft über Nacht alle häuslichen Geschäfte, waschen und putzen das Haus, warten des Viehes, schleppen Futter und Korn auf den Boden und lassen Alles wohl gedeihen. Können sie es nicht anders, so berauben sie wohl gar die Nachbarn ihres Wirthes um dessen Vortheil. Man hört sie häufig des Nachts bei ihrer Arbeit lärmen und im Hause auf- und abgehen, unterwegs spielen sie auch wohl den Knechten und Mägden einen Schabernack, kitzeln sie unter der Nase, daß sie im Schlafe niesen müssen oder ziehen ihnen die Decken vom Bett, oder vollführen sonst einen Streich, wie Shakespeare seine Frau Mab deren eine Menge ausführen läßt.

Diese Neckereien der Puks mit den Hausgenossen sind oft so komisch ersonnen, daß man kaum begreift, wie die Leute auf solche Einfälle kamen. Sie behaupten einen solchen Puk bisweilen am hellen Tag in der Bodenlucke sitzen zu sehen, wie er den Kopf müßig mit beiden Händen stützt und mit den Beinen baumelt. Er besingt dabei zuweilen seine eigne Schönheit, die Rundung und Zierlichkeit seiner Beine, obwohl diese dünn wie Stöcke sind und er überhaupt sehr häßlich ist. Auch zerrt und neckt er wohl, wie Müßige thun, entweder den Hofhund oder das Gesinde, das im Hof beschäftigt ist, indem er ihnen bald das eine, bald das andere Bein hinhält und ihnen ein Gesicht dazu schneidet. Ein Knecht läuft dann wohl keife auf den Boden und stößt ihn mit der Heugabel hinunter. Herunter kommen die Puks nun freilich nicht, statt ihrer sieht man nur Speen, Torf oder sonst etwas der Art auf das Pflaster herabfallen; aber sie nehmen denn doch den groben Spaß erstaunlich übel und rächen sich irgendwie.

Nach weiteren Mittheilungen über diese kleinen Hausgeister, kömmt der Verfasser zu den „Klabautermannchen". Diese sind die Puks der Schiffe und haben als Neck- und Schutzgeister ganz dieselben Eigenthümlichkeiten, wie ihre Vettern auf dem Land. Während jene auf den Böden und Treppen spucken, larmen und trampeln, thun es die Klabautermännchen an Bord; und wer einmal eine Nacht auf einem Schiffe geschlafen, und das Knacken, Krachen, Knistern, Poltern, Schnueren, Pochen, Puffen, Klütern und Klabauteen der Bretter gehört hat, der weiß, daß das Klabautermannchen diesen sowie seinen anderen Namen des „Klütermännchens" mit vollem Rechte führt.

Lärmt dieses Männchen gar zu gewaltig oder zeigt es sich in einer Nacht in den Masten und Segeln auf den Raan sitzend, so ist dies ein schlimmes Zeichen; die Schiffer fürchten dann, daß es mit ihrem Schiffe ein baldiges Ende nehmen werde. Kurz vor dem Untergang des Schiffes erscheint das Klabautermännchen dem Capitän, nimmt wohl Abschied von ihm und fliegt dann vor seinen Augen davon. Indeß nicht nur auf den Schiffen selbst, sondern auch an den Stellen, wo ein Schiff scheitern wird, soll es einen Boespuk geben. Auch soll den zurückgebliebenen Insulanern der Untergang ihrer Anverwandten auf fernem Weltmeere durch spukhafte Erscheinungen angezeigt werden. Wenn eine Frau oder ein Mädchen ihren Mann, Bruder oder Geliebten auf der See verlor, so erscheint er ihr wohl noch ehe ihr sein Schicksal durch die Zeitung oder einen Trauerbrief bekannt wurde, wie er ertrank, nasses Haares und mit triefenden Kleidern. Er kommt so an's Fenster oder lehnt an der Thüre, kann aber nicht ins Zimmer treten. Am andern Morgen findet man an dem Flecke, wo er stand, einen kleinen Strom salzigen Wassers, das ihm von den Kleidern floß. Er erscheint auf diese Weise wohl verschiedenen Verwandten, bis sie alle überzeugt sind, daß ihr Geliebter wirklich verunglückt, und nun Trauer um ihn anlegen und für ihn beten. Auf den Halligen *) soll diese Vision besonders oft stattfinden, man nennt dort solche umgehende Seelen der auf der See Verunglückten „Gongers". J. W. A.

Feuilleton.

*** Die Newyorker „Deutsche Schnellpost" veröffentlicht einen Brief von Freiligrath aus London vom 5. Oktober 1846. „Ich bin jetzt (heißt es in demselben) Korrespondent in dem angesehenen Hause der Herren Fried. Huth und Comp., und habe, wenn meine Stellung in pekuniärer Hinsicht für London auch eben keine brillante ist doch mein anständiges sicheres Auskommen durch sie, also ganz Das, was ich suche: Unabhängigkeit vom Buchhandel, von den Almosen der Literatur und vor allen Dingen der Reaktion, welche die Rückkehr eines von ökonomischen Difficultäten gehetzten reuigen Sünders nur allzugern sehen würde. Am 24. Sept. hat mir meine Frau unser zweites Kind, wieder ein Mädchen, geboren. Das erste kam in der Schweiz zur Welt: Beides kleine Kosmopolitinnen. Aber die Lieder und Laute der verlassenen Heimath klingen doch um die kleinen Bettchen. Das Vaterland läßt sich so leicht nicht abschütteln, auch wenn es Einen ausgestoßen hat."

*** „Die Einwohner Bengalens", schreibt der „Friend of India", „haben bekanntlich die Gewohnheit, die Leichen ihrer Verstorbenen an die Ufer des Ganges zu tragen, wo sie mit religiöser Feierlichkeit niedergelegt werden. Wenn der Strom durch die Fluth steigt, werden sie fortgeschwemmt, und so sieht man oft Hunderte von Leichen zugleich den Ganges herab dem Meere zuschwimmen. Ein widerlicher und schauerlicher Anblick! denn die faulenden Leichen fangen sich nicht selten in den Ankertauen der im Strome liegenden Schiffe. Leider begnügen sich die Hindu nicht damit, Todte an den Stromufern niederzulegen, sondern es geschieht auch manchmal mit gefährlich Erkrankten, welche bei gehöriger Pflege hätten wiedergenesen können. Die Kranken werden mit den Todten vom Strome fortgeführt; geschieht es aber ja zuweilen, daß ein also ausgesetzter Kranker der Gefahr der Fluth und seiner Krankheit zugleich entgeht, so ist er noch schlimmer daran als wenn er gestorben wäre; denn solche Menschen werden aus ihrer Kaste gestoßen und dürfen nicht in ihre Heimath zurückkehren, weil es als eine Ungnade der Gottheit angesehen wird, daß der heilige Ganga sie nicht aufgenommen! Eine andere Art, über die Todten zu verfügen, ist die Verbrennung, und bis jetzt durfte diese seitens der Bewohner Calcutta's längs dem ganzen Stromufer geschehen. Die Verwandten tragen ihre Sterbenden an den Strom, und die Gestorbenen werden dann verbrannt und ihre Asche in den Fluß gestreuet. Arme Leute indessen die keinen Scheiterhaufen bezahlen können, lassen die Sterbenden liegen und von der Fluth mit fortspülen. Um diesem gräßlichen Mordsysteme ein Ziel zu setzen, hat jetzt die britische Regierung die Niederlegung der Leichen für Calcutta auf fünf Ghats (d. h. Treppenniedergänge zum Strom), beschränkt, auf daß die Polizei diese Vorgänge überwachen könne. Aehnliche Maßregeln unter Strafandrohung sollen, so weit das thunlich ist, längs dem ganzen Stromlaufe gefaßt werden." — Auf dem Ganges und

*) Halligen sind kleine zerrissene Sandinseln, die aus dem Kampfe zwischen Land und Meer entstanden und nicht wie die andern Inseln durch Deiche und Dünen geschützt sind.

Digitized by Google

an Mündungen waren in letzter Zeit viele Schiffbrüche vorgekommen, und namentlich gegen 300 Fahrzeuge der Eingebornen litten. So auch das amerikanische Schiff „Aragon" von 800 Tonnen mit einer Ladung Eis — ein Verlust, den die reiche Einwohnerclasse von Calcutta schwer empfand. Bei Dschessoe brach die Ketlenbrücke über den Kududdock in dem Augenblick, als zwei Boote unter derselben wegfuhren. Gegen hundert Menschen kamen um. A. Z.

*** Münster, 23. Nov. Eine eigenthümliche Spukgeschichte bildet die Fama des Tages. Dieselbe ereignet sich fast all um eine andere Nacht in den obern Räumen der Artillerie-Kaserne, ein Gebäude, das ehemals ein Franziskaner-Kloster war. Schon vor 10 Tagen wurde die nächtliche Wache von diesem Spukwesen derartig geängstigt, daß sie ihren Platz verließ. Dieselbe büßt ihre Feigheit augenblicklich im sogenannten „Buddenthurm", dem Gefängniß für Soldaten. Da nun im Laufe der letzten Woche aber auch selbst herzhaftere Soldaten in Schrecken gesetzt worden sind und die in den Kasernestallungen sich befindlichen Pferde gar in ihrer Ruhe gestört sein sollen, so ist höheren Orts eine weitläufige Untersuchung angestellt. Dieselbe hat aber durchaus noch zu keinem Resultat über dies Phänomen, das theils in Gestalt eines Mönchs sich zeigt, theils durch furchtbares Gepolter sich kund gibt, geführt. Hoffentlich wird sie uns, da sie in energischer Weise von höhern Militairpersonen, von Gensdarmen und Polizisten fortgesetzt wird, baldigst Aufklärung über eine Sache verschaffen, die die Gemüther des ganzen hiesigen Publikums auf das Seltsamste beschäftigt. Düss. Z.

*** Ein Ministerium der schönen Künste soll in Frankreich gebildet werden, gewiß das erste in seiner Art. Man will der Civilliste die Verwaltung der königl. Museen abnehmen, und durch Zuschüsse aus der Staatscasse die ziemlich fictionären Museen allmählich mehr bereichern.

*** Das „Daily-News", das einzige täglich erscheinende Londoner Journal, welches die Nummer seines Blattes zu 2½ Schilling verkauft, während die übrigen Blätter das Doppelte nehmen, hat die Besitzer der übrigen Tagesblätter so beunruhigt, daß sie sich gegen den „Daily-News" förmlich verschworen haben. „Times", Morning-Post" und „Morning-Chronicle" lassen sich nämlich ihre Depeschen, Correspondenzen ꝛc. gemeinschaftlich kommen. Diese Kosten sind so bedeutend, daß ein Journal allein sie unmöglich würde tragen können. Der „Daily-News" hatte noch bis jetzt einen Verbündeten, den „Morning-Herald", der mit ihm gemeinsam die Kosten der indischen Depeschen bestritt, die jährlich circa 250,000 Franks kosten, allein der „Morning-Herald" ist der Ligue der drei erstgenannten Blätter beigetreten, und so ist jetzt „Daily-News" auf seine eigenen Kräfte angewiesen, was es nicht verhindert, anzuzeigen, daß es auch ferner auf dem bisher eingeschlagenen Wege fortschreiten werde. Jahrecz.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 28. November)

*Der „Allg. Z." wird aus Bonn geschrieben: Im Vorübergehen gedenke ich eines kleinen Büchelchens, das eine fröhliche Gesellschaft, zur Feier des Martinsabends bei der officiellen Martinsgans versammelt, auf ihren Couverts fand. Es ist die Sammlung alter Martinslieder, welche, bis ins 14. Jahrhundert verfolgbar, im Volke beim Anlaß dieses Herbstfestes gesungen worden. Zwei vorausgehende Abhandlungen von Karl Simrock und Düntzer stellen die sonstigen hiebei vorkommenden Volksbräuche dar, und liefern den Beweis, daß dem Martinsfest ein uralt heidnisches Herbstopfer zu Grunde liegt; und so haben diese heidnischen Bräuche (das Martinsfeuer hat bloß noch die Gegend zwischen Köln und Koblenz) einen kleinen aber nicht unwichtigen Beitrag zur altdeutschen Mythologie und Culturgeschichte hergegeben, und einen neuen Beweis für die anerkannte Thatsache geliefert, daß die Kirche, um ihr Reich in den neubekehrten Gemüthern sanft und zugleich fest zu begründen, gern die Praxis befolgt hat, heidnische Bräuche mit christlicher Umdeutung zu schonen, und an die Stelle der Götterfeste Erinnerungen an beliebte Volksheilige zu pflanzen.

— Stockholm. Die sämmtlichen Schriften des Bischofs Tegnèr, worunter sich eine große Anzahl dem Publikum bisher unbekannte befindet, werden, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, von seinem Schwiegersohn, Professor Böttiger, herausgegeben werden.

— München, 25. Nov. Mit dem 15. k. M. wird hier die erste Nummer einer „neuen Zeitschrift" erscheinen, betitelt: „Der Literat, Zeitschrift für Belletristik, Dramaturgie und Kunst." Herausgeber ist C. L. Kaulbach, ein Neffe des berühmten Malers.

Mon espérance!

Aus dem Höllenthal im Schwarzwald.

Wo mir kein einzig Herz bekannt,
Im wilden Thal, im fremden Land,
Da fand ich dich und weiß nicht wie, —
Wie findet man die Poesie?
Und als du schlichst vom Saale fort,
Lockst du mich mit leisem Wort:
„Mon espérance!"

Der Mond, der in's Gemach gelauscht,
Weiß, wie wir Kuß um Kuß getauscht.
Wie viele auch die Lippe trug,
Für dich, mein Lieb, war's nie genug;
Es rief das Flammen deines Aug's,
Das süße Flüstern deines Hauchs:
„Mon espérance!"

Am Morgen klang des Hornes Ruf,
Am Morgen scharrt der Rosse Huf;
Dich trägt es süd-, mich nordwärts fort...
Was hilft dein schönes Hoffnungswort?
Zitternd verklingt es in der Fern',
Leb' wohl, mein Licht, der Liebe Stern,
„Mon espérance!"

J. E. Braun.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 29. Novembee. Zemire und Azor, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Spohr.

Montag, den 30. November. (Zum Erstenmale wiederholt): Der artesische Brunnen. Zauberposse mit Gesang von G. Nader. (Gastrolle) Schalk: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 331. Dienstag, den 1. December **1846.**

Der Kanut.

Eine Lebensskizze.

(Fortsetzung)

Der erste Consul faßte mit seiner feinen weichen Hand die schwülige Hand des Mechanikers und sagte mit ungeheuchelter Wärme:

„Jacquard, Du bist ein edler Bürger."

„Sie sind zu gütig, mein Herr," erwiederte dieser mit treuherziger Biederkeit im Tone, einen Augenblick den hohen Rang des vor ihm Stehenden vergessend. „Doch das ist einerlei." fügte er dann hinzu, indem er ehrfurchtsvoll nur die Fingerspitzen der dargereichten Hand berührte; es ist einerlei, wir sind geboren, uns zu verstehen."

„Und ich hoffe auch, daß wir uns verstehen werden," erwiederte Bonaparte lachend. „Warum aber gab sich Ihre Geschicklichkeit für Mechanik erst so spät kund?"

„Sehen Sie, das kommt daher, daß ich nicht von einer reichen Familie abstamme, denn für arme Leute ist es nicht leicht, sich einen Namen zu verschaffen. Mein Vater, Johann Karl Jacquard, war der Sohn eines Steinschneiders von Couzon und der Enkel eines Pachters in der Gegend von Lille und Flandern. Er war seines Gewerbes ein Goldarbeiter und auch Seidenwirker, und meine Mutter, Antoinette Rive, gab Unterricht im Zeichnen. Anfangs mußte ich Faden drehen, doch that mich mein Vater bald wegen meiner schwachen Gesundheit und meines allzugroßen Abscheus vor dieser Arbeit zu einem Buchbinder. Als ich bald darauf Waise geworden war, verließ ich diese goldnen Einbände und fing eine Hutfabrik an. Mein Geschäft ging gut und ich hatte mir bald soviel erworben, daß ich ein kleines Häuschen kaufen konnte. Zu dieser Zeit wurde Lyon belagert; bald stand mein Haus in Flammen, ich selbst mußte die Stadt verlassen, weil ein Hutmacher meiner Nachbarschaft mich aus einem mir unbekannten Grunde haßte und durch seinen Freund Coumon in die Liste der Verbannten eintragen ließ. — Glücklicher Weise hatte ich in der republikanischen Armee einen Sohn, einen schönen, stattlichen Jungen. Zu ihm flüchtete ich. Dieser ließ mich in seine Compagnie einschreiben, gab mir ein Gewehr in die Hand und wir dienten dem Vaterlande sechs Monate als brave Soldaten. Als wir mit einander eines Tages dem Feinde entgegen marschirten, traf ihn eine Kugel und an meiner Seite stürzte er zusammen. „Vorwärts!" kommandirte unser Capitän; ich raffte den Gefallenen auf, um ihn mit fortzutragen — ach! er war todt! ... Von nun an, das werden Sie wohl einsehen, war mir der Soldatenstand unerträglich. Dank sei es meinen wenigen Vertheidigern, welche einsahen, daß ein Mensch meiner Art nicht zu fürchten war, ich konnte mich endlich in Lyon wieder niederlassen Mein Haus war zwar niedergebrannt und meine Hutfabrik dahin, doch ließ ich mich als Mechaniker nieder, reparirte da und dort Webstühle, drechselte Stühle, verfertigte alle Arten von Handwerkzeugen und fristete auf diese Art kümmerlich mein Leben. Das Uebrige wissen Sie und können auch wohl begreifen, welcher Schrecken mich ergriff, als der Herr Präfekt mich durch einen Gensd'armen holen ließ und in einer Postchaise hierher brachte. Doch, Gott sei Dank! alles ist gut gegangen. Sie haben mich zum reichen Manne gemacht und ich kann leben wie ein großer Herr; nur der Gedanke an meinen armen Sohn, über dessen Verlust ich mich immer noch nicht trösten kann, dieser eine Gedanke füllt mein Herz mit Trauer und Schmerz; ohne das wäre ich glücklich!"

„Glücklich?" fragte Bonaparte zweifelnd, „glücklich? Wollen Sie damit sagen: ohne Wünsche, ohne Ehrsucht?"

„Warum nicht? Nach was sollte ich denn ehrgeizig sein? Ihre Freigebigkeit sichert mir eine Rente von sechstausend Livres; was könnte ich noch mehr wünschen? Ich besitze eine gute Frau, die ich liebe und die mich wieder liebt."

„Und der Ruhm, die Sucht nach Ehre — bestürmen Sie auch nicht?"

„Welche Sucht nach Ehre, welcher Ruhm kann die Brust eines armen Handwerkers, unbekannt wie ich, erfüllen?"

„Ich will Dich häufig besuchen, mein wackerer Lyoner; und wir werden uns dann noch öfters mit einander unterhalten," sagte Napoleon, als er von Joseph Abschied nahm.

Ach, er vergaß Jacquards und dessen Arbeiten, er vergaß alle Versprechungen, die er ihm gemacht; die Schlacht bei Austerlitz füllte seine Gedanken und er stieg zum Kaiserthron.

Während dessen arbeitete Jener ruhig fort und stellte sein vollendetes Werk in der Kunstausstellung aus. Durch die Gerechtigkeit des Richters, welcher ein Sachkenner war, wurde eine Medaille von Bronze, „für Herrn Jacquard, den Erfinder einer Mechanik, durch welche die Arbeiter in der Seidenwirkerei unnöthig wurden," bestimmt, wie die betreffende Meldung lautete.

Jacquard empfing auch wirklich seine bronzene Medaille und kehrte wie ein König zufrieden nach Lyon zurück; er überbrachte seiner Frau den ersten Shwal, welcher auf seiner nach Vaucansons Muster construirten Maschine verfertigt worden, und die Zusicherung seiner Pension von sechstausend Livres. Die ehrwürdige Bürgersfrau wollte fast vergehen vor Freude, als sie sich so reich sah; sie umarmte ihren Gatten und faßte ihn mit Lyoner Lustigkeit am Kinn.

„Das ist ein Mann!" rief sie, „ein tüchtiger Mann! Ein Mann, den ich liebe! So wahr Gott lebt!"

Sie pflegte ihn jetzt mit doppelter Sorgfalt und that Alles, was ihn erfreuen konnte.

„Denn," sagte sie oft, „er hat nun doch den Pariser Laffen gezeigt, daß die Bürger von Lyon auch keine Tölpel sind."

Digitized by Google

Viele Jahre gingen vorüber; das Königreich mußte 1816 der Restauration weichen; die alliirten Truppen überschwemmten ganz Frankreich und mit soldatischem Uebermuthe hausten diese Fremden in den ersten Städten des Königreichs. — Jacquard hatte bereits sein sechzigstes Lebensjahr erreicht und lebte in einem kleinen Hause bei Bullin, etwas entfernt von Lyon, einsam und vergessen in völliger Zurückgezogenheit. Als er eines Abends neben seiner Frau auf der Thürschwelle in der kühlen Abendluft saß, sah er mit nicht geringem Staunen, daß eine Postchaise vor seiner Thüre hielt. Noch mehr erstaunte er aber, als der Fremde, welcher ausstieg, in einem englischen stark betonten Accente nach „Herrn Jacquard" frug.

„Das bin ich, mein Herr," erwiederte ihm der Greis.

Der Fremde entblößte voll Achtung sein Haupt und verneigte sich tief, während Jacquard nicht begreifen konnte, was dieses geheimnißvolle Benehmen zu bedeuten habe.

„Mein Herr," begann nun der Engländer, „ich bin stolz darauf und schätze mich unendlich glücklich, Sie gefunden zu haben und sehr soll es mich freuen, wenn Ihnen mein Name nicht ganz unbekannt ist — ich bin James Watt"

„Der Erfinder der Dampfmaschinen? Derselbe, welcher alle Uebel des Krieges wieder in Ordnung bringen will. Mein Heer, erlauben Sie mir, daß ich mein Knie vor Ihnen beuge, denn Sie sind der größte Mann, den ich kenne."

James Watt reichte Jacquard freundlich die Hand und beide setzten sich dann neben einander.

„Darf ich mich diesen Abend bei Ihnen zu Gast laden?" fragte James Watt.

„Ach, gewiß! Doch werden Sie mit einem schlechten Mahle vorlieb nehmen müssen, das will ich Ihnen im Voraus sagen. Liebe Frau," sagte er nun zu dieser, „Du hast jetzt die beste Gelegenheit, Deine Küchentalente zu zeigen."

Diese machte auch sogleich Anstalt, um den Herrn Engländer, wie sie ihn nannte, gehörig bewirthen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

□ Aus Paris.

(24. November.)

Die Säle der Theater bevölkern sich aufs neue, die rosigen Arme der Pariserinnen ruhen wieder auf dem Sammt der Logen und ihre Camelienstraußchen liebäugeln neckisch hernieder. Die Tanzmeister haben ihren Cursus eröffnet, die Wintersaison hat begonnen.

Mit dem schwarzen Frack, den weißen Handschuhen und lackirten Stiefeln legt man zugleich die lackirte Eleganz und überfirnißten Manieren der kalten Jahreszeit an. Die Lions üben Arme und Beine vor dem Spiegel, die Sentimentalen leimen Gedichte, die Geistreichen spitzen Epigramme: überall große Anstalten, denn die Abendzirkel nehmen ihren Anfang, wo Jeder etwas sein, wenigstens etwas scheinen will. Die Meisten beschäftigt der erste Ball; man verspürt vor demselben eine Unbehaglichkeit, eine Art Fieber und muß sich an den Boden des Tanzsaales erst wieder gewöhnen, wie der, welcher die erste Seefahrt macht, an das schaukelnde Verdeck des Schiffes.

Musard ist wieder zurück und das war durchaus nothwendig. Er konnte dem heimathlichen Boden der großen Oper nicht auf ewig Lebewohl sagen, das Gold der Fürsten hat ihn unbestechlich erfunden. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt im fremden Lande befiel den gewaltigen Musiker ein gewaltiges Heimweh. Die süßen Töne der rue Lepelletier klangen unablässig in seiner Seele, vor seinen tränmerischen Augen tanzten in Silber und Gold flimmernde Feen lustige Quadrillen. Das Klappern der Castagnetten, das Geklingel der Schellen beim Tanz der Redowa umschmeichelte sein Ohr — Musard konnte dem nicht widerstehen, er wandte Deutschland den Rücken, und war gesund, als er wieder in Paris einzog. Am 12. December gibt die königliche Akademie für Musik ihren ersten Maskenball, Musard wird ihn beflügeln.

In Auftrag der jungen Königin von Spanien hat die Marquisin von Santa-Cruz dem Kapellmeister Strauß ein wahrhaft königliches Geschenk übersendet, um ihm für die Leitung des Orchesters beim Hofball in Madrid ihre Dankbarkeit zu bezeigen.

In manchen politischen Kreisen erregt es lebhafte Besorgnisse, daß Odilon Barrot seine Abwesenheit über Gebühr verlängert. Das Allerheiligenfest ist längst vorüber, er kehrt nicht zurück. Die Reize von Konstantinopel haben ihn ganz gefangen genommen, er ist berauscht von den Genüssen des Morgenlandes. Auf schwellendem Divan gelagert, bewundert er die türkischen Tänzerinnen und raucht süßduftenden Tabak. Abdul Medschid überhäuft ihn mit Shawls, Pantoffeln, Damascenern, Turbanen, Sorbet, Sonnenschirmen und Krokodilen. Er geht nicht mehr aus, ohne von zwei Pagen des Sultans und einigen Bostangis begleitet zu sein. Es scheint ihm wenig daran zu liegen, wieviel die Stunde geschlagen hat, die Reform, die Präsidentschaft, die spanische und die polnische Frage machen ihm keine Sorge. Im „herzlichen Einverständniß" ist ihm an die Stelle von England der Orient getreten. Wenn das noch einen Monat so fortgeht, so ist Odilon Barrot für die türkische Politik gewonnen. Er wäre freilich nicht der Erste. Den Nischan-Iftihar Orden hat er bereits erhalten.

In dem Schloß zu Versailles sind in diesem Augenblick viele Arbeiter beschäftigt. Der König Louis Philipp hat verfügt, das Portrat Papst Pius IX. solle in dem Saale, der für die Bildnisse aller eben regierenden Souveräne bestimmt ist, aufgehängt werden. Welcher Künstler den Auftrag erhalten hat, den heiligen Vater zu diesem Zweck zu malen, ist dermalen noch unbekannt.

Unser geistreicher Feuilletonist Grimm verspricht wieder einmal etwas recht Pikantes. Er hat nämlich die Beschreibung einer Reise nach Spanien begonnen und zwar zu dem einzigen Zweck, das Talent des Herrn Alexander Dumas zur Kochkunst, von welchem die Welt bisher keine Ahnung hatte, ans Licht zu stellen. Im ersten Theil erscheint der berühmte Romanschreiber zwischen Tellern, Schüsseln, Pfannen und anderm Küchengeräth, wie er vor den erstaunten Blicken seiner durchlauchtigsten Wirthe Eier zerschlägt, wahrscheintich um eine Omelette zuzubereiten.

In unserer dramatischen Literatur müssen noch immer gemeine Schurlerei und Criminalverbrechen den Stoff hergeben. Zu Dennery, Bouchardy, Desnoyers, Berand und andern, welches dieses Feld bisher vorzugsweise bebaut, haben sich jetzt Teophile Gautier und Parfait gesellt. Von beiden letztern wurde an der Porte-Saint-Martin ein „die Jüdin von Constantine" betiteltes Stück auf die Bühne gebracht und in Massen drängt sich das Publikum zu den Vorstellungen.

Digitized by Google

Die Opera-comique kündigt für nächsten Sonntag eine Symphonie-opéra von Hector Berlioz an: „Faust's Verdammung", eine musikalische Bearbeitung des Göthe'schen Stoffes.

In der nach Heinrich IV. genannten königlichen Schule ist dieser Tage die Büste Casimir Delavigne's, des Sängers der Messéniennen, mit großen Feierlichkeiten enthüllt worden. Herr von Salvandy, der Minister des öffentlichen Unterrichts, war dabei zugegen. Die Musik der Nationalgarde spielte die Parisienne auf, und das enthüllte Bild wurde mit Reden, Gedichten und Blumenkranzen gefeiert.

In der Kirche von Genissan, einer kleinen Gemeinde im Audedepartement am mittelländischen Meere, ist eines der besten Gemälde von Mignard, „Carl Borromäus den Pestkranken in Mailand das Abendmahl reichend," entdeckt worden. Diese großartige Composition schmückte vor der Revolution den Hochaltar des Lazaristenklosters in Narbonne. Es wurde in Rom unter Alexander VII. gemalt und bewarb sich mit einem Bild des Italieners Peter von Cortone um den Preis. Man wußte lange nicht, was aus der Schöpfung des ersten Malers aus Ludwigs XIV. Zeitalter, von dem wir noch herrliche Freskobilder besitzen, geworden war, bis man es neuerdings aufgefunden und der Stadt Narbonne wieder zur Verfügung gestellt hat.

Unter den Kunstwerken, welche Aesene Houssaye von seiner italienischen Reise mitgebracht hat, befindet sich höchst Werthvolles. Wir nennen nur: einen auf Holz gemalten Christus von Albrecht Dürer, unvergleichliche Zeichnung; eine gothische Jungfrau auf Goldgrund, voll Würde und Majestät; ein Reitertreffen in der Campagne von Neapel, von Salvator Rosa; eine Magdalene in der Wüste von Sebastian Bourdon und einen eben erst in Bajä aufgefundenen wundervollen Marmor: ein Kopf des Apollo, die Daphne beklagend, griechisches Kunstwerk aus dem goldnen Zeitalter, schön und tief gefühlt, aber doch nicht christlich sentimental.

Ein weiblicher Caspar Hauser.

Die „Barmer Zeitung" erzählt aus Arnheim: Eine Geschichte, welche lebhaft an den unglücklichen Caspar Hauser erinnert, nimmt hier seit Kurzem die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Vor mehreren Tagen kam mit dem Abend-Eisenbahnzuge von Amsterdam hier eine junge, anscheinend elegant gekleidete Dame an, in Begleitung eines Mannes, der, die Rolle ihres chargé d'affaires spielend, sie in das „Hôtel des pays-bas" einführte, Logis für sie bestellte und ihr überhaupt, jener Rolle gemäß, überall an die Hand ging. Das Benehmen der Dame und ihres Begleiters erregte bald die Aufmerksamkeit des Dienstpersonals im Gasthofe. Erstere war im Widerspruche mit den Erwartungen, die man ihrem Anzuge nach von ihrer Bildung hegen mußte, ungeschickt und fast tölpelhaft in ihren Bewegungen: ihre Stellung zu dem Begleiter erschien als eine ganz eigenthümliche, wie es sich zumal in dessen ängstlichem Vordrängen als Vermittler zwischen ihr und dem Dienstpersonale des Hauses bemerkbar machte; es schien, als ob er sich bestrebte, jede Annäherung an seine Gebieterin, selbst wider deren Willen, zu verhüten. Durch die ungeschickte Weise, mit der er Auskunft über das Verhältniß zu geben vermied, bestärkte er die Neugierde der Fragenden, und da er nicht Gewandtheit genug besaß, um den wiederholten Erkundigungen auszuweichen, erzählte er endlich, das Frauenzimmer sei Kammerjungfer im Hause eines reichen Commissärs zu Amsterdam, in welchem er Bedienter sei; sie reise zu ihren Anverwandten in Deutschland, und er habe den Auftrag, sie bis dahin ans Dampfschiff zu begleiten. In ferneren Unterhaltungen mit dem soi disant Bedienten entschlüpften diesem noch mehrere Mittheilungen über die angebliche Kammerjungfer. So unter Anderm erzählte er von einem Liebesverhältnisse, welches zwischen ihr und dem Sohne jenes Commissärs bestehe; die Mutter des jungen Mannes habe dasselbe entdeckt und sei darüber aufgebracht; das Mädchen sei eine Zeit lang krank gewesen und habe sich drei Wochen lang bis zu ihrer Abreise auf einem einsamen Zimmer aufgehalten. Der angebliche Bediente besorgte nun in der That das Einschreiben des Mädchens auf ein Dampfboot der niederländischen Gesellschaft, und zwar für den Salon. Er empfahl dasselbe der Fürsorge des Capitans und ersuchte diesen, der nur bis Köln fuhr, die Weiterreise bis Mainz zu vermitteln, indem er die Reisende als höchst unerfahren und schüchtern darstellte und vorgab, ihr nach den Befehlen seiner Herrschaft auch persönlich kein Geld anvertrauen zu dürfen. Der Capitän, nichts Arges denkend, versprach, sich des Auftrages zu entledigen, und empfing die nöthige Summe für den Unterhalt der Dame bis Mainz. Kaum aber war das Schiff abgefahren, als die angebliche Kammerjungfer in dem Salon, in welchen sie der Begleiter geführt hatte, unruhig wurde, aufs Verdeck lief und unter lautem Weinen zurückgebracht zu werden verlangte. Alle Bemühungen des Capitans wie des Conducteurs, sie zu beruhigen, blieben fruchtlos, und eben so wenig vermochten die freundlichen Ansprachen mehrerer auf dem Schiffe befindlicher Damen. Das Mädchen gebehrdete sich wie eine Verzweifelte, so daß der Capitän, der sie auch zu keinem verständlichen Ausdruck ihrer Absichten und Wünsche zu bringen vermochte, sich veranlaßt fand, zu Emmerich der Polizei-Behörde von der auffallenden Erscheinung Anzeige zu machen. Man führte sie ans Land in einen Gasthof und hier ergab sich aus ihrem Passe, der von Amsterdam nach Aschaffenburg ausgestellt war, daß sie eine gewöhnliche Dienstmagd und — schwachsinnig sei. Ihre Kleidung zeigte sich bei näherer Untersuchung als werthloser Flitterstaat, unter dem sie die gröbste Wäsche trug; an Baarschaft besaß sie vier Thaler, die wahrscheinlich für die Reise von Mainz nach Aschaffenburg ihr zugesteckt waren. Eine Fortsetzung der Reise, der das Mädchen sich auch mit aller Kraft widersetzen zu wollen erklärte, war unter diesen Umständen nicht möglich, und die Polizei-Behörde, die schon in der Thatsache, daß man eine Wahnsinnige ohne schützende beständige Begleitung in die Welt hineingeschickt hatte, eine Contravention erblicken, nach den wenigen verworrenen Aeußerungen aber, welche dem Mädchen entlockt werden konnten, in Verbindung mit demjenigen, was der Capitän über seine Begegnung mit dem angeblichen Bedienten zu Protocoll gab, auch den Verdacht irgend eines mit dem Vorfalle zusammenhängenden Verbrechens schöpfen mußte, ließ die Unglückliche mit dem nächsten Dampfboote hierher zurückbringen und durch einen begleitenden Beamten der hiesigen Behörde überliefern. Diese schritt sofort zu einer näheren Untersuchung der Sache, und ihrer Umsicht wird es hoffentlich gelingen, bald Licht in dieselbe zu bringen. Das unglückliche Mädchen befindet sich bis jetzt wieder in dem Hôtel des pays-bas, dessen menschenfreundlicher Inhaber sie sofort zu sich aufnahm, sobald er ihre Rückkehr erfahren hatte, und zwar unter beständiger Aufsicht eines Arztes und eines Polizeibeamten. So viel man erfährt, hat das Mäd-

Digitized by Google

chen bis jetzt nähere Aufschlüsse dahin gegeben, daß die Mutter des jungen Mannes, mit welchem sie in einem Liebesverhältnisse gestanden, als die Urheberin eines schändlichen Verbrechens bezeichnet wird. Das Mädchen soll nämlich wiederholt erklärt haben, daß sie von dieser Frau um der Liebe zu deren Sohn willen, von welchem sie stets mit großer Leidenschaft spricht, schwere Mißhandlungen habe erdulden müssen, so wie, daß sie von derselben lange Zeit einsam eingesperrt gehalten und gezwungen worden sei, Arzenei einzunehmen. Mit diesen Aussagen die ganze äußere Erscheinung des Frauenzimmers, das Benehmen des Bedienten, der gleich nach Abfahrt des Dampfschiffes verschwunden ist, und dessen Angaben zusammengehalten, gewinnt allerdings die Vermuthung, daß das Frauenzimmer das Opfer eines furchtbaren Verbrechens geworden ist, alle Wahrscheinlichkeit. Ich begnüge mich, für heute Ihnen das Thatsächliche mitzutheilen, wie ich es hier im „Hotel de pays bas" erfahren habe und werde, sobald ich Näheres über die Erfolge der eingeleiteten Untersuchung höre, Ihnen speciellere Nachrichten geben.

Feuilleton.

⁂ **Gelehrten-Anekdoten.** Der Professor Marcus Antonius Muretus, der im Jahre 1585 starb, wußte durch seinen beißenden und allgemein gefürchteten Witz die Zuschauer stets auf gebührende Weise in Ehrfurcht zu halten. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit in's Auditorium gebracht, mit welcher er anfing zu klingeln. „Wahrhaftig sagte Muretus mit großer Gelassenheit, ich würde mich wundern, wenn unter einer so großen Menge von Schafen nicht auch ein Leithammel wäre."

— Bei Johann Friedrich Masevv, der eine Zierde der Universität Leipzig war, versammelten sich Sonnabends Nachmittags vornehme Studirende, Fremde und Gelehrte. Einst zogen in einer dieser Gesellschaften ein Paar sehr schöne Strümpfe Masevv's Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Besitzer hob einen Fuß in die Höhe, um die bewunderten Strümpfe bequemer betrachten zu lassen, zur Erkenntlichkeit wollte ihn Masevv, der wegen seiner Zerstreuung in Sachsen ebenso zum Sprichwort geworden war, als Newton in England, einem Andern präsentiren, ergriff ihn statt der Hand bei dem aufgehobenen Fuße und ließ ihn so quer über das Zimmer hüpfen.

— Einst hatten dem bekannten Gelehrten Michaelis in Göttingen einige Studenten Nachts die Fenster eingeworfen, um sich am anderen Morgen daran zu belustigen. Aber Michaelis wartete den Morgen nicht ab, sondern ließ mitten in der Nacht die Fenster wieder machen. Was er vermuthet hatte, geschah. Die Thäter, welche sich früh an den zerbrochenen Scheiben ergötzen wollten, zogen verdrießlich vorüber. Michaelis aber öffnete das Fenster und grüßte sie freundlich. Seitdem warf ihm Niemand die Fenster mehr ein. A.

⁂ **Ein theures Jagdpferd.** Am 10. d. M. ging in London der Verkauf der zur Verlassenschaft des Lord Howth, gehörigen Jagdrenner im Ausstriche vor sich. Von den 8 Leidpferden des Lord wurden vier um ziemlich mäßige Preise, dann zwei zu 161 und zu 155 Pf. St. verkauft; einen bei Privatlicitationen seit lange nicht vorgekommenen Preis zahlte man für das Pferd „Albert" (von dem berühmten „Recovery" abstammend), nach einem langen Wetteifer von Anboten, nämlich 710 Pfd. (bei 7100 fl. Conv. Mze.) A. Thz.

⁂ Wir erinnern in Bezug auf Krakaus ehemalige Bedeutung an eine Stelle aus den Vorlesungen über slavische Literatur von A. Mickiewicz, worin er sagt: „Die Krakauer Akademie wetteiferte mit den ersten Universitäten Italiens und Frankreichs. In allen ihren wissenschaftlichen Bemühungen der damaligen Epoche blickt Großartigkeit, Synthesis und Kraft durch. Die Gelehrten, die Literaten und polnischen Geschichtschreiber aus dem Jagellonischen Zeitalter haben etwas Sigismund dem Alten Aehnliches; in ihren Zügen scheinen sich die eines majestätischen Antlitzes, welches in der Epoche der Jagellonen alles überragt, abzuspiegeln." Außerdem ist bekannt, daß Kopernikus von einer polnischen, in Krakau wohnhaften Familie stammte, obgleich er eine Deutsche zur Mutter hatte. Am meisten glänzte die Krakauer Akademie durch die mathematischen Wissenschaften. Eine bekannte Schilderung seiner letzten Zustände vor dem jetzigen Aufstande führt von dem Dr. Mundt her und ist vielfach zur Schilderung der auch in dieser aufgetretenen Persönlichkeiten benutzt worden; in Polen und Krakau selbst ist Mundt's Buch streng verboten.

⁂ Die uralte prächtige Abtei Disentis, im Canton Graubündten ist ein Raub der Flammen geworden. Die schöne Kirche, die reiche werthvolle Bibliothek, die Reliquien und Kunstschätze, Alles ist aufgebrannt. Auch einer der Geistlichen ist im Feuer umgekommen. Die Abtei Disentis war bereits im Jahr 1799 abgebrannt. Sie wurde im siebenten Jahrhundert von dem schottischen Benedictinermönch Sigbert gegründet.

⁂ Sämmtliche französische Staatsdiener sollen in Zukunft Uniformen tragen, wodurch sich die verschiedenen Behörden von einander unterscheiden. Die Abzeichen der höheren Beamten werden in goldenen oder silbernen Stickereien auf dem Frackkragen bestehen, und Degen und Claque werden dieses brillante Costüm vervollständigen. Die Attribute der übrigen Angestellten werden auf den Frackschößen figuriren. Die Kriegsunterform soll ein Flintenschloß als Abzeichen erhalten; für die Marine ist ein Anker für die Administration des Handels ein Merkurstab, für die den öffentlichen Arbeiten vorstehenden Beamten eine Locomotive bestimmt. Jede Abstufung der Hierarchie wird ebenfalls ihr besonderes Emblem erhalten: der Expedient eine Gänsefeder (plume d'oie), der Vorgesetzte (chef) eine Pfauenfeder. A. M.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 29. November)

Pesth. Obschon die Cerrito hier durch ihre Gastrollen 1300 Dukaten erwarb, so ließ sie sich doch nicht bereit finden, ihre theuren Füßchen für die leidende Armuth in Bewegung zu setzen.

— Der bereits erwähnte neue Roman von Bulwer heißt „Lucretia oder die Kinder der Nacht."

— Wie es heißt, beschäftigt sich Hofrath Schwabe in Weimar gegenwärtig mit der Bearbeitung von „Memoiren", welche in Bezug auf Schiller und die damaligen Verhältnisse höchst interessante Thatsachen enthalten sollen. Diese Denkwürdigkeiten werden jedoch erst nach dem Tode des Verfassers erscheinen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 30. November. (Zum Erstenmale wiederholt): Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. (Gastrolle) Schatk: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 1. Dezember. (Neu einstudirt) Teene Liebe, Schauspiel in 5 Abtheil., von Ed. Devrient. (Gastrolle) Marie: Fraulein Henser, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 332. Mittwoch, den 2. December 1846.

Der Kanut.

Eine Lebensskizze.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mit Staunen betrachtete James Watt die einfache, fast ärmliche Wohnung.

„Wie?“ rief er erstaunt aus, „Ihnen verdankt Ihr Vaterland eine solche vortheilhafte Erfindung, die so viel zu dem Wohl und dem Nutzen Ihrer Mitbürger beigetragen hat und dafür ist Frankreich Ihnen so wenig erkenntlich?“

Jacquard zuckte mit edler Ruhe die Achsel.

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als in dieser Abgeschiedenheit fortleben zu können,“ sagte er. „Ich erinnere mich nur zu gut an die traurigen Tage, die ich damals verlebte, als ich diese Abgeschiedenheit verlassen hatte. Sie wissen noch nicht, wie es mir erging, als ich von Paris mit meiner neuen Maschine zurückkehrte und dieselbe in Lyon einführen wollte. Kaum daß wenige sie benutzten, als man mich schon von allen Seiten als einen Feind der Arbeiter verschrie, mir vorwarf, daß ich vielen Familien die Arbeit entziehe und sie in Mangel und Elend stürze. Allein damit nicht zufrieden, wurde ich sogar einige Mal auf der Straße angefallen, mit Schimpfreden überhäuft, und mir gedroht, daß man mich in die Rhone werfen wolle . . . mich wollten sie in die Rhone werfen, mein Herr, mich, der ja nur für ihr Wohl gearbeitet, den ja nur der einzige Gedanke erfüllte, ihnen nützlich zu sein. Doch dieses waren bloß arme Leute, Leute ohne Bildung, von falschem Vorurtheil geleitet, aber im Innern doch brave, ehrliche Menschen; — doch, können Sie's glauben, daß selbst verständige, aufgeklärte Männer gegen mich eiferten, und den Wunsch laut werden ließen, meine Webstühle zu vernichten. So wurden diese mir und den wenigen, welche davon Gebrauch machten, entrissen und alle auf den Place des Terreaux gebracht, wo man sie in Stücke riß, das Eisen als altes Eisen und das Holz als Brennholz verkaufte! — Seit dieser Zeit habe ich mich nun in dieses Häuschen zurückgezogen und lebe von dem wenigen, was mir noch blieb, traurig und völlig entmuthigt. Wenn mir je wieder ein neuer Gedanke für eine Maschine, eine neue Erfindung in den Sinn kommt, so verbanne ich ihn wie eine Eingebung eines T—s; stets tönt mir dann das Geschrei wieder in die Ohren: Ins Wasser! ins Wasser! Jacquard ins Wasser! O, es schaudert mich, nur daran zu denken! . . . Sie werden jetzt wohl begreifen, daß es mich beben machen muß, wenn mir die Berührung einer Maschine, eines Hammers, ja eines Nagels, sogar einer Schnur die Scenen der Vergangenheit ins Gedächtniß ruft. Zwar hörte ich, daß man jetzt meine Webstühle benütze, daß man sie Jacquard'sche Webstühle nenne; doch das ist mir gleich, ich will nichts davon wissen; es sind Undankbare!“

„Es ist wahr,“ erwiederte ihm James Watt, „dieß ist ein Land, welches keine Dankbarkeit kennt und doch das Vaterland aller großen Geister ist; daher gehen Sie mit nach England, wo Ruhm und Glück Sie erwarten.“

Jacquards Stirne zog sich in finstere Falten und mit Eifer sagte er:

„Mein Herr, es ist wahrlich nicht Recht, einem Manne mit weißem Haare einen Vorschlag zur Feigheit zu machen. Lieber wollte ich mich mit meinen Nageln in die Erde eingraben, als zu den Feinden meines Vaterlandes übergehen und ihnen die Mittel an die Hand geben, die französische Industrie niederzudrücken. Ja,“ fuhr er mit steigender Hitze fort, „hier in meinem Kopfe keimen noch große Erfindungen; doch meine Mitbürger wollen sie nicht und sie würden mich vielleicht auch tödten, wenn ich sie ihnen entdeckte. Doch die Engländer sollen sie nie erfahren, in dem alten Jacquard schlägt ein ehrliches Herz, das für sein Vaterland glüht! . . . Aber warum erhitze ich mich so,“ fuhr er mit milderem Tone fort, „Sie wollten mir ja nur gefällig sein, nicht wahr? ich hatte Unrecht es für Ernst zu nehmen. Reichen Sie mir die Hand und sprechen wir nicht mehr davon.“

Mit diesen Worten reichte er dem Engländer die vor innerer Bewegung zitternde Rechte.

James Watt erwiederte mit sanftem Tone:

„Verzeihen Sie, Herr Jacquard, ich wollte Sie nicht beleidigen. Sie haben Recht; Ihr Ruhm und Ihr Erfindungsgeist gehören Frankreich, wie undankbar dieses auch immer gegen Sie sein mag. . . . Doch ich werde es im Namen von ganz Europa rügen, die englischen Journale sollen es der ganzen Welt verkünden und ich selbst werde vor den König treten und ihm das Unrecht vorhalten, welches Sie zu erleiden haben.

Noch acht Tage hielt sich James Watt bei Jacquard auf, und in den Unterhaltungen des Letztern, in dem gegenseitigen Austausch der Ideen konnte der Engländer sich nicht genug über das helle Urtheil dieses alten Mannes verwundern, der all sein Wissen nur seinem angestrengtem Fleiße und seiner eigenen Ausbildung verdankte. Nach Ablauf dieser Zeit nahm er von Jacquard Abschied, der ihn mit thränenden Augen bis zum Wagen begleitete. — Frau Jaquard konnte nicht genug die Einfachheit und die Gutmüthigkeit Mylords rühmen.

Nach Verfluß von vierzehn Tagen brachte ein Gensd'arme ein Packet welches mit dem Staatssiegel verschlossen und von dem Präfekten von Lyon hierher geschickt worden war. Als Jacquard dasselbe öffnete, fand er darin ein Diplom als Ritter der Ehrenlegion; seine Freude mit Worten zu beschreiben, wäre unmöglich! Er lachte, weinte, sang und hätte fast auch getanzt.

Digitized by Google

„Seht," rief er aus, „seht, endlich haben sie doch an mich gedacht und mich gerecht belohnt! O, mein Vaterland betrachtet mich doch jetzt nicht mehr wie einen Feind, sondern wie einen Wohlthäter; denn da auf dem Pergamente steht es; ja, ja, da steht's: „Der sich sehr verdient um das Vaterland gemacht hat!"

Allein plötzlich drängte sich ihm ein herber Gedanken in die Freude, das Diplom entsank seinen Händen und eine Thräne entfiel den zitternden Wimpern.

„Und einem Engländer, James Watt, ihm allein verdanke ich dieses Diplom. Er hat es von Ludwig XVIII. verlangt. . . . Ach, mein Gott, wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich meinem Vaterlande dieses Diplom zu verdanken!"

In diesem Augenblick trat Frau Jacquard ein und befestigte, ohne sich viel um die Trauer ihres Gatten zu kümmern, eine halbe Elle rothes Tuch in sein Knopfloch, schob ihren Arm in den seinigen und führte ihn durch die ganze Stadt, jedesmal, wenn ein Soldat vor ihrem Gatten das Gewehr schulterte, statt seiner eine tiefe Verbeugung machend. Jacquard aber selbst war noch immer so ergriffen von jener Vorstellung, daß er alle Augenblicke den rothen Streifen wieder wegreißen wollte.

„Denn," sagte er, „ich verdanke ihn nicht meinem Vaterlande; man hielt mich erst dann der Auszeichnung würdig, als ein Fremder in das Land schrie: Jarquard hat das Ehrenkreuz verdient!"

Die Jacquard'schen Maschinen verbreiteten sich nicht allein in Lyon, sondern sogar über ganz Frankreich, da man endlich doch einsah, daß durch die Vereinfachung der Maschinen die Erfolge verdoppelt und der Handel bedeutend vervielfältigt würde. Lyon verkaufte nahe an dreißigtausend Jacquard'sche Maschinen, die man heutzutage sowohl für Seiden-, als auch für Leinen-, Woll- und Kattunstoffe gebraucht.

Trotz der allgemeinen Anerkennung seiner Maschinen lebte jedoch Jarquard in derselben Zurückgezogenheit fort wie früher. Zwar beschäftigte er sich noch immer mit der Mechanik, allein er fürchtete die Oeffentlichkeit so sehr, daß er die ihm sich aufdrängenden Gedanken zu Erfindungen nicht weiter verfolgte. Er bewarb sich um eine unbedeutende Pension mit dem Vorschlag, daß er alle seine Zeit und seine Arbeit der Stadt Lyon weihen, wie auch seine etwaigen spätern Erfindungen nur ihr entdecken wolle. So oft er jedoch den Vorschlag zu einer Maschine machte, hörte ihn Niemand an und man vernachlässigte ihn so sehr, daß er endlich gar nichts mehr arbeitete. Bald war sein Name gänzlich verschollen. Am 7. August 1834 folgten kaum zwanzig Personen der Leiche Jacquard's, und man begrub ihn arm und vergessen auf dem Kirchhof bei Bullins.

Erst in neuerer Zeit wurde der Name dieses Mannes wieder der Vergessenheit entrissen und man eröffnete eine Subscription, um ihm ein Monument zu setzen, doch — Schmach des undankbaren Volks — es wurden kaum neuntausend Franes zusammengebracht, obschon doch Lyon durch die Jarquard'sche Webstühle allein zwanzig Millionen Franrs jährlich gewinnt.

Aus Wien.

Der „allgemeinen Theaterzeitung" entnehmen wir folgenden Bericht über die Trauerfeierlichkeiten bei dem Hinscheiden der Großfürstin Maria Michailowna. Mit dem innigsten, lebendigsten Antheile hatten die Bewohner unserer Kaiserstadt die Trauerkunde von dem Hinscheiden Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Großfürstin Maria Michailowna vernommen. Ihre kaiserliche Hoheit war mit Ihren durchlauchtigsten Eltern vor mehreren Wochen bereits leidend hier eingetroffen. Das Uebel machte schnell die bedrohlichsten Fortschritte, und gab Anlaß zu den äußersten Besorgnissen. Die Kunst der ausgezeichnetsten Aerzte vermochte es nicht, dieses theure Leben zu erhalten. Am 19. November, Morgens 2 Uhr, hatte die Prinzessin ihre irdische Laufbahn vollendet, und ihr Geist entschwebte in das bessere Leben. Ihre kaiserliche Hoheit war die ältere Tochter Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Michael Pawlowitsch, und der Großfürstin Helene Pawlowna, am 9. März (25. Februar des russischen Kalenders) 1825 geboren, hatte also das 22ste Jahr noch nicht vollendet. Reich geschmückt mit allen Gaben der Schönheit, mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, wußte sich die hohe Verewigte die Bewunderung und Verehrung Aller zu gewinnen, welchen das Glück zu Theil geworden, sich ihr nähern zu dürfen, und die Nachricht, dieses edle, blühende Leben sei erloschen, verbreitete die tiefste und herzlichste Trauer. Am 21. November Abends nach sieben Uhr fand die feierliche Uebertragung der sterblichen Hülle der hohen Entschlafenen aus der Wohnung, in dem Palaste Sr. königlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este, auf der Landstraße, in der Rabengasse, in die kaiserlich russische Botschaftskapelle in der Stadt, Wallfischgasse, nächst dem Kärtnerthore, statt. Nach Beendigung des Seelenamtes wurde der Sarg, in welchem die hohe Verewigte ruhte, auf den sechsspännigen Hofleichenwagen gehoben, und der Zug setzte sich in Bewegung. Derselbe nahm seinen Weg von dem gedachten Erzherzoglichen Palaste, über die Rampe herab, auf den großen Fahrweg und das Glacis, zum alten Kärtnerthore herein, in die Wallfischgasse. Den Zug eröffnete ein Detaschement Husaren, ihnen folgten zwei k. k. Palefreniers zu Pferde mit Laternen; es erschien sodann ein k. k. Hoffourier zu Pferde, hinter diesem schritten k. k. Kammerfouriere. Der erste Secretär der hiesigen kaiserlich russischen Ambassade trug auf einem Sammetkissen die Insignien des Katharinen-Ordens, und unmittelbar vor dem k. k. Hofleichenwagen gingen paarweise die Sänger der hiesigen Botschaftscapelle und die Geistlichen. Sie waren sämmtlich in schwarzem Ornate mit silbernen Kreuzen und Bordirungen. Hierauf folgte nun der prachtvolle k. k. Hofleichenwagen, bespannt mit sechs herrlichen, reichgeschirrten weißen Rossen. Auf ihm befand sich der Sarg, über welchen ausgebreitet eine Goldstoffdecke mit Hermelinbesetzung schimmerte. K. k. Unterkammer-Thürhüter mit Wachsfackeln, und k. k. Leiblakaien umgaben den Wagen, an dessen Ecken sich kaiserl. russische Hof-Cavaliere befanden. K. k. Trabanten Leibgarden mit ihren Hellebarden bildeten neben dem Leichenwagen, und Seiner kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Michael Pawlowitsch, welcher mit Höchstseinem Hofstaate und mehreren eben hier anwesenden russischen Cavalieren, dem Sarge folgte, die Begleitung. Zu bei-

Digitized by Google

den Seiten marschirte ferner, in zwei Reihen aufgelöset, die Grenadier-Division des k. k. Linien-Infanterie Regimentes Großfürst Michael. In zwei sechsspännigen und vier zweispännigen Hofwagen, folgte sodann das kais. russische Gefolge. Ein Detaschement Husaren beschloß den Zug. Derselbe gewährte ein höchst feierliches, ernstes Bild. Schon war das Dunkel der Herbstnacht auf der Erde gelagert. Nur hie und da flammten durch Nebelschichten die Sterne mit flackerndem Glanze. Wie Schatten bewegten die Gestalten des Zugs sich vorwärts, nur auf den Mittelpunkt desselben, den Leichenwagen, fiel der Glanz der ihn umgebenden Fackeln, und taucht ihn in ein magisches Licht. In schwellenden Accorden erklangen die Todtenhymnen der dem Wagen vorschreitenden Sänger durch die stille Nacht; die im Fackelglanze blitzenden Partisanen der Leibgarden, und Waffen der Militärbegleitung, das Schnauben und Stampfen der Rosse an dem Leichenwagen, dieses prachtvollen Sechsgespannes, dessen Feuer nur mit Anstrengung der Führer zu dem langsam feierlichen Schritte des Trauerzuges gezügelt werden konnte, alle diese Contraste und Erscheinungen verschmolzen sich zu einem wahrhaft ergreifenden Ganzen! Die ernste Bedeutsamkeit desselben ergriff mächtig jedes fühlende Herz. Umgeben von allem Glanze irdischer Hoheit, geleitete hier ein liebender Vater sein geliebtes Kind auf dem letzten Gange, um an heiliger Stätte die frommen Gebete für dasselbe in die lichten Höhen zu senden, nach denen der unerforschliche Rathschluß des Ewigen es gerufen. Welche hehre Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen knupfte sich an dieses Bild!

Langsam und feierlich bewegte der Zug sich fort. Sowohl jener Theil der Glacisstraße, über welche er ging, als die Wälle der Stadt, von wo er gesehen werden konnte, waren von Tausenden von Zuschauern bedeckt. Um den Zudrang in der Wallfischgasse, vor der Botschaftscapelle abzuhalten, waren die Zugänge nach dieser Straße, sowohl von der Kärntnerstraße, als von der Seilerstätte her durch Militärposten abgesperrt. Innerhalb des Kärntnerthores war eine Grenadiercompagnie mit gedämpftem Spiele aufgestellt. Als der Zug in das Thor getreten war, trat die Thorwache in das Gewehr, und präsentirte dasselbe unter Rührung des Spieles. Am Eingange zur Botschaftecapelle erwarteten die k. k. Arcieren-, die königlich ungarischen und die königlich lombardisch-venetianischen adeligen Leibgarden, und k. k. Edelknaben mit brennenden Wachsfackeln den Zug; die Garden mit Florschärpen und gezogenem Seitengewehre. Der Leichenwagen hielt, und der Sarg wurde von dem Gefolge des durchlauchtigsten Herrn Großfürsten, so wie von Sr. kais. Hoh. Höchst elbst aus dem Wagen gehoben, unter dem Vortritt der k. k. Edelknaben, begleitet von den k. k. Leibgarden in die Kapelle getragen, und daselbst auf den prachtvoll schimmernden Katafalk gehoben. In der Kapelle selbst hatten sich sämmtlich hier anwesende durchlauchtigsten Herren Erzherzoge, kaiserliche und königliche Hoheiten, versammelt, und waren von dem, an dem Kaiserhofe beglaubigten kaiserlich Russischen Botschafter Grafen von Medem daselbst erwartet und empfangen worden. Auch war daselbst die Tante der hohen Verblichenen, Ihre königliche Hoheit, die verwittwete Frau Herzogin Pauline von Nassau, erschienen. Seine Excellenz der Herr Stellvertreter des k. k. Ersten Oberst-hofmeisters, Oberstkämmerer Graf Moritz Dietrichstein, so wie mehrere k. k. geheime Räthe und Kämmerer, hatten sich ebenfalls in der Kapelle eingefunden. Während des abgehaltenen Trauergottesdienstes hatten die k. k. Leibgarden die Ehrenposten an dem Katafalk besetzt. Hiemit war die ernste Feier beendet. Die Leiche der hohen Verewigten war auch in den folgenden Tagen, als den 22. und 23. November in der Kapelle ausgestellt, und es wurde an diesen Tagen sowohl Vormittags um 11 Uhr, als auch Abends um 5 Uhr Trauergottesdienst daselbst abgehalten, bei welchem sich zahlreich Höchste und hohe Herrschaften einfanden. Nach gänzlicher Beendigung dieser Ceremonie wird der Sarg verschlossen und nach Rußland abgefuhrt werden.

F. C. Weidmann.

Culturgeschichte des Tabaks.

Es war im Jahre 1496, als Romanus Pane, ein spanischer Mönch, Begleiter des Columbus, den dieser während seiner zweiten Fahrt in Amerika zurückgelassen hatte, die erste Nachricht von einem bitterschmeckenden Kraut brachte, das angezündet und vor die Nase gebracht, betäubend wirkte. — 1536 fingen die Neger in den westindischen Pflanzungen an, die Pflanze ganz roh zu rauchen. In Folge des häufigen und zugleich unmäßigen Genusses sollen ganze Stämme ausgestorben sein. — 1559 schickte Jean Nicot, französischer Gesandter am portugiesischen Hofe, den ersten Tabaksaamen nach Paris, und nach ihm wurde der Tabak herba nicotiana genannt. Erst später führte man den Namen Tabak von der Insel Tabago ein, woher die Pflanze eigentlich stammt. Von einer feineren Beize des Krautes hatte man damals noch keine Ahnung. — 1585 tauschten die Engländer von den Indianerstämmen in Virginien gegen Glasperlen die ersten Thonpfeifen ein, die später allgemein in Europa gebraucht wurden. — 1604 verbannte Jakob I. in England mehre Edelleute von seinem Hof, weil sie es wagten, in seiner Nähe eine Prise zu nehmen. In den ersten Jahren der türkischen Herrschaft in Constantinopel rauchte ein Haremswächter in den innersten Gemächern des großherrlichen Serails; er schlief aber dabei ein und wurde von dem Lieblingszwerg des Sultans angezeigt. Zur Strafe wurde ihm die Pfeife durch die Nase gestochen und der Unglückliche so unter Peitschenhieben durch die ganze Stadt gefuhrt. — 1631 kam der Tabak zuerst durch die schwedischen Soldaten nach Oesterreich. Die Schweden waren so sehr an das Kauen des Tabaks gewöhnt, daß sie in Ermanglung desselben auch getrocknete Baumblatter jeglicher Art kauten. — 1634 wird der Tabak in Rußland sehr streng verboten. Mehre Hofdiener verlieren, der Uebertretung dieses Gebotes überwiesen, die Nase. — 1685 fangen die Damen am französischen Hofe an, sich sogenannte „bonbons de tabac" zu präsentiren. Der Schnupftabak war damals in Pastenform gebracht. Man hielt sich die kleinen runden Dingerchen an die Nase und dem angenehmen Kitzel, der dadurch hervorgebracht wurde, waren später selbst die berühmtesten Maitressen der Könige Frankreichs nicht abhold. Die Pompadour erfand selbst eine Gattung Tabaksbeize „Essence du tabac Pompadour", der als förderlich „pour corriger la mémoire" sehr stark gekauft wurde. — 1690 bringt der Papst Innocenz XII. eine Bulle, die alle in den Kirchenbann erklärte, welche in der Kirche Tabak schnupften oder überhaupt des Tabaksgebrauches überwiesen wurden. — 1692 wurden funf Mönche in San Jago eingemauert, weil sie während des Gottesdienstes zur Nachtzeit auf dem Chore kleine, mit Tabak gefüllte Papierrollen anbrannten. Wahrscheinlich die ersten Cigarren-Elemente, die in der

Digitized by Google

Räucherwelt vorkommen. — 1740 widerruft Papst Benedict die Bulle Innocenz XII., weil er selbst übermäßig Tabak schnupft. Nach dem Berichte seines Privatsecretairs, Alberetus de Monte Albano hat er täglich zwölf Facetten-Schnupftücher bedurft. Und seit dieser Zeit herrscht allgemeine Verbreitung des „pestilenzialischen Krautes" wie es eine so eben erschienene Broschüre gegen das Tabakrauchen nennt.

J. W. A.

Feuilleton.

*** Die alte freie Schweiz unterwirft sich immer mehr und mehr der Herrschaft der Guineen: sie vergißt ihrer selbst so viel als möglich, um sich von Tag zu Tag mehr und mehr zu anglisiren. Wenn man die Hirten bittet, ihren Kuhreigen hören zu lassen, riskirt man, daß sie auf ihrem Dudelsack das „God save the King" anstimmen. Wenn man in eine Sennerhütte tritt, die verlassen mitten im rauhen Schooße der Gebirge liegt, so erblickt man über der Thüre, neben einem plump geschnitzten Bilde, das entweder den Wilhelm Tell oder den Schwur der drei Schweizer auf dem Grütli darstellt, ein Schild der Phönix-Compagnie von Zürich oder Bern — die Hütte ist gegen Feuersgefahr, en attendant auch gegen Lawinensturz versichert. Wenn man auf die Frage, ob man frühstücken wolle, diese gastfreundliche Einladung annimmt und dabei auf ein einfach ländliches Mahl, auf Eier und Milch rechnet, so bekommt man Rostbeef, Pudding, Ale und Chesterkäse; wer Schweizerkäse vorzöge, der würde ihn in England oder Schottland suchen müssen. Nach dem Dessert erscheint ein junger Schweizerbursche, der sich John oder Toms nennt und uns eine Rechnung überreicht, auf der die Ansätze eben so theuer sind, als wenn man in dem besten Gasthofe in London gespeist hätte; beim Kaffee endlich präsentirt man ein englisches Journal, denn fast jede Sennerhütte ist auf das „Morning Chronicle" oder den „Galignani Messenger" abonnirt.

Charivari.

*** Unter den vielen friesischen Volkssagen, welche Herr Kohl in seinem neuesten Reisewerk mittheilt, heben wir folgende hervor, die von der hohen poetischen Naturanschauung der Friesen zeugt und unwillkürlich an Shakspeare's reizende unvergleichliche Schilderung der Sommernacht in „Romeo und Julie" erinnert. Wenn die Sonne untergeht, das ist der wesentliche Inhalt dieser Sage, so wird sie von einer Schaar himmlischer Jungfrauen aufgefangen, welche die leuchtende Kugel mit Messern und Scheeren in kleine Stücke zerschneiden, die sie als funkelnde Bälle den himmlischen Junggesellen zuwerfen, welche am östlichen Ende der Erde darauf warten und dieselben über der Erde hinweg den Jungfrauen wieder zuspielen. Des Spieles müde ballen sie endlich die Sterne wieder zu der großen Feuerkugel zusammen, welche dann von den Jungfrauen bis zum Rande der Erde emporgetragen wird und vermittelst des Schwunges, den man ihr dort gibt, den neuen Lauf bis zum westlichen Horizonte vollendet.

*** Ein Abendessen in Vera Cruz. In den Daily News liest man die Beschreibung eines Abendessens in Vera Cruz. Eine einzige Stelle kann einen genügenden Begriff von der dortigen Gesellschaft geben. Der Erzähler sagt: „Indem er laut genug schrie und sich mit starken Gestikulationen erhob, gelang es dem englischen Vizeconsul, einen Toast auszubringen. Derselbe lautete: „Die Damen von Vera Cruz!" Ein mexikanischer Oberst erhob sich darauf und indem er das Glas wie ein wilder Barbaar über den Kopf emporhielt, trank er den Toast mit beleidigender Geberde, während er dabei eine ihm gegenüber sitzende Dame scharf anblickte. Die zugefügte Beleidigung wurde auch im Augenblick gerächt. Die Dame ergriff ein Messer und warf es, die Spitze nach vorn, mit meisterlicher Hand über den Tisch. Es schoß dicht an meiner Stirn vorüber, über dem Kopf eines seefahrenden Engländers weg, ritzte die Wange unsers Doctors und traf die Epaulette des Beleidigers. Alle Fremden waren von Staunen ergriffen und erwarteten natürlich eine furchtbare Scene; allein die Sache ging so ruhig als möglich vorüber und niemand schien sich weiter darum Gedanken zu machen und zu kümmern." Bl. f. d. G.

*** Ein falscher Prophet. Englische Blätter erzählen folgende drollige Anekdote. Einer der Führer einer fanatischen Secte, die man die französischen Propheten nennt, Namens Atkins, hatte aufrührerische Reden ausgestoßen und war deshalb festgenommen. Einer seiner Anhänger, Namens Lacy, begab sich zum Oberrichter Holt, und sagte dem Diener, er müsse Se. Herrlichkeit sehen, denn er sei von Gott gesendet. Als er vor dem Oberrichter stand, erklärte er, er sei von dem Herrn gesendet, und verlangr ein nolle prosequi für John Atkins, der in dem Gefängniß sei. Du bist ein falscher Prophet und ein lügnerischer Schurke, erwiederte der Oberrichter, ohne aus der Fassung zu kommen, denn wenn dich der Herr gesendet hätte, so hätte er dich zum Attorney General gehen heißen, denn Gott, der Herr weiß, daß ich kein nolle prosequi ausstellen kann; aber einen Befehl zu deiner Verhaftung kann ich geben, damit du John Atkins Gesellschaft leisten kannst. Und dies that er alsbald. Ausl.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 30. November)

[] Berlin, 27. Nov. Die Schlesinger'sche Sammlung der Nationallieder aller Völker, enthaltend den Originaltext, die deutsche Uebersetzung und die Melodie, sowohl der europäischen als auch anderer Nationen, schreitet eifrig vor und findet allgemeinen Beifall. Die neuesten Nummern dieser Sammlung bringen uns das Lappländische Rennthierlied „spring mia snälla ren" (Eil' mein Rennthier fort), welches Jenny Lind hier eingebürgert, und das nordamerikanische Volkslied „Yankee doodle". — Meyerbeer's herrliche Musik zum Struensee, zur Tragödie seines in München verewigten Bruders Michel Beer, erfreut sich hier fortwährend der wärmsten Theilnahme des kunstsinnigen Publikums. Morgen kommt dies Stück zum zehnten Mal hier zur Aufführung, wozu bereits wieder die Billets vergriffen sind. Der Herausgabe dieser Meyerbeer'schen Komposition sieht man mit Ungeduld entgegen. — Der berühmte niederländische Geschichtsmaler de Keyser befindet sich jetzt hier, um Se. Maj. dem Könige das bei ihm bestellte Oelbild „Rubens in seiner Werkstatt" zu übergeben. Erwähnter Künstler hat sich hier auch Seitens seiner Kunstgenossen einer sehr schmeichelhaften Aufnahme zu erfreuen. §.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 1. Decembr. (Neu einstudirt) Treue Liebe, Schauspiel in 5 Abtheil., von Ed. Devrient. (Gastrolle) Marie: Fräulein Heaser, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Mittwoch, den 2. Decembee. (Neu einstudirt) Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Baarenfeld. (Gastrolle) Katharina v. Rosen: Fräulein Dunt, vom Königstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 333. Donnerstag, den 3. December 1846.

Des Försters Schatz.

Eine wahre Dorfgeschichte, erzählt von Wilhelm Hamm.

In dem niedern, engen Zimmer eines gewöhnlichen Bauernhauses des Dorfes Oberwiddersheim in der Wetterau war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft beiderlei Geschlechts versammelt, um die herkömmliche altbeliebte Spinnstube zu halten. Nur ein an einem gezahnten Lichtträger von der geschwärzten Decke herabhängendes rußiges Oellicht erleuchtete das Gelaß, das mit einem schweren röthlichen Dampf erfüllt war. In der That bildeten die Wolken schlechten Tabaks, der Geruch verschiedener Speisen und Getränke, die an dem Ofen trocknende Leibwäsche, der Rauch des Lichtes und die Ausdünstungen so vieler Menschen in engem Raume eine Atmosphäre, welche wahrhaft erstickend auf Jeden, der ihrer nicht gewohnt war, wirken mußte. Es mochten etwa fünfzehn bis zwanzig Menschen in dem Zimmer sein, zur Hälfte aus Mädchen, zur Hälfte aus jungen Burschen bestehend. Es waren sämmtlich kräftige, derbe Gestalten mit schwieligen, braunen Händen; schön konnte man fast kein Mitglied des Kreises nennen, doch war hier und da ein Mädchen wohl hübsch, mancher Bursche ganz stattlich zu nennen. Feinheit und Ausdruck der Züge ersetzte in allen Gesichtern das frische Roth der Gesundheit, jetzt noch gesteigert durch Hitze und Neckereien. Die Mädchen waren in ihre übliche unschöne Wetterauer Tracht gekleidet, welche, ein Mittelding zwischen städtischem und ländlichem Anzug, die Mängel beider ohne einen einzigen Vorzug derselben hat. Doch fehlten die hohen mondförmigen Hauben oder Kappen, und das Haar, bei Allen blond, war einfach mit dem Kamme hinaufgesteckt oder in halb städtische Zöpfe geflochten. Die Burschen waren in Jacken, Kitteln und Hemdsärmeln da; die Tracht der Wetterauer Männer hat sich ganz und gar jedes alterthümlichen Herkommens entschlagen. Die Gesellschaft saß gemischt durcheinander auf hölzernen Bänken und Stühlen; die Mädchen ließen fleißig die Spinnräder schnurren, zuweilen ein Liedchen im höchsten Discant singend, zu welchem die Burschen, welche rauchten, spaßten, tranken, auch theilweise Karte spielten, öfters mit sehr gewagten Tönen „secundirten."

Vor allen Andern der kleinen Versammlung machte sich ein Pärchen bemerkbar. Es war dies ein Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren, hellblond, mit treuen Augen und einem martialischen Schnurrbart, welcher auf der Bank zunächst am Ofen neben einer starken, brünetten, rothbackigen Dirne von angenehmem Aeußern saß und recht vertraulich mit ihr that. Er trug außer seinem Schnurrbart noch als besonderes Abzeichen einen sauberen grünen Kittel und Rebhuhnfedern auf der etwas verschossenen grünen Mütze. Sie war die am reinlichsten und besten gekleidete ihrer Genossinnen. Beide mußte man im ersten Augenblick für ein Liebespärchen halten.

„Heinrich, gib' Ruhe," sagte das Mädchen, dem Burschen den Rücken kehrend und das Rad nach sich ziehend, als jener eine vergebliche Anstrengung gemacht hatte, ihr den Rocken zu entreißen. „Mein Faden ist nicht gebrochen und eher hast Du kein Recht."

„Ja, Lisbeth," rief von der andern Seite der Stube herüber die Stimme eines andern Mannes, „was Recht und ein Förster! Die Förster brauchen kein Recht, sie machen sich's!"

„Fängst Du wieder an zu krakeelen, Ustembannes?" frug Lisbeth schnippisch. „Bekümmere Dich um Dich und Deine Bäckersjule und laß den Buhl in Ruhe."

„Gelt, weil er Dein Schatz ist?" höhnte Ustembannes (Johannes Ostheim) „Nun, da ist er nicht viel, und ich kenn' noch viele andere, welche ebenso viel und so gut sind, als er."

„Hannes," sagte der Unterförster Heinrich Buhl, indem er aufstand und seinem Feind einen funkelnden Blick zuwarf; „Hannes, wenn Du Streit suchst, so verschieb es auf ein andermal. Du weißt, ich gehe Dir nicht aus dem Weg. Heut' aber und hier halte Ruhe und Frieden, oder —"

„Oder? Nun was denn oder?" schrieen jetzt mehrere Stimmen der jungen Bursche durcheinander. „Was will denn der Förster, der Leutefeind, der Holzvogt?"

Schon erhoben sich hier und da drohend geballte Fäuste, schon schwang man Stühle und Krüge, da stifteten die Mädchen wieder Frieden.

„Ich sag' Euch," rief Lisbeth, „wer sich rührt, soll sein Lebtage nicht mehr in die Spinnstube. Seid doch gescheidt und zankt Euch nicht immer. Sei ruhig, Förster; halte Frieden, Hannes. Kommt, ihr Mädchen, laßt uns singen" Und mit heller Stimme begann sie: „Ich steck' mir eine Feder auf meinigen Hut!"

Die Freundinnen stimmten mit ein und die Ruhe war bald wieder hergestellt. Mittlerweile war wieder ein neuer „fußer Schnaps" aus Honig und Branntwein gebraut worden und Alle ohne Ausnahme, sprachen diesem beliebtesten aller Genüsse nicht gerade mäßig zu.

„Du siehst, wie sie es machen," sagte der Förster leise zu Lisbeth. „Ich kann meines Lebens nicht mehr froh werden. Haben sie schon auf mich einen Pik, weil ich der Förster und treulich in meinem Amte bin, so hassen und verfolgen sie mich noch mehr, seitdem sie sehen, daß ich Dir nachgehe. Sie gönnen mir's nicht, daß ich ein reiches und schönes Mädchen aus ihrem Orte haben soll. Nun, ich hab' Dich ja noch nicht. Sieh, Lisbeth, das ist mir noch das Aergste von Allem. Bald bist Du so lieb, daß ich Dir vor allen Leuten um den Hals fallen möchte, bald schaust Du mich nicht an, und thust hoffärtig. Was soll ich nun denken? Ach, es druckt mir's Herz ab, und lange

Digitized by Google

halt ich's so nicht mehr aus. Hast Du was gegen mich, so sag's, aber quäle mich nicht länger mehr!"

„Schau einmal den vornehmen Herrn Forster," entgegnete Lisbeth mit gezierter Wendung des Kopfes, „was will er denn eigentlich? Ist es ihm nicht genug, daß ich ihn allen Andern vorziehe? Daß ich seinetwegen von dem Ustembannes gelassen habe, der doch einer der besten Bauernsöhne im Dorfe ist? Der mir noch nachläuft und nur zum Schein an der Bäckerjule hängt? O, ich weiß es sicherlich, ich dürfte nur den Finger nach ihm ausstrecken. Aber der Herr Förster will wahrscheinlich, daß ich ihm mein Herz auf einem Präsentirteller überreichen soll?"

„Lisbeth, Du verstehst mich nicht," sagte Buhl seufzend. Er wollte fortfahren, ward aber unterbrochen. Alle drängten sich zu den kleinen trüben Schiebefenstern.

„Hört Ihr's?" rief Jerwillem (Georg Wilhelm), „sie holen dem Grafen wieder einen Rehbock!"

In der That hörte man plötzlich zwei Schüsse dicht aufeinander und in nicht weiter Entfernung fallen.

„Sie sind auf dem Steinkopf," sagte Vogellasper (Kasper Vogel). „Sie haben's gerochen, daß der Herr Förster in der Spinnstube sitzt."

Die Burschen stimmten ein lautes höhnisches Gelächter an. Heinrich Buhl stand stillschweigend auf, ergriff seine Doppelflinte, welche hinter dem Ofen lehnte, warf die Jagdtasche um, rief: „Basko!" und wollte, gefolgt von seinem Hunde, die Stube verlassen. Lisbeth hielt ihn zurück.

„Du wirst doch im Ernste nicht gehen wollen?" frug sie bittend, mit unverkennbarer Angst im Gesicht.

„Ich muß," entgegnete der Förster kurz. Leise fügte er hinzu: „Daß Du aber um mich besorgt bist, sieh', das vergütet mir Alles."

Damit riß er sich los und schritt in die Nacht hinein, nicht achtend des Gespöttes und Nachrufens seiner Widersacher.

Während nach seinem Weggang die Mädchen stiller wurden und von Wildschützen manche traurige Mähr erzählten, lärmten und jubelten die Burschen nur immer lauter und ungezügelter. Das Thema ihrer abgeschlachten Witze war noch der Förster. Jeder wußte etwas von ihm zu erzählen, Jeder ihm einen Makel anzuhängen.

„Einmal für allemal," sagte Jerwillem, „es ist eine Schande, daß solch' ein Kerl sich im Dorf ein Ansehen geben will. Sein Vater, der vorige Schulmeister, war aber gerade so."

„Nein, der Förster ist noch hochmüthiger," sagte Kasper. „Das macht, weil er ein paar Jahre beim Militär gewesen, und dann mit dem Grafen auf Reisen gegangen ist, der — Bediente."

„Hätte er's Geld gehabt, sich loszukaufen, er hätte nicht nöthig gehabt, Schildwache zu stehen," spottete der lahme Raupieter (Peter Rühl), „und jetzt ist ihm doch kaum ein Mädchen reich und gut genug. Es ist eine Schande, daß sie ihn nicht alle abfahren lassen."

Ustembannes hatte sich mittlerweile wieder Lisbeth genähert und allerlei still mit ihr verhandelt. Diese munterte ihn weder auf, noch stieß sie ihn ab, aber plötzlich sagte sie:

„Hannes, ich hab's jetzt satt. Ich habe Dir meine Herzensmeinung gesagt; fangen soll mich Keiner, ich will mich gutwillig aber freiwillig geben. Der Förster hat mich nicht und Niemand weiß, ob er mich kriegt. Aber schlecht genug ist es von Euch, daß Ihr ihn in bösen Leumund bringt, und ihn verletzert, wo Ihr könnt. Mit Eueren Händeln habt Ihr noch jedesmal die Spinnstube verdorben — geht, wenn Ihr nichts Besseres wißt."

„Wir können auch gehen!" erwiederte Ustembannes trotzig, winkte seinen Freunden Kasper und Jerwillem und verließ, gefolgt von diesen, ohne Abschied die Spinnstube.

(Fortsetzung folgt.)

Thee und Opium.

In den „Briefen eines deutschen Reisenden in China", welche die neuesten Nummern der „Allg. Zeit." mittheilen, finden wir u. A. verschiedene interessante Nachrichten über die Erfolge der englischen Philanthropie in China, in Betreff des Opiumhandels. Es heißt dort: Die scharfen Gesetze, mit denen die chinesische Regierung diesem gewiß verderblichen Verkehr früher entgegentrat, sind völlig eingeschlafen, und der Handel wie der Verbrauch gehen jetzt ohne Scheu vor sich. In Cumsingmoon lagen mehrere englische und amerikanische Schiffe mit großen Vorräthen, und wir selbst hatten etwa 80 Kisten an Bord, die wir hier ablieferten. In Canton, wo man freilich sehr leicht über die ernste Frage zu denken pflegt, wird behauptet, daß Opium durchaus dem Branntwein gleichstehe, Einzelne allerdings ruinire, von andern aber ohne Schaden genossen werde. Das lasse ich dahingestellt sein. Ich glaube zwar nicht, daß dem einzelnen Kaufmann der Handel mit Opium zur Last zu legen ist; im ganzen betrachtet hat aber ein Handel, welcher einem Lande ungeheure Summen für einen völlig nutzlosen, ja verderblichen Artikel ablockt, gewiß etwas sehr gehässiges.

Ich besuchte einen Opiumraucher, und machte einen schwachen Versuch in diese Genüsse einzudringen. Es ist einmal hergebracht, daß jeder, der nach Canton kommt, Opium rauchen muß; und so begleitete mich ein Bekannter nach dem Hause eines hiesigen Kaufmanns, welcher völlig in diesem Laster untergegangen ist. Sein Bruder empfing uns und sprach sich gewaltig unverhohlen über das Verderbniß des Opiumrauchens aus; bald darauf erschien auch der andere, traumerisch, bleich, hohläugig, durch jene Eingefallenheit zwischen Wange und Oberlippe gezeichnet, welche den Opiumraucher kenntlich macht. Mit vieler Sorgfalt bereitete er die Pfeife, indem er eine Partie Opium, etwa von der Größe einer Erbse, nach langem Kneten und Stoßen, auf der kleinen Oeffnung des Pfeifenkopfs befestigte. Der Raucher legt sich nun aufs Sopha, hält die Pfeife ans Licht und zieht den Rauch gemächlich ein. Eine Pfeife dauert nur eine halbe Minute; unser Freund raucht deren zwanzig jeden Morgen und ebensoviele des Abends. Ich begnügte mich mit zweien und verspürte keinerlei Folgen. Manche meiner Bekannten haben es auf fünf gebracht und auch wohl einen grausenvollen Katzenjammer davongetragen. Der Rauch schmeckt übrigens herrlich und erinnert sehr an das feine Oel des Mohnsamens. Das Opium wird zum Gebrauch eingekocht und ist höchst concentrirt.

Auf der Insel Honan, Canton gegenüber, besuchte der deutsche Reisende eine Theefabrik. Der Thee, welcher hier zubereitet wurde, ist Cantonthee und sehr geringer Qualität, während die guten Sorten von Norden, etwa 30 Grad nordl. Breite, kommen. Die Bereitungsart ist in-

Digitized by Google

deß dieselbe. Die Theeblätter, wenn sie von den Pflanzungen ankommen, werden oft noch einmal getrocknet, wozu man eine lange Reihe thönerner halboffener Kessel hat, welche von einem gelinden Feuer erwarmt werden; vor jedem Kessel steht ein Arbeiter, welcher die Theeblätter mit der Hand umrührt; der grüne Thee erhält während dieses Processes noch einen Zusatz von Berlinerblau, welches seine Farbe erhöht. Nachdem die gelben geringen Blätter ausgesucht sind, wird die ganze Masse der Blätter theils nach der Größe (durch Siebe), theils nach dem Aussehen sortirt, und so zerfällt denn jede Partie Thee in die verschiedenen Sorten, welche der Laie für die Produkte ganz getrennter Distrikte und Fabriken halten möchte. Der so sortirte Thee wird dann in einer Fegemühle, die der unsrigen völlig gleicht, gestäubt, und dieser Staub für eben so werthvoll verkauft als das übrige. Ist alles so weit, so wird der Thee in jene wohlbekannten Kisten gepackt und von Arbeitern mit den Füßen festgestampft. Letzteres ist freilich eine schreckliche Wahrheit, die ich indeß boshaft enthülle, weil ich sie nicht allein zu tragen vermag. Grüner Thee wird oft in schwarzen, schwarzer in grünen durch Beizen verändert; die beiden Pflanzen sind bekanntlich nur Varietäten. Im allgemeinen ist schwarzer Thee kostspieliger und besser. Die Europäer in Canton trinken meist Mischungen, und es wäre freilich arg, wenn man in China nicht guten Thee zu trinken bekäme. Im allgemeinen verliert der Thee in 1 bis 2 Jahren sein stärkstes Aroma, und man sieht daraus, was für schlechtes Zeug wir armen Nordländer trinken müssen. Die Chinesen indeß, denen der junge Thee zu stark ist, heben ihn oft 16 bis 15 Jahre auf. In Canton kostet 1 Pfund guter Thee ½ bis ¾ Dollars, der allerschönste nur 1½ Dollar. Ob die Seereise den Thee wirklich so verderbt, weiß ich nicht; jedenfalls habe ich nie bessern Thee getrunken, als in Lima. Als Grundsatz gilt es bei der Verpackung, möglichst große Kisten und eine möglichst große Anzahl derselben zusammenzustellen, damit das Aroma sich nicht verflüchtigen kann. Mit dem Karawanenthee hat es eine eigene Bewandtniß. Während einige den in Canton zu Markt kommenden Thee selbst dem Karawanenthee vorziehen, gibt doch die Mehrzahl zu, daß der letztere besser ist; er wird in den nördlichen Provinzen gezogen, und geht dann über Kjachta nach Rußland. Ob der Landtransport ihn wirklich seiner erhält, scheint nach dem Obigen zweifelhaft.

Das Theegeschäft der Europäer in Canton ist natürlich ungeheuer und sehr verwickelt. Ein einziges Haus hat wohl 400 verschiedene Muster in seinem sogenannten Theezimmer stehen, und um diese Anzahl gehörig zu sortiren, haben alle größeren Häuser einen Theeschmecker, tea-taster. Dieses Geschäft versieht meist ein Engländer, dessen angenehmer Lebensberuf es ist, jahraus jahrein vom Morgen bis zum Abend Thee zu kosten. Gewöhnlich steht eine Reihe von sechs bis zwanzig Tassen vor ihm, deren vergleichungsweisen Werth er sorgfältig zu erproben hat.

Entzifferung der großen Inschrift des Darius.

Eine neue Entdeckung ist auf dem Gebiete des Wissens gelungen, welche sich, wie die „Allg. Ztg.", treffend bemerkt, in Bezug auf den Scharfsinn und die Methodik der dabei thätig gewesenen Geister nur mit der Errechnung des dreizehnten Planeten durch den französischen Astronomen Leverrier vergleichen läßt: es ist gelungen, die in einer verlorengegangnen Sprache und Schrift abgefaßte Inschrift des Darius Hystaspis zu entziffern. Der Weg zu dieser, für die Wissenschaft unschätzbaren Entdeckung, wurde durch die Bemühungen eines Grotefend, Burnouf und Lassen um Ergründung der altpersischen Keilschrift angebahnt; auf ihm unermüdlich voranschreitend, hat jetzt der englische Oberst Rawlison das Ziel erreicht. An der Heerstraße von Kirmanschah nach Hamadan steht ein Felsen in einer fast senkrechten Mauer von etwa 1000 Fuß Höhe aus dem Boden heraus. Auf dieser Fläche und in der Höhe von etwa 159 Fuß ließ Darius einen Theil des Felsens glatt hauen und sich in einem colossalen Basrelief darstellen; hinter ihm stehen zwei Diener, vor ihm liegt auf dem Rücken der Magier, der sich des Throns bemächtigt hatte, hinter diesem erblickt man neun Könige entwaffnet und mit einem Strick um den Hals, über jedem findet sich eine Inschrift in Keilschrift und unter und neben dem Bild folgt eine Inschrift in drei Sprachen, jede in einer verschiedenen Keilschrift geschrieben. Die in Persisch verfaßte große Inschrift hat 450 Zeilen, und Darius erzählt in ihr sein Leben, gibt seine Geschlechtstafel, die Zahl und Namen der Provinzen seines Reichs und die Geschichte der zehn überwundenen Könige oder vielmehr Usurpatoren, denn er behandelt sie als solche. Die Inschrift über des Königs Haupt ist folgende: „Ich, Darius, der große König, König der Könige, König von Persien, König der Länder, Sohn des Vistaspa, Enkel des Arsames, des Archämeniden u. s. w." Unter dem Magier steht: „Dies ist Gomates, der Magier, der gelogen hat und so gesagt; „ich bin Bartius, Cyrus Sohn, ich bin der König." Unter jedem der übrigen Könige steht eine ähnliche Inschrift, nur der von Medien trägt sie auf seinen Rock eingehauen. Auf den Inhalt der großen Inschrift können wir natürlich nicht eingehen, sie bildet einen höchst merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Orients und wird als eine Landmark zur Beurtheilung der griechischen Geschichtschreiber, die von der persischen Geschichte reden, dienen und besonders Herodot zur großen Ehre gereichen. Sie war von vielen Reisenden gesehen worden und es war einer der Hauptzwecke der Reise von Schulz, sie abzuschreiben; aber der Erste, dem es wirklich gelung, war Oberst Rawlinson, gegenwärtig englischer Generalconsul in Bagdad, der früher ein persisches Regiment commandirte und sich schon im Jahre 1835 mit der Entzifferung der Keilschrift abgab. Im Jahre 1837 hielt er mit seinem Regimente in der Nähe von Bisitun und benutzte die Gelegenheit, sich ein Gestell an den Inschriften anschlagen zu lassen und sie abzuschreiben. Seit dieser Zeit hat er alle Muße, die ihm Reisen und Aemter ließen, auf ihre Erklärung verwendet und endlich das schöne Resultat in dem Journal der asiatischen Gesellschaft vor die Welt gelegt. Es besteht aus dem Text der Inschriften, ihrer Umschreibung mit wirklicher Uebersetzung und den zwei ersten Haupttheilen einer Abhandlung, von welcher der Rest nächstens erscheinen soll.

Feuilleton.

*** Die reiche Familie Contis, mit welcher der Prinz Louis Napoleon durch seine bevorstehende Vermählung in verwandtschaftliches Verhältniß treten wird, hat ein ziemlich sonderbares Geschick. Die Herzogin von Saint-Alban, Adoptivmut-

Digitized by Google

ter der Miß Coutts, war einst eine berühmte Schauspielerin und machte durch ihre Schönheit große Sensation im Publikum. Der Bankier Coutts, einer der reichsten Capitalisten Englands, verliebte sich in sie, und heirathete sie einige Tage nach dem Tode seiner ersten Frau. Coutts starb bald nachher, und hinterließ seiner Wittwe ein kolossales Vermögen. Letztere, welche gern am Hofe Zutritt zu erlangen wünschte, vermählte sich mit dem jungen Herzoge von Saint-Alban, der aus einer alten berühmten aber unbegüterten Familie stammte. Ihr Zweck wurde jedoch durch ihre neue Vermählung nicht erreicht, denn der hohe englische Adel wies sie kalt zurück, und sie erlangte keinen Zutritt am Hofe. Sie nahm dann ihre Zuflucht zur List: sie brachte einen vom Herzoge von York, dem Bruder des Königs, unterzeichneten Schuldschein über 6000 Pf. St. (bei 60,000 fl. C. M.) an sich, und begab sich zu ihm, um diesen Betrag einzutreiben. Der Prinz, welcher viele Schulden hatte, erklärte, er könne nicht zahlen, und die Herzogin von Saint-Alban drohete ihm mit gerichtlichen Schritten, wenn er ihr nicht Zutritt bei Hofe verschaffen würde. Die gezwungene Verwendung des Herzogs von York hatte endlich den gewünschten Erfolg. Die Pracht der Toilette, welche die Herzogin von Saint-Alban bei ihrer Vorstellung im königlichen Palaste trug, erregte großes Aufsehen, und man sprach in ganz England Jahre lang davon. Sie war damals sechzig Jahre alt. Ihre Brillanten wurden auf mehr als 400 000 Pf. St. (4 Mill. fl. C. M.) geschätzt, und eine Menge Caricaturen, die alte Dame mit ihrem jungen Gemahl darstellend, wurden in London freigeboten. A. Thz.

*** In der Anzeige einer zu Paris demnächst abzuhaltenden Auktion werden folgende Gegenstände zum Verkaufe ausgeboten: Hausgeräthe, Gemälde, Kupferstiche, Reliquien und Gebeine aller Könige von Frankreich, die während des Grabberraubes zu St. Denis gesammelt wurden, nämlich: Gebeine Pipin's des Kleinen, Philipp's III., genannt der Kühne, und Johann Tristan's, Sohnes Ludwig's des Heiligen; eine Hand von Ludwig XII., Haare der Margarethe von Provence, Stücke des Kleides von Madame Louise von Frankreich, Tochter Ludwig's XV.; der Schädel des Abbé Sugee u. s. w. Der Zuschlag erfolgt, wenn 10 Centimes über den Schätzungspreis geboten werden. Korresp.

*** Havre. Auf der hiesigen Messe, sowie auf allen Jahrmärkten in ganz Frankreich und in den elysäischen Feldern zu Paris, ist Abdel-Kader in Lebensgröße zu Fuß und zu Pferd aufgestellt und dient dazu, die Bogenschützen jeden Alters in ihrer Kunst zu üben. Er wird täglich mehrere hundertmal so gut getroffen, daß er niederstürzt; es geht aber mit seinem Bilde gerade wie mit ihm selbst: so oft es auch eine Niederlage erhält, steht er, seinen Feinden trotzend, immer wieder frisch und wohlgemuth auf. Dennoch jubelt das Volk bei seinem jedesmaligen Sturz, und schreit Victoria, und schießt ihn von Neuem nieder, und zwar sind es nicht etwa Kinder, sondern bärtige, ja grandbärtige Mäoner, welche sich an Frankreichs Todfeind auf diese Art freudig rächen. Ist das nicht ein glückliches Volk?

*** Eine Ansicht über Calcutta. Nachdem Sir John Malcolm den persischen Gesandten die Stadt von Palästen hatte betrachten lassen, fragte er ihn um seine Meinung über Calcutta. — „'S ist ein schöner Ort zum Plündern," war die Antwort.

*** Bei herannahendem Weihnachtsfeste empfiehlt der „Nürnb. Korresp." folgendes Geschenk. Sohn: „Wirst Du mir denn etwas recht Schönes zu Weihnachten bescheeren, lieber Vater?" — Vater: „Ja, mein Sohn. Weil Du so artig gewesen bist, werde ich Dir eine Freude machen." — Sohn: „Aber bitte, sag' mir doch, welche?" — Vater: „Ich werde Dir den bösen Zahn ausziehen lassen, an dem Du so oft Schmerzen hast."

*** In Neuseeland gibt es jetzt 40,000 Kirchengänger, welche einst Menschenfresser und Götzendiener waren.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 1. December.)

§ Darmstadt. „Die Musketiere der Königin", Musik von Halevy, haben hier in den meisten Nummern und im Ganzen sehr gefallen, obgleich die allzu gekünstelte Ouverture nicht sogleich von vornherein erwärmt hat. Die Ausstattung fand man eben so glänzend und elegant, als schön und geschmackvoll; die Aufführung eben so dramatisch als musikalisch gebildet und wirksam. Die Besetzung, Herrn Reichel an der Spitze, war vorzüglich entsprechend. Die Damen Marlow und Neukäufer, die Herrn Kreuzer und Cramolini, erhielten mehr als gewohnten Beifall. — Einstudirt wird, wie man hört, die neue Oper eines hiesigen Componisten.

— †. Vom Tauaus. Hr. Tauer, ein Schüler Rauch's, hat, so viel wir wissen, zuerst den Gedanken gefaßt und auf die glücklichste Weise ausgeführt, die Repräsentanten der Reformationszeit, Kaiser Maximilian I, Götz von Berlichingen, Hutten und Sickingen, Hedwig von Flörsheim (Sickingens Gattin), Maria von Burgund (Kaiser Maxen's Gemahlin) und andere nach den besten Originalzeichnungen in allerliebsten, sowohl weißen, als bronzirten Gypsstatuetten darzustellen. Wen sein Weg nicht nach dem stillen Nassethale, an den Fuß der „Herberge der Gerechtigkeit" führt, der findet Gelegenheit zu Frankfurt am Main, theils in dem eleganten Etablissement des Herrn Friedrich Böhler auf der Zeil, theils in dem Städel'schen Kunstinstitut, den Werth dieser Arbeiten zu prüfen. Diesen beiden Anstalten verdanke ich die Kenntniß von den Leistungen des fleißigen und strebenden Mannes, aber um so tiefer schmerzt es mich, weder in der Industriehalle zu Mainz, noch in der zu Wiesbaden, noch anderwärts die Arbeiten dieses Künstlers, der die Theilnahme von ganz Deutschland verdient, ausgestellt zu sehen und auf nähere Anfragen zu vernehmen, daß ein Preuße kein Recht habe, mit seinen Arbeiten in einer hessischen oder nassauischen oder badischen Industriehalle zu figuriren, wenn er auch keine Commercien habe, und wenn auch seine Werke der Theilnahme des Publikums noch so würdig wären.

— Von Spindler's Werken erscheint eine neue wohlfeile Ausgabe; der Band, der in der großen Ausgabe 3 fl. kostete, kommt hier nur auf 36 kr.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 2. December. (Neu einstudirt) Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Bauernfeld. (Gastrolle) Katharina v. Rosen: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Donnerstag, den 3. December. Der Freischütz, romantische Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 334. Freitag, den 4. December 1846.

Des Försters Schatz.

Eine wahre Dorfgeschichte, erzählt von Wilhelm Hamm.

(Fortsetzung)

Draußen war's eine frische kalte Dezembernacht. Der Boden knarrte unter den Füßen, die Zweige der Bäume glitzerten im Mondschein wie mit Diamanten gesäumt, aus dem nahen Wald scholl dann und wann der Ruf der Eule. Hannes schritt mit seinen Gefährten bis ans Ende des Dorfes, wo das Wirthshaus seinen Kranz herausstreckte. Aber sie traten nicht gleich ein; er zog sie zuerst seitwärts in den Schatten einer mächtigen Holzbirne.

„Brüder," sagte er zu ihnen, „ich will Euch einen guten Vorschlag machen. Seht, es geht nicht mehr mit dem Förster, er muß hinweg, er oder ich. Die Lisbeth darf er nicht haben, und wenn ich ihn todt stechen müßte. Aber soweit ist's noch nicht, mir ist ein anderer Plan eingefallen."

„Was hast Du?" sagten seine Freunde.

„Der Förster muß verdorben werden," fuhr Ustemhannes fort. „Wir müssen ihm das Leben hier so verleiden, daß er froh ist, wenn er wegkommt. Das ist leicht, und wir haben zu gleicher Zeit unseren Spaß und unsern Vortheil dabei. Schaut, der Wald ist groß und viel Wild ist darin. Gehört es den großen Herren? Wer hat es ihnen gegeben? Hat nicht der Bauer ein ebenso gutes Recht, es zu schießen, wie der Graf? Frißt nicht das Zeug uns unsere Saaten, lebt es nicht von unserem Acker? Ich habe eine Flinte, Kasper hat eine, Jerwillem wird sich leicht eine verschaffen können — wollt Ihr?"

„Topp!" schrieen die beiden Andern ohne langes Bedenken und schlugen in die dargebotene Hand ihres Anstifters. Im Wirthshause ward der neue Bund begossen und weiter ausgebrütet, und des armen Försters gespottet, den eine wohlangelegte List aus der Spinnstube weg in den kalten Wald gelockt hatte.

Von diesem Abend an hatte der Förster Heinrich Buhl einen schlimmen Stand in seinem Revier. Die Holzfrevel nahmen auf eine erschreckende Weise zu, mochte er strenge oder milde sein, ihm zum Trotze ward gefrevelt, und die Ertappten wollten sich oft nicht einmal die Mühe nehmen, zu flüchten, so lange es noch Zeit war. Gleicherweise aber tönte der Wald jetzt öfter als jemals wider vom Büchsenknall der Wilderer; der Rehstand nahm zusehends ab, und man fand oft thatsächliche Spuren der verbotenen Jagd, niemals aber entdeckte man die Thäter. Buhl, noch gereizt durch Verweise seiner Oberen, kam fast gar nicht mehr ins Dorf; unermüdlich lief er im Walde umher; umsonst! Wenn er im Westen war, knallte es im Osten, und so umgekehrt. Es war, als ob eine wohlorganisirte Bande alle seine Schritte auspionire. Und wenn er müde und matt Abends heimkehrte, da empfingen ihn auf der Gasse, im Wirthshaus, in den Spinnstuben nur feindliche höhnische Gesichter. Die Kinder riefen ihm nach: Steckenförster, Hasenmörder! Die Erwachsenen grüßten ihn nicht, und sagten laut genug daß er es hören konnte: Da geht der Augendiener, der um ein dürres Reis die Leute ins Unglück bringt! Es war ein Leben so traurig und vergiftet, daß er es fast nicht mehr aushalten konnte. Oft griff er in wildem jähen Zorn nach der Flinte, er durfte nicht! So fraß er denn seinen Ingrimm in sich hinein und ward finsterer und strenger. Früher hatte er manchen armen Waldfrevler gutherzig geschont, jetzt verfolgte er sie und fing sie ohne Unterschied, denn er wußte, sie seien die Spione der Wilderer. Wenn er aber am Forstgericht erschien, und die Liste der Frevler, welche er zur Anzeige brachte, doppelt so groß war, wie die seiner Collegen, so mußte er dennoch Tadel hinnehmen für den Schaden, der, oft beträchtlich, heimlich verübt worden war; ja endlich kam sogar ein Reskript vom Grafen, das ihn mit Verlust seines Dienstes bedrohte, wenn es ihm nicht gelänge, dem heillosen Treiben der Wilddiebe zu steuern. Es kochte und siedete in ihm immer bitterer und heißer. Daß er die Wilderer da suchen solle, wo sie waren, fiel ihm nicht ein; er dachte eher an benachbarte Gauner. Schadenfroh hielt man ihm, was Allen offenes Geheimniß war, sorgfältig verborgen. Lisbeth's Liebe hätte dem Armen noch Trost und Ersatz für alles übrige Ungemach gewähren können, aber auch sie ward kälter, vornehmer, zurückhaltender, wenn auch dann und wann noch die alte Wärme bei ihr hervorbrach. Dagegen schien Ustemhannes wieder bei der Dirne einen Stein im Brett gewinnen zu wollen. Der Förster aber ließ nicht ab von seiner treuen hoffenden Liebe.

Ein Zufall sollte ihm endlich den Fingerzeig geben, wo er seine ärgsten Feinde zu suchen habe. Es war im Anfange des Februar, als er eines Abends beschloß, seine Geliebte nach langer Abwesenheit wieder einmal zu besuchen. Er wußte nicht, daß gerade an diesem Abend die Versammlung der Spinnstube, welcher er nicht mehr beizuwohnen pflegte, bei Lisbeth, des „Försters Schatz", wie sie spottweise im Dorfe hieß, stattfinden sollte. Als er in die düstere räucherige Stube trat, fand er sie allein, mit Vorbereitungen beschäftigt. Sie ward roth und sehr verlegen, als er ihr guten Abend bot.

„Komm' ich Dir nicht recht?" frug er trüb.

„O wohl, aber —"

Das Wort stockte in ihrem Munde. Endlich fuhr sie fort: „Die Spinnstube ist heute bei mir, und weil Du so lange nicht mehr hinein gekommen bist, bin ich fast erschrocken, als ich Dich gesehen habe."

„Das heißt," antwortete Heinrich, ihr starr in die Augen blickend, „Ihr wollt mich nicht mehr unter Euch leiden. Ich will Dich nicht fragen, was ich verbrochen habe, aber von Dir, Lisbeth, thut mir's weh. Nun, ich will Dir den Gefallen thun und gehen. Leb' wohl!"

Digitized by Google

Er wandte sich wieder der Thüre zu.

Lisbeth kämpfte innerlich mit sich, — aber ihr besseres Selbst und die alte Liebe siegte. Sie lief ihm nach und hielt ihn zurück.

„Nein, nein, so war's nicht gemeint," rief sie; „Du mußt jetzt dableiben. Es war mir nur um etwaigen Streit zu thun, aber sie sollen nur kommen. Bleib Du da, Henneric, ich bitt' Dich d'rum, mir zu Lieb!"

Der Förster drückte sie an sich und küßte sie auf die Wangen, was sie gerne geschehen ließ.

„Wenn Du mir nur gut bist," sagte er gerührt, „dann kann ich Alles! Ich will bleiben."

Ee setzte sich hinter den Ofen, halb versteckt von den blauen Vorhängen des hochgethürmten Himmelbettes.

Nach und nach kamen die Gäste, das Zimmer füllte sich und die übliche Unterhaltung begann. Da der Forster sich gedankenvoll in seinem Winkel hielt, so nahmen die Bursche wenig Notiz von ihm, trotzdem daß Einer oder der Andere einen scheelen Blick nach ihm warf.

Aber plötzlich ward die Thüre aufgerissen und Ustembannes trat ein. Er trug wie der Förster einen grünen Kittel und hatte einen Buchsenranzen umgehängt.

„Guten Abend beisammen!" rief er, der seinen Nebenbuhler nicht gewahrte. „Darf man zu Euch sitzen? Ich bin, damit Ihr's wißt, des Grafen Oberförster geworden. Ihr lacht? So seht!"

Mit diesen Worten zog er einen feisten Hasen aus dem Ranzen und warf ihn auf den Tisch.

„Den," fuhr er fort, „soll uns Jungfer Lisbeth fein zurichten und wir wollen es uns wohl sein lassen, wie die Herren. Einen bessern hat noch kein Jäger geschossen; ich bin ihm aber auch lange nachgegangen."

Heinrich hatte fast starr in seinem halben Versteck zugehört. Auf einmal war ihm klar geworden, wer der Urheber all seines Verdrusses sei, wer die Wilderer seien. Plötzlich sprang er empor, dicht vor den Eingetretenen.

„Ich frage Dich, woher Du diesen Hasen hast?" frug er.

Ustembannes war sichtlich erschrocken, er ward bleich und konnte nicht recht mit der Stimme heraus. Endlich fuhr er den Förster an:

„Was geht's Dich an? Ich hab' ihn gekauft!"

„Das ist gelogen!" schrie dieser. „Du hast es vorhin selbst gesagt, daß Du ihn geschossen. Du bist ein Wilddieb!"

„Beweis' mir's," lachte sein Gegner. „Beweise mir es, Du Holzdieb!"

Der Förster konnte sich nicht mehr bemeistern, er packte mit furchtbarer Gewalt seinen Widersacher und schrie:

„Mit, mit, auf der Stelle mit zum Bürgermeister!"

Aber die Mehrzahl war wider ihn. Kaum hatte er den Ustembannes angerührt, als alle andern Bursche sich auf den Förster stürzten, ihn trotz seiner Gegenwehr niederwarfen, schlugen, traten und endlich zur Thüre hinausstießen. Sie würden ihre Gewaltthätigkeiten noch fortgesetzt haben, wenn nicht Lisbeth sich vor die Thüre geworfen und sie gezwungen hätte, zu ihren Plätzen zurückzukehren. Mit der ganzen Wollust befriedigter Rache begannen die Bursche jetzt zu zechen, zu jubeln, zu singen, und die Mädchen stimmten ohne Weiteres mit ein. Ustembanner war der König, der Held der Spinnstube, und als er gar freigebig aus dem Wirthshause Bier und Branntwein holen, und dabei einen wohlgefüllten Geldbeutel blicken ließ, da pries ihn Jeder auf Kosten des Försters. Selbst Lisbeth schien nicht unempfindlich gegen die Vorzüge ihres hartnäckigen Liebhabers zu bleiben, der ihr von Zeit zu Zeit neckend zurief:

„Wen willst Du jetzt zum Schatz?"

Mitten in dem Jubel flog aber plötzlich von einem gewaltigen Schlage getroffen, ein ganzes Fenster mit Rahmen und Scheiben in die Stube, und draußen erschien vor demselben der Förster Heinrich Buhl mit blutrünstigem Angesicht, aber seine gute Doppelflinte an der Wange. Die Mädchen schrieen laut auf und drängten sich zusammen, die Bursche schwiegen bang, eine Todtenstille trat ein.

„Ustembannes," sagte der Förster in tiefem Tone, „hier stehe ich jetzt mit meinem Gewehr und meinem Hunde und fürchte mich vor Euch Allen nicht. Du hast mich geschlagen und ich könnte nun Rache haben, so viel ich nur wollte. Aber hier will ich nicht. Höre mich jedoch: Ich weiß, wo ich Dich jetzt zu suchen habe. Treffe ich Dich irgendwo auf meinen Wegen, dann sieh' zu, ob Dir's so hingeht. Ich weiß zwar, daß ich auf Wilddiebe nicht schießen darf, aber ich weiß auch noch mehr. Von heut' an hüte Dich vor mir!"

Mit diesen Worten wandte er sich und verschwand. Diesmal wagte Keiner ihm nachzulachen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rom.

Der October.

Der Monat October war schon im Alterthum der Freudenmonat des römischen Volkes und hat sich auch bis auf gegenwärtige Zeiten unverändert als solcher behauptet. Obgleich streng genommen der Drang nach ländlichen Vergnügungen während der in Italien so herrlichen Monate April und Mai stärker ist, als während des bevorzugten Octobers, so ward dieser doch aus verschiedenen überwiegenden Gründen zu dem Wonnemonat des Volks erwählt; erstens muß nämlich zu dieser Jahreszeit die erfreuliche und nutzbringende Beschäftigung der Weinlese vorgenommen werden und ruft daher viele fleißige Hände aufs Land, und dann sind um diese Zeit die meisten Schulen geschlossen, die Geschäfte und Sitzungen der öffentlichen Tribunale abgekürzt und die Studien der Künstler größtentheils verödet. Ehemals pflegte gerade in diesem Monat der römische Adel seine herrliche Villen nächst der Stadt zu besuchen, später aber zogen sich die Großen auf ihre mehr entfernten Güter zurück, trennten sich hierdurch immer mehr von dem römischen Volke, an dessen Vergnügungen sie früher stets lebhaften Antheil genommen hatten, und die fürstlichen Gärten nächst der Stadt verfielen in melancholische Verlassenheit. Einzelne hohe Familien und Herren bilden jedoch eine löbliche Ausnahme und bleiben in ihren prachtigen Besitzungen nächst den Thoren Roms, um durch ihre Gegenwart die Freuden ihrer Mitbürger und sonstigen Gästen nach besten Kräften zu erhöhen. Vor allen zeichnete sich der reiche Fürst Borghese aus, der nicht allein eine wahrhaft königliche Besitzung vor der Porta flaminia oder del Popolo zum Besuche des Publikums noch mehr erweitern und verschönern ließ, sondern auch auf seine eigne Kosten öffentliche Feste aller Art stiftete. In diesem Jahre bestanden dieselben, jeden Donnerstag und Sonntag des Octobers, mit Ausnahme der beiden letzten, in Pferde- und Wagenrennen, (letztere nach den Modellen der altrömischen Bigae) in Produktionen mehrfacher Militärmusik-

Digitized by Google

Chören und anderer Divertissements kleinerer Art. Die eigenthümlichste der letzteren ist unbedingt die sogenannte „Cuccagna", welche in einem Baume oder Maste besteht, der in der Mitte eines freien Platzes eingerammelt wird. Auf der höchsten Spitze des Mastes hängen nun Kleider und Geldbeutel mit Silbermünzen, welche sich der gewandteste der Kletterer zur Belohnung seiner Geschicklichkeit selbst zueignen, d. h. erklettern darf. Für unsere deutschen Turner wäre die Sache eine Kleinigkeit, aber in Rom, dem Sitz und der Wiege aller übrigen Künste, steht diejenige des Turnens auf einer sehr niederen Stufe, weßhalb man denn auch die meisten Aspiranten athemlos und unverrichter Sache von der halberklommenen Riesenstange und unter zuweilen dreißigtausendfachem, gutmüthigem Gehöhne und Gelächter, herunterrutschen sieht. Enthusiastischer Jubel des leichterregten „popolo romano" krönt dagegen den glücklichen und gewandten Kletterer, und kein Königsmantel kann mit größerem Selbstgefühl und mehr Majestät umgehangen werden, als der jugendliche Plebejer sein mühsam errungenes Kamisol über die stolzen Schultern wirft.

Wir haben vorhin gesagt, daß diese Festlichkeiten der Villa Borghese gegen das Ende des Monates hin aufgehoben würden und wollen die traurige Veranlassung dieser Beschränkung mit wenigen Worten hinzufügen. Der 27. October war nämlich der Todestag der allgemein geliebten und innigst verehrten Fürstin Gumdalina Borghese, Tochter des Grafen von Shrewsbury und die Wiederkehr dieses, für die ganze hohe fürstliche Familie, wir dürfen sagen für ganz Rom so unglückseligen Tages, macht natürlich jedwede schreiende Festlichkeit nicht allein unmöglich, sondern würde auch selbst bei dem römischen Volke, das mit der höchsten Liebe für die Verstorbene den feinsten Takt vereinigt, durchaus keinen Anklang finden. Sowohl die mittleren als auch die untersten Volksklassen strömen nun in unabsehbarer Menge an den vorerwähnten Tagen durch den Corso nach dem fürstlichen Parke, ihre Weinlese und sonstiger ländlicher Beschäftigungen für die Nachmittage gänzlich vergessend. Selbst die Aermeren und Bescheidensten des „minuto popolo" verwenden zum mindesten zwei Tage dieses Monats zu den herkömmlichen Spazierfahrten in offenen Wagen und gehen in Nichts von den alten und unverletzlichen Gebräuchen ab. Diese Sitten sind für Jeden, der die römischen Volkssitten überhaupt kennen lernen will, durch ihre charakteristische Eigenthümlichkeit im höchsten Grade interessant und wir glauben daher auch nicht durch eine detaillirte Beschreibung derselben unsere Leser zu ermüden. Wir müssen vorher bemerken, daß diejenigen, welche wir mit dem Ausdrucke „minuto popolo" bezeichneten, und welche die Ausflüge nach der nächsten Umgebung der Stadt machen, genauer bestimmt eigentlich Minenti heißen; vorzugsweise der Distrikt jenseits der Tiber bewohnen und einen ziemlich rauhen und unkorrekten Dialekt sprechen, der jedoch sehr lebhaft und mitunter sogar poetisch ist.

Die „Minenten" sind größtentheils entweder in Schmieden oder Fabriken, oder bei den kräftigeren und gröberen Handwerken beschäftigt. Die Weiber und Mädchen jener Distrikte, welche wie die Burschen ebenfalls „Minenti" genannt werden, arbeiten in Tabaksfabriken, oder sind in Webereien, Getraidehandlungen oder auch bei der Waschbütte angestellt, beobachten aber stets ein äußerst unabhängiges Benehmen. Die jungen Mädchen sind noch viel mehr als die Männer auf die herkömmlichen Excursionen versessen und ihre Gedanken sind fast das ganze Jahr hindurch auf diese wenigen Wochen gerichtet. Lange, lange Monate vorher errichten sie Kassen unter sich, worin von jeder derselben allwöchentlich einige Bajorchi niedergelegt werden, um einen ansehnlichen Fond für die dereinstigen Feste zu bilden. Alte Weiber werden reinweg ausgeschlossen als unfähig, durch ihr Aeußeres den schönen Madchengruppen, die auf reichgeschmückten Karren und Wagen spazierenfahren, einen erhöhten Reiz zu gewähren. Die guten Mütter bleiben also zu Hause, warten der kleineren Kinder und Enkel und trösten sich so gut es gehen mag, mit den Erinnerungen an vergangene Triumphe und Seligkeiten, über die harten Entbehrungen der Gegenwart. Wir dürfen nicht vergessen, daß dieses noch dieselben Karen sind, von welcher schon Juvenal Sat. XV 78, 81 sagt:

„Populus qui dudum olim
Imperium, fasces, legiones, omnia, nunc se
Continet, atque duas tantum res anxius optat,
Panem et Circenses" *).

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Gutzkow's neues Drama „Uriel Acosta" ist bekanntlich im Begriffe, auf der Dresdner Bühne gegeben zu werden. Gutzkow hatte diesen allerdings sehr pikanten hochtragischen Stoff bereits 1834 im „Morgenblatte" (Nr. 235—252) unter dem Titel: „der Sadducäer von Amsterdam" als Novelle behandelt. Der reingeschichtliche Hauptinhalt Acostas und seiner Schicksale ist dieser: Gabriel (als Jude Uriel) Acostas Eltern, von jüdischer Abstammung, waren Christen, und erzogen ihn mit aufrichtigster Sorgfalt im katholischen Glauben. In Amsterdam trat er zum Judenthume über. Gegen die Ceremonien der dortigen Juden eiferte er mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß er die Rabbiner wieder sich aufbrachte, und sich einer Geldbuße unterziehen, auch Kerkerstrafe erdulden mußte. Sich zu vertheidigen gab er 1624 in Amsterdam im Drucke heraus: „Examen das tradiçoens phariseas con a Ley etc." Da er sich nun als eigentlicher Sadducäer kundgab, nämlich unter Anderm die Unsterblichkeit der Seele leugnete, dem Materialismus anhing ꝛc., so ward er als Atheist angeklagt, sein Vermögen wurde eingezogen, er verfiel dem Banne und den härtesten, schimpflichsten Züchtigungen in der Synagoge. Verzweiflung erfaßt ihn; 1647 entleibte er sich. A. Thz.

o*o Der salzburgische Bauer von heute, erzählt Herr Koch in seiner Schrift „Reise in Oberösterreich und Salzburg", glaubt noch eben so fest wie der vor 150 Jahren an Hexen und Zauberer, welche Menschen und Thieren nachstellen, an Beegmännlein und Wasserniren, an Geistererscheinungen und Beschwörungen. Er heilt sich und sein Vieh mit sympathetischen Kuren und erwartet vom Himmel Abhülfe seiner Nöthen dann um so gewisser, wenn er seine Gebete mit Gaben begleitet, oder sie gelobt. Als sich in Salzburg das Mozartdenkmal erhob, sagten sich die Landleute, nun sei offenbar das Weltende nahe und der Antichrist gekommen, denn es geschehe bereits, wie in der Schrift steht, daß man Götzenbilder aufrichtet, sie nach heidnischer Weise anbetet und Umgänge zu ihnen anstellt. „Sie nennen die Statue Mozartstatue," sagten sie, „es ist aber nichts anders als ein Götzenbild; wer wäre denn dieser Mozart

*) Jenes Volk, das ehemals die Herrschaft der Welt, die Fascen (eine Art Richterbeil) die Legionen, kurz Alles gab, bescheidet sich und schreit gierig nur nach zwei Dingen „Brod und Spiele".

u. s. w. Und als man den, dem Denkmal gegenüber gestandenen Brunnen mit der Michaelsstatue beseitigte und diese an einem andern Platze aufstellte, weil es offenbar nicht wohl anging, daß beide Monumente einander deckten, erhob sich ein großes Geschrei in der Stadt wegen der dem heiligen Michael zugefügten Unbill. Man machte Pasquille, eines gröber und plumper als das andre, und entschädigte den heiligen Michael wegen der vermeinten Zurücksetzung durch ein von mehreren Bürgern veranstaltetes Sang- und Zechfest unter Bekränzung und Beleuchtung der Statue.

*** Einen chinesischen Leichenzug schildert der Graf von G. in der „Allg. Ztg." Derselbe kündigte sich durch den schauderhaften Lärm chinesischer Musik an. Begleitet von der gehörigen Anzahl Laternen, Fahnen, Tischchen mit Speisen für den Todten, wurde der Sarg (aus einem ausgehöhlten Baum bestehend und mit einem rothen Tuch bedeckt) einhergetragen; an der Seite gingen sechs Verwandte in weißen Trauerkleidern, und von ihrem Schmerz dermaßen gebeugt, daß sie den Oberkörper ganz wagerecht trugen. In der Hand führten sie einen weiß umwickelten Stab. Sie zogen nicht weinend, sondern brüllend dahee. Hintennach wackelten die Weiber in ähnlicher Verzweiflung, „bleich, mit aufgelöstem Haar", ebenfalls in Weiß und von Dienerinnen unterstützt. Ich fühlloser Mensch mußte lächeln, tröstete mich indeß über meine unziemliche Heiterkeit, als ich die Leidtragenden später sehr gefaßt wiederkehren sah. Es ist nicht besonders ernst gemeint mit diesem heulenden Jammer, welcher oft sogar von gemietheten Leuten dargestellt wird.

*** Chateaubriand macht in seinen „Denkwürdigkeiten über den Kongreß von Verona" auf die bis dahin beispiellose geschichtliche Merkwürdigkeit aufmerksam, daß damals (1823) bei drei großen Nationen zu gleicher Zeit der Minister des Auswärtigen ein Dichter war, in Frankreich Chateaubriand selbst, in Spanien Martinez de la Rosa und in England Canning. Nicht minder merkwürdig ist es, daß sieben Mitglieder des letzten Whig-Kabinets in England Gedichte herausgegeben haben, nämlich Lord John Russel eine Sammlung eigener und übersetzter Gedichte; Lord Morpeth zwei Lehrgedichte, Lord Melbourne ein Lustspiel in Versen: the fashionable friends (die modischen Freunde); Lord Holland eine Uebersetzung einiger Trauerspiele und Gedichte des Lopez de Vega; Spring Rice ein philosophisches Gedicht und Sir J. Hobhouse in Verbindung mit Lord Stanley ein Gedicht über das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste im Orient.

*** Ein Herr Wise hat den Vorschlag gemacht, das Kastell San Juan de Ulloa in Mexiko, während des jetzigen Krieges zwischen den Nordamerikanern und Mexikanern mittelst eines Ballons einzunehmen, der, 30,000 Pfund Tragfähigkeit besitzend, und mit Bomben und „Höllenmaschinen" gefüllt, eine englische Meile gerade über dem Kastell in die Höhe gebracht, dort mittelst eines fünf engl. Meilen langen Taues gelenkt und manöorirt werden solle! — Erinnert das nicht an jenen Abenteurer, der unter Napoleon von einem Luftballon aus eine ganze Armee durch Congreve'sche Raketen vernichten wollte!

*** Die oft besprochene „Zerstörungs-Maschine" des englischen Capitäns Waener ist am 11. dieses im Beisein einer aus drei Personen bestehenden Commission vom Genie-Obersten Chalmer an der Küste von Essex versucht warden. Dieser Versuch, auf welchen im Auftrage der Admiralität noch fünf andere folgen sollen, ist sowohl für die Commissionsmitglieder als auch für Waener, welcher den Operationen beiwohnte, befriedigend ausgefallen.

*** Nach einem Berichte des Herrn Wise, amerikanischen Ministers in Brasilien, sind in jenem Lande voriges Jahr 64,000 Neger aus Afrika eingeführt worden, und seit August 5000, alle in amerikanischen Schiffen. Diese unglaubliche Angabe entlehnt die „Wes. Zeit." einem Newyorker Blatte.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 2. December.)

Jenny Lind wird Sonntag den 6 Dec zu Mannheim die „Regimentstochter" geben.

— Am 19. November starb in München der quieszirte königl. Lithographie-Inspektor Theobald Senefelder, 70 Jahre alt, der letzte der fünf Brüder des Erfinders der Lithographie.

— Die „Bremer Zeitung" brachte dieser Tage einen Artikel aus Berlin von Adolph Stahr, worin sich derselbe über das Hoftheater und die Vorstellung des „Hamlet" ausspricht; es heißt darin: „Die Vorstellung war, wie gesagt, weniger als mittelmäßig. Herr Ratt brüllte — Laertes (Lavallade) geberdete sich wie ein sentimentaler Ladendiener — gemeinsam war allen das offenbarste, ganz gemeine raritätenreißende Spiel auf glänzende Abgänge, wie man es nicht roher bei der ersten besten Bande finden kann."

Programm des Museums.

Am 4. December.

Meeresstille, Ouverture von Mendelsohn.

Concert für's Clavier von Mendelsohn (D-moll) vorgetragen von Herrn Lutz.

Ueber Gesellschaft und Geselligkeit; von Herrn Dr. med. A. Clemens; dargetragen von Herrn Breuer.

Frühlingsglaube, Gedicht von Uhland, in Musik gesetzt von L. A. Schmitz, gesungen von Fräulein Oswald.

Violinconcert von Vieuxtemps, vorgetragen von dem jungen Alois Baldenecker.

Der Mönch, Ballade, componirt von Meyerbeer, gesungen von Herrn Conradi.

Appercu sur la vie et les oeuvres de Béranger, par Mr. Victor Dubourg, Professeur de littérature française.

Lieder von Lindblatt, gesungen von Herrn Hecht.

Symphonie von Beethoven (C-moll).

Der Anfang ist um ½7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um ½6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 3. December. Der Freischütz, romantische Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Samstag, den 5. Dezember. (Neu einstudirt) Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 335. Samstag, den 5. December 1846.

Des Försters Schatz.

Eine wahre Dorfgeschichte, erzählt von Wilhelm Hamm.

(Fortsetzung)

Zwei Tage nach diesem Ereigniß stand der Unterförster Heinrich Buhl in der Frühe des Morgens in dem Saumgebüsch eines jungen Buchenschlags, die Flinte gespannt in den Händen, den treuen Basko an der Leine. Er hatte den Auftrag erhalten, für den Grafen, seinen Herrn, einen Rehbock zu schießen, und da er wußte, daß in dem Buchenschlag ein recht feister stünde, so hatte er seinen gelehrigen Waldmann, den Dachshund, hinein geschickt, um diesen die Fährte des Wildes aufsuchen und dasselbe gegen sich treiben zu lassen. Schon eine Stunde, seit der ersten Tagesdämmerung stand der Förster und harrte und gedachte an Alles Andere mehr, wie an die Jagd. Der Morgen war eigenthümlich schön. Ein blauer Nebel hatte seinen Schleier über den Wald gebreitet und überzog Stämme und Zweige mit einem silbernen Flaume. Als die Sonne sich hob und wie eine rothe Feuerkugel durch den Himmel rollte, verdichtete sich dieser Nebel und rieselte in feinem Sprühregen hernieder. Nun hingen das Gras und das Moos und die Aeste und die vom Wind vergessenen dürren Blätter voll heller Perlen, Thautropfen, in welche dann und wann ein durch die kämpfenden, aber keineswegs durch die dichten Nebelwolken brechender Sonnenstrahl die sieben Farben des Regenbogens malte. Und kein Laut war hörbar im stillen heiligen Forst! Nur leise, mit monotonem Geräusch fielen die Tropfen auf das dürre Laub des Bodens, nur selten brach ein Zweiglein von eines Vogels Last, der erschreckt davon huschte. Nur seines Herzens Klopfen und das Ticken der Sackuhr auf demselben, und seines Hundes leises Schnauben hörte der junge Förster, außerdem rings tiefe süße Ruhe! Und diese Ruhe wäre in der ganzen Schöpfung, wenn nicht der Mensch der immerwährende Friedensstörer wäre! Denn horch! Da klang auf einmal nicht allzuweit in den Buchen das Klipp! Klapp! des spürenden Waldmann. Heinrich fuhr aus seinen Träumen erweckt ordentlich zusammen und hielt sich schußfertig; Basko, der gute Hund, spitzte die Ohren und hob die Nase gegen das Dickicht dem Wind entgegen. Und nicht lange, so hörte man ein regelmäßiges Knistern des gefallenen Laubes; trapp, trapp, kam es immer näher, Heinrich aber schüttelte den Kopf und erhob die Flinte nicht. Siehe da, ganz leise und gemächlich schritt der Meister Fuchs aus den Buchen; in seinem kurzen Tritt trollte er, ohne die nahe Gefahr zu ahnen, über den Weg, den er mit seinem Wedel kehrte, und verschwand in dem gegenüber liegenden Schlage. Heinrich war halb ärgerlich, daß es ihm heute nicht erlaubt war, Raubzeug zu schießen. Inzwischen näherte sich das Kläffen des Dachshundes mehr und mehr seinem Stande, schon ward der hüpfende Gang des Wildes hörbar, und bald erschien dieses selbst zwischen den Buchenstangen, ein stattlicher Rehbock, verfolgt von dem schwarzen Waldmann. Der Rehbock, zwar schüchtern und fliehend, fürchtete sich nicht sehr vor seinem geringen Feinde. Er that zuweilen ein paar Sätze, dann stand er, dann hüpfte er wieder in kurzen Sprüngen vorwärts. Da knallte der Schuß, und wohlgetroffen brach das schöne Thier zusammen. Waldmann fuhr ihm sogleich wüthend nach der Kehle, der Förster aber eilte hinzu, riß ihn hinweg, und gab dem noch Zappelnden den Genickfang. Dann lud er wieder den abgeschossenen Lauf seiner Flinte. Während dieser Beschäftigung fiel plötzlich ein Schuß — noch einer. Kein Zweifel, die Wilddiebe waren im Walde, und diesmal in seiner Nähe. Der Förster zitterte vor Aufregung und Rachegier, kaum konnte er mit dem Laden fertig werden.

Er eilte fort. Mehrere Schläge hatte er schon leise und vorsichtig durchforscht und nichts gefunden, nichts weiter gehört. Plötzlich, als er gerade auf einer Schneiße ging, blieb Basko stehen und zog knurrend an der Leine. Heinrich ward aufmerksam. Der Hund zog nach einem jungen Eichenschlage rechts. Heinrich sprang über den Graben, der daran herlief, und das Gewehr in die Linke nehmend, bog er mit der rechten Hand die Zweige auseinander. In demselben Augenblick fiel dicht vor ihm ein Schuß, so daß das Pulver ihm in das Gesicht fuhr, er fühlte einen stechenden Schmerz an der rechten Hand und hörte eine wohlbekannte Stimme rufen: „Da hast Du's!"

„Ustemhannes!" schrie der Förster, seine Wunde nicht achtend, dem flüchtigen Wilderer nacheilend.

Dieser lief, was er konnte; die Flinte hatte er von sich geworfen.

Heinrich war ihm aber bald auf den Fersen, schon hob er das Gewehr zum Schuß auf den Todfeind, da merkte er, daß die blutende Hand ihm den Dienst versage. Er mußte auf alle Rache verzichten.

„Ich kenne Dich!" rief er dem verschwindenden Frevler nach. Dann kehrte er zurück, ergriff dessen weggeworfene Flinte und eilte heimwärts. Aber kaum vermochte er es, erschöpft durch Blutverlust und Schmerz, sein niederes Dach zu gewinnen.

Grenzenlose Bestürzung erhob sich im ganzen Dorf, als auf des Försters Anzeige noch an demselben Abend Johannes Ostheim, der reiche Bauernsohn, gefangen genommen und von Gensd'armen fortgeführt wurde. Jetzt sahen die jungen Bursche wohl ein, daß sie zu weit gegen den Förster gegangen seien, jetzt wünschten sie allerdings Vieles ungeschehen und suchten gelindere Saiten aufzuziehen. Das Opfer ihres Neids und ihrer Bosheit war indessen auf das Schmerzenslager gefesselt. Ein voller Schrotschuß hatte ihm die ganze rechte Hand zerschmettert und es war fürwahr ein Wunder zu nennen, daß Heinrich außerdem unverletzt geblieben. Die Heilung ging nur langsam vor sich. Eine alte Frau pflegte gegen gute Bezahlung den Ver-

Google

wundeten schlecht genug; nur wenige Neugierige waren gekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Nur einmal hatte Lisbeth Abends am Fenster geklopft, und, als die Alte es geöffnet, dem Kranken ein tröstliches freundliches Wort zugerufen. Das war aber auch der einzige Seelenbalsam, der ihm während der langen Leidenszeit zu Theil ward. Endlich nach sechs Wochen war der Förster wieder hergestellt, aber — ein Krüppel. Er hatte den Gebrauch der rechten Hand verloren, kaum, daß er damit noch nothdürftig ein Gewehr halten und abdrücken konnte. Die Krankheit hatte zugleich seine Wangen des Fleisches und der Röthe entkleidet, hohlen Auges, wie ein unheimliches Gespenst schlich er umher. Die Dorfbewohner zogen sich zwar nicht mehr so schroff zurück vor ihm wie ehedem, aber sie suchten ihn auch nicht und konnten es nicht unterlassen, zuweilen von „Strafe Gottes", „Verdienst um arme Leute" zu reden. Lisbeth dagegen schien wiederum dem Förster geneigt zu sein, und ihre Neigung wuchs mit der in sein Antlitz wiederkehrenden Gesundheit. Mehr wollte und verlangte der Arme ja nicht; die Liebe war seines Lebens bestes Gut und ihretwegen hätte er gerne noch mehr gelitten. Manchmal zwar war er düster und trüb, wenn Lisbeth ihn unzart daran erinnerte, daß er ein Krüppel sei, wenn sie ihm vorrechnete, was dadurch eine Frau aufgebürdet erhalten könne, — aber am Ende setzte er sich auch darüber hinweg. Auch ein Krüppel will und kann lieben.

Ustemhannes hatte vor Gericht jeden Mitschuldigen, sogar jede Absicht seiner That geleugnet, und angegeben, die Flinte sei ihm aus Versehen losgegangen. Da man ihm das Gegentheil nicht beweisen konnte, so ward er blos wegen Wilddieberei verdammt und erhielt drei Jahre Zuchthaus.

Als dies Urtheil im Dorfe bekannt ward, änderten sich schnell wieder die halb versöhnten und friedfertigen Gesinnungen der Bauern gegen den Förster. Sie konnten ihm unmöglich vergeben, daß ein angesehener Bauernsohn seinetwegen mit so langer entehrender Strafe belegt worden sei. Daher fingen die alten Aufwiegeleien, Verpottungen und Aergernisse wieder von vorn an. Der Waldfrevel nahm überhand; dem Förster wurden allerlei Possen gespielt, so z. B. der arme Waldmann todtgeschlagen, und was dergleichen Thaten mehr waren. Das war aber dem guten Förster Alles ziemlich einerlei; er that seine Pflicht und ging seinen Weg, glaubte er doch endlich die Gewißheit zu haben, von Lisbeth wirklich geliebt zu werden. Sie zog sich wenigstens nicht von ihm zurück, sie litt seine Bewerbungen, ja sie redete nicht dagegen, wenn die Leute sie wiederum „des Försters Schatz" nannten. Mehrere Male schon hatte Heinrich zu ihr von Heirath gesprochen, aber sie hatte immer ausweichend geantwortet. Nur als die Verurtheilung des Ustemhannes stattgefunden hatte, hatte sie einmal zu dem Förster gesagt:

„Hennerich, frag' mich jetzt nicht mehr. Ich bin Dir nicht bös — ob ich Dich heirathe, will ich Dir auf der Kirchweihe sagen."

Damit gab sich der Förster zufrieden und war innerlich beruhigt und vergnügt, denn er glaubte nichts sicherer, als Lisbeth habe die Kirchweihe zum Tage ihrer Verlobung bestimmt. In seiner Ruhe und Freude bestärkte ihn das Bewußtsein, seinen Feind und Nebenbuhler auf lange Zeit unschädlich zu wissen, und mit ihm die Widerer alle. Wie freudig erregt sah er der Kirchweihe entgegen, wie ungeduldig zählte er die Tage bis dahin! Und wie stolz und wohlgemuth schritt er jetzt im grünen Kittel durch den lichten Buchenwald und sang:

Ein Jäger in dem grünen Wald
Will suchen seinen Aufenthalt.
Er geht den Wald wohl auf und ab,
Er geht den Wald wohl hin und her,
Ob auch nichts, ob auch nichts, ob auch nichts zu finden wär'.

Mein Händelein ist stets bei mir
In diesem grünen Waldrevier.
Mein Hündlein jagt,
Mein Herz das lacht,
Meine Augen, meine Augen, meine Augen leuchten hin und her.

Da ruft mir eine Stimme zu,
Ich weiß wohl, wer sie ist, ja ist!
Wie kommst du in den Wald hinein,
O schwarzbraunes Mägdelein, wie kommst in den Wald hinein.

Das klang so frisch und kräftig hinab in's Thal und in das Dorf, wo Lisbeth mit den Gespielinnen am Brunnen stand und wusch, daß Alle wohl heimlich des Försters Schatz beneideten.

„Schade, daß er ein Halber ist," sagten zwar die meisten und meinten damit, daß er verkrüppelt sei, aber es war den Mädchen nicht so Ernst mit dem Tadel des Försters, wie den Burschen im Dorf.

(Schluß folgt.)

*** Aus Rom.

Der October.

(Fortsetzung.)

Gegen den Monat Oktober hin beginnen von Seiten der Männer wie der Weiber die Anstalten und näheren Bestimmungen; Tage werden ganz genau zur Vereinigung bezeichnet, Vettura's gemiethet, Mittagessen bestellt und vor Allem genau darüber nachgedacht, wie man sich gegenseitig am eklatantesten ausstechen kann. Reicht der Fond namentlich zu Letzterem nicht aus, dann wendet man sich mit Allem nur äußerst Entbehrlichen vertrauensvoll nach dem gegen sechsfachen Versatz allzeit sehr mitleidigen und hülfereichen „Monte di pietà". Da es gilt, die Nachbarinnen an Glanz zu überbieten, so ist es höchst gleichgültig, ob die Kinder Röckchen und dergleichen anhaben oder nicht, und ob die alten Eltern auf dem Bett liegen oder auf dem harten Boden. Die gigantischen Kisten und Kasten jener hülfreichen Anstalt pflegen in diesem Zeitpunkte von den Depositen der unteren Klassen noch stärker als selbst während des Karnevals, wo doch gewiß großer Costüme-Aufwand getrieben wird, angefüllt zu werden.

Endlich erscheint der langersehnte Tag der Umfahrten, und Männer und Weiber werfen sich in ihren kostbaren Putz. Das schöne Costüme der Ersteren besteht meistentheils aus Sammtjacken in den lebhaftesten Farben; reichen seidnen Westen von hohen Farben; größtentheils hellblauen Wollenhosen; seidnen, mit einem Ringe zusammengehaltenen Halstüchern und breiten Hemdkragen, welche wie Banderolen auf die Schultern niederfallen oder im Winde flattern; breiträndrige, mit Blumen und Bändern reich verzierte Hüte vervollständigen die malerische Tracht. So geschmackvoll nun auch dieser Anzug noch heutiges Tages

sein mag, so ist doch das ehemalige Costüme der Minenti seit einigen Jahren bedeutend dégénerirt und drückt keineswegs mehr die ehemalige Bravour und das etwas prahlerisch Ramaneske, kurz nicht mehr jene charakteristische Harmonie mit dem ganzen Portamente aus, wie wir dies in den herrlichen Kupferstichen des unsterblichen Pinelli, bei den Trasteverinern früherer Zeiten finden. Die Tyrannei der Mode, welche sich selbst bei den unteren Klassen der größeren Städte geltend macht, hat nicht allein diesen bedauerlichen Rückgang bewirkt, sondern ist auch nachgerade damit beschäftigt, eine immer allgemeinere Armuth unter jenen Leuten zu bewirken. Das frühere Costüme der Minenten war zwar viel kostbarer und theurer, aber dafür auch fast unveränderlich! Die großen Silberschnallen ihrer Schuhe, die freundlichen seidnen Tücher, welche unter ihrem Hute um den Kopf geschlagen waren, die Silberschnallen ihrer Hosen, die dicken Knöpfe desselben Metalles ihrer Jacken und Westen, und zuletzt die reichen und schweren Gehänge der beiden Uhren, die damals Mode waren, sind Dinge, die jetzo nur von sehr Wenigen angeschafft und erhalten werden könnten.

Was nun die Weiber anbetrifft, so haben diese durch das Abweichen von ihren ehemaligen Costümen zwar in einer Hinsicht unbestreitbar verloren, auf der anderen Seite aber bedeutend gewonnen; sie haben verloren durch das Ablegen ihrer ehemaligen hellfarbenen Stiefelchen und zugleich verloren sie auch jene graziöse und charakteristische Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche sie sonst so vortheilhaft von den übrigen römischen Weiber, die den paine (d. h. einen langen Rock nach der allgemeinen Mode) tragen, auszeichnete; gewonnen haben sie durch Annahme längerer und enger anliegender Spenzer, die häufig den wahrhaft griechischen Contouren ihrer Büsten zum vortheilhaftesten Relief dienen. Wenn wir das jetzige Costüme der schönen Trasteverinerinnen überhaupt beschreiben sollen, so müssen uns die gütigen Leser erlauben, auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten desselben einzugehen. Das reizende Ensemble besteht aus reichen Leibchen von Sammt oder Seide verschiedener und meist sehr lebhafter Farben, Ueberröckchen (Kleider) von Seide, Sammt oder durchsichtigem Flechtwerke, mit rother, purpurner oder blauer Unterlage, schwer garnirten seidnen Schürzen, lustige und schöngeformte, breiträndrige Hüte mit bunten Federn, Bandern und Blumenkränzen verziert, bedecken höchstens zur Hälfte das blendend schwarze Haupthaar, welches sich in vollen Locken nach dem schöngeformten Nacken verliert, und allenfalls ist es der Zauberglanz der Augen, der den magischen Lüstre dieser Seidengeflechte übertrifft; breite und schwere Goldketten umfangen die klassische Büste und verlieren sich mit ihren goldnen Herzschlößchen nach dem Herzen der jugendlichen Schönen. Diese Ketten und die zahlreichen Ringe der Finger sind die wenigen und schwachen Ueberbleibsel der frühren Perlenbänder, die den Hals, und der goldenen Schnallen, die den Fuß zierten, so wie sie auch die reiche fibulae, womit sonst die Minenti ihre Schürzen zusammenhielten, ersetzen müssen. So, und noch viel malerischer, als wir es schildern können, herausstaffirt, haben nun Männer und Weiber Omnibusse und sonstige Fuhrwerke in Bereitschaft und zu ihren Befehlen; sie sehen darauf, daß die Pferde kostbar geschmückt und die Postillone Anfangs eben so herausgeputzt sind, als diese galanten Wagenlenker spät Abends nach uraltem Gebrauche benebelt zu sein pflegen. Der Vetturini hat meistentheils eine Pfeife zwischen den Zähnen, was ihn aber keineswegs verhindert, den Ein- und Aussteigenden alle nur erdenklichen Artigkeiten zu sagen. Die Männer besteigen das eine, die Weiber das andere Fuhrwerk, denn ein altes Herkommen trennt bei diesen Gelegenheiten Ehe- ja sogar Brautpaare. In der Regel besteigen 10 bis 12 Weiber und Mädchen ein solches Fuhrwerk und die Jüngsten und Schönsten darunter den Bock und die zurückgelegte Decke des Wagens. Hat nun die ganze Gesellschaft Posto gefaßt, so jagt die Vettura der Männer nach der einen, und diejenige der Weiber nach der anderen Seite, beide aber jedenfalls nach den besuchtesten Straßen der Stadt.

(Schluß folgt.)

Blue stocking.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Auch die diesjährige Literatenversammlung zu Weimar, die nicht zu Stande kam, so wie der glänzende Reichstag, den bodenlose Zerfahrenheit, unwissende Arroganz und arrogante Unwissenheit auf der Leipziger Schriftstellerversammlung abhielten, hat ihren Rächer gefunden. Dieser Rächer ist — der „aktenmäßige Bericht über die erste Versammlung deutscher Schriftstellerinnen, gehalten zu Weimar am 5., 6. und 7. Oktober 1846 und herausgegeben von den Sekretairinnen", der mit lustiger Laune und mit grundlicher Kenntniß unserer Frauenliteratur sowohl als des ganzen deutschen Literatenthums geschrieben ist.

Die hochachtbaren Herren Doctoren Biedermann, Kühne und Laube — so lautet der Spaß — hatten in ihrer Aufforderung, wenn auch nicht mit dürren Worten, doch durch gänzliches Stillschweigen die deutschen Schriftstellerinnen von der Weimarschen Versammlung ausgeschlossen. Deutsche Schriftstellerinnen aber haben dieselben Pflichten, dieselben Interessen und also auch dieselben Rechte, welche die deutschen Schriftsteller sich zuerkennen und beanspruchen. Das ward von einigen hochherzigen Frauen tief empfunden. Bettina, Charlotte Birchpfeiffer, die Verfasserin von Godwin-Castle, die Verfasserin von Jenny und Clementine, und L. Mühlbach, erlassen einen Aufruf an ihre Mitschwestern, in der Weimarschen Literatenversammlung den ihnen gebührenden Sitz einzunehmen und bei den vorkommenden Beschlussen ihr Stimmrecht zu behaupten. Sie treten zu einem provisorischen Comité zusammen und wenden sich an die geistig, wie gesellschaftlich hochgestellte Amalie Winter mit der Bitte, das Nothwendige für die Aufnahme der Damen vorzubereiten. Und Amalie Winter „discret wie Madame de Maintenon, wohlwollend wie Frau von Genlis, geistreich wie Frau von Saoigné, mild und hausmütterlich wie Madame le Prince de Beaumont" sorgt für Alles. Für die verheiratheten und geschiedenen Damen, die es ohne Gefahr für ihren Ruf wagen können, werden Logis in den Gasthöfen bestellt; die „unvermählten Jungfrauen" werden in Bürgerhausern und zwar die unter 40 Jahren in Familien, wo sich erwachsene Töchter befinden, untergebracht; im Erbprinzen wird eine gemeinschaftliche Mittagstafel (das Conv. zu 20 Sgr. incl. Wein) besorgt und noch dazu in demselben Saal, den der von den Göttern wie von den Damen gleich sehr geliebte Liszt bei seiner Anwesenheit in Weimar zu bewohnen pflegt. Ist diese Aufmerksamkeit der Amalie Winter nicht anerkennenswerth zart?

Am Vorabend des bestimmten Tages trafen die schriftstellernden Damen — 88 beträgt die Zahl und ihre Na-

men zu nennen, erläßt man uns wohl — glücklich in Weimar ein; aber wer nicht kam, das waren — die Männer. „Sie kommen nicht! Sie sind weder kühn, noch Biedermanner, sondern flüchten sich hinter die Laube," sagte das Comité mit einem Heinrich Königs würdigen Calembourg, war aber dabei der festen Hoffnung, daß nichts desto weniger Deutschlands Schriftstellerinnen das Göthesche Wort:

„Die Damen alle sind voraus"

bethätigen und, der übernommnen Pflicht treu bleibend, alle an der Beesammlung Theil nehmen würden. Die heilige Erwartung ward nicht getäuscht. Keine fehlte, keine fragte erst höheren Ortes, die Verheiratheten nicht einmal bei ihren Männern an.

Am 5. Oktober fand die erste vorbereitende Versammlung in dem vom hochlöblichen Magistrate willig eingeräumten Rathhaussaale statt. Vom römischen Haase des Parks aus sollte der feierliche Zug nach dem Versammlungsort vor sich gehen. Voran das provisorische Comité, an dessen Spitze die entschiedene Charlotte Birchpfeiffer kräftig einherschreitend, wie einst Penthesilea, der Amazonen mächtige Königin; hinter deeselben Amalie Winter und dann paarweise die Schwestern sämmtlich in Apoll, mehr denn achtzig an der Zahl — ein rührendes Bild. In feierlichem imponirendem Schweigen bewegt sich der Zug nach der Stadt zu, und was im Himmel selbst den Theologen für eine Unmöglichkeit gelten würde, wenn nach der Behauptung des hochseligen Bischof Burnet Frauenseelen dabei wären, das zeigte sich jetzt auf Erden möglich: — es war eine Stille über eine halbe Stunde.

In der ersten (vorbereitenden) Versammlung hält Mad. Birchpfeiffer mit klangreicher und kraftvoller Stimme einen köstlichen einleitenden Vortrag und verliest sodann den „Weihegruß" eines sehr verehrten und geistreichen Freundes, der es sich zum Beruf und zur Lebensaufgabe gemacht hat, alles Schöne, Edle und Große, das in Weimars altgeweihte Mauern einzieht, mit sinnigen Versen zu feiern. Dann erhebt sich Luise Mühlbach am Präsidententisch und — ich werde mich wohl hüten, Alles auszuplaudern, was in dem niedlichen Büchlein steht Die gegebenen Proben werden hinreichend sein, auf dasselbe die gebührende Aufmerksamkeit des Publikums zu lenken. Die den Dichterinnen beim Festmahl in den Mund gelegten Toaste gaben meist eine vortreffliche Charakteristik der betreffenden Damen. Will man sich übrigens den Genuß der Lektüre erhöhen, so nehme man vorher den Bericht über die „erste Schriftstellerversammlung in Leipzig" zur Hand.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 3. December.)

Krummacher's Nachlaß. Bischof Eylert fällt in dem dritten Bande seines Werkes über Friedrich Wilhelm III. gelegentlich ein Urtheil über den verewigten Dr. Fr. Ad. Krummacher. Anerkennend seine Originalität, den Reichthum seines Geistes, seine Verdienste und Tugenden, und einst mit ihm verlebter glücklicher Stunden wehmüthig gedenkend, hat Bischof Eylert weiter hinzugefügt: „Krummacher habe sich in den letzten Jahren seines Lebens einer trüben, schroffen Mystik hingegeben, die in ihrer schneidenden Einseitigkeit es bereute, die „Parabeln" geschrieben zu haben. Er sei in seinem positiven Glauben starr und unduldsam geworden" — und die unglückliche Verirrung bedauernd, setzt Hr. E. hinzu: „Geschieht dies am Grünen, was will am Dürren werden!" — Dies Urtheil, sagt ein preußisches Blatt, sei hart und ungerecht, wie das eine eben jetzt vorbereitete Lebensgeschichte Krummacher's und der in dieselbe aufgenommene briefliche Nachlaß des berühmten Parabeldichters klar beweisen werde.

— Antigone in Irland. Miß Helene Faucit gehört zu den beliebtesten Schauspielerinnen Englands. Vor etwa anderthalb Jahren gab sie die auch in London von ihr mit großem Beifall dargestellte Rolle der Antigone in Dublin, bei welcher Gelegenheit die mit Mendelssohn's Musik ausgestattete griechische Tragödie zum erstenmale über die Bühne der irländischen Hauptstadt ging. Diese Darstellung erregte den Enthusiasmus der Dublinee in solchem Maße, daß der Künstlerin damals eine von allen Notabilitäten der Stadt unterzeichnete Adresse überreicht wurde, worin der Dank derselben dafür ausgesprochen wurde, daß durch ihr Talent das Gebilde des Sophokles den Söhnen des alten Erin neu erweckt worden, ein fernerer Ausdruck dieses Dankes jedoch vorbehalten ward. Man hatte nämlich eine in Form einer antiken Kamee gearbeitete kostbare Brosche als ein Andenken für Miß Faucit bestimmt; dieses ist kürzlich erst fertig und der Künstlerin auch bereits übersandt oder vielmehr durch eine Deputation übergeben worden. Es besteht ganz aus gediegenem Golde und mißt ungefähr drei Zoll im Durchmesser. In der Mitte ist auf einem Grund von weißer Emaille Antigone dargestellt, sich über die Aschenurne des Polynekes neigend, während am Rande in griechischer Schrift der Name „Antigone" sich befindet. An beiden Seiten dieses Medaillons befinden sich die antiken Masken Kreon's und Antigone's, durch ein Gewinde der Kadmischen Schlange verbunden, während um das Ganze ein Olivenkranz sich schlingt, in welchen drei große kostbare Steine gefaßt sind. Auf der Rückseite dieses eben so geschmackvollen als kostbaren Andenkens ist die Dedikation an Miß Faucit angebracht. Es gereicht diese Darlegung ihres Kunstsinnes den Dublinern gewiß zur Ehre; um so mehr, da wir nicht gehört haben, daß die sonst ihres Kunstsinnes sich so bewußten Berliner der ersten deutschen Künstlerin, welche die Sophokleische Antigone auf der modernen Bühne mit so vielem Erfolg gegeben, eine ähnliche Huldigung dargebracht haben M. f. d. L. d. A.

— In Berlin wird Prutz, dessen vorjährige, daselbst gehaltenen Vorlesungen über das deutsche Theater nächstens bei Duncker und Humblot erscheinen werden, vom Januar an Vorlesungen über die Literatur der Gegenwart halten.

— Gutzkow, der auch immer in Berlin weilt und von dort nach Dresden gehen wird, soll in diesen Tagen, wie die „Breslauer Zeitung" sagt, sein neues Trauerspiel: „Uriel Acosta", dem Könige vorlesen.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 5. December. Ueber verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete des Galvanismus, mit Bezugnahme auf die im Cabinet befindlichen Apparate.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 5. Dezember. (Neu einstudirt) Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 336. Sonntag, den 6. December 1846.

Des Försters Schatz.

Eine wahre Dorfgeschichte, erzählt von **Wilhelm Hamm**.

(Schluß.)

Der Tag der Kirchweihe war erschienen, begrüßt von Jubel und Lärm genug. Das Dorf hatte ein festliches Gewand angezogen, die Straßen waren rein gekehrt und darauf hatten wandernde Krämer gegen Mittag ihre Buden aufgeschlagen, in welchen allerlei bescheiden glänzender Tand lockend zum Verkauf ausgebreitet lag. Ein Orgelmann hatte sich eingefunden mit seinem Instrument und einer merkwürdigen „Mordgeschichte" u. s. w.; aus zwei Wirthshäusern tönten schon die Clarinetten und Geigen zum Tanze. Vor den Buden auf und ab spazierten die Dorfbewohner im Sonntagsstaat, nicht aber in ihren besten Kleidern, welche blos in die Kirche, namentlich zur Communion angezogen werden. Die Mädchen und die Bursche hielten sich truppweise zusammen, die ersteren kichernd, bald da, bald dort stehen bleibend und schwatzend, die letztern übermüthig aus den silberbeschlagenen Pfeifen dampfend und den Mädchen manches Neckwort zurufend. Die Alten saßen und standen vor den Hausthüren, schauten aus den Fenstern, und begrüßten da und dort die eingeladenen Gäste von den Nachbardörfern, welche kamen, um ihren „Kerbekuchen" zu versuchen. Jemehr der Tag sich neigte, um so mehr stieg die Aufgeräumtheit und Lustigkeit der jungen Bursche, welche sich in mannigfacher Weise, namentlich aber in tausend Neckereien gegen die Mädchen kundgab, mit welchen sie jetzt größtentheils selbander wandelten. Eine der aufgeschlagenen Buden erregte vor allen andern Aufmerksamkeit und Andrang. Hier war nemlich ein Lotto errichtet, in welchem der Gewinner gegen den billigen Einsatz eines Groschens Tabakspfeifen, Spiegel, Gläser, Bilder und vielerlei andere Spielereien gewinnen konnte. Hier stand auch Lisbeth und zwar allein. Von verschiedenen Seiten schon war sie geneckt und gefragt worden: „Nun, Jungfer Försterin, wo ist Ihr Schatz? Ist der Förster auf dem Farg? Ist's heute Holztag?" und dergleichen mehr. Das hatte sie schon unwirsch und verdrossen gemacht. Endlich spät kam Heinrich. Er war zuerst zum Forstinspector gelaufen, um sich einiges Geld geben zu lassen, und kam nun so strahlend von Freude und Stolz, daß sein Schatz fast den Unwillen vergaß. Doch mußte der Förster nach alter Sitte zuerst eine kleine Strafpredigt anhören, ehe er mit der Geliebten lustwandeln durfte. Er hatte sich vorgenommen, ihr heute ein kleines Geschenk zu kaufen, aber nichts war ihr recht, bis ihr Blick auf ein bunt seidenes Halstuch fiel; das wollte sie haben; der arglose Förster frug nach dem Preis. Wie erschrack er, als die Antwort lautete: „Zwei preußische Thaler!" Das überstieg so die Kräfte seiner bescheidenen Kasse, daß er der Liebsten, obwohl mit schwerem Herzen, ihre Bitte rund abschlagen mußte. Lisbeth ward nun erst recht unmuthig und wagte selbst von Armuth und Lahmheit zu reden; Heinrich überhörte es und trat mit ihr zu der Spielbude, um da sein Glück zu versuchen. Er würfelte und gewann auf den ersten Wurf das Beste, ein gemaltes Glas, worauf in Goldbuchstaben der schöne Reim zu lesen war: „Zum Ehebunde Glück und Segen, begleite Euch auf allen Wegen." Hocherfreut bot Heinrich das Glas mit so günstiger Prophezeiung seinem Schatz. Sie nahm es nicht ohne Lust, betrachtete es von allen Seiten und lobte es sehr. Aber plötzlich ungeschickt ließ sie das Prachtstück aus den Händen gleiten, es fiel auf den Boden und zersprang lauttönend in tausend Stücke. Lisbeth stieß einen Schrei aus und ward ganz bleich. Der Förster aber sagte begütigend:

„Betrübe Dich nicht darüber; ich gewinne Dir ein anderes."

Sie aber entgegnete:

„O weh mir, das bedeutet nichts Gutes. Das war eine böse Vorbedeutung, eine Warnung für mich." Und dann fügte sie hinzu: „Ein so schönes ist überdies gar nicht mehr darunter."

Der Förster zwang es auch nicht mehr mit dem Spiel. Das Glück, ärgerlich, daß es das erste Mal nicht festgehalten worden sei, floh den jungen Mann; er verlor einen Groschen nach dem andern von seiner Baarschaft, bis er mit Erschrecken sah, daß dieselbe an der Neige war. Und doch sollte er noch die ganze Nacht hindurch Wirth und Musikanten bezahlen, hatte selbst im Sinn, heute mit seinem Schatz einen Schoppen Wein zu trinken, damit man sehe, er könne etwas aufgehen lassen. Aber jetzt —! In seiner halben Verzweiflung kam ihm plötzlich ein guter Gedanke.

„Warte eine Viertelstunde, liebe Lisbeth," sagte er seinem Schatz, „ich muß mir erst Geld holen, dann führ' ich Dich zum Tanze. Gelt', Du wartest auf mich an Deiner Hausthür?"

Sie versprach's, recht ärgerlich und verstimmt, denn fast schon alle Bursche waren mit ihren Mädchen in die Wirthshäuser gezogen. Der Förster ging zuerst gemessenen Schrittes, dann außerhalb des Dorfes lief er, was er konnte, nach dem „Heuser Hof", welcher eine halbe Stunde entfernt war. Hier wohnte ein Pachter, welcher ihm wohl wollte; athemlos kam er bei demselben an und erhielt ohne Mühe und Verzug von ihm eine kleine Summe als Darlehen. Er wollte sogleich wieder umkehren, aber das ward nicht zugegeben; er mußte zuerst etwas genießen, und saß während dieser Zeit wie auf glühenden Kohlen. Endlich gelangte er zum Abschied; wie ein Hirsch rannte er über das Feld, schweißtriefend kam er vor Lisbeths Haus. Sie war nicht mehr da. Heinrich ging fluchend und

Digitized by Google

aufgeregt in das nächste Wirthshaus; auch hier war sie nicht. Der Förster fühlte eine seltsame Wallung, er ließ sich ein großes Glas Branntwein geben und leerte es auf einen Zug, dann noch eines. Darauf ging er nach dem zweiten Tanzlokal. Die Musik schwieg, als er die Treppe hinaufstieg. Er trat in die Thüre der engen Stube, worin getanzt ward; Kopf drängte sich hier an Kopf. Niemand beachtete ihn; er schob sich vorwärts, da hörte er eine laute, erzählende Stimme, bei deren Klang es ihm heiß und kalt über den Rücken rieselte. Sie erzählte von einer Strafe, von einer Begnadigung. Heinrich hob sich auf den Zehen; Tod und Teufel! da stand Ustemhannes, mit einem Arm die Lisbeth umschlingend, und diese trug das verlangte seidene Halstuch. Wirr und toll ward es vor des Försters Augen. Er hörte noch genau den Schluß der Rede seines Feindes.

„Und so ich denn begnadigt bin, und wieder hier, so will ich es dem, der mich zur Strafe gebracht, schon seiner Zeit eintränken. Jetzt aber lustig! Hier ist Geld, ihr Musikanten! Ein Solo für mich und meinen Schatz, die Lisbeth!“

Die Musik fiel ein und in raschem Schwunge drehte sich der entlassene Sträfling mit der hübschen Dirne, aus deren Blicke Lust und Zufriedenheit funkelten. Mit wem aber ein Bursche den ersten Tanz tanzt, die ist seine erklärte Tänzerin für die ganze Kirchweihe, seine Geliebte.

Der Förster stürzte fort, nach Hause. Spät Vorübergehende sahen noch Licht bei ihm. Einige näherten sich neugierig seinem Fenster und erblickten hineinsehend den Förster am Tisch, beschäftigt einen Brief zu schreiben.

Es war gegen Mitternacht, als ein Bube sich in die Tanzstube drängte und den Ustemhannes hinabrief. Es wollte ihn Jemand unten im Garten sprechen, sagte der Bube. Ustemhannes ging sorglos. Gleich darauf hörten die Tanzenden einen Schuß. Alles stürzte ahnend hinaus, hinunter in den Garten, da lag Johannes Ostheim schon todt, von einer Kugel ins Herz getroffen. Von dem Förster Heinrich Buhl hat seitdem Niemand wieder gehört; doch brachte ein weitgereister Schneider die Kunde, er diene in der französischen Fremdenlegion in Afrika.

Lisbeth soll sehr geweint haben, als ihr des Försters Abschiedsbrief eingehändigt wurde. Gelesen hat ihn außer ihr kein Mensch. Aber keine drei Wochen vergingen nach der unglückseligen Kirchweihe, da hieß es schon im ganzen Dorfe Oberwiddersheim:

„Weißt Du's schon? Jerwillem heirathet des Försters Schatz!“

*** Aus Rom.

Der October.

(Schluß.)

Während der Umfahrt wird der ritornelli (ein Volksgesang mit feststehendem Reime und unveränderter Cadenz), der meistentheils von den Minenti selbst componirt ist, gesungen. — Ein Beispiel mag hier wohl seine Stelle finden:

„Alla riviera
Le lavannare portano bandiera.“

Der Chor ergänzt:

„La bandiera d'onora
De Constantino Magno Imperatore.“ *)

Abends bei der Zurückkunft werden Andere gesungen, als:

„Ogni albero fiorisce e fa li frutti;
La buona notte ve la damo a tutti!“ **)

Die Cadenz des Ritornello wird mit einer Tamburine accompagnirt und nachdem die Stadt vielfach durchzogen worden ist, verfügt sich die ganze Gesellschaft nach demjenigen Gasthause der Vorstadt, woselbst das Diner bestellt worden war. Diese Tratterien befinden sich meistens am ponte Molle, oder an der porta Angelica, oder am Fuße des monte Testaccio, und man trifft daselbst ziemlich guten Wein. Wenn nun die ganze Gesellschaft versammelt ist, was durch die verschieden eingeschlagenen Wege der Fahrwerke mitunter ziemlich lange dauert, setzt man sich zum Mahle, ißt, trinkt, singt und trinkt abermals mit den angetroffenen Bekannten und Freunden, trinkt wiederum und zwar diesmal „brindisi“, und tanzt darauf gehörig erwarmt von Speise und Trank, den höchst reizenden und der neapolitanischen Tarantella in Nichts nachstehenden Saltarello, besteigt nach gehöriger Erschöpfung dieses Vergnugens abermals die Wagen, und macht eine noch lebhaftere Tour durch die Stadt. Durch vieles Singen werden natürlich auch selbst die feuchtesten italienischen Kehlen am Ende trocken und es muß daher von Zeit zu Zeit eine kleine Aufmerksamkeit genommen werden, worüber jedoch die Nacht unbemerkt hereinbricht. Jetzt werden Fackeln angezündet und die Runde wohlgemuth fortgesetzt, bis der Zufall oder der erneuerte Appetit die Vetturine in die, den verschiedenen Wohnungen der illuminirten Gesellschaft zunächstgelegene Kneipe führt, wo denn, wie sich von selbst versteht, ein Souper eingenommen wird. Andere Freunde und Bekannte finden sich ein und die Catascione, d. i. Guitarrespieler (das Instrument hat nur zwei Saiten) und Mandolinenschläger beginnen ihre Accorde. Zuweilen erhitzt der Wein irgend einem Minenten den Kopf dergestalt, daß er in einen poetischen afflatus geräth und wie Homer oder Tasso im Augenblicke der Begeisterung seine Freunde zu einem Wettgesange in achtfüßigen Stanzen herausfordert, wobei ihn denn beständig die Musik begleitet. Die Anwesenden bilden einen Kreis um ihn, applaudiren auf ächte Römerart, d. h. fürchterlich, und der Dichter versteigt sich hierbei immer höher und höher, bis ihm alsdann ein anderer Inspirirter in die Rede fällt und ihm in demselben Metrum antwortet, wodurch denn bisweilen eine höchst originelle poetische Academia zum unendlichen Entzücken aller Anwesenden während langen Stunden unterhalten wird. Die Weiber bereiten sich nach und nach zum Tanze vor und beginnen gleich nach beendeter Improvisation die Reihentänze unermüdlicher Bacchantinnen; Weiber ersetzen Weiber, junge Burschen

---

*) „Hin zum Flusse
Tragen die Wäscherinnen ihre Fahnen.“
Chorus:
„Die Ehrenfahne
Kaiser Constantin's des Großen!“

**) „Jeder Baum bringt Blüthen und Früchte
Und wird bringen euch eine gute Nacht!“ —

Digitized by Google

verschlingen sich in den tollen Kreis und selbst der dicke Kneipier kann nicht widerstehen und muß als halbtrunkener Silen nach besten Kräften unwillkürlich mitrasen.

Wenn um Mitternacht das Gesetz alles längere Verweilen in den öffentlichen Tratterien verbietet, verfügt sich die ganze Gesellschaft noch nach irgend einem Kaffehause, da es ihr rein unmöglich ist, jetzt schon auseinander zu gehen. Hier wird Besitz von allen Vorräthen ergriffen und durch Kaffe, Liqueure und Punsch Gluth auf Gluth gehäuft. Bei dem Anblicke dieser hin- und herrasenden, singenden, improvisirenden, scherzenden und streitenden Gruppen, kann man keinen Augenblick zweifeln, daß dies die wahren Nachkommen jener alten Heroen der Welt sind, in deren Adern das stolzeste Blut kochte und welche ebenfalls die bei Tage begonnenen Feste durch die ganze folgende Nacht ausdehnten. Wehe aber, wenn in diesen letzten Augenblicken, in dieser höchsten Aufregung der intellectuellen Fähigkeiten, eine Neiderei, ein Mißverständniß, oder was das Schlimmste ist, eine Veranlassung zur Jalousie entsteht. Schnell wie der Blitz verändert sich dann die ganze Scenerie; Messer blinken in aller Männer Fäuste und sie stürzen gleich wüthenden Tiger übereinander her; heulende und ringende Weiber werfen sich zwischen die Rasenden und immer entsteht dann aus der frohen Vereinigung eine schauderhafte Tragödie.

So lange es dem Gouvernement nicht gelingt, die gefährliche Gewohnheit des Waffentragens nicht gänzlich zu unterdrücken, werden jedesmal bei einer Dissonanz die Resultate die beklagenswerthesten sein. Wir hoffen jedoch, daß bei der glücklichen Umgestaltung aller Dinge, die Erziehung des Volkes vor Allem berücksichtigt und die jüngere Generation schon eine veredeltere werden wird.

Georg Römer.

Ermordung des Bischofs von Sion in der Südsee.

Paris 20. Nov. Die hiesigen katholischen Missionen haben Nachricht von der Ermordung von J. B. Epalle, Bischof von Sion und apostolischem Vicar der nördlichen Diöcese des Südmeers, der man nach Dumont Durville den ungeschickten Namen von Melanesien gegeben hat. Die Mission war eine ganz neue, und der Bischof war im Anfang des letzten Jahres mit sieben Missionären und sechs Brüdern von London nach der Südsee abgereist. Sein Sitz sollte auf den Inseln des Salomon-Archipels sein — einer von den nichtmalayischen Südsee-Negern bewohnten Inselgruppe von beträchtlicher Größe und Ausdehnung. Die ganze Gruppe besteht aus etwa zwölf großen und mehreren hundert kleineren Inseln, und nimmt eine Breite von etwa 600 englischen Meilen ein. Sie liegt östlich von Neu-Guinea, und wurde im Jahr 1567 von dem spanischen Admiral Meadana entdeckt und von ihm Salomonsinseln genannt, weil er bei den Einwohnern Perlen fand, und glaubte das Ophir der Bibel gefunden zu haben. Aus diesem Grunde verweigerte auch der spanische Hof lange alle Erlaubniß zur Colonisation, und als er endlich dem Andringen der Abenteurer nachgab, waren die Inseln nicht mehr zu finden, indem sie Meadana auf seiner Karte fünf Grade südlich von der Linie anstatt nördlich verlegt hatte. Die erste Insel, die er entdeckte, nannte er nach seiner Frau Ysabel — ein Name der ihr noch geblieben ist. Sie ist die größte der Gruppe und 105 englische Meilen lang. Sobald Mendana angelegt hatte, schickte ihm ein Häuptling als Geschenk das Viertheil eines gebratenen Kindes, das er mit Ekel von sich wies. Alle Inseln waren reichlich bewohnt, überall sorgfältig bebaut und die Schönheit der dortigen Natur setzte die Spanier in Entzücken. Der erste, welcher die Salomonsinseln wieder fand, war der Engländer Carteret, gerade zweihundert Jahre später; seitdem sind sie von Bougainville, d'Entrecastaux u. s. w. besucht und beschrieben worden, werden von Zeit zu Zeit von Wallfischfängern besucht, einige englische Sträflinge von Australien haben sich dahin geflüchtet, und einen sehr schlechten Einfluß auf die Eingebornen ausgeübt, welche bei den Südseefahrern einen bösen Namen haben. Sie haben manches Schiff überfallen, aber man muß sich wohl hüten, ihnen Unrecht zu geben ehe man in jedem einzelnen Fall geprüft hat an wem der Fehler lag, denn im allgemeinen findet man jedesmal, wo die Sache sich untersuchen läßt, daß der sogenannte Civilisirte den Wilden beeinträchtigt hat. Alle Seefahrer, welche Nachrichten von den Einwohnern der Salomons-Inseln gegeben, haben sie sehr kriegerisch, sehr leicht zu erregen, sehr geneigt zum Handel und überaus empfanglich für Musik gefunden. Als Capitän Surville die Anker vor einer der Inseln lichtete, ward sein Schiff von Booten mit feindlichen Insulanern umgeben; sobald sie aber den Ton einer Pfeife und eines Tamboreins hörten, welcher den Matrosen, die den Anker hoben als Tactschlag diente, so verbreitete sich eine Todesstille in den Booten; sie legten ihre Bogen weg und schlugen den Tact mit ihren Rudern auf dem Wasser nach. Der Mangel an Wild und Heerden hat die Insulaner nothwendig auf Landbau angewiesen, den sie mit größten Fleiß betreiben und wobei sie mit ihren schlechten Werkzeugen unendliche Mühe hatten; daher haben sie auch den Werth des Eisens schnell begeifen und es ist fast die einzige Waare die sie verlangen, und gegen die sie Lebensmittel, Perlen und Schildpatt austauschen.

Der Bischof von Sion kam am 1. December letzten Jahres an der Inselgruppe an, und untersuchte verschiedene Inseln um sich einen Sitz auszuwählen. Die Bewohner nahmen ihn nicht unfreundlich auf; er wünschte aber sich auf Ysabel, als der beteachtlichsten und in der Mitte liegenden zu setzen. Hier ließ er in der Bay des Mille Vaisseaux Anker werfen, und befuhr mehrere Tage lang die Küste der weiten Bay um einen Ort auszusuchen. Die Bewohner bezeichneten ihm die freundlich gesinnten Stämme und warnten ihn vor einem, indem sie, sobald man diesen Theil der Küste bezeichnete, maté! maté! ausriefen. Aber der Bischof wollte gerade diesen Theil der Bay untersuchen, und ließ sich, begleitet von drei Missionären, dorthin rudern. Die Matrosen und der englische Officier, der das Boot commandirte, ließen ihre Waffen in dem Boot, und sie stiegen ans Land. Sie fanden eine Anzahl bewaffneter Eingebornen, mit denen sie umsonst versuchten in ein freundliches Gespräch zu kommen; sie wurden bald angefallen, der Officier und die Missionäre verwundet und der Bischof mit Streitkolben niedergeschlagen. Mit Mühe retteten sie den schwerverwundeten Mann und schleppten ihn in das Boot; als sie beim Schiff ankamen, fand sich, daß der Hirnschädel zerschmettert und keine Hoffnung war. Am dritten Tag starb der Bischof und wurde auf einer kleinen unbewohnten Insel begraben. Die Missionäre verhinderten den

Digitized by Google

Capitän, eine Rache-Expedition gegen das Land zu unternehmen, und kehrten nach San Christoval, der ersten Insel der Gruppe, an der sie gelandet waren, zurück. Hier entdeckten sie einen guten Hafen, und kauften einen Flecken Landes, durch den ein Bach fließt. Bei Abgang des Briefes im März dieses Jahres hatten sie ein hölzernes Haus erbaut, wobei ihnen die Eingebornen sehr beigestanden waren, aber noch schienen sie mit diesen auf einem unsichern Fuß zu leben, und wagten nicht, sich allein und unbewaffnet von ihrem Wohnsitz zu entfernen. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß es ihnen gelingen wird, festen Fuß dort zu fassen, und die Lage der Inseln, so wie die Zahl der Bevölkerung, wird diesen Punkt zu einem der interessantesten in der Südsee machen, wenn ihr Einfluß hinreicht, den ewigen Kriegen unter den Bewohnern ein Ende zu machen.

A. Z.

Feuilleton.

*** Das Papierverbrennen in China. Die Sitte Papier, vergoldet oder glatt, zu verbrennen, scheint nach Sche-Huang-te's Tod (150 J. v. Chr.) die Stelle der Menschenopfer vertreten zu haben. Gegenwärtig ist die Masse Papier, die man bei den religiösen Ceremonien verbraucht, ungeheuer und bildet einen bedeutenden Handelszweig in China. Das gewöhnlichste Opfer ist ein Stück Papier, etwa ein Fuß lang und acht Zoll breit, dem man die Form des Vordertheils einer Mütze gibt; auf dem Rücken ist ein Goldplättchen angebracht. Diese Verzierung ist indeß nicht die einzige, sondern auf den Papieren sind auch Figuren von Männern und Frauen in verschiedenen Trachten, von Pänfern, Bedienten, Fahrzeugen, Schiffern u. s. w., die alle brennen müssen, um den Verstorbenen in jener Welt zu dienen. Wohlhabende Personen geben den Priestern jeden Monat eine gewisse Summe, um in ihrem Namen Papier zu verbrennen und zu beten; reiche Leute unterhalten besondere Personen, deren einzige Beschäftigung ist, Weihrauch darzubringen, Papier zu verbrennen und an Festtagen Feuerwerke abzubrennen Ansl.

*** Bei den Erdarbeiten für den Bahnhof zu Marseille sind eine Menge Menschenknochen und ganze Skelette in geringer Tiefe entdeckt und ausgegraben worden. Sie gehören unstreitig den Opfern der Marseiller Pest von 1720 an. Zu oberst liegt eine dicke Schichte Kalk auf diesem traurigen Todtenbett, in das die Körper allem Anschein nach eilig geworfen wurden, ohne Sarg, ja ohne Leichentücher. Es finden sich Spuren von männlicher und weiblicher Kleidung, und gerade daraus geht die große Eile hervor, mit der man die Leichen hinscharrte, ohne sie auszukleiden. Von Brettern und Todtenhemden keine Spur. In den Kleiderlumpen mancher Leichen fand man französische Münzen, und zwar alle ältere als 1720, großentheils von 1715, 1716 und 1718, Thaler von drei und sechs Livres, Stücke von vier-und-zwanzig Sols und besonders von zwei Liards. Bei den weiblichen fand man auch Scheeren, Nähnadeln und Fingerhüte, auch kleine Gebetbücher, dagegen nichts Kostbares. Die meisten Leichen waren Leute, die im kräftigsten Lebensalter schnell hingerafft wurden; sie hatten noch alle ihre Zähne.

*** In dem badischen Zosthale lebt ein Mann, mit Namen Matthäus Schwörer, welcher an seinem Namenstage, den 21. September laufenden Jahres, das hundertste Lebensjahr zurückgelegt hat. Er führte von Jugend auf, der damaligen Sitte gemäß, eine sehr einfache Lebensweise, genoß rauhe Kost, Haferbrod, Hafermehlsuppen, Hafermehlbrei, Milch, Käse, Butter, und nur an Sonntagen Schweinefleisch. Wein trank er sehr mäßig und höchst selten, Kaffe erst im höheren Alter. Dabei arbeitete er von früh Morgens bis spät Abends unermüdet und angestrengt. Vor einigen Jahren noch ging er jeden Sonntag zu der eine Stunde entfernten Pfarrkirche, meistentheils in Begleitung vieler jüngerer Männer, mit denen er sich in seiner nur selten getrübten heiteren Laune zu unterhalten pflegte. Seiner Gewohnheit gemäß überstieg er im zuletzt abgewichenen Sommer öfters einen 500 Fuß hohen Berg, um seine in Langenordnach verheirathete älteste Tochter zu besuchen. Seine Haltung ist noch ziemlich aufrecht und der Gang fest. Das Gehör hat in letzter Zeit abgenommen, nicht so der Gesichtssinn. Er liest ohne Brille in seinem Gebetbuche. Mit Einer Frau zeugte er 8 Kinder, von denen das älteste 69, das jüngste 31 Jahre alt ist. Von diesen stammen 53 Enkel und 19 Urenkel ab. Korresp.

*** Der Postwagen zwischen Bourges und Chateroux, von einem Conducteur und mit zehn Personen besetzt, ist von Bewaffneten angegriffen, die Personen überwältigt und 44,500 Frcs. geraubt worden. Die Poststraße war auf geringe Entfernung von Bourges abgegraben und barrikadirt. Der Conducteur erhielt drei Dolchstöße in die Schulter, die Reisenden kamen mit dem Schrecken davon. Nachdem der Wagen ausgeraubt war, hießen sie den Conducteur und die Reisenden wieder einsteigen, und drohten ihnen, wenn sie es wagen würden, zurückzukehren. Während des Raubes kam denselben Weg ein Hr. Lebrun mit seiner Frau, der in seinem Wagen gleichfalls eine bedeutende Summe hatte. Diesen ließen sie höflichst passiren und Einer nahm sogar die Zügel des Pferdes am Wägelchen, leitete es vorsichtig über die Barrikade hinweg und wünschte glückliche Reise, was sich Hr. Lebrun nicht zweimal sagen ließ. Die Gendarmerie ist hinter den Verbrechern her, und man hat Hoffnung, sich ihrer zu bemächtigen.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 4 December.)

□ Berlin, 1. Dec. Unsre langjährige beliebte Solotänzerin Madame Taglioni hat sich endlich entschlossen, die Bühne zu verlassen und in den Pensionszustand zu treten. Das balletlustige Publikum will der Madame Taglioni bei ihrem letzten Auftreten noch großartige Ovationen zu Theil werden lassen, welche Pietät dieselbe auch verdient. — Das gestern an der königlichen Bühne zum Erstenmale zur Aufführung gekommene Lustspiel „der Vetter" von Benedix sprach in den beiden ersten Akten mehr an, als im letzten, wo das Ganze possenhaft oder wie ein Fastnachtsspiel endigt. Unser ausgezeichneter Dramaturg Hoppé hatte die Titelrolle, die er wieder vortrefflich ausführte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 5. Dezember. (Neu einstudirt) Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Sontag, den 6. December. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen." Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol." (Gastrolle) Schalk: Fräulein Quint, vom Königstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 337. Montag, den 7. December 1846.

Ein Kriegsgericht.

Eine Erinnerung aus Afrika, von E. G.

Ich habe schon häufig alte Soldaten gesehen, welche vor der Schlacht, vor dem Tode in allen seinen Schrecken, in allen seinen Qualen weder zitterten noch gerührt wurden, wohl aber Thränen vergossen, wenn der Befehl ihrer Oberen sie zu einem Kriegsgericht rief, wo sie den Tod über einen Kameraden verhängen mußten.

Im Frieden kann das Kriegsgericht ein Gnadengesuch beim Könige einreichen zu Gunsten des Verurtheilten, wenn die Umstände es erlauben und man ist dann stets einer Milderung des Urtheils gewiß; allein im Felde, wo die Disciplin strenge gehandhabt wird, läßt man dem Gesetze seinen Lauf und der Spruch wird schon nach vierundzwanzig Stunden vollführt, wenn nicht ein Vertheidiger die Sache nochmals vornimmt und sie mit Glück vertheidigt.

In meiner militärischen Laufbahn habe ich öfters arme Teufel vertheidigt, welche weit lieber ihre Sache einem Soldaten anheimstellten, als einem Advokaten, zu dessen Talent sie kein Vertrauen hatten, weil derselbe alle die tausend kleinen Verschiedenheiten zwischen einem Garnisons- und einem Feldleben nicht so beurtheilen könne.

In Afrika war die Wahl der Advokaten schwer, denn in den ersten Jahren unseres Aufenthaltes befanden sich deren nur wenige in den Städten, wo das ganze Personal des Civilgerichtes aus nicht mehr als einem einzigen königlichen Richter bestand.

In Oran z. B. hatte der Platzmajor seine Zuflucht zu den Offizieren und Unteroffizieren genommen, welche sich freiwillig zu diesem Dienste meldeten, und die er in eine Liste aufnahm, um sie bei der ersten Gelegenheit benutzen zu können.

Ich meines Theils fühlte stets, wenn mich das Loos oder die freie Wahl der Angeklagten traf, dieselbe Pein bei der Sitzung des Kriegsgerichts, wie man sie gewöhnlich bei Duellen empfindet, denn man ist hier oft lieber der thätige Theil selbst, als der Secundant.

Man kann sich daher denken, was ich empfand, als mir eines Tages der Brief eines solchen Unglücklichen überbracht wurde, welcher unter dem Gewichte einer schweren Anklage mich zu seiner Vertheidigung anrief.

Der Brief lautete:

„Militärgefängniß in Oran, im December 1842.

„Herr Wachtmeister! *)

„Auf der ersten Seite meines Büchelchens vorn steht „ein Artikel, welchen ich wohl kenne, besonders da mein „Sergeantmajor mir ihn oft genug während der zwei „Jahre meiner Dienstzeit vorgelesen hat und ich denselben „öfters auch selbst gelesen und hinlänglich begriffen habe. „Dieser Artikel lautet, daß jeder Militär, welcher sich „thätlich an seinem Oberen vergreift, das Leben verwirkt „habe.

„Sie wissen, daß ich im Zustand der Trunkenheit den „Corporal meiner Compagnie schlug. Ich selbst weiß, was „mich erwartet. Ich mochte keinen Vertheidiger, denn es „schien mir unnütz; allein der Auditor wollte mir einen „commandiren und das gefiel mir nicht. Ich hörte Sie „als einen guten Menschen schildern und das bewog mich, „an Sie zu schreiben und Sie zu meinem Advokaten zu „wählen. Ich zähle auf Ihr Herz. Besuchen Sie mich, „wir wollen dann weiter darüber sprechen.

Cassan,
Soldat in der 2. Pionnircompagnie."

So schwierig auch die Sache war, mit welcher mich der Arme beauftragte, zauderte ich doch keinen Augenblick, sie anzunehmen. Den Dienst, welchen ich jetzt einem unglücklichen verlassenen Kameraden leistete, wer konnte wissen, ob ich ihn nicht selbst einmal in Anspruch nehmen würde?

Ich begab mich sogleich auf die Kanzlei des Gerichtssaals, dort um die Bevollmächtigung nachzusuchen, daß ich mit dem Verurtheilten sprechen könne und zugleich auch, um den für das Kriegsgericht bestimmten Tag zu erfahren.

Ich fand den Auditor auf seinem Büreau, umgeben von den Papieren und den überführenden Beweisen der Schuld Cassans. Er fertigte mir ein Laissez-passer für das Gefängniß aus und sagte dann:

„Sie haben hier eine schlimme Sache zu vertheidigen. Die bis jetzt niedergeschriebenen Thatsachen sprechen wenig zu seinen Gunsten. Es ist ein junger Mensch, welcher nur eine oberflächliche Erziehung erhalten hat und dessen aufbrausender Sinn sich nie unter die Disciplin beugen wollte; ich zweifle sehr, ob das Gericht bei ihm Nachsicht übt. Es muß ein Beispiel statuirt werden. Was mich wenigstens betrifft, so werde ich meine Pflicht thun und darauf dringen, daß man dem Gesetze seinen Lauf läßt."

„Herr Auditor," warf ich ein, „Cassan war betrunken; konnte er da wissen, was er that?"

„Das ist wohl richtig! Jedoch Trunkenheit entschuldigt kein Vergehen."

„Der Wille Gottes geschehe!" sagte ich, von dem Auditor Abschied nehmend, und begab mich traurig in das Militärgefängniß.

Während des Gehens las ich wieder und wieder Cassans Brief. Der Inhalt, welcher einen Charakter voll Entschlossenheit und Sorglosigkeit bezeichnete, deutete auf eine freimüthige Seele. Keine falsche Entschuldigungen waren angeführt, um seinen Fehler zu bemänteln, keine Klage über sein unglückseliges Geschick; nein, er war bereit, die Strafe für sein Verbrechen zu leiden. Ein Mann mit dieser Willenskraft konnte ein tüchtiger Soldat werden.

*) Marechal des Logis.

Digitized by Google

Der Kerkermeister führte mich in den Hof, wo sich alle Militärgefangenen aufhielten. Er bezeichnete mir Cassan inmitten mehrerer Spieler, welche er, die Pfeife im Munde, durch seine witzigen Einfälle aufheiterte.

„Cassan," redete ich ihn an, „ich bin derjenige, an den Ihr diesen Brief geschrieben habt, und bin bereit, Eurem Wunsche zu willfahren."

Cassan legte seine Pfeife auf die Seite und sagte, mir gerührt die Hand reichend:

„Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister, daß ich Sie hier unter freiem Himmel empfange; allein wir haben kein anderes Obdach." Ich betrachtete ihn näher. Es war ein magerer, aber gewandter junger Mann, etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt; seine Züge waren vollkommen regelmäßig und ohne seinen mit vieler Sorgfalt gedrehten Schnurrbart hätte man ihn für ein junges Mädchen halten können, so sehr hatten seine blauen Augen und sein weißer Teint den Ausdruck von Milde und Zartheit.

„Nun, mein Freund," begann ich, indem ich meinem Aeußern und meinen Worten eine Ruhe zu geben versuchte, welche ich nicht im Entferntesten besaß. „Ich hoffe, daß Eure Sache gut gehen wird; denn das war ja nicht mit Vorbedacht geschehen. Seid nur guten Muthes und verbannt jede Furcht vor einer Verurtheilung, welche Ihr in Eurem Briefe so sicher aussprachet."

„Man hat mich nicht getäuscht," erwiederte er, „da man Sie mir als einen guten Menschen bezeichnete. Doch Sie geben sich umsonst Mühe, mir eine Hoffnung einflößen zu wollen, an welche ich nicht glauben kann. Nochmals versichere ich Sie, ich bin auf mein Schicksal gefaßt; meine Abrechnung geschieht dort oben. — Auch," fügte er hinzu, „auch will ich lieber sterben, als länger in dieser verdammten Pionnircompagnie bleiben. Es ist wahrhaftig eine Hölle, in der man sehr viel zu dulden hat. Nichts zu denken, nichts zu thun als die Dienste eines einfältigen Lastthiers, für ein einziges Wort, für eine einzige Bewegung in dem Gefängnisse verfaulen zu müssen, nicht einen einzigen Augenblick frei zu sein: sehen Sie, das ist unser Loos! Und da erstaunt man noch, wenn Unglückliche, wie wir, einmal uns im Wein übernehmen und durch Zufall den Argusaugen unserer Obern entgehen! Glauben Sie vielleicht, ich sei ein Trunkenbold, dann irren Sie sich. Da Sie sich so großmüthig entschlossen haben, mich vor dem Kriegsgerichte zu vertheidigen, so sollen Sie mich wenigstens besser und genauer kennen lernen. Sie werden dann von mir eine ganz andere Meinung fassen, als meine Vorgesetzten. Es war kein schlechter Grund in mir; allein man wußte mich nicht zu behandeln. Mit Milde wäre ich ein ganz ordentlicher Bursche geworden; allein mit Strafe haben sie einen wahren Ränkeschmied aus mir gemacht."

Cassan hielt hier ein, gleich als ob er sich schäme, so viel Rühmliches von sich gesagt zu haben. Er nahm nun schnell seinen vorigen Ausdruck von Gleichgültigkeit wieder an und verabschiedete mich mit lächelnder Miene, indem er mich ersuchte, alles anzuwenden, damit seine Sache so oder so bald beendet werde.

Drei Wochen währte es, bis das Kriegsgericht zusammengerufen wurde; während dieser Zeit besuchte ich öfters den Gefangenen und bestrebte mich stets vergebens, ihm Hoffnung einzuflößen.

Ich brauchte nicht viel Zeit, Kenntniß von den Akten zu nehmen. Die Sache war sehr einfach: Cassan hatte seinen Corporal geschlagen, als dieser ihn auf die Wache führen wollte, da er sich von der Arbeit entfernt und in eine auf dem Arbeitsplatze gelegene Schenke begeben hatte. Der erste Grund seiner Strafe war somit auch die Ursache seines Vergehens.

An dem angesetzten Tage wurde nun der Angeklagte aus seinem Gefängniß geführt und unter Begleitung der Wache vor Gericht gestellt. Da der Obrist-Präsident noch nicht anwesend war, so wandte ich mich einen Augenblick an Cassan, welchen ich jedoch immer gleich entschlossen und in sein Schicksal ergeben fand.

Der Kanonenschuß aus einer der Batterien von Casbah erscholl. Es war die zum Kriegsgericht bestimmte Stunde und man setzte sich in dem Gerichtssaale nieder. Es waren fünf Richter, sie bestanden aus einem Stabsoffizier, einem Hauptmann, einem Lieutenant, einem Unterlieutenant und einem Unteroffizier.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwimmenden Gärten in Kaschmir und Mexico.

Das Thal von Kaschmir ist sehr reich an Seen, welche auf eine eigenthümliche Weise zur Ernährung der Bewohner benutzt werden. Verschiedene Wasserpflanzen, Wasserlilien (Nymphaea), Binsen, Schilf u. s. w. wachsen von dem Boden der Seen empor und da die Kähne, welche auf diesen Gewässern hin- und herfahren, sie gewöhnlich in der kürzesten Linie, die sie nach dem Orte ihrer Bestimmung nehmen können, durchkreuzen, so sind in manchen Gegenden gleichsam Gänge zwischen den Pflanzen ausgeschnitten, welche an seichten Stellen durch Binsen- und Schilfbeete von einander getrennt sind. An letztern Stellen nun sucht der Bauer seine Gurken- und Melonenbeete anzulegen, indem er die Wurzeln der Wasserpflanzen ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers abschneidet, so daß sie allen Zusammenhang mit dem Grunde des Sees verlieren, ihre frühere Lage gegen einander aber beibehalten. Sind sie solchergestalt vom Boden losgemacht, so werden sie etwas enger zusammengepreßt und zu Beeten von ungefähr 4 Fuß Breite und unbestimmter Länge geformt. Nun werden auch die Spitzen des Schilfs, der Binsen u. a. Pflanzen abgeschnitten, oben darüber gelegt und mit einem dünnen Schlammüberzug bekleidet, der nach und nach in die Masse verschlungener Wurzeln eindringt. Das Beet ist zwar flott, wird jedoch durch einen Weidenstab, den man an jedem Ende durchtreibt, an Ort und Stelle festgehalten, ohne daß dadurch sein Steigen und Fallen mit dem jedesmaligen Wasserstande gehindert wäre. Mittelst einer langen Stange, die man aus einem Kahne auf den Boden des Sees hinabläßt, wird eine Anzahl Conferven u. a. Pflanzen vom Boden losgerissen und auf das Beet gebracht, wo man sie zu kegelförmigen Hügeln von ungefähr 2 Fuß Durchmesser an ihrer Grundfläche und gleicher Höhe zusammenflicht, welche oben offen sind und mit frischem, feinem, vom Boden des Sees emporgezogenem Schlamm, bisweilen unter Zusatz von Holzasche gefüllt werden. Der Bauer hat gewöhnlich eine große Menge Gurken- und Melonenpflanzen in Bereitschaft und setzt, sobald sie vier Blättchen haben, drei solche Pflanzen in die Vertiefung jedes Kegels oder Hügels, die in doppelter Reihe am Rande jedes Beetes hinlaufen. Nun hat er später weiter nichts zu thun, als die Früchte zu sammeln; seine Auslage bei Verfertigung der Beete beschränkt sich

Digitized by Google

auf den Werth der Arbeit. Eine weniger kostspielige Weise Gurken zu ziehen, ist kaum denkbar und obgleich die schmalen Beete gemeiniglich an den Seiten sich berühren, so sind sie doch vermöge ihrer Biegsamkeit so leicht von einander zu trennen, daß ein kleines Boot, ohne sie zu beschädigen, hindurchgeführt werden kann. Meistentheils tragen sie auch eines Mannes Gewicht, doch pflegt man die Früchte von einem Kahn aus abzupflücken. Die meisten Pflanzen sind so gesund und kräftig, daß die beschriebene Weise des Anbaus der Natur der Gurke sehr angemessen erscheint. Dreißig ausgewachsene Früchte für jede Pflanze ist der durchschnittliche Ertrag jeder Gurkenzeit, welche vom Juni an vierthalb Monat dauert. Bisweilen werden Diebstähle an solchen ganzen schwimmenden Garten begangen, indem Leute in zwei bis drei Kähnen sich zusammenthun und sie nächtlicher Weile an andere Stellen des Sees ziehen; das auf solche Weise gestohlene Eigenthum ist schwer zu erkennen. Um solchen Räubereien, sowie auch nächtlichen Plünderungen an den Kegeln vorzubeugen, schlafen gemeiniglich zwei Personen in einem Kahn unter dem Schirm eines Mattendaches. — Von den alten Mexikanern (den Azteken) wurden feinere Früchte und Blumen in den Gärten gezogen, von denen die schwimmenden Gärten und Felder im mexikanischem See unstreitig die merkwürdigsten sind. Als die Mexikaner durch die Nationen von Colhua und Tepanea unterjocht wurden, waren sie auf die Inseln im See eingeschränkt und um Früchte zu bauen, mußten sie sich erst den Boden schaffen. Sie flochten also Weiden, Wurzeln von Sumpfpflanzen und andere Stoffe zusammen und so bildeten sie gewissermaaßen große Körbe. Auf den Boden derselben legten sie allerlei leichtes Gesträuch, das im See trieb und bedeckten dies mit dem Schlamm, den sie von dem Grunde des Sees heraufholten. Die Körbe bestanden in länglichen Vierecken von 8 Fuß Länge und 3 Fuß Breite und ragten nicht völlig einen Fuß über den Wasserspiegel des Sees hervor. Sie bauten darauf zuerst Mais und Pfeffer, dann aber, als sie wieder auf dem festen Lande Grund für die nöthigen Nahrungspflanzen erworben hatten, wurden auch Blumen und wohlriechende Kräuter auf den schwimmenden Garten gezogen und noch jetzt werden diese beweglichen Beete zur Blumenzucht beibehalten. Die Pflanzen gedeihen in denselben zu besonderer Schönheit und Ueppigkeit, da der Schlamm ein vortrefflicher Dünger ist und die Wasserfläche den Pflanzen eine reichliche Nahrung bietet. In den größeren Gärten ist gemeiniglich ein kleiner Baum oder eine Hütte, welche den Arbeiter gegen Sturm und Regen beschirmt. Will der Besitzer seinen Garten an eine andere Stelle bringen, so steigt er in einen Kahn und zieht ihn fort. 18.

Feuilleton.

⁂ Der Graf von Mericour, ein Obrist aus der Kaiserzeit, ein Mann von 83 Jahren, lebte allein in einer bescheidnen Wohnung an der Barriere de l'Etoile No. 5. Seit einem Jahre hat er seine Gattin verloren und von dieser Zeit an oft Anfälle von Irrsinn gezeigt. Er schimpft dann fortwährend auf die Regierung und hält sich von Dieben und Mordbrennern umringt. Seit ungefähr vierzehn Tagen muß diese Idee ihn total beherrschen, denn er hat sich ganz verschanzt, und läßt niemand zu sich. Wovon er lebte, wußte man nicht, sein Hauswirth versuchte es zu ihm zu dringen, vergebens. Am letzten Mittwoch Morgens sechs Uhr öffnete er teils die Thüre und warf brennende Hobelspäne aus einem Fenster, indem er laut um Hülfe schrie. Die Nachbaren eilten herbei, verlöschten das Feuer und bemächtigten sich des Unglücklichen, der nach einer Irren-Anstalt geschafft wurde. Orgul.

⁂ Madame Auchard, die Amme des Königs von Rom, ist vor einigen Tagen zu Lagny gestorben. Ludwig Philipp hat ihr die Pension wiedergegeben, welche ihr die Restauration genommen hatte.

⁂ Nachahmung sämmtlicher Banknoten. In Brüssel haben nach Hrn. Jobard die HH. Boyer und Mussias ein homöographisches Verfahren erfunden, vermittelst dessen sich alle gegenwärtigen Banknoten, auch die französischen, aufs täuschendste nachahmen lassen. Er glaubt indeß die Wissenschaft könne auch Gegenmittel liefern.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 5. December.)

London. Die Mailäader „Fama" und die „France musicale" zeigen an, daß Jenny Lind für die hiesige italienische Oper gewonnen sei. Dies kann wohl nicht richtig sein, da ihr Vertrag, in dem Drury-Lane-Theater zu singen, noch in voller Kraft ist. Von glaubwürdigen Personen hat man aus Deutschland hier Nachrichten, wonach Frl. Lind auf das Bestimmteste erklärt, daß sie nicht eher in England singen werde, als bis ihr mit Herrn Bunn, dem Director vom Drury-Lane eingegangener schriftlicher Vertrag wieder in ihren Händen sei. Mme. Montenegro ist für die Berliner italienische Oper engagirt.

— Berlin. Die Concertvirtuosen haben sich in diesem Winter wieder schaarenweise bei uns eingefunden und überstürzen sich mehr als je mit Anstrengungen, um das Publicum für 1 — 1½ Thlr. in einer Soirée, die oft kaum anderthalb Stunden dauert, zu beglücken. Das Concertwesen geht aber in diesem Jahre bei uns seinem vollständigen Bankrott entgegen und hat bereits die Antipathien selbst des größern Publicums auf das entschiedenste gegen sich. Der Kunst selbst kann es nur zum Heile gereichen, wenn das Virtuosenhandwerk von seiner unschicklichen Bemeisterung der Musik wieder zurückgedrängt wird. — In der literarischen Welt wird der neu erschienene (siebente) Band der „Denkwürdigkeiten von Varnhagen von Ense" mit großem Interesse gelesen.

— Die Buchhandlung Brockhaus in Leipzig zeigt an, daß der Ertrag aus dem Verkauf der „lyrischen und dramatischen Dichtungen von Alwin Reinhold" dessen in bedrängten Umständen hinterlassener Wittwe zu Theil werden solle.

Anzeige.

Herr Joh. Hartig hat den Ertrag der Eintrittskarten (12 kr. à Person) seiner öffentlichen rhetorischen Uebungen im Laufe des Monats December zu Weihnachtsgeschenken für Kinder armer Eltern bestimmt. Schon um dieses löblichen Zweckes willen glaubt man daher auf die Sache freundlich aufmerksam machen zu müssen. Karten sind bei Herrn Major Reges, an der Paulskirche K. 79 zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 6. December. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Raber. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen." Zweite Abtheilung: „Abc-ci-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol." (Gastrolle) Schall: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Montag, den 7. December. Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Roderich Benedix. — Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Akt; nach Scribe und Mazars von Lembert.

Digitized by Google

Achte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1846.

P.B. Fol.		fl.	kr.	P.B. Fol.		fl.	kr.	fl.	kr.
13	**Hypotheken-Conto:**			23	**Kapital-Conto:**				
	für einen Insatz-Kapital und einem Insatz-Kapital-Antheil	13300	—		Kapital-Fonds am Schluß des siebenten Verwaltungsjahres	17789	24		
19	**Obligationen-Conto:**				Ertrag der von dem Liederkranz statutengemäß gegebenen Concerte: am 24. Juli 1846 auf der Mainlust . .	333	20		
	vorräthige 3½pCt. Frankfurter Stadt-Obligationen, zusammen fl. 5300 zum Nominalwerth	5300	—		am 6. Dec. 1845 im Weidenbusch, in Form eines großen Liederkranzes, mit Inbegriff des Ueberschusses einer frühern Abendunterhaltung . .	336	50		
25	**Interessen-Conto:**				**Geschenke:**				
	bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen	111	24		von einigen Mitgliedern des Liederkranzes bei ihren Verlobungen . .	12	—		
16	**Musikalien-Conto:**				von den Herren Theod. Mohr, F. W. Prevôt und Peter Finck den Betrag einer Nota über eine Expertise . .	11	24		
	Saldo von einer angekauften Sammlung klassischer Werke	76	32		zwei Gottespfennige	3	30		
22	**Cassa-Conto:**				Coursdifferenz auf vorräthige Obligationen	3	45		
	baar in Cassa	336	57		Eingegangene und laufende Zinsen .	668	17		
						19158	30		
					Hiervon ab:				
				24	**Unkosten-Conto:**				
					die im Laufe dieses Verwaltungsjahres stattgehabten Unkosten	33	37		
								19124	53
		19124	53					19124	53

Frankfurt a. M., den 30. September 1846.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Dr. Martin.	Dr. A. Giar.	J. F. Duilling.	Peter Finck.
Präsident.	Secretair.	Cassier.	Buchführer.

Dr. A. Jost. Fr. Schneider. J. A. Böhler.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten:

a) einen Insatz-Kapital-Antheil von Neun Tausend Gulden,
b) ein Insatz-Kapital von Vier Tausend Drei Hundert Gulden,
c) achtzehn Stück hiesige 3½pCt. Obligationen im Nominalwerth von Fünf Tausend Drei Hundert Gulden,
d) den Cassa-Bestand von Drei Hundert Sechs und Dreißig Gulden und sieben und fünfzig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit.

Frankfurt a. M., den 15. November 1846.

Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Revision erwählten Mitglieder:

W. Backes. L. Hessemer. J. Falta.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 338. Dienstag, den 8. December 1846.

Ein Kriegsgericht.

Eine Erinnerung aus Afrika, von E. G.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung begann. Nachdem die Ordre der Zusammenberufung vorgelesen worden war, führte man den Angeklagten herein. Er grüßte militärisch seine Richter und setzte sich dann dem Präsidenten gegenüber nieder.

Bei dem Anblick des schönen jungen Mannes regte sich in allen Anwesenden ein Gefühl des Mitleids, als sie an sein bevorstehendes Schicksal dachten.

Cassan sah in diesem Augenblick auch ganz gut aus; sein Antlitz war von der Gefängnißluft gebleicht und wohl auch durch den innern Seelenkampf, welcher sich in den Stunden der Einsamkeit in ihm erregt haben mochte — denn mit zweiundzwanzig Jahre scheidet man noch nicht ohne Trauer und Kampf von dem Leben —; seine Augen schienen feuchter, erloschener durch den bleichen Schimmer seiner Gesichtsfarbe; seine Uniform war rein und glänzend.

Der Auditor verlas die Anklage, worauf der Präsident das Wort nahm.

„Angeklagter," begann er, „wie heißt Ihr?"

Der Angeklagte erhob sich und erwiederte mit fester Stimme: „Eduard Cassan."

„Euer Alter?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Euer Stand?"

„Soldat in der zweiten Pionnirkompagnie."

„Ihr habt die Anklage vernommen," fuhr der Präsident fort, „welche gegen Euch erhoben wurde? Was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?"

„Nichts, Herr Obrist."

„Herr Auditor," sagte der Präsident hierauf zu diesem, „lassen Sie die Zeugen vortreten."

Der von Cassan geschlagene Corporal wurde zuerst vorgeführt. Er wiederholte seine frühern Angaben, setzte jedoch hinzu:

„Ich fühle mich gedrungen, einem hohen Kriegsgerichte zu erklären, daß der Angeklagte durch den genossenen Wein aufgeregt war und daß nur seiner Trunkenheit zuzuschreiben ist, was er damals that, als ich ihn auf die Wache führen wollte. Dieser Auftritt hatte mehrere von Cassans Kameraden zu Zeugen, was mich nöthigte, eine Klage einzureichen; ohne dieses, Herr Obrist, hätten meine Vorgesetzten nichts erfahren und Sie würden jetzt nicht hier sitzen, um einen unglücklichen jungen Mann zu verurtheilen, welchen die ganze Compagnie liebte."

Nach dieser Erklärung entfernte sich der Corporal zitternd mit Thränen im Auge und den Blick auf den Angeklagten gerichtet, als wolle er ihn um Verzeihung bitten für das Unglück, welches er über ihn verhängt hatte.

Die übrigen Zeugen gaben ihre Erklärungen in demselben Sinne ab. Auch der Compagniecommandeur wurde vorgerufen, um über die Aufführung des Angeklagten Bericht abzustatten.

„Es war ein harter Kopf," sagte dieser, „sonst weiß ich ihm nichts vorzuwerfen."

Der Auditor nahm nun auf Ansuchen des Präsidenten das Wort. Er erklärte einfach den Sachverhalt und, ohne zu verhehlen, wie peinlich seine Stellung als Ankläger sei, schloß er einfach mit dem Worte des Gesetzes, indem er etwas bitter erklärte, daß der Zustand der Trunkenheit, in welchem sich der Angeklagte bei seiner thätlichen Widersetzlichkeit an seinem Vorgesetzten befand, ihm kein Grund zur Milderung der Umstände scheine.

„Bedenken Sie, meine Herren," schloß er seine Rede, „daß Sie hier die Armee und die militärische Disciplin vertreten. In jedem andern Falle könnten Sie Gnade vor Recht ergehen lassen; aber hier im Felde, wo die Disciplin allein unsere Kräfte befestigt, wäre Ihre Nachsicht keine Handlung der Gnade, sondern der Schwäche."

Jetzt kam die Reihe an mich; was konnte ich jedoch mehr thun, als die Gnade der Richter anrufen. Ich versuchte, ihre Herzen zu rühren und stellte ihnen vor, daß Cassan noch so jung sei, und welche Qualen er schon dadurch habe ausstehen müssen, daß er als junger Mensch von Geist und Entschlossenheit, seine Kräfte einer Arbeit habe widmen müssen, welche noch weit peinlicher sei, als jene der Galeerensklaven; denn er sollte ja nicht wegen eines Verbrechens, sondern nur wegen eines Vergehens gegen die Disciplin, gegen die sich sein aufbrausender Charakter auflehnte, bestraft werden. Seine inneren Leiden glaubte er durch die Trunkenheit mildern zu können, welche ja allein im Stande war, ihn alles vergessen zu lassen. Dies sei zwar, was ich zugestand, ein schlimmes Mittel, allein er hatte sich eben in der Wahl geirrt und der Irrthum eines einzigen Augenblicks dürfte doch nicht für ihn den Tod zur Folge haben.

Meine eigene Rührung gewann für einen Augenblick die Zuhörer, welche alle gleich tief bewegt waren, außer Cassan, der thränenlos dastand. Nur ein melancholisches Lächeln schwebte um seine Lippen, als er mir mit einem Blicke für die Mühe dankte, welche ich mir gab, um ihn zu retten.

Abermals fragte ihn jetzt der Präsident, ob er noch etwas weiter zu seiner Vertheidigung anzugeben habe.

„Nichts, Herr Obrist," erwiederte er, „ich erwarte mein Loos von dem Ausspruch der Richter."

Man räumte jetzt den Saal, um diesen Zeit zu lassen, bei verschlossenen Thüren ihr Urtheil zu fällen. Der Angeklagte wurde ins Gefängniß zurückgeführt, ohne daß ich die Kraft hatte, ihm ein Wort des Trostes zu sagen; denn ich selbst hatte jetzt keine Hoffnung mehr.

Digitized by Google

Eine Viertelstunde nachher öffneten sich die Thürflügel des Saales, die Wachen präsentirten; das kriegsgerichtliche Urtheil wurde verlesen.

Die Beisitzer entblößten ihre Häupter und der Präsident begann folgendermaßen:

„Nach Anhörung des Vortrags des Herrn Auditors, wie auch der Vertheidigung; nach Anhörung des königlichen Commissärs über die Beschlüsse wegen der Fällung der Todesstrafe, wurden die Stimmen der Richter einzeln gesammelt und zwar bei dem niedersten Grade zuerst und somit erklärt das erste Kriegsgericht der Division einstimmig den Eduard Cassan der thätlichen Widersetzlichkeit gegen seinen Vorgesetzten für schuldig und verurtheilt denselben laut den Kriegsgesetzen zum Tode. — Der Verurtheilte erhält von der Stunde der Bekanntmachung vierundzwanzig Stunden Frist zur Vorbereitung. — Gegenwärtiges Urtheil wird dem Auditor zur Beförderung übergeben." (Schluß folgt.)

Ueber den inneren Zustand des russischen Reiches vor zweihundert Jahren.

Wir besitzen in der Gesandtschaftsreise des Olearius ein unschätzbares Bild von dem Zustande des Moscowitischen Reiches vor zweihundert Jahren (1645), ehe Peter I. europäische Kultur dort eingeführt *). Einige Züge aus dieser Schilderung lassen uns erkennen, wie sehr der russische Volkscharakter sich gleich geblieben ist.

Am 12. Juli 1645 starb der Zaar Michael Fedorowitsch und am folgenden Tage wurde sein fünfzehnjähriger Sohn Alexius gekrönt. Den Großfürsten bezeichnete sein Titel schon damals als Herrn von Groß- und Kleinrußland, Moscau, Wlodimir, Nowogorod, Kasan, Astrachan, Sibirien, Pleskow, Twer, Perm, Wjätka, Bulgarien, Tschernigow, Rjäsan, Jaroslaw, Grusien, Tscherkessien u. s. w. Seine Haupteinkünfte bestanden in Zöllen, Pacht der Schenken, in Krongütern und dem zehnten Pfennig des Vermögens jedes Unterthanen. Der Adel war abgabenfrei, ebenso die Klöster, und nur in Kriegszeiten zur Truppenstellung verpflichtet. Die Hauptausgaben waren schon damals für das Heer von 100.000 Mann, besonders die Strelitzen, deren in Moscau allein 16,000 waren und für die hochbezahlten deutschen Offiziere, ferner der Tribut an die Tartoren und die große Hofhaltung von 1000 Personen.

Wie damals die Deutschen in Rußland bezahlt wurden, sieht man an dem Beispiel des Leibarztes des Zaaren, Dr. Hartmann Grammann aus Stadt-Ilm in Thüringen, der über 2000 Thlr. feste Besoldung nebst den nöthigen Lebensmitteln und außerdem für jede ärztliche Verrichtung ein besonderes, höchst bedeutendes Geschenk erhielt. „Dagegen," fährt der Bericht fort, „von den Knäsen, Bojoren u. o. großen Herrn bekommen die Aerzte für die Kur gar selten baar Geld, sondern Zobel, Speckseiten, Branntwein und andern Proviant." — Von den Hofleuten im Allgemeinen sagt Olearius: „Etliche, die einen näheren Zutritt zur Herrschaft haben, als andre, sind auch empfindlicher, eigensinniger, grober und geiziger als andre, darum man sie zu gewinnen beschenken muß, nicht damit sie Gutes thun, sondern damit sie Böses unterlassen. Es ist deswegen vor wenig Jahren ein elender Zustand in Moscau gewesen, indem man mit Geschenkegeben alles hat ausrichten und an sich bringen können, ja das Recht, wie man nur gewollt, einem andern aus Händen drehen und sich auch in der bösesten Sache zueignen können." Er erzählt darauf ausführlich, wie durch die Bedrückungen der Günstlinge des Zaars im Jahr 1647 ein Aufstand sich erhob, wie die Deutschen den Zaaren vor dem Grimm des Volkes schützten, bis Alexius seine Günstlinge Preis gab, welche darauf vom Volke erschlagen wurden.

Dem Zaaren zur Seite standen 30 Bojaren oder Reichsräthe, welche auch die Erbämter des Reiches bekleideten, nämlich die Aemter des Reichsstallmeisters, Hofmeisters, Rustkammerherrn, Reichskanzlers, Kammerherrn, Vorschneiders u. s. w. „Die meisten der Reichsräthe u. a. Hofbediente sind Knäsen oder Fürsten und reiche Herrn, welche zwar ihre eigenen Länder und Leute haben, dürfen aber dieselbigen nicht in eigner Person besitzen, sondern durch ihre Hofmeister, Amtleute und Vögte verwalten lassen. Sie selbst müssen in Moscau wohnen und auch wenn sie keine Geschäfte haben, täglich an Hof kommen und dem Zaaren ihre Ehrfurcht beweisen, damit sie nicht, wenn sie auf ihren Gütern bei ihren Unterthanen wohnen, eine Verschwörung gegen den Zaaren vornehmen möchten. Sie wohnen in herrlichen Häusern und Palästen, führen einen großen Staat und lassen sich auf den Straßen prächtig sehen, indem sie mit sehr kostbaren Kleidern angethan sind, und neben ihren Pferden und Schlitten viel Diener und Sklaven laufen lassen. Wenn sie reiten, haben sie am Sattelknopf eine kleine Heerpauke, auf dieselbe schlagen sie mit dem Stiel der Knute, damit das Volk ihnen ausweiche. Die Knäsen aber, welche ihrem Stand gemäß nicht leben können, wohnen auf den Dörfern nicht besser als die Bauern." Die Versammlungen der Reichsräthe finden in der Nacht von 1 oder 2 bis Morgens 9 oder 10 Uhr statt. Der Zaar unterschrieb durchaus nichts, sondern bekräftigte die von dem Reichskanzler unterzeichneten Befehle mit seinem Insiegel, sowie er die Verträge mit benachbarten Mächten durch Eidschwur und Kreuzküssen bestätigte.

Kanzleien oder Ministerien gab es 33 für verschiedene Stände und Geschäfte. Ueber die Bestechlichkeit der dabei angestellten Schreiber wurde schon damals geklagt. Obgleich bei Knutenstrafe verboten war, Geschenke zu nehmen, boten sie oft selbst sich zur Mittheilung geheimer Urkunden an.

Außer der Knute waren noch andre barbarische Strafen und eine sehr grausame Folter üblich, wobei dem Beklagten die Arme auf den Rücken gebunden und er daran in die Höhe gezogen wurde. Dabei wurde ihm an die Füße ein schwerer Balken gebunden, auf welchen der Scharfrichter sprang, während unten noch Feuer angezündet wurde. „Sie lassen auch bisweilen," fährt der Erzähler fort, „auf dem Kopf eine Platte scheeren und darauf tropfenweise kaltes Wasser fallen, welches eine unleidliche Pein sein soll; auch lassen sie manche während dieser Marter noch peitschen und über die Wunden mit glühendem Eisen fahren." Diebstahl wird zuerst mit Ohrabschneiden, dann mit Verbannung nach Sibirien gestraft. Böse Schuldner wurden eingesperrt und täglich auf offnem Markt auf die Schienbeine geprügelt. War es dem Schuldner durchaus unmöglich, seinen Gläubiger zu befriedigen oder einen Bürgen zu stellen, so wurde er dem Gläubiger leibeigen.

*) Vermehrte Newe Beschreibung der Muscowitischen und Persischen Reyse. So durch gelegenheit einer holsteinischen Gesandschafft an den Russischen Zaar und König in Persien geschehen. Welche Zum andern mahl herausgibt Adam Olearius Ascanius. Schleswig 1654. Fol.

Sonstige Strafen waren: Nasenaufschlitzen und zwar für das Verbrechen des Tabakschnupfens, ferner Bastonnadenhiebe, wobei der Sträfling von zwei Mann gepeitscht wurde, „wie die Kirschner die Felle ausklopfen", endlich die Knute. Der Berichterstatter sah neun Personen auf einmal, worunter eine Frau, so bestrafen, weil sie Tabak und Branntwein verkauft hatten. Dabei wurde der Oberleib entblößt und der Verbrecher mußte sich über den Rücken des Scharfrichterknechts legen und um dessen Hals seine Arme schlingen. Die Beine wurden ihm zusammengebunden und von einem andern Knechte mit einem Stricke gehalten, so daß er sich weder oben, noch unten bewegen konnte. Hinter dem Sünder stand der Scharfrichter bei drei gute Schritt zurück und hieb, daß bei jedem Schlag das Blut mildiglich herunterfloß, denn vorn an der Peitsche sind drei Riemen eines Fingers dick, welche wie Messer durchschneiden. Es bekam jeder 20—26, das Weib aber 16 Hiebe und fiel darüber in Ohnmacht. Ihre Rücken behielten nicht einen Finger breit gesunde Haut. — Nach ausgestandener Strafe sind die Verbrecher früher so ehrlich als andre geschätzt worden, man ging mit ihnen um; nunmehr will man solche Leute etwas schimpflich halten, es sei denn, daß einer auf falscher Leute Angaben oder durch des Richters Haß mit Unrecht zu solchen Strafen gezogen worden, alsdann wird er mehr beklagt, als verachtet. Nach dem Beispiel der Deutschen fing man damals an, auch die Scharfrichter für unehrlich zu halten. (Forts. folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Novitäten und Gäste.

„Treue Liebe", Schauspiel von Eduard Devrient. Fräulein Heuser von Mannheim als Marie. — Wollte uns der Verfasser in seinem Schauspiel das Geheimniß der ewigen, weil wahren Liebe enthüllen, so mußte er bedenken, wie siebenmal schwer diese Aufgabe geworden ist, seitdem Liebestaft und Leid von Abälard und Heloise in der Weltgeschichte verzeichnet stehen, und um die verklärte Stirne einer Jutta der Dichtergenius die Märtyrkrone geflochten hat. Schon über den Titel „Treue Liebe" könnte man mit dem Verfasser rechten, dieweil Liebe ohne Treue nicht denkbar ist; doch wollen wir lieber fragen: wer liebt denn treu in diesem Drama? Etwa Marie? Nein, denn sie will durchaus entsagen, sie hat keine Ahnung, daß jener edelste Egoismus, durch welchen sich treue Liebe kund gibt, niemals entsagen kann, vielmehr mit dem ganzen Aufwand geistiger und physischer Kraft dem ersehnten Ziel zustrebt und allen Hemmnissen kämpfend die Stirne zeigt, um entweder zu siegen oder zu unterliegen. Aber Marie will nicht kämpfen, — sie entsagt. Oder bewährt vielleicht Ferdinand treue Liebe, weil sein Gewissen durch eine vermeintliche Vision aufgestachelt wird, als hätte er ein Criminalverbrechen begangen? Der arme Graf handelt ganz natürlich. Er wähnt seine geliebte Marie todt, und nachdem er sie lange genug beweint hat, will er sich einer hübschen Baronesse vermählen. Da muß ihm, als er eben den harmlosen Schritt zu thun im Begriff ist, die „treue Liebe" als Gespenst über den Weg laufen, und — er entsagt auch. Oder liegt etwa Amalie die wahre Liebe? Sie freut sich mit der Mutter, einen guten, schönen, reichen, vornehmen Mann zu bekommen, spricht dies bald französisch, bald deutsch aus, und als man in Marien die frühere Geliebte des Grafen entdeckt, was thut sie? — sie entsagt auch. Von treuer Liebe nirgends eine Spur; statt ihrer jedoch zwei schöne, weibliche Charaktere, die sich an Großherzigkeit überbieten wollen, indem jede der andern ein größeres Recht auf den Grafen zuerkennt. Ferdinand wählt Marien, und Amalien bleibt — wahrhaftig ein schlechter Lohn für ihre edle Gesinnung — der Kammerherr von Ringen in Aussicht gestellt. Soviel über Idee und Gang des Stückes, das sich durch fünf lange Akte etwas gar zu träge fortschleppt, unterwegs nur wenig anziehende Punkte bietet, dagegen am Anfange der Wanderung ein gutes Auge schon das äußerste Ziel ziem ich deutlich erkennen läßt. Fräulein Heuser spielte die Marie. Eine Darstellerin, welche zu hochtragischen Partieen berufen ist, sollte diese Rolle nicht wählen. Die verwaiste, in der Welt alleinstehende Predigerstochter nöthigt uns ein Mitleiden mit ihrem Schicksal ab, ein höheres Interesse für ihre Persönlichkeit vermag jedoch nicht aufzukommen, weil derselben alle Selbstständigkeit, alle Thatkraft abgeht. Sie erzählt und klagt in der natürlichsten Sprache, läßt die Sachen gehen, wie sie wollen, und nur, da sie gewahrt, daß ihre Gegenwart auf dem Schlosse Unheil anrichtet, will sie fort; — Alles höchst einfach. Der Kothurn und das Pathos sind deshalb hier am unrechten Ort; mit den Kunstmitteln, welche Fräulein Heuser zu Gebot stehen, kann nicht genug Maß gehalten werden, und der etwas breite Redefluß, den wir schon an der sonst so vortrefflichen „Julia" unserer Künstlerin ausstellen mußten, tritt in einer so nüchternen Rolle noch ungünstiger hervor.

Doch genug von der Predigerstochter; versprechen wir uns für ihre rathlose Sentimentalität reichen Ersatz von Fausts Margarethe, welche uns Fräulein Heuser nächstens vorführen wird. — Fräulein Hausmann bewährt in jeder neuen Rolle schönes Talent, ernstes Streben und größeren Fortschritt; so auch heute als Amalie. Aber das Spiel ist oft noch gar äußerlich, nicht warm genug aus der Seele strömend, wo dann die Sprache der Empfindung zur hohlen Declamation herabsinkt. Dieser Mangel, den übrigens der Fleiß der jungen Darstellerin leicht beseitigen wird, macht sich bei Partien, wie die der Amalie, doppelt fühlbar. Dieser Charakter ist schon von dem Dichter so oberflächlich gezeichnet, daß man hinter der vornehmen Politur kaum die Seelengröße ahnt, welche das Mädchen am Ende des Stückes durch eine schöne That besiegelt. — Herr Breuer gab seinen Graf Wartenau recht brav; dagegen ähnelte der Baron von Ringen des Herrn Grahn mehr einem Landjunker als einem Kammerherrn. — Die übrigen Darsteller trugen zu einer im Ganzen lobenswerthen Aufführung das Ihrige bei.

„Bürgerlich und Romantisch", von Bauernfeld. Das ist ein heiteres Lustspiel, gleich werthvoll durch ernste Bedeutung wie durch komische Kraft, eine leichte, spannende Verwicklung, eine natürliche, versöhnende Lösung; nur scheinen uns die Farben des Bürgerlichen etwas zu grell, die des Romantischen zu matt aufgetragen, für den höchst geliebten Lokalton Wrangel aber möchte das Original in der Wirklichkeit schwer aufzufinden sein. Herr und Frau Meck wußten ihre Spießbürgerlichkeit trefflich geltend zu machen, aber der Badecommissär Sittig benahm sich, besonders im vierten Akt, wie ein Quartaner, der sich über seine Sommerferien freut. Herr Grahn durfte nicht vergessen, daß ein philisterhafter Badecommissär, der noch dazu bei dem Präsidenten in der Residenz eine Anstellung finden will, sich sein „sittig" benehmen, das heißt hier, einen steifen, unbehülflichen, wir möchten sagen, hölzernen Ernst herauskehren muß; so aufgefaßt, kann diese Rolle ihre komische Wirkung nicht verfehlen. — Besser wußte schon Fräulein Dann den Ton ihrer Cäcilie zu treffen; das viele Hin- und Herwiegen des Lockenköpfchens stört wenigstens nicht in dieser Partie. — Herr Hassel machte aus dem Unruh, was sich eben dar-

Digitized by Google

aus machen läßt. — Die besten Leistungen des Abends waren der Baron Ringelstern des Herrn Breuer und der Präsident des Herrn Weidner.

Fräulein Quint von Berlin ist seither in ernsten und komischen Partien mit Beifall aufgetreten; indessen scheint sie vorzugsweise zu letztern berufen. Ungewöhnliche Sicherheit, große Gewandtheit, so im Spiel wie in der Sprache, reichsprudelnde komische Kraft, ja eine gewisse Genialität kann man dieser Darstellerin nicht absprechen, aber ihre Leistungen streifen nahezu an die Grenze eines Gebietes, wohin ihr auch die weniger Zimperlichen unsers sittigen deutschen Volkes nicht gerne folgen mögen. Wollte sich Fräulein Quint bemühen, ihre Charaktere etwas mehr zu idealisiren, so würde sie recht Vollkommenes leisten. Feinheit des Tons und der Bewegung sind z. B. bis zu einem gewissen Grad bei einer Katharina von Rosen unerläßliche Bedingung, wenn diese Dame in romantischem Lichte erscheinen, nicht durch einen häßlichen Eindruck abstoßen soll. Frl. Quint hatte sich in diesem Charakter ganz und gar vergriffen. Besser, wiewohl auch nicht untadelig, war ihre Chonchon. In Frankfurt, als einer weiland freien Reichsstadt, ist man nun einmal prüder, als in dem Königstädter Theater in Berlin der Fall sein mag, und „Biegsamkeit ist nie die Tugend geborner Reichsbürger gewesen," sagt schon Goethe, wenn auch in einer andern Beziehung.

Der artesische Brunnen ist ein neuer Beleg für die Wahrheit, welche schon vor dreißig Jahren einer unserer größten Dichter ausgesprochen hat, daß nämlich die eigentlichen Volksstücke mit ihrer derben aber frischen und ursprünglichen Komik nur auf dem Boden Süddeutschlands gedeihen. Platt und flach, gleich dem Land im Norden, sind auch die Witze im „Weltumsegler" wie in unserer Novität. Diesen nordischen Produkten fehlt es an Gestalt und Gehalt. Uebrigens muß am Ende auch die sinnloseste Hanswurstiade ihr Recht behalten, so lange es Leute gibt, welche dergleichen zusagt. Wenn nur das Bessere und Beste darunter nicht Noth leidet. Eduard Sattler.

Feuilleton.

*** Blumenfreunden können wir die Nachricht mittheilen, daß wieder eine schöne Pflanze in Europa eingeführt worden ist, die in England diesen Sommer bereits zum ersten Male blühte, die Yanda von den Molukken. Es ist ein sehr großes gerades Gewächs mit schwertförmigen harten Blättern, die im Durchschnitte zwei Fuß lang sind und mit einem noch weit längern Blütenstengel, welcher mehrere Dutzend Blüthen trägt, die dritthalb Zoll im Durchmesser haben, lederartig aussehen und sehr lange stehen. Aber nicht blos wegen der Größe der Blüthen ist die Pflanze bemerkenswerth, auch die Farbe derselben ist außerordentlich schön. Wenn man die Blüthen von vorn betrachtet, erscheinen sie im schönsten Goldgelb, über und über carmoisinroth gefleckt; betrachtet man sie dagegen von der Hinterseite, so zeigen sie eine brennende Purpurfarbe, welche an den Rändern in das schönste Violet übergeht. A. Mdztg.

*** Als ein seltenes Ereigniß meldet eine der uns zuletzt zugekommenen Java'schen Zeitungen Folgendes: Es war ein dunkler Abend, dicke Wolken hatten sich eben in schweren Regengüssen entladen. Indessen war es noch immer lebendig auf Weltevreden, besonders in der Nähe des Wachthauses, bei der Schleusenbrücke, wo es bei dem Kreuzen der Wege und dem Hin- und Herfahren von Wagen stets geräuschvoll ist. Die dortigen Wachtmannschaften hatten sich in das Wachthaus begeben und einsam wanderte der Posten, das Gewehr im Arme, auf und nieder. Jedoch schien er nicht lange allein bleiben zu sollen, denn in der Finsterniß des Abends irrte noch etwas umher, was offenbar die Absicht hatte, sich ihm zu nähern. Aber es war kein menschliches Wesen, was sich über den Boden drohend heranwälzte: auf das Werda! erfolgt keine Antwort; der Soldat strengt Gehör und Augen an — wer schildert sein Entsetzen? — er erkennt in dem Nahenden ein schreckengebärendes Krokodil, das in wenig friedliebender Absicht eine Nachtpromenade durch Weltevreden macht. Der Soldat, eben nicht berufen, seinen Posten gegen einen so fremdartigen Feind zu vertheidigen, entschließt sich wohlweislich, sich zum Wachthause zurückzuziehen. Auf seinen Ruf eilen die Kameraden herbei; doch läßt sich das Krokodil durch ihr Erscheinen nicht einschüchtern, scheint vielmehr noch lüsterner zu werden und dem dicken Korporal der Wache seine besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Kolbenschläge und Bajonnetstiche helfen nicht, die Mannschaft ladet in der Eile, um den Feind mit Kugeln zu speisen. Erst nach zwanzig Schüssen wurde der Sieg errungen und der Feind niedergestreckt. Das Ungeheuer hatte eine Länge von 9½ Fuß holl. Es kann als ein Glück angesehen werden, daß das Thier gerade diesen Punkt zu einem Ueberfalle gewählt hatte; wäre es anderwärts zum Vorschein gekommen, so hätte es wahrscheinlich weniger Widerstand angetroffen und Unglück angerichtet. Selbst jetzt hätte das Thier nur noch wenige Schritte weiter zu kommen gebraucht, um in das neben dem Wachthause liegende Gebäude einzudringen, an dessen Eingang es getödtet worden. Dreifach glücklich also, daß man mit dem Schrecken weggekommen ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Hunger das Thier so weit getrieben hatte, indem man Hunderte von Menschen und Pferden sich täglich in dem Flusse baden sieht, wo es sich aufgehalten. — Die Java'sche Zeitung fügt hinzu: Vorstehendes wurde uns aus sicherer Quelle mitgetheilt, jedoch muß dieser Vorfall als selten und einzig in seiner Art betrachtet werden. — Wir beeilen uns, dies hierbei ausdrücklich zu bemerken, damit nicht etwa vaterländische Blätter diesen Vorfall als eine tägliche, gewöhnliche Erscheinung mittheilen und das eine Krokodil zu einem ganzen Heere von Krokodilen anwachsen lassen. Mz. Ubl.

*** Das am 28. November im Theater an der Wien zur Aufführung gekommene und total durchgefallene Lustspiel: „Eisele und Beisele" wird in Saphir's „Humorist" folgendermaßen rezensirt:

Zu allererst kam der Herr von „Eisele,"
Mit ihm kam der Herr von „Beisele,"
Beide kamen an auf einem „Zeisele *),"
Doch als in der ganzen Art und „Weisele"
Nichts kam als ein albernes „Mäusele,"
Da pfiff und zischte das ganze „Häusele;"
Darum, meine liebe Herren „Eisele und Beisele,"
Gute Nacht und ganz glückliche Reisele!"

Wir sind überzeugt, die schauderhafte Art, wie die so glücklichen Karrikaturzwillinge in den drastischen „fliegenden Blättern" in Wien durchfiel, wird zu einer herrlichen Karrikatur für dieselben Anlaß geben.

*) Zeiselwagen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 7. December. Der Vetter, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Roderich Benedix. — Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Akt; nach Scribe und Mazars von Lembert

Dienstag, den 8. December. (Zum Erstenmale) Die Sennerhütte, komische Oper in 1 Akt; nach Scribe von Hartmfele. Musik von Adam. — Vorher (Zum Erstenmale): Sohn und Enkel, Lustspiel in 1 Akt; nach dem Französischen von F. Meck.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 339. Mittwoch, den 9. December 1846.

Ein Kriegsgericht.

Eine Erinnerung aus Afrika, von E. G.

(Schluß.)

Kaum hatte der Präsident das Urtheil verlesen, so eilte ich schnellen Schrittes ins Militärgefängniß. Meine Aufregung, meine Thränen belehrten Cassan sogleich, daß er sich nicht getäuscht und keine Gnade mehr zu hoffen habe.

„Ich habe mich nicht geirrt," sagte er.

„Allein es gibt noch immer eine Hoffnung," erwiederte ich, diesen Gedanken, wie mein eigenes Wohl verfolgend. „Euer Urtheil kann einstweilen niedergelegt werden. Ihr müßt appelliren."

„Ach, was das betrifft, so will ich nicht nochmals die Martern ausstehen, welche ich drei Wochen lang bis zur Beendigung meiner Sache zu dulden hatte. Es ist einmal ausgesprochen, und wenn ich denn sterben soll, so ist es besser heute als morgen."

„So will ich mit dem Auditor sprechen."

„Leben Sie wohl und verlassen Sie mich jetzt; ich habe nöthig, mit mir allein zu sein. Morgen kommen Sie noch ein wenig zu mir, ich habe noch eine letzte Bitte an Sie."

Ich verließ ihn, gleich als ob ich in ihm einen Freund, einen Bruder verlieren würde. Bei den Unterredungen, welche ich mit ihm gehabt hatte, fand ich Gelegenheit genug, viele edle Eigenschaften an ihm kennen zu lernen.

Als der Auditor im Gefängniß erschien und dem Gefangenen in Gegenwart der Wache sein Urtheil vorlas, behielt Cassan dieselbe Ruhe, dieselbe Ergebung bei, welche er stets gezeigt. Er war wirklich unerschütterlich.

Den andern Tag begab ich mich nochmals ins Gefängniß. Der Wärter, welchen ich nach dem Gefangenen fragte, erklärte mir, daß derselbe sehr gefaßt wäre und er noch keinen Gefangenen dieser Art gehabt habe. Er sagte zu mir:

„Sie werden ihn in seinem Gefängniß eben so sanft, eben so aufgeweckt finden, als wenn er auf seinem Feldbette frei und fesselos läge. Es ist wirklich Schade, daß der brave Bursche sterben soll."

Das Mitleid bei einem Gefängnißwärter schien mir wirklich das höchste Lob für den armen Verurtheilten.

Als ich in seine Zelle trat, rief er mir ein freundliches „Guten Morgen" zu und lud mich ein, mich neben ihn zu setzen.

„Ich habe gestern einen letzten Dienst von Ihnen verlangt," sagte er, „weil ich dachte, sie würden mir denselben gerne erweisen. Hier ist eine Brieftasche, welche die Briefe eines Mädchens enthält, welche ich einst geliebt habe, und die ich noch jetzt liebe . . ."

Als er diese Worte sprach, zitterte seine Stimme und seine Augen wurden feucht.

„Nun," fuhr er fort, „ich bitte Sie, diese Briefe an ihre Adresse gelangen zu lassen. — Lesen Sie dieselben immerhin und Sie werden begreifen, daß Louise wohl verdiente, angebetet zu werden. Was diesen hier betrifft," und dabei gab er mir einen von ihm selbst geschriebenen Brief, so ist dies mein Lebewohl an Louise. Ach, wenn ich ihrem Rathe gefolgt wäre," fuhr er halbleise fort, indem er wie mit sich selbst sprach, „ich würde kein schlechter Mensch geworden sein. — Ich wäre vielleicht glücklich geworden. — Doch still davon! — Ich will nicht mehr daran denken. Jetzt, mein braver Advokat, umarmen Sie mich nochmals und Gott möge Ihnen Ihren guten Willen, mit welchem Sie mich retten wollten, vergelten! Ich werde als braver Soldat sterben!"

Thränen waren meine einzige Antwort.

Der Gefängnißwärter, welcher Zeuge dieses letzten Auftritts war, zog mich fort, ohne daß ich wußte, was ich that.

Als ich zu Hause angekommen war, las ich den Abschiedsbrief Cassans an Louise; er war in festem, muthigem Tone geschrieben, wie folgt:

„Meine arme Louise!

„Ich komme so eben aus dem Kriegsgericht, wo man „mich wegen eines Vergehens, welches die Militärdisciplin „nie verzeihet, zum Tode verurtheilt hat. Der einzige Kummer für mich ist, Dich nach meinem Tode allein und „ohne Stütze zu lassen und dazu noch unter Leuten, welche „sich so viel Mühe gegeben haben, uns zu schaden.

„Dein Bild wird mir bis zum letzten Augenblicke vorschweben und mir die wenigen Stunden versüßen, welche „mir noch zum Leben übrig bleiben. Es kommt mir stets „vor, als ob ich nichts zur Vorbereitung zu meinem Tode „nöthig hätte, als ob ich ewig bei Dir bleiben würde und „dieser süße Gedanke soll mich auch nicht verlassen.

„Lebe wohl und vergiß Deinen Eduard nicht."

Ich habe bereits bemerkt, daß vierundzwanzig Stunden nach dem Urtheilsspruch die Execution vollzogen werden sollte, wenn nicht bis dahin ein Einspruch gethan werden würde, um Aufschub zu erlangen.

Dieses Letztere wies Cassan standhaft ab.

Als er das Gefängniß verließ, verlangte er ein Glas Branntwein, weil er bei der kalten Nachtluft etwas fror, nahm hierauf mit der größten Ruhe von seinen Leidensgefährten Abschied und wurde fortgeführt. Seine Haltung war fest und männlich und man hatte wahrlich meinen können, er habe sich darauf eingeübt, in den Tod zu gehen, wie zu einer Musterung.

Auf das Wirbeln des Tambours verlas der Auditor nochmals das kriegsgerichtliche Urtheil. Dies war die letzte Formalität.

Cassan hörte es, ohne zu erbleichen. Man wollte ihm hierauf die Augen verbinden, er aber verbat sich dieses.

Digitized by Google

Sein Grab war einige Schritte hinter ihm gegraben worden; er trat auf dasselbe zu, öffnete seine Uniform und schlug sie nach der Ordonnanz auseinander. Hierauf wandte er sich an das Peloton:

„Euch, meine Freunde —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Der Adjudant des Dienstes hatte seinen Säbel erhoben und auf dieses Signal sank der Unglückliche von Kugeln durchbohrt nieder.

Alle Truppen marschirten hierauf, die Tamboure und die Musik an der Spitze, an dem Leichnam vorüber und salutirten dem Opfer der Gerechtigkeit.

Ueber den inneren Zustand des russischen Reiches vor zweihundert Jahren.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ueber die Körperbeschaffenheit und Kleidung der Russen, welche letztere bekanntlich durch Peter I. eine gänzliche Umgestaltung erlitt, theilt Olearius folgendes mit, was in jedem Zug an das Morgenland erinnert: „Die Männer sind insgemein große, starke und dicke Leute; sie halten viel von großen Bärten und dicken Bäuchen und welche von ihnen damit begabet, stehen bei andern in großem Ansehen. Die Knebelbärte lassen sie lang über den Mund herabhängen. Das Haar auf dem Kopf tragen nur ihre Popen oder Priester lang und über den Schultern herabhängend, die andere aber kurz abgeschnitten. Die großen Herren lassen es sogar mit dem Scheermesser abnehmen, so ferne sich aber einer an Seiner Zaarischen Majestät versündigt hat, oder weiß, daß er in Ungnade ist, läßt er das Haar lang und wild wachsen, so lange diese währet. Vielleicht haben sie diesen Gebrauch von den Griechen, welchen sie doch immer nachahmen wollen, indem diese nach Plutarch mit langherabhangenden Haaren, wenn ihnen ein Unglück begegnet, herumgegangen sind. Die Weiber sind mittlerer Größe, meist wohlgestaltet, zart von Gesicht und Gliedern, aber in den Städten schminken sie sich alle und so grob und merklich, als wenn einer mit einer Handvoll Mehl über das Gesicht gefahren wäre und die Backen mit einem Pinsel roth gemalt hätte, auch färben sie Augenbrannen und Wimpern schwarz. Die Frauen tragen ihr Haar zusammengerollt unter den Mützen, die erwachsenen Jungfrauen aber lassen sie in einem Zopf auf den Rücken mit einer rothseidenen Quaste daran herabhangen. Den Kindern aber unter zehn Jahren schneiden sie die Haare vom Kopf und lassen nur auf beiden Seiten Haarlocken hängen; den Mädchen hängen sie zum Unterschied große goldene oder silberne Ringe in die Ohren.

„Ihre Kleidung ist der griechischen ähnlich, ihr langes Oberkleid, Kaftan, ist bei den Reichen, wie auch der Hemdenkragen reich mit Gold und Perlen gestickt; der Zaar hat einen großen Vorrath solcher kostbaren Röcke, welche bei öffentlichen Festen den Hofleuten geliehen werden. Die Aermel des Kaftans sind fast so lang, als der Rock selbst. Etliche Sklaven und leichtfertige Vögel tragen in solchen Aermeln Steine und Prügel, welches man nicht leicht gewahr wird, womit sie manchmal, sonderlich des Nachts, einen überfallen und niederschlagen. Sie tragen alle auf den Köpfen Mützen, im Sommer von Filz, im Winter von Tuch mit Pelz, die Reichsräthe aber, wenn sie in öffentlicher Versammlung begriffen sind, haben von schwarzen Füchsen oder Zobeln, Mützen bei einer Elle hoch. Sie tragen gewöhnlich wie die Polen kurze Stiefel, vorn spitz, von Juchten oder persischem Saffian. Der Frauen Schuhe haben gar hohe Absätze bei ein Viertel Elle hoch, so hinten längs herunter mit kleinen Nägeln beschlagen sind, so daß sie nur mit Mühe darin gehen können. Die Weiberröcke sind wie die der Männer mit hängenden Aermeln.“

„Es haben vordem die Deutschen, Holländer, Franzosen und andre Fremde, welche im Lande lebten, russische Kleider getragen, damit sie nicht von frevelhaften Bösewichtern beschimpft und gefährdet würden. Vorm Jahre aber (1644) hat der Patriarch darinnen eine Aenderung gemacht. Als nämlich eine große Prozession in Moskau gehalten worden, welcher der Patriarch selbst beigemohnt, und er auf der Straße über das umstehende Volk den Seegen gesprochen, haben die Deutschen, welche unter den Russen gestanden, sich nicht gegen den Patriarchen geneigt. Als der Patriarch dies mit Unwillen gesehen und vernommen, hat er gesagt, es wäre nicht recht, daß die unwürdigen Ausländer den Seegen mit empfangen sollten, und damit er sie hinfürder von den Russen unterscheiden könne, ist ein ernster Befehl ergangen, daß jeder Ausländer alsbald die russischen Kleider ablegen und in seiner eignen Landestracht hinfort erscheinen sollte. Solchem Gebote zu gehorsamen wollte etlichen so beschwerlich fallen, als gefährlich dem zu widerstreben, indem ihrer viel aus Mangel an Schneidern zu neuen Kleidern sobald nicht gelangen konnten und doch vom Hofe ohne Nachtheil nicht lange abwesend seyn durften. Hat deßwegen jeglicher genommen, was ihm am nächsten zur Hand gewesen; etliche haben ihrer Väter, Groß- und Aelterväter und anderer Freunde Kleider, so theils noch zu des Tyrannen Iwan Zeiten (also 60 Jahre früher) bei Wegführung der alten Livländer mit nach Moskau gekommen und in den Kisten gelegen, angezogen, welches dann bei ihren Zusammenkünften, nicht nur wegen der so alten und mannigfachen Tracht, sondern auch, daß die Kleider Manchen zu groß oder zu klein gewesen, groß Gelächter verursacht.“

Das folgende Capitel, worin Olearius „von der Russen Natur, Eigenschaft der Gemüther und Sitten“ handelt, hat die Randbemerkung: „Russen seynd Barbaren“ und dies Wort läßt schon auf den Grundton schließen, in dem der Bericht geschrieben ist. Es ist aber nicht etwa eine besondere Abneigung des Olearius, sondern alle Reisebeschreiber, meist Gesandte, der verschiedensten Völker vom 15. bis 17. Jahrhundert stimmen in den Hauptzügen des Bildes überein; so nannte Contarini, der venetianische Gesandte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sie „ein bestialisches Volk.“ Es lag weniger an den Russen selbst, daß sie so unglaublich lang, bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhaadert, trotz ihrer vielfachen Berührungen mit Europa, selbst den ersten Anfängen der Gesittung fremd blieben, als vielmehr an den Zaaren und der Geistlichkeit. Für eignes Wohlbefinden, für Macht und Reichthum sorgten die Zaaren durch fremde Leibärzte, Offiziere und Büchsenmeister, Bergleute und Fabrikarbeiter, aber diese mußten ganz geschieden von dem russischen Volke bleiben; Reisen der Russen ins Ausland, Erlernen fremder Sprachen wurden nach Möglichkeit mit größter Strenge gehindert und zur Erhaltung der Rechtgläubigkeit in den russischen Schulen nur Religion, Lesen und Schreiben gelehrt, aber nicht das Mindeste über den Zustand Europa's. Daher herrschte der roheste Aberglaube und zu Olearius' Zeit kam ein holländischer Wundarzt wegen eines

Digitized by Google

Skelets, das einige Strelitzen in seinem Zimmer bemerkten, ein Maler, wegen eines Schädels, den man bei ihm fand, nicht nur bei dem Volke, sondern auch bei den Gerichten in Lebensgefahr.

Verstand spricht Olearius wie die übrigen Schriftsteller den Russen nicht ab, aber sie wendeten ihn zu nichts Gutem an, seyen Betrüger, falsche Ankläger, falsche Richter, treulos, hochmüthig nach unten, und, worüber alle Berichte einig sind, geborne Sklaven nach oben. Ihre Sitten seyen sehr roh und grob, sie seyen schaamlos, ausschweifend und der Völlerei ergeben. Wie die Richter bestechlich, so seyen auch die Wächter selbst Diebe, daher die größte Unsicherheit in den Städten. Der erwählte Leibarzt des Zaaren, Hartmann Grammann, wurde am hellen Tage in Moskau angefallen, niedergeworfen und die Diebe wollten ihm eben den Finger, an dem er seinen Siegelring trug, abschneiden, als noch Hülfe kam. Die Klage über Bestechlichkeit der Beamten, so alt sie ist, wurde von Katharina II beim Regierungsantritte in einem merkwürdigen Manifest wiederholt, wo es heißt: „Wir haben schon ehedem zur Genüge vernommen und sehen nun selbst, wie weit es mit der unersättlichen Begierde nach Geschenken und Gaben in unserm Reiche gekommen, sogar, daß kaum der kleinste Richterstuhl zu finden ist, wo die Ausübung der Gerechtigkeit von einer solchen Seuche unangesteckt geblieben wäre. Sucht Jemand eine Bedienung, so muß er bezahlen; will sich Jemand vor Verläumdung schützen, so muß er solches mit baarem Gelde thun, will Jemand einen Andern verläumden, so unterstützt er seine Ranke durch Bestechungen. Ebenso verwandeln viele Richter den heiligen Ort, wo sie Recht sprechen sollen, in einen Marktplatz und ihr Amt sehen sie als eine Rente an."

Sehr wenig europäisch findet Olearius die Waffen, deren die vornehmen Russen sich beim Zweikampf bedienten; er sah nämlich zwei Fürsten zu Pferde mit Knuten sich herumhauen. — Wegen der Sklaverei und grobem harten Leben seien die Russen gute Soldaten, aber nur durch Prügel zu regieren, daher die jungen Bauern zuweilen zusammen kämen und auf einander losschlügen, um nachher Prügel desto besser ertragen zu können. Von ihrer Lebensweise und Reinlichkeit weiß Olearius nicht viel Rühmens zu machen, bemerkte jedoch, sie seien mit einem merkwürdigen Nachahmungstalent und der Gabe, sich rasch zu helfen, ausgestattet, ohne zu verschweigen, daß alle ihre Arbeit leichtfertig und auf den Schein berechnet sei. Ueber die Völlerei der Russen liefern alle Schriftsteller jener Zeit schauderhafte Thatsachen; auch Weiber und Priester nahmen Theil und am höchsten stieg der Branntweintaumel und die Zahl der daraus folgenden Verbrechen an den hohen Festen. Nie sah man durch die Straßen der Stadt so viel Betrunkene und in ihrer Trunkenheit brüllende Menschen ziehen, als in der heiligen Osterwoche; nie so viel trunkene Weiber und Männer auf den Straßen liegen; nie fand man sonst am Morgen so viele Unglückliche, die im Rausche hingefallen, erfroren und von Hunden zerfleischt, oder von Räubern und Meuchelmördern waren getödtet worden. Als diese Unordnungen schon etwas nachgelassen hatten, wurden doch noch in einer Nacht in der Stadt Moskau allein über vierzig Menschen ermordet, und der Pöbel war mit dieser geringen Anzahl sehr unzufrieden, weil er sich vermöge eines gottlosen Aberglaubens ein mehr oder weniger glückliches Jahr versprach, je nachdem mehr oder weniger Menschen in der ersten Nacht der Butterwoche erschlagen wurden. Nicht geringer als die Zahl der Ermordeten war gegen das Ende des 17. Jahrhunderts die Zahl derjenigen, welche im Rausch hinfielen und erfroren. Ein zuverlässiger Schriftsteller schätzt die letztern bloß in Moskau und während der Fastenzeit auf zwei bis dreihundert und war selbst Augenzeuge, daß an jedem Morgen zehn bis zwölf Leichname auf Schlitten fortgefahren wurden, welche am Gesicht und den Schultern von Hunden angefressen waren. Peter I., der selbst dem Branntweingenusse übermäßig ergeben war, steuerte dieser Völlerei nicht, wie er überhaupt sein Volk nicht innerlich umgestalten konnte; die hauptsächlichsten Ergebnisse seines Wirkens für die Verfassung und Bildungsgeschichte Rußlands sind: die Herstellung der unumschränkten Alleinherrschaft durch Vernichtung der Adelsrechte und der geistlichen Macht, die Erleichterung und Beförderung des Reisens der Russen nach Europa, sowie die Errichtung höherer Lehranstalten in Rußland selbst, endlich die Ersetzung des Geburtsadels durch den Dienstadel in vierzehn Klassen, wodurch jede selbstständige Regung neben der Regierungsgewalt aufhörte. Indem er so mit Adel und Kirche verfuhr, indem er Militär-, Civil- und Kirchenämter parallelisirte und allen die strenge Gliederung des kriegerischen Ranges aufzwang, wurde Rußland zur vollkommensten Despotie, zu einer aus ungerechten Schichten (den Rangklassen) aufgebauten Pyramide, auf deren Spitze der Zaar steht, dessen warme Gnadenstrahlen, die er aus seiner Gletscherhöhe auf das Volk niedersendet, unten ziemlich matt und kraftlos anlangen, während die kleinste Flocke seines Zornes als Lawine in die Tiefe rollt.

Während endlich bis zu Peter das weibliche Geschlecht, ganz in den Häusern verschlossen lebte, von jeder Theilnahme am öffentlichen und geselligen Leben ausgeschlossen war, hat dies Verhältniß seitdem einen so völligen Umschwung erlitten, daß wir seit Peter dem Großen auf fünf Kaiser vier Kaiserinnen zählen, deren Bedeutung wenigstens bis zum Anfang dieses Jahrhunderts entschieden die der Männer überwiegt, so wie auch die größere Zahl der Jahre auf die weiblichen Regierungen fällt. 18.

Zwei eigenthümliche amerikanische Gewerbe.

In den unermeßlichen Ebenen Südamerikas zeichnen sich die Sinne der Bewohner durch ungewöhnliche Schärfe aus; jeder Gaucho z. B. erkennt unter tausenden die Spur eines Thieres und wenn er es seit einem Jahre nicht gesehen; er erkennt, ob ein Pferd frei herumlief oder gefangen, ob es ledig oder beladen war; aber es giebt Sparsucher (rastreadores) von Profession, bei denen das Gesichtsorgan in einer für uns unbegreiflichen Weise entwickelt ist. Ein rastreador ist aber auch in seiner Heimath ein sehr wichtiger, geachteter und selbst gefürchteter Mann, denn ein Wort von ihm kann den Schuldigen, der sich versteckt hält, retten oder verderben. Seine Angaben haben vor den niedern Gerichten Beweiskraft. Wenn ein Diebstahl in der Nacht begangen worden ist, so sucht man zuerst die Spur des Diebes auf; so unsicher und schwach sie auch sein mag man ruft den rastreador. Er betrachtet die Spur und folgt ihr, auf Wegen und Straßen, durch Bäche und Gärten, über Mauern sogar und kommt direct zu der Person, welche er sucht. „Das ist der Mann," sagt er. Mehr ist nicht nöthig, um das Verbrechen zu beweisen und der entdeckte Dieb wagt es auch gar nicht zu läugnen, denn der rastreador ist gleichsam der Finger Gottes, der den Schul-

Digitized by Google

digen bezeichnet. Auch kennt man kaum ein Beispiel, daß eine solche Bezeichnung irrthümlich gewesen wäre. Wird der rastreador durch Hindernisse gereizt, steht sein Ruf auf dem Spiele, so erfolgen die überraschendsten Resultate, wie es einmal bei einem solchen berühmten menschlichen Spürhunde, Calibar mit Namen, in Buenos-Ayres geschah. Er verfolgte einen zum Tode Verurtheilten, der entflohen war. Der Unglückliche suchte vergeblich sich dadurch zu retten, daß er jede List aufbot; er ging große Strecken weit auf den Fußspitzen, schwamm in Flüssen, ging rückwärts ꝛc. Bei jeder neuen Schwierigkeit rief Calibar aus: „Du entgehst mir doch nicht.“ Und er fand ihn wirklich. Eine solche Verfolgung ist eine wirkliche Jagd, die aber nicht durch den Geruch, sondern, was merkwürdiger ist, durch das Gesicht geleitet wird. Der Schrecken, welchen Calibar einflößte, war aber auch so groß, daß 1844 politische Gefangene an ihre Flucht nicht eher zu denken wagten, bis sie ihn bewogen hatten, in den ersten Tagen sich krank zu stellen. Dieser Mann, dessen Ruf in der ganzen argentinischen Republik wahrhaft fabelhaft ist, hat sein Gewerbe 40 Jahre getrieben und lebt heute noch in Buenos-Ayres, wo er seine Wissenschaft seinen Freunden mittheilt. Eben so merkwürdige Menschen sind die bagneanos. Diese kennen das ganze Land, die verborgensten Plätze der Ebene, des Waldes, des Gebirges auf's genaueste. Wenn der Weg, auf welchem er geht, von einem andern durchkreuzt wird, so weiß der bagneano, woher er kommt und wohin er geht. Die tausend Fußsteige, die er in einer Strecke von hundert Stunden trifft, sind ihm gleich vertraut. Er kennt geheime Furte in den Flüssen; wenn es in einem Sumpfe eine einzige Stelle giebt, auf der man hindurch kommen kann, so ist sie ihm bekannt. Selbst in der Nacht und in der wildesten Einöde weiß der bagneano sich zurecht zu finden. Er beobachtet die Bäume oder auch die Pflanzen und dies genügt ihm; im äußersten Falle beriecht oder kaut er Wurzeln von gewissen Pflanzen und daran erkennt er, ob er einem Salzsee oder süßem Wasser nahe ist. Ein bagneano ist deshalb für den Befehlshaber einer Armee unentbehrlich, denn er allein kann die nöthige Auskunft geben, er kennt nicht nur das Land, sondern meldet auch den Feind, der noch zehn Stunden entfernt ist, nach der Bewegung der wilden Thiere, welche entfliehen. Ist der Feind in der Nähe, so beurtheilt er ganz genau die Stärke desselben nach dem Staube, den er erregt. Darnach trifft der General seine Anordnungen. Ja, wenn ein bagneano Condors oder Raben an einem gewissen Punkte des Himmels schweben sieht, so weiß er, ob sie sich auf ein eben verlassenes Lager stürzen wollen, oder ob sie eine Schaar Menschen beobachten, die irgend wo versteckt liegt. Diese Wissenschaft ist ihre Lebensaufgabe. Der bekannte General Rivera ist selbst der berühmteste bagneano; in der ganzen Republik Urugnay gibt es sicherlich keinen einzigen Baum, den er nicht kennt, und diese Kenntniß hat ihn zu dem gemacht, was er ist. A. M. Z.

Feuilleton.

*** Berlin. Durch einen Unglücksfall ward man auf einen Reichthum unserer Gegend aufmerksam. Früher schon hatten einzelne Leute beim Graben Bernsteinstücke und zum Theil recht ansehnliche gefunden, welche auf eine ganze Ader schließen ließen. Wie es bei Auffindung von Schätzen indeß zu gehen pflegt, wurde heimlich von den Findern der Fund weggerafft, verschleudert, die Sache, so lang es ging, verborgen gehalten, und der Schatz ging zum Theil für die Finder und ganz für die Wissenschaft verloren. Die letztere wurde erst durch einen Unfall davon unterrichtet, indem einer der Arbeiter früh Morgens vor den Andern hinausgeschlichen war, um unbeachtet auf eigene Hand einer Spur nachzugehen. Als die andern Arbeiter nachkamen, fanden sie ihn von den herabgestürzten Erdmassen verschüttet, erdrückt und bereits todt. Daß in der Mark und auch um Berlin bedeutende Bernsteinlager in der Erde gewesen und auch vielleicht noch sind, ist außer Zweifel. Aber überall sind die Spuren, welche auf wirkliche ausgedehnte Lagerungen hingeleitet hätten, von den Findern verwischt worden. In der Regel zeigt sich aber der Bernstein nicht im eigentlichen Sande, sondern in den Moorbrüchen, unter den Eisenbüschen; eine schwer zu erklärende Erscheinung, wenn man unsern baltischen Boden als eine Alluvion, unsern Sand als Produkt des Meeres und den Meeresgrund als den Läuterungskessel des vorweltlichen Produkts ansieht. Unsere Moräste sind zwar als die letzten Residuen der alten Ueberschwemmung anzunehmen, es liegt aber gar kein Grund vor, weßhalb gerade hier der Bernstein sich vorzugsweise hätte ansammeln sollen, da die Eisenbuschvegetation, ein jüngstes Kind der Natur, mit seiner Erzeugung in gar keiner Verbindung stehen kann. Beachtenswerth ist indeß, daß gerade die Niederungen, in welchen diese letzten Entdeckungen gemacht wurden und durch welche der Schafgraben sich schlängelt, noch im Mittelalter Morast und Eisenbruch waren. Deßgleichen ist es für die Wissenschaft nicht ohne Interesse, daß in unsern Braunkohlenlagern, welche sich in immer bedeutenderer Ausdehnung an den Spreeufern zeigen und die für unsere Industrie bereits von Einfluß sind, auch keine Spur von Bernstein sich findet. Dieser vorweltlichen, und — einheimischen? — Waldnatur gehört der Bernstein also nicht an.

*** Schießbaumwolle. Ein englischer Gelehrter sucht zu beweisen, daß bereits die alten Grichen die Schießbaumwolle kannten, denn das Hemd, welches des Oeneus Tochter, Deianira, dem Herkules sandte und das angeblich in des Kentauern Nessos Blut getaucht wurde, sei jedenfalls von Schießbaumwolle gewesen.

*** Im Januar 1787 begegnete Kaiser Joseph in der Burg einem Hofrath, der einen ziemlichen Pack Schriften unter dem Arme trug. „Sie tragen schwer,“ sagte der Monarch, und zog vier Bogen aus der Tasche. „Sehen Sie,“ sagte er, „ich trage aber schwerer; in diesen vier Bogen sind die schweren Sünden von zwölf untreuen Beamten verzeichnet.“ A. Thz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 8. December. (Zum Erstenmale) Die Sennerhütte, komische Oper in 1 Akt; nach Scribe von Hartenfels. Musik von Adam. — Vorher (Zum Erstenmale): Sohn und Enkel, Lustspiel in 1 Akt; nach dem Französischen von F. Meck.

Mittwoch, den 9. December. Vicomte von Letorières, oder: Die Kunst zu gefallen, Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Bayard, von C. Blum. (Gastrolle) Vicomte von Letorières: Fräulein Quint, vom Königstädter Theater zu Berlin. Vorher: Die Schwäbin, Lustspiel in 1 Akt, von Castelli.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 340. Donnerstag, den 10. December 1846.

Der weiße Ritter.

Eben hatte es neun Uhr des Abends auf der Kirche Santa Maria Novella geschlagen. Stille wurde es in den Straßen von Florenz; kaum daß man noch auf dem alten Platz einem verspäteten Kaufmann, lustigen Zechbrüdern, oder einem verliebten Pärchen begegnete.

Da öffnete sich in dem ersten Stockwerk eines kleinen Hauses in der Straße della Scala ein Fensterchen, eine alte Frau streckte den Kopf heraus, zog ihn aber sogleich wieder zurück.

„Herr Jesus Christus," gähnte sie und rieb sich die Hände, „was die Abende so kalt sind und wie der rauhe Wind in den unfreundlichen December hineinbläst. Am Himmel ist es so dunkel, wie auf dem Grund des Arno."

„Aber so sieh' doch zu, Marthe, ob er nicht kommt," ließ sich drinnen eine jugendlich frische Stimme vernehmen.

„Der Wind, sage ich Euch, Signora, geht so stark, daß er Einem die Augen zuklemmt, und die Nacht ist so stockfinster — ich glaube, auf sechs Schritte könnte ich die Kathedrale nicht erkennen."

„So lausche wenigstens, ob Du keine Tritte vernimmst. Das muß Dir ja ein Leichtes sein."

„Ja wahrhaftig, ich höre Männertritte, — und fürwahr, sie nähern sich. Ich glaube, es kommt Jemand auf das Haus zu. Ganz Recht, nun erkenne ich einen Cavalier in einem dunkeln Mantel. — Er ist eben an der Thüre, gleich wird er anklopfen."

„Endlich!" rief das junge Mädchen. „Aber recht ernstlich will ich's ihm vorhalten, daß er so lange auf sich warten läßt. Oeffne schnell, Marthe, — so eile Dich denn doch —"

„Um Vergebung, Signora, ich habe mich geirrt; er ist es nicht gewesen, der Cavalier geht vorüber."

„Guter Gott!" seufzte das Mädchen in schmerzlicher Bewegung. „Soll mir denn diese Liebe nichts als Soege und Herzeleid bescheeren? Wäre seine Neigung zu mir eine tiefe, eine aufrichtige, könnte ich sein ganzes Herz mein nennen, er würde mir diese Seelenpein ersparen. — Marthe!"

„Signora befehlen? — Ja, ich versichere Euch," fuhr die geschwätzige Alte fort, „es ist eine wahre Pein, sich solch einem Wind und Wetter aussetzen zu müssen."

„Und glaubst Du denn, es sei weniger Qual, auf den, welchen man liebt, warten zu müssen, wenn die verabredete Stunde längst vorüber ist?"

„Freilich, Signora. Aber mit siebzehn Jahren und einer warmen Liebe im Herzen feiert man nicht. Ich habe leider keine solche Schutzmittel mehr gegen Kälte und Unwetter."

„Du hast Recht, gute Marthe, und ich habe es schlimm bedacht, Dich auf die Wache zu stellen; Du könntest krank werden. Laß mich am Fenster horchen."

„Aber, Signora, hütet Euch, daß Ihr nicht gesehen werdet."

„Du sagst ja, es sei stockfinster draußen?"

„Ja, aber die Wolke, welche den Mond verhüllt, könnte, ehe Ihr es bemerkt, vorüberziehen, und sähe Euch Jemand aus der Nachbarschaft, wie Ihr der Ankunft eines jungen Mannes entgegenharrt, Ihr wäret verloren."

„Was liegt daran, Marthe? Ich kann nirgends Ruhe finden, und siehst Du, die Ungeduld und die Eifersucht nagen heimlich an meinem Herzen."

„Eifersucht! Wär's möglich? O, das habt Ihr nicht nöthig, mein Fräulein. Signor Mercati ist zu edel, zu aufrichtig, als daß er Euch täuschen könnte. Er liebt keine andere Dame als Euch."

„So glaube ich auch, Marthe," fiel das junge Mädchen lebhaft ein. „Er liebt keine andere als mich; aber ich fürchte sehr, er liebt in der Wirklichkeit gar keine."

„Ihr gefallt Euch in solchen Grillen, Signora. Warum sollte er denn hierher kommen, wenn er Euch nicht liebte? Und warum sollte er denn immer wiederholen, daß er Euch anbete?"

„Ich weiß es nicht. Ich widerspreche auch nicht, daß er mir die innige Neigung eines Bruders, die ganze Ergebenheit eines Freundes schenkt; aber das Gefühl eines Liebenden ist ihm fremd. Siehst Du wohl, Marthe, ich bin ihm nicht genug, ich allein kann seine Seele nicht ausfüllen, die so groß und weit ist. Er liebt mich, aber ich bin ihm nicht Alles. Bin ich auch das einzige Mädchen, an welchem er sein Gefallen findet, so bin ich doch nicht der einzige Gegenstand. Die Wissenschaft hat für ihn eben so viel Verführerisches als meine Augen, und die Philosophie ist ihm eben so theuer, als ich, vielleicht noch mehr Nähme er eine Wage, und legte in die eine Schale mein Herz und meine Liebe, in die andere seine Bücher und seine Träume, ich würde dabei verlieren, das weiß ich gewiß. Ist er allein bei mir, dann überrasche ich ihn oft in seiner Zerstreuung, sein Geist ist weit von mir, ich weiß nicht wo. Er sieht mich nur selten und spricht dennoch oft von ganz andern Dingen, als von seiner Liebe. Er ist ernst, nachdenkend. Immer kommt er zu spät, und heute zum erstenmal — kommt er gar nicht." —

Das Mädchen saß einige Augenblicke in Gedanken verloren, dann fuhr sie auf einmal in großer Aufregung fort, und ein Thränenquell entstürzte ihren Augen: „O Marthe! So ist man nicht, wenn man liebt!"

„Weint nicht so bitterlich, Signora, Ihr macht mir Sorge. Um Gottes Barmherzigkeit willen, wer wird denn das eigene Herz so quälen? Und, horch! Ich glaube die Stimme eines Mannes zu vernehmen."

„Ach, das ist er ja nicht. Er hat zu viel Angst, er möge erkannt werden, wenn er mich zu besuchen kommt."

„So höret nur, Signora, es ist ein junger Geselle, der eins singt."

Digitized by Google

Wirklich vernahm man ganz deutlich eine Stimme, die an der Ecke des Santa Maria Novella-Platzes traurig nachstehende Verse sang:

Kennt ihr das alte Märchen
Vom Fischer und dem Ring,
Als über Strom und Brücke
Die Nacht so grausig hing?

Ein schöner Fischer von Florenz
Im Arno fand ein Ringelein,
Ein Ringlein, fein von Gold gemacht,
Verschlungne Namen glänzten drein;
Der Name seines jungen Weibs
Und der von einem Ritter.
Der Fischer las und schwur im Zorn:
„Die Schande straf' ich bitter!"

Kennt ihr das alte Märchen
Vom Fischer und dem Ring,
Als über Strom und Brücke
Die Nacht so grausig hing?

„Laß mich nicht warten heute Nacht!"
„Am Saum des Arno harr' ich dein!"
So hat's der Fischer schlau bestellt,
Daß sie sich beide fanden ein.
Und hört man ferne auf dem Strom
Nicht eine Barke rauschen?
Der Fischer kommt in schwarzer Nacht
Die Buhlen zu belauschen.

Kennt ihr das alte Märchen
Vom Fischer und dem Ring,
Als über Strom und Brücke
Die Nacht so grausig hing?

„Das ist ein trauriges Lied; meint Ihr nicht so, Signora?" fragte Marthe.

„Ich habe es nicht gehört."

„Ihr habt doch gelauscht?"

„Ja, aber ich lauschte, ob er noch nicht komme."

„Und dieser Abend ist gerade auch so dunkel, wie der, von welchem er sang. Was mag der eifersüchtige Fischer gethan haben? Die armen Liebenden! Ach, er fängt wieder an. Hört nur, Signora. — Es überläuft mich!"

Der Sänger fuhr fort:

Der Fischer schaut sie Herz an Herz,
Und zückt sein Messer, daß es blitzt:
„Erquickend ist ein kalter Tod,
„Wenn man zu warm in Liebe sitzt!
„Nehmt beide einen halben Ring
„Und laßt's Euch wohl bekommen!"
Beim Frühroth sind am Ufersaum
Zwei Leichen angeschwommen.

Kennt ihr das alte Märchen
Vom Fischer und dem Ring,
Als über Strom und Brücke
Die Nacht so grausig hing?

„Grausenerregend!" rief die alte Marthe aus. „Die Geschichte erscheint mir heute Nacht im Traum."

Die junge Florentinerin erhob sich in großer Bewegung und ohne dem unzeitigen Plaudern ihrer Erzieherin Gehör zu schenken, befahl sie der Alten, einen Mantel zu bringen.

„Euern Mantel! Was wollt Ihr denn beginnen?"

„Da er nicht zu mir kommt, so muß ich wohl zu ihm gehen. Ich kann hier nicht länger bleiben, ich sterbe vor Unruhe. Du wirst so gut sein, mich zu begleiten."

„Wo denkt Ihr hin, Signora? Zu dieser Stunde? Bei diesem Wetter? Wollt Ihr denn, daß Euch ein Unglück zustoße, wie der Frau des eifersüchtigen Fischers, — daß man Euch einen Ring zu verschlucken gibt, Euch mit einem Dolche verwundet? — Ausgehen? Großer Gott!"

„Was schwatzest Du von Dolch und Ring! Ich weiß nicht, was Du damit meinst; aber ich beschwöre Dich, Marthe, gehe mit mir."

„Heilige Jungfrau, das kann ich nicht wagen. Und der Signor Mercati wohnt noch dazu auf der andern Seite des Flusses."

„Nun wohl, so gehe ich allein — schnell, meinen Mantel."

„Nein, wenn es sein muß, will ich Euch folgen. Aber Ihr habt es zu verantworten, wenn es uns Beide das Leben kostet."

(Fortsetzung folgt.)

Das mexicanische Kriegswesen.

Das mexicanische Heer auf dem Friedensfuß beläuft sich etwa auf 20,000 Mann, zählt man aber die Küstenwache hinzu und eine stehende Miliz (die man nicht mit der aufgelösten Nationalgarde von 10 bis 20,000 Mann verwechseln darf), so erhält man die Summe von etwa 30,000 Mann. Wollte man aber die Zahl der Soldaten nach der der höhern Offiziere abschätzen, so würde man ein sehr falsches Ergebniß erhalten, indem man nicht weniger als 10 Generallieutenants und 150 Generalmajors zählt. Die Titel Obrist und Oberstlieutenant sind nicht weniger häufig, der Grad des Majors dagegen ist unbekannt. Das Regiment besteht aus einem Bataillon oder 8 Compagnien, davon sechs Füsiliere, eine Grenadiere und eine Jäger. Ein Reiterregiment hat 4 Schwadronen oder 8 Compagnien. Jede Infanteriecompagnie wird von einem Hauptmann, einem Ober- und einem Unterlieutenant befehligt. Statt des letztern ist bei der Reiterei ein Fähnrich (Alferez). Im vollzähligen Zustande besteht das Heer aus 12 Fußregimentern, zwölf leichten Dragonerregimentern, einer Artillerie- und einer Sapeur- und Ingenieurbrigade und aus der Handelswache, welche die Kaufleute der Hauptstadt zu ihrer Sicherheit unterhalten.

Die Kleidung der Truppen ist im höchsten Grade vernachlässigt. Sie besteht in einer kurzen Jacke und einem formlosen Beinkleid. Das Fußvolk hat blau mit rothem Besatz, weißes Lederzeug und sehr hohe, mit Zierrathen überladene und mit einem Federbusch geschmückte Tschakos. Die Reiter tragen grün mit roth, metallene Helme mit Federstutzen. Die Dragoner haben gelbe Mäntel mit dem in Europa längst aufgegebenen englischen Kragen, die Fußtruppen den landesüblichen wollenen Ueberwurf, Serape genannt. Die Waffen kommen meist aus England.

Die Leibwache des Präsidenten besteht aus einer kleinen Abtheilung Grenadiere, die durch ihre schöne Haltung und reiche Kleidung vor den übrigen Truppen sich auszeichnen.

Digitized by Google

Das Geschütz- und Genieweſen und der Generalſtab haben auch unter der Republik das Vorrecht erhalten, wie unter ſpaniſcher Herrſchaft, wo ſie zu den königlichen Haustruppen gehörten, Goldſtickereien zu tragen.

Die Geſchütze ſind von dem verſchiedenſten Kaliber, einige von ungewöhnlicher Länge (Falkonetts), andere aus Eiſen; keine Batterie hat gleichmäßige Stücke. Die Haltung der Truppen iſt keineswegs kriegeriſch und wenn einzelne Abtheilungen in dieſer Hinſicht ſich auszeichnen, ſo verdanken ſie es der Perſönlichkeit ihrer Führer und einer Anzahl alter Krieger aus der ſpaniſchen Zeit, die noch im Dienſte ſind. Ihr Hauptverdienſt iſt ihre Mäßigkeit; mit einer Handvoll Mais und ohne Schuhe legen die Mexicaner mehrere Tage hindurch täglich 12 bis 15 Stunden zurück. Im Allgemeinen fehlt es ihnen keineswegs an perſönlicher Tapferkeit und ſie würden unter andern Umſtänden gute Soldaten ſein. Auch fehlt es nicht an Geſetzen, um die Mannszucht aufrecht zu erhalten. So wird der Fahnenflüchtige das erſte Mal mit hundert Stockhieben, das zweite Mal mit Gefängniß in Veracruz beſtraft. Aber der Leichtſinn und die Schlaffheit der Nation, die ſich in allen Zweigen der Verwaltung ausſprechen, machen, daß die Kriegsgeſetze ebenſo wenig vollzogen werden, als die übrigen Strafgeſetze. Ein anderer Hauptgrund des üblen Zuſtandes der Armee ſind die Finanzverhältniſſe der Republik. Der ſchlecht gekleidete und genährte Soldat erhält nicht einmal ſeinen ärmlichen Sold regelmäßig, ein Loos, das übrigens alle niedern Staatsbeamten mit ihm theilen. Selten erhalten ſie baares Geld, gewöhnlich Schatzſcheine, die ſie mit ungeheurem Verluſt an Wucherer zu verkaufen genöthigt ſind. Es iſt vorgekommen, daß ein Offizier ſein Guthaben von 580 Peſos für 58 Peſos Silber verkauft hat. Die Käufer warten den günſtigſten Augenblick ab und theilen dann ihren Gewinn mit den verderbten Verwaltungsbeamten, ohne daß die Regierung ſelbſt, welche durch dies Verfahren alles Zutrauen verliert, den mindeſten Vortheil davon hätte. Aber der ſchlimmſte Schaden des mexicaniſchen Heeres iſt der empörende Gebrauch, in Zeiten der Gefahr ſeine Reihen aus den Bewohnern der Gefängniſſe zu ergänzen, und der meuteriſche Geiſt, der in ſo vielen Soldatenaufſtänden ſich offenbart hat. Dieſe Empörungen, welche in andern Ländern durch Erweckung und Entwickelung kriegeriſcher und politiſcher Talente einen Theil ihres Schadens ausgleichen, haben dieſe Folge in Mexico nicht gehabt. Gerade die glücklichſten Parteihäuptlinge, welche ihr Land, ja Europa eine Zeitlang mit ihrem Ruhme füllten, ſind Menſchen verdorbenen Charakters und mittelmäßiger Talente und die Hauptheiden des Befreiungskriegs gegen Spanien hatten ſich vorher durch ihre Gewaltthätigkeit ausgezeichnet.

Die mexicaniſche Flotte iſt ſehr unbedeutend und beſteht nur aus zehn kleinen Fahrzeugen (Brigantinen und Göletten). Es fehlt aber ebenſowenig wie im Landheer an hohen Offizieren und in der Hauptſtadt wandeln zahlreiche Commodore einher, genug für die furchtbarſte Marine. Im Hafen von Veracruz liegt der Rumpf einer verſunkenen Fregatte, der wahrſcheinlich, wie ein Bisthum in partibus infidelium, auch ſeinen Commandantentitel gewährt. t8.

Verbeſſerung des elektriſchen Telegraphen.

Herr Highton hat eine Verbeſſerung des elektriſchen Telegraphen entdeckt und ein Patent darauf genommen; ſeine Erfindung iſt ihm von der elektriſchen Thelegraphen-Compagnie abgekauft worden. Die Verbeſſerung beſteht darin, daß an die Stelle des ganzen Gewindes von Draht und magnetiſchen Nadeln ein Metallblättchen tritt, in deſſen Nähe ein Magnet angebracht wird. Der erſte daraus erwachſende Vortheil iſt die Wohlfeilheit; der bisherige Apparat koſtete 20 Pf. St., während der nach dem neuen Plan nur auf 20 Schill. zu ſtehen kommt — ein Unterſchied von 1000 pCt. Der zweite: die größere Empfindlichkeit. Mit dem neuen Apparat wirkt eine Batterie von einer einzigen Zelle durch einen Draht von 100 engl. Meilen Länge; dies verſchafft viele Nebenvortheile. Theilt man den elektriſchen Strom in zwei oder mehr Theile, ſo kann eine Nachricht direkt von Liverpool nach London befördert werden, während daſſelbe elektriſche Fluidum zu gleicher Zeit auf zwei abgeleiteten Nebenwegen vorbringt und einerſeits durch Briſtol, andrerſeits durch Cambridge und York die nämliche Nachricht überbringt. Der dritte Hauptvortheil iſt die größere Geſchwindigkeit, da das Goldblättchen, faſt ſo gut als gewichtlos, alsbald nach dem gegebenen Signale ohne irgend eine Oſcillation oder Schwingung, wie das bei den Nadeln der Fall iſt, niederſinkt. Viertens: größere Zahl von zu gleicher Zeit gegebenen Signalen. Der fünfte Vortheil beruht auf der Tragbarkeit. Einer von den hier in Rede ſtehenden neuen Apparaten kann in der Taſche herumgetragen und binnen einer oder zwei Minuten an irgend einem Orte zu einem augenblicklichen Zweck benutzt werden. Sechſtens: in Folge der Wohlfeilheit und Einfachheit des neuen Apparats kann man ſtets mehrere auf jeder Station in Bereitſchaft halten, ſo daß wenn der Eine durch den Blitz oder andere Urſachen beſchädigt worden, binnen einigen Secunden ein Anderer ihn erſetzt. Siebentens: der geringe Widerſtand, den dann der elektriſche Strom findet. Der Widerſtand eines jeden Gewindes iſt gleich dem eines 6 engl. Meilen langen Drahtes, der des Goldblättchens beträgt nicht mehr, als der Widerſtand eines Drahts von einigen 100 Yards. Dadurch wird auf jeder Station die Batterie mit viel mehr Stationen zu gleicher Zeit in Kommunikation zu treten vermögen, als gegenwärtig. Bei dieſen Vortheilen wird die neue Verbeſſerung jene alten Nadel-Telegraphen bald gänzlich verdrängen. Und nun da die Form des Telegraphen eine ſo einfache geworden, wird er nicht blos zu großen Entfernungen, ſondern auch zwiſchen den verſchiedenen Theilen eines und deſſelben öffentlichen Gebäudes benutzt werden. Elb. Z.

Feuilleton.

*** Wunderkinder. Bekannt iſt Karl Witte, jetzt Profeſſor der Rechte zu Halle (geboren 1800 zu Lochau bei Halle), deſſen Erziehungsgeſchichte ſein Vater, der kürzlich verſtorbene Prediger Dr. Karl Witte, bei Brockhaus in Leipzig (1819) erſcheinen ließ. Derſelbe erwähnt in dieſer Schrift zweier ältterer Wunderkinder. Chrn Heinr. Heinecke (Sohn des Profeſſors der Geſchichte), geboren 1721 zu Lübeck, lernte im achten Monate ſprechen, konnte im achtzehnten die wichtigſten Begebenheiten der bibliſchen Geſchichte hererzählten und hatte ſelbſt aus der Geographie, der römiſchen und griechiſchen Geſchichte Manches im Kopfe. Bald ſprach er auch

Digitized by Google

Französisch und Latein so fertig wie seine Muttersprache, sog aber dabei fortwährend an der Mutterbrust bis zu seinem Tode, der im fünften Jahre erfolgte. Man hatte nämlich auf ihn und seine Mutter Pasquille gemacht, worüber sich Letztere so grämte, daß ihr die Milch ausblieb und der Sohn entwöhnt werden mußte, welcher diese Trennung nicht ertragen konnte, nichts genoß und bald darauf an der Schwindsucht starb. — Der andere Wunderknabe war Joh. Phil. Baratier, Sohn eines Predigers zu Schwobach (später zu Stettin), und wurde ebenfalls 1721 geboren. Er redete, bloß von seinem Vater angeleitet, im dritten Jahre fertig Deutsch, Französisch und Lateinisch und hatte im sechsten das Griechische und Ebräische inne, lernte darauf Syrisch, Chaldäisch und Arabisch, trieb später Philosophie, Mathematik und Astronomie und trat im dreizehnten Jahre als Schriftsteller auf. Im Jahre 1735 wurde er von der Halle'schen philosophischen Facultät nach vorausgegangener glänzender Disputation zum Magister der Philosophie creirt; im sechzehnten Jahre bekam er ein Krebsgeschwür an der linken Hand und später die Schwindsucht, an der er im Jahre 1740, neunzehn Jahr alt, starb. Gesellig.

*** London. In diesen Tagen wurde quer durch den Hafen von Portsmouth, vom Watering-Island im Dock-Yard bis zur Landungstreppe bei Royal Clarence-Yard, unter dem Wasser der elektrische Telegraph gelegt; alle damit angestellten Versuche gelangen vollkommen.

*** Selbstverbrennung von Oelbildern. Es ist unsers Wissens schon oft behauptet, aber auch vielfach bestritten worden, daß sich Oelgemälde von selbst entzünden und verbrennen können, wie etwa Heu oder Krummet, welches man naß eingeführt hat. Als der letzte Fall dieser Art, wird die Verbrennung eines Oelgemäldes erzählt, welche auf der Eisenbahnfahrt von Edinburgh nach Glasgow Statt gefunden hat, ohne daß etwa die Hitze der Locomotive Einfluß darauf genommen hätte. Als der tristigste Erklärungsgrund dieser freiwilligen Verbrennung wurde angegeben: daß vegetabilische Oele mit den Farben vermischt, und diese auf leinene oder wollene Gewebe aufgetragen waren.

*** Ein junger Araber, welcher die französische Sprache nicht versteht, wandert jetzt in Begleitung eines Dolmetschers durch die Straßen von Paris. Vor einigen Tagen traf er mit einigen Damen zusammen. Eine davon sang eine Romanze und fragte den Dolmetsch: „Was der junge Araber davon hielte?" — „Mein Freund," sagte er, „glaubt eine Nachtigall zu hören." — „Was meint er wohl von mir?" fragte endlich die neugierige Schöne. Der Begleiter des jungen Mannes sprach mit ihm einige Worte und antwortete dann: „Er sagt, er denke bei Ihrem Anblick an das schönste Kameel seiner Heimath!" Mrgbl.

*** Ein italienischer Abt, den Kaiser Joseph in Italien als einen guten Dichter kennen lernte, ging im Juni 1789 im Lazenburger Garten spazieren, und stieß von ungefähr auf den Monarchen. — „Ich werde vielleicht nächstens Gelegenheit haben," war die Anrede des Kaisers, „Ihr dichterisches Talent zu prüfen, und Ihnen die Verfertigung eines kleinen Gelegenheitsgedichtes auftragen. Wollen Sie solches übernehmen?" — „Ew. Majestät befehlen, und geruhen nur, mir den Stoff zu geben," — war die Antwort des Abtes. — „Diesen mögen Sie errathen," erwiederte der Monarch; „und dies können Sie leicht, wenn Sie mich nur erst recht ansehen." — „So wünsche ich, daß ich Ew. Majestät gänzliche Herstellung oder Ihre Siege besingen könne," fuhr der Abt fort. — „Nein, nein," fiel ihm der Kaiser ein, „machen Sie sich lieber an das Epitaphium, bringen Sie mir es aber bald, und zum Stoff mag Ihnen dienen: „Hier liegt ein Fürst, der mit der besten Meinung keinen seiner Plane durchsetzen konnte." — Und hiermit verließ der Kaiser den betroffenen Abt, ohne ihm Zeit zu lassen, weiter zu antworten. A. Thz.

*** „Punch" räth den nothleidenden Arbeitern in England sich schwarz zu färben und als Neger zu melden, dann werde ihnen die Hülfe der Philanthropen nicht entgehen; weiß seien sie nicht interessant genug.

*** Mirabeau wurde anfänglich von seinen Gegnern beschuldigt: er lasse sich seine Reden machen. „Nun gut," erwiederte er, „so bestellt euch nur bei denen, die mir die Reden machen, auch die Antwort darauf."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 8. December.)

Berlin, 1. Dec. Die ersten Einleitungen zu einer Aufführung der Aeschyleischen Orestie, oder eines der drei Stücke derselben, werden getroffen. Mit welchem Ernst dieses Vorhaben betrieben wird, sieht man daraus daß die Uebersetzung der Trilogie einem unsrer durch tiefgehende Kenntniß des griechischen Idioms ausgezeichnetsten Gelehrten, dem Professor Johannes Franz übertragen worden, welcher im vorigen Jahre, um seiner Arbeit einen so scharf als möglich berichtigten Text unterlegen zu können, auf königliche Kosten, eine Reise nach Venedig und Florenz zur Vergleichung der dortigen Handschriften des Aschylus unternommen hat. Die Uebersetzung ist nun, dem König gewidmet, im Druck erschienen, und so weit die Aufgabe den schwierigen alten Dichter einem größeren heutigen Publikum zugänglich zu machen, überhaupt lösbar war, so weit hat Pr. Franz sie gelöst. Es ist nun zuvörderst abzuwarten, welche Mittel und Auswege Tieck, dem dies dramaturgische Geschäft übertragen ist, in Vorschlag bringen wird, um die Tragödie aufführbar zu machen. Die musikalische Bearbeitung hat Meyerbeer übernommen. Man darf jedenfalls etwas Bedeutendes erwarten, aber der Componist wird, um hier etwas Vortreffliches zu leisten, große Selbstbeherrschung nöthig haben. Seine Musik zu dem Trauerspiel „Struensee" gibt wiederum Zeugniß von seiner großen Meisterschaft in der Instrumentirung. Auf dieses Mittel der Wirkung muß aber der Componist antiker Bühnenwerke schlechterdings verzichten, oder er darf es wenigstens nur mit äußerster Behutsamkeit anwenden. A. Z.

— Der in Hamburg lebende Dr. Wollheim bearbeitet ein indisches Schauspiel „Urwaßi" für die deutsche Bühne und der Kapellmeister Conradin Kreutzer componirt die dazu gehörende Musik. Dichter der Urwaßi ist der berühmte Kalidasa, Verfasser der Sakuntala.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 9. December. Viromie von Letorières, oder: Die Kunst zu gefallen, Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Bayard, von C. Blum. (Gastrolle) Vicomte von Letorières: Fräulein Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin. Vorher: Die Schwäbin, Lustspiel in 1 Akt, von Castelli.

Donnerstag, den 10. December. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 341. Freitag, den 11. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Fortsetzung.)

Während die Alte so langsam als möglich that, steckte die Florentinerin ein Stilet in den ledernen Gürtel, der über den Hüften ihr Petzkleid zusammenhielt, und zog, als sie aus der Thüre trat, die nachähnliche braune Kapuze ihres Mantels über den Kopf. Marthe machte das Zeichen des Kreuzes, denn es war ihr gar nicht wohl zu Muthe, als sie sich mit ihrer Gebieterin allein auf der stillen, verödeten Straße sah. Uebrigens muß man ihre Seelenangst entschuldigen, wenn man bedenkt, wie bei dem anarchischen Zustand aller italienischen Freistaaten im fünfzehnten Jahrhundert, in welche Zeit unsere Geschichte fällt, Leben und Eigenthum gefährdet waren. Am hellen Tage war man in den Straßen von Florenz nicht sicher und jeden Morgen fand man Leichen von Personen, welche man in der Nacht ermordet hatte.

Marthe kannte diese Lage der Dinge und sie trat ihr eben recht lebhaft vor die Seele. Dagegen dachte ihre Begleiterin nur an das, was ihr das Herz erfüllte. Sie fürchtete nur Eins, die Gleichgültigkeit oder die Untreue ihres Geliebten. Der Weg, den sie zurückzulegen hatte, wurde nicht beachtet, nur das Ziel desselben hatte sie vor Augen.

Die beiden Frauen schritten eilends und geräuschlos fast durch die ganze Stadt. Als sie auf die Rubaconteбrücke, über welche sie wandern mußten, gekommen waren, wuchs Marthens Angst in solchem Grade, daß sie beinahe ohnmächtig wurde. Das Lied von dem Ring war ihr wieder eingefallen. Einen Augenblick blieb sie stehen, und lehnte sich wider einen Pfosten. Aber dem jungen Mädchen ließ die Ungeduld keine Ruhe und rüstig schritt sie fürbaß. Ein junger Mann ging nahe an den Frauen vorüber.

Einen Augenblick blieb er stehen, betrachtete die Frauen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich nur zu rühren. Der armen Alten klapperten die Zähne.

„Um des Himmels willen, so fasse Dich doch, Marthe; ich bitte Dich bei Allem, was mir theuer ist! Solltest Du Dich vor den harmlosesten Leuten, die an uns vorübergehen, fürchten? Das ist ja nur ein Kind. Schlag' Dir Deine Gespenster aus dem Sinne und komme mit."

Dem jungen Mann schien es zu genügen, die Stimme der Signora gehört zu haben. Als diese schwieg, entfernte er sich, den Refrain des Liedes summend:

Kennt ihr das alte Märchen
Vom Fischer und dem Ring,
Als über Strom und Brücke
Die Nacht so grausig hing?

Marthe fuhr erschreckt zusammen, da sie die traurige Ballade wieder vernahm, welche ihr schon vorhin so zu Herzen gegangen war. Sie glaubte sich schon von dem wüthenden Fischersmann ergriffen und in die Tiefe des Arno hinabgestürzt.

„Habt Ihr's gehört?" fragte sie.

„Was denn?"

„Den Refrain, ganz den nämlichen, der heute Abend an der Ecke des Santa Maria Novella-Platzes gesungen worden ist?"

„Wirklich, war es derselbe? Möglich. Der Zufall wird den Burschen den nämlichen Weg geführt haben, den wir gegangen sind."

Die beiden Frauen setzten ihre Wanderung fort. Durch das unerwartete Zusammentreffen mit dem Sänger der Ballade geängstigt, hütete sich die arme Marthe wohl, ein Wort zu sprechen. Bald nachher standen sie in der Bardenstraße still und die junge Florentinerin pochte ziemlich stark an die Thüre eines Hauses von bescheidenem Aussehen. Ein kleiner Knabe öffnete.

„Ist Dein Herr zu Hause?" fragte das Mädchen.

„Nein, Signora. Er ist seit länger als einer Stunde ausgegangen und sagte, daß er Euch ein paar Minuten sehen wolle. Wahrscheinlich hat er einen andern Weg eingeschlagen als Ihr."

„Du kannst Recht haben und ich will eilends wieder heimkehren. Gute Nacht, Freund."

„Gott mit Euch, Signora."

Die Florentinerin kehrte wieder zurück, konnte sich aber die seltsame Fügung dieses Abends nicht erklären. Glücklicherweise bemerkte die Alte nicht, daß Mercati's Hause gegenüber auf einem Eckstein ein Neugieriger saß, der von der kurzen Unterhaltung mit dem Knaben keine Sylbe verloren hatte. Wie hätte sie alle Heiligen und Seligen in dem Paradies angerufen, wäre ihr nicht entgangen, daß sich der nächtliche Sänger wieder in nächster Nähe befand!

Anstatt den Weg einzuschlagen, den sie gekommen waren, folgten die beiden Frauen dem Fluß. Sie wollten eben über die Brücke alla Carraja nach dem andern Ufer gehen, als sie mit einem Mal einen Mann gewahrten, der unbeweglich gleich einem Marmorbild vor ihnen stand, die Augen zum Himmel erhoben, von welchem die Sterne herabflimmerten. Umzukehren und einen andern Weg zu wählen, dafür war es schon zu spät. Obgleich sie beide über die Brücke schreiten mußten, blieben sie doch zusammen stehen, jede von einem andern Gefühl überwältigt.

„Hilf, heilige Madonna!" rief die alte Erzieherin, doch so, daß nur das Mädchen es hören konnte. „Ist er das nicht?"

„Fürwahr," versetzte die Signora, „das ist seine Gestalt und seine Kleidung."

„Ich bin dessen gewiß, er ist es."

„Nun denn, Marthe, glaubst Du mir jetzt? Hast Du vorhin Recht gehabt? Siehst Du, wie man sich täu-

schen kann. Gehen wir so nahe als möglich an ihm vorüber."

„Fürwahr, Ihr macht mich beben, Signora, oder Ihr treibt Euer grausames Spiel mit mir, mich so zu quälen. Er besteht einmal darauf, uns zu verfolgen und will uns zuletzt noch ans Leben."

„Aber so sage mir doch, Marthe, von wem sprichst Du denn?"

„Je nun, von dem verwünschten Balladensänger, — und Ihr?"

„Ich? Von meinem Mercati? Habe ich denn Augen, um Andere zu sehen?"

In diesem Augenblick zertheilte sich die Wolke, welche den Mond verschleierte, und ein blasser Schein fiel auf den Unbekannten. Rasch und die Alte ermunternd schritt das junge Mädchen vorwärts. Beim Geräusch ihrer Schritte drehte sich der Mann gleichgültig um.

„Mercati!" rief die Signora aus. „Er ist es, es ist mein Nicola!"

„Bei meinem Schutzpatron, Benedetta, ich dachte nicht, Dir auf der Brücke alla Carasa zu begegnen."

„Ja fürwahr, an diesem Ort war unsere Begegnung nicht verabredet, Nicola; und ich muß Dir recht bittere Vorwürfe machen, daß Du mich in so banger Ungewißheit gelassen."

„Zürne mir nicht, geliebtes Mädchen. Du wirst mich, so hoffe ich, beklagen und mir verzeihen. Aber dieser Ort ist wenig geeignet für eine solche Besprechung. Ich will Dich in Dein Stübchen begleiten. Dort sind wir sicher und können frei von der Brust wegplaudern. Komm', Marthe!"

Die Alte ließ sich das nicht zweimal sagen und war nun doppelt froh, sich in der Begleitung eines Mannes zu sehen, als eben wieder in geringer Entfernung die wohlbekannte Stimme sang:

Und zückt sein Messer, daß es blitzt:
„Erquickend ist ein kalter Tod,
„Wenn man zu warm in Liebe sitzt!
„Nehmt beide einen halben Ring
„Und laßt's Euch wohl bekommen!"
Beim Frührot sind am Ufersaum
Zwei Leichen angeschwommen.

Die Drei mochten noch so rasch durch die Straßen eilen, immer summte ihnen dieselbe Stimme in derselben Entfernung in die Ohren. Es war offenbar, daß ihnen der geheimnißvolle Sänger folgte. Die beiden Liebenden achteten kaum auf das seltsame Geleit, aber um so unheimlicher war es der alten Marthe zu Muth. — Bald war man in der Straße della Scala angelangt und freier athmeten alle Drei auf, als sich die Hausthüre hinter ihnen geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Kokette.

Sie lag im Sterben — eine heiße Ballnacht im vergangenen Karneval hatte auf Stunden die Eisrinde ihres Herzens, aus welcher, wie auf einem Gletscher, das Edelweiß ihres wogenden Busens und die Rosen ihrer Wangen emporblühten, durchbrochen, und im Ueberwallen ihres glühenden Blutes hatte sie sich selbst vergessend, und von berechnender Klugheit hinübertaumelnd zu bacchantischem Leichtsinne, nach dem Rufen eines Tanzes einen kalten Trunk gethan, von dessen Tropfen zwar das Herzblut wieder zu Gletschereis gerann, aber auch Edelweiß und Rosen nach und nach verwelkten, so daß sie nun da lag in kalter Schöne. Sie wußte, daß sie im Sterben lag, und ihre Zofe die treue Pflegerin ihrer Reize im Leben, die ihnen immer treu in Erfindungen der Toilettenkunst mit geschäftiger Fantasie wie eine unsichtbare Meisterin den Genien für einen neuen Zauber, einen neuen Triumph ihrer Herrin zu entlocken verstand; hatte ihr versprechen müssen, ihr auch in der letzten Stunde zum letzten Triumph beizustehen, und so ihren Vorsatz, schön zu sterben, auszuführen, welchen sie oft im Theater gefaßt hatte, wenn sie vor den letzten Sterbeattitüden einer reizenden Schauspielerin ihre eigenen feurigsten Anbeter, für Augenblicke sie vergessend, vor Rührung fast weinen sah. Und die treue Zofe that ihren letzten Dienst mit Thränen im Auge denn sie war ein gutes Mädchen. Der sonst fest verschlossene Balken des einen Fensterladens war eben genug geöffnet, um einem Strahle der abendlichen Herbstsonne Raum zum Eindringen zu gewähren, und ihn auf die Sterbende zu leiten, so daß das bleiche Eis ihrer Züge, das vom Herzen aus sich über den ganzen jungfräulichen Leib verbreitet hatte, emsig angeglüht war mit schönerer Schminke als sie gebraucht hatte, um die Blässe einer durchtanzten Woche zu verbergen. Im natürlichen Niederfalle war die Nacht ihrer Locken gelöst, aus der eine weiße Rose wie ein Mondenschimmer auftauchte. Ein nicht mehr irdischer Glanz umschwärmte ihr dunkles Auge und zwischen reich geschwellten Pfülen war sie halb sitzend gebettet, deren rosafarbne Bänder, Rosa war ihre Lieblingsfarbe, sich wie die letzten freundlichen Grüße aus dem Leben, aus dem sie schied, in die Falten des schneeweiß sie umschließenden Sterbelinnens schmiegten. Um das Bett herum in einem scheuen Kreise standen aber, ihre Eltern waren längst gestorben, und sie ihre reiche Erbin, durch einen leisen Wink der treuen Zofe herbeigelockt, nebst ein paar Freundinnen, deren Leben todter aussah, als jenes Sterben, die feurigsten Anbeter ihrer Herrin, sonst entzweit als wüthende Nebenbuhler, nun vereint in einem Schmerz, der bei Manchem sich geberdete wie Verzweiflung. In athemloser Stille standen sie, nur die Blicke bebten hin, wie Wächter, sehnsüchtig unablässig den irren Kreisen ihrer Augen folgend, um, weil er denn kommen mußte, doch ihren letzten Blick noch aufzufangen, und so im letzten Augenblicke zu erfahren, wen von ihnen sie wahrhaft geliebt hatte; und er kam, der Kokette letzter Blick, und, wie bei ihren früheren war es wieder, Jeder glaubte sich von ihm getroffen, und es war's doch keiner; nur daß diesmal der Tod diese größte Kunst der Koketterie erleichtert hatte; denn er hatte den Blick im Hinauszucken gebrochen, und sie lag eine Leiche. Nun begann erst der treuen Zofe treues Walten, den letzten Triumphzug zu bereiten. Wie eine Blumenkönigin ward die Hülle ihrer Herrin geschmückt, mit Allem, was die Natur noch Schönes bot, so wunderlich anzuschauen, wie vor den Fenstern die Natur selbst, die auch die Leiche des geschiedenen Sommers mit der Farbenpracht des Herbstes wie mit einem neuen schönen Scheinleben schmückte. Und wahrlich einem Triumphe, größer als die von ihr erlebten, glich ihr Zug zum Grabe, hatte sie sich doch als Leiche selbst noch neue Verehrer geworben. Es war Nacht geworden. — Die Gitter des Friedhofes sprangen auf. Durch die Fackeln ihrer Sargträger huschte ein fahler Glanz von drei einsa-

Digitized by Google

men Gräbern herüber, als wollten sie auch zum Triumphzuge leuchten, und in dem einen lag ein Mann, in der Brust eine klaffende Wunde, die Rose der Liebe, aufgeknospet im Zweikampfe um sie, und in dem anderen lag ein bleicher Jüngling, von dem sie sagten, er sei am gebrochenen Herzen gestorben, und in der feraften, ferusten Ecke dort ruht, eingeschmuggelt als Wahnsinniger in die geheiligte Erde, auch Einer mit der blutigen Rose der Liebe an der Brust. Die Fackeln glänzten, die Lichter huschten, sie ward versenkt in die prächtige Gruft, und die Fackeln verlöschten, und die Lichter waren versunken.

Doch ihre Seele flog empor, und der Engel des Todes, selbst er bestochen durch die Schönheit ihres Sterbens, darum hatte er ihrer Leiche auch nur so sanft und milde sein Mal aufgedrückt, gestattete ihr, noch einmal hinunter zu blicken auf die schwindende Erde, und zu genießen den letzten Triumphzug ihrer Hülle. Trunken vom Entzücken stürmte sie empor neuen Triumphen auf neuen Sternen entgegen. Siehe, da senkte sich im göttlichen Zürnen ein anderer Engel auf sie nieder, herrlich wie sonst keiner, als wäre seine Hülle Abendroth, und Aether bebte durch seine Adern; es war der Engel der Schönheit, wie Stürmebrausen rauschten seine Fittiche, und mit einem Blicke, furchtbar schön, wie das Zucken des Blickes aus der Abendwolke, durchbohrte er die zitternde Seele. „Aus dem herrlichsten Schatze, den die Gottheit mir vertraute, um ihr Werk zu fördern dort unten, gab ich das Herrlichste dir! — und du hast es frevelnd mißbraucht. Wehe denen, die die Schönheit sinnlich entweihen, doch dreimal wehe, die sie geistig schänden! der Scheinwelt Werk hast du gethan, nicht das des Gottes, von dem die Schönheit stammt, weil sie das Gute ist und Wahre im himmlischen Gewande!“ er schleuderte die Seele hin vor den Richterstuhl Gottes, und als furchtbarer Kläger stund er vor ihr und Gott hat sie gerichtet. Sonntagsbl.

Der lustigen Geschichten und drolligen Bilder vulgo des Struwwelpeters zweite vermehrte Auflage. *)

Da wär' er ja wieder, der kleine wilde Geselle mit dem trotzigen Gesichte, den verstruwwelt schmutzigen Haaren, den häßlich langen Nägeln! Hat er sich also in diesem ganzen Jahre nicht gebessert, und war doch die Zielscheibe alles Hohnes und Spottes der gesammten deutschen Kinderschaft! Nun, wir heißen ihn dennoch willkommen, denn seine Unarten stehen ihm so gut; er ist bei aller Liederlichkeit doch ein so liebes derbes Schmutzhänschen, daß wir ihm mit Vergnügen seine zwar ungewaschenen, aber dennoch appetitlich frischen Wangen abküssen. Und diesmal kommt er gar in noch wilderer Gesellschaft angezogen als voriges Jahr! Damals führte er ein tolles Rudel Gassenjungen mit sich und belustigte uns durch eine ganze Weltgeschichte von unartigen Streichen, denen freilich die Kindernemesis, bald in der Gestalt des großen Hundes, bald des ehrwürdigen Nikolaus, bald des langbeinigen Schneiders, immer gleich auf dem Fuße folgte. Jetzt aber hat sich der dicke Bursche sogar eine noch größere Bande zugesellt, und der Zappelphilipp gibt seinem wohlgezogenen älteren Collegen an wildem, tollem Treiben nichts nach. Die armen, gottesfürchtigen Eltern, die der böse Junge um ihr wohlbestelltes Mittagessen bringt! Stehen sie nicht so kläglich da, als müßten sie nun gleich Hungers sterben! — — Herzzerbrechend dagegen ist die Geschichte von dem armen Paulinchen mit dem Feuerzeug. Man merkt zwar der verzogenen kleinen Kreatur den unliebenswürdigen Trotz und dummen Eigensinn an; und offenbar treibt sie weniger die Neugierde als der Muthwille, das gefährliche Spielzeug, vor dem die besorgte Mutter und die treuen Katzen gewarnt, zu versuchen. Aber wenn wir sie so mit den furchterlichen Todesflammen hülflos ringen sehen, dann fühlen wir den ganzen Schmerz, der selbst dem Katzenpaar Sprache verleiht, und wir lamentiren mit den beiden freundlichen Thieren um die verlorne arme Kleine. Ueberhaupt ist diese Feuergeschichte in ergreifend tragischer und dabei doch ganz kindlich naiver Weise gegeben und sie macht, trotz des leise hereinspielenden Humors, einen recht tiefgemüthlichen Eindruck. Der geistreiche Verfasser des Buches versteht sich ebenso gut auf die Herzen der Alten als auf die der Jungen und er hat das Verdienst, ein Kinderbuch geschaffen zu haben, das auch den Erwachsenen eine artige Unterhaltung gewährt. Und das gibt diesem sogenannten Struwwelpeter auch seinen bleibenden Werth in der Kinderliteratur, in der dies Buch durch seinen kräftig natürlichen, wahrhaft naiven, frischhumoristischen Ton so ziemlich einzig und unerreicht dasteht. Nachgeahmt kann so was nicht werden, denn auch dieser Kinderhumor hat sein Genialeo, und Genialität schüttelt sich nicht, wie man zu sagen pflegt, aus dem Aermel! Darum wird auch der Struwwelpeter in seinem Vorrechte bleiben, ein Lieblingsbuch der kerngesunden Kindheit zu sein und vor Allem wird sich unsre Frankfurter Jugend die Lust und Liebe an ihrem struwwelpeterischen Landsmann nicht rauben lassen! — Das Buch ist allerliebst ausgestattet und ganz ungewöhnlich billig: eine ächt populäre Weihnachtsgabe für Kinder!

*) Verlag der „Literarischen Anstalt“ in Frankfurt a. M. Der Verfasser dieses in seiner Art einzigen Kinderbuchs, das bereits in Tausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden hat, ist der hier allgemein geachtete talentvolle Arzt Heinrich Hofmann, auf dessen vor längerer Zeit erschienenes originelles Lustspiel „die Mondzügler“ wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollen.

Feuilleton.

⁂ Die vorletzte indische Post hat auch chinesische Zeitungen mitgebracht. Der Kaiser „Ruhm der Vernunft“, heißt es in einem dieser Blätter, „ist jetzt ein recht andächtiger Besucher der Tempel. Wiederholt hat er in letzter Zeit seine Anbetung dargebracht vor seinem Lieblingsbilde, dem Drachen, und seinem vierten Bruder hat er befohlen, das Gleiche zu thun. Einmal, während Seine Majestät in Andacht vor den Götterbildnissen versunken war, vergaßen die Musiker die übliche Begleitungsweise zu spielen, sie wurden deshalb der strafenden Gerechtigkeit überantwortet. — Ein anderes: „Ein Prinz von Geblüt, jedoch untergeordneten Ranges, welcher das Amt eines Censors bekleidete (d. h. im römischen, nicht im deutschen Sinne des Wortes), und sich manche sarkastische Anmerkungen über Hoffeste und Hoffeste erlaubte, wurde der Verletzung schuldiger Ehrfurcht für den Codex der Etikette schuldig gefunden, und zur Degradation benebst körperlicher Züchtigung

Digitized by Google

verurtheilt." — Pwan-schi-gan bringt in der Staatszeitung dem Kaiser den Weihrauch seines Dankes dafür dar, daß ihm huldvollst gestattet worden, eine gelbe Reitjacke zu tragen — ein Vorrecht, das sonst nur die kaiserlichen Prinzen genießen. Indessen ergeht es diesem glücklichen Staatskanzler, wie dem 89jährigen englischen General, der unlängst zur Feldmarschallswürde befördert wurde: Se. Exc. ist so alt und gebrechlich, daß er die gelbe Reitjacke wenigstens nicht mehr zu Pferde tragen kann. — „Ein chinesischer Commodore, welcher mit seinem Dschunk gegen Westen ausgelaufen, wurde von Seeräubern angegriffen, und entkam mit genauer Noth, nachdem er selbst und sieben seiner Leute schwer verwundet worden. Der nächste Bezirksbeamte an dem festen Lande wurde dafür degradirt." — In Tung-hwa, bei Ningpo, rebellirte das Bauernvolk, weil die Mandarinen es zwingen wollten, gutes Silber zu dem jetzigen entwertheten Münzfuß an die Staatskasse zu bezahlen. Es ward eine Untersuchung angeordnet, ob die Magistrate nicht etwa sich einiger Erpressung schuldig gemacht, mittlerweile aber 18 Bauern eingezogen und mit dem Bambus beinahe todtgeprügelt, „bis nach ausgemachter Sache."

*** Am 19. November starb in Turin der im Fache der griechischen und lateinischen Philologie ausgezeichnetste Gelehrte des Landes, Abbate Michele Ponzo. Er hatte nebst mehreren Wörterbüchern aus den benannten zwei Sprachen, die meisten Lehrbücher für Humanitätsstudien in Sardinien verfaßt; und schrieb viele Abhandlungen über italienische Dichtkunst und Prosa. Er war der Gründer des in Turin erscheinenden belletristischen Journals „l'Annotatore" gewesen, und hatte über alle Erscheinungen der Kunstgeschichte neuerer Zeit eine Reihe von trefflichen kritischen und literarischen Artikeln veröffentlicht.

*** Eine Centralcaserne für England, ein ganz neues Institut, wird jetzt auf der Ostseite von Birmingham auf einem dazu gekauften Platze von 14 Acres erbaut. Der Platz liegt am Verbindungswinkel der zwei von Birmingham nach London und nach Derby führenden Eisenbahnen und kostet 25,000 Pfd. Sterl. Die neue Caserne wird die größte sein, die je im Lande gebaut wurde, und die darin aufgestellten Truppen können binnen wenigen Stunden nach dem Eintreffen eines Befehls aus dem Hauptquartier auf der einen oder andern Bahn nach allen Gegenden Englands geschafft werden. Der elektrische Telegraph soll in den Mittelpunkt der Caserne geleitet werden, damit sofort aus jeder Gegend des Königreichs Mittheilungen dahin gelangen können.

*** Merkwürdiger Tausch. Ein englischer Binnist hatte bei der letzten Pflanzenausstellung in London ein merkwürdiges Spiel der Natur den Freunden der Gartenkultur vorgeführt. Dasselbe bestand nämlich aus einem Rosenstrauche und einem Flieder-strauche, welche beide im Topfe aufgezogen waren, und den Winter im Warmhause neben einander stehend zugebracht hatten. Beide Blumensorten zeigten in diesem Jahre eine unerklärbare Verwechslung ihrer angebornen Eigenthümlichkeiten, so zwar, daß die Rosen eine blaue Farbe und den Geruch des Flieders, die Fliederblüthen aber eine rothe Farbe und den Geruch der Rosen besaßen. Die meisten Botaniker wollen sich diese Metamorphose aus der wechselweisen Mischung des Samenstaubes erklären. A. Thz.

*** Bei der Aufführung der „Königin von Cypern," von Halevy, hat kürzlich in Paris das Orchester und Publikum mitgespielt. Theilweise war ich Augenzeuge und kann Ihnen den Hergang erzählen. Fräul. Stolz, die Primadonna, ruft an einer Stelle der Oper „Vengeance!" und auf dieses Stichwort reißen sämmtliche von Blutdurst ergriffene Choristen ihre Degen aus der Scheide. Der Effekt soll aber so komisch gewesen sein, daß die Violinisten beschlossen, ihn noch zu vermehren, und schon vor Beginn der Oper sah man sie lachend sich besprechen. Bei der bewußten Stelle flogen mit gleicher Präcision wie die Degen, die sämmtlichen Violinbogen drohend in die Luft — und das Haus erbebte vom Gelächter. Jetzt dürfen die Choristen nicht mehr ihr Schwert ziehen, sondern halten nur die Hand empor; das Publikum findet aber neuen Anlaß, über diese Wegweiser in Reih und Glied sich zu amüsiren. Hmrst.

*** Neelossohn schreibt: „Heute Abend sechs Uhr ist der sechsjährige Pianist Papendiek hier angekommen und geruhte im Hotel du Nord abzutreten. Die nächsten Straßen waren beleuchtet.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 9. December.)

[] Das in der Literarischen Anstalt in Frankfurt erschienene Werk: „Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe, von Theodor Mügge (2 Bände) hat sich einer so günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, daß die Verlagshandlung dem Vernehmen nach daran denkt, eine zweite Auflage davon zu veranstalten. Der größte Theil der ersten Auflage soll in Schleswig-Holstein selbst abgesetzt worden sein, was der beste Beweis für die Trefflichkeit des Buches wäre: denn nur an Ort und Stelle selbst ist der rechte Maßstab für die Wahrheit und den Geist eines solchen Werkes zu finden. Uebrigens hat sich die ganze deutsche Kritik im Lobe dieses Buches vereinigt und letzterem eine ehrenvolle Stelle unter den Hauptschriften über die wichtigen deutschen Nordprovinzen angewiesen.

§ Stuttgart, 5. Dec. Vor einigen Tagen hatten wir einen wahrhaft genußreichen musikalischen Abend. Der Pianist Joseph Schad, schon seit längerer Zeit durch gediegene, echt poetische Compositionen bekannt, gab im Museum-Saal vor einer gewählten Gesellschaft ein äußerst interessantes Concert. Nicht bald ist uns solche Bravour, Kraft und Fertigkeit des Spiels, mit solcher Gediegenheit verbunden, vorgekommen. Der Concertgeber, ein geborner Deutscher, der dreizehn Jahre in Paris lebte, hat sein ungeschwächtes deutsches Element so erfolgreich mit der französischen Grazie und Eleganz zu vereinigen gewußt, daß er eine Virtuosität erreichte, die ihn gewissermaßen über andere sehr gefeierte Virtuosen erhebt, da sein Grundcharakter, das echt Deutsche, sich niemals in Weichlichkeit verliert und noch weniger in ein grotskes Wesen ausartet. Schad geht über München nach Wien, wo seine Meisterschaft ohne Zweifel Anerkennung finden wird. Sein kerniges, mächtiges „Te Deum" und seine ungemein zarten, kleineren Tongedichte müssen überall begeistern.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 10. December. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 342. Samstag, den 12. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Fortsetzung.)

„Nicola," sprach das Mädchen aus gepreßtem Herzen, als Marthe das Zimmer verlassen, „Nicola, Du liebst mich nicht."

„Ich liebe Dich nicht, Benedetta! Und was konnte diesen Argwohn in Deinem Herzen aufkommen lassen?"

„Alles bestimmt mich, zu glauben, was ich Dir eben ausgesprochen. Antworte mir einmal aufrichtig auf meine Fragen."

„Was soll ich Dir denn mehr sagen, als daß Du schön bist wie ein Engel und daß mancher Ritter ein Jahr seines Lebens darum geben würde, dürfte er Dir nur einmal so über Deine schwarzen Haare streichen. Du willst mich fragen? Aber warum denn? Ich trage nichts in dem Herzen, was Du nicht ebenso gut und vielleicht noch besser wüßtest, als ich. Ich liebe Dich, Benedetta! Nur dies eine Wort kann ich Dir sagen, aber es wiegt tausend andere auf."

„Ich will Dir glauben, Nicola, und ich muß es. Aber spotte nicht über meine Fragen Es ist wahrscheinlich nur eine Grille, aber lasse Dir's gefallen."

„So sprich denn, Engelskind."

„Ich fange also damit an: warum bist Du heute Abend nicht zu der versprochenen Stunde gekommen?"

„Ich habe meine Wohnung in dem verabredeten Augenblick verlassen."

„Und hast über zwei Stunden gebraucht, hierher zu kommen?" fiel ihm das Mädchen rasch ins Wort. „Was hast Du denn unterwegs gethan?"

„Nichts, Benedetta, ich schwöre es Dir; ich habe geträumt."

„Freilich, aber ich war es nicht, von der Du träumtest, Nicola."

„Ich träumte von Niemanden. Ich dachte an die Zukunft unserer Seele."

„Was machtest Du, da wir Dich allein auf der Brücke alla Carraja trafen?"

„Ich sage Dir's ja, liebe Benedetta. Ich war mit dem Loos beschäftigt, welches die menschliche Seele jenseits des Grabes erwartet."

„Das ist immer so Deine Entschuldigung," erwiederte das Mädchen mit einigem Unwillen. „Ich bekenne Dir offen, Nicola, ich bin eifersüchtig auf diese Seele, von der Du immer sprichst, wenn ich Dir von mir erzähle; an die Du immer denkst, wenn Du an mich denken solltest, und über deren künftiges Sein Du eben so in Unruhe bist, als Dich mein Leben wenig rührt! Ich bin eifersüchtig auf diese Philosophie, die meine Rechte beeinträchtigt, da sie Dein Liebstes ist; ich bin eifersüchtig auf die Weisheit, als wäre sie ein anderes Mädchen, das mich um Deine Liebe bringen will!"

„Du begreifst mich nicht, Benedetta. Verständest Du mich, so würdest Du nicht sagen, daß dieser ewige Durst nach Wissen mein Liebstes sei. Du würdest vielmehr einsehen, daß er mein Leben vergiftet und mich zu jeder Stunde des Tages die Idioten um ihr Glück beneiden läßt. Ich habe einen Ekel vor dieser Welt, weil mir die tiefsinnigsten Forschungen in derselben nur sind, was die Leimruthe dem Vogel: je tiefer ich mich versenke, desto mehr verstricke ich mich. Ach! begreife es nur, wie furchtbar peinlich es ist, Alles ergründen zu wollen, damit nichts unserm Geist ein Geheimniß bleibe, mit unersättlichem Durste Alles sehen, Alles erfassen zu wollen, und doch nicht aus der dicken Finsterniß der Ungewißheit und der Zweifel, in der wir begraben liegen, herauskommen zu können. O, Du kennst ihn nicht, Benedetta, diesen fieberischen Zustand."

„Ist es wahr, Nicola! Wäre dies in der That die einzige Ursache Deines Ernstes und Deiner Gleichgültigkeit gegen mich?"

„Die einzige, ich schwöre es Dir, meine gute Benedetta. Mein beständiger Gedanke, mein heißester Wunsch, mein höchstes Streben ist, endlich zu ergründen, ob die Seele unsterblich ist. Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Manchmal glaube ich es, aber noch öfter leider! sage ich mir: Ach, es ist vielleicht nur eine eitle Hoffnung, aus der man einen Glaubensartikel gemacht, ein moralisches Bedürfniß, aus welchem die Menschen ein Dogma hergeleitet haben. Weißt Du wohl, mein Liebchen, daß ich die bessere Hälfte meines Lebens darum geben würde, könnte ich die andere ohne jenen grausamen Zweifel hinbringen, der mir am Herzen nagt, wie der Geier an dem Leibe des Prometheus!"

„Die Hälfte Deines Lebens, Nicola! Du gäbst auch die hin, die Dich liebt —"

„O nein, meine Gute. Das Opfer meines armseligen Daseins wäre geringer, als das meiner Neigung zu Dir. Ich liebe Dich unaussprechlich, ich habe Dir's schon gesagt, ich liebe Dich . . . wie die Wahrheit."

„Nicht mehr noch?"

„Nein, aber ebenso. Der Erforschung des Wahren opfere ich meine ganze Seele; Dir opfere ich mein ganzes Herz."

„Ungetheilt?"

„Und unbedingt."

Nicola Mercati kniete auf einen Fußpelz und ließ sein Haupt auf dem Schooß der schönen Geliebten ruhen, während sie ihn mit thränenfeuchten Augen betrachtete, das Herz voll Liebe und voll Leid.

So verharrten sie eine gute Weile, keins von Beiden sprach ein Wort. Ringsum herrschte tiefe Stille. Da hörte man auf einmal unter dem Fenster wieder das Lied singen:

Kennt ihr das alte Märchen
Vom Fischer und dem Ring,
Als über Strom und Brücke
Die Nacht so grausig ging?

Digitized by Google

Nun mochte es Benedetta doch sonderbar scheinen, daß der nächtliche Sänger gar nicht zur Ruhe kommen wollte.

„Nicola," fragte das Mädchen, „wo schweifen eben Deine Gedanken?"

„Ich denke, daß mir niemals ein heiteres, glückliches Leben beschieden sein wird, meine Benedetta, wenn ich nicht von dem nagenden Wurm befreit werde. Daß ich nicht fest an die Unsterblichkeit des Geistes glauben kann, verursacht mir jede Nacht Fieber und Schlaflosigkeit. Jetzt bin ich nur daran krank, später werde ich wahnsinnig darüber werden und endlich muß ich daran sterben. Manchmal kommt mir der Gedanke an einen Selbstmord, und um über die Frage von einem andern Leben ins Klare zu kommen, fühle ich mich versucht, diesem Dasein ein Ende zu machen, indem ich ein Kapitel im Plato lese."

„O verflucht sei der Tag, Nicola, an dem Du das erste Buch aufgeschlagen, verflucht der Tag, an welchem Du zum ersten Mal Marsilio Ficino, Deinen alten Lehrer, gehört hast, denn er hat diesen Brand in Deiner Seele angefacht und Dich mit seinen gelehrten Phantastereien zu Grunde gerichtet. Sollte er, der das Uebel angerichtet, kein Mittel dagegen finden können?"

„Ich will ihn recht bald besuchen, denn mein bester Trost ist doch der, daß ich mich mit ihm über den Gegenstand meines Harms unterhalten kann."

In diesem Augenblick sang die Stimme drunten an der Ecke des Platzes den Schluß des Liedes:

Beim Frührotd sind am Ufersaum
Zwei Leichen angeschwommen.

Da that es mit einemmal drei starke Schläge an die Hausthüre. Marthe trat eilends in die Stube.

„Wer mag um diese Stunde kommen?" fragte Benedetta halb erschreckt. „Das ist noch nie geschehen."

„Wahrscheinlich ein Fremder, der sich in dem Dunkel verirrt hat, und sich hier nach dem Weg erkundigen will."

„Vielleicht gar der leibhaftige Satan," meinte die alte Marthe.

Da geschahen drei neue Schläge und eine starke Stimme rief draußen: „Aufgemacht, im Namen der Republik!"

„Das ist wohl ein Scherz?" fragte Benedetta.

„Das ist eine Falle," behauptete Marthe.

„Oder vielmehr ein Unglück," sprach Nicola zu sich selbst, denn er ahnte die Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Genrebilder aus dem Literatenleben, von W. H.

1.

Der Correspondent.

In größeren Städten begegnet man sehr häufig einer höchst merkwürdigen, menschlichen Erscheinung, welche selbst im Gewühle von Fremden nicht unbeachtet bleiben kann. Diese Erscheinung besteht in einem kleinen, runden oder auch langen, hageren Manne, gewöhnlich mit einer Perrücke und Brillen bewaffnet. Diese Person ist meistens gehüllt in einem Sackpaletot mit sehr großen Taschen, trägt keine Handschuhe, sondern hält in einer Hand ein Notizbuch in der andern eine Bleifeder; ihre Fußbekleidung ist öfters in defectem Zustande. Fabelhaft ist die Geschwindigkeit, mit welcher dies Wesen sich von einem Punkte zum andern bewegt, wie ein Quecksilberkügelchen als das einzige reele Perpetuum mobile; es hält sich selbst nicht auf, wenn seine in Erregung und Bewegung fortwährend zitternden Händchen in fliegender Hast Bemerkungen in das Notizbuch eintragen. Man wird neugierig, das sonderbare Geschöpf und seinen Stand und Charakter kennen zu lernen, zumal da es Einem alle hundert Schritte begegnet. Man stellt einen Bekannten: „Bitte, wer ist jenes Herrlein dort, mit dem Notizbuch und den kleinen Mausäuglein?" „Wie, den kennen Sie nicht? Ja so, Sie sind hier fremd. Das ist ja der Doctor So und So, ein Literatus, der Correspondent von fünf und vierzig deutschen Journalen." Jetzt geht dem Fragenden ein Licht auf, und er weiß wie ein Correspondent aussieht; ja, es ist ihm, als habe er sich einen solchen längst so vorgemalt, gar nicht anders denken können. Unglückliches Loos eines Correspondenten! Unglücklicheres noch eines Correspondenten, welcher von seinen Correspondenzen mit einer Familie leben muß! Ein solcher Mann muß die Natur eines englischen Jagdhundes besitzen, oder er ist verloren; er muß den Menschen Ernst ebenso übertreffen, wie die Birminghamer Locomotiven die Münchner Fiacres; er muß dem fliegenden Holländer gleichen, sowohl dem nassen als dem trocknen, welch' letzterer manchem unserer Leser unbekannt sein mag. Es war dies ein dicker Kaufmann, der, nachdem seine beiden Beine hatten amputirt werden müssen, sich von einem geschickten Mechaniker ein Paar andere hatte anfertigen lassen. Aber wehe! diese agirten selbstständig, sie liefen fort mit furchtbarer Geschwindigkeit, ihr Mechanismus war die Erfindung eines sturmgeschwinden Perpetuum mobile — und so läuft denn noch heutzutage das Skelett des trockenen, fliegenden Holländers durch die Polder's. Diesem gleicht der Correspondent auf ein Haar, Viele behaupten sogar, ein solcher habe zu jener Sage die Anregung gegeben. Ueberall rennt er umher, überall schnüffelt er, riecht er, spürt er, tastet er wie ein Lumpensammler. Im Schweiße seines Angesichts durchtrabt oder durchsäuselt der Correspondent alle Gasthöfe, Kaffeehäuser, Conditoreien, Clubb's, Theater, Concerte, Versammlungen, Vereinssitzungen, Zunftstuben, Gassenmeetings; er besucht alle Mäkler, Friseure, Barbiere, Wäscherinnen seiner Stadt, steht auf Du und Du mit den Kammerdienern, Jägern und Schuhputzern aller höchsten und hohen Herrschaften, verspricht den Kammerzöfchen und Stubenmädels Meßstücke und Bonbons und schenkt den Portiers alte Zeitungen — einzig und allein, um Stoff, Stoff für seine fünfundvierzig Blätter zu sammeln. Tollkühn kreuzt er, ein literarischer Flibustier, ein rother Freibeuter, ein correspondenzelnder Hayraddin, in den Straßen umher, ein Bekannter begegnet ihm, er schießt auf ihn zu, faßt ihn krampfhaft am Kragen: „Etwas Neues oder das Leben!" droht er, und die Aeuglein glühen wie schußbereite Bomben. Wer sich dann einen Spaß mit ihm machen will, sagt etwa: „Es ist gewiß —" „Ist es? Ha!" ruft der Correspondent fieberisch: „Und?" — „Er kommt!" — „Kommt Er?" — „Wahrscheinlich heute." — „Aber wer denn?" — „Ja, ich weiß nicht, ich darf nicht indiscret —" „Freund, Mensch, Engel, Teufel, mir, mir vertrauen Sie es an. Auf Ehre, bei der Seele meiner Großmutter, bei den Häuptern meiner Kinder, ich verrathe nichts. Wer kommt?" Jetzt gleicht der Correspondent, namentlich aus einiger Ferne gesehen, vollkommen einem umgekehrten Fragezeichen. Die Uebung hat aus seinem ganzen Körper eine personifizirte Frage gemacht. Will man den Spaß fortsetzen, so darf man nur sagen:

„Ibrahim Pascha kommt heute unter dem Namen eines Herzogs von Lichtenhayn hier an," um in einigen Tagen diese famose Nachricht in 45 Zeitungen wieder zu finden. Glücklicherweise aber hält selten Jemand dem Jagenden still, glücklicherweise wartet selbst dieser selten eine Antwort ab denn, indem er fragt, erblickt er plötzlich einen andern Bekannten, oder ein an der Straßenecke angeheftetes Placat, oder einen vorbeieilenden Zettelträger; er läßt den Gekaperten los und eilt sicherer Beute nach. Abends, todtmüde, zerschlagen an allen Gliedern, sitzt er in seinem Sessel an dem Tisch, wie einer, der eine Schlacht gewonnen oder eine Goldmine entdeckt hat; seine Notizblättchen sind gefüllt, gleichviel ob mit interessanten oder uninteressanten, wahren oder falschen Berichten, selten aber passirt es, daß eine recht fette Zeitungsente nicht darin schwimmt. Jetzt hat er nur noch die kleine Mühe, seine Tageserfahrungen aneinanderzureihen, um einen schmackhaften Correspondenzartikel daraus zu formen. Durch Versetzung der Perioden und Worte entsteht ein zweiter und dritter Bericht; aber er hat deren zwanzig zu liefern. Da beginnt er eine Polemik gegen sich selber, er widerstreitet seinen eigenen Angaben, er schimpft sich selbst einen Lügner, und dazu hat er allerdings das Recht. Zum Beispiel: 1) Man will wissen, der Fürst von Y. heirathe in der Kurze die Gräfin Z. 2) In den Salons der vornehmen Welt spricht man viel von der Heirath der Gräfin Z. mit dem reichen Fürsten Y. 3) Was lange öffentliches Geheimniß war, bestätigt sich jetzt ganz: der Fürst Y. ist im Begriff sich mit der Gräfin Z. zu vermahlen. 4) Große Vorbereitungen werden soeben getroffen für die Vermahlungsfeierlichkeiten des ꝛc. 5) Das Gerücht von einer bevorstehenden Heirath zwischen dem Fürsten Y. und der Fürstin Z. scheint sich bestatigen zu wollen. 6) Man redet zwar viel von einer bevorstehenden Verlaigung der fürstlich Y- und gräflich Z'schen Häuser, indessen dürfte dieses Gerede noch der Begründung bedürfen. 7) Die Heirath des Fürsten Y und der Gräfin Z. scheint die Erfindung einiger mäßigen Köpfe gewesen zu sein. 8) Wir sind ermächtigt, die seit einiger Zeit, wahrscheinlich in böswilliger Absicht, verbreitete Sage von einer bevorstehenden Vermählung des Fürsten Y. mit der Gräfin Z. für eine Fabel zu erklären. 9) Fürst Y. hat nie daran gedacht, sich mit der Gräfin Z. zu vermählen; die über deren projektirte Heirath in mehre Blätter übergegangenen Berichte sind durchweg grundlos, ja sogar abgeschmackt und lügnerisch. 10) Es ist unglaublich, wie weit die Gewissenlosigkeit mancher Berichterstatter der deutschen Journale gehen kann! Diese Leute machen sich wirklich ein Geschäft daraus, dem Publikum mit der größten Unverschämtheit Neuigkeiten als Waren aufzubinden, welchen auch der leiseste Schatten einer Wahrscheinlichkeit abgeht. So neuerdings das weit verbreitete Gerucht von einer Verbindung der Gräfin Z. mit dem Fürsten Y. — Jum satis!

Auf solche Weise schreibt also der Correspondent mit der größten Ruhe und Gelassenheit sein eigenes Urtheil über sich selbst und sein Treiben, ohne nur roth zu werden, nieder, und läßt es drucken. Aber was schadet das? Er hat täglich zwanzig oder fünfundvierzig Correspondenzen zu liefern, und daß er diese Herkulesarbeit auf die erwähnte Art fertig bringt, wird Jeder glauben. Der Correspondent ist, glimpflich gesprochen, der highwayman der Journalistik in naivem Sinn. (Wird fortgesetzt.)

Deutsche Sprache im Norden.

Aus „Kohl's Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" theilen wir folgende Darstellung der Bedeutung der deutschen Sprache im scandinavischen Norden mit:

Ein Holländer erzählte in dieser Beziehung dem Verfasser: „Obwohl er und alle Compagnons seines Hauses nicht Deutsche, sondern Nationalholländer seien, so sei doch die Correspondenz in deutscher Sprache die wichtigste auf seinen Comptoirs. Mit St. Petersburg würde aus Holland fast gar nicht anders als deutsch correspondirt. Mit Dänemark und Norwegen desgleichen. Die Dänen und Norweger lernten natürlich fast nie das Holländische, und umgekehrt die Holländer fast nie das Dänische; dagegen verstanden beide Theile meistens Deutsch, oder es wäre ihnen doch beiden viel leichter, deutsche Correspondenten zu erhalten als irgendwelche andere. Daffelbe sei mit St. Petersburg der Fall. Ja sogar mit dem dänischen Gouvernement correspondire man von Amsterdam aus nicht anders als deutsch. Auch würde ihnen von Kopenhagen aus immer deutsch geantwortet."

Der Verfasser fährt dann selbst fort: „Obwohl die Hanse längst verschwunden ist, so ist doch die Stellung der deutschen Nachfolger der Hanseaten an der Oft- und Nordsee noch immer dieselbe. In Kopenhagen, in Stockholm und St. Petersburg, in Christiania, Bergen, und überhaupt in den meisten scandinavischen und russischen Orten gibt es kleine oder große Colonien deutscher Kaufleute, oder wenigstens überall einzelne zerstreute deutsche Häuser, die von Land zu Land, von Stadt zu Stadt unter einander deutsch correspondiren, und die es bewirkt haben, daß die deutsche Sprache hier die vornehmste Handelssprache geworden ist."

Das sei nicht in Scandinavien allein so. „Wenn ein Böhme, oder Illyrier, oder Pole etwas zu schreiben wünscht, das von allen Slawen, besonders nicht bloß von den vornehmen Ständen, sondern von der großen Masse der Gebildeten verstanden werde, so kann er in keiner Sprache besser zu seinem Zweck gelangen, als in der deutschen. Denn es ist bei allen Slawen der Welt weder das Russische, noch das Polnische, noch das Illyrische so allgemein verstanden, als das Deutsche, das unter hundert gebildeten Slawen wenigstens dreißig verstehen. Alle solche slawische Fundamentalwerke, wie die Werke von Schaffarik, von Palatzky ꝛc., sind daher auch in deutscher Sprache geschrieben. Die wenigsten, wie z B. die slawischen Vorlesungen von Mickiewicz, die ja überdem auch in deutscher Uebersetzung vorliegen, sind in französischer Sprache geschrieben, und können daher auch im Durchschnitt nur unter den höhern Ständen der gebildeten Slawen, und am wenigsten bei den österreichischen Slawen Eingang finden. Es versteht sich von selbst, daß in dem internationalen Verkehre der slawischen Illyrier, Tschechen, Polen, Slowaken, Ungarn, Kroaten, Slawonier, Wenden die deutsche Sprache auch die verbreitetste Sprache der Conversation, so wie der freundschaftlichen und geschäftlichen Correspondenz ist."

Der Verfasser betrachtet aber die deutsche Sprache auch als eine der wichtigsten Literatursprachen des scandinavischen Nordens. „Es ist nicht unwahrscheinlich, sagt er, daß ein in deutscher Sprache geschriebenes Buch bei einer größern Masse von Dänen, Isländern, Norwegern, Schw-

den und Jüten zugleich gelesen und verbreitet wird, als eins, das bloß in schwedischer, dänischer oder isländischer Sprache geschrieben wäre." Deutsche Lectüre fand der Verfasser auf dem Lande überall, wohin er kam, neben der dänischen, und nur in Kopenhagen auch schwedische neben beiden. „Nach dem Theile von Scandinavien, welcher unter russischer Botmäßigkeit steht, kommt selten ein dänisches Buch, und sogar den schwedischen Werken wird der Eingang in das Land sehr erschwert. Deutsch wird dagegen in Finnland sehr wohl gelesen und verstanden. Norwegen steht zwar ganz unter der Herrschaft der dänischen Literatur, doch ist die deutsche wenigstens nach ihr die zweite. Der Verfasser vermuthet wohl mit Recht, daß auch Schweden mehr deutsche Bücher bezieht und lies't als dänische.

Er bemerkt weiter: „Jütland's Handelsbeziehungen mit den südlichen deutschen Herzogthümern sind wichtiger als die, welche es mit den dänischen Inseln oder mit Norwegen hat. Der dänischen Inseln und Norwegens Verkehr mit Lübeck, Bremen und Hamburg ist lebhafter als der, welchen sie unter einander oder mit Schweden haben. Von den Hauptpunkten Schwedens aus gibt es häufigere und raschere Ueberfahrten nach Deutschland als nach Dänemark."

Die deutsche Sprache, das ist sein Resultat, ist das große Band, durch welches die Scandinavier ihren Zusammenhang mit dem literarischen Verkehr Europas, und theilweise auch untereinander vermitteln.

Feuilleton.

*** London. Das deutsche Hospital in hiesiger Stadt, das vor 3 Jahren von Dr. Freund gegründet worden, hat im Laufe von 8 Monaten schon 1200 Kranke gezählt. Man beabsichtigt jetzt für die Erhaltung dieser für Deutsche so wohlthätigen Anstalt einen Bazar zu halten und hofft, daß auch vom Vaterlande her es nicht an Beiträgen fehlen möge, um den Briten dadurch zu beweisen, daß auch Deutsche, so gut wie sie, für die abwesenden Kinder ihres Landes Sorge trugen, und an ihrem Wohlergehen auf fremdem Boden Theil nehmen können. Deutschlands Frauen werden gewiß in den langen Winterabenden durch Verfertigung kleiner Arbeiten ihr Interesse an ihren kranken Brüdern in der britischen Hauptstadt beweisen, und den Dank dieser Armen, die Obdach, Nahrung, Heilung gefunden, und sogar einen Zehrpfennig aus dem Krankenhause mit hinweggetragen haben, als Ersatz für ihre Mildthätigkeit empfangen. Jede, auch die kleinste Gabe und Arbeit wird dankbar angenommen, und von Dr. Freund in seiner Wohnung No. 23 Montague Street, Russell-Square, sorgfältig aufbewahrt bis zu dem Tage, wo die Bewohner Londons bei einer öffentlichen Ausstellung diese schönen Beweise der Herzensgüte deutscher Frauen mit Bewunderung in Augenschein nehmen werden.

*** Heidelberg, 6. Dec. Auch bei uns hat Jenny Lind gesungen und enthusiastischen Beifall im reichsten Maße geerntet. Die Studirenden brachten gestern Abend der großen Künstlerin eine Fackelmusik in einem, nach alter Sitte der Burschenwelt eingerichteten Festzuge, der der Sängerin großes Vergnügen zu machen schien.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 10. December)

Nächsten Sonntag, den 13. d. M., wird Herr Messer in dem Saale der Loge Sacrates zur Standhaftigkeit eine matinée musicale veranstalten, die in vieler Beziehung höchst interessant zu werden verspricht. Außer mehreren Mitgliedern des Cäcilienvereins und den tüchtigen Musikern Heinr. Walff, Mahr und Eisner jun. nennt das Programm unter den Mitwirkenden auch Frau Betty Knispel, geb. Fischer, von Darmstadt. Bekanntlich glänzte diese Sängerin auf den rheinischen Musikfesten zu Cöln und Aachen, folgte dann einer Einladung Mendelssohn-Bartholdy's nach Leipzig, um in dem Gewandhausconzert mitzuwirken, und unternahm nachher eine Kunstreise nach England. In London trat sie zugleich mit Pischek in mehreren Conzerten auf, wurde von den ersten Blättern der City als eine ausgezeichnete Sängerin der deutschen Schule begrüßt, ließ sich dann auf besondere Einladungen in Dublin, Bradford, Manchester und Liverpool hören, und sang zuletzt wieder in London in Moscheles Abschiedsconzert und in dem jährlichen Monsterconzert Benedicts. In der bevorstehenden matinée wird Frau Betty Knispel-Fischer Compositionen von Mozart, Mendelssohn und Schubert vortragen und wir sind um so mehr erfreut, die Sängerin hier einmal hören zu können, als dieselbe im nächsten Januar auf vielseitige Ermunterung eine zweite Reise nach England antreten wird. — Unter den übrigen Nummern des Programms heben wir nur die neuesten Compositionen des Herrn Messer für gemischte Stimmen und eine Scene aus Gluck's „Orpheus" hervor. — Der Ertrag dieser matinée musicale ist für die von der Gesellschaft Sokrates zur Standhaftigkeit zu veranstaltende Weihnachtsbescheerung für Kinder armer, unbemittelter Eltern bestimmt

[] Berlin, 7. Dec. Bei einer der nächsten Hoffestlichkeiten wird von der Haute-volée der Göthe'sche Faust mit Begleitung der Radziwill'schen Musik vorgetragen werden. Die Gräfin Rossi (ehemalige berühmte Henriette Sanntag) wird das „Gretchen" vortragen. — Die diesjährige Kunstausstellung hat eine Geldeinnahme von circa 11,000 Thaler erzielt, die nun unter bedürftige Künstler vertheilt werden sollen.

— Berlin. Der rühmlichst bekannte Pianist J. A. Pacher aus Wien ist hier angekommen und wird sich nächstens öffentlich hören lassen.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 12. December. Ueber Krystallelektricität. — Ueber die Wirkung elektrischer Entladungen auf die sie vermittelnden Metalle und Flüssigkeiten. — Mittheilung eines neuen Verfahrens, die Baumwollfaser in gemischten Leinengeweben zu entdecken.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 12. December. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach Bayard und de Valli, von Friedrich. — Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt, von J. Frankl v. Weissenthurn.

Sonntag, den 13. December. Das Donauweibchen (Erster Theil), Volksmärchen mit Gesang in 3 Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 343. Sonntag, den 13. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Fortsetzung.)

Mercati öffnete die Thüre. Drei Männer traten ein. Der Erste war einer jener Offiziere, die, in Florenz unter dem Namen der Acht bekannt, für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und für den Vollzug der Gesetze Sorge zu tragen hatten; der Zweite war ein Soldat, der ihm nöthigenfalls Beistand leisten sollte, und in dem Dritten endlich erkannte man den jungen Burschen, den geheimnißvollen Balladensänger.

„Seht Ihr," sprach der Letztere zu seinen Begleitern, „daß ich Euch nicht irre geführt habe; da sitzen die beiden Tauben in Einem Nest."

„Gut, Andrea. Du sollst den versprochenen Gulden empfangen."

Dieser Andrea war nichts anders, als ein Spion im Sold der Republik, welche deren eine ziemlich große Anzahl in Thätigkeit gesetzt hatte.

„Signor Nicola Mercati," sprach der Offizier, „und Ihr, Signora, habt der Republik Rechenschaft abzulegen. Ihr wißt, daß eine polizeiliche Verordnung jungen Männern den Besuch derjenigen Häuser verbietet, in welchen ein Mädchen wohnt. Die Republik will dadurch den unmoralischen und ungesetzlichen Verbindungen vorbeugen, die eine Quelle von Unordnungen sind. Das Verhältniß, in welchem Ihr zu einander lebt, ist ein ziemlich nahes. Hier der Andrea hat angezeigt, daß Ihr, Signora, ziemlich lange hinter diesem Fenster gelauscht habt, und zwar zu derselben Stunde, da man schon öfter den Signor Nicola in dieses Haus gehen sah. Ihr seid mit Eurer Erzieherin ausgegangen —"

„Freilich wohl, aber ganz gegen meinen Willen," fiel hier die alte Marthe dem Sprecher in das Wort, und glaubte sich schon in irgend einem feuchten Kerkerloch wohl aufgehoben.

„Stille!" herrschte ihr der Mann der Gerechtigkeit zu. „Dann seid Ihr zusammen sehr spät wieder heimgekehrt, nachdem Ihr Euch auf der Brücke alla Caraja getroffen. Endlich finde ich Euch allein mitten in der Nacht."

„Marthe hat uns keinen Augenblick verlassen, Signor," versetzte das junge Mädchen halb lebhaft, halb erschrocken.

„Es liegen, Signora, außerdem noch viele andere Beweise darüber vor, welches Verhältniß zwischen Euch und dem Signor Mercati besteht. Ist etwa der Bericht meines Vertrauten ungenau?"

„Ich kann es nicht leugnen," versetzte Benedetta.

„Ich habe sogar noch hinzugesetzt," ließ sich jetzt der Spion vernehmen, „daß Signora, da sie ausging, an Mercatis Thüre gepocht hat. Man hat ihr zur Antwort gegeben, er sei nicht zu Hause, und da ist sie über die Brücke alla Caraja, wo sie ihm begegnete, heimgekehrt."

„Ist das wahr, Signora?"

„So ist es."

„Ihr seht also, daß dieses Zeugniß Euch anklagt."

Nicola hatte bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Er hörte den Dialog mit einer Art von Stumpfsinn an. Endlich erwachte er aus seinem Träumen.

„Und was soll denn zuletzt die Folge dieser Anzeige sein?" fragte er.

„Daß Ihr an die Seite dieser Wache tretet, und mir folgt."

„Und wohin wollt Ihr mich führen?"

„Ihr bleibt so lange in Verhaft, bis Ihr das schriftliche Versprechen abgelegt, die Signora Benedetta ohne Verzug zu heirathen."

Ein Strahl der Freude zuckte über das Antlitz des jungen Mädchens. Sie glaubte sich von Nicola hinlänglich geliebt, um hoffen zu dürfen, daß seine Haft nicht lange dauern werde.

„Was Euch angeht, Signora," sprach der Polizeimann, „so ist es Euch bis zum Tag Eurer Vermählung verboten, Euer Haus zu verlassen."

Mercati saß düster und niedergeschlagen.

„Wie!" rief Benedetta aus, „Ihr wollt mich von meinem Nicola trennen? Wollt ihn wenigstens gut behandeln!"

„Signora, man wird ihm mit all' der Achtung begegnen, die man ihm schuldig ist; in diesem Sinn habe ich selbst meine Befehle erhalten. Das Betragen Eures Verlobten war bisher untadelig. Daraus möcht Ihr Euch die Milde erklären, mit der man seinen ersten Fehltritt bestrafen wird. Es ist durchaus nöthig, daß er Euch jetzt verläßt, aber es hängt auch nur von ihm ab, morgen seine volle Freiheit wieder zu erlangen."

„Unter welchen Bedingungen?" fragte Nicola.

„Das habe ich Euch bereits mitgetheilt. Ihr braucht nur ein Heirathsversprechen zu Gunsten der Signora zu unterzeichnen, ein Versprechen, das in den Händen der Behörde bleibt, und binnen einer Frist von drei Tagen, ohne weiteren Verzug, erfüllt werden muß."

„Wohlan, ich folge Euch. Nur erlaubt mir zuvor noch ein heimlich Wort mit der Signora, nur wenige Minuten, und im Beisein der alten Marthe, wenn Ihr es so wollt. Dann stehe ich zu Eurer Verfügung."

„Ich glaube, ich darf Euch diese Bitte gestatten. Wir bleiben vor der Thüre; aber laßt nicht lange auf Euch warten."

Die drei Männer traten hinaus auf die Hausflur. Als sie sich entfernt hatten, warf sich Mercati, Thränen in den Augen, in Benedetta's Arme.

„Du weinst, Nicola?" fragte das Mädchen. „Glaubst Du denn Deine Ehre gefährdet, weil man Dich bei mir überrascht hat. Meine Familie steht mit der Deinigen mindestens im gleichen Rang; ich bin reich und Du bist es nicht. Solltest Du in diesem Punkt ein Bedenken haben, mich zu Deiner einzigen Gefährtin zu erwählen? Oder

fürchtest Du Dich vielleicht wie ein Kind vor einer übernachtigen Gefangenschaft?"

„Nein, Benedetta, meine Liebe braucht nicht zu erröthen, und ich fürchte mich auch nicht vor einer Nacht in dem Gefängniß Aber ich werde auf meine Freiheit für längere Zeit verzichten müssen."

„Was hör' ich? Da Du nur ein Wort auszusprechen —"

„Das eben ist es. Dies Wort soll niemals den Weg über meine Lippen finden, Benedetta."

„O Himmel! So liebt er mich also doch nicht!" rief das Mädchen vom Schmerz überewältigt aus.

„Klage mich nicht an, Benedetta. Weil ich Dich im Gegentheil recht innig liebe, werde ich niemals Dein Schicksal von dem meinigen abhängig machen. Es ist ein Verbrechen, die unglücklich zu machen, die für uns nur Liebe und Gutes empfinden. Ich will dieses Verbrechen nicht begehen, mein süßes Mädchen und ich weiß —"

„Was kannst Du wissen, Undankbarer, wenn nicht, daß ich Dich liebe und daß mir Deine Worte das Herz zerreißen? Ruhig und hoffnungstrunken war ich im Glauben an Deine Liebe eingeschlummert, überzeugt, der Tag sei nahe, da wir endlich laut bekennen dürften, welche Bande uns umschlingen, da wir die Bekümmernisse unsers gegenwärtigen Lebens schwinden sähen, um uns eines ungetrübten Glückes zu freuen! Ja, ich hatte unbegrenztes Vertrauen zu Deiner Ausdauer, Deiner Redlichkeit. Und wie bin ich nun betrogen, wie furchtbar ist das Erwachen aus den süßen Träumen, die Du, Nicola, mir vorgegaukelt hast!"

„Ich bitte Dich flehend, Benedetta, richte nicht, ohne mich gehört zu haben. Höre mich und Dein Zorn wird sich in Mitleiden verwandeln. Ich habe Dir heute Abend von der hungernden Leere meines Geistes erzählt und von der ewigen Qual meines Innern, da mir der tiefere Glaube, das umfassende Wissen abgeht. Durfte ich es denn wagen, das Band, welches uns zusammenhält, enger zu schlingen, da ich es ahnte, wie der Ernst meines Lebens das Deine vergiften werde? Ich weiß, Du liebst mich genug, um meine Schmerzen zu theilen, aber darf ich Dir ein Leiden aufbürden ohne Linderung und ohne Ende, darf ich Dich zu dem vernichtenden Schauspiel eines Herzens verurtheilen, das unabläßig gefoltert wird, mit dem ein unheilbarer Schmerz eng verwachsen ist? Nein, nein! Du kannst nicht mein werden, und es wäre schon unverantwortlich, wollte ich nur daran denken. Beklage mich also, Benedetta, denn eine schrecklichere Lage als die meinige läßt sich nicht denken. Begreifst Du wohl das Unheil, welches daraus entstehen kann, wenn man ein Weib liebt, von ihm geliebt wird, und doch einen Tyrannen in sich trägt, der uns verhindert, ihr zu gehören? Siehe es wohl ein, Benedetta, ein solches Leben ist so wenig ein Gut, daß ich es lieber den Tod aller meiner Wünsche nennen muß."

„Aber wenn Du nur wolltest, Nicola, so würde ich tausendmal glücklicher sein, Deinen Gram zu theilen, als ohne Dich zu leben —"

„Nein, mein süßes Mädchen; wüßtest Du, wie es mich manchmal mit furchtbarer Gewalt zu Boden schlägt, Du würdest nicht so sprechen."

Die Thüre ging auf.

„Seid Ihr bereit, Signor Mercati?" fragte der Offizier.

„Lebe wohl, meine angebetete Benedetta," bat Nicola, seine Geliebte umarmend. „Bete für mich zur heiligen Jungfrau. Du bist noch glücklich, weil Du glaubst. Unsere Hände sollen sich für die Ewigkeit in einander legen, wenn mir endlich die große Wahrheit aufgegangen, wenn die Unsterblichkeit der Seele mir nicht länger der Gegenstand eines peinigenden Zweifels sein wird, denn dann kann ich Dir, von der schweren Last, die auf mich drückt, befreit, eine heitere Stirne, einen unabhängigen Geist zubringen! Liebe und bedaure den, der Dich liebte, Dich überall vermißt! Lebe wohl, meine Benedetta! Ich brauche viel Kraft oder besser große Schwäche, Dich zu verlassen, die Du so schön, so anbetungswürdig bist. Lebe wohl, nur mit dem Glauben werde ich wiederkehren!"

„Guter Gott, ich muß befürchten, dies wird nie geschehen," seufzte das arme Mädchen. „Vergiß mich nicht, Nicola; ich will Dich jeden Tag erwarten, und jeden Tag will ich, Dein wartend, weinen."

Der Offizier und der Polizeidiener führten den armen jungen Mann ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Vampyre.

Vor Kurzem ereignete sich in Siebenbürgen ein Fall, welcher den deutlichen Beweis liefert, daß dort der Glaube an den Vampyrismus noch keineswegs erloschen ist. Es war eine Viehseuche ausgebrochen; darauf gruben die Bauern die Leiche eines jüngst Verstorbenen, welche sie für die Urheberin dieser Kalamität ansahen, aus, hielten eine Art Gericht über sie und zerstachen und verstümmelten sie, theils zur Strafe, theils um sie unschädlich zu machen, auf gräuliche Weise. Ob das barbarische Verfahren den gewünschten Erfolg gehabt, ist uns unbekannt. Nicht unwillkommen aber dürfte es dem Leser sein, wenn wir bei dieser Gelegenheit, nach Anleitung eines Wiener Blattes, einige Notizen über den Aberglauben von den Vampyren mittheilen. Literarisch kam das Vampyrwesen zuerst, und zwar mit ziemlichem Lärm, im Jahr 1732 zur Sprache und erhielt die Aufmerksamkeit der Zeitungs- und Flugschriftenleser bis über die Hälfte des genannten Jahrhunderts rege. Ein amtlicher Bericht in der Belgrader Zeitung de dato 7. Januar 1732, aus Medvegya in Serbien, enthält die erste lesbare Definition. „Ein Vampyrgespenst", heißt es dort, „ist eine verstorbene, im Grabe fortlebende Person, welche des Nachts als Gespenst aus dem Grabe hervorgeht und den Lebendigen das Blut aussauget, wodurch sie ihren in der Erde liegenden Körper im Wachsthum und bei vollkommenem Wohlsein erhält, und vor der Verwesung schützt." Dieser Bericht war das Ergebniß der Untersuchungen einer Commission, welche am 40. Tage nach der Beerdigung das Grab des verstorbenen Haiduken Arnold Paole zur Besichtigung der als Vampyr und Seuche Erzeuger verufenen Leiche eröffnete. Sie erzählte, den Körper blutig, unverwes't und mit neuer Haut und neuen Nägeln gefunden zu haben, und ließ, da der Glaube allgemein war, daß selbst die nachbarlichen Leichen durch den Angriff des Vampyrs zu Vampyren würden, nebst seinem auch die Körper der vier nach ihm Begrabenen mit einem Pfahle die Brust durchstoßen und verbrennen. Daß dieser Arnold Paole ein Vampyr sei, schlossen die Leute aus dem bei seinem Leben oft erzählten Umstande, daß er in Gossova (im türkischen Gebiete) von einem Vampyr geplagt worden sei, und um diesen von sich abzuhalten, Erde von dem Grabe des ihm bekannten Vampyres gegessen und mit dessen Blute sich bestrichen habe. Noch ältere Besprechungen dieses Wahnes betrafen den am 20. Februar 1718 in der Liptauer Gespannschaft Ober-Ungarns verstorbenen Michael Casparek

und den Peter Plogojowitz 1725 in Kisalowa. Der erwähnte Belgrader Zeitungsbericht setzte eine Menge Gelehrtenfedern in Bewegung, und in Folge davon kreiste der Vampyrismus entweder im Gewande der magia posthuma, oder in der Dissertationen-Livree durch ganz Deutschland; und daß er viele Vertheidiger haben mußte, macht der damalige Zeitgeist mit seiner alchimistischen, nekromantischen und überhaupt mystischen Richtung sehr begreiflich. So erschien in Wien, 1732, „Christoph. Friderici Demelii filosofischer Versuch, ob nicht die merkwürdige Begebenheit der Vampyre aus den Principiis naturae hergeleitet werden könne." In Wolfenbüttel, 1732, „Johann Christian Harenberg's vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyren. In Wittenberg, 1732, „Ottonis Graben zum Stein, unverkornes Licht und Recht derer Todten unter den Lebendigen." In Nürnberg, 1732, Visus et repertus über die sogenannten Vampyre." In Leipzig, 1732, „Kuriose Relation, von denen noch in Serbien ereignet habenden Blutsaugern u. s. w. 1733 in Halle, „Johann. Henric. Zopfii Dissertatio de Vampyriis Serviensibus." 1734 in Leipzig, „Michael Ranft, vom Kauen und Schmatzen der Todten" u. a. m. Selbst später, im Jahre 1753, lief in Wien bei den obersten Behörden die Nachricht von einem förmlichen Prozesse ein, welcher in einem Dorfe an der ungarisch-schlesischen Grenze gegen Begrabene eingeleitet wurde. Die das Dunkel überall aufhellende Kaiserin Maria Theresia sendete den berühmten Naturforscher Wabst und den Anatomieprofessor Dr. Gasser in die betreffende Gegend ab, und van Swieten übernahm deren Relationen. Unter seinem Namen erschien 1756 in Rovereto: „Considerazione intorno alla pretesa Magia postuma, presentata alla suprema Direzione di Vienna dal Sign. Barone G. van Swieten." Die Mühe, alles Konstatirte aus den bekannten Schriften herauszuheben, fördert Folgendes zu Tage: Die Anlage, Vampyr zu werden, konnte dem herrschenden Aberglauben zu Folge auch im Leben mitgetheilt und erhalten werden; der sogenannte Blutsauger verzehrte im Sarge an Händen und Füßen durch Nagen und Schmatzen sein eigenes Blut und ruinirte sympathetisch seine Anverwandten oder Feinde, oder verließ zu Nacht als Gespenst seine Grube und sog den ihm Verfallenen das Blut aus. Im Grabe waren sie zu erkennen an den wachsenden Haaren und Nägeln, der unversehrten Haut und dem (sogenannt ausgesogenen) Blute im Munde. Wie begreiflich suchte der Volksglaube auch Schutz- und Abhilfsmittel. Derart verdächtigen Todten wurde das Halstuch fester geknüpft, eine Münze zwischen die Zähne gegeben, um das Gebiß zu verderben, und im Sarge ein Stück Rasen unter das Kinn, so wie ein Rest rothes Tuch auf die Stirne gelegt. Wurden die Leichen im Grabe aufgestört, so legte man sie auf den Bauch, durchstach die Brust, nagelte sie fest, oder verbrannte sie. Ungarn, insonders die Haidukenstädte und Serbien, occupirten das Vampyrenvorrecht. Nach Schlegel's indischer Bibliothek fänden sich dessen Urwurzeln in den Indusländern. R. Korresp.

Eine russische Hochzeit.*)

Als wir an dem prächtigen Kadettenhause in Petersburg vorüberkamen, wurde unsere Aufmerksamkeit von den lieblichsten Tönen einer Vocalmusik gefesselt, die von einer theilweise erleuchteten Kapelle herüberklangen, an welcher mehrere Wagen hielten. Baron S . . . sagte uns, daß hier eine russische Hochzeit gefeiert werde. Wir standen im Thorweg. Die Kapelle selbst befand sich im zweiten Stock und war mit Glasthüren versehen, die wir öffnen wollten, als auch sogleich Diener herbeistürzten, um uns zurückzuweisen, was indessen nicht so schnell geschehen konnte, daß wir nicht einen Blick von einem hübschen Mädchen erwischt hätten, das mit trauriger Miene neben einem Manne von vielversprechendem Aeußern vor einem Altare stand. Dies wäre wohl hinlänglich gewesen, selbst einen Heiligen in Flammen zu setzen, wir aber sannen in der Eile auf ein irdisches Mittel und bedienten uns jenes unfehlbaren Schlüssels, welcher in Rußland zu allen Herzen und Thüren paßt, wir gaben ihnen nämlich ein Trinkgeld und augenblicklich flogen die Thüren auf.

Wir traten ein und mischten uns unter die Hochzeitsgäste, und befanden uns stufenweise vorwärtsschreitend, bald in der Nähe der Braut, deren Gedanken ich angenehm zerstreut zu haben glaube; denn die Ceremonie war lang, und der Bräutigam alt genug, um ihr Großvater zu sein. Das schlecht zu einander passende Paar stand im Mittelpunkt der Kapelle vor einem Altar, und zwischen ihm und dem Altar ein Priester mit sozialischer Miene und schönem Bart und Haar. Nachdem der Letztere die gebräuchlichen Gebete verlesen hatte, gab er dem Bräutigam einen goldenen Ring, — das glänzende Metall sollte sinnbildlich darstellen, daß er hinfort leuchten möge, wie die Sonne in seiner Gattin Auge, — und ihr einen von Silber, dem Sinnbilde des Mondes, um sie daran zu erinnern, daß sie ihr Licht nur von der Gunst ihres Gatten borgen solle, — eine Ermahnung, welche hier doppelt nothwendig zu sein schien.

Diese Ringe wurden unter einer Unmasse von Bruguugen und Bekreuzigungen der Christen gewechselt, welche das „Ghospodi Pomilui" oder „Herr erbarme dich unser" in Tönen, die kaum von dieser Welt zu sein schienen, anstimmten. Dann wandte sich der Priester in einer extemporirten Rede auf eine so fromme und einnehmende Art an das blasse Mädchen, daß meine Aufmerksamkeit, obwohl ich nicht ein Wort davon verstand, im höchsten Grade gefesselt und mein Herz gerührt wurde. Der Bräutigam, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, dastand, wurde nachher auf dieselbe Art ermahnt, wobei der Priester oder Pope, wie er in der russischen Kirche heißt, seine hohe Mütze, die ihm das Ansehen eines jüdischen Hohenpriesters gab, bald aufsetzte, bald abnahm.

Nachdem dies beendigt war, wurde das heilige Abendmahl gefeiert, welches neben der heiligen Bedeutung, die es in allen christlichen Kirchen hat, bei dieser Gelegenheit noch den Kelch der Freuden und Leiden, die von nun an ein Ehepaar theilen soll, sinnbildlich darstellt. An diesem nimmt Jeder wechselseitig drei Mal Theil und küßt dann das Buch auf dem Altar. Hierauf brachten die Diener zwei vergoldete Kronen herbei, welche mit Ehrfurchtsbezeugungen empfangen und von dem Priester mit dem Zeichen des Kreuzes versehen wurden. Zwei Männer in schlichten Kleidern traten aus der Gesellschaft, in welcher wir einen Platz usurpirt hatten, hervor und nahmen die Kronen, deren eine der Priester auf des Bräutigams Kopf setzte, und die andere über den der Braut hielt, weil der Kopfputz derselben eine nähere Berührung nicht gestattete. Diese letztere glich mit ihrem vom Hintertheil des Kopfes

*) Aus Nalten's „neuester Weltkunde".

Digitized by Google

herabhängenden Schleier, ihren langen, weißen Kleidern und schwermüthigen Blicken, einer schönen Statue unter einem goldenen Baldachin, während der arme Mann, der in der einen Hand ein Licht hielt und mit der andern sich fortwährend bekreuzigen mußte, unter seiner schweren Kopfbedeckung einen zur lächerlichen Anblick darbot, und oft, wenn er sich zu bücken versuchte, nahe daran war, seine Krone zu verlieren.

Dieser Prunk dauerte eine Zeit lang fort, während welcher eine Menge Abschnitte aus der Bibel verlesen, und die Vermählten in eine Wolke von Weihrauch gehüllt wurden. Dabei rief man ihre Heiligen an, sie zu beschützen, und richtete zuletzt an den Allmächtigen die Bitte, sie zu segnen, wie Abraham und Sarah, Isaac und Rebecca, Joseph und Maria, sie zu beschützen wie Noah in der Arche, Jonas in des Fisches Bauch und die Männer im feurigen Ofen und — damit ja nicht die Tradition übergangen werde, — ihnen so viel Freuden zu schenken, als die Kaiserin Helena bei Auffindung des Kreuzes empfand. Hierauf nahm sie der Priester bei der Hand und führte sie in Begleitung der Kronenträger in langsamer Prozession dreimal um den Altar. Die Kronen wurden jetzt wieder abgenommen und von der Braut und dem Bräutigam dreimal geküßt; die Choristen verstummten, der Priester zog sich zurück, und augenblicklich war Alles still.

Hiermit hielten wir und vielleicht auch das glückliche Paar, welches ganz erschöpft zu sein schien, die Ceremanie für beendigt, aber nun nahmen die Kronenträger die Braut und führten sie an den Schirm, welcher das Allerheiligste in einer russischen Kirche absondert. Hier mußte sie sich dreimal schnell hinter einander vor dem Bildnisse zweier Heiligen niederwerfen, und zwar so, daß sie bei jeder Verbeugung hörbar den Fußboden mit ihrer schönen Stirn berührte. Der Mann mußte dasselbe thun und Beide küßten dann das Gemälde die erforderlichen drei Mal.

Endlich schritt die hochzeitliche Gesellschaft zu gratuliren, ein allgemeines Küssen begann, und — wir blieben zum schleunigen Rückzuge.

Feuilleton.

*** Vor etwa 40 Jahren gab Peter Müller in Düsseldorf zwei dicke Bücher heraus, worin mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und vielen Citaten bewiesen wurde, daß es nie Römer gegeben, daß Julius Cäsar und Karl V. eine und dieselbe Person gewesen, daß das Lateinische ein verdorbenes Deutsch, alle Urkunden verfälscht, die Monumente absichtlich eingegraben seien ꝛc. kurz, daß die ganze Weltgeschichte nicht wahr, sondern nur erfunden sei, um leichtgläubige Menschen zu täuschen und allenfalls die Jugend mit dem Lernen derselben zu pinen.

*** Die „Malta-Times" berichten, daß die bekannte Schriftstellerin Miß Martineau, am 16. November von England kommend in Malta angelangt ist, von welcher Insel sie zwei Tage darauf die Reise nach Egypten fortsetzen wollte. Während des furchtbaren Seesturmes, der das Dampfboot „Volcano" zwischen Sicilien und Malta befiel, und wobei die Brandung oft bis zum Fuße der Mastbäume drang, weilte der unerschrockene Blaustrumpf beständig auf dem Verdecke, sich an ein Tauende festhaltend, und bewunderte dabei das Schrecklicherhabene jener Naturscene.

*** Afghanistan scheint in gänzlicher politischer Zerrüttung zu sein: kaum ist irgendwo ein Aufstand gedämpft, so brechen andere auf anderen Punkten aus; so jetzt wieder unter den Ghilzais, in Folge der von Akhbar Chan angestifteten Ermordung des Mir Afzul Chan Ghilzaie. Der alte, virlgeplagte Dost Mahomed, welcher sichtbar dem Grabe zusinkt, zürnt wegen dieser unklugen Frevelthat fortwährend gegen seinen ungestümen Sohn, und hat eine Augenkrankheit, die denselben in letzter Zeit befallen, eine Strafe Allahs genannt. Mittlerweile, wie traurig es auch im Lande aussieht, war Akhbar Chans neue Braut, die Tochter Jar Mahomeds von Herat, mit großem Gepränge in Cabul empfangen worden, und die Hochzeitfeste dauerten mehrere Tage. Ein Wakil (Abgesandter) des Herrschers von Turkestan hatte den Emir bewogen, seinem von Feinden bedrängten Herrn 2000 Reiter, 1000 Fußgänger und 4 Kanonen zu Hülfe zu senden. Diese Hülfsmacht war unter einem Sirdar gen Bamian aufgebrochen und sollte unterwegs den widerspenstigen Jungi-Stamm in Hazareh zur Zahlung des rückständigen Tributs zwingen.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 11. December)

Leipzig. Die drei ersten Bände der Uebersetzung von Thiers Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs, sind hier (bei Weber) erschienen. Ueber den Werth der Uebersetzung des Hrn. Burckhardt würde sich nur nach einer genauen Vergleichung mit dem Original etwas Bestimmtes sagen lassen: was indeß die typographische Ausführung und den Preis der Uebersetzung betrifft (15 Sgr. für einen Band von 22 Bogen im Durchschnitte), so dürfte sich wohl schwerlich ein Unterdehmen finden, bei dem die Wohlfeilheit mit der Zierlichkeit äußerer Ausstattung sichtbarer vereinigt wäre.

— Das erste Heft der von Bulwer herausgegebenen „Skizzen aus dem Leben" von Laman Blanchard ist in Uebersetzung von G v. Rau in der Augsburg'schen Verlagshandlung von Fahrenbacher erschienen. Das ganze Werk umfaßt drei Bände.

— Hr. Dr. A. Adolph Schmidl, der verdienstvolle Redacteur der österr. Blätter für Literatur und Kunst, gibt ein sehr interessantes und für Oesterreichs Geschichte und Kunst merkwürdiges Werk unter dem Titel: „Kunst und Alterthum" heraus, wovon das erste Heft so eben erschienen ist.

— Philipp Nathusius, früher oft als Dichter genannt, arbeitet gegenwärtig an einer ausführlichern Lebensbeschreibung des „Wandsbecker Boten" und an einer Charakteristik seiner Werke. Es stehen ihm viele, bis jetzt ganz unbenutzte Quellen zu Gebote. Durch diese Arbeit wird hoffentlich eine bessere Würdigung des freisinnigen und gemüthlichen Dichters des Rheinweinliedes gewonnen werden, als sich neuerdings geltend machen will.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 12. December. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach Bayard und de Vault, von Friedrich. — Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt, von J. Granat v. Weissenthurn

Sonntag, den 13 December. Das Donauweibchen (Erster Theil), Volksmärchen mit Gesang in 3 Abtheilungen.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 344. Montag, den 14. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag lustwandelten zwei Männer mit ernstem Gesicht plaudernd in der Villa Careggi, einem irdischen Paradies, dessen wenige Auserwählten Alle Philosophen und Dichter waren. Hier war es, wo der herrliche Lorenz die Stunden, welche er seinen Regierungsgeschäften abgewann, zubrachte, um sich an den Reizen zu sättigen, welche Kunst, Wissen und Freundschaft darbieten. Die heimliche Stätte hatte er zum Heiligthum gemacht, unzugänglich für alle weltlichen Angelegenheiten: hier galt nur der Adel der Künste, hier begrüßte man nur das Königthum der Intelligenz. Von einigen Dichtern und Denkern umgeben, vergaß der Herzog in diesem Zauberschloß Alles, um nur seine lieblichen Bilder, seine Meisterwerke in Marmor, seine gleich Reliquien verehrten Alterthümer, seine Kameen, die er nicht gegen die größten Diamanten umgetauscht hätte, zu betrachten. Nur hier fühlte sich Lorenz ganz glücklich, denn er konnte nicht recht zufrieden sein, wenn er sich von seinen kostbaren Büchern und Manuscripten getrennt sah, die er so sehr liebte, daß er, um sich dieselben anzuschaffen, wie er selbst zu sagen pflegte, die Kleider vom Leibe verkauft hätte. So erging er sich denn auch heute, bei einem starken Frost zwischen den kahlen Bosketts, und unterhielt sich angelegentlich mit seinem Freund Marsilio Ficino, dem Philosophen, dem die herrliche Zufluchtsstätte der Musen ebenfalls sein liebster Aufenthalt war.

Lorenz wollte eben wie gewöhnlich ganz nach den Regeln der Dialektik eine Besprechung über eine dunkele Stelle des Phädon anknüpfen, als ihn Marsilio unterbrach.

„Lorenz," begann der Philosoph, „erlaubt mir, daß ich heute meine Stimme erhebe, um eine Bitte an Euch zu richten."

„Ihr wißt, Marsilio, daß ich hier keine Angelegenheit behandele, die den Staat betrifft; in Careggi gibt es keinen Herzog."

„Und doch wird mich heute der Herzog hören müssen, denn mein Geist könnte sich jetzt nicht mit der Philosophie befassen; mich plagt eine Befürchtung; weiß ich mich erst von ihr befreit, dann werde ich besser discutiren können."

„Verhält es sich so, Ficino, dann sprecht. Ihr seid keiner von denen, welchen man etwas abschlagen darf."

„Nun, so wißt denn, daß einer meiner ausgezeichnetsten Schüler und der mir zugleich der theuerste von allen ist, gestern Abend eingezogen und verhaftet wurde. Eben in diesem Augenblick habe ich es erfahren."

„Hat er vielleicht irgend ein Verbrechen begangen?"

„Die Anklage lautet nur dahin, daß er ein unerlaubtes Verhältniß mit einer jungen edlen Dame unterhalten."

„Kann sie denn nicht seine Frau werden?"

„Sie lieben sich und doch darf sie Mercati nicht heirathen. Sollte er denn ein so unbedeutendes Vergehen mit ewiger Gefangenschaft abbüßen müssen?"

„Du sprichst ihn sehr rasch von seiner Schuld frei, Ficino. Diese Uebertretung des Gesetzes ist strafbar. Wer hindert die Verbindung?"

„Darüber schreibt er mir nichts, aber ich werde es wohl erfahren müssen, denn ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß mein guter Nicola seiner Freiheit verlustig ist."

„Nun, so beruhige Dich, lieber Marsilio. Ich will Befehl geben, daß er uns sogleich vorgeführt werde. Du magst ihn ausfragen, und ich werde dann für ihn thun, was ich kann. Insofern er einer Eurer besten Schüler ist, hat er ein Recht auf meine Theilnahme. Hat er denn vor Plato, unserm Lehrer, die schuldige Achtung?"

„Ja, Lorenz, er studirt ihn unablässig und hält ihn hoch. — Aber es ist eine arme, zweifelskranke Seele, ein Schaf, welches sich etwas von der Heerde verirrt hat, und vielleicht gerade deßhalb, weil ich es mehr liebe, als die übrigen."

„Ihr seid ein guter Hirte, Ficino, und man liebt Euch ebenso wie Ihr die Andern. Ihr habt Recht, der junge Mann darf nicht in der Haft bleiben. Die Einsamkeit ist den Zweiflern gefährlich. In zwei Stunden soll er hier sein."

„Ich danke in seinem Namen, erlauchter Fürst, und danke auch für mich."

Sofort wurde ein Eilbote nach Florenz befördert und die zwei edlen Freunde setzten ihren poetischen Gang fort und verloren sich bald in eine gelehrte Zwiesprache, die vom einfachsten anhebt und dann abwechselnd den Geist zu unergründlichen Tiefen und unabsehlicher Höhe führt. Rasch waren zwei Stunden verstrichen und Nicola Mercati traf auf der Villa Careggi ein. Marsilio Ficino nahm ihn bei Seite und sprach zu ihm im Ton ächt väterlicher Gesinnung.

„Lieber Sohn," begann er, „verbirg mir nichts, enthülle mir alle die Geheimnisse Deines Herzens, und sei versichert, daß ich sie nur gebrauchen werde, wenn ich Deine Sache verfechte; denn siehst Du, Nicola, ich will nicht, daß Du in einem Gefängniß schmachtest. Ich würde darunter wohl ebenso leiden, wie Du. Und dann, wenn Du nicht mehr frei würdest, wer würde dann meinen Worten mit Deinem löblichen Wissensdrang lauschen? Wo fände ich einen Zuhörer mit Geistesgaben genug ausgerüstet, daß ich mich mit Stolz seinen Lehrer nennen könnte? Auf welchem Feld, meiner Pflege werth, könnte ich den Samen des Wissens ausstreuen, oder welcher Gegner sollte mir Ehre machen auf dem Kampfplatz der Metaphysik, wenn ich Dich nicht mehr hätte, Nicola?"

„Mein würdiger Meister," versetzte Mercati, „ich weiß, daß ich mir Eure Achtung, Eure Freundschaft gewonnen habe. Und gerade in der jetzigen Stunde verschafft es mir große Beruhigung, mein Herz vor Euch ausschütten zu dürfen; der Zustand meiner Seele ist heute bedenklicher als

Digitized by Google

jemals, und ich weiß nicht, was geschehen würde, wenn mir Euer Trost fehlte. So hört mich denn an."

Sie traten in das kleine Gemach, welches der große Kosmus vor einiger Zeit dem Ficino in seiner Villa eingeräumt hatte. Sie ließen sich in zwei Sessel von Eichenholz nieder, beide mit prachtvollem Schnitzwerk, Wunder der Florentinischen Kunst. Hier konnte Nicola endlich die Last abwerfen, welche seine Seele niederdrückte, denn er saß einem warmen, wohlmeinenden Freund gegenüber. Er erzählte ihm von seiner Liebe für Benedetta, die bisher so rein geblieben, wie die Liebe der Engel, und suchte seine Weigerung, sie zu heirathen, zu rechtfertigen, indem er dem treuen Lehrer alle Wunden seiner Seele aufdeckte.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. R.

Wenn wir es unternehmen, in dem Nachstehenden eine vergleichende Charakteristik Byron's und Shelly's zu liefern, so geschieht dies weniger um des ersteren willen, der dem deutschen Publikum theils aus der bedeutenden Rolle, welche er spielte, theils aus den mannichfachen Uebersetzungen seiner Werke bekannt ist, als vielmehr um die Bedeutung des letzteren, dessen Stellung im Leben eine mehr zurückgezogene war, dessen Schriften in Hinsicht auf Form und Inhalt nur einen geringeren Grad von Popularität erlangen konnten, gebührend hervorzuheben. Die Darstellung dürfte aber durch die Form der Parallele um deswillen gewinnen, weil beide Dichter, persönlich befreundet, in ihrem Streben wie in ihren Lebensschicksalen Vieles gemein haben, während ihre Charaktere und die Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen, weit auseinander liegen. Die Hauptzüge von Byron's Leben sind so bekannt, daß es überflüssig wäre, wollten wir uns in dieser Hinsicht Ausführungen erlauben. Wir überlassen es daher dem geneigten Leser selbst, aus der nachfolgenden Skizze von Shelley's Leben die Momente herauszufinden, welche Anhaltspunkte einer Vergleichung mit Byron gewähren.

Percy Bysshe Shelley, der Sohn des Sir Timothy Shelley von Castle Goring in der Grafschaft Sussex, war am 4. August 1792 geboren. Da seine Familie wohlhabend war, konnte er ohne Sorgen um seine Existenz der Zukunft entgegensehen — ein Glück, welches er vor den meisten seiner poetischen Genossen voraushatte. Seine erste Erziehung erhielt er in der Schule zu Eton, in welcher, wie es in den öffentlichen aristokratischen Erziehungsanstalten Sitte war, die jüngeren Schüler in einem gewissen Abhängigkeits- und Knechtschaftverhältniß zu den älteren standen, welches durch das englische Wort fagging bezeichnet wird. Indem sich Shelley gegen diese Tyrannei auflehnte, wurde er von Lehrern und Mitschülern mit empörender Grausamkeit behandelt. Sein Muth wuchs jedoch, statt unterdrückt zu werden, und er verweigerte die Pflicht des Gehorsams, so oft dieser durch Drohungen oder Strafen erzwungen werden sollte. Später besuchte er die Universität Oxford, wo er ebenfalls jeder festbegründeten Gewalt und allen herkömmlichen Ansichten widersprach. Er studirte fleißig, aber regellos, indem er theils viel las, besonders die Schriften der französischen Philosophen, theils sich mit chemischen Experimenten beschäftigte. In dem Alter von fünfzehn Jahren schrieb er romantische Erzählungen, die wie zu erwarten, von keiner Bedeutung waren. Schon damals war ihm eine große Leichtigkeit der Versification in seiner Mutter- wie der lateinischen Sprache eigen, welche von seinen Mitschülern zum Oefteren in Anspruch genommen wurde. Er schrieb weiter einen Band „politischer Reime" unter dem Titel „Margarethe Nicholson's Nachlaß" und fertigte einen Auszug aus Hume's Essays, in Betreff dessen er die Machthaber zu Oxford zu einer öffentlichen Disputation herausforderte. Daraufhin ward er siebenzehn Jahr alt von der Universität verbannt und in die weite Welt gewiesen, der Glut seiner Jugend und Leidenschaft zur Beute. In diesem gereizten Zustande verfaßte er dann im Geiste der entschiedensten Opposition sein erstes Hauptwerk, die „Königin Mab", worin er seine Ansichten über Politik und Religion, sowie über Glück und Zweck der Menschheit in excentrischer aber glänzender Weise aussprach. Blos um seinem bedrängten Herzen Luft zu machen, hatte er dieses Gedicht geschrieben. Dasselbe war nicht für die Oeffentlichkeit, sondern in wenigen Abdrücken nur für seine Freunde bestimmt. Auf eine oder die andere Weise erhielt es indessen größere Verbreitung und zog ihm die bittersten Vorwürfe der Immoralität und Gottlosigkeit sowie die grausamsten Verfolgungen zu. Von Allen verstoßen, mußte er schwer für seine jugendliche Raschheit büßen, und von dieser Zeit an erscheint sein Leben als ein fortwährender Kampf gegen veraltete Gesinnung und Ansichten. Bald heirathete er ein Mädchen von niedriger Ablunft, wodurch er seine Eltern und Verwandten gegen sich aufbrachte. Von pecuniären Verlegenheiten scheint er frei gewesen zu sein, denn im Jahre 1814 besuchte er die schönsten Gegenden der Schweiz, seinen Rückweg den Rhein entlang nehmend. Schon von Jugend auf schwächlich und sehr erregbarer Natur, drohte er im Frühling des Jahres 1815 eine Beute der Auszehrung zu werden; doch unerwartet verschwanden die gefährlichen Symptome und ließen nur eine erhöhete Reizbarkeit seiner Nerven zurück. Wie sich stets solche Naturen mehr nach Innen zu kehren pflegen, so war es auch mit unserem Dichter der Fall. Während des Sommers des erwähnten Jahres bewohnte er ein Haus auf Bischopsgate-Haide an dem Rande des Windsorwaldes, wo er nach einigen Monaten eines verhältnißmäßig ruhigen und glücklichen Lebens „Alastor" oder „der Geist der Einsamkeit" dichtete. In seinen häuslichen Verhältnissen unglücklich, ließ er sich von seiner Gattin scheiden, welche sich später selbst den Tod gab. Die näheren Umstände dieses Verhältnisses sind noch nicht genügend aufgeklärt; aber obwohl er viel von üblen Nachreden und Mißdeutung zu leiden hatte, können wir seinen stets so edlen Charakter in jedem Falle gegen die Vermuthung einer Gemeinheit oder Schlechtigkeit in Schutz nehmen. Doch mit den üblen Nachreden war es seinen scheinfrommen Landsleuten nicht genug: ein Kanzleibefehl entzog ihm auf den Grund angeblichen Atheismus und Immoralität die Vormundschaft über seine beiden Kinder und bereitete ihm den tiefsten Kummer.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Dorf Brook in Holland im Jahre 1808.

Wenn der Verehrer der guten alten Zeit die allmählig verschwindende einfache Sitte der Voreltern beklagt, so bleibt ihm zu seinem Troste in der Nachbarschaft der Hauptstadt Hollands ein ländlicher Wohnsitz übrig, wo sich die Sparsamkeit und Wohlhabenheit der alten Holländer unversehrt erhalten haben. Dahin, dahin laß uns wallen, geliebter Freund, laß uns entfliehen der larmenden Stadt, wo sich der gellende Gesang alter Weiber, der kreischende Ausruf der Verkäufer mit Wagengerolle und mit dem Schalle der Dreborgeln und Glockenspiele vereinigen, um unsere Ohren unaufhörlich zu betäuben. Schon vergoldet die Morgensonne die spitzigen Giebel der schmalen Häuser, eilen wir dem von Schiffen wimmelnden Hafen zu. Zwar liegen sie größtentheils schon seit Jahren bei unserm gehemmten Verkehr unbeweglich vor Anker: doch zu einer Fahrt nach der gegenüberliegenden niedrigen Küste, nach dem freundlichen rothbedachten Dorfe Buikslout, das Du dort noch am Gestade sich erheben siehst, wird es uns an einem Fahrzeuge nicht fehlen denn in dem Y herum zu steuern, hindert uns kein Auslauf-Verbot, keine Flagge Albions. Bis die rasch angezogene Glocke das Zeichen zur Abfahrt giebt, laß uns in dieses den Wasserwogen nahgerückte Wirthshaus treten, aus dessen Fenster wir eine schone Aussicht genießen werden. Siehst du hier zu beiden Seiten die hohe Häuserreihe, die sich kaum übersehbar an den Hafen hinzieht; vor ihr eine zahlreiche Menge hochbemasteter Schiffe alle den heißersehnten Zeitpunkt erwartend, wo der goldene Friede die Schifffahrt wiederbeleben wird; jener schwerfallige gothische Thurm rechts ist der Thurm der Wehklagen und Seufzer, von den traurigen Abschiedsscenen so genannt, die sonst so oft an dieser Stelle der Abfahrt nach Ostindien statthatten, jene hohe über die Häusermassen der Stadt stolz emporragende Kuppel im Hintergrunde krönt das massive Gebäude des ehemaligen Rathhauses, nun zur konigl. Residenz umgeschaffen: jene Kirchthurme gehören den hier noch fleißiger als in andern großen Stadten besuchten Versammlungshäusern aller christlichen Gemeinden zu. Wenden wir nun unsern Blick gerade vor uns, so stellt sich uns die große Wasserflache des Y dar, sanft von Wellen bewegt links in grauer Ferne von der hehren krongestalteten Kirchenspitze Harlems und den zahlreichen Windmuhlen Zandams bekränzt, rechts sich in den bläulichen Horizont verlierend.

Und nun horch! es erschallt die Glocke, und wir besteigen eine der Schuiten, welche mit dem ersten Schlage jeder Stunde des Tages nach allerlei Richtungen abgehen. Zwar begünstigt der starke Nordostwind unsere Fahrt nicht; doch ist das hier sich verengende Y in weniger denn einer halben Stunde durchschnitten, und ein alter lebenssatter Gaul erwartet uns beim Eintritt in den Canal, um unser Schiff nach dem nicht weit entfernten Dorfe Buikslout zu ziehen. Freundlich erheben sich die kleinen buntbemalten Häuser längs diesem Canale und stattlich zeichnet sich der werthliche Gasthof unter ihnen aus. Nachdem wir in demselben ein frugales, bei unserer Ruckkehr einzunehmendes Mittagsessen bestellt haben, wandern wir rüstig dem eine starke Stunde entfernten Ziele zu. Der Weg bietet nur wenig Reize dar; er führt, wie dies hier zu Lande nur zu oft der Fall ist, durch eine kahle baumlose Ebene, von mehreren Kanalen durchschnitten: nur hin und wieder erblickst Du eine Windmuhle oder einen fernen Kirchthurm.

Jetzt nahen wir dem Dorfe Brook, dessen roth, grün und gelb angestrichene Häuser sich in dem klaren Teiche spiegeln, an welchem sie sich hinreihen; mehrere Kanäle durchkreuzen das Dorf, über dieselben führen sauber reingefegte kleine Brücken; die Gassen sind mit kleinen künstlich an einander gereihten Steinen gepflastert, und gleichen einem mit größter Sorgfalt und Reinlichkeit unterhaltenen getäfelten Fußboden. Die blankgeschenerten Fenster der bunten Häuser, größtentheils mit Vorhängen versehen, gestatten nur selten dem neugierigen Spaher einen Blick in die innere Einrichtung drr Zimmer; gern hätten wir dieselbe näher betrachtet, allein es ging uns nicht besser, als weiland Joseph II., der an mehrere Thüren vergeblich anklopfte, um eingelassen zu werden und als man den Bewohnern erklärte: es sei der Römische Kaiser, erwiederten sie: „Und ware er der Bürgermeister von Amsterdam, so ließen wir ihn doch nicht herein.“ Die Prunkkammern der Häuser werden von den Besitzern selbst wenig benutzt, und die von der Gasse in dieselben führende Thür wird gewöhnlich nur zum Hochzeitfeste, zur Taufe und bei Begräbnissen geöffnet. Der beste Zierrath der Zimmer sind die mit Gold und Silber, und mit Obligationen aller Länder reichgefüllten Kisten, deren viele wohl Millionen enthalten sollen, obgleich oder vielmehr weil die Eigenthümer sich mit schlichter Kost und einfacher Bauernkleidung begnügen; auch sind ihre Kinder nur in grobe Kittel gekleidet, ob Du sie gleich zuweilen in den Gassen des Dorfes mit großen Thalern spielen siehst. Neben und hinter den Häusern erblickst Du kleine Garichen, und in denselben Hirsche, Pferde, Hunde, Schweine, Tische mit Glasern und Bonteillen — alle zierlich in Buxbaum ausgeschnitten. Das Ganze macht durch die geschnorkelte Bauart und bunte Bemalung der Hauser, und durch den steifen Zuschnitt der Garten einen sonderbaren Eindruck, dessen Neuheit zwar anfangs auffällt, doch in die Länge wenig anzieht, um so weniger, da die hier herrschende todte Stille und scheue Zuruckgezogenheit Dich bald vermuthen lassen, daß fröhlicher Lebensgenuß hier nicht zu Hause ist. Wir kehren daher wieder nach Buikslout zuruck und nehmen das uns dort erwartende Mittagsessen mit aller Eßlust ein, die ein dreistündiger Marsch bei starkem Nordhauche nur zu geben vermag. Und nun senkt sich schon die Sonne in die vergoldeten Fluthen des Y. Wir besteigen das Schiff und steuern den purpurgerötheten Zinnen Amsterdams zu; die leuchtenden Welten am verdunkelten Horizonte fangen an sich auf der Oberfläche zu spiegeln und mit jener Rührung, welche der hehre Anblick des Himmels und des Meeres fuhlenden Gemuthern stets mittheilt, erreichen wir glücklich den Hafen. Orgnl.

Feuilleton.

⁂ Der Todtenschrei. Unter die Phantasiebilder des Gehörs oder vielmehr unter die unheilvollen Ueberreste abergläubischer Zeiten gehört der sogenannte Todtenschrei, den die schottischen Hochländer „Taish“ und andere in den Niederlanden „Wrath“ nennen; wenn nämlich urplötzlich ein Schallphänomen in die Erscheinung trite und vom Gehöre eine solche Stimme vernommen wird, die derjenigen Person gleicht, deren Tod hierdurch verderverkündigt wird. In Küfer's Archiv VI 3. S. 109 wird folgendes Beispiel erzählt, das sich in dem Dorfe Rigg auf der Insel Skye zugetragen haben soll: Fünf Frauenzimmer saßen zusammen in demselben Zimmer und alle hörten einen lauten durch das Fenster kommenden

Digitized by Google

Schrei. Sie hielten das Getön völlig identisch mit der Stimme eines Mädchens, welches mit zugegen war. Dieses erröthete sogleich, obschon es sich nichts merken ließ, bekam am folgenden Tage ein Fieber und starb in derselben Woche. — Leider sind meiner Ansicht nach die Meistzahl solcher Orakeleien die Furcht überspannter Einbildungskraft, wodurch ein befürchtetes Uebel um so sicherer seine bösen Folgen verhängt. Die unbesonnene Aeußerung der Gespielinnen mußte wie ein plötzliches Schreck-Phantom auf das bewegliche Gemüth und das überspannte Nervensystem den verderblichsten Einfluß für das Leben herbeiführen. D. Mrgbl.

*** Newyork. In diesem Jahr wurden an den Ufern des Ohio 108 neue Dampfboote von mehr als 50,000 Tonnen Gehalt erbaut. Die Zahl sämmtlicher Dampfboote auf dem Mississippi und Ohio übersteigt 750. Sind erst auch noch die vier französischem Dampfer auf Newyork und die wöchentlichen Cunard-Steamer im Gange, für welche, wie bereits in Jersey City, Newyork gegenüber, Lande- und Lagerplätze hergerichtet werden, so wird es uns an einem lebhaften und beflügelten Verkehr mit Europa nicht fehlen. Sind wir doch schon in jüngster Zeit in einen lebendigen Geistesverkehr mit Deutschland getreten, und die dauernde oder vorübergehende Uebersiedlung so vieler politischen, literarischen und künstlerischen Talente lieber beweist, daß die Verein. Staaten und insbesondere auch das zusehends an Bedeutung gewinnende und wahrhaft großartig sich entfaltende deutsche Element in denselben größere Wirkung und Anziehungskraft auf Deutschland auszuüben beginnen. In der choregischen Künstlerwelt eröffnete Fanny Elßler den Reigen, und wir hoffen, daß die jüngern Reize des Kinderballets der Madame Weiß ihn nicht schließen werden. In der musikalischen Welt, von Meyer, Herz und, wie es heißt, dürfen wir sogar Meyerbeer und Rubini erwarten. Unter den Zauberern Alexander, der sogar in dem puritanischen Salem auftreten durfte, wo man früher Hexen verbrannte.

*** Delle. Rachel wird Christin und Legitimistin zugleich. Der Fall macht in Paris viel Aufsehen. Dem „Siecle" zufolge ist diese Umwandlung dem Einflusse des mystisch-romantischen Salons der Mad. Recamier in der Abbaye-aux-bois zu danken, wo sich die ersten Kanzelredner versammeln. In einigen Tagen wird die feierliche Taufe erfolgen; der Herzog von Noailles ist der Pathe, Mad. Recamier die Pathin. Der Herzog hat als Taufgeschenk bei dem Hofjuwelier Papst ein Bouquett in Brillanten im Werthe von 50,000 Fr. bestellt. Der Erzbischof von Paris wird selbst die Taufhandlung vollziehen. M. Urhbl.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 12 December)

Es ist überall ein schönes und unveräußerliches Recht des Publikums, über den Werth oder Unwerth dessen, was ihm von der Bühne aus geboten wird, seine Herzensmeinung in dem Theater durch die üblichen Zeichen kund zu geben. Und von welcher Bedeutung es für dramatische Dichter und Componisten, für Direction und Regie, für Sänger und Schauspieler sein muß, ja wie sie es sogar fordern können, daß ein gebildetes Publikum dieses Recht eben so offen wie ehrlich ausübe, ohne es sich von irgend einer Seite, am allerwenigsten von Claquen und Claqueurs, antasten zu lassen, ist klar genug, als daß es einer Erörterung bedürfte. Und doch, so scheint es manchmal, hat sich unser Publikum dieses kostbaren Rechts begeben, um es, wenn nicht von Parteien und Claqueurs, mindestens von Unberufenen mißbrauchen zu lassen. Wäre diese Behauptung falsch, so hätten wir in der jüngsten Zeit nicht erleben dürfen, daß eine Regimentstochter von Wien, nur weil sie mit außerordentlicher Virtuosität vor den Augen des Publikums die Trommel schlug, oder der Romeo einer Hof- und Kammersängerin, nur weil er mit herkulischer Gewandtheit seine Julie um den schlanken Leib faßte und fechtend durch das Gedränge trug, mit Beifall überschüttet und mit Sturm gerufen wurden, — während Spohr's herrliche Oper „Zemire und Azor" und Gluck's classische „Iphigenie in Aulis" eine verhältnißmäßig kalte Aufnahme fanden. In andern Theatern, wo das Publikum sein unveräußerliches Recht in seinem eigenen Interesse handhabt, wären nach beiden Opern, die man hier eben so würdig ausgestattet wie gut aufgeführt hat, wenn nicht alle Darsteller, doch die Träger der Hauptpartien gerufen worden, um ihnen und der Direction für so feine Genüsse die verdiente Anerkennung zu bezeigen, auch diese und jene im edlen Streben zu ermuthigen. Hr. Conradi und Frau Anschütz z. B. hatten vor andern durch ihre schöne Leistungen in beiden Opern den gegründetsten Anspruch auf eine Auszeichnung; aber die Claque verhielt sich ruhig — warum? — und das Publikum noch ruhiger. Möge man sein gutes Recht doch schnell wieder an sich reißen, seinen Geschmack für das Gute und Schöne kund bethätigen und dadurch sich, dem Theaterinstitut und seinen Mitgliedern unberechenbar nützlich werden! E. S.

— Ueber C. Mangolds „Tannhäuser" wird von C. Reißtab in der Berl. (Voss.) Ztg. gemeldet: „Es wird weniger bekannt sein, daß außer der Oper „der Tannhäuser" von Richard Wagner, eine zweite dieses Stoffs (Dichtung von E. Duller) von dem talentvollen Musik-Director C. Mangold aus Darmstadt vorhanden ist, welche in diesem Frühjahr schon zu Darmstadt mit entschiedenem Erfolg gegeben worden ist. Der Komponist hat dieselbe jetzt unserer Bühne eingereicht, und das Urtheil darüber ist so günstig ausgefallen, daß wir auf die Aufführung derselben hoffen dürfen. Auch in Leipzig und Frankfurt am Main ist die Aufführung im Werke. Es wäre von Interesse, die beiden musikalischen Werke, die denselben dichterischen Stoff gewählt haben, vergleichen zu können."

Dienstag, den 13. December:

Erste Soirée musicale von Herrn Eduard Rosenhain.

Im Saale des Hôtel de Russie.

Programm.

Trio von Beethoven (Es-dur op. 70.) für Pianoforte, Violine und Violoncello, vorgetragen von den Herren Rosenhain, Eliason und Bockmühl.

„In die Ferne" von Lachner, gesungen von Herrn Caspari.

Abendempfindung von Mozart, gesungen von Fräulein Oswald.

Der Hirt auf dem Felsen, von Schubert, gesungen von Herrn Caspari (Clarinetto obligato Herr Mehner) Hommage à Haendel, grand Duo pour deux Pianofortes von Moscheles, vorgetragen von Eduard Hecht und Rosenhain.

Anfang um halb 7 Uhr.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 14. December. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 345. Dienstag, den 15. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Fortsetzung.)

„So lange mich diese Krankheit meines Gemüths der Freiheit des Denkens beraubt, darf ich mit keinem Weib ein trautes Leben theilen! Ach, wenn Ihr wüßtet, mein väterlicher Freund, wie mein Inneres zerrissen ist, Ihr würdet mein Thun und Lassen begreifen. Benedetta müßte mich ja müde werden! Der Erde und dem, was auf derselben vorgeht, gehöre ich so wenig an, daß meine Geliebte zwar mein Herz besitzen könnte, daß ihr aber mein Geist entfremdet bliebe, da er unablässig in dem unendlichen Raum schweift. Sähe sie mich dann unglücklich, zerrissen, des Daseins überdrüssig, ihre Liebe würde sich bald in Mitleiden, ihr Mitleiden bald in Langeweile, ihre Langeweile in Furcht verkehre. Ja, Meister, sie würde sich vor ihrem Gatten fürchten. Denn wenn ich zuweilen mein Innerstes prüfe, geschieht es nicht selten, daß ich vor mir selber erschrecke!“

„Fasse Muth, mein Sohn. Dein Uebel ist nicht unheilbar. Mit Gottes Beistand lassen sich die Leiden der Seele wie des Leibes beschwichtigen. Da ich zur Welt kam, war ich so klein, so klein, daß man sich beeilte, mir die heilige Taufe zu geben, aus Besorgniß, ich möchte verlöschen wie das winzige Lichtflämmchen einer Kerze. Nicht zweimal vierundzwanzig Stunden werde ich leben, sagte man, als mich die Amme auf dem Arme trug, und Du siehst, ich bin dennoch ein Mann geworden wie die andern, und die, welche so gesprochen haben, sind längst todt. Glaubst Du denn, Nicola, daß der, welcher dieses Wunder gethan, nicht auch Deinen Glauben, der am Verlöschen ist, wieder beleben kann?“

„Ich möchte es glauben, Meister, und kann es nicht.“

„Wähnst Du denn, daß dieses Seelenleiden, diese ungestillte Durst nur Dich beuge? Hältst Du Dich für den einzigen Auserwählten des Unglücks? Derselbe Geier, der Dein Inneres zerfleischt, hat auch schon viele andere zerrissen und ich selbst habe mich geisteskrank und lebensüberdrüssig gesehen, wie Du es zu dieser Stunde bist. Ich, der ich Seelen heilen sollte, mußte zuerst meine eigene genesen machen. Mein Leben brachte ich lange damit zu, innerer Angst voll nach der Gottheit zu suchen: mein Hoffen trug mich so hoch und weit, daß oft meine kleine Lampe, dieses schöne Geschenk des großen Kosmus, noch brannte, wenn die Morgenröthe schon den Tag verkündete. Die Krankheit meiner Seele veranlaßte das Siechthum meines Körpers; unheimlich bleich glich ich einem Marmor, häßlich mager — einem Skelett. Nur noch ein schwacher Rest von Leben war mir geblieben; der Zweifel hatte mich vernichtet, der Glaube richtete mich auf. Platons, unseres Meisters, erhabene Lehre hatte ich studirt, bis in ihre geheimsten Tiefen war ich ihr gefolgt, um Alles zu ergründen. Diese göttliche Weisheit erweckte mich zu neuem Leben, meine Seele nahm ein heilsam Bad in ihren reinen, durchsichtigen Wassern, und mein Leib genas zugleich mit ihr.“

„Aber Ihr hattet auch den Muth, zu warten, bis sich Euch die Quellen der Wahrheit sprudelnd öffnen würden; den werde ich nicht haben.“

„Freilich, mein Sohn, und überdies besaß ich, was Du Dir noch erringen mußt, — Ausdauer, eine allmächtige Tugend, wenn es je eine gegeben hat. Ich bedurfte ihrer vielleicht mehr als Du. Höre weiter. In meiner Genesung glücklich und auf meine Heilmittel stolz übersetzte ich vier Bücher des unsterblichen Plato und las sie vor einer Versammlung von Gelehrten. Während ich las, lächelte Kosmus. Ich begeiff Alles. Mit der hellenischen Sprache war ich nicht vertraut genug und hatte nicht überall richtig verstanden. Ein Anderer hätte sich vielleicht hierdurch entmuthigen lassen. Ich zog mich zwar als ein Geschlagener zurück, aber ich war nicht besiegt. Ich fing das Studium des Griechischen von Neuem an, und nach langem und mühevollem Schaffen überhachte ich Markus Musurus eine bessere Uebersetzung. Er las sie ruhig in meiner Gegenwart, und als er damit zu Ende gekommen war, warf ich mich mit Stolz in die Brust, um meine Lob prüche zu empfangen. Anstatt allen Urtheils nahm der Gelehrte ein Schreibzeug auf seinem Tisch und übergoß die Blätter, die mich unsägliche Mühe gekostet hatten, mit Tinte. Das schnitt mir tief in die Seele. Aber ich ließ es mir gefallen. Nun schloß ich mich in dem kleinen Stübchen ein, wo wir uns eben befinden. Geduldig fing ich meine Arbeit zum dritten Mal an und errang mir später den Lohn für meine Nachtwachen. Die Philosophie des Geistes begriff ich jetzt nur um so besser, redete viel geläufiger die Sprache des göttlichen Plato und war zuletzt so glücklich, diese Weisheit von dem Lehrstuhl herab, vor welchem auch Du so fleißig erschienen bist, predigen zu können. Du siehst also, daß man mit Muth, Hoffnung und saurer Mühe die größten Hindernisse bewältigen kann.“

„Ihr habt im Plato nach dem Schiffbruch einen Hafen gefunden, würdiger Lehrer. Aber ich finde darin nicht mehr als anderwärts schöne Behauptungen. Er spricht von der Unsterblichkeit der Seele, aber er überzeugt mich nicht davon. Er flößt mir Wünsche ein und läßt mich kaum auf ihre Erfüllung hoffen. Ich suche darin nach der göttlichen Wahrheit und finde nur menschliche Sophismen.“

„Unglückseliger, welche Lästerung! Plato, meinen Lehrer, zu verleugnen! In welcher Verblendung bist Du befangen. Oeffne ihn nur und Du wirst finden, daß der Leib vergänglich, weil er nur eine Zusammensetzung aus Theilen und dem Auseinanderfallen dieser Theile unterworfen ist, daß aber die Seele nicht stirbt, weil sie als Urstoff nicht getheilt und nicht geschwächt werden kann. Ihre Unsterblichkeit ist eine Folge ihrer Urstofflichkeit. Was willst Du hiergegen, was kannst Du überhaupt einwenden?“

„Wollte Gott, ich könnte es! Dann hätte ich wenigstens eine Art von Glauben und tausendmal besser wäre es doch, falsch glauben, als gar nicht glauben. Das Leben ist mit einem unschuldigen Irrthum erträglich; aber es hört auf, dies zu sein, wenn man in den Zweifeln auf- und niederwogt, ohne doch in der Gleichgültigkeit einzuschlummern. Der Durst nach Wahrheit macht schon meine Haare bleichen, Meister Ficino, und in kurzer Zeit werde ich gerade solch ein Gespenst sein, wie Ihr es selbst gewesen seid. Aber das Grab hat keine Geheimnisse für die, welche ausgekämpft, und der große Offenbarer, der Tod, wird mir bald die Lösung dieses seltsamen Räthsels bieten!"

„Denke und hoffe, mein Sohn."

„Wie wollt Ihr, Meister, daß man hoffe, wenn man solche Nattern in seinem Busen hegt? Seht Ihr nicht ein, daß ich stündlich in diesem Leben die Qualen der Hölle erdulde, ohne mit Zuversicht auf das Paradies eines jenseitigen zählen zu können?"

„Die Liebe bietet Tröstungen, Nicola —"

„Aber Ihr müßt mir doch zugeben, würdiger Mann, daß es übel gerathen wäre, sich in einem solchen Märtyrthum mit einem Weib zu vermählen!"

„Wenn jedoch Benedetta —"

Es pochte leise an die Thüre. Der Herzog trat ein.

„Nun," fragte er, „ist die Ehe versprochen?"

Nicola sah den ehrwürdigen Ficino mit so flehentlicher Gebärde und doch mit einer so festen Entschlossenheit an, daß dieser dem beklagenswerthen Schüler, ohne es eigentlich zu wollen, willfahren mußte.

„Monsignore," sprach der Weise zu dem Fürsten, „seine Gründe lassen sich nicht widerlegen und ich erkläre mich vor Euch und vor dem Staat für ihre Gültigkeit zum Bürgen. Die Verbindung ist unmöglich, wenigstens in diesem Augenblick. Die Hindernisse lassen sich vielleicht früher oder später beseitigen und ich gebe Euch die Versicherung, daß in dem Benehmen meines Schülers nichts gefunden werden kann, was dem Gesetz oder der Sitte zuwider wäre."

„Es freut mich, dies von Euch zu hören, Mercati," sprach Lorenz zu dem jungen Manne. „Ihr seid von nun an frei. Nur gebt mir das Versprechen, Eure Geliebte nicht früher wieder zu sehen, als bis Ihr zugleich bereit seid derselben Euren Namen beizulegen."

„Nicht ein einziges Mal?" fragte Nicola.

„Nicht ein einzig Mal, unter welchem Vorwande es immer sei."

Mercati zögerte. Sein Gesicht verrieth die lebhafteste innere Bewegung.

„Ich schwöre es, erlauchter Fürst," sprach er endlich.

„Das genügt mir, Mercati, ich zähle auf Eure Ehre. Ficino, ich gebe Euch mit Freuden Euren Schüler zurück."

Mit diesen Worten entfernte sich der Herzog.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. R.

(Fortsetzung)

Im Jahre 1816 ging er eine neue und glücklichere Ehe ein mit der Tochter des berühmten politischen und Romanschriftstellers Godwin, welche höchst gebildet und selbst Dichterin seinem hochfliegenden Geist zu genügen, seine kühnen Ideen zu erfassen wußte. Sie ist es auch, welche die darliegende vollständige Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet hat. Den Sommer des gedachten Jahres brachte Shelley in der Nähe und Gesellschaft Lord Byron's an den Ufern des Genfer Sees zu. Während des folgenden Jahres lebte er zu Marlow in Buckinghamshire, wo er inmitten einer armen, aufs Nachhaltigste von ihm unterstützten Bevölkerung in einem Zeitraum von sechs Monaten die „Empörung des Islam" dichtete. Im Frühling des Jahres 1818, den 12. März, verließ er England, welches er nie wieder sehen sollte, mit der Hoffnung, seine schwächliche Gesundheit in einem milderen Klima zu stärken. Der Wechsel wirkte günstig, da er tausend Sorgen und nur wenige Freunde hinter sich ließ. Er ging direct nach Mailand und von da an den Comersee, nach Pisa, Livorno, in die Bäder von Lucca und nach Venedig, in dessen Nähe er ein ihm von Byron geliehenes Landhaus bewohnte. Italien und die Schönheit seiner sonnigen Natur entzückten ihn; die erhabenen Werke seiner Kunst erfüllten ihn mit Bewunderung. Den Winter, während dessen er sehr leidend war, brachte er in Neapel zu, von wo er im März des nächsten Jahres nach Rom zurückkehrte. Hier dichtete er unter den grünumrankten Ruinen der Bäder Caracalla's das erhabene lyrische Drama „der entfesselte Prometheus" und die Tragödie „die Cenci". Den letzten Theil dieses für ihn so fruchtbaren Jahres verlebte er in Florenz, vertauschte jedoch diesen Aufenthalt, dessen Klima ihm nicht zusagte, mit Pisa, in dessen Nähe, den Bädern von San Giuliano er auch den Sommer des Jahres 1820 zubrachte. Aus letzteren durch eine Ueberschwemmung vertrieben, kehrte er nach Pisa zurück und überwinterte in dieser Stadt, die ihm durch ihre Stille, den Fluß, die Nähe der See und die Milde der Luft einen angenehmen Aufenthalt gewährte. Abwechselnd hier und in den Bädern von San Giuliano verlebte er auch das Jahr 1821. Von Lord Byron und Leigh Hunt, welche zu dieser Zeit eine belletristische Zeitschrift „the Liberal" herausgaben, zur Theilnahme an derselben aufgefordert, versprach er ihnen zwar sein warmes Interesse für die Unternehmung, lehnte aber jede persönliche Betheiligung ab, theils aus Stolz, um nicht das Ansehen zu haben, als wolle er seinen Dichtungen, dadurch, daß er sie Denen gesellschaftlicherer Schriftsteller zugesellte, ein größeres Publikum verschaffen, theils aus Furcht, durch den unumwundenen Ausspruch seiner Ansichten seine Freunde zu compromittiren. Den Winter 1822 verweilte er in Pisa, ließ sich jedoch, um seinen Hang nach dem Meere und seine Lust an Wasserfahrten zu befriedigen, im Monat April an der Bai von Spezia in der Nähe des Städtchens Lerici nieder, wo er ein dicht am Strande gelegenes Haus bezog.

An dieser einsamen aber prächtigen Seeküste, in der Nähe eines halbwilden Fischervolkes, lebte er zurückgezogen mit seiner Familie, sich ganz dem Genusse der Natur hingebend. Mit seinem Freunde Edward Ellerker Williams machte er auf einem eigens dazu construirten Boote Excursionen zur See, unter anderm am 1. Juli nach Livorno und Pisa, wo er mit Leigh Hunt eine Zusammenkunft verabredet hatte. Auf der Heimkehr am 8. Juli wurden die beiden Seefahrer von einem heftigen Windstoß überfallen, der ihr schwaches Fahrzeug niederwarf und sie selbst ein Opfer des empörten Elementes werden ließ. Die Leichen wurden an das Gestade gespült und unter dem Beistand der Freunde des Todten, Lord Byron's und Trelaway's,

in Asche verwandelt. So starb Shelley, wie später sein edler Freund, einen poetischen Tod, vom Vaterland anerkannt in fremdem Lande, glühend für die Sache der Freiheit. Seine Asche wurde in die Nähe des Grabes seines ihm zu Rom vorausgegangenen Sohnes auf dem protestantischen Kirchhofe daselbst beigesetzt.

Soll ich nun noch etwas über seinen Charakter und seine Gesinnung überhaupt erwähnen, so sei es mir vergönnt, mich der Worte der Liebe zu bedienen, die ihm seine verwittwete Gattin nachgerufen hat. „Die Zurückgezogenheit, in welcher Shelley lebte, war die Ursache, daß er weniger persönlich bekannt wurde, und sein furchtloser Enthusiasmus für die Sache, welche er auf Erden am höchsten hielt, die Verbesserung des moralischen und physischen Zustandes der Menschheit, zog ihm, wie jedem bedeutenden Reformator, Haß und Verleumdung zu.

„Niemand ließ es sich angelegener sein, als er, seine Umgebung zu beglücken; niemand hat je aufrichtigere und ergebenere Freunde besessen. Die Eigenschaften, welche Jedem zu Anfang seiner Bekanntschaft mit Shelley auffielen, waren vor allen eine sanfte und herzliche Güte, welche seine Unterhaltung mit Wohlwollen belebte, und hilfreiches Mitgefühl; sodann der Eifer und die Wärme, womit er den Interessen der Menschheit zugethan war, und die glühende Beredtsamkeit, womit er über diesen Gegenstand sich äußerte. Seine Unterhaltung zeichnete sich durch eine glückliche Fülle und die schöne Sprache aus, worin er seine poetischen Ideen und philosophischen Anschauungen zu kleiden verstand. Das Leben seines Elends und seiner Uebel zu entkleiden, war die Hauptleidenschaft seiner Seele, welcher er die gesammte Kraft seines Geistes, jeden Schlag seines Herzens widmete. Politische Freiheit betrachtete er als das nächste Mittel zum Glücke der Menschheit; von Jugend auf war er ein Opfer des durch die Reaction der französischen Revolution hervorgerufenen Parteigefühls gewesen, und da er fest an die Gerechtigkeit und Trefflichkeit seiner Ansichten glaubte, läßt es sich erklären, daß eine so empfindliche, ungestüme und edelmuthige Natur Alles daran setzte, die Uebel jener Systeme, wodurch sie selbst gelitten, für Andere zu erleichtern. Seine Geburt hatte ihm mancherlei Vortheile gewährt; er verachtete sie aber dem gegenüber, was er für seine Pflicht hielt. Er war großmüthig bis zur Unüberlegtheit, aufopfernd bis zum Heldenmuth. Kein Dichter wurde je von so wahrer, ungekünstelter Begeisterung durchglüht. Seine außerordentliche Empfindsamkeit gab seinen geistigen Strebungen die Intensivität der Leidenschaft und machte seinen Geist für äußere Eindrücke wie innere Regungen gleich empfänglich. Körperliches Leiden drückte ihn fortwährend nieder, und anhaltende Schmerzen verliehen seinen Nerven einen Grad von Reizbarkeit, welche seine Ansicht von dem Leben eigenthümlich gestalten mußte. Die Wucht des Nachdenkens und des Gefühles lastete schwer auf ihm; in seiner abgezehrten Gestalt konnte man seine Leiden lesen, während sein belebtes Antlitz, seine glanzvollen Augen die Herrschaft bekundeten, welche er über sich selbst ausübte. Er brachte sein Leben in der Betrachtung der Natur, in ungestrengtem Studium und in Werken der Güte und des Wohlwollens hin. Die alten Klassiker hatte er auf das Gründlichste studirt, und sie bildeten neben den besten Erzeugnissen der neueren Literatur seine beständige Lectüre. — Er war ein gründlicher Metaphysiker: seine Beobachtungen der Natur waren ohne große wissenschaftliche Kenntniß sehr scharf und richtig; er kannte den Namen jeder Pflanze und wußte die Erscheinungen des Himmels und der Erde, die ihn mit tiefer Rührung erfüllten, aufs Genaueste zu deuten. Sein Studir- und Lesezimmer war der schattenreiche Wald, der Strom, der See und der Wasserfall, und während er an der Bai von Spezia wohnte, fuhr er gar oft, um seinen poetischen Träumen nachzuhängen, beim Schein des Mondes auf das Meer hinaus, von dem er so bald verschlungen werden sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Baron von Rahden. *)

Der Verfasser, bekannt durch seine Feldzüge im Carlistischen Heere, zuletzt als Brigadegeneral im Geniecorps, theilt hier seine frühern Kriegsthaten im preußischen Heere mit, in der Absicht, schmucklos und treu bloß das, was er gesehen und erlebt zu berichten, und Züge von Heldenmuth und Aufopferung von Truppen jeden Ranges dem Gedächtniß der Nachwelt zu erhalten. Ein solches Bestreben ist höchst dankenswerth, da aus dieser größten Zeit Preußens nur wenige solcher Züge bekannt geworden sind, wenige im Vergleich zu den französischen Werken, welche deren unzählige dramatisch wohl aufgestutzt von ihren Landsleuten berichten und eine hübsche Anzahl davon hinzu erfunden haben, z. B. die berühmten Worte Cambronne's bei Waterloo. So wird das deutsche Publikum von früh auf mit französischem Heldenmuth genährt. Ueberhaupt ist die Geschichtschreibung dieser ganzen Zeit auf eine höchst bedenkliche Weise in fremde Hände gerathen. Thiers, das deutsche Volksbuch, stellt alle Thaten der drei Jahre 1813 bis 1815 von rein französischem, spezifisch Napoleonistischem Standpunkt dar, die Russen (z. B. Danielefski), schreiben sich alles Verdienst zu und der, mit Recht wegen seiner Herzlosigkeit und Undankbarkeit sogenannte, eiserne Herzog schämte sich nicht, seine Retter, die Preußen bei Waterloo, öffentlich im Parlament eine „zügellose Horde" zu nennen und Blücher's Namen bei Aufzählung der Waterloo-Helden auszulassen **). Selbst die kleinen Holländer schreiben auf der Inschrift eines zu Batavia errichteten Denkmals sich den Sieg bei Waterloo zu und so sind die Deutschen, welche der glänzend geschriebnen und in Hunderttausenden von Exemplaren über die Erde verbreiteten Geschichte des „Consulats und Kaiserreichs" von Thiers keine ähnliches Werk entgegenzusetzen haben, nicht nur in fremden Ländern, sondern fast bei sich selbst um den Ruhm jener Jahre gekommen. Um so freudiger sind Bücher zu begrüßen, welche zu einer würdigen Darstellung des preußischen Heldenalters Stoff liefern, denn die Form des vorliegenden Werks ist am allerwenigsten zu rühmen; der Verfasser befleißigt sich der geschmacklosesten Sprachmengerei, welche fast über Hahn-Hahn und Pückler geht, daher wir in dem Mitzutheilenden kleine Veränderungen vornehmen werden. Vorher jedoch einige Bemerkungen über den Charakter des Verfassers, wie er aus seiner Schrift hervorgeht. Der Verfasser ist nicht gerade ein Soldat der Fortuna zu nennen, doch sieht er in dem Kriege und dem Soldaten keine Ausnahmen, sondern er murrt oft über die langweilige Friedenszeit und über

*) Erster Theil. 1813—15. Berlin, Alex. Duncker 1846. gr. 8. XIV und 406 S.

**) Vergl. Rahden, S. 389 und 390.

das industrielle, materielle, papierne Jahrhundert, und erblickt in dem Soldaten nicht den Bestandtheil des Staats und Volks, sondern einen eignen Stand, „dessen theuerste Pflichten Disciplin und Subordination sind.“ Bei solchen Gesinnungen aber ist zu erwarten, daß der Verfasser, der, wie gesagt, kein bloßer Glückssoldat und Söldling sein wollte, als der Frieden im Vaterland ihn in fremde Kriegsdienste trieb, sich die Sache, für die er focht, wohl etwas ausgeschmückt haben wird. Der Kampf für den Pfaffenkönig Don Carlos erscheint dem Protestanten immer noch als ein für Recht und Gesetz, für Thron und Altar geführter. Freilich könnte er im Hinblick auf die jetzige Lage Spaniens vielleicht mit einigem Anschein von Recht sagen, daß es unter Christinen's Weiberregierung nicht besser geworden sei, und an den deutschen Kernspruch erinnern:

— — Wo Pfaffen zu weltlichen Dingen rathen
Und Weiber führen das Regiment,
Da nimmt's gar selten ein gutes End'.

Des Verfassers Ansicht vom Soldatenstand und sein Kriegseifer ist um so beachtenswerther, als er einen Befreiungskrieg mitgemacht hat, wo das Heer eben erst aus dem Volk sich bildete, und als er ferner in seiner Kindheit gerade das Gegentheil von lebhaft und kühn war, und später bei kleinem, dickem Körperbau es in den ritterlichen Künsten kaum zur Mittelmäßigkeit brachte. Aus allen seinen Mittheilungen, aus denen wir jetzt einige Auszüge geben werden, geht ein schlichter, furchtloser Wahrheitssinn hervor, der sich selbst am wenigsten schont.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Der Thurm des Vater Mathew. Die Freunde der Mäßigkeit zu Cork haben dem Vater Mathew zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in dieser Stadt einen Thurm von 100 Fuß Höhe erbaut, und ihn mit einer Soiree eingeweiht, bei welcher Vater Mathews Gesundheit, wie hoffen in Thee oder Sodawasser, getrunken wurde. Nachstehendes ist eine Beschreibung des Innern dieses Thurmes: „Die artistische Ausschmückung des Hauptzimmers ist ausgezeichnet zu nennen. Es ist wie natürlich rund und hat etwa 16 Fuß im Durchmesser; die Fenster sind gothisch und der obere Theil besteht aus gefärbtem Glase in mannichfachen Zeichnungen. Die Fenstergestelle und die äußeren Einfassungen sind aus cannelirtem Eichenholz und die Einfassungen mit geschnitzten Köpfen geziert. Darüber erhebt sich eine prächtig ausgeführte Stuccatur, welche über die ganze Decke sich ausbreitet, und dem Zimmer einen großartigen Anblick gibt. In einer Nische zwischen zwei Fenstern steht auf einem schönen Pirdestal von Rosenholz unter einer Glasplatte eine schöne Marmorbüste des Vater Mathew von Hogan, und darüber die Büste des Bischofs von Cork, Dr. Murphy. Dies Zimmer ist auch mit einem massiven Kamin geschmückt, an dessen Vorderseite eine kleine Basrelieffigur von Vater Mathew sich findet, der die Britannia an der einen und Erin an der andren Hand, beide mit ihren Emblemen führt. Ausl.

⁂ Ein chinesisches Gastmahl. Ein bei dem chinesischen Geschwader befindlicher Offizier der Vereinigten Staaten theilt folgenden Speisezettel von einem großen chinesischen Diner mit, wozu auch viele Fremde eingeladen waren: 1) Vogelnestersuppe; 2) kaltes Schweinefleisch mit Schmorkartoffeln; 3) Schweinsfüße; 4) geschmorte Pilzen; 5) Vogelnestsalat; 6) Gänsekleinsuppe; 7) junges Katzenfleisch; 8) geschmorte irländische Erdäpfel; 9) Rattenfleisch; 10) Thee; 11) Haifischflossen; 12) gebratene Enten; 13) gedämpfter Hund; 14) gebratene Hühnchen; 15) gekochter Schinken; 16) Schweinebraten; 17) geschmorte Gurken; 18) Rattenpastete; 19) Katzenragout; 20) gekochter Schinken mit Schweinfleisch; 21) Spanferkel; 22) Schneckenpastete; 23) Schneckensuppe. Ich kostete, sagt der Berichterstatter, das erste dieser Gerichte, und dasselbe sagte mir so übel zu, daß ich nicht weiter konnte. Die Gerichte wurden übrigens, stets eines auf einmal, in schönen Porzellanschüsseln aufgetragen. Bl. a. d. Gegenw.

⁂ Ein „Yankee Trick“. Die „Hartford Times“ erzählt wie es im vorigen Herbste, wo bekanntlich die Kartoffeln nicht von der besten Qualität und dabei theuer waren, ein Herr, der eine kleine Stadt des amerikanischen Ostens bewohnt, anfing, um sich einen Wintervorrath vorzüglichster Qualität und zu billigstem Preise einzulegen. Der Herr fing es so an. Er machte bekannt, daß ihm sehr darum zu thun sei, ein Muster von den besten Kartoffeln zu haben, die auf den Markt kämen; er zahle drei Dollars für die beste Metze Kartoffeln, die man in seinen Keller leeren würde — worüber er sich die Entscheidung selbst vorbehalte. Die Farmer der Umgegend ließen sich das nicht zweimal sagen. Metze um Metze in den Keller herabgestürzt, und wer mehrere Qualitäten hatte, gab der Sicherheit wegen lieber von beiden eine Metze, lauter auserlesenes Gewächs. Als nichts mehr hineinging, schloß dieser große Menschenkenner seine Kellerthüre, zahlte die 3 Dollars dem Manne seiner Wahl, ließ sich das sauer erworbene Gut im Winter schmecken und verkaufte den Rest seines Vorraths im Frühling.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 13 December)

Demoiselle Rachel erklärt in einem Brief an die Redaction des „Siecle“, datirt vom 5. December, es sei nicht wahr, daß sie sich taufen lassen wolle.

— In Paris wird wieder ein Marionettentheater errichtet und zwar in einem sehr anständigen Style. Einer der Unternehmer war unlängst in Italien, um das Spiel der Fantoccini gründlich zu studiren. Die hölzernen Acteurs werden das alte Maß von zwei Fuß Höhe beibehalten, und wie Schauspieler von Fleisch und Bein gesticuliren. Man wird mit diesem Marionettenspiel verschiedene andere Unterhaltungen verbinden, namentlich Concerte, Bälle, Vorstellungen in der natürlichen Magie, equilibristische Künste ꝛc. Und alle diese Herrlichkeiten bekommt man für einen Frank zu sehen. Der neue Saal, welcher den Namen „Theatre de la Foire“ erhält, ist geräumig, und bietet den Zuschauern alle zu wünschenden Bequemlichkeiten dar. A. Thz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 14. December. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Dienstag, den 15. December. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaffer. Musik von A. Müller.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 346. Mittwoch, den 16. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Fortsetzung.)

„Ich bin nur ein armer Priester, und unbekannt mit Sorgen und Harm der Liebe," sprach Marsilio, als beide wieder allein waren; „jedoch glaube ich, daß der Herzog Dir diese Probe mit vieler Berechnung auferlegt hat, denn wenn Du, wie ich glaube, Deine Benedetta wahrhaft liebst, so wirst Du Alles thun, Dich ihr nähern zu können, um sie die Folgen Deines eben gethanenen Gelübdes nicht erleiden zu lassen."

„Ja fürwahr, es ist mir ein schrecklicher Gedanke, sie nie mehr sehen und hören zu dürfen. Das liebe Mädchen war noch mein einziger Trost. Nun ist er mir entzogen, wie alle die andern. Was soll ich thun, mir den Verlust wieder zu ersetzen?"

„Beten, um zu glauben."

„Aber das Gebet setzt ja den Glauben voraus, Ficino! Mein Gott, mein Gott! wenn du ein barmherziger bist und nicht gerne die Seelen leiden läßt, die nach deinem Bilde geschaffen sind, dann offenbare mir, ob diese Seelen an deiner Unsterblichkeit Theil nehmen! Keine Ungewißheit mehr oder den Tod!"

Es war eine fieberische Aufregung, in welcher Nicola diese Worte mit nach dem Himmel gebreiteten Armen ausrief.

„Beruhige Dich, mein Sohn," sprach der alte Weise.

„Meister, gewährt mir eine letzte Gnade, denn ich muß es jetzt zu Ende führen."

„Was willst Du mir sagen?" Nicola.

„Versprecht mir," fuhr der junge Mann fort und schloß die Rechte des Weisen krampfhaft in seine zitternde Hände, „versprecht, daß Ihr mir einen Vertrag jenseits des Grabes erfullen wollt. Der von uns beiden, welchem zuerst das Licht der Wahrheit angezündet, der zuerst zu den Freuden des Paradieses zugelassen wird, gebe dem Andern ein sichtbares Zeichen. Sterbt Ihr vor mir, so erscheint, mir zu offenbaren, was wir im Jenseits zu hoffen haben!"

„Mein Sohn," sprach Marsilio und Thränen glänzten ihm in den Augen, „ich weiß nicht, ob sich eine Seele, welche alle irdische Bande zerrissen und abgelöst hat, den Sinnen des Menschen offenbaren kann, und ob eine Sprache zwischen der Materie und den übersinnlichen Wesen möglich ist. Ja, ich glaube es nicht einmal. Aber Dein Wissensdurst ist zu edel, Dein Herz zu sehr dem Höchsten zugewendet, als daß Gott nicht für Dich ein Wunder thun sollte. Wenn ich einmal bei ihm bin, und dies wird bald geschehen, so will ich ihn um die Erfüllung Deines Wunsches bitten, und sollte ich eine meiner Paradiesesfreuden zum Preis dafür hingeben müssen."

„Tausend Dank, Vater," sprach Nicola, „und nun lebt wohl!"

Mercati kehrte nach Florenz zurück und schloß sich in seinem kleinen Haus in der Bardenstraße ein. Dort blieb er zwei volle Jahre, ohne es einzig Mal zu verlassen. Standhaft enthielt er sich jeden Spaziergangs, aus Furcht, ein gebieterisches Verlangen möge ihn einmal nach der Straße della Scala ziehen. Er wollte sein Gelübde halten und hielt es. Er hatte geschworen, Benedetta nicht zu sehen, und er sah sie nicht; aber er hatte nicht geschworen, daß er ihr nicht schreiben wolle. Und so flogen denn zwischen den beiden Liebenden die zärtlichsten und glühendsten Briefe hin und her; die Begeisterung des Einen am Andern war in der Trennung, anstatt schwächer, immer stärkee geworden. Je mehr aber die Zeit verstrich, desto dringender wurden die Briefe des Mädchens, und hatten sie am Anfang nur Freude und Hochgefühl geathmet, so wurden sie nach und nach ernst, düster, trübsinnig und verriethen zuletzt eine stille Verzweiflung. Mercati litt dagegen weniger, weil er ein weitaussehendes Hoffen in sich trug; überdies hatten ihn Einsamkeit und Studium an Geduld und Entsagung gewöhnt. Sein Sehnen war minder stürmisch und er betrachtete die Dinge kälter, als Benedetta. Vielleicht war er auch in der Genesung begriffen. Indessen war sein vorherrschender Gedanke, sein bleibendes Verlangen noch immer: ist die Seele unsterblich?

Eines Tags erhielt er von Benedetta einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Nicola, Theurer, Undankbarer! Ich kann Dir nur „wenige Zeilen schreiben, denn meine Hand zittert. Früher „wollte ich Dich nicht wissen lassen, daß seit dem Tag, „da ich Dich vielleicht zum letzten Mal gesehen, meine Ge„sundheit langsam dahingewelkt ist. Heute liegt sie für im„mer zerstört und ich bin krank genug, um es Dir nicht „länger geheim halten zu dürfen. Nicht um meiner Gesund„heit willen sollest Du wiederkehren, Deine Liebe, so er„wartete ich, werde Dich aufs Neue in meine Arme füh„ren. Ich habe zu viel erwartet, Nicola. Ich leide sehr, „und weiß, was mir bevorsteht. Wie auch die Schwäche „mich niederbeugt, noch finde ich Kraft genug, Dir zu „schreiben, daß ich Dich liebe."

Mercati benetzte das Billet mit heißen Thränen. Es war ziemlich spät am Abend, da ee diese Botschaft erhielt. Einer unsäglichen Angst zur Beute brachte er die Nacht hin. Er schwankte, unentschlossen, was er thun solle. Er durfte sie nicht so leiden lassen, die er glücklicher machen wollte als eine, und doch — sollte er ihr die Langeweile eines Lebens zubringen, das ihm oft selbst so überlästig war? Sollte er seine schlaflosen Nächte, seine trübsinnigen Tage, seinen ganzen Jammer mit ihr theilen wollen?

Im Zustand der äußersten Aufregung sehnte er sich vergebens nach einem erquickenden Schlaf. Mit großen Schritten muß er sein Zimmer, warf sich dann auf das Bett, und da auch jetzt seine Augen sich noch nicht schließen wollten, so erneuerte er seinen Gang durch die Stube, daß die Dielen des Bodens unter seinen Füßen knarrten.

Digitized by Google

„Ach!“ sprach er ganz laut zu sich selbst, und wieder überkam ihn der fieberische Zustand, „ach, wenn ich wenigstens nur einen Strahl der göttlichen Wahrheit entdecken könnte. Wenn ich nur eine Ecke des Vorhangs zu lüften vermöchte, o Seele, der deinen Anfang und dein Ende verhüllt. Ach, wenn doch endlich der Moment der großen Lösung gekommen wäre, wie wollte ich dann zu meiner Benedetta eilen und sprechen: Fürchte nichts, Geliebte; dir gehöre ich ganz und meine ewige Seele wird dich ewiglich anbeten! Keine Krankheit, keinen Trübsinn, keine Besorgnisse vor der Zukunft mehr. Aber nein, ich weiß nichts —“

Da vernahm er plötzlich in geringer Entfernung das schnelle Traben eines Rosses, dessen Hufschlag auf dem Pflaster der Straße stark widerhallte. Obgleich ihn sonst nichts zu rühren pflegte, so öffnete doch Nicola heute, von unwiderstehlicher Neugierde getrieben, das Fenster und sein Ohr lauschte auf das immer näher kommende Getrabe. Es überkam ihn unwillkürlich ein beängstigendes Gefühl, für welches er keine Worte finden konnte.

Endlich zeichneten sich in der Finsterniß die Umrisse einer Gestalt. — Nicola sah zu seinem größten Erstaunen einen ganz weiß gekleideten Ritter, das Haupt mit einem silbernen Helm bedeckt. Bei dem eilenden Ritt flatterte sein Mantel von Linnen hoch in der Luft, so daß der Reiter fast von einer Wolke umgeben schien. Die Bardenstraße war in dieser nächtlichen Stunde still und verödet. — Vor Nicolas Haus angelangt, blieb das Roß mit einem Mal stehen, ohne daß sein Reiter die geringste Bewegung gemacht hätte, es anzuhalten. Nun wollte die Sache dem jungen Philosophen doch höchst seltsam vorkommen.

„Mercati!“ rief eine Stimme.

Nicola fuhr zusammen, und da er sich im ersten Augenblick für das Spielwerk irgend einer Gaukelei hielt, so horchte er mit aufmerksamerem Ohr, ohne eine Sylbe verlauten zu lassen.

„Mercati!“

Diesmal hatte sich Nicola nicht getäuscht; es war sein Name, den er ganz deutlich gehört. Ueberdies war ja der Ritter keine leere Erscheinung. Der junge Philosoph zögerte, dem eigenthümlichen Anrufer zu antworten — kalt wie Eis rieselte es ihm durch die Glieder. Er hatte die Stimme Marsilio Ficino's erkannt, und wußte doch, daß sein alter Lehrer nicht eben gewohnt war, in dunkler Nacht durch die Straßen von Florenz zu galopiren.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er endlich in einem Ton, in welchem sich zugleich Furcht, Staunen und Hoffnung verriethen.

„Mercati!“ wiederholte der Ritter, „Mercati, es hat sich bewahrheitet!“

„Die Seele ist unsterblich?“ rief Nicola tief Athem holend aus.

„Es hat sich bewahrheitet!“ wiederholte die Erscheinung.

Der weiße Ritter sprach weiter kein Wort; als wenn der Zaum von einer unsichtbaren Hand gelenkt würde, wandte sich der Renner um und verschwand mit unglaublicher Schnelligkeit auf derselben Straße, welche er gekommen war. Nicola stand seiner Sinne kaum mächtig und sein starres Auge folgte dem Reiter, so lange noch unter dem Huf des Rosses die Funken aus den Steinen stoben. Da er nichts mehr sah, horchte er aufmerksam, und allmälig verlor sich auch das Getrabe in der Ferne.

Man kann sich denken, in welcher Aufregung Nicola den kommenden Tag erwartete. Er war nicht mehr der nämliche Mann. In seiner Seele, die eben noch so umdüstert war, wurde es mit einem Mal hell und heller. Nach einer solchen Offenbarung mußte der Zweifler sein verhängnißvolles „Vielleicht“ vergessen und an dessen Stelle trat zu seiner unsäglichen Freude ein lichtes „Gewiß!“

(Schluß folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. R.

(Fortsetzung)

Stellen wir nun die Charactere Byrons und Shelley's einander gegenüber, so finden wir zwar, daß beide Dichter im Gegensatze zu der Mehrzahl der poetischen Zeitgenossen ihrer Nation in dem Streben nach politischer und religiöser Freiheit zusammentreffen, beide den Gedanken aus den Fesseln bürgerlicher und kirchlicher Verhältnisse zu befreien suchen; zugleich müssen wir jedoch die Verschiedenheit der Standpunkte anerkennen, von welchen aus sie ihre Zwecke verfolgen. Diese im Allgemeinen anzudeuten, möchten wir sagen: Lord Byron war ganz ein Kind dieser Welt, im Besonderen der Aristocratie Englands; Shelley dagegen erscheint uns als ein Wesen höherer Art, aller irdischen Neigungen und Schwächen entkleidet. Beide waren von der Gesellschaft verstoßen; aber wie verschieden gestaltete sich ihr Verhältniß zu derselben! Byron, im Innersten verletzt durch den ihm angebornen natürlichen Fehler, der ihm bei der sonstigen Schönheit seiner Person um so peinlicher ward; gekränkt in seiner Liebe, da das einzige Weib, für welches er eine wahre Neigung empfunden zu haben schien, seine Bemerkungen kalt zurückgewiesen; durch die herbe Kritik seiner jugendlichen Muse an seiner literarischen Ehre angegriffen; in einer falschen Stellung zu dem hohen Adel, zu dessen Ehren er unerwartet berufen worden, fühlte sich bei der ihm innewohnenden Energie zum entschiedensten Widerstand aufgefordert und säumte nicht, da er mit seinen poetischen Anlagen einen außergewöhnlichen Grad von praktischem Sinne und Witz verband, auf seine Gegner die Pfeile seiner Satire abzuschleudern. Stets seines hohen Standes eingedenk, wußte er selbst in fremden Ländern, in welche er mit seinem Hasse, seiner Sättigung geflohen war, seine Stellung zur Gesellschaft aufrecht zu erhalten; denn indem er dieselbe mit Verachtung und Hohn behandelte, bewies er, daß er ein Interesse für sie hatte.

Wenn wir auch zugeben wollen, daß er vertrauten Freunden das Edle seiner hohen Seele in ganzer Reinheit offenbarte, so spielte er doch der Welt gegenüber eine theatralische Rolle, wie man denn auch vielen seiner Handlungen die Absicht des bloßen Effectes deutlich genug ansieht. Nachdem er im „Childe-Harold“ in mysteriöser Weise mit seiner eigenen Person gespielt und die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen hatte, fand er bei seiner Rückkehr nach England Befriedigung darin, eine Weile den Dandy, den Löwen des Tages zu spielen; aber der innere Riß, die Wunde seines Herzens war zu tief, um ihn zu wahrer Harmonie seiner Kräfte und seines Willens gelangen zu lassen. Auf diese Weise verfiel er einem heillosen Indifferentismus, ja Fatalismus, welcher am Besten durch die Art und Weise, wie er zu seiner Frau gekommen, illustrirt wird. Eine ältere Freundin, die zu der fraglichen Zeit sein volles Vertrauen genoß, schlug ihm ein Frauenzimmer vor, während Byron seinerseits auf Miß Milbanke (seine spä-

Digitized by Google

tere Gattin) reflectirte. „Miß Milbanke paßt nicht für Sie", versetzte seine Freundin: „vor allen Dingen ist sie noch nicht im Besitze ihres Vermögens und Geld ist es, dessen sie sofort bedürfen; sodann müssen Sie eine Frau haben, welche Ihrem Genius hohe Bewunderung zollt, und dafür hat Miß M. eine zu große Meinung von ihrem eigenen." „Gut, wie es Ihnen gefällt", sagte Byron und schrieb an die ihm vorgeschlagene Dame. Er erhielt eine abschlägige Antwort. „Nun sehen Sie", bemerkte er, daß ich mich nachträglich an Miß Milbanke halten muß; an sie will ich schreiben." Er that dies augenblicklich, und seine Freundin, stets bemüht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, hatte nicht sobald den rasch vollendeten Brief gelesen, als sie versetzte: „Nun, das ist in der That ein sehr hübscher Brief — Schade, wenn er nicht abginge; ich habe nie einen schöneren gelesen." „Wohlan, dann soll er auch fort" sagte Byron, siegelte und sandte augenblicklich diese Entscheidung seines Schicksals ab. Die traurigen Folgen dieses „Rück- oder Schneidespiels" sind zu bekannt, um länger dabei zu verweilen. Nachdem ihn seine Frau auf den Grund bei ihm wahrgenommener Spuren von Wahnsinn verlassen, und er vergeblich eine Wiedervereinigung versucht hatte, glaubte auch er sich ungebunden und verließ seine Heimath für immer, um sich in fremden Ländern einem Leben zu überlassen, welches aller Verirrungen ungeachtet ihn bald auf den Gipfel literarischen Ruhmes führte. Seine außerordentliche Energie, seine heftigen Leidenschaften, worunter die Eitelkeit als Paroxysm nicht die geringste, seine lebhafte Phantasie, verbunden mit einem hohen Grade praktischen Scharfblicks, dabei das Bewußtsein, daß ihm das Leben nichts mehr bieten könne: Dieses sind die Schlüssel zu dem Räthsel seines Lebens wie die Factoren seiner Dichtungen. Zu stolz, sich selbst zu überwinden, die Augen Europas auf sich gerichtet, spielt er mit dem sich selbst bereiteten Geschick und hält mit selbstgefälliger Grausamkeit die Wunden seines Innern offen, in ähnlicher, nur nicht in so schwächlicher Weise wie Heinrich Heine. Daß aus einer solchen Stimmung keine Dichtungen mehr entspringen konnten, die uns mit dem Behagen und der Erhebung wahrer Poesie erfüllen, die das reine Gefühl des Schönen in uns erwecken, ist begreiflich; ebenso begreiflich ist aber auch, daß die Aeußerungen eines solchen Gemüthes interessant sein mußten. War ja die ganze Erscheinung des Dichters eine vorzugsweis „interessante"; daher man es auch als ausgemacht annehmen darf, daß er trotz seiner Immoralität, wenn auch nicht der erklärte, doch der heimliche Liebling der Damen diesseits wie jenseits des Kanales ist. Vornehm, jung, schön, mit herausgelegtem Hemdekragen, fliegendem Halstuch, wie ihn der Maler dargestellt, erblickt ihn die zarte Leserin in seinen Dichtungen. Seine unglückliche Liebe, sein nie befriedigtes, zerrissenes Herz erregt ihr Mitleid; sympathetisch kommt sie ihm entgegen und möchte gar zu gern sein großes Wehe heilen, zumal er so schön, so vornehm und so überaus unglücklich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Baron von Rahden.

(Fortsetzung.)

Die ersten vier Abschnitte (S. 1—49) enthalten die Geschichte des Verfassers bis Ende 1812. Sohn eines Kurländischen Edelmanns in preußischen Kriegsdiensten und einer Schlesierin kam er frühzeitig in die Militärschule zu Kalisch, welche durch die Schlacht von Jena aufgelöst wurde. Wie der moralische Eindruck dieser Niederlage wirkte, ersehen wir aus dem Schreiben von Rahdens Pflegvater, einem alten preußischen Offizier, der noch Friedrich dem Großen gedient hatte. Als der Knabe beim Uebergang von Kalisch an Polen sich weigerte, unter fremden Fahnen zu dienen, erhielt er von Hause die Antwort: „Werde polnischer oder französischer Cadet, mir gleichviel." 1809 — 1812 besuchte er die Kriegsschule zu Glatz, in welcher schon ein anderer Geist zu herrschen anfing, als zu Kalisch, so mächtig hatte die Niederlage des Zopfes gewirkt. In diesem Abschnitt sind auf eine störende Weise viele Personen, die längst verstorben sein müssen und von denen nur Rühmliches oder Gleichgültiges gemeldet wird, nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, auch die Geheimeräthin Ursinus, deren Fall erst neuerdings durch den neuen Vitaval wieder in Anregung gebracht worden ist; sie war R's Lehrerin in der französischen Sprache und dem geselligen Anstand, welchen sie bei den Offizieren der Besatzung von Glatz glänzen zu lassen Gelegenheit genug hatte.

1813 trat er als Unterlieutenant bei dem zweiten schlesischen, jetzt elften, Infanterieregiment ein, machte die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden, Kulm, Leipzig Laon und Paris (1814) und Waterloo (1815) mit, focht außerdem in vielen kleineren Treffen, erhielt drei Schußwunden und wurde Ritter des eisernen Kreuzes. Wir lassen ihn nun selbst reden.

Ein Fähndrich von Roell, mein sehr guter Freund, war Zugführer bei meiner Plänklerabtheilung. Roell war ein altes bemooftes Haupt in diesem seinem Amte, denn er hatte schon bei Jena die Fahne seines Bataillons getragen und verloren. Er hatte aber wenig gelernt und es war ihm unmöglich gewesen, die Offiziersprüfung zu bestehen; zu drei verschiedenen Malen war es mißlungen. Gewiß noch einmal so alt als ich stand er heute unter meinen unmittelbaren Befehlen. Im Gewirre des Dorfgefechts (in Sturfiedel, Schlacht bei Lützen) waren wir lange Zeit getrennt gewesen, jetzt kamen wir ganz nahe zusammen. Er hatte in der Hitze der Blutarbeit das Schild seines Tschako nach hinten gekehrt und die Patrontasche nach vorn geschoben. So lud und feuerte er nach Herzenslust, sein Maul und sein Untergesicht ganz geschwärzt vom Patronenabbeißen. Beim Vorgehen immer der Erste, beim Rückzug der letzten Einer, verblieb er lange Zeit schweigend an meiner Seite. Darauf wandte er sich fragend zu mir: „Nicht wahr, Brüderchen, heute werde ich wohl im Examen bestehen?" „Ganz glänzend," erwiederte ich ihm. „Denkst Du?" erstarb auf seinen Lippen, denn eine Kugel war durch die Patrontasche in seinen Unterleib gedrungen und ich erinnere mich noch sehr lebhaft seines letzten bittenden Blickes, ihn zu retten. Wir mußten eben zurück, aber in zehn Minuten drangen wir wieder vor. Da lag er schon todt ausgestreckt.

Mein Hauptmann, polnischen Stammes, war tapfer, aber auch rauh, wie der Klang seines Namens. Ihm fehlte das feinere Gefühl des Herzens, welches uns Menschenliebe üben, Menschenwürde erkennen und achten lehrt. Obgleich guter Kamerad mit uns jüngeren Offizieren war es ein Tyrann gegen seine Untergebenen. Gegen seine Vorgesetzten aber war er einer von jenen Schlauen, welche unter dem Scheine fast allzugroßer Höflichkeit Neid und

Digitized by Google

Eifersucht nur mühsam bergen. Am Vorabende des ersten Schlachttages von Leipzig waren unsere Soldaten bemüht, die von jedem scharfen Windstoße über den Haufen geworfenen kleinen Bewachtshütten, die einzige Schutzwehr gegen die eisige Kälte und Nässe der Octobernächte, wieder aufzubauen. Dabei fiel der Regen eben in Strömen herab und jeder beeilte sich so bald als möglich wieder unter Dach zu kommen. Die Gewandtesten benutzten die allgemeine Verwirrung, um ihren eignen Vortheil wahrzunehmen, doch waren Stroh, kleine Baumäste, Stangen und dergl. die einzigen Gegenstände, die hier von Werth erschienen. Mein Hauptmann lag bereits im Schutze seiner Hütte, welche von den soldatischen Baumeistern zuerst wieder hergestellt worden. Dicht daneben stand die Hütte unsers Majors, gleich anfangs mit mehr Umsicht und kräftiger erbaut. Auch wiegte sich der Major schon längst im süßen Schlummer und schnarchte recht behaglich, sein Diener aber, ein schlauer Fuchs, erspähte eben den günstigen Augenblick, um sich einer langen Bohnenstange zu bemächtigen, mit der er das ohnedieß stattliche Gebäude seines Herrn noch mehr zu unterstützen gedachte. Er zieht mit Gewalt an derselben und das luftige Schloß meines Hauptmanns sinkt in Trümmer zusammen. Alle lachen, aber fluchend entwindet sich der Pole den Ruinen und nur seiner Wuth Gehör gebend, stürzt er auf den Armen zu, welcher ihm diesen Streich gespielt hatte. Todtenbleich und zitternd erwartet dieser sein unausbleibliches Geschick, aber sein Angstgeschrei erweckt seinen Herrn, welcher augenblicklich im Nachtgewand, im grauen weiten Reitmantel und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, zu Hülfe eilt. Der Major war ein braver, herzensguter Mann, von seinen Soldaten als Vater geliebt, aber zuweilen von einer unbezwinglichen Heftigkeit, die dann jede Grenze der Schicklichkeit und jede Rücksicht verletzte. So ergriff er auch hier, ohne zu prüfen, die Partei seines Burschen ganz mit Unrecht gegen den Hauptmann. Er reißt die Bohnenstange aus den Händen desselben, der Hauptmann hält diese am andern Ende fest und so streiten und zerren sich beide nicht wie Männer, sondern gleich ungezogenen Buben ein paar Minuten im Lager herum.

Ich und alle Soldaten waren Zeugen dieses wirklich einzigen Kampfes; gewohnt, unsere Vorgesetzten nur mit Achtung und Furcht zu betrachten, sahen wir solche nunmehr in der lächerlichsten Lage und bei einem so kindischen Streite. Stannen hielt uns jedoch unbeweglich und stumm. Jetzt macht der Kapitän scheinbar die letzte Anstrengung, um die Stange dem Major zu entreißen, dieser sucht sich mit allen Kräften entgegen zu stemmen; plötzlich aber läßt der erstere los und unser Major, klein und rund, fällt rücklings hin auf den schmutzigen Boden. Er erhebt sich jedoch sehr schnell, wirft die Bohnenstange weit von sich, tritt ganz nahe an seinen Gegner und sagt ihm ganz laut: „Morgen werden wir uns als Männer sprechen; hier waren wir Narren, und Sie, Hauptmann, ein boshafter Narr.“ „„Mit Vergnügen nehme ich die Einladung auf morgen an und hoffe, daß die Begegnung auf Kugeln sein wird, aber heute ist die Stange die meinige,““ erwiederte der Hauptmann und ergriff triumphirend die Stange. „Freilich wohl, aber morgen wird mein beschmutzter Mantel die Grenzen unseres Kampfplatzes bezeichnen“, rief der Major.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Ueber des bekannten Uebersetzungsfabrikanten Börnstein neuestes Lustspiel „Ein toller Tag“ sagt die „Bremer Ztg.“ bei Gelegenheit der Aufführung dieses grossen Unsinns auf der Oldenburger Hofbühne: Wodurch sich das Stück dieselbe und leider auch den Hervorruf der Schauspieler, die übrigens ihr Möglichstes thaten, zu Wege brachte, ist ein edles Gebrechen: der gesinnungslose Witz, der, der Gegensatz von Humor, aller subjektiven Freiheit entblößt, der Knechtschaft des Zwergfells sich schamlos und mit Aufopferung allen Gemüthsadels unterwirft. Das Stück macht den Eindruck eines armseligen Trödelkrams, zu dessen Aufputz der Verfasser einige glänzende Lumpen oben aufgelegt hat, die Kinder und Bauern anzulocken. Ein kleiner Theil des Publikums, — der größere war nicht im Theater — nimmt solche Waare freilich hin, sobald der Schauspieler seine Rolle dadurch mundgerecht macht, daß er sie in der Manier des seligen und noch immer nicht verstorbenen Hanswurst gibt, welcher bei allen männlichen und weiblichen Neuerinnen unsrer Zeit, wie der französische König, ewig lebt. Aber welche Schule, fragen wir, für Schauspieler, welche Bildungsanstalt für das Volk bleibt auf diesem Wege dann noch das Theater? Warum dann noch den Schein einer edlen Haltung, den Ruhm derselben in der literarischen Welt behaupten wollen? Warum nicht Oper und Ballet nach neuester italienischer Mode, wenn solch ein Schemen von Posse, der in seiner Potenzlosigkeit es nicht einmal zur Karrikatur bringt, einen Sonntagsabend füllt?

*** In den „Times“ erzählt ein Correspondent folgenden lächerlichen Vorfall, der sich in Oxfordshire zugetragen: Ein Mann erschien vorige Woche in einem Dorfe jener Grafschaft, wo er in jedem Hause vorsprach, indem er sich für einen aus London abgeschickten — Regierungsbarbier ausgab, der ermächtigt sei, allen armen Leuten das Haar gratis abzuschneiden, weil dies das untrüglichste Mittel sei, die Cholera abzuhalten, die bereits im Gange sei. Es gelang dem Kerl denn auch, die Leute zu überreden und so viel Haar zu erbeuten, als zu mehreren Perrücken hinreichte; die hintergangenen Leute aber waren genöthigt, sich warme Kappen anzuschaffen, um ihre kahlen Köpfe gegen den Frost zu schützen, der seitdem eingetreten ist.

*** Das Genie vererbt sich nicht; in der ganzen Geschichte findet man vielleicht nicht ein Beispiel von zwei wirklich genialen Menschen in einer Familie. Es scheint aber, als ob der Sohn der George Sand, der größten Dichterin unserer Zeit, ein großer Maler werden würde. Man bewundert in der Ausstellung in Paris allgemein zwei Bilder von Maurice Dudevant, namentlich ein Schlachtfeld. A. M. Z.

*** Berthold Auerbach und Liszt haben sich, der Erste mit einer reichen Breslauerin, der Zweite mit einer reichen Pragerin verlobt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 15. December. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Mittwoch, den 16. December. (Zum Benefiz der Pensionsanstalt) Faust, Trauerspiel in 5 Akten von Göthe. (Gastrolle) Margarethe: Fräulein Quint.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 347. Donnerstag, den 17. December 1846.

Der weiße Ritter.

(Schluß.)

Schon am frühesten Morgen des folgenden Tages trat Nicola eilends in die Wohnung des würdigen Weisen Marsilio Ficino. Eine alte Dienerin kam ihm an der Thüre entgegen.

„Ist der Signor Ficino zu Hause?" fragte der junge Mann mit sichtlicher Unruhe

„Ja," antwortete die Magd, „mein Gebieter ist zu Hause."

Wer vermöchte den Eindruck zu schildern, den diese Worte auf Nicola machten.

„Kann ich ihn sprechen?" fragte der junge Mann ängstlich.

„Gewiß, Signor, kommt nur herein."

Die Alte ließ Nicola in ein Zimmer treten, dessen Fensterladen geschlossen waren. Eine Wachskerze verbreitete ihr schwaches, trübes Licht in dem Gemach.

„Warum führst Du mich hierher," fragte Mercati, „da doch Dein Herr nicht da ist."

Ich bitte um Vergebung, Signor. Mein Gebieter befindet sich in der Nähe."

Mit diesen Worten trat die Dienerin an den Alkoven und zog leise die Vorhänge weg. Nicola folgte ihr einige Schritte mit pochendem Herzen.

„Da seht Ihr meinen Herrn," sprach die Alte und ließ nun den Thränen ihren Lauf.

„Schläft er?" fragte Mercati.

„Den ewigen Schlaf, aus dem kein Erwachen ist." ergänzte die Alte. „Mein guter Herr ist heute Nacht in meinen Armen verschieden —"

„Diese Nacht! Zu welcher Stunde?"

„Es mochte drei Uhr sein."

„O, dann begreife ich Alles," rief Nicola aus. „Es war wirklich drei Uhr, als mir der weiße Ritter erschien."

Mercati kniete andächtig an dem Sterbebette nieder und faßte eine der kalten Hände seines heimgegangenen alten Lehrers. Die kaum unterdrückten Seufzer zeugten, was er in diesem Augenblick fühlte.

„Würdiger Meister," sprach er, seinen Blick auf die Leiche gerichtet, „Du warst Dein ganzes Leben lang so gütig gegen mich, auch Dein Tod, so wolltest Du es, sollte mir noch zum Gewinne sein; empfange denn dafür die schwachen Beweise meines Dankes, und bitte noch für mich im Himmel, wo Deine Seele wohnt, auf daß die Hoffnung, welche mich zu neuem Leben kräftigt, meinem Herzen für ewig verbleibe. Auf Wiedersehen, Du, der mein Lehrer war und jetzt ein Seliger ist, auf Wiedersehen im Paradiese!"

Mercati verließ mit diesen Worten die sterblichen Reste des alten Weisen und schritt nun voll Vertrauen auf eine bessere Zukunft der Straße della Scala zu. Da der dunkele Schleier, welcher so lange seine Seele verhüllt hatte, mit einem Mal weggenommen war, so athmete er viel freier; der Himmel, die Bäume und Blumen, Alles kam ihm jetzt ganz anders und viel schöner vor. Seine innere Freudigkeit wurde nicht einmal durch die Trauer über den Verlust Ficinos getrübt: Nicola schätzte das Leben nur nach seinem eigentlichen Werth und da er nun an ein zweites und besseres Dasein glaubte, so konnte er ja den Tod seines Lehrers nicht beklagen.

So eilte denn Nicola in der heitersten, glücklichsten Stimmung zu seiner Geliebten. Im Augenblick, da er die Wohnung derselben betrat, kam ein ehrwürdiger Dominikaner aus der Thüre.

„Frommer Vater," fragte ihn Nicola, „kann ich nicht, ohne Euch zu beleidigen, den Grund erfahren, warum Ihr hier seid?"

„Ich bin gekommen, mein Sohn, die Pflichten meines heiligen Amtes zu erfüllen."

„Und, ich bitte Euch, wer hat derselben bedurft?"

„Sig ora Benedetta."

„O mein Gott, ist sie denn so bedenklich krank?"

„Du scheinst lebhafte Theilnahme für die Dame zu empfinden, mein Sohn?"

„Ich liebe sie, und komme, sie mir zu vermählen."

„Gott allein ist es, mein Sohn, dem sie sich verloben kann. Eile Dich, wenn Du sie noch einmal sehen willst. Die Signora stirbt."

Nicola hörte nicht weiter auf den frommen Mann. Er stürzte in Benedettas Gemach. Der Dominikaner hatte wahr gesprochen. Auch in dieser Stube zeugte, wie in der Wohnung Marsilio Ficinos, Alles von den Anstalten zu einer großen Reise. Nicola wurde bei diesem Anblick so von Schmerz und Verzweiflung ergriffen, daß man für seinen Geist fürchten mußte.

„Meine Benedetta! Engelsmädchen! Erkennst Du mich noch?"

„Nicola!" antwortete die Sterbende mit gebrochener Stimme.

„Ermanne Dich, um Gotteswillen! Ich bin nicht mehr der Vorige; Du bist meine einzige Liebe und wir Beide haben von nun an nur Ein Leben."

„Du bist zu spät gekommen, Nicola."

„Aber so kannst Du nicht sterben, Benedetta; es ist unmöglich! es wäre schrecklich!"

„Ich sterbe, Nicola, weil ich Dich so treu geliebt, aber ich sterbe getröstet, da ich Dich noch einmal gesehen —"

Die Stimme der Kranken wurde immer schwächer. Alles deutete auf eine ganz nahe bevorstehende Auflösung.

„Man kann in Deinem Lebensfrühling nicht sterben, Heißgeliebte; ich fessele Dich aufs Neue an die Welt —"

„Nicola, es ist zu spät — ich sterbe — lebe wohl — da oben wollen wir uns lieben, mein Nicola —"

Mercati warf sich über das Bett und preßte seine Lippen auf Benedettas Stirne; ein kalter Schweiß rann

Digitized by Google

schon über das Antlitz der Sterbenden; Krämpfe und Zuckungen verkündeten das Herannahen des verhängnißvollen Augenblicks. Das schöne Mädchen war bleich wie Marmor und schien unsäglich zu leiden.

Eine Viertelstunde ging vorüber und die Zeugen dieser Schmerzensscene standen in feierlicher Stille um das Lager. Nicola, seiner Sinne kaum mächtig, bedeckte die Hände der Sterbenden mit Küssen und suchte sie durch die Wärme seines Odems wieder für das Leben zu gewinnen. Nur das Röcheln des Todes war in dem Gemach zu vernehmen. Die alte Marthe stand weinend und betend; — noch wenige Minuten und der Engel des Todes schritt durch das Zimmer, eine fromme, gute Mädchenseele in das Jenseits geleitend. „Nicola!" war das letzte, kaum hörbare Wort Benedettas, als sie betend verschied.

Nun brach der furchtbare Schmerz Mercatis mit seiner ganzen Gewalt hervor. Er weinte nicht, es war ein wildes Aufschreien. Aber wer vermöchte ein lebendiges Bild von einem solchen Auftritt wiederzugeben?

Bald wich der laute Schmerz Nicolas einem stillen Trübsinn. Er kniete den ganzen Tag über neben der Leiche seiner Geliebten, schweigend, in sich versunken, seine Seele mit Vorwürfen quälend.

„Ich bin es, der diese Blume geknickt! Ohne mein unseliges Zweifeln, ohne meinen Durst, das zu wissen, was wir glauben sollen, lebte sie noch. Ich habe sie gemordet. Benedetta, wirst Du mir das vergeben?"

Als der Abend gekommen war und Nicola die theuern Reste verlassen mußte, betrachtete er noch einmal voll zärtlicher Theilnahme das bleiche Antlitz seiner Braut und entfernte sich dann mit den Worten: „Ja, ja, Du hast es gesagt, meine theure, arme Benedetta; wir werden uns wenigstens da oben lieben, denn mein Herz soll jeder andern Neigung auf Erden verschlossen bleiben!"

Wer einmal einige Monate später dem Hochamt in der Kirche des St. Markusklosters beigewohnt hat, der muß eine Männerstimme das Miserere und De Profundis so schmerzlich bewegt haben singen hören, daß man sie von allen Stimmen der Mönche deutlich unterscheiden konnte. Dieselbe gehörte einem jungen Mann, der durch Frömmigkeit und Entsagung allen Klosterbrüdern ein Muster war. Seine gläubige Begeisterung und glühende Beredsamkeit äußerten in Florenz, wo der Skepticismus schon Wurzeln gefaßt hatte, wo das Christenthum hinter der Lehre des Plato zurücktrat und der Carneval dasjenige Fest war, welches man am eifrigsten beging, einen sehr wohlthätigen Einfluß. Wenn dieser Mönch durch die Kirche, den Garten oder das Refectorium schritt, beugten sich die Andern demüthig vor ihm, obgleich er sie wiederholt bat, ihn nicht höher zu halten, als sich selbst. Dieser fromme Mann führte in dem Kloster den Namen Benedetto. Ehedem hatte er Nicola Mercati geheißen. In alle seine Gebete schloß er Ficino und Benedetta ein, denn beide hatten ihn zum Erben gleich köstlicher Besitzthümer eingesetzt. Ficino hatte ihm den Glauben, Benedetta die Liebe hinterlassen, und so verlebte er den Rest seiner Tage in der Hoffnung auf ein paradiesisches Jenseits.

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. N.

(Fortsetzung)

Byron's Unglück war es, daß er von der Gesellschaft, welcher er angehörte und für die er, obschon er ihrer Thorheiten bitter spottete, dennoch als homo novus eine unwillkührliche Rücksicht hatte, verstoßen, keine andere Umgebung wollte, daß er in seinem gewaltigen Innern vergebens die Befreiung suchte, welche wir nur durch harmonischen Umgang mit unseres Gleichen erlangen, daß er keine schöne Seele fand, die zugleich kräftig genug gewesen wäre, die seinige ganz in Anspruch zu nehmen und aus der Gluth seiner Leidenschaften zu erlösen. Doch wir wollen nicht klagen, daß es so und nicht anders gekommen, denn der Schmerz war die Nahrung der Byron'schen Muse, die Haupttriebfeder seines Genius; seine Originalität ruhte gerade in seinem Schicksale. Hätte sich dieses anders gestaltet, so wäre er wahrscheinlich ein großer Staatsmann, vielleicht auch ein Dichter geworden, ohne uns jedoch die eigenthümliche Erscheinung darzubieten, welche alle Welt in Erstaunen setzte. Lord Byron, mit sich und der Welt zerfallen, verachtete die Menschheit und richtete seine Galle nicht nur gegen das Gemeine, sondern ersuchte auch den besseren Theil der menschlichen Natur in den Staub zu zerren; mit einem Wort, er läugnete das sittliche Moment, was Shelley in dem Gedichte „Julian und Maddalo" so schön mit den Worten entschuldigt:

Doch Stolz
Ließ meinen Freund die düstre Seite wählen.
In dem Gefühl, daß größer er als Alle,
Und schauend in den Glanz des eignen Lichtes,
War, dünket mich, sein Adlergeist geblendet.

Trotz alle dem sind Byron's Fehler so innig mit seinen Tugenden verbunden und bilden einen so eigenthümlichen Zug seiner poetischen Existenz, daß ihre Abwesenheit dem Bilde des Dichters seinen Charakter rauben würde. Weit davon entfernt, dem großen Dahingeschiedenen das zum Vorwurf zu machen, was Erziehung und das Schicksal seiner Jugend nothwendig in ihn legen mußten, treten wir vielmehr der Apotheose bei, welche ihm Göthe im zweiten Theile des Faust in den Versen veranstaltet:

Ach! wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Loos:
Dir in klar und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mitfinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Digitized by Google

Doch du rannteſt unaufhaltſam
Frei ins willenloſen Netz.
So entzweiteſt du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Die einzelnen Dichtungen Lord Byron's anlangend, ſo iſt darüber ſchon ſo viel geredet und geſchrieben worden, daß wir uns füglich auf einige Bemerkungen über die bedeutendſten Produkte ſeiner Muſe beſchränken können. Die „hours of Idleness", faſt nur den Character des Schülerhaften an ſich tragend, obgleich der Ausdruck der Zärtlichkeit hier und da nicht übel gelungen, ſowie die Satire „English bards and Scotch reviewers" laſſen wir als unerheblich zur Seite liegen. „Childe Harold's Pilgerfahrt" können wir auch nicht die Bedeutung zuſprechen, welche dieſem Gedichte namentlich von engliſchen Kritikern beigelegt wird. Es iſt eine Reiſebeſchreibung in Verſen, und man kann es trotz des unſterblichen Namens des Verfaſſers kaum über ſich gewinnen, ſich durch dieſes Gemiſch ellenlanger Schilderungen und noch längerer politiſcher und moraliſch-philoſophiſcher Betrachtungen hindurchzuwinden. Abgeſehen von dem Eingang des Gedichtes bieten die beiden erſten Geſänge faſt gar kein politiſches Intereſſe, da die Schilderungen und Reflexionen, welche letztere etwas ſtark nach dem trockenen Muſter Pope'ſcher Poeſie ſchmecken, ohne irgend einen Plan vorſchreiten. Im dritten Geſange dagegen, wo der Dichter von der Macht des Gegenſtandes innerlicher belebt wird, tauchen häufiger erquickliche Oaſen aus der Wüſte endloſer Reflexion empor: die lieblichen lyriſchen Verſe, in welchen der Rhein beſungen wird, die Schilderung des Genfer Sees, des Gewitters in den Alpen, und die wahrhaft erhabenen Gedanken, welche der Dichter bei dieſer Gelegenheit in eine prachtvolle Sprache kleidet, entſchädigen uns für den Reſt der Fahrt. Im vierten Geſang iſt es vorzüglich die Vollendung der Sprache, die unſere Aufmerkſamkeit verdient; aber ein Mißgriff darf es genannt werden, daß uns Byron hier die claſſiſchen Bildwerke der Alten, welche ſeine Bewunderung erregen, noch einmal darbildet, und Kunſtwerke einer anderen Gattung zum Gegenſtand der poetiſchen Kunſt macht.

(Fortſetzung folgt.)

Wanderungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Baron von Rahden.

(Fortſetzung.)

Der Morgen bricht an, die Schlacht beginnt. Stumm und düſter ſtanden wir in dichten Maſſen, nur das Pfeifen der Kugeln beachtend und das Kommandowort unſeres kleinen Majors vernehmend: „immer feſt und immer kräftig", deſſelben Mannes, welchen wir geſtern ſo kindiſch ſahen. Die Plänkler wurden nun zurückgezogen, die Kolonne zum Bajonnett-Angriff befehligt. Der Feind verläßt ſeine erſte Stellung und im Siegesfluge erſtürmen wir dieſe und auch die zweite. So von Erfolg zu Erfolg wird unſer Bataillon vorwärts getragen und immer iſt mein tapferer Kapitän der erſte, die Befehle unſeres trefflichen Majors pünktlichſt auszuführen. Man konnte deutlich den Wetteifer unter dieſen Ehrenmännern wahrnehmen. In der dritten Stellung vertheidigt ſich der Feind mit unerhörter Hartnäckigkeit, ſo daß unſre jungen Soldaten zurückweichen müſſen. „Vorwärts, meine braven Jungen," ruft bittend der Major, „mir nach, Soldaten!" der Hauptmann, und indem er die ſinkende Fahne ergreift, deren Träger eben erſchoſſen worden, hebt er ſie hoch in ſtarker Fauſt und ſtürzt ſich mitten in den Feind. Mit tauſendſtimmigem Hurrah folgt ihm ſogleich das ganze Bataillon und die andern alle. Die alte Kaiſergarde iſt zum eiligſten Rückzug gezwungen. Der Major ſieht und bewundert den Braven, ſeinen erbitterten Gegner von geſtern. Er ruft ihn zu ſich und ſchließt ihn brüderlich in ſeine Arme; ſymboliſch umfängt der weite Mantel die beiden Männer; Worte vermögen nicht ſolche Scenen zu beſchreiben! Aber, o unbegreifliches Geſchick! eine feindliche Kanonenkugel ſauſt daher und reißt ſie beide nieder; ſie athmetn nicht mehr. — Verſöhnung war ihr letzter Gedanke. Die Schlacht wurde gewonnen und unſere Beiwacht in einem Stoppelfelde aufgeſchlagen, wo dem Hauptmann und dem Major, begleitet von 50 Mann, den Trümmern unſerer Compagnie, die letzten kriegeriſchen Ehren erwieſen wurden. Kein Auge blieb trocken, als man ſie beide in ein Grab verſenkte.

Die Rechnungsführer der verſchiedenen Bataillone, damals meiſt unter den älteren Offizieren ausgewählt, blieben gewöhnlich bei dem Gepäck zurück, denn ihnen lag nicht allein die Verpflichtung ob, den Offizieren ihre Koffer und Mantelſäcke, ſondern auch die Munitions-, Medizin- und Kaſſenwagen zu ſchützen. In dem Gedränge unſerer damaligen Operationen und raſchen Märſche war dieß eine gar ſchwierige Aufgabe und die Rechnungsführer konnten deshalb nur ſelten bei den Gefechten anweſend ſein. Manche mochten dies vielleicht mißbraucht und ſich abſichtlich den Gefahren entzogen haben, wenigſtens urtheilten ſo die jüngern Offiziere.

Dem Oberlieutenant von Fabian, damals Rechnungsführer von einem ſchleſiſchen Reſervebataillon, jetzt Oberſtlieutenant a. D., mochte ſo etwas zu Ohren gekommen ſein, denn er erſchien jetzt (bei Leipzig) auf einmal, mitten im ſchärfſten Feuergefecht zu Pferde, ritt langſam an der Fronte herunter, zahlte jedem Offizier der Brigade ſeinen rückſtändigen Monatsgehalt aus, den er in Gold oder Papier bei ſich trug, und ließ ſich mit Bleiſtift quittiren; ſo dauerte dieſe ſonderbare Geldauszahlung gewiß einige Stunden. Fabian war auf der ganzen Linie der einzige Offizier zu Pferde, und daß die alten braven Sarmaten Hunderte von Kugeln auf ihn abgeſendet haben, brauche ich nicht erſt hinzuzuſetzen. Erſt als Fabian ſeine letzte Quittung erhalten hatte und ſein Pferd ſchon mehrmals getroffen worden war, quittirte auch ihm der Feind. Eine Kugel bohrte ſich ihm in die Bruſt und er ward nunmehr zurückgetragen. — Auf ſolche Weiſe reichte er mir und vielen Andern die Geldmittel, um in den Hoſpitälern und Quartieren, wohin wir faſt alle verwundet wanderten mußten, uns pflegen zu können.

Nachdem wir (nach der Schlacht bei Kulm) wieder eine Viertelſtunde weiter gegangen, begegnete uns beiden, Zänker und mir, ein neues Abenteuer. Als wir durch dicke Hecken und über die Steinhaufen in den Gebirgsbächen kletterten, vernahmen wir halblaute Jammertöne und um den nächſten Strauch biegend, ſahen wir einen ſchwer verwundeten Franzoſen, der größten Sonnenhitze preisgegeben, ganz dicht an einem vorbeifließenden kleinen Wäſſerchen

Digitized by Google

liegen. Drei oder vier Kugeln hatten ihn getroffen. Die eine war hinter beiden Augenhöhlen durchgegangen und hatte die blutigen und angeschwollenen Augäpfel zum Kopfe hinausgetrieben, eine andre ihm die rechte Hand zerschmettert und eine dritte den Schenkelknochen so zersplittert, daß derselbe zum dicken Fleisch herausstand. Er konnte nicht sehen, sich nicht rühren noch bewegen und doch nicht sterben! Er mußte geduldig abwarten bis Jemand ihn zufällig in seinem verborgenen Schlupfwinkel entdeckte und vom Hungertode und dem Verdursten rettete. Er hatte uns, vielleicht die ersten nach schrecklich langen Tagen, kommen hören und jammerte ungefähr folgendes in seiner Muttersprache: „Ich liege seit 36 Stunden hier, möchte vor Durst, Hitze und Schmerz umkommen, höre immer das nahe Wasser vor meinen Ohren plätschern und kann mich doch nicht durch einen einzigen Trunk erquicken und stärken. Darum bitte ich euch, reicht mir einen solchen!" — Augenblicklich hatte Zänker seinen Tornister abgeworfen, seine Feldflasche voll frisches Wasser geschöpft und dem armen Unglücklichen zu trinken gegeben. Er trank wirklich, als ob er gar nicht mehr aufhören würde, als er aber geendet, fuhr er ganz gelassen fort: „Hört, Freunde! noch eine Bitte, schießt mich todt!" Ich sah Z. schweigend an und fragte durch Miene und Handbewegung: „ist dein Gewehr geladen?" Ebenso stillschweigend erwiederte mir Z., indem er ganz langsam den Ladestock zog und behutsam denselben in den Lauf hineinbrachte, damit der Verwundete es ja nicht höre, um zu untersuchen, ob er eine Kugel in der Büchse habe. Kopfnickend bejahte er es, und ohne ein Wort weiter zu sprechen, zeigte ich auf einen nahen, kaum zwanzig Schritte entfernten Busch, um ihm anzudeuten, mich erst dahin entkommen zu lassen, ehe er losdrücke, warf noch einen Blick auf den Unglücklichen und sprang davon. Mit jedem Schritt, den ich vorwärts that, vermehrte sich mein Angstgefühl; jeden Augenblick konnte es knallen und ich trug dann die Schuld, daß des Armen Wunsch so schnell erfüllt worden, während doch noch Rettung hätte möglich sein können. Als indeß nach zehn Minuten noch kein Schuß erfolgte, wurde mir etwas leichter und als ich jetzt um die Ecke des Waldes bog und mein lieber Z. vor mir stand und in wenigen Worten mir erklärte: „Herr Leutnant, ich kann nicht schießen, dreimal habe ich angesetzt, aber es geht nicht," da fiel ich ihm um den Hals und so erreichten wir froh und leichten Sinnes unsere Beiwacht. Z. hatte dem armen französischen Sergeantmajor die Feldflasche voll Wasser hingestellt, einige Landreiser dazu in die Erde gesteckt zum Schutze seines Kopfes gegen die Sonnenhitze und sein erster Gang im Lager war nach dem Feldlazareth in unserer Nähe, um dort den Ort anzugeben, wo der Unglückliche zu finden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Eine Londoner Porter-Taverne beschreibt Bornemann: Die Gäste aufzunehmen, sind vier schmale Tische aufgestellt, deren jeder sechs oder acht Personen Platz giebt; aber diese Tische stehen in der Regel nicht frei, sondern von einander durch zehn Fuß hohe Bretterwände abgetrennt; in solch en Bretter-Abschlägen, die man füglich mit dem gemeinen Namen Kabusen bezeichnen könnte, die Gäste trinken und lesen die Zeitung. So pflegt es denn, wie groß auch die Versammlung sei, ziemlich still zuzugehen. Vorgesetzt wird der Porter in großen zinnernen Krügen, aus denen der wolkige Schaum wie ein Thurm emporsteigt; auf Verlangen werden auch Gläser zu den Krügen gereicht. Tabakraucher sieht man sehr wenige in der Taverne, nur der Pöbel bedient sich hin und wieder der Pfeife. Häufiger sieht man Tabakkauer, die Seefahrer lieben das allgemein und halten es für nothwendig. Ein Fremder, welcher tüchtig porterfest, wird Mühe haben, eine anständige Wohnung zu finden. — In Krügen von der beschriebenen Gestalt wird auch der Haus-Bedarf an Porter zugetragen, und was dabei merkwürdig: die geleerten Krüge werden von den Haus-Bewohnern kurzweg vor die Hausthür gestellt, wo sie von offener Straße zu gewissen Stunden wieder eingesammelt werden. Vom Stehlen ist wenig zu fürchten, da jeder Krug mit Namen und Wohnort des Eigenthümers bezeichnet und ohne Einschmelzen nichts damit zu machen ist.

*** Sonderbare Sitte. Bei den Uskoken in Unterkrain ist es Sitte, daß die Mutter bei der Beerdigung ihres Kindes dessen Wiege auf dem Kopf trägt. Bei der Einscharrung schimpft sie auf den Tod, daß er ihr das Kind geraubt hat, aus dem ein großer Held oder ausgezeichneter Mann hätte werden können, und schließt ihre Rede mit den Worten: „Du grimmiger, ungestatteter, wüster, häßlicher, gräßlicher, unerbittlicher Tod, Du hast mir das Kind genommen und gefressen. Da, hier nimm auch die Wiege dazu und stopfe damit Deinen Mund, daß Dir alle Zähne ausbrechen mögen."

*** Im Hamburger Polizeibericht schloß kürzlich die Anzeige von dem Sturze eines Maurers: „Er war ein geborner Hamburger und auf der Stelle todt."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 14 December)

Kühne's „Europa" findet einen immer allgemeineren Anklang, und zwar nicht bloß in solchen Kreisen, die sich vorzugsweise für Literarisches interessiren, sondern auch im größeren Publikum. In einem der nächsten Hefte ist ein Bruchstück aus Friedrich Hebbel's neuestem Drama „Moloch" zu erwarten. Es soll des Seltsamen, wie wir hören, so viel enthalten, daß es schon aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit der Lesewelt in hohem Grade erregen dürfte.

— Dem bekannten Cellocomponisten Herrn Bockmühl dahier wurde die Auszeichnung zu Theil, daß seine in Küeze bei André in Offenbach erscheinenden, nach einem neuen, sehr wichtigen System componirten 5 Hefte Etuden für Violoncello, von dem berühmten Dirigenten Fétis, zum Unterricht in den Klassen des königl. Conservatoriums zu Brüssel eingeführt worden sind.

Frankfurter Stadt-Theater.

☞ Eingetretener Hindernisse wegen findet die zum Vortheil der Pensionsanstalt angekündigte Vorstellung:

Faust, Trauerspiel von Göthe,

erst Montag, den 28. December statt und bleibt das Theater heute geschlossen.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 348. Freitag, den 18. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

Nachdem der junge Hofmeister seine Geschichte zu Ende gelesen und das Manuscript zusammengelegt hatte, herrschte an dem runden Tische, um welchen sich die gräfliche Familie in den Abendstunden zusammenzufinden pflegte, noch lange ein lautloses Schweigen und der Vorleser selbst schien den Eindruck zu theilen, den seine Erzählung auf die andern Zuhörer machte. Seitwärts von Lucinden, die ihren kleinen Otto auf dem Schooß hatte, der ihr während des Lesens eingeschlummert war, saß der Geheime Hofrath, und sah mit leisem, wir möchten fast sagen geräuschlosem Lächeln dem Spiel seiner beiden Daumen zu, welche er mit zusammengefalteten Händen langsam um einander drehte. Marlo lag, den Körper weit ausgestreckt und beide Arme unter dem Kopfe in einandergeschlungen, im Fauteuil und blickte unverwandt an die Zimmerdecke, während das „Kind", wie versunken in wachen Traum, oder vielleicht auch in die reizende Fernsicht einer ihm bisher unbekannt gebliebenen Welt, mit zusammengesunkenem Oberkörper und seitwärts geneigtem Haupte im Sessel saß, die Arme schlaff an beiden Lehnen niederhängen ließ, und träumerisch in die großen hellbraunen Rehaugen des Windspiels blickte, das seinen Kopf fest und warm wider die Kniee lehnte und nur manchmal durch ein leises Zusammenschaudern kund gab, daß ihm dieses Schweigen der Gesellschaft fremd sei oder es ängstige.

Lucinde allein, die immer zugleich wissen wollte, was ihr Gemüth bewege, und sich nicht gerne von einem mächtigen Eindruck überraschen ließ, hatte das Manuscript vor sich genommen, blätterte darin mit sichtlicher Theilnahme herum, und fand bald hier, bald da eine Stelle, die ihr während des Vorlesens besonders gefallen hatte.

„Ihre Novelle ist wunderschön, Herr Welker," sagte sie endlich; „und doch wüßt' ich's nicht auszusprechen, was mir zugleich das Ganze so wohlbekannt und verständlich, das Einzelne aber so fremd und räthselhaft macht. Man glaubt, daß so was alle Tage passiren könne und nichts desto weniger besinnt man sich vergebens auf ein ähnliches Ereigniß."

Ludwig versetzte: „Im Buche erscheint uns vieles als Gedicht, was wir in der äußern Begebenheit nur als wirklich und natürlich betrachten; anderes, woran wir im Leben vergebens nach einer Erklärung, einem Verständniß suchen, löst und offenbart die Poesie mit einem Worte. Das macht, im Dichter, wie er uns heute fehlt und wie er uns schwerlich schon morgen erscheinen wird, soll eben das wahre Leben zum Gedicht und dieses wiederum zur Wahrheit werden. Meine Erzählung z. B., die mich rührt und bewegt, wie Sie selbst, ist zuletzt nichts weiter, als eine einfache Begebenheit aus meinem eigenen Leben, und nur, weil hier in ein paar Blättern zusammengefügt wurde, was dort in Jahren auseinander lag, erscheint das Ganze bekannt, das Einzelne fremd und unbegreiflich. Das Mädchen, welches ich Emilie nannte, war meine einzige Schwester Auguste, und Julius, der Held meiner Novelle, ist derselbe Julius, den Du, Marlo —"

„Wie? Dein Vetter!" rief dieser in leidenschaftlichster Erregung; „jener Julius, den wir auf unserer Reise nach Bonn zu Frankfurt am Main im Waarengewölbe antrafen?"

„Derselbe," bestätigte Ludwig.

„O mein Gott!" war Alles, was Marlo sagen konnte, denn er schien dergestalt von dieser unerwarteten Aufklärung ergriffen, daß er eine Zeitlang in sichtbarer Erschütterung den Saal durchschritt, und sowohl den Freund wie die Schwester in Zweifel ließ, was ihm mehr nahe ging, Ludwigs Novelle überhaupt, oder der Umstand, daß jener Julius, den er doch nur einmal im Leben gesehen hatte, den Helden derselben abgab. Endlich sagte er:

„Ich erinnere mich Deines armen Vetters jetzt wieder so lebhaft, als hätten wir erst gestern Abend beisammen gesessen; es war ein schöner schlanker Junge von überaus einnehmendem Wesen; und besonders so herrliche Augen sah ich weder vordem noch später. An dem Abend, wo er bei uns im Gasthof war, lernte ich ihn freilich nur oberflächlich kennen und später kam er mir ganz aus dem Gedächtniß. Irre ich nicht, so warst Du selbst damals der Ansicht, daß er uns in geistiger Beziehung keine nähere Anknüpfung bieten könne?"

„Armer Julius!" sagte Ludwig bewegt; „Dir ist in Deinem Leben so viel Unrecht geschehen, daß Du mir wohl die geringe Kenntniß Deines Innern verzeihen wirst! Ich selbst kannte ihn nur als einen Menschen, der bei hellem Verstand und weichem Gemüth, für das, was mir als das Höchste galt, für Poesie und ideales Leben, wenig Sympathie zeigte; darum faßte ich ihn auch nie tiefer, als er sich mir gab; und weil ihm, dem ein Sinn der Beständigkeit angeboren war, mein lebhaftes Temperament so wenig zusagte, als mir seine ruhige Mäßigung, so kam es zwischen uns eigentlich nie zu einem richtigen Verständniß und nur die nahe Verwandtschaft und die Gewohnheit des täglichen Umgangs von Kindheit an, denn mein Vater war zugleich des Neffen Vormund, ließ uns mit einander leidlich auskommen. Es scheint wirklich in diesem seltenen mädchenhaften Gemüth die ideale Kraft und das heroische Gefühl bis zu dem Moment geschlummert zu haben, wo das Geschick, das wir kennen, Beides zugleich weckte und zerstörte. Stille Seelen gründen oft am tiefsten, und während sich der Baum ihres Lebens nach Außen mühlos und freudig entfaltet, hängen und ringen sich die Wurzeln durch's harte Felsgestein, deren Kraft entweder den Baum im Sturme dermaleinst erhält oder ihn zerstört, eben weil sie zu fest sitzen. Reizend, ja fast zu lesen wie eine einzige gottbegeisterte Hymne, sind die letzten Briefe, in denen er von Augusten und dem Dasein Abschied nimmt, um ihr

Digitized by Google

das Leben sonnig zu erhalten, während ihm selbst noch der Gedanke an die Möglichkeit seine Vernichtung den Geist mit trunkener Lichtahnung füllt. Er will zugleich dem alten Irrthum und der neuen Wahrheit seines Herzens leidlos zum Opfer fallen, will jenen segnen, weil er durch ihn zu dieser gelangte, will die Liebe, die ihm das Leben versagte, in den Tod retten, denn nun er erst zum Dasein erwacht ist, fühlt er auch, daß es für ihn ohne Liebe kein Dasein mehr gibt. Selbst in Versen ohne Tadel spricht der seltne Schwärmer diesen Entschluß aus und will

„In Sabbathruh, bei stillen Harfentönen
Sich seinem Schmerz und seinem Gott versöhnen."

Marlo saß wieder stumm und still auf seinem frühern Platz, regte sich nicht und forschte auch nicht weiter. Aber die Hand, die auf dem Tische lag und mechanisch die silberne Lichtscheere festhielt, zitterte sichtbar, und sichtbar war auch die Gewalt, die er sich anthat, um seiner Gefühle Meister zu werden. Lucinde, die ihren Bruder genugsam zu kennen glaubte und außerdem sein lebhaftes Interesse an dieser Geschichte einer an ihm in neuester Zeit öfters bemerkten Reizbarkeit zuschrieb, sagte, um ihn auf andere Gedanken zu bringen:

„Nicht wahr, Marlo, Du nimmst mir den kleinen Schläfer da und übergibst ihn dem Bedienten im Vorsaal?"

Der Graf fuhr zusammen, strich sich mit der Hand das Haar von Stirn und Schläfe und warf dabei einen scheuen Blick auf den schlummernden Knaben.

„Was hast Du?" fragte Lucinde besorgt. „Ist Dir unwohl?"

„Bei Leibe!" rief er zerstreut. „Die Geschichte des armen Julius hat mich nur auf das Innigste gerührt. Und dann sind auch Menschen seiner Art so selten in der Welt, daß, wenn sie nun wirklich einmal im flüchtigen Augenblick an uns vorübereilen und wir später von ihrem tragischen Ende hören, ein Etwas in der Brust uns noch nachträglich den Athem benimmt, wir erschrocken zurückschauen und uns fragen, ob der Hauch ihres Mundes, das Zucken ihrer Wimpern, der Druck ihrer warmen Hand —"

Er endete nicht den räthselhaften Satz, nahm hastig mit einem Lächeln, das nicht zu dem bangen Ton seiner Stimme paßte, den Knaben, welcher darüber erwachte, aus den Mutterarmen, und trug den Weinenden wankenden Schrittes aus dem Saale.

Lucinde sagte sogleich nach Marlo's Weggehen zu Ludwig: „Sie haben wohl keine Abschrift weiter von dieser Novelle?"

Der Jüngling verneinte dies.

„Gut, so will ich diese bei mir behalten, bis Marlo die Sache vergessen hat. Sie sahen, wie nahe ihm Ihre Geschichte ging; gewiß fordert er in den nächsten Tagen das Buch von Ihnen zur nochmaligen Lectüre — und er soll es nicht bekommen."

„So beging ich wohl einen großen Fehler!" rief Ludwig bestürzt.

„Der Ihnen jedoch schon vergeben ist, da Sie meinen Bruder noch nicht genugsam berbachtet haben, um zu wissen, daß man ihn durch so etwas leicht alteriren kann," sagte Lucinde, und ging sogleich mit dem Manuscript aus dem Saale. — Ludwig und der Geheime Hofrath sprachen dann wieder von den eilf noch unedirten Kapiteln des Diodor, welche der Letztere auf seinen Reisen in der Bibliothek eines spanischen Klosters aufgefunden und heimlich daraus entwendet hatte. Das „Kind" im Lehnstuhl aber fand die Erzählung dieser antiquarischen Heldenthat, die es nun schon zum so und so vielten Mal hatte hören müssen, so uninteressant, daß es gleichfalls aufstand, und so leise, als fürchte es den Argwohn spanischer Mönche zu wecken, die mit Argusaugen ihre Manuscripte hüten, aus dem Saal entwich.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Baron von Rahden.

(Fortsetzung.)

Schon war die Sonne hinter die Berge gegangen und Dämmerung begann die entfernteren Gegenstände zu umhüllen, als wir große Truppenmassen auf uns herankommen sahen. Bald waren sie in unserm Gesichtskreis und schon das Gerücht flog vor ihnen her, es seien die gefangenen Franzosen, man sagte 8 — 10,000 an der Zahl. Zuerst der General van Damme *) zu Pferde, den Kopf mit einem weißen Tuche verbunden, denn eine Kosakenlanze hatte ihm die Stirne gestreift. Gleich nach ihm folgten mehrere Generale: Haro und Guyot, dann bei kleinem Abstande wohl 20 — 30 Obersten und Stabsoffiziere. Auf dem rechten Flügel von diesen ging ein eisgrauer Oberst, das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust, dem ein ungeheures Uhrgehänge von goldenen Petschaften und Schlüsseln aus der Hosentasche hervorbaumelte. Er war, wie es schien, in sehr anständige Feindeshände gefallen, auch ging er ganz muthig und putzig einher. Ungefähr zehn Schritt von der Spitze unsres Bataillons springen auf einmal drei bis vier Soldaten von unsern ungarischen Nachbarn über den Graben und reißen im Nu dem französischen Obersten die Uhr sammt Kette und Berlocken aus der Tasche. Der Hauptmann von Korth, welcher unsre erste Compagnie befehligte, sieht dies, springt augenblicklich zu, wirft die Blauhosen auseinander, nimmt ihnen die Uhr und gibt dieselbe ihrem Eigenthümer wieder zurück. Dieser, mit der Gewandtheit eines ächten Franzosen, bietet seinerseits die Uhr mit einigen verbindlichen Worten dem H. von Korth an, welcher sie aber mit einer entschiedenen Handbewegung von sich abweist und sogleich wieder auf seinen Platz zurückspringt. Alles dies geschah in langsamen Fortbewegen der französischen Gefangenen und noch war der Oberst nicht zehn Schritte vorüber, als er das Uhrgehänge und die goldne Kette mit dem lauten Ausruf: „Vive le brave capitaine prussien!" in unsre Compagnie zurückschleuderte; die Uhr hatte er losgerissen und eingesteckt.

Wenn unsre westlichen Nachbarn die Thaten ihrer Braven durch Pinsel und Griffel der ersten Künstler verewigen lassen, so verbleiben unsern eigenen Helden, nächst der Vergessenheit, (welche ganz unverzeihlicher Weise Großthaten deckt, die ja nie mehr wiederkehren, also für unsern Ruhm durchaus verloren sind), nur noch hie und da die schriftlichen Ueberlieferungen alter Soldaten, früherer Augenzeugen solcher heroischen Werke. Und wahrlich! wenn

*) Unser Verf. schreibt Vandamme, und man hört diesen Namen oft wie einen französischen aussprechen; es ist dies unrichtig, da van Damme aus französisch Flandern (Cassel im Norddepartement) gebürtig war.

Horaz Vernet den Major Changarnier der Nachwelt darstellt, wie derselbe ganz einfach und gar nicht wundersam denn, inmitten seines Vierecks sich gegen den ungestümen, aber schnell verrauchten Angriff halbwilder Reiter schützt, so dürfte, glaube ich, Graf Reichenbach vor seinem Bataillons-Viereck, während der nachhaltigsten Angriffe von sechstausend französischen Reitern, einen viel würdigern Gegenstand dazu abgeben. (Treffen bei Etoges, 14. Februar 1814.)

Schlacht vor Paris. Von der halben Höhe des Berges sahen wir auf dem freien Platze unter den Bäumen einige Compagnien des Feindes, im völligsten Paradeanzug eine Art Knäuel bilden, dessen erstes Glied die Gewehre fällte, und nur mit einzelnen Schüssen unser Feuer erwiederte; endlich hörten auch diese gänzlich auf. Sogleich geboten wir, Schelihn und ich, unsern Leuten, nicht mehr zu schießen und mein Freund, welcher sich leicht verständlich machen konnte, sprang auf ungefähr 30 Schritte an den Feind heran und forderte denselben auf, die Gewehre wegzuwerfen, in der Meinung, daß sie die Absicht hätten sich als Gefangene zu ergeben. Die Bärmützen antworteten aber nur mit Stillschweigen und blirben wie eingemauert stehen. Schelihn wiederholte nun seine Frage, da fiel ein Schuß nach ihm. Dieser gab nun das Signal unsern bereits ungeduldigen Leuten und ohne Schonung feuerten sie fortwährend in den dichten Haufen der Feinde hinein, welcher natürlich immer mehr zusammenschmolz. Zum drittenmale versuchten wir, diese braven Soldaten zu bestimmen, sich zu ergeben, da bereits rechts und links unsre Schaaren bei dem Vorwerk vorübergezogen und sie also ohnehin abgeschnitten waren, aber auch diesmal erhielten wir keine andere Antwort, als ein verneinendes Gemurmel, wobei einige sogar mit ihren Gewehren drohten. Das war ihr Unglück und in weniger als zehn Minuten lagen alle Feinde todt oder verwundet am Boden. Ihre Patrontaschen fand nun leer und es ergab sich, daß diese drei Bataillone der jungen Garde, welche Nachmittags gefochten, erst seit wenigen Tagen unter den Waffen standen und denselben Morgen Paris verlassen hatten; dies erklärte einmal ihre ganze neue Bekleidung und Bewaffnung, aber auch der Umstand, daß jeder Mann nur vier Patronen empfangen hatte. Ob Uebereilung oder wirklicher Mangel an Munition die Ursache davon gewesen, konnte natürlich nicht hier ausgemittelt werden. Die braven Franzosen, nachdem sie sich verschossen, zogen es vor, sich ohne Gegenwehr lieber tödten zu lassen, als sich als Gefangene zu ergeben.

(Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Rheinfahrt. Ein Gedicht von Wolfgang Müller in Düsseldorf. Verlag der „Literarischen Anstalt" in Frankfurt a. M.

Wir können das günstige Urtheil, das über dies schöne Buch in vielen bedeutenden deutschen Zeitschriften bereits gefällt wurde, nur bestätigen und sind von dem Inhalte und der Form dieser Dichtung aufs angenehmste befriedigt. Man hat die beschreibende Poesie eine Entartung genannt und gewiß da mit Recht, wo die Schilderung der Naturscenen den eigentlich poetischen Gehalt vertreten, wo die Empfindung durch scheinbar belebte Bilder der stummen Natur unbestimmt angeregt und mit flüchtigen, haltlosen Phantasien erfüllt werden soll. Anders ist es mit dem beschreibenden Gedichte da, wo die Schilderung der äußeren Gegenstände nur zur bescheidnen Folie eines großartig angeregten, die Welt und die Menschheit lebendig umfassenden Dichtergeistes dient. Die Müller'sche „Rheinfahrt" ist in letzterem Sinne nicht sowohl ein didaktisches, als ein episches Gedicht, denn es ergreift den Stoff stets als ein Gewesenes oder Werdendes, der Rhein mit seinen Herrlichkeiten, wird zum historischen Mittelpunkte der nach einer großen Zukunft ringenden Gegenwart, und so werden diese reizenden Naturbilder unversehens zu großartig ernsten Zeitbildern; der Dichter dehnt die beschränkte Grenze einer an sich poesievollen und entzückenden Oertlichkeit in das unendliche, nie ermüdende Reich der Ideen aus; das beschreibende Element, wie reich geschmückt es auch ist, ordnet sich bei ihm mit ächt poetischem Takte dem höchsten Bedürfnisse des schöpferischen Dichtergeistes, der That und der Handlung, unter. Darum lesen wir das ganze Buch in steter Spannung und doch mit innigster Befriedigung bis zu Ende; nirgends wird das geistige Auge, das diesem Poesiestrome folgt, matt, wir gehen mit dem Dichter einem großen edlen Ziele entgegen, das nicht flüchtige Unterhaltung, sondern ein höherer Menschheitszweck ist, ein Zweck, den wir auf dem bekannten, lieben Schauplatze dieser Dichtung am reinsten und schönsten erreicht zu sehen hoffen und wünschen. Und dieser geistige Reiz der Rheinfahrt ergreift uns um so mehr, da er in einer oft wahrhaft überraschenden Formschönheit sich kundgibt; das ist ein Versstrom, eine Musik der Sprache, eine Kraft und Würde des Ausdrucks, die allein schon das Gemüth an dieses schöne Gedicht fesseln müssen. Auf die einzelnen Schönheiten einer an großen Schönheiten so reichen Schöpfung können wir hier nicht eingehen; es genüge, auf das Bedeutendste flüchtig aufmerksam zu machen. Und so nennen wir vor Allem den prächtigen hoheitvollen Rheingruß, der sich begeistert und begeisternd in die blauen Lüfte der unvergleichlichen Heimath schwingt; die liebliche Verherrlichung der Mainzerinnen; Gutenberg; die ernste, inhaltschwere Mahnung an Frankfurt (Geld- und Geistesrecht im Kampfe!) das Turnier der Rheinweine; die Ebernburg und Ulrich Hutten; Coblenz (geistliches und militairisches Kriegslager); Stolzenfels und sein neues Rittertum: Bonn (Siebengebirg; Studentenglück; Beethoven); Cöln, seine ehemalige Bürgergröße, sein Verfall, sein neuer Aufschwung; der Carneval; der Dom, ein Tempel der Menschheit; Düsseldorf und seine Kunst; des Dichters erste Liebe; das Wupperthal und sein reiches Elend; und endlich der glänzende Schlußgesang, wo sich des Dichters Stimme, in der Mahnung an seine rheinischen Landsleute, zu erhabener Prophetenweihe erhebt.

Wir theilen hier eine kleine Stelle als Probe des Ganzen mit. Der Sänger mahnt, die schnöde Selbstsucht, den falschen Ehrgeiz, das niedrige Ringen nach gemeinem Gewinne wegzuwerfen und mit Selbstgefühl, Thatkraft und höherem Lebensernste bemüht zu sein:

Zu leben um der ganzen Menschheit willen!

Er schildert nun in dem herrlich ausgeführten Gleichnisse vom Laufe des Rheinstroms, das Ideal des wahren Menschenlebens, wie es allein der Zeit genügen kann, und ruft uns zu: So wie des Rheines Zinken in das große, freie, unendliche Weltmeer,

O stürmet so in der Geschichte Meer,
Wo in der Stirchheit letzte Freiheit winket!
Es ist die Menschlichkeit, die groß und hehr
Euch mit den mächt'gen Ewigkeiten blinket,
Wo flugs die Macht, wo jäh der Stolz zerschellt,
Wo jeder aus derselben Welle trinket!

Digitized by Google

See'n, Thäler, Wälder, Ebnen sind durchschweift,
Wir haben Fels und Klippen längst durchbrochen,
Es liegt vor uns das Bild der ew'gen Welt, —
Wohlauf, die große Losung sei gesprochen!

Ich sähe an der Bildung Spitze gern
Das wundervolle Leben euch gewittern!
Was gelten Sklaven noch, was gelten Herrn?
Zählt zu des Geistes ebenbürt'gen Rittern!
Wer will beim Siege nicht der Erste sein?
Dann aber gilt kein Zagen und kein Zittern!
Das Horn erschallt, die blaue Luft ist rein,
Die weiße Fahne wallt im Morgenwinde,
Wir zieh'n vom Tod in blühend Leben ein:
Es ist das Reich der unerschöpften Liebe!

Diese Idee, diese unerschöpfte Liebe, ist das heilige Seelenband, welches die schönen Glieder des dichterischen Körpers belebt und zusammenhält; der Dichter steht „auf der Menschheit höchsten Warten" und erkennt dort oben, beleuchtet von der milden Sonne des Rechts, der Liebe und der Wahrheit, den Weg zum ewig reinen, allumfassenden Menschenglücke. — So einet sich mit dem beschreibenden und epischen, auch zugleich ein tieferer philosophischer Gehalt, und macht die „Rheinfahrt" zu einem Erzeugnisse der wahren, innerlichen Poesie, das dem raschen Zeitstrome nicht erliegen wird. Das Buch ist, dem Inhalte entsprechend, fein ausgestattet und unserm wackern Maler Jakob Becker (von Worms), dem Schwager des Dichters, in einigen gemüth- und poesievollen Strophen gewidmet.

Feuilleton.

*** Die Weihnachtsfeier in Abyssinien. Am Weihnachtsvorabend fand der gewöhnliche Spielkampf zwischen dem königl. Hausgesinde und dem des Oberproviantmeisters statt. Ein Tuchball wird mit einer Keule fortgeschlagen, man sucht, sich umzustimmen, ihn zu bekommen und der Theil, welcher ihn dreimal nach einander gehascht hat, wird als Sieger erklärt und genießt das Vorrecht, die besiegte Partei, den Herrscher allein ausgenommen, während der zwei kommenden festlichen Tage auszuschimpfen, wovon der erste vom männlichen, der zweite vom weiblichen Theil der Bevölkerung gefeiert wird. Jede Zunge ist losgebunden und alles erdenkliche Schlechte darf den höchsten und heiligsten Personen im Lande nach Herzenslust ins Gesicht geworfen werden. Sr. Majestät Partei hatte den Sieg davon getragen und die englische Gesandtschaft ward aufs Schloß beschieden, um ihre Christtagsaufführung mitanzusehen. Den Schloßhof anfüllend, trugen sie im Sprechgesang mit Tanzbegleitung vor dem Throne Schimpfliedchen und Spottverse über all' die anwesenden vornehmsten Beamten und Würdenträger vor, den Herrn Bischof nicht ausgenommen, der sich durch die Lustern, die man ihm aufmutzte, unendlich geschmeichelt zu fühlen schien. Auch körperliche Gebrechen wurden nicht übersehen; Esel und Trampeltiere, gewöhnliche häufige Vergleichungen, und das Fett des schwerbeleibten Staatsoberkerkermeisters, der als Mitschauer der Lustbarkeiten dasaß, wurde für ausreichend erklärt, um die ganze Hauptstadt während des bevorstehenden öffentlichen Traitements festlich zu beleuchten, das auf Kosten der unterliegenen Vornehmen gegeben ward und womit, in wildem Lärm und zügellosem Geschwelge, diese Saturnalien schlossen. (Harris Gesandtschaftsreise nach Schoa. 1846.) 18.

*** Der größte und längste Brief, der wohl jemals in der Welt geschrieben wurde, war jener, den der geschichtlich berühmte Chan Timur oder Tamerlan an den damaligen Sultan von Egypten sandte. Derselbe soll bei 70 Ellen lang, 3 Ellen breit, und von dem berühmten persischen Kalligraphen Mulona Cherif Muhamed beschrieben worden sein. — Und noch heutzutage sind lange Briefe ein Zeichen eines großen Respects.

*** Eine sehr intime Bekanntschaft. In den hinterlassenen Papieren der Madame Necker findet man folgende drollige Anekdote: Engländer suchten den Bischof von Quebeck, welchen sie auf der Reise verloren hatten. Sie begegneten einem Wilden und fragten ihn, ob er den Bischof von Quebeck kenne? „Ob ich ihn kenne, — ich habe ja von ihm gegessen."

Programm des Museums.

Am 18. December.

Symphonie von Beethoven (A-dur).

Scene aus Koriolan, von Shakspeare (Act 5, Sc. 2–4), gesprochen von Madame Burg-Bender, vom Theater in Mainz, und Herrn Breuer.

Arie aus Sargines von Paer, gesungen von Mad. Knispel.

Klinger und Göthe, eine literar-geschichtliche Parallele, von Herrn Dr. W. Hamm. (erste Abtheilung)

(Zum Erstenmal) Violincanteel von Mendelsohn, vorgetragen von Herrn Ellason.

Das Lied vom Frauenherzen, Gedicht von Saphir; gesprochen von Madame Burg-Bender.

Zwei Lieder, componirt von Mendelsohn und Karl Mangold, gesungen von Madame Knispel.

Jubelouverture von Karl Maria von Weber.

Das nächste Museum findet am 8. Januar 1847 statt. Da nach Ablauf des Semesters 1846/1847 den verehrten Herren Mitgliedern und Abonnenten des Museums Vorschläge zu einer Reorganisation der Anstalt gemacht werden sollen, so wird im Januar 1847 von den Herren Mitgliedern nur der halbe Beitrag für die Monate Januar – März erhoben werden.

Der Anfang ist um ½7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um ½6 Uhr geöffnet. — Alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 17. December. (Zum Erstenmale wiederholt) Die Sennerhütte, komische Oper in 1 Akt; nach Scribe von Paetenfels. Musik von Adam. Barbier: „Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt, nach einem französischen Vaudeville; frei bearbeitet von J. Ed. Wages.

Samstag, den 19. December. (Neu einstudirt) Die feindlichen Brüder, oder: Doctor und Apotheker, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Raupach. Vorher geht: Nehmt ein Exempel d'ran, Lustspiel in 1 Akt, von Dr. C. Töpfer (Gastrolle) Die Frau: Fräul. Quinl, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 349. Samstag, den 19. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Brieffragment Ludwig Welker's.

„— Deine alte Klage mag an mir zuletzt noch wirklich in Erfüllung gehen, und mein Liebäugeln mit der Aristokratie, wie Du es ehemals nanntest, wird mir täglich mehr zum Bedürfniß Aber doch thust Du mir Unrecht, wenn Du glaubst, ich sei mit meinen Sympathien für höhere „Lebensbezüge“ und „Patschuli“ in eine Sackgasse gerathen. Keineswegs, mein Lieber! Denn so viel auch an Tradition und historischen Thatsachen um mich herumliegt, hat doch die Gegenwart hier so gut ihr lebendiges Recht, als anderswo, und die Menschen, denen ich diene und Freund bin, gehören zu den Vortrefflichsten und Liebenswürdigsten, die ich kennen lernte. Nur mußt Du sie freilich nicht nach Euren Residenzansichten beurtheilen, noch weniger aber sie in Ida Hahn-Hahn'schen Romanen suchen. Im alten Schlosse zu Willingen würdest Du solche blaugestrümpfelte aristokratische Unnaturen eben so wenig finden, als die hohle Suffisance Eurer privilegirten Stände. Darum, mein Bester, dankt Dir der neue Informator herzlichst für Deinen aufrichtigen Glückwunsch zur hochgräflich Willing'schen Livrée (nebenbei gesagt: hechtgrau mit Silberschlitzen) und erwiedert Dir denselben mit dem eben so aufrichtigen Wunsch: Möchtest Du, wenn denn einmal gedient werden soll, nie eine unbequemere Livrée tragen! — Doch Scherz bei Seite! Ich diene und informire hier so wenig, daß ich alles Ernstes zu vermuthen anfange, meine Anstellung als Hofmeister eines Knaben von noch nicht ganz fünf Jahren, sei nur als Vorwand gebraucht worden, um mich schicklich hierher zu kriegen, und dann so sorglos und glücklich zu betten, als ich es nur immer wünschen durfte. Wenigstens sähe dies dem edlen Marlo nicht weniger ähnlich als seiner trefflichen Schwester Lucinde.

Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Dir ein richtiges und anschauliches Bild meiner Umgebung zu entwerfen. Gerne möchte ich das Verhältniß der Familie ein patriarchalisches nennen, wenn ich mich getrauen dürfte, aus der äußeren Harmonie des Ganzen auf die innere Zufriedenheit der einzelnen Personen dieses Kreises zu schließen. Aber dem scheint nicht so und manchmal will es mich sogar bedünken, als sei es nur die hohe Intelligenz und die musterhafte Gediegenheit der einzelnen Charaktere, was dem Gesammtverhältniß Bestand und friedlichen Fortgang sichere. Doch davon ein andermal mehr, und dann vielleicht die Nachricht, daß ich mich getäuscht habe.

Das Haupt des Hauses, den regierenden Graf Emanuel habe ich noch nicht persönlich kennen gelernt, da derselbe eine Woche vor meiner Ankunft an den **schen Hof reiste, von wo er erst in einem Monat zurückerwartet wird. Es soll ein strenger aber dabei äußerst rechtlicher Herr sein, der mit einem hellen Kopf und liberaler Denkungsart jene Einseitigkeit in praktischen Lebensansichten, jenes eigenwillige Festhalten an einmal gewonnenen Erfahrungen und Principien vereinigt, die sich so häufig da einfinden, wo das gebietende Wort als erstes und oberstes Gesetz gilt. Die ihm nahestehenden Personen, vornehmlich seine Kinder, sollen in früheren Jahren noch mehr als gegenwärtig, von seiner paternellen Disciplin viel zu leiden gehabt haben, während die Unterthanen der Grafschaft in ihm einen gerechten und großmüthigen Herrn verehren. Marlo hat mir dies Alles nicht nur bestätigt, sondern auch hinzugefügt, daß er selbst am Meisten von seines Vaters Strenge und Consequenz in Angelegenheiten des praktischen Lebens zu leiden gehabt habe, da er ihm als der einzige Sohn und Stammhalter des Geschlechtes, am nächsten gestanden, mithin auch bei ihm am wenigsten eine Ausnahme von dem „Hausgesetz“ gemacht worden sei. Unter uns gesagt, Marlo scheint mir noch immer an diesem abhängigen Verhältniß zu seinem Vater zu laboriren, was mir schon aus der ihm so unbequemen Obliegenheit deutlich wird, während der Abwesenheit des alten Herrn die Geschäfte der gräflichen Rentkammer zu überwachen, Verwaltungsrechnungen zu prüfen, Vorschläge und Gesuche zu genehmigen, Prozeßakten einzusehen, kurz, Alles das zu zu thun, wozu er nun einmal von je weder Geschick noch Neigung hatte. Es würde bei Allemdem eine schwierige Stellung haben, wenn nicht die Gräfin Lucinde ihm beständig hülfreich zur Seite stünde und mit ihrem sicheren Takt und ihrem ruhigen Sinn dem Bedrängten über die gefährlichsten Passagen des strengen Geschäftsganges glücklich hinaushülfe. Einen weiteren Bericht über Marlo, wie ich ihn nach unserer vierjährigen Trennung wiederfand, behalte ich mir auf eine spätere Zeit vor. Denn entweder ist es das Fremdartige meiner neuen Umgebung, was mein eigenes Gefühl wie mein Urtheil über ihn befangen macht — oder in diesem seltenen herrlichen Geist sind seitdem große Veränderungen vorgegangen. Aeußerlich zwar ist er noch immer der liebenswürdige und ungelenke Mensch, aber — —“

Soweit Ludwigs Brieffragment, das nächst dem flüchtigen Blick, den es uns in Marlo's Familienverhältnisse gestattet, vornehmlich zur Einleitung in die nun folgenden Begebenheiten dienen soll.

Der junge Erbgraf verweilte schon einer Stunde und länger ohne Licht in dem vom Mond erhellten Salon, der seine Bibliothek enthielt und wohin er nach Ludwigs Vorlesung geeilt war, in einem Zustand von Betäubung und Aufregung, wie er ihn noch nie zuvor empfunden. Er suchte allenthalben nach einem Gegenstand, von dem er doch kaum deutlich wußte, was er damit beginnen wollte; über dem hastenden Suchen nach dem Mittel vergaß er dann wieder den Zweck, über diesem in der nächsten Sekunde jenes, und erst spät besann er sich, daß er in dieser gänzlichen

Digitized by Google

Zerstreuung seiner Gedanken, bei noch so hellem Mondschein, weder das Eine noch das Andere erreichen würde. Ein Leuchter mit Kerzen stand zwar auf dem Kamin, aber die Zündmaschine daneben versagte und zerbrach zuletzt unter seinen hastigen Händen. Endlich fuhr er mechanisch in die Tasche seines über dem Sessel hängenden Sammetrocks und wußte auch alsbald, daß er am heutigen Nachmittag schon einmal im Begriff gewesen war, nach dem Pavillon hinunterzugehen und in dieser Absicht den Schlüssel zu sich gesteckt hatte.

Von der Bibliothek führte eine Glasthüre auf die freie Terrasse, von dieser eine Marmortreppe hinunter in den Schloßgarten. Aber bevor er seinen Vorsatz ausführte, lauschte er erst durch die geöffnete Thüre in den dämmernden Corridor hinaus, ob nicht vielleicht Jemand draußen auf seine Schritte achten und ihm nachschleichen möchte. Alles war ruhig, und dennoch zögerte er noch immer mit dem Weggehen, wie vor einem Beginnen, dessen Folge er nicht voraussehen könne. Einen Augenblick war er entschlossen, nach Ludwigs Zimmer hinüberzugehen, aber wie hätte er in seiner gegenwärtigen Stimmung dem Freunde unter die Augen treten, wie ihm erklären sollen, was ihn noch in so später Stunde wach erhalte. Er schloß deßhalb leise die Thüre nach dem Corridor ab, nahm den Schlüssel zum Pavillon vom Tische und trat rasch durch die entgegengesetzte Glasthüre hinaus auf die Terrasse.

Es war die Nacht vom achten auf den neunten April. Der Mond schien so hell durch fliehendes Gewölk, daß Marlo deutlich jeden Gegenstand in dem Garten bis hinunter zu den dunklen Fichtengruppen unterscheiden konnte. Dabei war die Luft für diese Jahreszeit ungewöhnlich mild und ein feuchtwarmer Wind strich, ein Vorbote des nahenden Frühlings, von den südlichen Bergen in die Ebene nieder. Marlo ging die Treppe der Terrasse hinunter und wandelte auf den vom Thauwetter der letzten Tage erweichten Pfaden dem Fichtenwäldchen zu, nur begleitet von seinem Schatten und dem leisen Rieseln des Schneewassers, welches der Gärtner bei dem Eintritt des Thauwetters in frisch gezogenen Furchen von dem saftsam getränkten Erdreich abzuleiten bemüht war.

Er gelangte unter die Fichten, ging an der Einsiedelei vorüber und trat auf der andern Seite wieder in's Freie. vor sich hatte er nun das eigentliche Bosket mit dem kleinen Landsee und dem italienischen Sommerhaus, dessen Fronte und Arcaden ihm bald aus der Dämmerung entgegenschimmerten. Mondbeglänzt trat der See hinter den Stämmen der lombardischen Pappeln hervor, die sein Ufer einfaßten und eine schnurgerade Allee von dem Sommerhaus bis zu dem eisernen Thor des Parks bildeten.

Als Marlo des Pavillons ansichtig wurde, dem sein später Besuch gelten sollte, bemächtigte sich seiner eine seltsame Bangigkeit, ohne daß sich darum sein Verlangen nach dem Ziele vermindert hätte. Vielmehr wuchs das Gefühl seiner Sehnsucht in dem Grade, als die Beklommenheit seiner Brust zunahm und die Entfernung zwischen ihm und dem Hause kleiner wurde. Die Luft in der Nähe des Wassers war hier lange nicht so mild, als dort, wo der Fichtenhain dem eigentlichen Schloßgarten einen Schutz gegen sie gewährte. Ein naßkalter Zugwind strich vom See herüber und ließ ihn bald den Mangel einer Kopfbedeckung empfinden, da er seinen Hut in der Bibliothek zurückgelassen hatte. Er schlang sein weißes Taschentuch turbanartig um das Haupt, denn seine Locken waren feucht geworden vom hastigen Gehen und Stirn und Schläfen brannten fieberheiß. Endlich trat er fast athemlos in die Pappelallee und sah sich bald auf dem freien Platze, dessen ganze Fläche mit Platanen besetzt war, welche im Sommer mit ihren kunstvoll in einander geschlungenen Aesten ein einziges schattiges Laubdach bildeten.

Zögernden Schrittes nahte jetzt Marlo dem unbewohnten Hause, dessen Fensterladen in beiden Stockwerken noch vom letzten Herbst her fest verschlossen waren. Außer dem Plätschern der Woge herrschte rings die Stille des Grabes. Marlo trat unter die Arkaden, wo verschiedene Marmorbilder aus der französischen Schule des vorigen Jahrhunderts, welche während des Winters drinnen im Hause standen, bald wieder auf ihre leeren Postamente zurückkehren sollten. Er lehnte sich einen Augenblick erschöpft an das nächste derselben, seine Hand faßte den Schlüssel und schon schritt er der Thüre zu; da kam es ihm plötzlich vor, als gleite ein menschlicher Schatten flüchtig über den Boden hin und noch glaubte er ihn im Umblicken einen Moment um die Ecke des Hauses nach dem See hin verschwinden zu sehen. Zu jeder andern Zeit und in einer weniger aufgeregten Stimmung als die gegenwärtige, würde ihn eine solche Entdeckung allerdings überrascht haben; aber heute, wo nur ein einziger Gedanke ihn beschäftigte und der Wunsch, die theure Stätte wieder zu finden, auf der er allein sich noch sicher glaubte vor dem Verhängniß, dessen dunkles Vorgefühl er doch schon als dieses Verhängnisses gewisseste Vorbedeutung, dahin mitbrachte — seine ganze Seele füllte, heute bekümmerte ihn nichts weiter; wohl aber gab es gleich nachher eine andere Entdeckung, die selbst einen noch muthvolleren Geist als den Seinigen, erschüttert haben würde. Der Schlüssel nämlich, den er vorhin aus der Bibliothek mitgenommen, wurde von ihm auf einen Blick als derjenige erkannt, mit welchem er gestern die Thüre in dem Gewölbe der Burgkapelle aufgeschlossen hatte, demselben Gewölbe, worin die irdischen Ueberreste seiner unvergeßlichen Mutter neben denen seines zwölfjährigen Bruders Engelbrecht ruhten.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. N.

(Fortsetzung)

Gehen wir nun zu einer Reihe anderer Dichtungen über, welche, in Stoff und Behandlung verwandt, eine Art versifizierter Novellen, gewöhnlich unter dem Namen der „eastern tales" zusammengefaßt werden und nicht wenig zu dem Ruhme ihres Verfassers beigetragen haben. Dahin gehören der „Giaour", die „Braut von Abydos", der „Corsar", „Lara", die „Belagerung von Corinth". Alle zeichnen sich durch eine glänzende Sprache aus, durch vortreffliche Zeichnung der landschaftlichen Scenerie sowie eine lebendige Darstellung der leidenschaftlichen Gemüther; und wenn auch die regelmäßige Wiederkehr des düstern, einsam tragischen Charakters des Helden sehr ermüdend ist, so bieten die Frauencharaktere, in deren Schilderung Byron überhaupt Meister ist, eine um so erquicklichere Mannichfaltigkeit dar. Indessen hat der Dichter in diesen Produkten seine Lust an der Declamation noch nicht überwunden: neben Bildern und Gedanken wahrhaft poetischen Gehaltes begegnen wir gar häufig leeren Phrasen, welche ihres Glanzes wegen leicht für das Gold ächter Dichtung genommen

Digitized by Google

werden dürften. Beispielsweise wollen wir hier auf die weltbekannten, vielgerühmten Eingangsverse des „Corsar" hinweisen, welche in ihrer hochtrabenden Reflexion nichts weniger als einen Gesang von Piraten vorstellen, wofür sie sich doch selbst ausgeben. Warum hat Byron diese rohen Naturen und ihre gewiß sehr einfachen Gefühle nicht in einer einfachen Sprache und einem lyrischen Metrum dargestellt, von welchem er in dem Lied der Medora eine so schöne Probe gegeben? — Dichtungen ähnlicher Art, jedoch geringern Umfangs, einfacher und vollendeter in der Form, als die zuletzt genannten, sind „Parisina" „der Gefangene von Chillon", „Mazeppa" und „die Insel"; von welchen besonders das erstere eine Musik der Sprache entfaltet, welche schwerlich irgendwo übertroffen sein dürfte. Dazu haben wir an denselben den weiteren Vorzug hervorzuheben daß der stereotype Charakter der Byron'schen Helden nicht auftritt, die Handlung und Entwicklung der Charaktere vielmehr auf geschichtlicher Grundlage ruhen.

Ueber die dramatischen Dichtungen Byron's bleibt uns wenig zu sagen: er war eben so wenig ein dramatisches als ein lyrisches Genie. Seine Dramen sind allerdings reich an großen dichterischen Schönheiten, und einzelne Scenen sind von ergreifender Wirkung; allein ungeachtet der Dichter es sich zur Aufgabe macht, die Gesetze der Einheit streng zu beobachten, entbehren seine Stücke doch des dramatischen Geistes und die Charaktere schleppen sich mit epischer Breite durch die Handlung, welche nicht scharf genug aus den Motiven hervortritt. Als die vorzüglichsten seiner dramatischen Productionen erscheinen daher diejenigen, in welchen er sich der dramatischen Form nur bedient, um seine großartigen poetischen Ideen in dialectischer Weise zu veranschaulichen. Dahin gehören „Manfred", „Himmel und Erde" und „Kain", worin er ein ewiges Zeugniß der Kraft und Erhabenheit seines Genius und des Schwunges seiner Phantasie und Darstellung niedergelegt hat.

Wenn wir oben schon andeuteten, daß Byron kein lyrisches Genie sei, so wollten wir damit nicht behaupten, daß er nicht auch in diesem Fache Treffliches geleistet, sondern nur, daß ihn seine Neigung mehr zur Reflexion hinzog und seine Stimmung den harmonischen, einfach-unmittelbaren Ausdruck des Gefühles selten zuließ. Zu seinen besseren lyrischen Produktionen sind einige der „hebräischen Melodien" sowie die in seinen epischen Gedichten eingeschobenen Gesänge zu rechnen, ferner einzelne, an seine frühere Geliebte, Miß Chawarth, gerichtete Lieder und „die Maid von Athen." Das berühmte „Lebewohl" an seine Gattin dürfte seinen Ruhm mehr dem Verhältniß, worauf es Bezug hat, als seinem poetischen Werthe verdanken; denn es ist nicht eine poetische Verklärung des Schmerzes, sondern eine detaillirte, getreue Darstellung der bittersten häuslichen Leiden. Als Muster steht Byron in dem beschreibenden so wie in dem leichten satyrisch-didactischen Style da. Als Muster der ersteren Art wollen wir zwei Gedichte erwähnen: den „Traum" und die „Finsterniß". Ersteres enthält eine visionsartige wahrhaft poetische Darbildung der Hauptscenen seiner eigenen Herzensgeschichte, in so rührenden, keuschen Zügen, daß man zu tiefem Mitgefühl hingerissen wird: wie denn Byron nie rührender erscheint, als wenn er nach dem verlorenen Paradise der Unschuld sich zurücksehnt. — In dem Gedichte „Finsterniß" gibt er uns eine Reihenfolge düsterer, schreckenerregender Bilder, deren Färbung so lebhaft ist, daß man eine furchtbare, unerhörte Wirklichkeit zu schauen meint.

Eine weit gediegenere Satyre, als die gegen die Kritiker seiner Jugendmuse gerichtete „English bards and Scotch reviewers", bietet die „Vision vom jüngsten Gerichte"; aber das Gedicht, in welchem Byron seine gesammten Kräfte concentrirt, in welchem er sich ganz gibt wie er ist, und als dessen Vorläufer der heitere „Beppo" angesehen werden kann, ist „Don Juan". Dieses Werk, welches ihm den bittersten Tadel seiner Landsleute zugezogen, jedoch zugleich den verdientesten Ruhm gesichert hat, ist dasselbe, bezüglich dessen ein anonymer Kritiker an den Verfasser schrieb: „Halten Sie sich an Don Juan; er ist das einzige aufrichtige Ding, das Sie je geschrieben haben; er wird viele Jahre dauern, nachdem all' Ihre Harolds verschwunden sind, wie Sie selbst es mit den Worten bezeichnen:

„eines Schulmädchens Fabel, das Wunder einer Stunde".

Der Styl Don Juan's läßt sich mit dem keines anderen Gedichtes vergleichen. Ihr Don Juan ist kräftig, lüstern, wild und lachend geschrieben, — jeder merkt gleich, daß nur ein Mann ersten Ranges des Genius sowohl als der Ausschweifung der Verfasser sein kann — einer, der wirklich Herr aller seiner Mittel ist — ein lüderlicher, verderblicher, unwiderstehlich bezaubernder Teufel; — demgemäß wird das Buch gehen bis in Ewigkeit, mag es unser Freund Murray (Byron's Verleger) mit seinem imprimatur beehren oder nicht. Der Styl Don Juan's ist ganz und gar unnachahmlich Ihr eigen — der süße, feurige, hinreißende, wunderbar-leichte-anti-humbug-Styl Don Juan's.

„Zehn Stanzen desselben wiegen Ihren ganzen Manfred auf, der doch auch in seiner Art ein edles Gedicht ist. Meiner bescheidenen Ansicht nach werden wenige Werke der gegenwärtigen Literatur die Probe eines halben Jahrhunderts bestehen, die Romane Sir Walter Scott's und Ihren Don Juan ausgenommen; denn beide sind vollkommen leicht und natürlich geschrieben, weil ihr Material aus dem Leben gegriffen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Baron von Rahden.

(Schluß.)

Sturm auf Paris. Major von Decker erzählte uns folgenden Vorfall. Ich gelangte, vom Prinzen August als dessen Adjutant abgesandt, sehr bald im stolzen Galopp zur Batterie des Lieutenants Holsche, deren Leute abgesessen wären und deren Befehlshaber bei einem schnell angemachten Feuerchen sich mit den Umstehenden unterhielt. „Herr Lieutnant H., fuhr ich barsch heraus, Seine kön. Hoheit wundern sich außerordentlich, daß Sie hier so unthätig stehen geblieben sind und haben mir befohlen, Ihnen aufzugeben, sogleich mit Ihrer Batterie gegen den Feind vorzurücken!" — „So? wundern sich Se. k. Hoh.," war Holsche's ruhige Entgegnung, und darauf befahl er mit eben so gemessenem Tone: „An die Pferde, aufgesessen, Batterie Marsch!" Mir schien, als geschähe dieß nicht rasch genug und eben so gehoben und laut, wie vorhin, machte ich dem H. bemerkbar, daß er zu spät an den bestimmten Ort ins Feuer kommen würde, er solle daher rascher fahren. „So? also rascher fahren," entgegnete H. abermals und commandirte: Marsch, Marsch! Doch mit derselben ruhigen Haltung wie das erstemal. Bald war nun der weite Raum zurückgelegt und da wir den feindlichen Kugeln ziemlich nahe waren, so glaubte ich meinen

Digitized by Google

Auftrag beendet und gab dem Lieutenant ungefähr die Richtung und den Ort an, wo er mit seiner Batterie auffahren möchte. Aber H. ersucht mich freundlichst, bei ihm bleiben zu wollen, um ihm ganz genau den Ort anzuweisen, wo er mit seiner Batterie sich aufzustellen habe. Natürlich mußte ich diesem Gesuch willfahren. Je näher wir nun dem Feinde kamen, desto rascher befiehlt Holsche zu fahren und endlich jagt er im gestreckten Galopp über unser erstes Treffen hinaus. Die feindlichen Gewehrkugeln pfiffen von allen Seiten, darum machte ich noch einmal Miene, als habe ich nun meinen Auftrag vollführt und sagte H., er möchte nur hier stehen bleiben. Doch mit derselben Gelassenheit, wie bisher, wiederholt H. seine Bitte, bei ihm zu bleiben, um zugleich Sr. k. H. berichten zu können, wo der Lieutenant H. mit seiner Batterie stehen geblieben sei. Was wollte ich machen? Angenehm war es freilich nicht, ganz zwecklos die große Gefahr, die nun einrat, theilen zu müssen, auch hatte ich mich wohl leicht entfernen können, doch fixirte mich zuweilen H., neben welchem ich ritt, mit seinen großen schwarzen Augen, als ob er mir in der Seele lesen wolle. Schon sind wir bis nahe an unsre Schützenlinie heran, aber H. fährt immer rascher vorwärts bis mitten in die feindlichen Plänkler hinein, welche ob dieser ganz ungewöhnlichen Erscheinung zurückprallen. Es schien wirklich, als wolle die Batterie zum Feinde übergehen, aber H. läßt nun höchstens zweihundert Schritt von den feindlichen Geschützen Halt machen, abprotzen und gibt mit Ruhe und Sicherheit zwei Lagen hinter einander mit so erstaunlicher Wirkung, daß die Feinde eiligst Kehrt machten und sogar einige von den schweren Geschützen hinter den Barrieren gezwungen wurden, ihr Feuer einzustellen. Hierauf wendet sich H. an mich, mit der Bitte, Sr. k. Hoheit nunmehr zu berichten, wo er mit seiner Batterie stehen geblieben sei: „Vielleicht werden sich Se. k. Hoh. darüber etwas wundern und das wäre mir sehr lieb!“ 18.

Feuilleton.

*** Berlin. Den Mitgliedern des Chors und des Orchesters der königl. Oper ist dieser Tage eine große Freude zu Theil geworden, indem der General-Musikdirektor Herr Meyerbeer sein ganzes 3000 Thaler betragendes Jahrgehalt unter dieselben vertheilen ließ. Einzelne Personlichkeiten haben auf diese Weise eine größere Unterstützung empfangen, als ihre volle Monatseinnahme beträgt. Herr Meyerbeer ist bereits nach Wien abgegangen.

*** Fanny Elßler hat in Florenz getanzt und den Florentinern die Köpfe so verrückt, daß der Enthusiasmus alle Grenzen überstieg. Der Florentiner Korrespondent erzählt: „Die Blumen mußte uns Neapel senden und Genua; Florenz war schon erschöpft. Ich höre, daß mehr als 1000 Scudi für Blumen ausgegeben worden. Ein Genius schwamm durch das Blumenmeer, ihr ein goldenes Diadem überreichend. Nach langem Sträuben setzte sie sichs aufs Haupt. Napoleon und die Elßler haben sich selbst gekrönt.“ M. Utzbdl.

*** Ein Aufsatz im Morgenblatt unter dem Titel: „Wichtige Nachricht für Bühnenverwaltungen“ empfiehlt den deutschen Theaterdirectionen die mechanischen Schauspieler des Prof. Faber, welche derselbe gegenwärtig in London den dortigen Bühnenvorständen zum Verkaufe angeboten hat. Unter den bereits ausgeführten und approbirten Artikeln dürften folgende besonders Interesse erregen: Ein Alter, gut mittel. Besitzt ein umfangreiches Husten-, Keuch- und Sprudelregister; kann in kürzester Zeit auf Asthma und das Gangwerk auf Gicht gerichtet werden; flucht in vier Oktaven. Polterer über Lebensgröße. Miethe per Woche 3 Thaler. — Ein niedriger Komiker zweiter Sorte, aber ein äußerst wichtiges Stück. Er spricht alle Mundarten von Tyrol bis Dithmarschen und von Böhmen bis in's Wiesenthal. Sein Lachen geht von einer Pferdekraft bis zum leisen Kichern, und er schlägt sich mit dem überzeugendsten Nachdruck auf die Hosentasche. Für sentimentale Vorkommnisse hat er ein sehr schönes Thränenwerk, und in zwei Minuten kann er zu einem Volkslied fertig gemacht werden. Er führt auch Nationaltänze aus, wobei man garantirt, daß er nicht eher aufhört, als bis er zweimal applaudirt worden ist. — Ein höchst brauchbarer Artikel, und doch Miethe per Woche nur 2½ Thaler. — Eine Actrice mit Kanarienvogelgezwitscher für zweite Partien des zärtlichen Lustspiels, Gesichtsbildung äußerst glücklich und dauerhaft. Ebenfalls vielseitig verwendbar im bürgerlichen Drama vermöge eines unfehlbaren spasmodischen Mechanismus, der die Opfer in zwei, drei und vier Stücke zerhackt. Sie schlägt die niedlichen Hände auf's ergreifendste zusammen und wischt sich am rechten Fleck die Thräne ab. Ihr Spiel mit dem weißen Schnupftuch muß ihr die Herzen des Paradieses gewinnen. — Miethe per Woche 4 Thaler, mit Extraseufzern 5 Thaler. — Abgesehen von der Sicherheit, ja Unfehlbarkeit des Spiels haben Faber's Schauspieler vor denen aus Fleisch und Blut den augenfälligen und unschätzbaren Vortheil, daß sie keine Rolle von sich weisen, die in ihr Fach einschlägt, und für keine intriguiren, auf die sie nicht „gesetzt“ sind. Auch ist das leidige Krankmelden abgeschnitten: der Erfinder garantirt, daß sie für die angesetzten Miethpreise jeder Zeit dienstfüchtig erhalten werden.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 17. December)

Samstag den 19 dieses Monats wird die zwölfjährige Pianistin Auguste Freleisen aus Bern ein Concert veranstalten, worüber das Nähere durch das Programm bekannt gemacht werden wird. In mehreren Privatkreisen ist diese talentvolle Virtuosin bereits gehört worden und Kenner rühmen nicht nur ihre technische Fertigkeit, sondern mehr noch die Gediegenheit des Spieles und den ausdrucksvollen Vortrag.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 19. December. Ueber die Davy'sche Sicherheitslampe und eine besondere Construction derselben zur Anwendung, zur Verhütung von Feuersbrünsten u. s. w.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 19. Dec. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag“, nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Marie: Fräul. Quint, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 350. Sonntag, den 20. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

So leicht erklärlich auch dieser Umstand an sich war, wirkte doch die Betrachtung, welche sich daran knüpfte, so mächtig auf Marlo's Einbildungskraft, daß er den Schlüssel mit einem Schauer weit von sich weg schleuderte. Dann wich er selbst so scheu und hastig von der Thüre zurück, als sei es dieselbe, zu welcher jener Schlüssel in Wahrheit gehörte und über deren Schwelle der Fuß des Lebendigen nur zaghaft wandelt. Wankenden Schrittes kehrte er in die Allee zurück und lehnte sich erschöpft an einen der nächsten Bäume. Allmälig erholte er sich von seiner Bestürzung.

„Ja, ja — so wird's kommen," sagte er halblaut vor sich hin. „Den Frieden, welchen ich brauche, muß ich anderswo suchen. Und was wollt' ich auch dort? Halten vielleicht jene Mauern noch immer die Tage meiner Kindheit gefangen? Kann ich dort mein verlornes Leben wiederfinden? Ist doch auch dieses Haus nur ein stummes Grab, wo der Engel des Todes einsam durch die öden Zimmer schleicht und längst kein lieblicher Laut des Lebens mehr gehört wird. Und doch — in dem blauen Kabinet da drüber, wo sie einst schlummerte, wo sie noch im vergangenen Herbst den wunderbaren Traum hatte —"

Er hielt inne, denn in selbigem Augenblick kam es ihm vor, als habe Jemand in dem stillen unbewohnten Hause eine Thüre zugemacht.

Mehr staunend als erschrocken horchte er mit angehaltenem Athem nach dem Pavillon hinüber.

„Sollte es wahr sein?" sagte er dann; „sollten verklärte Geister nicht von der Stätte lokommen können, auf der sie einst in sichtbarer Gestalt wandelten? Dort, wo vor vielen Jahren Engelbrechts Leiche im sonnigen Saale unter Blumen gebettet im Sarge lag, dort ging soeben die Thüre zu —"

So wenig er sich vielleicht zu einer andern Zeit und in einer minder aufgeregten Stimmung würde versucht gefühlt haben, ein zufälliges Geräusch, das er doch selbst ohne Bedenken für das Zuschlagen einer Thüre erkannte, anders als natürlich zu erklären, heute kostete es ihn keine Mühe, die räthselvolle Sehnsucht, welche ihn vorhin so mächtig, fast wie eine äußere Gewalt, aus dem Schloß nach dem unbewohnten Sommerhaus seiner seligen Mutter gezogen hatte, mit jenem Geräusch in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen.

Und er würde vielleicht, was wirklich sein Vorsatz war, nach dem Schlosse zurückgekehrt sein, um den rechten Schlüssel zu holen und sich Aufklärung zu verschaffen, wenn nicht in demselben Augenblick ein neues Ereigniß seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite gelenkt hätte.

Denn eben als die Mondhelle der wonnigen Frühlingsnacht fast zum Tag wurde und Marlo selbst entferntere Punkte der Landschaft deutlich erkennen konnte, vernahm er vom See her den Schlag eines Ruders, und bald darauf glitt in der That ein Nachen aus den Nebeln hervor, die im Hintergrund über dem Wasser lagerten und das Mondlicht dämpften. Das Fahrzeug kam in der Richtung von der Stadt, und der das Ruder führte, lenkte gerade auf das Sommerhaus zu.

„Gewiß die Wilddiebe, welche diesen Umweg wählten, um von hier in den Park zu kommen," dachte Marlo und trat hinter den Stamm der Pappel, deren Schatten ihn völlig deckte.

Es waren drei Personen in dem Kahn, und als derselbe näher kam, erkannte Marlo zu seinem Erstaunen eine schlanke weibliche Gestalt, welche aufrecht in Mitten des Fahrzeugs stand und nach ihrer Kleidung zu urtheilen, nicht in die Gesellschaft von Wilddieben gehörte. Im Vordertheil des Nachens saß ein Mann, der unserm Lauscher hinter der Pappel den Rücken zuwandte; je schärfer aber Marlo die gebückte Figur desselben in's Auge faßte, um so weniger blieb es ihm zweifelhaft, daß es kein anderer sein könne, als der alte Kräutersammler Elias Falter, welcher schon seit mehreren Monaten, kein Mensch wußte, wohin, aus der Gegend verschwunden war, und nun plötzlich in so geheimnißvoller Weise zurückkehrte. In dem Ruderer auf der andern Seite des Kahnes erkannte er den starken Jost, Elias Falter's Pflegesohn, der bei diesem im einsamen Waldhaus oben auf dem Berge wohnte und wegen seiner seltenen Körperkraft so genannt wurde.

Jetzt glitt der Nachen an den Trauerweiden vorüber, die neben dem Landungsplatz standen und der Kies knirschte hörbar, als das Fahrzeug gleich nachher an das Land stieß. Elias stieg zuerst aus und reichte dem verschleierten Frauenzimmer die Hand, Jost lenkte dann schwrigend den Nachen um. „Da ist er ja schon, der gnädige Herr!" hörte Marlo den Alten in freudiger Bewegung zu der Dame sagen, die sich hastig umdrehte, und schon erkannte auch er in der hohen Gestalt, welche jetzt mit einer brennenden Kerze in der Hand, in der geöffneten Thüre des Sommerhauses sichtbar wurde, seinen vielgeliebten Oheim und väterlichen Freund, den Grafen Louis.

„Marline! Mein Kind!" rief derselbe und breitete die Arme aus. Marlo sah, wie die Dame, vom alten Elias gefolgt, dem Grafen entgegeneilte, unter den Arkaden vor ihm auf die Kniee niedersank, er sah, wie der Oheim sie aufhob, den Schleier von ihrem Antlitz nahm, sie küßte und dann gleich einer Ohnmächtigen in's Haus trug. Elias Falter folgte Beiden mit der Kerze, die der Graf auf das Postament niedergesetzt hatte, an welchem vorhin Marlo lehnte. Die Thüre wurde geschlossen — und der

Digitized by Google

Jüngling rieb sich die Stirne wie Einer, der aus einem wunderbaren Traume erwacht.

„Marline! Mein Kind!“ Mit diesem neuen Räthsel in der Brust kehrte er nach dem Schloß zurück und so oft er zu der mondbeglänzten Anhöhe emporblickte, wo die Ruinen der Stammburg seines Geschlechtes in dämmernden Umrissen sichtbar wurden, war es ihm, als klänge von dort im flüsternden Nachtwind süß wie ein minnig Mährchen aus alten Ritterzeiten der Name Marline zu ihm nieder.

Aber trotz dieser milden Aprilnacht, welche den Frühling als nahe bevorstehend anzukündigen schien, wollte noch immer keine rechte Lebenslust in die erschöpfte Natur kommen, und eine in jener rauhen Gebirgsgegend doppelt unleidliche Ungewißheit, ob man noch im Winter lebe oder bereits im Lenz angelangt sei, schuf allmälig in dem Kreise, in welchen wir den Leser eingeführt haben, jene gemischte Stimmung von Ueberdruß und Ungeduld, die sich beständig von den trostlosen Auspicien in der Außenwelt weg, zu ihrer nächsten Umgebung wendet, und diese entgelten läßt, was doch nur der April draußen und vielleicht auch der April in uns verschuldet hat.

Zwei Lenchen, die wir bereits flüchtig kennen lernten, sind es besonders, welche gegenseitig in allen möglichen Variationen von Laune, Ungeduld und Krittelei wetteifern und dadurch den Andern häufig zur Zielscheibe des Spottes dienen. Lonny, welche es in der strengsten Winterzeit bei zwanzig und mehr Grad Kälte ganz amüsant fand, sich oft stundenlang von ihrem Bruder Marlo, der ein trefflicher Schlittschuhläufer war, im eleganten Stuhlschlitten über die spiegelglatte Fläche des Sees dahinfahren zu lassen, dieselbe Lonny sitzt jetzt, bis an das Kinn wie ein Eskimo in Pelzwerk eingehüllt, am Kamine, und friert so erschrecklich, daß sie von ihrer Umgebung nur das „Wintermährchen“ genannt wird. Aber sie geht nun einmal nicht von dem Grundsatz ab, daß die Kälte eine Wahrheit, der Frost aber Einbildung und darum Letztere weniger leicht zu ertragen sei, als die Erstere.

„Im Winter fror mich auch,“ pflegt sie gewöhnlich zu sagen; „aber damals geschah's mit Bewußtsein und mit mir fror zugleich die ganze Schöpfung. Nun aber fröstelt mich's schon bei dem bloßen Gedanken, daß die Bauernkinder wieder baarfuß einherlaufen und die Gänse im Dorf bald gerupft werden.“

Noch ungleich tiefsinniger litt der gute Geheime Hofrath an den Wetterlaunen des April. Denn wie Lonny eigensinnig am Winter festhielt und sich nicht von dem Kamin trennen wollte, so hatte er beim Eintritt des ersten Thauwetters den Frühling sogleich in alle seine Rechte eingesetzt, und ging so sommerluftig gekleidet einher, daß Lonny, als er sich ihr zum ersten Mal in Nankinghosen und weißen Strümpfen mit lakirten Schuhen präsentirte, ihn drollig genug einen im warmen Mistbeet großgezogenen Melonen-Hofrath nannte, eine Hyperbel, die er ihr erst verzieh, als sie ihm die Versicherung gab, daß ihn sein Frühlingshabit wenigstens um zehn Jahre jünger mache. Dennoch fror auch ihn, und beide, die Eine im Pelz, der Andere im Nanking, würden am Ende wohl durch ihre fortwährende beharrliche Meinungs- und Costümeverschiedenheit den Lauf der Naturgesetze wirklich gestört haben, wenn sich nicht endlich der Lenz selbst mit aller Macht in's Mittel gelegt, Lonny von dem Kamin hinweggetrieben und so allem Hader ein Ende gemacht hätte.

Der Wald laubte, im Hof grünten die Linden und eines schönen Morgens schickte Elias Falter den starken Jost mit der Kunde zu Comtesse Lucinde, der Kukkuk sei da und über die „Moorwiese“ wandle der Storch.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. O. N.

(Fortsetzung)

Im Don Juan hat Byron die Macht der Schilderung mit der Schärfe und spielenden Leichtigkeit seines Witzes verbunden. Vorzüglich sind es die ersten sechs Gesänge, in welchen der Held unter wirklich poetischen Verhältnissen auftritt, welche den höchsten Anspruch auf dichterischen Werth bilden können; denn in den späteren beschränkt sich der Dichter mehr auf die politische und sociale Satyre. Ich brauche nur an die Liebe der Donna Julia, die Seefahrt und den Schiffbruch des Helden und seinen Aufenthalt auf der Insel des Piraten zu erinnern, um dem Leser die Aussicht auf ein Meer von Schönheiten zu eröffnen, in welchem die Sonne des Genius nie untergeht. Hier finden wir Alles, was Menschenbrust auf das Tiefste bewegt, in der rührendsten, und Alles was den Verstand entzückt, in der glänzendsten Weise dargestellt. Als den Mittelpunkt dieser Schönheiten kann man füglich die Liebe Juan's im zweiten, dritten und Anfang des vierten Gesanges ansehen.

Ein paar Stanzen wollen wir der Schilderung des Todes von Juan's Geliebten entnehmen:

Sie starb; doch nicht allein. Ein zweites Wesen
Umschloß sie; — eines Kinds der Sünde, schön
Und sündenlos, wär' nochmals sie genesen,
Doch hörte diese Welt nicht sein Gestöhn,
Weil's ungeboren sich das Grab erlesen,
Wo Zweig und Blüthe ing geknickt vom Föhn,
Vergebens nur bethaut die Himmelsgüte
Der Liebe todte Frucht und welke Blüthe.

So lebt' und starb sie. Nie wird sie erfahren
Mehr Schmerz und Schmach. Sie war ja nicht gemacht
Für Kummer, der sich zählt nach langen Jahren,
Gleich kälterm Herzen, bis in Grabesnacht.
Sein Alter schleppt; zwar kurz doch herrlich waren
Die Tag' und Freuden, die sie hier verbracht
Sie konnten ja nicht dauern; doch am Strande
Schläft ruhig sie, der ihre Liebe kannte.

Die Insel ist verlassen und verdorrt
Die Häuser stürzten, die Bewohner schwanden,
Ihr Grab und ihres Vaters nur ist dort;
Doch wo den Ruhort die Gebeine fanden
Von diesem schönen Wesen, spricht kein Wort.
Kein Stein ist, keine Kunde mehr vorhanden;
Die See allein mit hohlem Wellenschlage
Erhebt der Inselschönheit Todtenklage.

Daß die Bigotterie englischer Kritiker auch an diesen Schönheiten makelt, ist nur dem begreiflich, welcher die

Digitized by Google

moralische Beschränktheit und Heuchelei dieser Klasse Menschen kennt. Don Juan ist in England noch vielfach, besonders aber in der prüden Damenwelt verpönt und wird, obschon von jeder Schönen gelesen, dennoch desavouirt. So bringt es die Heuchelei englischer Sitte mit sich: Childe Harold führen die Mädchen im Munde, der Don aber findet seine Stelle in ihrem Herzen, unter ihrem Kopfkissen. Lassen wir unseren Dichter an diesem, ihm von jeher heiligen Orte, und gehen wir zu den Poesieen seines Freundes Shelley über.

Dieser, wie schon oben erwähnt, erscheint uns als ein Wesen höherer Art, welches, der gewöhnlichen Leidenschaften baar, ein reiner Geist über der Erde schwebt. In seiner Jugend war Shelley zweifelhaft, ob er die Philosophie oder die Dichtkunst zu seinem Beruf machen solle. Nach langem Schwanken entschied er sich zu Gunsten der letzteren; allein jene bewahrte sich einen fortdauernden Einfluß, und die Neigung, über das Wesen der Dinge zu grübeln, war bei ihm so stark geworden, daß sie gleichsam den Grund und Stoff seiner poetischen Thätigkeit bereitete. Seine Ansicht von der Natur der Dinge war eine wesentlich spinozistische: die ganze mit Unrecht sogenannt leblose Natur war ihm belebt und voll Geistes. Daß eine solche Ansicht der poetischen Auffassung der natürlichen Dinge äußerst günstig ist, läßt sich nicht leugnen, obwohl die Darstellung einer philosophischen Ansicht als solcher dem Wesen der Poesie nicht angemessen erscheint. Shelley war vermöge Instinkt und Betrachtung tief, wie Wenige, in den Geist der Natur eingedrungen, mit welchem er sich oft beinahe zu identificiren scheint. Wie der Naturgeist selber spricht er tief und geheimnißvoll das Leben und die Liebe der Pflanzen aus und läßt die Seelen der Himmelskörper und Schöpfungskräfte in ihrem ahnungsvollen Weben zu einander reden, daß jeder, welcher sich einigermaßen über die Schranken des Gewöhnlichen zu erheben versteht, sich mit Zaubergewalt auf unendlichen Bahnen fortgerissen sieht. Der Hauptsatz seiner aus den alten Philosophen geschöpften Moral ist der: man müsse das Schöne und Gute um seiner selbst willen pflegen, und die Menschheit werde erst dann vollkommen beglückt sein, wenn sich Alle, von politischen Fesseln befreit, mit Gerechtigkeit, Nachsicht und Liebe begegneten. Auf solchen philosophischen Grundlagen führt er, mit einer glänzenden Phantasie begabt und durch ein gründliches Studium der alten Klassiker, besonders der Griechen, gebildet, die prachtvollen Gebäude seiner Poesie auf, welche uns wie Feenpaläste entgegenschwimmern. Dabei müssen wir erinnern, daß sich seine politisch-sociale Theorie, hier und da von etwas communistischer Farbe, bisweilen zu sehr als Tendenz macht und dadurch dem Wesen der Dichtung Eintrag thut. — Vor der Darstellung menschlicher Leidenschaften, der Zeichnung eigentlicher Charaktere mit ihrer Mischung von Gutem und Bösem zog sich Shelley instinktartig zurück und suchte lieber eine Zuflucht in dem luftigsten Fluge seiner Phantasie, indem er Liebe und Haß, Kummer und verlorene Hoffnung in ungestörter Betrachtung der Natur und ihrer wunderbaren Erscheinungen zu vergessen strebte. Diese versteht er aber auch zu schildern wie keiner; er stellt nicht von außen, vielmehr von innen dar, so daß man dem Wesen der Dinge selbst zu begegnen meint. Nicht mit Unrecht macht man ihm den Vorwurf, daß die meisten seiner Dichtungen des menschlichen Interesses entbehren; denn er bildet uns mit wenigen Ausnahmen, welche wir später hervorheben werden, keine Menschen, wie wir sie auf dieser Erde zu sehen gewohnt sind, keine Charaktere, sondern Geister, schöne Seelen als solche, deren Vorbild er in seinem eignen edlen Inneren trägt. Sein Geist flog zu hoch für diese Erde, als daß er sich unter die gewöhnlichen Bewohner derselben hätte mischen können, ihnen ihre Schwächen und Armseligkeiten auszutauschen. Er kennt die Menschen nur aus sich selbst, weshalb seinen Figuren zwar alle Bedingungen des geistigen Daseins innewohnen, jedoch Fleisch und Blut, individuelles Leben und charakteristische Verschiedenheit abgehen. Darum erscheinen uns dieselben mehr als geahnete Wesen einer höheren Welt, als schöne Geister, in einem feineren Stoff als den irdischen Körper gekleidet. Ohne Sinn für die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, eben darum aber auch nicht von ihnen bewältigt, bewegt sich Shelley, frei von irdischen Fesseln, in dem Reiche der Idee, die Thorheiten und Laster der Menschheit nur aus erhabener Ferne züchtigend. Der eigentlichen Satyre, obwohl er sich daria versucht hat, bleibt er bei einer solchen Disposition fremd. Die Darstellung des Gefühles dagegen gelingt ihm, wo er nicht durch philosophisches Grübeln gestört wird, vortrefflich. Dabei müssen wir die Reinheit und Eigenthümlichkeit seines nach den besten Mustern gebildeten Ausdruckes hervorheben, welcher nur dann bisweilen an Unklarheit leidet, wenn es die Abstruktität des Gegenstandes mit sich bringt. Im Uebrigen ist seine Darstellung voll ergreifender innerer Wahrheit, fern von aller Phraseologie und in hohem Grade prägnant.

(Fortsetzung folgt.)

Für kleine und große Kinder.

Die guten alten Jugendschriften und ihre stereotypen Deklamirübungsstücke aus Pfeffel und Lichtwehr, die sich wohl nur darum so lange erhielten, weil unsere modernen Dichter nicht wie jene harmlosen Poeten für Jung und Alt zugleich schreiben und fürs Haus brauchbar sind, scheinen endlich dem Zahne der Zeit erliegen zu müssen; auch die Bildung der Jugend hält allmählig Schritt mit der allgemeinen Bildung. So hat sich unter der Schmetterlingsliteratur, die gewöhnlich das scheidende und das kommende Jahr umgaukelt, diesmal auch ein „Deutscher Jugendkalender" (Herausgegeben von Hugo Büchner. Leipzig bei Georg Wigand) eingestellt, in dem wir unsere beliebtesten neueren Erzähler sich zu der Kinderwelt herabneigen sehen. — Berthold Auerbach gibt eine Jägergeschichte „des Waldschützen Sohn", die indeß mehr für reifere Lesekreise geeignet ist und durch ihre oft schwerfälligen Reflexionen dem jugendlichen Gemüth nicht leicht zusagen wird. Sonst finden wir in dieser Geschichte die pikante malerische Behandlung Auerbachs, seine in kleinen, der Natur abgelauschten Zügen sich kundgebende genaue Beobachtung und ganze Erzählungsweise wieder; sie scheint aber nachgrade Manier werden zu wollen und schnappt mitunter sehr ins Gemachte über. Besser hat es Hermann Kurz verstanden, in einer Erzählung von der ersten Reise eines kleinen Jungen in die Welt den Ton reiner Unbefangenheit zu treffen. Außerdem enthält der Jugendkalender noch mehre kleine Erzählungen, Gedichte, Kindersprüche u. s. w, und eine Menge überaus gelungener Holzschnitte nach Zeichnungen von Lorenz Frohlich empfehlen ihn bei seinem verhältnißmäßig geringen Preis als passende Weihnachtsgabe.

Eben so möchten wir auch die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das in demselben Verlage erschienene „ABC-Buch für kleine und große Kinder" lenken. Die besten Dresdner Künstler, Bendemann, Julius Hübner, Otto Wagner, Ernst Rietschel,

Digitized by Google

Ludwig Richter u. s. w. haben sich hier vereinigt und zu jedem Buchstaben des Alphabets eine Zeichnung geliefert z. B. A — Adam R — einen Ritter der sein Roß tränkt, Q — einen Quakfalder Dr. Quapp aus Quiekequitsch, S — einen Savoyardenknaben, dem die Mutter bei seinem Auszuge in die Welt den Segen ertheilt, E — einen Einsiedler in seiner Klause u. s. w. So erhält man in diesen zum Theile köstlichen Blättern, aus deren Randverzierungen der kindlichheitre Humor bald in Gestalt eines bemützten Aeffleins, bald eines Eichhörnchens, das sich gewaltig abmüht, einer Violine Töne zu entlocken, schelmisch hervorlauscht, zugleich ein Album der schönsten Art. An jede Zeichnung aber schließt sich noch ein entsprechendes Kindergeschichtchen oder Liedchen (mit Singweisen von Ferdinand Hiller) von Robert Reinick, dem lieben naiven Sänger der „Lieder eines Malers". J. W. A.

Feuilleton.

*** Als der Graf von Argyle in der Feste von Edinburgh gefangen gehalten wurde und mit jedem Tage sein Todesurtheil erwartete, gelang es dem weiblichen Scharfsinn, seine Rettung zu bewerkstelligen. Die schöne Sophie Lindley, seine Stieftochter, erhielt die Erlaubniß, ihn am Abend des 20. Decembers auf eine Stunde besuchen zu dürfen; sie war von einem Diener begleitet, der die Schleppe ihres Kleides trug. Im Kerkerzimmer angelangt, mußte ihr Vater schnell die Kleider mit dem Diener wechseln und dessen Perücke aufsetzen. Nach einer kleinen Stunde nahm sie unter heißen Thränen und unaufhörlichen Umarmungen von ihrem vermeintlichen Vater Abschied, kehrte immer wieder und wieder zu ihm zurück und schien sich nicht von ihm trennen zu können; endlich schritt sie mit ihrem Diener langsam hinaus. Die Schildwache an der Zugbrücke blickte ihrem Gefährten forschend ins Antlitz, die Geistesgegenwart der Dame verließ sie nicht, sie entriß ihre Schleppe dem Diener, zog sie durch den Schmutz und schlug ihm damit ins Gesicht. „Du ungeschickter Tölpel," rief sie, „lerne erst die Schleppe einer Dame tragen, ehe Du Dich bei ihr vermiethest" Das Gesicht des Grafen war über und über mit Koth bedeckt; dieser Umstand und das heftige Betragen der Dame täuschten den Soldaten. Sie kamen ungefährdet aus der Feste, die Dame stieg in den Wagen, der Gerettete hinten auf, und so gelang seine Flucht. Orgni.

*** Der Münchener „Landbote", erzählt: Vor einigen Tagen standen an den Fenstern der Nordseite weiblicher Handarbeiten vor dem Karlsthore drei arme kleine Mädchen und betrachteten mit Entzücken die dort ausgestellten Puppen. Sie theilten sich ihre Meinungen einander mit, welche Puppe jedem einzelnen besser gefalle, und welche jedes, wenn es Geld hätte, kaufen würde. Ein fremder Herr hatte das Gespräch der Kinder mit angehört, und als dieselben, nicht ohne einen Seufzer, sich entfernen wollten, hielt er sie auf, führte sie in den Verkaufsladen und kaufte ihnen die Puppen, jedem Mädchen die, welche ihm am Meisten gefiel. Mit Erstaunen nahmen sie das unverhoffte Geschenk an und werden es wohl für eine späte Zeit aufbewahren, denn der gütige Kinderfreund war — Se. Majestät der allverehrte König von Baiern.

*** Ein merkwürdiger Maler. Die Kunstfreunde suchen seit einiger Zeit Gemälde von einem gewissen Michel, einem Franzosen, und obgleich es deren sehr viele gibt, steigen sie doch fortwährend im Preise. Von dem Maler selbst wußte man bisher so viel als gar nichts. Michel, der vor einem Paar Jahren, etwa sechzig Jahre alt, starb, war ein Trödler in Paris, arm wie ein Philosoph und sorglos wie ein Künstler. Hatte er gegen Abend seine kleine Bude geschlossen, so ging er, seine Frau am Arme und mit einem Farbenkasten in der Hand, nach dem Montmartre zu. Da aßen und tranken sie in einem schlechten Wirthshause und dann setzte sich der Künstler an einen Steinbruch und betrachtete den Himmel, der auf der düstern Landschaft lag, mit derselben Liebe wie fruchtbare Felder and einen majestätischen Wald. Er fing darauf an mit fabelhafter Schnelligkeit zu malen und seine Bilder kamen oft denen eines Ruysdael und selbst eines Hobbema gleich. War er mit dem einen fertig, so suchte er sich einen andern Standpunkt und so vollendete er an einem Abende oft drei bis vier Landschaften. Abnehmer dafür fand er freilich nicht; er mußte denn einmal eine seiner Landschaften unter die alten Bilder in seinem Laden gesteckt und als etwas Alterthümliches verkauft haben. Häufig mag es nicht geschehen sein, denn bald pflegte er jeden Abend die Bilder, welche er zurückbrachte, in eine Bodenkammer zu tragen. Dort fand man nach seinem Tode achthundert Landschaften. Jemand kaufte sie im Ganzen für fast gar nichts und verkaufte sie dann im Einzelnen das Stück zu 15 bis 20 Francs. Allmählig fanden sie den Weg in die Versteigerungen and man fing an zu fragen, wer der Maler Michel sei. Jetzt werden seine Landschaften gesucht, die fast alle vom Montmartre aus aufgenommen sind, weit der Maler in seinem Leben kaum jemals weiter gekommen ist. Jedenfalls war der Mann ein außerordentliches Talent, das gleich manchen andern in der Armuth verkümmerte. A. M. Z.

*** Der „Schwäb. Merkur" vom 11. D.c. enthält nachstehende Todesanzeige: „Mergentheim und Stuttgart, den 7. Dec. 1846. Unsere tichtfreundliche, so christthätige and in allen Prüfen so seelenstark gerungene und zärtlich sorgende und gerad wachsende Schwester, Maria Eva Sch. die Mutterpflege, hat am 5. dieß, Abends 8½ Uhr, als dem vierten Tage nach ihrem 63. Geburtstage und dessen Feier der heiligen Kommunion, ihre Wehenhülle abgestreift nach schwerem Sterbekampfe engelgleichlich sanft in Verklärung eingeschlummert in Folge von Leberverhärtung und beigesellter Herzwassersucht. Den theuren Verwandten und lieben Freunden, die tiefbetrauerte Schwester sie in tauschlagendem Herzen heiligee Erinnerung sehnsüchtig getrungen zu Gott, im Freiheit gegen gewaltige Zähren von Kämpfen mit der Verdunkelung, sendet sie, die Verklärte, ihr Herzbild heller, Gott getrauter Seele — „lasset mir die Ruhe" — in ihre gleichfühlenden Herzen zu Angedenken, wie zu stiller Theilnahme an unserem gerechten Schmerze zu. Drei Jahre vor dieser ihrer Weltwanderung ward ihr feierliches Leben, geistfrei und übereinigtich, seelenwach und so noch arbeitsam in ihrer Gluthweihe, durch die Wissenschaft und Kunst der Homöopathie von Seite des Herrn Dr. Karl Kammerer zu Ulm, und oft zu des längeren Besitze neuen Hoffnungen für aus, gefristet. Doch unser Lieben, Glauben, Hoffen war nur die empfangene Stärkung bei letzter Trennung mit ihr fortzuleben, in Ruhe mit ihr uns über neidische Erdwellen und deren manchfaltiges Tosen stetig neu zu erheben. — Der Bruder, mit seiner Schwester Babette: Hauptmann in dem Königl. Ehern-Invaliden-Korps Joh. Baptist v. Sch.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 19. Dec. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Marie: Fräul. Quiat, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Sonntag, den 20. December. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 351. Montag, den 21. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, wie es anderswo auf den Schlössern und Burgen des hohen deutschen Adels aussieht, wann die wonnige Frühlingszeit da ist, wieder ein Winter, trotz allen Wettern und Stürmen, spurlos an den starken Quaderthürmen vorübergegangen, und der Epheu, der in ihren Mauern wurzelt, neue Ranken treibt, weiter in die Höhe, in die Breite greift.

Auf dem Schlosse, in dessen Räumen wir uns befinden, hat es um diese Zeit des Jahres, wo die Natur das Alternde wie das Gealterte mit tausend freundlichen Liebesbanden von Neuem an das Dasein zu ketten strebt, und, was in ihrem holden Zauberkreise an Trauer und versunkene Herrlichkeit gemahnt, entweder ganz und gar mit Blumenlust und grünen Hüllen bedeckt, oder ihm wenigstens das schreckhafte Bild der Zerstörung mildert, indem sie sich liebevoll der Werke von Menschenhand erbarmt, wankendes Gemäuer hülfreich mit grünem Epheu umfängt, lächelnd wie ein Liebesblick im Abendroth durch stumme Fenster blinkt, und dort, wo vielleicht einst vom Söller herab die Cyther erklang zum Lied der Sehnsucht, ein Nachtigallennest baut — um diese Zeit des Jahres hat es auf dem Schlosse zu Willingen ein gar festliches lebendiges Ansehen, gleich als gält' es daselbst, einem alten feierlichen Bunde getreu, das Lebende mit dem Todten zu versöhnen und dieses zum Stolz und zur Freude von jenem in allen seinen ehrwürdigen Rechten und Ueberlieferungen zu schützen. Wo der Sturm des Winters am Alten gerüttelt, wo die feuchte Luft Moder angesetzt, oder im Frost ein Stein sprang und aus den Fugen ging, überall siehst Du geschäftige Hände, bemüht, das Beschädigte auszubessern, das Verdorbene zu ersetzen, das so lang Erhaltene zu neuem Erhalten tauglich zu machen. Es ist Lucinde, die Beharrliche, welche im Bunde mit dem sonnigen Frühling draußen, im alten Schloß auf Alles Bedacht nimmt, und mit zarter Hand und starkem Sinne der Zerstörung und Wandlung wehrt, wo diese sichtbar werden will. Und so herkömmlich ist ihr diese Sorge, so innig verwebt mit ihrem ganzen Sein, daß schon ihre bloße Gegenwart genügt, und sie es den Händen, die ihr dienen, nur anzudeuten braucht, wo etwas unternommen und was geschehen soll. Denn der Gärtner weiß schon, wo ein alter Baum abstarb und ein neuer gepflanzt werden muß; der Maler kennt genau die Ahnenbilder, welche in diesem Frühling retouchirt werden müssen; der Architekt und der Steinmetz sehen's mit einem Blick, wo an Mauern und Säulen, in Sälen und Hallen eine Ausbesserung nöthig ist, Lucinde führt im Grunde über Alles dies bloß die Aufsicht und sorgt nur, damit nicht über dem Eifer, das Alte zu erhalten, Neues hinzugefügt oder jenes wohl gar von diesem verdrängt werden möge. Aber nicht in dem Schlosse allein und dem, was zunächst dazu gehört, nimmt die Erhaltung des Bestehenden ihre Sorge in Anspruch; ihr milder Sinn erinnert sie gar bald an die Menschen, die gleichfalls erhalten und verjüngt werden wollen, sie besucht die Dörfer in dem rauhen Gebirge, heute dieses, morgen jenes, sie tritt in die Hütten der leidenden Menschheit, überall hat der strenge lange Winter den Nothstand der ohnedieß armen Gegend vermehrt, überall findet sie zu retten und zu stützen, denn keines Menschen Noth und Hülflosigkeit dünkt ihrem schönen Gemüthe zu gering, daß sie deren Linderung nicht zu ihrer wichtigsten Aufgabe machen sollte. Und darin liegt, dünkt uns, das Zeugniß eines ächten Gemüthes, daß es nicht bloß Hunger stillt und frierende Glieder zudeckt, sondern daß es hinabsteigt in die dunkle Kammer des Leids, wo das Herz in unverstandenen Thränen weint und im Harme sich verzehrt. Das war Lucindens schönste Kunst, und wie verstand sie es nicht, in diesem Sinne zu trösten und durch liebevolle Ansprache wie durch thätige Hülfe die gebeugte Seele aufzurichten. Zwar gehörte sie keinem der vielen „Wohlthätigkeits- oder Armenvereine" der Umgegend an, sie stand auch keinem „Frauenverein" als Präsidentin vor, aber seit ihres Gemahls frühem Tode war der jungen lieblichen Wittwe Leben eine einzige milde Stiftung, und in der ganzen Grafschaft gab's keine Armuth, keine Krankheit, kein Schaden noch Mißgeschick, die nicht in dem „Schuldbuch ihres Glückes" verzeichnet standen. In diesem schönen klaren Gemüth hatte die Erinnerung an einen kurzen lichten Himmelstraum alle Kerzen der Liebe entzündet, ganz entsprechend dem treuen Sinne wie dem einfachen Glauben Lucindens, daß alles Gute, Schöne und Heilige dem Menschen, der es einmal besessen, verbleiben müsse, wenn nur er selbst es nicht kleinmüthig aufgäbe und über dem Schmerz um dessen zeitlichen Verlust der Stunde vergäße, wo er noch an sein Glück als an einen ewigen Besitz glauben mochte.

„Seitdem ich den Einen Menschen nicht mehr besitzen darf, liebe ich alle Menschen um seinetwillen, und wo ich Elend sehe, danke ich Gott, daß er mich lehrte, was Glück ist."

So erklärte sie einst Ludwig dies schöne Bedürfniß ihres Herzens, als Beide mit Otto aus einem nahgelegenen Dorfe, wo ein Arbeiter, der eine zahlreiche Familie zurückließ, in dem Steinbruch verunglückt war, durch den Wald nach dem Schloß zurückkehrten, und in der gehobenen und erregten Stimmung, welche die traurige Begebenheit in ihren Gemüthern zurückgelassen hatte, fanden sie sich fast unerwartet mitten in ihren eignen Lebensschicksalen, weil nichts so leicht und unmittelbar zur Mittheilung stimmt, als die eigene Trauer im Hinblick auf eine fremde.

Unter Anderm sagte Lucinde:

„Soll's ein Unglück sein für's Leben, dann will ich ein rasches, ein unerwartetes. Komme es meinetwegen wie ein Donnerschlag aus heiterem Gewölk, vernichte, was ver-

Digitized by Google

nichtet, verschone, was verschont werden soll. Mir ist nichts Gräßlicheres denkbar, als dieses langsame Heranschleichen einer schwarzen Stunde in das helle sonnige Leben, als dieses Näher- und Näherkreisen einer unentrinnbaren Macht über unserm Haupte, die sich erst methodisch an unserm Muthe übt, unsere Hoffnung, unser Gottvertrauen erst recht mächtig herausfordert, und uns dann in jähem Wetterschlag doppelt vernichtet, indem sie uns nicht nur raubt, was wir nicht zu schützen vermögen, sondern auch noch von jenen Hülfsmitteln uns entblößt, die wir im Voraus gegen sie aufboten. Ja, ja," fügte sie mit einem seltsamen Lächeln hinzu; „Sie können's vielleicht noch hier am Orte erleben, wohin man kömmt, wenn man sich mit Menschenwitz und Menschenmuth gegen die Geschicke des Himmels gerüstet glaubt."

Ludwig sah sie betroffen an; es lag etwas in dem Ton ihrer Stimme, was ihm wie das dunkele Vorgefühl seines eigenen Innern in die Seele klang. Er wußte nicht, wohin ihre geheimnißvolle Rede zielte, und doch wollte es ihm vorkommen, als sei ihm deren Sinn lange nicht so unbegreiflich als die offene Sprache Lucindens überhaupt. Er versetzte zögernd:

„Ich sehe hier alles gut und glücklich bestellt; und selbst da, wo der Schmerz seine Rechte geltend machen will, findet er starke Seelen, die ihm nicht beben, innige Herzen, die ihn mit Liebe und Ergebung hegen."

„Sie meinen damit mich, die doch am wenigsten in Betracht kommt," sagte Lucinde in ihrem gewohnten ruhigen Tone. „Aber Marlo — nicht der fröhliche glückliche Marlo, der mit Ihnen in Bonn studirte, — sondern jener arme, trübe Marlo, den Sie noch nicht kennen, der — —"

„Mein Gott, so sind auch Sie überzeugt, daß Marlo unglücklich ist!" rief Ludwig bestürzt.

„So gewiß bin ich davon überzeugt, daß schon der bloße Klang seines Namens mir ein Unglück bedeutet," versetzte Lucinde mit zitternder Stimme, worauf sie sich zu dem kleinen Otto niederbeugte, ihn mit Heftigkeit an ihr Herz drückte und dabei zu dem Jüngling sagte: „Sie wissen nicht, daß der Ahnherr unseres Hauses denselben Namen führte?"

„Wohl hörte ich davon, aber —"

„Ich weiß, was Sie mir entgegnen wollen," sagte sie mit mühsam errungener Fassung; „und am Ende hätten Sie auch recht, mich eine Fatalistin zu nennen, da ich auf einen Zufall so großes Gewicht lege. Aber das eben ist's, warum ich mit meiner Furcht nicht fertig werde; denn an das Zufällige und an sich Bedeutungslose knüpft sich ein ganz gewisses, vorhandenes Uebel, Eins von jenen Uebeln, die selbst ohne ominöse Zuthat bedenklich genug sind. Marlo ist der letzte männliche Erbe unsers Hauses, zum ersten Mal wiederholt sich in unserem Geschlecht der Name des Ahnherrn, und der Zufall will, daß auf einem Marlo unseres Namens Fortdauer beruht. Fügen Sie hierzu die Thatsache, daß mein Bruder auf das Bestimmteste seine Abneigung gegen jede Vermählung erklärt, daß er den festen Entschluß ausgesprochen hat, nie eine Ehe einzugehen, — so wird der Name Marlo für unser Haus zum Cassandra-Laut, dem wir umsonst unsere Ohren verstopfen."

Ludwig sagte: „Daß im Freunde nicht alles mehr ist, wie es sonst war, konnte ich schon in den ersten Tagen meines Hierseins wahrnehmen. Aber vergebens suchte ich bis jetzt nach dem Schlüssel —"

„Den ich gestern unter den Platanen am See gefunden habe," sprach Lucinde halblaut vor sich hin, und schauerte leise zusammen. „Es ist Alles umsonst," fuhr sie dann mit bewegter Stimme fort, „Marlo's Dasein wird die Todtenfackel werden, welche dem Geschlecht Willingen aus dem Reiche der Lebendigen in das der Schatten hinableuchtet."

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. R.

(Fortsetzung)

Sein erstes Dichterwerk, die „Königin Mab" charakterisirt sich wie die Erstlingsversuche der meisten genialen Männer durch die vollständige Ungebundenheit des Gedankens und die zügellose Kühnheit, womit es aller Philosophie ins Gesicht schlägt. Durch Schultyrannei und den moralisch-heuchlerischen Rigorismus seiner Landsleute aufs Aeußerste getrieben, verdammt er darin Religion, Politik und Civilisation der Zeit in den entschiedensten Ausdrücken, verräth aber jetzt schon den Hang zum Idealen, welcher ihn oft die Vorzüge der Wirklichkeit verkennen läßt. Die meist trefflichen Bemerkungen fließen aus dem Munde der Feenkönigin, welche die Seele einer reinen Jungfrau aus dem schlummernden Körper lockt und auf ihrem Zauberwagen durch den unendlichen Aether in ihren Palast führt. Von dessen Zinnen zeigt sie derselben die ferne Vergangenheit, die jammervolle Gegenwart und die hoffnungsvolle Zukunft der Erde. Fast durch das ganze Gedicht herrscht die gebildetste Sprache, und waltet eine Macht und Gluth der Schilderung, die nicht leicht anderswo übertroffen sind. Zum Belege dessen weise ich auf den Eingang des ersten, zweiten und vierten Gesanges hin, aus welchem letzteren ich mir hier die Verse anzuführen erlaube, welche die Schrecken des Krieges schildern:

Ah! woher dies Leuchten,
Des Himmels Bogen röthend! — Dieser Dampf,
Der dunkelroth den Silbermond verhüllt?
Erloschen sind in Finsterniß die Sterne,
Und schwach nur glänzt des reinen Schnee's Gestimmer
Durch's Dunkel, welches ringsum niedersinkt.
Horch, diesen Donner, dessen rasche Schläge
Im Widerhall unendlich durch die Berge
Betäubend schallen, daß die Mitternacht,
Auf ihrem Sternenthrone bleich erbebt!
Jetzt wachsend schwillt der Lärm; der Bombe Krachen,
Der Balken Sturz, Geschrei, Gestöhn und Rasen,
Und unaufhörlich Waffenklang; das Stürmen
Der wuthentbrannten Männer: — laut und lauter
Ertönt der Kampf, bis nun der bleiche Tod
Hinbreitet über Sieger und Besiegte
Sein kalt und blutig Leichentuch. — Von Allen,
Die blühend standen in dem Scheideblick
Des Tags in voller Kraft; von allen Herzen,
Die bei dem Untergang der Sonne schlugen;
Wie wenige sind ihrer noch geblieben!
Es herrscht ein tiefes Schweigen, gleich der Ruhe,
Die ahnungsvoll in Sturmes Toben eintritt,
Und nur der Wahnsinnsschrei verlass'ner Liebe
Tönt schaudernd in dem Winde, oder Stöhnen,
Wenn eine Seele von der Erde Banden
Im Todeskampf sich löst. —

Digitized by Google

Der graue Morgen
Erhellt die Jammerscene; Schwefeldampf
Rollt langsam vor dem eis'gen Winde fort,
Und glänzend tanzt der kalte Morgenstrahl
Auf weißem Schnee. Es führen blut'ge Spuren
In Waldes Mitte, und zerstreute Waffen,
Und todte Krieger, deren harte Züge
Im Tode nicht erloschen, deuten furchtbar
Den Pfad der Sieger; weiter in der Ferne
Liegt ihre stolze Stadt in grauer Asche.
In jenem Walde ist ein düstres Thal —
Und jeder Baum, der Schatten d'rin verbreitet,
Rauscht über eines Kriegers Grab.

Bedenkt man, daß Shelley dieses Gedicht in einem Alter von noch nicht achtzehn Jahren verfaßte, und betrachtet man ferner die von ihm dazu geschriebenen Anmerkungen, so kann man sich nicht genug über die Vollendung des Ausdrucks, die Masse von Kenntnissen und den philosophischen Scharfsinn verwundern, womit er seinen Jahren vorausgeeilt war.

Eines der vorzüglichsten seiner Werke, welches er in dem ländlichen Aufenthalt zu Marlow dichtete, ist „Alastor" oder „der Geist der Einsamkeit." Mit meisterhaften Zügen und in der vollendetsten Sprache wird darin ein Dichter geschildert, ein idealer Mensch, welcher auf weiten Wanderungen das Bild einer Geliebten, das ihm im Traum erschienen, vergebens sucht, sich in seiner eigenen Gluth aufzehrt und im Schoße der ihm so theuren Natur, in der großartigsten Umgebung einer kaukasischen Wildniß, seine Seele aushaucht. Hier wird nirgends der tiefe, geheimnißvolle Zug aufgedeckt, welcher das Menschenherz an die Natur fesselt, und das geistige Leben der letzteren so anschaulich vorgeführt, daß man die Stimme des schaffenden Weltgeistes selbst zu vernehmen glaubt. Durch den Plan des Gedichtes ist der Verfasser an eine sachgemäße Entwickelung der Stimmung des sich selbst verzehrenden Dichtergemüthes gebunden, und darum ist dem Abstracten nur geringer Einfluß gestattet worden.

Weniger Glück hat er in dieser Beziehung in dem epischen Gedicht „der Aufstand des Islam", dessen Erfolg er selbst in der Vorrede bezweifelt. Er strebt darin die allgemeine Hoffnung einer besseren Gestaltung der politischen und sittlichen Zustände zu erwecken und führt zu diesem Zwecke dem Leser den Kampf einer großen Nation für Freiheit und die idealen Interessen überhaupt vor Augen. Die Tendenz läßt zwar die wahre Dichtung nicht aufkommen; doch ist das Werk reich an herrlichen und ergreifenden Schilderungen. Ein namhafter Vorwurf, welchen man dem Dichter machen kann, ist aber der, daß er der Menschennatur ihr Recht nicht hat wiederfahren lassen. Man sieht die Figuren hin und her schweben wie zerflossene Bilder eines Traums, ohne Gestaltung und individuelles Leben. Sie stellen eben keine Menschen vor, und da gerade das ächt Menschliche den wahren Kern jeder Dichtung bilden soll, läßt das Product, welches zum Theil auch durch die der wahren Poesie so feindliche Allegorie gedrückt wird, den Leser kalt. Es ermangelt jener Klarheit des Gegenständlichen, welche wir in Byron's Erzählungen in so hohem Grade antreffen, und gewährt uns, obgleich die höchsten Angelegenheiten der Menschheit darin zur Sprache kommen, doch nur das Interesse eines Traumes.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Die Gesellschaft der Thierfreunde (animal friend Society) in England hat an Papst IX. eine Abhandlung gegen die Stiergefechte in Spanien, so wie gegen die Grausamkeit, mit der die Thiere gewöhnlich in den Straßen Roms behandelt werden, gerichtet. Der Voleur vom 30. November, der dies mittheilt, macht die sehr angemessene Bemerkung, daß die thierfreundliche Gesellschaft sich vor allem um die Borer in England kümmern möchte.

*** In Vihiers, im französischen Departement Maine und Loire lebte ein Herr Boucheron, ein leidenschaftlicher Liebhaber von Alterthümern, die er wie seinen Augapfel bewachte. Stets war er in Furcht vor Dieben. Seine Tochter, ein schönes und braves Mädchen von zwanzig Jahren, pflegte den alten Mann. In voriger Woche ging Ernestine, um zu sehen, ob ihr Vater ruhe, in das Gemach des Alten. Dieser hört die Thür aufgehen, ist in dem Wahne, daß Diebe ihn seiner kostbaren Alterthümer berauben wollen, greift nach dem Doppelterzerol, das er stets vor seinem Bette liegen hat, drückt ab, und trifft seine eigene Tochter, die todt niederstürzt. Nach einer Stunde war auch der unglückliche Vater eine Leiche; ein Schlagfluß tödtete ihn.

*** Der elektrische Telegraph in England. — Diese Einrichtung breitet allmählich ihr Nervennetz durch das ganze Land aus, und erzeugt ein so empfindliches System, daß so zu sagen ein Herzschlag der Hauptstadt fast zu gleicher Zeit in jedem entferntesten Theile empfunden wird. Keine der Entdeckungen, wodurch die Verkehrsverhältnisse innerhalb der letzten Jahre so wunderbar verändert wurden, erscheint so seltsam und so unglaublich wie diese. Alle die Eisenbahntelegraphen-Linien, die in London zusammenlaufen, geben ihre Botschaften an einer gemeinsamen Station in der Nähe des Börsengebäudes ab, und Arbeiter sind emsig beschäftigt, die Drähte zu legen. Auch hat die Regierung die Mittel in Erwägung gezogen, eine unmittelbare Verbindung mit den königlichen Palästen, den Werften der Regierung, den Garnisonen und Befestigungen im ganzen Königreich herzustellen und die verschiedenen Linien im Lande dehnen ihre Verbindung unter einander in allen Richtungen aus. Das Ganze ist unter der Leitung der elektrischen Telegraphencompagnie und unabhängig von den verschiedenen Eisenbahncompagnien. Ausl.

*** Eine seltene Ladung. Ein kürzlich im Hafen von Liverpool eingelaufenes Schiff hat eine seltsame Ladung gebracht: fünf Tonnen Heuschrecken. Zu welchem Behufe, weiß man nicht. Die übrige Ladung bestand aus getrockneten Früchten.

*** Bürger's „Lenore" ist, neben Göthe's „Faust", diejenige deutsche Dichtung, deren Nachbildung von der englischen Uebersetzungskunst am öftesten versucht worden ist; es sind wohl ein Paar Dutzend Uebersetzungen jener Ballade gedruckt, darunter eine von Walter Scott. Die neueste Nummer des Dublin-University-Magazine enthält abermals eine Uebertragung derselben von einem ungenannten Verfasser, und diese dürfte wohl die gelungenste von allen sein; sie liest sich wie Original. Die Strophe z. B. „O Mutter, Mutter! hin ist hin" lautet wie folgt:

„Oh, mother, mother, Gone is Gone!
Departed is Departed!
Woe, woe is me! — Alone, alone,
Alone and broken-hearted!
Die out, die out, my life's lost light!
Down, down, in everlasting Night!
God spareth not nor careth,
Woe! woe! my soul despaireth!"

Digitized by Google

*** Der Mangel an Arbeit für die Setzer und Drucker ist so groß, daß in den vergangenen 6 Monaten die Setzer in London mehr als 1200 Pfd. St. (beinahe 8400 Thaler) zur Unterstützung ihrer arbeitslosen Mitgenossen verwendet haben. Die Zahl der Empfänger belief sich auf 160—230, von denen Jeder 6 Schilling wöchentlich erhielt. Bis jetzt ist auch noch keine Aussicht da, daß ihr Verdienst sich vermehren könnte, weil verhältnißmäßig ungewöhnlich wenig in London gedruckt wird.

*** Ein Druckfehler, der zu fatalen Erörterungen hätte Gelegenheit geben können, war unlängst an allen Straßenecken am Zettel eines Wiener Theaters zu lesen. Anstatt: „Dem. A... ist unpäßlich" und „das Theater wird geheizt" — hieß es: „Dem. A... wird geheizt" und „das Theater ist unpäßlich."

Weinlied. *)

Ich sah die Blätter fallen,
Ich sah verblüh'n das Feld,
Herbstnebel allenthalben
Verdunkelten die Welt.
Das Herz, von Gram umgeben,
Es schlug so trüben Schlag,
Wie zwischen Tod und Leben
Ein Kranker ringen mag.

Da hört' ich jubelnd gähren
Den jungen Wein im Faß
Und seinen gold'nen Lehren
Lauscht' ich ohn' Unterlaß.
Manch Reifchen, fest geschlungen,
Zersprang in selber Nacht,
Und als der Wein gesungen,
Hab' ich den Text gemacht.

Er heißt: Laßt Euch nicht härmen
Den Winter, der nicht fern,
Und kommet, Euch zu wärmen
An meiner Gluth, Ihr Herrn!
Kommt all', Ihr wackern Zecher,
Und faßt den Gram daheim:
Der Zecher und der Becher,
Das ist mein bester Reim.

Ihr Zecher, lieben Zecher,
Hört Ihr mein Glöcklein nicht?
Mein Glöcklein ist der Becher,
Es läutet bis es bricht.
Zur Halle wird der Keller,
Die Kufe wird zum Tisch,
Ich junger Musketier
Lad' Euch zur Tafel frisch.

Ich will Euch Mährchen künden
Und Lieder, frisch erdacht,
Daß Euch aus allen Gründen
Der Mai entgegenlacht.

Wie scharf der Sturm auch tose,
Des Winters Fehderuf,
Ich biet' Euch eine Rose,
Wie sie kein Lenz erschuf.

Und wollt Ihr Geister schauen?
Sie steh'n in meinem Sold,
Die gelben und die blauen
Sie nah'n, eh' Ihr's gewollt.
Der Staubgebornen Meister
Umflimmern sie Euch dreist
Und trinkt Ihr nicht die Geister,
So trinkt Ihr doch den Geist.

Ich geb', ein freier Recke,
Euch Red' und Presse frei;
Es lauschet in der Ecke
Nicht Scherg' noch Polizei,
Drum dürft Ihr nach Gelüste
Den Herrn in's Auge schau'n
Und an dem Staatsgerüste
Nach Lust und Willkür bau'n.

Dürft trotzen allen Pressern
Und keck die Fäuste ball'n,
Ihr dürft die Welt verbessern
Und herrschen nach Gefall'n.
Macht Euch ein König Sorgen,
So gebt ihm flugs Bescheid,
Dieweil Ihr wohlgeborgen
Im kühlen Keller seid.

So trinkt denn ohn' Ermatten
Und bringt beim frohen Schmaus
Ein Pereat den Ratten,
Den „Kellerratten" aus!
Doch wer, gleich einer Ammer,
Nur nippt, als mach's ihm Pein,
Deß Strafe soll der Jammer,
Der Katzenjammer sein.

Mein Name ist gefürstet,
Ich bin das Heil der Welt
Und wee am längsten düestet,
Der ist der größte Held.
Drum stimmt, eh' Ihr gesunken,
Das alte Liedlein an:
„Wer keinen Rausch getrunken,
Der ist kein braver Mann!"

Friedrich Otto.

*) In Musik gesetzt von K. Jungnickel.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 20. December. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gluck.

Montag, den 21. December. (Zum Benefiz der Pensionsanstalt) Faust, Trauerspiel in 5 Akten von Göthe. (Gastrolle) Margarethe: Fräulein Quint.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 352. Dienstag, den 22. December **1846.**

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Der Ton, womit Lucinde diese unglückliche Prophezeiung von ihres Hauses Untergang aussprach, war so sicher, er kam aus einer so tiefen schmerzlichen Ueberzeugung heraus, daß Ludwig, der sie noch nie zuvor in dieser muthlosen Stimmung, in dieser gewissen Vorahnung eines unvermeidlichen schweren Verhängnisses hatte reden hören, hierdurch mit einmal einen tiefen Blick, nicht nur in das Herz der edlen Frau allein, sondern auch in das ganze Verhältniß der Familie thun ließ, der keineswegs seine Befürchtung niederschlug, daß im alten Schloß zu Willingen Manches anders bestellt sein möge, als es dessen Bewohner sowohl untereinander wie der Welt gegenüber zu behaupten strebten. Er übersah mit einmal die ganze Lage der Dinge und konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß dem edlen Hause, welches ihm ein so freundliches Asyl bereitet hatte, trotz allen Glanzes seines Namens, trotz aller Fülle seines Besitzes, aus dem eigenen Leben heraus ein Feind erwachsen sei, gegen welchen weder die großen Erinnerungen der Vorzeit, noch die Macht und das Ansehen der jetzigen Generation einen Schutz gewährten. Und diesen Feind erblickte die edle Lucinde in dem einzigen vielgeliebten Bruder mit dem trefflichen Herzen, mit dem reichen hochgebildeten Geiste und — mit dem ehrwürdigen, ihr so unseligen Namen!

Sie hatte sich, wie erschöpft von der Trauer und Muthlosigkeit ihrer Seele, der sie endlich gegen den Freund ihres Bruders Worte verliehen, auf eine in einer Biegung des Weges unter schattigen Hainbuchen angebrachten Bank niedergesetzt und ließ den Knaben, der sich sorglich an sie schmiegte, in der Nähe nach bunten Schneckenhäuschen für Tante Lonny suchen, wofür ihm diese heute Abend auch ein neues Mährlein erzählen werde.

Das Kind, bei welchem man mit einer so seligen Aussicht alles erlangen konnte, sprang jubelnd davon, Lucinde winkte Ludwig, der mit verschränkten Armen vor ihr stand und ernst zu Boden starrte, an ihre Seite, indem sie sagte:

„Lassen Sie das kleine Küchlein dort immer noch einige Zeit unter meinen eigenen Flügeln; für Sie hab' ich ein anderes Geschäft, denn Sie sollen mir helfen, den kranken Falken zu heilen, der uns allen so große Sorge macht und mir des Vaters Haupt oft noch schwerer und gealteter erscheinen läßt, als es wohl wirklich sein mag. O Sie glauben nicht, mit welchem Kampfe ich ihm die Sorge um Marlo für mich allein abgewonnen habe, und was es mich kostete, dem edlen Greise einen kleinen Glauben an den glücklichen Erfolg meiner Listen und Cabalen beizubringen. Endlich gab er mir nach und stand für alle Zeit von dem Vorsatze ab, des Sohnes unbegreiflichen Entschluß zu ändern und ihn durch mehr als Schweigen zu strafen. Er hat bis jetzt Wort gehalten, der edle Vater, aber nun gilt es auch von meiner Seite, ihm dieses fürchterliche Schweigen nicht eines Tages zum stummen —"

Sie konnte nicht ausreden, ein Thränenstrom sagte besser, als Worte, was sie für den Vater litt und sorgte, krampfhaft drückte sie des Jünglings Hand und Ludwig selbst hatte für den Schmerz der schönen Frau nur Thränen zum Troste.

Endlich faßte sich Lucinde, in einem Moment waren ihre Augen wieder trocken, nur das höhere Roth der Wangen zeigte noch, daß ihr unter dem Weinen auch das Blut zu übermächtig geworden war.

„Der Mensch, der das Unmögliche möglich machen muß, soll zu allerletzt sich selbst aufgeben!" sagte sie fast heftig, schlug dabei mit dem Taschentuch energisch in den Schwarm der Abendmücken, welche im letzten Sonnenstrahl dicht vor ihrem Gesicht herumflogen, deutete dann in der Richtung des Schlosses und sagte entschlossen: „Wir dürfen nicht ohne einen gewissen Plan dorthin zurückkehren. So hören Sie denn: Als ich Sie zu uns nach Willingen berief, glaubten alle, und Marlo zumeist, es geschehe um Otto's willen. Nur ich wußte, daß meines Eduard's Kind, so lang ich es immer vermag, mein bleibt, so im Sein wie im Werden. Darum sollen Sie sich nicht bekümmern, für Sie habe ich einen andern Zögling, und wie Sie einst für Marlo, ohne daß er es ahnte, zur Pistole griffen, um die Verleumdung zu strafen, so vollenden Sie nun ohne sein Vorwissen einen andern, eben so herrlichen Freundschaftsdienst und vertheidigen Sie ihn gegen die furchtbare Schuld, die er auf sein Gedächtniß lädt, wenn kein Enkel dermaleinst seinen Namen segnet. Gott! O Gott! Seitdem Sie bei mir sind, kann ich noch nicht Alles verloren geben und erreichen Sie mir nur das Eine, bester Welker, daß ich durch Sie erfahre, mit welchem Namen Marlo sein und unser aller Unglück nennt, in welcher Kraft oder Schwäche seines Gemüthes dieser unbesiegbare Widerstand gegen unsere heißen Wünsche wurzelt, dann will ich schon selbst mit ihm oder für ihn in die Schranken treten und Sie in ihrem edelmüthigen Werke unterstützen. Ich weiß, wie Marlo Sie liebt, welche Gewalt Sie über sein Herz haben, Ihnen wird er vertrauen, Ihnen wird er sagen, welches Leid ihn nun schon seit einem halben Jahr uns Allen zum Räthsel macht —"

„Seit einem halben Jahr?" wiederholte Ludwig nachdenkend; „ja, ja, ganz recht — von da an beginnt auch in seinen Briefen der traurige Ton, die Klage um Alles, was der Mensch, der so glücklich war wie er, nur immer beklagen kann!"

Lucinde fuhr fort:

„Als er mit dem Prinzen Arthur von der Reise nach Griechenland zurückkam, war noch Alles gut, Marlo lebte

Digitized by Google

der schönsten Zukunft entgegen, hatte für jede Freude des Daseins einen stets offenen Sinn, und die Welt, nachdem er sie im großen Ganzen geschaut und erfaßt hatte, erschien ihm nun erst doppelt des Lebens und Verbleibens in ihr werth; die Erinnerung an Hellas, an das Land seiner frühesten Begeisterung, konnte ihn gar nicht wieder verlassen, er sprach fast nur noch griechisch und Sophokles und Plato begleiteten ihn auf jedem Spaziergang. Wie drollig war's, als er einst dem Oberförster Fröhlich länger als eine Stunde auf alle Reden desselben nur mit Chorgesängen aus dem Oedypus antwortete, bis der alte Mann darüber so ganz aus der Fassung kam, daß er selbst das Lügen vergaß und ihm ehrlich bekannte, er verstünde kein ander Latein als das Jägerlatein. Aber auf einmal, ja ich möchte fast sagen, in einer einzigen Stunde war Marlo wie verwandelt!"

„Und diese Stunde?" fragte Ludwig gespannt.

„Ich hörte sie nicht schlagen," versetzte Lucinde düster. „Aber als ihr Ton verhallt war, stand Marlo plötzlich vom Tische auf, ich sah ihn bleich werden und immer bleicher, auch Cousine Walpurg, die gerade damals mit ihrem Manne drm Grafen Rhesa aus Italien zurückgekehrt war und einige Tage bei uns auf dem Schloß verweilte, so wie andere Gäste, bemerkten Marlo's Erbleichen, und nie in meinem Leben vergesse ich den Blick, mit welchem er aus dem Banketsaal wankte."

Lucinde, als sträube sich ihr Inneres gegen die Erinnerung jenes Abends, zuckte schmerzlich zusammen und wickelte sich fester in ihre Mantille.

Ludwig stand hastig von der Bank auf, dehnte, wie wenn ihm die Brust springen wollte, beide Arme straff zurück und sprach erst nach einer Pause tiefathmend, indem er Lucinden fest ansah.

„Gnädige Frau — warum befürchteten Sie neulich, daß Marlo das Manuscript meiner Novelle „Treue Reue" noch einmal in die Hand bekommen möge?"

Sie sah sprachlos zu ihm auf, und wohl war es im ersten Moment mehr das helle Aufleuchten der Ueberraschung auf ihrem Antlitz als das Erbleichen des tödtlichsten Schreckens; aber schon im nächsten Augenblick deckte ein fahler Glast die Züge der schönen Frau, ihre Lippen bebten, und sie stammelte kaum hörbar:

„Ha, ich verstehe, was ich seither kaum zu fürchten wagte!"

Aber der Eindruck, den Ludwigs unerwartete Frage auf ihre Nerven gemacht hatte, dieses plötzliche sichere Hindeuten auf eine furchtbare Wahrheit, die sie selber wohl früher dann und wann flüchtig erfaßt, aber ebenso schnell auch wieder erschrocken hatte fallen lassen, wirkte allzu mächtig auf ihr Gemüth und erschütterte sie, wie kaum ein anderes Unglück ihres Lebens.

„O mein Gott! Dann wären wir ja schon am Ende!" rief sie mit heller Stimme, — und über die starke Seele, die ein großes herrliches Geschlecht von Helden im Namen und in Enkeln der grünen Erde und der fernsten Zukunft auf dieser grünen Erde erhalten wissen wollte, legte eine gütige Gottheit im Moment der Enttäuschung zugleich auch den Schleier des Vergessens.

Ludwig sah sie ohnmächtig werden und eilte schnell besonnen nach dem nächsten unter Erlenbüschen rauschenden Wiesenbach, woselbst er mit seinem Hut Wasser schöpfte. Als er aber zu der Bank zurückkehrte, stand Lucinde bereits wieder sicher und aufrecht auf dem Wege, hatte ihren kleinen Otto an der Hand und sagte lächelnd:

„Dank Ihnen, lieber Herr Welkie, es ist schon wieder vorbei, und ich fühle mich stark genug, mein Herz zu prüfen, warum es bei Ihren Worten zusammenbrechen wollte, als hätt' es nicht schon viel größeres Unglück standhaft ertragen."

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. R.

(Fortsetzung)

Bedeutsamer tritt Shelley mit seiner Dramatik auf: wie denn das Drama überhaupt für den Ausdruck der höchsten Ideen den weitesten Raum bietet. Es zeigt uns den Menschen im unmittelbarsten Verhältniß zu seines Gleichen, das Leben in seinen tiefsten Beziehungen; die dramatische Dichtung kann somit als der höchste Entwickelungspunkt der Poesie angesehen werden, indem sie die lyrische und epische Gattung in sich aufnimmt und einschließt. Das Drama zieht an, weil es uns das Leben zeigt, wie wir es täglich schauen und wird aus diesem Grunde die Klippe, an welcher so zahlreiche Versuche scheitern; denn in keinem Fache der Dichtkunst wird man eher verleitet, gegen den Satz zu verstoßen: die Poesie soll Natur scheinen, aber keine Natur sein. Shelley's Leistungen in diesem Gebiete anlangend, begegnen wir zuerst seinem „entfesselten Prometheus", worin der bekannte antike Stoff, jedoch in selbstständiger Auffassung und mit bedeutenden Modifikationen behandelt wird. Der Dichter selbst bezeichnet das Stück als ein lyrisches Drama und nur als solches dürfen wir es auffassen. Abgesehen nun davon, ob ein sogenanntes lyrisches Drama überhaupt in dem Gebiete des Drama seine Berechtigung findet oder nicht vielmehr nach den Gesetzen der Lyrik zu beurtheilen ist, müssen wir den Prometheus für in seiner Art vollendet erklären. Der einzige wahrhaft dramatische Character des Stückes ist der Träger desselben, Prometheus: er erscheint als Heiland, welcher die Menschheit, nachdem sie den ursprünglichen Stand der Unschuld verloren, mit Weisheit und moralischer Kraft wieder zur Tugend und zum Glücke führt. Es wird darin der Glaube verherrlicht, daß das Böse in der Welt nicht nothwendig, sondern nur zufällig sei, und durch die Veredlung des Menschengeschlechtes gehoben werden könne, der Glaube an eine bessere Natur der Menschheit. Prometheus selbst steht da wie ein wahrer Held, das Vorbild des edlen Menschen, großartig im Leiden und ruhig-selig nach seiner Befreiung, die nach dem Sturze Jupiters durch Herkules bewirkt wird. Seine Rede ist voll des schönsten und erhabensten Pathos, welches die englische Literatur aufzuweisen hat. Er erscheint als der wahre Herr, und Jupiter spielt ihm gegenüber nur eine armselige Tyrannenrolle. Die übrigen Götter und Herren sympathisiren mit ihm, und Asia, eine der Oceaniden, — das Symbol der Natur — wird dem Wohlthäter der Menschheit vermählt. Im vierten Akt, welcher eine Art Hymne auf die glückliche Befreiung desselben bildet, idealisirt Shelley die Schöpfungsformen, nicht nach antiker, sondern seiner eigenen Ansicht, in phantastischer oder zauberhafter Lyrik. Dabei ist das Ganze von dem weichen hellenischen Geiste durchdrungen, mit welchem der Aufenthalt

Digitized by Google

in Rom und Anblick und Studium des classischen Alterthums den Dichter erfüllten; während die modernen Ideen hier und da an Göthe's Faust erinnern. Die Sprache ist höchst gebildet, klar und ausdrucksvoll.

Bedeutender als der „entfesselte Prometheus", weil das Rein-Menschliche darstellend, erscheint uns die Tragödie „die Cenci" (the Cenci), welche auf geschichtlichem Grunde das tragische Ende der berühmten römischen Familie dieses Namens im Jahre 1599 schildert. Zur Zeit von Shelley's Anwesenheit in Rom erregte die Geschichte in dieser Stadt noch das allgemeinste und lebhafteste Interesse. Ihr Verlauf ist kurz der folgende. Graf Francesco Cenci, ein Greis, welcher ein Leben der äußersten Liederlichkeit und Verworfenheit geführt, faßte zuletzt einen unnatürlichen, nicht zu besänftigenden Haß gegen seine eigenen Kinder, welcher sich insbesondere gegen seine Tochter Beatrice in Form einer incestuosen Leidenschaft geltend machte, von der furchtbarsten Grausamkeit und Gewaltthätigkeit begleitet. Nachdem diese Tochter lange vergeblich versucht hatte, sich der dauernden Schmach zu entziehen, beschloß sie endlich mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder den Tod ihres gemeinschaftlichen Tyrannen. Der Plan wurde durch Meuchelmörder ausgeführt. Beatrice selbst war ein sanftes, liebenswürdiges und reichbegabtes Wesen, zu Liebe und Bewunderung geschaffen; sie wurde zum Vatermord getrieben durch den Drang der Umstände, durch Vorgänge, welche den Schauder ihres Verbrechens überboten. Die That wurde bald entdeckt, und die Verbrecher mußten trotz den Fürbitten der angesehensten Personen Roms den Tod auf dem Blutgerüst sterben. Der alte Cenci hatte während seines Lebens zu verschiedenen Malen für todeswürdige Verbrechen der gräßlichsten Art um den Preis von hunderttausend Kronen von dem Papst Begnadigung erkauft, weshalb man des letzteren Strenge gegen die Familie des Grafen kaum aus dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeitsliebe zu erklären vermag; wahrscheinlich mochte er fühlen, daß die Mörder seine Schatzkammer einer sicheren und reichlichen Quelle von Einkünften beraubt hatten.— Diese Geschichte ist es, welche Shelley mit dem bewundernswürdigsten Geschick dramatisch behandelt hat. Vor der Poesie des Wortes, vor den Excessen der Phantasie, sowie vor Unklarheit und Breite hat er sich auf gleiche Weise gehütet und uns die Charaktere — denn diesesmal zeichnet er wirklich solche — in ächt dramatischer Beschränkung vorgeführt. Um zu zeigen, wie er den Geist des Drama und insbesondere der Tragedie auffaßt, führe ich einige Worte aus der Vorrede des Stückes an: „Diese Geschichte der Cenci ist in der That außerordentlich furchtbar und ungeheuer; eine trockene Darstellung derselben auf der Bühne würde unerträglich sein. Wer einen solchen Gegenstand behandeln will, muß das Ideale erhöhen und den wirklichen Schauder der Ereignisse mindern, so daß das Vergnügen, welches aus der in der Offenbarung der menschlichen Leiden und Verbrechen liegenden Poesie hergeleitet wird, den Schmerz der Betrachtung der moralischen Häßlichkeit zu mildern vermag. Auch darf man nicht versuchen, die Darstellung einem moralischen Zwecke in dem gewöhnlichen Sinne unterzuordnen. Der höchste moralische Zweck, welchen die höchste Gattung des Drama erstrebt, ist der: das menschliche Herz durch seine Sympathieen und Antipathieen zur Selbsterkenntniß zu führen, denn je nach dem Grade dieser letzteren ist jedes menschliche Wesen gerecht, offen, weise und gütig. Wenn Dogmen mehr bewirken können, gut; aber das Drama ist nicht der Ort, sie zu predigen. (Diese so richtige Bemerkung, welche von der Poesie überhaupt gilt, hätte Shelley bei seinen anderen Dichtungen berücksichtigen sollen, in welchen er seine eigenen Dogmen oft mehr als billig vordrängt.) Ohne Zweifel kann kein Mensch durch die Handlung eines anderen wahrhaft entehrt werden; und die wahre Vergeltung der größten Ungerechtigkeiten ist Güte und Nachsicht, sowie das Bestreben, den Beleidiger durch Liebe und Friedfertigkeit von seiner schwarzen Leidenschaft zu heilen. Rache, Vergeltung, Buße sind verderbliche Irrthümer. Hätte Beatrice so gedacht, so wäre sie unfehlbar weiser und tugendhafter, aber nimmermehr ein tragischer Charakter gewesen. In der ruhelosen, anatomisirenden Casuistik, mit welcher man Beatricens Rechtfertigung versucht, und zugleich fühlte, daß ihre That einer Rechtfertigung bedarf; in dem abergläubischen Schauder, womit man ihre Leiden wie ihre Rache betrachtet, liegt der dramatische Charakter dessen, was sie that und litt." Shelley hat sich bei Behandlung des gräßlichen Stoffes mit großer Weisheit an die Geschichte gehalten. Cenci mußte die schreckliche That, an welche sich die Crisis der Handlung knüpft, vollbracht, Beatrice das größte Unrecht erduldet haben, um sie ihr Geschlecht wie den Unterschied zwischen Recht und Unrecht vergessen und zu dem Entschlusse ihres Verbrechens gelangen zu lassen. Hätte sie, ihrem Vater zuvorzukommen, vor Ausführung seiner Schandthat den Tod desselben herbeigeführt, so würde ihr Charakter wohl einem französischen Gräuelroman, aber nicht einer Tragödie gerecht sein. Dabei hat Shelley den Hauptpunkt, das Verbrechen Cenci's, mit der größten Feinheit behandelt: dasselbe findet keinen Namen, wird mit keinem Worte erwähnt, und doch fühlt jedermann was es ist. Der Charakter Beatricens, welcher aus heftigem Kampfe zum Schrecken zu tödtlichem Entschlusse und zuletzt zu der erhabenen Würde ruhigen Leidens vorschreitet, voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit und des schönsten Pathos, ist so lebhaft und schön gemalt, daß der Dichter die Geheimnisse des edlen Herzens aufs Treffendste errathen zu haben scheint. Von hoher Meisterschaft zeugt besonders der letzte Akt des Stückes, in welchem die wechselnden Empfindungen Beatricen's mit leidenschaftlicher, rührender Beredtsamkeit ausgedrückt sind; und der Dichter hat die thatsächlichen Zufälle der Tragödie mit so viel Geschick in seine Scenen verwoben, daß durch die Macht der Poesie das allzu Häßliche und Abscheuliche verwischt wird. — In dem Charakter des alten Cenci ist das Princip des Bösen auf die Spitze getrieben. Da ist keine Schwäche, kein Nebenzweck, der als Motiv erscheinen könnte, keine Heuchelei, kein heiliger Schein, womit er sich wie die gewöhnlichen Schurken der Tragödie bemäntelte; die reine Lust am Bösen spricht aus jedem Worte, jeder That. Mit demselben pathetischen Ungestüm, zu welchem König Lear durch die Unnatur seiner Töchter getrieben wird, tritt Cenci im Dienste des Bösen auf, dem er von Herzen huldigt. In der dritten Scene des ersten Aktes hat er eine reiche Gesellschaft geladen, um den Tod seiner beiden Söhne, welche plötzlich gewaltsam zu Salamanca umgekommen, festlich zu begehen: ein Bankett, welches sich an Effect und Haltung kühn dem Gastmahle in Shakespeare's Macbeth zur Seite stellen darf. — Zwischen den beiden Hauptcharakteren Cenci's und Beatrice's stehen der doppeltragende, zweideutige Schuft Orsini und die gutmüthige, etwas schwache Gattin Cenci's in der Mitte. Die Farbe der Zeit und des Volkes ist wahr, die Sprache einfach-edel und dem Fortschritt der Handlung angemessen. — Shelley machte einen Ver-

Digitized by Google

such, seine Tragödie auf dem Coventgarden-Theater in London zur Aufführung zu bringen, scheiterte aber an der Natur des Sujets. Trotz dem glauben wir „die Cenci" für die beste moderne Tragödie der englischen Literatur und die Krone von Shelley's Dichtungen erklären zu müssen.

An „die Cenci" schließt sich der Zeit nach das lyrische Drama „Hellas" an, welches aus Anlaß der Schilderhebung Griechenlands im Jahre 1821 verfaßt wurde. Wie Shelley für philosophische und politische Freiheit überhaupt schwärmte, mußte ihn das Streben des hellenischen Volkes, die Freiheit der großen Vorfahren wieder zu erringen, begeistern. Als Drama kann das Stück so wenig der Beurtheilung unterliegen, wie der entfesselte Prometheus; doch muß man der trefflichen Haltung Mahmuds, welcher, obgleich er allmählich zum Bewußtsein der Schwäche seiner Herrschaft gelangt, die sultanische Würde nicht verliert, alle Anerkennung zollen. Die Chöre, in welchem die Cultur des alten Hellas und das Lob der Freiheit gepriesen werden, sind von erhabenem Schwung.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Wer hat das wohl geschrieben? „Ist es denn nun nicht wahre Verblendung, wenn man jenen thatkräftigen und wissenstrunkenen Faust der echten Sage nichts mehr gelten lassen, ihm sogar das Recht der literarhistorischen Existenz und seine Bedeutung in der Reihe aller übrigen verwandten Sagen absprechen will, blos weil es Göthe gefallen (!) hat, seinen Faust zu einem sentimentalen Don Juan zu blasiren? So wurde aus dem kühnen Titanensturz der alten Sage eine Lüstlingsverhimmelung im modernen Drama." — Der erste Errather erhält als Prämie ein Prachtexemplar der Gedichte von Wolfgang Menzel.

*** Einer der berühmtesten Männer des jetzigen Frankreich, Fontaine, der Architekt Ludwig Philipps, hat die ganz eigene fixe Idee, sich nie nach der herrschenden Mode zu richten und geht heute noch in der Kleidung, welche zur Zeit des Directoriums gebräuchlich war. Auch würde ihn nichts in der Welt vermögen können, dieses sonderbare Costüm aufzugeben.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 20. December)

In gegenwärtigem Winter scheinen sich's unsre Herren Musiker angelegen sein zu lassen, durch Aufführung selten gehörter tüchtiger Tonwerke zwei sehr heterogene Dinge, Kunst und Konzerte, einander nahe zu bringen. In diesem Sinne suchte auch der talentvolle Pianist Dr. Eduard Rosenhain seine soirées musicales zu veranstalten, deren erste in hohem Grade interessant erschien. Dieselbe wurde durch Beethoven's großes Trio in Es für Piano, executirt von den Herren Rosenhain, Eliason und Bockmühl würdig eingeleitet. Dieses Trio zeigt uns das feinste, mitunter etwas sophistische dialektische Spiel der schönen Tonformen, und Beethoven stellt darin den musikalisch-architektonischen Sinn des Zuhörers, der sich das Ganze ordnen und zurechtlegen soll, mitunter etwas auf die Probe, daher kann dieses Werk beim ersten Anhören ungeduldig machen, während es, zum zweiten und drittenmale gehört, mehr und mehr befriedigt und befriedigt durch das stets schärfer in uns zum Bewußtsein kommende Verständniß seiner Structur. Beethoven liebte es, sich mitunter als genialer Sophist in dieser Art zu zeigen, auf die Spitze trieb er dieß in seinen kontrapunktischen Variationen. Außer diesem Clavierwerke (es ward recht tüchtig executirt) hörten wir neben verschiedenen Gesangstücken von Mozart, Schubert und Lachner, die interessante Composition von Moscheles für zwei Piano's „hommage à Haendel". Moscheles ist im Grunde ganz selbstständig geblieben in diesem Werke, er hat nicht Händel kopirt, er erzählt uns nur aber mit seiner individuellen Auffassung, mit seinen Reflexionen von jenem Meister. Dadurch zeigt sich in dieser großartigen Phantasie eine so eigenthümliche Mischung des alten und modernen Styles, daß ich für dieselbe kaum eine weitere Analogie wüßte. Moscheles hat viel gediegene Kraft in seinem Werke niedergelegt; er mußte es wohl, wenn er Händels Namen in demselben ehren wollte. Herr Rosenhain spielte dieses Duo mit einem jungen talentvollen Schüler, Herrn Hecht jun., der durch seinen präzisen, markigen Vortrag des schwierigen Werkes dem Lehrer alle Ehre machte. Wir sind durch diese erste soirée zu sehr günstigen Hoffnungen für die folgenden berechtigt, die sich bei gleich glücklicher Anordnung des Programmes gewiß auch einer gleich lebendigen Theilnahme erfreuen werden. R.

— Am 13. d. ward Gutzkow's neues Trauerspiel „Uriel Acosta" unter Leitung des Dichters zum erstenmale auf der Dresdener Hofbühne gegeben. Nach dem zweiten, vierten und fünften Akte ward der Dichter vom Publikum hervorgerufen.

— Berlin. Unter den jetzt zum Verkauf ausgestellten Bildern des berühmten französischen Malers Ary Scheffer befindet sich auch eine Composition: Gretchen auf dem Blocksberge, die eben so genial gedacht, wie schön ausgeführt ist, und zu den vollendetsten Bildern der neuern Zeit gehört.

— München. Von Kaulbach's Reinecke sind in diesen Tagen zwei Lieferungen, die 3te und 4te (6 Platten) auf einmal herausgekommen. Die Laune des Künstlers scheint nicht allein unerschöpflich zu sein, sondern mit jedem neuen Blatte neue, stärkere Nahrung zu bekommen. Reinecke's Generalbeichte, sein Diebstahl bei dem Pfarrer und, vor Allem, seine Hinrichtung, sind wahre Meisterwerke. Auf dem letzten Blatte sieht man die Thiere in ihrer Freude über die endliche Befreiung von ihrem argistigen Feinde um den Baum versammelt, an welchem Reinecke aufgeknüpft werden soll. Der Ausdruck in den Gesichtern der Thiere, nach ihrer verschiedenen Natur, der Affe, der eine Nase macht, der Löwe und die Löwin, die mit wilder Lust dem Schauspiel zusehen, der Hund mit seinem treuen Gesicht, der die Pfoten faltet, der Eber, der den Delinquenten durch das Fernglas besieht, die Katze, die die Schlinge zuzieht, alles dieß ist eben so geistreich gedacht, als künstlerisch ausgeführt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 21. December. (Zum Benefiz der Pensionsanstalt) Faust, Trauerspiel in 5 Akten von Göthe. (Gastrolle) Margarethe: Fräulein Quint.

Dienstag, den 22. December. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Auber.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 353. Mittwoch, den 23. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Von der Natur mit Allem ausgestattet, was äußeres Glück, hohe Geburt und eine bevorzugte Stellung im Leben nicht bloß als eine blinde Laune des Zufalls erscheinen läßt, sondern vielmehr als eine angeborene Berechtigung des Geistes, der sich dieses Glückes im Gefühl seines höheren Wertheß erfreuen darf, war Marlo, der letzte männliche Sprosse eines süddeutschen Dynastengeschlechtes, der künftige Herr und Besitzer einer bedeutenden Standesherrschaft, in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren so wenig ein glücklicher und zufriedener Mensch, daß er noch in einem seiner letzten Briefe an Ludwig das muthlose Geständniß ablegte:

„Der Marlo, den Du zu finden wähn'st, ist todt — nur sein Schatten wandelt noch auf Erden und seufzt dem Geschicke nach, das ihn zerstörte, ohne ihn zu vernichten. Ach! was soll der brandige, vom Blitz verkohlte Baum im grünen Waldrevier? Was der lahme Kranich im freudigen Zug nach schönern Zonen? — Ja, wär' ich noch jung an Muth und Seele, hätt' ich noch eine Kraft aufzuwenden, noch einen frischen ursprünglichen Sinn an den Wiedergewinn meines verlorenen Lebens zu setzen, ich wollte nicht klagen! Aber es gibt einen Zustand von Traurigkeit und Entmuthigung, — o, daß ich sagen könnte, er währe ewig! — wo selbst der Stachel des Weh's uns zur Wohlthat wird im Vergleich zu der gänzlichen Oede des Gemüthes, und das Herz in uns in einer Stunde alt wird um Jahrzehnte."

So klagte Marlo, dem freilich die Menschen, die an seiner Wiege standen, und die Sterne, die ihm in's Leben leuchteten, eine schönere glücklichere Zukunft geweissagt hatten.

Aber die Menschen, die also irrten, und die Sterne, die also trogen, klagte er darum doch nicht an; denn für ihn war, was er litt und duldete, nur seines eigenen Geistes Schuld, eine unglückselige Verwirrung seines Herzens, und er selber nannte es eine Verblendung in allzu hellem Lichte, die ihn damals, wo alle Welt sich in Freude und Entzücken dem Wunder von Walpurg's Schönheit zuwandte, ihn allein nichts sehen ließ, vielleicht weil er damals überhaupt Vieles nicht sah, was ihm später, als er wie traumestrunken nach seiner Jugend umblickte, nur noch gleich einer fernen glückseligen Insel aus weitem Ocean entgegenschimmerte, an der er achtlos vorübergeschwommen war. Freilich, wenn er sich noch weiter zurückträumte in die Tage der allerfernsten dämmernden Kindheit, dann hatte auch er zuweilen die Erinnerung von einem unbeschreiblich seligen Zustand; und er sah dann ein Bild, vor welchem, wie er sich noch ganz deutlich zu besinnen glaubte, seine junge Seele in Rührung und Andacht zerflossen, sein Kindermund von scheuen Gebeten überströmt war. Dann fand er sich wieder fromm und staunend auf dem Teppich, der Mutter Kniee sein Altar, denn auf ihrem Schooße saß ja das liebliche Wunderbild und lächelte aus dunkelstrahlenden Augen zu ihm nieder. Oder es war Abend, durch die schattigen Laubgänge des Bosketts spielten die letzten Lichter des scheidenden Tages, der See sprühte in tausend Funken, wie aus weiten Fernen kehrten die müden Blumendüfte in die verlassenen Kelche zurück, und die jungen Schwalben unter den Arkaden des Sommerhauses zwitscherten nur noch leise in ihren Nestern; der Knabe Marlo saß im Kahne, welcher angebunden am Ufer lag, schaute den Fisch, der ruhig und regungslos auf dem hellen Grunde stand, und hatte den nackten Arm in die wohlig warme Fluth getaucht. Plötzlich nennt Jemand seinen Namen und wie er aufblickt, steht das nämliche holde Bild vor ihm im Kahne, ganz von Abendgold umflossen, und lächelt und bittet und schmeichelt so lange, bis er der Mutter Gebot vergißt, den Nachen von der Kette löst und nun wacker hinausrudert. Schon sind sie eine weite Strecke vom Ufer weg, da fällt ihm das schwere Ruder aus der müden Hand, schwimmt davon, und die ihn zum Ungehorsam verleitet hat, fängt nun laut zu weinen an und will an's Land zurück. Aber kein Mensch sieht der beiden Kinder Angst und Noth, schon dunkelt's, der Nachen treibt immer weiter vom Lande weg, nur ein treuer stummer Schwan ist noch bei ihnen, der sie nicht verläßt, endlich, spät kommt Hülfe und der Gärtner holt in einem zweiten Kahne die von Angst und Weinen ganz erschöpften Kinder an das Land zurück.

Vielleicht, daß wir später auf Marlo's frühere Jugend zurückkommen und dann erzählen, wie aus dem glücklichen frischen Knaben allmälig ein scheuer stiller Jüngling wurde, ein Träumer mit hellen Augen, der, so lang er im alten Schlosse, in der Umgebung von Eltern und Geschwistern verweilte, am liebsten allein war, vieler einsamen Stunden nicht zu gedenken, die er unter fröhlichen Menschen verlebte. Er war nie so recht, was man jung und freudig nennt, und obwohl von Körper gesund und kräftig, war doch seine Gesichtsfarbe meist bleich, seine Stirne umwölkt und der Blick seiner schönen braunen Augen hatte zum öftern einen nachtschattigen krankhaften Ausdruck. Die Aerzte hofften das Beste von den zwanziger Jahren, riethen zu körperlichen Uebungen, zum Reiten und Jagen im grünen Forst und wollten, daß dem jungen drang- und fantasievollen Geist, der so früh aus der Knospe in die Blüthe ging, statt seines dunklen metaphysischen Brütens und Irrens mehr Stoff und Anregung von Außen geboten würde, während Marlo's Seele sich immer tiefer in einem ruhelosen Scepticismus verlor, und doch das, was ihr zunächst fehlte, den unmittelbaren poetischen Lebensgenuß, so wenig errang, als die reine klare Form für die ideale Welt seiner Ahnungen.

Mag sein, daß an Marlo nichts krank war, als was die Menschen, die ihn nicht verstanden, die so gerne das

Digitized by Google

kranke Gemüth für des Leibes Krankheit nehmen und an diesem treulichst pflegen und hegen, was sie bei jenem an Gesundheit grausam vernichten, dafür ansahen. Sicher ist, daß er in seiner geistigen Entwickelung, wie in seinem intelligenten Streben, harte Kämpfe mit fremdem übermächtigem Willen und fremdartigen Elementen durchzumachen hatte, Kämpfe, die bei seinem reizbaren Temperament und der ungestümen Freiheitslust seines Geistes dem Frieden seines Gemüthes gewiß wenig Gedeihen brachten. Sein oft unklares, zerstreutes Wesen wurde hierdurch keineswegs von der falschen Bahn abgeleitet, die Opposition, die der strenge Vater, der immer den praktischen Menschen im Auge hatte, ihm entgegensetzte, brach zwar seinen Muth, erbitterte aber und verletzte zugleich seinen Stolz, und nur zu leicht fand Marlo in diesem hemmenden und drückenden Verhältniß neue Nahrung, neue Rechtfertigung für die Unzufriedenheit und Zersplitterung seines Innern.

So ward aus ihm durch Jahr und Tag methodisch der Jüngling, der nur die Freiheit brauchte, um in ihr vielleicht noch vollends zu verlieren, was der Zwang ihm bewahrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Eine vergleichende Charakteristik.

Von Dr. D. R.

(Schluß.)

Als zu abstrakt nimmt das Stück das Interesse jedoch weniger in Anspruch, als die in der Weise der Platen'schen Schicksalstragödien gedichtete komische Tragödie „Oedipus Tyrannus", welche von Shelley in einem Anflug satyrischer Laune zur Zeit der Proceßführung der Gemahlin Georg's IV. von England verfaßt wurde und auf die derbste Art das Verfahren gegen dieselbe, sowie die Rohheit des Königs und seiner Umgebung geißelt. Der erste Anlaß zu diesem Werke, welches ganz treffliche Scenen enthält, wurde dem Verfasser in San Giuliano gegeben, wo er bei dem Vorlesen eines Gedichtes durch das fortwährende Grunzen der auf dem Markte befindlichen Schweine gestört wurde; er verglich dieselben dem Chor der Frösche in der Aristophanischen Komödie dieses Namens und erhob sie zu dem Chor des Oedipus Tyrannus. In England, wo das Stück anonym erschien, wurde es bald unterdrückt. Die Wittwe des Dichters war selber im Zweifel, ob sie es in die Sammlung seiner Werke aufnehmen solle, entschied sich aber, und unserer Ansicht nach mit Recht dafür. Sie sagt in dieser Beziehung, sie könne sich nicht entschließen, der Welt auch nur das Unbedeutendste, was Shelley geschrieben, vorzuenthalten; dieselbe habe auf die vollständigen Werke eines solchen Mannes Anspruch, dieweil sie nicht von den abgedroschenen Lectionen der Dummköpfe und Heuchler lebe und gedeihe, sondern von den freien, ursprünglichen Gedanken genialer Leute, welche die Wahrheit zu ergründen und auszusprechen wagten. Selbst diejenigen, deren Ansichten von der Shelley's abwichen, müßten ihn als einen Mann von Genie anerkennen, dessen geringstes Wort der Welt ein größeres Interesse biete, als die Wasser des Lethe, welche man als ein Radicalmittel für alle Wehen und Uebel zu verschreiben so sehr bemüht sein. Dieses Drama, (den Oedipus) dürfe man übrigens für nicht mehr nehmen, als worauf es abgesehen, für eine augenblickliche Beschäftigung von Shelley's Phantasie.

Unter den vermischten Gedichten desselben heben wir als dem Umfang wie dem poetischen Gehalte nach bedeutsam vor allen „Julian und Maddalo" hervor. „eine Unterhaltung", welche in dem Tone der poetischen Erzählung uns in treffenden Zügen des Dichters eigenes wie das Bild seines Freundes Byron vorführt. Vortrefflich ist der landschaftliche Hintergrund gehalten: das Gestade Venedigs, die Inselstadt selbst mit all ihrem Zauber und die reizende Natur Italiens treten in der klarsten und prägnantesten Schilderung vor unsere Augen. In diesem Gedichte, zumal in den Charakteren Julian's, Maddalo's und des Wahnsinnigen beweist Shelley, welche tiefe Blicke nicht nur in die Natur, sondern auch in den Geist des Menschen ihm vergönnt waren. — Nicht ganz auf derselben Höhe, obwohl in sehr ansprechender Weise, bewegt sich eine ähnliche Dichtung „Rosalinde und Helene". Die „Zauberin vom Atlas" ist ein bloßes Phantasiegemälde, dessen Skizze der Dichter gelegentlich einer Gebirgsreise entwarf und nach seiner Rückkehr in wenigen Tagen glänzend ausführte. Unter dem Titel „Adonais" hat er eine schöne, aber etwas zerflossene Elegie auf den Tod seines Freundes, des Dichters John Keats verfaßt, der von äußerem Mißgeschick verfolgt, von bitterer Kritik aufs Tiefste verletzt, in Rom seinen Tod fand. Unter den übrigen Gedichten wollen wir nur noch einzelne auszeichnen, als „ein Sommerabend-Kirchhof", „Montblanc", „die Vergangenheit", „Ode an den Westwind", „die Sensitive", eine Dichtung voll tiefen, herrlichen Sinnes und von reizend einfacher Darstellung, „eine Vision auf der See", „die Wolke", „Ode an die Lerche", „Arethusa", „Brief an Maria Gisborne", „Ginevra", „der Abend", „Brautlied" und „Verse zu einer indischen Melodie".

Shelley's Lyrik ist im Ganzen mehr ethischer und didactischer, als sentimentaler Natur, und nur selten stimmt er die Töne des reinen Liedes an; in seinen Oden dagegen herrscht ein hoher Schwung, schönes Maß und jener Ausdruck klassischer Bildung, welchen wir bei unserem deutschen Hölderlin gewahren. Mit diesem trefflichen Dichter, mit welchem er namentlich auch die Vorliebe für die griechische Poesie gemein hatte, läßt sich Shelley überhaupt in mehr als einer Beziehung vergleichen.

Den Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes: das der englischen Literatur freundliche Publikum auf einen ihrer würdigsten, verhältnißmäßig noch wenig gekannten Vertreter aufmerksam zu machen — glauben wir hiermit erreicht zu haben.

Mein Aufenthalt bei Justinus Kerner.

Im Frühling 1846, von Adolph Ebeling.

Wer kennt nicht Weinsberg mit seiner berühmten Weibertreue und seinem noch berühmtern schwäbischen Dichterhäuschen. Schon Viele haben ihren Aufenthalt bei Justinus Kerner geschildert, von Straß's „friedlichem Blatte" bis zur „Villeggiatur" von Emma Niendorf. So dürfte es beinahe überflüssig erscheinen, daß auch ich mit einer Schilderung hervortrete; aber ich meinte, daß Das, was ich anfangs freilich nur für mich zur angenehmen Erinnerung niedergeschrieben, auch wohl hie und da einem andern Leser willkommen sein könnte. Auch wollen diese bescheidenen Blätter nur als flüchtige Skizzen angesehen

Digitized by Google

werden und sich keineswegs den größern Arbeiten über diesen Gegenstand zur Seite stellen.

Schon im Vorfrühling dieses Jahres hatte ich Kerner auf der Durchreise besucht; als Freund meines verstorbenen Vaters lud er mich auf das Herzlichste ein, später wieder zu kommen, um alsdann einige Wochen bei ihm zu bleiben. Ich folgte dieser Einladung mit Freuden und schon am ersten Pfingsttage fand ich mich bei meinem Wirthe ein. Selten war wohl das Pfingstfest so schön, als dieses Jahr; ein Tag immer herrlicher als der andere, und überall, wohin man sah, fröhliche Gesichter, auf denen schon die Hoffnung des kommenden Herbstsegens lächelte. Auf das Freundlichste ward ich von der Kerner'schen Familie empfangen und hatte gleich am ersten Tage das Glück, eine bedeutende Bekanntschaft zu machen. Die Prinzessin Marie von Würtemberg nämlich und ihr Gemahl hatten sich auch zum Besuche eingefunden. Beide sind seit Langem mit Kerner befreundet und der Alte war unbeschreiblich froh, sie wieder einmal bei sich zu sehen. Das erlauchte Paar ist genugsam bekannt und verehrt, als daß hier von meiner Seite Worte der Huldigung vonnöthen wären. Gegen Abend begaben wir uns insgesammt hinauf auf die Weibertreue; es war das erste Mal, daß ich oben war; wem die reizende Fernsicht von der alten Burg aus bekannt ist, wird sich meine Ueberraschung vorstellen, denn daß ich's nur gestehe, meine Erwartungen waren weit geringer. Die Anlagen auf der Weibertreue selbst, alle Bäume, Gesträuche, Wege und Stege, Grotten und Ruheplätze sind sämmtlich unter Kerners leitender Hand entstanden; wahrlich das schönste Denkmal, was dieser liebliche Sänger der Natur sich hätte setzen können. Noch in später Zeit wird der ermüdete Wanderer, der hier oben in kühler Erquickung ausruht, dem Entschlafenen ein freundliches Andenken bewahren, und die Aeolsharfen, die der sinnige Dichter in der Rotunde so glücklich angebracht, lispeln und tönen schon jetzt zu seiner Ehre. Wir sahen oben die Sonne untergehen und Kerner pflückte eine Rose und überreichte sie seiner hohen Gönnerin. Unwillkürlich fielen mir die Worte des Dichters ein:

Bei Weinsberg einen Weinberg mir;
Um Reben darauf zu bauen!
„Ein Hoch zu bringen der Weibertreu,
Und allen treuen Frauen!"

Das Gespräch kam auch auf die damalige Belagerung und auf die Heldenthat der Frauen; ich wagte einige Zweifel an der historischen Wahrheit zu erheben, aber der alte Kerner behauptete ganz ernsthaft, daß man noch jetzt manchmal unten am Schloßberg versteinerte weibliche Schweißtropfen fände. So gab ich mich dann zufrieden. Ein leiser Abendhauch wehte durch die Harfen, wie ferner Mädchengesang, und ich war sehr froh, daß ich keinen Abschied zu nehmen brauchte von der herrlichen Burg, denn ich war ja gekommen, um zu bleiben, wenigstens auf einige Zeit. Unten wartete schon der vierspännige Reisewagen, der uns nur zu bald die liebliche Königstochter mit ihrem edlen Gemahl entführte, von unsern freundlichsten Wünschen begleitet. Im Garten fanden wir schon die Abendtafel gedeckt und mit ganz eignen Gefühlen setzte ich mich an den Tisch dieses Mannes, den die ersten Geister der Zeit Freund nennen, und der selbst der Berühmten Einer ist. Kerner's liebevolle Unterhaltung verscheuchte bald meine Verlegenheit. Es ist ein eigner Geist, der in diesem Hause weht, und der Alle beseelt, die es bewohnen. Gemüthliche Ruhe, heitere Würde, offenes treuherziges Entgegenkommen und edler Frohsinn möcht' ich's benennen. Kerner selbst ist die belebende Seele des Ganzen. Ihm zur Seite die treffliche Gattin, das Ideal einer acht schwäbischen Hausfrau. Wahrhaft rührend ist die Liebe, mit welchee das Ehepaar gegenseitig an einander hängt. Auch ist Kerner ein glücklicher Vater; seine beiden Töchter sind im nahen Heilbronn verheirathet, oft kommen die Kinder mit den blühenden Enkeln, die Großeltern zu besuchen, und das patriarchalische Bild ist auf das Schönste vollendet. Kerners einziger Sohn, Arzt und Dichter wie der Vater, wohnt mit seiner Gattin in Weinsberg. Wir kennen den jungen Theobald schon aus seinen Gedichten, deren erste Sammlung im vorigen Jahr in Jena zuerst erschien und beifällige Aufnahme gefunden hat.

Ich werde später noch Gelegenheit finden, ihrer Erwähnung zu thun, nur andeutend möcht' ich den Leser schon jetzt auf das sehr gelungene Gedicht „der Geist auf der Weibertreue" verweisen, und zwar zunächst auf den spaßhaften Schluß, wo er seinen Vater, dem er begeistert seine Erscheinung in der Ruine erzählt, ausrufen läßt, weil dieser nämlich glaubt, sein Sohn sei etwas weinselig:

„Und während ich ihn bei den Büchern glaube,
„Sitzt er schon Morgens zechend in der Traube!"
„O schnöde Welt, wie ward' ich oft mißkannt!"

Dem Kerner'schen Hause gegenüber liegt der größere Garten, durch die Chaussee getrennt; in diesem steht das berühmte Gartenhäuschen, das schon Manchen beherbergt hat, dessen Namen für Deutschland einen guten Klang hat. Das Häuschen ist klein und unscheinbar, nichts desto weniger hat doch eine gewisse gnädige Frau demselben den Namen einer „weinumrankten Villa" gegeben, wahrscheinlich aus allzugroßer Verehrung gegen Diejenigen, die dort gewohnt und gedichtet. Kerner selbst lächelte darüber und meinte sehr richtig, daß man sein Wohnhaus alsdann nicht wohl anders als „Palast" betiteln dürfe. Fast schien mir die Ehre zu groß, als ich mich oben in dem zweiten Stock dieses kleinen Häuschens einquartirte und auf denselben Tisch meine Schreibereien auspackte, an welchem Lenau, Graf Alexander und so mancher Andere bereits gedichtet. Fürwahr, dachte ich beim Zubettgehn, wer hier nicht poetisch wird, der gebe nur die Hoffnung auf, es je im Leben zu werden. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** In London geht man mit der Ausführung eines riesenhaften Planes um. Es gibt bekanntlich in dieser ungeheuren Stadt mehrere sehr schlechte Stadttheile, welche von den Armen bewohnt werden und die für diese Unglücklichen sehr ungesund sind. Um nun die Stadt zu verschönern und zugleich gesünder zu machen, will man diese sämmtlichen ärmlichen Gassen und Stadttheile niederreißen und neu aufbauen, allerdings wieder für die Armen. Um aber die Arbeiten beginnen zu können, muß man für die Bewohner erst ein anderes Unterkommen finden. Alle anderen Stadttheile sind vollständig bewohnt, was also anfangen? Man will um ganz London herum, in einem Umkreise von drei bis vier Stunden, provisorische Dörfer an allen Punkten bauen, die von Eisenbahnen berührt werden und die aus der Stadt vertriebenen Armen und Arbeiter dahin versetzen, die Eisenbahnen aber sollen ihnen besondere

Digitized by Google

Wagenzüge zur Verfügung stellen, um sie früh in die Stadt zu führen, und Abends wieder nach Hause zu bringen. Die Kosten für diese Fahrten sollen zu dem Miethpreise geschlagen werden und so glaubt man die Ausführung des Riesenwerkes möglich machen zu können. — A. M. Z.

*** Ein Wort zur Zeit. Wir glauben nachstehenden Artikel unsern verehrten Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, warum? — weil er doch auch etwas Wahres enthält: Die Erfahrung hat in voller Bitterkeit gelehrt, daß sogenannte Kunstereignisse, als da sind: berühmte Gastspieler, Schaustücke u. s. w. die für den Augenblick das Haus überfüllen, nachher eine um so größere Leere in den Theatern und — in den Cassen der Directionen zurückzulassen pflegen. Die Nachwehen, welche das theure Gastspiel dieser und jener Sängerinn für manche Direktion gehabt, können in dieser Hinsicht als warnendes Beispiel dienen, weil auf jeden übertreibenden Enthusiasmus naturgemäß eine um so schlaffere Abspannung folgt. Damit die Directionen nicht länger der geldsüchtigen Willkür von Künstern und Künsterinnen, mit denen die Mode momentan Abgötterei treibt, ausgesetzt seien, macht jemand im „Hamburger Correspondenten" den Vorschlag: „sämmtliche Directionen und Intendanten sollten sich das Wort geben, nicht über ein bestimmtes ansehnliches Honorar hinaus zu gehen." Wollte der Künstler nun etwa für 60 bis 80 Louisd'or das Publikum nicht ein paar Stunden durch seine Kunst unterhalten, so ließe er es bleiben, und hielten nur die Directionen fest zusammen, so würde er sich hoffentlich schon fügen. A. Thz.

*** Eine Anekdote Napoleons. Bekannt ist jenes Blatt aus der Geschichte Napoleons, wo ein junger Soldat dem Kaiser mit vorgehaltenem Gewehre den Durchgang versperrt mit den Worten: „On ne passe pas! fussiez vous le p'tit caporal, vous ne passeriez pas!" Der Soldat, welcher dem Kaiser auf diese Art in den Weg trat, ist noch am Leben. Im Jahre 1780 in dem kleinen Dorfe Gastins, bei Rozay en Brie (Departement der Seine und Marne) geboren, ist er gegenwärtig Lieutenant in der Nationalgarde in Nangis. Der Vorfall selbst trug sich im Jahre 1809 nach der Schlacht von Ebensberg, an der Traun, zwischen Linz und Wien, zu. Der Ort war während des Treffens in Flammen aufgegangen, und Napoleon nahm sein Quartier in einem halbverbrannten Gebäude. Jean Colache stand, als Soldat im siebzehnten leichten Infanterie-Regimente, vor der Thüre Schildwache, und mit ihm ein Soldat der Kaisergarde. Beide hatten den strengsten Befehl erhalten, Niemanden weder aus- noch eingehen zu lassen, der nicht von einem Offizier des Generalstabes begleitet sei. Gegen Abend wollte Napoleon, in seinen grauen Ueberrock gekleidet seine Hütte verlassen: „Es darf Niemand heraus!" rief ihm Colache zu. In Gedanken, die Hand in den Busen gesteckt, trat Napoleon weiter vor, ohne sich an den Soldaten zu kehren. Da nahm Colache sein Gewehr in beide Hände und sagte: „Thust Du noch einen Schritt, so stoße ich dir mein Bajonnet in den Leib!" Bei dem Lärm, den dieser Auftritt verursachte, stürzten die Generale, ihre Adjudanten und der ganze Generalstab herbei. Napoleon kam zurück und Colache wurde nach der Wache geschleppt. „Du bist verloren," sagten ihm seine Kameraden, „Du hast Hand an Deinen Kaiser gelegt! Man wird ein Beispiel an Dir statuiern." — „Geduld, Geduld!" antwortete Colache, „erst mein Befehl! Das Alles werde ich vor dem Kriegsgerichte schon aussagen!" In diesem Augenblicke ließ der Kaiser ihn rufen. „Grenadier," sagte Napoleon zu ihm, „Du kannst Dir das Band in das Knopfloch knüpfen: ich gebe Dir das Kreuz (der Ehrenlegion)." — „Vielen Dank, Herr Kaiser," antwortete Colache, „aber es sind hier keine Läden mehr, wo man Band kaufen könnte!" — „Nun gut, so schneide ein Stück von einem rothen Frauenrocke ab, das wird schon dieselben Dienste thun." So ist der wahre Zusammenhang der Sache. Pwrst.

*** Eine seltene Erscheinung. Londoner Blätter erwähnen als besondere Merkwürdigkeit, daß kürzlich eine alte Jungfrau, Miß Symons, in ihrer Wohnung in Parkrow, 86 Jahre alt gestorben sei, nachdem sie in einem und demselben Hause geboren, erzogen und alt geworden, ohne je eine andere Wohnung bezogen zu haben. Das wär' ein interessanter Stoff für Friederike Bremer!

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 21. December)

— Schilling macht in seinem Buche „Für Freunde der Tonkunst" folgenden Vorschlag zur Hebung der deutschen Oper: „400 Thlr. ist sicher eine Summe, für welche jeder gute deutsche Tonsetzer sich der Arbeit einer Operncomposition unterzieht und um so bereitwilliger, als ihm außerdem auch die Aussicht auf noch weiteren Gewinn damit verbleibt; für 200 Thlr. wird jeder gute Dichter auch ein Buch ausarbeiten wollen; nun mögen 6—8 der ersten Bühnen einen Verein der Art unter sich abschließen, daß jede Bühne von jegend einem ihr beliebigen Dichter und Componisten eine Oper für sich fertigen läßt und alle 6 oder 8 Bühnen dann das auf solche Weise gewonnene Werk dergestalt als gemeinschaftliches Eigenthum betrachten, daß sie Buch und Partitur ihrer Oper untereinander austauschen, und es hat nicht allein 1) jede dieser vereinten Bühnen für die geringe Summe von 600 Thalern alle Jahre 6—8 neue Opern, sondern es werden 2) alle Jahre 6—8 deutsche Operndichter und Componisten mit der sichern Aussicht auf jedesmaligen Erfolg beschäftigt."

— Bulwers neuer Roman „Lucretia". Die geachtetsten englischen Zeitschriften, wir führen nur das Athenäum an, erklären Bulwer's Lucretia nicht nur für den schlechtesten Roman dieses Verfassers, sondern auch für ein absolut mißlungenes Produkt, und sprechen die Meinung aus, daß unter solchen Umständen der Verfasser besser gethan hätte, seine Muse ferner schweigen zu lassen. Allerdings würde auch nicht einmal ein mittelmäßiger deutscher Schriftsteller Glück mit einem derartigen Produkt machen, obwohl noch neuerdings ein kluger deutscher Publicist den Deutschen zu deren Demüthigung vorhielt, wie die Engländer mit jedem Romane ꝛc. ein „Stück ihres großen Lebens" lieferten.

Druckfehler-Berichtigung. In Nr. 352 des „Kony. Bl." ist in der vierten Zeile der ersten Spalte des Romans „Mario" zwischen „daß Ludwig" das Wort „er" zu ergänzen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 22. December. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Auber.

Mittwoch, den 23. December. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Halm. (Letzte Gastrolle) Penthesilea: Fräulein Hensel, vom Hoftheater zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 354. Donnerstag, den 24. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Und diese Freiheit kam, als Marlo, in Begleitung seines Freundes Fritz Fröhlich, dem Sohne des Oberförsters, die Universität Bonn bezog, wohl ausgestattet mit Allem, was ein junges glühendes Herz zum Genuß der fröhlichen Jugendzeit nöthig hat. Die Erscheinung des künftigen Erben eines der ältesten und reichsten Häuser des deutschen Adels machte immerhin unter den Studenten einiges Aufsehen, zumal ihm der Ruf eines trefflichen Kopfes und eines liebenswürdigen Charakters vorausging. Bald sah sich Marlo mitten im wildem Burschenleben, und vornehmlich war es das Verdienst seines ebenso leichtfertigen als genialen Gesellschafters, daß der junge Erbgraf in ein mehr renommirtes als geachtetes Corps trat, dessen meisten Glieder sich ebenso wohl durch enormen Reichthum, als durch angesehene Namen auszeichneten. Marlo's Eintritt in diese Verbindung ward von den Commilitonen mit Jubel begrüßt, aber sein Mangel an Lebens- und Menschenkenntniß wurden bald eben so häufig mißbraucht, als sein biederer Sinn und seine große Herzensgüte. Er war leicht zu täuschen, und wie es denn eine bekannte Erfahrung ist, daß es auf Universitäten oft gerade die fähigsten Köpfe sind, welche bei den „bemoosten" Tröpfen am Uebelsten wegkommen, so geschah es auch bei Marlo. Unter dem Vorwand, ihn mit den Studentengebräuchen bekannt zu machen, drängten sich einige übel verrufene Subjekte, Söhne aus edlen Familien, an ihn heran, wußten sein Vertrauen zu gewinnen und es ward ihnen ein Leichtes, den unerfahrenen Jüngling in den Strudel ihres eigenen zügellosen Lebens hinabzuziehen. Sein Freund, der „Unglücksfritz", so nannte ihn nämlich seine Mutter, die Oberförsterin, und nach dieser alle Leute schon von frühester Jugend an, ließ es nicht nur geschehen, daß Marlo sich diesem verderblichen Einfluß ohne Vorsicht hingab, er selbst machte bald seinem ominösen Spottnamen, wie einst in der Heimath, so jetzt auf der Akademie, vollkommen Ehre und bestätigte, von des jungen Grafen Börse und Ansehen unterstützt, die prophetische Gabe seiner Mutter bei jeder Gelegenheit. Es war die allerschlimmste Wahl, die Graf Emanuel treffen konnte, als er den leichtsinnigen Gesellen seinem Sohne zum Gesellschafter bestimmte; denn gewiß würde Marlo ohne diesen schneller und glücklicher aus dem schlimmen Wandel heraus und zur richtigen Erkenntniß zurückgekommen sein. Aber selbst bei dem besten Herzen war es dem „Unglücksfritz" nun einmal nicht gegeben, sich selbst geschweige denn Andern zum Heile zu verhelfen, und selbst die redlichste Freundschaft zu Marlo konnte ihn nicht abhalten, diesen immer wieder von Neuem zu verführen und zum Theilnehmer aller seiner bösen und wilden Streiche zu machen. Gegen sein Wissen und Willen wurde er so für diesen zum beständigen Versucher und Marlo, unter dessen Tugenden eine große Anhänglichkeit an einmal ihm liebgewordene Menschen nicht die letzte Stelle einnahm, und dieser folgte dem leichtsinnigen Irrlicht, wohin es auch hüpfte. Endlich, fast zerstört an Geist und Seele, fühlte Marlo das geistige und körperliche Unvermögen, länger diesen zügellosen Lebenswandel fortzusetzen, des Vaters Briefe zudem wurden ernster, Lucinde verhehlte dem Bruder nicht, daß er beobachtet werde, sie beschwor ihn mit der ganzen Zärtlichkeit ihrer Liebe, die ungünstigen Nachrichten, welche bereits von Bonn aus über seine Aufführung nach Willingen gelangt seien, nicht durch neue zu vermehren, kurz, Marlo wurde durch alle diese Umstände bewogen, die seitherige Bahn zu verlassen und dem „Unglücksfritz", sich selbst wie diesem zur moralischen Verpflichtung, auf sein Ehrenwort zu erklären, daß er für seine Person jenes Corps verlassen werde. Und alsbald erfolgte auch schon des Grafen Austrittserklärung, welcher sich die des Freundes nach schwerem Kampfe anschloß.

„Ich bin Dein Schatten," sagte der liebenswürdige Leichtsinn, und schon nach wenigen Tagen sah man denselben Schatten ohne seinen seitherigen Körper das alte Leben wo möglich noch ungebundener und toller fortführen.

Marlo aber blieb seinem Vorsatze getreu und sein guter Stern führte ihm gerade um diese Zeit den trefflichsten Menschen als Freund in die Arme. Es war Ludwig Welker, der Pathe seines Oheims, des Grafen Louis, welcher den Jüngling seinem Neffen als dessen Freundschaft und Vertrauens würdig empfohlen hatte. Bald trat Ludwig, wenn auch freilich unter anderen Consequenzen, in die Rechte des „Unglücksfritz" ein, wobei dieser weiter nichts verlor, als daß er nun vollends frei war. Schon nach wenigen Wochen bethätigte Ludwig seine Freundschaft für Marlo durch eine ebenso treue als heroische Handlung, ganz entsprechend dem schönen idealen Sinne, womit der treffliche Jüngling diese Freundschaft aufgefaßt hatte. Einer der frühern Bekannten Marlo's hatte sich nämlich öffentlich einer den jungen Grafen entehrenden Verleumdung schuldig gemacht. Ludwig, der davon Nachricht erhielt, ruhte nicht eher, als bis er den Verleumder vor die Pistole bekam, und zerschmetterte ihm beim zweiten Schuß den rechten Arm. Erst jetzt erfuhr Marlo aus seinem Munde, was der Freund für ihn gethan und welcher Gefahr er sich um seinetwillen ausgesetzt hatte.

Aber nicht die gekränkte Ehre allein, auch den innern Frieden des Freundes schützte und rettete Ludwig; und bald gelangte Marlo, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, zu einer ungetrübten glücklichen Stimmung und einem wirklich freien lebenskräftigen Bewußtsein. Die so lange, theils durch den Druck der heimischen Verhältnisse, theils durch den spätern unordentlichen Lebenswandel zurückgehaltene Natur sprengte mächtig alle Bande, und wie das Dasein immer weiter und heller sich vor seinen Blicken

Digitized by Google

aufthat, zu der alten Begeisterung sich noch der frische Drang nach einem wahrhaft schönen, thatkräftigen Leben gesellte, ordneten sich auch die so lange verworrenen Elemente seines Innern, die unverstandene Sehnsucht, das dunkel mächtige, maßlose Gefühl seiner Brust gewann Form und Klarheit, und sichtbar schied sich in seinem Geiste das Ursprüngliche von dem Fremdartigen und Angewöhnten. Die stolzen Träume seiner Vergangenheit wurden zu muthvollen Entschlüssen, an die Stelle des hypochondrischen Grübelns trat ein freies lebendiges Forschen, eine unbefangene Anschauung der wirklichen Dinge, — kurz, Marlo wurde aus einem durch eigene und fremde Schuld niedergehaltenen und am freudigen vollkommenen Genügen seines Geistes gehemmten philosophischen Träumer ein rechter tüchtiger Mensch und weil er die Bestimmung des Daseins richtig erkannte, hatte er auch einen wahren Genuß an demselben.

Zwei glückliche Jahre waren verschwunden, als ein Brief des Vaters dem Sohne die unerwartete Kunde brachte, daß von dem Großherzog, der von des jungen Erbgrafen Sehnsucht nach dem classischen Boden der Hellenen gehört hatte, die Einladung an Marlo ergangen sei, den Prinzen Arthur auf dessen bevorstehender Reise nach Griechenland zu begleiten. Der Souverän sprach dabei die Hoffnung aus, daß hierdurch sowohl dem Sohn seines vieljährigen Freundes, des Grafen Emanuel, als dem Prinzen Arthur die schönste Gelegenheit geboten würde, einander kennen zu lernen und unter dem ewig jungen Himmel des alten Hellas den Freundschaftsbund der Väter unter sich zu erneuern.

Marlo konnte nicht ablehnen, was von dem edlen Fürsten in so herzlicher Ansprache geboten, was von dem Vater bereits so gut als gewiß angenommen wurde. Auch Ludwig rieth zur unbedenklichen Annahme der Offerte, und so reiste denn Marlo, begleitet von den Segenswünschen des Freundes, zuerst nach Schloß Wellingen, und dann in Gesellschaft seines Vaters in die Residenz, woselbst er bei den Gliedern der großherzoglichen Familie die herzlichste und ehrenvollste Aufnahme fand.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt bei Justinus Kerner.

Im Frühling 1846, von Adolph Ebeling.

(Fortsetzung)

Am andern Morgen holte mich Kerner, der früher aufgestanden war als ich, zum Frühstück hinüber. Hinter dem Wohnhause ist ein sogenannter Attan angebaut, der eigentlich nur ein geräumiges Zimmer enthält, das im Sommer zum Speisesaal dient. Aus diesem tritt man hinaus auf eine in den Garten hineinliegende balkonartige Gallerie. Nach oben hin ist dieser Anbau nach Art der Schweizerhäuschen ausgeführt. Unter dem First hängt ein hölzernes Christusbild mit der Umschrift: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" Ein schöner Spruch, den der alte Kerner wohl als ein inneres Herzensecho so mancher Erlebnisse dorthin geschrieben hat. Man hat ihm oft Mysticismus vorgeworfen, aber mit Unrecht, was man sich nämlich gewöhnlich unter der Benennung Mystiker denkt. Freilich jene schöne wahre Mystik einer hoffenden, gottvertrauenden, gläubigen Seele, die Alles, was sie umgibt, auf ein höchstes Wesen in stiller Anbetung bezieht und all ihr Denken und Thun in harmonischen Einklang mit diesem zu bringen sucht, jene Mystik durfte wohl zu Hause sein bei Kerner.

Die Dichterwohnung selbst kennt ihr aus den vielen guten und schlechten Beschreibungen, die ja überall kursiren. Unten das Zimmer der Seherin, im zweiten Stock die wohnlichen Räume mit der kleinen einfachen Studierstube des Dichters. In einem der obern Gemächer hängt auch Lenau's Bild, ein treffliches Oelgemälde; das dunkle schwärmerische Auge, das wehende Haar, die Figur selbst von einem Mantel umhüllt: man glaubt seinen „Faust" zu sehen, wie er auf dem Verdeck steht und dem Sturm Trotz bietet. Ihn aber, den begeisterten Sänger, hat der Sturm ereilt und sein Lebensschiff der Segelpracht und aller herrlichen Flaggen beraubt: im Irrenhause zu Winnethal warf Lenau den letzten Nothanker aus! — Ein herbes Geschick, vorzüglich für seine Freunde, für Kerner zumal, der ihn geliebt wie einen Sohn und Bruder. Die trübe Mahnung an das Schicksal des Dichters zieht gar oft den Schatten der Schwermuth über Kerners sonst so heitere Züge. Er selbst sagte mir oft: es sei ganz anders geworden mit ihm, seitdem er seinen Nimbsch und Alexander verloren. Er sprach oft von früheren Zeiten, wo noch fröhliche Kinder im Hause waren und wo Alles viel schöner und heiterer gewesen sei, als jetzt. Später schlief Kerner eine Zeit lang mit mir drüben im Gartenhause und da hab' ihn oft des Nachts seufzend den Namen seiner ihm entrissenen Freunde aussprechen hören, wie Sehnsuchtsklage eines Jünglings nach einer fernen Geliebten. Und wie oft sprach er begeistert von den Beiden und von den großen Hoffnungen, die in ihnen zu Grabe getragen seien!

An das Wohnhaus nach hinten stößt ein kleiner Garten mit dem bekannten Thurm, und dem noch bekannteren gothischen Zimmer, wo Lenau den größten Theil seines „Faust" gedichtet. Gerade während meines Dortseins ward Kerner eine große Freude bereitet. Einer seiner Verehrer in Heilbronn übersandte ihm nämlich zwei kolossale Statuen von Holz in ziemlich gelungener Arbeit, einen Mönch und eine Nonne vorstellend, Kerner sagte scherzend, es seien Abälard und Heloise. Diese wurden hinaufgeschafft in das Thurmzimmer, wo sie zwei Nischen sehr passend ausfüllen. Oft hab' ich sie am späten Abend betrachtet, wann das Mondlicht durch die bunten Glasscheiben fiel und geisterhaft die beiden Figuren beleuchtete. Als Anekdote bin ich versucht eines Vorfalles Erwähnung zu thun, der bald darauf in Bezug auf die beiden Statuen stattfand. Kerner führte einst einen Müller hinauf in den Thurm, um diesem die neue Acquisition zu zeigen. „Ei da haben Sie ja Beide, rief dieser aus, Göthe und Schiller!" —

Oben auf dem Thurm ist ein ziemlich großer ebener Raum, auf dem ein hölzernes Zelt steht, an vier Seiten von Akazienbäumen eingefaßt. Die Aussicht von hier ist überraschend schön; namentlich nach Osten, wo man die Löwensteiner Berge sieht. Hier oben bemerkte ich auf einem Mauervorsprung eine eiserne Stange angebracht und Kerner sagte mir, sie bezeichne die Richtung nach Löwenstein hin, wo bekanntlich die Seherin von Prevorst begraben liegt. Wenn die Sonne am entgegengesetzten Horizonte untergeht und die Luft klar ist, kann man das goldne Kreuz des Grabes wie einen fernen Stern herableuchten sehen ins Thal und herüberschimmern zu der Wohnung dessen, der sie gepflegt, die arme wunderbar Leidende, und der die Erscheinung dieses seltenen Wesens, wenn auch nicht begriffen, doch geahnt hat. Früher, sagte Kerner, wäre

Digitized by Google

dieser Platz der tägliche Ort abendlicher Zusammenkunft gewesen, aber jetzt gingen sie seltner hinauf, weil sie alt würden und die Glieder schwach. Dies Schicksal schienen auch Tisch und Stühle hier oben zu theilen, denn auch diese waren gebrechlich und verwittert. So geht Alles seinem Ende entgegen. Ueber kurz oder lang werden sie ihn auch hinaustragen, den Edlen, und ihn versenken am Fuße der Weibertreue, und fremde Gesichter sehen alsdann vielleicht hinaus aus dem freundlichen Hause, aber die Erinnerung wird bleiben und die Liebe der Nachwelt. Mit Recht sollte man auf Kerner's Grab schreiben: der letzte Minnesänger. Denn er ist noch der Einzige und auch der Letzte, der die Dichtung hinüberzutragen gewußt hat in das Leben und sie auf die Weise Tausenden geboten hat zum Geschenk. Wie anders ist es mit ihm, als mit seinen Freunden und Strebgenossen, z. B. Uhland und Schwab. Beides freilich herrliche Männer, auf die das Vaterland mit Recht stolz ist; aber wer kann sie genießen, wie man Kerner genießt, und wer ihres persönlichen Umganges so froh worden, wie seines? Besucht die Beiden; sie empfangen euch fröhlich und freundlich, ihr dürft euch auch setzen, wohl gar auf's Sopha, sie laden euch auch wohl, wenn's hoch kommt zu Tische, aber dabei bleibt's und was wollt ihr mehr verlangen? Die Verhältnisse bringen's schon so mit. Dagegen besucht Kerner, der tritt euch entgegen mit Gruß und Kuß und ihr seid Gast, seid Hausfreund, seid wie Kind vom Hause, eh' ihr's selber ahnt und an nichts weniger wird gedacht als an's Fortgehen. Deshalb ist Kerner's Gastfreundschaft sprüchwörtlich geworden und seine Gattin unter dem Namen „Rickele" weit über die würtembergischen Gränzen hinaus geliebt und verehrt.

Nachträglich bemerk' ich noch, daß in dem mehrerwähnten Thurm zur Zeit der Bauernkriege der Graf von Helfenstein gefangen saß, den die fanatischen Aufrührer später auf so grausame Weise um's Leben brachten.

Kerner hat die damaligen Kriegsereignisse aus einer alten Chronik kurz zusammengetragen, welche kleine Schrift zumal interessant wird, wenn man sie an Ort und Stelle liest, wie ich es that.

So vergingen mir denn die Tage meines dortigen Aufenthaltes vergnügt und hell, ein Bild des ewig lachenden Himmels über uns. Oft besuchte ich mit Kerner die nahen und fernen Kranken, zu denen er gerufen ward, und hatte so Gelegenheit, ihn auch als Arzt kennen zu lernen. Ich erinnere mich, wie er mich einst einlud, früh Morgens mit ihm auf ein zwei Stunden entferntes Dorf zu fahren, wo er ein junges schwindsüchtiges Mädchen behandelte. Die Kranke lag zu Bette und auch einem Nichtarzte mußte es auf den ersten Anblick klar werden, daß hier an keine Rettung zu denken sei. Das Mädchen, vielleicht 16 oder 17 Jahr alt, schien große Furcht vor dem Tode zu haben, dem sie doch unvermeidlich entgegengehen mußte. Kerner tröstete sie sanft und machte ihr Hoffnung zu einer möglichen Genesung. Ob sie jetzt hinübergegangen ist, weiß ich nicht, aber der Herbst, der die Blätter fallen machte, wird auch ihr wohl gerufen haben. Ich muß ihrer noch oft gedenken, wie sie so dalag, bleich und abgezehrt, draußen in der frischen lebendigen Gotteswelt spielten vergnügte Kinder; es war grade Tanz im Orte und hier stand der unerbittliche Tod, sein Recht zu fordern.

Kerner's Praxis war ehedem bedeutend, jetzt nimmt ihm sein Sohn manche Last ab. In Weinsberg selbst besucht aber der Alte noch täglich die Leidenden und auch dahin hab' ich ihn oft begleitet. Das Augenübel Kerner's ist in den letzten Jahren schlimmer geworden, Lesen und Schreiben wird ihm sehr schwer; er fürchtet gänzliche Erblindung, aber dann ist vielleicht wieder Hoffnung und Hülfe zu erwarten von einer geschickten Operation. Jedenfalls eine harte Prüfung für den Leidenden, am Abend seines Lebens sogar des Augenlichtes entbehren zu müssen. Auch dies drückt ihn oft schwer darnieder; und manchmal hab' ich ihn im Garten allein sitzen sehen, den Kopf schwermüthig in die Hand gestützt, nachdenklich und ernst. Er erheitert sich freilich leicht durch äußere Anregung, fällt aber auch ebenso leicht wieder zurück in sein stummes Sinnen. Er selbst soll einmal gesagt haben: „Der Schmerz ist der Grundton der Natur!" Und er mag wohl Recht haben, dies zu behaupten. Oft sprach er mit mir in stiller Abendstunde über den Ernst des Lebens und über die unbegreifliche Bestimmung des Menschendaseins zu Kummer und Noth, und wie die Meisten sich selbst so viele dunkle Stunden bereiten und wie so oft Liebe fehlt und Engherzigkeit ihre Stelle einnimmt.

Ich bat Kerner einst, mir einige Worte in mein Album einzuschreiben: vielleicht in Beziehung auf die soeben erwähnten Gespräche schrieb er mir folgendes Lied hinein, das ich, weil es noch ungedruckt ist, dem Leser nicht vorenthalten will:

„Gott schickt am End' uns Leiden,
Damit uns diese Welt,
Wenn wir nun von ihr scheiden,
Nicht mehr so mächtig hält.

Die Mutter legt den Brüsten
Zuletzt was Bittres bei,
Damit des Kinds Gelüsten
Nicht mehr so mächtig sei.

Die Pflanze wird der Blätter
Und Blüthen erst beraubt,
Bevor im Herbsteswetter
Sie senkt ihr müdes Haupt.

Was willst Du dich beschweren,
Daß weh die Freuden sind?
Du darfst nicht mehr begehren,
Mein Herz, als Kraut und Kind.

und als Nachschrift fügte er hinzu:

Justinus schrieb dies, Liebre,
In Deine Blätter ein;
Ihm wird die Welt schon trüber,
Dir ist sie noch voll Schein.

Doch bald wird auch vergehen
Die äußre Sonne Dir;
Dann laß es nur geschehen
Und denk' des Liedes hier."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Die Liebe ist Galvanismus, sagt Karl Oberländer in seinen „Arabesken"; „die Lippen die leitenden Drähte der Gefühlsströme; man verbindet zwei Herzen, hat man einen galvanischen Apparat, mit dem man das Werthloseste vergolden kann. Das weibliche Herz bildet meistentheils den negativen, das männliche den positiven Pol; doch kommen zwei negative zusammen, ist die Verbindung unmöglich, wie auch zwei positive sich wirkungslos berühren. Die Freundschaft ist der Multiplicator, der den Strom der Gefühle verstärkt und dauernder macht, denn hier ist es die Seide der Bildung, verschlungen mit dem Metalldrahte der Empfindung, die den Liebesgalvanismus zu einem constant wirkenden macht. Zerreißt die Zwietracht die leitende Verbindung der Herzenselemente, so hört auch der galvanische Strom auf. Wie der Galvanismus das Wasser in Wasser- und Sauerstoff zerlegt, so die Liebe die Thränen in Lust und Schmerz; Lust ist Sauerstoff, welcher alles Leben erhöht, Schmerz der Wasserstoff sentimentaler Seelen. Die Berührung der galvanischen Kette verursacht einen empfindlichen Schlag; auch in der Liebe treffen uns gar manche harte Schläge, die desto stärker sind. Ist einmal das Herz von den Leidenschaften oxydirt, hört sein Einfluß auf Andere auf und der galvanische Strom der Liebe ist unterbrochen.

*** (Bibliotheken) Die zwölf größten Bibliotheken der Welt haben nach der Angabe eines berühmten Bibliognosten folgende Anzahl von Bänden: Die Bibliothèque du Roi in Paris 650,000; die Münchener 500,000; die Kopenhagener 400,000; die Berliner 320,000; die Wiener 300,000; die des britischen Museums 270,000; die Dresdener 250,000; die Bibliothèque de l'Arsenal zu Paris, die Bibliothèque de Génevive ebendaselbst, die Brera-Bibliothek zu Mailand, und die Göttinger, jede 200,000. Dies gibt zusammen das artige Sümmchen von 3 120 000 Bänden!

Physikalischer Verein.

Die Vorlesungen und Versammlungen bleiben ausgesetzt vom 24. December und beginnen wiederum am 4. Januar.

Der Vorstand.

Ein Märchen.

Ein Märchen schwebt mir in dem Sinn:
So oft hab' ich es einst gehöret,
Daß mir, der ich kein Kind mehr bin,
Es immer noch das Herz bethöret.

So klingt's, wie wenn in Sommerszeit
Man geht durch grüne Waldeshallen,
Dann rauschet leise weit und breit
Geheimnißvoller Töne Schallen.

Es ist, als wollte die der Duft
Des Mooses fremde Lieder sagen,
Als fächelte die weh'nde Luft
Beenehmlich deiner Seele Klagen.

Dir wird, als ob die Nachtigall
Verstünde deine stillen Thränen;
Dich wiegt der zauberische Schall
In unbeschreiblich süßes Wähnen.

— So, wenn das Märchen mich entrückt
In meine fernsten Jugendtage.
Was mich beleidigt und bedrückt,
Das flieht vor seiner schlichten Sage.

Hoch ragt die Burg am Felsenhang,
Der kranke Königssohn steht drinnen,
Und schauet träumerisch so lang
Hernieder von den stolzen Zinnen.

Ihn schmückt der Edelsteine Pracht
Und Gold bedecket alle Wände;
Doch draußen — schattige Waldesnacht
Und grünes, blumiges Gelände!

Und wenn der Jüngling niederschaut
Ins tiefe Thal von steilen Klippen,
Dann grüßet ihn ein Liebeslaut
Von traumbekannten süßen Lippen.

Da wandelt durch die Wiesen hin
Mit hellem Aug' und gold'nen Locken
Die wunderschöne Schäferin
Und blickt hinauf und flieht erschrocken.

Die Vögel schwingen sich empor,
Die liederreichen Abgesandten,
Sie picken an dem Eisenthor —
Er liegt in unsichtbaren Banden,

Und fliehen darf er nicht hinaus,
Er ist von Geisterbann umfangen.
Weh' ihm! Es lockt in Tönen draus'
Ein tausendstimmiges Verlangen.

Längst hab' des Märchens Ende ich
Vergessen in dem Ernst des Lebens,
Und wie ich d'rauf besinne mich,
Es war ein Traum — dahin! Vergebens!

Doch klingt es oft mir im Gemüth
Wie ferner Glocken Morgenläuten,
Wer kann, bevor sie recht erblüht,
Der Knospe still Geheimniß deuten?

Wilhelm Hamm.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 23. December. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Halm. (Letzte Gastrolle) Parthenia: Fräulein Hensler, vom Hoftheater zu Mannheim.

Samstag, den 26. December. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen." Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol. Musik von mehreren Componisten.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 355. Freitag, den 25. December 1846.

Mario.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Nach diesem kurzen Rückblick in Mario's Vergangenheit kehren wir zu dem Schauplatz unserer Geschichte, auf das gräfliche Schloß und in dessen waldgrüne romantische Umgebung zurück.

Der Frühling hat nun vollends dem rauhen Regiment des Winters ein Ende gemacht; schon kleidet den Felsen junges Moos, in das Tosen des Walddachs singt die Drossel ihr helles Lied, und die Ziege am steilen Felsgeklüfte klettert wieder wohlgemuth dem Thymianduft entgegen. Aber feierlicher rauscht diesmal der Wald, sonniger grünen seine Triften, geheimnißvoller winken seine Blumen; als sei's nicht der holde Frühling allein, was den Baum heiliger durchschauert, was die Trift wonniger im Sonnenschein badet und die Blume dunkler in den Waldesschatten zurückstellt. Ein fremdes Wesen waltet aller Orten, märchenhaft unverstanden hat's der Wald in sich aufgenommen, die Quellen unter den Moosdecken wissen's, die Echo's in den dämmernden Gründen wissen's, es verkünden's alle Sprachen der Waldes, die da reden ohne Zungen, alle Stimmen der Einsamkeit, die da flüstern ohne Worte, — nur der treue starke Sohn des Waldes allein, der Zunge hat und Worte, — er allein nennt es nicht, ihm versagt der Wald seines lieblichsten Wunders Offenbarung, und nur, wenn es leise durch die Ruine klingt, da lauscht er auf, da glaubt' er's zu hören, drückt fester die heiße Brust wider den harten Felsen und schaut empor, von wo die Töne klingen, so wunderfüß, als sei's der Gruß der Wolken, welche über die alte Burg dahinziehen.

— Sie wohnten schon lange in dem stillen Häuschen neben der Schloßruine beisammen, der Vater und der Sohn. In der Umgegend hieß es das „Falterhaus", nach dem Namen seines Besitzers, des alten Elias Falter. Stille ging es dort zu, denn Beider Obliegenheit war ja, die stummen Denkmale einer todten Zeit zu bewachen und den Geist der Vorzeit, der in ihnen ungestört fortträumen wollte, vor böswilligem Frevel oder zufälligem Schaden zu hüten. Auch sank kein Stein von den Mauern, auch brach keine Säule zusammen, der alte Elias nahm es in Acht und der starke Jost schaffte sofort den Trümmer zu den andern Trümmern. Das war ihr Geschäft, und wenn sie mehr thaten, so war's ihr guter Wille, den sie Beide denn auch redlich erfüllten.

Der Alte ging durch den Wald und sammelte Kräuter. Wer ihn da von Weitem zwischen den Bäumen hinwandeln sah, die kleine gebeugte Gestalt in dem langen grauen Rock, hätte ihn, zumal an düstern Orten des Waldes und im Zwielicht der Dämmerung, leicht für etwas ganz anders als einen bloßen friedlichen Kräutersammler ansehen mögen. Und in der That war auch sein ganzes Leben und Wesen so innig mit dem Walde verwachsen, daß selbst seine äußere Erscheinung etwas Waldheimliches an sich hatte, was weder in die freie Ebene noch in die laute Nähe der Menschen paßte. Schon sein schlichtes Kleid hatte genau die Farbe der Baumstämme und grauen Felsen, und darum geschah es denn zum Oftern, daß die Leute, die den alten Kräutersammler in dem einen Augenblick noch deutlich zwischen den Bäumen im tiefen Forst wandeln gesehen hatten, im andern ihn spurlos verschwunden glaubten; oder daß er wohl gar, wo sie ihn vorher nicht bemerkt, plötzlich gleichsam wie aus dem Felsen heraustrat, und sie durch seine unerwartete Erscheinung erschreckte. Auch hatten es manche deutlich gehört, daß er bei seinen einsamen Wanderungen zuweilen Worte in einer fremden Sprache vor sich hinsprach, woraus man denn schlußfolgerte, daß er mit den Geistern des Waldes rede oder Zaubersprüche murmele, womit er die Kräfte in der Erde, den Steinen und Pflanzen in seine Macht banne.

Dergestalt hatte sich im Laufe von vielen Jahren Alles was der dunkle wilde Gebirgswald an Wundersagen und Märchenheimlichkeit in seinen Schatten verbarg, gleichsam im alten Elias Falter verkörpert, und der Aberglaube der Bergbewohner erblickte in ihm schon lange nicht mehr einen gewöhnlichen Menschen. Aber dennoch verehrte man ihn allgemein als einen guten, wohlthätigen Mann; und wo er sich in den Dörfern zeigte, da war Freude bei Jung und Alt, und die Kranken zumeist und die Siechen lebten zusehends auf in seiner Nähe. Denn mit ihm wandelte ja die Wunderkraft seiner waldgrünen Einsamkeit über die Schwelle der Leidenden, und wer nur recht getrost seiner Kräuter süßen und herben Saft, seiner Wurzeln derbe Kraft, seiner Blumen kühlenden Thau annahm und ihm dabei vertrauensvoll in die sanften tiefen Augen blickte, in denen es manchmal wie Waldesdunkel und magisch Sternenlicht aufglänzte, der hatte entweder Genesung getrunken, oder ein leidloser Tod befreite ihn wenigstens von seinen Qualen.

Freilich kam zu Allemdem, was seiner Person schon an und für sich Bedeutung und seinen Medicamenten in der ganzen Grafschaft Glauben und Autorität verlieh, der Umstand, daß sich zu dem Geheimniß seines Lebens und seiner Erscheinung noch die tröstliche Gewißheit gesellte, daß Elias Falter selbst von den gelehrten Aerzten als weiser Mann geachtet, und was einen noch ungleich höheren Nimbus um ihn verbreitete, sogar von der gnädigen Herrschaft im Schlosse geschätzt und geliebt wurde. Zumeist war es der Graf Louis, den fast jeder seiner Spaziergänge nach der alten Schloßruine und in das Falterhaus führten. Auch Comtesse Lucinde fuhr dort oftmals vor und verweilte nicht selten ganze Stunden in dem stillen Hause. Gab's ein Familienfest im Schlosse, so wanderte gewiß schon am Vorabend ein Flaschenkorb mit alten Weinen

Digitized by Google

aus dem Schloßkeller hinauf zur Waldhöhe, und der Diener, der ihn trug, erzählte es Jedermann, daß Comtesse Lucinde selbst das Labsal für ihren alten Freund im Keller ausgesucht habe. Auch Marlo verkehrte gerne mit dem greisen Hüter der Ruinen seines Stammschlosses; und auf der Jagd oder beim Forellenfang war dessen Pflegesohn Jost meist sein alleiniger Begleiter. Denn dieser kannte, wie kein anderer gräflicher Jäger, den Stand eines jeden Wildes im weiten Forst; genau achtete er auf das Bläken des Rehbocks wie auf das Geschrei des Hirsches; er wußte wo die Rudel sich äseten, wo die Haasen ihren Wechsel hatten. Den Auerhahn beschlich er in der frühen Morgendämmerung und beobachtete am Abend den Einfall der Rebhühnerketten in die Haselhecken. So stark Jost an Muskeln war, so scharf und geübt waren seine Sinne, und im ganzen Waldrevier ging nichts vor, was ihm verborgen geblieben wäre. Er hörte in der allerfernsten Schlucht die Glocken von Willingen läuten, unterschied deutlich im Forst die hallende Art des Waldfrevlers von dem Hämmern des Spechtes; er lauschte den Quellen der Erde und erkannte schon an den Pflanzen der Oberwelt, wo etwa tief Unten stille Quellen gingen. Sein Naturſinn war fein bis in's Aeußerste, und selbst ein gewisses Phlegma, ein träumerisches Wesen, ein müder melancholischer Blick, ließen den Sohn und Zögling der wilden Natur nicht in ihm verkennen. Aber ein Wort galt's, ein Wink, und seine Sehnen wurden straff, seine Brust dehnte sich und sein Haupt, das meist müde auf den Schultern ruhte, hob sich stolz und frei in die Höhe; in die Muskeln seines Gesichtes kam ein ungewöhnliches Leben, die Pupillen seiner Augen zogen sich zusammen, seine Nüstern flogen, seine Lippen schwellten — in solchen Momenten glich er einem jungen Herkules und seine Gestalt, seine Züge hatten dann wirklich etwas Heldenhaftes, etwas angeboren Adeliges.

Das war Jost, der Pflegesohn des alten Elias, der ihn einstmals irgendwo im Walde auf einer verlassenen Lagerstätte, wo vielleicht Zigeuner, Seiltänzer oder anderes landflüchtiges Gesindel die Nacht über beim Feuer freie Herberge gehalten hatten, denn ein Aschenhaufen fand sich auch vor, als nackten verlassenen Säugling aufgefunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

Faust, Tragödie von Göthe.

An Gestalt und Gehalt der vollendetste Ausdruck des Germanismus, ist Göthe's Faust allmächtig tief in die Herzen des deutschen Volkes eingedrungen; man mag ihn deßhalb ein Stück der Weltgeschichte nennen. Es ist unser Nationalgedicht; was unser größter Dichter in der Seelentiefe seines Volkes gelesen, hat er für Jahrtausende niedergeschrieben; und was er geschrieben, ist ein Reflex unserer Vergangenheit, ein Bild unserer Gegenwart, eine Prophezeiung für unsre Zukunft. Jeder fühlt in dem Gedicht eine Saite seines Innern angeschlagen; deßhalb trägt ihn auch das Volk im Munde, deßhalb hat es manchen Kernspruch der Tragödie in seine Sprache herübergenommen; deßhalb füllen sich die Räume des Theaters, wenn er zur Aufführung gelangt. Doch sprechen wir von unsrer jüngsten Darstellung. In den Logen sah es öde aus; aber es wogte und drängte sich auf der Gallerie wie im Parterre.

Herr Breuer bot uns in seinem Faust die beste aller Leistungen, die wir von diesem Darsteller bis jetzt gesehen haben. Hier trat einmal sein sonst so leicht vorwiegendes Ich in den Hintergrund zurück, und er schuf uns eine Gestalt, welche für die ernste Bestrebung des Künstlers, das ungeheure, weit ausstrahlende Bild des Faust in einen engen Rahmen, in eine bestimmteste Persönlichkeit zu fassen, ohne seiner menschheitlichen Bedeutung zu schaden, ein ehrenwerthes Zeugniß ablegte, und zugleich den Beweis lieferte, daß tiefes Eindringen in den Geist der Rolle den Darsteller zum richtigen Verständniß geleitet hatte. Herr Breuer schien diesmal der Lösung seiner schweren Aufgabe selbst ganz gewiß, denn er war in seinem Auftreten, in Sprache und Bewegung so bestimmt und entschieden, wie wir ihn noch in keiner seiner Parthien gesehen. In Ton und Maske traf er ganz jenen Faust, dessen Seele sich der christliche Geist und der Dämon der Sinnlichkeit zum Kampfplatz erkoren haben, und gönnte uns einen tiefen Blick in sein vulkanisch zerwühltes Innere; Kunst und Natur waren in dem Spiel schön vermittelt, die Sprache quoll lebenswarm, zuweilen glühend hervor, der Zuschauer fühlte sich wohlthuend angeregt, die Theilnahme gab sich durch große Spannung kund und steigerte sich allmälig zum lauten Applaus und Hervorruf des Künstlers nach dem ersten Akt. Die allseitige Anerkennung seines Faust mag Herr Breuer vorzugsweise für die erste Hälfte des Stückes in Anspruch nehmen; in der zweiten, da der verjüngte Doctor als Cavalier und Liebhaber mit dem Teufel in der Welt umherreißt, wurde die Farbe etwas blasser, die Zeichnung des Charakters unbestimmter, und nicht mehr ganz jenem schönen Bild des ersten Aktes entsprechend. Als der schwächste Punkt in derselben erschien jener Dialog mit Gretchen, da „der Herr Doctor katechisirt wird." Faust muß sich in dieser Scene durch des frommen naiven Bürgerkindes Frage: Nun sag', wie hast du's mit der Religion?" sichtbar überrascht fühlen, seine Betroffenheit muß dann allmälig in Rührung übergehen, wenn er sieht, wie ihm, dem Ungesättigten, und seiner Welt-und Gottesanschauung gegenüber ein kindliches Gemüth seine volle Befriedigung in dem frommen Brauch der Kirche findet. Und was Faust hier mit den Worten ausspricht: „Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht ꝛc." soll vor der Geliebten seine Rechtfertigung, nicht etwa Lehre oder Predigt sein. Diese Auffassung der ganzen Scene scheint unserm Darsteller entgangen zu seyn. Aber wie dem sein mag, so hat uns Herr Breuer durch seinen Doctor Faust und besonders in dem ersten, langen Monolog, jener Klippe, woran wir andre, gern belobte Darsteller scheitern sahen, weil sie auf dem platten Brett der Declamation nicht umschifft werden kann, ein Recht an die Hand gegeben, auch an seine übrigen Kunstgebilde, namentlich in der Tragödie, höhere Anforderungen zu stellen, als wir dieß seither zu thun gewohnt waren. Herr Breuer kann schaffen, erstens, wenn er will, und zweitens, wenn ihm Gelegenheit dazu wird; den Beleg haben wir vor Augen. — Was wir übrigens schon früher einmal bemerkten, muß auch für heute wieder gelten: unsere Darsteller der ersten Parthien lassen sich noch immer Verstöße gegen die richtige Wortbetonung zu Schulden kommen. So hat Faust an den Mephistopheles den fragenden Ausruf zu richten: „die Hölle selbst hat ihre Rechte?" — Spricht man diese Frage mit folgendem Accent: „die Hölle selbst hat ihre Rechte?" so ist dieß entschieden falsch. —

Digitized by Google

Herr Reger gab den Mephistopheles, jenes wesenlose Gebilde der Phantasie, über dessen Verkörperung in der Tragödie durch den Schauspieler schon manches Wort hinüber und herüber gesprochen, auch schon viel Tinte verspritzt worden ist, — ohne daß man am Ende, wie wir zu behaupten wagen, über die wahre Form einig geworden wäre. Seydelmann und Döring sind durch ihre Mephistophelesgestalten berühmt geworden; beide gehen von verschiedenen Standpunkten aus, beide haben ihre Vertheidiger und ihre Gegner gefunden. Seydelmann gestaltete den Mephistopheles nach der Auffassung der deutschen Volkssage, eine sinnlich-derbe, durch und durch diabolische, mit allen Attributen der Hölle ausgestattete, die Luft verdumpfende, Alles versumpfende Hohn und Haß schnaubende „Spottgeburt aus Dreck und Feuer"; aber das böse Prinzip in dieser Auffassung consequent durchzuführen, das Ueber- und Außermenschliche fortwährend hervortreten zu lassen, dazu gehört auch das mimische Talent eines Seydelmann. Leichteres Spiel hat der Darsteller mit der Gestalt Dörings: er gibt den Mephistopheles in menschlicher Form, als gleißnerischen, höhnenden, boshaften, aber zugleich als höflichen und geschmeidigen Cavalier, der den Faust auf seiner Reise durch die Welt begleitet. Von diesen beiden Auffassungen pflegt man nun die Maßstäbe für die Mephistophelesgestalten anderer Darsteller herüberzunehmen. Aber mit welchem Recht? darf man fragen. Ist nicht jeder Künstler befugt, ja, soll es ihm nicht Beruf sein, sich von dem allgemeinen Standpunkte aus mit Beobachtung der unerläßlichen Bedingungen eine neue, ihm ihr Dasein verdankende, und zum Dasein berechtigte Gestalt zu schaffen? Wenn Seydelmann seinen Mephistopheles als den Herrn und Meister unmittelbar aus der Hölle hervorholt und Döring nur als ein in dem Sold der Unterwelt stehender Dämon auftritt, erscheinen sie beide noch als Menschen unter Menschen in ähnlicher Weise, wie auch das Christenthum seinen Stifter auf der Erde erscheinen läßt. Wäre nun neben ihnen kein dritter Mephistopheles möglich? Gewiß; wenn man nur das herrliche Wort von Julius Mosen (zwei dramatische Abhandlungen über Göthe's Faust, Oldenburg 1845) beachten will: „Faust und Mephistopheles sind eigentlich nur ein in zwei Hälften zerrissener Mensch," — so sind der Anknüpfungspunkte viel und neue gegeben. — Heute mehr über diesen Gegenstand zu sagen, verstattet uns der Raum nicht; wir kehren deßhalb zu dem Mephistopheles des Herrn Reger zurück. In ihm ist weder Seydelmann's noch Döring's Autorität als vollgültig anerkannt; vielmehr nahm unser Darsteller von Beiden nur das, was er für seine Dämonsgestalt brauchen konnte. Wie sich Herr Reger sein Bild entworfen hatte, so führte er es auch mit großer Consequenz durch und hat insofern den gegründetsten Anspruch auf Anerkennung. Indessen müßte man sich wohl noch darüber verständigen, ob es in dem Sinn Göthe's gelegen — vielleicht mehr noch in der deutschen Volkssage —, das Diabolische allzuweit hinter das Komische zurücktreten zu lassen, wie es Herr Reger in seiner Auffassung gethan. Wohl hat er dadurch die Scene mit dem Schüler und jene mit Marthen zu Glanzpunkten seiner Leistung emporgehoben, aber wo es galt, den verkörperten Haß, die Fleisch gewordene Verneinung und Vernichtung zu zeigen, namentlich dem Faust gegenüber, da zeigte uns die Maske des Herrn Reger zu wenig das unheimliche, schaudererregende, uns in tiefer Seele verhaßte Gebilde der Hölle. Die Stimme war zu rund, zu markig, anstatt vom geheimen Grimm ausgehöhlt, von scharfer Ironie zugespitzt, dämonisch von unten heraufzudringen. So gestaltete uns Herr Reger einen boshaften, schadenfrohen Schalk, aber nicht den Geist, der stets verneint. — Unser Jahrhundert noch prüder und zimperlicher zu machen, als es, Gott sei's geklagt, schon ist, gereicht Niemanden zum Verdienste, am wenigsten denen, welche ein Drama von unziemlichen Worten und Sätzen zu „säubern" berufen sind. Hierüber ein andermal mehr; heute wollen wir nur fragen, warum in der Stelle des Mephistopheles:

> Der Herr der Ratten und der Mäuse,
> Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse a. s. w.

dieser zweite Vers weggeblieben ist. Haben etwa die letztgenannten animalia das Joch der Hölle abgeschüttelt? Oder glaubt man vielmehr durch ihre Namen zarte Ohren zu beleidigen? Im letzteren Fall könnten wir in dem Faust noch einige häkelige Stellen anstreichen, die in unserer Darstellung nicht, wie die Fliegen, Frösche u. s. w. um ihr Recht gekommen sind, obgleich sie es eher verdient hätten. — Unmittelbar nach dieser Stelle hat Mephistopheles, der Ratte ansichtig werdend, zu sagen: „Da kommst du schon hervorgehupft!" Dieß ist kein Ausruf freudiger Verwunderung, wie er heute gefaßt wurde, sondern ein dem Bewußtsein der höllischen Macht über dieß Ungeziefer gegebener, ironisch, triumphirend hinzuwerfender Ausdruck.

Fräulein Quint spielte die Margarete. Wir glauben kaum zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß ihre Leistung verhältnißmäßig die bedeutendste des Abends war. Verhältnißmäßig: denn die Darstellerin mußte, um diese Parthie so ansprechend geben zu können, wie es geschehen ist, ihrem ganzen Naturell den Krieg erklären; sie mußte ihre eigene Persönlichkeit durchaus vernichten, sollte sich ein naives, kindliches Gretchen von bewußtloser Unschuld herausgestalten. Daß ihr Beides in so hohem Grade gelungen ist, flößt uns große Achtung vor der künstlerischen Befähigung unserer Darstellerin ein, und wir freuen uns, jenes früher ausgesprochene Urtheil über ihre nur von fremdartigem überwachte Genialität heute vollkommen gerechtfertigt zu finden. Der Grundton des Gretchen war von Anfang an richtig angeschlagen, und wurde auch in der ganzen Darstellung festgehalten; aber in den ersten Scenen wäre mehr Wärme und Innerlichkeit zu wünschen gewesen; der gelungenere Theil der Leistung begann überhaupt erst nach dem Fall des irdischen Engels, und erreichte seinen Höhepunkt in der Kerkerscene, wo sich Gretchen in Reue und Zerknirschung mit dem Himmel wieder aussöhnt. Was Fräulein Quint in solchen Rollen bis jetzt noch gegen sich hat, ist ihr nicht genug veredeltes Organ. Die Stimme besitzt nicht jene Würde, wie sie dem Tragischen angemessen ist, sondern schlägt leicht in das Weinerlich-Singende um, was heute bei dem Gebet vor der schmerzenreichen Mutter und schon vorher bei dem Monologe „Meine Ruh' ist hin," die Wirkung nicht wenig beeinträchtigte. Aber nicht nur das Portament, auch die Volubilität der Stimme wäre in größerem Maß zu wünschen. In der sonst so vortrefflich gespielten Scene des Wahnsinns am Schlusse unsers Stücks hatte es Fräulein Quint gut aufgefaßt, die kurzen Reimverse der Vision:

> Geschwind! geschwind!
> Rette dein armes Kind.
> Fort, immer den Weg
> Am Bach hinauf u. s. w.

Digitized by Google

[illegible] „Sing: Du so wird Sing:" in dem Vortrag ängstlich zu überstürzen. Aber der Hörer muß in seinem Recht bleiben; es darf ihm keines der Worte verloren gehen, was leicht zu erreichen ist, wenn die Volubilität der Stimme gehörig ausgebildet wird.

Herr Mark gab die Partie des Schülers recht brav. Nur wollen wir ihn darauf aufmerksam machen, daß ein Schüler, der dem Professor gegenüber im Verhältniß des Niederen zum Höhern steht, mit der Bewegung der Arme bei seiner Rede höchst sparsam sein und seine ganze Persönlichkeit mit Wissen und Willen beweistern muß, insbesondere wenn der Lehrer ganz nahe zu ihm tritt. Die Bewegung mit beiden Armen wird sich kaum rechtfertigen lassen.

Was an Valentin, den Herr Grahn spielte, verdorben ist, mögen jene verantworten, welche die ganze Wirkung dieser Parthie verdarben, als sie des Bruders Ansprache an Gretchen für zimperliche Ohren censirten. — Die Scene in Auerbachs Keller mußte zuerst an einer Gedächtnißlücke Branders, der bei seinem „Rattenlied" unwillkürlich aus der zweiten Strophe in die dritte gerieth, und zwar so, daß sich's durchaus nicht reimen wollte, und weiter an dem revolutionirenden Mechanismus des hölzernen Tisches verunglücken. Man darf diese Calamitäten heute um so bereitwilliger verzeihen, als die ganze Aufführung unsrer Nationaltragödie eine würdige zu nennen und in jeder Beziehung dem Besten beizuzählen ist, was uns das Schauspiel seit lange geboten hat. Mit Freude vernahmen wir deßhalb am Schluß des Stückes den Ruf: „Alle heraus!" Das war wieder einmal die todtgeglaubte vox populi! Fräulein Quint und die Herren Breuer und Reger erschienen, um das verdiente Zeichen der Anerkennung entgegenzunehmen. Eduard Sattler.

Feuilleton.

*** Auch die Magdeburger wollen die Lind hören. Allein zu den Preisen, zu denen die Unvergleichliche gegenwärtig zu singen gewohnt ist, will sich das dortige Publikum nicht verstehen. Der Director schlägt daher eine förmliche Subscription vor: Er will, daß vorläufig die Enthusiasten und die über alles Neugierigen, die Blumenspender, die Kränzeschleuderer, die Gedichteanfertiger, die Schreier auf der Straße, die Bivatjubler, die Pferdeausspanner ꝛc. das Honorar für die Lind auf drei Vorstellungen zusammenschießen möchten, dann wolle er die Lind zu den gewöhnlichen einfachen Preisen dem gesammten Publicum vorführen. Man ist begierig zu erfahren, ob eine solche Subscription zu Stande kommt, und ob sie das Honorar der Lind zu decken im Stande ist. A. Thz.

*** Ein sonderbarer Borerkampf fand vor Kurzem in Nottingham statt. Die beiden Duellanten waren ein Borer und eine Borerin und zwar Mann und Frau. Die Frau war groß, eine wahre Athleiengestalt, der Mann dagegen klein und schmächtig Die beiden Kämpfer begaben sich auf ein Feld, wo die Frau ein geeignetes Costüm anlegte; sie nahm Halsband und Ohrringe ab, und forderte ihren Mann zum Kampfe. Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich um den Kampfplatz versammelt. Das Duell dauerte beinahe eine Stunde. Anfangs bekam die Frau einige starke Faustschläge in's Gesicht, welche ein heftiges Nasenbluten zur Folge hatten; aber auch der Mann ging keineswegs leer dabei aus, und endlich, im funfzehnten Gange, traf ihn die Faust seiner zärtlichen Ehehälfte so nachdrücklich an das Ohr, daß er betäubt zu Boden sank. Die Frau wurde als Siegerin erklärt.

*** Auf dem Platze der Dortmund-Elberfelder Eisenbahn, auf welchem der Dortmunder Bahnhof abgesteckt, erheben sich noch jetzt die beiden alten Linden, unter denen früher der Hauptsitz der Vehme gewesen. Man gerieth anfangs in Verlegenheit, was man mit den noch grünenden Monumenten germanischer Vorzeit beginnen solle. Endlich hat das Eisenbahncomité beschlossen, den Platz frei zu lassen und die Bäume mit einem dichten, festen Stacket zu umgeben, damit sie hier, inmitten des allgemeinen Weltverkehrs, umkreist von zischenden Lokomotiven, ihr historisches Dasein ruhig enden könnten. Ein merkwürdiger Gegensatz, auf einem Eisenbahnhofe der Sitz eines Vehmgerichts! Wandsl.

*** Auf einem Ball zu Calcutta sieht man im „Tiny Magazine" zog eine Dame beim Eintritt in den Saal die Augen der ganzen Gesellschaft auf sich. Sie strahlte in Brillanten, die ein Licht verbreiteten, wie die fabelhaften Karfunkel in „Tausend und eine Nacht," und wodurch jeder andere Schmuck verdunkelt ward. Als die anderen Damen sich ihr nun näherten, um ihre kostbaren Steine in der Nähe zu betrachten, da ergab es sich, daß sie den sinnreichen Einfall gehabt hatte, einige hundert lebendige Johanniskäfer — von den Vesta testilis des Petronius — in kleine Musselinroseiten einzunähen und damit ihr Kleid zu besetzen, wodurch dieses das Ansehen bekommen hatte, als ob es mit Feuerstrahlenden Juwelen bedeckt wäre.

*** Theater-Mnemotechnik. Der Gedächtnißkünstler Sainval in Frankreich, wird eine Mnemotechnik für das Theater herausgeben, welche gewiß als eine höchst willkommene Erscheinung betrachtet, und daher eine allgemeine Verbreitung finden dürfte. Die aufgestellten Anhaltspunkte in diesem Hülfsbuche setzen jedes Individuum aus dem Gebiete der Gesangs- und Schauspielkunst in den Stand, selbst die umfangreichste schwierigste Rolle in einem zwanzig Mal kürzern Zeitraume als gewöhnlich dem Gedächtnisse einzuprägen. Auf diese Weise wäre also die tröstende Aussicht geboten, daß die störenden Gebrechen des Memoriums endlich beseitigt würden, welche dem Publikum und der Kritik schon so viele Ursache zu gerechten Klagen gegeben haben.

*** Barbiererei mit Musik. In Salzbrunn findet sich eine Barbierstube mit drei Musikanten. Sobald sich ein Mann niederlegt, um sich den Bart abnehmen zu lassen, spielen die Musikanten ein Stückchen Diese Barbierstube, welche früher ganz verödet war, findet nun ungemeinen Zuspruch.

Anzeige.

In der Quartetsoirée des Herrn Heinrich Wolff, welche Freitag den 25. d. stattfindet, wird ein Quartett von Mozart (C-dur), von Mendelssohn (E-moll) und von Beethoven (F-dur) vorgetragen werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 26. December. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen" Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol. Musik von mehreren Componisten.

Druck von August Osterrieth

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 356. Sonntag, den 27. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Nichts in der Welt lernt der Mensch leichter, als sich da heimisch fühlen, wo es ihm gut geht. So war auch der junge Hofmeister bald in dem Schloß zu Willingen und was um dasselbe an wilden Waldbergen, an schattigen Tannengründen und kühlen Thälern herumlag, bekannt und eingewohnt wie in seiner zweiten Heimath und konnte seiner Liebe zur freien Natur vollständig Genüge leisten. Die romantische Umgebung des Schlosses war aber auch in der That geeignet, einen Sinn zu reizen, der die Einsamkeit liebte, ein Gemüth zu befriedigen, das noch dem süßen Geheimniß der Natur zu lauschen versteht und sich wohl auch zu Zeiten von den Schauern ihrer Wildniß überwältigen läßt. Wie mit den dunkeln Augen des alten Phantasus sah Einem hier noch die Natur unmittelbar in das Herz — mächtiger, ahnungsvoller je näher dem Schloß, rauschte der Wald, wie wenn er dem edlen Geschlecht, das dort hauste, Schutz geschworen für alle Zeiten, wie wenn seiner alten Eichen Wucht es schirmen solle vor jeder Gefahr, ein treuer, im Dienste der Ahnen ergrauter Vasall. — Am liebsten aber wandte sich Ludwig zur grauen Ritterburg oben auf der Höhe, woselbst man von dem Plateau eines noch wohlerhaltenen Thurmes ein gutes Stückchen Welt überschauen konnte, auf der einen Seite bis hinunter zum blauen Taunus, auf der andern bis zu den fränkischen Gebirgen. Außerdem hatte er sich von „Onkel Louis", seinem edlen Gönner und Pathen, belehren lassen, daß der Mensch zwei Dinge in der Welt für sich alleine thun solle: das Gebet und das Spazierengehen.

So wanderte er denn eines späten Nachmittags wieder den Waldpfad hinauf, um die Ruine zu besuchen und von ihrem höchsten Punkt aus die Sonne untergehen zu sehen. Auch ihm war's heute im stillen Wald wunderbarer zu Muth als sonst, auch ihm kam es vor, als ruhe über all den sonnigen und schattigen Orten eine feierliche Stimmung, als funkele der Abendstrahl zauberischer durch die Büsche, als wolle ihm mit jedem Schritte vorwärts ein unnahbar Wesen den Weg vertreten und ihn vom Weitergehen abhalten. Bald zuckte ihm ein Sonnenstrahl blendend in's Gesicht, bald rief der scheue Kukuk ganz in seiner Nähe, und einmal ließ ihn sogar ein Reh ganz nahe an sich herankommen, sah ihn mit treuen Augen neugierig an und lief dann eine Strecke im langsamen Trott vor ihm auf dem Wege her, als wisse es sich dem blonden Lyriker gegenüber sicher vor jeder Gefahr. Und wie er höher kam, der Pfad steiler wurde und die niedere Waldung näher zusammenrückte, da ging die wunderbar friedliche Stimmung der Natur immer tiefer in sein Gemüth über und wie noch nie empfand er die Nähe der stillen Ruine, noch ehe diese selbst ihm sichtbar wurde. Unten läutete die alte Stadtglocke von Willingen den morgenden Sonntag ein, Ludwig mußte unwillkürlich stehen bleiben, denn die Glocke tönte gar zu zauberhaft in der stillen Waldeseinsamkeit, fast so, als habe nur ihr Klang ihn hierher gelockt, und als wandle er mit dem Abendroth in den eigentlichen Tempel des Herrn. Endlich erblickte er die Reste der Ringmauer vor sich, er trat aus dem Walde auf den freien Platz vor der Burg, und ging langsam, die Hände auf dem Rücken, an dem Falkenhaus vorbei dem Thore zu. Die braune Thüre der beiden Waldbewohner war verschlossen. In der obern Stube standen jedoch die Fenster offen und ein fremdes rothwangiges Mädchengesicht sah daraus dem einsamen Wanderer neugierig nach. Ludwig trat in den Schloßhof, junges Gras begrünte den unebnen Boden und ganze Ströme von Veilchendüften drangen ihm aus dem verödeten Raume entgegen. Hoch oben in einer Mauerblende saß ein Rothkehlchen und zwitscherte fröhlich sein Abendlied. Unter dem alten blühenden Hollunderbaum aber, neben der runden Thüre, durch die man in den mächtigen Thurm einschritt, stand ein kleines nettes Tischchen, mit einer blau und weiß geblümten damastenen Serviette bedeckt. Auch ein Polsterstuhl stand daneben und auf ihm lag ein in rothbraunen Maroquin eingebundenes Büchlein mit Goldschnitt. Verwundert betrachtete Ludwig diese so anmuthige Zeichen von der Gegenwart eines gebildeten und sinnigen Menschen in der stillen Ruine. Er sah nach dem Titel des Buches und sein Erstaunen wuchs, als er die Sonette Petrarca's im Originaltext in der Hand hielt.

„Das liest weder der alte Elias noch der Jost, zudem für des Letztern Hand wär' auch dies artige Büchlein viel zu nett!" sagte Ludwig und blickte forschend nach allen Seiten umher, wer wohl sonst hier unter deutschen Hollunderblüthen an italienischen Versen Geschmack finden möge. Doch den Stuhl, auf den er sich jetzt niederließ, um gleichfalls im Petrarca zu lesen, machte ihm Niemand streitig; aber auf das Angenehmste wurde er überrascht, als er unter dem Tischchen ein feines battistenes Taschentuch entdeckte, das nach seiner Stickerei zu schließen, nur einer Dame gehören konnte. Er hob es auf und ein feiner Wohlgeruch betäubte ihn kaum noch, als er die überaus reiche und geschmackvolle Arbeit betrachtete. Wie er aber nach dem Namen suchte, fand er in der einen Ecke mehrere kleine Blutstropfen, frisch daraus getupft, denn die Spur war noch feucht und glich rothen Pfirsichblüthen. Wunderbar wirkten alle diese kleinen Entdeckungen auf des Jünglings Einbildungskraft, seine Augen gingen beständig von den Sonetten zu dem Tuche, von diesem zu den Sonetten, er verglich die lieblichen Hieroglyphen der Blutstropfen mit dem netten Format des Buches und glaubte fast die schönen zarten Finger zu sehen, die Beides eben jetzt erst berührt haben mußten.

Digitized by Google

„Geschmerzt hat sie's gewiß nicht," sagte er lächelnd und drückte dabei das Tuch leise wider die Lippen. Fast ertappte er sich auf einem Erröthen, denn aus dem leisen Druck war, eh er es noch inne ward, ein feuriger Kuß geworden.

In diesem Augenblick wurde der ganze Schloßhof wunderbar helle und purpurn beschien die Sonne die grauen Mauern. — Ludwig gedachte des Zweckes seiner Hierherkunft, nahm das Tuch und eilte in den Thurm, um damit von oben der leuchtenden Himmelskönigin den Scheidegruß zuzuwinken.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt bei Justinus Kerner.

Im Frühling 1816, von Adolph Ebeling.

(Fortsetzung)

Wohl liegt eine tiefe Bedeutung in diesen einfachen Worten, die Kerner recht aus der Seele geschrieben zu haben scheint. So sind auch alle seine Poesien. Auf einem Spaziergange durch Weinsberg zeigte er mir die Sägemühle, zu der er das bekannte schöne Lied gedichtet. Er selbst sprach leise vor sich hin den Schlußvers:

„Da ging das Rad nicht mehr."

Ich erinnere hier den Leser an die sehr richtige und durchdachte Kritik der Kerner'schen Dichtungen von Strauß. Ich wüßte nicht, was man Dem hinzufügen könnte. — Sein Sohn Theobald geht einen andern Weg als der Vater; freilich ist Jenem auch die Natur wie diesem der Hauptgegenstand, aber er geht genauer ein in's Einzelne; in der Art, wie er die Erscheinungen der Bäume, Blumen und Pflanzen personifizirt, erinnert er an Hebel, wenn auch nicht in so vollendetem Maaße, wie dieser. Ob der junge Keerner berufen ist, auf dem Parnaß dereinst den Platz seines Vaters einzunehmen, möge ein Kundiger entscheiden, nach dem, was er uns bis jetzt geboten, wag' ich es nicht zu behaupten. Auch über meine Arbeiten sprach Kerner mit mir auf das Theilnehmendste. Er trug sich damals viel mit meinen Gedichten herum und blätterte oft darin, sprach unverholen sein Lob und Bedenken aus, was mich sehr freute. So einem Altmeister gegenüber, der bereits den Dichterschmuck sich verdient hat, steht man doch gar klein und unbedeutend da, und so mag sich auch Kerner mit Recht awüsirt haben, wie in manchen meiner Gedichte eine subjektive Selbstgefälligkeit und wohl über die Gebühr sich ausspricht. Ich gedenke noch eines Tages, wo wir spazieren gingen und gerade über diesen Fehler sprachen, wie Kerner vor einem Kornfeld stehen blieb und mich fragte, ob ich wohl die Art kenne. Da ich nun, zu meiner Schande gestehe ich's, von der Landwirthschaft so viel verstehe, wie vom Sanskrit, d. h. nichts, so wußte ich es nicht zu nennen. „Ei," sagte Kerner, „das müssen Sie ja besser kennen, als irgend Einer! Das ist ja Dinkel!" (Dünkel).

Ueberhaupt ist Kerner oft sehr satyrisch und ironisch, nur sieht die angeborne Gutmüthigkeit überall durch. So macht es ihm auch großen Spaß, wenn er Jemanden eine unschuldige Verlegenheit bereiten kann. Eines Morgens komme ich zum Frühstück und finde die Familie bereits beisammen und außerdem einen fremden Herrn. Kerner stellt mir diesen vor als Eduard Duller; ich also habe natürlich meine ehrerbietige Reverenz gemacht, und war im Stillen froh, dem Manne gegenüberzusitzen, den ich längst als einen der Bessern kannte. Ueberdem wußte ich, daß Kerner nah mit ihm befreundet und schon oft von ihm besucht worden war. Im Stillen dachte ich schon an den Brief, den ich nachher an einen Freund schreiben wollte und der mit den Worten anfangen sollte: „Heut morgen trank ich mit Duller Kaffe;" da sagte Kerner plötzlich, eigentlich sei der Herr nicht Duller, sondern ein Zimmermaler aus Heilbronn, der den Hausgang und die Wände neu anstreichen solle. Das war kalt Wasser auf meine Begeisterung; und Kerner lachte nachher noch oft über mein verdutztes Gesicht. Solche Geschichten kamen sehr oft vor. Als einst seine älteste Tochter zum Besuche kam, die ich schon früher in Heilbronn gesehen, sagte er zu ihr: „Du, dem Doktor gefällt deine Nase nicht, er sagt, sie sei zu lang." Man denke sich meine Verlegenheit, denn wirklich hatt' ich kürzlich diese Bemerkung ohne allen Arg in Gegenwart des Vaters gemacht. Aber alles dies trug nur dazu bei, die Gemüthlichkeit und den Frohsinn zu erhöhen. Man halte es dem Interesse zu Gute, das ich an den lieben Leuten nehme, wenn ich noch einen dritten Fall hinzufüge. Ich hatte mich eines Morgens sehr lebhaft mit Kerner über verschiedene Dichtungsarten unterhalten, namentlich über Form, und vertheidigte nun in meiner Weise Sonette, Gaselen u. s. w. auf das Lebendigste. Kerner dagegen als Naturdichter wollte nicht viel davon wissen und spottete sogar über die Gaselen durch spaßhafte Reime und Wortspiele. Etwas piquirt ging ich fort und schrieb wie zum Trotz eine Gasele nieder, die Kerner, nebenbei gesagt, später recht lobte. Eine halbe Stunde mochte kaum vergangen sein, so hörte ich ihn kommen, er stellte sich hinter meinen Stuhl und legte mir ein Zettelchen auf mein Buch, worauf er die Worte geschrieben:

„Es ist ein wunderliches Ding,
Um mich und meinen Ebeling."

Doch genug davon, ob es mir gleich schwer ist, mich von der Erinnerung loszumachen, denn grade in diesen anscheinend so geringfügigen Kleinigkeiten lag tiefe Bedeutung.

Oft traf es sich, daß der alte Kerner ganze Vormittage fortgefahren war, um ferne Kranke zu besuchen. Dann machte ich wohl einen Weg durch Weinsberg und begrüßte bald den und jenen der freundlichen Bewohner, die ich gar bald kennen gelernt hatte. Unter all diesen Bekanntschaften nun war mir keine so interessant, als die eines dortigen Kaufmannes. Ich hatte schon immer allerlei von diesem „Sonderling", wie sie ihn nannten und wohl noch nennen, gehört, daß ich ordentlich begierig war, ihn zu sprechen. Er wohnt in einem kleinen unscheinbaren Hause, in welchem seine Mutter einen Laden hat von Kolonialwaaren und Sonstigem. Er selbst beschäftigt sich auch manchmal damit. Früher war er Inspektor sämmtlicher würtembergischer Strafanstalten, trat später freiwillig aus dem Staatsdienst, worauf ihm der König eines Theils in Anerkennung seines Wirkens, andern Theils auch wohl, um ihn zum Bleiben zu bestimmen, den Titel eines Komerzienrathes ertheilte. Er ging aber dennoch, und nichts macht ihn böser, als wenn man ihn „Herr Komerzienrath" nennt. Dabei hat er die sonderbarsten Ansichten und Meinungen. So besucht er z. B. Niemanden, mit der Ausnahme, wenn Einer seine Hülfe braucht. „Wenn die Andern wegbleiben, dann komm' ich!" sagte er mir sehr oft. Allgemein ist er geachtet und beliebt und allen hilft er,

Digitized by Google

gleichviel ob es ihm etwas einträgt oder nicht; im Gegentheil, den Armen, Unterdrückten steht er am liebsten bei. Er kann sein Jus und die Pandekten trotz einem Juristen, fast immer hat er da oder dort einen Prozeß zu führen. In der Regel gibt ihm dann ein befreundeter Advokat seinen Namen her, dem er wahrhaftig auch keine Schande macht. Noch kürzlich hat er einen solchen Rechtsstreit gewonnen und die Herren am Obergericht haben sich den Kopf zerbrochen, wer wohl die trefflichen Eingaben und Vertheidigungen gemacht haben könnte; er nennt sich dann nie; grade unbekannt zu sein, machte ihm den größten Spaß. Sein Bezirk hat ihn zum Landstand wählen wollen, er hat's aber abgelehnt; „ich gehöre nicht in die Kammer," soll er gesagt haben, „ich kann doch nicht mit den Leuten fertig werden und sie nicht mit mir."

Man hat ihn zum Stadtschultheißen von Weinsberg machen wollen, aber auch da weigerte er sich, und dem jetzt gewählten hilft er unter der Hand bei seinen Geschäften. So ist er immer das Gegentheil von andern Menschen und doch wirklich ein ausgezeichneter Mann in jeder Beziehung. Getrieben und gelernt hat er alles, wonach man ihn fragt und mit einer Gründlichkeit, daß man überrascht wird. Ein ihm befreundeter Literat übersetzt ein Buch aus dem Italienischen, kann, wie das manchmal vorkommen soll, nicht recht damit fertig werden, wendet sich an unsern Kaufmann, der hilft ihm, das heißt, der übersetzt ihm das Buch und es ward sehr beifällig aufgenommen. Wie mancher Aufsatz ist von ihm, den man in dieser oder jener Zeitung findet; aber sein Name ist nie dabei. In seinen politischen Ansichten ist er gesinnungstüchtig und liberal, wie natürlich; aber diese geben sich meistens nur durch Ironie und Spott kund. Wehe der Einrichtung, hier oder da, wenn er sie lobt! Ein paar Zeitungen liest er, das ist Alles; und doch ist er nu fait in allen Begebnissen und bildet sich sein klares, bewußtes Urtheil über die verwickeltsten Punkte. Es ist eine Pflichterfüllung der Pietät und Dankbarkeit von meiner Seite, daß ich dieses Ehrenmannes hier erwähne, leider kann ich dies hier nicht so ausführlich thun, wie ich gern möchte; denn nun hab' ich's doch einmal mit ihm verdorben, wenn er er dies Blatt in die Hand bekommt. Wenigstens wird er lachen und sagen: „Nun, der hätte auch was Besseres schreiben können, als über mich." Aber er mag sich auch erinnern, wie ich ihm oft die Versicherung gab, wenn er so in seinem kleinen Kramladen dem ein Viertel Kaffe und dem ein Loth Schnupftabak zuwog und sich inzwischen mit mir über Kant und Hegel unterhielt, ich würde ihm doch noch den Streich spielen und der Welt von ihm erzählen. Nun, mit dieser meiner Bekanntschaft ward ich recht bald vertraut. Wir machten Spaziergänge mit einander, tranken irgendwo ein Glas Wein und conversirten und discurirten, daß es eine Lust war. So bestiegen wir denn auch manchmal den nahegelegenen Wartberg, um uns an der herrlichen Aussicht zu erfreuen. Aber bald zog uns etwas Anderes, mich namentlich, hinauf, es war dieser Magnet nichts mehr und nichts weniger als die freundlichen kleinen Augen der Schwester des Wirthes, ein kaum erwachsenes, niedliches Mädchen. Ich machte unsern Kaufmann zum Vertrauten meiner Liebesgeheimnisse, ob ich gleich noch kein Wort mit der Pauline gesprochen und nun begaben wir uns recht oft in der Stille hinauf, um „die schöne Aussicht auf dem Wartberge" zu genießen, wie wir den Andern sagten. Ob ich nun freilich in meinen Liebesaffairen nicht weiter kam, so hatten diese Besuche doch viel Interessantes und für mich überdem wirklich viel Belehrendes und Anregendes. Dennoch schrieb ich auf den Wunsch meines neuen Freundes ein Gedicht zur Verherrlichung des Wartbergs und seiner Donna, aber in Bezug auf letztern Punkt machte er mich aufmerksam, etwas maskirt zu Werke zu gehen, damit keiner, der es lesen würde, recht zu wissen bekäme, wer denn eigentlich gemeint sei. Dies kleine Lied traf ich später wieder abgedruckt an in dem Turner-Album, das nach dem jüngst gewesenen Turnerfest erst kürzlich erschienen ist, und wo in schrecklichen Hexametern ein Herr Kies, oder wie er sonst heißt, es unternommen hat, die damalige Feier durch eine klassische Bearbeitung, wie er selbst sagt, zu verewigen. Genug, mein kleines unbedeutendes Produkt hieß:

Der Wartberg.

Das beste meiner Lieder,
Denn du bist schön zu schauen,
Du Wartberg stolz und kühn!
Man sieht mit Freude nieder
Rings auf die reichen Auen,
Wenn fern die Berge blauen
Im Abendsonnenglühn.

Wohl manches Auge blickte
Hinab zu deinen Füßen
Nach manchem lieben Ort.
Wohl manche Seele schickte
Ein sehnsuchtsvolles Grüßen
Hinab, mit manchem süßen,
Verstohlnen Liebeswort.

Und naht das Fest der Trauben,
Um Segen darzubringen
Bis in das kleinste Thal;
Dann tönt in luft'gen Lauben
Weithin ein munteres Singen,
Ein helles Becherklingen
Und Lust und Scherz zumal.

Und nun zum Schluß das Beste:
Noch etwas sah ich droben,
Gar lieblich zart und fein;
Da ward der Tag zum Feste,
Doch darf ich's laut nicht loben,
Nein, still das Glas erhoben; —
So will's gepriesen sein!

Ob das Fräulein mir nun, wie die Spanierinnen, die auch erst durch Gesang besiegt werden müssen, geneigter ward, weiß ich nicht, denn ich sah sie seitdem nicht wieder, aber mein Freund und Vertrauter war sehr zufrieden damit und meinte, so gut hätte er keins machen können, was ich ihm aber sehr bezweifelte, da er mir auch einige poetische Arbeiten, die natürlich keiner kannte, mittheilte, welche wirklich vortrefflich waren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

*** Aus dem Jahr 1780 hat man von den vier einst berühmtesten Universitäten Deutschlands eine Zeichnung, welche dieselben folgendermaßen charakterisirt. Zuerst sieht man einen Studenten von Leipzig, ein sehr patentes Herrchen, wie uns auch Göthe die damaligen Leipziger Masensöhne in seinen Memoiren schildert, das sich mit süßer Seladonsmiene zu einem Mägdlein wendet und spricht: „Daicimene, du hast mich verliebt gemacht." Neben ihm steht einer von Halle, das damals erst vor Kurzem seinen Waisenhausstifter August Herman Franke verloren hatte; er trägt eine Trauerkleidung und seufzt mit zur Erde gesenktem Haupte: „Den wird Gott strafen." Auf ihn folgt ein flotter Jenenser, mit einem sehr imponirenden Schnurrbarte, in hohen Kanonen mit Pfundsporen, einen gewaltigen Sturmhut keck und unternehmend auf's Ohr gestülpt und, den blanken Schläger in der Rechten, spricht er: „den soll das Wetter holen, der sich moquirt." Einer von Wittenberg schließt den Reigen. Mit rothen Pausbacken wie Bacchus hält er einen Pokal voll des blinkenden Gukuks — so heißt das Wittenberger Bier — hoch empor und ruft mit blinzenden Augen und auf einem Beine tanzend, aus: „ex pleno poculo." †.

*** Hans Christian Brandes. In der deutschen Theatergeschichte kennt man diesen Gildias, der in Elend geboren, als Lehrjunge auf den Verdacht eines Diebstahls floh, voll Verzweiflung in die weite Welt lief, als Bedienter eines Wunderdoctors in Polen, als Handwerksbursch und Bettler vagabondirte, von Hunger und Jammer genöthigt sich endlich vor den damals nach aachtlichen Thespiskarren einer herumirrenden Truppe spannte und so als Zeitgenosse Lessings der Kunst entgegenreifte. Seine Selbstgeschichte ist aus dem J. 1798, schildert aber wesentlich die Theaterzustände zur Zeit vor und während des siebenjährigen Krieges. Willibald Alexis, der uns die Gestalt Moritz Reiser's wieder vorführte, gibt uns in der diesjährigen Penelope auch einen Abriß von Brandes Jugendgeschichte, die er mit Humor recapitulirt und mit seinem Talent zur niederländischen Komik ausstattet. Besonders anziehend ist die Schilderung der Schuch'schen Theatergesellschaft, die noch Komödien aus dem Stegreife aufführte, in denen Schuch selbst als Hanswurst glänzte, und die damals zwischen den preußischen Städten Breslau, Berlin, Stettin und Königsberg wanderte. Brandes selbst war ein Stettiner. Alexis nennt es eine Ironie des Schicksals, daß dieser trockenen Philisterseele in ihrem Lebenslaufe so viel burlesker Spaß widerfuhr. Brandes kann in seiner Lebensgeschichte aus Elend und Jammer gar nicht auftauchen und berichtet seine Entwickelung zum Theaterdichter und Director wie eine ächte Hausknechtsnatur. Europa.

*** Präparirte Blumen. Ein schwedischer Botaniker, der die Entdeckung gemacht haben will, blühende Bäume und Gesträuche in diesem Zustande in all' ihrer Schönheit zu conserviren, hat jüngst eine Thee-Rose an die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm eingesandt, die er im Jahre 1844 präparirt zu haben erklärt, und die sich mit ihren Blüthen, Blättern und Stengel ganz vollkommen frisch erhalten hat. Wenn diese Entdeckung sich bewähren sollte, so würde sie von höchster Wichtigkeit sein, indem sich dann die Pflanzen jeglichen Klimas in ihrer ganz vollkommenen Gestalt und auf die weiteste Entfernung versenden ließen.

*** Corsika. Die „Vendetta" fordert bei uns noch immer ihre Opfer. Zwei Familien von Ardellaen, Ferciolli und Giustiniani mit Namen nährten seit zwölf Jahren die größte Feindschaft gegen einander; sechs Mitglieder der Ersteren und zwei der Letzteren fielen bereits als Opfer dieses tiefen Hasses. Vor einigen Monaten ist man dahin übereingekommen, daß das Geschäft der Rache sich auch auf die gegenseitigen Diener ausdehnen solle. Am 20. November dieses Jahres wurde Cäsar Morazzai, zum Haushalte der Giustinianis gehörend, durch eine Kugel verwundet, die einer der Ferciollis auf ihn gerichtet hatte. Dem Unglücklichen gelang es noch, sich aufzuraffen und sich eine kleine Strecke weiter zu schleppen; sein rachedürstender Verfolger aber entsandte noch einen Schuß und streckte seinen Feind todt zu Boden. Orgnt.

*** Pärti hört! rufen die deutsch-amerikanischen Zeitungen den Frauenzimmern zu, welche tüchtig arbeiten können: in Detroit (Michigan) ist Mangel an Frauenspersonen, die für zwei Dollars wöchentlich sich verdingen könnten. In New-York und der Umgegend wimmelt es von Frauenspersonen, die mit zehn Cents für das Nähen eines Hemdes sich begnügen, wenn sie Arbeiten bekommen. Diesen wird gerathen, für zehn Dollars nach Michigan zu reisen, wo sie Arbeit um guten Lohn finden, und — die Jüngeren und Artigeren — auch Männer! M. Urnbl.

*** Ein deutscher Regent besuchte einst seine Landesuniversität. Bei einer der vielen und manchcelei Feierlichkeiten, welche deshalb veranstaltet wurden, stellte ein Minister ihm sämmtliche Professoren im großen Schloßsaale vor. Währenddeß bemerkte das spähende Auge des Fürsten einen Professor, der einsam in einer Fensternische stand, ohne sich ihm vorstellen zu lassen. Befremdet darüber ging er zu ihm und fragte: „wer sind Sie?" — „Ew. Durchlaucht, antwortete der Gelehrte, welchen diese Anrede in sichtliche Verwirrung brachte, mit hoch erröthenden Wangen: „ich — ich — bin — bin — bin — Pro — Professor von — von der — deut — deutschen Be — be — red — samkeit."

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 25. December)

Frankfurt. Sonntag den 27. d. M. wird Herr Adolf Simon, ein in der Wiener musikalischen Welt rühmlichst bekannter Violin-Virtuose, im Saale des Hauses Mozart ein Concert veranstalten. Anfang Morgens 11 Uhr.

— Wien. „Die Sonntagsblätter" von Dr. Ludwig August Frankl, sechster Jahrgang, gehen von 1847 in den Verlag von Mörschner's Wittwe und Bianchi über. Der Inhalt wird erweitert und bereichert.

— Der König hat die Aufstellung eines Standbildes zu Ehren Winkelmanns in dem Berliner königl. Museum gestattet. Bekanntlich soll auch in Stendal, der Geburtsstadt Winkelmanns, ein Standbild desselben errichtet werden, wofür der König die Kosten des Erzes übernommen hat. Der Bildhauer Wichmann hat das Modell zu diesem Standbilde ausgeführt, ohne auf irgend eine Vergütung Anspruch zu machen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 26. December. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen" Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Verschwörung am Nordpol. Musik von mehreren Componisten.

Sonntag, den 27. December. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 357. Montag, den 28. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Als Ludwig von der dunkeln Treppe auf die Plateform trat, stand er Anfangs ganz geblendet von dem Sonnenglanz und eine Weile flimmerte es ihm vor den Augen, wie zahllose Lichtatome.

Aber nicht war's die Pracht des sonnigen Abends allein, nicht die in Purpur leuchtende Welt, was ihn fast blendete wie eine Lichterscheinung, als er aus dem stockfinstern Thurm in's Freie trat; das Nächste, woran sein Blick wie gebannt haften blieb und wovon, wie er glaubte, all der göttliche Glanz ausging, war die Gestalt und das Antlitz eines Mädchens von so unvergleichlicher Schönheit, daß er im ersten Augenblick ein Gefühl hatte, als müsse, was so herrlich in der Sonne prange, aufhören und verschwinden mit dieser. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt; aber das zur Seite gewandte Antlitz schnitt sich im reinsten Profil von dem Himmel ab, nach dessen prächtiger Abendbeleuchtung sie in Andacht und Staunen versunken blickte. Dies verrieth die auf den jungen Busen gelegte Hand, dies verrieth die in stummem Gebet aufbrechende Knospe ihrer Lippen, verrieth die ganze von dem trunkensten Entzücken der Befriedigung übergossene Miene der Unbekannten; während die rechte Hand, gleichsam zur größeren Sicherheit vor dem schwindelnden Abgrund, einen Zweig der schlanken Birke über ihrem Haupt gefaßt hielt, welche dort aus der Mauer hervorgewachsen war, ein wehendes Siegespanier des immergrünen Lebens über dem Werke der Vergänglichkeit. Aber sie selbst, so mächtig war zugleich und erhaben der Eindruck ihrer anmuthvollen lieblichen Erscheinung, sie selbst schien dieses Siegespanier zu halten, und zugleich in ihrem jungen blühenden Leben den Gegensatz der ewigen Schönheit zu dem der Zerstörung verfallenen sterblichen Dasein veranschaulichen zu wollen. Und dem Blick dieser großen stillen Augen, ihm mußte, das ahnte Ludwig, längst schon die Poesie im Aufgang wie im Niedergang ihrer seligsten Sterne geleuchtet, ihn mußte bloßer Sonnenglanz lange nicht so schmerzlich blenden, als andere Augen.

Ihre Kleidung glich beinahe der malerischen Tracht der Bäuerinnen dortiger Gegend; nur daß der Stoff des reichfaltigen rothbraunen Rockes und der des blauen Mieders viel feiner und zärter war. Auch trug sie nicht wie die andern Bauerndirnen des Gebirges das mit bunter Seide, mit Stahlplättchen, Flitter und sonstigem Zierrath geschmückte schwarze Tafferläppchen mit dem steifen Hinterschild. Ihr braunes Haar hing in reichen Flechten, mit einem silbernen Kamm am Hinterkopf festgesteckt, schwer und glänzend auf den Nacken nieder. Auch war der Kragen des blauen Mieders zugeschlagen und wurde über dem jungen Busen, an dem ein frischer Veilchenstrauß steckte, mit vielen silbernen Knöpfen zusammengehalten. Ein feines Chemisettchen legte sich leicht um den Hals und der kleine gefältelte Stehkragen reichte fast bis an's Kinn und war von blendender Weiße.

In der ganzen Erscheinung ihrer Lieblichkeit und Jugend lag etwas Erhabenes, etwas unantastbar Reines und Geweihtes. Ob es aber das Abendgold war, welches wie trunken vom Glanz so vieler Anmuth und Unschuld, die reizende Gestalt übergoß und das edle Antlitz mit dem römischen Profil, madonnenhaft verklärte, oder die Ueberraschung beim Anblick der stillentzückten betenden Jungfrau, Ludwig wußte sich's nicht zu sagen, warum ihm bei ihrem längeren Anschauen zu Muthe wurde, als müsse er, was ihre junge Seele in diesem Augenblick bewege, wie seines eigenen Geistes innerste Ahnung, wie seines eigenen Herzens lebendigstes Gefühl ergreifen und daran glauben und festhalten bis an das Ende seines Lebens.

Er hätte jetzt gleich, so mächtig war und doch wieder so sanft die Rührung in des Jünglings Gemüth, er hätte jetzt gleich davon schleichen und an jedem andern Orte, nur nicht da wo er sie in ihree stillen Betrachtung störte, selbst zu Gott beten und dem Allwissenden seine innerste Seele enthullen mögen, wenn er's hätte wagen können, sich zurückzuziehen. Tief im allerdunkelsten Forst, in der einsamsten Schlucht hätte er sich ergehen und dem Wunder nachdenken mögen, das hier in der lichten Glorie des Abendrothes so sichtbar und doch zugleich so unnahbar vor ihm stand und ihm erlaubte, in seiner geweihten Nähe zu verweilen. Aber sein Fuß zögerte, weil er sie durch das leiseste Geräusch zu erschrecken fürchtete; und wie sorglos und leicht er auch hierher gekommen war, so schwer und unmöglich fast ward ihm nun der Rückzug. Und schon war es auch zu spät dazu. Denn plötzlich ließ sie die Hand, die den grünen Birkenzweig festgehalten hatte, niedergleiten, drehte sich vollends um, und erblickte den fremden Jüngling. Doch war es mehr ein stilles Staunen als ein wirkliches Erschrecken, womit sie ihn lange Zeit betrachtete. Sie sagte kein Wort, machte auch keine Bewegung, selbst die Hand, die auf ihrem Busen lag, ließ sie dort ruhen. Aber ihn selbst, obwohl er doch Zeit genug gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten, erschreckte zugleich und überraschte ihr Anblick nun erst vollends. Denn ganz und gar war es Marlo's Ebenbild, das vor ihm stand, war seine Stirne, sein Auge, sein Mund, seine Nase; jenes Ebenbild aus Aether und Sonnenglanz gebildet, von dem die alten Gnostiker behaupten, daß es Gott für einen jeden Menschen erschaffe, und es unter die Engel in den Himmel versetze, wo es schirmend und segnend über dem aus rauhem Erdenstoff gebildeten Ebenbild walte, bis zuletzt der Tod dasselbe mit ihm vereinige. So stand das wunderbare Mädchen, welches höchstens fünfzehn Jahre alt sein konnte, vor Ludwig, in jedem Zug des Antlitzes diesen an Marlo gemahnend, und doch wieder dem Freunde so ganz unähnlich, so ganz das Gegentheil von allem, was dieser war:

Digitized by Google

so heiter wie dieser trüb, so blühend wie dieser bleich, so reich an allem Frieden und aller Freudigkeit der Seele wie dieser arm!

Wohl mehrere Minuten standen sich Beide, die Eine ohne zu sprechen, der Andere sprachlos, einander gegenüber. Sie schlug die Augen nicht nieder, weder sittig noch verschämt, und er — nun, er war so ganz Auge, daß er an kein Niederschlagen dachte. Das Schweigen erreichte erst sein Ende, als sie des Taschentuches ansichtig wurde.

„Ah, Sie sind sehr gut, mein Herr!“ sagte sie mit fremdem Accent, „daß Sie mir mein Tuch bringen, das ich unten im Schloßhof zurückließ.“

„Ich fand's auf dem Tisch, nein, unter dem Tisch und dachte sogleich —“ stotterte Ludwig, gänzlich außer Rath, da die junge Bäuerin das feine wohlriechende Batisttuch als ihr Eigenthum erkannte.

„Nun, was dachten Sie?“ fragte sie nach einer längeren Pause, wie sie kaum eine Dame von Welt und Ton so fein und passend hätte abmessen können. Und ohne seine Antwort abzuwarten, nahm sie ihm lächelnd das Tuch aus der Hand, betrachtete die Blutstropfen und sagte lauschend:

„Hören Sie, wie's wieder fröhlich im Schloßhof zwitschert! Oheim's Katze hatte es schon am Flügel, als ich hinzusprang und es rettete. Zwar blutete es ein wenig, flog aber doch lustig davon und singt mir nun seinen Dank.“

Des geretteten Rothkehlchens Danklied und noch mehr der anmuthige Commentar dazu aus dem Mund der schönen Retterin goß einen dunklen Purpur über des Jünglings Wangen.

„So ist auch wohl der Petrarca Ihr Eigenthum?“ fragte er kleinlaut, und sah dabei die wunderbare Bauerndirne so zaghaft an, als werde sie ihn zuletzt noch mit all ihren Räthseln, gleich der Sphynx, vom hohen Thurme herunterstürzen.

„Der Petrarca gehört dem Oheim, aber ich lese zuweilen darin,“ versetzte sie unbefangen.

Wenn ein Mensch aus den Wolken fällt, so fällt er gewöhnlich auf den Kopf, und das Erste, was er dann begeht, ist eine Unschicklichkeit oder eine Albernheit, die er gewiß schon im nächsten Augenblick bitter bereut. So auch Ludwig, als er das Mädchen nach seinem und seines Oheims Namen gefragt hatte.

Sie sah ihn fast betroffen an, sah dann wieder längere Zeit schweigend in's Abendroth und antwortete erst nach einer Weile:

„Mein Name ist Clara und mein Oheim heißt Elias Falter. Aber nun muß ich hinunter, denn der Jost kommt bald aus der Stadt zurück und bringt mir neue Saiten. Bleiben Sie hier; der Abend ist auch nach Sonnenuntergang noch schön, denn es bleibt noch immer viele Luft und Liedlichkeit in der Welt zurück, die nicht gleich mit den Menschen einschlafen will. Adio!“

Nach diesen Worten ging sie langsam der Wendeltreppe zu, schaute noch einige Sekunden in der Richtung nach der Stadt, von wo Jost herkommen mußte, und eilte dann, ohne sich auch nur noch ein einziges Mal nach dem Andern umzusehen, die dunkele Treppe hinab.

Ludwig schritt mehr wie im Traume als mit hellen Sinnen einige Mal an der Mauerkrone herum, sah bald hier bald da über die Brüstung in die weite dämmernde Welt hinaus, über wogende Wälder und rauchende Bergdörfer, und stand endlich an der Birke still, deren Gezweig leise im Abendwinde wehte. Er griff nach dem untersten Zweig, den sie vorhin festgehalten hatte, und es kam ihm vor, als zucke das Laub in seinen Händen und sträube sich vor der rauhen Berührung.

Wer aber war das holde räthselhafte Wesen mit dem Auge einer Gottheit und dem Mund eines Kindes? Wie kam das edle verklärte Abbild Marlo's in die geringe Kleidung der Bäuerin? Ihre ganze Erscheinung war so klar wie der Klang ihres Namens, und doch gab kein Laut der Schöpfung ihm Aufschluß über das Geheimniß ihres Wesens. Nur die Birke flüsterte klagend im Abendwind, wie ein über schwindelndem Abgrund schwebendes junges Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt bei Justinus Kerner.

Im Frühling 1846, von Adolph Ebeling.

(Fortsetzung)

So vergingen die Tage heiter und angenehm. Der alte Kerner traf unsern Kaufmann auch hie und da, aber er konnte ihn nie zu einem Besuche bewegen. Im Kerner'schen Hause kamen und gingen nun die Fremden und Bekannten, wie im ganzen Frühling und Herbst. Oft waren sechs bis acht Besuchende da, die alle gekommen waren, um den berühmten Geisterseher und Dichter von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Gegen alle ist er gleich liebevoll und freundlich; er führt sie umher in seinem kleinen Besitzthum und zeigt und erklärt, was seine Gäste interessiren kann. Vom nahen Heilbronn kommen häufig seine Freunde heraus und Einer von ihnen, ein sehr jovialer Arzt, lud uns ein, sein Weinblüthenfest, das er in diesen Tagen begehen würde, mit feiern zu helfen. Für mich war dieß etwas ganz Neues und doppelt war meine Freude, als ich hörte, daß auch Strauß von der Parthie sein würde. Ihn selbst hatte ich noch nicht gesehn; seiner liebenswürdigen geistreichen Gattin indeß war ich schon früher vorgestellt worden. Gegen Nachmittag, als die Hitze etwas nachließ, fuhren wir hinüber. Der Weinberg unseres Wirthes liegt vor der Stadt an der Höhe des Wartberges und ist einer der ersten in dortiger Gegend. Schon viele trinklustige Herren waren versammelt. Natürlich kann es keine bessere Empfehlung geben, als durch Kerner in einen Zirkel eingeführt zu werden; der Gastgeber zeigte mir seinen blühenden Segen, der einen reichen Herbst erwarten ließ; der Duft der Traubenblüthe, ähnlich dem der Reseda, ist überaus lieblich. Es waren Tische im Freien hingestellt mit kalter Küche und verschiedenen Sorten Wein, alle aber auf dem Berge selbst gezogen. Bald wurde dann auch die Fröhlichkeit allgemein. Strauß kam in Begleitung einiger anderer Herren etwas später und ich sah ihn mit großen Augen an. So also sah der Mann aus, der uns die Unsterblichkeit und Göttlichkeit Christi abläugnete, der, wie das gemeine Volk sagt, an nichts glaubt. Eine magere, schmächtige Figur mit grauem Hut und gleichem Paletot, der ihn sehr unvortheilhaft kleidete. Das Gesicht scharf markirt, nur entstellt durch eine übergroße Brille, denn er ist sehr kurzsichtig; dies sieht man ihm auch an, wenn man sich mit ihm unterhält. Er sprach nun mit mir auf das Freundlichste über verschiedene Gegenstände. Namentlich erkundigte er sich angelegen nach der Philosophie in Heidelberg, worüber ich denn berichtete, soviel ich wußte. Man muß, behaupte ich, mit Strauß gesprochen haben, um ihn

augenblicklich lieb zu gewinnen. Eine so sanfte Natur, eine so wahre Seelengüte tritt Einem in jedem Worte so siegend entgegen, daß man gar nicht begreifen kann, daß der Mann durch sein „Leben Jesu" die halbe Welt in Allarm gesetzt hat. Mit Kerner ist er sehr befreundet; wohl das beste Zeugniß für den Seelenwerth eines Jeden. Einen merkwürdigen Eindruck machte es auf mich, als ich Beide die hohe Treppe, die zum Weinberg hinaufführte, herabkommen sah. Kerner, fast ganz erblindet, stützte sich auf seinen Freund und dieser leitete ihn behutsam die Stufen hinunter. Wohl könnte man hier eine interessante Parallele ziehen! Das Fest selbst ward auf das Heiterste begangen; gegen Abend zog ein Gewitter herauf mit wenigem Regen, so daß wir uns Alle in das kleine Gartenhaus flüchten mußten, wo es freilich etwas enge zuging. Später heiterte sich das Wetter auf, im fernen Westen spielten die Blitze und der Sternenhimmel leuchtete den nächtlichen Zechern. Kerner brachte einen schönen Trinkspruch aus und spät trennte sich die wein- und lustberauschte Gesellschaft. Ich zähle diesen Tag als einen der angenehmsten meines dortigen Aufenthaltes.

Mit Kerner's Schriften machte ich mich inzwischen auch bekannt, namentlich mit der Seherin von Prevorst. Sie regte mich beinahe mehr auf, als gut war; denn so sehr sich auch mein trockner Verstand bei all diesen Erzählungen sträuben mochte, meine Phantasie fand doch darin übergroße Nahrung. Und nun obenein an Ort und Stelle zu sein, wo diese wunderbaren Ereignisse stattfanden, mit dem „berühmten Geisterbanner" unter einem Dache zu wohnen; ich gestehe, daß mir oft ganz eigne Gedanken kamen. Kerner selbst sprach wenig oder gar nicht darüber, nur wenn ich ihn fragte, gab er ruhigen, klaren Bescheid und es schien ihm wenig daran zu liegen, ob man in dieser Hinsicht seiner Meinung war, oder nicht. Auch erlaubte er mir einen Blick in seine Lebensbeschreibung, an welcher er damals grade schrieb und die, namentlich für seine nähern Freunde und Landsleute, von großem Interesse sein wird. So ersah ich unter Anderm daraus, daß der alte Kerner einen großen Theil seiner Jugendzeit in dem bekannten Klosterstädtchen Maulbronn zugebracht, wo sein Vater Beamter war; für den Psychologen kann dies von Interesse sein, denn welcher Ort wäre wohl geeigneter, einer kindlichen Phantasie diese elegisch-träumerische und auf der andern Seite wehmüthig-weiche Richtung zu geben, als eben dieser, mit seinen vielen Kreuzgängen, seinem herrlichen Refektorium, seiner Trinkkapelle u. s. w. Als ich Maulbronn zum ersten Mal sah, ward ich ebenfalls ganz schwermüthig gestimmt und noch kürzlich hab' ich mit einem Freunde das Kloster im größten Interesse von Neuem besucht.

Einen weitern Stoff zu der nützlichsten und zu gleicher Zeit eigenthümlichsten Unterhaltung gaben mir die vielen hundert Briefe, die Kerner von seinen Freunden erhalten und die immer nach den Jahrgängen zusammengebunden sind. Die meisten sind von Uhland, Schwab, Mayer, Varnhagen v. Ense, Fouqué, Affing u. s. w. Die Uhland'schen sind namentlich interessant, weil sie die erste Epoche seines dichterischen Erwachens und Strebens umfassen. Da fand ich all die herrlichen Lieder, wie z. B. des Sängers Fluch, den Roland u. s. w. im Manuscript als Freundesgabe, vielleicht an demselben Tage noch niedergeschrieben und fortgesandt, wo sie entstanden waren. Die Veröffentlichung dieser Briefe durch einen geistreichen Mann wäre dereinst ein schönes Geschenk für die Welt; aber ich zweifle, ob Kerner sich dazu verstehen wird; dann die verschiedenen Handschriften, jede mit ihrem eignen Gepräge, vor allen nun diejenige Varnhagen's, die sich wie gestochen ausnimmt und wohl schwerlich ihres Gleichen findet. Sehr froh war ich, als ein Brief aus Berlin diesen langjährigen Freund Kerner's anmeldete. Es geht wohl einem Jeden so, daß man sich beinahe unbewußt eine Vorstellung von irgend einem berühmten Manne so ganz im Stillen zurechtbaut; zuletzt gewöhnt man sich an diese und hat sie sich völlig zu eigen gemacht, in der Regel wird man dann sehr getäuscht. Wie anders hatte ich mir Kerner, Uhland, Strauß nun gar vorgestellt. Aber mein Bild von Varnhagen traf mit dem Original vollkommen überein. Als er aus dem Wagen stieg, eine stattliche, imponirende, wenn auch ihrn nicht große Figur, seinem Freunde entgegenging und dann uns Alle begrüßte, rief eine Stimme in mir: Das kann nur Varnhagen sein; und er war's. Man erkennt in ihm den Diplomaten, den Mann von Welt, der in den höchsten Zirkeln eingebürgert ist und unter Fürsten sich wie unter seines Gleichen fühlt. Dies zeigt sein ganzes Auftreten deutlich an.

(Schluß folgt.)

Literaturbericht.

Hans Jürgen und Hans Jochem. Vaterländischer Roman in 2 Bänden, von W. Alexis. Erste Abtheilung der Posen des Herrn von Bredow. Berlin 1846. W. Adolf u. Cp.

Der Verfasser (W. Häring) hat dies Buch bei Kreuznach begonnen und im Kloster Lehnin geendigt. Der Name dieses Klosters ist neuerdings durch Weissagungen über Preußen und sein Herrscherhaus berüchtigt geworden; Alexis bringt die delphische Inspirationskraft des Ortes wieder zu Ehren. Denn auch er ist ein Seher, wenn gleich seine Weissagungen mit sympathetischer Dinte, nicht Jedem lesbar, zwischen die Zeilen seiner Familienchronik des Hauses Bredow geschrieben sind. Mit Einer Hand enthüllt er uns den Erdspiegel der Vergangenheit, die andere hält er am Pulse der Gegenwart, mit beiden Zeiten gleich vertraut. Was er in der Vorrede von dem Hause Hohenzollern sagt, möchten wir eine kühne Huldigung nennen, so selten auch eine Huldigung dies Prädicat verdient. Ein merkwürdiger Sprößling jenes Hauses, Kurfürst Joachim, tritt als eine Hauptgestalt des Romans auf; manchem Leser wird die Frage kommen: ob seine Schilderung nur der Vergangenheit entnommen sei? Ebenso, was der Verfasser von der Reform des Schwanenordens, von den Wallfahrten nach Wilsnack, die durch Huß in Verruf kamen, von den Missionsvereinen für das heidnische Ausland, von den Brandenburgern, zu welchen Gott nicht mehr durch Wunder redet, von den Landständen und allen übrigen Ständen, von den Rechten und der Rechtsauslegung, von den heidnischen Schauspielen auf dem modernen Hoftheater und so vielen andern Dingen aus jener Zeit erzählt. Der uns zugemessene Raum gestattet die Hinweisung auf die vielen interessanten und pikanten Einzelheiten des Buches nicht; wir begnügen uns mit einigen allgemeinen Aeußerungen über seine Eigenschaften, deren Wahrheit der Leser prüfen möge. Die Grundfarbe ist tiefer Ernst; darüber hin aber fliegen die buntesten Streiflichter eines Humors, der selten — etwa in Götzens kolossalem Schlafgelage und hier und da einmal in einer neuberlinischen Aeußerung — die Grenzen der Naturwahrheit überschreitet und endlich schimmert auch gar manchmal ein Alpenglühen der Poesie in die märkischen Nebel und Moore hinein. Die Individualitäten sind fast durchaus

trefflich gezeichnet, nicht nach dem Lineale, sondern nach den mannigfachen, oft spiralförmigen, oft auch eckigen Umrissen lebendiger Menschengestalt. Den Preis dürfte die würdige Frau von Bredow davon tragen. Gewährt das Buch seinen Lesern nicht die „Emotionen" gewisser Skizzen moderner Amazonenhand, so liegt dafür ein Behagen darüber ausgebreitet, welches die tieferen Gemüthsbewegungen nicht ausschließt, sie aber nie zur krankhaften Nervenverstimmung werden läßt. Seele und Form des Buches sind so deutsch, daß wir eine Uebersetzung desselben, wenigstens in eine Sprache ungermanischen Stammes, für unmöglich halten. Die Peüderie der französischen und russischen guten Gesellschaft würde das komische Fatum, das die Titelrolle des ganzen Werkes spielt, wahrhaft unaussprechlich finden.

Feuilleton.

*** Ein Prozeß unter den Nachkommen Nelsons macht gegenwärtig in London großes Aufsehen. Der König von Neapel machte im Jahre 1799 dem berühmten Admiral Nelson die Domäne Bronto als Lehen zum Geschenk. In der Concessions-Urkunde wurde erklärt, daß die Lehensherrschaft Bronto auf die männlichen Erben des Admirals Horace Viscount Nelson, nach der Erstgeburt übergehen solle. In Ermanglung der Nachkommenschaft sollte der Admiral das Recht haben, seinen Nachfolger im Besitz des Lehens zu bezeichnen. Nelson vermachte dieses Lehen mittelst Testamentes vom Jahre 1803 seinem Bruder William Grafen Nelson, unter dessen Nachkommen wieder die Erstgebornen, mit Ausschluß der jüngeren Söhne und der Töchter, erben sollten. Diese Domäne belastete er überdies mit einer Leibrente von 500 Pf. St. (bei 5000 fl. C. M.) zu Gunsten der Lady Hamilton, deren Verhältniß zu dem Admiral nie ein Geheimniß war. — Der Graf William Nelson befand sich seit 1806 im vollen Besitze der Domäne Bronto, als im Königreiche beider Sicilien ein Gesetz erschien, welches die Aftererblassungen abschaffte, oder wenigstens auf einen Grad beschränkte. Er hatte seinen Sohn verloren, und benützte das neue neapolitanische Gesetz, um die Domäne seiner einzigen Tochter, der Lady Bridport als völliges Eigenthum zu schenken. William Nelson starb im Jahre 1835, und seine Titel gingen an einen seiner Neffen Thomas über. Dieser hinterließ einen Sohn, welcher, wie sein berühmter Großoheim, den Vornamen Horace führte. Zwischen dem jungen Lord Horace Nelson und Lord Bridport, dem Sohne und Erben der Lady Bridport wird nun ein Prozeß geführt. Es handelt sich darum, ob die Erbfolge im Besitz der Herrschaft Bronto nach dem englischen Gesetze, welches die Aftererblassungen zuläßt, oder nach dem neapolitanischen Gesetze nach welchem Lady Bridport die einzige und rechtmäßige Erbin war, geordnet werden soll. Nach langen heftigen Debatten zwischen den Advocaten beider Parteien hat die Londoner Gerichtsbehörde entschieden, daß nur die neapolitanischen Gesetze über das Besitzrecht der Domäne Bronto entscheiden können. Letztere fällt also dem Lord Bridport zu. A. Thz.

*** Zur Erfindung des Luftballons gab ein Weiberrock den ersten Anlaß. Madame Montgolfier soll nämlich einmal einen runden Korb, auf dem man Wäsche mit Kohlengluth zu trocknen pflegte, mit einem Taffentrock zugedeckt haben, so daß sich derselbe plötzlich durch die innerhalb eingeschlossene warme Luft bis an die Decke des Zimmers erhob, und dies brachte ihren Mann auf jene Erfindung. A.

*** Im J. 1784 kam eine Frau aus Preßburg mit einer Bittschrift zu Hofe, in welcher sie sich wegen mehrerer Hindernisse beschwerte, die man ihrem Handel in den Weg legte. Um ihren früheren Lebenslauf befragt, erzählte sie, ihr Name sei Barbara Liputi, und ihre Neigung zum Militärstande von Kindheit an so groß gewesen, daß sie in einem Alter von 17 Jahren sich, als Mann verkleidet, bei dem Nadàsdyschen Husuren-Regimente habe anwerben lassen, in demselben 16 Jahre gedient, zwei Feldzüge mitgemacht, und sich durch ihre Tapferkeit bis zu dem Range eines Oberlieutenants geschwungen habe. Seit ihr Geschlecht durch einen Zufall entdeckt wurde und sie den Dienst verlassen mußte, fristete sie ihr Leben durch einen Kleinhandel in Preßburg. Der Kaiser ließ sich in der Kriegskanzlei nach den angegebenen Umständen erkundigen, und da alles als wahr befunden wurde, wies er ihr sogleich eine jährliche Pension von 300 fl. an.

*** Das Gewicht des Königsnamens in England. Unter diesem Titel erzählt ein englisches Sonntagsblatt nachstehenden drolligen Vorfall. Ein Herr, welcher denselben führt, wie der berühmte Eisenbahnkönig, reiste vor kurzem auf einer Eisenbahn, und verlor zufälliger Weise seinen Zettel. Als der Conducteur kam um solchen zu holen, und von dem Hrn. Hudson keinen Zettel erhielt, forderte er ziemlich barsch nochmalige Bezahlung. Der Reisende aber erwiederte ganz ruhig: „Ich zahle kein Geld mehr, ich heiße Hudson und bin meines Oheims Neffe." — „Verzeihen Sie, Sir," sagte der erstaunte Conducteur, und plötzlich war von keinem Geld mehr die Rede. Als derselbe weg war, brach unwillkürlich die ganze Reisegesellschaft in ein lautes Gelächter aus. Ausl.

*** In der Nähe von Paris, erzählt Alph. Karr, im neuesten Hefte seiner „Wespen," befindet sich ein großer Meierhof, auf welchem man Geisteskranke zur Arbeit verwendet. Dies ist eine vortreffliche Anstalt, welche schon mehreren Unglücklichen den Verstand wieder gegeben hat, und bei den unheilbaren, die anderswo angewendeten, oft sehr grausamen Zwangsmittel durch mäßige Arbeit ersetzt. Daß die Irren bei ihren Arbeiten aber unter strenger Aufsicht stehen müssen, beweist folgender Vorfall. — Auf dem genannten Meierhofe wird starke Schweinezucht betrieben, und eine große Menge Würste verfertigt. Zwei Irren, welche unlängst mit Wurstmachen beschäftigt waren, führten nun folgendes Gespräch: „Weißt Du, was für eine Idee mich plagt?" sagte der Eine; ich weiß eine Wurst zu machen, welche alle bis jetzt bekannten Würste weit übertrifft." — Ich auch, sagte der Andere. — „Nicht möglich!" — Ich sage Dir, meine Wurst würde delicat sein. — „Nun, so sage, was Du hinein nimmst." — Nein, sag' Du's zuerst. — „Ich nehme Dein Gehirn hinein." — Ha, ha! und ich Deine Leber, ganz fein gehackt.... — Das ist etwas längst Bekanntes; aber mit Deinem Gehirn würde die Wurst sehr zart und weich werden." — Die beiden Narren geriethen in lebhaften Wortwechsel, und fielen endlich, mit dem Messer in der Hand, über einander her, — der Eine, um die Leber, der Andere, um das Gehirn seines Freundes zu nehmen und unter die Wurst zu mischen. Sie wurden glücklicherweise noch zeitig genug von ihrem Vorhaben zurückgehalten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 27. December. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Montag, den 28. December. (Neu einstudirt) Wilhelm Tell Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller. (Gastrolle) Bertha von Bruneck: Fräulein Quinl.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 358. Dienstag, den 29. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Marlo war seit jener Nacht, die ihn so unerwartet zum Zeugen eines geheimnißvollen, ihm seither fremd gebliebenen Verhältnisses in seiner Familie gemacht hatte, dem Abenteuer nicht weiter auf die Spur gekommen. Wie gewöhnlich, erschien am andern Morgen sein Oheim, der Graf Louis, in dem Bibliothekzimmer, war aber in Allem so unverändert, zeigte weder mehr Ruhe noch auch mehr Unruhe als sonst, so daß Marlo sich des würdigen Mannes eigentliche Rolle bei der romantischen Nachtscene am Sommerhaus in keiner Weise erklären konnte. Hierzu kam, daß auch seine übrigen Nachforschungen, die er in's Geheim anstellte, ohne allen Erfolg blieben. Nirgends fand er eine Spur der unbekannten Dame, nirgends wollte Jemand seine Entdeckung bestätigen, und diese völlige Ungewißheit fing bereits an, ihm peinlich zu werden, und ihn sogar zu Zeiten mit allerhand ängstlichen Bildern und Vorstellungen zu plagen, als ihm ganz unerwartet ein Lichtstrahl kam, und zwar von einer Seite, von der er sich dessen am wenigsten versehen hätte.

Wir haben einigemal diesen Onkel Louis, den nachgebornen Bruder des Grafen Emanuel, in unserer Geschichte genannt, und es mag darum nöthig sein, uns mit ihm ein wenig näher bekannt zu machen.

Er war drei Jahre jünger, als der regierende Graf und zur Zeit acht und fünfzig Jahre alt. Als vielgereister Tourist und wissenschaftlich gebildeter, gründlicher Kenner der Natur, hatte er sich durch verschiedene Schriften über ferne unbekannte Länder einen nicht unbedeutenden Ruf in der Literatur erworben, und auch jetzt noch brachte er seine meiste Zeit mit dem Ausarbeiten und Nutzbarmachen seines reichen, aus allen Gegenden der Welt zusammengetragenen gelehrten Materials hin. Kein Land der bekannten Erde war ihm eigentlich ganz fremd geblieben, und selbst eine Reise um die Welt in Gesellschaft seines alten Dieners Elias Faltee gehörte noch nicht einmal zu den bedeutendsten Erlebnissen seiner Vergangenheit. Es war ein in vieler Beziehung höchst interessanter, schwer zu definirender Charakter. Die große Güte und Weichheit seines fast kindlich gebliebenen poetischen Gemüthes bildete zu der äußeren Strenge und Abgeschlossenheit seines Wesens häufig genug einen wunderlich grellen Contrast, wozu noch kam, daß der an Erfahrungen und Schicksalen so reiche Mann, der so vieles muthvoll durchgekämpft und die ungewöhnlichsten Gefahren und Mühseligkeiten mit seltener Willenskraft bestanden hatte, in dem stillen Kreis seines Lebens einen ebenso unpraktischen als befangenen Mann abgab, der sich eigentlich niemals so recht in gegebene Zustände hineinfinden konnte und fast immer den Sonderling spielte, zumal ihm unter seinen nur an Riesenkämpfe gewöhnten Händen ein selbst an sich unbedeutender Umstand gleich zur mächtigen drohenden Gefahr anwuchs. Alles, was er vornahm, gewann darum stets den Charakter des Maßlosen und Abenteuerlichen, und oft genug fand er sich in den friedlichen, der strengsten Cultur unterworfenen Forsten, wie mitten in den alten Wildnissen, um ihn rauschte wieder der Urwald oder die schlanke Pinie ward zur majestätischen Palme. So trug er die großen und mächtigen Erinnerungen seiner Vergangenheit in die Räume und auf die Gegenstände seiner idyllischen Umgebung über, war sonst ein äußerst guter und stiller Herr und hieß fast in der ganzen Grafschaft nur der „Onkel Louis". In einem Kampfe mit wilden Insulanern der Südsee hatte er als Jüngling durch einen Pfeilschuß das linke Auge eingebüßt und die schwarzseidne Binde erhöhte noch um ein Bedeutendes den Ernst in seinem scharfmarkirten Antlitz. Das andere Auge aber leuchtete unendliche Herzensgüte und suchte fast immer, wenn er nicht in seiner Studirstube oder in seinem Naturalienkabinet verweilte oder seine einsamen Spaziergänge nach der Waldhöhe unternahm, das eine oder das andere Kind seines Bruders, an dem er, trotz ihrer großen Charakterverschiedenheit, mit größter Zärtlichkeit hing. Aber wie treu er auch diesem zugethan war und wie lieb ihm auch die beiden Nichten waren, Marlo galt doch von je als der erklärte Liebling des guten „Onkel Louis", für den er auch noch das andere gesunde Auge mit Freuden, wenn es hätte sein müssen, hingegeben haben würde. Es waltete aber darum auch zwischen Oheim und Neffen das innigste Verständniß, und Marlo bewies dem trefflichen Mann jederzeit eine fast an Schwärmerei grenzende Anhänglichkeit und Verehrung; dieser war ihm Alles in Einem: Freund, Vater, Rathgeber und Zuflucht in jeder Verlegenheit; ja, es gab eine Zeit, und sie lag für ihn noch ganz nahe, wo keine Lust und kein Schmerz ihn so recht bewegen konnte, wenn nicht Onkel Louis ihm zuvor die Hälfte davon abgenommen hatte.

Der Graf war bei allen seinen reichen Erfahrungen und wunderbaren Erlebnissen ein äußerst strenger unerschütterlicher Aristokrat, der oft bis in's Kleinliche an gewissen Standesvorurtheilen festhielt, und keine Form zu schwierig und conventionell fand, wenn er nur sein ritterliches Bewußtsein gehörig darein repräsentirt sah. Er glaubte an die souveränen Rechte seiner Geburt so gut wie an die seiner Ahnen, und jedes Pergament in dem geäflichen Familienarchiv, wenn es nur ein Blatt mehr war an dem Stammbaum seines erlauchten Geschlechtes, ward von ihm womöglich mit noch stolzerem Bewußtsein bewahrt, als des Geheimen Hofraths eilf authentisch ächte Kapitel des Diodor. Es gab in ganz Deutschland kein adeliges Wappen, dessen heraldische Hieroglyphen er nicht zur Stelle auf ihren geschichtlichen Ursprung zurückgeführt hätte; und der Mann, der an Macao's Felsgestade eine Elegie an den hierher gebannten portugiesischen Sänger Camoens verfaßt, der die Rui-

nen von Persepolis geschaut und in den Urwäldern am Ohio eine deutsche Colonie mit völlig republikanischen Institutionen gegründet hatte, er saß Tage lang in den Ruinen seiner Stammburg und las oft in den Regenspuren und verglas'ten Moosflechten des verwitterten Sandsteins ganz andere Dinge als das gewöhnliche blöde Auge der Zeitgenossen darin entdecken wollte. Den Namen Marlo aber, den ehrwürdigen Namen des Ahnherrn, hatte er wirklich so lang und eifrig aus einer bemoos'ten und halb vermoderten Steinplatte herausgekratzt, bis ihn alle Leute deutlich in altgothischer Schrift über dem Altare der Schloßkapelle lesen konnten, woselbst er das kostbarste Monument der Vorzeit in die Mauer hatte einfügen lassen.

Lucinde war es, welche vermöge ihrer ganzen Gefühls-Anlage, so zum innigen Festhalten an alten schönen Erinnerungen wie zur beharrlichen Bewahrung großer und herrlicher Errungenschaften des innern und äußern Besitzes, dem Onkel Louis am meisten Sympathie und Beistand entgegenbrachte. Ihr wie ihm war die Tradition des Hauses eine heilige Vestaflamme, der keine unreine Hand sich nähern durfte, und sie wie er erbebte darum in tiefstem Herzen, als die Gestirne des alten Geschlechtes der Grafen von Willingen sichtbar dem Niedergang sich zuneigten, zuerst Engelbrecht's blühend Leben erlosch und später in Marlo's Leben die blühende Gesundheit langsam zu Grabe ging. — In des Oheims gramvolle Brust barg Lucinde ihrer Trauer finstere Gesichte und ihrer Sorge düstere Vorahnung, sie verhehlte ihm nicht, was sie fürchtete, wenn Marlo unvermählt sterben werde, denn was sie fürchtete, war ja in diesem Fall schon Gewißheit, und Graf Louis begriff recht wohl, daß etwas geschehen müsse zur Versöhnung der Geschicke, die von allen Bergen gleich dunklen Wetterwolken heranzogen und sich über dem Schlosse zu sammeln drohten.

Er hatte die wunderliche, fast instinktartig in ihm festgewordene Eigenheit, so oft es in der Stadt oder in einem der nahgelegenen Dörfer der Grafschaft brannte, nicht nach dem Orte der Noth, wohl aber hinauf nach der Ruine im Walde zu eilen, um dort, es mochte nun Tag sein oder Nacht, Sommer oder Winter, so lange auf dem uns bekannten Thurme zu verweilen, bis die Gefahr vorüber und das Feuer wieder gelöscht war. Selbst als es einmal im neuen Schlosse brannte, lief er hinauf und kam erst wieder herunter, als die Spritzen nach der Stadt zurückgekehrt waren. Was er aber dort im alten Gemäuer eigentlich zu retten und zu schützen hatte, wußte kein Mensch.

Und derselbe dunkle Zug trieb ihn auch jetzt fast täglich hinauf, und je häufiger er von dort zurückkehrte, um so heiterer war sein äußeres Aussehen, um so zuversichtlicher tönte sein Trostwort in Lucinden's Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt bei Justinus Kerner.

Im Frühling 1816, von Adolph Ebeling.

(Schluß.)

Göthe würde ich mir auch so denken, nur etwas größer und stärker, sonst ganz diese Feinheit im Umgange, diese bewußte Sicherheit im Benehmen, diese Ruhe der ganzen Persönlichkeit, die deutlich die Herrschaft des Genies ankündet, der gewählte Ton endlich in der Unterhaltung, der aber hier ganz natürlich erscheint, Alles trägt das schöne Gepräge äußerer und innerer Harmonie. Und gerade so, wie Varnhagen erscheint, muß er sein; ich möchte nichts an ihm vermissen, bis auf die Ordensbänder und Sterne, bei welchen es Manchen befremden möchte, daß er sie sogar auf der Reise trägt. Er selbst scheint wenig darauf zu geben, er steht zu hoch, um diesen Kleinigkeiten Werth beizulegen, aber eben deswegen sieht er in diesen Aeußerlichkeiten nur eine Zugabe, die seine Stellung, sein Wesen bedingt und mit sich bringt. Ich bewunderte seinen Takt, die liebenswürdige Weise, wie er in jedes Gespräch einzugehen wußte, ohne es an sich zu ziehen, und dann vor allem die Tiefe seines Wissens und Denkens, wenn er sich über Kunst und Literatur verbreitete. Einige genußreiche Abende waren mir in seiner Gesellschaft vergönnt und noch jetzt hör' ich ihn sprechen über Göthe, den er persönlich gekannt, über Bettina, über Pückler und so manchen Andern. In seinem Urtheil ist er eher milde als strenge, aber immer sehr bestimmt; namentlich sprach er viel und gern von der George Sand. Auch seiner Gattin, der bekannten Rahel, gedachte er oftmals begeistert und wehmüthig zugleich. Unwillkürlich übte sein Wesen Einfluß auf seine Umgebung; ich selbst war in jenen Tagen ruhiger und denkender als sonst. Er verließ uns leider zu bald, aber doch nicht zu früh, um nicht, wenigstens auf mich, einen bleibenden und zwar den vortheilhaftesten Eindruck gemacht zu haben. Kerner und Varnhagen verbindet eine gegenseitige, wahrhaft brüderliche Neigung und Werthschätzung mit einander. Der Abschied ward ihnen sehr schwer; mir flog unwillkürlich der Gedanke durch die Seele, ob sie sich hier wohl noch einst wiedersehen könnten; Kerner schien Aehnliches zu denken, denn bei der Trennung sagte er: „wenn nicht hier, doch oben, oder — im Mittelreiche." Wer Kerner versteht, wird auch wissen, wie dies zu verstehen ist.

Ich hatte viel zu thun, um alle diese mannigfachen Eindrücke in mir zu verarbeiten und das Glück führte mir bald Jemanden zu, dem ich mich wenigstens ganz mittheilen konnte. Es war dies ein junger Gelehrter aus dem nördlichen Deutschland, der ebenfalls hieher gereist kam, um Kerner zu besuchen und der Einladung, einige Zeit zu bleiben, mit Freuden Folge leistete. Gleiche Neigungen und Lebensansichten, sogar gleiches Studium und Alter brachten uns bald recht nahe zusammen. Auch er hatte schon in der Poesie sich versucht und einen Band Gedichte herausgegeben, mit dem er aber selbst nicht recht zufrieden war. Ich fand darin bei viel des Schwachen und Mittelmäßigen doch auch manches Gute und Schöne, das wohl zu freundlichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen konnte. Mit meinem neuen Freunde streifte ich viel in der reizenden Umgegend Weinsbergs umher; nur auf die Weibertreue war er nie zu bringen, wohin ich doch so gern ging und nie oft genug gehen konnte. Jedesmal wußte er einen andern Weg, eine schönere Tour vorzuschlagen und ich merkte bald, daß ihm die Ruine zuwider sei. Kam das Gespräch darauf, so spottete er immer über die Geschichte von den sogenannten „treuen Weibern", wie er sagte, und behauptete, das Ganze wär' erfundene Dichtung. Einst hatte ich ihn denn doch überredet, mit mir die Weibertreue zu besteigen. Es war ein herrlicher Abend, ich dachte an meinen baldigen Abschied und mit der Fröhlichkeit wollt' es diesmal nicht so recht gehen. Oben angekommen, fragte ich meinen Freund, warum er denn eigentlich immer vermieden habe, mit mir hinaufzugehen. Er ward sehr ernst, mir schien fast, als müsse er Thränen überwäl-

Digitized by Google

tigen. Er deutete auf die untergehende Sonne und sagte leise und wehmüthig: „Schön ist's, nicht wahr? Aber in wenig Minuten ist's vorbei und dann kommt die dunkle Nacht.“ Aber auch ein neues Morgenroth, entgegnete ich und eine schüchterne Ahnung seines Kummers tauchte in mir auf. Was er mir mittheilte, war gewöhnlich und bekannt. Ihr Alle kennt das alte Lied, oder wie Heine sagt, die alte Geschichte, die immer neu bleibt; nun, eine solche ist ihm auch widerfahren. Verzeihen wir ihm den Haß, den er auf die unschuldige Burgruine geworfen. Er zog ein Papier aus der Tasche und las mir ein langes Gedicht vor, das mich unendlich rührte; der gemessene Raum erlaubt mir nicht es ganz mitzutheilen, aber einige Strophen will ich doch beifügen, denn er schenkte mir nachher das Gedicht:

„Sieh, droben prangt auf's Neue
Die Burg im Lenzgewand,
Das ist die Weibertreue,
Die schönste Zier im Land.
Es klingt zu ihrem Preise
Der Aeolsharfen Ton,
So liebes-mild, so leise;
Nie aber tönt die Weise
Wie schnöder Spott und Hohn.“

„Die Mauern sind zerfallen,
So weit das Auge schaut,
Und durch die öden Hallen
Zieht Nachts ein Klagelaut;
Und diese heiße Klage
Mahnt schüchtern uns auch schon
An längst entschwundene Tage,
An eine schöne Sage
Von Frauenlieb' und Treu'! u. s. w.“

Wie gesagt: Verzeihen wir ihm das; und mir verzeiht, daß ich überhaupt diese Abschweifung gewagt habe. Aber es ist der Schatten, der auf meine sonst so hellen Tage in Weinsberg fiel und ihr wißt ja, in einem guten Gemälde muß Licht und Schatten sein. Wir saßen noch lang oben an jenem Abend, sprachen viel, was nur für zwei Freundesherzen gehört, und als ich spät zur Ruhe ging, klang mir unwillkürlich beim Einschlafen ein trauriges Echo durch die Seele:

An eine schöne Sage
Von Frauenlieb' und Treu'.“ — —

Löwenstein hatte ich noch nicht besucht; mit meinem Freunde und dem früher erwähnten Kaufmann machten wir uns eines Morgens auf den Weg. Man muß gut zwei Stunden gehen, bis man oben ist. Die Aussicht von der Ruine ist wohl noch schöner, als von der Weibertreue, jedenfalls viel großartiger. Hauptsächlich war mir darum zu thun, das Grab der Seherin zu besuchen, das wir denn auch bald auf dem dortigen Kirchhofe fanden. Ein großes goldnes Kreuz, nach innen wie eine Sonne ausgefällt, auf einem Sandsteinblock, bildet das Monument dieses seltsamen Wesens. Die Inschriften hätte ich besser erwartet, ich dachte, Kerner hätte seiner Kranken eine solche als letzte Liebesgabe geschenkt. Sonst bietet Löwenstein nichts Interessantes; beim Zurückgehen besuchten wir das unten am Fuße des Berges gelegene Thauerbad, worüber ich aber nichts zu sagen wüßte.

Somit hatte ich denn Alles gesehen, was man gesehen haben muß, wenn man in Weinsberg sich aufgehalten und von seinem Aufenthalt erzählen will; und so schwer es mir wurde, ich mußte nun doch auch an meinen Abschied denken. Noch einen Abend, den letzten, brachte ich mit meinem Freunde, der mit mir weiter reisen wollte, im Kreise der Kerner'schen Familie zu. Der Alte war eigentlich stiller als sonst. Es war schon ganz dunkel geworden, da begann die Gattin des Dichters: „Aber nicht wahr, Justinus, Du giebst noch den Herren das Abschiedskonzert?“ Mir fielen die Maultrommeln ein, auf denen Kerner bekanntlich Virtuose ist, ich hatte nie gewagt, ihn darum zu bitten, weil ich gehört hatte, daß es ihm in letzter Zeit schwer falle, sie zu spielen; nun kam er, wie immer, unsern Wünschen zuvor. Ich würde vergeblich zu schildern versuchen, wollte ich den Eindruck beschreiben, den diese seltsame Musik auf uns machte. Mit dem Klingen der Aeolsharfen möcht' ich's noch am passendsten vergleichen. Wir lauschten auf die leis verschwebenden und wie in Tongedanken, möcht' ich sagen, sich auflösenden und auszitternden Klänge. Die Melodie war einfach; manchmal fuhr es wie ein Sturm daher und dann wiederum dies weiche Gesäusel, das nach und nach verhallte und wenn es fast verhallt war, wieder auflebte, um noch sanfter unterzugehn. — Dann nahmen wir Abschied, ohne viel Worte zu machen; Kerner umarmte uns herzlich und gab uns seinen Segen und entließ uns mit den besten Wünschen für unsere Zukunft. Einen ähnlichen Wunsch für ihn und die Seinigen trag' ich immer in meinem dankbaren Herzen.

Im nahen Wirthshause erwartete uns der Kaufmann, dort saßen wir noch ein Stündchen beisammen und stießen noch einmal an auf glückliche Reise und frohes Wiedersehen. Gegen Mitternacht kam der Eilwagen durch das Städtchen; noch einen warmen Händedruck und ich stieg ein mit meinem Freunde, der Postillon blies und wir fuhren davon. In der Nacht, halb schlafend halb wachend, zogen wie flüchtige Traumbilder die Erinnerungen der letzten Zeit an mir vorüber; die freundlichste von allen aber war die: gute, treffliche Menschen kennen gelernt zu haben, und das Bewußtsein, sie zu achten und zu lieben.

Feuilleton.

*** Wichtige geologische Entdeckung. Das Cincinnati Register meldet, daß kürzlich zu Natchez eine Entdeckung gemacht worden sei, die, wenn sie sich bestätigt, die ganze geologische Welt in Aufregung bringen wird. In einem Privatschreiben aus Philadelphia ist angegeben, daß Dr. Dickeson aus dieser Stadt in der Nähe von Natchez am Mississippi in einer Tiefe von 100 Fuß unter der Oberfläche einen fossilen menschlichen Knochen ausgegraben hat. Das Fossil wurde in einer Versammlung im Hause Dr. Mortons, des bekannten Ethnologen untersucht. Herr Agassiz, Dr. Gliddon und mehrere andere Paläontologen waren anwesend; der Knochen ward anerkannt als einer der Beckenknochen eines jungen Mannes zwischen 16 und 20 Jahren. Man hatte denselben unter allerlei fossilen Resten des Megatheriums, Megalonyx und andern Urthieren gefunden, und er wurde in dem Museum der Naturwissenschaften zu Philadelphia niedergelegt. Bisher hat man Ueberreste von Menschen nur in See-, Torf- und andern neuen Niederschlägen gefunden und zwar in Verbindung mit fossilen noch vorhandener Thiere. Wenn der Fund richtig ist, so werden wir zurückgeführt auf die Periode des knochenführenden Kiesschuttes, und obwohl diese

Digitized by Google

Niederschläge von sehr verschiedenem Alterthum sind, so scheinen doch die Knochen des Megatheriums die Zeit der der Tertiärformationen nahezubringen, wo ein tropisches Klima in der jetzigen kalten und gemäßigten Zone herrschte. Indeß beruht das Ganze doch wohl auf einem Irrthum, denn der Knochen könnte dennoch, wie der „Homo diluvii testis“ *) irgend einem andern Thiere angehören, oder der Niederschlag, in welchem er gefunden wurde, obgleich denen, in welchem die Ueberreste des Megatheriums liegen, ganz nahe, kann doch in Wahrheit weit späteren Ursprungs sein. Ist die Sache aber richtig, so wird sie viel Aufsehen und Discussionen erregen, denn der Mensch kömmt dadurch in eine Zeit zurück, die unendlich viel älter ist, als man sich bis jetzt träumen ließ. Aust.

*** Der „Voleur“ gibt eine Notiz über den jetzigen ungewöhnlich großen Umfang der Pariser Bijouterie und schätzt die Masse des zu den Bijouterie-Waaren jährlich verarbeiteten Goldes und Silbers einer Metallmasse gleich, die so groß ist, wie die Vendome-Säule in Paris. Gegenwärtig sind in der Münze täglich 55 bis 60 Arbeiter allein mit der Stempelung dieser Bijouterie-Waaren beschäftigt.

*** Wurmstichiges Holz wird jetzt von den Pariser Antiquitätenhändlern sehr stark gesucht zur Anfertigung von neuen-alten Möbeln. Die Welt will betrogen sein!

*** Seltenes Beispiel von Geiz. Ein altes Weib, welches in einer Wiener Vorstadt anscheinbar in größter Dürftigkeit lebte und das Armengeld bezog, kam vor einigen Tagen zum Sterben und bat wiederholt und angelegentlich die Frau, bei der sie wohnte, sie möchte ihr ihren Brustlatz mit in das Grab geben, da sie selben schon seit ihrer Kindheit trage. Diese versprach es ihr, als aber die Alte gestorben war, plagte sie doch die Neugierde, zu wissen, ob nicht sonst ein Geheimniß hinter diesem Brustlatz verborgen sei. Da sie jedoch äußerlich nichts an demselben entdecken konnte, zertrennte sie ihn und fand zu ihrem nicht geringen Erstaunen in dem Brustlatz 4000 fl. in Banknoten eingenäht, welche sie sofort der Behörde übergab.

*** Wahrscheinlich wissen nur wenige Leser, warum die Holländer uns Deutsche Muffe nennen. Muffe heißen die dicken Pelzhandschuhe, welche die westphälischen Truppen trugen, mit denen der kriegerische Bischof von Münster Bernhard von Galen, im siebzehnten Jahrhundert, in Verbindung mit den Franzosen die Holländer angriff. Damals, als die Holländer muthig jenen nichtswürdigen Angriff zurückschlugen, kam der Hohname auf, den wir uns bis auf den heutigen Tag gefallen lassen müssen.

*** Von den drei Federn, die am Sterbetag des großen Dichters Schiller sich auf dessen Schreibtisch befanden, besitzt eine die Stadt-Bibliothek zu Trier, die andere des Dichters ältester Sohn, und die dritte der jetzige König von Baiern.

*** Berlioz macht in seinem Faust das gute Gretchen zu einer „geborenen Oppenheim“. In der Hölle sprechen die Teufel — swedenborgisch; z. B. Has! Frimiru Karubrao, Omidara, Karaibo!

*** Die Sommerhosen als Vorhemdchen. Weltberühmt sind die Leipziger Gewandhausconcerte, wo die Creme der Gesellschaft, wo die haute-volée der Stadt versammelt ist. Ein junger Künstler, Mitglied des Orchesters, wird den Tag vor Beginn eines Concerts aufgefordert, öffentlich zu spielen; er nimmt dies mit Freuden an, denn in zehn Minuten ist die Sache abgemacht und zwölf Thaler sind verdient. Da fehlt ihm eine Stunde zuvor ein weißes Vorhemdchen, er ist außer sich und schreit: „Ein Königreich für ein Gilet!“ — „Was hast Du denn?“ befragt ihn sein Nachbar, ebenfalls Mitglied des Orchesters. — „So und so steht's; ich bin außer mir. Hast Du weiße Wäsche?“ — „Nichts als einen Vatermörder und den brauche ich selbst. Halt! ich schaffe Rath. Victoria! Land! Land!“ Mit diesen Worten stürzt er nach seinem Kleiderschrank, wo eine weiße Sommerhose Winterquartier genommen. — „Was? ein paar Beinkleider als Vorhemdchen?“ — „Setz' Dich her und laß mich machen.“ — Der Virtuose gehorchte. Sein Freund warf ihm die Hosen um die Schultern, drapirte ihm die beiden Beine künstlich auf der Brust und steckte sie mit Nadeln zusammen. — „Jetzt zieh' den Frack an und knöpfe ihn unter keiner Bedingung auf.“ — Der Künstler rückt so in's Concert und — spielte wie ein Gott. Diese Sommerhosenbegebenheit trug sich im Winter 1844 zu.

*** Ein cömischer Poet, Namens Matere, hatte ein angesehenes Frauenzimmer in einem seiner Gedichte eine Putane genannt. Pabst Sixtus der Fünfte stellte ihn hierüber zur Rede. Der Dichter entschuldigte sich damit, daß der Name Putana sich auf den Namen der Dame Fontana reime, und ihn also der Reim zu solcher Beleidigung verleitet habe. Schön, versetzte der Pabst, so laßt uns denn einmal sehen, wohin mich der Reim bei Eurem Namen führen wird:

„Ihr verdienet, Herr Matere
Einen Platz auf der Galeere.“

Dieses Reimurtheil wurde wirklich vollzogen. †

*) Es ist dies der Titel einer bekannten kleinen Schrift von J. J. Scheuchzer, der den Abdruck eines Wurms oder eigentlich einer Eidechse für den eines Menschen hielt.

Anzeige.

Eingetretener Hindernisse wegen wird das bereits angekündigte Concert des Herrn H. Hecht nicht Dienstag, den 29., sondern

Mittwoch, den 30. December, Abends

im Saale des Weidenbusches stattfinden. Das Programm zählt schöne Nummern auf, wir heben nur das G-moll-Quartett von Mozart hervor und „Hommage à Handel“ ein Grand Duo für zwei Pianoforte, von Moscheles, vorgetragen von Eduard Hecht, dem Sohne des Concertgebers und seinem Lehrer, Herrn E. Rosenhain. Außer Herrn H. Hecht, den das Publikum in vielen Concerten dieses Winters als einen tüchtigen Sänger kennen gelernt hat, werden zwischen den Instrumentalpiecen auch noch Fräulein Oswald und Herr Caspari zum Theil neue Gesangsstücke zum Vortrag bringen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 28. December. (Neu einstudirt) Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller. (Gastrolle) Bertha von Bruneck: Fräulein Quint.

Dienstag, den 29. December. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 359. Mittwoch, den 30. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Marlo lauschte hoch auf, als ihm Ludwig noch an demselben Tage sein Abenteuer in der alten Schloßruine erzählte, und fast blieb es ihm nach Allem, was der Freund von dem fremden Mädchen in der ländlichen Tracht anführte, nicht länger zweifelhaft, daß sie und die unbekannte Dame, welche der alte Elias in jener Nacht über den See gerudert hatte, eine und dieselbe Person sein müsse. Zwar ihr Name war ein anderer, aber wie leicht konnte sie diesen nicht zugleich mit den Kleidern gewechselt haben.

Ohne Ludwig zu entdecken, welch' einen großen Dienst er ihm mit dieser Nachricht geleistet hatte, beschloß Marlo, dem Abenteuer, welches Jenem der bloße Zufall entgegengeführt hatte, mit kluger Vorsicht und vor Allem so geheim als möglich weiter nachzuspüren, um endlich dem Räthsel auf den Grund zu kommen, das ihm noch immer die Sinne verwirrte, so oft er an die zärtliche und erschütternde Erkennungs-Scene zwischen einem Oheim und jener verschleierten Dame unter den Arkaden des Sommerhauses dachte.

Doch, der neue harmlose Mensch, der Marlo von Kindheit an anhing, wie die knorrige Wurzel dem schlanken Fruchtbaum, er hütete ihm auch diesmal das fremde holde Wild behalten, sollte ihm die Fährte aufsuchen helfen, die ihn dem Ziele nahe führte, ohne daß weder der Oheim noch der verschwiegene Elias Falter von dieser seltsamen Jagd eine Ruh' de bekämen.

An einem neuen Morgen schritt darum Marlo, die Büchse über die Schulter geworfen, im eleganten Jagdcostume aus dem Schloßhof, ging aber aus der alten Lindenallee, welche von hier schnurstracks nach dem kaum eine Viertelstunde entfernten Städtchen Willingen hinabführte, nicht rechts den Weg durch die englischen Anlagen des Parkes, sondern er stieg mit Vorbedacht zu dem grünen Thale hinab, durch welche ein anmuthiger Reitpfad nach der alten Burgruine gegenüberliegenden Berge führte.

Sein Plan war, von hier aus in weitem Umkreis über die Höhen, welche das Thal von drei Seiten einschlossen und östlich in sanften Abdachungen in eine weite Ebene auslieferten, nach der Ruine zu wandern, in deren Nähe, am sogenannten „Wildstein", einer äußerst romantischen Felsgruppe, Jäger ihn erwarten sollte, dem er dies bereits vorher angekündigen lassen.

Das Wetter war herrlich. Im Morgensonnenschein glänzten die Blumen und der Thau funkelte in diamantenen Strahlen rundhin auf Halm, Blatt und Blüthen.

Aber als der junge Erbgraf, der einen rüstigen Jägerschritt einhielt, den weichen Wiesenpfad mit dem holprigen Weg des schattigen Buchwaldes vertauschen wollte, keuchte und stürmte es athemlos hinter ihm her, schnaufte dreimal vernehmlich Uf! und als er sich umblickte, woher der dumpfe Ton kommen möge, stand der alte Oberförster hochroth den Angesichts vor ihm, ganz echauffirt und in Schweiß gebadet vom schnellen Lauf über den elastischen Wiesengrund.

„Erlaucht haben mir heiß gemacht!" sagte er dampfend von Hitze und Dienstifer, und fuhr statt alles weitern Ceremoniells mit dem verschabten Aermel seines kurzen Jagdrocks über die schweißtriefende Stirne. „Hol' mich der Henker, so bin ich Zeit meines Lebens nur ein einziges Mal in's Zeug gegangen; 's war im Jahr Anno 5 am Abend nach der Schlacht von Austerlitz, wo ich mich sachte beim Mondschein auf's Schlachtfeld schlich, Beute halber, auf Ehre, Erlaucht, mutterseelig allein und Beute halber!"

„Das wagten Sie?" rief Marlo erstaunt und sah ihn dabei ungläubig an.

„Wagen? was heißt Wagen, Erlaucht? Wagen heißt etwas thun, wozu man keine rechte Courage hat, und daß ich Courage besaß, hab' ich in jener Nacht wahrlich genugsam bewiesen. Aber hören's nur weiter. Die Nacht war schauerlich kalt, über die Steppelfelder ächzte der Wind, bald französisch, bald russisch mit den Sterbenden um die Wette, und wohin man in der Mondhelle schaute, lagen Leichen und verstümmelte Gliedmaßen, hier ein Rumpf und zehn Schritte weiter das respective blutige Haupt dazu. Wie ich so dahin ging, bald rechts, bald links in die schreckliche Verwüstung schaute — na! ich gestich's — lachen wohl ich da auch nicht, aber doch pfiff ich mein Lieblingsstück, den Prinz Eugen, und dachte bei jeder Russen-Leiche für mich: Gut, daß Du's bist und nicht ich. Kam ich so allgemach in die Irre hinein und dachte längst nicht mehr an's Bratemachen. Plötzlich an einem Hohlweg sehe ich eine Gestalt, die sitzt, bis an die Zähne in einen grauen Reitermantel eingehüllt, auf einem Feldstein, regt sich nicht, und wie ich näher komme und ihn schärfer in's Auge fasse, denk' ich bei mir: Den sollst du kennen, das ist ja, weiß Gott! dein eigner Stabstrompeter, den sie heute Mittag vor deinen Augen vom Pferde schossen. Heda! Herr Stabstrompeter! rufe ich ihm zu; Herr Stabstrompeter Uebelshäuter, ich bin's, der Oberförster Fröhlich aus Willingen!"

Marlo lächelte. Aber dem Helden von Austerlitz, wenn er erst einmal, wie es seine Frau, die gutmüthige Oberförsterin, nannte, „in die Hecken ging", kam es dann auf ein Decennium mehr oder weniger bei seinen Lebensfahrten nicht an und mit steigender Lebendigkeit erzählte er darum weiter:

„Er gab mir keine Antwort und nickte bloß stumm mit dem Kopfe. Ich ging also bis dicht vor ihn und schlug ihm den Mantel vom Gesicht. Er sah ganz elend bleich aus. Endlich sagte er schwach: „Hab' Dank, Fröhlich! Gut, daß du kommst. Sieh' ich da ohne Arme und kann nicht sterben, bevor ich nicht noch einmal mein Leibstückchen geblasen habe. Nimm d'rum die Trompete, guter Fröhlich, und hak'

Digitized by Google

sie mir fest an den Mund, so will ich's versuchen, ob's einen Laut gibt. — Ich that mit Zittern Alles, was er haben wollte, lehnte seinen Kopf in den linken Arm zurück und setzte ihm die Trompete an die Lippen. Der Mond schien ihm gerade in's Angesicht; ich sah, wie seine müden Augen mit Einmal groß und glänzender wurden, und als jetzt die Trompete erklang und dergestalt einen schauerlichen Ton von sich gab, daß mir's durch Mark und Bein rieselte, lächelte er mir freundlich zu, blies und blies immer heller und kräftiger darauf los, daß es weithin durch die stille Landschaft schmetterte, bis ihm auf einmal, mitten im allerschönsten Blus, der Athem ausging, sein Kopf schwerer und schwerer wurde und er mit einem leisen Seufzer die Seele aushauchte. Und ich meinte, sie müsse in der Trompete stecken geblieben sein, die arme Seele des Uebelshäuser. Denn auf einmal gab's ein Stöhnen, zuerst in der Trompete, und dann rechts und dann links in der Außenwelt, in allen Hecken fing's an zu wannern und zu wimmern, daß ich's nicht länger mehr bei dem todten Stabstrompeter aushalten konnte, die Trompete als Erbstück unter den Arm nahm und mit ihr querfeldein nach meiner Kantonirung zurückliefe."

Der Oberförster sah dabei seinen künftigen Herrn so ruhig und zuversichtlich an, als könne er jeden Augenblick auf's Evangelium schwören, daß sich Alles so und nicht anders im Jahre anno 5 in Wirklichkeit begeben habe und kein Jota an der ganzen schauerlichen Geschichte fehlen dürfe. Mario, der sich trefflich auf des alten Windbeutels Schwächen oder wenn man will, auf dessen Kraste verstand, fragte fast kleinlaut und zaghaft:

„Habt Ihr noch die Trompete des seligen Uebelshäusers, lieber Fröhlich?"

„Bis vor drei Jahren, wo mir mein Unglücksfritz den Sirrich spielte und nach Algier lief, hing sie in einem ledernen Sack neben dem Meerschaumkopf am Vierzehnender, und wurde von mir wie mein Augapfel gehütet. Ich selbst lernte nach der Hand manches lustige Stückchen, aber das ahnte ich damals doch nicht, daß ich mir so viel Herzleid in's Haus blasen würde, als ich meiner Frau zu Liebe dem Jungen gleich nach seiner Geburt einen fröhlichen Tusch damit schmettern mußte."

„Er hat sie Euch also wirklich mitgenommen?" fragte Mario.

„Der Racker!" muemelte der Oberförster mit geballter Faust, und stachelte, knurrte und zähneknirschte sich mit aller Gewalt in den alten väterlichen Grimm gegen den „Zeitungsschreiber", den „Pasquillanten" hinein, lauter Ehrentitel, worüber der Alte so häufig den rechten und wahren Namen „Unglücksfritz" vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Eine musikalische Petition.

Ich wollte einige Worte der gebührenden Anerkennung über die von Herrn Heinr. Wolff veranstalteten Quartettsoiréen schreiben, unter der Hand ist mir aber die beabsichtigte Kritik zu einer Petition geworden. Politische Petitionen sind öffentliche Bitten, die voraussichtlich keinen Erfolg haben werden, ich will hoffen, daß diese Definition nicht auch auf meine musikalische Petition paßt.

Es ist uns in diesem Winter durch die glückliche Zusammensetzung jener Quartettabende vergönnt, gleichsam einen historischen Cursus durchzumachen, wo uns jedes bedeutsame Entwicklungsmoment der deutschen Instrumentalmusik in einem Werke der Meister, die den Umschwung bewirkten, zur concretesten Anschaulichkeit verkörpert entgegentritt. Es hat mich aber wehmüthig gestimmt, wieder einmal bei dieser Gelegenheit Haydn und Mozart im Concert zu hören, man weiß ja fast nur noch von dem stillen heimlichen Cultus dieser Genien im einsamen Stübchen; allein der Beifall, mit dem ein Publikum, das keineswegs aus lauter Kennern bestand, die alten Meister aufnahm, ermuthigte mich. Ich gestehe, in der Quartettunterhaltung am 27. November hätte ich zum erstenmale in meinem Leben claquiren mögen, nämlich dem längst verstorbenen, halb vergessenen Joseph Haydn. Ich habe argwöhnisch ringsum gelauscht auf die Theilnahme, welche die Versammelten seinem süßen, milden D-dur-Quartette zuwandten. In Berlin, dem blasirten Berlin werden häufig Haydn'sche Symphonien und Quartette aufgeführt und die Berliner erbauen sich an der Kindesreinheit dieses Künstlers, auch in Paris spielt man Haydn'sche Symphonien und wohl auch in Deutschland an vielen Orten, in Frankfurt — — —! Ich möchte petitioniren für Joseph Haydn, für den Instrumentalcomponisten Mozart, für den tiefsinnigen, formgewaltigen Franz Krommer, für Reska, für manchen andern der besten unserer Todten, die man mit schwerem Unrecht vergißt! Meine Petition ist eine Anklage. Das Publikum hat gezeigt, daß es empfänglich sei für die Schöpfungen dieser Männer, die der Stolz der Nation sind: wenn aber das Publikum unempfänglich wird, wo es immer den nämlichen kleinen Cyklus Beethoven'scher Symphonien und etwa ein paar Mendelssohn'sche Instrumentalsachen jahraus, jahrein hört, dann möchte ich mich hüten, den ersten Stein auf dasselbe zu werfen. Die deutschen Musiker protegiren gegenwärtig meist Beethoven exclusio: wären unsere Musiker mit der Basis aller Kunst, mit dem griechischen Alterthume vertraut, hätten die deutschen Musiker den Homer und die alten Tragiker gelesen, hätten sie sich mit bildender Kunst befaßt, hätten sie namentlich die Antike gründlich studirt, hätte überhaupt ihre Kunstbildung mehr historischen Boden, wären sie plastischere Naturen, wäre ihr Urtheil ein objektiveres, sie würden nicht sagen, daß Beethoven ein größerer Meister sei, als Haydn und Mozart. Die deutschen Musiker stehen aber meist noch auf dem jugendlichen Standpunkt, daß sie Pathos und Ueberschwänglichkeit für Fülle der Poesie, Sturm und Drang und Unordnung für Genialität, Zerrissenheit für Tiefe nehmen. Die deutschen Musiker wissen es darum kaum, daß sie es grade vor allen Künstlern sind, denen die reichsten und heiligsten Schätze der modernen Kunst offen stehen — — könnten. Wenn Jemand fragte, was haben wir Modernen aufzuweisen, das sich in Maß und Harmonie, in Reinheit und Keuschheit, im Plastischen, Klassischen des Styles mit den Besten, welches das griechische Alterthum geschaffen, messen könnte, so würde ich kaum auf etwas Anderes hinweisen können, als auf die vollendetsten Quartette von Haydn, Mozart und Beethoven. In keinem andern Zweige der Tonkunst wüßte ich Meisterwerke, bei denen Form und Idee in gleich hohem Grade sich deckten, in keinem andern Kunstgebiet überhaupt Werke, die so plastisch und doch zugleich so originell, so identief und zugleich so durchaus modern wären. Keiner ist aber mehr ein Hellene in aller musikalischen Romantik, als gerade Haydn. Um des Helleniſchen Geistes willen, der lange nicht

genug unsre moderne Kunst durchdrungen, möchte ich für die Aufführung Haydn'scher Tonwerke, vornehmlich auch seiner Symphonien, petitionairen, um der wundersamen Klarheit willen, um des himmlischen Behagens, des seligen Friedens willen, um der Versöhnung willen, die Haydn predigt. Der Sinn für musikalische Architektonik schwindet immer mehr, ich petionire für die ästhetischen Rechte der durchsichtigsten musikalischen Architektonik, indem ich für Joseph Haydn, und was ihm geistesverwandt, petionire. Findet sich denn in den Museumsprogrammen durchaus kein Plätzchen für einen anderen großen Instrumentalmeister außer Beethoven?

Ich wollte, wie gesagt, Worte der anerkennenden Kritik über die Quartettunterhaltungen der Herren Wolff, Geißler, Posch und Elsner schreiben, ich glaube aber diese Anerkennung indirect ausgesprochen zu haben dadurch, daß mir diese Soiréen so bedeutsam erschienen, daß mich der Rückblick auf sie ermuthigte, auf einen neuen Aufschwung der Frankfurter Conzertverhältnisse zu hoffen, und für das Beste, was wahrlich keine Petition nöthig haben sollte, zu petioniren.

Frankfurt. W. H. Riehl.

Der Katzen-Raphael.

Es war spät Abends. Auf dem Wege von Allmeastatten nach Innerieb lief weinend ein kleiner Knabe, in ärmlicher zerrissener Kleidung, unter der knopflosen Weste eine große schöngefleckte Katze tragend. Endlich blieb er rathlos stehen, denn er war an einen der vielen Kreuzwege vor der rieder Haide gekommen, und die Thränen trocknend, schaute er besorgt nach rechts und links. Doch fruchtlos; die lange Haide lag öde und still vor ihm — in der Ferne die grauen, himmelhohen Gletscher. Kein Licht, keinen Lebenston erreichte das spähende Auge and lauschende Ohr des Jungen. Da setzte er sich schluchzend und erschöpft nieder und die spinnende Katze an sein Herz drückend und mit Küssen bedeckend, sah er still vor sich nieder, indeß der Wind pfeifend durch die Eiskronen der Berge sich drängte und über das Riedgras der Haide fuhr. — Plötzlich unterbrach das nächtliche Schweigen Pferdegeschnaube und Räderrollen, und bald kam ein zweirädriges Wägelchen polternd den holprigen Weg heran.

Befremdet hielt der Herr des Wegens still, als am Wegrande die dunkle, zusammengekauerte Gestalt des Knaben im Zwielichte hervortrat, und mit freundlicher Stimme fragte er:

„Wohin denn, Bub?

Ein schmerzliches, dumpfes Schluchzen war die Antwort.

Da sprang der Mann rasch aus dem Wagen, er war jung, hager, in schlichter, ländlicher Tracht, das bleiche, scharfmarkirte Gesicht trug den Stempel des Genius milder Güte. Er faßte das Kind am Kinn, und hob sanft dessen thränendes Antlitz zu sich empor.

Der Knabe war der Prototyp der häßlichen, dem Kretinismus erlegenen Race der dortigen Gebirgsleute; die Hände und der Kopf waren groß und plump, aber unter der niedrigen, von struppigen Haaren umstarrten Stirne glänzten ein paar Augen, klar und rein, wie eine ungetrübte Kinderseele. „Vater ist todt!" schluchzte der Kleine.

„Und deine Mutter?"

„Todt — schon lang!" wiederholte der Bub.

Also eine Waise," sprach langsam der Mann und ergriff die Hand des Knaben; wie heißt Du denn?"

„Mind Friedli!"

„Und möchtest Du denn mit mir gehen, in das schöne Haus da d'runten?" Der Mann wies über die Haide nach einem leuchtenden Punkt zwischen den Bergen.

„Katz' auch?" fragte der Bub mit freudestrahlenden Augen.

Auch, Friedli!" erwiederte lächelnd der Mann und legte die Hand auf das Haupt des Knaben, der mit einem Freudensprunge die Katze weckte. „Der Friede Gottes und sein Segen sei mit Dir, Du armer Verwaister, ich will Dein Vater sein!" sprach feierlich der Mann, und hob den verwunderten Knaben auf den Wagen, der nach einer kurzen Fahrt vor einem großen Gebäude hielt.

Das Haus war Neuhof — und der Mann, an dessen Hand der verwaiste Friedli seine neue Heimath betrat, hieß Johann Heinrich — Pestalozzi.

Die Beete des Gartens zu Neuhof wimmelten von muteren uniform grkleideten Knaben und Mädchen, mit Schaufeln und Gartenrechen beschäftigt, die jedoch den ihnen zugewiesenen Arbeiten immer einen Augenblick abzuzwacken wußten, um einem Kameraden irgend einen Schabernack zu spielen. Der allgemein Verfolgte schien ein kleiner, häßlicher Knabe zu sein, der, ohne der ihm zugeschleuderten Schollen und Äste zu achten, allein in einem Winkel emsig grab.

Es waren die Zöglinge Pestalozzi's, meist arme verwaiste Kinder, die er aufgelesen an den Zäunen und Stegen, um sie durch Arbeit zu erziehen und zu bilden.

Er selbst schritt, die Gattin am Arme, in flüsterndem Gespräche durch die sandbestreuten Gänge des Gartens, verloren in den hoffnungsvollsten Plänen für die Zukunft des im Pauperismus versunkenen Gebirgsvolkes, dem sein Genie aus den übervölkerten Matten und dürren Haiden die Wege der Kultur zu bahnen versuchte zu einem neuen Leben. Da riß ein wilder Lärm ihn aus seinen Träumen, und durch die schwachbelaubten Bäume flog ein strenger Blick aus den dunkelen Augen des Gründers der Anstalt auf den tobenden Haufen seiner Schüler.

Eine große, durch den Garten springende Katze lenkte die Neckereien der Knaben von dem Ziele ihrer bisherigen Verfolgungen ab und auf sich. Mit einem lauten Halloh rannte die Schaar hinter dem gejagten Thiere her; „Friedli! Deine Katz' — Deine Katz!" und ein Hagel von Erdklößen und Steinen sauste nieder auf das flüchtende Thier.

Da sprang der Knabe hastig auf, den Spaten von sich schleudernd, und mit geöffneten Armen der Katze entgegen. „Katz hierher! Hierher Katz!" rief er mit Angsttönen.

Zu spät! Ein knorriger Ast streckte die Katze nieder, die sich blutend und kläglich schreiend bis zu Friedli's Füßen schleppte. Da fuhr ein Blitz der Wuth über das häßliche Gesicht des Knaben, mit funkelnden Augen und leuchender Brust ergriff er den Spaten, der mit schmetterndem Schlage niederfiel auf das Haupt des boshaften Buben, dessen Wurf die Katze tödtete. Rachebrüllend umringte die Schaar der Knaben den Friedli, der bleich und sprachlos niedersah auf den Getroffenen. Da trat der Lehrer mit bekümmerter Miene in den Kreis,

„Wer von euch hat das gethan?" fragte er ernst und hob den ächzenden Knaben auf.

„Der Friedli!" erscholl es ringsum, und alle Stimmen erhoben sich, den Verhaßten anzuklagen.

Digitized by Google

Der aber hatte mit einem dumpfen Schrei die blutende Katze ergriffen, und einen heißen Kuß auf des Lehrers Hand drückend, durchbrach er den Kreis der Knaben und verschwand zwischen den Bäumen.

Und als die Nacht kam — hatte Pestalozzi einen Schüler weniger.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Unterseeischer Vulcanausbruch bei Sicilien. In der Sitzung der französischen Akademie vom 23. November wurde ein Schreiben des bekannten italienischen Geologen Pilla vorgelesen welches den Bericht enthält, daß in der Nacht des 4. Oktober der Capitän eines Kauffahrers in der Nähe von Girgenti und Sciacca in einiger Entfernung eine große Helle erblickte, die er anfangs für ein brennendes Schiff hielt. Er segelte, um Hülfe zu bringen, auf die Stelle zu, und sah zu seinem großen Erstaunen eine mächtige Flamme und viel Rauch aus dem Meere aufsteigen, dazwischen Feuerkugeln, die in großer Entfernung und mit bedeutendem Geräusch niederfielen. Die Flammen schienen eine Seemeile im Umkreis zu haben. Hr. Pilla glaubt, dies stehe mit den Erdbeben, die zu gleicher Zeit an der Küste Italiens gefühlt wurden, in Verbindung. Ausl.

*** Trentschin. Herrlich ist das Waagthal; die mit Schnee bedeckten Häupter der Berge hoch in die Wolken hinausragend, von der Morgensonne beschienen, gewähren einen majestätischen Anblick, desto trauriger sieht es aber in den Ortschaften aus. Das Elend ist jetzt schon so weit eingedrungen, daß Hunderte der Noth- und Hunger-Leidenden ihre halb todten Glieder in die größeren Marktflecken und in die Städte schleppen, um das so traurige, mit Noth und Elend beschwerte Leben zu retten. In Trentschin schleichen Hunderte in den Gassen umher und betteln und winseln die Vorübergehenden um ein Almosen an. Darunter gibt es Viele, deren Aussehen den nahen Tod — den Hungertod nur zu sehr verräth. Die Komitatsstände haben wohl schon einige Mittel ergriffen, um diesem grenzenlosen Elend abzuhelfen, aber die Noth ist zu groß — ist überall. Wegen Befürchtung von Gesetzübertretungen ist vergangene Woche eine Compagnie Infanterie auf Ansuchen des Obergespans des Trentschiner Comitats daselbst eingerückt. Zu all dem kommen noch häufige Feuersbrünste, welche selbst die Wohlhabenderen an den Bettelstab bringen. Pan.

*** Ein Haus mit neunundneunzig Schafsköpfen. Bekanntlich ließ Friedrich der Große jährlich in Berlin eine beträchtliche Anzahl Häuser bauen, theils in der Absicht, diese Stadt durch geschmackvolle Gebäude zu verschönern, theils dadurch einer Menge von Handwerkern eine sichere Erwerbsquelle zu eröffnen. Er selbst wählte die Straßen oder Plätze aus, die neu gebaut werden sollten, und die Häuserbesitzer einer solchen Gegend der Stadt wurden von ihm, ohne alle Rücksicht auf ihre Vermögensumstände oder andere Verhältnisse, mit neuen Häusern beschenkt, auch bestimmte er jederzeit selbst, nach den ihm von der Baubehörde vorgelegten Rissen, die Façaden dieser neu zu errichtenden Gebäude und ihre äußere Verzierung. — Als auf diese Art ein Theil des Gensd'armen-Marktes auf des Königs Kosten neu erbaut wurde, kam auch die Reihe an das Haus eines Schlächtermeisters. Der König hatte, wie gewöhnlich, zu diesem sowohl, als auch zu dem seines Nachbars die Façaden bestimmt, und die des letztern erhielt eine Verzierung von [illegible]. Dieser vermeintliche Vorzug verdroß den Schlächter sehr, und er kam bei der Baubehörde mit der Bitte ein, auch sein Haus mit ähnlichen Statuen verzieren zu lassen. Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil der König den Bau seines Hauses ausdrücklich so befohlen habe, wie es errichtet worden sei, und man davon nicht abweichen dürfe. Der Schlächter, in dem Wahne, daß die Baubehörde ihm hiermit Unrecht thue und vielleicht gar einen Unterschleif mache, beschwerte sich deßhalb unmittelbar bei Friedrich dem Großen, und verhehlte auch nicht seinen Argwohn gegen die Baubedienten. Der König verlangte darauf sogleich eine nähere Auskunft von der Baubehörde, und als diese ihm das wahre Verhältniß auseinander gesetzt hatte, schrieb er auf ihren Bericht eigenhändig: „Statuen kann der Schlächter nicht erhalten, aber neunundneunzig Schafsköpfe." Diese wurden nun auch wirklich zum Andenken dieses Vorfalls an dem Gesimse des Hauses angebracht und hat man sie durch so lange sehen können, bis die königl. General-Lotterie-Administration dies Haus zu ihren Arbeiten an sich brachte. Nun wurden sie herumtergeschlagen. O. Mrgnbl.

*** Asyl für Schriftsteller und Künstler. In Frankreich und zunächst in Paris ist ein Unternehmen im Werke, das auf dem Wege der Subscription zu Stande kommen soll. Es handelt sich um ein Asyl für bedürftige alte Literaten, Schauspieler, Maler und Bildhauer. Also ein Hospital der Literatur- und Kunst-Invaliden!

*** Man schreibt aus Berlin vom 21. Dec.: Gestern Abend wurde einer der begabtesten Kammermusiker im hiesigen Opernorchester, wo er zu thun hatte, vermißt; man schickte eilig nach seiner Wohnung, um ihn zu holen; der lebensfrohe junge Mann erschießt sich in demselben Augenblicke, wo es an seine Thüre klopft.

Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 28. December)

München, 24. December. Gestern Abend wurde Fräulein Jenny Lind eine Ehre zu Theil, wie ihr bei ihrem Triumphzug durch Deutschland noch keine ähnliche begegnet ist; als sie nämlich in die Loge trat, um der Vorstellung der „Stummen von Portici" beizuwohnen, wurde sie von einer nicht unbedeutenden Anzahl Enthusiasten stürmisch empfangen. Sie gerieth durch diesen Empfang, welcher nur gekrönten Häuptern gebührt, in sichtliche Verlegenheit. Heute Abend geben ihr ihre Verehrer ein Souper im kleinen Saale des k. Odeons, bei welcher Gelegenheit sie mit einem prachtvollen Christbaum überrascht werden wird. Sonntag den 27. tritt die gefeierte Künstlerin wiederholt als Susanne in „Figaro's Hochzeit" auf.

— Das Kövarer Komitat in Siebenbürgen hat seinen Deputirten den Antrag gegeben, die Erhebung des Virtuosen Franz Liszt in den Adelstand zu beantragen. Früher hat man sich lange Mühe gegeben, den Künstler von einem Adeligen abstammen zu lassen, die wichtige Untersuchung scheint aber zu keinem Resultate geführt zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 29. December. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abtheilungen, nach Mer. Duval. Musik von Méhul.

Donnerstag, den 31. December. Nehmt ein Exempel d'ran, Lustspiel in 1 Akt, von Dr. C. Töpfer. (Gastrolle) Die Frau: Fräul. Quint. — Hierauf: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Abtheilungen, von L. Schneider.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google

Frankfurter Konversationsblatt.

(Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.)

№ 360. Donnerstag, den 31. December 1846.

Marlo.

Ein Roman von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Marlo wäre für diesmal gerne der Gesellschaft des Oberförsters los gewesen, und je näher sie dem „Wildstein" kamen, wo Jost seiner wartete, um so ungeduldiger machte ihn des alten Mannes Anwesenheit, der gar nicht übel Lust zu haben schien, ihm den ganzen Tag über nicht von der Seite zu weichen. Er bot darum seinen ganzen Scharfsinn auf, sich des unbequemen Begleiters zu entledigen, was ihm aber erst glückte, als er dem Oberförster auf dessen eigentlichem Terrain begegnete und ihm vorlog, daß gestern am späten Abend aus der Residenz ein Courier mit der Nachricht eingetroffen sei, Graf Emanuel werde wahrscheinlich noch heute in Willingen eintreffen und dann unfehlbar sogleich nach ihm senden, da man ja wisse, wie hoch der würdige Oberförster bei dem alten Herrn angeschrieben stehe. Diese Nachricht und mehr noch ihre schmeichelhafte Zuthat versetzte den Alten mit einmal wieder aus den luftigen Gebieten seiner Fantasie in die der Wirklichkeit; und da er in Wahrheit ein äußerst pflichtgetreuer Diener seines Herrn war, als dessen rechte Hand er sich jederzeit zu betrachten keinen Anstand nahm, so hatte er nichts eiligeres zu thun, als sich von seinem jungen Gönner zu beurlauben und auf dem kürzesten Wege nach Willingen zurückzukehren.

Marlo athmete freier auf, als er den Oberförster hinter den fernen Baumstämmen verschwinden sah; rasch bog er dann vom Wege ab, drang durch den nächsten jungen Eichenschlag und stand nach wenigen Minuten auf den sogenannten „Moorwiesen", einem rings mit Waldungen umzogenen dunklen Thale, von dem die Sage aus grauer Vorzeit berichtete, daß hier einst ein See gestanden habe, dessen Gewässer aber plötzlich in einer einzigen Nacht abgeflossen seien, indem sie wohl in Folge einer tief im Erdenschooß stattgefundenen Revolution von der Erdoberfläche zurückgetreten waren. Noch bestand der Boden, wo man den Spaten auch einstach, aus schwarzem Moor, das ein überaus fetter Graswuchs begrünte, welcher einen reichen Gewinn des besten und saftigsten Heu's in die gräfliche Zehntscheuer lieferte. Ein nahgelegenes Dorf sandte alljährlich, einem alten Herkommen gemäß, seine sämmtliche Jugend beiderlei Geschlechts zur Frohnde mit bunt bebänderten Sensen und Grasrechen auf die „Moorwiesen", wohl auch die „Heiligenwiesen" im Gebirge genannt, um daselbst für die gräfliche Herrschaft die Heuerndte unter verschiedenen althergebrachten, eigenthümlichen Festlichkeiten zu bewerkstelligen, deren Schilderung wir später geben werden. Für jetzt sei nur bemerkt, daß im Volksglauben der dortigen Gegend die „Heiligenwiesen", nur jene drei Tage im Jahre den Menschen freigegeben, sonst aber gerne um ganz besonderer Ursachen willen gemieden waren. Gegenüber aus dunklen Weimuthskiefern ragte der graue „Wildstein", ein mächtiges Felsgethürm hervor, in einiger Entfernung anzuschauen wie ein altes Geisterschloß, im Steine versteint bis auf's Fundament.

Marlo, dessen Fuß den grünen Tummelplatz der ihres wonnigen Elementes beraubten Wasserjungfrauen und Zwidien nicht scheute, eilte wohlgemuth über das weiche, fast wellenartig unter seinen Schritten schwankende Moos, woselbst bei seiner Annäherung tausende von kleinen Wiesenschmetterlingen sich erhoben, und mit ihren azurblauen Flügeln wie eine Frühlingswolke dicht über den sonniggrünen Matten dahin schwebten.

Jost stand derweil, an eine alte Kiefer gelehnt, seiner harrend, am Wiesenrand und sah träumerisch in das über ockergelben Grund hinfließende dunkle Wasser, welches aus dem „Wildstein" hervorkam, und durch sein monotones Gerieſel, das beinahe wie ein Kindeslallen tönte, die Einsamkeit des Ortes noch schweigsamer machte, da es weit und breit der einzige Ton war, den die stumme Natur hören ließ. Erst als Marlo seine Hand auf des Walderträumers Schulter legte, sah dieser auf, schien jedoch mehr verwundert über des Grafen Jagdrüstung, als daß dessen plötzliche Erscheinung ihn erschreckt hätte.

Jost war fast um einen ganzen Kopf größer als Marlo, und wie er jetzt vor diesem stand, ein lebensfrisches Bild der unverkümmerten Gesundheit und der urkräftigen Natur, erschien des Grafen zarte schmächtige Gestalt und dessen ganze sonst keineswegs unbedeutende Persönlichkeit immerhin wie die eines Menschen, der sich nicht mit Jenem messen darf und kaum durch seine höhere Intelligenz, Anmuth der Sitten und seine feinere geistige Organisation an die imposante Körperkraft wie an den reinen unschuldvollen Sinn des Andern hinanreicht.

Aber so verschieden auch beide einander sich gegenüber standen, und so zart, fast mädchenhaft auch die Hand war, die des Andern Riesenfaust beückte, lag doch eben in dem warmen Druck von beiden Händen und in dem Blick, der diesen begleitete, eine so gewisse Uebereinstimmung, ein so inniges gegenseitiges Verständniß, daß Beide am wenigsten ahnten, wie Einer ohne den Andern überhaupt bestehen könne.

Jost, der im Aschenhaufen aufgefundene nackte Kindling und im rauhen Gebirgswald groß gewordene Pflegesohn eines armen Kräutersammlers, war der älteste und treueste Freund des künftigen Heren von einer großen Grafschaft, den die Sterne des Glückes unter Purpurdecken aufgesucht und dessen Geburt alle Glocken des Gebirges angekündigt hatten.

„Ich wäre heute noch zu Dir gekommen," sagte Jost mit sichtlicher Beklommenheit, als sie langsam dem „Wildstein" zuschritten.

„Darum kam ich zu Dir," versetzte Marlo und faßte ihn scharf in's Auge. „Ich soll und muß heute von Dir

Digitized by Google

erfahren, was droben vorgegangen ist? — Mein Onkel verbirgt mir ein Geheimniß, und Elice und Du, Jost, helft es ihm verbergen."

Jost legte die breite Hand auf das Herz und sah ihn anfangs ernst an, ließ aber dann das Haupt langsam niedersinken und sagte:

„Ich mußte schweigen, Mario, so lang ich konnte. Es war der Wille des Grafen und des Vaters und hier" — er zog bei diesen Worten mit zitternden Händen ein blaugerändertes Briefchen aus der Tasche — „hier war noch ein dritter Wille, über den ich nicht hinaus konnte."

Mechanisch griff Mario nach dem Papier, das jedoch schon im selbigen Augenblick von Jost's Hand so fest zusammengepreßt wurde, daß nichts mehr davon zu sehen war.

„Warte noch," sagte dieser. „So lang ich's vermag, will ich es Dir verweigern, bis Du selbst es forderst."

Und nach einer langen Pause, während der er sichtbar eine heftige Bewegung in sich niederkämpfte, sagte er mit einmal ohne allen weitern Eingang:

„Wer das fremde Mädchen ist, das seit mehreren Wochen droben im Falkenhaus bei uns wohnt, weiß ich erst seit Kurzem. Mein Vater brachte sie aus Rom, und ich fuhr sie in einer mondhellen Aprilnacht im Kahn über den See nach dem Sommerhaus, wo Graf Louis ihrer wartete. Sie hatte aber in jener Nacht einen andern Namen und hieß nicht wie jetzt Clara."

„Im Sommerhaus? Und der Graf Louis?" rief Mario mit verstelltem Erstaunen.

„Wie ich Dir sage; der Graf trat mit einer Kerze aus der Thüre, ich sah, wie sie in seine Arme flog, hörte, wie er sie mit einem andern Namen nannte —"

„Jost! Jost!" sprach Mario in einem Tone, der zugleich Schrecken und Zweifel ausdrücken sollte, aber Jenem doch weit mehr wie ein Vorwurf klang, als sei, was er sage, nicht die lautere Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Katzen-Raphael.

(Schluß.)

„Mittag ist's, Herr Freudenberg!" rief die dicke Wirthin zum rothen Hahn in der unteren Vorstadt zu Bern freundlich zu dem Gerüste hinan, auf dem der Maler Freudenberg eben das riesige Schild der Schenke in neuer Farbenpracht herzustellen bemüht war.

„Gleich komm' ich!" schrie der, und stieg ächzend und behutsam die knarrende Leiter hinab.

Kaum war er in der Thür, als ein Knabe, der seit früh schon um die Schenke herumlungerte, vorsichtig und schnell die Leiter erklomm und auf dem hohen Gerüste verschwand. Eine Stunde mochte verflossen sein, als der Maler mit glänzendem, weinrothem Gesichte die Leiter wieder bestieg — doch mit einem grunzenden Schrei des Erstaunens blieb er auf der letzten Sprosse stehen; — denn an seiner Stelle gewahrte er einen Knaben, der, vor sich eine todte Katze liegend, mit hastigen Zügen deren Porträt neben den rothen Hahn des Meisters hinpinselte.

„Welcher Satan führt Dich her, Du Galgenbrut!" schrie endlich erbost der Maler, sprang auf das Gerüste und packte den unberufenen Stellvertreter beim Ohre. Doch schnell ließ er ihn los, und mit einem beifälligen Blicke auf den rohen Versuch des Jungen brummte er: „Der Teufel, gar nicht schlecht! Der Bub hat Talent! — Hm! wer hat Dich denn das gelehrt?"

„Katz ist todt! — Der Gottlieb hat's erschlagen," stammelte der Knabe und erhob die treuen Augen und gefalteten Hände zu dem Maler.

Nach einer Minute Ueberlegens fuhr dieser fort: „Du bist aus Neuhof?" — Entlaufen? — Na, willst Du Maler werden?"

Da rief freudig der Bub: „Katz möcht' ich malen!"

„Nun, wir wollen's versuchen," sprach mit freundlichem Lächeln der Meister — und Friedli zog als Lehrling in das Häuschen des Malers Freudenberg.

In dessen Werkstätte zu Bern standen zwei junge Männer vor einem großen Bilde der Himmelskönigin, als Altarblatt für die Entlibucher Marienkirche bestimmt.

„Und nun keinen Streich mehr," rief der Eine zurücktretend, und mit freudigem Lächeln sein Werk betrachtend. „Juhe, Friedli! Klara ist mein!" und jubelnd umfing der fröhliche Geselle den Kameraden. „Aber Du, mein Freund, mußt mir eine Bitte erfüllen?" Langsam hob der Angeredete sein Haupt. Es war Friedli.

Er war groß und stark geworden; aber auf dem Gesichte lag noch immer der Fluch der Häßlichkeit, und traurig hingen seine leuchtenden Augen an dem Fragenden, einem schönen, jungen Manne.

„Du mußt Klärchen, meine Braut, mir zuführen in die Kathedrale, damit ich aus der Hand meines einzigen Freundes empfange, was mir das Liebste ist auf Erden," sprach Jener mit herzlich flehendem Tone.

Wehmüthig verneinte Friedli: „Ich bin krank, lieber Kamerad, ich kann nicht!" und nach einem leisen Gruße schritt er hinaus. Lange schaute ihm Konrad nach, ein bitteres Gefühl durchzog sein Herz; er hatte errathen, daß sein Freund vergehe in stummer, hoffnungsloser Liebe.

Und so war es. Als der Hochzeitszug aus der Kirche kam, und der Freude lauter Jubel das Haus des Malers durchwogte, da schlich Friedli in den kleinen Garten hinter dem Hause, setzte sich auf den kleinen Hügel, unter dem er seine Katze begraben, und weinte bitterlich.

Viele Jahre waren seitdem verflossen.

In den Laden des reichen Buchhandlers Füßli zu Zürich stürmte dessen Bruder, der Maler. „Ich hab' ihn, Bruder, ich hab' ihn!" rief er, und mit freudestrahlendem Gesichte warf er eine Mappe mit Zeichnungen auf den Ladentisch.

„Was denn?"

„Den Katzen-Raphael, den Mind! Durch einen Zufall entdeckte ich seinen Wohnort. Morgen fahre ich nach Bern!"

Der Buchhändler hatte indessen die Mappe geöffnet und mit freudigem Erstaunen die originellen Schöpfungen dieses Mannes betrachtet.

Der Kretin, der verwaiste Knabe, in dessen Herzen sich eine traurige Begebenheit aus seinen Jugendtagen zu Neuhof tief eingegraben, hatte sein Talent, Katzen und Bären zu zeichnen, mit wunderbarem Fleiße gehegt; in allen seinen Bildern brachte er sie — immer wieder verschieden von früheren Darstellungen — mit Erstaunenerregender Treue und Schönheit an.

Digitized by Google

„Also in Bern wohnt der Mind?“ sprach endlich der Buchhändler.

„Mind?“ fragte ein ältlicher Mann in unanscheinbarer Kleidung, und trat den Bildern näher. „Gottfried Mind? das war einst mein Schüler.“

„Ah, Herr Pestalozzi!“ rief mit herzlichem Gruße der Maler „Sie kennen also den Mind?“

„Ja! er entlief mir aus Neuhof. Doch damals war er der nasähigste, der letzte meiner Zöglinge! Grüßen Sie mir ihn, mein lieber Füßli, wenn er sich meiner erinnert!“ und mit einer schüchternen Wendung gegen den Buchhändler fragte der Pädagog: „Also keine Hoffnung?“

„Lieber Herr Pestalozzi,“ sprach dieser mit treuherzigem Tone, „geben Sie sie auf, die Idee von der Beglückung des Volkes. Ihre Anstalt zu Neuhof ging ein, Sie sind dadurch arm geworden! Versuchen Sie etwas Anderes! Sie haben Talent — Ihre erste Schrift machte Sensation — werden Sie Schriftsteller!“ Pestalozzi — arm und rathlos — senkte das schwere Haupt und verließ den Laden.

Bald darauf erschien bei Füßli sein „Leonhard und Gertrud“, in dem er seine theuer erkauften Theorien und Erfahrungen auszusprechen und zu verflechten suchte; doch dem Buche ging es wie dem Meister — sie wurden nicht verstanden.

Es war am 6 November 1804, als der Maler Füßli das Haus der Wittwe Freudenberg betrat, um den Katzen-Raphael kennen zu lernen. Das mürrische, finstere Weib, jedem Besuche abhold aus Furcht, es dürfte Jemanden gelingen, den armen Mind zu bewegen, ihr freudloses Haus zu verlassen, und so ihre Geldquelle versiegen, wies stumm dem Maler das Zimmer des Kunstlers.

In der dumpfen Stube, von dem Sorgenstuhle, den er nie verließ, schaute der arme Mind Friedli durch das offne Fenster zum grauen Himmel hinaus und streichelte sanft eine schöne, gelb und schwarz gemischte Katze, die auf seinem Schoße saß. Scheu wich Schmeichelte zurück vor dem fremden, kaum menschenähnlichen Wesen, das vor ihm saß — dessen blasse Hand die wunderbarsten Bilder zeichnete, dessen abstoßende Hülle den Geist des Künstlers barg.

Doch bald vergaß der Maler — vertieft und schwelgend im Anschauen der wundervollen Zeichnungen — ihres Schöpfers. Der war ruhig eingeschlummert.

Als Füßli am andern Tage zur Wohnung des Unglücklichen kam, fand er eine Leiche. Er war arm und elend gestorben. Nach seinem Tode gingen seine Bilder zu hohen Preisen in's Ausland.

Ihn, wie seinen Lehrer, den großen Pädagogen, der in der Armuth im Mangel starb, vergaß das Vaterland; doch während die dankbare Nachwelt endlich die Apotheose Pestalozzi's feiert, denkt Niemand an dessen Zögling, den Katzen-Raphael, Gottfried Mind. Karlsr. Z.

Feuilleton.

*** Heinrich von Kleist. Nicht allen unseren Lesern dürfte die Ursache des Todes des genialen und unglücklichen Dichters des „Käthchen von Heilbronn“, Heinrich von Kleist, bekannt sein, über welchen Wieland das Urtheil fällte: „Bei gehöriger Ausbildung wird dieser junge Mann als dramatischer Dichter Schiller und Göthe übertreffen.“ Seine Freundin, mit der ihn Idee theilte, sie leide an einem unheilbaren Uebel, ließ den Dichter schwören, ihr jeden Dienst zu erweisen, welchen sie dereinst verlangen würde. Er schwur. Sie forderte ihn auf, sie zu erschießen, da sie ihr elendes Dasein nicht mehr ertragen könne, und fügte höhnend hinzu: „Aber Das werden Sie nicht thun; in dieser schmachvollen Zeit (1811) gibt es in Deutschland keinen Mann mehr.“ — „Sie irren!“ versetzte Kleist, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“ Beide fuhren nach einem öffentlichen Vergnügungsorte bei Potsdam, wo Kleist erst der Dame eine Kugel so sicher durchs Herz schoß, daß kein Blutstropfen floß; dann schoß er sich selbst durch den Kopf. Schrecklich ist es, daß die Sektion der Dame das Resultat lieferte: ihr Körper befinde sich in durchaus normalem Zustande, so wie, daß am selben Tage die Nachricht eintraf: Kleist würde eine Anstellung erhalten, die ihn von allen Nahrungssorgen befreit. Er starb bettelarm! Korresp.

*** Ein Brief der Rachel. Die berühmte Künstlerin hat zur Widerlegung der, im „Siècle“ enthaltenen ungegründeten Nachricht von ihrem Uebertritt, folgendes Schreiben an den Feuilletonisten Guinot gerichtet: „Mein Herr, das heutige Feuilleton des „Siècle“ nöthigt mich, Sie um eine Berichtigung zu ersuchen. Ich hatte immer geglaubt, das Privatleben einer Künstlerin gehöre nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit; Sie haben eine andere Ansicht. Es ist keineswegs meine Absicht, mich über diesen Punkt mit Ihnen in Erörterungen einzulassen, da ich überzeugt bin, daß Sie die Grenzen, welche Gesetz und Convenienz der Kritik gesetzt hat, besser kennen müssen als ich. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß es Schranken gibt, welche nie überschritten werden dürfen, nämlich die Schranken der Wahrheit. Ich zweifle durchaus nicht, daß es Ihnen nie in den Sinn gekommen ist, dieselben hinsichtlich meiner zu überschreiten, und bin daher überzeugt, daß Sie sich beeilen werden, die pikante Erzählung, mit welcher Sie Ihre Leser in Bezug auf meinen angeblichen Uebertritt zu unterhalten beliebten, für gänzlich grundlos zu erklären. Genehmigen Sie ꝛc. Rachel.“ A. Ztg.

*** In seinen Bemerkungen über Italien sagt Forsyth über die Kathedrale von Pisa: „Nur wenige Kirchen Italiens sind frei von Abgeschmacktheiten. In der Kathedrale von Pisa sind die heiligen Wände mit dem Bacchusfeste und der Jagd des Meleager geschmückt; eine alte Statue des Mars wird unter dem Namen des heiligen Potitus verehrt, und Satyrköpfe sieht man an dem Grabmale eines Kardinals.“

*** Von der bekannten Erfindsamkeit und Laune des Yankee's führt ein nordamerikanisches Blatt einen neuen Beweis auf. Ein alter Junggeselle in Norfolk hat den originellen Einfall gehabt, sich per Lotterie ausspielen zu lassen. Er bietet allen heirathslustigen Damen Loose an, deren Preis nach Alter und Schönheit der Käuferinnen variirt (alte Jungfern zahlen das Dreifache); sollte aber die Gewinnerin nach Ansicht des Originales nicht zu einem ehelichen Verlöbnisse Lust haben, so wird der Ertrag zwischen beiden Parteien getheilt. Gar fein übler Gedanke, der auch Anklang zu finden scheint, denn er hat den Baltimorer Damen wissen lassen, daß nur noch einige „Chances“ für sie übrig seien. Ob es ihm damit Ernst sei, kann freilich nicht verbürgt werden, eben so wenig wie dem Yankee, der um ein Patent auf eine Verbesserung der Wage der Gerechtigkeit — eine ganz entschieden wünschenswerthe Erfindung — einkommen beabsichtigt.

*** Feuersbrunst in London. Die Londoner Journale enthalten die Schilderung des Brandes eines großen Gebäudes, in welchem eine Menagerie und ein Raritäten-Cabinet zur Schau

ausgestellt waren. Das Feuer brach in der Nacht aus und verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit, daß es unmöglich war, das Geringste zu retten. Unter den Opfern befand sich eine unglückliche Zwergin, welche auf einem Nachtbett mitten unter einer Sammtung von Wachsfiguren schlief. Die Letzteren trugen zur Verbreitung der Feuersbrunst wesentlich bei. Die wilden Thiere und Affen stießen in ihrem Todeskampfe ein schauderhaftes Geschrei aus. Die Ursache dieses Unglücks ist noch unbekannt. Die Löschanstalten sollen sich bei dieser Gelegenheit sehr langsam und saumselig gezeigt haben.

*** Paris. In den Departements der Saone und Loire ziehen Bettler in Bionsen gekleidet fast gepanzert, in den Dörfern und auf dem Lande umher und fordern Brod oder Korn. Werden sie zurückgewiesen, dann verüben sie die größten Gewaltthaten. So belagerten sie gewissermaßen vor einiger Zeit die Mühle eines Herrn Lung, und drohten sie in Feuer aufgehen zu lassen, wenn er ihnen nicht das vorräthige Getreide auslieferte; das beharrliche feste Benehmen des Eigenthümers rettete ihn so lange, bis die herbeigeeilten Gensdarmen dem Unwesen ein Ende machten.

*** Club français. Die „Köln. Ztg." erzählt von einer neuen geschlossenen Gesellschaft, womit einige unternehmende Köpfe Leipzig beschenken wollen. Den ausgegebenen Bekanntmachungen und Einladungen zur Theilnahme zufolge soll die neu zu gründende Gesellschaft, die sich „Club français" nennen will, an Großartigkeit alle anderen in Deutschland bestehenden weit übertreffen. Der „Club français" soll alle diejenigen vereinigen, die der französischen Sprache so weit mächtig sind, daß sie sich wenigstens nothdürftig darin ausdrücken können. Im „Club français" wird nur französisch gesprochen, damit alle daran Theilnehmenden sich gut in dieser Sprache ausdrücken, sie vollkommen beherrschen und sich derselben mit gleicher Fertigkeit wie geborne Franzosen bedienen lernen. Man will nicht blos für ein großes Estaminet, für Billard-, Raach- und Lesezimmer sorgen, sondern auch einen geräumigen Conversationssaal, Gemächer für Gesellschaftsspiele und Musikzimmer errichten. Da Alles auf französischem Fuße eingerichtet werden soll, wird es auch nur französische Küche geben. Es wird versichert, daß ein pariser Eß-Künstler dem Küchen-Departemente vorstehen werde. Hinsichtlich der Weine wird man wohl weniger skrupulös sein.

*** Friedrich der Einzige, bekanntlich ein Liebhaber von Windspielen, ließ seine Lieblinge einmal durch seinen Leibjäger mit einer Schüssel gebratener Feldhühner regalieren. Diana, ein junger lebhafter Hund, nahm ein Hühnchen von der Schüssel, sprang auf des Königs Schreibpult und verzehrte seine Beute auf einem Brief, welchen der König so eben an den von ihm sehr geschätzten Landrath Hübener in Stettin geschrieben hatte und welcher der verbindlichen Worte viele enthielt. Als Friedrich den Brief von Fett triefend sah, lachte er laut auf und sagte: „Gute Diana, du erinnerst mich, daß ich meinen mageren Worten auch eine Portion Fett beimischen muß." — Er fügte wirklich 100 Fred'or mit dem Postscript bei, welches dem glücklichen Briefempfänger die Veranlassung des Glückes erzählte.

[illegible]ristischer Tagesbericht.

([illegible] 29. December)

Wir [illegible] daß die dortige Theaterintendanz im Laufe [illegible] Ankündigung einer neuen komischen Oper des Gro[illegible] Schlöffer: „die Braut des Herzogs" beabsichtigt. Der Text soll interessant und spannend, die Musik heiter und faßlich sein. Die Oper wird in glänzender Ausstattung und mit den besten Kräften der Bühne belegt in Scene gehen, und wir wollen darum nicht versäumen, die hiesigen Kunstkenner darauf aufmerksam zu machen.

— Die thätige akademische Verlagshandlung von Winter in Heidelberg hat einen zweiten Abdruck der dramatischen Dichtungen von Uhland veranstaltet. Das Buch enthält das Trauerspiel Ernst von Schwaben und das Schauspiel Ludwig der Bayer. Beide Dichtungen, zumal Erstere, sind bei ihrem anfänglichen Erscheinen von den Gebildeten der Nation mit wahrem Enthusiasmus begrüßt und später — vergessen worden! Immer aber wäre es noch ein Ueberflüssiges, über den Ernst von Schwaben von Ludwig Uhland eine Kritik zu schreiben, und wir meinen, daß der vorliegende „zweite Abdruck", wenn auch nicht die zweite Auflage, ein redendes Zeugniß wäre für des Buches Trefflichkeit, als wenn wir uns hier noch einmal über den poetischen Gehalt desselben verbreiten wollten. Das Buch ist, wie es die Pietät gegen einen der Besten im deutschen Dichterwald forderte, mit großer Sorgfalt ausgestattet, und gerne, ja, viel lieber sähen wir es in den Händen der deutschen Jugend, als den Monte Christo oder die Geheimnisse von Paris.

— Ein Standbild der großen Schauspielerin Mrs. Siddons soll in der Westminster-Abtei aufgestellt werden; die Statue selbst ist bereits fertig.

Sylvesterlied,

den Huldvereinen zugeeignet

von Theodor Baron v. Sydow.

Du fünf und sieb'nzigstes von meinen Jahren,
Du hast des Guten mir so viel erzeigt
Daß ich es treu durch alle Zeit bewahren,
Fest halten werde, bis mein Herz sich neigt;
Denn alles was erfreuen kann das Leben
Hast Du in reichster Fülle mir gegeben!

D'rum sollst du, schönes Jahr, nicht ganz mir schwinden,
Eh' ich zu deinem Reichthum mich bekannt,
Um dankbar so die Herzen aufzufinden,
Die mir denselben sorglichst zugewandt;
Für sie dann ist dem alten Jahr, besonnen,
Der Glückwunsch auch zum neuen abgewonnen.

Für alle, deren Huld den Port mir baute,
Dessen sich jetzt mein Alter hoch erfreut;
Für sie, die jüngst mein Aug noch einmal schaute;
Für's Herrscher-Paar, das stets mir Huld erneut.
Aschaffenburg, Wien, Frankfurt, Lich, Homburg, Bremen!!!
Mög' zarte Huld dort neu den Dank genehmen.

Graz, Ende December 1846

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 31. December. Nehmt ein Exempel d'ran. Lustspiel in 1 Akt, von Dr. C. Töpfer. (Gastrolle) Die Frau: Fräul. Quint. — Hierauf: Der Heirathsantrag auf Prigaland, Lustspiel in 2 Abtheilungen, von L. Schneider.

Druck von August Osterrieth.

Digitized by Google